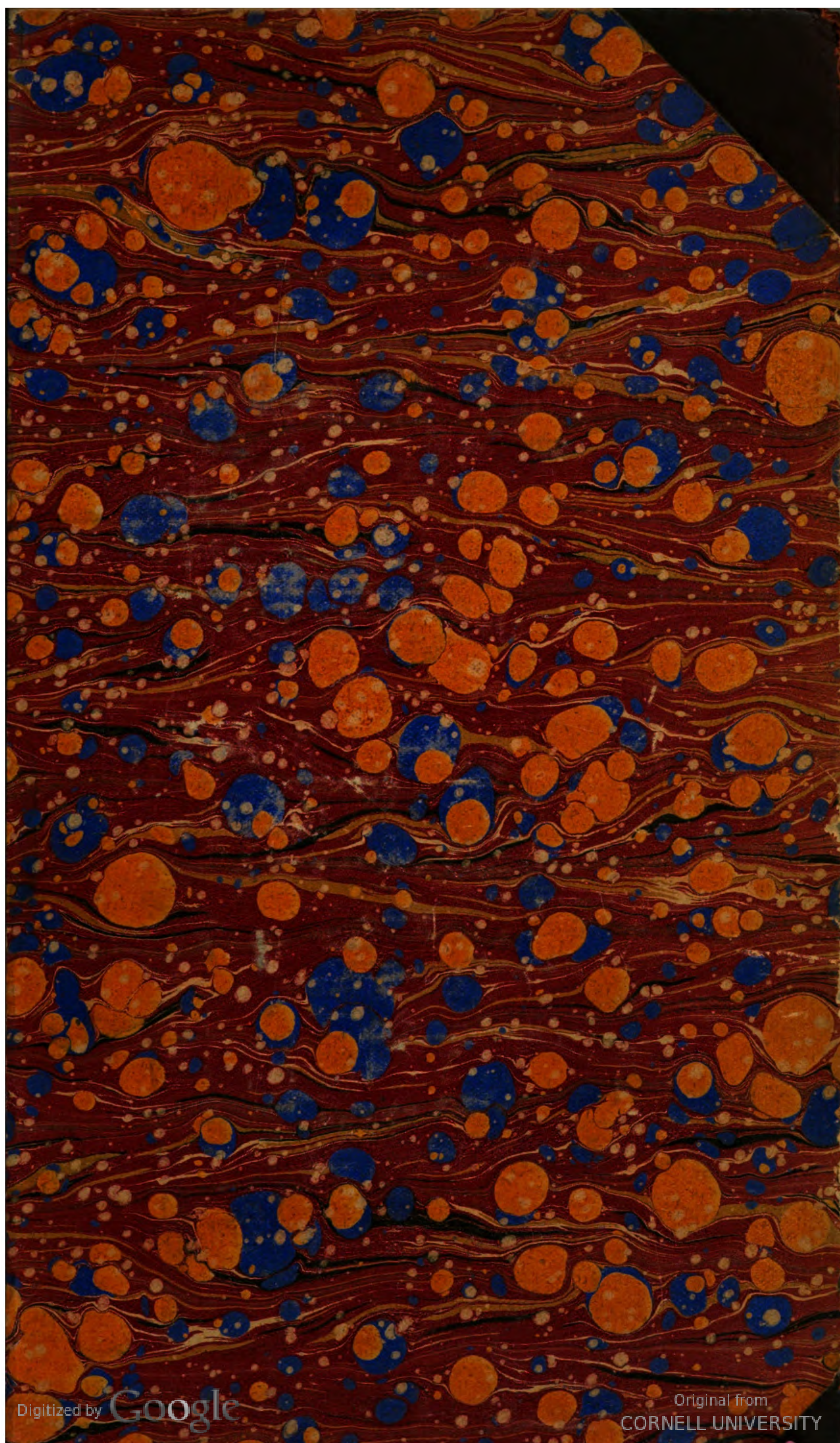



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 507 530






CORNELL UNIVERSITY L
3 1924 106 5

Westermanns Monatshefte



57. Jahrgang. 114. Band. 1. Teil

März bis Mai 1913

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Inhalt des hundertvierzehnten Bandes

1. Teil. März bis Mai 1913

Namen- und Sachregister

Literarische Rundschau

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Die bildenden Künste von Max Osborn

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Musikalische Rundschau von Dr. Georg Schünemann

Das Reich der Frau

Kunstblätter und Einschaltbilder

März.

Hans Huber-Sulzemoos: Im Buchenwald.
Hans Huber-Sulzemoos: Aurikel.
Heinrich Dahmen: Vor dem Brandenburger Tor.
Max Stern: Die Bonne.
Ernst Paul: Adlerjäger.

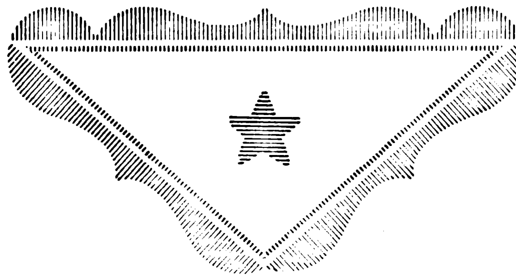
April.

Franz Kunz: Vorfrühling.
Friedrich von Khaynach: Pfau.
Friedrich von Khaynach: Kloster.
Friedrich von Khaynach: Römische Osteria.
Friedrich von Khaynach: Die Hirtin.
Alice von Mengershausen: Mutter und Kind.
Hans Bremer: Nach dem Gottesdienst.
Rudolf Steinhausen: Die alte Waschfrau.
Paul Lumnitzer: Im Klosterfrieden.
Franz Triebsch: Kinderbildnis.
Franz Triebsch: Freifrau von E.
Max Liebermann: Eva.
Reinhold Boeltzig: Sünderin.
Georg Schuster-Woldan: Doppelbildnis einer Dame mit Kind.

Mai.

Richard Pietzsch: Blühender Apfelbaum.
Lesser Ury: Holländische Mühle.
Richard Wagner. Letzte Naturaufnahme aus dem Jahre 1883.
Karl Schrader: Prater-Winter.
Tina Blau: Frühling in der Krieau.
Albert Roth: Chiemgaulandschaft.
Friedrich Felger: Bauernhäuschen im Frühjahr.
Friedrich Felger: Junger Frühlingstag.
Camille Corot: Nachdenkendes Mädchen.
Hans von Petersen: Norwegischer Fjord.
Balthasar Schmitt: Schnitterin.
Else Christoph: Haus mit Kastanien.
Hans Peter Feddersen: Bildnis der Frau H.
Johanna Zschille: In Gedanken.

Verzeichnis der Mitarbeiter





Carl Fahringer: Lebende Blumen.

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 114. I März 1913

Das verlorene Herz

Roman von Albert Geiger

I

Er wußte nicht, wie es kam. Vielleicht, daß die Mischung seines Blutes nicht die richtige war. Vielleicht, daß sein Vorleben etwas zu sehr vom Müßiggang des verfeinerten Aristokraten temperiert worden war. Vielleicht, daß dadurch eine gewisse Schwermut, eine Unzufriedenheit, ein Durcheinanderwallen der Instinkte, eine Unbestimmtheit des Wollens, eine Unklarheit über sein eignes Selbst erzeugt wurde.

Er wußte nicht, wie es kam. Aber er war nicht jung, und er war nicht alt. Er war auch nicht blasiert. Mit der schweigsamen Schönheit und dem müden Trotz einer der Verfallzeit entstammenden antiken Jünglingsgestalt samt aller ihrer seltsamen Rätselhaftigkeit war er bisher durch das bunte, wirre, spöttische Leben gegangen.

Er wußte nicht, wie es kam. Aber es tat ihm manches Mal, ganz in heimlichen, schamhaft empfundenen Augenblicken, bitter weh, daß er nach Leben verlangte und doch eigentlich so gar nicht leben konnte.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er nicht lieben konnte.

Früh verwaist und erwachsen unter der Vormundschaft eines hypochondrischen reichen Onkels, eines einstmaligen Lebemannes, der zu früh alt geworden war, um auf heranwachsende Jugend einen gesunden Einfluß ausüben zu können, war Henri von Champfleury vom Collège mit einer guten, wenn auch etwas unvollkommenen Bildung in die große Welt hinausgetreten. Sein Onkel hatte ihn für die Diplomatenlaufbahn bestimmt, da er gute Beziehungen in den Ministerien hatte. Darüber aber war er gestorben, und Henri, der ohnehin der Laufbahn eines Attachés wie überhaupt der Politik nichts abzugewinnen wußte, stand nun im Getriebe der Klubs, der Theater, der Spielsäle, der Bäder, ohne daß er mit sich und seiner Zukunft etwas Rechtes hätte anfangen können. Er beneidete mitunter irgendeinen Trambahnschaffner, einen Pflasterer, einen Briefträger. Alle diese Leute hatten etwas zu tun. Sie verrichteten etwas der Menschheit Nützliches. Nur er tat im Grunde nichts. Was hätte er auch tun sollen? Er hatte zu allerlei Begabung. Er hatte Jurisprudenz und Philosophie studiert. Ohne sonderliche Befriedigung. Die Schopenhauersche Philosophie, die er in sich aufgenommen hatte, spiegelte ihm nur sein eignes zwiespältiges, zerrissenes Wesen wider. Er spielte gut, ja, mitunter bemerkenswert gut Klavier. Er sang zur Mandoline. Er schnitt Silhouetten seiner Freunde mit einer glänzenden Sicherheit. Er rezitierte die Verse Verlaines,

Baudelaires, Richepins mit Geschmack und Gefühl. Er war Bibliophile und kaufte die seltensten Exemplare. Er war ein ausgezeichneter Reiter und Hochtourist, die Pistole handhabte er mit einer seltenen Meisterschaft, und sein Florettfechten war gefürchtet. Er wußte sein Geld mit Anstand auszugeben, und seine Freunde konnten auf seinen Mut und seine Börse immer rechnen, wenn es galt, Sekundant zu sein oder Spielschulden zu begleichen. Er war also wirklich das, was man einen Aristokraten zu nennen beliebt. Mehr als seine tadellose Gestalt, sein „erstklassig" arbeitender Schneider, seine griechisch-gallischen Gesichtszüge, seine Lord-Byron-Melancholie wirkten seine unbestimmten, blaugraugrünen Augen auf die Frauen. Sie behaupteten, ihr Licht hätte etwas Opalisierendes. Er lachte darüber. Er hatte bis jetzt Weiber kennen gelernt, aber kein Weib. Nicht jenes Weib, jenes einzige Weib, das ihn aus seiner schwermütigen Gleichgültigkeit und Untätigkeit hätte herausdrängen können. So war Henri fünfundzwanzig Jahre alt geworden, immer verfolgt vom Gespenst einer unausrottbaren Langenweile und dem niederschlagenden Bewußtsein der völligen Wertlosigkeit seines Daseins ...

Es war an einem von weichen flutenden Melodien des Lebens durchzitterten und ganz mit Duft gesegneten, von der köstlichen Verschwendung der schaffenden Natur berauschten Maiabend, als Henri in Baden-Baden den Weg an der Oos entlang schritt; an blühenden Magnolien und duftendem Flieder, an Rotdornbäumen, Blutbuchen und Trauerweiden vorbei unter den Wipfeln der alten großen Bäume. Die Farben der Pflanzen, Sträucher und Blütenbäume sahen undeutlich durch das zunehmende Dunkel wie Augen eines entschlafenden Weibes. Die vornehme Welt hatte sich endlich zu einem Gang in der Lichtenthaler Allee aufgerafft. Sie gingen hin und her, einige leidend, andre plaudernd und scherzend, wiederum andre mit sich beschäftigt, gesenkten Hauptes und mit gerunzelter Stirn. Kinder spielten auf den mit Blüten übersäten Wegen. In einiger Entfernung leuchteten am stärksten noch durch die Dämmerung die weißen Blüten der Kastanienbäume um das Konversationshaus. Dort glommen Lichter auf. Und über der Oos in den Hotels begannen langsam sich die roten Lampen an den einzelnen Tischen zu regen. Sie warfen lockende Scheine herüber. Ein alter, sehr kranker Mann wurde in einem Fahrstuhl vorbeigeführt. Eine Nachtigall sang etwas entfernt, und die Amseln sprachen unaufhörlich ihre süße geschwätzige Sprache.

Es war Mai. Mai in Baden-Baden. Die Wälder und Wiesen ringsherum streuten ihre Würze in diesen Abend. Die Oos rauschte mit leise noch aufblinkenden Wellen. Sie hatte schon so vielen Menschenschicksalen gerauscht. Es war bei aller milden, bestrickenden Schönheit eine so unendliche, heimlich erschütternde Melancholie in diesem Abend.

Henri hatte lange auf einer Bank in den Anlagen unweit des russischen Baumes gesessen und dort, in ein trauriges Brüten versunken, dem Gesang der Nachtigall gelauscht, der etwas seltsam Schluchzend-Jubelndes hatte. Er sah ein eng und zärtlich geschmiegtes Pärchen vorbeigehen, das sich Liebesworte zuflüsterte. Er sah den beiden jungen Menschen nach, bis sie im Dunkel der Anlagen verschwunden waren. Die Nachtigall hatte aufgehört zu singen, nur die Amseln schlugen noch mit Inbrunst. Die Oos sang ihr leises Murmellied. Henri erhob sich. Es war nun eigentlich Zeit, zu soupieren. Als er aber hinübersah nach dem Hotel Stefanie, in dem er seinen Aufenthalt genommen hatte, erfaßte ihn ein heftiger Widerwille gegen die kleinen Tische mit den roten Lämpchen darauf. Dort saß die sogenannte feine Gesellschaft: die Welt der Hohlheit, Blasiertheit und Langenweile. Zum Überfluß begann nun auch die Musik im Kurgarten zu spielen:

Rigoletto

Sehnt euer Herz sich
Nach süßen Stunden,
Ein holdes Liebchen
Ist bald gefunden.
Doch bittre Reue
Wird der empfinden,
Der nur an eine
Sich fest will binden ...

Henri lächelte bitter. Er erhob sich und ging mit langsamen Schritten der Seitenstraße gegen den Fremersberg zu.

Er wollte hinauf in den Wald. Einsam sein. Über sich nachdenken. Ach, und was würde dabei herauskommen?

Er ging an den Villen und Pensionen der Fremersberger Straße vorbei. Aus den offenen Fenstern hörte man das Geplauder und Gelächter der Kurgäste. Aus einer Pension klang ein Walzer, der durch die schrille Stimme der Sängerin noch blöder wurde, als er war:

Mädel klein, sag' nicht nein!
Mädel fein, wirst ja mein!
Ja, ich weiß es ganz genau:
Wirst meine liebe kleine Frau ...

Schnellen Schrittes ging Henri weiter, die Bismarckstraße entlang. Der Mond war indessen aufgegangen und übersilberte die ganze idyllisch schöne Landschaft mit einem durch perlmutterfarbene Wolken sanft herabdämmernden Licht.

Mit einem Male traf in dieser schweigsamen Gegend sein Ohr der langhin schwingende Ton einer Altstimme. Dieser Ton berührte ihn so eigenartig, daß er stehenblieb, um zu lauschen. Es war etwas darin vom Halbdunkel dieser verhangenen Mondnacht, vom Flüstern der Bäume, vom Weben der Lüfte, die so sanft und geheimnisvoll hin und her gingen. Und dann klang wieder eine Melancholie heraus, eine süße, schwere, nach Befreiung schmachtende und beklommene sehnsüchtige Melancholie, die Henri an den Gesang von Frauen über russischen Steppen erinnerte. Und wiederum war diese Stimme wie der samtene Schmelz auf den Flügeln eines Schmetterlings.

Die Stimme kam aus einer Villa, und zwar aus einem dunklen Zimmer ebener Erde. Henri ging leise näher. Vor dem Zimmer blieb er stehen. Und nun vernahm er deutlich die Weise und die Worte. Er hatte sie schon einmal gehört. Aus einer Sommervilla in Petersburg. Es war ein ganz einfaches, kunstloses russisches Volkslied. Wie diese Stimme es sang, war es, als löse sich eine schwermütige Seele aus dem Dunkel des Zimmers in die lichtflüssige, verdämmernde Silbernacht:

Zwei Nelken bring' ich, Liebste, dir.
Die rote dir. Die weiße mir.
Die eine stecke in dein Haar,
Das mich ergriff so wunderbar.

Die andre leg' du auf mein Herz.
Sie ist so kühl und stillt den Schmerz.
Die rote Nelke schenk' ich dir.
Die weiße Nelke gib du mir.

Henri stand noch eine Weile. Er lauschte. Der Mond hatte sich nun ganz hinter den Wolken verborgen. Es war dunkel. Nur die Stimme schien noch einen Silberglanz dieser Nacht nach sich zu ziehen.

Etwas regte sich im Zimmer. Ein weibliches Wesen ging langsam aus dem Zimmer. Die Tür fiel zu ...

Henri schritt mit schweren Schritten nach Hause. In seinem Kopfe summte die Melodie und brannte das Lied.

Wer mochte es gesungen haben? Eine seltsame, irrende, sich quälende, unbefriedigte Seele wie die seinige.

Mit schmerzendem Kopfe, heiß das Herz, ging er heim.

Es war etwas in ihm erwacht aus dieser Nacht und dieser Stimme. Fremdartig und doch verwandt.

Henri verbrachte die Nacht in Unruhe. Er stand sehr früh auf und ging in die Anlagen. Der Morgen war herrlich. Duft und Glanz der noch unberührten Natur. Eine befreiende, beseligende Taufrische des Morgens. Blauende Gebirge und umschleiert lockende Ferne. Die schöne Nähe lockte zum Verweilen, und die duftige Ferne lud zu sich hinaus.

Henri ließ sich nieder auf der Bank, auf der er gestern in der Abenddämmerung gesessen hatte. Der herrliche Morgen ließ ihn unberührt. Um ihn war noch immer Nacht, durchwoben von dem schwebenden Klang der seltsamen Stimme.

Er war ganz in sich selbst versunken, wie ein Mensch in einen tiefen Traum hinabtaucht, dessen Inhalt und Bedeutung ihm noch unklar ist.

Da stand vor ihm sein um ein Jahrzehnt älterer Freund Gustav von Marsac. Gustav war das geworden, was Henri nicht hatte werden wollen: Diplomat. Er weilte hier zur Erholung und zur Vorbesprechung der Augustrennen in Baden-Baden. Er war eine jener Naturen, die sich in allen Lagen zurechtfinden und andern gern einen Gefallen tun, wenn sie können. Er war Skeptiker wie Henri. Aber er war kein Pessimist geworden. Er nahm die Dinge, wie sie nun einmal waren.

Er sah Henri an, und er fühlte, daß etwas in ihm arbeitete. Er setzte sich neben Henri. „Du siehst ja an diesem prächtigen

Morgen aus wie ein Pfarrer, der eine Leichenrede hält. Was gibt's denn?"

„Nichts!" erwiderte Henri, mit dem Stock im Sande herumzeichnend.

„Nichts! Das soll heißen: Kümmere dich gefälligst um deine Angelegenheiten!"

Henri sah vor sich hin. Ein grünes golddurchzittertes Licht floß von den Blättern der Bäume herab auf den rötlichen Sand. Dann sah er auf und sagte langsam: „Die Wahrheit zu gestehen: ich habe eine Frauenstimme gehört, die ich nicht vergessen kann. Gestern abend. Aus einem dunklen Zimmer in die Mondnacht singen. Ich hätte Lust, zu wissen, was das für ein Weib ist."

„Wo war denn das?"

Henri zögerte. Endlich erwiderte er: „Oben gegen den Fremersberg zu. In der Bismarckstraße."

„In der Bismarckstraße? Halt!" Gustav sann nach. „Ah, das ist die Gräfin d'Orbesson."

„Kennst du sie?"

„Ja! Ein wundervolles Weib. Mitte der Dreißig. Groß. Stolz. Schlank. Auf jener Grenze, wo die Reife des Körpers noch nicht in das Üppige übergegangen ist. Prachtvolle schwarze Augen. Und ein Haar, wie es keine Französin jemals schöner zeigen konnte. Lange schwarzblau glänzende Flechten. Sie umrahmen ein edles blasses Gesicht von klassischer Schönheit, in dem die großen schwarzen Augen wie Flammen stehen. Sie ist hochgebildet. Besonders musikalisch! Dazu von einer Feinheit der Rasse und des Benehmens —" Gustav spitzte die vollen, von einem kleinen blonden Schnurrbärtchen gezierten Lippen wie ein Gourmet, der an eine besonders köstliche Speise denkt.

Henri lächelte schwermütig. „Du wirst ja zum Schwärmer!"

„Sieh dieses Weib erst an, dann spotte! Übrigens ist sie Witwe. Ihr Mann war Attaché bei der Botschaft in Petersburg und ist nach kurzer Ehe gestorben. Ich bin heute nachmittag zum Tee bei der Gräfin. Sie hat mir geschrieben wegen geschäftlicher Dinge. Leider Gottes interessiert sie sich für mich nur rein geschäftlich. Willst du mitkommen?"

In diesem Augenblick fuhr ein elegantes Gig in langsamem Tempo durch die Lichtenthaler Straße. Eine Dame lenkte. Sie hielt die Zügel mit lässiger Grazie. Hinter ihr saß der Groom mit einem blasierten Gesicht. Die Dame fuhr offenbar so langsam, um sich des herrlichen Morgens zu erfreuen. Sie trug ein enganschließendes Kleid von weichem weißem Tuch, das ihre Formen voll zur Geltung kommen ließ. Auf dem edelschönen, von dem herrlichsten blauschwarzen Haar umrahmten Haupt saß ein großer Florentiner. Sie sah wie in Gedanken versunken mit den großen schwarzen Augen vor sich hin.

„Parbleu, da ist sie ja, die Gräfin!" rief Gustav lebhaft. „Genau wie die Fee im Märchen. Soll ich dich vorstellen?"

Henri fühlte sein Herz klopfen. Er ärgerte sich darüber. Doch dann sagte er in kurzem, gemacht gleichgültigem Tone: „Ja!"

Die beiden gingen mit schnellen Schritten, Gustav voran, Henri von einer uneingestandenen Bewegung ergriffen, der Allee zu. Gustav lüpfte seinen Panama.

Die Gräfin hatte mit einem leichten Zügelruck das Pferd angehalten. Nun sah sie herab. Und wie sie so saß und herabsah, hatte sie etwas von einer antiken Statue, und doch war etwas Weiches in ihr: die Sehnsucht eines im Beginn verlorenen Innenlebens lag in ihren großen schwarzen tiefen Augen. Ihre Schönheit hatte etwas Königliches, aber bei aller Hoheit und allem Stolz auch etwas Trauriges, das ergriff.

Henri betrachtete sie. Dann senkte er die Augen. Er hörte, wie Gustav ihn vorstellte und wie die Gräfin antwortete. Er hörte die Stimme der nächtlichen Sängerin wieder. Er hörte auch zwischen der kurzen Konversation der beiden, wie sein Freund fragte, ob er Henri des Nachmittags zum Tee bringen dürfe. Er fühlte, daß die Gräfin ihn mit ihren ruhigen großen Augen prüfte. Und er empfand eine ihm ungewohnte Befangenheit.

„Der Herr Vicomte wird mir willkommen sein." Dann ein Zügelruck. Der Wagen fuhr weiter durch die blühende und duftende Allee.

Es war, als ob ein Traum entgleite.

Henri sah der Gräfin nach. Er fuhr sich über die Stirn. Was ging mit ihm vor?

Gustav drückte ihm die Hand und sah ihn forschend an. „Also um fünf Uhr!"

Henri schrak auf. Er nickte. Dann ging er weiter. Durch die blühenden Anlagen hindurch sah er den Wagen mit der seltsam schönen Frau dahingleiten.

Kurz nach fünf Uhr standen Gustav und Henri vor der stillen Villa.

Ein alter, weißhaariger Diener öffnete.

Das Entree und der Salon, in den sie geführt wurden, bestätigten den gediegenen, wahrhaft vornehmen Geschmack, den die Gräfin in ihrer ganzen Erscheinung Henri verraten hatte. Es waren Ebenholzmöbel mit eingelegtem Perlmutter, die sich von einem weißen Getäfel abhoben. Kostbare Sevresporzellane, seltene chinesische Fayencen, Schnitzereien und Bronzen standen in den Vitrinen. In der Mitte dieses Teezimmers, in dem die Gräfin nur Nahestehende zu empfangen pflegte, stand ein herrlicher chinesischer Teetisch. Er stammte noch aus ihrer Petersburger Zeit und war geschnitzt mit den wunderlichsten Gestalten und Darstellungen. An den Wänden hingen einige Kupferstiche.

In diesem Raum erwartete die Gräfin ihre beiden Gäste.

Ein Crêpe-de-Chines-Kleid, graublau, leicht hinfließend wie Wellen, umhüllte ihre Gestalt. Um den Hals trug sie ein Halsband von seltenen Lapislazulisteinen in viereckiger Fassung, angehängt an eine Platinkette. Diese großen Steine waren die Ergänzung zu einer von ebensolchen Steinen hergestellten herrlichen Agraffe, die das Gewand am Busen zusammenraffte.

So stand sie stolz und hoch und doch mit einer empfangenden Güte auf den Lippen. Sie nickte leicht mit dem edelschönen Haupt. Und es war etwas ungewiß Erwartendes in diesem Nicken und in ihrem Lächeln, mit dem sie die Besucher empfing.

Man setzte sich. Man plauderte.

Das heißt: Gustav plauderte. So was man kausieren nennt: Vom neuen Luftschiff, von dem Unfall eines seiner Freunde, der als Flieger in der Nähe von Paris aufgestiegen und mit dem Aeroplan aus der Luft gefallen war. Glücklicherweise war nicht der Flieger, sondern der Apparat in Stücke gegangen. Er erzählte von einem Dutzend andrer mehr oder minder wichtiger Dinge. Dabei beobachtete er verstohlen unausgesetzt die Mienen der Gräfin und seines Freundes Henri. Das war sein Sport: die Anfänge einer Liebesgeschichte zu beobachten. Späterhin betrachtete er den Verlauf. Aber mehr von der Ferne. Nur der Anfang, das Knospen vor der Entfaltung der Blüte war ihm ein Genuß. Er war ein Gourmet nach seiner Art, aber ein prächtiger Kerl, einer, auf den man zählen konnte.

Die Gräfin hatte die Augen gesenkt. Nun hob sie die Wimpern und sah Henri an.

Er erwiderte diesen Blick und — errötete.

Es war ein Schweigen.

Dann sagte Henri stockend: „Ich habe Sie gestern singen hören, Frau Gräfin. Es war ein sehr schwermütiges Lied, das Sie sangen."

Sie senkte wieder die Augen. Dann sah sie auf, und ihre Augen strahlten von einem verschleierten Feuer. Dann sprach sie mit ihrer tiefen, weichen Stimme: „Es war mir auch sehr schwer zumute an diesem Abend."

„Es sollte einem nicht schwer zumute sein!" erwiderte Gustav lächelnd mit einem leichten Spitzen seiner Mundwinkel.

„Ja, wie soll man das zuwege bringen?" fragte die Gräfin mit einem feinen, ein wenig herausfordernden Spott.

Und nun sprach Henri: „Die Römer haben ihr blankes Schwert auf die Knie gelegt. Und so haben sie den Feind erwartet. So sollten auch wir das kalte Schwert der Gelassenheit auf unsre Knie legen und den Dingen, die da kommen, ruhig in das Auge sehen."

„Wenn uns das Schwert aber aus den Händen fällt?"

Die Blicke der Gräfin und Henris kreuzten sich bei diesen Worten. Er sah kurze Weile in diese herrlich strahlenden und doch etwas müden, frauenhaften Augen. Dann sprach er langsam, mit einer seltsamen Betonung: „Dann ist man eben der besiegte Kämpfer."

„Und dennoch Sieger vielleicht?" fragte Gustav dazwischen.

Stille im Gemach.

Draußen im Garten sangen die Vögel. Der Maitag webte sein schimmerndes Gewand.

Die Gräfin sah vor sich hin.

Dann hob sie die samtenen schwarzen Augen und sprach halblaut: „Vielleicht — ja — vielleicht auch bleibt der Besiegte — Sieger. Wenn der Gegner edelmütig genug ist, seinen Vorteil nicht auszunützen."

Nun sah Henri die Gräfin fragend an. Und nun errötete — sie.

Der Tee wurde serviert, und man plauderte.

Gustav empfahl sich nach dem Tee mit einem diplomatischen Lächeln. Henri wollte mit ihm aufstehen. Aber Gustav

nötigte ihn mit einer schalkhaften Handbewegung auf seinen zierlichen Sessel: „Die Gräfin wird dich gewiß noch einen Augenblick dabehalten wollen. Sie hat so wenig Verkehr hier, daß ihr die Anwesenheit eines geistreichen Menschen nicht unerwünscht sein wird. Nicht wahr, Gräfin?"

„Geistreich?" sagte Henri. „Du machst schlechte Witze."

Die Gräfin lächelte. Es war ein unbestimmbares, schwermütiges und doch graziöses Lächeln: „Ich erlaube Ihrem Freunde, zu bleiben. Und Ihnen, Herr von Marsac, kann ich nicht verbieten, zu gehen."

„Sie sind liebenswürdig, Gräfin!" erwiderte Gustav heiter. „Ich werde von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen. Ich hoffe Sie morgen beim Korso zu sehen."

„Ach, mein lieber Vicomte, Sie wissen, wieviel ich mir aus solchen Vergnügungen mache."

„Nun denn," sagte Marsac, „ich resigniere. Leben Sie einstweilen wohl. Mein Freund wird Ihnen mehr sein."

Er beugte sich galant auf die längliche weiße, feine Hand der Gräfin und drückte seine Lippen leicht darauf. Dann ging er.

Die beiden waren allein.

„Glauben Sie wirklich, Frau Gräfin, daß ich Ihnen mehr sein kann als mein Freund?" fragte Henri nach einer Weile mit verschleierter Stimme.

„Ihr Freund ist ein ausgezeichneter Mensch, ein guter Kamerad. Er hat mir schon wichtige Dienste geleistet. Allein —"

„Nun?"

Die Gräfin stockte. Dann sprach sie langsam: „Er hat als Mensch kein Fluidum für mich."

„Und ich," versuchte Henri zu scherzen, „hätte ich mehr Fluidum?"

Die Gräfin antwortete eine Weile nicht. Dann sagte sie sehr langsam: „Ich kenne Sie erst zwei Stunden. Aber ich habe das Gefühl, daß Sie nicht sehr glücklich sind. Und diesem Gefühl ist mein Wesen, ist mein Schicksal sehr verwandt."

„Sie haben recht gefühlt, Frau Gräfin! Ich bin durchaus nicht glücklich."

„Und woran leiden Sie?"

„An mir selbst."

„Wollen Sie mir das nicht näher erklären?"

„An der Einsamkeit meines Lebens, an der Leerheit meiner Tage, an der Unfähigkeit, wahrhaft zu lieben und so auch wahrhaft zu leben."

Henri hatte diese Worte schwer atmend gesprochen. Nun stützte er das feingeschnittene Haupt in die schlanken Hände.

„Nun, einsam war ich auch," erwiderte sie langsam. „Ein langes Leben hindurch. Zuerst starb mein Mann. Nach kurzer Ehe. Dann widmete ich mich der Erziehung meiner Tochter, die mich liebt, aber mich niemals so recht verstanden hat. Nun ist sie seit Jahren in einer Pension am Neuchâteler See. Und ich bin mit Ausnahme ihrer Ferien allein. Mit meinen Gefühlen, mit meinen Gedanken, die mir immer nur das *eine* sagen: daß mein Leben verfehlt ist. Und so bin ich eine alte Frau geworden." Sie lächelte. Dann fuhr sie aufblickend fort: „Ich weiß nicht, warum ich gleich so bei unsrer ersten Begegnung Ihnen diese Dinge sage, Herr von Champfleury. Jedoch —" Die Gräfin stockte wieder. Dann sprach sie mit offenen, freien und wahrhaft königlichen Augen: „Sie sind mir sympathisch. Ich fühlte es gleich, als Sie eintraten: daß ich einen Menschen vor mir habe. Und unter Puppen hab' ich zu lange gelebt, um das nicht schätzen zu können."

„Die Welt der Puppen habe auch ich nur zu sehr kennen gelernt," erwiderte Henri. „Sie war mir immer widerlich. Darum bin ich auch so ganz für mich. Es ist manchmal schmerzlich, das Einsamsein! Aber doch tausendmal besser als die große Welt, in der man nicht viel mehr lernt, als hier und da herzhaft zu gähnen."

„Aber Sie sollten sich doch nicht zu sehr der Welt entziehen!" sagte die Gräfin herzlich. „Sie sind ja noch jung. Vor Ihnen, Herr von Champfleury, liegt noch das volle offene Leben. Sie können es gestalten im besten Sinne. Ist es nicht möglich, daß Sie die Straße finden, die Sie hineinführt?"

„Ich wünschte ein Herz, das mit mir schlägt. Eine Hand, die die meine hält. Eine Stimme, die mir Vertrauen auf mich selbst einflößt. Ein Glück, das mir die Jugend gibt, die ich nie gehabt habe, das mich warm macht und reich und stark. Eine nicht schwindende Illusion. Eine Seele, die durch Leid gegangen ist und zur Freude erwachen

will. Dann — ja — dann! Dann könnte mein Leben vielleicht ein Leben sein! Aus Ihrer Stimme, Frau Gräfin, hat etwas wie von einer solchen Seele getönt. Es ist mir wie eine neue Welt, die sich in mir regt. Eine von seltsamen Farben funkelnde, die ich nie bisher gekannt habe. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage, Frau Gräfin. Auch ist es mir, als ob sich Gefühle und Kräfte in mir regten, die gebunden waren."

Die Gräfin kreuzte ihre schönen schlanken Hände und sah auf sie herab in ihren Schoß. Endlich sagte sie, mit einer weichen Tiefe in der Stimme: „Soll ich Ihnen singen und spielen?"

„Ja, Frau Gräfin! Man könnte mir kein größeres Glück bereiten!"

Sie setzte sich mit einer dehnenden Bewegung der herrlichen Glieder an den Flügel. Die Dämmerung war unterdessen hereingebrochen. Die Gräfin blätterte unentschlossen in dem Notenbuche vor ihr. Endlich begann sie zu spielen. Zuerst wie in Beklommenheit — zögernd. Aber gerade darin lag die Poesie ihres Spiels. Es war, als ob eine Seele sich langsam und schamhaft entschleiere.

Sie spielte die Cis-Moll-Sonate, die Mondscheinsonate von Beethoven.

Die ersten Töne kamen wie schwer fallende silberne Tropfen. Silberne Tropfen aus einem bedeckten, weich umschleierten Mondnachtsilberhimmel. Unten sangen die Triolen ihre leise wogende Weise. Aber hoch über ihnen hob sich die Melodie, die immer voller und selbstherrlicher ward, und dann zerrann wieder alles in das Gewebe dieser Töne und Akkorde. Alles schien spinnender Mondnachtduft geworden zu sein. Stärker aber erhob sich die klagende, sehnende, fordernde Oberstimme. Es war ein Beruhigungsgesang heimlichen Wehs in diesen Tönen, wie verschluckte, zu Akkorden gewordene Tränen stieg es auf. Dann brach es ab.

Das Menuett begann. Die Gräfin war ihrer Erregung völlig Meisterin geworden. Leicht, beschwingt, freudebegehrend erklang die flüssige Weise unter ihren Händen.

Aber mit einem Male brach der Sturm herein. Wild, empört, nach Erlösung, nach Stillung des Verlangens schreiend, peitschten die Akkorde das Thema hinauf. Dazwischen wieder kurze Augenblicke der Selbstbeschwichtigung, Selbstbeschwörung, Selbsttröstung. Dann stärker der Sturm. Er raste. Und er flehte im Rasen. Und er widersprach sich und erzürnte sich über sein Flehen.

Dann noch einige wild auseinandergerissene Akkorde. Noch einmal das Silberrieseln. Und dann — jäh ein gewaltsamer Schluß ...

Die Gräfin war aufgestanden. Sie war zum Fenster getreten und sah hinaus. Der Mond stand schon mit schwachem Leuchten über den Bergen.

Henri saß in der Tiefe des Zimmers. Er betrachtete die Gräfin. Das Zimmer hallte noch von dieser unbeschreibbaren Musik. Die Gräfin stand da: hoch, stolz, reif. Und schlank zugleich.

Henri fühlte den Schauer, der von ihr ausging, wie einen Hammerschlag in sein pochendes Herz. Endlich stand auch er auf und trat auf sie zu.

Sie stand blaß und beherrscht wie eine antike Göttin.

„Gute Nacht! Ich danke Ihnen!" sagte er mühsam. „Diese Stunde hat etwas in mir berührt, das im Tiefsten vergraben lag." Er beugte sich auf ihre schöne, vom Spiel heiß gewordene Hand und küßte sie mit bebenden Lippen.

„Gute Nacht! Vielleicht — auf Wiedersehen." Sie nickte mit dem schönen Haupt. Dann schloß sie die Tür hinter ihm, setzte sich auf den Klavierstuhl am Flügel, stützte das Haupt und sann.

Die Gräfin Susanne d'Orbesson stammte aus einem sehr alten Neuchâteler Adelsgeschlecht. Sie war in klösterlicher Stille kalvinistisch fromm erzogen worden. Dann, als Mädchen von siebzehn Jahren, hatte sie halb wider Willen, halb mit Willen geheiratet. Einen älteren Mann. Er hatte deutsches Blut im Einschlag. Einer seiner Vorahnen war Kommandant von Neuchâtel gewesen — damals, da Neuchâtel noch preußisch war. Susannes Mann war ein gerader, aufrechter Mensch gewesen. Allein für ein junges, nach der Klosterklausur das Leben, die Liebe, die Freiheit begehrendes Mädchen taugte er nicht. Dennoch heiratete ihn Susanne. Denn die Ferne und das ihr unbekannte Leben lockten sie. Und sie war ja noch ein halbes Kind. Sie wußte nichts, weder von der Liebe noch von der Ehe.

Der etwas kränkliche Mann wurde zuerst zur Botschaft nach Madrid, dann nach Stock-

holm, dann nach Berlin und endlich nach Petersburg berufen. Diese Berufungen erfolgten infolge diplomatischer Verschiebungen in wenigen Jahren. Susannes Gatte hatte sich in Frankreich naturalisieren lassen, um dort in die diplomatische Karriere hineinzukommen. Die französische Regierung hatte gerade in jener Zeit aus allerlei politischen und zum Teil auch persönlichen Gründen einen besonders lebhaften Botschafterwechsel. Unter den vielerlei Reisen und den veränderten Klimaten hatte Susannes Gatte, der zudem ein unermüdlicher Arbeiter war, mit seiner ohnehin geschwächten Gesundheit schwer zu leiden. Es war in Petersburg, wo ihn eine Influenza rasch dahinraffte, eben, da er im Begriff war, in eine höhere Stellung einzurücken.

Susanne trug ihr einziges Kind, das sie von ihm empfangen hatte, im Schoß. Sie stand sehr allein. Ihre Eltern waren gestorben. Und gegen ihre steifen und überfrommen Verwandten hatte sie einen doppelten Widerwillen, seitdem sie das Leben im großen Stil kennen gelernt hatte. Was tun? Sie blieb zunächst in Petersburg, ohne eigentlich nähere Bekannte und ohne besonderes Interesse an dieser Stadt. In dieser Stille ihres Lebens und in der Erwartung ihres Kindes begann sie über sich und ihr bisheriges Dasein nachzudenken. Was hatte sie, genau besehen, bisher vom Glück, von der Liebe, von der Leidenschaft, von dem bestrickenden, fortreißenden Glanz des Daseins gehabt? So viel wie nichts! Sie war an einen alternden, kränkelnden Mann gekettet gewesen, der sie redlich und ehrlich geliebt und den sie respektiert hatte. Aber wo waren die Flammen, die aus dem Innersten hervorschlagen und bereit sind, zu entzünden, mit Feuer unsäglicher Beglückung zu erfüllen und vielleicht auch in Seligkeit zu vernichten? Sie hatte sich an einem Herdfeuer die Hände gewärmt, das war alles. Sie hatte einen Strom mit wilden Wellen gewünscht, und sie hatte ein stagnierendes, langsamfließendes Wasser gefunden. Der Kopf schmerzte sie. Und ihre Gedanken verwirrten sich, wenn sie an ihr Leben dachte.

Dann kam das Kind. Es war blond wie der Vater, ein germanisches Blond. Susanne hatte ihre ganzen Hoffnungen auf das Kind geworfen. Es sollte die Leere ihres Lebens mit jungem, frischem Leben erfüllen. Denn es hatten sich ihr wohl junge Männer zu nähern versucht in aller der Zeit, da sie mit ihrem Gatten in den verschiedenen Städten und auf Reisen gewesen war, aber keiner hatte auch nur das Geringste von seelischer Anteilnahme, geschweige von Begehren in ihr zu erwecken gewußt. Sie hatten tadellose Schnurrbärte und Backenbärte, wundervolle Schlipse, auf kunstreiche Art geschlungen, tadellose Anzüge nach englischer oder Pariser Form; sie wußten gefällig zu plaudern, sie sangen sogar und musizierten, und wenn es hoch kam, dichteten sie. Aber was hatte die schöne, stolze und ernste Susanne mit solchen Menschen zu tun? Sie klammerte sich an ihr Kind, ihr Ein und Alles, ihre Welt, ihr zweites und, wie sie in Gedanken traurig hinzusetzte, hoffentlich glücklicheres Leben.

Allein nun zeigte sich ein ab und zu beobachtetes psychisches Phänomen.

Mochte es mit der Verschiedenheit der Rassen zusammenhängen, mochte es an der Tochter selbst liegen, mochte die Mutter trotz allem liebevollen Bemühen für ihr Kind nicht den richtigen Ton finden, mochte vielleicht auch die Tochter instinktiv aus ihrer Natur heraus mit dem eigensinnigen Trotz der erwachenden Jugend ihren Weg für sich suchen wollen — was nun auch immer es sein mochte, etwas, das vielleicht in den geheimnisvollen Tiefen des Unterbewußtseins schlummerte: Mutter und Tochter konnten sich nicht so recht zusammenfinden. Es herrschte nicht jenes volle Aufgehen ineinander, dessen Mutter und Kind bedürfen. Die Gräfin zergrübelte sich in einsamen traurigen Stunden vergebens den Kopf, wie das alles so anders hatte kommen können, als sie es erhofft hatte. War es vielleicht dieses, daß sie ihrem gestorbenen Gatten nicht ihr volles Liebesgefühl entgegengebracht hatte, entgegen hatte bringen können?

Einmal erbebte sie bis ins Tiefste.

Reinette hatte sie mit den klaren und etwas harten blauen Augen angesehen. Dann hatte sie gefragt: „Hast du Papa liebgehabt, als du ihn heiratetest? Er war doch so viel älter als du!"

Die Gräfin erwiderte in mühsam verhaltener Erregung, mit heiß aufsteigenden Tränen kämpfend: „Mein Kind, ich war deinem Vater eine gute Gattin!"

Reinette hatte nichts geantwortet. —

Kurze Zeit darauf, als Reinette sechzehn Jahre alt war, hatte sich die Gräfin entschlossen, sie in ein Pensionat in der französischen Schweiz zu geben. Unter ausdrücklicher Zustimmung Gustavs, der ihr schon lange freundschaftlich nahestand und auf der Gräfin Wunsch der Vormund Reinettes geworden war, nachdem der frühere Vormund, ein Freund des verstorbenen Grafen, nach England übergesiedelt war.

Vielleicht würde sie dort in der Schweiz der Schmerz des Vereinsamtseins unter fremden Menschen lehren, die Güte eines liebenden Mutterherzens zu verstehen, zu empfangen, zu umfassen mit liebezitternden Händen als das köstlichste Geschenk des Daseins.

Aber Reinette ging kühl und gelassen.

Nun war der Traum vom Kinde zerronnen. Und die Gräfin war allein. Ganz allein. Fast wie ein Toter in seinem Sarge.

Sie dachte zuweilen darüber nach, warum sie noch lebe. Ihr ganzes Leben kam ihr vor wie ein unerfüllbarer Wunsch, und doch schmachtete und schrie ihr Herz nach Liebe, nach der großen Erfüllung des Lebens, ohne die der Mensch ein Stückwerk ist.

Aus dieser verzweifelten Stimmung heraus erwachte in ihr eine starke Sehnsucht nach der Musik, als der stärksten, aus dem Gefühl geheimnisvoll hervorquellenden mystischen Sprache des Inneren.

Sie hatte zuerst in Bern, dann in Paris eine hervorragende Ausbildung genossen. Nun spielte und sang sie unermüdlich. Gleich einer verwundeten Nachtigall, die ihren Schmerz in den letzten ergreifenden Tönen hinausschluchzt. Sie las viel. Sie machte gefährliche und langwierige Bergtouren. Sie ließ sich auch zuweilen in den Strudel der Gesellschaft ziehen. Aber sie ging durch die Menschen und ihr Treiben hindurch: schön, stolz, kühl und blaß. Niemand ahnte, welch atmende Sehnsucht in ihr pochte. Immer gleich gütig und freundlich, sympathisch durch den feinen Zug verborgenen Leidens in ihrem Antlitz, war und blieb sie unnahbar für die Männer.

Sie lebte im Winter in Paris, im Frühling und Herbst in Baden-Baden. Die Sommermonate verbrachte sie gewöhnlich in Trouville oder Etretat. Manchmal, wenn sie vollste Ruhe genießen wollte, zog sie sich auf ihr waldkühles Schloß am Neuchâteler See zurück.

Aber immer und immer wieder hatte sie das wehe, in ihrem Innersten bebende Gefühl der Zwecklosigkeit ihres Daseins. Sie hatte ja nicht einmal ihrem Kinde Mutter sein können. Und was hatte die Welt ihr sonst zu bieten! Selbst die große, herrliche, milde Trösterin Musik versagte ihr in solchen Stunden. Sie sah das Leben vor sich wie eine lange graue Straße.

Da begegnete ihr Henri von Champfleury. Mit einem Male erwachte etwas in ihr. War es der Klang seiner etwas müden, aber in ihrer Weichheit so sympathischen Stimme? War es sein schönes, schwermütiges Gesicht, das in seiner klassischen Form einem trauernden Achilles gleichen konnte? War es die lässige Schwermut und doch der Adel seiner Gestalt, seiner Bewegung, seines Eintretens und seines Abschiednehmens? War es das Gefühl, daß auch hier ein Herz verborgen bebe in einer vielleicht sich selbst uneingestandenen Sehnsucht? Oder war es der Opalschimmer dieser seiner seltsamen Augen, die jählings von einem tief inneren Feuer aufglühten? War er — und die Gräfin zitterte bei diesem Gedanken — am Ende der Mann, der für sie bestimmt war? — Ihr schauderte vor den Zukunftmöglichkeiten, die dieser Gedanke gleich Häuptern der Gorgo ihr entgegenreckte. Und doch konnte sie das Bild, das seltsam schwermütig schöne Bild Henris nicht aus den Augen und nicht aus der Seele bringen.

Es verfolgte sie noch in Schlaf und Traum, lange nachdem Henri gegangen war. Es machte sie unruhig. Ihr ward heiß. Sie stand auf und trat an das offene Fenster.

Ringsum feurige und matt verschwommene Augen, die Lichter Baden-Badens im Tal, an den Höhen. Die Kurmusik tönte vernehmlich herauf, und die blütenschwere, blätterflüsternde Mondnacht wob ihren Zauberschleier. Alles, alles sprach in verhaltenen und doch so vernehmlichen Lauten von Leben, Sehnsucht, Glück.

An dem Staffelweg, der von der Promenade heraufführt, sah sie ein Liebespärchen stehen, eng umschlungen. Da fiel ihr ein, daß sie in Petersburg in einer jener Nächte, die man „weiße“ nennt, bei einer der Sommervillen ein Liebespärchen

hatte stehen sehen. Auch in solch zärtlicher Umschlingung. Sie schienen die Welt vergessen zu haben. Es war ein Kosak und sein Mädchen. Die Gräfin hatte dem Kutscher befohlen, langsam zu fahren, um die schöne Nacht mit ihrer nordischen Zauberhelle ganz auszugenießen zu können. So konnte sie im Vorbeifahren deutlich hören, wie das junge Mädchen zärtlich in singendem Tone zu dem Kosaken sagte: „Moi golubtschick!“ Mein Täubchen du! Sie erinnerte sich mit schmerzlicher Empfindung, wie sie damals, seit zwei Jahren Witwe, diese beiden jungen Menschen um ihr einfaches Glück beneidet hatte.

Und jählings stieg aus ihrer Brust, heiß wie ein roter Blutstrom, ein wildes, kaum unterdrücktes Schluchzen, als ob die lange zurückgedämmte Sehnsucht wie ein ungeduldiger, zu lange gehemmter Fluß eine Schleuse gesprengt hätte. Sie weinte schwere, bittere Tränen.

Oh, wo war ihre Jugend? Ihre blütenreiche, köstliche, herrliche Jugend geblieben? An wen hatte sie ihr Höchstes in kindischem Unverstand dahingegeben? Und nun — war es möglich? Liebte sie? Konnte sie noch lieben? Hatte sie noch das Recht, zu lieben?

Daß sie Henri nicht gleichgültig war, hatte sie mit dem Feingefühl des Weibes rasch empfunden. Aber durfte sie ein solches Gefühl jetzt noch erwidern?

Und wieder quollen ihr die bitteren schweren Tränen. Zitternd wie ein hilfloses Kind schlich die sonst so beherrschte Frau zu ihrem Lager. Zitternd wie ein Kind deckte sie sich zu und verbarg das Haupt in ihre bebenden Hände.

„Moi golubtschick!“ tönte es in ihr nach. —

An dem Staffelwege stand noch immer das Liebespärchen. Sie waren noch enger und zärtlicher beieinander. Sie küßten sich. Die Nacht wob über die Lichter Baden-Badens ihren hauchenden Blütenzauber weiter.

Henri war nach einem ziellosen Umherirren in den Anlagen hinter dem Kurhause, dann durch die beleuchtete Stadt hindurch nach dem Annaberg hinauf und dem Merkur zu, weiter auf Wegen durch Wald und Wiesen nach Lichtenthal herunter in sein Hotel gekommen, wo er mechanisch aß und trank. Immer im Banne der Frau, die er gesehen — nein! die er erlebt, gefühlt hatte bis ins Innerste.

Indem er aß und trank, griff er sich zuweilen an die Stirn. Was war mit ihm vorgegangen? Es war, als ob ein Bild in seine Seele gestellt worden wäre, unzerstörbar, unverlöschlich. Und dazu sang eine wunderbar schwermütig schöne Stimme seltsame Klänge. War er noch er selbst? War er nicht schon dahingegeben in die Hand dieser Frau? Er! Der bis dahin aller Weiber gespottet hatte! Dem sie ein Spielzeug gewesen waren, jetzt genommen, dann in die Ecke gestellt und bis auf ein blasses Nachleuchten der Erinnerung, manchmal aufzuckend, wieder vergessen.

Er zahlte. Völlig geistesabwesend. Er gab Geld hin und wußte nicht, was er herausbekam. Er legte ein Geldstück als Trinkgeld hin. Es war eine Goldmünze. Der Oberkellner sah Henri fragend an. Da dieser aber jäh aufstand und sein Tischchen verließ, so steckte er das Geld ein und zuckte philosophisch mit den Achseln.

Henri ging wieder fort. Es zog ihn nach dem Fremersberg zu. Er ging durch die Anlagen die Fremersberger Straße hinauf. In einer Konditorei unter breitästigen Platanen saßen plaudernd und trinkend Gäste. Er fühlte eine Hitze in sich, seine Kehle war wie ausgedörrt. Er bestellte sich Eis. Es war schlecht, aber er aß es doch.

Dann zündete er sich eine Zigarette an. Und im Halbdunkel der entferntesten Platane, unter die er sich hatte setzen können, suchte er seine Gedanken zu sammeln.

Liebte er diese Frau? Konnte Liebe so jählings von heute auf morgen in das Leben eines Menschen geschritten kommen? Er sann und sann. Und er sah immer wieder nur dieses eine: das stolze, königliche, traurige Weib.

Lange saß er so. Er saß in ihrer Nähe. Er fühlte ihren Pulsschlag. Er fühlte ihr Wesen in sich einströmen. Er meinte ihre Stimme, ihre schwermütig klagende Stimme durch die laue, blütenduftende Nacht herschwellen zu hören.

Zu ihm? ...

Wenn er ihr nicht gleichgültig geblieben war, was in des Himmels Namen sollte aus dieser Sache werden? Diese Frau

konnte man nicht in die Tasche stecken wie einen reifen Apfel oder wie eine Blume ins Knopfloch.

Die Gäste erhoben sich. Einer nach dem andern ging. Die Lichter im Garten wurden verlöscht.

Henri schrak auf. Er zahlte und ging langsam. Aber im Gehen straffte er sich. Er wollte sein eigner Herr bleiben, und am Ende — was hatte er zu geben?

So philosophierte er. Aber die Liebe ist stärker als alle Philosophie.

Indessen zog doch eine Reihe von Tagen durch das Land, ohne daß die beiden sich wiedersahen.

Henri ging jeden Tag die Fremersberger Straße hinauf. Aber wenn er an der Wegkreuzung angekommen war, an der die Bismarckstraße begann, blieb er pochenden Herzens stehen. Er sah von fern ihr Haus. Er errötete. Er hatte das niederdrückende Gefühl einer Schwäche dem Weibe gegenüber, die er sonst nie gekannt hatte. Er sollte also der Besiegte sein? Sein Mannesstolz empörte sich dagegen. Er kehrte immer wieder um. Schnell, als werde er verfolgt, schritt er die Straße hinab. In seinem Innersten wogte und brauste es. Unruhig drängten sich wie ein farbig wogendes Chaos Empfindungen in ihm, aber nichts stand davon in seinem Gesicht und den fest aufeinandergepreßten Lippen.

Einmal des Nachts war er spät den Staffelweg hinaufgegangen. Es war eine bedeckte, schwüle, zugleich lähmende und zugleich aufreizende Nacht. In der Ferne an der Yburg und über dem Korbmattfelsen zuckte manchmal Wetterleuchten, wie Blitze aus den sonst verschleierten Augen einer schönen Frau. Schon begannen die Linden zu duften. Noch schwach, erfüllte dennoch dieser Duft die Nacht mit einer unbestimmten Vorahnung künftiger Süßigkeit des vollen Sommers. Henri sah lange nach dem Hause Susannes. Nach hinten, gegen den Garten, glomm ein mattes Licht. Sonst schienen sich Ruhe und Finsternis wie ein dichter Mantel über das Haus gesenkt zu haben. Irgendwo hörte man das Rauschen eines Brunnens.

Henri starrte mit brennenden Augen. Er glaubte im tiefen bergenden Dunkel dieser Nacht eine weiße Gestalt an einem Fenster zu sehen. Dann verlosch das Licht. Das Haus lag im tiefsten Dunkel. Er hörte, wie ein Fenster geschlossen wurde.

Lange stand er mit geschlossenen Augen. Die Linden dufteten, und der Brunnen rauschte. Durch die Zweige wiegte sich das Lichterspiel der Stadt.

Langsam, mit heißer Stirn, schritt er die Staffeln hinab.

Einige Tage später, morgens gegen elf Uhr, begegnete Henri in der Trinkhalle seinem Freund Gustav. Er war hierhergegangen, ohne eigentlich so recht zu wissen warum. Eine Weile war er dagesessen und hatte, in Träumereien versunken, eine der Fresken der Trinkhalle betrachtet: den Sprung des Grafen von Eberstein in die Murg. Das Bild war sehr geschmacklos, allein es bildete eine seltsame Assoziation in seinen Gedanken. Mußte nicht jeder einmal in seinem Leben solch einen Todes- oder Lebenssprung wagen? Warum war er kein Mensch der Tat? Er zergrübelte seine jungen Tage in fruchtlosen Reflexionen, statt in die volle duftende Äpfelschale des Lebens zu greifen und sich den reifsten und süßesten herauszuholen. Er kam sich an diesem Morgen feige und stupid vor. Endlich ließ er den Kopf auf die Elfenbeinkrücke seines Stockes sinken und preßte die hartgezogenen Lippen darauf.

Da spürte er einen leichten Schlag auf seine Schulter. Gustav de Marsac stand vor ihm. „Hallo! Wie geht's?" Und mit einem listig-gemütlichen Augenzwinkern fügte er hinzu: „Was macht unsre Beauté, die Gräfin? Hast du sie wiedergesehen?"

Henri sah nicht auf. Er fühlte, daß seine Wangen sich färbten, und ärgerte sich darüber. Auch schmerzte ihn in seiner zerrissenen und schweren Gemütsverfassung der leichte Ton, in dem Gustav zu ihm sprach. Er preßte die Lippen zusammen. Dann sagte er kurz, ohne aufzusehen: „Nein, ich habe die Gräfin nicht mehr gesehen."

Gustav pfiff nach seiner Gewohnheit leise durch die Zähne. „Ich dachte, du habest Interesse für sie," fuhr er beharrlich, aber in dem ihm eignen liebenswürdigen Tone fort. Und dann noch etwas vorsichtiger und zurückhaltender: „Und mir schien, sie habe auch Interesse für dich. Bei einer so herrlichen, ernsten und spröden Frau wahrlich nichts Geringes!" Seine Stimme war nun

ernst geworden. Man konnte fühlen, wie gern er selbst sich ihr genähert hätte.

Henri erhob sein Haupt. In seinen seltsamen Augen glänzte etwas wie Drohung. „Willst du mich aushorchen?" fragte er langsam.

„Behüte Gott, mein Junge!" erwiderte Gustav rasch. „Sei doch nicht gleich so kratzig. Ich — dich aushorchen! Was fällt dir ein! Du weißt, wie gern ich dich habe, und daß ich deiner feinen und reichen Natur einmal ein wahres Glück gönnen möchte. Ja, wahrhaftig: aus vollem Herzen!"

Henri hatte das Haupt wieder sinken lassen. „Glück!" sagte er bitter lächelnd. „Glück?" wiederholte er träumerisch. „Geh in eine Schenke da außen in Lichtenthal und sieh, wie die Leute ihre Wurst verzehren und ihr Bier trinken. Das ist Glück. Ich möchte manchmal ein Maurer sein oder auch ein Steinklopfer. Vielleicht könnte ich dann meine Gedanken in Stücke hauen und sie kleinkriegen."

Gustav betrachtete ihn teilnahmsvoll. Er wollte dem Freunde irgendeine Lebensmahnung geben. „Du bist so, wie du immer warst!" sagte er langsam und ernsthaft. „Wenn ich dir doch einmal diesen verdammten Skeptizismus aus dem Kopfe bringen könnte! Was hast du denn davon? Verekelst dir deine Jugend! Verdirbst dir jeden Genuß! Vergällst dir Gegenwart und Zukunft! Läßt sich denn daran nichts ändern? Sieh doch um dich: wie schön die Welt! Wie lachend alles an diesem herrlichen Frühlingstag! Es ist, als ob sich Frühling und Sommer die Hände reichten. Höre, wie die Vögel singen! Betrachte das sonnengolddurchspielte Laub, wie es in goldenen Kringeln und bläulichen Schatten auf dem roten Sande spielt! Diese Welt ist schön, und man soll sich ihrer freuen, so lange man kann! Du aber sitzest da wie Hamlet, als ob du das Schwert verschluckt hättest, mit dem du deinen Stiefvater umbringen sollst. Menschenkind, raffe dich doch auf!" Und zum Schluß dieser langen Rede: „Gib genau acht, was ich dir sage! Ich wünsche dir eine große, tiefe, nachhaltige Erschütterung deines ganzen Wesens!"

Henri erwiderte eine Weile nichts; dann sagte er trocken: „Du wirst poetisch. Das steht dir schlecht. Was den Fall Hamlet betrifft, so unterscheide ich mich vielleicht dadurch vorteilhaft von diesem erlauchten Vorbilde, daß ich nicht so viele Reden halte. Ich glaube fast, Hamlet hat seinen Beruf verfehlt. Er hätte Diplomat werden sollen."

Gustav lachte ärgerlich. „Du wirst anzüglich! Na, ich werde keine großen Reden mehr an dich halten. Mach, was du willst! Ich muß meine Kur gebrauchen. Später nehme ich ein Fangobad. Und dann muß ich die Fürstin Ugareff besuchen, diese bepuderte und geschminkte alte Schachtel! Aber sie hat Einfluß! Ich kann sie nicht umgehen! Na, Gott befohlen, alter Junge! Laß dir's gut gehen!" Und ihm zutraulich auf die Schulter klopfend, fügte er listig lächelnd hinzu: „Gruß an die schöne Gräfin!" Dann ging er, eine Operettenmelodie auf den Lippen, in die Wandelhalle.

Als er mit seinem Becher herauskam, war die Bank, auf der Henri gesessen hatte, leer.

Es hatte die Nacht über ein wenig geregnet. Nur so viel, um den Staub etwas zu dämpfen. Nun war ein kühler silbergrauer Morgen angebrochen, in dem die grünen Bäume, die blaugrünen Bergwälder, die Felsenhöhen wie mit einer nachdenklichen Versonnenheit standen. Auch die Gärten mit dem reichen Flor der Rosen, der Iris- und Pfingstblumen lagen seltsam kühl und verträumt in dieser silbergrau gestimmten Luft. Es war eine weiche und doch wiederum spröde Melodie in dem Ganzen.

Susanne d'Orbesson liebte solche Stimmungen. Sie hatten etwas von ihrem Inneren, das hingebend und doch scheu und spröde zugleich war, wie dieser Tag von silbergrauen geheimnisvollen Schleiern verhüllt.

Sie frühstückte zeitig. Dann kleidete sie sich zu einem Spaziergang an. Die meisten Kurgäste schliefen noch. Es war ihr recht so: sie war gern allein.

Sie rief ihren Hund Andruschka, ein silberweißes langhaariges Windspiel. Dann schritt sie, mit vollen Zügen die frische würzige Morgenluft einatmend, zum Hotel Kaiserin Elisabeth und stieg bergauf dem neuen Verbindungsweg zu. Sie durchquerte ihn und gewann die Straße gegen die Yburg. Der Boden war schon wieder getrocknet, aber überall rieselten kleine Bächlein lustig den Berg hinab. Ein frischer Morgenwind kam und schüttelte das holde Naß der Nacht in

tausend funkelnden Tropfen herab. Es war eine Wonne, zu gehen. Susanne fühlte ihr beschwertes Herz leichter und freier werden. Wie verscheuchte lichtscheue Fledermäuse stoben die bösen Gedanken aus ihrem Haupt. Das Windspiel schritt mit vornehmer Grazie neben ihr.

Da, an einer Wegbiegung, sah sie Henri auf einer Bank sitzen, ein Buch in Händen, in das er ganz vertieft schien. Er trug einen Anzug von Rohseide, ein stahlblaues legeres Seidenhemd, eine schwarze Krawatte, den Panama etwas zurückgeschoben. Eine lässige Eleganz war in diesem Anzug.

Susanne stand still. Ihr Herz klopfte heftig.

Der Hund stand gleichfalls. Er knurrte leise.

Da sah Henri auf. Eine jähe Röte schlug ihm in das blasse Gesicht. Wie schön Susanne d'Orbesson war! Da der Morgen ziemlich frisch war, hatte sie ein silbergraues Sammetkleid gewählt. Um den herrlichen Hals schmiegte sich eine Schnur großer auserlesener blasser Korallen. Als Hut trug sie einen silbergraufarbenen Rembrandt mit einer großen, bis in den Nacken fallenden Pleureuse von ebensolcher Farbe.

Henri erhob sich langsam, fast schwerfällig.

Susanne lächelte verlegen mit ihrer alles durchstrahlenden warmen Güte im Antlitz und den tiefen schwarzen Augen. „Guten Morgen!" sagte sie mit ihrer wohlklingenden, weichen, gleichsam schwebenden Stimme und streckte ihm die feine behandschuhte Hand entgegen.

Das Windspiel lief zu Henri. Es schnupperte an ihm, ehe es seinen schmalen Kopf an sein Knie legte und ihn zutraulich rieb. Dann streckte es sich zu seinen Füßen nieder und schaute mit seinen klaren braunen Augen freundlich zu ihm auf.

„Ah, Andruschka rechnet Sie schon zu meinen Freunden!" rief die Gräfin. „Er ist sonst sehr spröde. — Ich habe Ihren Besuch zur Teestunde erwartet, Herr Vicomte!" fuhr sie fort. „Nun treffe ich Sie hier. Sie sehen, Sie können mir nicht entrinnen!"

„Gnädigste Gräfin," erwiderte Henri, „ich war in diesen Tagen sehr schlechter Stimmung. Ich wäre ein übler Gesellschafter gewesen."

„Und — darf man so indiskret sein, zu fragen, was der Grund dieser Mißstimmung war?"

„Fragen Sie lieber nicht, Gräfin!" erwiderte Henri mit dumpfer Stimme und gesenktem Blick.

Es war einige Augenblicke Schweigen. Henri sank auf seine Bank zurück.

Susanne sah auf diese gebeugte und müde Jugend da vor ihr herab, auf dieses schmale Haupt, das sich auf die feinen Hände stützte, diese in sich gebrochene Gestalt. Ein inniges Mitleid überkam sie, die Schwester der in ihr aufkeimenden Liebe. Konnte dieser Mann keine Trösterin, keine Aufrichtung, keine Erlösung finden? War es nicht möglich, ihn dem Leben zurückzugewinnen aus seinem verödeten Dasein, gleichviel um welchen Preis?

Ein leises Schauern ging durch ihre Gestalt. Würde sie der Preis sein? Unklar wogten Empfindungen und Vorahnungen in ihr. Sie sah, wie das Windspiel seinen schmalen Kopf auf das Knie Henris legte und zu ihm aufsah.

Sie bezwang sich, und einen leichten Ton anschlagend, trat sie auf Henri zu und fragte: „Darf man erfahren, was Sie lesen?"

Er hob seine Augen, und wie er sie ernst und lange ansah, ihre Schönheit mit jedem Atemzug trinkend, sagte er langsam: „Es ist ein Roman von Turgenjeff, der hier in Baden-Baden spielt. Der Roman eines jungen Russen, eines ehrlichen Burschen, der seine Jugendgeliebte, eine Generalsgattin, wiedertrifft. Sie lockt ihn an. Sie wird die Seine. Und als er sie nun auffordert, für immer die Seine zu bleiben, da verläßt sie ihn schmählich. Sie ist zu feig, um ihren Rang, ihren Reichtum und ihre sogenannte ‚erste Gesellschaft' im Stiche zu lassen. Ich liebe dieses Werk sehr. Nur den Helden verstehe ich nicht so ganz."

„Ach ja," erwiderte Susanne lebhaft. „Ich kenne das Buch. Ich habe es in Petersburg oft und gern gelesen! Aber warum verstehen Sie den Helden nicht?"

„Weil — weil er bei ein wenig Scharfblick hätte sehen müssen, wen er vor sich hat. Diese Irina, um die er sich so müht, gleicht einer Schlange, die einem unter den Händen entschlüpft. Man sucht sie zu halten, aber sie ist fort. Mit einem solchen Weib hätte ich kurzen Prozeß gemacht."

„Und — was hätten Sie mit ihr getan?" fragte Susanne langsam.

„Nun, ich hätte ihre Liebe genossen und wäre dann meiner Wege gegangen. Solche Weiber verdienen es nicht anders. Und im Grunde wollen sie es auch nicht anders." Er sagte es fast brutal.

„Es gibt auch bessere Frauen!" entgegnete Susanne leise. „Gute, opferwillige, selbstlose."

Er sah sie an. Es lag so viel Güte und Trost und Anteilnahme in diesen großen schwarzen aufrichtigen Frauenaugen. Und er fühlte, daß noch etwas andres, unendlich viel Süßeres, Reicheres, Größeres hinter all dem lag, etwas, das er sich nicht einmal einzugestehen wagte.

Sie schwiegen. Dann fragte Susanne: „Begleiten Sie mich? Ich möchte hinüber zum Jagdhaus. Man hat dort einen wunderschönen Blick in das Rheintal."

Henri nickte.

Die beiden schritten wortlos nebeneinander her, nur immer mit dem beredten Gefühl ihrer Nähe. Er tat bisweilen im Gehen verstohlen einen Blick nach ihr. Und immer wieder empfand er aufs neue, wie schön sie war. In dieser reifen Weiche, Güte und doch Größe! Mit diesem festen und entschlossenen und doch so leichten frischen Schritt! Mit dieser feinen Klugheit und Beherrschtheit in ihrem ganzen Wesen!

Unwillkürlich erinnerte er sich einer alten bretonischen Sage von Tristan und Iseult. Sie ging ihm während des Schreitens und Stillschweigens immer im Kopfe herum. Endlich brach er die Stille mit einigen stockenden Worten: „Sie erinnern mich an eine alte Geschichte, Gräfin. Eine Art von Ballade. Sie erzählt, daß Iseult, nachdem Tristan sie verlassen hat, mit einem Windspiel durch Bretonien wandert, um Tristan zu suchen. Sie erfährt dann, daß er auf einem Schlosse verwundet liegt. Als sie endlich auf dem Schlosse ankommt, immer von ihrem weißen Windspiel begleitet, da findet sie ihn tot. Ein andres Weib an seiner Seite. An seinem Lager zusammengebrochen, stirbt sie, das Haupt neben das seine gebettet. — An dieses königliche Schreiten mahnt mich Ihr Bild."

„Eine schöne Sage!" sagte die Gräfin. „Aber eine tief traurige! Scheine ich Ihnen zur tragischen Heldin geschaffen zu sein?" Sie sprach es halb lächelnd, halb ernst. „Und wenn Tristan Iseult so über alle Maßen geliebt hat, warum konnte er ihr untreu werden? Und Iseult — warum hatte ihr Wesen nicht auch in alle Ferne der Erde den Zauber, Tristan an sie zu fesseln? Unlösbar? Ich würde Tristan nicht nachirren — aber ich würde zu sterben wissen! Und jene andre, um die er sie verließ — war sie schöner? War sie — jünger?" Susanne war lebhaft geworden.

„Fragen Sie die Sage, Gräfin!" sagte Henri langsam.

„Genug von diesen traurigen Dingen an diesem herrlichen Morgen!" lenkte Susanne ab.

Sie wanderten weiter und weiter. Von nun an war wieder Schweigen und das stillbeglückende Gefühl, einander nahe zu sein, das wie ein lieblicher Weggenosse mit ihnen schritt. Die Wässerlein, die aus dem feuchten Grün überall zu Tale rauschten, plauderten ihre süße leise Sprache — heimlich wie das Gespräch zweier Liebenden. Der Morgenwind schaukelte sich wie ein behender Elf in den grünen Zweigen und streute mit raschen Händen blitzende Tautropfen herab. Da und dort sangen die Vögel. Ein junges Reh kam den Berg herabgelaufen, äugte, sah die Menschen und setzte mit flinken Läufen über eine im Tau funkelnde Bergwiese. Ab und zu drang ein unbestimmter Schall aus der Stadt herauf. Dann wieder das zitternde Schweigen des grünen Waldes und das Silbergrau der Luft. Die Stunde war märchenhaft. Und märchenhaft war den beiden zumute. Sie hätten ins Paradies wandern mögen: es gab keinen schöneren Weg dahin.

Auf dem Jagdhaus war es zu dieser frühen Stunde noch still. Ein Landauer hielt vor dem Hause. Der Kutscher hatte Herrschaften aus Baden-Baden heraufgefahren, die ihn dann entlohnt hatten und zu Fuß über die Rebdörfer nach Steinbach gepilgert waren. Nun stand er mit breitem Rücken in der Einschenke und trank einen Schoppen Alten. Die Wirtin, als sie die vornehmen Gäste kommen sah, eilte mit vielen Komplimenten herbei.

Susanne und Henri hatten sich an einem Tisch niedergelassen, der unter Bäumen zunächst den ins Tal hinabkletternden Weinbergen stand.

Die Wirtin fragte, was man bringen dürfe. Sie hätte ganz frische Walderdbeeren. Vielleicht beliebe es den Herrschaften, sie zu einer Bowle angesetzt zu haben.

„Geben Sie mir die Erdbeeren, wie sie sind!“ sagte Susanne. „Und haben Sie frische Sahne?“

„O ja, ganz frische, gnädige Frau!“

„Gut! Und etwas Streuzucker dazu!“

„Und was wünscht der Herr Baron?“

Henri sann nach. „Geben Sie mir ein belegtes Brot und eine halbe Flasche roten badischen Landwein.“

„Vielleicht Affenthaler?“

„Ja, aber er muß gut sein!“

„Oh, Herr Baron, wir beziehen unsre Weine nur aus den besten Quellen!“

Die Wirtin ging, und bald brachte die Kellnerin, ein sauberes Mädchen aus einem der umliegenden Dörfer, alles Bestellte.

Die Erdbeeren waren gut und dufteten den ganzen Wald. Das Butterbrot war mäßig. Der Affenthaler roch etwas nach dem Korken, sonst war er halbwegs genießbar.

Doch was kümmerte die beiden das Essen! Sie sahen sich dann und wann in die Augen. Oben in den Bäumen sangen die Vögel ihre volle Morgenmusik, unten lag das Rheintal, Dörfer eingebettet in Weinbergen und Gärten. Fern blitzte eine leise Silberspur des Flusses. Und mit einem Male warf die Sonne ihren blitzenden Speer durch das weiche Grau des Morgens. Auf funkelte die Welt. Die Dörfer glänzten mit blanken Türmen, die Gärten lachten, ein leiser Wind brachte Düfte der Rebenblüte, und die Vögel in den Bäumen sangen immer lauter und inbrünstiger.

Einmal rollte Susanne eine funkelnde rote Erdbeere vom Löffel, den sie an den Mund geführt hatte. Rasch hatte Henri sie ergriffen und gegessen. „Es darf nichts verloren gehen!“ sagte er lächelnd.

Und Susanne dünkte es, sie habe ihn noch nie so lächeln sehen. Sie schloß halb die Augen, wie gewiegt von einem köstlichen Traum. Dann sagte sie halblaut: „Ach, ich fühle mich sehr glücklich an diesem schönen Morgen! So leicht! So frei! So beschwingt! Es ist mir, als ob alles Schwere von mir abfiele. Als könnte ich geradezu in diesen silberglitzernden Himmel hinauffliegen!“

Sie hob die langen seidigen Wimpern wieder. Ihre Blicke begegneten einander. Beide waren durchglüht von der flutenden Blutwelle des Glücks und der Liebe in ihnen, es war ihnen, als hörten sie eine nie vernommene tanzende, wogende, berauschende Musik und sähen die Welt durch das Wunderglas eines Zauberers. Sie leuchtete in nie geschauten Farben.

Endlich sagte die Gräfin leise und schüchtern, mit Herzklopfen — sie, die stolze Frau, sie sagte es wie ein simpler, bebender Backfisch: „Nicht wahr, wir wollen gute Freunde sein? Wir haben uns gefunden. Wir wollen treue Kameraden sein!“ Ihre ganze vertrauende Seele zitterte in diesen kurzen Worten.

Henri erwiderte nichts. Er sah sie nur an aus dem Innersten heraus. Dann reichte er ihr die Hand. Es war wie ein heiliges Gelöbnis. —

Indessen kamen Pensionsgäste aus dem Walde zurück. Es ward laut um sie. Die banale geschwätzige Welt drängte herein.

„Wollen wir aufbrechen?“ fragte Henri.

Sie nickte.

Als sie an dem Wagen vorbeikamen, sagte Susanne: „Vielleicht ist dieser Wagen frei? Ich bin etwas müde und möchte gern fahren.“

Sie nahmen den Wagen und fuhren nach Baden-Baden hinab. Das silberweiße Windspiel lag ihnen mit seinen klugen Augen wie ein treuer Hüter zu Füßen.

Einmal berührten sich ihre Knie, als der Kutscher an eine Baumwurzel gefahren war und der Wagen einen Stoß erlitten hatte. Es ging wie ein Schlag durch ihre Glieder.

Still saßen sie dann.

Der Wald duftete.

Und das Geheimnis ihrer Liebe umgab sie wie eine schützende goldene Wolke.

Henri kam nun fast jeden Tag zu Susanne. Manchmal regte sich noch sein Trotz gegen dieses Gefühl und gegen die Gefahr dieses Gefühls. Aber dann zog es ihn wieder hin. Mit leisen seidenschimmernden und doch so festen Fäden. Er wußte: es gab keinen Willen wider diese Gewalt. Und endlich ward es ihm eine liebe, süße Gewohnheit, ein zweites Leben. Oder, wie er sich in Stunden stummer, selig bebender Glücksempfindung sagte, sein wahrhaftes, unvergehbares, unverlöschbares Leben, ja der einzige Sinn seines Lebens.

Er las ihr oft vor. Er hatte eine eigentümliche Art zu lesen. Erst in einem fast gleichgültigen, nonchalanten Ton. Mit einem Male aber schlug ein verhaltenes Feuer durch wie eine heiße Stichflamme. Alles belebte sich mit Wärme und Farbe, etwas hinreißend gefangennehmend Persönliches sprach dann. Und Susanne fühlte den Hauch dieses Persönlichen, durchschauert bis ins Innerste. Denn sie wußte: sie hatte es erst voll erwachen lassen.

Es war seltsam, wie sein Wesen sich öffnete. Gleich einer schönen Blume aus einer spröde verschlossenen Knospe. Susanne staunte darüber, wie vieles er zu sagen wußte. Sie war beglückt davon, wie ganz anders er sich gab. Seine Stimme, seine Augen, sein Mienenspiel, sein Schritt waren leichter, frischer, zuversichtlicher geworden, nun erst schien er seine Jugend gefunden zu haben.

So gingen die Tage dahin, wie glückliche Wanderer, goldene Becher voll Sehnsucht und stiller Freude in den Händen. Nur vor einem hatten die beiden die gleiche Angst: zu lange beieinander zu sein.

Denn schon fühlten sie ein heimlich zehrendes, nach außen drängendes, nach Verschmelzung der beiden Flammen züngelndes Feuer in sich.

Eines Tags — es war ein sehr schwüler, bedeckter Juninachmittag, Susanne hatte eine jener, den letzten süßen Seufzern eines schwermütigen Liebeskranken gleichenden Nokturnen von Chopin in die weiche warme blütenduftschwere Luft verstreut und saß nun da, mit einer lässigen und stolzen Müdigkeit, die feinen weißen Hände auf den Tasten dem verzitternden Klange nachspürend —, da war es geschehen, daß Henri länger geblieben war denn sonst.

Mit einem Male war eine schwere, tiefe Dunkelheit ins Gemach gefallen. Ein Gewitter hatte sich mit einer diesen Schwarzwaldtälern eignen Schnelligkeit herabgesenkt. Susanne, die solche Gewitterströmungen immer in starke Spannung brachten, hatte, wie zur Beruhigung, das Adagio aus der C-Moll-Symphonie von Beethoven angeschlagen. Die dunklen sammetigen Sterne ihrer Augen leuchteten aus dem blassen Schmelz ihres edlen Antlitzes wie geheimniskündende Sterne.

Henri sah sie an. Er versuchte, Worte zu bilden für sein Gefühl, das sein zweifelsüchtiges Innere besiegt hatte. Aber kein Ton rang sich von seinen Lippen.

In diesem Augenblick füllte sich das Gemach mit blauem knatterndem Feuer. Und alsbald erfolgte ein rascher Schlag, der Wände, Decken und Fenster erbeben ließ.

Der Blitz war an einer Pappel vor dem Zimmer heruntergefahren. Henri sah eine tiefe Furche in der gesprengten Rinde. Er lehnte sich ans Fensterbrett und blickte ins Zimmer hinein.

Noch war das Gefühl des Blitzes in dem Gemach. Noch standen sie unter dem Banne der Gewitternacht. Langsam verrieselten draußen die Tropfen. Alles duftete von begnadeter Erde, gesegnetem Wald und betauten Gärten.

Er war näher auf sie zugetreten und sah ihr tief und bebend in die Augen. Es war ihm, als ob dieser Blitz in ihren großen Augen haften geblieben wäre.

Und da geschah es, daß es sie beide zwang. Auch die stolze, kühle Frau. Die Flamme des Blitzes wuchs wie die unerfüllte Sehnsucht in ihre Arme. Ihr Herz schüttelte sich. Sie hob ihre Arme hoch und ließ sie wieder sinken wie in Scham.

Und also gezwungen stand sie da und senkte die Augen. Da sank er vor ihr nieder. Er umfaßte mit heißen, fiebernden, krampfenden Händen ihre Knie. Er sah auf zu ihr mit einem langen Blick. Und sie ließ es geschehen, daß er ihre Knie umfaßte. Sie streichelte sein Haar. Dann beugte sie sich hernieder und küßte ihn auf die heiße Stirn.

Mit einem Male brach wie der Blitz ein erstickter Schrei aus ihrer Brust: „Du hast mich gewählt. Ich habe dich gewählt.“ Und nun wurden ihre Augen seltsam groß von Liebe und Güte. Aber auch groß von einem in der Ferne unklar und unbestimmt sich zeigenden Schicksal. Und wie eine geheime Flamme glomm es gleich einer Angst darin. Sie reckte wieder ihren königlichen Leib und sprach leise und schamhaft zu ihm: „Du! wie ich von jetzt ab dich nenne“ — in ihren Augen lag eine stolze und zugleich schmerzliche Süßigkeit — „Du! Weißt du, was es heißt, daß ich dich du nenne? Weißt du, was es heißt, daß ich dir mein Sehnen gebe aus diesen von der Liebe unberührten Händen? Weißt du, was es heißt, daß ich mich dir gebe, daß du der einzige bist, der



Oswald Roux: Reiter im Schnee.

Aus der Großen Dresdner Kunstausstellung vom Sommer 1912.

je diese Seele zu berühren vermocht hat? Weißt du, was es bedeuten würde, vielleicht einmal später dieses Herz zu verwunden, zu verlieren? Weißt du, was eine solche Stunde mir verkünden würde? — Den Tod."

Er sprach kein Wort. Aber plötzlich hob sich seine gestraffte Gestalt empor, und mit einem Schrei des Glücks umschlang er sie.

Das Schloß an den rebenbekränzten und waldumrauschten Höhen des Neuchâteler Sees lag im matten Schein des erwachenden Morgens, hoch über dem Park, der sich zu seinen Füßen hinzog: mit uralten Eichen, mit hohen Pappeln, mit großen breitausladenden Buchen, mit schattenden Kastanienbäumen, mit künstlich geschnittenen Taxushecken, mit verschlafenen Rosensträuchern, mit hochstengeligen vielfarbigen Dahlien — mit all dem vornehmen Reiz eines alten, kulturreichen und ohne Pedanterie wohlgepflegten Park- und Gartenschmucks, mit peinlich gestutztem Rasen um die Blumenrondelle, mit einer die ganze Breite des Schlosses einnehmenden Pergola, mit Statuen barocker Nymphen und Schäferinnen, dazwischen als Zeichen der modernen Zeit ein sorgfältig gepflegter Tennisplatz. So lag das Schloß da in der duftigen Verschleierung, aus welcher bald das Licht eines herrlichen Augusttages emporgluten sollte. Aus der mehr und mehr zunehmenden Helle schien zwischen den Bäumen ein leiser Streifen Grau hinein: der See, der bald in tausend spielenden Lichtern funkeln würde.

Hierher, in diese entzückende Einsamkeit hatten sich die beiden mit ihrem Glück geflüchtet. Tiefes Schweigen hütete dieses Schloß und sein Geheimnis.

Henri, der schon draußen auf der Landstraße stand, die in steilem Abstieg, auf der einen Seite Wald, auf der andern Seite felsige Abhänge und weiter unten Rebberge, wie eine halb in der Dämmerung dahinkriechende Schlange sich hinabwand — Henri erhob seine Hände in die kühlschauernde, tauschwere Luft dieses aus der Nacht emportauchenden Augustmorgens. Sein Herz bebte. Woche um Woche war ins Land gegangen, Wochen mit glücksschweren Händen. In Susannes Nähe hatte er verweilen dürfen, in ihren Armen hatte er verschwiegene Stunden eines unbeschreiblichen Glückes verlebt. Nein, nicht erlebt! Geträumt! Denn wie ein glühender Traum dünkte ihn dieses verzehrende Glück.

Und — dennoch schwang in den letzten Tagen ein fragender Unterton mit in dem trunkenen Rhythmus seiner Beseligung.

Er hatte ein wahrhaftes großes flammenstrahlendes Frauenherz gefunden, eine Frau, die ihm ihre Liebe schenkte mit jener lächelnden, schmerzlichen und dennoch freudejauchzenden Süßigkeit, die nur der Stolz einer vollen Persönlichkeit, die Kraft und Innigkeit eines gereiften Weibes und die nimmermüde Güte einer im Innersten adligen Natur schenken kann.

Unten in den Weinbergen sah er schon die vollen Trauben reifen und sich färben — es war ein heißer Sommer gewesen.

Müde vom Glück dieser Nacht und fast taumelnd schritt er dahin, die Hand auf die heiße Stirn gelegt. Mit der andern Hand griff er in die Tasche seines Rockes, in die ihm Susanne einige Blätter einer spät erblühten Rose gesteckt hatte.

War es möglich? Konnte man so glücklich sein? Konnte ein solches Glück jemals ein Ende finden? Und aus aller seiner Liebestrunkenheit erwachte in ihm, ungewollt, aber um so drohender, ein Gedanke, der ihn schüttelte, wie der erwachende Morgenwind mit seinen kühlen Schauern die tauschweren Bäume: Würde dieses Glück dauern können?

Er blieb eine lange Zeit stehen. Ihm war seltsam zumute, und undeutlich, wie ein verwischtes Medusenhaupt, starrte ihm die andre Frage entgegen: Was würde daraus werden?

Der unselige, alles zersetzende Hang zum Skeptizismus war nach langem Schweigen wieder hervorgebrochen. Nicht einmal vor diesem unbeschreiblichen Glück machte er halt. Und es war noch Schwereres dabei.

Henri fühlte die ganze Tiefe seines Glückes, die ganze Schwere seiner Verantwortung gegen Susanne und gegen die Gestaltung seiner Zukunft aus den kühlen, nüchtern machenden Schauern dieses Augustmorgens sich entgegenwehen. Zornig suchte er diese schwarzen Gäste zu verscheuchen. Allein sie hefteten sich an seine Fersen und geleiteten ihn den Berg hinab.

Langsam, mit schweren Schritten ging Henri einen Seitenweg hinauf, den Wäldern

zu. In der Einsamkeit der Wälder dachte er mit seinem unruhigen, hin und her gerissenen Wesen ins klare zu kommen.

Susanne d'Orbesson hatte sich von ihrem Lager erhoben.

Ihr Schlafgemach war mit kostbaren alten Gobelins bespannt, von denen einer das Paradies darstellte. Mitten in dem Gobelin stand ein nacktes Weib, einen roten Apfel in der Hand. Und vor ihr kniete ein Jüngling von schlankem, sehnigem Körperbau. Sein Auge erhob sich fragend und zögernd zu ihr empor. Hinter ihr stand ein schillernder Pfau.

Die großen verlorenen und nachträumenden Augen der Gräfin irrten zu dem Gobelin und dem Weib und dem Mann hinüber. Das erwachende Tageslicht war langsam gewachsen, und sein Schimmer kleidete die Gestalten des Gobelins in ein Licht, das sie mit dem zunehmenden Morgen wie lebendig aus der Tapete hervorwachsen ließ. Der Apfel begann in der Hand des Weibes zu leuchten.

Susanne erschauerte. Wo war sie gewesen? Sie fühlte nur das Nachzucken einer schmerzlichen Süßigkeit in ihren Gliedern. Dann fiel ihr Blick durch das Fenster auf die alten hohen Bäume des Parkes.

Sie spähte hinaus. War er vielleicht noch da? Wartete er in Sehnsucht auf einen Abschiedsblick von ihr? Verbarg er sich vielleicht hinter einem der hohen Bäume des Parkes, um einen glühenden Scheideblick nach ihrem Gemach zu senden?

Ach nein! Sie war allein. Er hatte ja leise weggehen müssen wie ein Dieb in der Nacht, nach einem wilden, stürmischen und dennoch traurigen Scheidekuß. Sie hatte ihm nicht nachgesehen. Es hätte ihr zu wehe getan. —

Nun stand sie am Fenster und sah auf den erwachenden Park und den leise aufblauenden See hinab. Die kühle Morgenluft wehte über ihre Brust, die sie frei und fessellos der Tagesfrühe hingab.

Der Morgen breitete immer mehr Glanz aus. Und in diesem flutenden Glanze und seinen schwimmenden Lichtwellen betrachtete sie ihre Gestalt im Spiegel.

Oh, sie war schön! In der Berauschung ihrer Liebe schien sie durchflutet und durchglüht von einem geheimen Feuer, einer magischen Flamme, die sie emporgerissen, die sie mit fortgetragen hatte und die ihr ganzes Wesen durchbrannte mit Glück, Schauer und Angst zugleich.

Die Wochen, die Tage, die Nächte, die dahingegangen waren, dünkten sie wie eine einzige große Stunde eines unbegreiflichen Glückes. Zum ersten- und zum letztenmal hatte ihr die goldene Schale des Lebens gefunkelt, und sie hatte ihr Herz hineingelegt — ihr Schicksal, ihr Leben. Wehe, wenn diese kristallene Schale jemals zerbrechen sollte! ...

Die Sonne war aufgegangen. Der beglänzte Park ward lebendig von Hunderten von Vogelstimmen; ein stärkeres Rauschen ging durch die Bäume; der See blitzte durch die Allee wie ein silberblaugrüner Smaragd.

Susanne trat wiederum ans Fenster. Und leise sprach sie hinaus in die strahlende Ferne: „Bleibe mir treu, Sonne meines Glückes!"

Susanne hatte ihre Schokolade getrunken. Jetzt musterte sie mit prüfenden Blicken ihre Toilettenschränke und wählte nach längerem Suchen ein fraisefarbenes Crêpe-de-Chines-Morgenkleid. Sie klingelte. Die Kammerfrau erschien und half ihr beim Ankleiden.

Susanne blickte zum Fenster hinaus. Die lichte Sonne stand am Himmel. Die Herrlichkeit des vollen Augusttages webte schon über Garten und See. Die Weinberghäuschen blitzten aus dem saftigen Grün der traubenschweren Hügel, da und dort sah man durch die Bäume Städtchen und Dörfer, gebettet in Reben; in dem hellen Schein der lachenden Sonne reihten sie sich aneinander wie eine funkelnde Perlenschnur des Lebens. Der See schüttelte seine Silberschuppen, der Park sprach vernehmlicher mit tausend geheimnisvollen Stimmen.

Berauscht von diesem herrlichen Morgen, berauscht von dem Gefühl ihrer Liebe stieg Susanne die breite Freitreppe ihres Schlosses hinab in den Park.

Sie setzte sich auf eine Bank und ließ die feingefiederten Blätter einer großen alten Trauerweide zwischen ihren schlanken Fingern hindurchgleiten. Diese Berührung war wie eine stumme Liebkosung. Sie versank in Träumerei und wiegte sich glückselig in diesem purpurnen Meer von tausend Er-

innerungen der letzten Wochen. Die Fahrt von Baden-Baden nach Neuchâtel. Diese Fahrt mit heißen Blicken des Verlangens und heimlich erwiderten Blicken der kommenden Gewährung. Diese Fahrt, wo sie zwischen gleichgültigen Menschen gesessen hatten wie in der Einöde auf einem schimmernden Eiland voller verheißender Blicke in goldblau umsäumte Fernen. An diese Fahrt, die ein unendliches Gefühl der Hingebung in sich trug, wenn nur ihre Fingerspitzen sich berührten. Susanne erinnerte sich mit einem wohligen Gefühl, daß Henri ihr eine kleine Platte voll Früchte gekauft hatte, wie sie um diese Zeit auf den Bahnhöfen feilgehalten werden. Sie hatte einen großen vollreifen, herb und süß duftenden Pfirsich in der Mitte auseinandergebrochen und ihm mit einem Lächeln die eine Hälfte gereicht. Ach, tausend solcher Kleinigkeiten, scheinbar bedeutungslos im lauten Strom der Welt, für zwei Liebende aber die Verkörperung des Unendlichen ihres Gefühls, tausend solche holden Nichtigkeiten ließen sie erbeben wie eine leichtbewegliche Feder im leisesten Windhauch.

Und dann — sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. Über ihr wogten die alten Bäume wie unruhige Gedanken. Sie sann und sann. Würde er ihr bleiben? —

Es war ein innerster Wunsch ihres Herzens, und noch mehr ihrer Vernunft als ihres Herzens, daß Henri sich betätigen solle. Sie hatte Verbindungen, sie konnte ihn langsam mit weiblicher Klugheit in eine Laufbahn leiten, wo er seine zweifellosen Talente, seine Menschenkenntnis, sein Geschick, mit Menschen aller Art zu verkehren, das sie trotz seiner scheinbaren Verschlossenheit oft an ihm bemerkt hatte, wo er diese Gaben ausbilden und verwerten konnte. Die Diplomatie brauchte Köpfe. Und er war ein Kopf. Nur fühlte sie, es müsse etwas hinter ihm stehen, das ihn vorwärtsschiebe. Und sie, die sie ihn so umspannte und umwuchs mit allen Fasern ihres ganzen Wesens, würde sie ihm nicht helfen können, ein tätiger Mensch zu werden? Oh, dachte sie, *eine Liebe so stark wie die meinige vermag viel.* Er soll sehen, daß ich nicht allein *seine* **Geliebte** bin, sondern daß ich ihm der *gute, treue,* willenskräftige Kamerad sein werde, **den er sich** einst herbeigesehnt hat. *Mit allem, was ich* habe und bin, bin ich die Seine. Sie ließ die Hände vom Antlitz sinken und lächelte. Und dieses Lächeln war nicht das Gedenken an trunkene Liebesstunden, sondern die Hoffnung, daß sie seine gute Fee geworden sei und daß sie es bleiben werde für alle Zeit.

Ein Knirschen des weißen Kieselsandes, mit dem der Boden des Parkes sorgfältig belegt war, schreckte sie auf. Ihre versunkenen Augen bangten empor wie Vögel, die aus dem sicheren Nest aufgescheucht werden.

Kaum fand sie sich in die Wirklichkeit zurück aus ihrer Träumerei. Das Bild aber des alten Gärtners, des Vaters Baptiste, wie man ihn in der ganzen Gegend nannte, mit seiner roten Nase und seinem langen grauen Bart, führte sie so drastisch in die Wirklichkeit des Lebens zurück, daß sie aufstand, alle Gedanken von sich schüttelte und gelassen erwartete, was er ihr zu sagen hätte.

Vater Baptiste zog mit den schwieligen Händen aus seiner blauen Leinenbluse einen Brief hervor. Dabei blinzelte er und sagte mit seiner heiseren Stimme: „Frau Gräfin, es ist vom Kammerdiener des Herrn Barons dieser Brief abgegeben worden."

Vater Baptiste ging zu seinen Treibhäusern zurück; im Vorübergehen schalt er halblaut einige der Gärtnerburschen.

Die Gräfin hielt den Brief in der Hand. Sie betrachtete ihn. Dann erbrach sie ihn langsam. Und sie küßte ihn. Denn er mußte ja tausend Worte des seligsten Glücks enthalten, tausend Wünsche für ein noch glühenderes Wiederkehren dieses Glücks, tausend Worte der Süßigkeit an sie, die ihm so viele unendliche Stunden des Glücks geschenkt hatte. Sie las:

Geliebte!

Noch versunken in den Duft deines Haares, noch trunken von deiner Schönheit, noch bebend vom Nachhauch unsrer Seligkeit, sende ich Dir diese geringen Zeilen.

Manches geht in mir vor. Nichts kann die Liebe zu Dir antasten.

Unser gemeinsamer Freund Gustav ist heute morgen unerwartet bei mir eingetroffen. Darf ich ihn Dir zum Frühstück mitbringen? Er bittet in meinem Namen um Deine Gnade.

Dein Henri.

Die Gräfin las dieses Schreiben wieder und wieder. Dann ließ sie es in ihren

Schoß sinken. Die Wendung „Manches geht in mir vor —“ beschäftigte ihr Innerstes.

Was ging in ihm vor? Was konnte in ihm vorgehen? — Ein banger Gedanke griff an ihr Herz. Warum hat er so kurz geschrieben? Wo doch sein Herz so voll von Glück, so schwer von Lust sein mußte! Aber sie kannte ja seine schweigsame Natur. Sie wußte, daß er kein Freund großer Worte war. Um so seliger war das Gefühl, den Geliebten in hingegebenen Stunden so ganz, ganz anders besitzen zu dürfen. Seine Lippen strömten dann über von trunkenen Worten. Was lag also an den kalten Buchstaben!

Sie nahm den Brief wieder auf und las von neuem die ersten Sätze. Das Glücksschauern ihrer Tage und Nächte durchflutete sie wie ein heißer Strom.

Sie hatte ihn hierhergeführt in dieses stille Haus, erfüllt von Erinnerungen vergangener Geschlechter. Mit den Rosen ihrer Liebe hatte sie diese kostbaren, aber gealterten Räume geschmückt. Dieses heimliche Nest der Liebe, in dem das stolze Weib zum Kind geworden, war ihr eigen. Und darum war es sein Eigentum. Oh, alles hätte sie verschenken mögen an ihn, den einzigen. Aber wußte er so ganz, was er besaß? —

Baptiste kam über den Kies geschritten; das Knirschen seiner Schritte weckte Susanne von neuem aus ihrem Versunkensein. Er sagte ihr, daß der Kammerdiener des Herrn Barons noch immer auf Antwort warte.

Susanne griff sich an die Stirn. Sie ordnete mechanisch eine Strähne an ihrem blauschwarz glänzenden üppigen Haar. Dieser Besuch Marsacs, eines zweifellos liebenswürdigen Menschen, guten Freundes und Beraters, kam ihr auf der Höhe ihres Glücks wie eine Banalität vor. Sie hatte so lange in der Einsamkeit traurig gelebt, daß sie das Recht hatte, zu zweien einsam glücklich zu sein. Und nun drängte die Welt, die fremde, kalte und verständnislose Welt doch in ihr Paradies herein.

Sie sann noch eine Weile. Dann bezwang sie sich, stand auf, und mit einem Blick auf den Brief in ihren Händen sagte sie: „Die Herren sind mir willkommen.“

„Das ist ja ein wunderbares Zusammentreffen!“ sagte Gustav de Mariac. „Ich bekomme eine Panne in mein Automobil. Ich muß hier in deinem Hotel die Garage aufsuchen, mein Chauffeur flickt die Sache, so gut er kann, ich habe einen langen Magen und frühstücke hier, ich gehe in dem schönen Garten spazieren, freue mich an der lieblichen Natur, betrachte den blitzenden See, und eben will ich wieder wegfahren, da erscheinst du, wie aus einem Märchenbuch herausgeschneit, auf der Bildfläche. Was in aller Welt hat dich, der du sonst um diese Zeit den Pariser Asphalt zu treten beliebtest, hierher in diese im ganzen unkomfortable und altväterische Gegend geführt?“

Gustav, der in seinem gelben Automantel, die Mütze auf dem Kopf, eine dicke schwarze Upmann zwischen seinen vollen Genießerlippen, wie das vollkommenste Bild gelassener Lebensweisheit dastand, blinzelte seinem jungen Freunde listig zu. Dieser vielversprechende und gewiegte Diplomat wußte zwar ganz genau, warum sein Freund Henri an den Ufern des schönen Neuchâteler Sees weilte, aber es war nun einmal sein Metier, die Seelen seiner Freunde zu behorchen, wie manche Ärzte es bei einem Patienten tun, dessen Krankheit sie schon längst festgestellt haben.

Henri, blaß, stolz, in lässiger Haltung, wußte nicht recht, sollte er seinen lieben Freund zum Teufel wünschen, oder sollte er ihm die bieder ausgestreckte Rechte schütteln. Er hatte Gustav immer sehr gern gehabt. Und wie er ihn so sah, mit seinen scharfen, aber liebevoll durchdringenden Augen voll ehrlicher Freude in seinem gebräunten Gesicht, da ergriff er die dargebotene Hand und schüttelte sie herzlich. „Was ich hier tue?“ erwiderte er mit einem gemacht legeren Ton, unter dem er ein Nachzittern aller seiner leidenschaftlichen Empfindung nicht verbergen konnte. „Was ich hier tue? Mein Gott! Ich habe Dieppe und Trouville und Ostende und Brüssel und Paris für einige Zeit satt. Mitsamt dieser langweiligen geputzten vornehmen Welt, die von dem ewigen Wogenschlag des Meeres schwärmt und jede Haltung verliert, wenn zwei Hors-d'œuvre zuwenig auf dem Tische stehen.“ Und mit einem Hauch seiner alten Ironie fügte er hinzu: „Ich will hier in ländlicher Stille eine kleine Arbeit schreiben, die ich schon lange im Kopfe trage.“

Gustav sah ihn noch listiger an. Er sog an seiner Upmann, als müsse er die geheimsten Gedanken aus der Seele seines



Wilhelm Kreling: Schleißheim (Interieurstudie).

Aus der Glaspalast-Ausstellung zu München im Sommer 1912.

Freundes saugen. Dann stieß er mächtige Rauchwolken von sich, nahm die Zigarre aus dem Mund und betrachtete sie nachdenklich. Mit einem Male sah er auf und seinem Freunde voll in die Augen. „So, so! Du arbeitest? Und ich — ich bummle! Darf man wissen, was der Inhalt deines Werkes ist? Am Ende gar die Abhandlung über den Wert des Daseins und das Lustgefühl und Unlustgefühl, die du schon lange begonnen hast?"

Henri errötete leicht. Er kniff die schmalen Lippen zusammen, als wolle er sagen: Mein Lieber, du kriegst dein Lebtag nicht aus mir heraus, was du wissen möchtest.

Gustav tat wieder einige Züge an seiner Zigarre. Dann drehte er sie wiederum nachdenklich zwischen den Fingern. Es war das eine Gewohnheit von ihm, wenn er jemand aushorchen wollte, eine Gewohnheit, die er aus seinem diplomatischen Dienst übernommen hatte. Dann sagte er langsam: „Da lebst und webst du ja im Dunstkreis unsrer schönen Gräfin. Sie hat hier ganz in der Nähe ein Schloß. Ein Schloß voll alter Kunstschätze, herrlicher Möbel und sonstiger Behaglichkeiten des Daseins." Und dann fügte er in leichtem Ton hinzu: „Hast du eine Ahnung, wo sie hingekommen ist? Sie ist damals wie ein schöner Traum über Nacht aus Baden-Baden verschwunden. Und du, mein Lieber, warst auch nirgend mehr zu finden. Ich habe den Portier im Hotel gefragt. Aber er wußte nur zu sagen, daß du deine Koffer via Basel hättest schicken lassen."

Henri begann nervös zu werden, aber er faßte sich und fragte zurückhaltend: „Ja, du, mein Lieber, und was tust denn du in dieser Gegend?"

Gustav stieß neue Rauchwolken von sich. Dann lächelte er. „Ach, ich wohne einer Segelbootregatta in Evian bei. Ich fungiere da als Preisrichter. Mein Gott, viel Spaß macht es mir ja nicht. Aber ich treffe da mit der kleinen Adele zusammen, die immer so sehr für dich geschwärmt hat. Dich liebt sie. Was mich Armen betrifft, so bin ich ihr mehr ein Notbehelf. Außerdem ihr nimmermüdes Portemonnaie. Aber", fuhr er ernsthafter werdend fort, „weißt du vielleicht, ob die Gräfin hier ist? Ich hätte einige wichtige Dinge mit ihr zu besprechen."

„Wie soll ich das wissen?" erwiderte Henri kurz. „Doch möchte ich dich bitten, ihren Namen nicht im Zusammenhang mit deinen Liebesaffären zu nennen. Im übrigen: was geht mich die Gräfin an?"

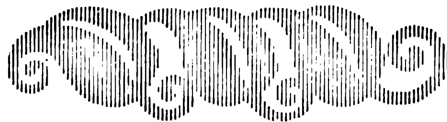
In diesem Augenblick fiel der Blick Gustavs auf den altgoldseidenen Mantel Henris, den er bei seinem Weggehen in der Frühe umgeschlagen hatte. Er nahm ganz vorsichtig vom Kragen dieses Mantels ein langes schwarzes Haar, betrachtete es und sagte gelassen, aber herzlich: „Verzeih, mein lieber Junge! Warum schenkst du deinem Freunde so wenig Vertrauen? Du sollst mich glatt niederschießen dürfen, aber ich schwöre bei unsrer Freundschaft seit Kindesbeinen: dieses Haar ist von dem Haupt der Gräfin. Sie ist hier. Und du liebst sie. Und sie liebt dich. Niemand gönnt dir neidloser dein Glück als ich. Auf niemand kannst du mehr zählen als auf mich, niemand eher könntest du es sagen als mir. Denn, mein lieber Henri, das Beste meines Gefühls teilt sich zwischen euch beiden. Ich bin nicht so äußerlich, wie du vielleicht zu denken scheinst. Sonst hätte ich nie ein Wort über diese Liebe zu dir gesprochen. Ich will mich auch nicht in dein Vertrauen drängen. Und nur meine innige Anteilnahme an deinem Geschick rechtfertigt es vor mir selbst, daß ich diese Worte zu dir gesprochen habe."

Henri war erblaßt. Es arbeitete heftig in ihm. Ein Beben ging durch seine schlanke Gestalt. Dann sah er in die guten, ehrlichen Augen seines Freundes, die nun gar nichts Scharfes an sich hatten. „Ja," sprach er leise, „sie ist hier. Und ich liebe sie." Und noch leiser werdend fügte er hinzu: „Sie liebt mich. Aber —"

„Aber —?" fragte Gustav mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„Nichts!" sagte Henri kurz und abwehrend.

(Fortsetzung folgt.)





An einem verschneiten Gartentor, mitten in einer silbernen Schneelandschaft, stand ein weißbärtiger Greis und war im Begriff, die Klingel zu ziehen. Er war in einen weiten Winterpelz gehüllt und schien von der nahen Eisenbahnstation zu kommen. Auf dem Haupte trug er einen breitrandigen Filzhut, in der Rechten einen Stock. Seine Haltung war edel und nur wenig gebeugt.

Ehe er eintrat, schaute er mit milden, tiefen Augen das weiße Land an, das in Winterstille um ihn her ausgebreitet lag.

„Du bist mein Bruder, lieber Schnee," sprach er langsam mit einer leisen, doch deutlichen und tiefen Stimme, „du hast deine weiße Wohltat ausgeschüttet über Dörfer und Städte. Durch dich sind die Sommerleidenschaften zur Ruhe gekommen; durch dich tönen Schritte und Gespräche der Menschen gedämpfter. Diese Reiser und Äste — hast du sie nicht mit weichem Stoff umhüllt, so daß sie nun stehen wie blühende Bäume? Kommen deine zarten Flocken nicht wie Engel vom Himmel? Sie kennen Gesetz und Rhythmus, denn sie sind selber schöngeformte Vielecke. Die Welt ist oft voll Unfrieden: du, lieber Bruder, bringst den Frieden; die Welt ist oft unrein: du, lieber Bruder, sendest diese jungfräulichen Kristalle der Reinheit. Hör' ich nicht eine Glocke? Wie tönt ihr Geläute jetzt edler als sonst, wie weich, wie melodisch! Die Welt schlummert von außen, aber sie ist innen voll ewiger Geheimnisse. Sei gegrüßt, mein Bruder!"

Hatte der himmlische Bruder den Gruß vernommen? Es fing abermals ein wirbelnd Schneien an; große, schöne wollige Flocken legten sich auf des Alten Gewand.

So zog er die Klingel und trat langsam, fast feierlich ein, nicht unähnlich einem Weihnachtsmann, doch erhabener an Gestalt als der gemütliche Knecht Ruprecht, ein hoher Gast, der diesem schönen Hause mitten im weißen Park etwas Hohes zu bringen gewillt war.

In einem vornehmen Zimmer jenes Hauses lag eine junge Dame auf einem Diwan, den Kopf in den Kissen, das Haar gelöst, den Körper in Decken gehüllt. Diese junge Dame war sehr schön, sehr bleich und sehr krank.

Auf ihrem Angesicht lag kein Frieden. Sie starrte in den Flockentanz hinaus, warf ein Buch beiseite, aus dem ihr die Krankenschwester vorgelesen hatte, und zupfte unruhig an der Decke oder am Spitzenbesatz der Kissen. Ihr Auge flackerte unstet. Das Fieber eines heißen Lebenssommers war noch nicht gewichen.

Und doch sehnte sich das Mädchen unbeschreiblich nach Frieden. Sie ließ die suchenden Blicke schweifen, sie warf die Lockenfülle hin und her — und plötzlich fragte sie die Diakonissin, die am Fenster im Lehnstuhl saß und ein wenig ruhte, da sie die ganze Nacht gewacht hatte: „Schwester Maria, bin ich sehr krank?"

„Sehr krank, mein liebes Fräulein."

„Muß ich sterben?"

„Das steht bei Gott."

„Ich will nicht sterben — ich kann nicht sterben — ich darf nicht sterben," flüsterte die Kranke mit fiebertrockenen Lippen. „Ich habe etwas noch nicht gefunden, was ich durchaus finden muß. Verstehen Sie, Schwester? Ich muß es finden, ich muß!"

„Was ist das, was Sie finden müssen?"

„Liebe! Frieden! Ach, ein wenig Liebe! Nein, nein, sehr viel Liebe! Frieden! Ich habe Heimweh — Schwester — ich weiß nicht, wonach! Ach, ich hab' so großes Heimweh nach Papa! Und der ist so lange, so lange schon tot. Alle andern haben nur mit mir gespielt. Ach, wie war er gut! Schwester, wie klug war mein Papa und wie gut! Als Arzt war er weltberühmt — und er würde mich auch jetzt gesund machen — ganz gesund — gewiß, Schwester, Sie dürfen mir glauben — ganz gesund."

Die Stimme ging in Flüstern über und endigte mit einem langen Seufzer.

Die Mutter der Kranken trat ein und fragte mit ihrem etwas harten und kalten Ton: „Martha, der neue Arzt ist gekommen. Kannst du ihn empfangen?"

„Bitte, führ' ihn herein."

Der alte Herr trat ein.

Er richtete alsobald auf das kranke Mädchen seinen tiefen Blick. Auch sie schaute den Fremden mit eigentümlicher Überraschung an. Es entstand eine Pause des Schweigens. Draußen wirbelte der Schnee. Die Krankenschwester hatte sich erhoben. Aber es wurde noch immer nicht gesprochen: der Arzt und die Kranke schauten sich an. Und immer ruhiger und fast schon friedlich wurde der Blick des fiebernden Mädchens.

„Sie kommen mir bekannt vor," begann endlich die Leidende. „Wo mag ich Sie denn wohl schon gesehen haben? Es muß sehr lange her sein."

„Ich komme weit in der Welt herum," versetzte der Alte freundlich. „Und so mag es recht wohl sein, daß wir schon einmal aneinander vorbeigegangen sind. Lassen Sie einmal sehen, ob und wie ich Ihnen helfen könnte."

Er setzte sich zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Vor allem tut Ihnen Ruhe not, liebes Kind, große Ruhe. Nicht wahr, Sie würden sich freuen, wenn Ihnen endlich einmal wieder ein milder Schlaf beschieden wäre?"

„O ja, sehr freuen!"

Das Mädchen war durch des Mannes melodische Stimme ebenso angenehm berührt wie durch seine feine, weiche Hand, aus der eine magnetische Kraft überzustrahlen schien.

„Reden Sie weiter," bat sie lächelnd. „Ich muß mich besinnen, wo ich Ihre Stimme schon einmal gehört habe. Erzählen Sie mir irgend etwas, was Sie erlebt haben, bitte. Oder erfinden Sie etwas, wenn Sie fürchten, daß weltliche Dinge mich wieder beunruhigen könnten. Denn sehen Sie, ich bin viel zu sehr umhergewirbelt worden in den Tanzsälen und auf den Schlachtfeldern des Lebens. Lieber Herr, ich habe viel gelitten. Und ich war sehr allein und von den Menschen oft schlecht beraten. Von Ihnen aber geht eine wunderbare Ruhe aus. Bitte, sprechen Sie weiter, erzählen Sie mir etwas."

Der Arzt winkte der Mutter; sie ging lautlos hinaus. Die Diakonissin hatte sich wieder in den Lehnstuhl gesetzt; schattenhaft hob sich ihre Haube vom Fenster ab. Der Alte warf einen kurzen Blick zu ihr hinüber; sie neigte das müde Haupt und begann einzuschlummern. Draußen fiel endlos und immerzu der Schnee, ganz still, in dichter Fülle. Er hüllte die weite Erde ein. In der Stube aber war es traut und warm.

In dieser Stille saß nun der Greis auf einem Stuhl am Bett der Kranken, hielt ihre weiße Hand und begann ihr zu erzählen:

„Hingesät über die Schlachtfelder des Lebens lagen am Abend alle die Unseligen, die nicht gesiegt hatten im Kampf mit dem Schicksal.

Unter den Siegern stand ich selbst, am Rande der Welt, in den Flammen der Abendröte: vor mir die Ewigkeit, hinter mir die Erde voll Kampf und Leid.

Und eine Stimme sprach zu mir: ‚Nun wähle, mein Sohn! Willst du einziehen in deine Herrlichkeit, die du errungen hast und die dir geschenkt worden — oder willst du noch einmal und immer wieder ermutigend wandern über das dämmernde Feld und jenen Nichtsiegern erzählen vom künftigen Sieg?'

Ich stand am Rande der Welt, blutig die funkelnde Rüstung, nach Ruhe lüstern die Seele, die matten Arme gestützt auf des schartigen Schwertes Knauf.

Ich stand am Rande der Welt und sah hinüber in die Lichtwonne des nahen geöffneten Himmels, meine so lange schon erkämpfte Heimat.

Und ich winkte meinen Genossen, die das Leben gemeistert hatten und sich nun ergingen auf seligen Fluren; und Tränen der Freude glühten in meinen Augen über das tiefe, tiefe, tiefe Glück, das mich erwartete dort auf den Gefilden der Weisheit und Liebe.

Dann band ich den Helm fest und wandte mich wieder auf das Schlachtfeld des Lebens, in die herangähnende Nacht.

‚Ich will weilen', sprach ich zu meinem Vater, ‚bei denen, die da dürsten nach Sieg und Licht; ich will den Mut stählen allen, die da kämpfen im Schatten. Bis der Letzte gesiegt hat, morgen oder übermorgen oder nach vielen Tagen, will ich wandern zu friedlosen Seelen: kommt, meine Brüder, kommt, meine Schwestern, ich bin bei euch alle Tage, ich verlasse euch nicht, ich kämpfe mit und leide mit und siege mit — bis wir alle miteinander eingehen in die Wonnen des Vaters!'"

So sprach der Meister.

Tief ergriffen und fast nicht mehr atmend lag das Mädchen in seinen hochgestauten Kissen und ließ seine Blicke ausruhen in des

Mannes wohlig weichen, guten und starken Augen.

„Jetzt weiß ich auch," sagte sie kaum hörbar, „an wen mich deine Stimme erinnert: es ist meines Vaters Stimme."

„Ja, mein Kind, es mag wohl deines Vaters Stimme sein."

Er streichelte sanft und beruhigend ihre Stirn. „Mich beglückt es," sprach er weiter, „wenn Ruhe einkehrt in dein Herz. Keine größere Freude kann ich empfinden, als Frieden geben zu dürfen den Friedlosen."

„Warum spricht man eigentlich vom Totentanz?" fragte sie plötzlich. „Warum malt man den Tod als Gerippe? Weit lieber denk' ich mir den Tod als einen milden Greis oder als eine edle Jungfrau. Ich möchte nicht tänzeln, sondern ruhig schreiten, den Greis an der linken, die Jungfrau an der rechten Hand."

„So ist es," bestätigte er, „mitteninne zwischen Weisheit und Liebe. So ist es, mein Kind."

Wieder erhob sich die Krankenschwester, trat wie traumhaft auf leisen Sohlen an die rechte Seite des Diwans, setzte sich auf den Rand und nahm des Mädchens Rechte.

„Wie freut mich das," sagte sie zu der Kranken, „daß Sie nun so ruhig und getrost vor sich hinlächeln. Ich habe auch einst gesucht, was Sie so lange schon suchen. Ich war in den gestorbenen Städten der stillen Niederlande und habe dort schwermutvoll in die langsamen, schwarzen, tiefen Wasser des toten Brügge geschaut. Unter jenen Trauerweiden hoffte ich Ruhe zu finden. Aber nicht dort habe ich sie gefunden, nicht dort."

„Der Tod, der das Leben ist, weilt nicht dort, noch sonstwo," sagte der Arzt, und seine leise Stimme klang wie aus einiger Entfernung. „In des Menschen Tiefen ruht das Geheimnis. Dort erblüht das Verstehen des Todes. Dem Verstehenden ist der Tod ein Freund, ein Führer in das Land der Stille. Seht, wie still ist die Wintererde, aber sie ist nicht tot. Sie wird wieder blühen. So wirst auch du wieder blühen, meine liebe Martha."

Er küßte sie auf die Stirn.

Martha lag mit geschlossenen Augen, lächelte glücklich und schwieg. Das schöne Gesicht war um einen Schein bleicher geworden.

Die Dämmerung sank auf die Landschaft. Der Schneefall hatte aufgehört. Ein Abendgold enthüllte sich im Westen; mitten in der hellen Winterluft stand dort klar und rein der Abendstern.

Die Mutter trat ins Zimmer. „Wo ist denn der Arzt hingekommen?"

„Ich weiß nicht, wie mir ist," sagte die Schwester und rieb die Augen. „War ein Arzt hier? Ich kann höchstens ein paar Sekunden geschlummert haben. Martha scheint so ruhig zu schlafen — sehen Sie nur, wie friedlich sie lächelt — — oder —?"

Die weiße Haube beugte sich über die Kissen.

Das Mädchen war tot.

Einer Mutter Weg

Sie sagen es, mein Kind, mein blondes Kind sei tot. —
Aus starren Händchen machten sie ein kleines Gitter wunderzart,
So lag's im Lichterglanz und in des Winters stillsten Blumen aufgebahrt ...
An leerer Wiege schluchzt der Seele Not.

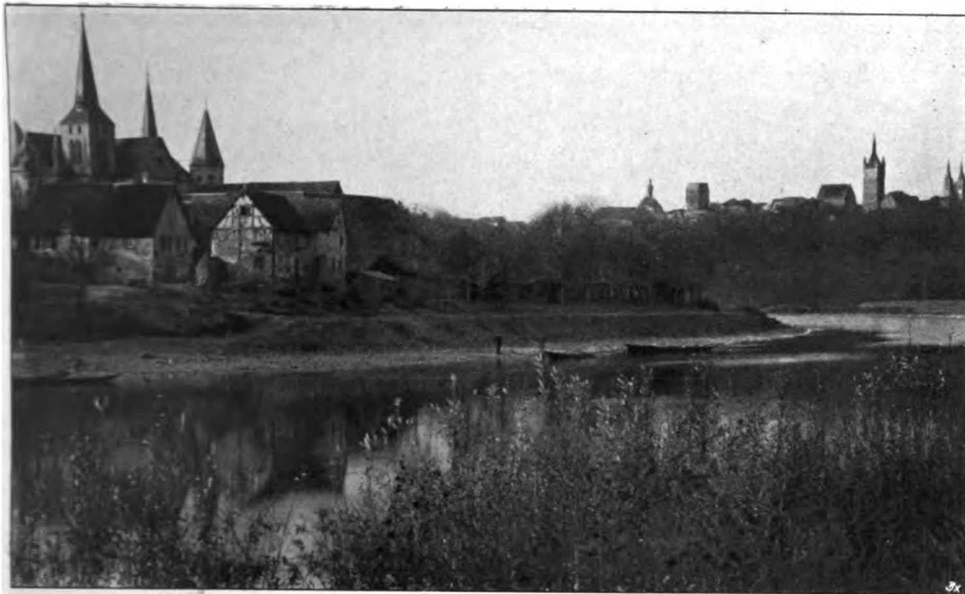
Und undurchdringlich tiefes Dunkel ringsumher.
Ob ich ein Weglein heimwärts durch die tiefe, schwarze Qual mir finde?
Und führt denn wirklich solch ein dunkler, harter Weg zu meinem süßen Kinde?...
Wer trägt mein Herz? Es ist mir viel zu schwer!

Ob Gott das Händchengitter auseinanderflicht? —
Dann streckte sicher mir mein Kind die offnen Hände froh entgegen
Und trüg' am schweren Herzen mit. Und an das Ende von den schwarzen Wegen
Stellt' es ganz sorglich noch ein Himmelslicht.

Maria Mittelstaedt



Fritz Oßwald: Verschneiter Wald.



Phot. Dr. Trapp in Friedberg (Hessen).

Wimpfen im Tal und Wimpfen am Berg vom Neckar aus gesehen.

Alt-Wimpfen im Neckartal

Von Prof. Heinrich Werner (Berlin-Wilmersdorf)

Es ist vieles anders geworden im Neckartal, seitdem Scheffel ihm im Alt-Heidelberger Lied sein Lob gesungen und seinen Ruhm in alle Lande getragen hat. Nicht der Friede des Schweigens und die Romantik der verfallenen Burgen auf den Höhen haben mehr die Herrschaft über die vom stillen Fluß durchzogenen Wiesen und Wälder. Hinauf und hinab fliegen auf beiden Ufern die Schnellzüge, die Schlepper stöhnen und fauchen bei der Bergfahrt, Schornsteine stehen steil und selbstbewußt vor den Hängen und Höhen. Von der Front des alten Herrenschlosses der Deutsch-Ordensritter auf dem Hornegg über Gundelsheim schreit eine große Aufschrift ins Tal hinunter „Sanatorium", und wo die streitbaren Herren ihre Heimstatt hatten, die Wintertage mit Kampfberichten kürzten und im Frühling den frisch vergorenen „Neuen" zur ersten Probe aus den Kellern holten, den die vorjährige Sonne auf den Neckarbergen mit Licht und Glut gesegnet, da reden — ganz gegen die Kurvorschrift — nervöse Stadtherren und -damen über die Krankheiten und Wunden, die das Leben der neuen Zeit ihnen geschlagen habe. Und trotzdem mache ich heute noch Scheffels Entschluß zu dem meinen, und wenn mir's „drauß' zu kahl" wird und zu schal, dann ist mir das Neckartal trotz Schleppergeheul und Fabrikschornsteinen, trotz Sanatorien und andern modernen Errungenschaften immer noch ein liebes Ziel fröhlicher Fahrt, eine Stätte friedlicher, beschaulicher Rast.

Daß man die Schönheit nicht an der breiten Straße suchen soll, daß sie in Winkeln wohnt und an heimlichen Orten, ist Allerweltsweisheit. Aber Allerweltsbrauch ist es, diese Weisheit nicht zu nutzen. „Das nächste Mal!", sagt der Reisende im Schnellzug — und fährt weiter. Wie fein für uns, daß er's tut! Denn zum rechten Genießen gehört Einsamkeit, gehört Ruhe. Eine schwatzende Begleiterschar jagt uns den Frieden aus der Landschaft und die Wunder aus den Gassen der alten Städte. Darum rate ich dir: komm auch du als ein stiller Weggenosse in das uralte Nest im Neckartal, in das ich dich führen will. Vergiß den Wust und die Wirrnis da draußen, wenn du in Wimpfen Einkehr hältst!

Wir kommen über die Jagstfelder Eisenbahnbrücke vom rechten Neckarufer herüber, und immer reicher und voller erschließt sich uns das Schaubild. Ganz still, kaum bewegt der Fluß. Nur dort, nach dem Ein-

lauf der Jagst auf der rechten Seite ein Brausen und stürmisches Talwärtsfluten — ein Stauwehr stellt sich entgegen. Aber die aufrührerische Kraft mäßigt sich bald wieder. Die Berge zur Linken drängen den Strom in einer flachen Biegung gen Norden, und nun wird der Blick von dem blinkenden Wasserspiegel hinaufgeleitet an dem aufsteigenden Hügelhang. So weit das Auge schauen kann, in ruhigem Linienzug hingelagerte Höhen. Alte Festen und Schlösser leuchten im Sonnenlicht auf den höchsten Kuppen. Ganz nahe auf dem linken Neckarufer die verfallene Feste Ehrenberg und das bewohnte Schloß des alten Geschlechts der Herren von Gemmingen — Wilhelm Hauffs Novelle „Das Bild des Kaisers" hat hier ihren Schauplatz —, dann Hornegg, und dann, ganz im Grund, die Ritterburg des alten Götz von Berlichingen, der Hornberg, gegenüber, auf der rechten Seite des Flusses. Allmählich senken sich die Berge, und das Auf und Ab der Züge verebbt in der unermeßlichen grünen Flut der Wiesen und Felder. Gleich lockenden Inseln aber grüßen schmale Dörfer und Städtchen — Offenau und Jagstfeld die nächsten — aus der von Kocher und Jagst durchströmten Ebene herauf. Neben dem blendenden Weiß der verputzten Fachwerkbauten das Grau eines alten Wehrturms oder eines Mauerrestes der früheren Befestigung. Und über das Ganze der Glanz des klarblauen Himmels gebreitet und das rote Licht der sinkenden Sonne, fast blendend hell, so daß die Umrisse der Türme und der starken Bergmauer dort drüben nur schattengleich vor den bestrahlten Wolken stehen ...



Blick auf Wimpfen am Berg.
Nach einem Ölbilde von Carl Geist in Kassel.

Alt-Wimpfen! Es sind zwei Siedlungen in dem Begriff des Wortes umschlossen: die Stadt des Namens am Berg und die im Tal. Jede für sich hatte ihre Entwicklung und ihre besondere Geschichte, und es lohnt wohl, davon kurz zu berichten, ehe wir ausführlich beschreibend von den seltenen und kostbaren Dingen erzählen, die in der Talstadt wie in der Bergstadt zu sehen sind.

Die Besiedlung der Landschaft in vorgeschichtlicher Zeit bezeugen zahlreiche Funde von Stein- und Bronzewaffen und -gerät. Aber es ist keine Möglichkeit, zu sagen, um welche Art Bewohner es sich handelt. Dagegen deuten der Inhalt von späteren Gräbern sowie Fluß- und Flurnamen auf Besiedlung durch Kelten vom fünften vorchristlichen Jahrhundert an. Auch die Worte

Neckar und Wimpfen sind wohl gallischen Ursprungs. Noch vor der Wende zur neuen d. h. frühmittelalterlichen Zeit müssen von Norden Germanen zugewandert sein und sich mit den keltischen Siedlern vermischt haben. Ihren Nachkommen legten unter den Kaisern Vespasian und Domitian die Römer das Joch auf den Nacken und wehrten allem Ansturm der nördlich wohnenden Stämme durch Anlage zahlreicher über die ganze Ebene auf der rechten Flußseite verteilter Kastelle. Die Talstadt Wimpfen lag im unmittelbaren Schutz eines solchen Bollwerks, das in Resten noch heute vorhanden ist.



Alte Gasse in Wimpfen am Berg.
Nach einem Ölbilde von Carl Geist in Kassel.

Unter den Mauern des Kastells gedieh die ursprünglich ganz kleine Dorfsiedlung zu stattlicher Größe, erhielt feste Ringmauern und ist vielleicht mit dem gegen 1300 von dem Chronisten Burchard von Hall genannten Ort Cornelia identisch. Wehrmauern und Türme waren notwendig. Denn von der Mitte des dritten Jahrhunderts an brachen wieder und wieder germanische Horden von allen Seiten ein. Alemannischen Scharen gelang die Zerstörung des alten Dorfes. Nun waren sie die Herren bis zur Zülpicher Schlacht, dann mußten sie den Franken weichen. Mit ihnen kam das Christentum neckaraufwärts gezogen, aber über die ersten Jahrhunderte seiner Herrschaft sind keinerlei Nachrichten erhalten. In der Ottonenzeit setzen die Urkundenzeugnisse wieder ein. Aber aus den freien Bauern sind inzwischen Hörige geworden. Der Bischof von Worms ist Herrscher im Land, und seinem Krummstab beugt sich auch die Einwohnerschaft des Dorfes, das nun als „Winphina" im Jahre 965 auftaucht. Langsam gedieh die Siedlung im Tal — als bischöflicher Besitz aus der Umgebung herausgehoben — durch Ortsgericht, Marktrecht und Umfassungsmauern zur Stadt.

Der stolze Bau einer Stiftskirche erwuchs als sichtbarlich Zeichen bischöflicher Gnade in der Talstadt, deren eigentlicher Regent der am Orte anwesende Propst des Stiftes war. Aber im vierzehnten Jahrhundert machte sich, wie

ringsum im deutschen Land, auch die Bürgerschaft von Wimpfen ziemlich selbständig, wurde schließlich reichsfrei und hat diese Würde bis zur Säkularisation im Jahre 1803 durch vielerlei Kriegsnot und schwere Zeit stolz bewahrt. Seit 1803 aber ist Wimpfen hessischer Besitz.

Die Anfänge der Stadt am Berg sind ganz unbekannt. Sie wird die Schicksale der Siedlung am Neckarufer in den ersten Jahrhunderten geteilt und auch unter der Gewalt des Wormser Bischofs gestanden haben. Aber im zweiten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts nennen die frühesten Urkunden die Staufenkaiser Herren der Stadt. Eine stolze Pfalz krönt den Burgberg und schaut weit hinein ins Land. Danach geht es wie unten im Tal. Das Bürgertum wird mächtig und legt sich schon 1250 ein Stadtsiegel mit der stolzen Umschrift bei: Regia Wimpina gerit hec victricia signa. Danach eilt die Bergstadt in der Entwicklung der Genossin unten weit voran. Als Luthers Lehre in Süddeutschland gepredigt wurde, wandte sich Wimpfen ihr zu, und der Rat der Stadt wahrte sein Recht gegen alle kaiserlichen Verbote und Erlasse. Aber dann kam der fürchterliche Schlag — die Schlacht des Badener Markgrafen gegen Tilly am 6. Mai 1622, die völlige Niederlage des protestantischen Heeres. Brand und Plünderung wüteten in der Stadt, aber was danach kam und immer wieder und immer schlim-



Phot. Dr. Trapp, Friedberg (Hessen).

Fränkisches Fachwerkhaus in Wimpfen im Tal.



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.

Spitalshof in Wimpfen.



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.
Holzgalerie eines Hauses in Wimpfen am Berg.

mer durch Jahrzehnte, war viel schrecklicher: Kriegssteuern und Erpressungen, Durchzug und Einquartierung feindlicher Truppen, die das Letzte und Allerletzte mitnahmen. Im Chronikbericht von 1641 heißt es: „Wir haben kaum 50 Bürger, die blutarme, verdorbene Leute sind." Und vier Jahre später nach einem neuen Überfall: „Wir sind allerorten wie das unvernünftige Vieh und Gewild in den Wald gejagt, dadurch die in diesem Kriege noch wenig übergebliebenen Bürger größtenteils mit Weib und Kind entweichen und die Stadt elendiglich verlassen, andre aber ihr zeitlich Leben ganz erbärmlich schließen müssen, also gar, daß leider — Gott im Himmel erbarme es! — die gemeine Bürgerschaft sich nur noch auf 37 erstreckt, davon noch täglich mehr sterben und hinwegziehen."



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.
Straße in Wimpfen am Berg.

Nach solcher Schädigung war an ein Aufblühen nicht mehr zu denken. Die Stadt am Berg und die Stadt im Tal waren in Not und Armut eng miteinander verbunden und aus stolz aufblühenden Gemeinwesen zwei arme Ackerstädtchen geworden.

Ganz langsam scheint sich nun in unsern Tagen ein Wandel zum Besseren vorzubereiten. Eine heilkräftige Solquelle ist erschlossen worden und hat Wimpfen in die Reihe der Badeorte gestellt; von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Kurgäste. Drunten am Neckar aber ist eine große Saline gebaut, und deren reger Betrieb hat der Industrie eine erste Heimstatt geschaffen. Freilich an eine große Entwicklung wird nicht zu denken sein, und die Freunde Alt=Wimpfens werden sie auch gar nicht wünschen. Wo bliebe der



Bei der Dominikanerkirche in Wimpfen am Berg. Nach einem Aquarell von Prof. H. R. Kröh in Darmstadt.

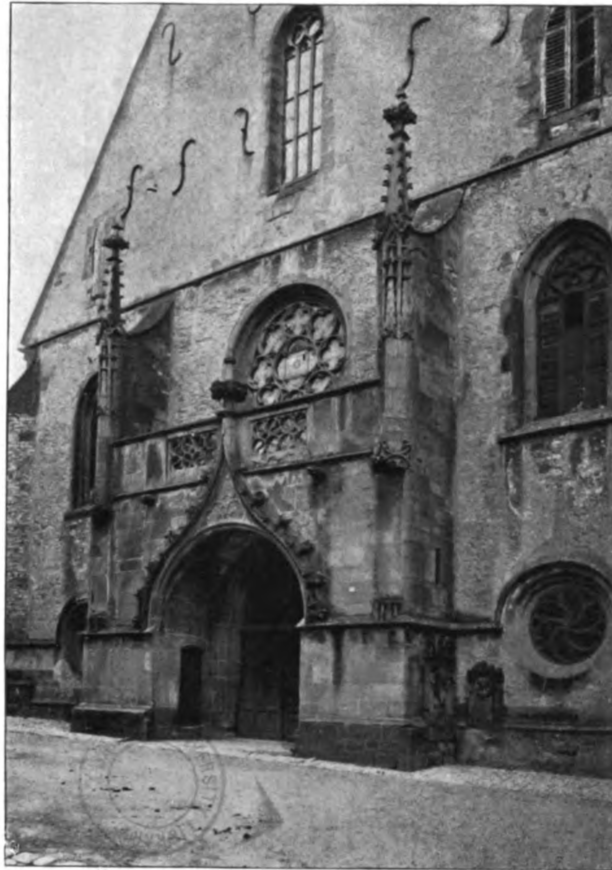
Friede und Zauber seiner alten Gassen, was würde aus den in ihrer stummen Sprache so beredten Denkmälern der vergangenen Zeit einstiger Größe, wenn erst das sogenannte „moderne Leben" hier erwachte! Ja, ich mag's nicht einmal schelten, daß die Fremden nicht zuhauf kommen und mit lärmendem Rühmen und Anpreisen das alte Nest zu einer Allerweltssehenswürdigkeit machen, daraus dann Traulichkeit und Beschaulichkeit nur zu flink hinausgejagt wären. Aber wer kommt, der laufe nicht im Eilschritt an Kirchen, Türmen und Häusern vorbei! In gründlichem Schauen und in bedächtigem Genießen werde er all der Schönheit froh, die hier heimisch ist. Kein geringes Verdienst hat sich die hessische Regierung, hat sich auch der wackere Bürgerverein Alt-Wimpfen um die Bewahrung und verständige Wiederherstellung des Alten erworben, wo Verfall oder unsinnige Zerstörung drohte.

Lange haben wir am Abend nach unsrer Einwanderung bei sinkender Herbstsonne im urgemütlichen familiären Stübchen des Wirtshauses „Zum Reichsphilipp" gesessen und den „Neuen" probiert, den die liebe Sonne im Neckartal hat reifen lassen. Nun geht es in der Morgenstunde hinunter ins Tal, um den Streifzug bei der herrlichen Ritterstiftskirche St. Peter zu beginnen. Ein mächtiges Bauwerk, schon unter Otto I. als Wormser Besitz erwähnt, im dreizehnten Jahrhundert von französischen oder doch in Frankreich gebildeten Steinmetzen im Sinne der Gotik umgebaut und in jüngster Zeit aus Verfall und Trümmern vom hessischen Staat unter strengster Wahrung der alten Reste und Form außen und innen gänzlich erneuert. Noch ragen als die wesentlichen Zeugnisse des ältesten Teiles, eines der Hofkirche Karls des Großen in Aachen nachgebildeten Zentralbaues, zwei hohe Türme mit Spitzhauben über dem Westteil empor, und gerade an ihnen kommt das prachtvolle Material aus sogenanntem blauem Kalkstein in der Nutzung für große, wuchtige Form vorzüglich zur Geltung. Die anstoßende gotische Kirche gibt zumal an dem südlichen Querhaus die reichbewegte Bildung ihrer Stilelemente in wohlbedachter Mäßigung. Vom Statuenschmuck der Südwand, vom Reichtum des Inneren läßt sich mit kurzen Worten kein Bild ent-



Altbürgermeisterhaus in Wimpfen am Berg.
Nach einem Aquarell von Prof. H. R. Kröh in Darmstadt.

werfen. Ein dreischiffiges Langhaus steigt auf mit prachtvoller Chorbildung, eine Fülle des Besonderen in der Arbeit an Säulen, Pfeilern, Arkaden, Fenstern und im Werk der Statuen aus Stein und Holz. Köstlich der Frieden des von einer leichten Säulenstellung der Arkaden getragenen Kreuzganges, der an die Kirche anstößt! Ein großer Holunderstrauch inmitten des umschlossenen Rasens und Vogelgezwitscher als Zeugen blühenden



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.
Portal der evangelischen Stadtkirche in Wimpfen am Berg.

vierkantiger Spitzhaube, steil emporspringend vor dem Massiv der alten Wehrmauer, ragt zur Wacht gleichsam hoch in den blauen Herbsthimmel hinein und steht mit seinem schlanken, zierlichen Bau in starkem Gegensatz zu dem derben Genossen dahinter, dem breit und wuchtig als ein rechtes Bollwerk auf der Höhe des Burgberges hingestellten roten Turm. Ein paar Schritte nur bergauf, und wiederum ein unvergleichlich Bild frühmittelalterlicher Architektur: das Hohenstaufentor. Durch seinen breiten, über mächtige Steinquadern gespannten Bogen läuft eine vom steilen Berghang herabfallende Gasse aus und mündet auf unsern Weg. Wir stehen im Gelände des alten Burggrabens, der einstmals den ganzen westlichen Teil der hohenstaufischen Bergfeste gegen die Stadt abgeschlossen hat. Wie hoch er reichte, kann man am Hohenstaufentor deutlich sehen, denn unter den Fußsteinen des Portals ist noch viel freies Mauerwerk, das ursprünglich von der Grabensohle bis zum Torweg hinaufführte.

Lebens und Daseins. Und dagegen das feierliche memento mori uralter Grabsteine der Stiftsherren ringsum an den Wänden!

Draußen, vor der alten Kirche, rauschen die Linden im Morgenwind, und es lohnt wohl, noch eine kurze Rast zu halten und den freundlichen Eindruck der feinen alten Häuser an dem großen Platze wirken zu lassen. Es sind Wohnbauten aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die einst alle den Zwecken des bischöflichen Stiftes dienten, nun aber profanem Gebrauch zugeführt sind.

Wieder hinauf in die Stadt am Berg! Und hat uns am Vorabend das Gesamtbild der über dem Neckar gelagerten Türme und Mauern ganz in Schauen und Freude hineingezogen, heute merken wir aufs Einzelwerk. Es geht durch den alten Stadttorbogen hindurch, und da gibt es das erste feine Bild zur Rechten. Ein viereckiges Türmchen mit

Nun rasch seitlich aufwärts, um droben auf dem Burg- oder Eulenberge gleich die andern Denkmäler der Festungskunst aus der Hohenstaufenzeit zu besehen! Ihre stolzesten Wahrzeichen sind im Verlauf der alten Wehrmauer der Rote und der Blaue Turm. Der Name des Roten ist willkürlich und junger Herkunft, der des Blauen überliefert und sicher nach dem schon erwähnten Baumaterial des blauen Kalksteins gebildet. Es lohnt, auf die beiden kolossalen steinernen Warten und Trutzzeichen besonders zu verweisen, denn nicht oft finden sich in den erhaltenen mittelalterlichen Stadtanlagen Türme von solcher Schönheit und Pracht der Ausführung, rechte Musterleistungen guten handwerklichen Könnens. An äußerer Wirkung aber geht das malerische Schauwerk der Kaiserpfalz, der sogenannten Barbarossaburg, noch über die Wehrtürme hinaus. Aus der Herrlichkeit des Gebliebenen ist ein Schluß auf den Reichtum

des Gewesenen erlaubt. Die ursprünglich weit gedehnte Anlage mag um 1200 erbaut worden sein und hat in den Jahren 1224 bis 1228 Heinrich IV. zur Wohnung gedient, solange er in Wimpfen residierte. Erhalten sind von der Gesamtheit der Wohngebäude drei Teile: Reste des sogenannten „Saales", wie die eigentliche kaiserliche Wohnung hieß, die Kapelle und das Wirtschaftszwecken dienende „Steinerne Haus". Von der kostbaren Ausstattung des Saales — sicherlich des größten Raumes der Kaiserpfalz — zeugt der wunderschöne über Doppelsäulen geführte Arkadengang an der Nordfront, ein weniger elegantes als derbtüchtiges Stück mittelalterlicher Steinmetzarbeit. Aber gerade diese urkräftige Fassung und Form hat ihren Reiz, da sie sich mit einer quellenden Frische der Erfindung und Vielgestalt der Bildung geeint hat. An Sockel, Schaft und Kapitell, an jeder Einzelsäule Neues und Besonderes, und das Ganze so einheitlich und geschlossen durch die knappen Rundbogen darüber, daß sich der Eindruck mit ruhiger Sicherheit bei dem Beschauer festigt. Aus dem Saal konnte der Kaiser unmittelbar auf eine Empore in der anstoßenden Kapelle gelangen. Dies kleine romanische Gotteshaus hatte seine eigne Geschichte innerhalb des großen Gebäudes. Es wurde in gotischer Zeit stark verändert. Wir hören, daß Ludwig der Bayer dem Kirchlein besonderes Interesse schenkte. Das hat aber nicht gehindert, daß es danach ganz zerfiel und schließlich zu Stall und Scheune erniedrigt wurde. Gegenwärtig läßt die hessische Regierung dem Raume seine ursprüngliche Gestalt wiedergeben, so gut das möglich sein wird, und man darf hoffen, daß die Restaurierung sich auf das Notwendigste beschränken und nicht etwa eine völlige romanisch „rekonstruierte" Innenausstattung liefern wird.



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.

Altes Portal mit Vorbau in Wimpfen am Berg.

Das „steinerne Haus" steht isoliert, aber ganz nahe bei der Burg, unzweifelhaft ein Wirtschaftsgebäude und eins der besten Denkmäler mittelalterlicher Profanbaukunst überhaupt. Der ursprünglich romanische Bau bekam früh Zutaten, so die steilen Staffeln an der Giebelrampe. Mächtige Doppelfenster gliederten ursprünglich die West= und Ostwand, und aus dem Inneren führte eine Pforte direkt auf den nun verschwundenen Wehrgang der Burganlage. Noch wäre neben diesem kaiserlichen das bischöfliche Wirtschaftsgebäude in der Nachbarschaft zu erwähnen: der Wormser Hof. Hier war der Sitz des bischöflichen Statthalters, der Zins und Zehnten einzutreiben hatte und die Rechte des Stifts im Tal und seines Herrn wahrnahm. Die ältesten Teile des Hauses gegen den Neckar zeigen noch romanische Formen, doch ist das heute als Oberförsterei dienende Gebäude im übrigen im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts ganz umgestaltet worden.

Damit sind wir aber schon aus dem Burgbezirk hinaus= und in den Bereich der Stadt=



Alter Hof in Wimpfen am Berg.
Nach einem Aquarell von Prof. H. R. Kröh in Darmstadt.

befestigung eingedrungen. Die Stadt war von eignen Wehrmauern umschlossen, und daß diese kostbaren Besitz zu schirmen hatten, zeigt ein Rundgang schon auf der Berghöhe. Da steht mit ihren zwei charakteristischen schlanken Spitztürmen die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aus einem romanischen in einen gotischen Bau umgewandelte Stadtkirche, die für sich eine ausführliche Beschreibung fordern könnte, wenn hier mehr Raum wäre. Aus dem gleichen Grunde darf auch der am Wege ins Tal gelegenen Dominikanerkirche nur mit einem kurzen, aber lauten Lob ihrer aus gotischen und barocken Formen stark gegensätzlich gebildeten Architektur und des kostbaren figürlichen Hochaltarschmucks



Fachwerkhaus in Wimpfen am Berg.
Nach einem Aquarell von Curt Kempin in Darmstadt.

im Inneren gedacht werden. Sie gehörte zu dem anstoßenden Dominikanerkloster und ist eine der ältesten erhaltenen Bettelordenskirchen Deutschlands. Den beiden Gotteshäusern sind zwei kostbare Denkmäler völlig verschiedener Art zur Seite gestellt. Neben der Stadtkirche erhebt sich unter schützendem Dach eine wunderbare Kreuzigungsgruppe. Sockel und Kreuz sind aus Sandstein, die Figuren aus rheinischem Tuff. Es ist das Hauptschmuckstück des ursprünglich die Kirche umschließenden Friedhofs, die Krönung eines sogenannten Kalvarienbergs: der Kruzifixus zwischen den beiden Schächern und am Fuße des Mittelkreuzes die klagende Maria. Ein Kleinod, das trotz der traurigen Zerstörung



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.

Adlerbrunnen in Wimpfen am Berg.

hineinschauen. Heute ist der malerische Bau freilich nicht mehr vom Frieden klösterlicher Stille erfüllt. Der Konvent wurde 1818 aufgehoben, kam 1838 in den Besitz der Stadt, und diese hat in seinen Räumen Schulklassen untergebracht.

Es bestand noch eine zweite Niederlassung von frommen Brüdern in Alt-Wimpfen: das seit dem dreizehnten Jahrhundert urkundlich genannte Hospital zum Heiligen Geist, ein Konvent von sechs geistlichen Krankenpflegern. Ihr Haus ist in seiner heutigen Gestalt und in deren widerspruchsvoller Zusammensetzung aus stattlichen und dürftigen Bauteilen ein malerisches Abbild seiner wechselreichen Geschichte. An der Straßenfront stehen noch der Kirchenchor und eine stolze, von fünf Pilastern geteilte Fassade. Aber es sind längst Stockwerke in die hohen Mauern gefügt und Kleinwohnungen darin eingerichtet worden zur lebendigsten Veranschaulichung der alten Wahrheit, daß Hoheit und Glanz vergängliche Dinge sind.

und dem Verfall aller figürlichen Teile als ein mit den starken Mitteln der Blütezeit deutscher Renaissanceplastik im sechzehnten Jahrhundert geschaffenes Werk kenntlich ist. An die Dominikanerkirche aber stößt gen Osten der erhaltene prachtvolle gotische Kreuzgang des alten Klosters, erst neuerdings, 1907, aus den Fährnissen einer jäh ausgebrochenen Feuersbrunst glücklich gerettet. Die schöne Steinarbeit an Maßwerk, Streben und Pfeilern der Bögen führt nach Form und Art vom ausgehenden dreizehnten Jahrhundert durch das vierzehnte hindurch und ins fünfzehnte hinein, und zwar so, daß die zeitliche Entwicklung im Südflügel einsetzt, dann auf West- und Ostflügel übergreift und mit dem Nordflügel das Werk zum Abschluß bringt: köstliche Gaben eines erfindungsreichen stilsicheren Handwerks und für den Kundigen eine ganze Geschichte der Entwicklung seiner Formen und seiner Technik. Über dem großen Umgang zu ebener Erde ist zum Teil auch noch ein Obergeschoß erhalten, und in ein paar alte Mönchszellen kann man auch noch

Waren wir bisher auf der Suche nach den durch Größe und Bestimmung vor den andern hervortretenden Bauten, so schenkt uns ein Streifzug durch das Gewirr der Gassen ringsum eine Menge der malerischsten architektonischen Kleinbilder. Es ist schwer, da mit Loben und Rühmen an einer bestimmten Stelle zu beginnen, so vielfältig drängt sich die Schönheit auf. Mit breitem Spitzdach steigen die Giebelhäuser empor, in den Fronten der Gassenzeilen gegeneinander verschoben, vorspringend und zurücktretend und so die Schauseiten ihrer prächtigen Fachwerkbildungen recht augenfällig dem Blicke bietend. Das Bauernhaus im Neckartal und im nahen Odenwald, wo Alemannen und Franken gemischt miteinander wohnen, ist ja immer ein Fachwerkbau. Das heißt: man sieht die hölzernen Träger und Stützen in dem kunstvollen Gefüge des Hausgerüstes zwischen den füllenden Putzflächen offen heraustreten, nicht selten mit Schnitzwerk ver-

ziert oder durch einen farbigen Anstrich weithin kenntlich gemacht und zugleich gegen die zerstörende Verwitterung geschützt. Lange Zeit haben auch die Wimpfener in törichter Nachahmung der Stadthausfassaden das Balkenwerk unter Tünche und Bewurf verborgen gehalten, bis die hessische Regierung mit Mahnungen und Geldbeihilfe ihnen die Lust geweckt, den Wohnhäusern wieder das Ansehen wie in früheren Jahrhunderten zu geben und damit dem Städtlein sein Gepräge. Auch diese Balkengefüge in der Hausfront — man kennt sie auch aus den köstlichen alten Städten Nordwestdeutschlands — haben ihre eigne Geschichte und von den Erbauern je nach deren Stammeszugehörigkeit geschaffene Formengesetze. Man kann in Wimpfen drei Typen des Fachwerkbaues leicht unterscheiden: den fränkisch-hessischen, den rheinfränkischen und den schwäbischen. Aber eine genaue Erläuterung führte doch wohl über die Bestimmung dieses kleinen Aufsatzes hinaus, und wer solchen Dingen nachgehen möchte und just für Wimpfen im besonderen, der sei auf das treffliche Büchlein „Die Kunstdenkmäler in Wimpfen am Neckar“ von Prof. Rudolf Kautzsch verwiesen. Es ist auch mir für die hier aufgezeichneten Beschreibungen ein willkommener und gern benutzter Wegweiser gewesen.



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.

Renaissance-Erker in Wimpfen am Berg.



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.

Tür am Hospital in Wimpfen am Berg.

Daß auch Kautzsch auf das Altbürgermeisterhaus und auf die prachtvolle Holzarbeit eines kleineren Wohnhauses als auf selten schöne malerische Dinge aufmerksam macht, wird durch Prof. Kröhs schöne Bilder dieser Zeugnisse gutbürgerlicher Kunst ohne weiteres erklärt.

Es ist uns überhaupt eine dankbar empfundene Freude, diese anspruchslose Stadtbeschreibung mit Abbildungen schmücken zu können, die nicht nur gut anschaulich machen, was hier in Worten dargestellt ist, sondern in denen auch die Entdeckerfreude der Künstler lebendig wird, die gleich uns vom Neckarfluß hinauf in die Tal- und in die Bergstadt hinein-



Alt-Wimpfen. Nach einem Aquarell von Curt Kempin in Darmstadt.

gewandert sind. Ihnen allen, den Malern wie den Liebhaberphotographen, die zu dieser künstlerischen Illustration geholfen haben, sagen wir unsern verbindlichsten Dank.

Wer die Bilder richtig zu beschauen und zusammenzuhalten weiß, die gemalten und die mit der Kamera festgehaltenen, der wird nicht erwarten, daß wir nun zum Schluß noch einmal im einzelnen rühmen, wie reichlich sich der künstlerische Beutezug lohnt. Am Fluß drunten das Bild des Städtleins in den Umrissen seiner Mauern und Türme und zu ihm herübergrüßend die traulichen Nester auf dem rechten Neckarufer. Danach die Fülle der Haus- und Gassenbilder in den Stadtmauern selbst, die Kirchen- und



Phot. Dr. Trapp, Friedberg (Hessen).

Offenau.



Blick auf Wimpfen am Berg. Nach einem Aquarell von Curt Kempin in Darmstadt.

Herrenhäuser, die alten Erker, Portale und Höfe, die stillen Brunnen in den malerischsten Winkeln, die Gärten und Teiche im Schutz der alten Stadtmauern. Im Sonderwerk und in der gesamten Übersicht das unvergleichlich echte, unberührte Bild einer alten deutschen Bürgerstadt, in deren steinernen Malen umschlossen ist, was sie in Freud' und Leid, im Aufstreben und im Niedergang durch die Jahrhunderte erfahren und erlebt hat.



Jagstfeld. Phot. Dr. Trapp, Friedberg (Hessen).



Meine Lieder

Bekenntnisse eines Komponisten



Ich war jung, berauschend jung, vielleicht dreiundzwanzig, vierundzwanzig Jahre; also in dem glücklichen Alter, wo die Jugend allmählich bewußt genossen wird und auch für die andern sich aus einem Mangel in einen Vorzug wandelt. Damals gab ein entscheidendes Erlebnis meinem Denken und Fühlen neue Richtung. Vorher war der Frühling bezaubernd, der Herbst farbenreich, die Neunte Symphonie war großartig und der Faust tiefsinnig. Die allgemeinen Werturteile hatten von mir Besitz ergriffen und wirkten auf meine Eindrücke bestimmend mit. Ein Seelenbündnis seltenster Art, beglückend und anspornend, mobilisierte wie mit einem Schlag die in mir schlummernden Kräfte eigner Erkenntnis. Ich fing an, die Welt mit neuen Augen zu sehen. Ich verließ die Ebene der hergebrachten Meinungen und stieg bergan. Der Körper näherte sich der Zeit seiner größten Kraft und Reife. Die Sinne waren unbeschränkt aufnahmefähig, der Geist elastisch und unermüdlich.

Damals entstanden meine Lieder. Wieviel Gleichgültiges ist längst vergessen; die Stunden musikalischer Empfängnis sind, wie in eine Aura der Unvergeßlichkeit eingehüllt, frisch in meinem Gedächtnis.

Es war ein Frühling. Zum erstenmal fühlte ich die ungeheure wirbelnde Lichtfülle der Märzsonne, die in Seele und Erde keimweckend dringt; sah die weißen Wolken über noch winterlich starre Kiefernwälder aufziehen: hörte den Föhn singen und sah, wie er die kahlen Stämme mit seinem feuchten Odem samtschwarz färbte und am Abendwolkenhimmel einen apfelgrünen Streifen aufriß. Zum erstenmal war ich ganz Teil der Natur und gab mich willig ihrem Walten hin. Eine Sehnsucht ohnegleichen quoll oft aus meinem Herzen, wenn ich am lauen Abend durch die engen Gassen der alten Stadt wanderte: glückliche Kinder spielten vor den Türen, und eine Harmonika gab leise Töne.

Aus solchen Erlebnissen wuchs meine Musik. An langen Winterabenden waren die schönsten Gedichte aus Büchern, Zeitschriften, Manuskripten aufgespeichert worden: alles Echte, was sich fand, ohne Rücksicht auf Namen und Ruhm; Gedichte, die man jetzt noch ganz nachempfinden konnte, die noch ganz Gegenwart waren, und die in glücklichster Form ein Gefühl prägnant verkörperten. Natürlich kamen die großen lebenden Lyriker am besten weg; ihnen konnte man unmittelbar folgen; keine Stilwirkung schwang mit, ihre Worte waren nicht abgenutzt durch langen Kreislauf wie die der älteren Dichter. Mombert, George, Dehmel hieß das leuchtende Dreigestirn. Mombert: die große Sinnlichkeit vom Geist ins Unendliche geweitet; George: die kleineren Gefühle in apartester Fassung; Dehmel: Blut und Wille. Streng wurde gewählt; aus dicken Bänden oft nur ein, zwei Gedichte, von berühmten Leuten oft keine Zeile. Die Frage der Vertonbarkeit stand zurück. So lagen die Schätze in der Mappe und im Kopf bereit.

Denn solange mir die Gedichte bloß als Kunstgebilde nahestanden, dachte ich nicht an die Komposition. Erst wenn der gleiche Gefühlsgehalt mir zum eignen Erlebnis geworden war, drängte es ans Werk. Es bedurfte immer eines auslösenden Erlebnisses, bevor Musik kam. Das Gedicht wurde dann zum Gerüst für meine Töne.

Da war ein Tag im späten April. Ich verirrte mich selig in einen Wald blühender Obstbäume, einen sanften Hügel entlang. Drunten am Fluß lag wie ein Gedicht ein mittelalterliches Städtchen mit schwarzem Torschlund. Ich streckte mich unter einen Kirschbaum und sah, wie der Himmel das holde Weiß tiefblau umrandete, hörte das aufgeregte Summen eines Bienenschwarms in den Honigkelchen. Ein Glück, schwer zu tragen, füllte schwelgerisch die Brust. Stundenlang schweifte ich dann durch einen fast noch kahlen Wald, Zeit und Menschen vergessend. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, als ich, durch Dickicht brechend, plötzlich an einen Schienenstrang kam und ein Zug vorbeibrauste. Am Abend endlich landete ich auf einem Waldhügel, sah zwischen den Stämmen den roten Abend und hörte der Amsel süßes und einfältiges Lied. In dieser Stunde wurde ich reif, die Musik zu den Versen von Karl Bulcke zu finden:

> Gestern Abend in der tiefen Ruh'
> Hört' ich im Walde einer Amsel zu.
> Da ich also saß
> Und meiner ganz vergaß ...

Auf dem Heimweg kamen schon ungesucht die Melodien. Zu Hause brauchte ich bloß an dem alten Klavier zu sitzen und zu spielen, bis alles fertig war. Das Lied wuchs aus mir heraus, und als das flüssige Gebilde zur festen Form geronnen war, mußte ich es immer und immer wieder spielen — um es mir vertraut zu machen. Sieben Jahre später erst enthüllte sich mir bei theoretischen Studien über die organische Entwicklung der Tongedanken der innere Aufbau



Emil W. Herz: Junger Geiger.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1912.

dieses Liedes. Naive Menge, die immer fragt, was sich der Komponist gedacht hat! Nichts oder wenig! Aber bedenkt: Schaffen ist eine höhere Tätigkeit als Denken. Freilich ist auch Bewußtseinshelle über den Pfad des Schaffenden gebreitet, aber nicht das nüchtern kalte Licht der hohen Tagesstunden; er greift eher wie ein Nachtwandler nach dem Rechten als wie ein rechnender Handwerker.

Oder ich erlebte den Föhn im späten März und konnte Bierbaums Frühlingswind komponieren:

Es weht ein Wind durchs weite Land,
Drängt Mund an Mund und Hand in Hand
Und ist als wie ein Singen.

Tief in der weißen Mainacht hörte ich, an das schmiedeeiserne Gitter des Hofgartens gedrängt, den unbeschreiblichen Gesang der Nachtigallen, ihre verzückten Liebesstrophen, Natur und höchste Kunst vereinend. Später konnte mir dann Heines bezauberndes Lied völlig unkonventionell gelingen:

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz,
Ich schau' in alle Blumenkelche
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine.
Die Nachtigall schlägt.
Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe
Den süßen Gesang;
Uns beiden ist so bang und wehe,
So weh und bang.

Der Sommer kam. Man saß im Zimmer, die Jalousien herabgelassen. Auf heißem Schiefer brütete die Sonne. Der Abend brachte ein kleines Lied aus Mädchenmund und Harmonikaklänge, in der Nacht weinte ein milder Regen. Das waren musikalische Elemente, die gern zu Tönen wurden.

Auf den Gassen lärmten die Kinder wie eine Schar Sperlinge. Zum erstenmal sah ich ihr selbstvergessenes Spiel und hörte ihre Weisen, die in klaren Linien und Rhythmen ganz das Wesen des Kindes ausdrücken. Der Erwachsene nennt es naiv und hält nicht viel davon. Aber empfindet nur das Echte daran, und ihr werdet Bewunderer! Zu manchem köstlichen Reim aus Kinderland suchte ich damals die deckende Melodie, die dann so leicht zu wiegen scheint und doch so schwer zu finden ist.

Sonne, Sonne, scheine,
Fahr übern Rheine,
Fahr übers Glockenhaus,
Gucken drei schöne Jungfern heraus.

Was noch Kind in mir war, wurde lebendig und half die Verse in Gesang wandeln.

An einem trüben Herbsttag, eine endlose Landstraße entlang, vom Summen der Telegraphendrähte begleitet, empfand ich Richard Dehmels Zeilen als Erlebnis:

Und immer Du, dies dunkle Du;
Es scheint von Pol zu Pol zu sausen.
Die Telegraphendrähte brausen,
Ich schreite stumm der Heimat zu.

Den klagenden Augen eines todkranken Mädchens wurde Dehmels „Stimme im Dunkeln" geweiht:

Es klagt im Dunkeln irgendwo,
Ich möchte wissen, was es ist.
Der Wind klagt wohl die Nacht an.

Der Wind klagt aber nicht so nah,
Der Wind klagt immer in der Nacht.
In meinen Ohren klagt mein Blut,
Mein Blut wohl.

Mein Blut klagt aber nicht so fremd.
Mein Blut ist ruhig wie die Nacht.
Ich glaub', ein Herz klagt irgendwo.

Mit den kostbarsten Versen ging ich ängstlich um. Nur nicht zu bald einen Versuch wagen; die gute Stunde abwarten. Das einmal Gefundene gerinnt rasch und bindet für immer. Man kann kein Gedicht zweimal komponieren.

Silvester; ein trockener, kalter Winternachmittag. Vom Berg ein weiter Blick auf Wälder und Schnee; hart und gefühlsarm. Da kommt die Schafherde mit dem Hirten. Eine warme Dunstwolke hüllt sie ein. Momberts wundervolles Gedicht ist erfüllt:

Weiße Schafe weiden auf eisiger Heide im Schnee.
Das ist reine Seele und spitzes Weh.
Eine irrende Traumherde.
Eine große Liebe auf dieser kleinen Erde.

Die nächste Zeit bringt wie von selbst die Musik.

Nicht immer deckte sich das Erlebnis so haarscharf mit der Dichtung. Ein erfrischender Nachmittag auf dem Eise, ersehntes Zusammensein zu zweit, angeregtes Gespräch und ein seliger Heimweg leihen die Schwungkraft für ein brausendes Lied der Inspiration von Mombert:

Aus tiefem Dunkel-Schlummer aufzuziehn,
Oh, hell erwacht,
Einen glänzenden Strom entlang zu ziehn
Mit Glut und Macht,
Durch ungeheure Weiten,
Die Seele rein nur Glanz, oh, so zu schreiten
Über schwarze Flächen
Hinauf zu glänzenden Gebirgbächen,
Die von dem Großen, Allergrößten sprechen,
Durch ungeheure Nacht —
Oh, hell erwacht.

Oder ein zarter Brief stimmte zur Komposition von Versen Stefan Georges.

Mitunter wurde das Gedicht erst nach dem Erlebnis gefunden. Am hellen Sonnenmittag

hörte ich einst vom Waldberg aus Orgel und Glockenspiel im alten Salzburg. Licht und Töne brachten eine Erschütterung, die nur in Tränen sich lösen konnte. Später fand ich in Busses „Sehnsucht“ ein ähnliches Erlebnis:

In Duft und Fahn' und Farben
Fing sich der Sonnenschein —
Und immer wieder bliesen
Des Kaisers Jäger darein.

Leicht wußte ich der wortlosen Erregung, die der Gedankenstrich andeutet, Töne zu geben.

Oder die Erinnerung an einen langen, im tiefsten Glück schaffensarm verbrachten Sommer konzentrierte sich mitten im Winter an Bierbaums ebenfalls freskenhaft vereinfachtem Sommergedicht „Singe, meine liebe Seele!“ zu einem strenggeformten Lied von gebändigtem Reichtum.

Endlich gab es auch Lieder, die entstehen durften, weil sie einem längst vertrauten Gefühl Form gaben, ohne daß die Erinnerung sich von einem entscheidenden Erlebnis Rechenschaft geben konnte. Doch scheint mir manchmal, sie stünden meinem Herzen weniger nah. Sie blieben auch in der Minderheit.

Welcher musikalischer Mittel bediente sich nun die Phantasie zum Ausdruck der Erlebnisse? Eine Schule von aufdringlichem Sonderstil hatte ich nicht durchgemacht. Ich entdeckte mir selbst nach und nach Beethoven, Bach, den ganzen Schubert, Chopin, Schumann. Pfitzner und Strauß kannte ich; durch Wagner war ich gegangen, wie wir heute alle hindurchmüssen; eine feine Witterung für die theatralische Geste seiner Musik warnte mich jedoch, ihm auf das Lied den geringsten Einfluß zu verstatten. Bei Wolf stimmte die reichlich deklamatorische Behandlung der Singstimme zur Vorsicht, Brahms schuf reine und wohlgestalte Linien, die aber oft ein wenig blaß, zu familienähnlich und nur in seltenen Fällen ganz deckender Ausdruck waren. Die „Feldeinsamkeit“ war ein Gipfel. Schuberts Lied erschien vorbildlich in Form und Ausdruck. Beethovens E-Dur-Sonate op. 108 war mir lieber als die Appassionata, die Pastorale stand mir näher als die Neunte. Chopins Preludes liebte ich sehr. Bachs wohltemperiertes Klavier enthielt im Kern alle moderne Musik. Ich rang sieben Jahre, bis es mir ganz zu Gesang wurde. Das waren die Beziehungen zur Musik, wenn ich nicht komponierte.

Wenn ich komponierte, vergaß ich alles und gab mich meinem dunklen Willen hin. Freilich mußten es Töne werden, wie sie eben in unsrer Zeit erklingen können. Denn ein Schaffen außer der Zeit ist unmöglich. Aber der Ausdruck einer spezifischen Stimmung verlangte oft Mittel, die den andern kühn erschienen. Bei mir war's Zwang. Das Lied von der Amsel begann in der Begleitung mit einem einzigen, oft wiederholten Ton; der erste Akkord war dann schon eine große Steigerung. In dem Lied „Weiße Schafe“, das nur sieben Töne verwendet, entstanden Akkorde, die in solcher Häufung vielleicht noch nicht bekannt waren. Das ganze Gebilde würde zerstört, wollte man einen Ton ändern. Oder es mußte ein Lied mit einem Septakkord schließen, ein andres in einer unerwarteten Tonart. Staunend fand man mitunter später eine Wendung, eine Akkordverbindung ähnlicher Art bei Debussy oder einem andern Modernen und ahnte die geheime Bundesgenossenschaft aller Zeitgenossen. Die Konzentration auf das Gefühlserlebnis ergab von selbst für jedes Lied einen eignen Stil, und wenn es nur zwanzig Takte lang war. So wurde das Ergebnis anders als bei den Lyrikern im Nebenamte, die aus ihrem persönlichen absoluten Musikstil auch passende Gewänder für die komponierten Gedichte zurechtschnitten und dabei gern zu allgemein wurden.

Vor allem aber sollte die Gesanglinie schon das Wesentliche ausdrücken. Die Menschenstimme durfte nicht lediglich den Text vermitteln, sie mußte das Gedicht erfüllen. Die herrschende Musikrichtung war diesem Bestreben abhold. Das Klaviermotiv, oft nur einen Takt lang und in endloser „Steigerung“ wiederholt, der deklamierte Gesangspart — Wagners Einfluß — herrschten vor. Man war empfindlich gegen Melodie und vergaß, daß die neuesten Harmonien in wenigen Dezennien verbleichen, während uralte Melodien mit den Jahrhunderten an Kraft noch wachsen. Die Melodiebildung lag im Argen. Die Kunst der Fortsetzung war selten geworden; die Wirkung der Linie war wenig erforscht. Ich studierte die Ausdrucksgewalt der Linie an Bruckners Symphoniethemen, bei denen der Urwert der Intervalle am reinsten von aller bisherigen Musik ins Licht tritt, durchforschte die Bachschen Fugenthemen als die konzentriertesten, ausdrucksgewaltigsten Melodiegebilde der Literatur — man vergleiche Wagners Leitmotive damit —, lernte an Carmen, am Volks- und Kinderlied, ja an Operetten und Tänzen, die oft in glänzendster Weise Linienkunst sind, wenn auch ihr inhaltliches Niveau blasiertere Fachmusiker ihrem Studium fernhält. Viel lernte man an Gegenbeispielen; an kurzlebiger Opernmusik, schwachen Programmusikwerken und üblen Liederkompositionen entwickelte sich der gute Geschmack.

Das schönste und anregendste Studienmaterial fehlte: eine Stimme. Die eigne genügte zum Komponieren. Zum lernenden Hören wäre eine fremde not gewesen. Ich war isoliert. Wie auf einer Insel schuf ich die Lieder, mit mir allein, ohne sie zu hören; an eine Konzertaufführung dachte ich kaum. Der einzige „äußere“ Lohn war hier und da der Besuch eines Freundes. Das größte Publikum könnte mir nie ersetzen, was der einzige war. Er fühlte die ge-

heimsten Beziehungen von Wort und Ton; Lob und Tadel beruhten bei ihm auf einem fast erschreckend tiefen Eindringen. Nur die größten Meister genügten ihm zum Vergleichen. Er nahm einen absoluten Maßstab, keinen duldenden Freundschaftsstandpunkt. Er liebte Gelungenes und konnte es sofort auswendig; weniger Gutes verwarf er unerbittlich. Seinen Anregungen lieh er eine Kraft, die zum Werke stärkte, ja mitunter schien mir, ich hätte nur komponiert, was er selbst zu schaffen wünschte, aber nicht vermochte. Die Zeit dieses Bündnisses war reich und fruchtbar. Gegen die Anerkennung des Freundes wog das Lob, das ich in späteren Jahren verstreut erntete, meist leicht; es verriet so häufig nur einen allgemeinen Begriff, ein unklares Gefesseltsein, aber selten das liebende Verständnis.

Erst als die Zahl der Lieder immer mehr anschwoll, gedachte ich meiner Vaterpflichten. Es war mir schon eine Last, eine Komposition niederzuschreiben, und ich verschob es, wenn jeder Ton feststand, auf Monate oft, ja jahrelang. Noch drückender war die Aufgabe, eine Sängerin, einen Verleger zu suchen. Aber die Werke lösten sich von mir los und führten ihr eignes Leben. Ich fühlte, wie sie auf Erlösung warteten; denn nur wenn sie klingen, leben die Lieder. Über schüchterne Versuche bin ich nicht recht hinausgekommen. Zum großen Musikindustriestil, der heute den Markt beherrscht, reichte es nicht. Die Enttäuschungen, die aus der Gleichgültigkeit der Menschen notwendig folgen, waren mir immer zu bitter und lähmten meinen von Natur aus gering entwickelten Trieb zur Welt. Die Dichter waren am höflichsten; sie dankten freundlich und anerkennend für die Vertonung ihrer Verse; auch für Verbreitung der Musik sorgten manche mit Ausdauer und Erfolg. Dann versuchte man's mit dem berühmten Sänger, der „bekannten" Sängerin. Die Manuskripte — Abschriften waren zu teuer oder zeitraubend — wanderten fort mit einem intimem Brief, der den geheimen Werdeprozeß bloßlegte. Wer konnte besser verstehen als die großen Vermittler und Verwerter? — Man hörte nichts, wagte nach einem halben Jahr eine schüchterne Anfrage, und nach weiteren Monaten kamen sie wieder zurück, ein uneröffnetes Paket mit einem ungelesenen Brief darin. Eine knappe Karte entschuldigte: „Zuviel Arbeit, keine Zeit" usw. Das war bitter. Oder man schickte sie einem berühmten Kritiker. Er schrieb: „Ich kann zu Ihren Sachen keinen Standpunkt finden". Damals unbegreiflich, jetzt so sonnenklar: der Standpunkt war das Erlebnis; wer es selbst gehabt hatte, mußte das Besondere der Töne verstehen, dem andern blieben sie stumm. Rein musikalische Wirkungen — gibt's die überhaupt? — lagen mir ja fern. Bei musikalisch ungeschulten Leuten, von Bildungsphilistern unmusikalisch gescholten, fand ich oft tiefes Verständnis.

Ein Verleger nahm ein paar bescheidene Stücke, die harmlosesten der Sammlung. Neue Hoffnung erwachte. Nun stand der Weg offen, der Anfang war gemacht. Der Haß der Unproduktiven war das erste Ergebnis. Die Bekannten, in akademischen Berufen tätig, schwiegen eisig oder sprachen in Ausdrücken, die von den verächtlichsten Vergleichen ausgingen. Das Komponieren wurde als eine lästige Krankheit betrachtet; man fühlte insgeheim die höhere Geistestätigkeit und blickte mit Neid darauf. Nie hätte einer der Guten sich entschlossen, ein Lied zu kaufen, davon zu andern zu sprechen; und die Menschen, denen man sie schenkte, stellten entweder den Briefwechsel überhaupt ein oder schwiegen darüber. Nicht einmal der Pflicht bürgerlichen Anstandes, auf den man sonst so viel hielt, sich zu bedanken, wurde oft genügt. Besonders ängstlich waren Verlobte, Verheiratete. Sie befürchteten eine gefährliche Einwirkung auf ihre Frau; sie unterschoben einem die Absicht, man wolle nur Eindruck auf ihr Weib machen. Eine schmähliche Verkennung des Künstlers. Nicht andre beeinflussen, sondern sich selbst ausdrücken, ist sein Wille. Der Eindruck ist eine Nebenwirkung und nur kleinen Geistern die Hauptsache. Von sehr rühmlichen, aber spärlichen Ausnahmen abgesehen, stand der Mann meinem Werke feindlich oder gleichgültig gegenüber. Die Ausnahmen waren produktive, freie und große Menschen. Der Mann in seiner Selbstbetonung will nur kleinere Menschen um sich; die Frau kann den Mann nicht groß genug sehen. Dem echten Weibe ist Neid auf männliche Leistungen fremd. Die Frau, nicht von Begriffen, sondern vom Gefühl beherrscht, hat eine feine Witterung für den kommenden Mann; seine Größe verheißt ihr stärkere Lustgefühle, beglückenderen Mutterstolz ihrem großen Kinde, dem Künstler, gegenüber. So fand auch ich bei der Frau tatkräftige Hilfe, Glauben und Ausdauer; was der Freund an tiefem, liebendem Verstehen, das war die Freundin an Mut und Werbeeifer. Ihrer Ausdauer gelang es, die berühmte Sängerin und den Verleger zu finden. Das Publikum, die Presse mochten sprechen.

Ich wartete vor allem darauf, es möchte das Besondere, das meinen Liedern nach ihrer Entstehung aus dem Erlebnis eigen sein mußte, erkannt und gewürdigt werden. Spuren solcher Einsicht fanden sich nur spärlich. Die Kritiker äußerten sich oft so gegensätzlich, daß dem Autor kein sonderlicher Gewinn für sein Schaffen daraus erwuchs. Das gleiche Lied, dem einen zu kompliziert, erschien dem andern volkstümlich; von dem einen mit drei Worten als unbedeutend abgetan, wurde es vom andern als hoch über dem Durchschnitt stehend eingehend besprochen.

Häufig hieß es: Es wurden Lieder von Strauß, Reger, Brahms u. a. gesungen. Der „andre" mit einer ansehnlichen Gruppe von Liedern, aber unbekannten Namens, war ich. Selbstverständlich war es die Großstadtpresse meiner Heimat, die zuerst so verfuhr. Das „nemo profeta", das ich im Verkehr mit den Alltagsbekannten so deutlich verspürt, blieb mir auch da nicht erspart. Sehr heftig betraf mich das alles nicht mehr. Das gedruckte Wort findet freilich mehr Verbreitung und Glauben, aber sein Gewicht richtet sich doch auch nach dem Werte des Autors; ich muß gestehen, daß mir die Kritiken meist mehr über die Persönlichkeit des Verfassers verrieten als über mein Werk. Die Entstehungszeit der Lieder lag meist viele Jahre vor der Aufführung. Das war Abstand genug für mein eignes Urteil, das durch den Blick in die Entstehungsgeschichte doch einen gewissen Vorsprung vor fremder Einsicht hatte. So kam's, daß mich das äußere Schicksal meiner Lieder nicht so heftig bewegte. Die wunderbaren Jahre des Schaffens waren ja rein geblieben von den Stimmen der Welt, von ihrem Lob und Tadel, nur das berauschende Glück der Eingebung zog mitunter mit breitem Flügelschlag über mich hin.

Die Musik konnte mein äußerer Beruf nicht werden. Dafür war die Produktion zu spärlich und zu sehr auf Erlebnisse gestellt, die sich nicht befehlen lassen. Die ununterbrochene Beschäftigung mit Musik erzeugte gern ein Gefühl des Überdrusses und der Leere, das im musikalischen Geldberuf hätte chronisch werden können. Ein unabhängiges Schaffen war nicht verstattet. So räumte ich der Musik die Stunden des Überschwangs, der Sammlung, der abendlichen Sehnsucht und der naturgesättigten Rückkehr aus Wäldern und Bergen ein. Feinen Ohren ist dies wohl vernehmlich.

Durch die Jahrhundertausstellung deutscher Maler trat die Entwicklungsgeschichte der deutschen Malerei in ein neues Licht. Man entdeckte wieder die feinen und stillen Meister, deren Werk echt und dauerhaft war, und die nur vom Farbenlärm der Makart, von der „Gemüts"wirkung schiefer Geschichtenmalerei zugedeckt waren. So blüht auch mir der Wunsch, irgendwann als podiumfremder Melodiker reinen Gewissens erkannt und ein wenig geliebt zu werden, gleich dem Vogel im Urwald, der im brausenden Gewirr der Stimmen nur von wenigen gehört wird, aber doch ein eignes süßes Lied singt.

Die Schwestern

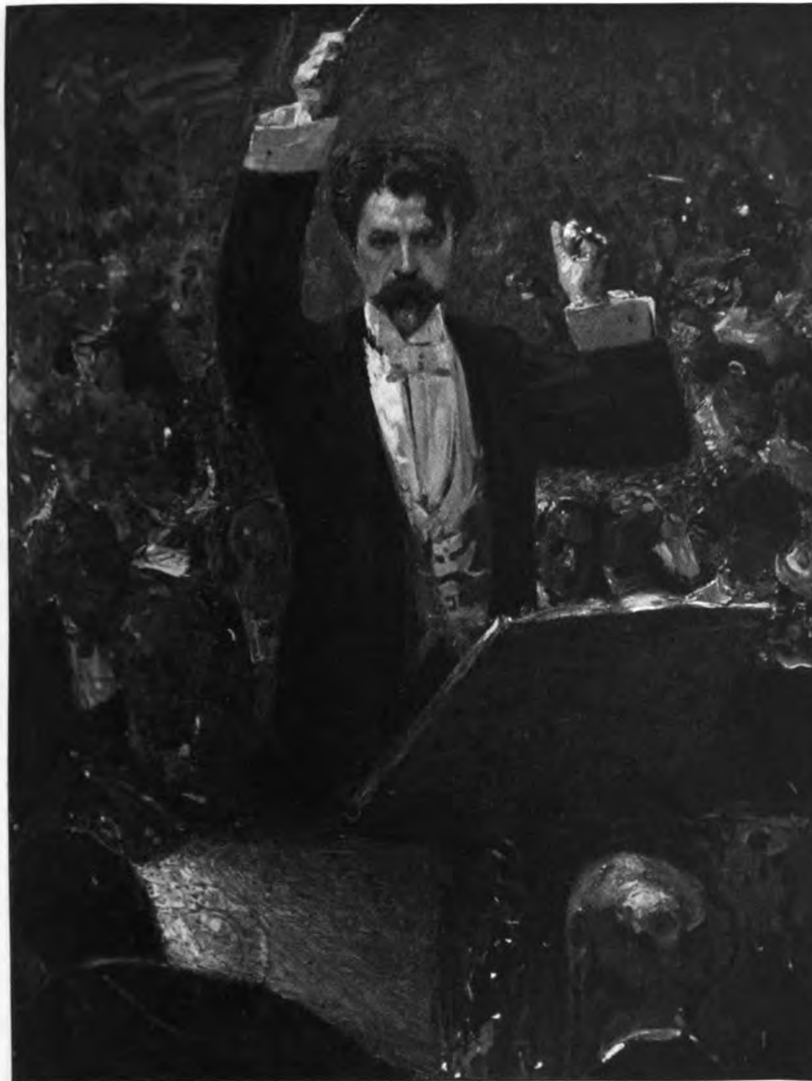
Das Haupt der einen abendlich und ältlich
Umfloß ein überirdisch hoher Schein.
Doch ihrer Schwester Antlitz schaute weltlich
Voll junger Heiterkeit auf dieses Sein.

In ihrem Ton war eine feine Fehde:
Die hatte herben, jene süßen Klang,
Doch ging derselbe Takt durch ihre Rede
Wie durch ihr Schreiten im Gazellengang.

Sie wußten sich so innig tief verbunden,
Daß eine selten zu der andern kam.
Doch in der Stille blauer Dämmerstunden
Verwob sie oft dieselbe Scheu und Scham.

Und wenn aus ihres Gartens schwarzer Tiefe
Ein Vogellaut zu ihnen schluchzend drang,
Schien es, daß eine leis die andre riefe
In einem sanft seraphischen Gesang.

Arthur Silbergleit



Robert Sterl: Nikisch-Konzert.

Aus der Großen Dresdner Kunstausstellung vom Sommer 1912.


Phot. Jacob Bodewadt, Hamburg.
Kirchspielschreiberei, wo Hebbels Jugendgeliebte wohnte.

Friedrich Hebbel und die Nachwelt

Zum hundertsten Geburtstage des Dichters, 18. März 1913

Von Adolf Bartels

Als Friedrich Hebbel am 13. Dezember 1863 zu Wien starb, da hatte er alles erreicht, was ein deutscher Dichter auf dieser Welt erreichen kann: am 16. und 18. Mai 1861 war sein größtes Werk „Die Nibelungen“ zu Weimar zuerst gegeben worden, und es waren der Weimarer Hofbühne verschiedene andre Bühnen, am 19. Februar 1863 auch das Wiener Burgtheater, mit der Aufführung des schwierigen Dramas gefolgt; im August 1862 war der Dichter Gast des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar auf Schloß Wilhelmsthal bei Eisenach gewesen, und die Verleihung des Titels eines Großherzoglich Sächs. Hofbibliothekars zu seinem letzten Geburtstage, dem 18. März 1863, hatte von der unverminderten Huld, deren er sich am Weimarischen Hofe erfreute, gezeugt; schon hatten auch Männer von Autorität wie Gervinus und Rückert sich zu Hebbel bekannt, wichtige deutsche Zeitschriften, wie „Westermanns Monatshefte“ in ihrem achten Bande, hatten zusammenfassende Aufsätze über ihn gebracht, und am 10. November 1863 endlich hatte er die Nachricht von der Verleihung des 1859 von König Wilhelm von Preußen gestifteten Schillerpreises für seine „Nibelungen“ empfangen, eine frohe Botschaft, die dem schon auf das Krankenlager Gebannten den Ausruf „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher!“ entpreßte. Nimmt man dazu, daß der aus dem niederen Volke hervor- und durch schwere Schicksale hindurchgegangene Dichter seit seiner Verheiratung mit der Hofburgschauspielerin Christine Enghaus in den letzten siebzehn Jahren seines Lebens keine Sorgen mehr gekannt und, Gatte einer schönen und guten Frau und Vater eines lieblich heranwachsenden Töchterchens, wahres Familienglück genossen hatte, so muß man diese Dichterlaufbahn mit ihrem steten Hinauf als eine wahrhaft gottbegnadete preisen und nur das zu frühe Ende mitten in der Fülle der Kraft und einer Welt großer Entwürfe beklagen. Gewiß, ein Goethisches Leben ist das Hebbels noch entfernt nicht, aber was Schiller erreicht hat, ist Hebbel auch so ziemlich zugefallen, nur eines nicht: die Begeisterung seines Volkes, von der er trotz den „Nibelungen“ doch nur weniges gespürt hat.

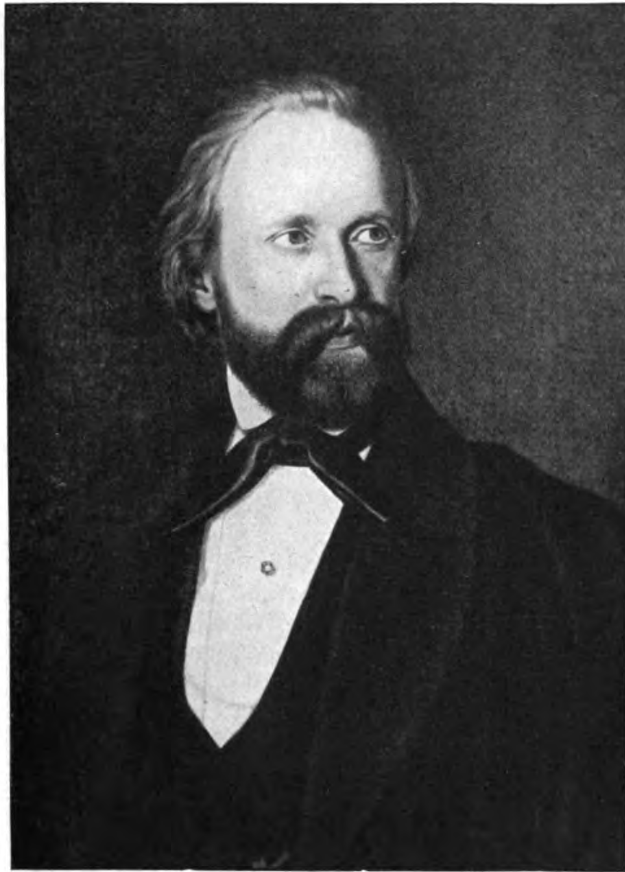
Die Aufwärtsbewegung, die Hebbels ganzes späteres Leben aufweist, setzt sich nach seinem Tode dann nicht fort, der tote Dichter entschwindet trotz seinen lebenskräftigen Werken wieder dem Gesichtskreis der Literaturfreunde, mögen auch diese Werke in den Jahren 1865 bis 1867 durch die Bemühungen Emil Kuhs gesammelt hervortreten und außer diesem noch einige andre Freunde des Dichters, so namentlich Adolf Stern, eifrig tätig sein, ihn bei seinem Volke durchzusetzen. Auch Emil Kuhs 1877, nach dem Tode des Verfassers, erschienene große „Biographie Friedrich Hebbels" vermag das noch nicht, sie wirbelt nur viel Staub auf und läßt einen Gottfried Keller befürchten, daß das geplante Ehrenmal zum Gegenteil ausgeschlagen sein könne. Erst die von Hebbels Pariser Bekanntem Felix Bamberg 1885/87 herausgegebenen „Tagebücher" Hebbels lenken wieder die allgemeinere Aufmerksamkeit auf den Dichter oder vielmehr die Persönlichkeit Hebbels, der sich an die Tagebücher anschließende „Briefwechsel" (1890/92) setzt dies weiter fort, und endlich taucht, nachdem die Werke 1893 freigeworden, auch der Dichter, der Dramatiker wieder empor, die deutschen Bühnen führen wieder Stücke Hebbels auf, bis er dann in unsern Tagen der meistgespielte „Klassiker" nach Goethe und Schiller wird. Gleichzeitig beginnt die zünftige Literaturwissenschaft sich mit ihm zu befassen, und heute ist er wohl der von dieser am meisten behandelte moderne deutsche Dichter.

Das ist in großen Zügen die Laufbahn Hebbels nach seinem Tode, auch hier nach teilweise erbitterten Kämpfen ein stetes Hinauf, so daß die beiden Halbjahrhunderte 1813—1863 und 1863—1913 ein nahverwandtes Bild bieten. Ist nun aber das Durchdringen Hebbels wirklich schon entschieden, hat die Nachwelt die feste und bestimmte, nicht mehr zu verändernde Stellung zu ihm gewonnen?

Ich möchte auf diese Frage, ein so großer Verehrer Hebbels ich bin, nicht mit einem unbedingten Ja antworten. Der Widerstand, auf den Hebbel bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode gestoßen ist, war so heftig und, von den natürlich vorhandenen Ausnahmen abgesehen, so allgemein, daß man ihn nicht, wie es sonst üblich, aus dem Unverstand der Menge und der Abneigung auch weiter gebildeter Kreise gegen alles Neue, geschweige denn aus dem selbstverständlich hier und da zutage tretenden Neid der weniger begabten Mitstrebenden erklären darf, sondern unbedingt tieferliegende Ursachen annehmen muß. Sind aber solche vorhanden gewesen, so können sie, da sich der Charakter des deutschen Volkes seit den Tagen Hebbels schwerlich vollständig verändert hat, immer wieder einmal wirksam werden, und in der Tat ist auch die Opposition gegen Hebbel, trotzdem der Sieg auf seiner Seite geblieben ist, noch keineswegs vollständig erloschen und tritt in wenig veränderten Formen immer noch einmal hervor. Nicht, daß ich ihr eine tiefere Berechtigung zuschreiben möchte, aber natürlich ist sie zweifellos in der Empfindung der an Hebbels Werke Herantretenden begründet. Die Feindschaft der Zeitgenossen gegen Hebbel aus der Zeit heraus geschichtlich zu erklären ist verhältnismäßig leicht: es genügt dazu eine leidliche Kenntnis der literarischen Richtungen der Zeit, denen gegenüber Hebbel fast vollständig allein stand.

Wenn der Jungdeutsche Karl Gutzkow die Motive der Hebbelschen Judith nicht stichhaltig findet und bemerkt: „Sie mordet den Holofernes. Warum? Weil ihr Volk sie bedrängt? Ihr fast Nebensache. Sie mordet ihn; warum? Weil sie sieht — daß Männer nicht den Mut dazu haben! Wunderlich, wer verlangt von einer Frau, daß sie etwas tut, das Männer nicht wagen!", so empfinden wir sofort die jungdeutsche Oberflächlichkeit, die nicht sah, daß hier denn doch genau das nämliche Motiv vorliegt wie in der „Jungfrau von Orleans", daß die Geschichte und die Sage aller Völker und Zeiten in höchster Not die reine Jungfrau an die Stelle des Mannes treten zu lassen pflegen. Und ebenso verstehen wir auch recht gut, wie Gutzkow, der nie zu der Erkenntnis des wahrhaft Tragischen gelangt ist, von Hebbel das Folgende schreiben konnte: „Es zieht sich durch die ganze Manier des Verfassers eine sich gleichbleibende krankhafte Stimmung, die in der Weise hypochondrischer Naturen immer nach einem und demselben Gegenstande greift und immer auf diesen zurückkommt. Es ist dies ganz besonders eine Sucht, die Menschen wie von der Gerichtsstube aus zu beurteilen. Seine Figuren sind fast überwiegend Inquisiten, die der Verfasser auf Verbrechen, Gelüsten, Neigungen zu ertappen sucht ... Es ist etwas Fieberhaftes mit diesem Vernichtungswesen." Das alles

ist furchtbar übertrieben, aber man versteht es noch, wenn man nur die „Genoveva", bei deren Erscheinen es Gutzkow schrieb, vor Augen hat — was soll man jedoch dazu sagen, daß Gutzkow auch den späteren Werken Hebbels gegenüber an der Lieblingsvorstellung, daß sich Hebbels Tragik aus seiner Gerichtsschreibertätigkeit herleite, haften geblieben ist?


Friedrich Hebbel. Original früher im Besitz von Klaus Groth.

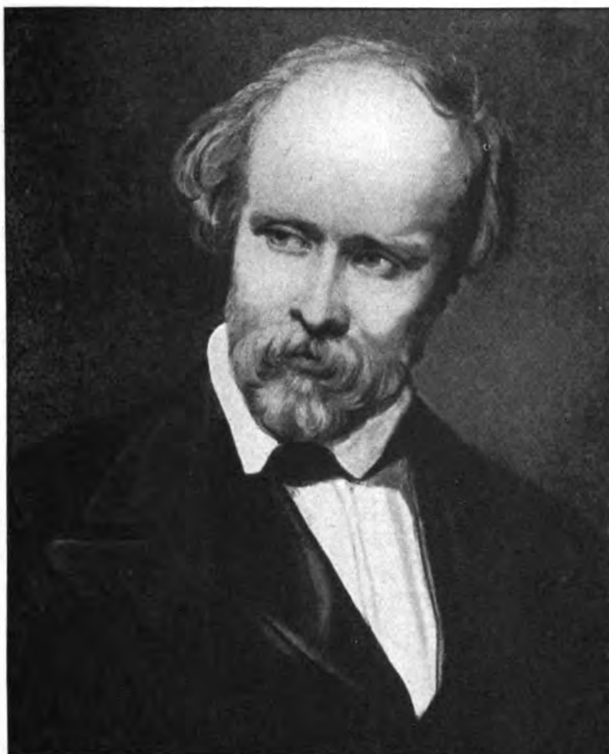
Genau so übel wie er hat der Vertreter des bürgerlichen Realismus, Julian Schmidt, obschon er Gutzkows heftigster Gegner war, über Hebbel peroriert: „Seine Probleme kommen nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Hirn, seine tieferen Motive gehen nicht aus der Natur der Sache hervor, sondern treten äußerlich, akzidentiell ein, sein Realismus und seine Ideenwelt decken sich nicht: daher das Antithetische und Zerbröckelte einer Sprache, die nie den natürlichen Lauf des selbstvergessenen Gefühls fließt. Ganz gegen seine Natur wird der Witz durch phantastische Reflexionen erhitzt und konzipiert mit krankhaftem Behagen ein Problem, das, wie der gordische Knoten, keine Lösung verstattet, sondern zum Zerhauen auffordert. Aber diese Entscheidung wird nicht einer Macht überlassen, vor der wir die Knie beugen müssen, weil sie uns mit dem Schauder der Notwendigkeit durchdringt, sondern der unheimlichen Willkür, die, was die Frömmigkeit mit Erde überschüttet, an die freie Luft zieht, um diese zu verpesten; die den Würmern folgt in ihrer unterirdischen Tätigkeit, dem Anatomen in sein Laboratorium, dem Arzt in die Spelunken des Lasters." Ich bin fest überzeugt, daß der gute Julian Schmidt dies in ehrlicher Überzeugung geschrieben hat, aber es sind natürlich weiter nichts als Sophismen und aufgeregte Redensarten. Wo hätte uns denn Hebbel beispielsweise je in die Spelunken des Lasters geführt? Wo wäre in seinen Werken etwas, das auch nur den Gebrauch dieses Bildes nahelegte? Aber Schmidt fand aus der Welt von „Soll und Haben" und der „Verlorenen Handschrift", in der er zu Hause war, überhaupt keinen Zugang zu der Welt Hebbels (es gibt vielleicht auch keinen), und wenn er Otto Ludwig Hebbel gegenüber erhob, so war das natürlich vollkommene Verranntheit, denn daß die Motive des „Erbförsters" und selbst der „Makkabäer" in weit höherem Grade akzidentiell sind als die aller Hebbelscher Dramen (etwa die „Julia" und das „Trauerspiel auf Sizilien" ausgenommen), kann schon der bloße gesunde Menschenverstand erkennen.

Damit der Dritte im Bunde nicht fehle: Johannes Minckwitz, der Platenide, auch Vertreter einer Zeitrichtung, sogar der, die dann zum Siege gelangte, schrieb in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß": „Sagen wir kurz, daß Hebbeln der rechte Sinn für das Schöne niemals aufgegangen ist. Die Dramen Hebbels verstoßen im ganzen wie im einzelnen nicht allein schnurstracks wider die Anforderungen echter Kunst, sondern die Charaktere derselben

sind so durchaus ungenügend, verkehrt, toll und abgeschmackt, daß denselben jeder eigentliche Wert abgesprochen werden muß. Idealische Größe und echt poetische Anschauung ist ihm fremd; alles ist bei ihm zerflossen und zerfahren, ausgenommen die auf den gemeinen Haufen berechnete theatralische Wirkung: auf drastische Wirkung hat es Hebbel lediglich abgesehen, alles übrige ordnet er diesem Zwecke unter."

Man faßt sich unwillkürlich an die Stirn: Ja, ist denn eine solche Auffassung Hebbels überhaupt möglich, liegt denn nicht bei jedem seiner Werke auf der Hand, daß es allem andern, nur nicht der theatralischen Spekulation auf den gemeinen Haufen den Ursprung verdankt? Allerdings hat Minckwitz auch bei Heinrich von Kleist die Forderung aufgestellt, daß er von den Bahnen Schillers hätte ausgehen sollen, und ebenso wie Hebbel dessen größte dichterische Zeitgenossen Eduard Mörike und Gottfried Keller verkannt. Doch ist er trotz seinem Bildungshochmut sonst keineswegs ganz ohne Urteil und strebt unzweifelhaft nach Gerechtigkeit — es muß in Hebbels Dichtungen etwas sein, das ihm geradezu unerträglich war, seine ganze Natur aufreizte und seinen Blick verwirrte.

Kein Zweifel, weder die Jungdeutschen noch die bürgerlichen Realisten noch die Plateniden, die dann unter Geibels Führung in den sechziger Jahren die Herrschaft erlangten, waren geeignet und geneigt, Hebbel zu verstehen und anzuerkennen. Die von ihnen ausgehenden Einflüsse haben aber bis in unsre Tage fortgewirkt. Noch heute sind die mit dem Jungdeutschtum verwandten Feuilletonisten nicht selten, die bei jeder Aufführung eines Hebbelschen Dramas das Gerede Gutzkows von des Dichters hypochondrischer Natur wiederholen, noch heute gibt es brave Literaturhistoriker, denen, wie einst Julian Schmidt, die vermeintlich künstliche Problematik Hebbels auf die Nerven fällt, und ich könnte, wenn ich wollte, den epigonischen Lyriker mit Namen nennen, der, wenn nicht in allem, doch in der Hauptsache Hebbel mit den Augen des seligen Johannes Minckwitz sieht. Auch der Bildungshochmut regt sich dem Autodidakten Hebbel gegenüber noch immer: es gibt gelehrte Schriften über ihn, die ihn wie einen unreifen Schulbuben behandeln. Endlich kann man, nachdem Hebbel eine Bühnenmacht geworden, auch von einer Feindschaft moderner Dramatiker gegen ihn reden: die einen — bei ihnen darf man vielleicht an den Konkurrenten Gutzkow erinnern — haben die bestimmte Empfindung, daß sie, zerfahren wie sie sind, den dramatischen Organismus, den Hebbel fast in jedem seiner Werke hingestellt hat, nicht zu schaffen vermögen, und sprechen deshalb herabsetzend von seinem „tragischen Schema"; die andern, ein neuer Typ, sind von Hebbel selbst ausgegangen und verdanken ihm ihr Bestes, halten es aber für zweckentsprechend, die Sache so darzustellen, als hätte der Dichter zwar die richtige dramatische Theorie gehabt, aber nicht die Kraft, ihr zu genügen — wodurch denn sie selber als die „Erfüller" und wahren Größen der Zukunft erscheinen. Nun ist ja richtig, daß Tieck, Gervinus, Rückert, Friedrich von Üchtritz, Eduard Mörike, Friedrich Theodor Vischer, Gottfried Keller, Theodor Fontane, Adolf Pichler, Adolf Stern alle etwas von Hebbel gehalten haben, und daß doch in unsrer Zeit die Mehrzahl der Könner und Wisser für ihn ist: jedoch, selbst bei Vischer, selbst bei Stern bleibt ein „Rest, der peinlich". Ich will nur Vischers Vorwurf erwähnen, daß Hebbel die „Sitten" nicht verstanden habe, „das einfach Herrschende, die untersuchungslos gegebene, von der Natur und Gewohnheit gebildete, daher immer reine Norm, worin sich die Zeiten, die Völker, die Stände bewegen", daß er im üblen Sinne modern werde. Und Adolf Stern hebt noch in seinem letzten Hebbel-Essay die jähe Plötzlichkeit, die unvermittelte Schroffheit des Wechsels von leidenschaftlicher, fortreißender Naturgewalt und tiefsinniger, aber nicht zu Leben gewordener Reflexion, das Nebeneinander heißer Glut und eisigen, markdurchdringenden Frostes, den Widerspruch zwischen dem echt dichterischen Bedürfnis nach Rhythmik der eignen Seele, ja des ganzen Daseins und der unbesiegbaren Neigung zu den härtesten Foltern der Abstraktion hervor. Daneben will die rabiate Bewunderung mancher Hebbel-Fanatiker, die geistreichelnde Erklärungssucht mancher hypermoderner Anhänger doch nicht allzuviel bedeuten, man muß das Problem Hebbel zunächst einmal als solches anerkennen und es dann ehrlich und kräftig anfassen, dann wird es sich, wenn auch nicht voll lösen (denn zu den letzten Gründen kommt man nie hinab), doch in seinen natürlichen Verhältnissen zeigen und anschaulich werden.



Friedrich Hebbel. Nach dem Gemälde von Karl Rahl. Original im Besitz des Frankfurter Hochstifts.

Vielleicht kann man ihm aus der Rasse heraus am nächsten kommen: Hebbel war Dithmarscher, das heißt reiner Germane. Man hat seine Herkunft wohl noch kaum so weit verfolgt, wie es möglich ist, das aber weiß ich, daß die Familie Hebbel vom Lande stammt, und da in Dithmarschen in früheren Jahrhunderten wohl nur die Städte durch wandernde Handwerksgesellen einen fremden Bevölkerungszuwachs (mehr oder minder guten deutschen Schlages) erhielten, so ist die Wahrscheinlichkeit reinen germanischen Blutes bei ihr sehr groß. Auch kenne ich einen Hebbel aus der auf dem Lande verbliebenen Familie, der, wie der Dichter selber, alle Kennzeichen des ausgeprägt germanischen Menschen trägt. Die Familie der Mutter Hebbels führte den Namen Schubart und war gleichfalls auf dem Lande daheim; immerhin weist ja dieser Name (gleich Schuhwirker, Schuhmacher) auf frühere Handwerkertätigkeit hin, aber norddeutsch ist er, soviel ich weiß, auch, und ich möchte eher annehmen, daß der süddeutsche Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart von einem von Nord- nach Süddeutschland verschlagenen Schubart stamme als umgekehrt Hebbels Mutter von einem von Süd- nach Norddeutschland gewanderten. Hebbel selber hat sich bekanntlich auf seinen dithmarsischen Ursprung etwas eingebildet: „Das Kind hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Lande, gegen mächtige Städte wie Hamburg und Lübeck gerichtet, erzählen, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann", so schrieb er 1842 in sein Tagebuch, und 1852 bemerkte er in der kleinen Selbstbiographie für Brockhaus: „Ich leugne nicht, ich bilde mir auf meinen Volksstamm etwas ein und habe nichts dagegen einzuwenden, wenn meine Kritiker in meinem schriftstellerischen Charakter seine Fehler wie seine Tugenden wiederzuerkennen glaubten, ich glaube sogar, daß diese Bemerkung Grund hat." So empfiehlt es sich für den Biographen Hebbels, sich ein wenig genauer mit der dithmarsischen Geschichte und dem dithmarsischen Volkstum zu befassen, und Emil Kuh wenigstens hat es ja auch getan, aber das Bild, das er dann gibt, ist doch zu blaß und harmlos ausgefallen, die Mischung von Phlegma und Leidenschaft, Naturkraft und Spekulation, die Kuh in dem Dithmarscher findet, ist zwar in der Tat vorhanden, aber sie pflegt „gefährlichere" Formen anzunehmen, als die von Klaus Groths Milde beeinflußte Darstellung Kuhs zu erkennen gibt. Mir selber ist mein heimisches Volkstum (ich bin allerdings nur von der Mutterseite Dithmarscher) erst beim Lesen der isländischen Sagas vollständig aufgegangen, erst da verstand ich die von unsern heimischen Chronisten nur lückenhaft und unbestimmt erzählten Geschichten von Rolves Karsten, den seine Frau ermorden läßt, von Karsten Holm, dem Landesverräter, von Wieben Peter,

dem Landesfeind, von Peter Swyn, dem Pater Patriae, der in einer Geschlechterfehde umkommt. Und ich rate jedem, der die Hebbelsche Welt voll erfassen, der den Dichter verstehen will, neben der dithmarischen Chronik das Isländerbuch von Bonus oder ein ähnliches Werk zur Hand zu nehmen: da findet er die wahren Verwandten der Dithmarscher, die unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie die isländischen Bauern lebten, da findet er Männer und Weiber der stolzen und wilden Art, die im Grunde auch in dem Dichter Friedrich Hebbel war, da findet er das germanische Grundwesen, aus dem die schweren Probleme und Konflikte erwachsen, die die Werke dieses Dichters erfüllen. Ich leugne gar nicht, es ist etwas Unheimliches dabei, Karl Gutzkow, Julian Schmidt, Johannes Minckwitz empfanden ganz richtig, verzerrten aber das Gewaltige, das sie nicht faßten, in kleinlicher Weise und machten sich mit ihrem Tadel des Mangels an Sinn für das Schöne und an frühzeitiger klassischer Bildung nur lächerlich.

Damit will ich nun aber Hebbel nicht etwa bloß auf das „Unheimliche" in der germanischen Rasse festlegen — er und seine Dichtung verkörpern sie wie im Bösen so auch im Guten. Es hat geradezu etwas Rührendes (wie mir neulich ein Dramatiker unsrer Tage mit Recht bemerkte), wie Hebbel von Jugend auf ringt, das hohe germanische Frauenideal zu verkörpern, wie er trotz allen Irrungen und Wirrungen seines Lebens daran festhält. Auch da bricht die Rasse durch, Rasse, die sich nie untreu werden kann.

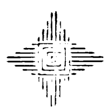
Wir haben übrigens einen geradezu zwingenden Hinweis darauf, daß wir zur Erklärung Hebbels sein germanisches Rassetum heranziehen müssen, durch das Auftreten und die Entwicklung Ibsens erhalten. Es ist bekannt, daß sich Ibsen über das Aufsehen, das er in Deutschland machte, wunderte, da wir doch Hebbel gehabt hätten, und jedenfalls haben, wie schon öfter bemerkt worden ist, die Ibsenschen Stücke den Hebbelschen in Deutschland wieder den Boden bereitet, nicht etwa die historischen, die ja nicht allzuhäufig gegeben worden sind, nein, gerade die Gesellschaftsstücke mit ihrer Problematik, die es dem großen Publikum dann leichter machten, die Hebbelschen Probleme zu erfassen. Ich glaube wohl, daß eine sorgfältige Vergleichung der beiden das Spezifisch-Nordgermanische (denn auch Hebbel ist schon Nordgermane) deutlich herausstellen würde. Daß Hebbel viel positiver ist als Ibsen, eben weil er ein größerer Gestalter ist, ist meine feste Überzeugung; Hebbel würde weder die „Nora" noch die „Gespenster", noch gar „Wenn wir Toten erwachen" geschrieben haben. Aber König Skule, Julianus Apostata, Brand hätten auch Hebbel reizen können, und diese Stoffe hätten bei ihm ein festeres Gefüge erhalten, die Gestalten, mit Ausnahme des Skule, der Ibsens Meisterwerk ist, wären individueller, die Probleme wären größer herausgekommen, das dritte Reich nicht in der ganz vagen Ibsenschen Form aufgetaucht. Denn es kann kein Zweifel sein: bei Hebbel weist doch auch etwas zu Shakespeare.

Hebbel selber hat es einmal ausgesprochen, daß Shakespeare ohne Frage mehr aus den germanischen Elementen der englischen Mischnation hervorgegangen sei als aus den keltisch-romanischen. Sollte man nicht auch Shakespeare als rein germanischen Dichter auffassen können? Ich kenne die Anschauungen Woltmanns und seiner Anhänger, die der Meinung sind, „daß die europäischen Genies zu mehr als drei Viertel rein oder nur leicht getrübt der lichten Rasse (homo europaeus) angehören, und zwar selbst in Ländern mit überwiegend brünetten Völkern", und ich kann nicht leugnen, daß ich bis zu einem bestimmten Grade auch ihrer Meinung bin und wünschte, sie hätten vollkommen recht. Aber bei den beiden größten Genies des modernen Europa, bei Shakespeare und Goethe, ist, wie ich als ehrlicher Mann zugeben muß, die Zugehörigkeit zur unvermischten lichten Rasse zweifelhaft, und so kann immerhin, und zumal im Hinblick auf Hebbel und Ibsen, die Frage erhoben werden, ob nicht eine leichte Zumischung „dunklen" Blutes, wie sie wenigstens Goethe zweifellos hatte, für die Entstehung des künstlerischen Genies günstig sei, ob nicht das rein germanische Blut mit seinen gewaltigen inneren Gegensätzen — ich verweise auf die mitgeteilten Äußerungen Sterns und Kuhs — die harmonische Entwicklung erschwere, ja fast unmöglich mache. Doch es ist hier nicht der Ort, der Lösung dieser Fragen näherzutreten; das ist wohl unbestreitbar, daß das germanische Blut bei den europäischen Genies vorwiegt und daß es

vor allem die dramatische Begabung ergibt. Shakespeare und Hebbel möchte man der Rasse nach für nahe Verwandte erklären, wie sie denn ja auch in ihrem Charakter und in ihren Schicksalen allerlei gemein haben. Von der Zimbrischen Halbinsel, die Hebbel gebar, sind die Vorfahren Shakespeares, die Yeomen (Freisassen) dieses Namens, und wohl auch die Ardens, die mütterlichen Vorfahren Shakespeares, die der Gentry, dem niederen Adel, angehörten, herübergekommen, und Stratford war nicht viel mehr als Wesselburen, auch die ländlichen Verhältnisse in Warwickshire schwerlich viel anders als in Dithmarschen. Beide Dichter haben keine klassische Vorbildung erhalten, beide sind bis zu ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre in ihrer Heimat gewesen, auch Shakespeare vielleicht eine Zeitlang Schreiber, und wenn Hebbel dann doch noch zwei Universitäten besucht hat, so will das nicht viel bedeuten, ist etwas nicht viel andres als Shakespeares Lebensschule in London, er war und blieb Autodidakt wie Shakespeare. Wenn man will, kann man ferner auch noch die Verhältnisse Shakespeares zu Anne Hathaway und Hebbels zu Elise Lensing vergleichen. Wie Shakespeare kommt auch Hebbel gewissermaßen durch das Theater, als Gatte einer Schauspielerin, sozial empor und verkehrt, wie Shakespeare mit dem hohen englischen Adel, mit der besten Gesellschaft Wiens, ja, er erhält, wie Shakespeare vielleicht auch, sogar zu einem Hofe Beziehungen und wird, wie ihm Peter Cornelius bezeugt hat, ein vornehmer Herr, wozu ihn seine gute Rasse vorher bestimmt hatte. Politisch sind Shakespeare wie Hebbel keineswegs Volksfreunde. Merkwürdig ist, daß Hebbel auch die Genauigkeit in Gelddingen behielt, die man bei dem Schauspieler Shakespeare — dieser verklagte einmal einen Schuldner wegen 1 £ 15 sh 9 d — festgestellt hat. In seine Heimat zurückgekehrt, wie Shakespeare, ist Hebbel nicht, aber er hat sich doch zuletzt ein Haus auf dem Lande gekauft. Beide Dichter sind dann in ziemlich gleichem Alter, mit zweiundfünfzig und fünfzig Jahren, gestorben. Man sieht, äußerlich ist eine Vergleichung sehr wohl möglich, und auch manche inneren Züge stimmen, der Größe nach aber überragt Shakespeare Hebbel unendlich. Auch die Höhe Shakespeares erreicht Hebbel nicht — er hat keinen „Hamlet", er hat keinen „Lear" — und ebensowenig die Vielseitigkeit. Aber man soll nicht übersehen, daß etwas Shakespearisches zu leisten Hebbel schon in seiner Zeit und in seinem Volke unmöglich war: Shakespeare bezeichnet die Höhe eines mächtigen Aufschwungs, wie bei uns Goethe und Schiller, denen noch Kleist auf dem Fuße folgte, Hebbel gehört einer unzweifelhaft sinkenden Periode an, mag diese innerhalb des Niedergangs auch immer wieder noch eine Höhe bilden. Natürlich war auch zu Hebbels Zeit ein Drama mit der Weltanschauung Shakespeares nicht mehr möglich, Hebbel konnte das Individuum nicht mehr so frei hinstellen wie Shakespeare im Gefolge der Renaissance und der Reformation, nicht mehr den ganzen tragischen Kampf in die menschliche Brust verlegen oder, wie sich Otto Ludwig ausdrückte, die Leidenschaft in die Mitte des Dramas stellen, er sah die Menschen schon wieder viel bedingter, und wenn er auch nicht gerade, wie man behauptet hat, einen Ausgleich zwischen dem antiken Schicksalsdrama und dem Shakespearischen Charakter- und Leidenschaftsdrama versucht hat, er hat doch, wie Otto Ludwig das ganz richtig empfunden, aber zu Unrecht getadelt hat, mehr kulturhistorische als psychologische Probleme dargestellt, hat die Denkart der Zeit und andre Milieubeschränkungen bei den Charakteren und im tragischen Kampf zu ihrem Recht kommen lassen, hat die Dialektik, wie er selber einmal sagt, unmittelbar in die Idee selbst hineingeworfen und damit das Drama in den Kampf der Zeit gestellt. Dadurch sind naturgemäß seine Menschen bewußter, seine Handlungen schärfer zugespitzt worden, aber die zwingendste Tragik hat er freilich erreicht, nicht eben zur Freude der Mehrzahl der Menschen, die sie gern aus der Welt fort haben möchte. Das ist kein Zweifel, wenn irgendein Tragiker, so erfüllt Hebbel die Goethische Definition: „Alles Tragische beruht auf einem unausgleichbaren Gegensatz. Sowie Ausgleichung eintritt oder möglich wird, schwindet das Tragische." Indem er seine Menschen, um sie ihr Schicksal voll erleben zu lassen, bewußter machte, verlieh er ihnen sehr viel von sich selber, und man darf von ihm dasselbe wie von Schiller aussagen, daß jede seiner Gestalten sein höchsteignes Gepräge trägt. Ferner hat auch die Entwicklung seiner Dramen, wenn sie auch durchaus nicht schematisch wurde, einen streng

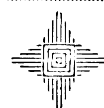
geregelten und beherrschten Charakter erhalten — beides, die bestimmte Art der Menschen wie die strenge Gebundenheit der Handlung, sticht gewaltig von Shakespeares freier und weiter Art ab, die doch ihres dramatischen Zweckes auch nicht verfehlt. Man darf ruhig sagen: genau wie Ibsen im Gegensatz zu Hebbel eng erscheint, so dieser im Verhältnis zu Shakespeare. Doch aber leben seine Menschen, ja sie haben auch den dunklen Rest, der deutlich anzeigt, daß sie nicht Verstandesprodukte sind, doch vermag Hebbel Welten hinzustellen. In der psychologischen Vertiefung, in der farbigen Bestimmtheit des Milieus übertrifft er vielfach Schiller, dessen Drama freilich dank der schwungvolleren Persönlichkeit des Dichters mehr Bewegtheit und fortreißende Größe des Stils hat.

Mit den Redensarten der Julian Schmidt und Minckwitz richtet man jetzt gegen Hebbel in der Tat nichts mehr aus: wenn ein Dichter fünfzig Jahre nach seinem Tode, hundert Jahre nach seiner Geburt noch frisch wie am ersten Tage wirkt, ja eigentlich erst voll zur Geltung kommt, so hat er eben poetische Kraft und ist sicher kein dichterischer Sonderling, so ausgeprägt seine Eigenart auch sein mag. Auch ist das Lebenswerk Hebbels, wenn es auch mit dem Shakespeares nicht im entferntesten zu vergleichen ist, doch nicht ohne den starken inneren Zusammenhang und die einheitliche Gewalt, die einem kräftigen Geiste entspringen, von der „Judith" bis zu den „Nibelungen" sehen wir einen steten Aufstieg und dabei doch das Festhalten des Grundcharakters, wie es denn in der Tat ein Irrtum ist, daß Hebbel, wie man früher wohl annahm, durch die bessere Gestaltung seines Lebensloses ein andrer geworden wäre. Aber es ist schade, daß er nicht wenigstens noch einige weitere Dramen schaffen durfte: nachdem er in „Judith" und in „Herodes und Mariamne" sozusagen das alttestamentliche und das neutestamentliche Judentum, in „Genoveva" und „Agnes Bernauer" das frühe und das späte Mittelalter, in „Gyges und sein Ring" das mythische Vorderasien, in den „Nibelungen" das versinkende germanische Altertum, in der „Maria Magdalene" den Zusammenstoß der alten und der neuen Zeit in der Kleinstadt dargestellt, hätte er noch Gelegenheit haben sollen, einige große neuzeitliche Geschichtsprozesse und moderne soziale Verhältnisse zu gestalten — sein „Demetrius" war da ein richtiger Anfang. Aber zuletzt ist er, ebenso wie Heinrich von Kleist, wohl nur ein Vorläufer, dabei, um es zu wiederholen, doch der ausgesprochen germanischste Dramatiker, der bisher hervorgetreten ist, aber weit enger, in sich gebundener, auch zarter und nervöser als Shakespeare, vielleicht, weil er Dithmarscher, Angehöriger eines kleinen, kulturell etwas isolierten Volksstammes, sicher, weil er Sohn einer sinkenden Zeit war, trotz allem jedoch ein echter Germane, ein Mann der gewaltigen Gegensätze, die uns Adolf Stern, um es noch einmal zu wiederholen, als leidenschaftliche, fortreißende Naturgewalt und tiefsinnige Reflexion, heiße Glut und markdurchdringenden eisigen Frost, echt dichterisches Bedürfnis nach Rhythmik der eignen Seele, ja des ganzen Daseins, und unbesiegbare Neigung zu den härtesten Foltern der Abstraktion präzisiert hat, ohne freilich deutlich zu erkennen, daß sie sich in der Hebbelschen Dichtung durch die mächtige Gestaltung, wenn auch nicht immer, ausgleichen. Hebbel, um es nüchtern und drastisch zu sagen, ist kein Reflexionspoet, aber seine Menschen sind größtenteils Reflexionsmenschen, wie es ja die nordischen Naturen in der Tat vielfach sind. Daß es auch andre, naivere Menschen im Norden gibt, hat unter andern die Dichtung Heinrich von Kleists bewiesen, die an Unmittelbarkeit der Gestaltung die Hebbels zweifellos übertrifft, so sicher sie an geistiger Tragweite und tragischer „Klarheit" hinter ihr zurückbleibt. Eine Vereinigung von Hebbel und Kleist, das wäre wohl der deutsche Idealtragiker. Die Stellung Hebbels in seinem Volke wird, wie ich glaube, immer eine Kampfstellung bleiben, er wird nie geliebt wie Goethe, nie begeistert verehrt wie Schiller sein. Aber man wird ihn zuletzt gelten lassen müssen, alle Angriffe gegen ihn werden an seiner Rüstung von Erz abprallen, und völlig werden die Deutschen niemals fehlen, die in einer mit Liebe und Scheu gemischten Bewunderung hinter der ehernen Rüstung das stolze und doch weiche Dichterherz erkennen, das die schwersten Kämpfe der Menschheit durchzuempfinden begnadet und verdammt war.



Zwei Frauen

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen



Der Fremden Stute wieherte und rief
Die ganze Nacht aus dem entlegnen Stalle,
Da riß des Ritters Hengst — und wieherte tief —
Die Halfterkette durch in jähem Pralle,
Tobte im Stalle, polternd und aufgebracht,
Bis er zur Hahnkraht sah Laternen schwanken, —
Der Knecht rieb ihm mit Heu den Rücken sacht,
Denn schweißblank glänzten seine nassen Flanken.

Der Junge sollte mit der Kette zum Schmied,
Da glomm im hohen Turm voll falschen Flitters,
— Des morgengrauen Hofes Störenfried, —
Das Fenster des Kaplans, des Karmeliters.
Ein gelbes Lämpchen prahlt ins Blau hinein ...
Was machts, daß vor dem Mönch sich alle grauen?
Die Neugier lockt ... sollt es ein Zaubrer sein? ...
Er fliegt hinauf die Stufen, um zu schauen.

Die Knabenhand umkrampft des Amuletts
Geheimes unterm Wams verstecktes Zeichen.
In winzgen Fenstern staubt der Spinne Netz,
Und wo die Türen auf zum Boden weichen
Und Dunkel sich in alle Nischen drängt,
Da jagen noch, wie schwarze Pfeile, im falben
Zwielicht, das ihn mit Tüchern überhängt,
Des Teufels wilde flatterhäutige Schwalben.

Und wie er späht durch Brettertürenspalt:
Des Mönches Kopf, gebückt auf die Phiolen,
Lag tief in der Kapuze Hinterhalt,
Sein Bart hing grau hervor gleich toten Kohlen
Und schaukelte, als aus dem groben Tuch
Die Worte heimatlos und mundlos krochen:
„Der Ejubidin Fluch! Und dreimal Fluch
Dem mystischen Glas, das treulos mir zerbrochen!

Hatt ich die Seele meines edlen Herrn
Nicht fest geschlossen in hermetische Ketten,
Daß sie, geschützt vorm falschen Venusstern,
Ihr ewiges Erbe selig möge retten!
Und diese Nacht brach sie die Bande sich,
Und wieder irrt in alter Fron und Fehle,
Zur Schande mir, zu ewger Schande sich,
Ein Geist um jener Fremden Heidenseele!"

Der Schemel scharrt ... der Mönch steht mühsam auf, —
Der Junge läuft die Treppe ängstlich nieder,
Auf kalten Stufen hallt in hastgem Lauf
Der glatte Schall der nackten Sohlen wider, —
Schnell mit der Kette fort zum Schmiedekrug!
Tief atmet er, als Funken ihn umsprühen:
„Meister, erzählt mir von des Kreuzes Zug,
Als mit der Türkin unser Herr mußt fliehen!"

In früher Flamme Funkeln stand
Der starke Schmied von Gleichen,
Die Finger seiner sehnigen Hand,
Der Kette Gliederkraft verwandt,
Am Nackthals sachte streichen:
„So zieh die Bälge auf und ab,
Das ächzt in Zorn und Bangen, —
So stöhnten wir vor Chabarsad.
Als unser Graf gefangen!

Die Zelte Emir Kerboghas
Hinträumten an der Küste,
Wie weiße Dromedare, rings
Geduckt in gelbe Wüste,
Und in dem Zelte Kerboghas
Der edle Herr gefangen saß",
Sagte der Schmied von Gleichen,
Aufstöhnten die Bälge.

„Ich schlich zur Tochter jenes Scheichs
Und bat sie, ihn zu sehen,
Ich wußte: Wenn er mit ihr spricht,
Kann sie nicht widerstehen,
Denn Herr ist über Weiber der,
Der so die Pferde zwingt wie er!"
Sagte der Schmied von Gleichen,
Hell klang und sprang sein Hammer.

„Und abends hielt ich mit dem Hengst,
Der hint die Kette sprengte,
Am Saum der Wüste, wo der Sand
Ihm fast die Hufe sengte,
Da kam der Graf — und kam zu zweit!
Die Türkin mit, die ihn befreit",
Sagte der Schmied von Gleichen,
Aufstöhnten die Bälge.

„Wir ritten durch die rote Nacht
Zum Heer dem Hennegauer,
Die zwei im Sattel voller Glück,
Ich aber voller Trauer,
Ich hörte, was er mit ihr sprach,
Es klang, als ob ein Ring zerbrach“,
Sagte der Schmied von Gleichen,
Hell sang sein Hammer.

„Er hielt sein Schwert als Kreuz empor
Und schwur nach Herrenweise:
‚Ich will dirs danken, wie du willst!‘
‚Dich will ich!‘ raunte sie leise, —
Er sprach: ‚Ich schwur...‘ Er sprachs und schwieg,
Ihr rotgeaugter Zelter stieg ...“
Aufstöhnten die Bälge.

In letzter Flamme Funkeln stand
Der Reiter des Grafen Gleichen,
Sein Schmiedwerk er ins Wasser stieß,
Tat es dem Jungen reichen.
„Das ist der Schmiede Arzenei:
Kalt Wasser macht von Hitze frei!“
Laut lachte der Schmied von Gleichen. —

Und als der Junge heim die Kette trug,
Die er im kühlen Morgenwinde schwenkte,
Hielt auf dem Gutshof just ein Reiterzug,
Und eine Sänfte sich zur Erde senkte.

Und aus den Polstern stieg, beschwerlich-sacht
Zum Grafen Gleichen, der ihm lief entgegen,
Der fette Abt von Fulda mit Bedacht
Und hob die runde Hand empor zum Segen:

„Weil deine Kühnheit Antiochia nahm,
Schenkt dir der Papst die seltenste der Gaben:
Du darfst das Weib, das mit dir heimwärts kam,
Bei deiner ersten zur Gemahlin haben!“

Und reckte sich und flüsterte ihm ins Ohr
Und lachte, daß die dicke Backe bebte,
Und dunkelblau die Ader sich verlor
Im Haarkranz, der an bleicher Schläfe klebte.

Auffuhr der Ritter: „Erzählt am Petersberg
Der Abatissa eure schwülen Schwänke,
Wenn zu der Beichte frommem Tagewerk
Die Nönnlein ducken auf die braunen Bänke, —

Erzählt es dort, Herr Abt, — vielleicht erquickts
Die Weiber dort, denn Weiber sind verschieden, —
Anders als eure Nonnen Benedikts
Ist dieses Kind vom Stamm der Ejubiden!“

Schwer schritt der Abt zur seidnen Sänfte da,
Ein Windstoß fuhr um Schindeln und um Blätter,
„Dimitte nobis nostra debita!“ ...
Über die Unstrut stieg ein grobes Wetter. —

Lauwarm und unerbittlich floß ins Land
Tage und Tage ein verdroßner Regen
Und regnete den Tag, da Hand in Hand
Der Fulder Abt gelegt mit bösem Segen,
Die eine braun von ewger Sonne Brand,
Die andre braun, die nur am Schwert gelegen ...

Zwei Rosen trägt der Zweig auf einmal nicht,
Die eine welkt und blättert auf den Rasen,
Zwei Töne singt das Horn der Jäger nicht,
Auf dem sie gell den Hochzeitsreigen blasen,
Und von zwei Herzen stets das beßre bricht,
Wenn sie dasselbe Herz zum Heim erlasen.

Und Regen rieselte und Donner knurrte,
Als steil vorm Fuß dem finsteren Kaplan
Am nassen Seil der Sarg herniederschnurrte,
Drin blondes Haar auf grobem Hobelspan, —
Der Mönch in seinen Sterbesegen murrte
Verbißnen Fluch dem fernen Vatikan.

Und an des Kirchhofs regennassem Gitter
Brach er sich Bilsenkraut und sprach dabei:
„Und wenn der Weiße Papst dem edlen Ritter
Gesegnet dieser Ehe Teufelei,
Spricht wohl der Schwarze Papst den Karmeliter
Auch von des Sühnemordes Sünde frei!“





Yorck vor den ostpreußischen Ständen.
Nach dem Freskogemälde von Brausewetter im Ständehaus zu Königsberg.

Preußischer Frühling 1813

Von Dr. Max Hein

Napoleon, der größte Sohn der Revolution, kannte so wenig wie diese die Macht der historischen Tradition. Ohne Rücksicht auf die Geschichte der Völker schuf und beseitigte er Staaten, vergrößerte und schwächte sie, verjagte alte Dynastien und setzte Emporkömmlinge seiner Schöpfung auf die verlassenen Throne. Es ist kein Zufall, daß diese Staatskunst zuerst scheiterte an dem zähen Widerstande, den die urwüchsigen, der westeuropäischen Kultur entfremdeten Spanier dem Weltherrscher leisteten. Dieselbe heilige Begeisterung für ihre Eigenart beseelte die Russen. Aber schwerlich hätten sie bei aller fanatischen Tapferkeit den Eroberer aufgehalten, wenn ihnen die Natur ihres Landes nicht zu Hilfe gekommen wäre. Der Bund der alten Mächte, ermöglicht erst durch die unwiderstehliche Begeisterung und den glühenden Rachedurst des preußischen Volkes, hat dann dem Titanen den Todesstoß versetzt.

Dem Deutschen, der voller Stolz des herrlichen Jahres 1813 gedenkt, erscheint wohl nichts so großartig wie die Anfänge des Befreiungskampfes, die Konvention von Tauroggen und daran anschließend die Erhebung Ostpreußens. Daß gerade diese Provinz den Ruhm hat, mit der Organisation des Aufstandes gegen die Unterdrücker und Peiniger vorangegangen zu sein, erklärt sich gewiß auch aus äußeren Umständen: die Russen waren nahe und galten als Freunde, die Franzosen hatten das Land schnell geräumt. Aber die Hauptsache ist doch, daß nirgend der Haß gegen den Feind sich tiefer in die Herzen gefressen hatte. „Keine Provinz, ohne Ausnahme keine Provinz“, konnte der Regierungspräsident Schön schreiben, „hat so viel als diese gelitten.“ 1807 war es Kriegsschauplatz. Kaum erholte sich das Land von den Verwüstungen, die im Gefolge des Unglücksjahres Mißernten, Feuersbrünste, Epidemien anrichteten, da überschwemmten es im Sommer 1812 aufs neue die Franzosen; mehrere Wochen hielten 300000 Mann der großen Armee in dem unglücklichen Lande Rast. „Das Vieh stirbt vor Hunger, die Straßen sind mit toten Bauernpferden bedeckt, zum Säen ist keine Zeit, und die eine gute Ernte versprechende Wintersaat wird abgeweidet werden müssen“, heißt es in einem Bericht. Oder: „Der Zustand der Provinz wird von Tag zu Tag schrecklicher, und die Requisitionen vermehren sich bis zur Unmöglichkeit der Erfüllung ... Viele Städte und Dörfer sind nunmehr ganz ohne Pferde, ohne Vieh und ohne Lebensmittel zum notdürftigsten Unterhalt, und mehrere Dörfer schon ganz von allen Einwohnern verlassen.“ „Den Erwürgten durchs Schwert geschah besser als denen, so da Hungers starben“, so schließt mit den Worten des Jeremias ein Pfarrer seinen Bericht, er, „dessen Gemeinde alles verloren hat, der man die Felder verheert und alle Herden ohne Ausnahme und das letzte Brot genommen hat.“ Im ganzen sollen die Feinde 26579 Wagen und 76161 Pferde mitgenommen haben. Die Stadt Königsberg mußte Lazarette für 15000 Menschen schaffen; am 27. Mai wurde sie aufgefordert, in vier Tagen 28000 Scheffel Mehl, 3350 Ochsen, 4160 Schef-

sel Gemüse zu liefern; die Kaufleute hatten 100000 Taler in bar, 400000 in Getreide zu zahlen.

Wenn die preußischen Beamten um etwas Rücksicht für die unglückliche Provinz baten, wurde ihnen wohl von den französischen Offizieren bedeutet, jetzt gelte es den Kampf um die Herrschaft über Europa; was käme es da auf die Leiden dieser Menschen an. Seinem Kaiser die Weltherrschaft zu gewinnen, war das gewaltige Heer ausgezogen. Nach wenigen Monaten kehrten die französischen Soldaten in ihren letzten ermatteten Trümmern als elende Bettler zurück in das Land, dessen übermütige Herren sie vor kurzem noch gewesen waren. Furchtbare Gerüchte vom Brande Moskaus waren ihnen vorausgeeilt; man wußte, die Truppen hatten schwer unter Hunger, Frost und Feinden zu leiden gehabt. Aber erst als man die fliehenden Franzosen in ihrem ganzen Elend sah, ermaß man den Abgrund ihres Unglücks und fühlte das Bevorstehen einer Wendung der Weltgeschichte. Nur durch göttliches Strafgericht war dieser jähe Sturz zu erklären. „Selbst wer geglaubt hatte," schreibt der Breslauer Professor Steffens, „daß die bis zur Besinnungslosigkeit gesteigerte Ehrsucht ihre Schranken finden würde, konnte an das Entsetzliche des Untergangs eines siegreichen Heeres nicht glauben, welches seit fünfzehn Jahren mit steigender Gewalt erst Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, dann furchtsames Schrecken, endlich lähmendes Entsetzen über Völker und ihre Herrscher verbreitet hatte und nun so plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war."

In einem damals entstandenen Volksliede heißt es:

Geschehn, was nie geschehen.
Nie Augen wied'rum sehen,
Ein Werk der Schrecken so,
Gott selber hat gerichtet
Und seinen Feind zernichtet,
Den stolzen Pharao.

Nur vereinzelt wird davon berichtet, daß die Preußen Rache nahmen an den wehrlosen Gegnern; vielmehr wurden diese fast immer freundlich aufgenommen und nach besten Kräften verpflegt. Man mochte sich nicht vergreifen an denen, die Gott gerichtet hatte. Aber blieben auch die einzelnen Flüchtlinge unbehelligt: ihrer Nation und ihrem Kaiser den Kampf auf Tod und Leben anzusagen, das war der Wunsch, der jedes starke deutsche Herz beseelte. Doch schwere Widerstände galt es zu überwinden, bis der Befreiungskrieg Wirklichkeit wurde. Der König war in Berlin mitten unter französischen Truppen, er konnte den Entschluß nicht fassen, seinen bisherigen Verbündeten, den er im Kriege gegen Rußland unterstützt hatte, den gefürchteten Sieger, zu verlassen. Man wußte wohl, wie schwer Napoleon getroffen war, aber seine Machtmittel galten vielen als unerschöpflich. Die Erfahrungen von 1806/07, die Enttäuschungen von 1809 sprachen für die Franzosenfreunde. Das Entscheidende ist aber doch wohl, daß Friedrich Wilhelm kühne Entschließungen gern vermied; er traute sich nicht, er traute seinem Volk nicht, sagte Stein damals voller Bitterkeit. Und er traute auch den Russen nicht. Die Truppen des Zaren marschierten in Ostpreußen ein. Kamen sie, wie Alexander versicherte, als Freunde und Befreier oder als neue Herren? Alexander bot ein Bündnis gegen Napoleon mit der Zusicherung, Preußen alle ihm 1807 genommenen Gebiete wieder zu verschaffen. Gewiß ein glänzendes Anerbieten. Aber wie so ganz hatte der Zar doch 1807 alle Freundschaftsbeteuerungen vergessen und den König preisgegeben. Lediglich vom Standpunkt der Realpolitik wird man Friedrich Wilhelms Zögern verstehen. Für den Festtag der Weltgeschichte, der eben dämmerte, für „Zeiten, von der Vorsehung gesandt", wie Gneisenau sagte, reichte das kühle Kalkül der Kabinette nicht aus. Das Volk stand auf, der „Kreuzzug, der heilige Krieg" begann.

Wie eine glorreiche Revolution, in der kein Blut vergossen, kein Recht gebrochen wurde, mutet uns die Erhebung des deutschen Ostens an. Ein preußischer General, seinem König gehorsam wie nur einer, die verkörperte altpreußische eiserne Disziplin, schließt mit dem Feinde einen Neutralitätsvertrag auf eigne Verantwortung, und die führenden Männer Ostpreußens und des deutschen Westpreußens versammeln sich ohne Geheiß des Königs zum Landtag und beschließen die kriegerische Ausrüstung ihrer Provinz. Das ist erster Keim und eigentlicher Sinn der Ereignisse, die wir an uns vorüberziehen lassen wollen.

Friedrich Wilhelm hatte sich unter dem Druck der Übermacht Napoleons im Frühjahr 1812 zu einem Bündnis mit ihm entschließen müssen, das sich gegen Rußland richtete. 20000 Mann, der Kern des neugeschaffenen preußischen Heeres, marschierten Seite an Seite mit dem Erbfeind gegen das seit lange befreundete Zarenreich; York führte sie. Seine Sympathien und die seines Heeres gehörten den Russen; nur ein Teil der Offiziere hing Napoleon an. Der Untergang der Großen Armee beseitigte die Voraussetzungen, unter denen das preußisch-russische Bündnis geschlossen war. Seit November war York in Unterhandlungen mit den Russen, um wenigstens Blutvergießen zwischen beiden Völkern zu verhüten. So weit billigte der König wohl sein Verhalten, aber zu einem unzweideutigen Übertritt zum Zaren konnte er sich ebensowenig entschließen wie zur Ablehnung der russischen Annäherungsversuche. York blieb ohne die sehnsüchtig erwarteten klaren Instruktionen. Seine militärische Lage war nicht unbedenklich. Mit den Franzosen hatte er die Fühlung verloren, sich mit ihnen zu vereinigen, hätte einen Kampf mit den Russen

gekostet, einen Kampf der besten preußischen Truppen für ihren Todfeind. Auf eigne Verantwortung schloß York also am 30. Dezember die Konvention von Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch, durch die sein Korps für drei Monate neutralisiert wurde. Es war keine Phrase, wenn er in dem Bericht hierüber an den König diesem „seinen grauen Kopf zu Füßen legte"; denn dieser Abschluß mit dem Feinde war ein in der Geschichte des preußischen Heeres unerhörter Vorgang, und man mag sich Yorks Schicksal vergegenwärtigen, wenn die Erhebung gegen Frankreich nicht geglückt wäre. „Sie haben das Schicksal beim Schopf genommen, wie jeder große Mann muß. Gott segne Sie!" rief ihm Schön, der Präsident von Litauen, zu. York verbrachte die nächsten Wochen in furchtbarer Ungewißheit, die Billigung seines Verhaltens aus Berlin traf sowenig ein wie seine Verurteilung. Seine Offiziere, auch die Zivilbehörden, hielten sich vorsichtig von dem vielleicht schon Verfemten zurück, der einem Augenzeugen einmal „wie ein Missetäter erscheint, der sein Urteil erwartet, aber nicht wie ein Held, der Europa befreit". Aber aus solchen Momenten der Ermattung erhebt ihn das Bewußtsein, doch im Dienste seines Herrn gehandelt zu haben, ja, wenn der König jetzt den Entschluß zum Kriege nicht findet, so „zerreiße ich die Bande des Gehorsams mit blutigem Herzen und führe Krieg auf meine eigne Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. — Nehmen die Franzosen den König gefangen, so ist unser Entschluß gefaßt. Einer unsrer Prinzen wird uns kommandieren, und wir werden das Beispiel der Spanier nachahmen: Weiber, Kinder, alle werden zu den Waffen greifen." Viel schärfer als York betont Stein, daß das Volk ein Recht auf diesen Krieg habe. „Jetzt ist es Zeit, daß sich Deutschland erhebe, daß es Freiheit und Ehre wiedererringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern die Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben."

Wie glänzend sollte Deutschland doch die Erwartungen seiner großen Männer rechtfertigen! Fast gleichzeitig mit dem Abschluß der Yorkschen Konvention kam die kriegerische Stimmung des Volkes zu mächtigem Ausdruck.

Schon am 11. November, als der Rückzug und neue Plünderungen der Franzosen begannen, berichtet Schön, daß die Bauern sich jetzt ihrer Unterdrücker energisch erwehrten, und fügt hinzu: „Die Stimmung ist so, daß nur ein Funke nötig ist, um Flammen zu haben, und die Franzosen selbst fürchten, auf einer Retirade erschlagen zu werden. Und diese Stimmung, die bei allen Ständen allgemein ist, ist von Memel bis Johannisburg, und sie ist um so lebhafter, weil niemand mehr glaubt, daß wir nicht imstande wären, den Greueln zu begegnen." Im Dezember schreibt er: „Die Erbitterung nimmt immer mehr zu, und bleibt die jetzige Lage der Dinge noch einige Zeit, so wird es auffallende Spuren geben." Deutlicher äußert sich etwa gleichzeitig Scharnhorst. Fällt die Entscheidung in Berlin nicht bald, „so wird man sich an die Russen wenden. Denn die Unzufriedenheit des Adels, der Kaufleute und zum Teil auch der Beamten mit der Regierung ist sehr groß." Am Neujahrstag 1813 kam es in Königsberg zum ersten Blutvergießen. Ein französischer Gendarm wurde von Rekruten, die er rücksichtslos behandelt hatte, totgeschlagen. Murat, der König von Neapel, sah vom Schloß aus dem Vorgange zu und sandte einen Offizier herunter, der die Ruhe herstellen sollte. Die Wütenden zerbrachen diesem den Degen und jagten ihn fort. „Die angesagte große Cour ließ der König absagen und fuhr an demselben Tage gegen Abend davon."

Wenige Tage später räumten die Franzosen zur Nacht Königsberg, in das unmittelbar nach ihrem Abzuge die jubelnd empfangenen Russen einzogen. Eine Zeitgenossin berichtet von jenen denkwürdigen Stunden, „da Frankreichs fliehende Heere in geheimnisvoller Nacht Königsbergs Mauern verließen und der allgemeine Jubel die Einwohner der Stadt größtenteils in ihren Häusern wach erhielt, mit sehnendem Herzen der Morgenröte der Befreiung entgegensehend." Begeistert begrüßten die Königsberger den russischen General Grafen Wittgenstein. Die ganze Stadt war festlich erleuchtet, im Schauspielhaus wollten die Vivats bei seinem Erscheinen kein Ende nehmen, auf die er mit einem Hoch auf den König erwiderte. Auf der Fahrt zum Balle, den man ihm gab, spannten die Bürger seine Pferde aus und geleiteten ihn mit hundert Fackeln. Wer es sich irgend leisten konnte, brannte ein Feuerwerk ab, das „den russischen und preußischen Adler und Vivat Alexander und Friedrich Wilhelm" zeigte. Bei einem Festessen in Labiau tranken Offiziere und Beamte wechselseitig auf die Gesundheit ihrer Souveräne. Im Gegensatz zu den Franzosen hielten die Russen strenge Mannszucht, jede Gewalttat sollte zur Anzeige kommen; die Lieferungen der Quartierwirte wurden genau bestimmt; „die Herren Offiziere ohne Unterschied des Grades werden mit den Speisen am Tische ihrer Wirte zufrieden sein." Die Hoffnung des Landes war, daß Preußen mit den Russen gemeinsame Sache machen werde.

Nur ganz vereinzelt hören wir den Wunsch, die Russen möchten statt Krieg Frieden bedeuten. Aber was bedeuten solche vereinzelten Zeugnisse gegenüber der erdrückenden Fülle von Nachrichten über den Opfermut und die Begeisterung des Landes für den Krieg!

Die alten ostpreußischen Stände waren seit einigen Jahren neu belebt; sie unterschieden sich

von entsprechenden Einrichtungen in andern deutschen Territorien besonders dadurch, daß neben dem adligen Großgrundbesitzer und dem Städter auch der freie Bauer, der sogenannte Kölmer, hierher seinen Vertreter sandte. Ein Teil dieser Deputierten der Stände, fast nur Herren von Adel, versammelte sich Anfang Januar in Königsberg und bat den König in einer Adresse, „den Untergang des preußischen Namens zu verhüten und in diesem entscheidenden Augenblick den Entschluß zu fassen, der unsrer Überzeugung nach nur allein imstande ist, uns zu retten."

Stellte diese Versammlung die Entscheidung lediglich dem Könige anheim, ohne einen Schritt zur Verwirklichung ihrer Wünsche zu tun, so ging zunächst York weiter. Er ergänzte durch Rekruten sein Heer und bemühte sich, es über den gewöhnlichen mobilen Stand hinaus erheblich zu verstärken. Die Geldmittel lieferten ihm die Kaufleute von Königsberg und Elbing, auch der Zar, der Mitte Januar nach Ostpreußen gekommen war, spendete einen großen Beitrag. In keiner dieser Maßregeln des Generals lag etwas Ungewöhnliches, vielmehr hielt er sich durchaus im Rahmen seiner Befugnisse. Den großen Entschluß, die Provinz zur allgemeinen Bewaffnung aufzurufen, auf deutschem Boden eine Levée en masse zu veranlassen, vermochte er nicht zu fassen. Das schlug einer der tüchtigsten Beamten, Regierungsrat Schulz, vor. „Es ist rührend," meinte er, „was der Gedanke von Vaterland und Freiheit aus den bärenhaften russischen Bauern für tapfere Krieger gebildet hat. Wir könnten es auch tun." An York schrieb er, wie Masuren zur Erhebung bereit wäre, „es kommt nur darauf an, daß Euer Exzellenz, der Sie jetzt den König von Preußen und die Sache der Menschheit repräsentieren, auf diesen kraftvollsten Teil der Provinz einwirkten." Er machte eine Reihe angesehener Männer namhaft, an die Yorks Ruf nicht vergeblich ergehen würde; außer den Rekruten könnten dort 2000—3000 Streiter gewonnen werden. Solch kühne Worte waren nicht recht nach dem Geschmack des Präsidenten Schön; konnte man doch wirklich noch nicht wissen, wie der König entscheiden würde. Also erhielt Schulz einen Verweis, „weil er sich habe verlauten lassen, daß er einen Volksaufstand in Masuren organisieren wolle."

Schlimmer als Schulz erging es einem Herrn von Gröben, der seine Mitstände aufforderte, sich zu versammeln, um „die Mittel festzusetzen, wie dem tiefgebeugten Vaterlande durch Gemeinsinn und vereinigte Anstrengung Freiheit und dauernde Ruhe wiedererrungen werden können." Am Geburtstag Friedrichs des Großen, am 24. Januar, „dem jedem braven Preußen ewig denkwürdigen Tage", sollte die Versammlung tagen. Das ostpreußische Ständekomitee zeigte sich über dieses eigenmächtige Vorgehen Gröbens zwar wenig erfreut, betonte aber dem Königsberger Regierungspräsidenten Auerswald gegenüber, „daß gemeinschaftliche Beratungen in der verfassungsmäßigen Form jetzt mehr als jemals notwendig sein werden". Der behutsame Auerswald aber untersagte die Versammlung und ließ Gröben wegen Aufruhrs verhaften. Der höchste Offizier und die beiden höchsten Beamten der Provinz fühlten sich also durchaus nicht bewogen, die Volksbewegung zu leiten und zu stärken. Was half aber aller guter Wille der Bevölkerung, wenn ihr der große Führer fehlte.

Ein glückliches Geschick hat ihn dem Lande rechtzeitig gesandt. Der Freiherr vom Stein hatte das letzte Jahr am russischen Hofe gelebt. Nun schickte ihn der Zar als seinen Bevollmächtigten nach Königsberg, um das Land zum Kampf gegen die Franzosen zu organisieren. Er gab ihm Vollmacht zur Verwaltung der Einkünfte der Provinz, zur Bildung von Landwehr und Landsturm; er konnte Beamte absetzen und Verdächtige in Haft nehmen. Gerechtfertigt wurde dieses seltsame Vorgehen damit, daß die Verbindung der Provinz mit Berlin tatsächlich unterbrochen wäre. Auch versicherte Alexander dem König, er wolle ihm seine Länder nicht nehmen, sondern sie ihm bewahren. Am 22. Januar kam Stein in Königsberg an. Sofort trat ein Umschwung ein. Mehr vielleicht noch als seine mächtige Persönlichkeit wirkte auf die Beamten die hinter ihm stehende russische Macht. Die Freunde Gröbens riefen seine Vermittlung an. Darauf schrieb er an Auerswald die prächtigen Worte: „In diesem Augenblick der Gefahr und der Krise kommt es darauf an, den Gemeingeist zu erhalten, zu beleben, das Interesse und die Tätigkeit vieler Männer und Staatsbürger in die große Angelegenheit des Kampfes der Guten gegen die Schlechten zu verflechten und Formen in Hinsicht der Größe des Zwecks und der Reinheit der Gesinnungen zu verlassen." Wohl oder übel genehmigte Auerswald die Versammlung, die noch am Friedrichstag stattfand und sich „willig zu jedem Opfer" bereit erklärte. Gröben wurde auf den Wunsch Steins freigelassen. Weiter mußte Auerswald nachgeben, als Stein die Berufung eines Landtags verlangte, der über die Bewaffnung der Provinz beschließen sollte. Da das Recht zur Versammlung des Landtags aber ausschließlich dem König zustand, erreichte der vorsichtige Präsident wenigstens so viel, daß ihm nur der Name einer „Stände-Vereinigung" gegeben wurde. Als größte Wohltat wurde die von Stein verfügte Aufhebung der Kontinentalsperre empfunden, die den Handel des Landes ganz unterbunden hatte.

Die Provinz ließ es sich nicht nehmen, den verehrten Gast zu feiern. „Der große Mann", so erzählt Arndt, der zu Stein gekommen war, „sollte nun in allem sein, bei allem sein, er

konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von den Getreuesten angerichtet, sich kaum retten; wo er erschien, war jetzt in ihm die Lust der Mutigen, das Schrecken der Feigen."

Während das Land sich bemühte, Stein seine Dankbarkeit zu zeigen, gestaltete sich dessen Verhältnis zu denen, auf deren Mitarbeit er angewiesen war, immer unerfreulicher. Die Beamten konnten sich nicht darein finden, daß er die gewohnten Gleise der Verwaltung willkürlich verließ, fühlten sich auch von der Schroffheit des Reichsfreiherrn gekränkt. York nannte ihn einen „verbrannten Kopf" und war unzufrieden mit ihm wegen seiner Grobheit. „Stein nimmt sehr gebieterischen Ton an, selbst gegen York", heißt es in Auerswalds Tagebuch. Nach manchen Reibungen kam es schließlich Anfang Februar zum Konflikt wegen des Landtags. Auerswald mochte der vom König ja nicht berufenen Versammlung nicht präsidieren und wurde krank, Schön und York, an die Stein sich alsdann wandte, lehnten es ab, weil sie dazu nicht kompetent wären. Stein drohte, dann werde er präsidieren. Hatte er auch am Zustandekommen des Landtags das Hauptverdienst, so wäre es doch gegen den König allzu rücksichtslos gewesen, wenn den ohne seinen Willen einberufenen Deputierten der Abgesandte des Zaren präsidiert hätte, und man wird durchaus verstehen, daß Steins Plan allseitige Ablehnung erfuhr. Vermutlich wurde schließlich verabredet, daß York, von der Versammlung gerufen, im Ständehause erscheinen, Stein sich aber gänzlich fernhalten sollte. Dieser um der großen Sache willen geübte Verzicht auf persönliches Hervortreten begeisterte Schön zu den Worten: „Niemals ist er mir größer erschienen als in diesem Moment der Resignation." Gab er doch den Ruhm preis, „Preußen bewaffnet, Landwehr und Landsturm errichtet zu haben". Denn zu eben diesem Zweck hatte Stein die Vertreter der Provinz versammeln lassen.

Am 5. Februar wurde der Landtag eröffnet. Er beschloß, York durch eine Deputation um Vorschläge zu bitten, da ihm „die Gesinnungen des Königs und die eigentlichen Erfordernisse der Armee bekannt seien". Von den Abgesandten geleitet, erschien der General im Ständehaus. Er sei gekommen, ihre ganze Treue und Anhänglichkeit gegen König und Vaterland in Anspruch zu nehmen, denn es gelte, schwere Schmach abzuwaschen, große Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen. „Ich hoffe die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die tatkräftige Teilnahme aller; ist die Übermacht zu groß, nun, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Als die Versammelten ihm ein begeistertes „Es lebe York!" zuriefen, mahnte er ernst: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus."

Nun begannen die Verhandlungen, die, wie York dem König berichtete, „auch nicht ein Widerspruch trübte, sobald von darzubringenden Opfern die Rede war, so schwer auch der Druck der Ereignisse der letzten Zeit von diesen Provinzen empfunden wird." 30000 Rekruten hatte das Land schon gestellt. Auf eigne Kosten beschlossen sie jetzt, 20000 Mann Landwehr und 10000 Mann Reserven aufzustellen. York dankte bewegt. „Erhaben und der Achtung der Nachwelt würdig spricht sich in diesem hochwichtigen Moment im Königreich Preußen der Geist der Liebe und Treue gegen Monarch und Vaterland durch die Repräsentanten der Nation aus." Aber er forderte mehr zu dem Bewilligten, nämlich „ein Regiment preußischer Nationalkavallerie aus freiwillig sich sammelnden Söhnen des Vaterlandes". Auch dies wurde freudig gegeben. Die Landwehr sollte alle waffenfähigen Männer bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr umfassen. Freiwillige Meldung wurde vorausgesetzt, „da jeder Mann von Ehre an dieser Landwehr teilnehmen und sich nicht gern ausschließen lassen wird." Die älteren sollten sich zum Landsturm zusammenschließen. „Alles," so hieß es gar in der ersten Begeisterung, „selbst Weib und Kind, muß sich bewaffnen; das will das Vaterland, das will der König in seiner Not." Mit den Beschlüssen über die Landwehr erklärte sich Auerswald vollkommen einverstanden; nur bat er, die Genehmigung des Königs einzuholen. Dem stimmten die Versammelten gern zu.

Aber noch vor dem Eintreffen der Zustimmung Friedrich Wilhelms begann die Provinz durch selbstgewählte Kommissionen mit der Aushebung und Ausrüstung ihrer Landwehr. „Was Preußen zur Erhaltung und Sicherung der höchsten Güter des Staates, Freiheit und Unabhängigkeit von fremdem Einfluß, vollbringt," so schrieb York, als er Mitte Februar Königsberg verließ, „wird ein erhabenes Beispiel für die übrigen Provinzen der Monarchie werden, die, von eben dem Geiste beseelt, Preußen nur beneiden können, zuerst die Liebe und Treue am Monarchen und am Vaterlande durch Aufrichtung einer Landwehr betätigt zu haben." Schön erzählt, wie selbst kleine Städte auf eigne Kosten bis zu vierzig Soldaten stellten. „Wenn man bedenkt, was diese Provinz vor allen andern gelitten hat, Greuel, die keine erfuhr, Verluste, die keine litt, daß keine besoldete Autorität diesen Eifer weckte oder anregte, sondern Bürger die Sache anfingen und mit heiligem Eifer betrieben, so muß man sich freuen, zu einem so braven und treuen Volke zu gehören." Und der vielleicht gewaltigste Deutsche dieser Zeit, Gneisenau, dankte dem Lande mit den Worten: „Daß die Ostpreußen den übrigen Provinzen in Bildung ihrer Landwehr mit schönem Beispiel vorleuchteten, werden sie sich und die Völker ihnen ewig zum Ruhm anrechnen."

Während Ostpreußen in stiller Arbeit sein selbstgeschaffenes Heer organisierte, wandte sich das Interesse der Patrioten von dort nach jener Provinz, die nächst Ostpreußen wohl am schwersten unter der Franzosenzeit zu leiden gehabt hatte und der es nun beschieden war, das Zentrum der preußischen Rüstungen zu werden. Seit Ende Januar weilte der König im sicheren Breslau, da ihn in Berlin die Franzosen jederzeit hätten aufheben können. War mit dieser Abreise aus der gefährlichen Nähe der „Verbündeten" auch der Würfel noch nicht gefallen, das Volk ahnte doch, daß ein großer Schritt zur Verwirklichung seiner Hoffnungen getan war. „Unter dem frischen Eindruck der Reise Friedrich Wilhelms", so berichtet der warmherzige Patriot Professor Steffens, „strömten eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, nach Breslau; alle Häuser waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte es; die heranbrausenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüter ergriffen." Und nun begann die Mobilisierung des Heeres, wurde das Bündnis mit Rußland geschlossen, erschien die Verordnung über die freiwilligen Jäger, erschütterten die Aufrufe „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer" alle Herzen. Der König rief, und alle, alle kamen. Jubelnd boten sie ihm Gut und Blut, freudig wie zum Feste zogen sie ins Feld.

Professor Steffens forderte die Studenten zur Erhebung auf: „Was ich sprach, ich weiß es nicht. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller. Daß ich zugleich meinen Entschluß erklärte, mit der Jugend den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst." Rasch war die bestimmte Zahl der Freiwilligen erreicht, rasch überschritten; Zurückweisungen wurden als bittere Schmach empfunden. „Der Wetteifer, sich durch reichliche Gaben auszuzeichnen, kannte in diesen Augenblicken der Begeisterung keine Grenzen. Wer keine Summen zu bieten hatte, verkaufte Edelsteine, Gold- und Silbergerät. Wie die Mütter die zärtlich geliebten Söhne nicht selten selbst bewaffneten und in den Krieg sandten, so erschienen auch alle Menschen gehoben und geheiligt." Der Beamte, der in Breslau die freiwilligen Spenden sammelte, erzählt, kaum ein unvermögender Freiwilliger sei ohne Unterstützung geblieben. Wohl 1000 Taler kamen und gingen täglich. Sehr viel mehr aber wurde noch in der Stille gereicht, von Eltern und Verwandten und jungen Leuten selbst auf die Ausrüstung ihrer Kinder, Freunde oder ihrer eignen Person verwendet. Alle diese Leistungen zu Geld berechnet, würden den Betrag von Millionen übersteigen. „Es ist eine herrliche Nation, die preußische, und der Monarch, der sie beherrscht, kann sich glücklich nennen!" ruft Hauptmann von Ditfurth beim Anblick von so viel Opfermut bewegt aus.

Aber einer stand der Erhebung im Grunde kühl gegenüber, der König. Daß sein Volk aufstand, ohne daß ihm die erste Leitung zugefallen war, konnte er nicht verwinden. „Eine Volksregierung wird hier bald erscheinen", meinte er zu Hardenberg. Stein klagte: „Der König ist kalt; er hat nur halbe Wünsche; er hat weder zu sich noch zu seinem Volke Vertrauen."

Doch der Enthusiasmus war auch so stark genug, den Kampf gegen den übermächtigen Feind zu wagen, nach anfänglichen Niederlagen und in einem langen, quälenden Waffenstillstand nicht zu verzagen; und er siegte. Aber der König sah nach dem Kriege nicht, daß ein Volk, das so selbständig seine äußere Freiheit errungen hatte, mündig geworden war, daß es mit seinen gewaltigen Opfern sich das Recht erkämpft hatte, mitzureden in den großen Fragen des Staatslebens. Da das alte Beamtenregiment bestehen blieb, richtete sich der Drang nach Selbständigkeit von nun an auf die Erlangung einer Konstitution. Diese Entwicklung setzte aber durchaus erst nach den Befreiungskriegen ein. Es ist nicht richtig, wie früher die Liberalen behaupteten, daß dieser Kampf um der Konstitution willen unternommen worden sei. In der ersten Rede, die Bismarck hielt, am 17. Mai 1847, hatte er Gelegenheit, dieser Auffassung entgegenzutreten. „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung nicht hinreichend gewesen wäre, das Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen." Gewiß war dies der elementarste und in den weitesten Kreisen verbreitete Grund der Erhebung. Aber die Teilnahme der gebildeten Kreise erklärt sich doch nicht nur aus dem Rachegefühl gegen einen übermütigen Feind. Es kam mächtig hinzu das Bewußtsein, daß das deutsche Volk seine geistige Eigenart, seine Kultur nur behaupten könne bei äußerer Freiheit. „Das Eigentümliche des Volkes," rief Professor Luden in Jena seinen Studenten zu, „wie es von der Natur empfangen ist, so zu erhalten, zu fördern und es den Kindern zu hinterlassen, damit es vollendet werde — das allein ist Vaterlandsliebe." — „Das Volk hatte", sagt Steffens ganz entsprechend, „seine Vergangenheit als ein Heiligtum bewahrt," darum verzagte es in den ersten schweren Zeiten des Krieges nicht. „In aller Herzen glühte das edle Feuer einer durch Großtaten berühmten und sich achtenden Nation," schrieb York dem König.

Der feste Wille, unterzugehen oder die äußere Freiheit von einem fremden Unterdrücker, die innere Freiheit für deutsches Geistesleben zu erkämpfen, hat die Nation zum Kriege zusammengeführt und hat sie siegen lassen.



Albert von Keller: Damenbildnis. (Frau Maud von Jessen.)

Zu dem Aufsatz „Albert von Keller als Frauenmaler" von Benno Rüttenauer.



Phot. Jaeger & Goergen, München.

Albert von Keller in seinem Atelier.

Albert von Keller als Frauenmaler

Von Dr. Benno Rüttenauer (München)

In einer Zeit, wo der Geschmack sonst ganz ausgezeichneter Maler und kräftiger Talente auffallend zu wünschen übrigläßt, erweist der Münchner Albert von Keller durch das Gegenteil seine Zugehörigkeit zur höchsten malerischen Kultur, die heute in Deutschland zu finden ist. Denn Geschmack ist immer eine Frucht hoher Kultur, und Keller sündigt dagegen am wenigsten von allen Heutigen; kaum je in der Malerei als solcher, höchstens einmal aus einer gewissen Vorliebe für das krankhaft Psychologische, das Spiritistische und wie sonst die Bezeichnungen heißen mögen für religiöse Bedürfnisse, die den Verlust des alten Glaubens durch einen neuen zu ersetzen sich gedrängt fühlen.

Aber wenn auch Kellers okkultische Neigungen so gut wie seine übrigen die Anzeichen höherer Kulturbedürfnisse sind, so könnten sie doch für seine spezielle Kunst eine Gefahr bedeuten. Denn es handelt sich dabei um Dinge, die, so glaube ich wenigstens, der malerischen Darstellung allzu große Schwierigkeiten in den Weg stellen, ja, den Maler fast notwendig verleiten, die Grenzen seiner Kunst auf Augenblicke zu vergessen: weshalb denn mit Recht alle großen Renaissancekünstler in der Darstellung ähnlicher Dinge einzig die äußere Schönheit angestrebt und, besonders nach der Seite des Grauenhaften und Unheimlichen hin, auf die Wahrheit von vornherein verzichtet haben.

Keller aber ist darin ein echter Moderner, daß ihm die Wahrheit fast ebensosehr am Herzen liegt wie die Schönheit, woraus sich denn bei gewissen Vorwürfen notwendig eine ärgerliche Zwiespältigkeit des Werkes ergibt, über die man sich bei viel malerischer Schönheit noch leichter ärgert als bei einem malerisch gleichgültigeren Werk.

Doch dieser Künstler trägt neben seinem mystischen Hang das gesundeste Gegengewicht in sich: er ist, künstlerisch verstanden natürlich, verliebt in die Frau, in die Frau als „Dame“, die Frau als Herrscherin der fei-

nen Gesellschaft, die Frau, gesehen mehr als erfreuliche oder prickelnde Erscheinung, wenn ich nicht irre, denn als Erregerin der wilden Leidenschaft, in die Frau mehr als Produkt der Kultur und der Verfeinerung, als der allzeit brutalen Natur, kurz in die elegante Frau, und alle Eleganz und Verfeinerung des Lebens, die mit ihr zusammenhängt. Darum: „Albert von Keller als Frauenmaler."

Der Sinn dieser Überschrift ist nicht derselbe, als wenn es etwa hieße: Fritz von Kaulbach als Frauenmaler. Denn etwas andres ist es, sein Talent, mit aller Absicht, sozusagen dahin zu dressieren, um damit der beliebteste, der mit Recht beliebteste Damenporträtist der vornehmsten oder reichsten Gesellschaftsklasse zu werden; oder aber, ob ein Talent so gerichtet ist, daß es ein für allemal von nichts so stark angezogen und angeregt wird wie von der köstlichen Erscheinung der gepflegten Frau, dieses liebenswürdigsten Produktes der äußeren Kultur. Das ist der Fall Keller.



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Dame mit Palmenfächer (1871).

Nicht Frauenporträtist ist Keller, sondern Frauenmaler, in dem Sinne des Wortes, wie man von Landschaftsmalern, Blumenmalern usw. spricht. Er hat allen Grund, stolz darauf zu sein.

Albert Keller wurde am 27. April 1845 zu Gais im Kanton Zürich geboren. Er ist also von Geburt Schweizer, und man mag das immerhin betonen. Aber zur schweizerischen Kunst kann er deswegen doch nicht gerechnet werden. Er kam auch schon mit zehn Jahren nach München, wohin die Mutter nach dem frühen Tode des Vaters übersiedelte. Aus diesem Altersjahr ist bereits eine kleine Landschaft von ihm erhalten, die wenigstens beweist, wie früh es den Knaben zur farbigen Kunst hingezogen hat.

In München besuchte und absolvierte Keller das Gymnasium, worauf er bereits 1863 die Münchner Universität als Student der Rechte bezog, als welcher er Mitglied und bald Senior des Korps Isaria wurde. Das jus scheint ihn wenig interessiert zu haben, um so mehr das jux, wozu man ja, glaube ich, auch die Kunst rechnen darf, ohne ihr gerade zu nahe zu treten. Merkwürdigerweise aber war es einstweilen nicht die Malerei, für die der Jüngling in Leidenschaft entbrannte, sondern die Musik. In ihr machte er praktische wie theoretische Studien, suchte sich der Wissenschaft des Kontrapunktes zu bemächtigen und komponierte sogar. Der spätere Kolorist verriet sich hier auf einem Umweg, der aber nichts weniger als einen Irrweg bedeutete.

Und noch eine andre Leidenschaft hatte Keller damals, die noch einmal nicht die Malerei war: die Leidenschaft zu „basteln". Er erfand und machte Modelle zu allerlei Maschinen. Eine seiner Erfindungen wurde sogar auf einer Gewerbeausstellung prämiiert.

Damit aber sind die beiden Grundelemente gegeben, die den Künstler konstituieren: handwerkliche Geschicklichkeit und die musikalische Grundveranlagung. Davon bedeutet jene

die Fähigkeit, mit Leichtigkeit des Materials Herr zu werden, und diese das Bedürfnis, die Erscheinungen unter ein strengeres Gesetz des Rhythmus zu beugen, d. h. in Kunst umzuschaffen.

Wem nur jene erste der beiden Gaben verliehen ist, bleibt, was er auch mache, sein Leben lang ein Handwerker, und wer nur die zweite, die höhere Gnade besitzt ohne die andre, sein Leben lang ein unglücklicher und unvollständiger Künstler, man könnte im Scherz sagen, ein Raffael ohne Arme. Keller hat früh und auffällig, und ohne noch ernstlich zu malen, das Zeugnis an den Tag gelegt von der Vollständigkeit seiner Begabung, von der Bestimmung zur Kunst.


Albert von Keller: Chopin (1873).

Trotzdem wäre Keller an einem andern Ort als München vielleicht kein berufsmäßiger Maler geworden. Ganz ohne Verdienst ist die Münchner Luft jedenfalls nicht an der letztgültigen Entscheidung des jungen Mannes, der die Universität und das juristische Studium nach vier Semestern aufgab, mit seiner Mutter auf weite Reisen ging und, in Galerien angeregt, autodidaktisch das Handwerk ein wenig lernte, aber doch noch unentschieden nach München zurückkehrte. Erst die Bekanntschaft und der Verkehr mit Münchner Malern gaben den Ausschlag.

Insonderheit waren es Hagn und Ramberg, die dem jungen Autodidakten auch ohne formelles Lehrverhältnis über die ersten Schwierigkeiten hinweghalfen. Namentlich Ramberg wurde Kellers Lehrer.

Mit diesem verdienstvollen Manne wurde der junge Keller durch Lenbach bekannt, und indem Ramberg schon nach kurzer Zeit (1868) den etwas direktionslosen Autodidakten einlud, bei ihm auf seinem eignen Atelier in der Akademie zu malen, bewies er von neuem, wie sicher er, im Gegensatz zu so vielen andern Professoren, die wahre malerische Begabung auch in ihrer Unentwickeltheit zu erkennen vermochte. Über das Leben und Treiben (mehr als über das Malen) auf dem Rambergischen Atelier in der Akademie weiß Hans Rosenhagen in seiner neuen Keller-Monographie, offenbar auf Grund Kellerscher Erzählungen, ganz entzückend zu plaudern. Und jedenfalls war Kellers Aufnahme hier eins der entscheidendsten Ereignisse seiner Lehrzeit. Alles, was damals Ruf und Bedeutung hatte in der Münchner Kunst, ging im Rambergischen Atelier ein und aus: Schwind, Wilhelm von Kaulbach, Piloty und viele andre.

Eine in jedem Sinne anregendere Werkstatt gab es gewiß in dem damaligen München nicht, Kellers Malerschiffchen hätte in kein besseres Fahrwasser gelangen können. Mit dem Freund und Lehrer Ramberg machte Keller etwas später auch eine gemeinschaftliche Reise nach Venedig, und so darf man schon sagen, daß Keller nicht nur Begabung hatte, sondern auch das nötige „Glück".

Keller war nun bereits seit zehn Jahren Maler und hatte vornehme Damen der Gesellschaft gemalt, wohlverstanden nicht im Auftrage und nicht als „Porträtist", sondern als Unterlage eben seiner ganz freien Malerei und vor allem zur Lösung koloristischer Auf-



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Albert von Keller: Dame in blauem Fauteuil (1875).

gaben. Nicht jeder ist dazu in der Lage. Keller war es, und er hat sein „Glück“ ausgenutzt für seine Kunst. In dieser Tendenz wurde er befestigt durch seine Heirat.

In der Sommerfrische zu Kitzbühel geschah's, daß Albert Keller 1877 die Baronesse Irene von Eichthal kennen lernte. Er wurde von der jungen entzückenden Dame gleich so stark angezogen, daß er sich auf Tod und Leben in sie verliebte. Die Eltern, der höheren Gesellschaft angehörig, erhoben Schwierigkeiten, ihre Tochter einem Maler zur Frau zu geben, obwohl doch auch Keller — seine Vorfahren waren die wohlbekannten Keller vom Steinbock zu Zürich — nicht gerade von schlechten Eltern abstammte. Keller half sich selber. Während sich seine zukünftige Gemahlin zu München im Hause ihrer Verwandten aufhielt, setzte er kühn eine Entführung ins Werk, und der romanhafte Streich brachte ihn ans Ziel. Schon am 28. September 1878 konnte er sich zu München mit der Angebeteten trauen lassen.

Dieser Tag ward von Bedeutung auch für seine Kunst. Nicht nur, daß er von nun an das seiner malerischen Neigung am meisten zusagende Objekt in der anregendsten Gestalt immer um sich hatte, das große Bildnis

seiner Frau in Weiß (zusammen mit seiner großen „Auferweckung") betrachtet er noch heute nach eigner Äußerung „hoch über allem andern stehend, was er je gemacht hat". Auch in jeder übrigen Beziehung, wie durch ein feinfühliges Verständnis, ja als direkte Beraterin und Anregerin, scheint sich Irene von Keller um das künstlerische Ausleben ihres Mannes kein kleines Verdienst erworben zu haben. Groß war daher der Schmerz, als Keller 1908 die einzigartige Frau durch einen fast plötzlichen Tod verlor, nachdem kurz zuvor auch sein einziger Sohn, eben zum Leutnant befördert, von ihm gegangen war.

In einem sehr wesentlichen Punkte ist dennoch Irene von Keller zum Glück nicht gegen ihren Mann aufgekommen, was erwähnt und dem Meister hoch angerechnet werden muß. Das neuverheiratete Ehepaar machte seine Hochzeitsreise nach Paris, und die junge Frau, die dort bedeutende Beziehungen hatte, suchte ihren Mann zu überreden, sich bleibend in Paris niederzulassen. Sie meinte, daß er dort mit seiner Kunst ganz anders als von München aus zur Geltung kommen würde. Vielleicht hatte sie recht. Um so



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Die Blondine (Frau von L.).

mehr also sind wir Keller zu Dank verpflichtet, daß er, der Schweizer, dem es näher lag als unsereinem, verschmäht hat, ein Franzose zu werden. Seine Französisierung wäre für uns kein kleiner Verlust gewesen.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.
Albert von Keller: Kleine Pariserin (1882).

Als Anfänger hat Keller natürlich wie jeder von Alten und Neueren gelernt. Man könnte zunächst nach Rambergischen Vorbildern fahnden. Aber das wäre vergebliche Mühe. Denn dieser ausgezeichnete und sozusagen ideale Lehrer bildete einen großen Gegensatz zu vielen heutigen, die einzig ihre Manier für die alleinseligmachende halten und wenigstens ihren Schülern nichts andres zu lehren und beizubringen wissen. Ramberg wollte nichts, als aus jedem Schüler sein Eigenstes herauslocken und ihn in eben dieser Eigenart bestärken, so daß es wirklich bis zu einem gewissen Grade sein Verdienst ist, wenn einzelne seiner Schüler größere Maler geworden sind als der Lehrer.

Aber von andern Seiten her hat Keller, wie jeder Anfänger, mannigfache, wenn auch rasch vorübergehende Einflüsse erfahren. Sogar eine so fragwürdige Kunst wie die des Alma Tadema hat ihn zu einigen Schöpfun-


Albert von Keller: Frau von Le Suire (1887).

gen verführt („Römisches Idyll“, „Badende im Park“), die wohl entschieden besser gemalt als die Vorbilder, aber trotzdem eben nur halbe Originale sind. Daß Ludwig von Hagn den zeitweiligen Jünger zu einem Rokokobild verführt hat, als zu einer besonderen Spezialität des „Genres“, sei nur nebenbei erwähnt. Übrigens ist Keller doch auch in diesem Bilde („Zur Audienz“) viel mehr er selber als ein andrer, er befindet sich sogar damit ganz innerhalb seiner spezifischen Stoffwelt, in der die elegante Dame die große Rolle spielt. Das Rokokokostüm ist nur eine äußerliche Vermummung. Auch mit Gabriel Max, als dieser auf seiner Höhe stand, hat Keller ganz offensichtliche, wenngleich nur stoffliche Beeinflussung erfahren.

Ob Leibl es Keller einmal angetan hat in seinem Bestreben, sich Holbein zu erobern, mag dahingestellt bleiben. Doch hat dieser wie jener, und vollbewußt, der unnachahmlichen Kunst des großen Baslers mit ernstem Eifer nachgetrachtet. Und wieder waren es Frauenbilder („Deutsche Frau“; „Altdeutsche Frau“; „Dame mit Palmenfächer“ [Abbildung S. 62]), die da entstanden. Auch ein richtiges Damenbildnis (Jeannette Bayer) verrät deutlich diese Tendenz. Etwas holländischer Einfluß mag, wenn auch nur unbewußt, dabei mitgespielt haben, was Keller jedoch in Abrede stellt, da ihm die Holländer, wie er erklärt, schon früh zu dunkel gewesen seien. Einige wenige Bilder („Am Strande liegender Akt“; 1876) könnten an Courbet denken lassen, mit dem Keller bei Gelegenheit der Großen Münchner Internationalen von 1869 gemeinschaftlich mit Leibl öfters zusammen war, aber Keller bestreitet ausdrücklich, Courbet auch nur das Geringste zu verdanken, was ja denn wohl seine Richtigkeit hat.

Um so weniger leugnet der Meister seine Bezauberung durch die Venezianer, Tizian insbesondere, und nichts begreift sich leichter, wenn man Kellers Anlage und Entwicklung zum Koloristen im Auge hat. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, kann seine zeitweilige starke Hinneigung zu Holbein sogar ein Irrtum über sich selbst genannt werden. Keller ist durchaus farbenverwandt mit den Venezianern.

Um so höher ist es denn auch einzuschätzen, daß er nicht durch sie zum Epigonen wurde, daß ihre Wucht und Herrlichkeit ihn nicht bis zur Selbstvernichtung übermannt hat, auch nicht einmal so weit, wie dies dem großen Feuerbach geschehen ist, der zwar keine venezianischen Bilder, aber doch wiederholt und ziemlich weitgehend venezianische Farben kopiert hat. Aber natürlich, Keller lebte in einer Zeit, die den Maler ganz anders als die Zeit Feuerbachs aufforderte und zugleich befähigte, auf eignen Füßen zu stehen.

Einen kleinen Tribut des Lernenden hat Keller den Venezianern immerhin dargebracht. Zwei Frühwerke Kellers erzählen davon. Sein Bild „Faun und Nymphe“ (1869) ist direkt von Tizian weggelaufen, und das andre — „Diner im siebzehnten Jahrhundert“ (1870) — ist eine unverkennbare Huldigung an den prachtvollen Veronese.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Albert von Keller: Frau von Kühlmannn (1889).

Immerhin: Keller zeigt auffallend früh eine Befreiung von seinen Meistern. Und er ist sich dann selber durchaus treu geblieben. Ist nie in die Irre gegangen. Hat sich auch während seiner langen Schaffenszeit, und das ist für diese höchst geschlossene künstlerische Persönlichkeit besonders charakteristisch, weniger als irgendeiner dieser Epoche von



Albert von Keller: **Siesta (Trio), 1899.**

der Mode oder vielmehr von den Moden beirren lassen. Er hat fast nie in den Stoffen, und er hat noch weniger in den Mitteln und Methoden des Vortrags dem Götzen des Tages geopfert. Während wir zum Beispiel bei Uhde nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, daß er in jedem Jahrzehnt ein andres Gesicht zeigte, eben das Gesicht des Jahrzehnts, erstaunt uns bei Keller eine fast absolute Unberührtheit von den Tagesströmungen und eine Unbeirrtheit des Könnens und Wollens innerhalb seines Zirkels, trotz allen Revolutionen um ihn her, daß wir vor seiner Gesamterscheinung wie vor einem Rätsel stehen.

Bereits in einem kleinen Landschaftsbilde von 1872 (Seebad Wyk) zeigt er in seiner Malerei eine überraschende Originalität und Selbständigkeit. Die Aufhellung des früheren braunen Tons ist hier schon vollständig erreicht. Schon dieses Bild wie einige andre gleichzeitige lassen über die vorherrschend koloristische Begabung des Künstlers keinen Zweifel mehr, und gleich die nächsten Jahre — Keller stand damals in der Mitte der Zwanziger — zeigen seine Kraft in der vollen Pracht einer ersten Jugendblüte. Ja, die Sachen aus dieser Zeit haben zum großen Teil einen Reichtum und eine Feinheit der koloristischen Reize, die der spätere Keller, namentlich in seinen größeren Bildern, manchmal vermissen läßt und die überhaupt nur im Sinne der Kräftigkeit und Unmittelbarkeit und durch das Hinzutreten einer stärker sich aussprechenden persönlichen Note eine Steigerung erfahren konnten.

Alle diese Bilder stellen junge elegante Damen dar, entweder isoliert oder eingebettet in ein nicht weniger elegantes Interieur. Er scheint keinen besseren, anziehenderen Gegenstand zu kennen. Die elegante Frau scheint ihm allein würdig zu sein als Thema sozusagen seiner äußerst zarten, äußerst delikaten Farbenmusik. Auf einer Münchner Kollektivausstellung in den Räumen der Sezession zu seinem sechzigsten Geburtstag (1908) waren diese Bilder (oder Bildchen) in der Mehrzahl als Damen**porträte** bezeichnet. Mit wenigen Ausnahmen sind sie das nicht. Sie sind einfach Malerei, ganz reine Malerei, Melodien, Harmonien in Farben, allerdings zum Preis und Ruhm der eleganten weiblichen Erscheinung. Kellers Absicht war dabei offenbar nicht so sehr, das Modell zu „porträtieren", als eben eine interessante und schöne, besonders farbig-schöne Malerei zu geben. Bilder wollte er malen, nicht Bildnisse. Das rein Malerische in der Richtung der Farben und des Tons war ihm unendlich wichtiger als die speziellen Erfordernisse eines guten Bildnisses. Er war immer ein Maler schlechthin. Er hat sein Leben lang fast nur „porträtiert" und ist doch kein Porträtist im engeren und strengeren Wortsinn.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Albert von Keller: Frau von Keller (1890).

„**Chopin**" heißt eins der ersten Bilder dieser Art. Hier ist das Kolorit von einer geradezu kühnen Originalität. Und dabei ist es schön, ja brillant: das meergrüne Kleid mit schwarzem Besatz der einen Dame und das schwarz-hellgrau gestreifte der andern sprießen mit belebendem und außerordentlich originellem Klang hervor aus der Tiefe der reichfarbigen, aber ganz ins Dunkel getauchten Tönung. Doch nur in den Stoffen hat sich des Meisters koloristischer Mut bewährt. In den Fleischpartien ist er noch konventionell, fast „süß", obwohl seine Absicht unverkennbar ist, nicht nur eine äußere Erscheinung, sondern auch einen inneren seelischen Vorgang zum Ausdruck zu bringen. Das Bild selbst drückt es deutlich aus: das süße Glück, erlesenen Harmonien zu lauschen.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Albert von Keller: Frau von Keller (1888). Im Besitz der Münchner Pinakothek.



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Frau von Keller mit ihrem Söhnchen (1890).

Später hat Keller bewiesen, daß er Köpfe und speziell Frauenköpfe auch sehr bedeutend malen kann. Es handelt sich dann um seine besten Bilder. Auch sind sie fast alle kleineren und sogar kleinsten Formats. Kellers größte Bilder wirken leicht leer, seine Köstlichkeiten gibt er in ganz kleinen Formaten.

Bleiben wir zunächst noch bei den Frühwerken. Einige davon gehören zu Kellers reinsten Schöpfungen. In der „Dame im blauen Fauteuil“ ist der koloristische Akkord in den Stoffen und der Wand (blau, grau und schwarzbraun) bei aller Feinheit schon bei weitem nicht mehr die Hauptsache; wichtiger ist bereits das Licht und der charakteristische Ausdruck des Kopfes mit seinem geistreichen Profil und seiner pikanten Haltung. In „Minni von Ramberg“ zeigt Keller zum erstenmal seine überraschend koloristische Behandlung des Weiß in den Stoffen. Und das erste Bildnis seiner Frau verdient nicht einzig unsre Bewunderung durch die geniale koloristische Bemeisterung eines durchgehenden prachtvollen Schwarz, seine noch höhere Bedeutung liegt in der sicheren Charakteristik der dargestellten Person. Das ist ein Porträt im besten Sinne. Die übrigen Frühwerke nähern sich dem „Genre“, ohne jedoch eigentlich zu erzählen. An die Stelle einer Anekdote tritt eine seelische Stimmung, zu der das Kolorit, immer die Hauptsache dieser Art Musik, die verstärkende Begleitung, die Harmonisierung bildet. Hierher gehört auch „Die kleine Pariserin“, dieser helle Dur-Akkord in Rot, Weiß und Grau.

In allen diesen Bildern (sämtlich kleine Formate) hat der Künstler keinen fremden Vermittler mehr gebraucht, um der Natur, der er jetzt vollkommen naiv gegenübersteht, eigne und originelle Akkorde abzulauschen. Die persönliche Note kommt darin schon ganz rein zum Ausdruck. Sie verstärkt sich aber bald in ungeahnter Weise, und es folgen nun Bilder (wieder in kleinen Formaten), die auch den letzten Rest von konventioneller Farbenverwertung abgestreift haben.

Als eins der ersten die „Blondine“. Dieses Bild gibt eine überraschend originelle



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Frau von Keller (1892).

und delikate Harmonie in Grau, Rosa, Graulila und verwandten Tönungen. Auf diesen höchst eignen und höchst zarten Akkord kommt Keller nun öfter mit verschiedener Variation zurück, und meist gehören die Bildchen dieser Art zu den Kleinodien seiner Kunst, worin die Behandlung des Lichts, die Schönheit und Einheitlichkeit des Tons, besonders das raffinierte Zusammenklingen des Fleischtons mit dem Stoff dem verwöhntesten Auge ein hoher Genuß sind. Diese Bilder sind koloristisch innig miteinander verwandt, sie vermeiden starke Farben, bevorzugen die zartesten und leisesten Klänge, sind aber unendlich reich an feinen Nuancen; der Kolorist Keller zeigt sich in ihnen von seiner vornehmsten Seite. Diese leisesten Klänge verkünden am lautesten sein Talent. Nur wenn Keller im herkömmlichen Sinne stärkere Farben bringt und ein großes Format wählt, erscheint er in jener Zeit, den neunziger Jahren, um einen Grad konventioneller, unpersönlicher. Nicht immer. Das wundervolle Bildnis der Frau von Le Suire ist ungeachtet seines prachtvollen Rots von überraschend stiller Wirkung. Es hat in seiner verblüffenden Einfachheit und Selbstverständlichkeit etwas, das an Velazquez denken läßt, mit dem man Keller sonst gewiß in keiner Weise vergleichen möchte. Wie das korrespondierende Graubraun des Haares und des Pelzkragens das Rot sänftigt und mildert, ist eine koloristische Großtat. Auch das geistige Element, der Ausdruck, steht in diesem Bildnis auf gleicher Höhe mit der malerischen Schönheit der Oberfläche.

Aber auch größere Werke, die in eigentlicherem Sinne als Bildnisse anzusprechen sind, teilen jetzt diese Vorzüge. Kellers koloristische Behandlung des Fleisches steht jetzt auf gleicher Höhe wie die koloristische Wiedergabe der Stoffe, und beide sind erhöht durch den kräftigsten Zauber einer überlegten Lichtführung und eine bei dem reinen Koloristen überaus seltene Herausarbeitung des Psychologischen. Das gilt in hohem Grade von den Bildnissen der Frau Elise Fleischer (1888 und 1889), der Frau von Kühlmann, Tochter des Dichters Oskar von Redwitz, wo die prachtvolle Toilette in Weiß (Atlasrobe), das gelbgraue Fell rechts, die tiefschwarze Boa zusammen mit dem wundervollen Licht nur dazusein scheinen, um den



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Albert von Keller: Frau von Keller (1896).

Glanz der Arme und des übrigen Fleisches so stark als möglich zur Geltung zu bringen.

Des weiteren sind hier anzuführen: das „Bilderbuch" (1891), das in einer aparten Lichtführung seine besonderen Stärken zeigt, dann mit kräftigerer Betonung der Farbe und der Lokaltöne: die Pariserin, die Baronin von Wichmann, die Frau von Rummel, das Fräulein von S. (1907), die Frau von W. mit Tochter, die Frau Maud von Jessen (s. das farbige Einschaltbild), der „Grüne Schleier", das „Trio" oder



Albert von Keller: Camilla Eibenschütz als Myrrhine in „Lysistrata" von Aristophanes (1909).

„Siesta" (1899), eins der keckſten und übermütigſten Frauenbilder des Meiſters, und noch andre, die dem Monumentalen nahe.

Ein beſonderes Kapitel müßte in einer umfangreicheren und erſchöpfenderen Darſtellung den Bildniſſen der Frau von Keller gewidmet werden. Zwei wurden bereits genannt. Sie gehören beide noch der Zeit des Werdens an. Aber gleich auf ſie folgt dann im Jahre 1888 das große Bildnis der Münchner Pinakothek, die Frau Irene in weißer Seidenrobe auf dunkelrotem Seſſel, deſſen rauſchender Erfolg auf der Ausſtellung des genannten Jahres im Münchner Glaspalaſt uns heute noch wohlbegründet erſcheint. Seine hohen koloriſtiſchen Qualitäten, die in dem leuchtenden Weiß gipfeln, vermindern in nichts das andre, was man von einem Bildnis als ſolchem verlangt: die körperliche und geiſtige Perſönlichkeitswirkung der Dargeſtellten, die Porträtwirkung mit einem Wort. Keller ſelber äußerte das Urteil, dieſes Bildnis ſtehe hoch



Albert von Keller: Szene aus „Lysistrata“ mit Camilla Eibenschütz als Myrrhine (1909).



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Der grüne Schleier (1909).

über allem andern, was er gemacht habe, die große „Auferstehung“ ausgenommen.

Betonen wir dagegen, daß einige andere Bildnisse von seiner Frau kaum geringeres Lob verdienen. Noch zweimal hat Keller seine Frau in Weiß gemalt, einmal für sich, das andre Mal mit ihrem Söhnchen; im ersten Falle mehr repräsentativ, im zweiten intimer mit stärkerer Betonung des Ausdrucks. Sogar noch ein drittes Bild in Weiß bringen unsre Abbildungen (S. 70 unten rechts): Frau von Keller mit dem Mops, aus dem Jahre 1892. Diese Malerei hat außer der koloristischen noch einen besonderen Reiz: es zeigt eine Seite im Wesen der Dargestellten, die sonst nicht zum Ausdruck kommt: den Zug ins Schelmische, der ihren fraulichen Charakter geistreich nuanciert.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.
Albert von Keller: Pariserin (1910).

Ein viertes Bild zeigt Frau von Keller in ihrer Pariser Robe von 1896. Die Malerei scheint ein wenig dem Kleid zulieb (Pfauenfedermuster) gemacht zu sein, aber man begreift auch, wie dieses Muster nicht nur den Liebhaber der Eleganz, sondern eben auch den Koloristen reizen mußte, ja, man würde sich nicht wundern, zu hören, daß das Kleid des Meisters eigne Erfindung sei; gab es ihm doch die glücklichste Unterlage zu einer der eigenartigsten Farbenharmonien, die er je geschaffen hat, und die in ihrem sanften Ineinanderklingen von purpurnen, roten und bronzenen Tönen förmlich faszinieren (Abbild. S. 71).



Phot. Jaeger & Goergen München.

Albert von Keller: Baronin von Wichmann (1910).

Außer der Dame der vornehmen Welt hat es Keller noch eine andre weibliche Spezies, als Erscheinung genommen, angetan: die Tänzerin und Schauspielerin, und er hat sich einen Stern dieser Art nicht gern für seine Malerei entgehen lassen.

Unsre Abbildungen zeigen drei dieser Werke; zweimal hat die Schauspielerin Camilla Eibenschütz das Modell abgegeben. Wir sehen die Künstlerin zunächst als eine Art Bacchantin in einem Aufzuge der „Lysistrata" (Abbild. S. 73). Das Bacchantische kommt im höchsten Grade zur Wirkung; die Hauptfigur atmet aristophanischen Geist, ja aristophanische Freiheit und Schönheit. Die Gesamtkomposition dagegen ist etwas wirr und wenig glücklich ausgedacht. Den Preis gebe ich dem andern: Camilla Eibenschütz als



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Frau Madeleine als Kassandra (1904).

Myrrhine. Das ist ein Kleinod. Die lineare wie die farbige Komposition halten sich hier aufs schönste das Gleichgewicht. Die Zeichnung des Körpers, dessen Formen durchschimmern, ist so originell wie graziös. Keller hat Größeres, Imposanteres geschaffen, Glücklicheres kaum. Er greift damit etwas auf seine Frühzeit zurück, auf einen zartesten Mollton (Lila, ein durch Grau gedämpftes Gelb, Smaragdgrün) und läßt aus dieser verhaltenen Melodie ein hohes Rot und Orange wie flammende Blumen hervorbrechen. Neben solchen farbigen Prächten verschwindet fast die Handlung und das psychologische Element, die ohnedies sehr diskret gehalten sind, ebenso diskret, wie es sich für die farbige (und zeichnerische) Kunst geziemt, die kein „Theater" sein soll.

Nicht mit Unrecht gerühmt wird Kellers „Tänzerin" (Mabel) vom Jahre 1910 (s. das Einschaltbild in Doppeltondruck). Das Bild glüht förmlich in Rot und Orange, in das ein tiefes kräftiges Schwarz nebst zarteren Tönen, dem Rosa verwandt, hineinkomponiert ist. Immerhin streift es etwas ans Grelle und wäre in einem größeren Format — es ist ganz klein — wohl kaum dem delikateren Auge erträglich. Den Vorzug vor ihm gebe ich der Rosita Romero (1908) und noch mehr der „Tänzerin" in weißem Kostüm auf Rot (tief dunkelrot) von 1907, dem wieder veredelnde Grazie, im Linien- wie im Mienenspiel, eine Art — ich finde kein besseres Wort — höherer Weihe gibt.

In andern Bildern dieser Art — in Wahrheit sind sie von ganz andrer Art — begegnen wir der etwas zweideutigen Traumtänzerin „Madeleine", einer Französin mit Namen Guépet, deren Auftreten seinerzeit in München und Berlin Sensation gemacht hat. Wir geben Madeleine als Kassandra wieder; ein andres Bild hat die neue Pinakothek erworben. Sie sind beide nicht sehr nach meinem Geschmack. Die übertriebene Mimik dieser Urschauspielerin war mir schon auf der Bühne zuwider, und im Bild finde



Verl. F. Hanfstaengl, München.
Albert von Keller: Gräfin Bulgarini.



Albert von Keller: Mabel, die Pariser Tänzerin. (1910).

Zu dem Aufsatz „Albert von Keller als Frauenmaler" von Benno Rüttenauer.

ich sie vollends unleidlich. Das sieht verdammt nach Karikatur aus, und in der Tat hat Keller, das einzige Mal in seiner langen Schaffenszeit, mit diesen Sachen sich den Spott der Witzblätter zugezogen, der bekanntlich seine beste Handhabe da findet, wo die gesunde Originalität eines bedeutenden Meisters — unbedeutende werden niemals karikiert — auch nur von fern an die Originalitätssucht streift.

Das Malen von Tänzerinnen und Schauspielerinnen hat, so scheint mir, Keller dahin gebracht, die ausgesprochene Modernität, deutlicher gesagt, die allzu ausgesprochene und beschränkte Zeitlichkeit der Mode in der äußeren Erscheinung der Frau etwas weniger in ihrem malerischen Wert, ich will nicht sagen zu schätzen, aber zu überschätzen. Und so verraten seine neuesten Sachen die Tendenz, den Frauenkörper mehr „ideal" zu bekleiden, ihn mit Gewändern zu begaben, die den Körper weniger verhüllen als ihn zeigen, und die zugleich der Phantasie des Zeichners wie des Koloristen einen freieren Spielraum lassen: eine Tendenz, die freilich schon in der Mode an sich in letzter Zeit stark zum Ausdruck kam. Besonders zwei neueste Arbeiten Kellers machten auf mich einen unverlöschlichen Eindruck. Soll ich sagen, daß es Porträte waren? Ich werde mich hüten. Aber dargestellt sind auf beiden Frauen der vornehmen Gesellschaft, die eine in kauernder Haltung kniend auf einem Stuhl, die andre stehend, beide mit einem Gewand bekleidet, an dem alles in allem die Ästhetik mehr teilhat als die Mode, das kaum die Formen des Körpers verhüllt, ja, in dem Fall der Stehenden bei aller Farbigkeit so wenig substantiell erscheint, daß es sogar die Nacktheit des verhüllten Fleisches im Kolorit mitsprechen läßt. Beide Werke bedeuten in gewissem Sinne eine Rückkehr Kellers zum Geschmack seiner früheren und mittleren Jahre; er malt damit Damen, aber ganz anders, als ein Damenporträt gemalt sein will, und bevorzugt wie früher zarte Töne und leise Harmonien. Doch die neuen Sachen greifen zugleich weit über das Frühere hinaus, nicht nur, wie bereits angedeutet, darin, daß die Toilette als solche jetzt weniger und das körperlich Menschliche wahrnehmlicher spricht, d. h. mit andern Worten: daß die Ästhetik des Meisters, wenn das Wort heute noch erlaubt ist, eine Wandlung erfahren hat, die mindestens keinen Rückschritt bedeutet. Zugleich können wir feststellen, daß im Vergleich zu der früheren Stufe auch seine Palette neue erstaunliche Bereicherung erfahren hat und doch die frühere Delikatesse eher noch in erhöhtem Grade aufweist. Und verändert hat sich besonders Kellers Technik, was unsre Abbildung der Bildnisse der „Gräfin Bulgarini", mehr als Worte vermöchten, in die Augen springen läßt.

Ich hatte das Vergnügen, diese köstlichen Dinge in Gesellschaft einer Schülerin Kellers (Kollegin, sagt er) anzusehen, der Frau Gräfin Castell-Castelli, die in den wenigen Äußerungen, die sie über die Bilder machte, so sicher deren jeweils wesentliche Vorzüge und Eigenschaften bezeichnete, daß ich mir sagte, welches Glück es doch für einen Künstler ist, von jemand gesucht und geschätzt zu werden, der seiner Kunst just das Verständnis oder sagen wir lieber den Instinkt entgegenbringt, vor dem seine Kunst sich nackt enthüllt in ihren geheimsten Schönheiten, weil es derselbe Instinkt ist, aus dem seine Werke mehr oder weniger bewußt geschaffen sind. Ich habe schon einmal gesagt: Albert Keller hatte immer Glück in dem, was einem Künstler das Wesentliche ist, mehr Glück als andre, wenn er auch vielleicht weniger Lärm gemacht hat in der Welt und weniger klingenden Lohn eingeheimst hat — was eben schon nicht mehr zum Wesentlichen gehört.

Gesicht

Ich sehe manchmal im Traum
Einen Knaben auf falbem Pferd,
Braun wie ein junger Baum,
Schlank wie ein gutes Schwert.

Er gibt dem Winde sein Haar
Und der Sonne des Leibes Glast,
Seine Augen, falkenklar,
Sind bei den Fernen zu Gast.

Er reitet gelassen dahin,
Von flirrendem Lichte umsprüht.
Die Blumen sind alle für ihn
Erblüht.

Johannes Herdan

Die vier Ehen des Matthias Merenus

Roman von Karl Hans Strobl

II

Matthias Merenus brachte es über sich, noch drei Tage in Goldenbrunn zu trotzen. Die Sonne brannte sommerlich herab und trocknete den Schlamm in der Goldenbrunner Mulde, daß er anfing rissig zu werden und an manchen Stellen sogar begangen werden konnte. Am dritten Tag war es so weit, daß Matthias seinen Wettermantel auf eine Wiese hinbreiten und sich lagern konnte. Es war fast so, wie es ihm in seinen winterlichen Phantasien am Schreibtisch vorgeschienen hatte. Eine Mühle klapperte in der Nähe und brachte ihren altmodischen Takt in die Landschaft. Und der Himmel war sehr blau und sehr hoch und sehr milde, und das Gras im Bereich seiner Finger fühlte sich kühl und seidenweich an. Aber dennoch war Matthias nicht zufrieden. Denn in seinen Tiefen rumorte das Gewissen, und er hatte das dunkle Gefühl, daß er seine feine, kluge und schöne Frau durch einen Vergleich mit der dummen Gans von Oberlehrerin beleidigt hatte. Noch einmal hatte er einer Einladung des Oberlehrers folgen müssen und hatte in dessen Gattin im nüchternen Licht des Tages eine alte und gewöhnliche Person gefunden, die sich geziert und schämig benahm, als sei jener Kuß damals eine Sache von Bedeutung gewesen.

Am vierten Tag verließ Matthias Goldenbrunn und fuhr seiner Frau nach. Babette öffnete ihm die Tür seiner Wohnung und fletschte anstatt eines Grußes die Zähne. Sie grinste ihm den Kalawajaschen Triumph ins Gesicht.

„Meine Frau zu Haus?“ fragte Matthias.

Babette deutete auf die Tür zum Wohnzimmer und grinste. Es mußte Besuch da sein, und das war peinlich für einen reuevoll zurückkehrenden Gatten. Matthias legte seine Sachen ab, während Babette dabeistand und keinen Finger rührte, und trat dann ein.

Da saß sie in ihrer ganzen schlanken Schönheit, und ihr gegenüber saß Mama Rosina und war mit Schlafrock und Strickstrumpf ganz furchtbar häuslich eingerichtet. In der Kaffeetasse, die vor ihr stand, stak eine halbe Semmel mit dem Zipfel nach oben, während sich das andre Ende im Kaffee zerweichte, und das war Matthias seit jeher ein Greuel gewesen.

„Du freust dich wohl nicht sehr darüber, mich hier zu sehen?“ fragte Mama Rosina.

Matthias war viel zu verblüfft, um das zu bestreiten. Seine Gedanken krochen ihm durcheinander wie die Mehlwürmer in ihrem Topfe. Er war heimgekommen mit einem Herzen voll der blühendsten Zärtlichkeit, und nun sah er sich aufs neue in Kriegszeiten versetzt.

„Ja ... und nun bin ich da. Meine Tochter hat mich gerufen ... und ich habe vergessen, daß man mich in diesem Hause schon einmal beleidigt hat, und bin gekommen. Ich lasse mein Kind nicht im Stich. Eine Mutter ist doch etwas ganz andres als so ein Mann, der nur die angenehmen Seiten der Ehe kennen will. Und wenn es heißt, der Gattin in Seelennot eine Stütze zu bieten und Verständnis zu haben, da will er nichts davon wissen.“ Und Frau Rosina rührte zur Bekräftigung mit der Semmel zweimal rundherum, zog dann ein Ding hervor, das aussah wie der Filzschuh eines Gichtkranken, und verspeiste es mit solchem Behagen, daß kleine Kaffeebächlein aus den Mundwinkeln rannen.

Asta war dieser Empfang ihres Mannes peinlich und beschämend gewesen, und sie versuchte, als sie endlich allein gelassen wurden, ihm Brücken zur Versöhnung zu bauen. Aber Matthias war so eingeschüchtert und kleinlaut, daß er keines der guten Anzeichen richtig zu deuten wagte und, eine heimliche Bundesgenossenschaft seiner Frau mit ihrer Mutter fürchtend, sich mit tunlichster Beschleunigung in die Mohnfelder des Schlafes rettete.

Am nächsten Morgen bat Asta die Mama, mit Matthias nicht zu hart zu verfahren. „So ein Künstler hat seine Launen, der muß anders genommen werden als ein Leimsieder.“

„Künstler? Ha! ... Zeitungsschmierer!“ sagte Mama Rosina und fuhrwerkte durch die Wohnung, daß die violetten Bänder ihres Schlafrocks hinter ihr dreinflatterten. Es war ein prächtig-grausiger Anblick mütterlicher Empörtheit. „Das war vielleicht auch eine Künstlerlaune ... das mit der Oberlehrerin. Asta, mein Kind, hast du vergessen, aus welcher Familie du stammst? Du ... und diese ordinäre Lehrersgattin! Es ist als ob man den Schmetterling mit dem Regenwurm vergleichen wollte!“

„Mama!“ bat Asta, „sie haben sehr viel Grog getrunken.“

„Na ... wir werden ja sehen, was mit deinem Matthias los ist. Es wird sich ja erweisen, was hinter ihm steckt.“

Und Mama Rosina behandelte trotz Astas Einsprache Matthias als besiegten Feind und sein Haus als erobertes Gebiet. Ihre violetten Schlafrockbänder wehten triumphierend auf allen Zinnen, und wenn sie am Kaffeetisch saß, dann ließ sie vor seinen Augen die Semmel aufweichen, bis sie die abenteuerlichsten Formen annahm. Matthias' hausherrliche Gewohnheiten wurden nirgend respektiert. Niemals fand er die Hausschuhe an ihrem Ort und niemals das Wasserglas auf seinem Nachttisch. Und als sich Asta bemühte, auf alle diese Kleinigkeiten zu achten, war Babette dahinterher, verräumte und vertrug alles wieder und war unerschöpflich im Ausdenken der entlegensten Verstecke.

Matthias trug alles mit großer Geduld. Aber Mama Rosina blieb ungerührt, und wenn Matthias abends nach Hause kam, setzte sie sich zwischen ihn und Asta und gab mit gefährlich blinkenden Augen acht, ob er ihre Tochter geistig befriedige. Da war es Matthias immer wie dem unglücklichen Papageno, als ob man ihm ein Schloß vor den Mund gehängt und mit einem Wertheimschlüssel abgesperrt habe. Tagsüber notierte er sich Themen für die Abendgespräche, und bevor er nach Hause ging, wählte er die besten davon aus und schrieb sie auf die Manschette. Wenn er aber im rechten Winkel zu Mama Rosina und unter dem Kommando ihrer Blicke saß, dann quollen ihm die Worte im Munde an wie die bewußte Kaffeesemmel. Er brachte nichts heraus und saß stumm und gequält auf seinem Sessel, ein neuer Laurentius auf dem Rost. Dann nahmen Mamas Blicke allmählich den Ausdruck einer so kalten Verachtung an, daß Matthias' Gehirnwindungen in Eis erstarrten. Sie wandte sich langsam von ihm ab und ihre Blicke sprachen zu Asta: Dies ist nun dein Matthias, sieh dir ihn nur an! Und Astas Augen baten flehentlich: So sprich doch etwas, zeige, daß du mich liebst! Aber Matthias saß zwischen Bitten und Drohungen wie der Frosch im Beichtstuhl und glotzte sein Schicksal an. Er war von seinem Unglück vollkommen hypnotisiert, auf eine sehr grausame, aber ungemein solide Weise vernagelt, daß sein ganzes Gedankensystem zum Stillstehen gezwungen war. Und wenn sich Mama Rosina am Anblick seiner Hilflosigkeit genug geweidet hatte, begann sie mit der Feierlichkeit eines Rhapsoden das unerschöpfliche Lied vom Glanz der Familie Kalawaja.

Vom Großvater, der noch adlig und ein großer Grundbesitzer gewesen war, mit einer Unmasse von Wäldern, Wölfen, Schafen und Bauern. Aber dann war man durch die Ungunst der Zeiten nach Deutschland verschlagen worden, denn den Bauern war es eingefallen, den Gutshof zu überfallen und anzuzünden. Der Großvater aber war, nachdem er aus einem Fenster des ersten Stocks siebzehn Stück Bauern niedergeknallt hatte, durch eine Hintertür mit einiger Mühe gerade noch entkommen. Das hörte sich an wie ein Heldenlied aus homerischen Zeiten, aber dann folgte der Abgesang der beklagenswerten Begebenheiten auf deutschem Boden. Und das traurige Ende war die irregeleitete Empfindung einzelner Familienmitglieder, die unbegreiflicherweise in einer dauernden Verbindung mit Deutschen das Glück ihres Lebens zu finden geglaubt hätten.

Solche Abende schlossen in der Regel mit einem Weinkrampf Astas. Und Matthias, dessen Tröstungsversuche über das massive Vorwerk der Mama Rosina hinüber wenig Erfolg hatten, war zumute wie einem Manne, der den Ruf vernommen hat, als Säulenheiliger in die Wüste zu ziehen.

Es begab sich aber, daß Matthias einmal vergaß, die Notizen der Gesprächsthemen von seinen Manschetten auszuradieren, und daß Mama Rosina gerade dazukam, als Babette die Schmutzwäsche abzählte. „Was ist denn das?“ fragte sie, indem sie das verbogene Röllchen mit spitzen Fingern aufnahm.

Babette hatte schon öfter wolkenartige graue Zeichnungen auf den Manschetten gesehen,

aber sie hatte daran nichts besonders Beachtenswertes gefunden. Nun wurde sie neugierig und vermutete mit freudigem Herzklopfen ein noch unentdecktes Verbrechen des Fremdlings. „Was denn? Was denn?“ drängte sie und stellte sich auf die Zehen, um besser zu sehen.

Aber die Mama gab keine Antwort und stürmte mit der beschriebenen Manschette zu Asta ins Zimmer, während die violetten Schlafrockbanner hinterdreinflatterten. „Da hast du deinen Mann in seiner ganzen Glorie!“ rief sie trompetenhaft und stellte das unglückselige Röllchen vor Asta auf den Nähtisch. Asta besah die Manschette und dann ihre Mama, mit einem ganz leisen Verdacht, daß ihr Verstand durch übertriebene Mutterliebe gelitten habe. „Lies nur!“ befahl Mama Rosina. „Lies nur!“

Zögernd nahm Asta die Manschette auf und las: „Liebe und Ehe bei den orientalischen Völkern — Goethes letzte Stunden — Die Kunstphilosophie des Hippolyt Taine — Rembrandt als Erzieher — Stammt der Mensch vom Affen ab? — Haben wir eine moderne Literatur? — Die Frauenfrage —“ Kopfschüttelnd stellte sie das merkwürdige Ding wieder hin: „Was soll das bedeuten?“

„Du verstehst es nicht?“ posaunte Frau Rosina. „Oh, da sieht man, wie blind du bist. Das enthüllt deinen Mann. Du hältst ihn für ein Genie, und er ist ein armseliger Strohkopf. Verstehst du noch immer nicht? Er bereitet sich für die Gespräche mit dir vor. Er lernt irgend etwas auswendig und schreibt sich's auf die Manschetten. Und dann sitzt er da und kann doch nicht den Mund aufmachen.“

Astas Augen waren schon wieder voll Tränen: „Nein, nein, Mama, das ist ganz anders. Er hat den guten Willen, mit mir von allen diesen Dingen zu sprechen. Und wenn er dann nicht kann, so liegt die Schuld an mir, er glaubt, daß ich ihn nicht verstehe. Es ist die Schamhaftigkeit des geistig hervorragenden Menschen, der befürchtet, seine Schätze an Unwürdige hinzugeben.“

„So, und die Frau Oberlehrerin von Goldenbrunn war vielleicht würdiger!“

„Sie liebt er nicht. Aber mich liebt er vielleicht noch und ist so taktvoll, mir die Beschämung ersparen zu wollen.“

Da riß der Mama Rosina der Geduldsfaden und sie sagte: „Du bist eine dumme Gans!“ Hierauf schlug sie die Tür hinter sich zu.

Aber den ganzen Tag über kochte Gift und Galle so gewaltig in ihr, daß das Gefäß noch am selben Abend überfloß. Das geschah, als sie auf einem äußerst zornmütigen Spaziergang, den sie zu Demonstrationszwecken allein unternommen hatte, Frau Polsterer auf der Straße traf. Die Gattin des Chefredakteurs hatte vor kurzem einen Besuch Astas erwidert und dabei Mama Rosina kennen gelernt, an der ihr die liebenswürdige Beweglichkeit und eine gewisse Romantik der Gesinnungen als Zeichen sehr hoher Intelligenz erschienen waren. Nun sprach sie die liebe Dame auf der Straße an, und Mama Rosina zögerte keinen Augenblick, einen gedrängten Abriß der Leidensgeschichte Astas anzubringen. Und Matthias' Untaten wurden durch diese Erzählung um so mehr ins Phantastische gesteigert, als Frau Rosina eigentlich nichts gegen ihn vorzubringen hatte als eine allgemeine schwiegermütterliche Unzufriedenheit.

Frau Polsterer war bis in die Fundamente ihrer Gutmütigkeit erschüttert. War das eine falsche und niederträchtige Welt! Heute morgen war Frau Polsterer dahintergekommen, daß ihr Dienstmädchen, dem sie so viel Vertrauen geschenkt hatte, über die Betten gegangen war, um sich für ihre künftige Heiratsausstattung einen Vorrat von Federn anzulegen. Und nun Matthias Merenus, der sympathische, ruhige junge Mann, dieses Muster eines liebenden, zärtlichen Gatten! Er quälte seine allerliebste, entzückende Frau auf eine Weise, die seine Schwiegermama nur sehr verschleiert anzudeuten wagte. Welche Enttäuschung! Sollte Steinitz mit seiner letzten boshaften Bemerkung am Ende recht haben, daß die Ehe den Charakter verderbe?

Frau Polsterer war dreifach empört: über das Dienstmädchen, über das Benehmen des Matthias Merenus und über die Bosheit des Ehesatirikers. Und diese drei Empörungen mischten sich in ihrer Seele wie die Ingredienzien einer Brauselimonade. So eine Brauselimonade ist eine harmlose Sache, aber für eine Weile macht sie ein beträchtliches Gezische. Frau Polsterer zischte noch, als ihr Gatte nach Hause kam. Und so erfuhr er von des Matthias Merenus geheimnisvollen Schandtaten und mußte seiner



Franz Brahmstaedt: Spielende Kinder.

Entwurf zu einem Brunnen.

Gattin versprechen, zugunsten der armen kleinen Frau dem Sünder ins Gewissen zu reden.

Am Nachmittag bat er Matthias in sein Zimmer, ließ ihn Platz nehmen, und da er nicht sogleich eine passende Einleitung fand, hantierte er hastig mit den Manuskripten, die seinen Schreibtisch in genialischer Unordnung bedeckten. Dann begann er in einem bebarteten, blaugeäugten Ton würdevoll väterlicher Güte: „Sie wissen, lieber Kollege, daß ich mich grundsätzlich nicht in die Privatangelegenheiten unsrer Herren zu mischen pflege. Es widerstrebt mir, meinen Rat aufzudrängen, wo er nicht begehrt wird, oder gar zur unrechten Zeit lehrhaft zu werden. Ich denke über diese Dinge ganz so, wie Goethe gedacht hat." Hier machte Doktor Polsterer eine kleine Pause, einesteils um den Respekt vor dem großen Namen noch eine Weile nachhaltend wirken zu lassen, und anderenteils, um sich selbst zur Fortsetzung zu sammeln.

Matthias Merenus aber hatte das merkwürdige und nicht gerade angenehme Gefühl, als werde ihm mit einem stumpfen Messer andauernd über die Gurgel gefiedelt.

„Wenn ich in Ihrem Fall eine Ausnahme mache," fuhr Doktor Polsterer fort, „so sind die Beweggründe dazu für Sie durchaus ehrender Natur. Ich erlaube mir, Ihnen Vorstellungen zu machen, nicht aus irgendeiner lächerlichen Anmaßung, die ich mir kraft meiner Stellung als Chef beifallen lasse, sondern aus reiner, uneigennütziger Freundschaft für Sie und aus einer ebenso reinen Sympathie für Ihre entzückende Frau. Sie werden mich ohne weiteres erfassen, und ich brauche Ihnen vielleicht gar nicht näher anzudeuten, um was es sich handelt."

Diese Anrede trug durchaus das Gepräge jenes soliden, vornehm diplomatischen Stils, der Doktor Polsterers Leitartikel auszeichnete. Aber obzwar Matthias deren Sprachformen zur Genüge kannte, versagte seine Gehirnsubstanz diesmal so vollkommen, als höre er zum erstenmal in seinem Leben einen mongolischen Dialekt. Er starrte den Chef mit so viel Verständnis an wie ein Kalb in seiner Sterbestunde den Schlächter, der ihm einen Vortrag über die sozialen Notwendigkeiten der Fleischversorgung hält.

„Sie begreifen!" sagte Doktor Polsterer noch einmal. Als er aber allzu deutlich sah, daß Matthias noch immer nicht begriff, sagte er: „Nun, ich kann Ihnen sagen, daß ich Ihre arme kleine Frau bedaure. Sie tut mir leid. Ich kenne Sie doch als einen braven und zuverlässigen Arbeiter, und es ist mir mehr als peinlich, über Sie zu erfahren, daß Sie in Ihrem Privatleben durchaus nicht dem Bilde entsprechen, das ich mir von Ihnen gemacht habe. Das zu sagen habe ich für meine Pflicht gehalten, und ich habe nichts mehr hinzuzufügen." Es war genau zu merken, daß der Chef durch Matthias' Hartnäckigkeit ärgerlich geworden war.

Matthias fühlte sich entlassen. Er ging mit einem großen Summen im Kopf hinaus. Und trat in eine Eisgrube der Mißbilligung. Denn inzwischen war die Kunde von seiner Unwürdigkeit noch auf einem zweiten Wege in die Redaktion gelangt. Möller, der verunglückte Humorist, hatte sie gebracht. Er hatte sie von seiner Frau, und die hatte sie vor nicht mehr als einer Stunde von Frau Polsterer erhalten. So träufelte die Nachricht noch brühwarm von Möllers pergamentfarbenen Lippen. Und er fand in seinem durch verschlagenen Humor angesäuerten Gemüt einige Genugtuung darin, die moralische Minderwertigkeit des Mannes aufzudecken, der ihn von seiner angestammten Schlafstelle im Theater verdrängt hatte.

Hermann Berndonner sah Matthias so fremd an, als habe er in Erfahrung gebracht, daß der Redaktionskollege Teilhaber an einer Spiritusbrennerei sei. Möller stand am Fenster, geduckt, zerknittert, mit seinem bis über die Ohren gezogenen Schlapphut, der leibhaftige Vorwurf unziemlichen Betragens. Steinitz kehrte Merenus überhaupt den Rücken.

Matthias lief Spießruten. Es war ein Glück, daß er weggehen mußte, um sich eine Kunstausstellung anzusehen, über die er zu schreiben hatte. Als er aber im Vorzimmer seinen Hut vom Haken nahm, kam ihm Steinitz nach.

„Hören Sie, Merenus," sagte er, „Heiraten ist ein Blödsinn ... Wenn man aber schon verheiratet ist, noch dazu mit einer solchen Frau, dann benimmt man sich anders als Sie!"

Doktor Allerhand hatte den letzten Patienten aus dem Wartezimmer in den Ordinationsraum geholt. Da hörte er noch einmal die Türklingel. Und als er dann noch

ein allerletztes Mal in das Wartezimmer sah, da saß Matthias Merenus in einem der roten Plüschfauteuils. Doktor Allerhand hielt mit der linken Hand den Leisten des geschlossenen und mit der rechten die Klinke des offenen Türflügels und verneigte sich.

„Lieber Herr Doktor," rief Matthias Merenus gleich beim Eintritt ohne weitere Einleitung, „Sie müssen mir helfen!"

„Dazu bin ich da," sagte Doktor Allerhand mit bescheidener Großartigkeit, „wo fehlt's denn?"

„Ich bin gesund, Herr Doktor! Vorläufig noch. Aber wenn ich so weiter gequält werde ... ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte."

„Na! Na!"

„Ja, Herr Doktor ... es ist mein voller Ernst. Meine Frau beklagt sich über mich! Sie wissen ja ... ich kann ja doch nicht aus meiner Haut heraus. Wenn sie sich ihre Mama zu Hilfe ruft und die ganze Geschichte in meinen vier Wänden bleibt, dann will ich ja nicht einmal was sagen. Aber sie trägt es schon fremden Leuten zu."

Doktor Allerhand saß auf der Untersuchungsottomane und drehte an einer Zigarette. Er streckte die Zunge heraus, fuhr mit dem freien Ende des Papiers einmal hin und her, spuckte aus und sagte: „So, so!"

„Sie sind heute in der Redaktion mit Vorwürfen über mich hergefallen. Ich habe erst gar nicht verstanden, was sie von mir wollen. Auf der Straße bin ich dann hinter den Zusammenhang gekommen. Vor ein paar Tagen war die Frau meines Chefs bei uns zu Besuch. Verstehen Sie nun? Meine Frau hat sich über mich beschwert. Ist es nicht beschämend?"

Aus der blauen duftenden Rauchwolke über der Ottomane kam ein kurzes Knurren. Es knarrte über ein Stückchen holprigen Gedankenweges hinweg. Dann äußerte sich der Doktor: „Ich habe es Ihnen ja schon gesagt. Ihre Gattin ist sehr nervös."

„Ja — aber was soll man da tun? Das ist doch schrecklich!"

Für Doktor Allerhand war die Nervosität der Schlüssel zu vier Fünfteln aller psychologischen Rätsel der Welt. „Wissen Sie," sagte er, „Frauen sind eigentlich immer nervös. Wenn sie keine Kinder kriegen, sind sie selbstverständlich nervös; wenn sie welche kriegen sollen und es mißlingt, sind sie's selbstverständlich auch. Das ist der Fall Ihrer Frau. Und wenn sie Kinder gekriegt haben, sind sie's mit lauter Sorgen um Gesundheit und gute Verdauung erst recht. Na ja!"

Nachdem Doktor Allerhand diese ebenso einfache wie geniale Einteilung der Frauen vorgenommen hatte, dampfte er drauflos wie ein Opferpriester vor dem Gott Dagon.

Aber Matthias, der heute für Verallgemeinerungen keinen Sinn hatte und nur sein eigenpersönliches Elend vor Augen sah, wiederholte: „Ja, was soll man da tun?"

„Sie hätten damals recht lange auf dem Lande bleiben sollen, lieber Freund!"

„Aber meine Frau ist mir ja ausgerissen."

„Sehen Sie! Sehen Sie!" bemerkte Doktor Allerhand bedeutsam. Dann stippte er den Ruß seiner Zigarette in die Aschenschale und drückte das Feuer aus, wie man eine letzte Bedenklichkeit abtut. Es wurde sogleich klar, welcher Art diese Bedenklichkeit gewesen war, als er jetzt sagte: „Ja ... es ist Zeit, daß Ihre Frau in ein Sanatorium kommt!"

Matthias erschrak. Mit dem Wort Sanatorium jagte in wilder Hast ein wirrer Haufe der entsetzlichsten Vorstellungen daher: kalte Duschen, Einzelzellen, Zwangsjacken, der ganze Apparat des Irrenhauses. Aber Doktor Allerhand widerlegte Matthias' Befürchtungen, indem er darauf hinwies, daß ein Sanatorium nichts andres sei als ein Prießnitzumschlag der Seele, eine Erziehung zum Gleichgewicht des Gemüts. Und daß ein modernes Sanatorium mit Ausnahme des Umstandes, daß es unter ärztlicher Leitung stehe und Gelegenheit zu jeder erdenklichen Kurmethode biete, sich von einem großen Hotel keineswegs unterscheide. „Ich bin zwar selbst Teilhaber an einem Sanatorium bei Dresden," fügte Doktor Allerhand mit bescheidenster Offenheit hinzu, „aber ich würde auch so sprechen, wenn ich es nicht wäre." Und er schloß: „Wenn Sie Ihre Frau lieben, so werden Sie nicht länger zögern, sie in ein Sanatorium zu schicken."

Nach dieser Anrufung seiner Liebe blieb Matthias nichts andres übrig, als einzusehen, daß Doktor Allerhand recht habe. „Wissen Sie was?" meinte der Doktor, „meine Ordination ist zu Ende. Ich gehe mit Ihnen, und wir machen die Sache sogleich ab. Ich werde es Ihrer Frau schon beibringen."

Matthias Merenus war überglücklich. Er hätte es nicht gewagt, den Doktor darum zu

bitten, und nun bot sich dieser aus eignen Stücken an. Da kam wieder seine alte Lebenszuversicht über ihn. Und in seinem Inneren entstand eine ganze Frühlingslandschaft, die von einer äußerst wohltuenden Melodie durchflutet war. Und wenn Matthias dieser Melodie Worte gegeben hätte, so hätten sie ungefähr den Sinn gehabt, daß nun, wenn Asta ins Sanatorium ging, ein längeres Verweilen der Mama Rosina in seinem Hause seine moralischen Hintergründe verloren habe. —

Mama Rosina war eben dabei, Asta die beachtenswertesten Stellen aus einem Stoß alter Briefe vorzulesen, als Matthias und Doktor Allerhand ankamen. Es waren Briefe von Astas Vater an die Mama. Briefe aus der Brautzeit, voll der glühendsten Versicherungen unvergänglicher Zärtlichkeit, voll werbender Hoffnungen und Beteuerungen unerhörter Glückseligkeit. Im Zusammenhalt mit den Tatsachen, die ihnen gefolgt waren, bildeten sie einen nicht zu widerlegenden Beweis für die Unbeständigkeit und Brutalität des Mannes im besonderen und allgemeinen, für seine Charakterlosigkeit und Herzlosigkeit und noch eine Unzahl andrer niedrigster Eigenschaften. Mama Rosina führte diese Briefe immer bei sich, um sich jederzeit all das vergegenwärtigen zu können, wenn etwa jemand hätte versuchen wollen, ihre Ansichten zu bekämpfen.

Sie war, mitten aus einem der längsten und am meisten belastenden Briefe herausgerissen, von Kopf bis zu Fuß in Entrüstung gehüllt. Und sie betrachtete die Eintretenden mit Mißtrauen und kühler Zurückhaltung.

Doktor Allerhand benahm sich als gewandter Weltmann. Er begrüßte Mama Rosina mit viel Hochachtung und dann Asta mit jener feinen väterlichen Liebenswürdigkeit, der er selbst sehr viel suggestive Kraft zuschrieb. Er nahm Platz und begann zu plaudern, als wäre er gekommen wie jeder andre Besuch und hätte durchaus keine ärztlichen Hintergedanken.

Mama Rosina aber hielt sich in ihren Verschanzungen und wartete ab, was es da wohl geben werde.

„Sehen Sie," sagte der Doktor, „jetzt haben wir den Sommer da, und ich kann nicht abkommen. Man ist doch jahraus jahrein wie ein Kettenhund. Ich möchte so gern hinaus. Aber es geht nicht. Ich muß meine Ferien bis zum Herbst verschieben."

Asta nickte und sagte, von den gespannten Mienen ihrer Mama beunruhigt, ein paar bedauernde Worte.

„Sie dürfen auch Ihren eignen Mann bedauern, gnädige Frau," fuhr Doktor Allerhand fort, „dem geht's ja auch nicht besser. Auch so eine Kettenhundexistenz, diese Journalistik. Ein menschenunwürdiges Dasein, so tagtäglich dazu verpflichtet zu sein, Geist und gute Einfälle zu haben."

Matthias hielt es für angemessen, den Ausdruck bemitleidenswerter Geschundenheit anzunehmen, während Mama Rosina, nun vollständig von der Bundesgenossenschaft der beiden Männer überzeugt, ihre Blicke von einem zum andern wandern ließ. Unter diesen Blicken zogen Nebelschleier über die Frühlingslandschaft in Matthias' Gemüt. Seine Zuversicht begann sich kleinmütig nach einem Mausloch umzusehen.

Der Doktor bat um die Erlaubnis, sich eine Zigarette anzünden zu dürfen. „Aber Sie selbst, Gnädigste," sagte er nachlässig und nebenbei, „Sie selbst? Ich weiß nicht, warum Sie in der Stadt sitzen?"

Wie Matthias den Doktor so geradeswegs auf sein Ziel losrücken sah, überfiel ihn auf einmal kaltes Entsetzen. So begann er in seiner Herzensangst dem Doktor hinter dem Rücken der Mama Rosina zuzuwinken, er möge von seinem Beginnen abstehen. Er drehte die Arme und machte mit Winken und Händeschlenkern ein solches Getümmel, als ob ein optisches Signalbuch lebendig geworden sei und die einzelnen Figuren einander in die Haare geraten wären. Und er vergaß ganz, daß er vom Rücken her von der Sonne beschienen wurde und sich die Schatten seines wüsten Tuns gerade vor den Augen der Mama Rosina in unheimlicher Vergrößerung auf der Wand abmalten.

„Ja," sagte der Doktor aus der blauen dagonischen Opferwolke, „Ihnen wäre es eine leichte Sache, sich zu Ihrer Erholung aufs Land zurückzuziehen. Sie haben das erstemal schlechtes Wetter gehabt. Aber man darf sich doch nicht gleich abschrecken lassen. Sie haben keinen Beruf, der Sie zwingt, hierzubleiben. Ihr einziger Beruf ist, schön zu sein und Ihren Mann zu lieben. Nun ... glauben Sie nicht, daß Sie ihm eine Freude machen, wenn Sie wieder ganz, aber auch ganz gesund werden und auch die allerletzten Spuren jener unglücklichen Geschichte ver-

schwinden? Ich rate Ihnen ganz entschieden, machen sie sich frei ... nicht als Arzt rate ich Ihnen das, sondern als Freund ... und vielleicht ist es am besten, Sie gehen in ein Sanatorium!"

Dieses Wort war wie der Druck auf den Taster einer elektrischen Leitung zu einer Pulvermine — eine harmlose Handlung, die eine ungeheure Wirkung auslöst. Die Pulvermine schien unter der Sitzgelegenheit der Mama Rosina angebracht gewesen zu sein, denn im selben Augenblick, in dem dieses Wort ausgesprochen wurde, fuhr Mama Rosina um ihre halbe Körperlänge aus dem Fauteuil empor, schrie „Ha!" und sank wie tot zurück. Ihr Haupt fiel gegen die Lehne, ihr Schlafrock floß zu beiden Seiten herab, und die sonst so heftig flatternden Bänder hingen zu Boden wie ein violettes Elend.

Der Doktor stürzte auf sie zu und erfaßte ihre Hand: „Was haben Sie?" rief er bestürzt. Von der andern Seite näherte sich Matthias, in ratloser Bestürzung vor einem Ungeheuerlichen. Er hatte das dringende Bedürfnis, seine Unschuld zu erweisen. Aber Mama Rosina war schon wieder zu Kräften gekommen, erhob sich zum Sitz, stieß mit den geballten Fäusten nach links und rechts und schrie: „Lassen Sie mich!" Und dann neigte sie ihren Kopf auf die Schulter Astas, die vor ihr niedergekniet war, und schluchzte: „Mein armes, armes Kind!"

„Mama! Mama!" sagte Asta aufgeregt und zitternd.

„Mein armes Kind! Das ist der Anfang. Sie wollen dich in ein Sanatorium stecken. Weißt du, was das bedeutet?"

„Hören Sie mich doch nur an!" wagte Doktor Allerhand einzuwerfen.

„Schweigen Sie! Sie sind mit diesem Menschen im Bund. Mein armes Kind! Du verstehst das in deiner Harmlosigkeit nicht. Es ist ein Glück, daß du deine Mutter bei dir hast. Weißt du — das Sanatorium ist der erste Schritt ins Irrenhaus. Sie wollen dich in ein Irrenhaus bringen. Oh, es ist genau so wie bei mir. Dein Vater hat auch damit angefangen, daß er mich ins Sanatorium bringen wollte. Ich sehe ihn noch vor mir ... er hat dasselbe heuchlerische Gesicht gemacht wie dein Mann. Und er hat auch so einen Doktor als Helfer gefunden. Ich kenne das ... das ist dein Glück, mein armes Kind ... ich werde es nie zugeben ..."

Sie stand auf und zog die weinende Asta mit sich empor. „Oh, ich weiß jetzt, was wir zu tun haben! Genau so wie dein Vater ... Asta ... ins Sanatorium, o Gott!"

Der Doktor stand inmitten der Bescherung wie ein Kind, das etwas kaputt gemacht hat. Er trat langsam den Rückzug an.

„Aber Mama ...!" stammelte Matthias. Er wollte sich Asta nähern, ihr seine ganze zärtliche Liebe erweisen, aber die violetten Schlafrockbänder sträubten sich und zischten ihn schlangenhaft an.

„Lassen Sie uns!" schrie Mama Rosina, „mit Ihnen haben wir nichts mehr zu tun!"

Matthias sah sich hilfeflehend nach dem Doktor um, aber von dem war nichts mehr zu sehen als der linke Stiefelabsatz im Türspalt.

„Komm, mein Kind!" sagte Mama Rosina und führte Asta ins Schlafzimmer. Die Tür wurde versperrt, und die beiden Frauen kamen nicht mehr zum Vorschein. Nachmittags nicht und abends nicht, und nur Babette kam und ging mit Tellern und Gläsern, und wenn sie an Matthias vorübertrampelte, der stumpfsinnig brütend an seinem Schreibtisch saß, so gab sie allerlei höhnische Geräusche von sich, die zu gleichen Teilen aus Husten, unterdrücktem Lachen und Rülpsen zusammengesetzt schienen. In dieser Nacht mußte Matthias sich mit der Ottomane im Speisezimmer begnügen. Erst nachdem er Babette sechsmal aufgetragen hatte, ihm aufzubetten, verstand sie sich dazu. Er fand eine Art von Lager, mit einem Leintuch, das so aussah, als habe es die Kuh im Maul gehabt, und darunter eine Schuhbürste, mit den Borsten nach oben. Wehmütig lächelnd zog er die Bürste hervor und legte sich nach dem ersten mißglückten Versuch ein zweites Mal hin, den Blick auf das Bildnis Heinrichs VIII. geheftet.

Als es im Hausgang still geworden war, hörte er Asta nebenan schluchzen und Mama Rosina leise und eindringlich reden, immerfort, wie Windeswehen, Wasserrauschen, das Surren buddhistischer Gebettrommeln oder andre ins Unüberwindliche und Ewige hinausweisende Geräusche. Sein letzter Eindruck von der Welt war, daß ihm Heinrich VIII. im Mondschein mit einem Ausdruck unendlicher Überlegenheit ins Gesicht sah. Als wolle er sagen, er habe es besser verstanden, mit den Weibern fertigzuwerden.

Am nächsten Morgen ging Matthias sehr gebrochen in die Redaktion. Er saß an seinem Schreibtisch, eingehüllt in eine Wolke stillschweigender Verachtung, die sich ihm immer schwerer aufs Herz legte. An diesem Tage beging er das erste Berufsverbrechen. Er schrieb über eine Ausstellung, die er gestern im Drange der Begebnisse zu besuchen versäumt hatte. Kaum hatte er seinen Aufsatz abgeliefert, so sprang ihn die Reue bulldoggartig an. Auf dem Nachhausewege war es ihm wieder, als marschiere er geradeswegs in die thebanische Wüste hinein. Sein weiterer Lebensweg lag gelb und rot, felsumzackt, grellbestrahlt. Und sein Gemüt ging schon jetzt in einem härenen Hemd. „Mein Wesen ist unwahr geworden!" seufzte er ein über das andre Mal, „unwahr und unklar!"

Der Hausmeister stand unten am Fuß der Treppe und schien Matthias zu erwarten. Er überreichte ihm einen Schlüssel. „Die gnädige Frau läßt grüßen," sagte er, „und schickt den Schlüssel!"

Matthias beschaute den Schlüssel mit plötzlich eingetretener Kurzsichtigkeit. Voll Mißtrauen, als handle es sich nicht um ein türenverschließendes Stück Eisen, sondern um einen Speiteufel. „Was für einen Schlüssel?" fragte er.

„Na, den Wohnungsschlüssel," sagte der Hausmeister verwundert, „weil doch die gnädige Frau abgereist ist."

„Ja ... ja!" sagte Matthias und nahm dem Hausmeister endlich den Schlüssel ab. Dann begann er den Aufstieg zu seiner Wohnung, mit wankenden Knien und hämmerndem Gehirn. Jede Stufe war ihm eine Unbegreiflichkeit, und ganz hoch oben am Treppenende stand das Welträtsel in einem schwarzen Domino mit blitzenden Augenlöchern.

Er fand die Wohnung leer wie eine ausgenommene Nuß. Alle Möbel waren tot und ohne Sinn. Nicht ein Stäubchen von Liebe und Ärger haftete mehr auf ihnen.

Matthias stand zuerst sinnend vor dem Holbeinschen Porträt Heinrichs VIII. Er fühlte sich vom Schicksal vollkommen breitgetreten. Dann gab er sich plötzlich einen Schwung, raste aus der Wohnung, das verbogene Stiegenhaus hinab und zum Bahnhof, in der Hoffnung, Asta vielleicht noch zu erwischen. Er fuhrwerkte durch das Reisegewimmel, stieß sich mit aller Welt herum, drängte sich in alle Menschenhaufen mit der Wucht eines Keils, prügelte sich mit einem Gepäckträger und wäre zum Schluß fast wegen auffälligen Betragens von einem Schutzmann arretiert worden.

Atemlos, schweißtriefend, staubbedeckt, mit ausgerissenem Hemdkragen und zerknüllter Künstlerkrawatte kehrte er in das leere Heim zurück. Als er den letzten Treppenabsatz hinanstieg, hatte er den dunklen Eindruck, als sitze jemand vor seiner Tür.

Es saß wirklich jemand da. Nämlich Onkel Anton. Er saß auf einer kleinen Handtasche, hatte einen beschmutzten Hemdkragen an, die Hosen waren bis zu den Knien mit Staub gepudert, Gesicht und Hände von einem vermischten Grau überhaucht, und auf dem lichten Überzieher prangte vorn auf der Brust ein großer Fettfleck — wie ein Orden. Er war in jeder Beziehung das Widerspiel des Mannes aus dem Schächtelchen, den Matthias im Frühling seiner Ehe kennen gelernt hatte. Onkel Anton reckte den Kopf, erkannte Matthias, erhob sich von der Handtasche und fiel ihm um den Hals. „Da bin ich!" sagte er.

Matthias starrte ihn an, als sähe er nicht Onkel Anton, sondern den brennenden Dornbusch.

„Du wunderst dich?" fragte Onkel Anton. „Ja, mein Lieber, ich wundere mich auch. Weißt du, was geschehen ist? Ich bin meiner Frau ausgerissen. Ja — ich bin ihr durchgebrannt. Der armseligste Wurm setzt sich schließlich auf die Hinterfüße, wenn er täglich gewaschen und gebadet und mit Bürsten abgerieben wird. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Ich habe mich empört. Diese geläuterte Reinheit habe ich nicht länger über mich ergehen lassen können. Denn ich war, bei Gott, auf dem Wege, mich vor lauter Sauberkeit in meine chemischen Elemente aufzulösen."

Es war dem alten Herrn anzusehen, daß er ein halbes Leben lang darauf gewartet hatte, diese Rede aus sich herausströmen zu lassen. Sie trug die Wucht eines religiösen Bekenntnisses an sich. „Jetzt will ich einmal bei euch nach Herzenslust schmutzig sein dürfen. Du wirst mich nicht für ein Schwein halten, wenn ich mich vorerst vierzehn Tage überhaupt nicht wasche. In Falkenberg habe ich ein Paar Frankfurter gegessen. Da!"

Und Onkel Anton zeigte mit solchem Stolz auf den Fettorden auf seiner Brust, als weise er Matthias das Eiserne Kreuz oder ein andres Sinnbild der Tapferkeit. „Na also, jetzt möchte ich Asta begrüßen," sagte er, indem er seine Handtasche aufnahm und sie mit Jünglingskraft schwenkte.

„Das kannst du nicht!" erwiderte Matthias, dem seine Verwunderung wieder zum Bewußtsein seines Elends zerronnen war.

Es war ein solcher Grabeston in dem Einwurf, daß Onkel Anton erstaunt fragte: „Nanu?"

„Sie ist mir nämlich davongelaufen ... ja ... ja ... sie ist fort ... heute ist sie mir davongelaufen."

Onkel Antons Augen wurden so groß, daß sie einen ganz unglaublich großen Teil des Gesichts bedeckten. Er stellte die Handtasche mit einem Plumps auf den Boden. „Ja, warum denn?" fragte er, und man hörte, daß die Worte hinten im Rachen mit den Stimmbändern nicht fertigwerden konnten.

„Ja ... warum denn?" brüllte Matthias und schlug mit beiden Fäusten gegen die Tür seiner Wohnung. „Warum denn? Das weiß ich eigentlich ja gar nicht."

Onkel Anton schüttelte den Kopf. „Hör' auf ... ich glaube nicht, daß sie zurückkommt, wenn du die Türfüllung herausschlägst ... Hm ..." fuhr er nachdenklich fort, „und ich habe geglaubt, daß das eine haltbare Ehe wird. Du weißt ja, sie haben so lange gesagt, daß ich die Gabe der Weissagung habe, bis ich selbst daran zu glauben begonnen habe. Wie ich euch so vor mir sah, hat mir der Geist zugeflüstert: Die zwei kommen niemals voneinander los ... Merkwürdig, wie man sich manchmal in seinen Eingebungen täuschen kann!"

Nachdem sich Matthias an der Tür ausgetobt hatte, war ihm ein Stück bürgerlicher Besonnenheit zurückgekehrt. Er steckte den Schlüssel ins Schloß, öffnete und lud den Onkel zum Eintreten ein.

„Wir werden also eine Junggesellenwirtschaft führen," sagte der Onkel, indem er seine Handtasche aufnahm. „Eigentlich ... auch nicht schlecht!" Dann lächelte er ein weises Lächeln: „Übrigens ... das scheint eine Kalawajasche Familieneigenschaft zu sein — das Durchbrennen. Wenn man's auch sehr lange verschiebt, zum Schluß kommt's doch."

Er trat über die Schwelle und sah Matthias ratlos und bekümmert mitten im Vorzimmer stehen, als gehöre er gar nicht mehr hierher. Er sah aus wie ein Überrest aus Gottes Menschenwerkstatt. „Ich weiß nicht, was es zwischen euch gegeben hat," fragte Onkel Anton, „glaubst du, daß sie sich von dir scheiden lassen will?"

„Ich weiß es nicht!"

„Wenn sie sich scheiden lassen will — wirst du deine Einwilligung geben?"

„Niemals!" sagte Matthias standhaft.

Er gab seine Einwilligung aber doch. Es kamen drei Briefe. Ein offizielles Schreiben von einem Berliner Rechtsanwalt, daß Frau Asta Merenus die Scheidungsklage eingebracht habe. Ein Brief Astas, daß sie von ihrer Ehe enttäuscht sei, und daß sie fühle, Matthias lasse sie an seinem Innenleben nicht teilnehmen. Und endlich ein Brief der Mama Rosina, in dem sie Matthias aufforderte, sich wenigstens als Gentleman zu zeigen und seine Gattin nicht wider ihren Willen bei sich zurückzuhalten. Sollte er aber dennoch mit der Scheidung nicht einverstanden sein, so werde sie ihr Kind nicht verlassen und es in die Knechtschaft dieser unglücklichen Ehe begleiten.

Matthias verlebte eine böse Zeit innerer Kämpfe. Zuletzt entschloß er sich, Gentleman zu sein, und gab seine Einwilligung. Am selben Tage, an dem Onkel Anton von seiner Gattin abgeholt und aus der junggesellenhaften Schmutzwirtschaft in die dreifach gesiebte Sauberkeit seines ehemaligen Heims zurückbefördert wurde.

* * *

Die Säbelklingen klirrten, zischten, bogen sich, flirrten und blitzten. Das Fechtturnier ging zu Ende. Um den Sandplatz des Kurhausgartens stand die müßige Menge, die leichte vibrierende Eleganz der mondänen Frauen nur den sichersten Blicken unterscheidbar von der gewandten Gelassenheit der galanten Damen. Das mindere Publikum drängte sich weiter hinten zwischen den Säulen des Wandelganges.

Und draußen sang das weite Meer und fraß die Sandburgen, die von den Kindern am Strand zurückgelassen worden waren. Eine vergessene französische Flagge schwankte schon weit draußen auf dem weißgelben Brandungsschaum. Und ein kleiner Junge schrie und wollte sich nicht trösten lassen.

Auf dem Sandplatz des Ostender Kurgartens kämpfte deutsche Kraft gegen italienische Katzensprünge. Es galt die Entscheidung, die letzten Gänge. Der Unparteiische notierte die Punkte mit einem goldenen Krayon auf einem Merktäfelchen von Elfenbein. Und Deutschland freute sich, wenn die deutsche Klinge bald da, bald dort das Arm- oder Brustplastron des nervös hüpfenden und lauernden Signor Muscolini traf, daß kleine Staubwölkchen aufstiegen. Und die deutsche Klinge klopfte tüchtig, als habe sie ein Jahrhunderte altes romanisches Mottenmagazin auszustauben. Und ganz zum Schluß fuhr sie noch mit einem lauten Ratzen über das Drahtvisier der Fechtmaske, daß der Eisenlack nur so stob. Da war es mit Signor Muscolini aus und geschehen.

„Besiegt und geschlagen das tapfere Heer!" intonierte der niedliche Herr Mändl, der im Hofstaat einer schlanken Dame in hechtgrauem Strandkostüm die rosige Nuance vertrat.

Der Sieger nahm die Fechtmaske ab, zog ein blauseidenes Taschentuch unter dem Brustplastron hervor und wischte die Stirn. Dann klemmte er die Maske unter den Arm und wandte sich leutselig an Signor Muscolini und die andern Kämpfer, die nun zusammengetreten waren, um das Urteil der Preisrichter zu erwarten. Und nach einer Weile verkündete der erste Preisrichter Sir George Boston in einem etwas buntscheckigen Französisch, daß aus dem Internationalen Fechtturnier als Erster Herr Matthias Merenus hervorgegangen sei, und daß er sich freundlichst den Preis, einen Silberpokal, aus den Händen der Protektorin des Turniers, der Frau Fürstin Kolowrat-Messinghaus, holen möge.

Der rosige Buchdrucker Mändl belehrte den Hofstaat der Dame in hechtgrauem Strandkostüm: „Matthias Merenus, das ist der Dichter von ‚Die Unerprobten'."

Herr von Basedow aus Mecklenburg, der aussah wie sein eigner ältester Familienschrank und bis obenhin mit Traditionen vollgestopft war, hatte keine Ahnung, daß man wissen müsse, wer Matthias Merenus sei, und fragte unentwegt: „Er hat ein Buch geschrieben?"

„Ein Stück, Herr Baron! Es ist über alle Bühnen gegangen. Der große Erfolg des vorigen Winters. Der Mann hat ein Heidengeld verdient. Daß Sie es nicht gesehen haben, Baron? Sie kennen es jedenfalls, gnädige Frau?"

Die Dame in hechtgrauem Strandkostüm hatte beobachtet, wie Matthias Merenus sich inmitten eines Getümmels von Bewunderern mit Anstand zu behaupten wußte. Man konnte sehen, daß er die Erziehung des Erfolges genossen hatte. Sie wandte sich zu dem rosigen Herrn um.

„Sie kennen jedenfalls das Stück des Matthias Merenus?" fragte Herr Mändl noch einmal.

In den großen grauen Augen der Befragten stand plötzlich ein so seltsames Lächeln, daß Herr Mändl ganz unruhig wurde. „O ja ... ich habe es gesehen und gelesen," antwortete Frau Asta Kalawaja.

Matthias Merenus wurde noch immer umdrängt. Wenn die Lobsprüche und Glückwünsche den geringsten Auftrieb besessen hätten, so hätte er geradeswegs in den Himmel fahren müssen. Er hatte zwei Schock deutscher Händedrücke zu erwidern. Und auf einmal war eine Unmasse von Ansichtskarten und Albums da, die ihm von jungen Damen hingeschoben wurden, die ganze Welt wurde zu einer Flut von Ansichtskarten und Albumblättern, daß Merenus nach Luft zu schnappen begann. Er war im Begriff, in der Fülle von liebenswürdiger Unverschämtheit zu ersticken. Da schnaubte, keuchte und ruderte die Rettung heran, Richard Gabrieli, der treue Freund. Er stemmte die Ellenbogen ein, schrie „Ho—ruck!" wie ein Bauarbeiter, trieb die Menge auseinander und zerrte den zerquetschten Sieger hervor. Dann stieß er ihn vor sich her, deckte ihm den Rücken, indem er den zudringlichsten der jungen Damen eine Grimasse schnitt, daß sie entsetzt zurückfuhren, und lotste ihn auf die Strandpromenade hinaus. „Gerettet!" sagte er.

„Zugerichtet!" ergänzte Matthias Merenus und strich an seinem blauen Rock hinab, dessen Untadeligkeit etwas gelitten hatte.

Die Dame in hechtgrauem Strandkostüm verabschiedete ihr Gefolge. „Auf Wiedersehen, meine Herren," sagte sie, „im Hoek von Holland, wenn's gefällig ist. Nein — keine Begleitung, wenn ich bitten darf ... ich habe eine besondere Besorgung."

Zweimal kreuzte sie draußen den Weg des Matthias Merenus. Aber der blickte nicht nach ihr hin, denn der Maler erzählte ihm irgendeine Geschichte, die auf dem Meere

spielen mochte, weil beide auf die gelbbestrahlte See hinaussahen. Bei der dritten Begegnung trat sie auf Matthias zu: „Ich möchte es nicht unterlassen, Ihnen Glück zu wünschen, Herr Merenus!“ sagte sie.

Matthias Merenus stand salzsäulenhaft vor ihr. In der Ferne lag seine Vergangenheit, und er sah Pech und Schwefel regnen. „Sie sind hier?“ fragte er dann in geistvoller Kürze. Richard Gabrieli reimte sich etwas von erloschenen Kratern und verschütteten Beziehungen.

„Haben Sie eine Minute für mich Zeit?“

„Verzeih, mein Lieber ... wir sehen uns nachher ...“ sagte Matthias. Der Maler ging und ärgerte sich. Das war der Dank für den Retter, daß er weggeschickt wurde, wenn ein Wunder geschah. Diese Dame in hechtgrauem Strandkostüm war das Wunder von Ostende und Blankenberghe und der gesamten Nordseeküste. Und weil sein leichtbeschwingtes Künstlerherz zu gewagten Flügen und Wünschen trieb, ging er in ein Kaffeehaus, bestellte Bordeaux und betrank sich.

Matthias Merenus aber ging mit seiner gewesenen Frau auf der Strandpromenade und verwunderte sich über das Meer und den Himmel und alles, was sich dazwischen befand. Er fühlte, daß er diese Spannung ein wenig mindern müsse. „Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte er.

„Du kannst mir doch ruhig du sagen!“ antwortete Asta. Und dann erwiderte sie erst auf seine Frage: „Vierzehn Tage ... aber ich wohne drüben in Blankenberghe und komme nur manchmal nach Ostende. Es gefällt mir drüben besser.“

„Ich wohne auch in Blankenberghe!“

„Wir könnten zusammen zurückfahren, nicht, Matthias?“

„Sehr gern, Asta!“

Sie fuhren mit der herzigen Bimmelbahn durch die Dünen. An kleinen Villen und Pensionen und an putzigen bunten Häuschen vorüber. Der Strandhafer wehte, und aus den Dünen dunkelten da und dort Kieferngruppen. Matthias fühlte wieder seine Sicherheit, die ihm im ersten Erdbeben der Überraschung abhanden gekommen war.

„Du bist also ein großer Dichter geworden?“ sagte Asta, ein ganz klein wenig ironisch.

„Ja ... es war ein schöner Erfolg. Ich habe mir nicht so viel erwartet.“

„Es ist ein interessantes Stück ... ich kenne es natürlich. Und du bist ja auch heute wieder Sieger gewesen. Ein Dichter und ein Held.“

„Ich habe immer gern gefochten. Und dann — man muß ein wenig Sport betreiben. Es gehört zum Ganzen.“ Matthias schaute an Asta vorüber zum Fenster hinaus, nach der großen grauen Baumwolke, die unter der Sonne heraufwuchs. „Es ist notwendig ... es paralysiert die Arbeit am Schreibtisch.“

„Und es gehört zum Ganzen,“ sagte Asta wieder ein bißchen boshaft, „du hast recht. Es ist der neue englische Stil der Lebenshaltung.“ Sie nagte mit allerliebsten Mausezähnchen an Matthias' Dichterbewußtsein.

Matthias entdeckte plötzlich, daß er seinen in ein Pappfutteral gehüllten Silberbecher warm im Arme trug. Und er fragte sich: Was mache ich mit dem blödsinnigen Zeug?

Asta schwieg. Dann seufzte sie: „Fünf Jahre!“

„Was denn?“ fragte Matthias, der gerade überlegte, ob er nicht den Silberbecher aus dem Fenster werfen solle.

„Es sind jetzt ungefähr fünf Jahre ...“ wiederholte Asta.

„Ja, ja!“ sagte Matthias würdevoll, „eine kleine Ewigkeit!“

Dann lachten sie beide zugleich, denn sie hatten entdeckt, daß sie einander heimlich musterten, um zu sehen, ob diese fünf Jahre große Verheerungen angerichtet hätten. Und dieses Lachen war zugleich ein kleines Freudenfeuerwerk, daß alles noch so straff und stramm und glänzend war und daß jeder das Vergnügen über seine Jugend in den Augen des andern lesen konnte. Das Meer schaute manchmal über die Schultern der Dünen, der Sandhafer ließ sich vom leichten Wind kämmen, es war eine ganz unglaubliche Menge Übermut in der Welt.

Dann war der Puppenbahnhof von Blankenberghe da. Matthias sagte: „Leider!“

Und Asta meinte: „Wollen wir nicht nachher noch einen Strandspaziergang machen? Ich glaube, wir sind noch lange nicht fertig!“

„Ach ja!“ sagte Matthias und ärgerte sich, daß diese beiden Silben wie Zangen zupackten, so furchtbar unblasiert und offensichtlich hocherfreut, so gymnasiastenhaft, daß es eine Schande war. Himmellaudon! Der

Weltmannston wollte ihm seiner ehemaligen Gattin gegenüber durchaus nicht gelingen.

Als sie ausstiegen, wollte Matthias verräterischerweise den Silberbecher zurücklassen. Aber Asta hatte die Feldherrngewohnheit, von keinem Schlachtfeld zu gehen, ohne es noch einmal zu überblicken. Sie entdeckte den wohlgerundeten Ehrenpreis im Gepäcknetz. „Du hast deinen Becher vergessen!“ sagte sie mit ihrer allerliebst kitzelnden Bosheit.

Matthias legte die Hand aufs Herz: „Ich habe dreizehn Stück zu Haus!“

„Nein ... nimm dir ihn nur mit. Das ist die Strafe für deine Eitelkeit.“

Und Matthias durfte nicht früher aussteigen, bevor er nicht wieder den Ehrenbecher sorgsam in den Arm genommen hatte.

Über all den aufgetürmten und zusammengeballten Ereignissen hatte aber Matthias jemanden ganz und gar vergessen. Dieser Jemand war eine schlanke schwarzgekleidete Dame, die am Arm eines älteren, geradlinigen und rotwangigen Herrn, dem das preußische Beamtentum aus jedem rechten Winkel sah, scheinbar absichtslos die Ankommenden betrachtete. Als Matthias die Dame erblickte, riß es ihn nach rückwärts, und dann drängte er, indem er sehr eifrig zu sprechen begann, Asta in eine andre Richtung. Aber die schwarzgekleidete Dame wußte es zu machen, daß Matthias an ihr vorüber mußte und zu einem Gruß gezwungen war. Sie dankte mit Weltraumskälte, und Matthias fühlte sich einen Augenblick lang in seine Moleküle aufgelöst. Dann empfand er um so dankbarer die sanfte, strahlende Wärme der Frau neben ihm. Sie hatte den ganzen Vorgang nicht unbeachtet gelassen und sagte sich: Jüngste Vergangenheit! Und sie war so harmlos und ungezwungen, wie nur eine Frau sein kann, die gemerkt hat, daß sie soeben eine andre erledigt hat.

„Warte hier!“ sagte sie vor dem Hotel „Hoek van Holland“, ich ziehe mich nur um und komme sofort.“

Und Matthias wartete getreulich, soldatenhaft, den Ehrenbecher im Arm. Er war froh, daß er Zeit hatte, seine Gedanken zu ordnen. Sie war also da, schöner und liebenswürdiger als jemals, und ihr Klang und Gang, ihr Duft und ihr Lachen, der ganze Rhythmus ihres Wesens umblühte ihn. Und da kam ihm wieder die Erinnerung an die grauen und trostlosen Tage von damals, als der Verlust dieser herrlichen Frau ihm so recht zum Bewußtsein gekommen war, daß alle peinlichen Zwietrachtsszenen ins Bedeutungslose verblaßten. Einige Fragen standen da. Wie hatte Asta diese fünf Jahre gelebt? Sie war elegant und blühend und gepflegt, und sie besaß die Mittel, ein Seebad zu besuchen. Und Matthias begann es unverantwortlich zu finden, daß er sich niemals nach ihr erkundigt hatte. Es wäre seine Pflicht gewesen, über ihr Leben zu wachen, fürsorglich, wie ein Schutzengel, geheimnisvoll zu helfen, wenn sie in Not geraten war. Welch ein rührendes Bild des Edelmutes: der geschiedene Gatte, der, unerkannt, ohne jede Selbstsucht für die Gattin sorgt! Er hatte es nicht getan und trug nun die Schuld, wenn Asta etwa gestattet hatte, daß ein andrer für sie sorge. Dieser Gedanke floß wie böses Gift in sein Herz, daß es ihm schwer wurde und gegen Rippen und Luftröhre drängte. Seine Gelenke verdorrten, sein Leib zog sich zusammen, denn er hatte genug von den Weibern erfahren, um zu wissen, daß sie nur zu bereit waren, ihre schönsten Liebeserinnerungen gegen ein Stück schmeichelhafte Gegenwart aufzugeben. Wenn Asta ihre Liebeserinnerungen verraten hatte, so konnte er sich nicht freisprechen. Er war der Mörder ihres besseren Ich, dessen Wurzeln in der Vergangenheit lagen.

Und dann stand sie plötzlich da, in einer leichten Spitzenbluse, und lachte ihr Granatapfelblütenlachen: „Also gehen wir! ... den Strand entlang ... nicht?“ Dann legte sie die Hand leicht auf seinen Arm: „Die Mama läßt dich grüßen! Sie hat sich über dieses Zusammentreffen nicht wenig gewundert.“

Da war die Bitternis des Lebens wieder: die Mama. „Sie ist mit dir da?“ sagte Matthias mit zusammengeraffter Seelenstärke.

„Sie hat dir alles verziehen. Sie spricht sehr lieb von dir.“

„Oh!“ Aber während Matthias hinter Asta die Holzstufen zum Strand hinabging, stieß sein Herz plötzlich alles eingesogene Gift aus und wurde ganz klein und leicht. Wenn die Mama da war, dann war Asta eben mit keinem andern da, niemandes Freundin und keinem andern verpflichtet ...

dann waren alle schwarzen Gedanken und alle Reuegefühle Unsinn.

Matthias gab dem letzten Nachzügler einen Fußtritt und sah, wie er in eine blaue, höchst beglückende Unendlichkeit hineinpurzelte.

Und als ob Asta genau gewußt hätte, was Matthias während seines Alleinseins gedacht hatte, sagte sie: „Die Mama hat sich ein bißchen mit der Welt ausgesöhnt. Mein Papa hat sich nämlich unser erinnert. Er muß drüben in Amerika zu Geld gekommen sein. Eines Tags hat er uns mit ein paar tausend Mark angenehm überrascht. Es ist nur schade, daß sie zu Ende gehen."

Nun war alles zwischen Himmel und Meer wieder hell und heiter, und es hatte gar nichts zu sagen, daß der Wolkenbaum sehr hoch emporgewachsen war und ein ganz leichtes Regnen begann.

Matthias und Asta hatten sich dem Hafen zugewandt und das lebhafte abendliche Strandgewimmel hinter sich gelassen. Nur ein paar Philosophen und Kinder begegneten ihnen.

Plötzlich blieb Asta stehen: „Weißt du was, Matthias? Wir ziehen uns die Schuhe aus und steigen ins Meer hinein."

Und schon saß sie auf einem runden glattgewaschenen Stein und begann Schuhe und Strümpfe abzuziehen.

Sie hat ihr Kindergemüt bewahrt, dachte Matthias, sie ist harmlos übermütig wie in unsern Brauttagen; ich habe sie nicht zerstört. Und er ließ sich neben ihr nieder und folgte ihrem Beispiel. Das war ein wundersam kühles Waten im feuchten Sand und in den letzten Ausläufen der Wellen. Matthias sah Astas feine, schlanke Beine, die allerzierlichsten Knöchel und Zehen der Welt. Zwischen Muscheln, Gang und Kies gruben sich die Spuren ein, die von dem grauweißen Gischt ausgefüllt und in einem Augenblick vernichtet wurden. Wozu bin ich ein Dichter? sagte sich Matthias. Und dann sagte er laut: „Das Meer verdient es nicht, daß du am Strand gehst. Es sollte deine Spuren bewahren, wie Heiligtümer ... bis an den jüngsten Tag. Es hat nichts Kostbareres in seinem gangen Reich."

Eine unverschämte Welle kam heran, die nach Astas Knien begehrte. Asta tat einen kleinen Schrei und sprang zurück. „Du," sagte sie, „nimm dich in acht, daß dich niemand hört ... er würde es nicht glauben, daß wir schon einmal verheiratet waren."

Matthias hob die Schuhe und Strümpfe in der Rechten und den Ehrenbecher in der Linken ekstatisch empor: „Ich bin nur ein armseliger Dramatiker und in die Grenzen meiner Kunst gebannt. Aber ich wollte ein Bildhauer sein. Ich würde ein Gefäß herstellen, das die Form eines deiner Füße hätte. Es müßte ein Behälter für Liebesbriefe sein — oder eine Aschenurne."

Und weil Matthias so sehr im Schwung war, so vergaß er auf das Meer zu achten. Das kam heimtückisch heran und sprang ihn an und durchnäßte ihn bis oberhalb der Knie. Daß jede Spur einer Bügelfalte dahin war.

Asta lachte sehr lange. Dann sagte sie, indem sie auf der linken Ferse eine halbe Umdrehung machte, daß auf dem nassen Strand von Blankenberghe das niedlichste aller erdenkbaren Grübchen entstand ... ja, ach Gott ... was denn? Sie sagte also: „Mein Herr, Sie scheinen viel Erfolg bei Frauen gehabt zu haben. Sie reden fast wie ein Franzos."

In Matthias ging eine Art Seilziehen vor sich. Auf der einen Seite stand der Erobererstolz und raunte: Bekenne dich dazu, Siege über die Frauen sind die sichersten Leimruten. Auf der andern Seite aber zog eine romantische Neigung, alles zu leugnen und sich als bis in alle Ehejenseitigkeit hinein getreuer Gatte aufzuspielen. Endlich gab der Erobererstolz einen kräftigen Ruck auf die Seite der Wahrheit. Und Matthias sagte, bescheiden aufgerichtet: „Ja, wenn man einmal so ein bißchen in Mode kommt ..."

„Die schwarzgekleidete Dame ... heute auf dem Bahnhof ... nicht wahr, die auch?"

Oh, diese scharfsichtigen Kinderaugen! dachte Matthias. Und seine Bescheidenheit erglänzte, als habe sie einen Lackanstrich bekommen. „Na ... nichts besonderes ... eine kleine Liebelei ... mehr von ihrer Seite! Sie ist mir nachgereist."

Aus dem Wolkenbaum war ein graues nasses Fell geworden, das über den ganzen Himmel gezogen war. Es regnete mit Überzeugung, aber Matthias und Asta merkten noch immer nicht viel davon und pilgerten am Strand immer weiter hinaus.

„Und du?" fragte Matthias nach einer Weile. Er tat es so vorsichtig, wie man nachts eine knarrende Tür öffnet, hinter der jemand schläft, den man nicht wecken will. „Du hast ... wohl auch ... deine Erlebnisse ...?"

Asta sah ihrem Gatten mit einer schönen Aufrichtigkeit gerade ins Gesicht. „Ich ... ich lasse mich bewundern. Es macht mir selbstverständlich Vergnügen ... das ist alles ..." Dann schüttelte sie sich: „Aber, mein Lieber, jetzt geht es schon bis auf die Haut ... Ich glaube, wir müssen endlich umkehren, sonst sehen wir in zehn Minuten aus wie Mamas Kaffeesemmeln."

Und Asta setzte sich und wollte die Strümpfe anziehen. Aber das hatte seine Schwierigkeiten, und erst als Matthias auf den Gedanken gekommen war, Astas Füße in seine beiden Taschentücher abzutrocknen, glitt das Seidengewebe über die zappelnden Zehen. Und dann ließ er sich auf ein Knie nieder und begann den Ehrenbecher auszugraben.

„Was machst du da?" fragte Asta erstaunt.

„Warte nur ... warte ...!" Matthias kniete vor Astas letzter Fußspur, die noch, etwas höher auf dem feuchten Strand, unversehrt erhalten war. Alle andern hatte das Meer gefressen, aber diese Spur sollte nicht verlorengehen. Und Matthias fing an, den Sand, in dem Astas Fuß abgedrückt war, mit beiden Händen sorgsam in den Silberbecher zu schaufeln. Und als der Ehrenpokal bis zum Rande voll war, setzte Matthias triumphierend den Deckel auf und stülpte die Papphülle über. „So," sagte er, „jetzt hat das Ding eine Seele bekommen."

Asta aber stand da und war so rot wie ein junges Mädchen, das seinen ersten Liebesbrief liest. Ach, das war doch eine seltsame Sache, den geschiedenen Gatten einen so merkwürdigen Reliquienschrein anfüllen zu sehen. Hundert vertrauliche Stunden waren auferstanden und flüsterten heiß und wonneselig durcheinander. Und auf einmal bemerkte Asta auch, daß ihre dünne Spitzenbluse ganz naß geworden war und sehr kühn und frei an ihrem miederlosen Leibe klebte.

„Gehen wir!" sagte sie hastig.

Als sie über die Strandstiegen kletterten, war auf einmal ein junger Mann mit einem Regenschirm da. Ein blasser, vornüber gebeugter schmalschultriger junger Mann, dem Gott seine Nase windschief ins Gesicht gepflanzt und zwei kleine zwinkernde Schweinsäuglein gegeben hatte. Er schob sich an Asta heran und war nichts als eine Mischung von Schüchternheit und Ergebenheit unter einem Regenschirm.

„Ach, lassen Sie nur, lieber Herr Doktor," sagte Asta lustig, „ich bin patschnaß. Daran können Sie nichts mehr ändern."

Der Jüngling aber bekam ein nervöses Zucken in der schiefen Nase, murmelte etwas, hielt den Schirm mit ausgestrecktem Arm über Asta und ließ sich mit Begeisterung vollregnen.

Matthias erfuhr, daß er es mit Herrn Doktor Hans Lebwohl zu tun habe.

„Ein junger Mann von sehr guten Manieren, wie Sie sehen, Herr Merenus!" fügte Asta hinzu. Und ihre Augen hatten dabei eine Heimlichkeit mit Matthias. Sie sagten: Ich habe auch meinen Hofnarren, wie du siehst, und dann: Aber vor ihm und andern wollen wir uns lieber Sie sagen.

Vor dem „Hoek van Holland" wurden die Herren beim Verabschieden für den Abend eingeladen und durften sich umziehen gehen.

Und im „Hoek van Holland" lernte Matthias noch am selben Abend die andern kennen. Der ganze Hofstaat war da. Herr von Basedow, der vierschrötige Agrarier aus Mecklenburg, der so laut lachte, als wolle er die klirrenden Sektgläser vom Büfett herunterlachen. Der Spediteur mit dem roten Tatarenbart und dem klassischen Berliner Namen Nicolai. Der rosige Buchdrucker Mändl, der wie ein Porzellanfigürchen aussah, und wenn er mit Asta anstieß, den kleinen Finger vor Wonne als Wegweiser in eine bessere Zukunft wegstreckte. Auch ein Journalist war da, ein gepflegter älterer Herr mit einem eirunden blinkenden Kopf, Doktor Aufwärmer aus Berlin. In einer Ecke saß der Jüngling mit der schiefen Nase und den Schweinsäuglein. Und die schiefe Nase geriet in Zuckungen, und die Schweinsäuglein rutschten unruhig unter den brauenlosen Stirnbogen herum, wenn Asta an ihn das Wort richtete.

Natürlich war auch Mama Rosina da, sehr großartig und pompös in Rot und Grün, wie eine Theatermutter. Ihr ganzes Wesen war Zufriedenheit mit den Natur=

und Sittengesetzen, die darauf Bedacht nahmen, daß den Müttern schöner umworbener Töchter ein Doppelzoll an Aufmerksamkeiten entrichtet werden mußte. Sie hatte Matthias Merenus leutselig begrüßt und ihm einen Handkuß gestattet. Es machte ihr ein ungemeines Vergnügen, den verflossenen Schwiegersohn in Astas Hofstaat zu sehen.

Auch Asta und Matthias hatten an der Geschichte ihren heidenmäßigen Spaß. Da saßen die Herren herum und versuchten einander bei Asta zu verdrängen. Es war ein Gebalge um einen besseren Platz wie vor einer Theaterkasse. Und keiner hatte eine Ahnung, daß Frau Asta Kalawaja die gewesene Gattin des hochverehrten, mit Auszeichnung behandelten Dichters Matthias Merenus war. Asta und Matthias sagten sich Sie, und auf diesem lustigen Einverständnis spazierte eine Menge Unausgesprochenheiten hin und her. Und Matthias stellte bei sich fest, daß Asta den ganzen Schwarm mit wunderbarer Sicherheit behandelte. Sie hatte offenbar gute Übung im Anziehen und Lockerlassen der Fäden, im Näherrücken und Fernhalten, in allen den Künsten wirkungsvollster Koketterie.

Als es spät geworden war, wurden die Herren entlassen. Nur Matthias wurde zurückbehalten und durfte mit Asta und Mama Rosina auf dem Balkon von Astas Zimmer den Tee nehmen. Es hatte zu regnen aufgehört, und das graue Fell war vom Himmel abgezogen. Der Mond war da, das Meer ergoß sich silbern bis in die schwärzeste Finsternis im Hintergrunde der Welt, und der erfrischende Duft des Regens kam vom Strand herüber. Mama Rosina hatte sich in ein großes Wolltuch eingewickelt, saß in einem Schaukelstuhl und gähnte. Sie brauchte sich in Matthias' Gegenwart keinen Zwang anzutun. Man kannte sich so gründlich wie nur möglich und hatte voneinander nichts mehr zu erwarten. Die Lebensphase Matthias Merenus war abgetan.

Asta und Matthias sprachen dummes Zeug.

„Sie sind alle wahnsinnig in dich verliebt."

„Ja, es ist sehr possierlich."

„Ist es möglich, daß ein Mensch eine so schiefe Nase haben kann!?"

„Es gibt eine Menge Leute, die sie für gerade halten, wenn er seine Brieftasche zieht. Er ist sehr reich, sein Vater hat eine große Radfabrik."

„Der Mond ... ich habe noch nie einen so großen Mond gesehen."

„Er sieht aus wie ein silberner Ehrenbecher ..." Und Asta lächelte im Mondsilber ihr Granatapfelblütenlächeln.

Dann küßte Matthias Mama Rosina und Asta die Hände und ging.

Asta räumte das Teegeschirr ab, mit einem Anfall häuslicher Beflissenheit. „Wie findest du ihn, Mama?" fragte sie nebenher.

„Wen?"

„Nun, Matthias!"

Mama Rosina entstieg dem Schaukelstuhl und zog das Tuch um ihre Schultern. „Ach den? Na — er ist ja jetzt doch ein Dichter geworden."

„Ach was ... daran denke ich gar nicht mehr. Ich überschätze ihn nicht. Er hat ein gutes Stück geschrieben. Aber als Mensch ... du, Mama ... er ist ein verfluchter Kerl mit einem Kindergemüt. Er hat noch immer sein gutes Herz. Das ist wichtiger als ein guter Kopf."

Mama Rosina gähnte, daß ein ganzes Stück Mondsilber spurlos verschwand: „Fang dir nur nichts mit deinem ehemaligen Manne an. Das wäre eine sträfliche Dummheit. Wenn du durchaus wieder heiraten willst — da ist der Doktor Lebwohl, der ist über alle Maßen verliebt ..." Und Mama Rosina ging ins Zimmer und drehte das elektrische Licht an.

Asta blieb auf dem Balkon zurück und preßte die dünnwandigen Teetassen gegen ihr Herz. Die silberne Kanne stand noch auf dem Tisch wie ein Klumpen geronnenen Mondlichts. Und Asta sah auf das Meer hinaus, sehr glücklich und sehr verliebt in diesen großen, guten, dummen Menschen, der nun wieder in ihrem Leben stand, als ob er niemals weggewesen wäre. —

Und in derselben Minute umarmte Matthias Merenus in der Bar des Hotels Continental seinen Freund Richard Gabrieli und flüsterte an seinem Ohr: „Ich habe meine Frau wiedergefunden, Bester, und ... und ... und ..."

„Du hast dich doch nicht wieder verliebt, Unglücklicher?" fragte der Maler entsetzt.

„O ja!" sagte Matthias Merenus.

An den Pfählen der Estakade des Fischerhafens schaukelte ein Segelboot, ein bauchiges, abgeriebenes Ding, plump und mutwillig wie ein Elefantenkalb. Zwei Kerle hielten es mit Bootshaken und Seilen fest und waren bis zum Rand voll Bereitwilligkeit, Matthias und Asta ins Meer hinauszufrachten.

„Wollen wir?" fragte Matthias.

Sie lachte verlegen-vergnügt, als ob sie mit den Zehen in kaltes Wasser geraten sei. Dann sprang sie plötzlich mutig in das bauchige, schaukelnde Ding, gerade zwischen die zwei Kerle, daß sie ob des unerwarteten Hopsers beinahe über Bord gefallen wären. Matthias folgte, und sogleich begannen die Fischer das heillose Durcheinander, mit dem der Fremde von der Umständlichkeit und Schwierigkeit einer Abfahrt überzeugt werden soll.

„Wir werden noch miteinander ins Gerede kommen," meinte Asta. Sie war mit Matthias gleich am Morgen am Strand gewesen, dann hatten sie die Fischauktion besucht und waren zuletzt durch den Beserlpark am Hafen gebummelt. „Deine Bedenken kommen zum Glück zu spät ..." sagte Matthias und sah Asta mit hellen Augen an, so lichtblau wie der Sonnenhimmel über der grünen See. „Jetzt kannst du nicht mehr zurück."

Die Fischer hatten sich bis zur Spitze der Estakade gestakt und zogen nun das Segel auf. Das Elefantenkalb legte sich auf die Seite und tat einen Satz in den weißen Schaum hinaus. Asta quiekte auf und legte ihre Hand auf Matthias' Arm. Aber der lachte sie so zuversichtlich an, daß sich die kleine kaum flügge gewordene Angst sogleich verkroch. Als Asta wieder aufblickte, sah sie ganz vorn an der Spitze der Estakade einen blassen, vornübergebeugten Jüngling mit einer schiefen Nase zwischen zwei Schweinsäuglein. Er war nichts als eine schwermütige Elegie in einem karierten Überzieher.

„O Gott," sagte sie, „der Doktor Lebwohl!"

Matthias wandte sich zurück: „Das ist heute morgen schon das drittemal. Der ganze Tag ist voll schiefer Nasen. Er ist immer hinter dir drein. Wenn ich das Talent und das Recht hätte, eifersüchtig zu werden ... dieser Doktor Lebwohl wäre mein erstes Opfer."

Sie spielte mit ihren Fingern. Sie stellte die niedlichen Dinger dachsparrenartig gegeneinander und preßte sie ein wenig, daß sich die Spitzen leicht röteten. Matthias fand, dieses luftige Dach müßte eigentlich die allerentzückendste Behausung für Liebesgötter sein, für kleine geflügelte Liebesgötter, die, wie Bienen summend, aus und ein schlüpfen müßten. „Das Talent hast du niemals gehabt," sagte Asta, ohne den Blick von ihren rosigen Fingerspitzen zu nehmen, „und das Recht ... hast du aufgegeben!"

Das Elefantenkalb lag noch immer auf der Seite und schien entschlossen, sich nie mehr wieder aufzurichten. Handbreit neben Asta und Matthias brodelte und zischte grauweißer Schaum. Manchmal schossen sie mit wüster Schnelligkeit aus einem grünglasierten Abgrund auf einem blendendweißen sprühenden Kamm. Ein kleiner Regenbogen hing in der Sonne über den Wellen, seine farbige Toröffnung glitt immer vor ihnen her wie das Glück ... Die karierte Elegie auf der Estakadespitze war schon ganz klein und bedeutungslos geworden.

„Was gibt's denn heute?" fragte er.

„Ach — Nachmittag die Akademie ... das Wohltätigkeitsfest zugunsten der armen Fischerkinder. Gesang und Musik und Basar und Schönheitskonkurrenz ... leider kein Preisfechten, bei dem du wieder —"

Aber Asta sollte ihre Bosheit nicht beenden können. Das Meer schnitt ihr das Wort ab. Plötzlich schlug eine große Welle in das Boot ... das Elefantenkalb schüttelte sich und tat einen plumpen Satz auf den nächsten Kamm. Asta aber schrie auf und faßte Matthias' vorgestreckte Knie. Die beiden Flämen brüllten aufeinander los, indem sie einer dem andern an dieser Ungeschicklichkeit die Schuld zuschoben.

Aber Asta war schon wieder auf der Höhe und lächelte: „Ich muß dich wohlbehalten zurückbringen! Mein Gott ... die deutsche Literatur! Welcher Verlust, wenn wir heute hier untergehen!"

Entweder bereute das Meer seinen Mutwillen, oder das Elefantenkalb war gesetzter geworden, oder die Flämen paßten besser auf: es ging jedenfalls jetzt eine Zeitlang wie ein Gleiten auf Öl und Butter, und das Schaukeln war nur eine Lustbarkeit. Man konnte so etwas wie ein Gespräch führen. „Ich habe darüber nachgedacht, Matthias, wie du nun doch zum Dichter geworden bist.

Ich war in deinem Leben eher eine Hemmung als eine Förderung."

Da war es nun, dessen bange Erwartung bisher auf dem Grunde von Matthias' Seele gelegen hatte. Und er ließ seinen längst vorbereiteten Aphorismus steigen: „Manchmal verdanken wir unsern Hemmungen mehr als unsern Förderungen."

Aber Asta war keine der Frauen, die sich mit Aphorismen verblüffen und abfertigen lassen, und fragte: „Wieso?" Was war nun zu tun? Sollte Matthias berichten, wie er, als einmal die erste schmerzliche Verwunderung über die Loslösung dieses anmutigen und reichen Lebens von dem seinen überwunden war, die Einsamkeit als Ansporn zur Arbeit empfunden hatte? Oder sollte er sich auf den Dämon der Genialität berufen, der Eingebungen sendet, wann es ihm gefällig ist? Wenn er seinen Bewunderern und Lobrednern hätte nachsprechen wollen, so hätte er sich auf den Dämon berufen können. Aber da war die Aufrichtigkeit und das „Erkenne dich selbst!" Und die ganze Geschichte dieser fünf Jahre zog im Fluge vorbei. Zuerst sein Frondienst bei der Zeitung mit den Kollegen, die sich nicht die Mühe nahmen, zu verbergen, daß sie ihm die Schuld an der Ehescheidung zuschrieben. Alles Licht dieser Angelegenheit war auf Asta gefallen, Matthias stand als schwarzer Bösewicht im Dunkeln. Dann war, inmitten dieser schweigenden Mißbilligung, die Unlust und der Überdruß an fruchtloser und nichtfördernder Arbeit gekommen. Bis dann gegenseitige Abneigung Matthias' Verhältnis zu seiner Zeitung beendete. Dann Jahre des literarischen Tastens und Suchens und immer wieder das Ringen um den Broterwerb bei kleinen Zeitungen. Die Hinterstube des Restaurants im Norden Berlins lag rembrandtesk da. Und die Gestalten um den Tisch mit dem fleckigen Tischtuch, die Wortführer einer Revolution in der Literatur. Alles müsse zusammengeschlagen werden, kein Stein dürfe auf dem andern bleiben. Das soziale Problem sei da und poche an die Tore der Zeit und der Kunst. Und die Abende der endlosen Debatten, die umstrittenen Theaterstücke und Romane, die Verse wie Feuerbrände und Bomben. Aus alledem war der Schrei nach der unmittelbaren Wirklichkeit gedrungen, lodernd, unabweisbar. Und Matthias war aus einem stillen Zuhörer zu einem General der Revolution geworden. Nur daß ihm etwas gegeben war, was den meisten andern versagt blieb. Die Kraft langsamer, zäher, solider Arbeit. Nun waren die Nächte gekommen, die er wieder am Schreibtisch verbrachte. Nur daß ihm jetzt das Papier nicht mehr der böse, unüberwindliche Feind blieb. Daß sich sein Stück, ohne äußeren Zwang und Drang, langsam aufrichtete und wuchs, daß der Inhalt der Debatten zu Gestalten und Handlungen wurde. Und endlich der große Erfolg. Seine Freunde aus der Hinterstube, die Umstürzler und Revolutionäre verleugneten ihn. Sie sagten, der Erfolg sei dem Kompromiß zu verdanken, das er mit dem Abgelebten und Verachteten eingegangen sei. Aber die Welt begrüßte das Genie. Sie war froh, daß ihr dieses unangenehm bedrohliche Neue, diese bittere Wahrheit und Wirklichkeit in so angenehmer und zugänglicher Weise dargebracht wurde.

Das alles drängte empor und wollte ausgesprochen sein. Und Matthias hätte es so erzählt, wie es vor ihm stand, wenn ihm nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er es mit einer eleganten, schönen Frau zu tun hatte. Er besann sich und erschrak. Oh, diese Frauen, die er inzwischen so gründlich kennen gelernt hatte, wollten sie denn die Wahrheit wissen? Wollten sie nicht immer das Ungewöhnliche, das Packende, das Theater der Seele, Kulissen und ein wenig Sentimentalität? Und vor allem Asta, die seine Genialität beschworen hatte, durfte nicht durch einen nüchternen Bericht enttäuscht werden.

Matthias lehnte sich also gegen den Rand des Bootes, an dessen hochgehender Seite er jetzt mit Asta saß, machte das Gesicht, das er in einem Kreis schwärmender Damen anzunehmen pflegte, und sah auf die Woge, die ihnen entgegenschwoll. Dann sagte er: „Ich glaube, daß der Schmerz in mir den Dichter geboren hat."

Schwindler! dachte Asta gerührt. Sie nahm es doch als Huldigung an das Stück Vergangenheit, das sie darstellte. Und Himmel und Meer machten zu der ganzen Mogelei die lustigste Miene. Und plötzlich lachte Asta vergnügt: „Also eigentlich habe ich es mir zuzuschreiben, daß wir eine neue deutsche Literatur haben."

Über Matthias' Leber kroch der Gewissenswurm. Was er gesagt hatte, war nicht ganz wahr und nicht ganz falsch. Und diese Halbheit verursachte einen peinlichen Druck.

„Reden wir nicht von der Literatur," sagte er, „geben wir uns der Gegenwart hin. Ich bin so glücklich, dich hier draußen ganz für mich zu haben."

Sie fuhren noch ein Stück hinaus. Dann meinte Asta, es sei höchste Zeit, umzukehren. Sie habe das Gefühl, als kämen mütterliche Flüche über das Meer daher. Matthias erschrak; es war noch etwas anzubringen, und nun hieß es, sich damit zu beeilen. Aber gerade weil er es so eilig hatte, blieb die Eingebung aus. Er fand keine Einleitung und kam sich vor wie ein Musketier, dem die Lunte nicht brennen will. Dabei hatten die Schiffer gewendet, die Spitze der Estakade kam immer näher, und eine große schiefe Nase tauchte schemenhaft am Rande der Begebnisse auf.

„Was hast du?" fragte Asta den schweigsamen Gatten von Anno dazumal.

Da fuhr Matthias verzweifelt in die Tasche und zog einen zart duftenden rosafarbenen Brief heraus. Und tat so, als wäre ihm das Ding nur so ganz zufällig zwischen die Finger geraten.

„Oh, ein Brief ..." sagte Asta, „von der schwarzgekleideten Dame."

„Ja!" sagte Matthias und kam sich fürchterlich durchschaut vor. Als hinge er irgendwo freischwebend im Raum und wäre ganz aus Glas.

„Du willst mir ihn doch nicht am Ende vorlesen. Ich habe keine Lust, eure Heimlichkeiten zu erfahren!" Und dabei dachte Asta: Ich muß ihm doch gefällig sein, wenn er sich schon so viele Mühe macht.

„O nein," sagte Matthias, „ich habe ihn ja selbst nicht gelesen. Du siehst, er ist noch nicht einmal geöffnet!"

„Wahrhaftig!"

Und da zerriß Matthias vor Astas Augen den rosafarbenen Brief in lauter ganz kleine Stückchen und warf sie mit einer Gebärde voll antiker Größe ins Meer.

„Was tust du? Es ist aus?"

„Ganz aus!"

Auf den glasgrünen Wellen um das Boot tanzten rosafarbene Fleckchen, gerieten in wirbelnde Schaumtrichter, wurden verschlungen und wieder ausgespien und endlich in das ruhigere Wasser zwischen den Pfählen der Estakade getrieben, wo einige von ihnen als höchst verwunderliche Boten aus einer andern Welt zwischen dunkelgrünen Algen und schwärzlichen Muschelkolonien ihre Wanderung beschlossen. Dann war man an der Landungsstelle, die zwei Flämen zogen die schmierigen Mützen ab und grinsten, und der Jüngling im karierten Überzieher half Asta überflüssigerweise aus dem Boot. Und Asta und Matthias sagten einander wieder „Sie" und lächelten einander nur hinter Doktor Hans Lebwohls Rücken an.

„Sie kommen nachmittags zum Fest?" fragte Asta.

„Ja ... und Sie müssen die Königin sein," sagte Hans Lebwohl, und aus den schmalgeschnitzten Äuglein brachen Strahlen wie aus Blendlaternen, und die Nase stand vor lauter Entschlossenheit fast gerade im Gesicht.

Sie waren nachmittags natürlich alle da und nahmen Asta sogleich in die Mitte. Herr Nicolai drehte an seinem Tatarenbart und verzapfte neue Berliner Witze. Doktor Aufwärmer teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Asta und dem Fest, über das er Notizen machte, um sie zu einem Feuilleton zu verwenden. Der nette, niedliche, rosige Herr Mändl trippelte von einem zum andern. Hans Lebwohl stand auf seinem Entschluß wie eine Statue auf ihrem Sockel und sagte vorläufig nichts. Dann wurde die ganze Gesellschaft von Herrn von Basedow in ein Champagnerzelt mitgenommen und saß unter einem rot und weiß gestreiften Sonnendach. Asta plauderte und lachte, und Mama Rosina, in einem phantastisch odaliskenhaften Kleide, sog den Weihrauch ein, der auf allen Herzensaltären brannte.

Matthias wurde respektvoll mitgenommen. Man fühlte sich durch die Anwesenheit des berühmten Dichters geehrt, aber bildete einen Geheimbund, eine Phalanx der Mehrberechtigten gegen den Spätgekommenen, man duldete nur seine Gegenwart im Vorhofe. Matthias übte sich in reinen, von keiner Voreingenommenheit getrübten Urteilen. Wir wollen annehmen, sie ist eine fremde Frau, und ich kenne ihre Süßigkeit nicht. Auch dann muß zugegeben werden: sie ist bildhübsch, sie verdient alle Bewunderung.

Im Pavillon des Kasinogartens sang jemand. Das übliche Basargewimmel wogte zwischen den Verkaufsständen. Schon pendelten die jungen Damen herum, mit den Körben am Arm, in denen Rosen lagen, das Stück zu fünf Frank, zugunsten der armen

Fischerkinder von Blankenberghe. Diese Rosen sollten der Wahl der Rosenkönigin dienen, der Siegerin in der Schönheitskonkurrenz dieses Tages. Und selbst in den armseligsten, verschüchtertsten Frauenherzen war der Duft dieser Rosen wie eine ganz leise, schimmernde Hoffnung auf das Glück, daß sich wenigstens eine zu ihnen fände. Und jetzt stieg auch Hans Lebwohl von seinem Entschlußpostament und trat in das Gefilde der Tat. „Hören Sie, Herr von Basedow," flüsterte er dem Agrarier zu, „Frau Asta muß selbstverständlich Rosenkönigin sein."

Herr von Basedow staunte den Jüngling an. „Wieso?"

„Wir kaufen alle Rosen auf und legen sie ihr zu Füßen."

Und dann ging Hans Lebwohl fort und einem kleinen Fräulein nach, das in einer weißen Kleiderwolke durch das Gewimmel trieb. Und nach einer Weile kam das weiße Kleiderwölkchen unter das Sonnendach geschwommen und schüttete den Inhalt seines Korbes vor Frau Asta hin. Da erhob sich auch der Agrarier und wuchtete durch die Menge einem blonden Hofratstöchterlein aus Wien nach. Und das blonde Mädel kam, machte einen zierlichen Backfischknix und gab Frau Asta mit einem ein ganz klein wenig neidvollen Lächeln drei Dutzend Rosen. Hundertachtzig Frank, triumphierte Mama Rosina in sich hinein. Zwischen den Champagnerkelchen auf dem weißen Tischtuch lagen gelbe Teerosen und weiße vollblütige, blattschwere, pompöse Dinger und zartrosafarbene Marschall Nil, Rosen wie Bürgermädchen, schlicht und keusch, und prangende Damen von Welt, kecke schlanke Knospen und wissende Zentifolien, Rosen wie junge Frauen und wie Theaterprinzessinnen. Schon ein ganz kleiner Rosenhügel. Durch eine Lücke des rot und weiß gestreiften Zeltdaches kam ein Sonnenstrahl und berauschte sich am Funkeln des Weines in den feinen Gläsern, tanzte über die ganze vielfarbige Rosenwelt und küßte Astas Hände, die ordnend in dieser Welt walteten, mit taumelnder Verliebtheit. Und Asta lachte nach allen Seiten und freute sich jungmädchenhaft des Rosenregens. Denn auch die andern Trabanten hatten nun den Sinn des Spiels begriffen und jagten den jungen Damen nach und schickten ihre Beute an Astas Tisch. Und die Leute, die vorübergingen, lachten und freuten sich und gönnten der schönen Frau ihren Sieg.

Aber auch Miß Maud Jenkins aus Chikago war da, eine blonde, sportsmäßig gebildete amerikanische Schönheit, und ihr Bräutigam, einer der künftigen Milliardäre des Westens. Miß Maud war hochfahrend, kalt, überlegen spöttisch, Mister Jonathan Sweller lümmelhaft, großhändig, geldbewußt, und zusammen gaben sie eine Übersicht über die unangenehmen Eigenschaften des Amerikanertums ohne eine einzige seiner angenehmen. Sie hatten wenig Freunde. Um so wichtiger war es Jonathan Sweller, seine Braut zur Siegerin zu machen. Und so entspann sich ein scharfer Wettbewerb. Die Amerikaner standen zu Miß Maud. Der Kontinent und sogar Old England war mit allen guten Wünschen für Frau Asta. Miß Maud erwartete ihren Sieg mit kalter Ruhe als schuldigen Tribut, Frau Asta vergaß ganz, daß sie eine mondäne Frau war, und klatschte in die Hände, wenn eine neue Sendung Rosen kam.

Es ging gegen vier Uhr. Mit dem Glockenschlag vier sollten die Rosen den Preisrichtern abgeliefert werden. Noch wußte niemand, wie die Sache ausgehen werde. Alle andern kleinen Anläufe zu abgesonderten Unternehmungen, alle abseitigen Rosensammlungen waren aufgegeben worden, alle Aufmerksamkeit war auf die beiden großen Rivalinnen gerichtet. Frau Astas Trabanten rannten schweißtriefend herum, schlugen sich mit den Abgesandten Jonathans um die letzten Rosen, die es noch gab, und kamen keuchend mit jedem einzelnen Stück zum Tisch. Nur Matthias beteiligte sich nicht an dem Getümmel. Er saß neben Asta wie der Orgelpunkt in der Fuge, freute sich mit ihr und ahnte nicht, daß seine Unbeflissenheit den dräuenden Zorn Mama Rosinas über ihn heraufbeschworen hatte. Als es vier schlug, lag ein Haufen Rosen vor Asta, ausreichend, einen ganzen Venusberg auszuschmücken.

Ein kleiner Bursch mit einer Schildmütze kam heran und begann die Rosen in einen Korb zu packen. Dann lud er seine bedeutungsschwere Last, von Doktor Lebwohl und Herrn von Basedow unterstützt, auf die Schultern. In diesem Augenblick kam eine junge Dame ganz nahe an Matthias Merenus vorüber, eine heiße, duftende, unbesonnene junge Dame aus Wien, die sich ihn für ihre Schwärmerei erwählt hatte. Sie benutzte



Hans Huber-Sulzemoos: Im Buchenwald.

den Augenblick, da alle Aufmerksamkeit dem Groom mit der Schildmütze galt, und kreuzte ganz dicht an ihm vorbei, eine allerliebste kleine Barke, mit nichts als Überschwang an Bord, die Segel von Begeisterung geschwellt.

„Dem Dichter!" sagte sie und warf Matthias eine dunkelrote schwere Rose zu.

Matthias fing das Wort, den Blick und die Rose mit der fröhlichen Überraschung des Verwöhnten. Aber dann wandte er sich Asta zu, machte eine kleine Höflingsverbeugung und reichte ihr sein Geschenk. „Legt's zu dem übrigen!" sagte er.

„O nein!" entgegnete Asta mit einem hellen Gesicht und befestigte die Rose am Halsausschnitt ihres Kleides. War das noch eine Rose? Es war ein Symbol.

Dann standen sie einander vor den Preisrichtern gegenüber. Miß Maud, kalt und ruhig, scheinbar gleichgültig gegen ihre Rivalin, Frau Asta nervös und angespannt und ohne zu verbergen, daß sie die Amerikanerin neugierig musterte.

„Sie ist schön!" sagte sie zu Matthias Merenus. Mama Rosina aber hatte sich vertrauensvoll an Herrn von Basedow gewendet und flüsterte an seinen kantigen Familienschrankschultern, daß sie es nicht überleben würde, ihre Tochter unterliegen zu sehen. Mister Jonathan lümmelte auf drei Stühlen und glotzte Asta an. Die Preisrichter machten würdige Gesichter, jede Falte eine ausgeprägte Überzeugung von der Wichtigkeit ihres Geschäfts. Sie zählten die beiden dem Anschein nach gleich großen Rosenberge auf erhöhtem Tisch vor den Augen des Publikums.

Herr von Basedow hatte schon heimlich Sekt bestellt, um den Sieg zu feiern. Asta biß mit weißen Zähnen in ein Baisé, das ihr Herr Mändl dargebracht hatte. Hans Lebwohl war ein einziges Beben der Erwartung, seine Nase zuckte und schlug, als wolle sie sich von seinem Gesicht lösen und voraus auf den Tisch fliegen.

Die Rosenberge waren fast ganz abgetragen und in die Körbe zurückgewandert, die lichten Rosen rannen durch die Finger der Preisrichter. Das Gesumm der Menge verkroch sich unter einem Gewölbe des Schweigens. Jetzt war die Zählung zu Ende, die beiden Herren wandten sich dem Vorsitzenden zu und nannten ihm ihre Zahlen. Eine kleine Verlegenheit torkelte da oben um den erhöhten Tisch, der Vorsitzende sprach leise mit den beiden Zählern, lächelte, sprach nochmals mit ihnen und schlug dann mit einem Hammer gegen die silberne Glocke.

„Meine verehrten Herrschaften," sagte er, „ein seltsamer Zufall hat es gefügt, daß wir keiner der beiden reizenden Damen den Preis zuerkennen können. Die Stimme des Volkes hat keine vor der andern auszeichnen wollen. Sie finden in jedem der beiden Körbe genau dieselbe Zahl, nämlich fünfhundertdreizehn Rosen ..." Das Volk murmelte, und der Vorsitzende sah nach links, von wo ihm Miß Mauds Schneekühle entgegenwehte, und dann nach rechts in Frau Astas warme Sonnengefilde. Da war es, als sei eine Erleuchtung über ihn gekommen, eine Sendung vom Heiligen Geiste, und sein schwarzes Schnurrbärtchen richtete sich fröhlich auf, die Fliege an seinem Kinn zuckte im Schmunzeln der Befriedigung. „Ich habe gesagt, daß wir keiner der beiden reizenden Damen den Preis zusprechen könnten," fuhr er langsam und genießerisch fort, „wenn wir nur nach der Zahl der Rosen in den Körben entscheiden wollten. Aber dort, an der Brust einer der schönen Bewerberinnen, sehe ich ihre fünfhundertundvierzehnte Rose ... und so erkläre ich denn im Namen der Preisrichter Frau Asta Kalawaja aus Berlin als Rosenkönigin und Siegerin in der Schönheitskonkurrenz."

Ein Champagnerpfropfen sprang aus dem Getöse der Menge empor, als sei er durch die allgemeine Freude herausgetrieben worden. Aus den Tiefen seiner Schrankbrust brüllte Herr von Basedow: „Hurra, hurra, hurra!", wie wenn es Gott, König und Vaterland beträfe. Mama Rosina sank in stummer Rührung an Astas Schultern. Doktor Hans Lebwohl war wie ein Schwamm mit aller Süßigkeit und Glückseligkeit der Welt getränkt. Getragen von der Volksgunst und der allgemeinen Zufriedenheit Europas schritt der Präsident auf Frau Asta zu, überreichte ihr ein Diplom und ein silbernes Toilettennecessaire und beglückwünschte sie. Dann sammelten sich alle die jungen Damen, die Rosen verkauft hatten, als Ehrengeleit um Asta, und die Kurmusik spielte den Radetzkymarsch. Es war überaus erhebend und ehrenvoll, und ehe Asta sich ins „Hoek van Holland" gerettet hatte, war sie dreiundzwanzigmal abgeknipst.

Am Abend gab es dann ein kleines intimes Beisammensein. Mama Rosina war noch bunter als gewöhnlich und strahlte einen Glanz aus, als habe sich der ganze Kalawasjasche Familienruhm in ihr entzündet. Astas Laune rieselte seidenweich und gnadenspendend um die Herzen ihrer Getreuen. Jedem wurde ein Blick und ein Wort zuteil, ein Anteil an dem Dank für die gewonnene Schlacht. Da bekam Herr von Basedow seine allergalantesten Anwandlungen und sprach Toaste, die donnerten nur so durch alle vier Stockwerke des „Hoek van Holland". Doktor Aufwärmer sprach einen geistvoll zugespitzten, Herr Mändl einen zierlich gedrechselten, mit etwas altväterischem Blumenflor geschmückten Trinkspruch, sogar Herr Nicolai meinte, die schöne Frau Asta sollte zur Erquickung der Menschheit noch hundert Jahre leben, und das Beste daran sei, daß nun in die Zeitung komme, Berlin hätte wieder mal „jesiecht".

Nur zwei sprachen nichts. Matthias Merenus saß ein wenig mürrisch da, weil er sich die Entscheidung des Sieges beimaß und nun keinen Vorzug vor den andern zu genießen schien. In der Unparteilichkeit von Astas Gnadenbezeugungen erblickte er eine ganz besonders gesteigerte Koketterie. Und auch Doktor Hans Lebwohl schwieg, weil er nicht reden konnte. Er war vor lauter Glück todunglücklich, und aus seinen Schweinsäuglein flossen beharrlich dünne Tränenbächlein.

Dann stießen sie alle zusammen an auf die Jugend, auf die Schönheit, auf die Liebe. Besonders die Liebe! Und von dem Geläute der Gläser, den um sie zusammenfließenden Wirbeln der Empfindung von ihrem Ankergrund losgerissen, rief Asta in den Lärm: „Kinder, ihr seid doch alle miteinander liebe Kerle!" Und dann packte sie Hans Lebwohl bei den Schultern und gab ihm unter die schiefe Nase einen ganz ehrlichen Kuß. Es war kein Kuß für Hans Lebwohl allein, es war ein Kuß für alle, und jeder andre hätte ihn bekommen können, der in diesem Augenblick neben Asta gestanden hätte. Aber für Hans Lebwohl war dieser Kuß das Schicksal, er brannte sich wie fressendes Feuer durch alle Stockwerke seines Wesens bis zu den Fundamenten, wo die entscheidenden Dinge liegen.

Matthias Merenus aber verlor in diesem Moment die Besinnung. Eine Schraube war los geworden, ein Kreisel raste in seinem Gehirn. Er wurde ganz gelb vor Eifersucht, erhob sich, schlug an sein Glas und sagte: „Rosen sind Ketten, und Ketten können Rosen werden. Tief sind die Geheimnisse der Rosen, und selig sind, die ihre Geheimnisse wissen."

Es war ein offenbarer Unsinn, aber Matthias Merenus machte eine sonderbare Miene dazu, daß sich alle betroffen ansahen und Mama Rosina sich höchst ärgerlich räusperte.

Asta lachte laut, als habe Matthias etwas höchst Lustiges gesagt, und als sich das Erstaunen in der wiederkehrenden Sektlaune restlos aufgelöst hatte, flüsterte sie Matthias zu: „Schweig doch, du wirst uns noch verraten!"

Dann begann Herr von Basedow aus den untersten Fächern seines Gedächtnisses heraus echt mecklenburgische Geschichten zu erzählen, und alle mußten zuhören.

Da benutzte Asta die Gelegenheit zu einer Wiederholung ihrer Warnung: „Du mußt vorsichtig sein, Matthias!"

„Du verleugnest mich also?" knirschte Matthias.

Aber da sah ihn Asta an, mit einem Blick voll Zärtlichkeit, der aus einem kleinen Zögern zu voller Hingabe wuchs, einem Blick, süßer als alle Düfte der fünfhundertvierzehn Rosen, mit denen sie gesiegt hatte. Alle Erinnerungen hielten sich im wundersamen Licht dieses Blickes an den Händen und schwebten einen Ringelreihen auf einer Frühlingswiese. „Nein ..." sagte sie, „ich möchte dich nachher sprechen. Komm auf die Terasse im ersten Stock ... aber gib acht, daß du der Mama nicht in den Weg läufst ... sie war sehr wütend, weil wir heute miteinander auf der See waren."

Nach der Siegesfeier war es Matthias nicht schwer, sich aus dem ungeordneten Rückzug zu verlaufen. Während Herr von Basedow mit den Getreuen im Flur des Hotels einen Lärm vollführte, den der verschlafene Oberkellner nur mit gerunzelter Stirn hingehen ließ, fand Matthias eine Tür, hinter der er sich verkroch. Beim Licht eines Zündholzes sah er sich in einem Raum, in dem Besen, Gießkannen und Aufwischtücher verwahrt wurden. Er setzte sich auf eine Gießkanne und wartete, bis es im ganzen Hause ruhig geworden war. Und inzwischen stiegen seine Hoffnungen aus der Rumpel-

kammer geradeswegs in die Gefilde der Seligen. Dann schlich er ganz leise hervor, sah den Portier in seiner Loge schlafen und begab sich durch Schlaf und Schnarchen in den ersten Stock. Links und rechts träumten weißlackierte Türen mit schwarzen Zahlen und Reihen von Stiefeln, Schuhen und Schühchen, leer wie philosophische Begriffe. Dann kam eine Glastür mit Mondlicht dahinter und Strandkörben auf einer weitgedehnten Terrasse.

Leise trat er hinaus, leise klirrte eine lockere Glasscheibe. Unten auf dem Strand brüllte jemand ins Rauschen der einsetzenden Flut: „Ganze Kompagnie ... rechts schwenkt!" Und Matthias sah den braven Herrn von Basedow, auf einem Stock reitend, vor der Front der Getreuen, aufgeregt wie ein General, der an Kaisers Geburtstag Truppenparade hält. Herr Doktor Aufwärmer war linker, Hans Lebwohl rechter Flügelmann, Mändl und Nicolai schwankten in der Mitte; und so zog die ganze Kumpanni am Strande der Nordsee dahin, bis unter die Hüte voll Liebe, voll Seligkeit und voll Champagner.

Matthias aber, dem Helden aus hundert Abenteuern, dem Jünger Casanovas und des Chevalier Faublas, war es zwischen den Schatten der Strandkörbe zumute wie einem Gymnasiasten, der zu einem Stelldichein mit der Tochter seines Direktors zagt.

Und dann kamen zwei weiche Arme aus den Strandkorbschatten. „Liebst du mich noch?" flüsterte Asta.

„O du!" Und Matthias duckte die Lippen auf den weißen Arm, von dem der Spitzenärmel zurückgeglitten war.

Aber da klirrte die lockere Scheibe der Glastür. „Mein Gott, die Mama!" hauchte Asta.

Es war wirklich Mama Rosina, die ihr Triumph nicht schlafen ließ und die plötzlich eine romantische Sehnsucht bekommen hatte, sich noch mit Mond und Sternen und Meer zu unterhalten. Sie schwebte in einem türkischen Schlafrock, dem Nachfolger des Schrecknisses mit den violetten Bändern, über die Terrasse und trat mit einem süß-beklommenen Seufzer an die Brüstung.

Asta und Matthias saßen zusammengekauert hinter zwei Strandkörben.

„Was nun?" fragte Matthias ratlos.

„Hier können wir nicht bleiben. Sie wird uns entdecken."

„Wohin also?"

Asta schwieg eine Weile und kauerte weich und warm im Dunklen neben Matthias. Dann faßte sie seine Hand: „Zu mir — auf mein Zimmer!" Und sie schlichen Hand in Hand davon, und die Glastür hatte ein Einsehen und klirrte nur ganz wenig.

Mama Rosina war es gewesen, als bewege sich etwas im Dunklen hinten auf der Terrasse. Geister der Mondnacht, dachte sie, Wünsche, Seufzer, Ahnungen!

„Hurra! Hurra! Hurra!" brüllte Herr von Basedow weit hinten auf dem Strand und ritt mit seinen Getreuen eine Attacke gegen einen unsichtbaren Feind.

Mama Rosina aber träumte weiter und sah Asta an der Seite Hans Lebwohls in die Zukunft schreiten. (Fortsetzung folgt.)

Nach dem Süden

Vorbei an den unruhzermürbten Städten
Flieht des Zuges donnernde Reise.
Träumende liegen in schaukelnden Betten.
Leise
Klirren der Schienen unendliche Ketten.

Schlöte wachsen im Mitternachtsschauer.
Doch in den Rauch stechen glühende Sterne.
Mondstrahl zittert durch Kampf und Trauer.
Mild und ferne
Steigt des Gebirges hellsilberne Mauer.

Hugo Wolf



Abbild. 1. Das erste fliegende Flugzeug. Major C. Aders „Avion", 1890. Nach dem Vorbild einer Fledermaus.

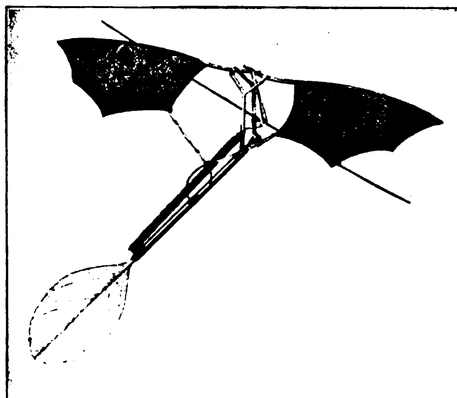
Von Ikarus bis Hirth

Die Entwicklung der Flugmaschinenform. Von Friedrich Otto

In der Entwicklungsgeschichte der Flugmaschine könnte man, ohne die Wahrheit auf das Prokrustesbett eines erkünstelten Schemas zu spannen, drei Zeitalter unterscheiden. Das erste reicht von Anno „Wissen-wir-nicht" bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein und ist die schöne Kinderzeit der bunten Träume und der spielenden Phantasien, aus denen es allerdings nicht selten, wenn die Träumer sich auf ihre kindlich zusammengezimmerten Flügel zu stützen wagten, ein blutiges Erwachen gab. Das zweite Zeitalter ist das der theoretischen Durchdringung des Flugzeuges und führt bis Otto Lilienthal, um in den Arbeiten seiner Jünger vor unsern erstaunten Augen sich beinahe unvermittelt in die dritte Epoche, die des praktischen Fluges, zu verwandeln.

Mit diesen drei Entwicklungsabschnitten der Flugtechnik gehen, wie es sich nicht anders denken läßt, auch die Fortschritte in der äußeren Erscheinung des Flugzeuges parallel. Nur hin und wieder gibt es in diesem schönen Rhythmus eine Synkope, und wie wir am Schlusse sehen werden, eilt die Flugmaschinenkarosseriekunst den Tatsachen in unsern Tagen sogar im tempo rubato etwas voraus.

Die Flugmaschine der alten Zeit, der Zeit des Träumens und der Spielerei mit unbekannten Künsten, war, wie wir ziemlich sicher wissen, nichts weiter als ein nachgeahmtes Flügelpaar. Sicherlich haben schon die ersten Menschen, die sich noch gegen die vierkantigen Dolchzähne der Höhlenlöwen ihrer starkbehaarten Haut wehren mußten, den Vögeln nachgeseufzt, die sich den Gefahren einer damals recht unheimlichen Erde durch einen mehr oder weniger schnellen Aufschwung in die Lüfte zu entziehen wußten. Die älteste Darstellung eines fliegenden Menschen, des Helden Etana aus dem babylonischen Sagenkreise, zeigt uns einen Menschen mit einem Paar Adlerflügel. Und dann geht es so weiter. Immer wieder derselbe Versuch des Menschen, sich mit vogelgleichen Schwingen die Herrschaft der Lüfte zu erobern. So baute schon 875 der Weise von Andalusien, der Araber Abbas ben Firnaß, sich Flügel, und 1178 stürzte vor dem Kaiser Manuel I. von Byzanz ein Sarazene tödlich ab. Und fortlaufend durch die Geschichte zieht sich eine Reihe von Erfindern, die entweder Narren waren oder als solche galten, oder die beim ersten Versuch verunglückten und obendrein durchgeprügelt wurden; oder wir hören von Fliegern, denen man magische Künste und großartige Flüge zuschrieb. So behaupteten noch 1751 drei Mitglieder der Akademie zu Lyon steif und fest, daß ein Pater Grimaldi

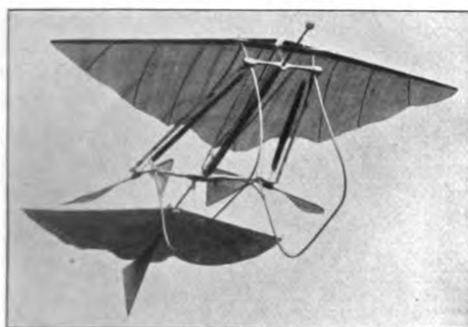


Abbild. 2. Ein Archäopteryx unter den Eindeckern. Die Planophore von Pénaud, 1871.

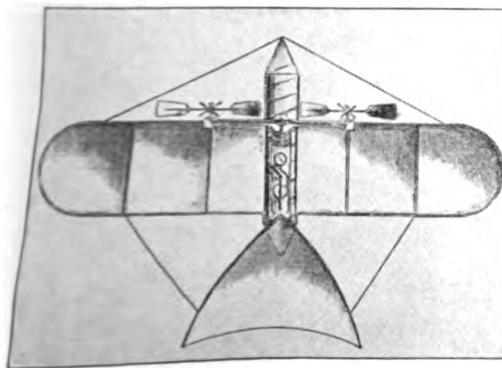
vor ihren Augen von Calais nach Dover geflogen sei.

Auch der schöne Geburtstag der Ballonluftfahrt ging ziemlich spurlos an der Entwicklung des Flugdrachens vorüber, und als Letzter in der langen Reihe der Träumer, als ganzer Narr verhöhnt und verlacht, erscheint der österreichische Uhrmacher Degen, wie er in Wien und Paris Schläge und Schelte für seine primitiven Flugversuche erntet. Das war 1810.

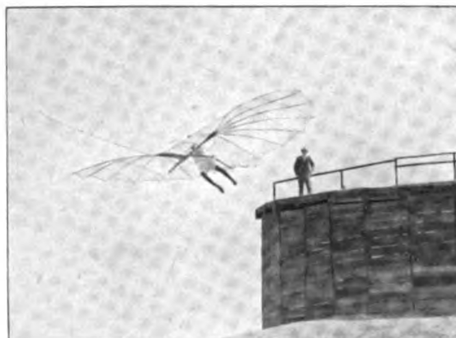
Ein Jahr vorher, 1809, sprach der Engländer Sir George Caylay das Prinzip des Flugdrachens als erster richtig aus, und rückwärtsschauend können wir die Arbeiten dieses Mannes als die Morgenröte der zweiten Epoche, die der wissenschaftlich-theoretischen Durchdringung der Flugkunst, bezeichnen. Die blinde Menschheit fängt an sehend zu werden. Meteorologen, Schraubenkonstrukteure, Motorenbauer, Photographen, kühne Jongleure, Akrobaten, Metallverbesserer, Projektenmacher, berühmte Physiker und große Schriftsteller: sie alle erfinden, bauen, erklären, machen bekannt, kritisieren, prüfen; und aus diesem anscheinend unentwirrbaren Knäuel von hin her schießenden Fäden hebt sich wie nach einem glänzend angelegten, vorher bestimmten Plan das eine, was sie alle wollten: die wirklich fliegende Maschine. Da wir es bei unserm Thema nur mit dieser zu tun haben, können wir über diese zweite, jedoch für den Fachmann interessanteste aller Epochen kurz hinwеggehen. Eine wichtige Reihe aus der großen Zahl der Projekte sei hier wiedergegeben: Pénaud, Kreß, Tatin.



Abbild. 3. Eindeckermodell des Wiener Altmeisters Kreß, 1878.



Abbild. 4. Tatins Eindeckermodell, 1879.



Abbild. 5. Otto Lilienthals letzter Gleitflugapparat, 1896.



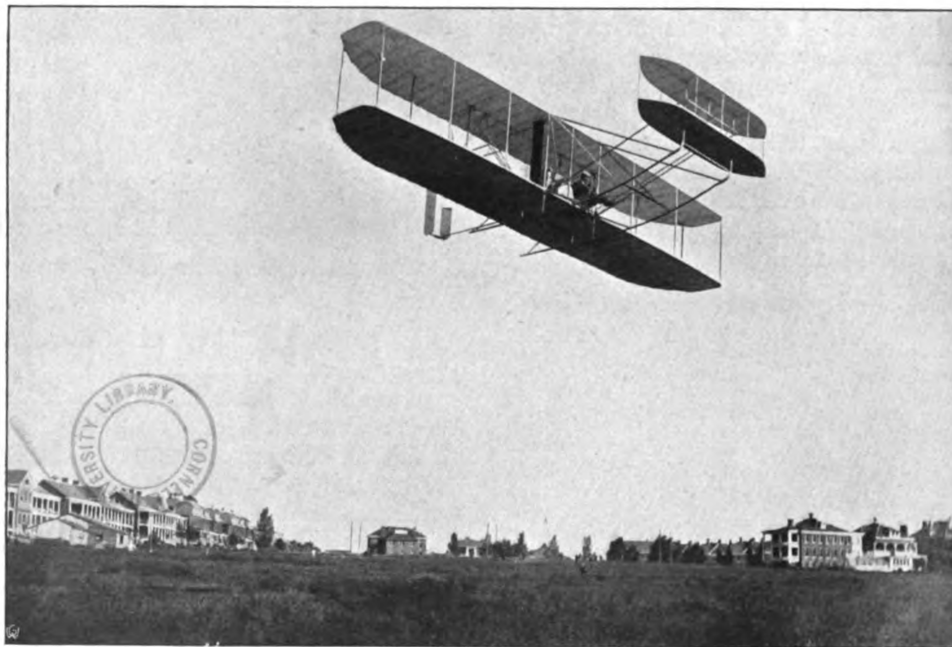
Abbild. 6. Fallschirmförmiger Gleiter von Otto Lilienthal, 1890.

Pénauds berühmte „Planophore“ ist wie der Embryo des heutigen Flugdrachens (Abbild. 2). Die beiden Tragflächen, die an Fledermausflügel erinnern, der Rumpf mit dem Gummimotor und die hintere Schwanzsteuerfläche: das sind die drei Grundelemente des Flugdrachens, die sich bei Pénaud bereits in vernünftiger Anordnung finden. Die „Planophore“ ist dadurch berühmt, daß sie das erste freifliegende Flugmodell war. Ihr Erfinder hat allerdings von seiner Berühmt-

heit noch nicht viel gemerkt. Er beging aus Verzweiflung über das Scheitern seiner Flugideen Selbstmord in jungen Jahren. Eine vortreffliche Fortbildung in der Flugfähigkeit wie in der Formengebung stellt das Modell von Kreß dar, der küzlich wegen seiner Verdieste einen Jahresehrensold erhielt (Abbildung 3). Tatins Flugdrachenmodell (1879) erinnert in den Umrissen schon an die heutigen modernen Flugzeugformen, wenn sich auch die äußere Silhouette keineswegs mit dem technischen Gehalt unsrer Flugzeuge deckt (Abbildung 4). Die Troika Pénaud-Kreß-Tatin beweist jedenfalls, wie man auf dem Wege der theoretisch-wissenschaftlichen Arbeit bereits zu flüggen Modellen gelangte, lange bevor der erste Mensch flog. Dieser glücklich-unglückliche erste Flieger war der französische Major C. Ader. Er flog am 9. Oktober 1890 in ganz geringer Höhe eine Strecke von 50 m weit. In einem stillen, entlegenen Park. Man hatte den Weg mit frischgeharktem Kies versehen, und auf 50 m weit verlor sich die Spur der Aderschen Maschine. Also war sie geflogen. Nach unsern heutigen Begriffen ein Wunder, denn man betrachte das plumpe Gebilde des „Avion" (Abbild. 1). Es gleicht einer großohrigen Riesenfledermaus und war auch nach dem Vorbilde eines solchen Flattertieres erbaut. Selbst die Flügel konnte es einziehen. Als Motor diente eine Dampfmaschine, an die sich hinten der Führer von einem kleinen Sitz aus klammerte. Die Propeller glichen gewaltigen Vogelfedern. Trotz dieser recht phantastischen, ungemütlichen Erscheinung zeigte der Flugdrachen Ader im Prinzip einen vorzüglichen richtigen Aufbau. Flächen, Motor, Propeller, Schwerpunkt sind an den richtigen Stellen vorhanden. Unzulänglich waren nur die Steuerungen und die Motorstärke. Hieran gingen Aders weitere Arbeiten zugrunde. An



Abbild. 7. Das Flugzeug des Dänen Ellehammer mit Reitsitz, 1906.



Abbild. 8. Eins der ersten Wright-Flugzeuge, 1904.



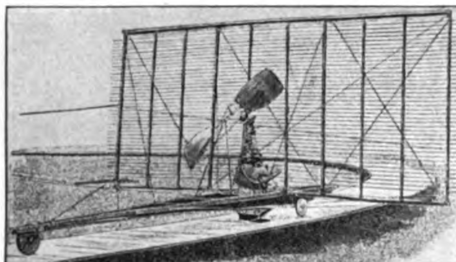
Abbild. 9. Henri Farman auf seinem berühmten Doppeldecker, 1907.

Geld und Unterstützung hat es ihm die französische Regierung nicht fehlen lassen. Er erhielt sogar im Interesse der nationalen Verteidigung damals schon Millionen für seine heimlichen Versuche. Im Oktober 1897 zerschlug er seinen „Avion III" bei einem Fluge, und seitdem geriet er lange Zeit hindurch in Vergessenheit, bis unsre ausgrabungsfreudigen Tage seinen Namen wieder aus dem Schutt seiner zertrümmerten Entwürfe befreiten.



Abbild. 10. Glenn-Curtiß-Doppeldecker, 1907/08.

Auf die Entwicklung der Flugdrachenform hatten Aders Dampffledermäuse jedenfalls kaum einen andern Einfluß, als daß sie kundigen Leuten zeigten, wie es nicht gemacht werden dürfe. Der Kunst zu fliegen kam man vielmehr auf einem andern Wege nahe. Otto Lilienthal, ein wohlgebildeter Techniker, der 1889 in seinem Werke „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst" seine scharfsinnigen Vogelflugbeobachtungen zusammenfaßte, machte sich an den Bau von sogenannten Gleitern, die zum Teil auch nur Nachbildungen von Vogelflügeln waren. Aber welch eine Welt, welch eine technische Kluft liegt zwischen seinen Schwingen und den kindischen Fittichen eines Allards, der vor dem Sonnenkönig in Versailles auf einem Seile tänzelte! Bei Lilienthal ist allem wohlberechnetes Maß und Gewicht gegeben.



Abbild. 11. Ein phantastischer Vorläufer des Flugzeugs. Philipps, 1885.

Das Geheimnis der Wölbung des Vogelflügels wurde gefunden, und wirklich erscheinen uns die Bilder Lilienthals (Abbild. 5) wie die prächtige, kraftstrotzende Erscheinung eines beflügelten Menschen. Einen andern, nicht gerade besseren Typ eines Gleiters zeigt die Abbildung 6, und in der folgenden Abbildung 7 sehen wir bereits eine Kombination von Fahrrad und Gleiter, ausgerüstet mit einem Motor und Propeller. Es ist dies der Flugdrachen des Dänen Ellehammer, der sich die weltverborgene Ostseeinsel Lindholm für seine geheimen Flüge ausersehen hatte, und der mit der abgebildeten Maschine (Abbild. 7) am 12. September 1906 30 bis 40 m weit flog. Damit nehmen wir Abschied von der zweiten großen Epoche in der Flugdrachenentwicklung, der Zeit der grauen Theorie und der ersten Erfolge.

1906/07 beginnt die neue Zeit, in der wir noch mittendrin stehen und von der wir manches Mal noch nicht recht wissen, ob wir uns über sie freuen sollen oder ob sie für uns nur einen blutigen Irrtum bedeutet. Es ist die Zeit der praktischen Flüge, der wirklichen Eroberung der Luft durch den Flugdrachen.

Und hier setzt auch eine ungemein schnelle Entwicklung der Flugdrachenformen ein. Zunächst erscheint der



Abbild. 12. Ein aussichtsloser Vieldecker. Ecquevilley, 1908.

Flugdrachen ausnahmslos als Zweckmaschine, überhaupt als Maschine, die mit allen ihren einzelnen Teilen offen und bloß daliegt (Abbildung 8 bis 10). Die Abbildungen stellen drei der historisch interessantesten Flugdrachen dar. Die erste zeigt Orville Wright bei seinen berühmten Weltrekordflügen am Fort Myers in Amerika, die zweite Henri Farman auf seinem klassischen Kilometerflug in Issy, der ihm den 50000-Frank-Preis von Deutsch de la Meurthe einbrachte, und die letzte Glenn Curtiß im siegreichen Flug um den Gordon-Bennett-Pokal. Das, was uns hier interessiert, ist die Flugdrachenform. Allen dreien ist die schonungslose Preisgabe aller Flugzeugteile gemeinsam. Die Flieger selber sitzen in einer den Laien ängstigenden Weise frei im nackten Gestänge. Kaum wagt es einer, auch nur für die geringste Bequemlichkeit zu sorgen. Es ist, als ob die Techniker im ersten Taumel des Sieges jedes eigne Bedürfnis vergessen, oder als ob sie sich fürchten, den Sieg durch irgendwelche Zutaten, die der Bequemlichkeit oder dem besseren Aussehen dienen, zu gefährden. Die reine Maschine feiert ihren Triumph, der Zweck des Fluges an sich wird verfolgt. Daß geflogen werden soll, verrät die Form; wie geflogen werden soll, darauf kommt es noch nicht an. Und hierbei blieb es längere Zeit. Kein Mensch dachte daran, Sitz, Motoranlage, Rumpf irgendwie organisch und für das Auge wohltuend zu verbinden. Wir sehen vielmehr jedes Organ für sich ein Stilleben führen. Das dicke Benzinbecken, der gewöhnlich plumpe, große Motor, der Kühler, die Gitterung des Rumpfes, alles bleibt, wie es ist, dem Auge sichtbar. Wir werden später sehen, aus welchen Gründen sich vor gar nicht allzu langer Zeit ein scharfer Wechsel vollzog. Hier sei zunächst einmal auch der zahlreichen Abwege gedacht und aus der Musterkarte der bizarren und



Abbild. 13. Ein stufenförmiges Flugzeug. Erfolgloser Typ.



Abbild. 14. Der „Flying Dragoon" des Amerikaners Smith, 1909. Verfehlter Typ.

bizarrsten Formen eine kleine Auslese gebracht. (Abbild. 11 bis 17.) Bilder aus aller Welt, Maschinen mit jalousieartigen,

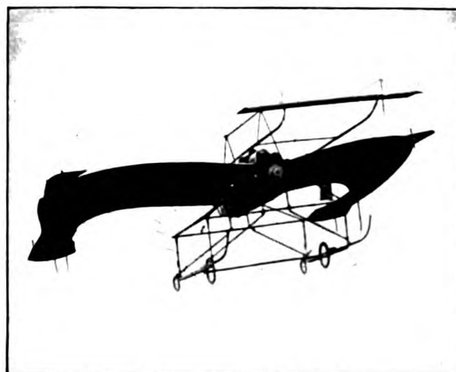


Abbild. 15. Französisches Phantasieflugzeug. Typisch für Erfinder gänzlich neuer Formen.

drehenden, schlagenden, seltsam geschweiften Flächen und komischen wie traurigen Konturen. Ihre Erfinder konnten meist nur ihr Geld verlieren, denn vor der Gefahr eines Verlustes des Lebens wurden sie durch die Flugunfähigkeit ihrer „Reformflieger" bewahrt.

Nun wieder zurück zu unsern eigentlichen Trägern des Fluges, den erfolgreichen Flugdrachen! Ihre Erbauer ließen es, gelockt durch einen Goldregen von Preisen und ein Füllhorn von Orden und Ehren, nicht an Mühen fehlen, die Flugdrachen ständig neuen Änderungen zu unterwerfen. Wir sehen die Staffeldecker (Abbild. 18), deren Tragflächen stufenartig übereinanderliegen und ein sicheres Gleiten zur Erde ermöglichen sollen. Wir sehen einen originellen Drachen, der mit seinem weit vorgestreckten Hals einer Ente gleicht, und den sogenannten Canardtyp (Abbild. 19: Voisin-Ente) darstellt. Wir begegnen Henri-Farman-Riesen (Abbild. 20) mit mächtig weit klafternden Flächen, die zu Dauerrekordflügen tragen, und wir begegnen Santos-Dumont-Zwergen (Abbild. 21), die wie Zaunkönige über die Landschaft in kurzatmigen Flügen hasten. Die kleine Maschine des großen Santos Dumont ist übrigens zugleich ein Vertreter jenes Flugdrachentyps, bei dem der Flieger unter den Flächen sitzt.

Alles in allem blieb allen Flugmaschinen bis 1911 das eine gemeinsam: sie waren meist nackte, unbekleidete Maschinen, aber keine geschlossenen Organismen. Zwar fehlte es nicht an schönen Worten wie Raubvogel, Roter Adler, Gelber Hund, Fregatte, Albatros, Delphin. Aber diese Worte deckten sich nicht mit dem Inhalt. Die Drachen waren und blieben häßliche Maschinen. Häßlich wie etwa das ja auch seinem Zwecke



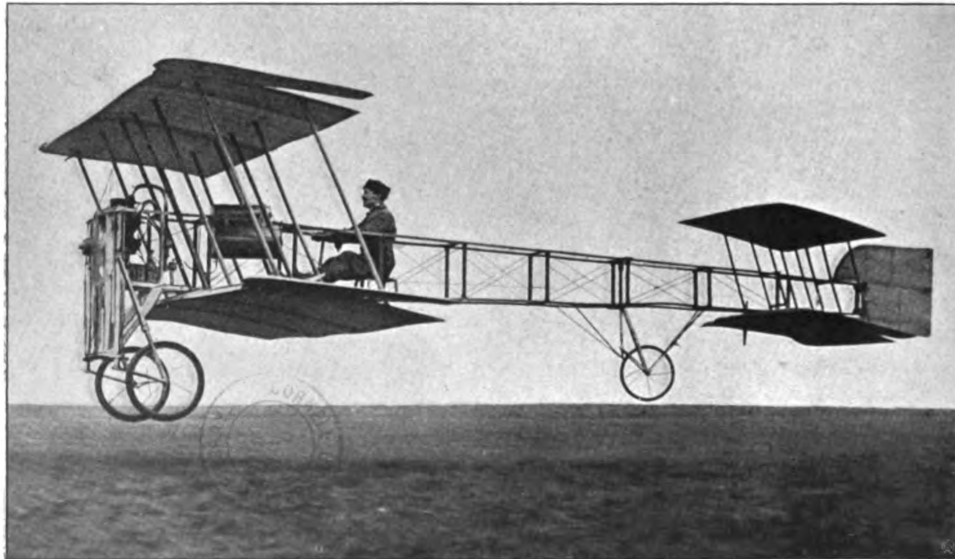
Abbild. 16. Der „Diapason"-Eindecker von Schreck, 1911. Flügelenden mit aufklappbaren Taschen.



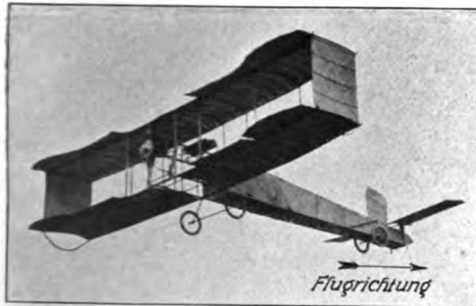
Abbild. 17. Ein einsamer Sonderling unter den Flugzeugen. Givaudan, 1909.

völlig entsprechende Skelett eines Fisches oder eines Vogels.

Aus mancherlei Gründen sind die Flugtechniker schließlich doch zu einer ausgiebigen Bekleidung der Flugmaschinenteile übergegangen. Diese Gründe sind hauptsächlich folgende. Einige Flugdrachen, besonders die Antoinetten, mit denen Latham (Abbild. 22) die alte und die neue Welt bereiste, fanden infolge ihres glänzenden Aussehens überall die ungeteilte Bewunderung aller Sportsleute. Die Konstrukteure der Antoinette-Eindecker sind berühmte Bootsbauer, und aus diesem Zweige übernahmen sie die Rumpflinien ihres Flugzeuges. Sie erreichten dadurch eine derartig schöne schnittige Linienführung bei ihrem Flugzeug, daß jahrelang die Antoinetten die einzigen wohltuenden Flugzeuge für das Auge waren. Vortrefflich ist der Motor vorn auf die starke Stirn des Drachens gepflanzt, und wie schreckende, Donner und Feuer speiende Hörner ragen die nach oben kurz abgestutzten Auspuffrohre über den Motor. Der mächtige Sporn, der den Propeller beim Landen vor dem Berühren der Erde schützt, verleiht dem An-

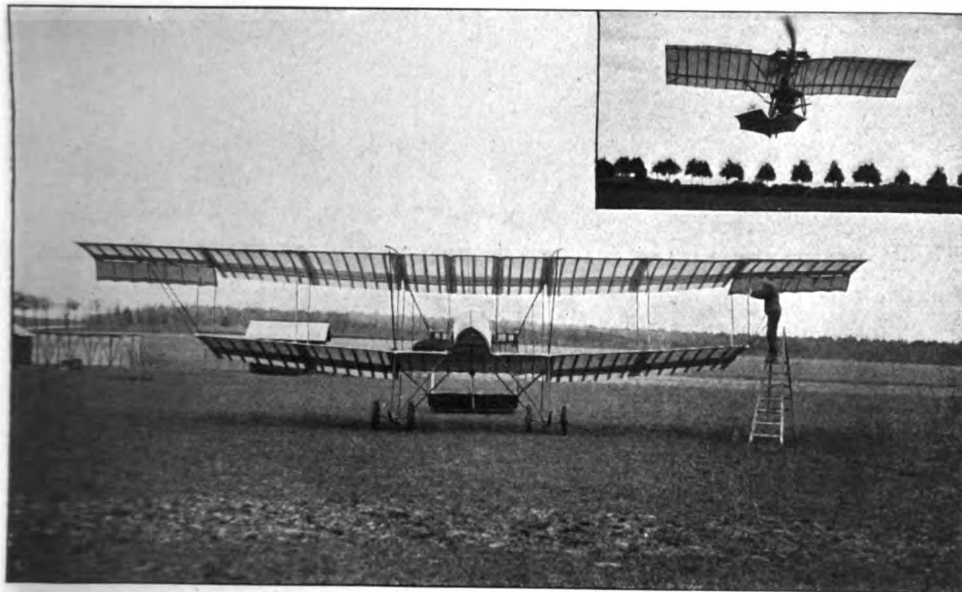


Abbild. 18. Staffelförmiger Doppeldecker von Goupy, 1909.



Abbild. 19. Der „Canard" von Voisin. Ein aussichtsreicher Typ.

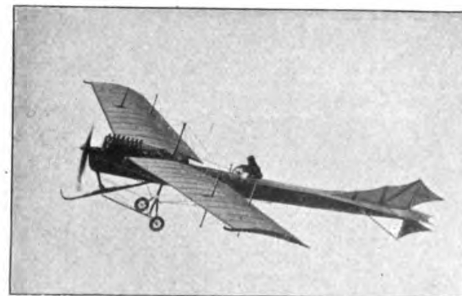
toinette-Drachen besonders in der Silhouette des Abendhimmels etwas Weitausgreifendes selbst Latham, sagt man, hat seiner Firma ein halbes Hundert Antoinetten in Grund und Boden geflogen. Der Anblick ist stolz, aber die ganze Art sehr gefährlich, wie die Zahl der Abstürze mit Antoinetten sehr groß ist. So erklärt es sich, daß diese Flugmaschine auch hinsichtlich ihres schönen Leibes keine Nachahmer fand. Immerhin hat gerade sie wohl am meisten mit dazu beigetragen, daß man die Unschönheit der andern Flugzeuge stets recht scharf empfand, wenn man auch bis noch vor kurzem glaubte, sie in Kauf nehmen zu müssen. Hier und da fing man jedoch an, sich der häßlichen Gestänge zu schämen, und man nahm allerlei Bekleidungen vor.



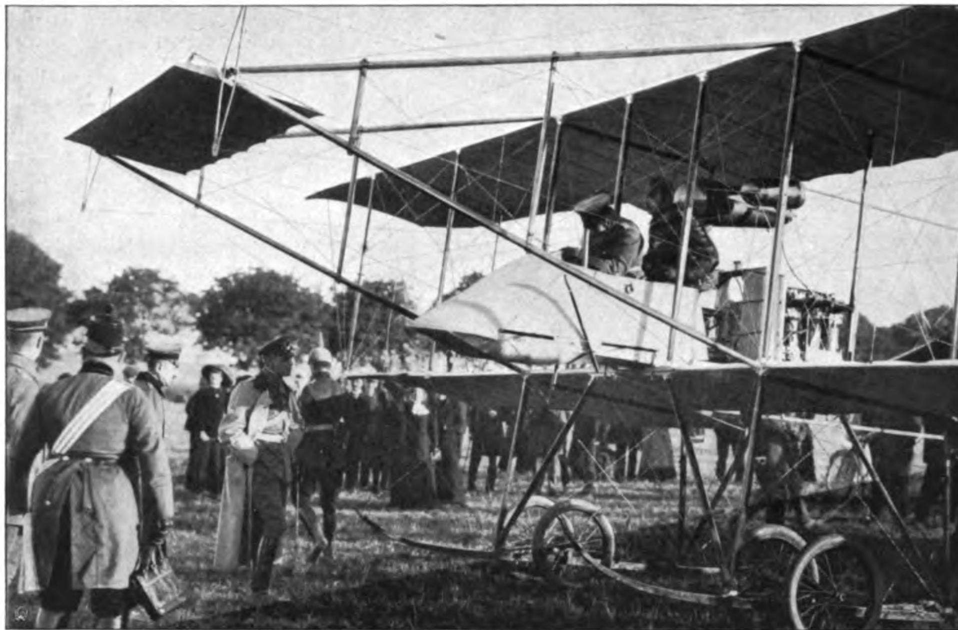
Abbild. 20 u. 21. Das kleinste und das größte erfolgreiche Flugzeug. Unten: Henri Farmans großer Doppeldecker; oben: Santos Dumonts „Libelle".

und Fliehendes. Und wie vortrefflich und sicher, wie schön und beherrschend sitzt der Flieger in dem Rumpf! Millionen von Augen hat diese hübsche Antoinette verführt und begeistert, und nur die Kenner entzogen sich ihren gefährlichen Sirenenreizen. Denn ach! hinter der schönen Fassade lauern große Unannehmlichkeiten. Der Rumpf ist sehr schön und schnittig, aber auch teuer und schwer. Der Motor liegt glänzend, aber sein Kühler, der sich in Röhren an den Flächen des Leibes entlang zieht, zerbricht bei jeder harten Landung und ist daher auch sehr teuer. Der Flieger hat einen herrlichen Platz, aber die Lenkung ist sehr schwer, und

So ist z. B. der lange Hals der bereits erwähnten Voisin-Ente mit Stoff belegt worden.



Abbild. 22. Der schnittige Antoinette-Eindecker mit bootsförmigem Rumpf.

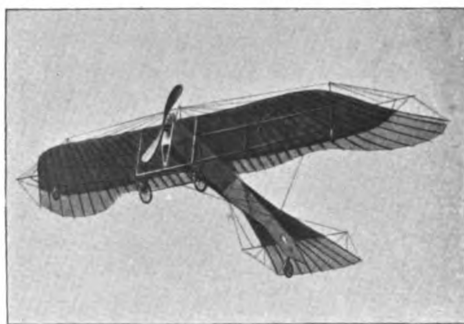


Abbild. 23. Deutscher Militär-Doppeldecker mit wannenförmiger Karosserie.

Auch noch ein andrer Grund als der der ästhetischen Auslese wirkte sehr bald mit, daß die fliegenden Skelette immer mehr Fleisch und Haut ansetzten: das war die scharfe Konkurrenz. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß die Flugzeugindustrie in keinem Lande der Welt mehr auf Rosen gebettet ist, und daß sie ohne das Militär gegenwärtig genötigt wäre, das bittere Brot des Artisten zu essen. Die Welt hat sich an Schauflügen satt gesehen, sie erwartet sich bessere Feste: sensationelle Rekordflüge, Sturmfahrten, Wolkenflüge, Reisen über Meere, Gebirge, Wettflüge mit Luftschiffen, Fernflüge quer durch ganze Weltteile und, wenn es ginge, rund um den Planeten. Da heißt es für die Flugindustriellen, ihre Flugdrachen den artistischen Fliegern durch imponierende Leistungen zu empfehlen. So erlebten wir 1911 das furchtbare Schnelligkeitsduell zwischen Leblanc-Blériot und Nieuport, das schließlich durch den Tod Nieuports beendet wurde. Vor allem die Sucht, enorme Geschwindigkeiten zu erzielen, war es, was die Flieger veranlaßte, auf Bekleidungen der Fluggerippe zu sinnen. Die Herren Karossiers aus der Automobilbranche wurden höflichst gebeten, ihre künstlerischen Zeichner zu bemühen und Karosserien für Flugzeuge zu konstruieren. Der Anfang war recht schüchtern. Man setzte in die Mitte zwischen den Tragflächen einfach eine Wanne aus Aluminiumblech (Abbild. 23), in der



Abbild. 24. Fischförmiger Bayard-Clément-Eindecker, 1911.



Abbild. 25. Die Rumplertaube im Fluge. Hirth, 1911.

Flieger und Passagier Platz fanden. Der Motor und der Kühler blieben frei, und die ganze Aufmachung war eigentlich nichts als ein Schutz der Flieger gegen die Unbill der Witterung und auch gegen den größeren Widerstand, den ein menschlicher Körper im Vergleich mit einem glattflächigen, torpedoförmig zugespitzten Körper der Luft bietet. Diese Aluminiumwanne fand jedenfalls viel Anklang; sie trat schnell einen Siegeszug durch die meisten Doppeldeckersysteme an.



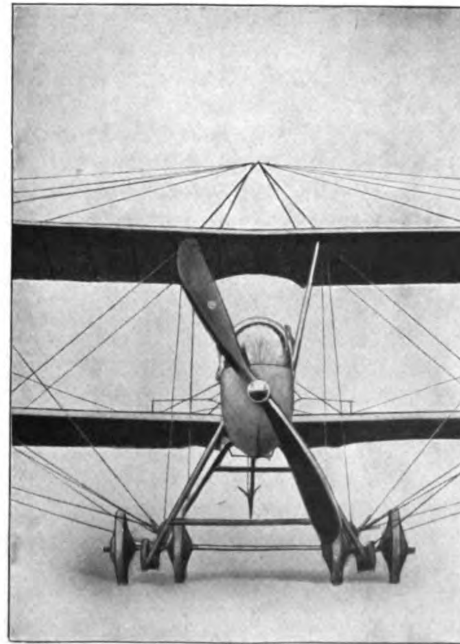
Abbild. 26. Der Kriegs-Eindecker „Monobloc" von Latham. System Antoinette.

Aber der Unterschied zwischen den Formen der Doppeldecker und der Eindecker wurde



Abbild. 27. Albatros-Doppeltaube mit durchgehender Karosserie, 1911.

doch immer größer. Man vergleiche z. B. die Erscheinung eines Clément-Bayard-Eindeckers (Abbild. 24) aus derselben Zeit mit dem schon erwähnten Doppeldecker. Hier ein kleiner, kindlicher Ansatz zu einer geschlossenen Form, und dort Erfüllung aller unsrer Wünsche. Der gesamte Rumpf mit all seinem toten und lebenden Inhalt ist in einen fischförmigen Körper umgewandelt. Der Motor arbeitet in einer besonderen Kammer. Der Kühler liegt vorn in der Wand, natürlich und ungezwungen wie die Kiemen des Fisches. Durch seine Röhren muß der vorn auftreffende Luftstrom schlagen und sich abkühlen. Dann muß er weiter ins Innere stürzen, die heiße Luft von den Zylinderwänden waschen, und erst dann darf er durch die über den Rädern sichtbaren jalousieartigen Öffnungen abstreichen. Der Sitz des Fliegers, sein Kartentisch, die Steuerorgane, der Benzintank und die Ölbehälter, alle Beförderungsorgane für Motor und Maschine liegen in dem schlanken Fischleib. Und nur die großen Flügel und die Schwanzflosse müssen draußen bleiben. Von vollendeter Schönheit in organischem Aufbau war besonders auch die von dem Österreicher Etrich konstruierte „Taube" (Abbild. 25), deren Ruhm in Deutschland unsre Tage gerade widerhallen. Ihr verleihen die vogelflügelähnlichen Tragdecken und der gefächerte Schwanz ein so herrliches Raubvogelaussehen, daß keiner, der einmal Gelegenheit hatte, diesen großen Maschinenvogel über sich gegen den blauen Himmel klein und still wie einen Falken kreisen zu sehen, den Eindruck mehr vergißt. Das ist noch ein Organismus, da ist der Name „Taube" keine Ironie mehr wie bei den früheren Gerippen.



Abbild. 28. Ansicht einer modernen Karosserie von vorn. Mars-Doppeldecker, 1912.



Abbild. 29. Torpedoförmiger Eindecker. System Kühlstein.

Außer dieser Taubenform, die sich teils aus der bekannten Zanoniaform, die der Same einer japanischen Pflanze aufweist, herleitete und teils aus den Formen der Flügel kleiner Raubvögel, waren es besonders auch die militärischen Anforderungen, die günstig auf die Entwicklung der Flugzeugform einwirkten. Man mußte daran denken, den Beobachter und den Führer zum mindesten gegen neugierige Blicke, und wenn's ging, auch gegen Flintenkugeln zu schützen. So erzeugte denn besonders der militärische Flugbewerb in Reims 1911 eine Reihe wohltuend geformter Flugzeuge, freilich auch abenteuerliche Kerle, wie den mächtigen Astra-Dreidecker, einen plumpen Koloß, und den wie das Pferd eines in die Schranken reitenden Ritters behangenen „Monobloc" (Abbild. 26) von Latham, der nur ein theatralisch mit echt französischer Geste aufgeputzter Kriegseindecker, System Antoinette, ist. Seine Bühnenherrlichkeit mußte er leider mit dem Verlust seiner Flugfähigkeit bezahlen, und das war ein bißchen viel.



Abbild. 30. Mars-Eindecker der Deutschen Flugzeugwerke.



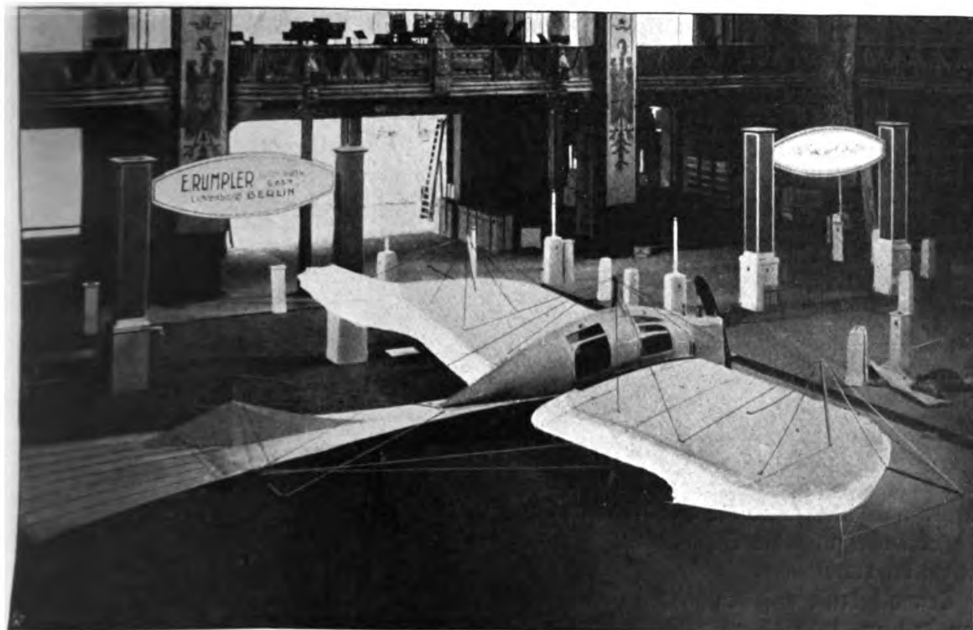
Abbild. 31. Astra-Dreidecker beim Armeewettbewerb zu Reims, 1911.

So gegen Ende 1911 war es nun jedenfalls allen Flugindustriellen klar, daß auf dem Gebiete des Karosseriewesens grundsätzliche Fortschritte nötig geworden waren. Mehr Schönheit, mehr Bequemlichkeit, mehr Schutz, mehr glatte Formen, um unnütze Wirbel zu vermeiden, den Widerstand der Luft geringer zu machen und die Schnelligkeit zu erhöhen! Aus all diesen Bedürfnissen heraus erklärt sich, daß wir in der „Ala" im Frühjahr 1912 mit Staunen und Bewun-

derung unsre Augen über die schönen wohlgeformten Körper der Flugzeuge schweifen lassen konnten. Besonders der deutsche Albatros-Doppeldecker (Abbildung 27) war eine angenehme Überraschung, hatte doch selbst der französische Präsident Fallières im letzten Pariser Salon seine jovialen Weinbauernaugen mit Wohlgefallen auf diese deutsche Konstruktion gelenkt. Dieser Albatros-Doppeldecker bewies, daß er das Erzeugnis einer neuen, sicher gewordenen Karosseriekunst war. Da ist kein Tasten und halbes Gelingen mehr. Die Umrisse sind sicher, bestimmt, energisch. Und in der letzten Flugwoche zu Johannisthal haben wir diese Albatros-Doppeldecker auch mit großem Erfolge fliegen sehen. Oder man betrachte das vortreffliche Frontbild des Büchner-Doppeldeckers (Abbild. 28). Statt eines verwirrenden Gestänges und eines Tohuwabohus von Menschen und Maschinen ein schmaler wunderbarer Kopf mit flachem Körper. Noch resoluter sind die Anhänger der Torpedoform (Abbild. 29), die ihre Neigung zu einem geschoßähnlichen Aufbau des Rumpfes wohl aus dem Automobilrennwagenbau herleiten. Da die Torpedoform jedoch noch keineswegs als besonders erfolgreich zu bezeichnen ist, können wir hier über sie hinweggehen. Zu den neuesten und schönsten Formen ist der fischförmige Mars-Eindecker zu rechnen (Abbildung 30). Man vergleiche mit diesem deutschen Erzeugnis den vielgerühmten Astra-Dreidecker (Abbild. 31), der als Kriegsflugzeug gedacht war, aber an seinen plumpen Formen zugrunde gegangen ist.


Abbild. 32. Die Luftdroschke des Herrn Deutsch de la Meurthe. (Blériot-Berline.)

Auf der „Ala" sah man auch die erste Limusine, die erste ganz geschlossene Luftdroschke. Eigentlich gab es eine solche schon im letzten Pariser Salon, wo der mit viel überflüssigem Gelde gesegnete Herr Deutsch



Abbild. 33. Der „Delphin" von Rumpler. Versuch einer Limusinenform. 1912.



Abbild. 34. Erfolgreiche Etrich-Limusine mit Vorder- und Seitenfenstern. 1912.

de la Meurthe die sogenannte Bleriot-Berline (Abbild. 32) ausstellte. Als der große Mäzen der französischen Luftfahrt Herrn Fallières zu dieser Kutsche führte und ihn einlud, darin mit ihm zu einer Jagd zu fahren, sagte der Präsident: „Danke, nein, lieber nicht." Mit Recht. Denn diese Berline stellt zwar den ersten, aber auch den schlechtesten aller geschlossenen Luftwagen dar. Trostlos, ja komisch geradezu ist dieser unzulängliche Versuch, noch dazu eines der berühmtesten Pariser Karossiers. Man hat einer gewöhnlichen Droschke leichtere Räder und ein Paar Flügel gegeben. Der Führer sitzt vorn anscheinend nur zum Abrutschen da, ohne Schutz, ohne Sicherheit, ohne Sinn.

Welch eine andre Leistung stellt doch die erste deutsche Limusine dar, der Etrich-Rumpler-Delphin! (Abbild. 33). Das ist doch wenigstens eine organische Linienführung und kein bloßes Zusammenleimen heterogener Elemente. Und noch vorzüglicher ist die österreichische Abart dieser Limusine, ein Erzeugnis von Etrich selber (Abbild. 34). Diese k. k. österreichische Limusine verlegt den Rumpf unter die Tragflächen, was auch sinngemäß ist, denn dadurch wird die Sicherheit wesentlich vermehrt und die Schnelligkeit nur unwesentlich vermindert.

Dennoch trifft auf den ganzen Limusinenbau das zu, was ich zu Anfang sagte: Er ist ein tempo rubato. Er nimmt Flugzeugformen einer Zeit voraus, die noch nicht gekommen ist. Noch fehlen uns die reichen Familien, die in diese schönen Limusinen steigen, um in reinem Schauen über die Wälder, über die Auen zu reisen. Nein, wir haben noch kein Luftreisepublikum. Keine Behaglichkeit, keine Schönheit solcher Flugdroschken kann uns darüber täuschen, daß die junge Flugkunst noch wesentliche Fortschritte nach der Seite der Sicherheit hin nötig hat. Dann wird sich auch die Billigkeit von selber einstellen. Von woher uns das Heil kommen soll, wissen wir freilich noch nicht, aber daß es kommen muß, ist gewiß. Die Karossiers haben jedenfalls ihre Schuldigkeit getan und sind nicht mehr im Rückstand.

In neuerer Zeit hat das Wasserflugzeug noch ganz eigenartige und zum Teil recht hübsche Formen geschaffen. Besonders die Doppeldecker, deren Rumpf ganz als Boot durchgeführt ist, befriedigen das Auge in vielen Teilen, wenn es auch einer ferneren Zeit vorbehalten bleiben muß, die Flügel mehr organisch mit dem Bootskörper zu verbinden. Ob nicht die nahe Zukunft völlig veränderte Typen schaffen wird, vielleicht solche, die nur mit Schrauben fliegen, muß man mit Geduld abwarten. Hellmuth Hirth, mit dem ich vor einiger Zeit einen Flug machen durfte, glaubt diese Frage von dem Augenblick an bejahen zu dürfen, wo wir einen zuverlässigen Motor haben.



Erste Trennung

Von Marie von Ebner-Eschenbach

Seit sechs Wochen war seine Frau nun abwesend. Sie hatte den Winter hindurch gekränkelt und, so schwer die Trennung von ihrem Manne ihr wurde, dem Rate der Ärzte folgen und in ein Seebad reisen müssen. Er erwartete ihre Rückkehr mit heißer, täglich wachsender Sehnsucht, verriet es ihr aber nicht, bat sie in jedem seiner Briefe, das Heimweh, über das sie klagte, zu überwinden und ihre Kur ruhig, gewissenhaft und ohne jede andre Rücksicht als die auf ihre Gesundheit fortzusetzen, so lang der Arzt es irgend nötig fände.

In derselben Weise schrieb er an ihre Schwester, die sie begleitet hatte und sich auch von den Wellen der See bespülen ließ, aber nicht, weil der Doktor es ihr empfohlen, sondern weil er es ihr erlaubt hatte.

Die Schwägerin antwortete seit einiger Zeit auffallend kühl. In ihrem letzten Briefe war sie sogar boshaft geworden. Da hieß es: „Emmi und ich sind sehr dankbar für Deine rührende Besorgnis um unsre Gesundheit. Ich bewundre die Selbstverleugnung — denn so gar leicht kann es Dir doch nicht werden —, mit der Du Deine Frau fortwährend ermahnst, nur ja recht lang auszubleiben. Mein Mann reicht Dir an Edelmut nicht das Wasser. In jedem Briefe heißt es: Wann kommst Du endlich zurück? Bestimme doch den Tag. Ich brenne lichterloh."

Georg lachte: Ja, freilich, auf deine Ankunft muß er beizeiten vorbereitet sein. Eine Überraschung kann er nicht brauchen, der Schwager. Armes Gänschen, wenn du wüßtest ...

In seinen Gedanken verglich er die kleine Schwägerin und ihren jungen, lebenslustigen Gatten mit Emmi und mit sich, dem ehrgeizigen, hohen Zielen schon so nahen Staatsmann. Alltagsleutchen, welch ein Unterschied!

Er trat an den Schreibtisch und holte die Briefe hervor, die seine Frau ihm während dieser ersten Trennung in ihrer nun dreijährigen Ehe geschrieben hatte. Prächtige Briefe voll Liebe und voll Humor, sprühend von Geist und guten Gedanken, reich an originellen Einfällen, feinen Beobachtungen. Mit freudigem Stolz überlas er einen um den andern und erinnerte sich dabei ihrer während der Brautzeit an ihn gerichteten Briefe. Sie hatten ihn beglückt, weil sich in ihnen die zärtlichste Bewunderung des jungen Mädchens für den gereiften, überlegenen Mann gar rührend aussprach.

Heute aber fand er sich selbst in jeder ihrer Zeilen wieder. Sie war gewachsen in seiner Nähe, ihm verdankte sie diese reiche und köstliche Entfaltung ihres geistigen Wesens. Und sie war von dem Bewußtsein davon durchdrungen. Sie hatte ihm oft gesagt, sie schrieb es ihm: Was ich bin, bin ich durch dich. So gestaltete sich immer schöner und beglückender das in seinen Augen ideale Verhältnis zwischen Mann und Frau.

Ihm war seine ganze Jugend vergällt worden durch das weibliche Regiment im Elternhause. Er hatte in steter Empörung gelebt über die Schwäche seines Vaters der heißgeliebten herrschsüchtigen Gattin gegenüber. Eine beschämende Qual war ihm durch die Unterwerfung dessen bereitet worden, der berufen ist, der Gebieter zu sein.

In seiner Ehe gab es nur einen immer entscheidenden, immer freudig befolgten Willen, den seinen. Er hielt sich auf seiner Höhe und nahm die Brandopfer der Liebe, die seine junge Frau ihm darbrachte, gelassen hin. Wie schwer ihm das oft wurde, sollte ihr verborgen bleiben, sie *sollte* ihre Macht nicht kennen lernen.

Wenn sie zu ihm sagte: „Ich liebe dich mehr als du mich, und das gehört sich, ist ganz recht. Du hast die Welt, deine große Aufgabe, du hast die Zukunft, ich habe dich, mir bist du die Welt, Gegenwart und Zukunft", hätte er sie in seine Arme nehmen und sagen mögen: Mein Ehrgeiz bleibt unbelohnt, wenn ich seine Früchte nicht mit dir teilen darf. Und wenn ich mein Ziel erreiche, und du stehst auf seiner Höhe nicht neben mir, dann ist alles errungen, was ich erstrebte, nur eins fehlt — das Glück.

Immer peinlicher empfand er täglich und stündlich die Last der Trennung und schrieb

dennoch in jedem Briefe: „Beeile deine Rückkehr nicht!"

Bei seinen Gängen durch die Gärten, den Wald, wie vermißte er da ihren leichten Schritt an seiner Seite, ihren weichen Arm, der sich zutraulich in den seinen legte, ihr Geplauder, ihr liebes Lachen — das vielleicht am meisten. Es war ein ihr eignes Lachen, in dem die hingebende Heiterkeit eines Kindes an alles, was erquickt und erfreut, zutage kam, ein silberhelles Lachen, und das immer melodisch blieb, in das nie ein greller Ton sich mischte. Er liebte auch ihren Ernst, ihre Fähigkeit, sich zu vertiefen in eine Aufgabe, eine Beschäftigung, in den Geist eines Buches. Manchmal nur, wenn er in ihre dunklen Augen sah, gestand er sich, daß er etwas Unausgesprochenem begegnete, einem stillen Leiden, das nach Erlösung rang. Gern hätte er dann plötzlich gefragt: Was denkst du jetzt? Doch hatte er es nie getan. Wozu ihr verraten, daß er sie nicht immer durch und durch blickte?

Sein Vertrauen zu ihr in allem, was ihn selbst und alles Persönliche in seinem Berufe betraf, war unbegrenzt und war berechtigt. Einem Mangel an Verständnis, einer kleinlichen, engherzigen Auffassung begegnete er bei ihr nie. Sie hatte Geistesblitze, die ihn überraschten, die plötzlich ein Dunkel klärten. Sie fand unbewußt, wie zufällig, in einer verworrenen Frage das Fädchen, das zur Lösung führen konnte.

Seit drei Jahren genoß er ohne Unterbrechung dankbar und freudig all den Reichtum, den ihr Besitz ihm bot. Aber nun war ihm, als hätte ihm erst die Trennung, diese gerechte Wertmesserin, die Augen über ihn geöffnet. Und je besser er das erkannte, je mehr wuchs seine Sehnsucht nach der geliebten Frau, und eines Tags entschloß er sich und schrieb an sie etwas weniger heroisch als sonst und zeigte volles Verständnis für das Heimweh, über das sie klagte: „Quäl' dich nicht länger als nötig und komme, komm!"

Eigentlich hatte er als Antwort ein Telegramm erwartet, das jubelnd verkündete: In zwei Tagen bin ich bei dir. Indessen kam ein Brief, umgehend, aber doch nur ein Brief, und brachte eine Enttäuschung. Die Schwester Emmis war fort, war, von einer unüberwindlichen Sehnsucht ergriffen, nach Hause gestürmt. Sie selbst werde am nächsten Morgen absegeln unter dem Schutze ihrer alten Kammerfrau und des Kammerdieners, der, wie Georg wisse, ein ausgezeichneter Reisemarschall sei. „Ich mache unterwegs einmal Station ..."

Ihre Schwester war nach Hause gestürmt; sie machte Station.

Er las nicht weiter, die Liebesversicherungen nicht, die nun ohne Zweifel kommen würden, zerknüllte den Brief zu einem kleinen Ball und warf ihn in den Papierkorb.

Nach einiger Zeit holte er ihn aber doch wieder hervor, glättete ihn und las ihn wieder, sie mußte ja bestimmt haben, wann sie anzukommen gedenke ... Sie mußte, sollte — hatte es nicht getan. Kopflos, lieblos. Georg fand sie nicht wieder in diesem Briefe, aus dem es ihn förmlich kühl anwehte.

Sehr übel gelaunt ging er gegen Abend auf die Pirsch, hatte merkwürdiges Jagdglück und wurde bei seiner Rückkehr durch die Ankunft einiger Briefe überrascht, die ihn an jedem andern Tage himmelhoch beseligt hätten. Sie kamen seinen kühnsten Wünschen entgegen. Die sichere Aussicht auf einen großen Wirkungskreis eröffnete sich ihm, die lang ersehnte Erfüllung war da, er brauchte nur die Hand nach ihr auszustrecken. Ein großes Glück bot sich ihm dar, aber die Freude an dem Glück fand keinen Weg zu seinem Herzen, eine abscheuliche Verstimmung verlegte ihn.

In dem großen Postpaket hatte er vergeblich nach einem Briefe von ihr gesucht.

Dafür erschien am nächsten Tage in aller Gottesfrühe ein Telegramm aus Hamburg.

Aha! Es ist doch nichts mit dem Aufenthalt unterwegs. Sie sagt sich an — sie kommt. Aber das Blatt, das er entfaltete, brachte die erhoffte Kunde nicht. Er las:

Georg, ich beschwöre Dich inständigst, liebster Georg, erfülle mir eine heiße Bitte. Es wird morgen ein Brief von mir eintreffen, lies ihn nicht. Ich bereue, ihn geschrieben zu haben. Nochmals, ich beschwöre Dich, lies ihn nicht. Deine Emmi.

Unsinn! Kindische Frau! Ja, sie kann unglaublich kindisch sein, und das ist sogar etwas, das er besonders an ihr liebt ... Hat sich vielleicht zu spät eines orthographischen Fehlers erinnert, den sie in ihrem

Briefe stehen ließ ... Unverzeihlich nur, daß sie vergessen hat, ein paar Worte, die ihre Ankunft anzeigen, diesem lächerlichen Telegramm hinzuzufügen. Hoffentlich entsinnt sie sich und schickt ein zweites nach. Käme es nur, und bald! Jählings erfaßte ihn ein großer Schrecken. Sie ist krank und verbirgt es mir ... Doch beruhigte er sich im nächsten Augenblick; der Arzt, mit dem er ohne ihr Wissen in Korrespondenz stand, hatte ihn jüngst wieder versichert, es könne nichts Glänzenderes geben als das Befinden der Frau Gemahlin.

Dieser Sorge also konnte er sich entschlagen. Er ging an die Arbeit, bereitete seine Antworten auf die gestern erhaltenen Mitteilungen vor, mußte auch den Inspektor empfangen, der sich hatte anmelden lassen. Ein umständlicher Herr, der Entscheidungen zu erbitten kam in allerlei wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten und seinen großen Grafen, wie er Georg nannte, merkwürdig zerstreut und ungeduldig fand. Der immer Herrschende und Selbstbeherrschte zeigte sich oft unglaublich nachgiebig und geriet gleich darauf in Zorn über eine bescheidene Einwendung. Der sonst Unermüdliche entließ seinen Beamten vorzeitig mit einem schroffen: „Genug für heute!", das keinen Widerspruch duldete.

Wie gestern ging er wieder auf die Pirsch und hätte wieder Glück haben können. Der Stolz des Reviers, ein kapitaler Rehbock, kam aus dem Dickicht auf die kleebewachsene Lichtung heraus. Wenige Schritte hinter ihm die Geiß, schlank und fein und jung. Zu jung für diesen würdigen Gatten. Aber er war der Starke, hatte sie den Mitbewerbern abgerungen. Was für Augen sie hat! Es gibt nichts Schöneres als die Augen eines Rehes. Er weiß andre, die dieselbe Farbe, denselben zugleich ernsten und sanften Blick haben. Jetzt hat der Rehbock Witterung bekommen, hebt das Haupt, streckt den Hals, entdeckt den lauernden Feind — schaut ihn an.

Schaue du! Bist ja schon tot, denkt Georg, zuckt die Achseln und tritt in den Wald zurück. Er freue sich noch eine Weile seines Lebens und seiner jungen Gefährtin, er bekommt ja keine lächerlichen Telegramme.

Dieses lächerliche Telegramm, das er nur einmal gelesen, hatte sich ihm eingeprägt. Es war über die Blätter, die er mit seinen festen Schriftzügen bedeckte, und über die Zahlenkolonnen der Ausweise des Inspektors durchsichtig und dennoch deutlich hingeschwebt.

Des Nachts träumte ihm, daß eine Schlange, die aber ein Telegramm war, sich um seinen Hals gewickelt hatte und ihn würgte.

Er erwachte keuchend, lachte sich herzhaft aus, stand auf, trat ans offene Fenster, blieb dort lange stehen und lauschte der tausendstimmigen Stille der Sommernacht.

Dann suchte er wieder Ruhe, fand sie, schlief einige Stunden und war am nächsten Morgen ein so abgeklärter, mit seiner kindischen Frau so versöhnter und mit sich selbst so zufriedener Mann, wie er es nur wünschen konnte.

Im Laufe des Vormittags kam unter vielen andern der angekündigte Brief. Poststempel Hamburg, großes viereckiges Hotelkuvert. Er schob ihn weg, las einen Teil der Einläufe — nahm ihn wieder auf, wog ihn, betrachtete ihn. Er war sorglos zugeklebt, klaffte ein wenig an den oberen Ecken. Ihn öffnen und unmerkbar wieder schließen, wäre spielend leicht ...

Der Gedanke durchzuckte ihn nur, aber selbst dessen schämte er sich, und ohne längeres Zögern nahm er den Versucher und trug ihn hinüber in das Schreibzimmer Emmis. Mitten auf ihre große dunkle Mappe legte er ihn; beim Eintreten, auf den ersten Blick mußte sie ihn sehen.

Wäre sie nur wieder da, in diesen Räumen, die zu ihr passen, zu denen sie paßt, in denen jede Einzelheit das Gepräge ihres Wesens trägt.

Unsre Wohnung — unsre erweiterte Kleidung. Hier lebte sie, ihr feiner Geschmack, ihr Schönheitssinn, hier fand er sie. In ihrem letzten Briefe, ihrem Telegramm fand er sie nicht.

Wäre sie nur wieder da! Inniger denn je würde er sie an sein Herz schließen, sie, sein Weib, sein Kind, sein höchstes Gut ... Wie wollte er sie empfangen, wenn sie auf einmal plötzlich vor ihn hinträte! ... Er spielte mit dem Gedanken an eine Überraschung, die sie plane; gar zu fern lagen ihr dergleichen Scherze nicht.

Die Tür des anstoßenden Zimmers, die auf den Gang führte, wurde geöffnet, Schritte näherten sich. Der alte Schloßwärter machte seine Runde, kam herein und fuhr beim Anblick des Herrn erschrocken zusammen:

„Jesus!" Seine Knie, seine Hände zitterten; ein Wunder, daß die mit Blumen gefüllte Vase, die er trug, ihm nicht entfallen und in Scherben gegangen war.

Was sich in Jahren nicht begeben hatte, geschah. Georg schrie den alten Diener heftig an: „Leonhard! Was ist Ihnen? Warum erschrecken Sie? Bin ich ein Gespenst?"

„Oh — oh — oho!" brummte tief beleidigt durch diesen Ton der Verweser des Hauses und stellte die Vase auf ein Tischchen im Fenster.

„Was soll das?" fragte sein Gebieter. „Warum stellen Sie hier Blumen auf? Die Gräfin ist ja nicht da."

„Freilich nicht."

„Und kommt auch nicht so bald."

„Gott bewahr', noch lang nicht."

„Wozu also?"

„Daß alles in Ordnung ist."

„Und daß die Blumen ungesehen hier verwelken."

Leonhard sprach nicht mehr, öffnete ein Fenster nach dem andern, rückte die Möbel, warf ungeduldige Blicke nach seinem Wischzeug, das in einer Ecke bereitstand, gab augenfällig zu verstehen, daß er in seiner Tätigkeit nicht gestört sein wolle.

Georg entfernte sich. Es war ja schön von dem Alten, daß er die Gemächer der Herrin in ihrer Abwesenheit so nett hielt und schmückte wie in ihrer Anwesenheit. Er trieb eben einen Kultus mit ihr, vergötterte sie, wie alle im Hause taten. Da war niemand, der ihren Tadel nicht als gerecht empfunden, der sich durch ihr Lob nicht beglückt gefühlt hätte. Verwöhnt ist sie, dachte er, und wieder regte Bitterkeit sich in ihm.

Einmal hatte die Schwägerin einem ihrer Briefe das Postskriptum zugefügt: „Wir befinden uns beide vortrefflich und unterhalten uns sehr gut." Auf seine scherzende Frage „Mit wem am besten?" war die Antwort unterblieben. Und er wollte nicht darauf zurückkommen, obwohl, ja — obwohl ...

Eifersucht war in seinen Augen Selbsterniedrigung. Jetzt versank er plötzlich tief in ihren Abgrund. Daß er die Möglichkeit nie angenommen hatte, Jugend, Frohsinn, Leidenschaft könnten den Sieg davontragen über seine Reife, seinen Ernst, seine zurückhaltende Liebe, war doch eigentlich Selbstüberschätzung gewesen ... Er gab sich schonungslos davon Rechenschaft, schwer aufs Herz fiel ihm auch der Gedanke an das Unausgesprochene in ihren Augen, nach dem er so oft gern gefragt hätte und nie gefragt hatte. Warum? Aus Stolz, aus Eitelkeit. Aus demselben Grunde, der ihn jetzt abhielt, der unwürdigen Zweifelsqual, in die er sich immer mehr einspann, ein Ende zu machen und ihren Brief zu lesen. Aus demselben Grunde, er gab es zu. Aber gleichviel warum, er wollte nicht, nahm eine Arbeit vor, vertiefte sich mit Gewalt in sie, vergaß, konnte sich wenigstens eine Stunde lang weismachen, daß er vergaß. Dann unternahm er in der Mittagsglut einen weiten Ritt, und er, der für einen übertriebenen Pferdeschoner galt, brachte seinen edlen Liebling müdgehetzt, schweißtriefend, mit fliegenden Flanken nach Hause.

„Ist die Post gekommen?" war seine erste Frage.

Noch nicht. Er ließ sich umkleiden, nahm im Fluge das längst bereitete Mittagessen und begab sich in sein Schreibzimmer. Dahin war inzwischen die Nachmittagspost gebracht worden. Ein großes Paket, das er hastig durchsah. Dabei — er schämte sich vor sich selbst — zitterte ihm die Hand. So viel Geschreibe, und von ihr nichts, keine Zeile ...

Aber doch — Gott sei Dank!

Auf dem Pult neben dem Schreibtisch, allein und recht sichtbar gemacht, lag ein großer Brief. Ihre Schrift, seine Adresse ... Er griff danach und lachte grimmig auf. Das war ja der, den er vor einigen Stunden in ihr Zimmer getragen. Leonhard hat ihn — gefunden, wie er meint, und herübergebracht ... Er warf ihn auf das Pult zurück, ergriff ihn wieder, hielt ihn in der Hand ... Daß er sich Stunden, in denen er vor einer großen Wendung in seinem Leben steht, so vergällen läßt ... Nicht bloß töricht, verächtlich kommt er sich vor. Ernst? — er muß ihn kennen. Scherz? — er ist eben nicht gestimmt, auf ihn einzugehen. Im nächsten Augenblick ist der Brief aufgerissen ... Er enthält — Georg traut seinen Augen nicht — ein weißes Blatt ...

Genarrt! Sie hatte mit ihm gespielt, das war das Ärgste, und das hatte sie ge-



Hans Huber-Sulzemoos: Aurikel.

wagt. Alle Liebe, Bangigkeit, Eifersucht war aufgelöst in Groll und Zorn, in einen brennenden Durst nach Strafe und Rache ... Er wird sie lehren, was es heißt ...

„Georg!"

Die Stimme der Heißersehnten, Vielgeliebten, schwer Verklagten hatte seinen Namen so zärtlich und schmeichelnd ausgesprochen, wie von allen Stimmen der Welt nur sie allein ihn aussprechen konnte.

„Georg!"

Sie stand da im Hut und langen lichten Reisemantel, schön und schlank, ein wenig scheu, mit den Augen fragend, in ihrer unaussprechlichen Lieblichkeit und Macht ... Schuldig? Nein, und doch schuldig.

Er hielt ihr das weiße Blatt entgegen: „Was soll das heißen?"

Ein tiefes, freudiges Aufatmen, ein heller Jubelruf antworteten ihm: „Du hast es nicht ausgehalten, du hast ihn aufgemacht ... Gleich? Lange schon? Jetzt erst? Georg, du Lieber, Liebster!"

Sie wollte auf ihn zueilen, er streckte den Arm abwehrend aus: „Was das heißen soll, frag' ich."

Sie faltete die Hände und antwortete leise: „Es soll heißen: wenn ich diesen Brief uneröffnet auf meinem Tisch gefunden hätte, so recht gleichgültig uneröffnet, wäre ich sehr traurig gewesen."

„Welcher Unsinn! Wieso? Warum?"

„Weil ich mir hätte sagen müssen: Gib ihm nur Rätsel auf, er denkt nicht daran, sie aufzulösen, es ist ihm nicht der Mühe wert."

„Emmi!"

„Er hat nicht gefragt: Was kann sie bereuen, geschrieben zu haben? Worüber quält sie sich? Kindereien, von denen er zeitig genug hören wird, die zu erfahren er gar nicht neugierig ist."

„Und dann?"

„Dann hätte ich dich genau so liebgehabt, wie ich dich jetzt habe, mehr oder weniger kann ich nicht; aber gewußt hätte ich, was ich bisher zweifelnd befürchtet habe und was mich oft sehr leiden gemacht hat ..." Sie hielt zögernd inne.

„Weiter! Weiter!"

„Einen besonders wichtigen Platz nehme ich in deinem Leben nicht ein."

„Was du zweifelnd befürchtet und nie ausgesprochen hast? Warum?"

„Du hättest geantwortet: Was fällt dir ein? Du bist ein Kind."

„Um darüber ins klare zu kommen, hast du dir ein seltsames Mittel ausgeklügelt ... Mit Hilfe der Schwester — was?"

„Ganz allein. Sie war schon fort. Ihr Mann sehnte sich so sehr ... Sie ließ mich seine Briefe lesen. Da hieß es immer: ‚Wann kommst du? Wann seh' ich dich endlich wieder?' Du schriebst ... du schriebst anders, und die Entfernung, weißt du, die ist gefährlich ... in der Nähe sah ich nur deine Güte, deine Liebe ..."

Er war voll Ungeduld. „Darf ich dich nicht bitten, deinen Hut und deinen Mantel abzulegen?" fragte er spöttisch und fühlte dabei, daß ihm sein Grimm entweichen wollte und daß der Wunsch nach Versöhnung in ihm wuchs und wuchs. „Und wissen möchte ich, wie kommst du so plötzlich daher — warum hast du dich nicht angesagt?"

„Ich hab's getan — bei Leonhard."

„Ja so."

„Habe ihm telegraphiert, daß er mir den Wagen auf die Station schicken soll, dir aber nichts sagen, weil ich dich überraschen wollte."

Sie hatte den Hut und den Mantel abgenommen, sich auf den Diwan gesetzt und begann nun langsam ihre Handschuhe auszuziehen.

Er trat vor sie hin, sah streng und schweigend wie ein Richter auf eine Schuldige zu ihr herab, und als sie ihm die Hand entgegenstreckte, kreuzte er die Arme. „Du hast also diese ganze Veranstaltung getroffen, um — was zu prüfen?"

„Die Art deiner Liebe zu mir."

„So, und jetzt bist du darüber im reinen?"

„Halb und halb," erwiderte sie und lächelte ihn sanft und glücklich an.

Nur nicht lachen, nicht lachen! dachte er, sonst bin ich verloren.

Sie lachte nicht, sie sprach mit innigster Bitte: „Gib mir die Hand, Georg, und komme, setze dich zu mir, laß mich nicht so aus der Tiefe zu dir emporrufen."

Nun flog endlich ein Lächeln über sein Gesicht, er gab nach, nahm Platz an ihrer Seite und ließ ihr die Hand, die sie mit ihren beiden Händen umfaßt hielt.

„Ich will dir alles sagen, höre mir zu. Ich habe immer gewußt: Er liebt mich. Warum auch sollte er nicht? Er fühlt ja,

daß ich ihn anbete; er sieht, daß er um mich beneidet wird, ich mache ihm Ehre. Das ist so und hat so zu sein und gebührt ihm, der mir alles ist, dem ich — etwas bin."

„Etwas?"

„Sagen wir viel, aber ich habe es nicht genug gefunden, und vor allem nicht das Rechte. Ich habe gefühlt: Er schließt sich mir nie ganz auf. Er hütet vor mir das Geheimnis seiner Liebe, weil er ... weil er fürchtet, ich könnte sie mißbrauchen. Ist es so?"

„Und darüber sollte diese seltsame Probe dich aufklären?"

„Sie hat es getan, Georg. Du hast die Möglichkeit annehmen müssen, daß in mir etwas vorgehen könne, von dem ich dir nicht Rechenschaft geben wollte. Etwas — verzeih, Lieber, Liebster —, das nicht völlige Unterwerfung war. Du hast über mich nachgedacht, ernstlich wie nie, dich vielleicht gefragt: Geschieht's zum erstenmal, daß sie mir ihr Vertrauen vorenthält? Und wenn nicht, und wenn ich ihr ganzes Vertrauen nicht gewonnen habe, habe ich sie dann auch ganz glücklich gemacht? ... Mit dem Zweifel sind andre gekommen — für mich nicht sehr schmeichelhafte. Ja?"

„Ja! Und wie diese Zweifel mir getan haben, und ob ich unter ihnen gelitten habe, danach fragst du nicht?"

„Ich frage, und in meiner grausamen Liebe juble ich, und in meiner unaussprechlich zärtlichen Liebe hoffe ich: Es wird nicht sehr viel gewesen sein." Sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen und sah ihm tief und warm in die Augen.

„Da irrst du." Er widerstand nicht länger, er zog sie fest an sein Herz und sagte ihr, wie schwer seine Briefe voll lauterer Weisheit ihm geworden waren, und gab ihr Rechenschaft von jedem törichten Gedanken, jeder Regung schnöder Eifersucht, jeder Verdächtigung, von seinem Vorsatz, zu strafen und sich zu rächen.

„Verzeih, verzeih!" wiederholte sie immer nur, den Kopf an seine Brust gepreßt.

Er streichelte sanft ihre Haare, ihre Wange: „Sag' doch selbst, wär's nicht schöner gewesen, wenn es dir nicht gelungen wäre, mich in diese Versuchung zu führen, in der ich unterlegen bin? Wenn ich ganz ruhig geblieben wäre und gedacht hätte, ich verstehe sie nicht, aber sie will's, so muß es das Rechte sein, und ihr Wille geschehe."

„Sublim wär's gewesen, halbgottmäßig, nur geholfen hätte es mir nicht. Wie immer wäre ich anbetend und frierend vor deiner Größe gestanden. Viel ärmer als jetzt, da ich erfahren durfte, daß sich ganz tief im Innersten deiner Unnahbarkeit und Vollkommenheit eine süße kleine menschliche Schwäche verborgen hält. Gönnst du mir mein Glück?"

„Gewiß," sprach er, aber ein letzter verschwimmender Schatten trübte ihm den Glanz dieser Stunde. „Und doch — ich kann mir nicht helfen, mir ist, als wären wir beide kleiner geworden."

„Wir werden wieder wachsen, ich habe unendliches Vertrauen," sagte sie und küßte ihn.

Schiffe, die sich nachts begegnen ...

Viele, viele Schiffe wandern
Nächtlich über dunkle Tiefen;
Ob sie grüßten, ob sie riefen,
Keines weiß es von dem andern ...

Manchmal, wenn die Nebel gleiten,
Tauchen zwei aus finstrer Leere –
Seltsam grüßend –, bis die Meere
Trennend zwischen beide schreiten ...

Aber wenn durch Meer und Riffe
Von des Mastbaums Spitze nieder
Flammen aus dem Dunkel fluten
Und einander überglüten –
Nie vergessen sich die Schiffe,
Die sich also grüßten, wieder.

Lu Fritsch

Das freimaurerische Geheimnis

Von Dr. Ernst Schultze

Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimaurerei.
Lessing in „Ernst und Falk".

Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte.
Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Goethe in Wilhelm Meisters „Lehrbrief".

Der Freimaurerbund wird noch immer häufig für eine geheime Gesellschaft angesehen. Weite Kreise der außerhalb Stehenden halten an dieser Meinung fest, und sie lassen sich darin bestärken durch die „Enthüllungen", die von Zeit zu Zeit von freimaurerfeindlicher Seite versucht werden. Zwar fiel außerhalb ganz bestimmter Gruppen niemand auf den Unfug hinein, den der Schwindler Leo Taxil gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts über das Treiben in den Freimaurerlogen verbreitete, insbesondere über die Rolle, die der Teufel Bitru dort spielen sollte. Aber es gelang ihm doch, einen Anti-Freimaurerkongreß zustande zu bringen, der allerdings nur beweisen konnte, daß er von dem inneren Wesen wie von den Gebrauchsformen der Freimaurerei fast nichts verstand. Ein erheblicher Teil der Öffentlichkeit meint indessen noch heute, daß hinter den verschlossenen Türen der Freimaurerlogen irgendwelche geheimnisvollen Zwecke verfolgt würden, die der Öffentlichkeit mit Absicht vorenthalten würden.

Diese Ansicht ist grundfalsch. Der Freimaurerbund ist heute keine geheime Gesellschaft mehr, sondern nur noch eine geschlossene Gesellschaft. Im achtzehnten Jahrhundert, also nachdem er die Formen angenommen hatte, unter denen er noch heute besteht — 1717 wurde die erste moderne Großloge in London gegründet —, legte allerdings der Freimaurer-„Orden", wie er sich damals nannte, das größte Gewicht auf Geheimhaltung. Infolgedessen wurden seine Gebräuche damals absichtlich nur mündlich überliefert; die Großloge von England weigerte sich, den Tochterlogen, die in Frankreich, Deutschland und andern Ländern ins Leben getreten waren, die Rituale in Abschrift zu übergeben. Es war eben einer der Charakterzüge des achtzehnten Jahrhunderts, daß man einer Vorliebe für alle Arten des Geheimnisses und des Versteckspielens huldigte — einer Vorliebe, die seltsam mit der scharfen verstandesmäßigen Tätigkeit des Zeitalters der Aufklärung zu kontrastieren scheint. Zum Teil ist dieser Gegensatz daraus zu erklären, daß man die Massen des Volkes für eine höhere Bildung, ja auch für die nötigste Aufklärung nicht für reif, vielleicht sogar nicht einmal für fähig hielt. Man bekämpfte zwar Aberglauben und Unbildung, aber man glaubte, daß eine Nation zur Erkenntnis der Wahrheit nur geführt werden könne, indem man das Volk an einem Gängelbande leite, das in den Händen der wenigen Eingeweihten liegen müsse, die zur Erkenntnis der Wahrheit vorgedrungen seien.

Dieser sich überhebenden Geistesrichtung einer Zeit, die mit ihren Zuständen nicht zufrieden war und sich nach einer Höherentwicklung sehnte, mußte eine Gesellschaft hoch willkommen sein, mit deren Hilfe man sich in den Mantel des Geheimnisvollen hüllen konnte, um allen nicht Eingeweihten einen Schauer der Ehrfurcht zu erwecken. Ja, nicht nur den außerhalb des Bundes Stehenden gegenüber bestrebte man sich, das Ansehen von Menschen herauszukehren, die besondere Geheimnisse besäßen — auch innerhalb des Bundes entstand eine Richtung, die eine Stufenleiter der Geheimnisse aufzubauen versuchte. Nur langsam und schrittweise sollte man von einem Grade zum andern vordringen, um hier vorsichtig in neue Geheimnisse eingeweiht zu werden. So entstanden die Hochgrad-Systeme, die in der Geschichte der Freimaurerei eine verderbliche Rolle gespielt haben. Die Scheidung in eine esoterische und eine exoterische Lehre, die dadurch befördert wurde, das Versteckspiel mit Worten, die man drehte und wendete, um die Gedanken zu verdecken, haben dazu beigetragen, innerhalb der Freimaurerei Verirrungen hervorzurufen, wie sie etwa in dem Rosenkreuzer- und dem Illuminaten-Orden zu erblicken sind.

Demgegenüber wurde von vernünftigen und klarblickenden Männern die Ansicht vertreten, daß die Freimaurerei besondere Geheimnisse weder besitze noch zu besitzen vorgeben dürfe. Lessing vertrat diesen Gedanken mit aller Kraft. Als dann um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert die größten Männer dieser Glanzzeit unsrer Geistesgeschichte sich der Freimaurerei angeschlossen und mit tiefster Seele ergeben hatten, als weiter der nüchterne Geist des neunzehnten Jahrhunderts auch in die Logen hineinschien — da verlernte man es, sich als Träger geheimnisvoller Erkenntnisse auszugeben, die man tatsächlich nicht besaß. Man suchte vielmehr die Verirrungen der Zwischenzeit von der Freimaurerei abzustreifen und zu den klaren und gediegenen Zielen zurückzukehren, die der Freimaurerei in den sogenannten „Alten Pflichten"

des Konstitutionenbuches von 1723 gesteckt worden waren.

Daß die Logen tatsächlich nur Privatvereine, also geschlossene Gesellschaften sind, die unter dem Vereinsrecht stehen wie alle andern, ist endgültig durch ein Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichts vom 22. April 1893 festgestellt worden, das von Professor Hermann Settegast, einem der hervorragendsten Reformer der Freimaurerei in den letzten Jahrzehnten, erstritten wurde. Danach besteht ein Monopol der drei alten preußischen Großlogen, die durch ein königliches Edikt vom Jahre 1798 das Recht erhalten hatten, in Preußen Logen zu gründen, nicht mehr. Übrigens war seine Gültigkeit schon dadurch umgestoßen worden, daß nach der Einverleibung von Frankfurt a. M. in Preußen im Jahre 1866 die dortige Großloge ebenfalls an den preußischen Staat überging, ohne daß man doch daran denken konnte, ihr das Recht der Logengründung oder gar die Berechtigung der Existenz streitig zu machen.

Wenn nun auch durch jenes Urteil des Oberverwaltungsgerichts die Erlaubnis, Logen zu gründen, nicht mehr auf die Angehörigen der alten Logensysteme beschränkt ist, wenn sie vielmehr von irgendeiner beliebigen Seite ausgehen kann, so ist die Folge dennoch nicht gewesen, daß eine besonders große Zahl von Logen außerhalb des Freimaurerbundes entstanden wäre. Der Wunsch, neue Logen zu begründen, war gewiß häufig genug vorhanden. Die äußere Form allein tut es aber nicht. Kann man nicht auch den Geist der freimaurerischen Brüderschaft mit hinübernehmen, so wird die neue Loge bald ihren Inhalt verlieren, und ihr Zusammenhang wird sich so sehr lockern, daß sie nach einiger Zeit nur noch dahinsiecht. Der feste Zusammenhang der Bruderkette innerhalb der eigentlichen Freimaurerlogen läßt sich nicht leicht an andrer Stelle wieder schaffen. Und er ist nun einmal, wie mancherlei Vorkommnisse gezeigt haben, eine unentbehrliche Vorbedingung für die Wirksamkeit wie für das dauernde Bestehen einer Loge.

So wird denn heute der Freimaurerbund von seinen Anhängern nicht mehr als ein Geheimbund betrachtet, sondern, wie schon gesagt, als eine geschlossene Gesellschaft. Von einem Geheimbund kann man nur sprechen, wenn seine Existenz oder Zahl und Namen seiner Mitglieder unbekannt bleiben sollen, oder wenn seine Absichten und Bestrebungen absichtlich in geheimnisvollem Dunkel gehalten werden. Beides kann von der Freimaurerei nicht gelten. Sie hält ihre „Arbeiten" wenn irgend möglich in eignen Gebäuden ab, die, wie alle Welt weiß, dieser oder jener Loge oder Großloge gehören. Sie betrachtet die Zugehörigkeit zu dem Bunde nicht als ein Geheimnis — wenn es auch ihrem Geiste widerspricht, die Mitgliedschaft öffentlich zur Schau zu stellen, was leicht als ein Prunken aufgefaßt werden könnte. Sie legt ihre Absichten und Bestrebungen offen dar. Und ebensowenig wie ihre Zwecke versucht sie die Mittel geheimzuhalten, mit denen sie ihre Ziele zu erreichen sucht.

Alle diese Dinge erörtert sie zum Teil vor der weitesten Öffentlichkeit. Wenn sie dennoch gewisse andre Dinge als Geheimnis behandelt, so teilt sie diese Eigenschaft mit vielen, ja fast muß man sagen mit allen menschlichen Körperschaften. Es gibt wohl nicht eine Organisation, die nicht zuzeiten bestimmte Dinge geheimzuhalten wünschte. Die Organe des Staates haben sich hierzu sehr häufig veranlaßt gesehen und sind dazu vielfach geradezu verpflichtet, wie etwa die Leitung der militärischen Angelegenheiten, die alle Mobilmachungspläne, und was damit zusammenhängt, streng geheimhält.

Was ist denn nun aber der Inhalt des freimaurerischen Geheimnisses? Obwohl eine ungewöhnlich reiche Literatur,* die großenteils allgemein zugänglich ist, darüber Auskunft geben könnte, wird doch noch immer alles mögliche in die Freimaurerei hineingeheimnißt; oder sie wird, nachdem jemand, der sich darüber unterrichten wollte und nicht gleich nach ein paar Stunden an das Ziel seiner Wünsche kam, gern als ein „großes Nichts" abgetan, mit dem sich weiter zu beschäftigen keinen Zweck habe.

Daß die Freimaurerei ihre Ziele und Absichten nicht geheimhält, geht schon daraus hervor, daß jedes Mitglied des Bundes nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet ist, demjenigen, der Anschluß an eine Loge sucht, unzweideutig und klar darüber Auskunft zu geben. Wäre es doch lächerlich und unwürdig, wenn der Bund irgend jemand aufnehmen wollte, der darüber nicht Bescheid wüßte — um ihn erst nach seinem Eintritt aufzuklären.

Und wie die Freimaurerei einen solchen Sprung ins Dunkle niemandem zumutet, der sich ihr anschließen möchte, so wissen auch die Neuaufgenommenen, die zunächst nur „Lehrlinge" sind,

* Es seien aus dieser umfangreichen Literatur nur sechs der wichtigsten Schriften genannt: 1) Hermann Settegast: Die deutsche Freimaurerei, ihre Grundlagen, ihre Ziele. Für Freimaurer und Nichtfreimaurer dargestellt. Achte, neubearbeitete Auflage. Berlin, Alfred Unger, 1908. 2) Diedrich Bischoff: Wesen und Ziele der Freimaurerei. Berlin, Franz Wunder, 1910. 3) Ludwig Keller: Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Gekrönte Preisarbeit. Jena, Eugen Diederichs, 1911. 4) C. N. Starcke: Freimaurerei als Lebenskunst. Vom Verein deutscher Freimaurer preisgekrönt. Berlin, Franz Wunder, 1911. 5) Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Leipzig, Max Hesse. 2 Bände. 6) Eine gute geschichtliche Einführung in die Entwicklung der Freimaurerei bietet das Buch von Otto Neumann: Das Freimaurertum, seine Geschichte und sein Wesen, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Freimaurerei. Berlin, Unger, 1909.



Phot. F. Bruckmann A. G., München.

Heinrich Dahmen: Vor dem Brandenburger Tor.

daß sie durch ihre spätere Beförderung zu „Gesellen“ und dann zu „Meistern“ irgendwelche wesentlich neuen Dinge nicht erfahren, daß vielmehr das Verweilen in den unteren Graden nur dazu dient, die jüngeren Brüder in den Geist der Freimaurerei tiefer eindringen zu lassen, ihnen die maurerischen Symbole und Regeln fester einzuprägen und eine ethische Eigenschaft in ihnen zu stärken, zu der man als Erwachsener sonst nur selten bewußt erzogen wird: die Ehrfurcht. Denn so wenig Standesunterschiede oder Titel, Verschiedenheiten der politischen oder religiösen Anschauungen und andre Unterschiede in den Logen gelten, so daß hier einer dem andern wirklich nur als Mensch gegenübersteht, so sehr betrachtet es der Bund als seine Aufgabe, die geistig-sittliche Selbstvervollkommnung des einzelnen auf alle Weise zu pflegen und zu fördern.

Dies ist sein eigentliches Ziel, dem sich alle andern unterzuordnen haben. Aus diesem Grunde hat er von jeher eine seiner wichtigsten Forderungen aufgestellt, deren Erfüllung das Gemeinschaftsleben der Menschheit glücklicher und schöner gestalten könnte: Duldsamkeit und Gewissensfreiheit. In wundervollen Worten hat Kaiser Friedrich, der ebenso wie sein Vater begeisterter Freimaurer war und sich um die Entwicklung des Bundes lebhaft bemühte, diese beiden Tugenden gepriesen und als freimaurerische Leitsterne hingestellt.

Indessen sind diese Tugenden nicht die einzigen, die die Freimaurerei entwickeln und üben möchte. Vielmehr sucht sie alle menschlichen Tugenden zu voller Entfaltung zu bringen. Daß ihr Streben vielfach Erfolg gehabt hat, wenn es natürlich auch das vorgezeichnete Ideal niemals hat erreichen können, das ist von scharfen Menschenbeobachtern wieder und wieder anerkannt worden. Ich erinnere an ein Wort Friedrichs des Großen, der am Abend seines Lebens, neununddreißig Jahre nachdem er in den Freimaurerbund eingetreten war, den Dunkelmännern gegenüber meinte: „Eine Gesellschaft, welche nur arbeitet, damit alle Arten von Tugenden in meinen Staaten keimen und Früchte tragen, kann stets auf meinen Schutz rechnen. Dies ist die ruhmvolle Aufgabe jedes guten Fürsten, und ich werde nicht aufhören, sie zu erfüllen.“

Der Zweck der Freimaurerei ist also, alle menschlichen Tugenden zu voller Entfaltung zu bringen. Um diesem Ziele nachzustreben, legt sie in absichtlichster und entschlossenster Weise der Hervorkehrung des menschlich Gemeinsamen die größte Wichtigkeit bei. Anderseits sucht sie in jedem ihrer Anhänger durch Lehre und Beispiel sowie durch die Pflege edler Geselligkeit und durch die Übung menschlicher Hilfsbereitschaft jene Gesinnungen zu wecken und jene sittlichen Grundlagen zu stärken, die für die Erreichung ihres Zieles notwendig sind.

Neben den hier genannten Mitteln wendet sie dann noch ein weiteres an — und dies ist das einzige Geheimnis, das sie besitzt: ein schönes, auf den Schultern vergangener Zeiten ruhendes Ritual mit prachtvollen, zum Herzen sprechenden symbolisch-dramatischen Formen.

Kant hat einmal Menschen, die in allzu einseitiger geistiger Anlage nur das Nächste sehen und ihre Lebensaufgabe in der Verfolgung ihrer allerpersönlichsten Interessen erfüllen zu können glauben, „Zyklopen“ genannt. Daß solche geistig Einäugigen zu Hunderten in der Welt umherlaufen, kann keine Frage sein. Daß sie für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft eine Gefahr darstellen — und sollte diese auch nur in ihrer allem Fortschritt hinderlichen Schwerbeweglichkeit liegen —, ist ebenso selbstverständlich. Die Freimaurerei bemüht sich nach allen ihren Kräften, gegen solche Einäugigkeit anzukämpfen, den Blick ihrer Anhänger immer wieder auf die höchsten Ziele zu richten, die Seele der Menschen durch die hohen Ideale zu begeistern, die von den Fackelträgern der Menschheit wie mit Flammenschrift an unsern geistigen Himmel geschrieben wurden.

Aufnahme in den Freimaurerbund kann allerdings nur jemand finden, von dem man annehmen kann, daß er diesen Idealen zugeneigt ist, daß also nicht alles, was auf sie hinzielt, auf steinigen Boden fällt. Daß auch solche Männer durch die Freimaurerei nicht zu makellosen Vorbildern sittlichen Handelns gemacht werden können, bedarf kaum der Erwähnung; indessen kann ihr Innenleben durch sie befruchtet und weiterentwickelt werden. Aber auch geistig und sittlich schon zu größerer Höhe Emporgestiegene können durch die Freimaurerei seelisch weitergefördert werden. Beweis genug dafür ist die Tatsache, daß vor einem Jahrhundert die erleuchtetsten Geister der Freimaurerei angehörten und sich in ihr glücklich fühlten. Man lese etwa die schöne Trauerrede, die Goethe in der Loge „Amalia“ in Weimar auf den verstorbenen Wieland hielt, von dessen treuer Anhänglichkeit an die Loge er rühmte: „Ja, wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wiederhergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.“

Wir verdanken Wieland über das, was man in der Freimaurerei finden kann, eins der treffendsten und schlagendsten Worte. Er meint,

„daß ein sogenannter Suchender, wenn er auch hundert Jahre suchte, nichts bei uns finden werde, was des Suchens wert ist, wofern er nicht die Anlage zu dem, was den wesentlichsten Charakter und die Tugenden des echten Freimaurers ausmacht, schon bei seinem Eintritt in unsern Tempel mit sich bringt. Nur unter dieser Bedingung wird sich sein Inneres in dem Lichte und in der Wärme, die ihm hier mitgeteilt werden, entwickeln und ausbilden. Ohne sie wird es ihm ergehen wie jenem, der eine Brille kaufte, um lesen zu können, und sich nicht wenig verwunderte, wie er erfuhr, man müsse schon lesen können, wenn die Brille zu etwas helfen solle."

Innerhalb der Freimaurerei haben viele Erörterungen über Wesen und Wert des freimaurerischen „Geheimnisses" stattgefunden. Fast stets ging man davon aus, daß der großen Mehrzahl der Mitglieder des Bundes das Geheimnis, das heißt also das Ritual, überaus lieb geworden war. Da werden denn zum Teil recht kühne Vergleiche herangezogen, wie etwa folgende: „Das Samenkorn entwickelt sich im dunklen Schoße der Erde. So hat jeder Fortschritt der menschlichen Gesellschaft sich in geheimen Vereinen vorbereitet. Damit der Phosphor seine volle Leuchtkraft bewahre, muß er in ein Gefäß von lichtabsperrendem Glas eingeschlossen werden. Ein stärkendes Salz, zu dem die Luft freien Zutritt hat, löst sich auf und verflüchtigt sich nach kurzer Zeit."*

Bedeutungsvoller und beweiskräftiger ist der Hinweis darauf, daß die Sympathie, die alle Angehörigen der Freimaurerei umschließt und zusammenhält, sich ohne das Bindemittel des Rituals wahrscheinlich allmählich lockern, daß dadurch also die Gefahr heraufbeschworen würde, den tiefen inneren Zusammenhang, der alle Glieder des Bundes verbindet, dahinschwinden zu lassen. Mit dem äußeren Bande würde auch das innere zerstört werden. — Dieser Anschauung kann die Berechtigung nicht abgesprochen werden. Gerade weil die Formen des Gebrauchtums jedem einzelnen Freimaurer lieb und wert geworden sind, würde er es als eine Entweihung betrachten, wenn über diese Dinge öffentlich hin und her geredet, vielleicht (oder wahrscheinlich) auch gespottet, kurzum, wenn über Dinge diskutiert würde, die sich einer theoretischen Erörterung entziehen.

Denn tatsächlich ist das freimaurerische Ritual eine Form des Kultus ohne religiöses Dogma. Es ist mit tiefem Gehalt erfüllt und wirkt nicht nur auf unsre Sinne wie auf unser Innenleben beruhigend, stärkend, veredelnd ein, sondern gestattet auch so beziehungsreiche Deutungen, daß daraus für das Nachdenken über Sinn und Wert des Menschendaseins, über Bedeutung und Notwendigkeit des Gemeinschaftslebens und ähnliche Fragen die tiefsten Anregungen entspringen können.

Neben diesen inneren Gründen für die Beibehaltung des freimaurerischen Geheimnisses läßt sich noch ein äußerer nennen, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden kann. Der Freimaurer gelobt beim Eintritt in den Bund unter heiligen Eiden Verschwiegenheit über die Formen des Gebrauchtums und über die freimaurerischen Erkennungszeichen. Diese haben ihre Berechtigung darin, daß die Mitglieder des Bundes wünschen, einander mit schrankenlosem Vertrauen entgegentreten zu können. Ein solches Vertrauen, und damit eine der wichtigsten Grundlagen des Bundes, müßte aufhören oder würde in unerwünschter Weise einer inneren Erkaltung der brüderlichen Beziehungen weichen müssen, wenn Unberufene sich die Kenntnis dieser Zeichen verschaffen und sie infolgedessen mißbrauchen könnten. Auch gibt es ja noch immer Länder, in denen das Bestehen von Logen verboten ist. Die dort lebenden Mitglieder des Bundes würden nicht imstande sein, untereinander in ungezwungenen Verkehr zu treten, wenn sie sich nicht durch die Zeichen über ihre Zugehörigkeit zu der Bruderkette vergewissern könnten. Daß anderseits diese alten Erkennungszeichen im gewöhnlichen Leben (etwa in Deutschland) von dem einzelnen Freimaurer viele Jahre hindurch überhaupt nicht angewendet werden, weil eben vielfach keine Notwendigkeit dazu vorliegt, sei ausdrücklich bemerkt.

Indessen lassen sich auch mancherlei Gründe gegen das freimaurerische „Geheimnis" anführen. Ein so guter Kenner der Freimaurerei wie Settegast meinte 1892: „Ihrer Verbreitung ist besonders in Deutschland nichts so hinderlich gewesen wie der geheimnisvolle Schleier, mit dem die Freimaurer ihre „Arbeit" umhüllen zu müssen vermeinten, indem sie sich etwas darauf zugute taten, Kenntnisse zu besitzen, die der Profane nicht zu durchdringen vermag."

Es war ebenfalls Settegast, der dem Freimaurer den bedeutungsvollen Rat erteilte: „Er hat sich zu hüten, statt in die Tiefe echter Freimaurerei zu steigen, einem Scheinwesen zu huldigen, das ihm vorschmeicheln möchte, es läge schon in bloßer schönrednerischer Auslegung der Symbole oder in farbenreicher Ausmalung von Idealbildern eine Leistung. Dazu bringt man es erst durch Arbeit und Mühe im Geiste der Freimaurerei."

Die hier geschilderte Gefahr liegt tatsächlich vor. Sie wird überall dort zutage treten, wo die Zusammenkünfte irgendeiner Gemeinschaft unter

* Carlos von Gagern: „Schwert und Kelle". Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von M. G. Conrad. Leipzig 1888, Wilhelm Friedrich. S. 163. Ich führe absichtlich dieses recht radikale Mitglied des Bundes an, um zu zeigen, wie auch ihm die Formen des freimaurerischen Gebrauchtums ans Herz gewachsen waren.

den Formen eines fest bestimmten Kultus verlaufen. Je schöner das Ritual ist, je sicherer und feiner seine verschiedenen Teile ineinandergreifen, desto größer wird jene Gefahr sein. Es gibt keine kirchliche Gemeinschaft, die ihr entgangen wäre. Der Geist des Menschen läßt sich gar zu gern auf den Schwingen von Kultushandlungen, deren Formen man oft erlebt hat und die man daher genau kennt, in den Schlaf wiegen.

Die Folge kann alsdann leicht sein, daß man sich durch den Zauber der Schönheit des Rituals berücken läßt, so daß man von seiner Weisheit und Tiefe nur noch äußerlich berührt wird, ohne innerlich dadurch aufgewühlt und geläutert zu werden. Alle innere Erhebung hat ihren höchsten Sinn und Zweck aber doch nur darin, daß sie den Menschen zum Handeln begeistert — zum sittlichen Handeln, wie es gerade durch die Lehren der Freimaurerei gefordert wird. Jene Gefahr ist jedoch auch in ihr zutage getreten. Man möchte fast meinen, daß Lessing, der trotz seiner Zugehörigkeit zum Bunde sich nicht gescheut hat, ihn scharf zu kritisieren, die Loge im Auge gehabt habe, wenn er im „Nathan" seinen Helden zu Recha sagen läßt:

„... Begreifst du aber,
wieviel andächtig schwärmen leichter als
gut handeln ist? wie gern der schlaffe Mensch
andächtig schwärmt, um nur, ist er zuzeiten
sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt,
um nur gut handeln nicht zu dürfen?"

Solcher Schwärmerei oder, wie man wohl auch scharf gesagt hat, solcher Gefühlsduselei hat innerhalb des Freimaurerbundes gewichtigen Vorschub das System der Hochgrade geleistet, das eine Zeitlang großen Einfluß besaß und gegen das viele der hervorragendsten Freimaurer gekämpft haben. Insbesondere gilt dies von Kaiser Friedrich, der sich für seine Reformpläne in dieser Beziehung des durch Charakterfestigkeit, Vorurteilslosigkeit und Edelsinn ausgezeichneten Geistlichen G. A. Schiffmann bediente. Schiffmann, der gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der freimaurerischen Geschichte besaß, untersuchte die urkundlichen Beweise für die Wahrhaftigkeit der Überlieferungen derjenigen Lehrart, die man als das „schwedische System" bezeichnete. Seine Nachforschungen führten zu dem Ergebnis, daß dieses System und die mit ihm verflochtenen sogenannten Hochgrade und Geheimlehren „der in ihrer Einfachheit, Klarheit und Wahrheit erhabenen Idee der Freimaurerei ernste Gefahren zu bereiten geeignet seien. Vor diesen Auswüchsen der königlichen Kunst, vor dieser Abirrung von dem vorgezeichneten Wege echten maurerischen Wirkens und Fortschritts zu warnen, wurde Kaiser Friedrich während des langen Zeitraums, in dem ihm als Kronprinz maurerisch tätig zu sein vergönnt war, nicht müde."

Alle geschichtliche Erfahrung beweist, daß der Menschenbrust ein Sehnen innewohnt, sich von Zeit zu Zeit über die Nüchternheit des täglichen Lebens zu erheben. In den Jahrhunderten des Mittelalters und zu manchen andern Zeiten befriedigte man es fast ausschließlich durch die Religion; wieder in andern, wie namentlich im hellenischen Altertum, vorwiegend durch die Kunst. Deshalb spielt die Kunst in dem Gebrauchtum der Freimaurerei eine hervorragende Rolle. „Weisheit leite den Bau — Stärke führe ihn aus — Schönheit ziere ihn!" Diese freimaurerische Mahnung wird allenthalben mit besonderer Liebe befolgt. Die Schönheit soll an den Tempelbau der Menschheit die letzte Hand legen, ihm die endgültige Form verleihen. Der ganze Idealismus des achtzehnten Jahrhunderts, seine Illusion, durch die Kunst alle menschlichen Gebrechen heilen zu können, spricht sich darin aus.

In Augenblicken, in denen wir uns über das tägliche Leben erheben wollen, wird uns die Kunst eine wertvolle und mächtige Führerin sein. Solche Augenblicke werden von vielen Menschen, ja, wohl von ihrer überwiegenden Mehrzahl ersehnt. Selbst wer in den Jahren überschäumender Jugendkraft das Bedürfnis danach nicht empfunden hat, wünscht sich später vielleicht solche Stunden herbei. Wer den Ernst des Lebens erfahren hat, wessen Seele von den mannigfachen Bitternissen, die es uns fast unvermeidlich bringt, von dem tiefen Unglück, das es über uns ausschütten kann, wundgerieben ist, der pflegt die Schönheit einer Kultushandlung mit dankbarem Geist auf sich wirken zu lassen. In den Jahrhunderten des Mittelalters, in manchen christlichen und fast allen mohammedanischen Ländern noch jetzt, strömen alt und jung, hoch und niedrig wenigstens einmal in der Woche in einem ernsten und schönen Raume zusammen, um hier in weihevoller Gemeinsamkeit die ergreifenden Eindrücke eines Kultus auf ihre Seele wirken zu lassen, der schon Millionen von Menschen vor ihnen Erhebung und Trost gespendet hat.

Nicht der Verstand ist es, auf den solche Kultushandlungen wirken, sondern das Gemüt, das durch tiefe und fein berechnete Sinneswirkungen ergriffen wird. Insbesondere hat die katholische Kirche die Kunst, die Gemüter auf solche Weise zu ergreifen und zu beeinflussen, zur Meisterschaft ausgebildet. Hier verbinden sich die verschiedensten Sinnesreize, um einen Gesamteindruck auszuüben, der sich schwer zergliedern läßt, dem sich aber niemand zu entziehen vermag.

Wo dagegen solche künstlerischen Sinneseindrücke fehlen, wo man gar glaubt, sich ganz ohne sie behelfen zu können — da wird das Zusammensein einer Menschenmasse, die gekommen ist, um sich innerlich erheben zu lassen,

der unentbehrlichen Weihe entkleidet, und die Möglichkeit einer tieferen Wirksamkeit der ethischen Ideen, die ihr nahegebracht werden sollen, geht häufig verloren.

Anderseits kann der dogmatische Inhalt einer Religion allmählich seine Wirkung auf die große Mehrzahl ihrer Angehörigen verlieren, ihre Gläubigkeit kann sich abschwächen oder fast ganz verflüchtigen — und dennoch können sie dieser Religionsform auch ohne äußeren Zwang und ohne den Verteidigungsversuchen der Anhänger der Dogmatik Bedeutung beizumessen, treu bleiben: wenn ihnen nur die Kultusformen dieser Religion etwas bieten, um Geist und Gemüt zu erheben. Friedrich Albert Lange, der Geschichtschreiber des Materialismus, der auf diese tiefe, jeder Menschenseele innewohnende Sehnsucht mit wundervoll beredten Worten hingewiesen hat, sagt darüber: „Was die Dogmen der Religion in den Zeiten, wo die Dome emporwuchsen oder wo die gewaltigen Melodien des Kultus entstanden, gegen den Zahn der Kritik beschützte, das war nicht die Antikritik kluger Apologeten, sondern der ehrfurchtsvolle Schauder, mit welchem das Gemüt die Mysterien hinnahm, und die heilige Scheu, mit welcher der Gläubige es vermied, in seinem eignen Inneren die Grenze zu berühren, wo Wahrheit und Dichtung sich scheiden."

Eine Gemeinschaft wie die Freimaurerei, die sich die geistig-sittliche Erhebung ihrer Mitglieder zum Ziele gesetzt hat, kann daher eines gewissen Kultus nicht entbehren. Man erinnere sich der Worte, die der zu völliger Glaubenslosigkeit gelangte David Friedrich Strauß über die Unerträglichkeit des völlig kahlen Gebrauchtums der freireligiösen Gemeinden schrieb — um würdigen zu können, daß eben auch ethische Einflüsse auf eine sich regelmäßig versammelnde Menschenschar am tiefsten und nachhaltigsten dann wirken, wenn sie sich mit künstlerischen Eindrücken vermählen und auf die Sinne der Anwesenden einen nachhaltigen Einfluß üben.

So bedient sich denn auch die Freimaurerei der Kunst, um durch ihr Ritual solche erhebenden Wirkungen hervorzubringen, die den Geist am sichersten in eine Verfassung versetzen, in der er für alles Gute zugänglich und aufnahmefähig ist. Es sei nur erwähnt, daß in der Freimaurerei keine Tempelarbeit vor sich geht, ohne daß sie durch Musik eingeleitet, begleitet und beendet würde. Vielfach entstammen die einfachen und zu Herzen gehenden Melodien dem achtzehnten Jahrhundert, wie auch das gesprochene Wort im freimaurerischen Ritual größtenteils noch aus jener Zeit herrührt. Dabei ist es keineswegs nur die Ehrwürdigkeit des Alters, die uns hier in Wort und Ton ergreift. Auch die rein künstlerischen Werte, die aus diesen Schöpfungen sprechen, wissen den Weg zu unsern Herzen leicht und sicher zu finden. Und wie sehr diese künstlerischen Ausdrucksmittel der höchsten Steigerung fähig sind, das wird niemand vergessen können, der jemals einer maurerischen Totenfeier beigewohnt hat, bei der sich die drei ausdrucksfähigsten Tonquellen, die unsre Musik kennt, zu seelenvollster Harmonie vereinigen: Orgel, Violoncello, menschliche Stimme.

Einige der wundervollsten musikalischen Stücke verdankt die Freimaurerei Mozart. Er fand in ihren Tempeln wahrhafte Befriedigung seiner geistigen und seelischen Bedürfnisse und Wünsche. Die Lehren der Freimaurerei, daß man warmes Mitgefühl für menschliche Leiden und Freuden haben, daß man helfen und wohltun solle, wo sich irgend die Gelegenheit biete, waren bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber auch die Symbolik des Bundes, die damals noch mehr als heute mit geheimnisvollen Allegorien durchflochten war, zog ihn an und wirkte auf seine feinsinnige Seele befruchtend ein. Insbesondere war der Eindruck, den die Todessymbolik des Meistergrades auf ihn machte, außerordentlich tief. Auch wußte er es dankbar anzuerkennen, daß er hier in einen Kreis von Männern gestellt war, die sich über die höchsten Probleme des Menschenlebens Klarheit zu verschaffen und sich in ernstem und lebendigem Streben dem Wohle der Menschheit zu widmen suchten.

So sind wir Mozart außer für Kantaten und andre musikalische Stücke, die er für seine Loge „Zur gekrönten Hoffnung" komponierte, insbesondere für die wunderbare Trauermusik dankbar, die er 1785 schuf. Die Krone aber aller seiner freimaurerischen Kompositionen ist die „Zauberflöte", ein Werk von unvergänglichem Reiz, das unsre Seele aufs tiefste berührt.

Hier wird eine freimaurerische Grundidee des achtzehnten Jahrhunderts — der Kampf zwischen Licht und Finsternis — mit wunderbarer Kraft gestaltet. Die Überzeugung Mozarts, daß der Freimaurerbund, der damals manchen Anfechtungen ausgesetzt war, ja, der unter Kaiser Leopold II. als ein Organ des Freisinns auf politischem und religiösem Gebiet angefeindet und verfolgt wurde, tatsächlich nur zu wahrer Menschenliebe hinführen könne, ließ ihn alle Liebe und Verehrung, die er für den Bund empfand, in diese Oper ausströmen. So hat er ihm ein herrliches Denkmal gesetzt, indem er den äußeren Verlauf der Handlung mit kristallklaren, unendlich tief empfundenen Tonwellen umgibt oder ihn vielmehr ganz in sie einhüllt sowie „die Symbolik seiner Gebräuche in ein glänzendes Licht stellt und die sittliche Tendenz seiner Ansichten rechtfertigt, so daß dem Eingeweihten die Befriedigung eines geheimen Einverständnisses, dem Uneingeweihten neben reichlichem Sinnengenuß die Ahnung einer tieferen Bedeutung gegeben wurde. Das großartige Finale, eins der unvergleichlichsten Musikstücke Mozarts, mit sei-

nem milden Ernst und leuchtenden Glanz, wie tief ergreifend schildert es das selige Glück des Eingeweihten, das aller Erdenbedrängung enthobene Gottgleichsein! Es ist das ätherreine Leben im Ideal, das der Grundgedanke der philosophischen Gedichte Schillers ist. Die hohe Würde, der leuchtende Glanz, wodurch die Musik die Symbolik dieser Mysterien verklärt hat, haben sicherlich in seiner innigen Hingebung an die freimaurerischen Ideen ihren Grund." (Boos, Geschichte der Freimaurerei.)

Wo der Sinn der Freimaurerei richtig verstanden wird, da wird man sich stets vor Augen halten, daß mit der augenblicklichen Seelenstimmung, die durch die schönen Formen des Gebrauchtums erzielt wird, allein noch nichts gewonnen ist. So feierlich die Handlung sein mag, die wir mit durchleben, so sehr die Kunst unsre Sinne und unser Herz aufschließen mag, so sind dies doch nur Vorstufen für die Erreichung des Hauptzieles; dieses aber besteht darin, uns mit dem unerschütterlichen Willen zu erfüllen, in unserm Leben und Handeln niemals den Leitstern der Humanität aus dem Auge zu verlieren. Die freimaurerische Grundstimmung, die sich in der Bruderkette und in ihrem Ritual fortgepflanzt hat, darf nicht nur dazu benutzt werden, empfängliche Gemüter zu ergreifen und in bestimmten Augenblicken zu erheben — sie muß auch dazu dienen, unser inneres Wesen mit den Gefühlen, den Begriffen und der Willensrichtung der Humanität zu durchdringen.

Man kann wohl sagen, daß dieses Ziel in gewisser Weise stets erreicht worden ist. Abirrungen vom Wege sind auch der Freimaurerei nicht erspart geblieben. Könnte wohl irgendeine menschliche Einrichtung dies von sich behaupten? Für die unverwüstliche Gesundheit und die unzerstörbare Kraft des freimaurerischen Gedankens ist aber unwiderlegliches Zeugnis abgelegt, wenn man mit vollem Recht behaupten kann, daß alle Mängel des Logenbetriebs, alle Systemfragen, alle Streitereien den freimaurerischen Grundgedanken nicht zu ersticken oder wirkungslos zu machen vermocht haben. Denn immer wieder ist in der Freimaurerei der Gedanke zum Durchbruch gekommen, der von seinen edelsten Mitgliedern nie aus dem Auge verloren worden ist: daß alles Streben des Bundes und seiner einzelnen Mitglieder dahin gehen müsse, das sittliche Wesen des einzelnen zu vervollkommnen, die Tugenden des menschlichen Herzens zu pflegen, alles die Menschen Trennende auszuschalten oder zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken.

Eins der wichtigsten Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist stets das Ritual gewesen — das einzige also, was man als freimaurerisches „Geheimnis" bezeichnen kann. Man muß die Weisheit der Schöpfer dieses Gebrauchtums bewundern, die es verstanden haben, Elemente aus verschiedenen Kulturepochen der Menschheit auszuwählen und mit Geschmack und klugem Sinn zusammenzufügen, um eine unvergleichliche Wirkung zu erzielen. Eine der feinsten Äußerungen F. A. Langes lautet: „Ob die Zukunft wieder hohe Dome baut, oder ob sie sich mit lichten, heiteren Hallen begnügen wird, ob Orgelschall und Glockenklang mit neuer Gewalt die Länder durchbrausen werden, oder ob Gymnastik und Musik im hellenischen Sinne zum Mittelpunkt der Bildung einer neuen Weltepoche sich erheben — auf keinen Fall wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert sich wieder erheben ... Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen, oder wer will die Madonna Raffaels des Irrtums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann." Auch für das Gebrauchtum der Freimaurerei wird ähnliches gelten; auch ihr Leben und ihre Bedeutung sind dadurch weit über die beschränkte Zeit erhoben.

Ende

Hoch oben in den Bergen,
In Felsen grau und wild,
Da steht auf steinerner Säule
Ein weißes Madonnenbild.

Es breitet segnend die Hände,
Und segnend blickt es herab.
Unten in dunkler Tiefe
Decken die Wasser ein Grab.

Über geschlossene Augen
Leise die Wellen gehn —
Das weiße Madonnenbildnis,
Das hat sie zuletzt gesehn.

Elisabeth Wintzer

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Briefe Friedrich Hebbels an Westermanns Monatshefte

In einem eignen Aufsatz dieses Heftes stellt Prof. Adolf Bartels die wechselnde, bald beschämende, bald erhebende Wirkung dar, die Friedrich Hebbels Erscheinung während zweier Menschenalter auf Mit- und Nachwelt ausgeübt hat. Wir brauchen wohl nicht zu fürchten, bei unsern Lesern mißverstanden zu werden, wenn wir jenem in seinem Für und Wider gleich ehrenvollen Monument der Zeiten und Geister an dieser abgesonderten Stelle ein bescheidenes Gedächtnismal zur Seite setzen, für das uns die Bausteine das Archiv dieser Zeitschrift selbst geliefert hat.

Hebbel war nämlich um die Mitte der fünfziger Jahre Mitarbeiter unsrer „Monatshefte" und darüber hinaus ein eifriger Freund und Förderer ihrer Bestrebungen. Der dritte Band und damit der zweite Jahrgang (Oktober 1857) konnte mit zwölf Epigrammen von ihm eröffnet werden, in denen sich der ganze Ernst seiner sittlich erhabenen Weltanschauung, aber auch die ganze Kühnheit und Entschlossenheit seines selbständigen Denkens ausspricht, und im Februarheft (1858) desselben Bandes folgten zehn weitere Epigramme, im allgemeinen leichter geschürzt und nach Art der Xenien mit polemischem Zorn gegen gewisse hohle oder theatralische Literaturerscheinungen der Zeit gerüstet, aber auch schon mit jener tiefschürfenden Maxime „An den Tragiker" begnadet, die uns den Schlüssel für Hebbels eigne tragische Dichtung in die Hand gibt:

Packe den Menschen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert.
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

Dann trat in Hebbels Mitarbeit eine längere Pause ein. Erst im Dezemberheft 1860 (Bd. 9, S. 305 ff.) findet sich sein dritter Beitrag, ein Fragment aus den eben vollendeten „Nibelungen", die Werbung Siegfrieds um Brunhild aus dem ersten Akt der zweiten Abteilung. In allen drei Fällen hatte die Redaktion nicht versäumt, die Beiträge des damals schon weitberühmten, aber noch mehr umstrittenen Dichters ihrem Wert und ihrer Besonderheit nach gebührend zu betonen: die ersten beiden durch die hervorragende Stelle an der Spitze des Heftes, die sie ihnen angewiesen hatte, den dritten durch eine Vorbemerkung, in der dem „Herrn Verfasser" für die Zusendung des Fragments, das dort zum ersten Male vor die Öffentlichkeit trete, „besonderer Dank" abgestattet wurde.

Schon diese Auszeichnung zeigt deutlich, daß man sich in der Redaktion der „Monatshefte" wohl bewußt war, welch hohen Gast man unter seinem Dache hatte. Und in der Tat war denn auch die Verbindung mit Hebbel in einer Weise eingeleitet worden, die sich nicht unwesentlich von der geläufigen Form derartiger Anknüpfungen unterschied.

Als der Dichter nämlich am 30. April 1857, von einem Besuch in Hamburg nach Wien zurückkehrend, unterwegs die Stadt Braunschweig berührte, führte er das Manuskript eines Bändchens stimmungsvoller und formvollendeter Gedichte seines Freundes und Bewunderers Emil Kuh bei sich, für die er einen Verleger suchte. In dieser Angelegenheit wendete er sich persönlich an den Verleger der „Monatshefte", Herrn George Westermann. Dieser ließ sich denn auch bereitfinden, den Wunsch des bedeutenden Dichters und persönlich — wenn er es wollte — hinreißend liebenswürdigen Menschen zu erfüllen, sprach aber seinerseits die Bitte aus, daß auch Hebbel selbst sich den „Monatsheften" geneigt zeigen möge, indem er ihnen seine Mitarbeit schenke. Es war damals — wir folgen hier den Erinnerungen und Aufzeichnungen des damaligen, noch heute in voller Altersrüstigkeit lebenden Redakteurs Dr. Adolf Glaser — auch die Rede von Korrespondenzen aus Wien, die Hebbel übernehmen oder vermitteln sollte, und dem Dichter schien diese Aufgabe gar nicht so unwillkommen. Der Plan dieser Korrespondenzen kam nun freilich nicht zustande, weder durch Hebbel selbst noch durch einen andern, jüngeren Schriftsteller, den er dazu eine Weile im Auge hatte; immerhin aber danken wir es dieser Anregung, daß sich zwischen Hebbel und dem Verleger dieser Zeitschrift ein Briefwechsel entspann, der lebhafter war und weiter führte, als es wahrscheinlich die eignen sparsamen Beiträge des Dichters gefordert hätten.

Soviel über die Vorgeschichte der Beziehungen Hebbels zu unsern „Monatsheften". Wir lassen nun ohne weiteren als den dringend nötigen Kommentar die wichtigsten Briefe Hebbels folgen, übergehen aber alles das, was nur augenblickliches, zumal geschäftliches Interesse hatte. F. D.

Gmunden am Traunsee, den 5. August 1857.

Geehrter Herr!

Glauben Sie nicht, daß ich die Verpflichtungen vergessen habe, die ich bei meiner Durchreise gegen Sie übernahm; man braucht nur Zeit, wenn es sich um einen wirklichen Dienst und nicht um eine Abfindung handelt.

Zunächst erhalten Sie nun beigeschlossen ein Dutzend neuer Epigramme von mir, die erst entstanden sind, nachdem der Druck der Gesamtausgabe meiner Gedichte bereits geendigt war, und über die ich also wieder frei verfügen kann. Sie werden sich in ihrer bunten Mannigfaltigkeit vorzugsweise dazu eignen, mich bei Ihren Lesern einzuführen, und ich werde mit Vergnügen andres folgen lassen. Die Bestimmung des Honorars überlasse ich ganz Ihrem eignen Ermessen und verbitte mir in Übereinstimmung mit unsrer mündlichen Übereinkunft nur den Bogenmaßstab, nach welchem auf den ganzen Martial vielleicht nicht so viel kommen würde wie auf den Rezensenten.

Was einen Korrespondenten betrifft, so habe ich mich vergebens nach einem Mann umgesehen, der die nötige Einsicht mit dem nötigen Charakter vereinigte. Ich habe mich daher, um mein Wort zu lösen, entschlossen, diese Arbeit selbst zu übernehmen, aber freilich nur unter Bedingungen. Ich müßte, bei meiner Stellung, auf strengstes Geheimnis rechnen und, da es sich nicht um oberflächliche Notizenschreiberei, sondern um sorgfältig redigierte Artikel, die natürlich die Interessen des Tags nicht ausschlössen, handeln würde, briefweise bezahlt erhalten. Sind Sie hiermit einverstanden, so haben Sie mir bloß anzuzeigen, wie oft Sie einer Korrespondenz bedürfen, und wann Sie dieselbe haben müßten; ich würde gleich nächsten Monat beginnen und um so regelmäßiger fortfahren, als ich mit gar keinem andern Journal in Verbindung stehe und Ihnen nur aus Achtung für Ihre Zwecke dies Anerbieten mache, das mich eigentlich aus meinem eignen Kreise ziemlich weit herausführt.

Ihre Antwort bitte ich nach Wien zu adressieren, ich bin in zwölf Tagen wieder dort, denn die sechs Wochen, die ich jährlich auf meiner schönen Besitzung am Traunsee zubringen darf, sind leider bald abgelaufen.

Ihr ergebenster

Dr. F. Hebbel.

Wien, den 26. August 1857.

Geehrter Herr!

Bei meiner Zurückkunft von meiner Besitzung in Oberösterreich finde ich Ihre gefl. Zuschrift vom 12. d. M. vor. Diese führt uns aber nicht zum Ziel, denn Sie geben mir die von mir gestellten Fragen zurück und übergehen den Hauptpunkt mit Stillschweigen. Zur weiteren Verständigung also noch dieses. Wenn ich mich erbot, Ihnen den bewußten Dienst zu leisten, so geschah es nur, weil der junge Mann, auf den ich für Sie gerechnet hatte, nicht in Wien bleibt, und weil ich unter allen Umständen gern Wort halte; sonst bin ich in meinen Verhältnissen nicht auf Schriftstellerei angewiesen und erblicke darin das höchste Glück meines Lebens, da diese unschätzbare Unabhängigkeit mir gestattet, mich allein mit dem zu beschäftigen, was mich innerlich reizt. Korrespondenzen habe ich nur einmal in meinem Leben geliefert, und zwar im Jahre 1848 für die „Augsburger Allgemeine Zeitung"; damals aus Pflichtgefühl, weil es mir die Schuldigkeit eines jeden schien, sich zu äußern, auf den gehört wurde. Herr Baron von Cotta wußte das Opfer, das ich brachte, aber auch zu würdigen, und jetzt, wo es sich um ein ähnliches handelt, muß ich wissen, ob Ihr Journal den entsprechenden Wert darauf legt, von den Lorm-Metzerich-Scheuerer und wie die Bauchredner alle heißen, welche die deutschen Blätter mit dem Abhub der österreichischen füllen, erlöst zu werden, oder ob es sich, was ja möglich wäre, in diesem Zweig nicht so hervortun will, wie sein Bestreben in den übrigen sein soll. Ich muß demnach um genauere Beantwortung meines Briefes und namentlich, Mann dem Manne gegenüber, um die Zusicherung unbedingtster Diskretion bitten, bevor ich anfangen kann; gegen Änderungen und Weglassungen brauche ich mich bei Ihnen gewiß ebensowenig zu verwehren wie bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung", die sich trotz der stürmischen Zeit und des bedenklichen Themas nie die geringste erlaubte. Was nun zum Schluß die Epigramme betrifft, so stehen sie Ihnen gegen jedes Honorar zu Gebote; es bedarf keines Wortes weiter darüber, wenn ich nur mit der Bogenrechnung verschont bleibe, die ich nun einmal bei der ihr zugrunde liegenden Vertauschung des qualitativen mit dem quantitativen Maßstab als

den eigentlichen Ruin des deutschen Journalwesens betrachten muß.

Hochachtungsvoll ergebenst
Dr. F. Hebbel.

Wien, den 27. September 1857.

Geehrter Herr!

... Ich meinerseits bin sehr zufrieden, daß Sie mir mein Wort hinsichtlich der Korrespondenz zurückgeben, und ich habe Sie vielleicht, da ich Ihre Monatsschrift bis zur Stunde nicht mit Augen sah, völlig mißverstanden, als ich das Vergnügen hatte, Sie mündlich zu sprechen. Ja, das ist mir mehr als wahrscheinlich, denn wirkliche Korrespondenzartikel aus Wien mit Namensunterschrift wird Ihnen kein Mensch liefern, und wenn Sie ihm das Honorar der „Times", 5 Lstrl. für den Brief, verdoppelt bieten; die Forderung ist bei dem allgemeinen Maskenball, den die deutschen Journale aufführen und aufführen müssen, eine unmögliche. Sie haben wahrscheinlich an eine Rundschau gedacht, und dazu bedürfen Sie allerdings keines Mannes von Verbindungen. Über einen zweiten Punkt habe ich Sie jedoch in keinem Fall mißverstanden, darüber nämlich, daß man bei Ihnen nicht Gefahr läuft, von derselben Kanzel mit Bann und Interdikt belegt zu werden, auf der man infolge höflicher Einladung gepredigt hat, und auch das versteht sich in Deutschland keineswegs überall von selbst. Ich werde mich daher recht gern gelegentlich weiter beteiligen, auch mit passenden prosaischen Beiträgen, obgleich meine Überzeugung unwandelbar feststeht und ich als Redakteur das kleinste Gedicht von Uhland viermal so teuer bezahlen würde als einen ganzen Bogen Kompilation über Herder. Ich selbst erhielt z. B. für eine einzige Szene aus meinen „Nibelungen" eine nach deutschen Begriffen unerhörte Summe von einem Prager Album; der Verleger fuhr aber doch sehr gut dabei, denn eben durch diese Szene fing sein Album an, für die Literatur zu existieren, und jeder griff danach.

Hochachtungsvoll
Dr. F. Hebbel.

Geehrter Herr!

Meinem Versprechen gemäß übersende ich Ihnen hierbei abermals einen Beitrag für Ihre Monatsschrift, und zwar eine Fortsetzung der Epigramme; zu einem größeren prosaischen über ein für Sie wie für mich interessantes Thema wird im neuen Jahre Rat werden. Ich habe mich jetzt mit der Monatsschrift etwas näher bekannt gemacht und gratuliere Ihnen zu der bisherigen Leistung, die ich nach mancher Seite für höchst gediegen finde, und die allerdings ihrer Natur und ihrer Erscheinungsweise nach das Korrespondenzwesen ausschließt. Wenn Sie so fortfahren, hat Deutschland Hoffnung zu einem Organ, das nicht hinter den englischen und französischen gar zu weit zurückbleibt, und jeder Mann, dem es um den Fortschritt der Nation zu tun ist, wird gern beitreten. Da Sie auch Kritiken bringen, so ersuche ich Sie um eine womöglich baldige Beurteilung der bei Cotta erschienenen Gesamtausgabe meiner Gedichte; ich darf auf das Buch aufmerksam machen, denn es ist eigentlich schon seit Jahren (vide z. B. die neueste Auflage des Konversationslexikons) als mein bestes anerkannt, obgleich es nur noch zerstückelt in zwei getrennten, jetzt vervollständigten, überarbeiteten und vereinigten Sammlungen vorlag. Vielleicht schickt Herr Emil Kuh aus Berlin einen brauchbaren Artikel ein; geschähe es nicht oder fänden Sie seinen Aufsatz ungeeignet und bedürften eines Exemplars, so bitte ich nur zu befehlen.

Hochachtungsvoll ergebenst
F. Hebbel.

Wien, den 15. November 1857.

Geehrtester Herr!*

In Beantwortung Ihrer gefl. Zuschrift vom 12. d. M. bemerke ich zunächst, daß ich seit 1849 mit der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" nicht mehr in der mindesten Verbindung stehe. Ich lieferte derselben in unsrer großen politischen Krisis nur aus dem Grunde eine Reihe von Artikeln, weil sich bei einer um sich greifenden verderblichen Feuersbrunst kein Ehrenmann erst fragt, ob er Spritzenmeister ist, zog mich aber augenblicklich wieder zurück und ging an mein eigentliches Geschäft, als die Gefahr vorüber war. Bei dieser Redaktion könnte ich also in keinem Fall in Ihrem Interesse intervenieren; vielleicht jedoch bei dem Herrn von Cotta selbst, mit dem ich in Briefwechsel

* Dieser Brief ist die Antwort auf ein Schreiben, worin Hebbel gebeten worden war, sich öffentlich über die „Monatshefte" auszusprechen.

stehe, von dem ich aber freilich nicht weiß, ob er sich in die Angelegenheiten der Zeitung mischt. Bei der sehr delikaten Natur der Sache bedürfte es indes auch bei ihm einer ganz bestimmten Veranlassung, um nur überhaupt auf das Thema kommen zu können; eine solche böte möglicherweise der Artikel über meine Gedichte dar, wenn er nach Inhalt und Form so ausfiele, daß er sich ihm vorlegen ließe. Senden Sie mir daher, mögen Sie nun den Kuhschen bringen, der ohne Zweifel geprüft zu werden verdient und dessen allenfallsige Übertreibungen ja leicht auf das gebührende Maß zu reduzieren wären, oder einen neuen schreiben lassen, ein paar Abdrücke; was in meinen Kräften steht, soll geschehen, wenn ich auch in Dingen, die nicht von mir selbst abhängen, nichts versprechen kann und es dem Herrn Baron von Cotta ganz anheimgeben muß, ob er meinen Wink aufnehmen und mein Urteil, dem er allerdings hin und wieder schon einigen Wert beigemessen hat, berücksichtigen will. Das Exemplar meiner Gedichte erfolgt hierbei, und Sie würden mich durch Beschleunigung der ganzen Angelegenheit sehr verbinden; das Buch legt keine Schwierigkeiten in den Weg, es ist seit vielen Jahren in andrer Gestalt bekannt und verbreitet, und der Maßstab für die allgemeine Würdigung läßt sich schon dem Konversationslexikon entnehmen.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

F. Hebbel.

Wien, den 17. März 1858.

Geehrter Herr!

Durch die Geroldsche Buchhandlung habe ich einige Abdrücke der in Ihrer Monatsschrift gebrachten Kritik meiner Gedichte zugesandt erhalten, wofür ich Ihnen verbindlichst danke. Sollten Sie jedoch, wie ich fast besorge, deshalb Exemplare zerrissen haben, so bin ich erbötig, Ihnen diese Abdrücke zu remittieren, da ich meinerseits nur einen einzigen brauchte ...

Weiter bin ich erbötig, um Ihnen meinen guten Willen zu beweisen, Ihnen gegen ein Honorar von 100 Talern die beiden ersten Gesänge meines epischen Gedichts „Mutter und Kind“ zu überlassen. Ich bin von mehreren Seiten, namentlich von Gutzkow, der einen Gesang für seine Unterhaltungen wünscht, um eine solche Mitteilung ersucht worden, seit dies Gedicht in Dresden vom Tiedge-Verein mit dem Preise gekrönt worden ist; auch dürfte ein Journal nicht leicht, vom inneren Wert ganz abgesehen, einen pikanteren Beitrag bringen können, denn die Spannung auf dies Werk ist überall gleich groß, und wenn ich es in Wien öffentlich lesen wollte, wozu man mich zu drängen sucht, so würde ich das Buchhändlerhonorar verdoppeln. Ich gebe Ihrer Monatsschrift jedoch den Vorzug und fühle mich um so eher dazu verpflichtet, als ich Ihnen den ersten Gesang bereits im vorigen Jahre angeboten hatte und dann aus besonderen Gründen zurückziehen mußte; doch muß ich Sie um rasche Erklärung ersuchen. Da das Gedicht erst zu Weihnachten erscheinen soll, so haben wir Zeit genug; nachträglich bemerke ich noch, daß die beiden ersten Gesänge 520 Hexameter ausmachen, also bei anständigem Druck über einen Bogen füllen und die Exposition vollständig enthalten. Zu Ihrem „König Artus“* konnte ich nicht gratulieren, was soll solch ein letzter Abkoch der Romantik in Ihrem realistischen Journal. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Redakteur zu empfehlen,

Ihr hochachtungsvoll ergebener

F. Hebbel.

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundliche Zuschrift vom 4ten d. M. hat mich nicht mehr in Wien getroffen, sondern ist mir nach Gmunden nachgeschickt worden, wo ich einen kleinen Besitz habe, auf dem ich mich alljährlich ein paar Sommer-Monate aufzuhalten pflege. Dieß Mal wird es mir jedoch nicht so gut, mich auf den Bergen umzusehen oder im Traunsee zu baden, sondern ich habe einen Anfangs vernachlässigten und jetzt sehr hartnäckigen Rheumatismus abzuwarten, der mich an Leib und Seele stark mitnimmt und es mir unter Anderem auch unmöglich machte, Ihnen gleich zu antworten, wie ich sonst natürlich gethan hätte. Ihr Antrag** ist so ehrenvoll und schmeichelhaft für mich, daß ich Ihnen dafür nur meinen herzlichen Dank ausdrücken kann, da meine Bereitwilligkeit sich von selbst versteht. Ich hoffe, ihm auf eine Weise ent-

* Gemeint ist das epische Gedicht „Der Zauberer Merlin“ von Wolfgang Müller von Königswinter (Januarheft 1858).

** Die Bitte, einen Schriftsteller zu empfehlen, von dem man eine literarische Würdigung des Dichters für die „Monatshefte“ erbitten könnte.

sprechen zu können, die dem Interesse Ihrer Monatsschrift ebenso entspricht, wie dem meinigen, denn ich kenne einen geist- und talentvollen, nicht mehr ganz jungen Mann, der meine Thätigkeit im allgemeinen mit so viel Liebe betrachtet, als der Biograph nach einem alten Ausspruch besitzen muß, sie im Einzelnen aber mit großer Selbständigkeit und zuweilen auch mit entschiedener Strenge beurtheilt. Mit diesem wird Ihnen, wie mir, am besten gedient seyn; er hat kürzlich in den Kolatschekschen „Stimmen der Zeit" eine Charakteristik Robert Schumanns geliefert, die von allen Seiten als ein Meisterstück begrüßt wurde und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er die Gelegenheit mit Freuden ergreifen wird, sich auch einmal im Zusammenhang über mich zu äußern. Mit ihm werde ich mich daher in Verbindung setzen, ihm die vor Jahren schon von mir selbst für meine Familie zu Papier gebrachten Notizen über meinen Lebenslauf zur Verfügung stellen und Ihnen demnächst seinen Artikel, sammt einer Photographie, Ihrem Wunsche gemäß, übersenden. Erlauben Sie mir, Ihnen zugleich für Ihre freundliche Beurtheilung meines kleinen epischen Versuchs meinen Dank abzustatten; ich wollte es längst thun, aber ich mochte nicht mit leeren Händen vor Ihnen erscheinen und am 1sten Jan. d. J. verscheuchte der Kaiser Napoleon sämmtliche Musen aus Österreich, wenn auch nur durch den Einfluß, den er auf die Wiener Börse nahm, denn wer kann arbeiten, wenn er nicht weiß, ob eine Existenz, die er für vollkommen gesichert halten durfte, nicht über Nacht dahin schmilzt? Gestatten Sie mir, meine Schuld später abzutragen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Orth bei Gmunden den 14 July 1859. Fr. Hebbel.

Hochgeehrter Herr!

Hierbei erfolgt die charakterisierende Biographie, die Sie so gütig waren, für Ihre Monatsschrift von mir zu verlangen. Sie ist aus der Feder des Herrn Carl Debrois van Bruyck,* der Ihnen als Componist und musikalischer Schriftsteller bekannt seyn wird, und, was das Thatsächliche anlangt, vollkommen richtig, was die Urtheile betrifft, so weit im Einklang mit der Durchschnitts-Meinung, als dieß bei einer entschiedenen Individualität überhaupt möglich ist ...

Die Photographie, die ich übersende, ist in Weimar nach einer Handzeichnung von Preller, die auf den Wunsch der Fürstin Wittgenstein entstand, angefertigt worden, und wird allgemein bis auf die etwas zu stark gerathene Nase für das beste Bild von mir erklärt. Indem ich Ihnen nun noch vergnügte Feiertage und ein fröhliches Neujahr wünsche, wie es frommer deutscher Brauch ist, zeichne ich mich

hochachtungsvoll als

Ihren ganz ergebensten

Wien, den 16ten Dez. 1859. Dr. Fr. Hebbel.

Hochgeehrter Herr!

Um Ihnen Wort halten zu können, muß ich mich entschließen, Ihnen ein Fragment aus meiner Nibelungen-Trilogie zu übersenden, die mich über fünf Jahre in Anspruch genommen hat, und die noch im nächsten Monat sowohl in Weimar, wie in München, an zwei auf einander folgenden Abenden in Scene geht. Der Aufsatz, den ich für Sie bestimmt hatte, hat mich in theoretische Tiefen geführt, die für den Aesthetiker von Reiz und Nutzen seyn werden, die ein größeres Publikum, und wäre es auch das gebildetste, aber abstoßen und ermüden müßten; ohnehin muß ich noch Manches lesen und studieren, ehe ich ihn abschließen kann. Ich veröffentliche nun zwar sehr ungern Fragmente aus dramatischen Werken und habe schon manche Bitte um derartige Mittheilungen abgeschlagen; doch ist die „Werbung um Brunhild", die ich für Ihr Journal beilege, ein kleines Ganze für sich, mit dem ich es am ehesten wagen kann. Erblicken Sie denn in meiner Sendung den Beweis, daß ich Ihnen unter allen Umständen Wort zu halten wünsche und lassen Sie sich durch keine Rücksicht abhalten, sie mir zu remittieren, falls die Aufnahme sich nicht mit Ihrem Programm vertragen sollte ...

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Wien den 26. Oct. 1860. Fr. Hebbel.

---

* Ohne Verfassernamen erschienen in Band 8 der „Monatshefte" (Juniheft 1860).

Österreichische Staatspolitik und literarische Stimmungen vor hundert Jahren

Von Dr. Franz Zwenbrück (Wien)

Um 1809, nach dem Schönbrunner Frieden, bildet sich das „vormärzliche" Österreich heraus. Die stramme absolutistische Regierung Franz' I. ist bestrebt, nach den verwüstenden Kriegen wiederum strengere Ordnung zu schaffen, die Finanzen in einen leidlichen Zustand zu bringen und die Staatsautorität vor jeder Erschütterung zu bewahren. Was für die Zwecke im josefinischen Reformwerk brauchbar erschien, wurde beibehalten. Der Begriff staatlicher Selbstherrlichkeit und Überwachung steht obenan, auch die Kirche muß sich dem beugen, jeder ihrer Erlasse hat erst die behördliche Genehmigung, das placetum regium, einzuholen. Zweck aller Verwaltung ist die Aufrechterhaltung der Ruhe, des untertanlichen Gehorsams, anderseits die Förderung der staatlichen Einnahmen. Streng soll die Monarchie vor allen revolutionären Einflüssen behütet werden. Die Grenze ist gegen verdächtige Reisende ebenso wie gegen unberechenbare literarische Einflüsse abgesperrt. Eine rasch zugreifende überängstliche Zensur hemmt den geistigen Verkehr. Das öffentliche Leben wird sorgsam vor jeder Kundgebung, die in einem Zusammenhang mit politischer oder philosophischer Kritik stehen könnte, behütet.

Auf solch konservativem Boden finden sich die altkonservativen Elemente, die früher die herrschenden gewesen, der Latifundien-Adel und die einheimische Hochkirche mit der von ihnen bisher argwöhnisch behandelten Schöpfung Maria Theresiens und Josefs, mit dem neuen Beamtentum, bereitwillig zusammen. Der Aristokratie ist noch ein stattlicher Rest grundherrlicher Rechte verblieben, und die Kirche sieht sich wenigstens in ihrem materiellen Besitz geschützt. Die alten Formen ständischer Verfassung, mit denen vor allem Josef rücksichtslos aufgeräumt, hat man wieder aufleben lassen. Allerdings führen sie in Österreich ein Scheinleben, die absolutistische Verwaltung bedient sich ihrer nur dort, wo sie ihrer unbedingt bedarf. In Ungarn, wo das vehemente Vorgehen Josefs den schroffsten Widerstand bewirkte, griff man auf die theresianische Praxis mit ihrer bald vorsichtig kühlen, bald herzlich entgegenkommenden Haltung gegenüber dem Reichstag zurück.

Im ganzen nahm dieses absolutistische Walten mit Vorliebe den Charakter eines persönlichen, eines landesväterlichen Regiments an. Maria Theresia und Josef waren volkstümliche Regentengestalten gewesen. Solche unmittelbare Beziehungen zwischen Fürsten und Volk erschienen auch der Staatsräson ihres nunmehrigen Nachfolgers überaus wertvoll, und tatsächlich hat Kaiser Franz sich einer gewissen Popularität erfreut, der die unversöhnliche Strenge seiner Verwaltung nichts anhaben konnte. Der Hof liebt es, sich häufig in der Öffentlichkeit zu zeigen. Audienzen werden gern gewährt. Kaiser Franz bedient sich des Wiener Dialekts wie eines bequemen Hausgewandes, das dem Volke vertraut ist und eine leutselige Form der Repräsentation darstellt. Der Herrscher drückt Gnade und Ungnade durch kaustische Bemerkungen aus, die rasch von Mund zu Mund wandern. Bei umfassenden Wohltätigkeitsveranstaltungen erscheint der Hof immer mit reichlichen Gaben. Als eine verwüstende Überschwemmung Wien heimsuchte, stellte sich der Kaiser an die Spitze des Hilfskomitees und erledigte höchst eigenhändig mit unermüdlichem Eifer durch viele Wochen die Bittgesuche. Um so nachdrücklicher bekam jegliche Opposition gegen Regierung und Thron die strenge Hand des Monarchen zu fühlen. Er hatte als unerfahrener junger Mann die Regierung übernehmen müssen. Die verschiedenartigsten Einflüsse hatten sich an seinem Hofe gekreuzt und seine Jugend auszunutzen unternommen. Die auswärtigen Aktionen gingen alle unglücklich aus, und bitter empfand er gewisse Äußerungen der Geringschätzung, mit der man seine Regierung bedachte. Bekannt sind die verächtlichen und wohlberechneten bösartigen Auslassungen Napoleons im Jahre 1809.

Um das dritte Jahrzehnt seiner Herrschaft gewahren wir nun einen völligen Wandel. Österreich hat abermals schwere Verluste erlitten, und das Schicksal des tief gedemütigten Preußens und seiner Dynastie mag als schwerwiegende Mahnung gewirkt haben. In der auswärtigen Politik vollzieht sich eine deutliche Wendung mit der Berufung des Grafen Metternich, und die Maßnahmen im Inneren lassen ein persönliches Eingreifen des Kaisers erkennen. Tatsächlich wird seit dem Schönbrunner Frieden der Wille des Kaisers entscheidend, und vieles, was namentlich im Auslande als Metternichsche Politik angesehen und beurteilt worden ist, darf nur auf die Stellungnahme Franz' I. zurückgeführt werden. Auf dem Gebiete der inneren Verwaltung ist die längste Zeit die Macht Metternichs arg überschätzt worden. Wie irrig diese Annahme gewesen, zeigt jene deutliche Änderung in dem Regime nach dem Tode des Kaisers 1835. Die gesamte innere Verwaltung hat sich Franz für sein ausgesprochen

persönliches Regieren zurechtgeschnitten. In den obersten Kanzleien liefen die den höchsten Beamten abverlangten Gutachten ein. Sie wurden in den Kanzleistuben kopiert und ohne Autorennamen wiederum andern Würdenträgern zur Durchsicht anvertraut. So trafen zuletzt im kaiserlichen Kabinett die verschiedenartigsten Äußerungen zusammen, deren Verfasser der Monarch allein kannte. Er entschied dann nach eignem Ermessen. Die Bewahrung dieser seiner allein ausschlaggebenden Herrscherautorität mag ihm nach den früheren schmerzlichen Erfahrungen als das Wichtigste erschienen sein. Wagte man sie anzutasten, dann war die schärfste Verfolgung zu gewärtigen. Der Mailändische Adel, der 1814 in einer Audienz den Kaiser als den neuen Herrscher begrüßen sollte, und sein Wortführer, der Graf Confalioneri, haben einige Jahre später schwer dafür büßen müssen, daß sie gleichsam ihren Huldigungsakt mit der Forderung einer Repräsentativverfassung in einen unmittelbaren Zusammenhang zu bringen wagten. Zweifellos empfand Kaiser Franz dieses Verlangen als eine frevelhafte Zumutung, nachdem durch zwanzig Jahre seine Heere um die Verteidigung der Habsburgischen Besitze geblutet hatten. In seiner Umgebung hielt Franz auf unbedingte Unterwürfigkeit. Er duldete manche Persönlichkeit von anrüchigem Privatleben um sich, wenn er nur ihres Gehorsams sicher sein durfte. Er selbst ist ein zärtlich besorgter Familienvater und korrekter Gatte gewesen. Als während seiner Witwerschaft einer seiner Adjutanten ihm eine erotische Zerstreuung vorzuschlagen wagte, erhielt der bestürzte Höfling eine schroffe Zurückweisung. Franz liebte höfische Geselligkeit, ungern ließ er sich seine Quartettabende stören. Schwer lastete auf dem Burgtheater die Hofzensur. Auch hier hat der Kaiser wiederholt persönlich eingegriffen. Der Muse Grillparzers ist seine Strenge verhängnisvoll geworden.

Der jähe Wandel der auswärtigen Politik Österreichs schien die Weltherrschaft Napoleons bestätigt zu haben. Metternichs erste Aktionen vollzogen die Annäherung der habsburgischen Dynastie an das neue Kaisertum Frankreich. Mit ihm traten neue Männer auf den Schauplatz, und mit Stadion zogen sich auch dessen gleichgesinnte Freunde, vor allen der geistreiche, universell gebildete Fürst Franz Ditrichstein, von der Teilnahme an den Staatsgeschäften zurück. Die Vermählung Napoleons mit der blühenden Prinzessin Marie Luise und die geräuschvollen Hochzeitsfeierlichkeiten in Wien und Paris zeigten Österreich nun intim mit dem Empire verbunden, so daß Napoleon jetzt nicht bloß über den Rheinbund und über das völlig fügsam gewordene Preußen, sondern auch über die alte Monarchie, die ihre Wehrkraft noch am Tage von Aspern rühmlich bewährt hatte, völlig verfügen konnte. Ein österreichisches Korps mußte denn auch innerhalb der Großen Armee, die die russische Macht niederwerfen sollte, eine Aktion übernehmen. Befehlshaber wurde jener treffliche General und Diplomat Fürst Schwarzenberg, den Napoleon ganz besonders bevorzugte. Die Tage, die Napoleon vor dem Aufbruch nach dem Nordosten in Dresden verbrachte, zeigten den Kaiser auf einer jeden Zweifel bannenden sicheren Höhe und unerhörten Machtfülle.

Als nun das Unerwartete eintrat und das gewaltige kriegerische Unternehmen seinen entsetzlichen Ausgang nahm, als York seine Tauroggener Konvention abschloß, die herrliche Volkserhebung in Preußen die offiziellen Gewalten mit sich riß, da sah sich Österreich vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt. Ohne die habsburgische Macht war an eine Überwältigung Napoleons nicht zu denken. Dessen schienen sich der Zar wie die preußischen Diplomaten und Generäle bewußt. Mit Österreich eröffnete der Krieg erst sicherere Aussichten auf die Möglichkeit eines Erfolges. Eine schöne Symbolisierung dieser Überzeugung hatte schon einige Jahre vorher Kleist in seiner „Hermannsschlacht" gegeben. Der geniale Dichter, den seine Begeisterung einst dazu getrieben hatte, mit F. Ch. Dahlmann wenige Wochen nach der Schlacht die Felder von Aspern zu besuchen, ließ Hermann seine Söhne zu dem mächtigen Markomannenfürsten Marbod senden. Mit Marbod ist Österreichs Kaiser gemeint. Der Cherusker bietet seine Kinder als Geißeln für seine unverbrüchliche Treue an. Ohne Marbod wäre die Erhebung und die Abschüttelung des Römerjochs nicht denkbar.

Erschien aber der Sieg über Frankreichs Übermacht völlig sicher, wenn Österreich hinzutrat? Und was war zu gewärtigen, wenn die Feldherrnkraft Napoleons auch diesen Bündniskrieg gewann? Kühle Beurteiler fanden die Machtstellung des Imperators zu Beginn 1813 günstiger, als sie etwa nach Aspern gewesen. Österreichs Politik hielt vor einer Entscheidung, die ernsteste Überlegung erforderte. Alle diplomatischen Erfolge, die gesamte finanzielle und militärische Wiedererstarkuug der letzten drei Jahre standen auf dem Spiele, wenn die Monarchie abermals den Gegnern Frankreichs sich zugesellte. Von Napoleon war dann keine Schonung zu gewärtigen. Ein völliger Verzicht auf die Großmachtstellung konnte der Dynastie auferlegt werden. Österreich hatte sich unter weit freieren Bedingungen an dem russischen Feldzuge beteiligen können als das gänzlich französischer Botmäßigkeit ausgelieferte Preußen. Dem Staat, der nahezu zwanzig Jahre gegen Frankreich unter Waffen gestanden, konnte nicht der Vorwurf schnöder Gesinnungslosigkeit gemacht werden, wenn er jetzt sich still beiseitehielt. Metternich hat zweifellos schon damals an die Möglichkeit einer

überaus vorteilhaften Stellung gedacht, die der Monarchie durch ihre vorläufige Neutralität beschieden sein könnte. Der Krieg brachte vielleicht keinem der beiden Teile entschiedene Erfolge. Dann fiel Österreich eine Rolle des Vermittlers zu, die ansehnlichen Gewinn verhieß. Aber ein kriegsbereites Österreich mußte es sein, das sein Wort in die Wagschale werfen konnte, und seine Diplomatie mußte behutsam das freundschaftliche Verhältnis zu Frankreich fortwirken lassen, ohne dabei dessen verbündeten Gegnern in schroffer Feindseligkeit gegenüberzutreten. So wurden denn in Wien Rüstungen angeordnet, deren Ausdehnung Napoleons wachsamen Agenten keineswegs entgingen. Im Februar erschien in der Kaiserstadt Knesebeck als Bevollmächtigter Preußens und Rußlands, die soeben den Kalischer Vertrag miteinander abgeschlossen hatten. Sein dringend vorgebrachtes Angebot einer Allianz hatte nur den einen Erfolg, daß Metternich die bestimmte Erklärung abgab, niemals werde sich Österreich gegen die beiden verbündeten Mächte wenden. In engster Verbindung mit den preußischen und russischen Diplomaten arbeiteten die englischen Unterhändler. Sie konnten stets mit dem Angebot reichster Subsidien ihre Bemühungen um die Verlängerung des Kriegszustandes begleiten. Die britische Macht ist der beharrlichste, der furchtbarste, der unversöhnliche Gegner des Empire gewesen. Ihre Agenten mußten jeglichen Friedensschluß zu durchkreuzen suchen. Mit Recht witterte Napoleon auch hinter jeder verdächtigen Neuerscheinung einen englischen Anschlag. Die Überwachung aller Beziehungen, die von London aus angeknüpft wurden, hielten ein ganzes Korps von Agenten beständig in Atem. Selbstverständlich unterstand auch Österreich und Wien dieser rücksichtslosen Kontrolle. Trotzdem unterhielten der Hof und Metternich geheime Beziehungen zum Prinzregenten Georg und dem Kabinett. Das Polizeisystem Napoleons erzog in London wie in Petersburg und Deutschland Diplomaten, die der schärfsten Wachsamkeit sich zu entziehen wußten. Metternich ließ auch in jenen Jahren eines intimen Verhältnisses zu Frankreich die Beziehungen zu den übrigen Mächten nicht verflüchtigen. Weder mit Rußland noch mit England hörte der Verkehr auf. Die russischen Diplomaten und auch Kaiser Alexander klagten und zürnten zwar über Österreichs Unaufrichtigkeit. Der Unmut über die kühle, vorsichtige Behandlungsweise der polnischen Frage, die Metternich beobachtete, kam hier zum Ausdruck. Den gehässigen Äußerungen der Russen und ihrer englischen Freunde traten die loyalen und wahrheitsliebenden Schilderungen der preußischen Diplomaten entgegen. Männer wie Wilhelm von Humboldt und Hardenberg würdigten die ungemein schwierige Lage Österreichs und die peinlich genaue Vorsicht, mit der Metternich sich nach allen Seiten hin zu sichern bemüht war. Mit dem Prinzregenten Georg von England stand Kaiser Franz, mit den Ministern an der Themse Metternich in vertraulichem Verkehr. Unter falscher Adresse erhielt der österreichische General Nugent nach London seine Weisungen. Als auch dies unmöglich zu werden schien, nahm der Verkehr über Petersburg seinen Fortgang. Durch Nugent hatte der Prinzregent ein Schreiben des Kaisers im Herbst 1812 erhalten, als ein österreichisches Korps sich an dem großen Kriege gegen Rußland beteiligen mußte. In einer Audienz, die der General bei Georg hatte, vernahm er, daß der Prinzregent die Schwierigkeiten vollkommen würdige, welche die Monarchie bei ihren politischen Beziehungen und ihrer verminderten Macht zu überwinden habe. Angesichts des Mißlingens von Napoleons russischer Unternehmung warf Georg auch eine Äußerung von der Möglichkeit eines neuen Feldzuges gegen Frankreich hin, an dem sich Österreich nun auch beteiligen konnte. Im Dezember 1812 erhielt dann der englische Botschafter am russischen Hofe, Viscount Cathcart, von London die Weisung, mit Wien in Fühlung zu treten und zwischen Rußland und Österreich vertrauliche Beziehungen anzubahnen. Der Botschafter schickte seinen Sekretär Walpole mit einem eigenhändigen Schreiben an den Staatskanzler nach Wien. „Seine königliche Hoheit der Prinzregent", so hieß es darin unter anderm, „wolle keinen Anlaß versäumen, ein Bündnis herbeizuführen, das für Österreich sowohl wie für Europa von höchster Wichtigkeit sei." Der Engländer erhielt wiederholt Gelegenheit, mit Metternich zu verkehren. Er nahm damals die Versicherungen des Staatskanzlers mit, daß zur Stunde Europa den Frieden brauche, und daß Österreich um seine Herbeiführung nachhaltig bemüht sei. Auch Friedrich von Gentz, Metternichs Vertrauensmann, erachtete um die Wende des Jahres trotz seinem Eifer gegen Napoleon einen Friedensschluß als die einzige Möglichkeit, die jetzt gegeben. Nach Paris wurden Friedensvorschläge gemacht, anderseits bestürmte nun Zar Alexander Österreich mit vielverheißenden Werbungen. Es sollte seinen sämtlichen Besitz, den es verloren, wiederum bekommen, Rußland begehre gar nichts, er wolle die Oberherrschaft, die Frankreich über Deutschland und namentlich über Preußen verhängt habe, wiederum vernichten.

Da der bevorstehende Feldzug der Verbündeten auf schlesischem Gebiet beginnen mußte, vollzog sich die österreichische Truppenkonzentration vornehmlich in den Sudetenländern. Noch waren allseitig diplomatische Verhandlungen im Gange. Von Paris aus ergingen nach Wien Anfragen über die militärischen Vorbereitungen. Im April antwortete Metternich mit dem Angebot einer Friedensvermittlung, das jedoch keine Berücksichtigung fand. Und das Kriegsglück schien dem

Soldatenkaiser treubleiben zu wollen. Wiederholt siegte er, und der neueste fachmännische Darsteller der Befreiungskriege meint einmal in beredter Bewunderung, daß niemals Napoleons Strategengenie sich glänzender erwiesen habe als im Feldzuge von 1813. Allein der Sieger konnte sich der Tatsache nicht verschließen, daß er andern Gegnern gegenüberstehe. Er hatte es mit der wuchtigen Kraft eines verzweifelten Volkes zu tun. Am 4. Juni schlossen die kriegführenden Mächte einen Waffenstillstand, und abermals kam es zu Verhandlungen. Im Juni vollzog Österreich den entscheidenden Wechsel seiner Stellung. Am 27. Juni kam jener Geheimvertrag von Reichenbach zustande, in dem sich Österreich im Verein mit Rußland und Preußen zur Herbeiführung eines Friedens vereinigte. Preußen sollte Danzig zurückerhalten, die Hansastädte wiederum ihre Selbständigkeit erlangen. Österreich verlangte seinen illyrischen Besitz zurück. Rußland erschien nur mit einem Punkte beteiligt: das von Napoleon begründete Großherzogtum Warschau sollte aufhören zu bestehen und die polnischen Gebiete unter den Ostmächten aufgeteilt werden. Hier setzt also wiederum die polnische Frage ein. Sie hat sogar noch mehr als die schwedische und finnische Angelegenheit Alexander bei seinen Entschlüssen, bei seinen Sympathien und Antipathien bis in die Kongreßzeiten hinein bestimmt. In jüngster Zeit haben die Denkwürdigkeiten der Prinzessin Luise von Preußen-Radziwill hierüber wichtige neue Mitteilungen gebracht. Die Polenpolitik des Zaren stellt gleich zu Beginn die heilige Allianz in Frage. Sie ward auch die Ursache der hartnäckigen Feindseligkeit, die Alexander während der Wiener Verhandlungen gegen Metternich an den Tag legte. Preußen und Rußland bildeten die wichtigsten Nachbarschaften für Österreich. Beide Staaten brachten auf dem Kongreß territoriale Forderungen mit, die die Politik der nächsten Jahrzehnte bestimmen mußten. Der Hohenzollernstaat verlangte die Einverleibung des Napoleon dienstbar gebliebenen Sachsens, Alexander Großpolen. Metternich glaubte Preußen diesen Machtgewinn zugestehen zu können, um sich dessen unbedingte Freundschaft und die Zustimmung in den deutschen Angelegenheiten zu sichern. Eine große Gefahr für Österreich jedoch erblickte er in der Vereinigung Polens mit der russischen Großmacht. Damit ist seine Stellungnahme bei dem Kongreß gegeben. Indem Österreich sich für die volle Verwirklichung der preußischen Wünsche einsetzte und anderseits die russischen bekämpfte, veranlaßte es am Kongreß Gruppenbildungen, welche die gewaltige Front, die die Gegner Napoleons bildeten, durchbrachen.

Mit den Reichenbacher Abmachungen in der Tasche begann Metternich um die Wende des Monats Juni seine Unterhandlungen mit Napoleon. Wenn Frankreich auf die Forderungen der Verbündeten einging, sollte Frieden werden. Niemand schien zu den Verhandlungen mit dem in Dresden verweilenden Kaiser geeigneter als der österreichische Staatskanzler. Seine leichte, anmutige Art, Geschäfte zu behandeln, war allseitig anerkannt. Seine geschmeidigen Formen, die im persönlichen Verkehr über den schärfsten politischen Gegensatz hinweg stets neue Fäden einer Anknüpfung herausfanden, hatten seiner Persönlichkeit während seiner Gesandtentätigkeit in Berlin und Paris wesentlich genützt. Er galt neben Schwarzenberg als der Mann, mit dem Napoleon unter allen Diplomaten am liebsten verkehrte. Die Vermählung des Kaisers mit der Tochter Franz' I. hatte Metternichs Stellung bereits ihre Überlegenheit verliehen. Nur er werde, so hieß es, den gewaltsamen Zornesausbrüchen Napoleons standzuhalten vermögen. Das Spielerische in seiner Natur half ihm über Schwierigkeiten hinweg, an denen tiefergegründete Charaktere gescheitert wären. Er verwechsle das Boudoir mit der Staatskanzlei, warf ihm ein würdiger deutscher Diplomat vor. Tatsächlich erschien Metternich noch als der stilvollendete Vertreter des ancien régime. Er war der Mann üppigen Lebensgenusses, der Mann der kleinen Künste, allein diejenigen, die nur von diesem Metternich wußten, haben ihn doch unterschätzt. Jene Zeit schwieriger Unterhandlungen, die fast jeden Tag mit einer veränderten Sachlage zu rechnen hatte, zeigte Metternich als zielbewußten Vertreter seines Staates. Er hat sich weder von den Verbündeten noch von Frankreich zu einem Entschluß fortreißen lassen. Er zog als nüchterner Rechner für sich allein einher, zeigte aber, als er sich entschieden, nach beiden Seiten hin eine feste Haltung. Von einer hohen Stimmung, wie sie 1809 namentlich in der Umgebung der edlen Kaiserin Ludovika geherrscht, und wie sie Stadion, Ditrichstein, Johannes Lichtenstein und Radetzky beseelt, war im diplomatischen Stab Metternichs wenig zu gewahren. Aber seinem Staat, der durch zwei Jahrzehnte hindurch in dem beharrlichen Kampfe gegen die französische Hegemonie sich verblutet hatte, ward er jetzt ein nüchtern rechnender fürsorglicher Förderer. Gern sah er es, wenn die Monarchen ihn als den entschlossenen Verteidiger der alten Souveränitätsidee schätzten, sich von ihm in ihrem Sicherheitsgefühl festigen ließen. Diese gute Meinung verhalf ihm ja zu seinen besten Triumphen. Er selbst stand dem neuen Zeitalter keineswegs verständnislos gegenüber. Den tiefgreifenden Wechsel der Dinge hat er genugsam in der nächsten Nähe der Entscheidungen mitgemacht. Er war der politische Skeptiker geworden, der nur wenig mit den edlen Imponderabilien nationaler Begeisterung zu schaffen haben mochte. Sein diplomatisches Geschäft jedoch hat er während der Befreiungskriege meisterlich geführt und neben der Unaufrichtigkeit und der unruhig flackernden Art

Kaiser Alexanders, die namentlich hochsinnige Männer wie Wilhelm von Humboldt zu dem bittersten Urteil veranlaßte, nimmt sich Metternichs Programm und seine Führung der Verhandlungen recht vorteilhaft aus. Und er hat in jenen bewegten Monaten, da die gesamten politischen Verhältnisse eine Umbildung erfuhren, allein kaltes Blut behalten. Die unsichere Stimmung der Höfe und Kabinette läßt sich wohl aus keinem geschichtlichen Dokument deutlicher erkennen als aus dem Briefwechsel, den Friedrich von Gentz mit Metternich führte. In einem Schreiben vom 6. Juli 1813 charakterisiert der geniale Publizist die Bedeutung Österreichs für die Verbündeten und für den Kampf gegen den verhaßten Imperator: „Die Aufrechterhaltung der österreichischen Monarchie ist heute, nicht bloß aus unserm, sondern aus dem antifranzösischen europäischen Standpunkt betrachtet, die erste und höchste aller Rücksichten. Denn an Österreich sind Gegenwart und Zukunft geknüpft. Alles andre ist halb oder ganz zerrüttet, niedergetreten, entseelt oder verkauft. Wird die Kraft von Österreich auch nur momentan noch einmal zersprengt, so gibt es für alles übrige nicht einen Vereinigungspunkt mehr. Wenn die Welt nicht der Narrheit preisgegeben wäre, so müßte bei dem ersten österreichischen Kanonenschuß das Entsetzen alle Gemüter ergreifen. Denn solange wir so stehen wie jetzt, kann nichts um uns her durchaus unwiderbringlich fallen. Werden wir auch nur in Verwirrung gebracht, auch nur drei Monate lang aus unserm System geworfen, zu wem werden sie dann nach Hilfe schreien?"

Die Unterhandlungen, die Metternich zu Dresden mit Napoleon führte, hatten nach jenem stürmischen Auftritt, den Thiers zuerst ausführlich geschildert, die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August zum Ergebnis. Der Kaiser nahm die Vermittlung Österreichs an. Zu Prag sollten alsbald die Friedensverhandlungen beginnen. In ernster Spannung harrte man während der dortigen Besprechungen der Entscheidung. An der böhmisch-preußischen Grenze erörterten mündlich und schriftlich die Staatsmänner Friedrich Wilhelms III. und Alexanders die jeweilige Situation und jede Schwankung der Franzosen während der Konferenzen. Als endlich der 10. August und mit ihm der Termin einer friedlichen Entscheidung vorüber war, als die Höhenfeuer der böhmischen Berge den Fortgang des Krieges anzeigten, als endlich Österreichs Waffenmacht mit den Verbündeten wieder in den Kampf gegen den Schwiegersohn Kaiser Franz' I. eintrat, da erhielten die politischen Geschehnisse für den ganzen Erdkreis jene heroischen Formen, die dem Jahre 1813 in der Weltgeschichte aufgeprägt geblieben sind.

Mit der Kriegserklärung Österreichs fiel auch der schwere Druck fort, der bisher auf die öffentliche Stimmung in Städten wie Wien, Prag und Graz gelastet hatte. Napoleon und seine Polizei hatten die österreichischen Lande mit einem ganzen Netz von Agenten umgeben. In Paris wußte man von der Unermüdlichkeit der englischen Regierung, von dem regen Verkehr, den die preußischen Patrioten mit Österreich unterhielten. Fortwährend ergingen an die Wiener Regierung Anfragen oder kategorische Ersuchen bezüglich des Verweilens verdächtiger Persönlichkeiten und deren Ausweisung. Das Schicksal Gruners, die Umständlichkeiten, die Stein in Österreich hatte, sind hinlänglich bekannt. Sicherlich war französischer Beobachtung die Verstimmung nicht entgangen, mit der die Beteiligung Österreichs an dem russischen Feldzug aufgenommen worden war. Von dem herrlichen Armeeaufruf Erzherzog Karls 1809 hatte sich der trockene Erlaß Schwarzenbergs, der die nach Rußland abgehenden Truppen kommandierte, traurig abgehoben. Er beschränkte sich darauf, von der Tapferkeit der Armee und deren Untertanenpflicht zu sprechen. Namentlich in Wien wurde über die erzwungene Gefolgleistung herb geurteilt. Gegenüber franzosenfeindlichen Kreisen und den Bewunderern Napoleonischen Kriegsruhms hatte sich innerhalb des Bürgertums und des Adels eine deutschnationale Stimmung herausgebildet. Unvergessen war das Andenken an Aspern, und zahlreiche Tiroler, die sich nach Wien gewandt, harrten sehnsüchtig einer Wendung, die ihrem Vaterlande die Befreiung bringen sollte. Da sich die Wiener Polizei ängstlich den Wünschen und Befürchtungen, die von Paris aus geäußert wurden, anpassen mußte, kamen der Haß gegen Frankreich und zu Beginn des Jahres 1813 die Genugtuung über die grauenhafte Niederlage in Rußland und über die Erhebung in Preußen nur spärlich zu öffentlichem Ausdruck. Aber in geheimen Konventikeln, in der abgeschlossenen Stille der Privatwohnung prophezeite man bereits den Niedergang der Fremdherrschaft, die auf Mitteleuropa lastete.

Bezeichnend für die österreichischen Polizeiverhältnisse in den Frühlingstagen 1813 sind die Vorgänge, die sich auf Schloß Seebenstein in Niederösterreich abspielten. Dort hatte sich bei dem aus der Schweiz stammenden Besitzer Steiger eine patriotische Gesellschaft zusammengefunden, die sich die „Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde" nannte. Auch der in Innerösterreich verehrte Bruder des Kaisers Franz, Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser, pflegte in dem gastlichen Hause einzukehren, und man hatte ihm den Titel „Hans von Österreich, der Ternberger" verliehen. Sicherlich ist dort von Tirol und dessen Befreiung wiederholt die Rede gewesen. An einem Märztage wurden aber einige Mitglieder dieser Gesellschaft, darunter Baron Hormayr, der in vertrautem Verkehr mit dem Prin-

zen stand, verhaftet und in das Festungsgefängnis von Munkacz und auf den Spielberg geschickt. Erzherzog Johann und auch Erzherzog Karl mußten eine längere Reise antreten. In kurzer Zeit jedoch erfolgte die Freilassung der Häftlinge, und es fehlte auch nicht an Ehren, die sie für den Schreck entschädigen sollten.

Je näher die Entscheidung bei den Prager Verhandlungen rückte, desto höher wuchs auch die Erregung in der innerösterreichischen Bevölkerung. „Wir können uns nicht mehr auf die Straße wagen, ohne insultiert zu werden", meldete der Sekretär Narbonnes, des französischen Gesandten, aus Wien nach Paris. Die Kriegserklärung an Napoleon rief einen mächtigen Eindruck hervor, der freilich mit der vorsichtig nüchternen Haltung der Regierungskreise nicht recht harmonierte. Erst im Oktober bildete sich in Wien eine Art von Freiwilligenkorps. Das vergangene Jahrzehnt hatte die Bevölkerung zu schwer erschöpft, hatte zu viel Hoffnungen getäuscht, als daß jetzt auch aus den niedersten Volksschichten heraus eine so starke Bewegung emporwachsen konnte wie in Preußen. Mit Ergriffenheit folgten aber die gebildeten bürgerlichen Kreise Österreichs den Vorgängen im Felde. Der Beitritt Österreichs zum Bündnis gegen Napoleon und der Jubel, mit dem in Deutschland diese Tatsache begrüßt wurde, ließen auch ihre Herzen höher schlagen. Friedrich von Schlegel fand hohe Worte des Lobes für die vorsichtig sicher fortschreitende Politik Metternichs, die endlich in die große Allianz hinausmündete. Der geniale Apostel der Romantik hatte seit mehreren Jahren bereits eine amtliche Stellung in Wien erlangt. Aus seinem brieflichen Verkehr wie aus Denkwürdigkeiten jener Zeit ist zu entnehmen, daß hier jetzt ein starkes literarisches und künstlerisches Interesse in der Gesellschaft Wurzel gefaßt hatte. Wie vor fünfzig Jahren, da in der Staatskanzlei an die Berufung Lessings gedacht worden war, wurde auch jetzt dem Burgtheater eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Sein Ruf war draußen im Reiche schon fest begründet. Vor kurzer Zeit hatte Ludwig Tieck, der Genosse Schlegels aus der Werdezeit der Romantik, in Wien verweilt, und es hieß, daß er mit der Leitung der Hofbühne betraut werden solle. Tiecks Schwester ließ sich in Wien nieder und reichte hier dem Esthländer von Knorring die Hand. Zu dem zahlreichen Kreise der Deutschen, die jetzt der Wiener Gesellschaft angehörten, zählte ferner ein Bruder des früh verstorbenen Novalis, Herr von Hardenberg.

Der Glorienschein, der seit Aspern Österreich umstrahlte, wirkte trotz der seit Metternich vollzogenen Wendung der Politik zu Napoleon auf die Gedanken und Pläne, die in Deutsch-Österreich wie jenseit der schwarzgelben Grenzpfähle im Sinne einer Wiederaufrichtung einer nationalen Staatenvereinigung gehegt wurden. Und nun, da vom Beginn des Jahres 1813 der Kampf gegen Napoleon immer näher und näher rückte, als die Gerüchte von Verhandlungen der Verbündeten mit dem österreichischen Hofe und der Staatskanzlei durch geheimnisvollen diplomatischen Verkehr sich verdichteten, erwartete man in diesen literarischen Kreisen die Entscheidung in ernster Ergriffenheit. Damals verließ ein junger Poet, der aus Sachsen hereingekommen war, dessen Vater ein treuer Freund Schillers gewesen, Theodor Körner, die Kaiserstadt, die ihm liebgeworden, die ihm jetzt sein teuerstes Gut, seine eben gewonnene Braut, barg, um in den Reihen des Lützowschen Korps gegen die französische Zwingherrschaft zu kämpfen. Die Hofschauspielerin Antonie Adamberger, mit der er sich verlobt, folgte nach einigen Jahren dem Altertumsforscher Arneth zum Altar. Sie ist die Mutter des Historikers Alfred von Arneth geworden, der in seinen 1891 erschienenen Lebenserinnerungen Aufzeichnungen seiner Mutter über jene Zeit mitteilt. „Wie wir uns", so schreibt sie nach der Schilderung ihrer ersten Begegnung mit Körner, „dann öfter sahen, wie er all die Meinen durch sein edel-treuherziges Wesen gewann, wie er mir später gestand, daß dieser Augenblick über sein Herz entschieden hatte ... wie sein reges Vaterlandsgefühl jede andre Empfindung schweigen machte und er das Jahr darauf fortzog, um nie wiederzukommen, das wird mir immer noch schwer, zu erzählen, auch noch nach vierundvierzig Jahren ... Als Theodor zu Tode getroffen fiel, hatte er mein Bild auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herz von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche." Als sie von dem Entschluß des Geliebten vernahm, soll die junge Künstlerin sich standhaft und seiner würdig erwiesen haben.

Als Mitte August 1813 Österreich sich mit Preußen und Rußland verband und Napoleon den Krieg erklärte, hatte die diplomatische Kunst Metternichs durch die vorhergehenden Verhandlungen, durch ihr kluges Zögern und Vermitteln und jetzt durch ihren für sich allein eine Entscheidung darstellenden Entschluß einen weithin sichtbaren Höhepunkt ihrer Erfolge erreicht. Das Gewicht, das der Erklärung Österreichs beigelegt wurde, drückte sich sofort durch die Ernennung des Fürsten Schwarzenberg zum Oberkommandierenden der verbündeten Armee aus. Ihm, dem allseitig geachteten General und Diplomaten, der vor einem Jahre noch das österreichische Korps unter Napoleons Kommando nach Rußland geführt, war es nun beschieden, die Heere der Verbündeten zum Siege über den gewaltigsten Eroberer zu führen.



Richard Pietzsch: Tauwetter in Wolfratshausen.

Von Kunst und Künstlern

Vier Winterbilder: „Tauwetter in Wolfratshausen“ von Richard Pietzsch — „Reiter im Schnee“ von Oswald Roux — „Verschneiter Wald“ von Fritz Oßwald — „Das Brandenburger Tor“ von Heinrich Dahmen — Wilhelm Kreling: „Interieur aus Schleißheim“ — Zwei Kinderbilder von Hans Huber-Sulzemoos: „Im Walde“ und „Aurikelchen“ — „Lebende Blumen“ von Karl Fahringer — „Die Bonne“ von Max Stern — „Junger Geiger“ von Emil W. Herz und „Nikisch-Konzert“ von Robert Sterl — Bootshafen“ von Philipp Franck — Zwei Bildwerke: Brunnen von Franz Brahmstaedt, Adlerjäger von Ernst Paul

Ein paar Winterbilder rufen in diesem Märzheft, das halb noch der alten, halb schon der kommenden Jahreszeit gehört, dem bald zum Abschied rüstenden „Despoten“ die letzten Grüße nach.

So ein Spätwinter- oder Vorfrühlingsbild grüßt uns gleich zu Häupten dieser Spalten: „Tauwetter in Wolfratshausen“ von Richard Pietzsch, dem aus Blasewitz bei Dresden stammenden, aber schon seit anderthalb Jahrzehnten in München ansässigen und dort ebenso eifrig wie erfolgreich schaffenden Maler. Beinahe hätten wir gesagt: Isartalmaler, denn das ist die geläufige Bezeichnung, die man diesem Künstler beilegt, sobald sein Name auftaucht. Und doch trifft sie nur einen kleinen Teil der Vielseitigkeit, deren sich Pietzsch bei seinem unermüdlichen Studium der Natur rühmen darf. Seit er sich als Fünfundzwanzigjähriger — nachdem ihn die Dresdner Akademie völlig leer hatte ziehen lassen — Ende der neunziger Jahre aus Stucks Schule und Einfluß befreit hatte, kannte er nichts Höheres und Lockenderes, als, Körper an Körper gleichsam, um den Segen der Natur zu ringen, und was er als Landschaftsmaler geworden, ist er völlig selbständig, ohne Lehrer und ohne Korrektur geworden. Doch wir wollen hier nicht näher auf den Lebens- und Entwicklungsgang des Künstlers eingehen — dazu werden wir in einem der nächsten Hefte, wo wir ein Einschaltblatt nach einem seiner Frühlingsbilder bringen, bessere Gelegenheit haben. Wir wollen zunächst nur von seiner frischen, unmittelbaren und farbenfreudigen Kunst einen Vorgeschmack geben. Dazu freilich glaubten auch wir ein Isartalbild wählen zu müssen. Wolfratshausen — wer, der von München aus je die Isar aufwärts gewandert ist, kennt ihn nicht, den ängstlich zwischen Loisach und dem steil abfallenden, buchenbestandenen Höhenzug hingeschmiegten Flecken, der — weit länger schon als München — dort an der Vereinigungsstelle von Isar und Loisach die alten Marktgerechtsame hütet. Von Überschwemmungen ständig heimgesucht, flieht er der Berglehne entlang. Einen klaren, sonnigen Wintertag, wie ihn nur die bayrische Hochebene in solcher Klangschönheit geben kann, genießen wir mit dem Maler des Bildes. Zugefroren und verschneit war die überschwemmte Fläche zwischen Birkenallee und dem großen betürmten Hotelgebäude. Aber die Sonne brannte Löcher in die Schneedecke, deckte stellenweise die nur dünn überschneite grüne Wiese oder die braune Erde auf und ließ im klaren Eiswasser sich spiegeln, was sich spiegeln konnte. Was den Maler bei seiner Arbeit mitten im Schnee hauptsächlich reizte? Dasselbe, was uns an seinem Bilde entzückt: der Gegensatz von weißblauem Schnee und brauner Erde, von grüner Wiese und perl-

mutternschillernder Spiegelung des Flußwassers, von den ernsten, starren winterlichen Buchenbeständen und den zarten entkleideten Birken bei klarer blauer Luft; vielleicht auch der Kontrast zwischen den eingestreuten kleinen geduckten Häuschen und einer alten schönen, alles beherrschenden, furchteinjagenden Kirche. Das ist das Schöne an dem Bilde, daß es uns alle Schöpferlust, die der Maler beim Schaffen gefühlt hat, so unvermindert nachempfinden läßt, daß es uns aus kühlen Beschauern bald zu innerlich erregten Teilnehmern an all der Freude macht, die solch ein mühsamer, aber auch doppelt beglückender Umgang mit der Natur bereitet.

Ferner bringen wir den „Reiter im Schnee", ein farbiges Einschaltbild nach dem Gemälde von Oswald Roux, einem noch jungen Dresdner Künstler, der uns durch die Energie seiner Zeichnung und die Kraft seiner Farbe in den letzten Kunstausstellungen mehr als einmal vorteilhaft aufgefallen ist. Das helle scharfe Klingen, das so ein winterlicher Frosttag hat, es setzt sich in dem Farbenakkord dieses Bildes fort; die Reinheit des Lichtes und die durchsichtige Klarheit der Luft lassen die Formen und Umrisse geradezu silhouettenhaft, wie ausgestochen hervortreten, alles, auch das Fernste, scheint zum Greifen nahe, und etwas von der federnden Frische, die so ein Wintertag in sich hat, teilt sich — gewiß ein gutes Zeugnis für die Kunst des Malers — der Seele des Betrachters mit.

Wie weich, sanft und ruhevoll wirkt dagegen Fritz Oßwalds „Verschneiter Wald"! Oßwalds Winterbilder sind berühmt geworden; nur wenige vor ihnen haben mit so einfachen Mitteln so viel rein malerische Stimmung aus „toten" Landschaften herauszuholen gewußt. Das macht: seine Empfänglichkeit für Farben, Licht und Atmosphäre ist die denkbar feinste, und seine Sprache als Maler, durch und durch lyrisch, begegnet sich mit der der Natur in dem Musikalischen, darin ihrer beider geheimster Nerv zittert. Dem widerspricht es nicht, das Oßwald sich früh den Winter zur Spezialität seiner Kunst erkoren hat. Was er in den Schneelandschaften des Münchner Hofgartens oder des Nymphenburger Parkes sucht, wenn er dort frühmorgens schon, mit dicken Fäustlingen angetan, im Freien vor seiner Staffelei steht, ist das gedämpfte Wehklagen, die verschleierte Melancholie oder auch das klirrende, sirrende Lied des flimmerndes Frostes, das — freilich nur wenigen vernehmbar — von solchen schneeverhüllten Flächen, weißgepolsterten Stämmen oder reifübersponnenen Zweigen erklingt. Ein geborener Schweizer, hat sich Oßwald nach seinen ersten Studien bei Rudolf Koller als Schüler von Gysis und Diez früh so durchaus in die Münchner Kunsttradition eingebettet, daß er heute ganz und gar zu den „Münchnern" zählt. Doch das ist vielleicht sein Schönstes und das Hoffnungsvollste: daß er sich auch in der Rüstung dieser Schule und Überlieferung das Eigne, seine zarte seelische Empfindung nicht hat zerstören lassen. Der „Verschneite Wald" ist 1911 entstanden und nimmt sein Motiv aus der Umgegend von Schaftlach bei Tölz im Isartal.

Heinrich Dahmen, der Maler des winterlichen „Brandenburger Tores", ist von Hause aus Kunstgewerbler. Rheinländer von Geburt und zu Anfang seiner künstlerischen Tätigkeit als Dessinzeichner in der Krefelder Seidenindustrie tätig, kam Dahmen nach kurzer Düsseldorfer Zeit bald nach Berlin, wo er an der Kgl. Kunstgewerbeschule seine Studien vornehmlich unter Doepler, Orlik und Franck betrieb. Später erst, als er selbständig geworden war, wandte er sich der reinen Malerei zu, jetzt aber mit solchem Eifer, daß er sich an dem Problem einer Vereinigung von rein impressionistischer Malerei mit dem großen Kompositionsstil der alten Meister abmühte. Ihm genügte es nicht, nur so einen „abgemalten" Naturausschnitt zu geben, er wollte auch in seinen Berliner Straßenbildern, denen seit einigen Jahren seine besondere Liebe gehört, ein Stück Weltstadt aus der Wirklichkeit herausheben, um es auf der Bildfläche zu neuer abgeschlossener künstlerischer Einheit zusammenzufassen. Die Schwierigkeiten dieser Arbeitsweise liegen auf der Hand. Muß doch der Künstler meistens nach ganz kleinen Studien und Skizzen, wie sie im Gewühl der Straße entstehen, seine Bilder mosaikartig zusammensetzen. Was das heißen will, mag man ermessen, wenn man hört, daß zu einer einzigen solcher Darstellungen, wie wir sie in unserm Mattkunstdruck vor Augen haben, bis zu fünfzig Skizzen in Kreide und Pastell gehören.

Das Interieurbild aus Schleißheim würde den wesentlichsten Teil seiner malerischen Reize einbüßen, wenn es auf die Farbe verzichten sollte. Deshalb haben wir dieser Wiedergabe in Vierfarbendruck ausgesuchte Sorgfalt angedeihen lassen, und diesmal dürfen wir sagen: es ist ein Blatt zustande gekommen, mit dem der Maler selbst — und das will doch etwas heißen! — zufrieden ist. Zu Hilfe gekommen ist uns dabei die Tatsache, daß der Raum, der hier dargestellt wird, das Vestibül des Schlosses Schleißheim, ein Werk italienischer Baumeister unter Kurfürst Max Emanuel von Bayern, aus sich heraus stark dekorativ wirkt, und daß der Maler durch seinen Bildungs- und Entwicklungsgang für solche — feineren — dekorativen Aufgaben der Malerei besonders vorbereitet erscheint. Wilhelm Kreling hat seine erste künstlerische Erziehung in der Kunstschule zu Nürnberg unter der Leitung seines Vaters August von Kreling genossen, ehe er von dort mit neunzehn Jahren an die Akademie der bildenden Künste nach München kam, zuerst in die Malklasse Alexander von Wagners,



Philipp Franck: **Bootshafen.**

später in die Komponierklasse W. von Lindenschmitts. Hier entstanden seine ersten, mit peinlichster Sorgfalt durchgeführten Figurenbilder, die übrigens bald alle nach England gingen. Dann warf sich Kreling, von Freunden und Kollegen angeregt, vollständig auf die dekorative Kunst, und kaum daß er die Akademie verlassen hatte, entstanden seine ersten Interieurbilder: Motive aus Nürnberg, Köln, Antwerpen usw., die auf den Ausstellungen in München und Berlin nicht um Beachtung und Anerkennung besorgt zu sein brauchten. Unsre Schleißheimer Interieurstudie entstand, mit andern ähnlichen Arbeiten aus der Umgebung Münchens, im vorigen Jahre.

Auch die beiden Blätter „Kinder im Walde“ und „Aurikelchen“ werden dem Kenner ihre Herkunft aus dem Münchner Kunstgewerbe nicht lange verbergen können. Dabei hat Hans Huber-Sulzemoos (geb. 21. März 1873 zu Sulzemoos, einem Dörflein bei Dachau) nicht einmal die regelrechte Münchner Akademielaufbahn durchgemacht. Nur kurze Zeit hat er unter der Korrektur des so früh dahingegangenen Nicolaus Gysis gearbeitet, nachdem er kurz zuvor etwa zwei Jahre in der Privatschule des ebenfalls jung verstorbenen Anton Ažbe, einer menschlich wie künstlerisch gleich starken Persönlichkeit, studiert hatte. Die meiste Zeit seiner Tätigkeit gehörte jedoch schon frühzeitig dem Kunstgewerbe, und zwar der Glasmalerei, für die er noch heute zahlreiche Entwürfe liefert. Dankbar erinnert sich Huber, wieviel tief nachwirkende Anregungen er gerade für diesen kunstgewerblichen Zweig von den Brüdern Schiestl, Matthäus und Rudolf, seinen guten Freunden, empfing. Wie jene, so sieht auch er seinen Hauptehrgeiz in der volkstümlichen Wirkung seiner Bilder. Von den Kindern und vom Volke möchte er vor allem verstanden und geliebt sein, er, der seine Motive so gern aus dem schlichten Volks- und naiven Kinderleben nimmt und sich dabei, auch insofern den Brüdern Schiestl ähnlich, gern an unsre alten holzschnittmäßigen Märchenbilder anlehnt. Leinwand und Öl sind nicht seine Sache; am liebsten malt Huber seine schlichten Bilder mit Temperafarben auf Holz, nachdem er einen selbstpräparierten Kreidegrund untergelegt hat — nur selten geht er schließlich mit leichten Öllasuren darüber.

Karl Fahringers „Lebende Blumen“, eine Studie aus der Schönbrunner Menagerie, sind ein Stück Wiener Malerei aus der neuesten Zeit. Frische der Anschauung und Geschmack in der koloristischen Ausführung halten sich hier so glücklich die Wage, daß man versucht ist, einen Teil des Verdienstes daran der angeborenen österreichischen Grazie und Liebenswürdigkeit zuzuschreiben. Jedenfalls ist der Maler dieser Studie auch seiner künstlerischen Schulung und Entwicklung nach durchaus Österreicher. 1874 in Wiener Neustadt geboren, auf dem Staatsgymnasium in Krems vorgebildet, bezog Fahringer 1892 die Akademie der bildenden Künste in Wien und gehörte hier vier Jahre lang der Akademischen Malschule unter den Professoren L'Allemand und Griepenkerl an, ehe er sich zwei Jahre lang der Historienmalerei unter Prof. August Eisenmenger widmen konnte. Mancherlei Preise fielen ihm schon während seiner akademischen Lehrzeit zu, und er war eigentlich schon „fertig“, als er 1898 noch auf einige Zeit nach München zu Prof. Carl Marr ging, um in seiner Ausbildung für Historienmalerei den Schlußstein zu legen. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts begann seine selbständige Künstlerschaft in Wien. Was ihn hauptsächlich reizte, waren Naturstudien an Tieren und Kompositionen der verschiedensten Art in möglichst naturalistischer Form und Koloristik. Das beste davon stellte er im Künstlerbund „Hagen“ und in der Wiener Künstlergenossenschaft aus, aber auch die Große Kunstausstellung in Berlin (1907: „Tieger und Panther“), die Sezession in München und die Internationale in Rom sahen wirkungsvolle Bilder von ihm; 1911, in der Frühjahrsausstellung des Künstlerbundes in Wien wurde ihm für sein Gemälde „Eine Vision des Propheten Mohammed“ die goldene Staatsmedaille für Kunst und Wissenschaft zuteil.

Wer in Düsseldorf daheim ist oder gut Bescheid weiß, wird in dem Schauplatz des Bildes „Die Bonne“ von Max Stern den dortigen Corneliusplatz wiedererkennen. Schade, daß unser Doppeltondruck die blauen Blumenbeete nicht wiedergeben kann, denen das Original einen so feinen koloristischen Reiz verdankt. Dafür gelangt desto besser der interessante Gegensatz zwischen den bewegten Figuren im Hintergrunde, die das Straßenleben veranschaulichen, und der Ruhe der Bonne mit den Kindern im Vordergrunde zur Wirkung — und dies war es auch wohl, was den Künstler als bildmäßige Aufgabe vornehmlich gelockt hat. Die „Bonne“ ist mit 38 andern neueren Bildern Sterns zu einer Sammlung vereinigt, die augenblicklich in der Düsseldorfer Städtischen Kunsthalle ausgestellt ist und von dort weiter nach Barmen und Köln gehen soll. Sie vermittelt einen guten Überblick über die bisherigen Leistungen des vierzigjährigen Künstlers, der seine wesentliche Ausbildung in seiner Vaterstadt Düsseldorf erhielt und seit 1894 (Münchner Sezession) regelmäßiger Gast aller größeren deutschen Kunstausstellungen ist. Eine Reise nach Italien (1895) brachte ihn nur bis Venedig: Architektur und Volksleben fesselten ihn dort so, daß er sich nicht so bald losreißen konnte und nicht früher ruhte, als bis er ein paar große Bilder, darunter eine Prozession und eine Piazza San Marco, fertigbrachte. Dann ging Stern nach Düsseldorf zurück, und nun waren es Holland, Belgien und schließlich Paris, die ihn lockten und seine weitere Entwicklung bestimmten. Damals entstanden seine überlebensgroßen „Pflasterer“, mehrere mächtige Industriebilder, ferner die „Trödler im Amsterdamer Judenviertel“, die „Mutter“, „Abschiednehmende Heringsfischer“ und andre Werke, die fast alle in Kölner Privatbesitz übergegangen sind. Namentlich Paris gab ihm viel. Dort lernte er, daß man seine Bilder nicht erst von Studienreisen zu holen braucht, sondern daß das ganze Leben, das einen umgibt, malerisch ist, sobald man ihm nur die künstlerischen Seiten abgewinnt. So entstand das „Hochamt in den Dünen“, das die Düsseldorfer Akademie kaufte, und das lichte, fröhliche Bild „Kinderwärterinnen“, das heute im Walraff-Richartz-Museum in Köln hängt. Ein langer Aufenthalt auf dem Lande, nicht weit von Düsseldorf in Hitdorf und Rees am Niederrhein, hellten und frischten Sterns Farben noch weiter auf, und so malt er heute, im sicheren Besitz seiner künstlerischen Mittel, alles, was er sieht und schön findet: Straßen- und Promenadenbilder, Kaffee-, Wirtshaus- und Kirmesszenen, Theater-, Konzert- und Strandbilder und vor allem sehr gern Porträte. In den letzten Jahren hat der „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ verschiedene dieser meistens lichten und farbenfreudigen Bilder erworben, so die „Jägerhofallee“ und den Kaffeegarten „Ananasberg“, den wir schon im Septemberheft 1910 als Einschaltbild gezeigt haben.

Zwei unsrer Bilder huldigen der Musik und ihrem Dienste. Bei dem „Jungen Geiger“ von Emil W. Herz werden sich die Leser wohl erinnern, daß wir nicht zum ersten Male Werke dieses Berliner Porträtisten zeigen. Namentlich das farbig wiedergegebene Bildnis des Grafen von Uxkull-Gyllenband (Aprilheft 1911) wird noch nicht vergessen sein. Seitdem hat Herz für die Erfüllung seines künstlerischen Ehrgeizes, in der äußeren Erscheinung des Dargestellten so scharf und bestimmt wie möglich das Charakteristische einer Persönlichkeit, ihr inneres Leben und ihren geistigen Bau herauszuarbeiten, mancherlei zugelernt; mehr aber noch scheinen mir seine neueren Bilder, von denen in der letzten Großen Berliner Kunstausstellung einige zu sehen waren, in der malerischen Wirkung gewachsen zu sein.



Phot. Ad. Fischl, Dresden.

Max Stern: Die Bonne.

Robert Sterl, dem wir das ebenso temperamentvolle wie malerisch schöne „**Nikisch-Konzert**" verdanken, ist heute einer der markantesten Vertreter der Dresdner Malerschule und hat dort auch fast seine ganze künstlerische Ausbildung und Entwicklung erfahren. Freilich, aus den Schulfesseln machte er sich bald los. Schon im Meisteratelier von Pauwels zeigte er ausgeprägte Selbständigkeit in der Auffassung wie im persönlichen Streben. Während noch die Anekdoten- und Kostümmalerei vorherrschte, malte er schon Bilder der Wirklichkeit: einen Beter in der katholischen Hofkirche zu Dresden, eine Vesper in der Kreuzkirche, eine öffentliche Versteigerung und ähnliches. Diese charaktervolle Selbständigkeit hat Sterl auch weiter bewiesen, ob er nun auf eigne Faust aus den Dörfern um Dresden malerische Stoffe erbeutete, ob er mit Banzer ins Hessenland zog, ob er auf alten Malerpfaden an der sächsisch-böhmischen Grenze wandelte oder in Paris Millets Kunst schätzen und bewundern lernte. Unermüdliches Studium nach der Natur war es, was ihn mehr als alle Anregungen vorwärtsbrachte. Dabei galt es ihm gleich, ob dies Studium einem genialen Musikdirigenten, wie Nikisch oder Schuch, oder einer Gruppe von Steinbrechern und Pflasterarbeitern gewidmet wurde. Denn dort wie hier reizte ihn weniger das Gegenständliche als vielmehr die Stimmung, der farbige Eindruck und die malerische Ausdrucksmöglichkeit, die ihm da begegneten. Frische der Auffassung und sicheres Farbengefühl vertragen sich bei ihm mit Feinheit und Wärme der Empfindung. Dabei ist er in seinen Stoffen außerordentlich vielseitig. Er hat ernste, oft sogar strenge Landschaften mit und ohne Staffage, tiefdringende Bildnisse und zarte Innenräume gemalt; er hat das Arbeitsbild, nicht bloß das idyllisch-feierabendliche, nein, die Arbeit selbst mit ihrer eignen Atmosphäre und ihrem eigentümlichen Rhythmus gepflegt und sich neuerdings besonders durch das reizvolle Problem fesseln lassen, aus dem lichtdurchsprühten Helldunkel des abendlichen Orchesters mit den natürlichen malerischen Stimmungen zugleich die ganze temperamentvoll-nervöse Persönlichkeitsenergie eines unserer modernen Dirigenten wirken zu lassen.

Mit der farbigen Wiedergabe des „**Bootshafens**" hier im Text erneuern wir die Erinnerung an einen Berliner Maler, dessen Gesamt-Charakterbild Dr. Max Osborn schon vor einigen Jahren in diesen Blättern gezeichnet hat (Septemberheft 1907). Als eine „grundehrliche, gerade Künstlernatur voll Fleiß, Naturehrfurcht und Selbstkritik, deren ausdauernde Selbstzucht jetzt auf der Höhe des Lebens durch schöne Erfolge belohnt wird", so trat damals **Philipp Franck** vor uns hin, und so begegnet er uns noch heute alljährlich auf den Sezessionsausstellungen in Berlin und München. Nur daß er inzwischen der künstlerischen Errungenschaften seiner Mannesjahre, seines gesunden Naturgefühls, seiner saftigen Farbenfrische und seines kräftigen souveränen Striches, noch sicherer geworden ist. Namentlich der leise bewegten, Himmel, Wolken, Licht und Farben widerspiegelnden Wasserfläche hat er die mannigfaltigsten und individuellsten malerischen Reize abzugewinnen gewußt. Nicht umsonst sind seine badenden Jungen, seine Ufer-, Boot- und Pferdeschwemmenbilder zu einer Spezialität geworden, in der der Kenner die sympathischen Eigenarten und Vorzüge der Franckschen Kunst am reinsten und stärksten wiederfindet.

Endlich noch zwei Plastiken. **Franz Brahmstaedts** „**Brunnen**" zeigt uns eine Kindergruppe, in der wir doch wohl mehr sehen dürfen als ein zufällig beobachtetes Spielidyll. Das Mädchen, das da ganz in die Freude des Schmückens verloren ist — läßt es in seiner hingegebenen Haltung nicht schon etwas von der Mütterlichkeit des zukünftigen Weibes ahnen? Und der Knabe, der, kaum gefangen, schon wieder Miene macht, davonzufliegen, sich des zärtlichen Lohnes, der ihm für irgendeine tapfere Tat zuteil werden soll, schnell zu entziehen sucht — spricht nicht aus seiner straffen Haltung und aus seinen halb unwillig abwehrenden Mienen schon ein leises Etwas von der Keuschheit des Gefühls, die den Mann überkommt, wenn die Welt ihn für eine Tat krönen möchte, die er für selbstverständliche Mannes- und Menschenpflicht hält? — Die Gruppe ist in Ravaccione-Marmor (aus der Nähe von Carara) ausgeführt und schmückt einen vor kurzem zu Krefeld in der Hohenzollernstraße aufgestellten Brunnen. Der Künstler ist übrigens zu der inneren Freiheit und Heiterkeit, die dies Werk zeigt, erst in jüngster Zeit durchgedrungen; vielleicht ist das eine Frucht der Studienzeit, die er zuletzt noch bei Prof. Hildebrand in München und Florenz durchgemacht hat. Seine früheren Arbeiten waren weit herber und strenger.

Von dem Dresdner Bildhauer **Ernst Paul** zeigen wir den „**Adlerjäger**", ein Werk, das zuerst auf der Dresdner Kunstausstellung vom letzten Sommer hervorgetreten ist, wo ja überhaupt die Plastik eine so bemerkenswerte Rolle spielte. Es illustriert gut die künstlerischen Ziele, auf die Paul ausgeht. Von jeher, bekennt er uns, hat es ihn, sobald er einer freien, selbstgewählten Aufgabe gegenüberstand, zur Darstellung des jugendlichen, insbesondere des männlichen Körpers hingezogen. Die Freude an Mensch und Tier weckte in ihm das geistige Bild dieser Gruppe; Lebensbejahung, Lebensfreude, Bewußtsein jugendlicher Kraft und jugendlichen Mutes sollen daraus sprechen. F. D.



Lützows wilde Jagd

Von Franz Karl Becker



Vor hundert Jahren, an einem Märzmorgen, trug es sich zu, daß ein junger Reiter im schlesischen Hochland in den kühlen Morgen hineinritt. Reglos saß er auf dem trottenden Pferd, still sah er mit den großen Träumeraugen um sich.

Feld und Wald rauschten im Morgenwind, die Wolken zogen still und ruheschwer, wie Schwäne auf der See. Alles lag im vollen Saft des neuerstandenen Lenzes, Täler und Höhen weit und morgenfrisch. Eine Kühle wie von Meeren hing über den Fernen, ein feiner Lichtduft wie Weihrauch an den Hängen, die tiefblau lagen, wenn sie dem Licht abgewandt, und hell und sichtbar dampfend, wenn sie dem Licht zugewandt waren. Bisweilen flogen Schatten, eilig und schnell, Gespenstern gleich gejagt, über die bunt aufblühenden Halden.

So, in den unendlichen Morgen, der treu und rein dalag, ritt der Jüngling. Das war seine liebste Gewohnheit.

Immer wenn er es tat, vernahm er tief in sich den klingenden Jubel der Welt, die, geschmückt zum Brauttag ihrer Blüte, ihn empfing wie einen Langersehnten und ihn hundertfältig mit flauschmilden Armen an sich zog, an ihr Herz, in ihr Tiefstes, Unergründliches, Reinstes hinein.

Im Walde droben, am Hohlweg, sah man am besten über die grüne dampfende Weite. Es war wie ein Ruhepunkt im Waldmeer, eine kleine Wiese, grün und einsam, in der eine Quelle sprudelte.

Dort band er seiner Gewohnheit nach das Pferd an einen Baum, schnallte den Sattel los und entzäumte es; dann bückte es sogleich den vielgetätschelten Kopf, rupfte das frische Gras und fraß schnaubend.

Der Jüngling lagerte sich nahebei an den Stamm einer Buche und sah, verloren und unbewegt, über das rauschende Meer der begrünten Fernen. Stundenlang konnte er so, ganz untergehend in diesem befreienden und gewaltigen Wesen, hinstarren ins Volle, von allem Vergangenen gelöst, der Welt unsichtbar, von allen ihren Fäden getrennt. Nichts erinnerte ihn noch an sich selbst als schließlich des Pferdes Ungeduld, daß er aufzubrechen habe und in den unreinen Trug der Menschen wieder zurückkehren müßte.

Vöglein kamen hüpfend näher, sahen auf, flohen erschreckt. Eichhörnchen spitzten sich auf den Ästen; Rehe, äsend, blickten auf, den Kopf horchend zur Seite geneigt, und scharten sich liniengleich hinter dem feisten Bock. Der hob das weiße Pritschlein und hüpfte gemächlich voran; so enteilten sie.

Plötzlich hörte er fernher ein dumpfes Geräusch und Gestampf.

Er beachtete es nicht.

Er beachtete es auch nicht, als es sich immer gewaltiger mehrte und anschwoll, als Lachen herscholl, Stimmen jung und hell aufstürzten und sich brachen im Echo der Täler. Als es schien, ein Strom der Völker sei in den Wald gemündet, reiße alles mit sich, Baum und Strauch, aus dem Ewigen hergleitend.

So war er in sich versunken, er merkte nicht darauf, nein, er merkte es nicht, er verscheuchte es in seinen Gedanken.

Erst als sein Pferd die Ohren spitzte, sich reckte und starr stand, endlich ein lockendes Gewieher ausstieß, merkte er auf und horchte in das Brausen hinein.

Da ergoß sich aus dem Wald in den Hohlweg ein Strom, schwarz und gewaltig, Jünglinge zu Pferd und zu Fuß, ausschreitend voll unsäglicher Hast. Bald war der Hohlweg gefüllt, ergoß schon die ersten Reiter, ergoß Scharen der schwarzen schlanken Gestalten — eine hintosende, furchtbare Gewißheit, von Wald zu Wald, von Ferne zu Ferne, in die Ewigkeit hinein.

Sie sprachen und riefen gegeneinander, vielfältige Stimmen, dann wieder sangen einige, dann wieder kamen Schweigende. Mittendrein ein Trupp, jung und keck: einer schlug die Laute und sang ein sonderbar wildes Lied, es glitt rasch und dröhnend hin, bäumte sich auf, verweilte einen Augenblick, brauste wieder im Gleichklang der Worte dahin. War die Strophe zu Ende, fielen alle in der Nähe des Singenden in den Kehrreim ein, wild und stark:

Das ist Lützows wilde verwegene Jagd,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd!

Kaum fielen die Stimmen, knatterte der Singende schon wieder drein mit seinen Worten, rasch, schleichend, aufspringend, kauernd, wie eine Jagd von Gedanken. Er saß auf dem Pferd, schlank und schön, sang mit so heller, lachender Keckheit, daß es alle in seinen Bann zog.

Schwarz und erhoben floß dieser Strom hin, als habe der Wald selbst in seiner Tiefe und Größe Gestalt genommen, sei zu bewaffneten Jünglingen geworden, auszuziehen gegen die verworrene Welt, voll unermeßlichen Zornes. Es war ein ehernes, gewaltiges Getrupp gleichmäßig Schreitender, dann wieder das Stampfen und Schnauben der Pferde, über allem wie ein Feuerglanz dieses sonderbare, in der Kampfeslust jauchzende Lied!

Greise gingen da, gebückt, hastig; mit schweigender Emsigkeit schritten sie aus, das schwarze Gewehr auf den schwarzen Schultern. Jünglinge, schlank, in dem frohen Rhythmus des jungen Schreitens, starke wohlgestaltete, knorrige, andre mit feistem Leib, auch Knaben mit hellen flachsglatten Haaren unter den schwarzen Mützen. Finster in diesem lauernden Schwarz, schrecklich in dieser unaufhörlichen Hast, wie ein Geisterheer, mit dem Zeichen des Todes geschmückt.

Auf einmal unterbrach sich dieser Zug, und es ritten einige daher, die die Führer zu sein schienen. Ein mittelgroßer Mann zu Pferde, dann einige Reiter hinter ihm, dann einer mit blitzenden Orden, groß, mit grauem Bärtchen, in ausgezeichneter Kleidung, in seiner Haltung stolz und voll Würde. Ihm auf jeder Seite ein Adjutant, zwei Jünglinge, so sonderbar in ihrer Jugend und blühenden Kraft, daß es den Zuschauenden ergriff wie ein Wunder.

Beide waren gleich groß und in voller Kraft der Jugend. Der eine, weiß und sanft von Gesicht, von ungewöhnlicher Wohlgestalt, saß in einer feierlich ernsten Ruhe zu Pferde. Der andre, stark und glühend in seinen Mienen, trug finstre Schwermut in dem Schnitt seines Gesichts, ausbrechende wilde Kraft in seiner Haltung. Zorn der eine, Ernst der andre; die Hände gerechter Rache, so umgaben sie, lebendige Symbole, den Feldherrn.

Und da geschah es, daß der stolze Mann, der mit den blitzenden Orden, den Arm in die Hüfte gestemmt, lässig den Zaum seines Pferdes in der Hand, zur Seite blickte und den einsam Zuschauenden sah. Dieser Blick, der lange ausharrte und blitzend war, wurde wie eine Stimme, wie ein geheimnisvoll befehlender Zuruf, traumhaft und doch unsäglich stark, ganz bestimmt, ohne Rückhalt.

Der Jüngling, der bis dahin in größter Verwunderung alles das gesehen hatte, raffte sich auf aus seiner Ruhe. Er schnallte den Sattel des Pferdes zurecht, sprang darauf, riß es, indem er sich, schlank wie eine Säule, geraderichtete, herum und ritt trabend der Schar zu.

Die ihn sahen, schwenkten die Mützen, schrien überlaut „Hallo!“ und machten Platz.

„Seid ihr die Lützower?“ rief er.

„Jawohl! Willst du mit?“

„Ja. Was muß ich tun?“ rief er, zitternd vor Aufregung.

Einer, ohne zu antworten, rannte voraus zu den drei Reitern, rief schon von weitem „Friesen, Friesen!“ und deutete hinter sich.

Einer von den dreien, der mit dem weichen, sanften Gesicht, beugte sich horchend, blickte dann nach rückwärts und sprach einige Worte zu dem Kommandanten.

Dann wandte er sein Pferd und ritt langsam bis dicht vor den in höchster Glut und Spannung Wartenden. Als er ganz nahe war, zügelte er das Pferd, daß es aus der Schar zur Seite stand, und rief laut: „Willst du mit?“

„Ja!“

„Komm!“

Sie ritten voran, auf den Kommandanten zu.

Als sie nahe waren, ließ er ihn ganz dicht neben den Kommandanten reiten. Dieser besprach sich gerade mit dem auf der andern Seite, seinem Adjutanten Körner. Aber sogleich sah er den Ankömmling, musterte ihn von oben bis unten und sagte dann, ihn mit dem Kopf zu sich heranwinkend: „Reit' Er näher!“

Der Jüngling folgte.

Lützow gab ihm die Hand zu einem festen und warmen Druck. „Er tritt bei uns ein?“

„Jawohl!“

„Hm!“ Wieder musterte er ihn schweigend. Dann: „Wie heißt Er?“

„Eichendorff!“

„Sag' Er seinen ganzen Namen!“

„Joseph Freiherr von Eichendorff!“

Literarische Rundschau

Heutzutage mag es keinen mehr verwundern, aber vor fünfzig Jahren erschien es als eine „pathologische Merkwürdigkeit", wenn ein junger Poet sich mit epischen Prosawerken anstatt mit einem oder mehreren Gedichtbänden die literarischen Sporen zu verdienen suchte. Der junge Wilhelm Raabe selbst empfand es so, als er die „Chronik der Sperlingsgasse" und den „Frühling", seine beiden ersten Erzählungsbücher, vor sich sah und auch innerhalb dieser Erzählungen selbst — wie es doch der Zeiten Brauch war — nicht einen einzigen Vers eingeschmuggelt hatte. Jetzt wissen wir außerdem, daß zu dieser lyrischen Enthaltsamkeit nicht einmal Überwindung gehörte: der Lyriker in Raabe — sofern zur Lyrik die Versform gehört — war überhaupt kaum schon erwacht, so deutlich feinere Ohren aus der Prosa jener Frühbücher „die lyrischen Quellwasser überall leis aus der Tiefe rauschen und rieseln" hörten. Wilhelm Brandes, der berufene Schatzverweser des Raabischen Nachlasses, der jetzt eben bei Otto Janke in Berlin im Auftrage der Familie des Dichters die Gesammelten Gedichte von Wilhelm Raabe herausgegeben hat, bestätigt uns in seiner kundigen Einleitung zu dem hübschen Bändchen, daß in der Tat der Sechsundzwanzigjährige bis gegen Ende 1857 nur einmal, wohl im Sommer desselben Jahres, die wenigen Liederstrophen, die seine Magdeburger Domschüler von 1595 in der Rahmenerzählung zum „Studenten von Wittenberg" singen, alten Mustern nachgeformt hatte und daß er auch dabei noch nicht der eignen lyrischen Triebkraft und Begabung innegeworden war. Plötzlich aber, am 5. Dezember, ohne jeden ersichtlichen inneren oder äußeren Anlaß, bricht es stromweis ihn selbst überraschend hervor: „Ich entdecke, daß ich Verse machen kann,“ schreibt er groß und unterstrichen mit vier Ausrufezeichen in sein wortkarges Tagebuch, und von da ab volle acht Tage stehen darin — und das während der Arbeit an den „Kindern von Finkenrode" — nichts als „Reime" und immer wieder „Reime" verzeichnet, als sollte die Versäumnis von Jahren in Wochen nachgeholt werden. Doch bald treten wieder Stockungen ein, sei es daß die epischen Dichtungen ihn zu sehr beanspruchen, sei es daß die Kühle der „Klugen" ihn ernüchterte.

Diese ersten Gedichte Raabes kennzeichnet bei manchem Eignen im allgemeinen eine volkstümliche Romantik, die ihre literarischen Vorbilder, Brentano, Eichendorff, Heine u. a., nicht verleugnen kann und ab und an ins Spielerische fällt, so tief sie bisweilen, unter anderm in den Versen vom Tode, in die Seele des deutschen Volkes hinabhorcht:

Den Tod hab' ich gesehen:
Er kam im leisen Wehen,
Er kam mit sanftem Hauchen,
Nicht wollt' Gewalt er brauchen.
Er kam beim Sterneflimmern,
Bei Mondes bleichem Schimmern;
Kein Lüftlein sich bewegte,
Kein Blatt am Baum sich regte ...

Weit innerlicher schon als diese Frühlyrik erklingt die neue, die im Herbst 1859 einsetzt. Hier bricht sich in mächtigem Ansturm das nationale Sehnen und Verlangen nach staatlicher Einheit und geistiger Freiheit Bahn, das hinfort einen dauernden Antrieb zu Raabes Schaffen und Denken bilden sollte. Uns, die wir uns leider gewöhnt haben, in ihm nur den Dichter der Resignation zu lieben, überrascht dieser lyrische Sturm und Drang nationaler Empfindung, nationalen Feuers und nationaler Leidenschaft vielleicht am meisten, wenn uns das Pathos heute auch manchmal rhetorisch, die poetische Form nicht flüssig oder gefeilt genug erscheinen mag.

Im März 1861 verlobte sich Raabe mit der über Jahr und Tag schon heimlich Verehrten seines Herzens; aber was jetzt und in den nächsten Jahren seine Lyrik zeitigte, war kein eitel jubelnder, blühender und sonnig leuchtender Liebesfrühling, sondern eher ein von schweren, dunklen Wolken beschatteter Herbst, als fühlte er im Glück doppelt das kommende Leid des Lebens, als ahne er nun, wo der Ernst der Verantwortung auf ihn lastete, um so deutlicher hinter dem Segen auch den Fluch seiner Gaben. Er fühlte das Leben in seiner Ganzheit und sah deshalb mit jedem Glück des Daseins auch schon dessen unzertrennlichen Schatten, das Leid — nichts andres als dies Bewußtsein der bitteren, aber notwendigen Verschmelzung von Glück und Weh war es ja schließlich auch, aus dessen Wurzeln sein Humor erwuchs und seine tiefsten Werke erblühten. Und dieser neue bereicherte Gehalt seiner Lyrik schuf sich nun auch von selbst die ihr allein gehörende Form eines keuschen, das Charakteristische betonenden, aber nicht mehr brüchigen, sondern reifen und edlen Realismus. Feinsinnig und einleuchtend hat Brandes die inneren, tief im Wachstum des Raabischen Wesens schlummernden Gründe aufgedeckt, die den Dichter allmählich dazu brachten, der Lyrik als Kunstform ganz und mit bewußtem, ja trotzigem Willen zu entsagen, wenn sie als Empfindung, Stimmung und Reflexion ihr verkapptes Dasein in seinen Prosadichtungen auch weiterführt. Nur einmal noch in späteren Jahren hat ihn der Schmerz über den Tod seiner inniggeliebten jüngsten Tochter eine Reihe von Versen entpreßt, die sich zwar nicht zum Gedicht fügen, in der schmerz-



Ernst Paul: Adlerjäger.

zerrissenen Unmittelbarkeit des Gefühls aber nur um so tiefer ergreifen. Er hütete sie gleich einem Heiligtum des Herzens so sorglich, daß sie selbst seinen Nächsten erst aus dem Nachlaß bekannt geworden sind — ein kostbarer Schlußstein dieser kleinen kostbaren Sammlung, die sich kein Raabe-Freund entgehen lassen wird.

Raabe (nicht der Lyriker, sondern der Prosadichter), kann man immer wieder lesen, habe — leider, leider! — so gar keine „Schule gemacht", es gebe keinen, der sein Gedächtnis, weiterschaffend in seinem Geiste, auf die Nachwelt bringe. Nun, das ist doch nur eine bedingte Wahrheit: es gibt auch unter den jungen und jüngsten Roman- und Novellenschreibern mehr als einen, der von ihm gelernt, der von derselben gutmütig-liebenswürdigen, wenn im Grunde auch sittlich-ernsten Fee des Humors seine Gaben erhalten hat. Da ist z. B. Walter Harlan. Er hat neuerdings vierzehn „Geschichten von Weib und Kindern, von Dienstboten und von der Weltseele" gesammelt, die er „Familienszenen" nennt (Berlin, Fleischel). Das ist Samen vom Baume Raabes. Mag man seine schwergewichtige Weltanschauung vermissen, die seelische Liebenswürdigkeit, die freundlich lächelnde Behaglichkeit, die befreiende Gesundheit seines Humors findet man wieder. Die Leser dieser Hefte kennen die Geschichte von „Des Fliegers Mutter", der Gymnasialprofessorengattin, die von ihrer Mutterliebe gezwungen wird, aus dem klassischen Studierzimmer ihres seligen Gemahls mit beherztem Gegenwartsmut zu ihrem einzigen Sohn auf die Flugmaschine zu steigen, um nun, erst bangen, dann jubelnden Herzens, seinen ersten größeren Aufstieg mitzumachen. Nicht weniger köstlich ist die Geschichte von der Miß Butterfield, der „Vestalin", die in dem Glauben, einen gefährlichen Einbrecher vor sich zu haben, das ganze Haus wachschreit, als sich der Quartaner Hans in ihr jungfräuliches Schlafgemach stiehlt. Gerade die „Humorisierung" — die scherzhafte Wendung sei vor einem scherzhaften Buch erlaubt — des alltäglichen, nun, sagen wir getrost „Philisterlebens" verschafft diesen novellistischen Anekdoten und Geschichten so schnell ein Echo in unserm Herzen: wir fühlen, dieser Humor ist nicht künstlich in die Dinge und Menschen hineingetragen oder ihnen gar nur so aufgepappt, nein, er ist entdeckt, gefunden, herausgehoben und unserm Ergötzen unverkünstelt zur Schau gestellt.

„Bergasyl", diese tragische Berchtesgadener Geschichte von Richard Voß, ist jetzt bei Bonz in Stuttgart in neuer Form und Auflage erschienen (Preis 4 M.). Selten ist Voß echter gewesen als hier: seine glühende, immer neu aus sich schöpfende Phantasie, sein schwer mit *dem Leben* ringender Pessimismus, der erst bei *der „stummen"* Natur einen erlösenden Trost *findet, aber* auch seine dithyrambisch jauchzende Begeisterung für alles Große und Erhabene, alles Gewaltige und tragisch Erschütternde unsers sonst so kleinen Daseins — alle die wohlbekannten Schwächen und Vorzüge dieses unermüdlichen Erzählers findet man hier beisammen. Wer in „berühmten Sommerfrischen" weilt, gerät um Lokallektüre nicht in Verlegenheit; es gibt auch in dem bescheidensten Nest irgendeinen Roman, eine Novelle oder doch eine Sage zu kaufen, in der die Gegend gefeiert wird und die man „notwendig" als Andenken mitnehmen muß. Mit solchen Schaufensterbüchern darf man Vossens „Bergasyl" nicht verwechseln: wer in Berchtesgaden war, liest es, nicht um „sich zu erinnern", sondern um die Seele dieser Landschaft, aus dem Sommerlich-Idyllischen in die Rechte seiner natürlichen Wildheit und Erhabenheit zurückübersetzt, in den Gestalten eines Dichters, tiefer und nachdenklicher als damals, nochmals in sich zu erleben.

Auch Paul Ernsts Roman „Der schmale Weg zum Glück" wirbt jetzt in neuem, vornehmem Gewande um die Gunst einer Leserschaft, die sich seinem ersten Erscheinen nur spärlich zugeneigt hat (Berlin, Meyer & Jessen). Daß ein so stilistisch reifes und künstlerisch strenges Buch nicht gleich alle Türen und Herzen offen fand, dünkt uns heute nur zu begreiflich. Auch standen wir damals noch mit einem Fuß im Naturalismus, und dieses Buch wollte doch eher eine Überwindung jener Kunstrichtung als eine neue Huldigung für sie sein. Heute, hoffen wir, trifft das tiefe, wertvolle Werk, das getrost auf uns warten durfte, besser vorbereiteten Boden. Stofflich betrachtet gehört dieser Roman zu den Entwicklungs- und Erziehungsromanen, deren wir an sich übergenug zählen, ganz frei aber hält er sich von der charakteristischen Unart dieser Romangattung, ihrer breiten, lässigen Milieuschilderung und ihrer behaglichen Schlendertechnik. An innerer Geschlossenheit und Kompositionskraft übertrifft ihn kaum die beste Novelle, die wir in der deutschen Literatur haben. Seine Sprache, damals ganz neu in ihrer sachlich kühlen, unpathetischen Einfachheit und auch heute zunächst noch ein wenig befremdend, fängt doch schon an, ihren eigentümlichen Zauber auf uns auszuüben: wir wissen heute, sie hat Charakter und Willen zum Stil.

Überraschend schnell ist Carl Busse mit seiner Geschichte der Weltliteratur fertiggeworden. Nachdem im Herbst 1909 der erste, freilich äußerst gedrängt gehaltene Band (bis zum siebzehnten Jahrhundert reichend) erschienen war, ist auf der Wende von 1912 zu 1913 der zweite, fast doppelt so starke, nachgefolgt, der bis auf unsre Tage, bis zu Hauptmanns „Atlantis" reicht (Bielefeld, Velhagen & Klasing). Aber man kann recht gut begreifen, daß dem Verfasser die Arbeit, je näher sie der Gegenwart gekommen, desto schneller von der Hand gegangen ist. In den älteren Zeiten mußte sich die Darstellung ganz offenbar und

fast überall der Krücken fremder Gelehrsamkeit und Forschung bedienen und kam so nur langsam vom Fleck, auch wenn sie tapfer entschlossen war, nur das heute noch irgendwie Fortwirkende, irgendwo Leben Zeugende herauszuheben; in der Neuzeit — und die beginnt ja ungefähr da, wo Busses zweiter Band einsetzt — konnte er sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr auf seine eigne Belesenheit stützen, die Maßstäbe und Bearbeitungsmethoden waren ihm geläufiger, vor allem aber: seine feuilletonistische Feder lief besser in diesen Gleisen, und sein eklektischer Subjektivismus konnte mehr Dampf aufsetzen. Sicher hat Busse die Weltliteraturgeschichte geschrieben, die sich am leichtesten und besten liest. Was für Knorren und Knubben hatte dagegen Scherr, auf den man in der Schulzeit angewiesen war, wie gründlich-weitschweifig und gegenwartsfremd erscheint Baumgartner, wie hart und eigensinnig Bartels in seiner neuen „Einführung in die Weltliteratur" — gemessen an diesem beweglichen, nie verlegenen, immer eleganten Carl Busse!

Freilich — auf den beherrschenden, zur Einheitlichkeit zwingenden Stil der Persönlichkeit muß man trotz den Versuchen, Zusammenhänge aufzudecken und Übersichten zu geben, verzichten; die Überlegenheit des Geistes, die Souveränität über den Gesamtstoff sucht man vergebens. Aber es ist fraglich, ob das Publikum, für das Busse schreibt, mehr will und mehr vertragen kann als seine „Außenbehandlung". Busses Standpunkt enthüllt sich in einer Bemerkung über Dehmel: „Er wendet sich entschieden gegen jede l'art-pour-l'art-Kunst; er verficht den Satz, daß jede lebenskräftige auch eine lebenbejahende Dichtung sei — kurz, er entwickelt von seinem Standpunkt aus Anschauungen, die laut oder leise auch durch die Blätter dieses Buches klingen." Das ist gewiß ein erfreuliches Bekenntnis, und einen besseren Vorspann für den Erfolg beim breiten Publikum als den Optimismus, der diesem Standpunkt innewohnt, kann man sich schwer denken. Wenn nur mit diesem Optimismus nicht auch ein Opportunismus verbunden wäre, der allem unbequem Problematischen gern aus dem Wege geht, und wenn — wie im Falle Mörike — ein gott-, natur- und menschenseliges Beisichsein nur nicht allzu leicht mit Lebens- und Welttaubheit verwechselt würde. Über die großen kühnen Geister der Weltliteratur weiß Busse nur wenig zu sagen, was in den Kern dränge und sie neugesehen lebendig machte; aber den mittleren Begabungen kommt er mit einem oft erstaunlich sensibeln Nachempfinden und auch glücklichen Nachgestalten entgegen. Vielleicht ist Frische der Auffassung und Spannkraft des Wortes das Unerläßlichste für ein Werk dieser Art, falls es nicht bloß mal nachgeschlagen, sondern wirklich gelesen werden soll. Nun, daran fehlt es dem Busseschen Werke nicht, und alles, was der Text etwa noch der Anschauung schuldig bleibt, das besorgen die zahlreichen, durchweg — namentlich im zweiten Bande — vortrefflich ausgewählten und wiedergegebenen Illustrationen.

Als vor längerer Zeit Wilhelm Bodes Bilderwerkchen „Damals in Weimar" erschien, schloß der Sammler und Herausgeber das Vorwort mit den Sätzen: „Diesmal bleiben wir auf Gassen, Wegen und Plätzen; vielleicht öffnen sich uns nächstes Jahr die Türen zu den Zimmern und Gärten." Nun, es hat zwei Jahre gedauert; aber wer jemals Bilder aus alten Zeiten gesammelt und dabei auf gute Auswahl, gute Herkunft und gute Erhaltung gesehen hat, wird gern bestätigen, daß das eine kurze Frist bedeutet für die Arbeit, die in dem neuen, ebenfalls bei Kiepenheuer in Weimar erschienenen Bändchen „Leben in Alt-Weimar" steckt (geb. im Stil der Zeit 6 M., Liebhaberausgabe 10 M.). 84 Bilder sind da im ganzen beisammen: alte, urkundliche oder doch von jungen Augen streng der Wirklichkeit abgelesene (nur der Kirmssche Garten nach dem Gemälde von Otto Rasch stört ein wenig), keine Phantasieprodukte à la Fleischers „Mehr Licht", wie man sie in Weimarer Schaufenstern vielfach als Köder für Fremde unter der Devise „Bilder aus Weimars goldener Zeit" ausgestellt sieht. Wie anmutig und lehrreich zugleich wandelt es sich durch diesen Garten der Erinnerung! Wie lebendig werden uns die großen und kleinen Menschen von damals, nun wir uns vorstellen können, wie sie gewohnt, sich getragen, sich gegenseitig bewirtet, sich vergnügt, aber auch wie sie gearbeitet und geschaffen haben! Auch der zurückhaltende Begleittext Bodes (jedem Bild gegenüber) hält sich in so bescheidenen, artigen Formen, daß der Zeitstil gewahrt bleibt.

Es ist schon richtig, wir Deutsche könnten unsrer Sprache ein gut Teil mehr Interesse und Liebe entgegenbringen, als wir's tun: sie verdient es, und sie lohnt es überreichlich. Wie ein wertvoller Mensch sich uns erst bei näherem Umgang erschließt, so enthüllt auch die Sprache erst ihren wahren Reichtum und ihre feineren Schönheiten, wenn wir ihr über die blanke Not der alltäglichen Verständigung hinaus in stiller, gesammelter Stunde, Auge in Auge gleichsam, unsre Aufmerksamkeit schenken und „Zwiesprache" mit ihr halten. Bald wird man aufs angenehmste überrascht sein, wie flink und behende sie ist, welch munteres buntes Leben sie vor uns entfaltet. An Führern und Dolmetschern für solchen Verkehr fehlt es längst nicht mehr. Erst kürzlich wieder ist bei Töpelmann (vorm. J. Ricker) in Gießen, dem Verlage des Weigandschen Wörterbuches, so ein Leitfaden erschienen, der uns helfen kann, in das geschichtliche und seelische Leben unsrer Muttersprache einzudringen. Da hat Prof. Karl Bergmann auf Grund jenes Wörterbuches den „Deutschen Wortschatz" gemustert, um

zu zeigen, wieviel des Wissenswerten in „toten“ Wörtern und Wendungen steckt, sofern man nur den Zauberstab hat, lebendiges Wasser aus dem Fels zu schlagen. Dieser Zauberstock heißt „Etymologie“, zu deutsch: Wortherleitungskunde. Aber der Verfasser ist kein engsinniger Purist: er vergißt nicht, wieviel Bereicherung unser Deutsch den fremden Sprachen verdankt, und wie sich vieles erst in ihr erhellt, wenn seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Griechischen, Lateinischen und Englischen aufgedeckt werden. Das geschickte, beinahe möchte man sagen unterhaltsam geschriebene und gruppierte Buch (geb. M. 3,20) sei für den Sprachunterricht auf den höheren Schulen sowie zum Selbststudium empfohlen.

Ein höchst verdienstvolles Unternehmen ist die Sammlung „Meisternovellen neuerer Erzähler“, die seit einigen Jahren bei Hesse & Becker in Leipzig erscheint (jeder Band geb. 3 M.). Über diese Auswahl wachte von vornherein ein sicherer Geschmack, der bei aller Mannigfaltigkeit der Gaben doch immer literarisches Niveau zu halten wußte. Neuerdings fällt aber das feine Gefühl nicht für die erfolgreichen „großen Nummern“, wohl aber für die geistig Führenden und innerlich wertvollen Novellisten unsrer Tage besonders auf, und wenn man in einem der letzten Bände u. a. Bartsch, Wilhelm Fischer-Graz, Otto Ernst, Timm Kröger, Hans Hoffmann, Emil Ertl und Karl Söhle beisammenfindet, so brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu sagen, welch erlesenen Schätze sie sich hier für wenig Geld ins Haus schaffen können.

Eine ebenso vortreffliche Sammlung guter Erzählungsliteratur für Haus und Familie haben wir in der Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen, die Hellinghaus bei Herder in Freiburg herausgibt. Da leben alle unsre guten deutschen Meister der novellistischen Erzählungsliteratur wieder auf: Kleist, Arnim, Brentano, Stifter, Grillparzer, Hauff, Hebbel, Herm. Kurz, Fouqué, Mörike, Tieck, Halm, E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, v. Droste-Hülshoff, Gotthelf, Chamisso, Otto Ludwig, Gerstäcker, Melchior Mayr, Karl Stöber und wie sie sonst noch alle heißen mögen, die aus der Tiefe deutschen Gemüts und aus dem Reichtum deutscher Landschaft und deutschen Volkstums zu schöpfen wußten. Wohl ist bei dieser Sammlung hauptsächlich an das katholische Haus gedacht, aber daß das keine konfessionelle Engherzigkeit der Auswahl bedeutet, zeigt schon die Liste der Verfasser. Wer sich diese hübsch ausgestattete und dabei wohlfeile Sammlung (jeder Band geb. M. 2.50) in seine Hausbibliothek nimmt, hat an ihr einen Schatz edler Unterhaltung, der lange vorhält und den verschiedensten Altersstufen Gutes bietet.

Nach einem ganz andern, freieren und umfassenderen Prinzip ist die Bibliothek der Romane eingerichtet, die Paul Ernst, ein guter Kenner der novellistischen Weltliteratur, im Inselverlage zu Leipzig herausgibt. (Jeder Band in rot Leinen geb. 3 M.) Hier sollen erfolgreiche Romane der Gegenwart und Vergangenheit nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes vereinigt werden, und die bisherigen Erscheinungen lassen allerdings hoffen, daß so etwas wie ein Pantheon guter, bewährter Romanliteratur entstehen wird. Da ist zunächst Luise von François' „Letzte Reckenburgerin“, ferner Jacobsens „Frau Marie Grubbe“ und „Niels Lyhne“, Scotts „Ivanhoe“, Flauberts „Frau Bovary“, da sind Wilibald Alexis' „Hosen des Herrn von Bredow“ — man sieht, es werden hier wirklich „Romane“ in dem guten alten Sinne geboten, Erzählungswerke mit bedeutsamem Inhalt, kulturgeschichtlichem Hintergrund und bleibendem Wert. Bei einem Unternehmen des Inselverlags braucht man kaum noch hinzuzusetzen, daß die Ausstattung modern und gediegen zugleich ist. Die neuen Bände, darunter Henri Murgers „Bohême“ und Jeremias Gotthelfs „Uli der Knecht“, haben das Programm noch erweitert. Namentlich Gotthelfs Buch wird den Verdacht bannen, als handle es sich hier um eine Sammlung allein für ausgepichte literarische Feinschmecker, Literaten und Artisten.

Das materialistische Wort aus dem Othello: „Tu Geld in deinen Beutel!“, es ist für Weltreisen heutzutage gründlich in Verruf geraten. Arm wie ein Bettler auf die Walze! heißt vielmehr die Parole. Auch der Verfasser des Buches „Als Vagabund um die Erde“ (Frankfurt a. M., Rütten & Loening), Harry Franck, ein junger amerikanischer Student, hat sie beherzigt. Freilich mit seinem Kodak meinte er's besser als mit seinem Magen: ihm hatte er eine Mitgift von 104 Dollar gewährt, um — die Filme entwickeln zu können, denen das Buch denn auch 66 Abbildungen, ganz unähnlich den in Läden feilgehaltenen Dutzendbildern, verdankt. Francks Schicksale sind höchst mannigfaltig und unbeständig gewesen: in Ägypten Schuhputzer, in Syrien Kaufmann und Übersetzer, auf Ceylon Stallknecht und Clown in einem Wanderzirkus, auf der Route Osaka—San Franzisko Schiffsjunge — doch überall redlich genährt und überall die hellen, unerschrockenen, wirklichkeitsfrohen Augen offen gehalten! Dabei galt seine Beobachtung und Erfahrung immer in erster Linie dem Arbeiter und kleinen Mann des Volkes. Man findet das, was hier notiert, erzählt und häufig in dramatisch zugespitzten Situationen dialogisch lebendig dargestellt wird, in keinem Globetrotterbuch, schon weil das Objektiv von vornherein ganz anders eingestellt war und weil — darauf kommt es am Ende wohl hauptsächlich an — ein Kerl von eigenartigem Wuchs des Intellekts und der Energie die Feder führt.

Literarische Notizen

Wenn wir uns als Schüler der oberen Klassen wieder mal untereinander das alte Klagelied über die Langweiligkeit des lateinischen und griechischen Unterrichts vorsangen, so meldete sich schließlich doch immer der eine oder der andre zum Wort, um für die „Realien" eine Lanze zu brechen. Mit der Grammatik und Syntax war niemand gut Freund, aber der klassischen Kultur und ihren Schöpfungen erklärte mehr als einer seine Liebe. Leider blieb diese Liebe meistens recht platonisch: es konnte einem dabei das derbe Wort aus Fritz Reuter einfallen: „Rindfleesch un Plummen is en fein Gericht, aewer wi kriegen't man nich!" Vielleicht ist das heute besser geworden — es soll ja so manches besser geworden sein, auch im Gymnasium. Jedenfalls sind Bücher, oder doch wenigstens ein Buch ist da, aus dem sich die Schüler der oberen Klassen, auch die Studenten noch, das mit Leichtigkeit holen können, wonach die Schule sie vielleicht noch immer schmachten läßt. Dies Buch ist von den drei ganz und gar nicht trocken-doktrinär veranlagten Schulmännern **Fritz Baumgarten, Franz Poland** und **Richard Wagner** verfaßt und betitelt sich **„Die hellenistisch-römische Kultur"** (Leipzig, Teubner). Was uns von vornherein für diese Darstellung einnimmt, ist ihr lebendiges Gegenwartsgefühl: von uns aus, auf die Fortwirkungen hin, die heute noch zu spüren, wird die antike Kultur betrachtet, eine Brücke gilt es zu bauen zwischen Gegenwart und Altertum. Wir dürfen nicht vergessen, daß die römische Kultur es war, die — freilich in einer Umprägung — die hellenische den kommenden Zeiten, insbesondere der Renaissance vermittelt hat, und daß es der so für den allgemeinen Gebrauch zugerichtete „Hellenismus" ist, auf dem die weitere Weltkultur steht. Aber wieviel ist für diese Epoche gerade in den letzten Jahrzehnten Neues, Umwertendes, Grundstürzendes zutage getreten! Was wir an Leitfäden darüber vielleicht noch aus unsrer Schul- und Studienzeit haben — nehmen wir auch nur die achtziger und neunziger Jahre dafür an —, ist veraltet, überwunden, irreführend. Es hilft nicht: man muß diese Schmöker beiseitetun und andre an ihre Stelle setzen, so gut wie man nicht sein Leben lang mit derselben Auflage des Konversationslexikons auszukommen vermag. Wohlan, in diesem Werke haben wir ein solches die neuesten Forschungen in lebendigster und anschaulichster Weise nutzbar machendes, gut lesbares, übersichtliches Buch, dessen Darstellung außerdem Schritt für Schrit von reichlichen, charakteristischen und zuverlässigen Abbildungen (450) begleitet wird. Für das, was da geboten wird, erscheint der Preis von M. 12,50 außerordentlich bescheiden.

Otto Ludwigs hundertsten Geburtstag hat ein Gedenkaufsatz des vorigen Heftes gefeiert. So brauchen wir hier nicht zu wiederholen, was an seinem Schaffen wertvoll und heute noch unveraltet ist, und daß man seines Wesens Kern am ehesten in seinen erzählenden Dichtungen findet. Was uns an reifen Werken von ihm geblieben ist, wird uns jetzt von neuem in einer zweibändigen Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek (Berlin, Bong) dargeboten. **Arthur Eloesser** hat die Auswahl getroffen, hat die einzelnen Werke mit der ihm eignen, immer etwas kalt-gelassenen, aber desto sichereren kritischen Unterscheidungs- und Charakterisierungskunst analysiert und auch das Leben und Schaffen des Dichters in großen Zügen glücklich nachgezeichnet. So können wir diese bequeme Ausgabe jedem empfehlen, den der 11. Februar angeregt hat, sich in Ludwigs Werke zu versenken.

Wem es um eine gute, zuverlässige, heute schon vollständige **Hebbel-Ausgabe** zu tun ist, der wähle die von Prof. **R. M. Werner** bei Behr in Berlin besorgte: dort findet man die Werke, auf Grund einer sorgsamen Textrevision in ihrem sichersten Wortlaut gegeben, einzeln eingeleitet und mit dem nötigen Kommentar versehen, in würdiger, gediegener Ausstattung — zwölf Bände, die jeder Bücherei zum Schmuck gereichen, ohne doch irgendwelche buchdekorative Spielereien zu treiben. An die „Werke" schließen sich zunächst in gleichem Format und gleicher Ausstattung die **Tagebücher Hebbels** (4 Bände), unmittelbare Ergänzungen, Erläuterungen und Rechenschaftsberichte zu seinen Dichtungen, für jeden, der tiefer in die Welt dieses Dichters eindringen möchte, unentbehrlich und ein Genuß auch für den, der ohne jede wissenschaftlichen Absichten allein nur engeren geistigen Umgang mit einem schöpferisch-grüblerischen Genie pflegen will. Endlich folgen noch — wiederum in derselben äußeren Erscheinung — acht **Briefbände**, die uns Hebbels äußeres Leben erschließen und uns auch mit der intimeren Seite seiner Persönlichkeit vertraut machen. — Um nun aber den, der vor der Lektüre dieses Gesamtwerkes zunächst zurückschrickt, auf einem kürzeren und bequemeren Wege zu Hebbel zu führen, hat derselbe Verlag in diesem Jubiläumsjahre einen einzigen starken Band zusammengestellt (**„Friedrich Hebbel. Ein Lebensbuch"**), darin wir an dem Faden von Hebbels Dichtungen, Tagebüchern und Briefen durch sein Lebe und Schaffen geführt werden. Die starke Persönlichkeit des Dichters tritt uns hier so bildhaft vor Augen, daß es den Leser bald gelüsten wird, nun auch in die geschlossenen künstlerischen Denkmäler einzudringen, die uns dieser kühne Denker und Gestalter hinterlassen hat.



Phot. Sander & Labisch, Berlin.

Szenenbild (vierter Akt, elfte Szene) aus Sudermanns Schauspiel „Der gute Ruf". (Nach der Aufführung im Berliner Deutschen Schauspielhause.)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

„Der gute Ruf" von Hermann Sudermann — „Schöne Frauen" von Etienne Rey — „Das Prinzip" von Hermann Bahr — „Wieselchen" von Leo Lenz — „Der Retter in der Not" von Rudolf Presber und Franz von Schönthan — „Fiorenza" von Thomas Mann — „Astrid" von Eduard Stucken — Das Gastspiel der Anna Pawlowa

Sagen Sie mal, sind Sie wirklich das, was man 'nen Menschen nennt, oder geben Sie sich bloß dafür aus?" fragt in Sudermanns jüngstem Stück eine seiner Figuren die andre. Wie doch auch die Einfalt selbstgeschnitzter Marionetten manchmal ihres Herrn und Meisters geheimste Schwächen verrät! Ein wenig mehr Vorsicht hätt' ich ihm schon zugetraut. Doch offenbar fühlt er sich selbst, durch den Publikumserfolg dieses Stückes aufs neue verwöhnt, noch so sehr im Bewußtsein seiner Kraft, daß er derartige schwächliche Kautelen großmütig verschmäht. Zu einem englischen Journalisten, der ihn gleich nach der ersten Aufführung des „Guten Rufs" in seiner Grunewaldvilla aufsuchte, um ihn nach seinen weiteren dichterischen Plänen auszuhorchen, soll er auf die Frage, ob er eine starke Fabel als wesentlich für ein Stück erachte, frisch und munter geantwortet haben: „Ja, was denn sonst? Ohne dies hat es doch keinen Gegenstand!" Nun, warf der Engländer ein, bei ihm zu Hause sei man neuerdings fast geneigt, auf Erfindung mehr und mehr zu verzichten. Worauf Sudermann vergnügt lächelnd erwiderte: „Ach, ich dachte, dies sei nur eine deutsche Krankheit."

Wer möchte diesem Gesunden nicht Glück wünschen zu seiner Gesundheit! Denn nähme ein grausames Geschick ihm die Fabel, die Erfindung, was bliebe ihm dann? Und schlimmer noch: was bliebe uns, die wir über ihn und seine Stücke ex officio zu berichten haben? Der gestrenge Ästhetiker, der da mal erklärt hat, den Inhalt eines Stückes zu erzählen, sei banausisch, ist wahrscheinlich nie in die Verlegenheit gekommen, ein Drama von Sudermann zu kritisieren!

Nebenbei gesagt wird einem diese Arbeit des Nacherzählens bei einem Stück wie dem „Guten Ruf" gar nicht so leicht gemacht. Von der wasserklaren Durchsichtigkeit, die doch sonst seit Dumas und Lindau zu den her-

gebrachten Tugenden der Theaterstücke zählte, findet man hier wenig oder gar nichts. Wieviel komplizierter und künstlicher ist dieser Dichter doch geworden seit seinem berühmten Erstlingsdrama! In der „Ehre" gab es eine einzige, klar und scharf geschiedene Gegnerschaft: Vorderhaus hier — Hinterhaus dort, und eine hilfreiche Figur trat auf, um den Personen des Stückes, mehr aber noch den Zuschauern durch eine lehrreiche Geschichte zu erläutern, wie verschiedene Auslegungen und Auffassungen der Begriff der Ehre zuläßt. Solche Bequemlichkeitsmittel verschmäht Sudermann heute, alles, was er Positives und Negatives, Skeptisches und Satirisches, Offenherziges und Verstecktes über den schillernden Begriff des guten Rufes auf dem Herzen hat, lädt er den dramatischen Geschehnissen und theatralischen Verwicklungen selber auf — mögen sie zusehen, wie sie sich der aufgepackten Last entledigen. Auch der aufmerksamste Zuhörer hat trotz einer nicht ungeschickten Exposition Mühe, sich in dem Durcheinander der Personen und Intrigen einigermaßen zurechtzufinden und ab und zu ein Zipfelchen ihrer Masken zu lüften.

Zuerst scheint es ganz auf eine ironische Persiflage des Titels hinauslaufen zu wollen. Bald werden wir gewahr, daß es bei der Frau Geheimen Kommerzienrat Karla Weißegger, die samt ihrem Ehegemahl auf den guten Ruf ihrer Person und ihres Hauses so außerordentlich viel Wert legt, mit der Integrität dieses empfindlichen Dinges bedenklich hapert. Sie hat vor Jahr und Tag einmal ein bis zum äußersten gediehenes Techtelmechtel mit dem ebenso schönen und eleganten wie reichen Max Termählen gehabt und schiebt nun ihre schöne Freundin Dorrit von Tanna vor, um ihr eignes Verhältnis zu dem Millionärs- und Kommerzienratssohn, dem „die Weiber bis auf die Haustreppe sitzen", zu verschleiern und ihn mit Hilfe dieser, wie sie glaubt, ungefährlichen Liaison aus den Fesseln des lockeren Nachtlebens zu befreien, in dem er sich aufzureiben droht. Weshalb sich Frau Dorrit zu solch zweideutiger Rolle hergibt, ist schwer zu verstehen. Ihr Mann, Baron und ehemaliger Husarenleutnant, jetzt aber in abhängiger Stellung bei Weißegger, hat ihr nie viel bedeutet, sie selbst ist ein sanguinisches Temperament, das wohl schon allerlei auf dem Kerbholz hat und sich deshalb aus dem öffentlichen Leumund nicht viel macht — gut, aber es bleibt ein erklecklicher Rest von Klügelei und Künstelei und als plausibelste Erklärung ihres merkwürdigen Opfers immer noch der Verlegenheitswille des Dichters, der anders nicht vorwärtskommen zu können scheint. Was vorauszusehen war, geschieht: im Verkehr mit dem Vielumworbenen fängt auch Frau Dorrit Feuer, wenngleich die Zärtlichkeiten, die dabei gewechselt werden, in bescheidenen, für ein Sudermannsches Stück sogar sehr bescheidenen Grenzen bleiben. Alles ginge vielleicht gut und glatt, wenn nicht zwischen die beiden Frauen und den einen Mann noch eine dritte Frau träte: Anna Söhnlin, eine Jugendgespielin des vielbegehrten Max, ein Mündel seines Vaters, das ihm zur Frau bestimmt ist und gegen das er sich, da es ein durchaus „modernes junges Mädchen", auch gar nicht weiter sträubt. War nun aber die Eifersucht Karlas schon bei den von ihr selbst bewerkstelligten Zusammenkünften Dorrits und Maxens auf eine harte Probe gestellt, so wird jetzt sogar die Selbstüberwindung zu einer regelrechten Brautwerbung von ihr gefordert. Das heißt der geübten Beherrschung dieser so sehr nach außen lebenden Frau denn doch etwas viel zugemutet! In ihrer physischen und seelischen Exaltation ist sie nahe daran, ihrem Gemahl reinen Wein über ihre Beziehungen zu Max einzuschenken, in der naiven Hoffnung, dadurch allein den, wie sie sich einredet, heißer denn je Geliebten weiter an sich zu fesseln. Aber Dorrit, dieser Ausbund von Edelmut, um der Freundin Glück und guten Ruf besorgter als sie selbst, springt auch hier wieder in die Bresche uud rettet durch eine falsche Selbstbezichtigung die Freundin vor einem Schritt, der, wie sie aus ihrem eignen Verkehr mit Max sicher weiß, dieser den erhofften Lohn seiner Gegenliebe doch niemals eingetragen hätte. Die Buße für die Sünden der andern, die ihre aufopfernde Freundin lächelnd fallen läßt, bleibt denn auch richtig an Dorrit hängen: ihr Gemahl, ein dunkler Ehrenmann, der im Bunde mit seinem Schwiegervater, einem von Weißegger gestürzten Großkaufmann, die Affäre zu Erpressungen oder geschäftlichen Machtproben zu benutzen Miene macht, muß sich mit Max duellieren und wird von ihm nicht ungefährlich angeschossen. Damit ist der Skandal im

Hause Weißegger-Tanna richtig publik geworden, und Frau Dorrit, die so lange des Klatsches spottete, muß nun fühlen, was es in der Gesellschaft heißen will, zu einer Frau von schlechtem Ruf öffentlich gestempelt zu sein. Herr Weißegger, der „gegen den immer drohenden Tadel der Welt die einzige Versicherung unsers Handelns in dem guten Ruf erblickt, ohne den alle unsre Vorzüge, Unschuld, Moral und Ehre wertlos und überflüssig bleiben", Herr Geheimer Kommerzienrat Weißegger, der Mann ihrer allein durch sie „geretteten" Freundin, verschließt ihr, weil sie dies leichtfertig außer acht gelassen habe, für immer sein Haus, und auch jene wohlbehütete Frau selbst schlüpft nur heimlich über die Hintertreppe zu ihr, wenn sie ihr ein Geständnis zu machen hat. Doch nicht lange, und für Frau Dorrit schlägt die Stunde der Genugtuung. Der Herr Kommerzienrat erfährt den wahren Sachverhalt, und will er sein und seines Hauses Geheimnis nicht preisgeben, will er den guten Ruf, sein ein und alles, nicht gefährdet sehen, so muß er wohl oder übel vor Dorrit einen „moralischen Kniefall" tun und die Verfemte öffentlich rehabilitieren. Und worin besteht diese Ehrenrettung, die sich Dorrit erbittet und die sie erlangt? Oh, in einem echt Sudermannschen Einfall, in einer Pointe, bei der man förmlich das bengalische Feuer der Theatralik an allen Ecken und Enden aufflammen sieht: die fatale Hintertür und Hintertreppe, das bisherige Symbol für Ruf und Ansehen der verstoßenen Freundin, verwandelt sich in das florentinische Erzportal und die breite marmorne Haupttreppe des kommerzienrätlichen Hauses, und gleich einer triumphierenden Königin wird Frau Dorrit von Tanna, geborene Schrödt, vor aller Welt die Stufen dieser scala santa emporsteigen. Ja, wenn wir die diskreten Andeutungen Sudermanns recht verstehen, eröffnet sich sogar die Aussicht, daß Dorrit, erst einmal ihres Ekels von Mann los und ledig, zum Lohn ihrer todesmutigen Opferwilligkeit die Hand des alten Termählen, des Geh. Kommerzienrats, erringen wird, der, wie im Titel, so auch in den Millionen dem Gemahl der Freundin mit dem guten Ruf nichts nachgibt.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.
Elsa Galafrés vom Deutschen Volkstheater in Wien als Frau Dorrit in Sudermanns Schauspiel „Der gute Ruf".

Wer sich bei einem Theaterstück mit äußerlichen Fertigkeiten des Handwerks begnügt, mag auch an dem jüngsten Sudermann allerlei zu bewundern finden. Vor allem diese niemals um neue Verwicklungen und neue Auswege verlegene Spannkraft der Erfindung, die immer wieder noch einen neuen Knoten in den Faden der Handlung schlägt, wenn sie am Ende auch, statt das Gewirr zu lösen, mit dem Schwerthieb des Alexander dreinfahren muß. Wer noch bescheidener ist, ergötze sich an dem koketten Pointenwitz, der die Symbolik der Hinter- und Vordertreppe schon ganz zu Anfang leise anklingen läßt, um dies Motiv dann immer stärker und drohender auszuspielen, bis es endlich mit dröhnendem Trumpf auf den Tisch geschlagen wird. Ob aber auch die Sittenschilderung und der Dialog noch ihre Bewunderer finden werden? Beide gebärden sich freilich äußerst weltmännisch und überlegen, aber diese elegante Sicherheit, die mit Millionen, Titeln, großen Toiletten, eleganten Fracks, üppigen Ausstattungen, Monokeln, verschleierten Stehlampen und gallonierten Dienern einen wahrhaft fürstlichen Aufwand treibt, sie hat nun mal etwas Talmihaftes: der Dialog überschlägt sich, wo er geistreich sein will, jeden Augenblick in geschraubten Pikanterien und pathetisch gestelzten Redensarten, nicht ohne zuweilen in plumpe Taktlosigkei-

ten zu entgleisen, und die hohe Finanzwelt von Berlin W, die Sudermann zu zeichnen vorgibt, mag ungefähr so wie hier aussehen, wenn sich eine mittlere Provinzstadt — wovor sie sich hüten wird — vornehmen wollte, mit Inbrunst und Betonung den großen Ton der großen Welt nachzuahmen. Etwas von tieferen menschlichen Werten hätte in dieses Knäuel von Ehebruch, Duell, galanten Heimlichkeiten, spielerischen Gelüsten und angeschminkten Sentimentalitäten die Erscheinung Anna Söhnlins bringen können, die als Bote einer neuen selbständigen, tapferen, klugen und gesunden Frauengeneration unter die Problematisch-Unverstandenen von heut' oder gestern tritt. Doch gerade ihr hat Sudermann nur eine einzige flüchtige Szene gegönnt, als fühle er selbst, daß er für diesen Typus nicht über die hinreichenden Organe der Darstellung verfügt. Im übrigen mag man den Eimer noch so oft und tief in den Brunnenschacht schicken, er bringt kein Quellwasser zutage. Wäre man verurteilt, die



Phot. Hans Böhm, Berlin.
Albert Bassermann und Camilla Eibenschütz in Etienne Reys Lustspiel „Schöne Frauen".

moralischen oder gar ethischen Motive bloßzulegen, die all den Klopffechtereien um die Begriffe „guter" und „schlechter" Ruf innewohnen, so käme man in arge Verlegenheit. Und vielleicht würde man sich damit am wenigsten den Dank des Verfassers erwerben. Denn ihm kommt es doch wohl hauptsächlich auf die äußere Erregung von Spannung und Neugierde an. Dabei soll nicht verkannt werden, daß diese Spannung bei Frau Dorrits „Drang nach Selbstvernichtung" zuzeiten in eine feinere psychologische Spielart übergeht, indem man sich fragt: Was wird die Liebe, oder besser die Verliebtheit des Dichters in diese merkwürdige Frauenfigur, noch alles von ihr verlangen, und was alles wird sie noch leisten und tragen können, bevor sie — eine Kreatur seiner Einbildungskraft, die sie von vornherein nur ist — gleich einem aufgeschlitzten Balg in sich zusammensinkt...

Der Chronist hat noch hinzuzufügen: Seit vielen Jahren sind dem Dramatiker Sudermann nicht solche Huldigungen dargebracht worden wie diesmal im Berliner Deutschen Schauspielhause. Er selbst, ein Mann der Galanterie, wird ein wohlgemessen Teil davon der Darstellerin seiner Dorrit zu Füßen gelegt haben, wenn er es auch als ein wenig beschämend empfunden haben mag, daß die Bühne, der er sich hinfort mit seinen bürgerlichen Stücken anvertrauen soll, keine ausreichende Kraft für die doch im modernen Berlin wurzelnde Rolle hatte, sondern sich die Schauspielerin dafür in Frau Elsa Galafrés vom Deutschen Volkstheater in Wien ausborgen mußte. Ihrer Eleganz und routinierten Gewandtheit ist denn auch ein gut Teil der Wirkung zuzuschreiben, die namentlich die beiden letzten Akte erzielten. —

Manchmal will es uns vorkommen, als hätte Sudermann es mit sich und uns besser gemeint, wenn er aus dem „Guten Ruf" ein ironisierendes Lustspiel gemacht hätte. Es sind Ansätze dazu vorhanden, wenn ihm auch der Esprit, die Leichtigkeit der Phantasie und die spielende Anmut der Nuance fehlen, jene eingeborenen gallischen Lustspieltugenden, für die der glückliche Genius der Franzosen diesem Volke immer wieder Propheten und Jünger erweckt. Einer der jüngsten und liebenswürdigsten heißt Etienne Rey, und wenn Frau Fama nicht lügt, ist schon heute sein Ruf als Komödiendichter

daheim so festgegründet, daß selbst die alteingesessene, wohlrenommierte Lustspielfirma Flers & Caillavet sich neidlos vor seinen Erfolgen beugt. Da muß sich das höfliche Deutschland wohl beeilen, seinen jungen Ruhm über die Grenze zu holen.

Die Kammerspiele des „Deutschen Theaters" machten uns mit Rey bekannt, indem sie seine „Schönen Frauen" aufführten. Der Inhalt? Die Handlung? Ein Nichts, aber ein artiges, liebenswertes Nichts, eine Amorettengirlande von Huldigungen für die ewig Liebreizenden, immer Unwiderstehlichen, in deren Gegenwart der Mann — der Pariser Mann, der homme à femmes, den wir nüchternen Realitätsmenschen in Deutschland nur vom Hörensagen kennen — sofort an zu schwärmen, zu glühen, zu liebkosen fängt, ohne sich im geringsten ein Gewissen daraus zu machen, daß er seine Frau dadurch betrügt. Denn, fragt sich dieser homme à femmes, was nehme ich ihr damit? Ich liebe sie ja, liebe sie nun erst recht, seit ich einen Maßstab für ihre Zärtlichkeiten und Reize habe. Von jeder neuen Eroberung kehre ich, in meiner Galanterie bereichert, ein Weilchen auch wohl von gelinder Reue erfüllt, zu der eignen Frau zurück. Mein Kummer ist nur, wie die Frauen es nicht zu begreifen vermögen, daß man zugleich die Vielen und die Eine, die Gattin und die Geliebte lieben kann. Dauer im Wechsel! „Es küßt sich so süße die Lippe der zweiten, als kaum sich die Lippe der ersten geküßt." Von wem sind die Verse doch? Von unserm Goethe, freilich aus jener Frühzeit, da er in Klein-Paris auf den lockeren Pfaden der französischen Anakreontik wandelte. Aber immerhin, und Hand aufs Herz: so völlig verständnislos, wie wir manchmal tun, stehen wir deutsche Biedermeier doch solchen Don Juanhaften Anwandlungen auch nicht mehr gegenüber. Auch bei uns gibt es manch einen François Villières, der von Lucienne zu Marthe, von Marthe zu Germaine und wiederum zu Lucienne flattert und sich dabei immer noch für einen ehelichen Treu- und Tugendspiegel hält. Aber halt! da ist noch ein andrer Mann, der ganz andre Neigungen und Liebhabereien hat als der ewig verliebte Frauenknecht. Während François zu den hübschen Füßchen Luciennes — oder ist es Marthe? — hinüberschielt und die entzückende Nackenlinie Marthes — oder ist es Germaine, seine eigne Frau? — bewundert, spielt er Golf, steht er auf dem Fechtboden, macht er seine gymnastischen Übungen. Ein Sportsmann, ein Mann der kühlen Nüchternheit, der rationellen Hygiene. Er ist gar nicht so unbedeutend, wie es uns auf den ersten Blick scheinen mag. Nach ihm hat der Franzose sein Stück sogar ursprünglich benannt: „Peau neuve", zu deutsch: „Der neue Adam". Der kommende Mann, der mit dem alten verstaubten Kavaliergetue gründlich aufräumen wird. Aber ach, auch aus dieser neuen Haut schlüpft in einer schwülen, allzu verführerischen Stunde der alte Adam hervor, auch Monsieur Jacques Prévost fängt an, einer fremden Frau den Hof zu machen! Nur daß er's nicht so gut versteht wie sein chevalereskes Gegenspiel, und daß er's just bei der versucht, die trotz augenblicklicher flammender Empörung über die eben entdeckte Untreue ihres François ihren Mann redlich liebt, ja hinter den Tränenwolken des Zornes schon die Sonne des Verzeihens für ihn putzt. Der gute François in seiner drolligen Jungenhaftigkeit ist vor Glück ganz aus dem Häuschen, als er hört, daß Germaine, seine Germaine ihn nicht betrogen hat, und hält damit alles für abgetan und erledigt. „Aber deine Schuld besteht ja noch", erwidert die Frau. „Nein,



Phot. Becker & Maaß, Berlin.
Bruno Ziener (Oberkellner Everbusch) und Else Lehmann (Lene Kuk) in Bahrs Lustspiel „Das Prinzip".



Phot. Alice Matzdorf, Berlin W.

Rudolf Presber und Franz von Schönthan, die Verfasser des Lustspiels „Der Retter in der Not".

sie besteht nicht mehr, denn ich habe sie vergessen!" Dieser tölpelhaften Kindlichkeit des Herzens glaubt man es allenfalls sogar, daß sie schließlich in ihrer Hilflosigkeit ein inbrünstiges Gebet zum lieben Gott emporschickt, Er möge seinem François doch die Augen verbinden, damit er nicht wieder in Versuchung gerate, wenn anders Er, der liebe Gott, nicht selbst die Schuld daran auf sich nehmen wolle. Warum habe Er auch die Frauen gar so schön und lockend geschaffen! ... Solcher übernaiver Gefühlsseligkeiten, die entweder auf große Jugend oder noch größere Raffiniertheit des Verfassers schließen lassen, gibt es mehr in den drei Akten, und sie wären dem Stücke vielleicht gefährlich geworden, hätte nicht Albert Bassermann die Rolle des ewig zärtlichen, ewig verliebten Schwerenöters mit so viel feineren und tieferen Menschlichkeitszügen ausgestattet, daß man hinter den Lächerlichkeiten und Einfältigkeiten des besonderen Falles stets etwas von dem erhabenen, gerechten und versöhnlichen Humor dieses närrischen Erdendaseins im allgemeinen hervorleuchten sah.

Hab' ich's schon gesagt oder hab' ich's vergessen — jedenfalls gehört es streng zur Sache: Germaine und François Villières sind zwar verheiratet, aber sie haben keine Kinder. Und kinderlose Ehepaare — sagt der Franzose — tragen immer nur einen halben Trauring. In der Tat: all die Liebeleien und Kosereien der Reyschen Komödie, sie hätten kaum so unbeschwert dahintänzeln können, wenn nebenan ein Strampelchen aus der Wiege geschrien oder gar ein Backfisch seine neugierigen Augen in die häuslichen Irrungen und Wirrungen gesteckt hätte. Merkwürdig, wieviel leichter wir Deutsche an die Kinder denken, wie gern wir sie mitsprechen, mitzittern und mitleiden lassen, wenn das Gebäude der elterlichen Liebe und Treue ins Wanken gerät. Überhaupt scheint den Germanen der Gedanke an die Werdenden, an das kommende Geschlecht tiefer im Blute zu liegen als andern Rassen. Wie oft haben wir allein in den letzten Jahren Kinder nicht bloß als rührende oder dekorative Staffage auf der Bühne gesehen, nein, als mitfühlende Schicksalsbringer oder schwergetroffene Büßer elterlicher Sünden ...

Selbst ein so unpathetischer Skeptiker wie Hermann Bahr fühlt sich von diesem Thema merkwürdig angezogen. Nachdem er vor einigen Jahren in seiner Komödie „Die Kinder", freilich mehr mit der Gebärde ironischer Lauheit als aus dem Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit heraus, die erst spät an den Tag kommenden Konsequenzen verhüllter Herkunft diskutiert hat, foppt er jetzt in seinem Lustspiel „Das Prinzip" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) sich und uns mit der Frage: Was macht die Natur, wenn ein erdenferner, in blauen Wolken philanthropischer Theorien schwebender Vater seine Kinder, einen siebzehnjährigen Jungen und eine fünfzehnjährige Tochter, schon als Erwachsene ästimiert und ihnen in unbeschränkter Toleranz allen Willen ihrer grasgrünen Romantik läßt, ja ihnen den Weg ihrer Herzensirrfahrten sogar noch mit Rosen pflastert? Nun, die Natur ist gescheiter, schlichter und gütiger als dieser Prinzipienreiter Friedrich Esch, der sich auf sein Evangelium des Gewährenlassens und Bestärkens Wunder was zugute tut. Sie bringt von selbst, ohne viel Aufhebens, alles wieder in Rick und Schick, läßt den Wirbelwind von Jungen die Köchin Lene, seinen ersten „Schwarm", vergessen und führt Luz, den verträumten Backfisch, der sich, weil Papa und Mama das in ihrer Jugend auch so ähnlich gemacht haben sollen, von dem platonisch-seraphischen Gärtner Peter Irle ent-

führen läßt, aus der kühlen Mondnacht sein sänftiglich und jungfräulich unberührt ins warme Elternhaus zurück. Das hätte eine feine Komödie werden können, an deren Schluß die gelassene, unbeirrbare Größe und Güte der Natur sich ob des großmächtigen Brimboriums des neuartigen Apostels der Individualitätsrechte im besonderen und der kleinen Menschlein im allgemeinen gehörig ins Fäustchen hätte lachen dürfen und wir alle, Verfasser, Spieler und Zuschauer, uns hätten kräftig an der Nase zupfen können. Statt dessen läßt Bahr sich vom Schwankteufel reiten und steigt fast zum Hanswurst in die Manege hinab. Und wenn er noch da bliebe! Aber vom Onkel Thomas Kreger, Weinhändler und Materialisten, vom Oberkellner Everbusch und von der Gräfin Aggern schielt er immer wieder zum Lufttrapez der philosophischen Dialektik hinauf, in Höhen, die eigentlich, eigentlich seinen literarischen Aspirationen, meint er, allein würdig wären. Wenn in dieser taumelnden Halbheit der Schwank am Ende doch den Sieg behielt, so lag das daran, daß bei der Lessingtheater-Aufführung in Berlin auf seiner Seite die stärkeren schauspielerischen Kräfte standen: Forest als querköpfiger, rabulistischer Krakeeler, Ziener als solid-gravitätischer Oberkellner, Paula Eberty als Gräfin Aggern, dies kleine kugelrunde Frauchen mit dem lieben, in Fett schwimmenden Kindergesicht, so gutmütig-schwärmerisch und ach so leicht zu Tränen gerührt, vor allem aber Else Lehmann, die ewig junge, als Köchin Lene Kuk, mit ihrer lebenstrotzenden Frische, ihrer fröhlichen Gesundheit, ihrem unwiderstehlichen Lachen, ihrer ganzen lieben, unverkünstelten Natur, die es mit ihren Fünfzig im Geburtsschein (nicht im Herzen und nicht in den Augen!) fertigbringt, heute noch völlig glaubhaft eine Zwanzigjährige zu sein. Sie hat ganz recht, ihren Oberkellner und künftigen Hotelier im „Riesen" dem grünen Sekundaner vorzuziehen, dessen Vater zwischen Kasserollen und Reibeisen so ernst-komisch um sie wirbt; man verdenkt es ihr aber auch gar nicht, daß sie sich schon zutraute, auch den Studierten glücklich zu machen.

Zeichnet uns Bahr — leider mit allzu spärlichen und flüchtigen Strichen — in dem fünfzehnjährigen Elflein Luz Esch ein Rührmichnichtan der mondscheinduftigsten Weltfremdheit, so stellt Leo Lenz in seinem „Wieselchen" einen weiblichen Gegenpart auf die Füße, der hübsch auf dieser Erde bleibt und Mund, Hand und Herz auf dem rechten Fleck hat. Ihr literarischer Stammbaum läßt sich in direkter Linie bis zu den schon im achtzehnten Jahrhundert verhätschelten Ingénues der französischen, ifflandischen und kotzebueschen Bürgerkomödien zurückverfolgen, und auch das entspricht durchaus dem Blut ihrer hohen Ahnen, daß sie sich schließlich, nachdem sie den von Frau Mama protegierten Freiersmann mit Anstand und Grazie aus dem Felde geschlagen hat, den Helden ihres Herzens selbst kürt und wirbt. Es ist ihr Stiefonkel Gaston, der vorher schon so liebenswürdig und vorbedacht war, ihr von seinen zehn über Nacht ererbten Millionen eine abzuschenken. Oh, es ist sehr weise von dem Verfasser, so viel Geld in das Stück zu stecken, denn noch ein zweiter Kurmacher, ein leibhaftiger Prinz mit prinzlichen Schulden, ist beiseitezuschieben, ehe Nichte und Onkel glücklich miteinander werden können. Geschieht es dieses märchenhaften



Phot. Atelier Jaap, Hamburg.

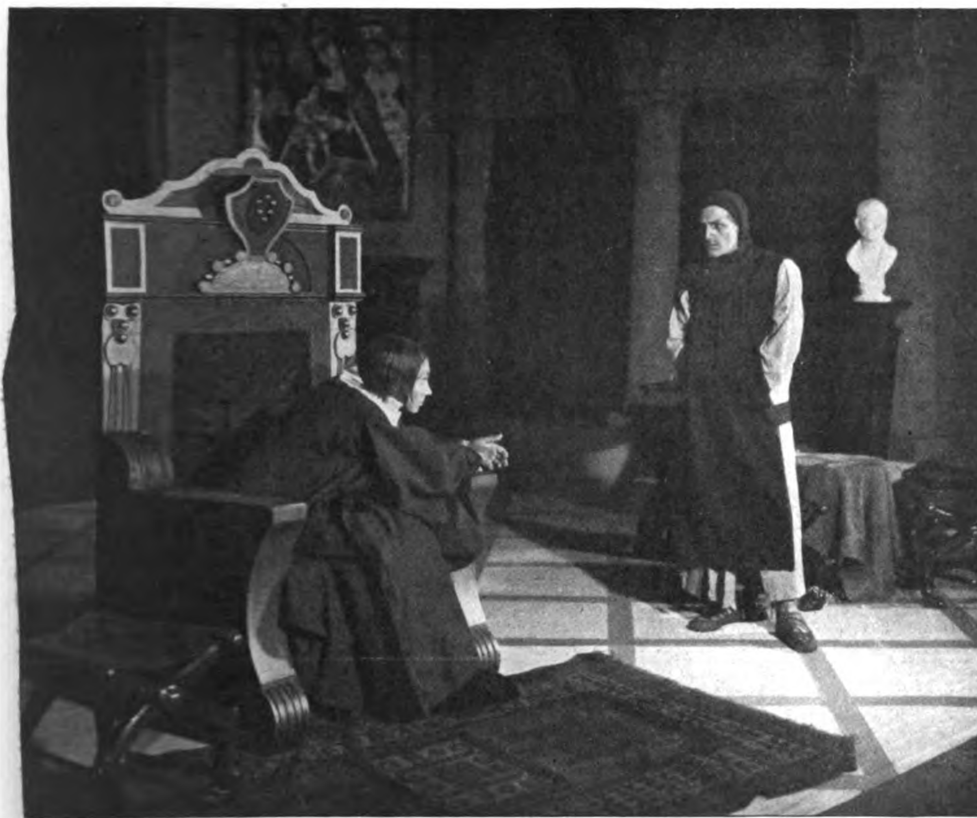
Szene aus Presbers und Schönthans Lustspiel „Der Retter in der Not". Dritter Akt. Frau Käte Frank-Witt als Leopoldine und Herr Hardel als Weinreisender Maguzi. (Nach der Aufführung am Thaliatheater in Hamburg.)



Phot. Hänse Herrmann, Berlin.
Marie Dietrich als Fiorenza in Thomas Manns gleichnamigem Drama.

Reichtums willen, daß Leo Lenz das Stück nach Frankreich verlegt? Oder meint er, einem deutschen Milieu werde der Zuschauer so viel Geist nicht glauben, wie er auszugeben hat? Jedenfalls war das Wieselchen auch in der munteren Verkörperung, die Frl. Heisler ihr lieh, ganz ein Blümchen vom deutschen Anger, und auch Herr Clewing, ihr beglückter Onkel mit den ersten Silberfäden an den Schläfen, hatte mehr von teutonischer Biederkeit, als einem ehemaligen Pariser Advokaten anstünde. Man könnte sich gelinde entrüsten, daß ein Theater wie das Königliche Schauspielhaus der deutschen Reichshauptstadt, noch dazu im Jubiläumsjahr seines Generalintendanten, Kräfte und Würde an ein so leeres Schaumgebilde verschwendet, wenn wir dort nicht längst in systematischer Politik an ein Repertoire der Nichtigkeiten gewöhnt worden wären und gar nicht mehr im Traum daran dächten, daß dieses Haus Verpflichtungen gegen die ernsthafte dramatische Produktion der Gegenwart fühlen könnte.

Kinder, Kinder, und zum dritten Male „Kinder!“ — diesmal aber als interjectio desperationis, womit wir gleich im Milieu des Presber-Schönthanschen Lustspiels „Der Retter in der Not“ wären. Es spielt nämlich zu zwei Dritteln in den Mauern eines humanistischen Gymnasiums und begnügt sich mit dem allgemach etwas bescheiden gewordenen Ehrgeiz, zu den achtundneunzig schon vorhandenen Entrüstungs- und Anklagestücken das neunundneunzigste zu liefern. Ich habe als einer der letzten Märtyrer des lateinischen Aufsatzes unter einem verbissenen Portenser weder Lust noch Veranlassung, für die „ollen Griechen und Römer“ eine Lanze zu brechen, aber wenn man einen Wehrlosen ohne Schutz und Anwalt so von der kompakten Majorität verprügelt und verhöhnt sieht wie hier, so möchte man schon einen von seinen lieben, tüchtigen und wertvollen alten Lehrern aus dem Grabe wecken, damit er, sei's auch nur durch seine männliche Haltung, sein verständnisvolles Lächeln, sein gütiges Auge, gegen all die Schulfüchse, Banausen und Kriecher dort oben dafür zeuge, daß es auch andre Kerle gab in Platos Hallen. Na, Presber und Schönthan wollen von solcher schwächlichen Gerechtigkeit nichts wissen, und so entlädt sich denn mit ihrem bald auch der ganze Zorn der Eltern über das Lehrerkollegium des Johann-Eduard-Gymnasiums zu Hellstädt im Herzogtum Lüttenburg. Elternversammlungen werden abgehalten, in den Zeitungen erscheinen fulminante Artikel gegen die Überbürdung der Herren Söhne und im Konferenzzimmer Abgeordnete der armen Betroffenen, von denen namentlich eine „Quadratschnauze“ (natürlich ein Berliner!) den Schuldespoten samt dem Herrn inspizierenden Schulrat die Hölle verdammt heiß macht. Doch hätte ihnen das wahrscheinlich wenig geholfen, wenn nicht der von seiner eignen mundflinken Frau Mama trotz protestierendem Schulrat und sittlich entrüsteter Frau Direktor auf die Schule gebrachte Maxi Lindenhain aus Wien, ein Elfjähriger von diskreter Abkunft, durch seine allseitig schonungsbedürftigen Fähigkeiten ein milderes Regiment auch für die andern herbeigeführt hätte. Die Fünfen verwandeln sich in Einsen; wo früher die halbe Klasse sitzenblieb, wird jetzt alles glatt versetzt. Das ist der eine Retter in der Not. Leider haben die Herren, die hier die Hand im Spiele hatten, voran die joviale Exzellenz von Kammerherr, der Vertraute Sr.



Phot. Hans Böhm, Berlin.

Szenenbild aus Thomas Manns „Fiorenza": Paul Wegener als Medici, Lothar Körner als Savonarola.

Durchlaucht, ihre Rechnung ohne die Empfindlichkeit der Frau Herzogin gemacht. Als die von der Anwesenheit der Wiener Konditortochter, alias Baronin Leopoldine Lindenhain, und ihres Zuckersöhnchens hört, befiehlt sie schleunigen Abschub der ihr peinlichen Gäste. Eine harte Nuß für die Exzellenz, der schon der delikate Auftrag des Herzogs manche Schweißperle gekostet hat! Doch der liebe Herrgott verläßt so leicht keinen deutschen Schwankdichter. Sieh da! die Tür tut sich auf, und auf dem Parkett erscheint der Herr Weinreisende Majuzi aus Bautzen, der schon der Frau Baronin auf ihrer Herreise von Wien mit seinen Commis-voyageur-Witzen ein so scharmanter Gesellschafter war. Ein paar Gläser Champagner, ein Mondscheinspaziergang im Garten, ein Tete-a-Tete bei Nachtigallenschlag in der Fliederlaube, und der Herr Gemahl für die unbequeme Ausländerin ist gefunden. Das ist der zweite Retter in der Not. Der dritte ist S. Hoheit der Erbprinz selbst. Auch er wird mittlerweile gymnasiumreif, und Direktor Koppelmann, dem doch durch den verfrühten Abzug Maxis so viel an Lebensfreude verloren geht, ist zu seinem Lehrer ausersehen. Nun schwimmt wieder alles in Seligkeit, und das Lustspiel ist aus.

Das Lustspiel? Es war doch wohl wirklich nur ein Schwank, diese schäumende Flut von Wortspielen, Bonmots, guten und leider auch jenen andern weniger guten Witzen, die wir nach der durch ihre Leder- und Schuhwaren berühmten Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Halle-Kottbus und Lübbenau-Kamenz, benennen. Doch merkwürdig! Diese selbstzufrieden glückliche Liebenswürdigkeit entwaffnet allen kritischen Widerstand. Wie in Hamburg und Berlin, so werden jene drei Nothelfer sicherlich auch noch in vielen andern deutschen Theaterstädten durch ihre gesunde Lachkur manche Grillen und Sorgen dieses mißvergnügten Winters vertreiben.

Sudermann, Rey, Bahr, Lenz, Presber und Schönthan — neun Seiten lang sind wir auf abfallender Straße dahingerollt, nachgerade wäre es wohl an der Zeit, den Weg in höhere Regionen zu suchen. Wo aber ist das Flugzeug, das uns hinausträgt? Der ganze Monat Januar weist im weitschichtigen Berliner Spielplan nur zwei Werke auf, deren Verfassernamen und Stoffe darauf schließen lassen könnten, daß wir es mit dramatischen Dichtungen höheren Stils zu tun haben: Thomas Manns „Fiorenza" und Eduard Stuckens „Astrid", beide in Berlin von Reinhardt aufgeführt. Doch leider, mit der Länge der Entfernung ihres Gegenstandes von unsrer Zeit wächst keineswegs auch ihre dichterische und dramatische Bedeutung. Beide, Manns italienisches Renaissancegemälde und Stuckens altisländisches Blut- und Morddrama, finden nicht die Saiten, mit denen sie auch unsre Herzen noch bewegen, auch unsre Gefühle noch zu Für und Wider im Kampfe jener fernen Geister und Leidenschaften aufrufen könnten.

Thomas Manns „Fiorenza" (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), so betitelt nach der Buhlerin Fiore, die in ihrer seltsam starren, lockend-grausigen Erscheinung gleichsam ein lebendiges Symbol der Stadt Florenz, ihrer Herrlichkeiten, Gefahren, Lüste und Grausamkeiten unter Lorenzo de Medici darstellen soll, ist wohl das Kühlste, was dieser nie an Überfluß von Wärme leidende Dichter je geschrieben hat. Eine historiographische Studie, eine kenntnisreiche Dozentenarbeit in dialogischer, poetisch stilisierter Form: man findet nicht leicht etwas Respektvolleres, was über diese drei Akte zu sagen wäre. Sein hochgespanntes Ziel zu erreichen, nämlich den „Untergang einer großen, für die Bewunderung der Jahrhunderte geschaffenen Kultur und die Geburt einer neuen, das Bestehende wie ein Sturmwind wegfegenden Weltanschauung" darzustellen, ist diesem nur äußerlich dann und wann an Gobineaus Renaissanceszenen erinnernden Versuch ganz und gar nicht gelungen. Der glänzende Mediceer stirbt, und Savonarola, der finstere Prior von San Marco, wird Herr in Florenz. Was an jungen und alten Schmarotzern, Künstlern, Gelehrten, Dichtern, Geistlichen um die beiden ebenbürtigen Gegner gruppiert ist, mitsamt der sie alle bezaubernden Fiorenza, die sich nur dem „Helden" schenkt und deshalb vom erlöschenden Lorenzo zu dem düster flammenden, ihre Nerven mit Skorpionen züchtigenden Bußprediger hinübergleitet, es ist nicht mehr als Bruch- und Splitterzeug, wert, in der Mühle der Zeit achtlos zerschrotet zu werden. Um den Kampf der beiden andern könnte es sich für einen Dramatiker, sogar für einen Tragiker lohnen. Doch bringt es Mann nur zu einem rein rhetorischen Duell der Dialektik zwischen dem Lebensbejaher und dem Lebensverneiner, und das in dem Augenblick, wo der Mediceer schon in den Krallen des Todes liegt, also als gleichberechtigter Gegner nicht mehr zählt. Matte Betrachtungen, blasse Widerspiegelungen, flache Reproduktionen einer wilden, von Genuß- und Tatensucht überschwellenden Zeit — kein unmittelbarer, bezwingender Lebenshauch dieser Zeit selbst und ihres Geistes, kein blutvolles Sein und Geschehen. Auch die beste Schauspielkunst müßte an solchen Schemen erlahmen. Doch brauchte sie nicht gleich so die Flügel hängen zu lassen wie im Kammerspielhaus. Marie Dietrich mit ihrer herben Anmut, wenn auch äußerlich getreu nach den Frauen des Ghirlandajo aus den Fresken von Santa Maria Novella maskiert, stand als Fiore-Fiorenza an falscher Stelle; und von den Männern allen wußte einzig und allein Paul Wegener als sterbender Medici eine Vorstellung von der dämonischen Größe jener Tage zu geben.



Phot. Hänse Herrmann, Berlin.

Marie Dietrich als Astrid in Eduard Stuckens Drama „Astrid".



Phot. Hänse Herrmann, Berlin.

Die russische Tänzerin Anna Pawlowa.

Noch weniger als Thomas Mann der widerspruchsvollen Welt der Renaissance zeigt sich Eduard Stucken der starren Welt der urgermanischen Sagas gewachsen. Als er, nach langer Buchquarantäne, vor einigen Jahren mit seinen Gralsdramen endlich auf die Bühne drang, und die Kritik trotz augenfälliger Formschönheiten zu seinem dramatischen Gestaltungskönnen nur ein schwaches Vertrauen fassen konnte, hieß es im Kreise seiner Freunde: Laßt ihn nur diesen zur üppigen Feierlichkeit, zur kunstvollen Rhythmik des Wortes verführenden Gefilden erst entfliehen in ein strengeres Klima, dann werdet ihr sehen, daß ihm auch die Zucht des Gedankens, die Wucht des Aufbaues und die Energie der Charakteristik nicht versagt sind. Ein Drama aus dem Stoffkreis der altisländischen Laxdoelasaga — Severin Rüttgers hat sie uns kürzlich erneuert — wie diese „Astrid" (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin) hätte solch Versprechen wie kein andres erfüllen können. Freilich das eine sehen wir: wie diesen harten, primitiven Menschen gegenüber Stuckens bisheriger Schmuck und Ehrenpreis, seine edle, mit so viel Stolz und Anstand getragene, schmeichlerisch ins Ohr gleitende Verssprache, wie Zunder von ihm abfällt. Mit den doppelgereimten Nibelungenversen seiner Artusdramen wagte er diesen rauhen Erdensöhnen und -töchtern doch wohl nicht entgegenzutreten; sein fünffüßiger Jambus aber hat weder Härte noch Schneide genug, um in ihre Knorren und Knubben zu beißen. Und wie vor diesen Nordlandsrecken die Form in epigonenhafter Schwäche stumpf wird, so erst recht die Gestaltung der Konflikte. Astrid, die Tochter Osvifs, steht zwischen Bolli, ihrem Gemahl, und Kjartan, dem Geliebten ihres Herzens, der nun aber an eine andre vermählt ist, wie Brunhild zwischen Gunther und Siegfried, wobei die kleine anmutige, aber unbedeutende Hrefna, Kjartans mehr aus Trotz denn aus Liebe gefreites Weib, die Rolle der Kriemhild spielt. Hier wie dort läßt sich der Leidenschaftsdrang der ebenbürtigen Frau zum ebenbürtigen Mann durch Schwur und Trauspruch nicht bannen, Eifersucht und Wut über die erlittene Zurücksetzung lodern auf, und so sehr Kjartans versöhnlicher Edelmut die Flammen auch zu

dämpfen sucht, Astrids züngelnde Ehr- und Rachsucht ruht nicht eher, als bis Kjartan von Bollis, seines geliebten Pflegebruders, Hand gefallen ist — ein Totschlag, der bei den starren Vergeltungssitten jener Zeit von der Gegenseite nicht anders als durch den Tod Bollis gesühnt werden kann. Doch zwischen den Gemahl und die andringenden Mannen wirft sich Astrid, und so haucht auch sie unter den grimmen Schwerthieben ihr Leben aus.

Man fühlt: es gehört eine harte Hand und ein gestähltes Herz dazu, diese wilde Welt der Leidenschaften, die knirschende Unerbittlichkeit des Auge um Auge, Zahn um Zahn in einem modernen Drama zu gestalten, darf man sich nicht wie Wagner hinter die Musik, will man sich nicht wie die Epigonen der sechziger und siebziger Jahre hinter Dekorationen und Requisiten verstecken. Stucken traut sich, scheint es fast, beides zu: die Treue der altgermanischen Echtheit und die Beweglichkeit der modernen Psychologie, und möchte die beiden gar in ein zärtliches Brautbett zwingen. Er verfehlt das eine so gut wie das andre: seine schwächliche Historie wird von der nervös-wehleidigen Gegenwart vollends unterwühlt, und sein sentimentales Gegenwartswollen zerstiebt an der kalten Historie, die keine Brüche und Biegungen duldet. Alles bei ihm erscheint künstlich am Spalier gezogen; nichts wächst ihm aus der Wurzel eines starken inneren Gesichts, eines großen Gefühls oder eines mächtigen Erlebens. Ein feiner und menschlich höchst sympathischer Kunsthandwerker setzt hier seine Ziseliernadel an eine überlebensgroße Monumentalität; kein Wunder, daß sie zerbricht, ehe sie recht an das Erz herangekommen ist. Auch hier blieb der Erfolg aus, und wiederum war es Marie Dietrich, die, zu Unrecht mit dieser dämonisch-hysterischen, ihr ganz und gar nicht gemäßen Astrid-Rolle beladen, am bittersten für den Fehlgriff des Dramaturgen und Regisseurs zu büßen hatte.

Wir rechnen nun schon damit und freuen uns darauf, wie sich die Kinder auf Weihnachten, wie die Liebenden sich auf die erste Nachtigall freuen: mit jedem jungen Jahre kommt Anna Pawlowa, die Primaballerina des Kaiserlichen Marientheaters in Petersburg, mit ihrer Truppe zu einem leider immer viel zu kurzen Gastspiel nach Berlin. Diesmal hatte das Neue Operntheater (Kroll) die Ehre, sie zu bewirten, und die Konzertdirektion Leonard durfte die Honneurs machen. Primaballerina — was war das doch vor wenigen Jahren, ehe wir russische Ballettkunst recht kannten, für ein verstaubter, abgetaner Begriff! Und wie ist er unter den Zauberfüßen dieser Russen zu neuem Leben erblüht! Freilich, schon der Tänzerinnentypus, den die Pawlowa uns zeigt, ist ein ganz andrer, als den der „Ballettliebhaber" sich vorzustellen gewohnt ist: ihre stählerne, federnde Schlankheit grenzt an Hagerkeit, ihre Beine sind fast knabenhaft. Nun, das teilt sie mit einigen unsrer deutschen Stiltänzerinnen, die in dem letzten Jahrzehnt aufgetaucht sind, aber was ihr ganz zu eigen, ist diese merkwürdige Harmonie von Geist und Sinnlichkeit, von Technik und Seele. Das macht: sie tanzt keineswegs nur mit den Beinen und Füßen, sie tanzt mit allen Gliedern ihres jedem Hauch der Seele gehorsamen Körpers, und es ist gar nichts Mechanisches in ihrer Art. Immer wieder, auch wenn sie ein Dakapo gibt, glaubt man, sie improvisiere. Je einfacher der szenische oder dramatische Rahmen, in den sich ihre Kunst spannt, desto tiefer ergreift sie. Nichts Schöneres, Edleres und Reineres als ihr Schmetterlings- oder ihr Schwanentanz; man denkt an eine vom Frühlingsstrauch gelöste Blüte, mit der die Lüfte spielen. Doch gibt es von ihrem Regisseur Michael Fokin auch ein paar für sie erfundene Ballette (wie „Die sieben Töchter des Geisterkönigs"), deren Handlung sie so wundervoll zu beseelen weiß, daß alles Kulissenhafte getilgt scheint. Sie selbst hat sich in liebenswürdiger Bescheidenheit einmal einen Schmetterling genannt, der einen Augenblick entzückt und dann weiterfliegt — wohl, aber vergessen hat sie hinzuzufügen: der uns ein beschwingtes, über den Alltag hinausgehobenes Glücksgefühl, eine seelische Bereicherung zurückläßt, wie sie auch die geistigste der Künste kaum besser geben kann.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Franz Kunz: Vorfrühling. (Pastell.)

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 114. I April 1913

Die vier Ehen des Matthias Merenus

Roman von Karl Hans Strobl

III

Am nächsten Tage brannten Asta und Matthias miteinander durch. Sie fuhren direkt nach Berlin und hinterließen die Nachricht, sie hätten es sich überlegt und wollten einander wieder heiraten.

Als Asta so plötzlich mit dem Allerunwahrscheinlichsten verschwunden war, fanden die Getreuen, daß die Weltordnung ein bedeutendes Loch habe, setzten sich darum herum und starrten ins Unverständliche. Mama Rosina hatte Krämpfe, daß der ganze Kalawajasche Stammbaum bis in die Wurzelspitzen, bis in die Nähe Stanislaus Poniatowskis erschüttert wurde. „Oh, sie wird wieder unglücklich werden!“ sagte sie schluchzend.

Aber Doktor Aufwärmer, der sich als Journalist zu Geistesgegenwart und Welteinsicht verpflichtet fühlte, meinte: „Das können Sie nicht wissen, gnädige Frau!“

„Aber ich weiß es!“ schrie Mama Rosina. „Weil sie doch schon einmal mit ihm verheiratet war!“

So erfuhren die Getreuen, daß Astas erster, geheimnisvoll verhohlener Gatte Matthias Merenus gewesen sei. —

Asta und Matthias aber bewohnten vorläufig zwei nette Zimmer eines kleinen Hotels in Charlottenburg, denn sie wollten, ehe sie mit Behagen und Ruhe darangingen, ihr Nest zu bauen, noch ein wenig in die Welt hinausfahren. Und Matthias hatte sein Junggesellenheim vor Antritt seiner Reise aufgelassen und die Möbel beim Spediteur eingestellt. Sie fühlten sich vogelfrei und quietschvergnügt und genossen den Berliner Spätsommer, als wären sie in einer wildfremden Stadt. Und an dieser unerschütterlichen Fröhlichkeit änderte auch der Brief nichts, den ihnen Mama Rosina nachschleuderte. Er war wie eine Bannbulle angefüllt mit Vorwürfen, Drohungen und Warnungen; und wenn jedes seiner Worte das physische Gewicht gehabt hätte, das ihm seinem inneren Gehalt nach zukam, so hätte die Post seine Beförderung ablehnen müssen.

„Aber Onkel Anton sollten wir aufsuchen,“ meinte Asta, denn das erschien ihr so als eine Art Rechtfertigung vor dem Kalawajaschen Familienforum.

Matthias seufzte.

„Du mußt mir das nachfühlen,“ sagte Asta.

Matthias fühlte es ihr nach und ergab sich. Aber ehe er bei Tante Katharine einzutreten wagte, hielt er genaue Musterung, ob nicht wieder irgendwo etwas heraushänge oder hervorstehe. Und er ließ sich geduldig die Schuhsohlen beschauen und mit dem Reisbesen abbürsten und freute sich auf den Augenblick, wo er die Wohnungstür wieder von

außen zumachen würde. Tante Katharines Reich war womöglich noch sauberer als früher, und man merkte, daß sie noch einige Verfeinerungen ihrer Reinigungsmethoden ersonnen haben müsse.

Onkel Anton saß in einer durchsichtigen Verklärung auf einem Fauteuil, dessen Überzug wie eine Wolke japanischer Kirschblüten war. Aber wenn es eine Steigerung von rein gibt, so kam sie Tante Katharine zu, und sogar das Lächeln, mit dem sie den Besuch empfing, strömte einen Seifenduft aus.

„Da sind die Ausreißer!" sagte Onkel Anton mit einer Wallung von Wärme und Freude.

Aber seine Gattin sandte ihm einen Blick zu, daß seine Augen sogleich den Gipsengel auf dem Ofen aufsuchten. „Es ist schön, daß Sie uns besuchen, Herr Merenus," sagte sie, „ich muß sagen, daß ich Ihren Schritt nicht ganz billigen konnte. Aber dieser Besuch beweist, daß Sie wenigstens nachträglich die richtigen Formen einzuhalten wünschen. Ich bin immer und in allen Dingen für Ordnung. Wenn ich auch in die berühmte Familie Kalawaja nur hineingeheiratet habe und in manchen Dingen nicht für voll genommen werde, so glaube ich doch die wahren Interessen der Familie am besten zu vertreten, wenn ich auch in ihren intimen Angelegenheiten die Ordnung allem andern voranstelle."

Matthias verbeugte sich und schwieg. Asta aber versuchte eine Entgegnung, daß man Mamas Einwilligung niemals hätte bekommen können und daß die Trauung auf dem Standesamt sogleich vor sich gehen werde, sowie die Papiere beisammen seien.

Hierauf machte Tante Katharine den Vorschlag, Asta möge der Ordnung wegen bis zur Trauung bei ihr wohnen. Da lächelte Asta ihr unschuldsvollstes Lächeln und meinte, das dürfe sie der Tante nicht zumuten, sie bei sich aufzunehmen, weil ein Besuch in einem so musterhaft geregelten Haushalt doch immer Unordnung und Verwirrung verursache. Man sah es der Tante an, daß sie die äußere Ordnung in der Familie und die innere Ordnung in ihrem Hause gegeneinander abwog. Schließlich gab der Gedanke die Entscheidung, daß Asta bei aller Nettigkeit doch vielleicht einige der genialischen Neigungen ihrer Mama geerbt haben könne. Tante Katharine bestand also nicht weiter auf ihrem Vorschlag und verließ das Zimmer.

In diesem Augenblick nahm Onkel Anton den Blick von dem Gipsengel und heftete ihn, kläglich und hilfesuchend, auf Matthias: „Oh, mein Lieber, was für schöne Zeiten waren das! Damals, wie wir uns den Kaffee selbst gekocht haben ... und manchmal ungeputzte Stiefel hatten."

Matthias nahm gerührt die Hand des alten Herrn. Er wußte nicht, was er sagen sollte. „Ja ... ja ..." meinte er endlich, „du mußt uns besuchen, sobald wir eingerichtet sind."

Aber da kam Tante Katharine und hinter ihr das Dienstmädchen in Schwarzweiß-Manier mit einem Präsentierbrett, auf dem vier Gläschen Wein standen. Man trank, und Asta brachte ihre Bitte an, Onkel Anton möge als Trauzeuge walten, und die Tante nickte Gewährung. Der Besuch verlief glimpflich, aber als Matthias draußen war und niemand im Hause gewahrte, setzte er sich auf das Stiegengeländer und fuhr vor Vergnügen ein ganzes Stockwerk hinab. Und unten angelangt, hob er die Schwurfinger empor und sagte: „Niemals wieder!"

Sie hatten jetzt eine Menge Einkäufe zu besorgen; Reisekoffer und den Inhalt dazu, und dabei schwankten ihre Pläne zwischen den vier Himmelsrichtungen. Matthias Merenus hatte von seinem Agenten die zuletzt eingelaufenen Tantiemen geholt, und nun standen so viel Tore in die Welt offen, daß sie nicht wußten, für welches sie sich entscheiden sollten.

Über Asta kam das Einkaufsfieber. Sie lief bei Wertheim aus einer Abteilung in die andre, und Matthias sah lächelnd das Anwachsen eines Berges niedlicher Überflüssigkeiten. Manchmal stutzten die Verkäufer oder Verkäuferinnen und besahen Asta mit der respektvollen Aufmerksamkeit, die man jemand entgegenbringt, dessen Bild man aus den illustrierten Blättern kennt. Dann nickten Matthias und Asta einander heimlich zu, und neidlos gestand Matthias die Überlegenheit der Schönheit über den Ruhm. Sie hatte eben einen Zerstäuber gekauft — man braucht ihn unbedingt in überfüllten Eisenbahnwagen und schlecht gelüfteten Hotelzimmern! — und kämpfte mit einem zehnpferdigen Verlangen nach einem Taschenwecker — mein Gott! wie leicht könnte man sonst

einmal einen Zug verschlafen, auf die Hausknechte ist kein Verlaß. Die Verkäufer standen vor Asta, ganz Ohr und Untertänigkeit und pudelhupferische Grazie. Sie machten die wirkungsvollsten Posen, die je das Herz einer schönen Käuferin eingenommen haben, als plötzlich drüben zwischen der Uhrenabteilung und dem Küchengeschirr ein blasses Gesicht auftauchte, mit einer schiefen Nase und zwei Schweinsäuglein. Asta fuhr zusammen, denn die Begegnung war eine unholde Überraschung.

Hans Lebwohl stand da wie ein Phantom aus der Vergangenheit. Er troff von Bitternis, und die Enttäuschung umwehte ihn wie eine Wolke. Er schob sich aus dem Schatten bis an den Rand des Sonnenvierecks vor, lächelte trübe, grüßte Asta und Matthias und verzog sich wie ein phantastischer Nebel in der Richtung der Fleckstifte, Seifen und Putzpasten.

Asta sah ihm verdutzt nach. Matthias aber fühlte sich wie an einen Spieß gesteckt. Das Mißtrauen, die Partisane mit dem Widerhaken, war ihm durch und durch gerannt. Eine peinliche Erinnerung griff nach seiner Heiterkeit. Der Kuß, dieser Kuß damals ... dieser Kuß!

Und als Asta ihre Einkäufe beendet hatte und er mit ihr auf der Straße stand, fragte er mit einer etwas bepelzten Stimme: „Woher weiß denn der, daß wir in Berlin sind?"

„Von Mama natürlich ... von wem denn sonst? Das war eine unangenehme Begegnung ... nicht wahr?" Und Asta wollte sich in Matthias einhängen, vertraulich sein, dumme Eindrücke verjagen.

Aber Matthias preßte den Arm fest an, so daß Asta nicht hineinkonnte, und wollte nichts von Bestechung wissen: „Unangenehm?" sagte er. „Warum unangenehm ... wenn man ein gutes Gewissen hat ...!"

„Aber ... Matthias!"

„Na ja ..." Und er blieb stehen, mit richterlichen Augen und tragischer Stirn: „Ich hoffe, du hast ihm keinerlei Anlaß gegeben, sich irgend etwas einzubilden ... du hast ihm nicht durch irgendwelche Gunstbezeugungen in den Kopf gesetzt, er könnte ..."

„Matthias — denk an unsern Vertrag!"

Da kam Matthias zu sich, entrunzelte die Stirn und ließ die Augenbrauen herab, indem er eine Entschuldigung murmelte. Aber es war nicht zu leugnen, es war eine kleine, ganz kleine Szene gewesen, grünlich überhaucht von Eifersucht. —

Zwei Tage später erinnerte sich Asta wieder daran. Sie standen zum zweitenmal in dem Zimmer, an dessen Wänden die Geschichte Jakobs zu sehen war, und noch immer sah Gott-Vater durch das Loch im Himmel des zehnten Bildes auf die Paare, die sich hier einfanden, um sich die staatliche Erlaubnis zum „Wachset und mehret euch!" zu holen. Sie warteten auf den Standesbeamten, und hinten traten Onkel Anton und der pensionierte Gutsverwalter von einem Fuß auf den andern. Und Onkel Anton dachte an die Historie der menschlichen Verirrungen und daß Jakob einer der ausgemachtesten Esel der Weltgeschichte gewesen sei; sieben Jahre Zeit zum Überlegen und keine Spur besserer Einsicht. Aber es gab Nachfolger, vom Alten Testament bis zum allerjüngsten Berlin! So entzückend und preisgekrönt Asta war ... oh, er an Matthias' Stelle wäre nicht durch ein militärisches Aufgebot sämtlicher europäischer Großmächte in diesen Raum zu kriegen gewesen.

Asta aber drückte Matthias' Arm und sagte: „Matthias ... unsern Vertrag ... erinnerst du dich genau?"

Ja — sie hatten einen Vertrag abgeschlossen, einen festen Vertrag durch Handschlag und Kuß, in jener Wundernacht des Wiederfindens an der Nordsee.

„Ich erinnere mich!" sagte Matthias.

„Niemals eifersüchtig zu sein. Ich nicht auf dich ... und du nicht auf mich. Nicht auf unsre Vergangenheit und nicht auf unsre Gegenwart."

„Niemals!"

„Ich wiederhole es dir, weil du vorgestern einen Anfall bekommen hast. Sag' mir nichts ... es war so. Wir sind reife Menschen, Matthias, keine Kinder mehr. Und wir haben beide die Welt kennen gelernt. Nein ... ich wiederhole es dir in dieser Stunde: du gründlicher als ich. Ich bin immer nur bis an den Rand gelangt. Aber es war nicht ihre Schuld, wenn es dabei geblieben ist. Noch einmal: ich habe die Erinnerung an unsre erste Liebe niemals verraten. Das mußt du immer wissen. Aber die Welt macht nun Ansprüche an uns. Und ich muß dir sagen: es freut mich, bewundert zu werden. Ist es sehr lächerlich

von mir, wenn ich weiß, daß ich schön bin? Man hat wundersame Kräfte in sich, wenn man angebetet wird. Es ist ein königliches Vergnügen. Wir wollen es einander nicht stören. Nicht wahr? Eifersucht ist eine sehr kleinliche Leidenschaft, und wir wollen einander angehören wie reife Menschen, ohne Kleinlichkeit. In Freiheit und Vertrauen!"

Das war ein warmer und ehrlicher Strom von Wahrheit, und Matthias fühlte sich von ihm wundersam erfaßt und gehoben. Seine Seele sang wie ein sanftgestrichenes kristallenes Glas, und er sagte, indem er Asta die Hand reichte: „In Freiheit und Vertrauen!"

Und da trat auch schon der Standesbeamte ein. Es war noch immer Herr von Hennigsen, um genau soviel älter wie alle die anderen Anwesenden und also in seinem Beruf kein junger Hund mehr. Er kannte die Welt aus der Perspektive des Standesamtes und trug ein erfahrenes Lächeln unter dem schwarzen, nach vorn gehörnten Schnurrbart. Er war eine Kreuzung von Würde und Zynismus geworden, auf einem Wächterposten über menschlichen Eitelkeiten und Schwächen. Als er einen Blick in die Papiere geworfen hatte, sah er überrascht auf, musterte das Paar und nahm sich eine sehr deutliche Huldigung heraus, wie jemand, der die Macht hinter sich weiß. Er verbeugte sich und überreichte Asta die Kamelie aus seinem Knopfloch.

„Meinen herzlichen Glückwunsch!" sagte er und verbeugte sich noch einmal, ein wenig ironisch überlegen und ein wenig neidvoll. Dann ging er, aber in der Tür, zwischen dem dritten und dem vierten Bild aus der Geschichte Jakobs, wandte er sich noch einmal um, und es sah aus, als wolle er seine Augen zurücklassen.

Und dann saßen Matthias und Asta in dem kleinen Hotelgarten unter der breitgespannten, staubbepuderten Linde und sogen aus Strohhalmen in sehr bedächtigem Andante das schmerzlich-süße Geprickel eines Sherry-Cobler. Das war ein mondäner Nachschmack zum Standesamt.

„Und nun ... wohin?" fragte Asta und sah Matthias, mit dem Strohhalm zwischen den Zähnen, von unten an.

„Es wird Ernst — wir müssen uns entscheiden."

Aber schon wandelte das Ende aller Planmacherei und Reiseunentschlossenheit heran; es knirschte über den Gartenkies, trug gestreifte, unten umgestülpte Hosen, einen Panamahut und einen blauen Sommerrock, ließ den Zwicker an einem schwarzen Band baumeln, kurz und gut, es sah ganz genau so aus wie Doktor Aufwärmer aus der Zahl der Blankenbergher Getreuen.

Asta hatte ihn zwischen den Büschen herankommen sehen und sich mit Unbefangenheit gerüstet. Sie gewöhnte sich allmählich daran, die ganze Gesellschaft wieder auf ihren Spuren eintreffen zu sehen.

Aber Doktor Aufwärmer war diesmal durchaus nicht darum hier, um Asta seine Huldigungen darzubringen, obzwar er ihr die Hand küßte und mit behutsamem, gelindem, zu nichts verpflichtendem Vorwurf meinte, sie hätte ihnen damals eine seltsame Überraschung bereitet. Er trug eine höhere Mission in sich, und sein Kommen galt nicht der Fortsetzung eines Flirtes, sondern einem Geschäft. Vorläufig erkundigte er sich erst einmal zur Einleitung nach der gnädigen Frau Mama.

„Oh, die ist nicht gekommen ... sie ist noch immer sehr böse und will nichts von uns wissen. Sie hat mir geschrieben, daß sie vorläufig noch in Blankenberghe bleibt und nicht früher nach Berlin kommen will, als bis wir es verlassen haben."

„Dann hat sie ihren Plan geändert. Denn wie ich sie vor acht Tagen in Blankenberghe zum letztenmal gesprochen habe, hat sie ihre Absicht geäußert, Sie bis zur Trauung zappeln zu lassen und Sie gleich nachher mit ihrer Verzeihung und ihrem Besuch zu überraschen."

In Matthias' Innerem entstand ein verworrenes Getöse, über das sich eine gellende Stimme erhob, die unaufhörlich schrie: Rette sich, wer kann! „Oh, sie kommt," sagte er, „sie kommt, sie kommt ganz bestimmt ... spätestens morgen ist sie da." Und er drückte wütend an der Klingel am Lindenbaum, um auf den Schrecken noch einen Sherry-Cobler zu bestellen.

Doktor Aufwärmer hatte seinen Zwicker aufgesetzt und betrachtete abwechselnd Matthias und Asta mit einer Miene respektvollen Interesses, mit Rührung und Wohlwollen und leicht angedeutetem schmerzlichem Verzicht. „Ja ... wer das geahnt hätte,"

sagte er, „daß die Rosenkönigin von Blankenberghe die Gattin des berühmten Matthias Merenus ist! Sie haben uns ganz wunderbar getäuscht. Ihr Spiel muß Ihnen sehr viel Vergnügen gemacht haben."

„Wir haben uns prächtig unterhalten," gestand Asta einfach.

„Sie haben das Recht dazu, sich über die andern lustig zu machen ... zwei Edelmenschen wie Sie. Es ist geradezu wie eine besondere Fügung des Schicksals, ein außerordentlich feiner Zug der Regie des Lebens, daß Sie in dem Augenblick des Wiederfindens beide ausgezeichnet worden sind. Herr Merenus als Erster an Kraft und Gewandtheit ... und Sie, gnädige Frau, als die schönste und anmutigste Frau von ganz Blankenberghe. Der Vorsitzende der Preisrichter hat mir gestanden, daß es ihm sehr peinlich gewesen wäre, der Amerikanerin den Sieg zusprechen zu müssen. Alles hat über Ihren Triumph gejubelt ... Sie können sich denken, daß Ihr Verschwinden so etwas wie eine Sensation war. Ja ... es ist sogar eine kleine europäische Sensation daraus geworden ... eine der entzückendsten europäischen Sensationen der letzten Zeit, keiner von den unangenehmen Vorgängen, von diesen schmierigen Affären ... sondern ein feines, graziöses Spiel ... Sie haben doch mein Feuilleton gelesen: ‚Das Maskenspiel von Blankenberghe'?"

„Nein," sagte Asta und schlug ihre Kinderaugen auf, „wir sind in der letzten Zeit gar nicht zum Zeitunglesen gekommen; wir waren sehr beschäftigt ..." Und ein ganz leichtes Rot stieg den zarten Hals in den Spitzenausschnitt der Bluse hinab, als würfen die Rosen von Blankenberghe ihren Widerschein bis hierher.

Doktor Aufwärmer aber war gekränkt, so gekränkt ein Journalist nur sein kann, der über eine schöne Frau ein gutes Feuilleton geschrieben hat, das diese schöne Frau nicht kennt: „Oh ..." sagte er, „man spricht überall davon. Ganz Berlin spricht von Ihnen. Ich werde mir erlauben, Ihnen mein Feuilleton morgen selbst zu überreichen."

„Aber wir reisen morgen ab, Herr Doktor," sagte Matthias zähneknirschend, biß ein Stück Strohhalm ab und spuckte es in das sogenannte Gras, das so spärlich war wie echte Liebe.

„Sie reisen schon morgen? Und wohin?"

„Das wissen wir nicht," sagte Matthias mit eiserner Stimme, „aber wir reisen unbedingt." Das war hingepflanzt wie ein Leuchtturm — bums, da stand es.

Und da krochen Falten über Doktor Aufwärmers Stirn hin, äußere Anzeichen aufsteigender Gedanken, und seine Augenbrauen zogen sich zusammen, so daß das Bild eines einem plötzlichen Einfall Nachsinnenden vollständig war. „Ich möchte Ihnen wohl einen Vorschlag machen, wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht gleich damit davonjagen."

„Sprechen Sie nur!" meinte Matthias zerstreut, denn er dachte angestrengt nach, wann wohl morgen der erste Frühzug abginge.

„Hören Sie: mein Herausgeber hat eins von diesen neuen Vehikeln angeschafft, ein Automobil. Das Zeug fährt wie der Teufel. Ich habe eine Idee: machen Sie Ihre Hochzeitsreise im Automobil."

Matthias sah Asta an. Und Asta sah Matthias an. Und etwas Neues, Glänzendes, Knatterndes, unheimlich Kraftvolles stand im Augenblick vor ihnen, ein Strom von erdentbundenen Mächten brauste. Ferne Gegenden und bunte Szenen rasten ihnen entgegen, und es war eine freie, fliegende Fahrt in die Unendlichkeiten. In raschen heftigen Herzstößen pulste das Glück der Überwindung aller Schwere.

Doktor Aufwärmer sah, daß er ohne Kampf gesiegt hatte. „Mein Herausgeber hat mir schon längst aufgetragen, jemand zu suchen, der für unser Blatt eine solche Reise macht. Ich habe keinen Würdigen gewußt. Nun aber: Hosianna! Habe ich Hoffnung, daß Sie annehmen?"

„Ja ... aber ... wie komme ich denn eigentlich dazu?"

„Matthias Merenus fragt, wie er dazu kommt! Oh, Sie Bescheidenheitsprotz! Matthias Merenus und Frau Asta; kann unser Automobil ehrenvoller eingeweiht werden? Das ist jetzt das Allerneueste ... das Automobil. Und unsre Zeitung geht immer voran. Gefährlich ist es ja gar nicht mehr. Haben Sie keine Lust? Es ist herrlich. Ich bin gestern gefahren. Ich sage Ihnen, man glaubt, man fliegt. Für Sie als Dichter ist das etwas Unbezahlbares. Welche Impression: denken Sie, man glaubt zu fliegen. Aber nun kommen die Bedingungen ... nein, bitte, lieber Freund, seien Sie nicht so un-

vorsichtig. Solche Dinge wollen besprochen sein. Also: mein Herausgeber stellt das Automobil und den Chauffeur und zahlt alle Reisekosten. Oh, bitte ... nein, bitte ... selbstverständlich! Das wäre schön. Hingegen ... beachten Sie! ... hingegen fahren Sie ... also, gnädige Frau, erschrecken Sie nicht ... mein Herausgeber will selbstverständlich nicht so etwas Gewöhnliches wie etwa eine Italienfahrt, sondern etwas Außerordentliches, kurz: Sie sollen nach Konstantinopel ... und noch etwas: Sie schicken uns von dieser Reise durch den Balkan ab und zu, etwa alle Woche einmal, einen kleinen Reisebericht, so etwas Duftiges und Lustiges, etwas Heiter-Überlegenes, kurz: einen echten Matthias Merenus."

Es gab keine Bedenken mehr in Matthias, er sah himmelhohe Berge und wildtosende Bergwässer und bis an die Zähne bewaffnete, turbangeschmückte Räuberbanden und fuhr auf einem fauchenden, sprühenden, rasselnden Teufelsding mitten zwischen ihnen durch, daß sie links und rechts in den Graben flogen. Und wenn er die Rockärmel schüttelte, so flatterten ungeheure Mengen beschriebener Papierblätter heraus und wehten hinter ihm her. Und das waren die Reiseberichte ...

Und da sprang die Freude in Matthias hoch wie ein Geiser. Er erhob sich, goß den Rest seines Sherry-Cobler auf den Boden hin und sagte: „Dieses letzte Glas der heimatlichen Scholle! Wir fahren noch heute abend!"

Gleich hinter Wien kamen sie nach Asien und fauchten auf blendenden Landstraßen über den madjarischen Globus. Die Staubgebirge standen noch lange hochgewirbelt hinter ihnen in der sommerlich stillen Luft.

In den Städten hatten sich Matthias und Asta Zeit gelassen, in Leipzig hatten sie an einem Nachmittag in Auerbachs Keller zwei Flaschen Wein getrunken, in Wien hatten sie im zweiten Kaffeehaus gesessen, wo sie einander zum erstenmal gesehen hatten, und Matthias hatte eine Menge kleiner Mädel mit den buntesten Ballons und den größten Lebkuchenherzen beglückt. Er hatte sogar einen Augenblick daran gedacht, beim Oberkellner eine Matthias Merenussche Lebzeltstiftung für Mädchen im Alter von zwölf Jahren zu errichten. Aber er hatte im Hinblick auf die moralische Bedenklichkeit der Oberkellner davon abgesehen.

Die Einrichtung der Oberkellner, der Hoteldirektoren, Portiers, Stubenmädchen und aller um die Fremdenbeherbergung Beflissenen war überhaupt ein Gegenstand seiner Empörung geworden. In dieser Kaste trieb eine unglaubwürdige Taktlosigkeit ihr Unwesen. Doktor Aufwärmer hatte dafür gesorgt, daß die Welt von der sensationellen Hochzeitsreise des wiedervermählten Ehepaares erfuhr. Alle Zeitungen verzeichneten die amüsante Geschichte, und alle illustrierten Blätter brachten noch einmal die Bilder der Wiedervereinigten. Der „Dichter der ‚Unerprobten' und die preisgekrönte Schönheit von Blankenberghe" wurden überall von ihrem Steckbrief erwartet. In jedem Hotel fand zunächst ein allgemeines Glotzen statt, aus allen Räumen, Stockwerken und Abteilungen schlängelte, wand sich, wuchtete das Personal heran und drückte sich unter allerlei Vorwänden um die berühmten Gäste. Das ganze Haus schien ein dämonisches Wesen mit hundert frechen, neugierigen Augen. In den Speisesälen machten die Oberkellner die übrigen Gäste auf die große Sehenswürdigkeit aufmerksam. Und wenn die beiden Reisenden irgendwo länger als vierundzwanzig Stunden blieben, so trugen am zweiten Tag sämtliche Stubenmädchen Astas Frisur. Die ganze Welt schien aus bewundernden Blicken und bedeutsam gestellten Worten zu bestehen, bäumte sich ihnen entgegen, kollerte und schlug Räder. Asta trug das Kropfgeblähe und Farbengespreite mit Gelassenheit und Unbefangenheit, in Matthias sammelte sich zutiefst ein kleiner Bodensatz tintenschwarzer Galle. Jede dieser augenverdrehenden Aufmerksamkeiten, jedes Flüstern und Wispern sickerte als glühheißer Tropfen hinzu.

Darum war er gottesfroh, als sie auf den ungarischen Globus kamen, denn nun glaubte er Europa entronnen zu sein, und das Rascheln der Zeitungen und illustrierten Journale verhallte am Horizont der Begebenheiten. Der barbarische Punkt Budapests, die letzte Klippe am Felsgestade westlicher Kultur, war vorüber, nun lagen die Pußten vor ihrem Fahrzeug hingebreitet, die großen Einsamkeiten und Schwermütigkeiten der Ebenen mit hochgereckten, hageren Brunnenarmen, mit malerisch in die Landschaft gelümmelten Hirten, mit Schafherden, deren Rückenwellen im Abendrot

wie ferne Hügelketten waren. Ringsherum nichts als lauter Umgebung unter einem ganz unwahrscheinlich hochgespannten Himmel, der von all den schmelzenden Geigentönen voll zu sein schien, die jemals aus den Zigeunergeigen der ungarischen Pußten zu ihm aufgestiegen sind. Und durch all diese langhin gedehnte faule Romantik pochte das Automobil seinen unbändigen Takt. Der Chauffeur ließ es mit der äußersten Geschwindigkeit rasen, und wenn es mit richtigen Tigersätzen vorwärtssprang, wandte er sich um, schob die Brille auf die Stirn und funkelte Asta aus schwarzen Augen an. Er war voll Heimatstolz und Übermut, denn er war selber ein Ungar, halbes Zigeunerblut, erfolgsicher und verwöhnt, denn er hatte zuletzt bei einer Baronin gedient, die seinetwegen ihrem Gatten hatte davonlaufen wollen. Istvan war jedoch kein Freund der großen Affären und zog das solide Verhältnis vor, und so war die Leidenschaft der Baronin an ihrer Enttäuschung sanft zerronnen. Jetzt aber war der Rausch der Heimat über Istvan gekommen, hatte ihn kühn und abenteuerlich gestimmt und trieb ihn zu wilden Wünschen.

Hinter Maria Theresiopel gab es einen längeren Aufenthalt. Besagter Istvan mußte schleunigst abgeschafft werden. Halb lachend, halb empört hatte Asta ihrem Gatten mitteilen müssen, daß ihr der Chauffeur eine Liebeserklärung gemacht habe. Istvan flog mit so urgermanischer Schwungkraft aus der Bahn der Hochzeitsreise, daß ihm das Zigeunerblut vor Schrecken in den Adern gefror. Aber der Zwischenfall hatte sein Peinliches, denn Matthias mußte erst nach Berlin um einen andern Chauffeur telegraphieren, und inzwischen saß man mitten auf der Pußta in einem unwirtlichen Dorf. Bei so naher Betrachtung zeigte sich die ungarische Romantik merklich von Schmierigkeit umrändert. Es traf sich noch glücklich, daß man die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers machte, der Matthias Merenus und seiner Gattin seine Gastfreundschaft mit so viel Liebenswürdigkeit aufzwang, daß man sie annehmen mußte. Fünf Tage dauerte der Aufenthalt auf dem Schloß mit dem unaussprechlichen Namen. Matthias wollte ihn benutzen, um in einem kühlen Gartenzimmer das erste der versprochenen Feuilletons zu schreiben. Aber die Feder war wie ein Borstwisch, das Papier klebte an seiner Hand, und der Sitz war mit hundert Nadeln gespickt. Denn durch das offene Fenster kam das Plaudern und Lachen einer Gesellschaft, die sich um Asta versammelte und von Tag zu Tag anwuchs. Es war, als trage der Wind den süßen Duft Astas über die Pußta hin und als würden alle Gutsbesitzer in zwanzig Meilen Umkreis von ihm angezogen, wie die Bienen oder die Ameisen einen Korb reifen Obstes zu finden wissen. Und Matthias schmiß, wenn er das Gewirbel des Schwarmes hörte, seine Feder hin und ging hinab, saß finster, vorwurfsvoll und übellaunig neben Asta und störte die madjarischen Galanterien im Keime.

Am Abend des fünften Tages sagte der gastfreie Hausherr: „Gnädige Frau sind allerliebste, entzückendste Frau, was mir jemals untergekommen is, ober Herr Gémahl is, verzeihen schon, ekelhofter Kerl!"

Es war höchste Zeit, daß der neue Chauffeur eintraf. Ein langer, hagerer, blonder Mensch mit einer geraden, etwas hingedehnten Nase, die sich aus einem rötlich punktierten Wimmerlgesicht erhob. Er war vertrauenerweckend durch eine glückliche Zusammensetzung aus Gewissenhaftigkeit, Vorsicht und Langeweile und durch die Bedachtsamkeit, die seinen Handgriffen anhaftete. Er hatte etwas Lehrhaftes an sich, etwas Asketisches und Bußfertiges, wie ein Heuschrecken-Johannes mit Automobilbrillen.

Matthias und Asta bestiegen den Kraftwagen, Herr Thomas Quast aus Halberstadt bastelte feierlich an Hebeln und Kurbeln, dann winkte Asta mit einem spitzengesäumten Taschentuch und ließ eine Menge unerfüllter Hoffnungen, einen ganzen Scherbenberg gebrochener Wünsche hinter sich.

Sie setzten ihre Reise im Tempo einer Sonntagspredigt fort. Herr Quast fuhr ungemein salbungsvoll durch die ungarische Ebene und über Belgrad ins Serbische hinein. Die wildkühnen Berge drängten sich an die sogenannte Straße heran, und die schmutzigbunten Eingeborenen krochen aus ihren Steinhaufen und hinter zerrissenen Fellen und Fetzen hervor und wurden Bildsäulen des Erstaunens. Istvan, der Zigeuner, hatte die Pulse jauchzen und springen gemacht, Herr Quast aus Halberstadt rüttelte sie in eine sanfte Schläfrigkeit. Die Gefahr, in einem Straßengraben zu enden oder an einem Baumstamm zu zerschellen, lag meilenfern,

Matthias fühlte sich in voller Sicherheit, denn der härenen Blondheit dieses Biedermannes war auch keinerlei Empfänglichkeit für die Zündungen der Liebe zuzutrauen.

Sie wackelten durch immer trotzigere Naturschauspiele des Balkans, durch Felsengen und Trümmerfelder, an kahlen Abstürzen dahin. Auf jedem Felsvorsprung saß eine alte Türkenballade und sang von abgeschnittenen Köpfen und von Geschundenen und von Gepfählten. In jeder Felsschlucht schliefen die Echos von Büchsenschüssen, und um die Ruinen der alten Wachttürme schwebten Schauer von Heldenmut und von Verzweiflung. Dann kamen sie aus den Engpässen auf die freundlich ausgebreitete Ebene von Sofia. Minarette und Kirchtürme standen nachbarlich gespannt, das Zigeunerviertel bettelte sich an europäisch gekleidete Straßen heran.

Abends machten Matthias und Asta einen Spaziergang am Konak des Fürsten vorüber und sprachen von der orientalischen Frage und fühlten sich weltenfern von Europa.

Plötzlich sagte jemand hinter ihnen: „Oh, Matthias, sei nicht soo!“

Matthias fuhr herum. Ein Mensch stand da, inmitten eines noch undurchdringlichen Schleiers von Bekanntheiten. Wer war er? Vergessene Tage, nebelhafte Vergangenheiten umwölkten ihn, ein scharfes kleines Vogelgesicht schaute vor, und eine bekannte Phrase bot sich als Leitmotiv. Dieses „Sei nicht soo!“, das Matthias doch hundertmal gehört hatte.

„Na, du erkennst mich also nicht? Philipp Roth, genannt der ‚Sei-nicht-soo‘!“

Ja, wahrhaftig, Philipp Roth ... Schulbänke, ein Katheder, Professor Tiger, der Vielgeplagte, mit den Knallerbsen unter den Sesselfüßen, heimliches Zechen in Hinterstübchen, ein Pedell im Türrahmen, dann der Fechtboden, im wirbelnden Staub ein angstvolles Vogelgesicht hinter einem schwarzlackierten Drahtgeflecht, Außenquarten auf ein geducktes Haupt ... und dann ein breiter, grauer Strom, immer mehr anschwellend, Fluten von lärmenden Tagen und Jahren, bis Philipp Roth weit drüben am Strand der Vergessenheit verschwunden war. Und da war das altbekannte „Sei nicht soo!“, der Refrain auf jede Außenquart.

„Ein Schulfreund, Asta! Ein alter Genosse von derselben Metbank! Ausgerechnet in Sofia, mittendrin in der orientalischen Frage. Meine Frau!“

Philipp Roth winkte ab: „Ich weiß ... ich weiß! Ich weiß alles aus den Zeitungen.“

Gottes Donner! Da war man sogar in Sofia auf seinen Ruhm und seine kleine Sensation festgenagelt und konnte sich nicht einmal empören, denn es war eine gutmütige Freude und eine ehrliche Begeisterung, die da zum Reigen antraten.

„Ich bin stolz auf dich,“ sagte Philipp Roth, „ich habe von deinen großen Erfolgen gelesen ... und ich gratuliere dir zu deiner Frau ... die Schönheitsrichter von Blankenberghe haben keinen Justizirrtum begangen.“

Und dann war keine Rede mehr davon, daß Matthias und Asta sich losreißen durften. Philipp Roth führte sie in sein Heim, schleppte seine kleine nette Frau heran, zeigte seine beiden schwergewichtigen Babys, und dann fuhren sie alle miteinander in den Park, wo die elegante Welt von Sofia zusammentrifft. Und der Metbankgenosse erzählte seinen irregulären Lebenslauf und unterbrach sich nur dann, wenn er Matthias das Denkmal eines ermordeten Ministerpräsidenten zeigen wollte.

Jenseit der trennenden Tage hatte Philipp Roth die Juristerei aufgegeben und sich um einen menschenwürdigeren Beruf umgesehen. Allerlei Bohrversuche auf den Minenfeldern des Lebens waren gefolgt, und zuletzt hatte er hier in Sofia eine goldführende Ader getroffen. Seine juristischen Anfänge waren hinreichend gewesen, um ihn zum Sekretär der orientalischen Bahnen zu befähigen, und dann hatte er die Tochter eines reichen Mannes geheiratet. Der Schwiegerpapa war der Besitzer des „Roten Krebsen“, und wer in Sofia ein gutes Glas Münchner Bier trinken wollte oder nach einer Flasche Wein aus den fürstlichen Besitzungen bei Euxinograd Verlangen hatte, der setzte sich in die Glasveranda des „Roten Krebsen“.

Eine Weile später läuteten richtige Münchner Maßkrüge zum überraschenden Wiederfinden, und Weingläser mit goldgelbem Euxinograder klingelten dazu.

„Und nun gehen wir ins Varieté!“ sagte Philipp nach dem Abendessen, und als Matthias sich mit der Reisemüdigkeit entschuldigen wollte, fügte er hinzu: „Der gnädigen

Frau wird's Spaß machen ... und du, Matthias, sei nicht soo!"

Sie hatten wirklich ein Varieté in Sofia, und es war bunter als sonstwo auf der Welt. Aus allerlei Flicken und Lappen, aus nichts als Abfällen aller Brettelbühnen Europas zusammengesetzt. Da war die aufgedunsene Sängerin ohne Stimme, der Zauberkünstler, der Uhren zerstampft und wieder ganz macht, der Akrobat auf dem Schwebereck, der musikalische Clown, lauter älteste Nummern, die man anderswo gar nicht mehr sehen und hören wollte. Aber vor einem unverwöhnten Publikum wurden sie noch einmal bedeutsam und bekamen Beifall. Noch einmal, ehe sie untersank, krähte die Sängerin sich selbst zur Ehr' und andern zu Dank. Noch einmal durfte Signor Bellini es wagen, in der Nähe Europas Kaninchen aus dem Zylinder hervorzuzaubern. In zwei Wochen würden sie weitergetrieben werden, weiter nach Osten, immer weiter, ohne Hoffnung auf Wiederkehr auf die Bühnen und in die Gunst der gefräßigen großen Städte.

Es war ein ganz unblasiertes Publikum, das da in einem blaugrau aufgetürmten Wolkengeschiebe saß. Baumlange Offiziere mit Bauerngesichtern quiekten vor Vergnügen und klatschten wie besessen, wenn Signor Bellini endlose Papierstreifen aus dem Munde zog. Nur unmittelbar vor der Bühne saß der englische Konsul, über drei Stühle gelümmelt, und las in einer Zeitung, so groß wie ein Leintuch, ohne einen Blick auf die Bühne zu werfen. Die Toiletten der Damen zeigten schon den orientalischen Hang zu barbarischem Gepränge, es war eine höchst absonderliche Komposition von Kindlichkeit und Raffinement in diesen Weiblichkeiten. Selbst Philipp Roths kleine Frau war nicht frei davon.

Da kam nun Frau Asta in ihrer schlichten Eleganz, in der vornehmen Unaufdringlichkeit der mondänen Frau, gelassen wie die Selbstverständlichkeit in eigner Person. Die Wirtin schob drei Herren von einem der besten Tische ab und räumte ihn für Herrn Philipp Roth und seine Gäste. Und um sie flüsterte es, und die Aufmerksamkeit wich von der Bühne.

Hinten, nahe der Wand, saß eine Gruppe junger Leute mit harmlosen Gesichtern und bunten Krawatten, eine kleine Gesellschaft von bulgarischen Kavalieren. Philipp Roth sandte einen Gruß hinüber, dann beugte er sich zu Matthias: „Du ... die dort drüben, die gerade gegrüßt haben, das sind mazedonische Bandenführer. Wenn es hier zu Ende ist, gehen sie vielleicht in die Berge, über die Grenze und überfallen morgen ein türkisches Dorf." Matthias fand, sie sähen aus wie Gymnasiasten, die eine geheime Verbindung haben und hinter dem Rücken der Lehrer kneipen.

Da stand einer der jungen Leute auf und kam auf Philipp Roths Tisch zu. Nach einigen Worten der Einleitung war die Vorstellung vorgenommen, und dann kamen auch die andern heran. Und es dauerte kaum zwanzig Minuten, da saßen auch drei Offiziere zwischen den übrigen, Prachtmenschen, mit braunen Gesichtern und spielenden Muskeln unter den Leinwandröcken. Der englische Konsul hatte bereits geruht, einige Male von seiner Zeitung auf- und nach Asta hinüberzusehen. Nun erhob er sich, kam mit feierlicher Langsamkeit herüber und ließ sich ohne Umstände zwischen einem der Offiziere und Asta nieder. Da war nun das offizielle und unoffizielle Bulgarien mit der europäischen Diplomatie, der deutschen Literatur und westlicher und östlicher Frauenanmut zu einer merkwürdigen Tischrunde vereinigt.

Es schwirrte französisch, deutsch und bulgarisch durcheinander.

„Sie sitzen mit zwei berühmten Leuten beisammen, Sir Clifford," sagte Philipp Roth und war so wichtig, als hätte er Matthias und Asta erfunden.

Matthias gab dem Schulfreund einen zornmütigen Renner unter dem Tischtuch.

„Ou ... ich weiß ..." sagte Sir Clifford, „ich habe schon gesehen Ihre Bild in die ‚London News'."

Und Asta war schon wieder der Mittelpunkt dieser Runde, sie strahlte in ihrer lustigen Schönheit, fing alle süßbewegten Huldigungen auf und gab leichte Gnaden zurück, mit unfehlbarer Sicherheit. Es war wie ein Spiel mit goldenen Bällen. In Matthias aber saß verbissener Ingrimm und würgendes Mißtrauen. Je länger er mit Asta beisammen war, desto verdächtiger wurde ihm ihre spielerische Sicherheit. Was anfangs nur wie ein leichter Hauch seine Seele überflogen hatte, wurde jetzt schweres Ge-

wölk. Der Bodensatz seiner Beobachtungen war aufgewirbelt und trübte seine Besonnenheit. Das war die Vergeltung für eine Stunde der Eitelkeiten auf der See, in einem Fischerboot, das behaglich auf der Seite lag und sich durch glasgrüne Wogen arbeitete. Er war damals nicht wahr gewesen, und die Lüge lag in ihm und flüsterte ihm zu, daß auch Asta gelogen habe. Er hatte eine Maske vorgenommen und Heimlichkeiten zurückbehalten, und nun zischte es in ihm: Hast du hinter ihre Maske gesehen, und kennst du die Heimlichkeiten ihrer letzten fünf Jahre?

Er war es müde, immer wieder die begehrlichen Männlichkeiten von allen Seiten heranschwärmen und sich um Asta versammeln zu sehen, als sei er selbst gar nicht vorhanden, als biete sich jedem die Hoffnung auf Beute.

Scharf und böse sah er über diese Angeregten und Aufgeregten hin, über diese Sprechenden und Lachenden, diese Werbenden und mit Blicken Kosenden, und er war entschlossen, ein Ende zu machen. Da plötzlich nagelte es ihn wie mit einem Lanzenstich an seinen Stuhl. Drüben, in der Nähe der Eingangstür, sah er eine lange Nase in einem blassen, sehnsüchtigen Gesicht, wie einen schiefen Turm der Betrübnis in fahler Ebene. Zwei kleine Schweinsäuglein zwinkerten vor innerer Bewegung, eine schmale Hand legte sich zitternd um ein Bierglas.

Es quoll polypenhaft um Matthias. Dieser Lebwohl war schon wieder da, er saß da und glotzte seinen Liebesschmerz hinaus, als sollten seine Blicke an Astas Gesicht festkleben. Matthias Merenus zog die Lanze mit einem Ruck heraus, stand auf und sagte: „Wir gehen, Asta!" Und als Asta ihn, mitten aus einem Lachen heraus, sehr erstaunt ansah, faßte er sie am Arm und zog sie derb empor. „Wir gehen!" wiederholte er.

Asta wurde sehr blaß, lächelte aber sogleich wieder und sagte: „Du hast recht, wir sind sehr müde! Auf Wiedersehen, morgen!" Und ehe noch jemand Ursache, Verlauf und Ausgang des Vorfalles recht verstanden hatte, folgte sie ihrem Gatten, der sie mit dem Mantel erwartete. Keine Einrede erhob sich, nur Philipp Roth sagte, starr wie ein Besenstiel: „Sei nicht soo!"

Das Häufchen verliebtes Elend neben der Eingangstür erhob sich voller Demut und Hingabe. Asta stutzte, eine Zorneswelle kam über ihre Seele, aber ein gütiges Lächeln schwebte hinterdrein, und in mildem Verzeihen schritt sie an Hans Lebwohl vorüber.

Draußen trotteten Matthias und Asta schweigsam nebeneinander durch die bulgarische Finsternis der Nebenstraßen. Aber Asta hatte ein Bedürfnis nach zärtlichem Verstehen und suchte Brücken. „Was ist dir denn eingefallen, Matthias?" sagte sie mit mäßigem Vorwurf. „Was soll denn das heißen, mir einen solchen Skandal zu machen?"

„Ich habe keine Lust mehr, eine lächerliche Figur zu sein," sagte Matthias, rauh wie ein Dorngestrüpp und ganz ungewöhnlich bösartig. „Ich darf so neben dir dahertrappen ... und kein Mensch geniert sich, dir den Hof zu machen. Ganz unverschämt noch dazu ... als ob ich gar nicht da wäre ... Und du nimmst das alles entgegen, als ob es so sein müßte ... auch du genierst dich nicht im mindesten, tust auch, als wäre ich nicht vorhanden."

„O Matthias," lachte Asta, „der arme Doktor Lebwohl hat dich ganz aus dem Häuschen gebracht. Ich kann doch nichts dafür, daß er so rettungslos verliebt ist. Es ist ja wirklich zu dumm, daß er mir so auf den Fersen bleibt. Aber die Zeitungen verraten ihm doch unsern Weg."

„Na ja ... der Doktor Lebwohl ... und der englische Konsul und die Bulgaren und Räuberhäuptlinge und Oberkellner und Gutsbesitzer und Chauffeure ... und ich bin der Idiot, ich muß mir das alles ansehen. Ich spiele eine unwürdige Rolle. Ich verbiete dir ..."

Da schoß der Stolz in Asta wie eine Feuersäule hoch: „Und ich verbitte mir diesen Ton. Du sprichst von deiner Frau, Matthias, und nicht von deinen verflossenen Freundinnen. Ich bitte um reinliche Scheidung. Und dann mache ich dich darauf aufmerksam, daß wir ja als reife Menschen miteinander leben wollen. In Freiheit und Vertrauen! Ich erinnere dich an unsern Vertrag. Noch eine solche Szene ... und ich ... und ich ..." Asta stockte und erschrak über ihre Heftigkeit und endete mit einem Murmeln: „... und ich weiß nicht, was ich tue."

Ein Feuer war auf das Dorngestrüpp gefallen, eine mächtige Faust hatte die Igelstacheln geknickt. Matthias war ganz klein-

laut und kroch in sich zusammen. Er verbrachte eine schlechte Nacht.

Als sie zum Frühstück kamen, da fanden sie ein höchst absonderliches Arrangement vor. Mitten auf dem Tisch stand Astas Bild, offenbar aus einer illustrierten Zeitschrift herausgeschnitten, säuberlich aufgeklebt und mit Blumen umkränzt. Und ein pompöser Blumenstrauß stand davor, an dem hing ein Zettel mit der Aufschrift: „Der schönsten Frau!"

Der aufwartende Kellner grinste, aber er wußte in seinem bulgarischen Französisch nicht mehr zu sagen, als daß die Herrlichkeit von einem fremden Manne gebracht worden sei.

Asta lachte verlegen. Matthias verdrehte die Augen, daß man das Weiße sah, und schlang das Frühstück zornwütig in sich hinein. Als sie fertig waren, sagte er: „Wir fahren!"

„Was?" verwunderte sich Asta. „Wir wollen fort? Wir haben doch mit deinem Schulfreund einen Ausflug verabredet."

„Wir fahren sofort!" wiederholte Matthias, und jedes Wort knirschte wie die Säge in einem Knorren.

Eine Stunde später meldete Herr Quast aus Halberstadt, daß er zur Abfahrt bereit sei. Mit dem Automobil-Johannes war eine Veränderung vorgegangen. Er hatte sich aus dem Bedachtsamen und Lehrhaften ein wenig ins Fesche gewandelt. Sein blonder Asketenschopf war in der Mitte gescheitelt und mit bulgarischer Pomade festgeklebt, im Knopfloch des Staubmantels stak eine Rose, und wenn er Frau Asta ansah, so krochen ihm die Augen aus dem Kopf. Die Verbeugung, die er machte, als er vor seiner Herrin den Wagenschlag öffnete, war so, als habe er in seinem Unterleib ein neues Scharnier entdeckt.

Philipp Roth, der gerade ankam, um seinen Freund abzuholen, erwischte nur noch einen Schatten von ihm und ein Stück grünen Reiseschleiers, der aus einer Staubwolke wehte.

Sie fuhren zuerst auf der Straße nach Philippopel weiter. Aber nach dem zwanzigsten Kilometer tippte Matthias Herrn Quast auf die Schulter und deutete auf einen Feldweg, der in einem Bogen zurück, Vitosch zu, und dann in die Berge hineinführte. Herr Quast wandte den Wagen.

„Wohin fahren wir?" fragte Asta.

„Nach Mazedonien!" antwortete Matthias.

Nun wurde Matthias Merenus wieder fröhlich wie ein Cooperscher Indianer, der die Bleichgesichter auf eine falsche Fährte gebracht hat.

Jetzt lag Europa wirklich und endgültig und unzweifelhaft jenseit aller Berge. Man konnte das jeden Abend merken, wenn man ins Quartier kam. Hammelfleisch und Käse und Käse und Hammelfleisch folgten einander in zäher Zusammengehörigkeit, und man mußte froh sein, wenn der Reigen nicht überhaupt durch einen Han unterbrochen wurde, wo man auf dem absoluten Nullpunkt der Verpflegung stand. Die Betten bestanden aus Stroh und Decken und waren reichlich belebt. Ein einziges von ihnen hätte genügt, um alle Flohtheater des Westens für zwanzig Jahre mit Akteuren zu versehen. Aber daneben gab es noch eine ganze Menge undressierbarer Tiergattungen. Man saß auf kleinen Stühlchen mit Strohsitzen, trank schwarzen Kaffee, und die Dorfbewohner versammelten sich und gaben einander zu jeder Bewegung der Fremden wortreiche Erklärungen.

Die Berge wurden steiler, und manchmal sah man zwischen zerrissenen Wänden auf einen fernen Schneegipfel. Die Struma kam und verschwand in düsteren Schluchten. Ab und zu fiel in den Bergen ein Schuß, und man brauchte sich nicht sehr anzustrengen, um dabei an Raub und Mord und Blutrache zu denken. Immer wilder wurde es, und Herr Quast begann bedenklich den Kopf zu schütteln, bis er eines Tags mit der Anfrage herausrückte, ob man nicht bald in eine Stadt kommen würde. Die mazedonische Lebensweise sagte seinem norddeutschen Gemüt nicht länger zu. Und außerdem ging der Benzinvorrat zu Ende.

Asta hatte der abenteuerliche Abschnitt ihrer Hochzeitsreise zuerst sehr viel Spaß gemacht, sie tauchte aus der mondänen Welt in die Ursprünglichkeit, warf alles von sich und sprühte in heiterer Laune. Allmählich aber begann sie nächtliche Zerstochenheiten, Hammelfleisch, Käse, schlechte Straßen und Herrn Quasts tagtägliches Irrefahren als Plagen zu empfinden.

Nur Matthias freute sich inmitten der wilden Bergwelt, auf den glühendheißen Straßen, auf den verkarsteten Einöden, die alle Hitze zurückstrahlten, wie ein Schneekönig. Da sauste Doktor Hans Lebwohl irgendwo auf der geraden Strecke nach Kon-

stantinopel. Mochte er suchen, mochte er das ganze Goldene Horn abkloppen und seine schiefe Nase auf der Galatabrücke spazierenführen, über die alle Fremden kommen müssen. Den war man los! Gott sei's getrommelt und gepfiffen! Der war vom Lebenswege beseitigt. Dafür konnte man schon einige Unvollkommenheiten der Verpflegung, des Fahrzeugs und Herrn Quasts hinnehmen.

Das Fahrzeug war der dritte Verbündete in der Verschwörung gegen das mazedonische Abenteuer. Noch hafteten der Erfindung die Eierschalen des Werdens an. Es gab absolute Unerklärlichkeiten, psychologische Rätsel in dem Mechanismus. Plötzlich, auf einem Bergrücken oder auf schmalem Felsensteg neben einem Abgrund hielt das Ding an, schnaufte noch einmal und zuckte dann nicht weiter. Herr Quast stieg dann ab, bastelte mit einem sehr ernsten Gesicht an Hebeln und Schrauben, als ob er etwas davon verstünde, und sprach die Hoffnung aus, man würde sogleich weiterfahren können. Aber das Ding stand und stand, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden. Dann, als sei nun genug aufgetrumpft, um die menschliche Ohnmacht zu erweisen, begann es in seinem Inneren zu knistern, dann zitterte der Kasten ein wenig, es gab mehrere unvermutete Rucke, und endlich setzte es sich in Bewegung. Aber nach rückwärts — und es dauerte wieder eine kleine Weile Höllenangst, bis es Herr Quast zu geregelter Tätigkeit gebracht hatte.

Eines Abends kam man nach Demirkapu. Man war am Morgen von Kastanca ausgefahren, hatte über Stock und Stein hundert Kilometer gemacht und war jetzt dreißig Kilometer vom Ausgangspunkt entfernt. Eine Gansherde stob in wildem Wahnwitz auseinander. Die Hütten duckten sich vor dem knatternden Ungetüm, das ganze Dorf war ein einziges Maulaufreißen. Ein Han stand unweit des Dorfeinganges, der sah aus wie die orientalische Frage in höchster Bedrängnis. Dem Fremden standen nicht bloß Tür und Tor, sondern auch Dach und Wände offen. Der Wind konnte aus jeder Himmelsrichtung hineinblasen, wie es ihm nur einfiel.

Der Wirt kam heran und wartete angstvoll auf Matthias' Gruß. Allah mochte wissen, welche gefährliche Großmächtigkeit da eingekehrt war, die den leibhaftigen Teufel im Dienst hatte. Es war ein sehr verschüchtertes und ängstliches Dorf, denn vor zehn Tagen war ganz in der Nähe ein Fremder ermordet worden. Man wußte nicht, wer er war, und nicht, wer ihn umgebracht hatte, aber das war sicher, daß dieser Mord über kurz oder lang von irgendwem an dem ganzen Dorf gerächt werden würde. Das war so Balkanzeremoniell und mazedonische Weltordnung, der Name Allahs sei gepriesen! Darum war nach der Ansicht des Wirtes Vorsicht und Höflichkeit mehr als je am Platz.

Matthias wandte die Zeichensprache an, führte die gekrümmten Finger der rechten Hand mehrmals hastig zum Mund und klappte dazu mit den Kinnladen wie ein Nußknacker. Das heißt in allen Ländern: Essen!

Der Wirt nickte betrübt mit dem Kopfe. Das heißt auf dem Balkan: Nein! Dann aber brachte er doch eine Schüssel heran, in der lag ein gelblichweißer Klumpen in einer Tunke von Essig und Olivenöl. Obenauf saß ein Schwarm blauschillernder Fliegen, als sei er dazu abgerichtet, beim Servieren dabeizusein.

„Aha, Ziegenkäse!“ sagte Asta.

Sie saßen im Obergeschoß in einem kahlen Raume, scheuchten mit kleinen Wedeln aus Gansfedern die Fliegen weg und stocherten in dem Käse.

„Wie lange sollen wir denn noch in diesem gesegneten Lande bleiben?“ fragte Asta nach einer Weile.

Matthias bekam einen kleinen Erstickungsanfall, weil ihm eine Fliege noch im letzten Augenblick auf den Bissen Käse gekrochen war, den er eben in den Mund gesteckt hatte. Dann fragte er: „Ist es denn nicht interessant?“

„O ja! Aber ich muß gestehen, ich habe die Spiralfahrerei satt! Ich habe den Eindruck, daß wir niemals mehr aus diesen Bergen herauskommen. Und dann fange ich an zu fürchten, daß uns das Automobi eines schönes Tags überhaupt den Gehorsam weigert ... womöglich irgendwo im hintersten Balkan ...“

„Aber, meine Liebe ... ein freies Leben führen wir ...“

Astas Laune war nicht aufzuheitern. „Weiß Gott, ich finde, fünf Tage genügen gerade. Wo sind wir denn eigentlich? Das weißt du selber nicht genau. In der Nähe von

Monastir. Das erklärt ein Unbekanntes durch ein andres. Und mit einem solchen unzuverlässigen Vehikel ... und einem solchen konfusen Chauffeur. Wenn wir wenigstens einen Führer kriegen könnten ... aber von diesen Kerlen setzt sich ja keiner in den Wagen. Mit einem Wort ... wenn es dir darum zu tun war, unsre Spur zu verwischen, so ist das gründlich geschehen ... und wir könnten jetzt wieder schauen, auf unsern Weg zu kommen."

Matthias aber sah Asta streng an und sagte: „Ich weiß schon ... du vermißt hier die übertünchte Höflichkeit Europas. Hier versammeln sich keine Verehrer um dich."

„Man braucht gewisse Kulturgüter, um in Stimmung zu bleiben. Du hast ja auch hier noch nicht ein einziges Feuilleton geschrieben."

Matthias verspürte einen grimmigen Leberdruck. Der kam von lauter ungeschriebenen Feuilletons. Seit Budapest hatte er seinem Blatt noch keine Zeile geschickt, und es war wirklich höchste Zeit, etwas von sich hören zu lassen. „Gut," sagte er, indem er sich heldisch erhob, „ich werde dir beweisen, daß ich keine Kulturstimulantien brauche. Jetzt gehe ich mir Demirkapu ansehen, und nachher schreibe ich ein Feuilleton. Gehst du mit mir?"

Aber Asta hatte keine Lust, war müde und verdrießlich, und so ging Matthias allein. Er begann sogleich eifrig aufzupassen und klappte sein Gehirn wie ein Notizbuch auf, um alles genau einzutragen. Vor einer der Hütten, über deren Tür der Namenszug des Sultans schwarz auf weißer Tünche gemalt war, saß ein kleines Häuflein Menschen — Albanesen in hohen weißen Mützen, Bulgaren, Türken — um einen Mann, der einen Bogen Papier mit umständlichen Schriftzeichen bemalte. Der Mann trug einen Beamtenfes und eine Art Uniformrock von unaussprechlicher Schmierigkeit und schrieb, was ihm einer der Türken bedachtsam diktierte. Die andern hockten ernsthaft wie die Raben, hörten zu und warteten, bis an sie die Reihe kamen. Das war die Kaiserlich Ottomanische Post.

Und Matthias erschien dieses Schauspiel als ein Wink des Himmels, eine Mahnung an die Pflicht.

Er ging aus dem Dorf hinaus und den Berg hinan, an den es angebaut war. Eine Höhle klaffte, und aus dem Schatten blickten ihm ein paar Rippen entgegen, Überreste irgendeines Tieres, das da verendet war. Dann stand er oben und sah über eine gewaltige Bergwelt. Unten in der Schlucht krümmte sich die Straße zwischen überhängenden Felswänden, die sie dem Blick entzogen. Ein Knattern und Fauchen kam von da herauf, die hastigen Herzschläge des Automobils, das Herr Quast noch zu irgendeiner Probefahrt gezwungen hatte. Gänse kreischten, der Schrei eines Steinadlers fiel aus Lüften, fern aus einer Mulde stieg eine schlanke braune abendgoldene Rauchsäule, auf einem scharfkantigen Bergrücken stand eine winzige Menschengestalt, über deren Schulter ein langes Gewehr aufragte, dünn wie ein Zahnstocher. Im Westen wälzte sich eine ungeordnete Wolkenwirtschaft, aber der ganze übrige Himmel machte ein fröhliches blaurotes Abendgesicht, wie ein Weintrinker.

Warum ist sie nicht mitgegangen! dachte Matthias. Ich hätte ihr vergönnt, das zu sehen. Aber man wird doch immer wieder enttäuscht. Sie ist eine verwöhnte Prinzessin und will ihr Publikum.

Voll von Schönheit und von starken Worten, die das ganze Gewicht und die Prägung dieser Stunde trugen, stieg Matthias hinab. Vor der Tür des Hans stand das Automobil. Aber plötzlich drehte sich der ganze Balkan um Matthias im Kreise: dieses Automobil war nicht braun wie das seine, sondern rot, und der Mann, der sich eben daneben eine Zigarette anzündete, war nicht der brave Herr Quast, sondern ein fremder Mensch, ein schwarzer Kerl mit einem verwegenen Gesicht.

Matthias machte einen Tigersprung: „Wem gehört das Automobil?"

Der schwarze Kerl sah ihn an, paffte einmal, grinste und zuckte die Achseln.

Gott allein mochte wissen, welche der siebenunddreißig Sprachen des Balkans dieser Mensch sprach. Aber da kam die Antwort die Stiege zum Obergeschoß hinab. Die Antwort war Doktor Hans Lebwohl, und es war eine Antwort zum Erbarmen. Er tappte längs der Mauer, und man sah ihm an, daß seine Kniebänder nicht mehr Spannkraft hatten als alte Zugstiefeletten, sein Gesicht hatte die Farbe des landesüblichen Ziegenkäses, und seine Nase hing schief in den Luftraum hinaus wie die leibhaftige Küm-

mernis. Er hob den Kopf, als er an Matthias vorüberkam, sah ihn mit trübem Blick an, nickte und wankte seinem Automobil zu.

Matthias stand nur und schaute. Doktor Lebwohl bestieg den Wagen wie einen Richtblock und gab dem schwarzen Kerl einen Befehl. Dann raste Matthias die Stiegen hinauf, und sein Gemüt war ein einziges Automobilgeknatter.

„Der Mensch ist ja schon wieder da!" schrie er.

Asta lächelte vergnügt, ihre schlechte Laune und Verdrießlichkeit war verweht. Europa war wieder hinter ihr drein. „Ja ... Gott weiß, wie er uns gefunden hat."

„Was will er denn eigentlich? Ich drehe ihm den Kragen um ... Was untersteht er sich?"

„Er ist nicht bei Sinnen. Er liebt mich bis zum Wahnwitz."

„Er hat dir also eine Liebeserklärung gemacht. Nicht wahr? Er wagt es, dir, meiner Frau, nachzufahren ... und ich bin der Niemand, auf mich wird keine Rücksicht genommen — was?"

„Ich sage dir ja, er weiß nicht, was er tut. Man muß nur Mitleid mit ihm haben. Aber ich habe ihm meine Meinung gesagt, so gründlich, daß ihm jetzt wohl keine Hoffnung bleibt."

Matthias fraß alles in sich hinein, allen Zorn und alles Mißtrauen, und das quoll in seinem Inneren auf, wurde riesengroß und füllte ihn ganz aus. Er vergaß, daß er sich vorgenommen hatte, die Schönheit dieses Abends in starken, vollen Worten zu schildern, und ging in gehässigem Schweigen zu Bett.

In der Nacht wurde aus der westlichen Wolkenwirtschaft ein wildes Wetter. Und Matthias lag schlaflos im Donnern und Blitzen, als habe er das Wetter aus seiner Seele herausgesendet, und fand es ganz in Ordnung, daß der Regen einen Weg durch das Dach gefunden hatte und neben seinem Lager niederplantschte.

Der Morgen war naß, mürrisch und unheilschwanger, draußen und in Matthias' Gemüt. Irgend etwas brütete in ihm. Nur fort! dachte er. Nur fort!

Als sie eben das Automobil besteigen wollten, kam ein Mensch die Dorfstraße entlang gelaufen, mit langen Sprüngen über die Wasserlachen und einem furiosen Armgefuchtel. Dazu brüllte er irgend etwas mit einer heiseren Stimme. Köpfe fuhren aus den Öffnungen der Hütten und verschwanden sogleich wieder, als sei der Brüllende der Bote einer Gefahr.

Der Wirt, der neben seinen Gästen stand, antwortete heftig, aufgeregt und ebenso heiser. Er begann auch mit den Armen zu fuchteln, drehte sie in den Gelenken wie Propellerflügel, deutete auf Matthias, auf Asta, auf sein Haus, in die Ferne. Und als der furiose Hampelmann herangekommen war, gab es eine dramatisch bewegte Zwiesprache, aus der Matthias nur das eine klar wurde, daß etwas geschehen sei. Ein banges Gefühl wuchs aus den Unheilsahnungen dieses Morgens. Dann wandte sich der Wirt ihm zu; auf der Sonnenbräune und dem Schmutz seines Gesichtes stand das Entsetzen eingekerbt, die Augen waren vorgewälzt, der struppige Hängebart zitterte über den Lippen.

Matthias erriet, daß sie ihm folgen sollten. Sie liefen die Dorfstraße hinauf. Kein Mensch war zu sehen, als sei das große Sterben über Demirkapu gekommen. Am andern Ende des Dorfes war der zweite Han. Das rote Automobil stand vor dem Tor, und Hans Lebwohls Chauffeur lehnte an der Wand und sah aus, als friere er.

„Was gibt's denn eigentlich?" schrie Matthias.

„Herr ..." antwortete der Mann in einem mühsamen Französisch, „mein Herr ... er ist tot!"

Das war die grausame Wahrheit. Doktor Hans Lebwohl lag im Gastzimmer auf seinem Strohsack und war mausetot. Er sah ganz zusammengeschrumpft aus, wie ein Gasballon, dem die Luft entwichen ist, die Hände waren gelb und leicht gekrümmt, die Nase ragte über einen offenen schwarzen Mund. Eine schauerliche Müdigkeit war über die Leiche gebreitet. Auf dem dreibeinigen Stuhl neben dem Bett stand ein Glas mit dem Rest einer Flüssigkeit, aus der sich ein weißlicher Bodensatz abgesondert hatte. Und ein Brief war da: „Geliebte Frau Asta! Ich bin ohne Hoffnung, ich gehe. Seien Sie recht glücklich." Ein schlichter Abschied, ein herzliches Verzeihen.

Matthias stand da, schwer atmend, zwischen Ergriffenheit und Zorn. Dann sah er

Asta an. Sie hielt den Brief des Toten in der Hand und schluchzte leise.

Da entschied es sich in ihm mit einem heftigen Ruck zum Zorn: „Das ist ein ganz niederträchtiger Streich. Das setzt allem die Krone auf ... er fährt uns nach, um sich in deiner Nähe umzubringen ... damit wir noch zum Schluß recht viel Ungelegenheiten haben. Ein Gentleman!"

Sie hörte auf zu schluchzen und sah Matthias peinlich verwundert an. Dann sagte sie langsam und begütigend: „Er ist tot, Matthias!"

Matthias aber war taub und blind, wie ein Hochwasser brach seine eifervolle Wut die Dämme des Gerechtigkeitsgefühls, der Mißmut warf einen fahlen Schein über Astas geliebtes Wesen. Er mußte etwas haben, was er zerhämmern konnte. Er glaubte die Gewißheit zu haben, durch Astas Vergangenheit betrogen zu sein. „Er ist tot ... ja!" schrie er. „Aber er wäre es nicht, wenn er nicht Ansprüche auf dich gehabt hätte. Weiß ich, was zwischen euch vorgegangen ist? Ich bin der gläubige Narr ... ich! Weiß ich, was ich von deiner Gefallsucht noch zu erwarten habe? Wer der Nächste sein wird?"

Da hob sich Frau Asta hoch empor, und Matthias fühlte sich von ihr weggeschoben, von einer unwiderstehlichen Kraft ergriffen. Ein blankes Eisfeld lag zwischen ihm und ihr, eine feindliche Kälte wehte herüber, daß sein heißester Zorn erstarb. „Es ist meiner unwürdig," sagte Frau Asta, „dir angesichts dieses Toten eine Antwort zu geben. Du hast dich mir enthüllt, mein Lieber, du bist sehr armselig und ohne Vertrauen ..."

Sie ging hinaus. Matthias aber wollte nicht gleich hinter Asta dreinlaufen und gab sich den Anschein, als müsse er Europa an diesem Totenbett vertreten. Es dauerte eine Weile, bis er die Koffer untersucht und sich mit dem Chauffeur verständigt hatte, daß die Leiche nun am besten nach Monastir zu bringen und daß von dort an den Vater Hans Lebwohls zu depeschieren sei.

Dann wanderte er die Dorfstraße entlang zu seinem Han und fühlte sich so unbehaglich in seiner Haut, als seien alle Igelstacheln seines Zornes mit einem Male nach innen gewachsen. Der Platz, auf dem sein Automobil gehalten hatte, war leer. Es war keine Sinnestäuschung der Aufregung. Er sah die Eindrücke der nagelgespickten Gummireifen, er sah auf der zerweichten Straße eine Spur, vom Han fort, beim Dorf hinaus, in die Welt hinein ... Gottes Donner! Und da hing ein Zettel, mit einer Haarnadel an die Lehmwand geheftet, wie ein Brief der heiligen Feme.

„Ich dachte, wir wollten einander angehören in Freiheit und Vertrauen. Du hast unsern Vertrag gebrochen. Du hättest nicht vergessen dürfen, daß ich kein dummer Backfisch bin, sondern ein reifer Mensch! Ich habe dich geliebt und möchte mich nicht gern allzusehr enttäuschen lassen. Lebe wohl!"

Matthias tat einen Sprung, riß das Papier herunter und zerknüllte es in der Faust. Und dieser Herr Quast, das zweibeinige Pflichtbewußtsein, hatte Asta zur Flucht verholfen! Auf einmal brannten sich alle merkwürdigen Kleinigkeiten heiß in Matthias' Kopf: der gesalbte Scheitel, die Blumen im Knopfloch, alle Widerstände und Einwendungen gegen die Weiterreise, die so ganz nach Astas Wunsch waren! Oh! dieser Automobil-Johannes war bestochen, er war wie alle andern Astas gefälliger Diener.

Aber noch war ein zweites Automobil und ein andrer Chauffeur, die jetzt keinen Herrn mehr hatten. Heute noch mußte Asta wieder eingefangen sein. Und Matthias rannte wieder die Dorfstraße hinauf und vergaß alle europäische Kulturwürde in einem ungestümen Verlangen nach Rache.

Inzwischen aber waren die Dorfältesten zu einer Beratung zusammengetreten. Sie hockten in der Scheune des Milan Christič im Kreise auf der Erde und waren betrübt. Denn, oh — was war geschehen? Jemand war im Dorf gestorben, und zwar nicht etwa an Cholera oder an Typhus, wie sich's gehört, sondern an Gift, das war kein Zweifel. Und dieser Jemand war ein Fremder, ein Europäer, und das war eine verdammte Bescherung. Denn daß er sich selbst vergiftet hatte, das konnte man glauben oder auch nicht. Das hing ganz von der Regierung ab. Der Teufel hatte da wieder einmal hineingespuckt. Es war eine schlimme Sache. Noch war der erste Mord ungesühnt, und da lag schon wieder so ein unheilvoller Leichnam. Niemand konnte wissen, was daraus entstehen würde. Zum mindesten konnte die Regierung diese Geschichte zum Anlaß nehmen, dem Dorf als Sühne eine neue Abgabe aufzuerlegen. Sie würde sagen:

Bei euch liegen die Toten nur so herum ... das kostet euer Geld, Gott sei mit euch.

Es war wirklich aller Grund vorhanden, seine Zigaretten in tiefer Betrübnis zu rauchen.

Aber es erwies sich wieder, daß Milan Christič ein gescheiter Mann war, auf den das Dorf stolz sein durfte. Wo andre eine Mauer sahen, fand er immer noch eine Tür. „Brüder," sagte er, als die andern die Nägel bis auf die Wurzel abgekaut hatten, „Brüder, ich weiß, wie wir diese verdammte Geschichte von uns abwenden. Hat den Fremden etwa einer der Unsern getötet? Nein, das wissen wir ganz genau. Aber die Regierung wird sagen: Ja, meine Lieben, aber tot ist tot, und ihr habt die Unannehmlichkeiten! Es ist also nur so, daß sich der Fremde selbst umgebracht hat, oder so, daß er von dem andern Fremden umgebracht worden ist. Nun, bei Gott, den gestorbenen Leichnam kann man nicht etwa befragen, ob er sich selbst das Gift eingegossen hat. Aber da ist ja noch der andre, zu unserm Glück. Denn warum? Was ist geschehen, Brüder? Gestern, wie der andre Fremde fortgegangen war, ist der jetzt Verstorbene gekommen und mit der Frau beisammen gewesen! Gut — merkt euch das, Brüder! Und heute, hat es nicht an der Leiche einen heftigen Zank gegeben? Warum, frage ich euch? Sollen wir darauf eine Antwort geben? Nein ... aber ihr versteht, was ich meine. Darum sage ich, wir packen den Fremden und schicken ihn der Regierung. Sie soll mit ihm machen, was sie will. Aber sie soll nicht sagen können, bei uns im Dorfe stirbt ein Fremder und wir tun nichts."

Es war klar, daß dieser Milan Cristič ein Liebling Gottes war, und die Männer standen auf, und jeder umarmte ihn, und dann gingen sie miteinander fort, um den Fremden zu packen.

Matthias Merenus hatte dem Chauffeur des Toten gerade nach unendlichen Mühen begreiflich gemacht, was er von ihm wolle, und der hatte sich eben bereit erklärt, Asta in Lebwohls Automobil nachzusetzen, als die Männer aus Crističs Scheune hervorkamen und sich um Matthias aufstellten. Milan Cristič aber trat vor, bat ihn um Gottes willen um Verzeihung und sagte ihm, er müsse jetzt nach Monastir. Matthias hatte natürlich keine Ahnung, was die Männer von ihm wollten, und versuchte ein freundschaftliches Grinsen auf sein Gesicht zu zaubern. Dann reichte er Cristič die Hand und wollte in das Automobil steigen, denn es war schon so viel Zeit verloren, daß jede Viertelstunde wichtig war. Aber da schüttelte Cristič den Kopf und legte Matthias die Hand auf die Schulter. Matthias merkte nun, daß man etwas andres von ihm wollte, als ihm einen ehrenden Abschied bereiten. Und da wurde er sehr ungeduldig, sagte, sie könnten ihn alle miteinander gern haben, und wollte in den Wagen springen. Es ging aber nicht, denn Milan Cristič hatte ihn hinten beim Hosenboden und beim Rockkragen gefaßt, und zwei andre Banditen hielten seine Arme. Er tobte gegen die Kerle an, und sie schrien auf ihn ein, und der Chauffeur schrie, und jeder in einer andern Sprache, und es war wie zu Zeiten der babylonischen Sprachenverwirrung.

Plötzlich kam Matthias die furchtbare Vermutung, daß die braven Bergbewohner ihn im Namen der balkanischen Justiz festhalten wollten. Er gab sich einen heftigen Ruck, kriegte eine Hand frei und fuhr mit ihr in die Brusttasche. Dadrinnen war der Abschiedsbrief Hans Lebwohls, in dem schwarz auf weiß stand, daß er sich selbst getötet habe. Den riß er jetzt heraus, schwenkte ihn in der Luft und gab ihn dann dem Anführer der Bande. Milan Cristič drehte den Brief herum, besah ihn vorn und besah ihn hinten, dann gab er ihn seinem Nachbarn, der drehte und besah ihn ebenso, und so wanderte der Brief von einem zum andern, bis er wieder an Matthias zurückkam. Da stimmte dieser ein Höllengelächter an, über sich selbst, über seine Borniertheit und über die ganze trottelhafte Balkanwelt.

Ein Ochsenwagen kam aus Milan Crističs Hof. Matthias fühlte sich kraftvoll hinaufgehoben, zwei Kerle mit endlosen Gewehren setzten sich neben ihn auf das Strohbündel und ließen ihn nicht aus den Augen. Es half ihm nichts, er wurde auf dem knarrenden Ochsenwagen nach Monastir gerüttelt, während die Leiche des Hans Lebwohl auf dem Automobil im langsamen Trauertempo hinterdreinfuhr. Denn die Bauern hatten nun einmal mehr Vertrauen zum Ochsenwagen als zum Automobil, und eine Leiche braucht man nicht zu bewachen. —



Friedrich von Khaynach: Pfau.

Zwei Tage lang saß Matthias bei der Gendarmerie in Monastir. Er wurde in höflichem Gewahrsam gehalten und von Flöhen halb aufgefressen. Da sich kein Mensch in der Geschichte auskannte, wartete man auf den österreichischen Konsularagenten, der gerade auf einem Jagdausflug war. Am dritten Tage war Matthias schon so weit herunter, daß er seinen Namen zu den vielen andern auf die Wand seines Gefängnisses kritzelte, aber da kam der Konsularagent heim und befreite ihn.

Als Matthias nach Berlin zurückkehrte, fand er bereits einen Brief von Astas Anwalt vor, in dem er dringlich gebeten wurde, in eine einverständliche Scheidung zu willigen. Und Matthias setzte sich, trotzig und bis in die Knochen beleidigt, hin und schrieb, er habe nichts dagegen einzuwenden.

* * *

Über der Glaswand im zweiten Stock war eine lange, schmale schwarze Tafel angebracht, auf der stand in strengen, sicheren Goldbuchstaben: Frauenbund „Zukunft", Beistrich und darunter etwas kleiner: Vegetarisches Speisehaus „Freya", Punkt. Und wer den inneren Sinn dieser Tafel recht zu deuten wußte, dem war klar, daß nach dem Frauenbund „Zukunft" nur noch das vegetarische Speisehaus „Freya" kam, dann aber schon nichts mehr auf der Welt. So groß war dieser Punkt, und so bedeutsam saß er an seiner Stelle.

Die kleine blonde Frau Anna Gabrieli stand, noch ein wenig atemlos vom Stiegensteigen, vor der Glaswand, las die Tafel, prägte sich ihre Bedeutung ein und klingelte dann. Die Glocke hinter der Glaswand hatte eine so laute Stimme, daß die blonde Frau zusammenfuhr. Es war, als rufe diese Glocke so schrill und schnell, um Unentschlossenen den Rückzug unmöglich zu machen. Sie war keine von den zögernden leisen Melderinnen, die noch im letzten Augenblick ein Wegschleichen von der Tür gestatten. Wer da einmal geläutet hatte, mußte bleiben, bis geöffnet war.

„Kann ich Frau Vera Norden sprechen?" fragte die blonde Frau das Mädchen mit dem Gesicht, das aussah wie ein Trumpf-As.

„Bitte," sagte das Mädchen und nahm eine kleine geschmeidige Karte entgegen, „die Damen sind im Klubzimmer."

Hinter einer Tür war ein Stimmenwirbeln, und im Vorzimmer roch es nach Zigaretten und Stiefelwichse. Frau Anna blickte rasch in den Spiegel und fand, daß sie sehr bescheiden und liebenswürdig aussah. Dann klappte die Tür, eine blaue Wolke quoll heraus, das Mädchen sagte: „Bitte!", und Frau Anna betrat das Klubzimmer des Frauenbundes „Zukunft". Aus einem der Schaukelstühle schwang sich eine schlanke Dame in dunklem Seidenkleid und stand sehr ernsthaft und vornehm vor der blonden Frau.

„Die Damen waren so liebenswürdig, sich für das Bild meines Mannes zu interessieren," begann Frau Anna, „das Sekretariat hat uns verständigt ..."

„Warum kommt er nicht selbst?" brummte jemand aus einem Klubsessel in der Ofenecke unter einem Bildnis Bebels. Die Sprecherin füllte den Sessel vollgewichtig aus, sie hatte etwas Mammuthaftes an sich, etwas Vorsintflutliches, man hatte den Eindruck, wenn sie sich aus ihrer lässigen Dahingesunkenheit erhebe, müsse sie zermalmend durch das Leben stapfen.

„Verzeihen Sie," lächelte Frau Anna porzellanhaft zierlich, „mein Mann versteht nichts von Geschäften. Er überläßt sie mir und lebt nur seiner Kunst."

„Sehr sympathisch ... so ein freimütiges Geständnis," sagte eine elegante junge Dame, die aus einer rötlich-blonden hochgestellten Frisur und einem Spitzenkleid bestand. Sie legte den Arm auf ein kleines Rauchtischchen aus Mahagoni und ließ die Zigarette zwischen den Zähnen wippen.

Richard Gabrielis Bild hieß „Das Erwachen". Unter einem schwerbewölkten Himmel auf unfruchtbarer harter Erde regte sich ein nacktes Weib in leisem Verwundern über einen tausendjährigen Schlaf. Es stützte sich halb aufgerichtet auf den linken Arm, und die rechte Hand war noch halb traumbefangen gegen die Stirn gehoben. Noch schlangen sich die Fesseln alter Gefangenschaft um ihre Glieder, aber schon das Erwachen allein schien den Bann gebrochen zu haben, und unter den Fingern der stützenden Hand begann es aus dem kahlen, harten Boden zu sprießen. Wiesenblumen küßten das ewig junge Fleisch. Dem Weibe gegenüber aber kauerte der Mann, düster, haßerfüllt und staunend, mit hageren Knien und einer bru-

talen Stirn unter wirrem Haargestrüpp. Zu seinen Füßen lag die Peitsche. Es war ein programmatisches Bild, eine gutgemalte Allgemeinverständlichkeit. Und die Idee dazu war Frau Annas eigenstes Eigentum.

„Wir wollen das Bild Ihres Mannes kaufen," sagte die dunkle Dame, die vor der Malersfrau stand, „bitte, nehmen Sie Platz!"

Nun fiel das Seitenlicht der Fenster auf Frau Vera Nordens Gesicht. Seine ernste Schönheit leuchtete vor der dunklen Rauchtapete. Eine gedankenvolle Stirn, ein herbgeschlossener Mund, ein tiefbeschatteter Blick, und dabei trotz allem ein leichtes Schmunzeln unter der noch faltenlosen Haut. Und das alles so bekannt ... so bekannt ...

„Es liegt uns daran, dieses Bild zu erwerben," fuhr Frau Norden fort, „es drückt die Seele unsrer Bewegung aus. Es sagt, was wir wollen. Sie sehen, wir haben schon eine Wand dafür freigemacht. Wenn Sie also einen annehmbaren Preis machen ..."

Plötzlich lag ein ungeheures steinernes Rund vor Frau Anna, ein Krater mit Sitzreihen, die Ruine römischer Grausamkeiten, Mondschein auf den obersten Stufen, tief unten rotes Fackellicht. Und Frau Anna mit einer andern Fremden ganz oben, vorn und hinten bläulich, und ein sehr wohlerzogener Herr mit weltmännischen Manieren, dem das Mondlicht in einen blendendweißen Hemdkragen rann. Dann ein Vormittag in Frascati — eine rasch angeflogene herzliche Sympathie, eine Freundschaft in der Fremde.

„Nun ..." ermunterte Frau Vera lächelnd.

„Ja, mein Gott, Frau Baronin, jetzt erkenne ich Sie erst ... Oh, aber so was! Ich hatte ja keine Ahnung, daß die berühmte Vera Norden mit der Frau Baronin identisch ist."

Das Mammut im Klubsessel räusperte sich. Es klang, als gehe jemand mit Nagelschuhen über groben Kies. Fräulein Alice von Puttvitz lächelte, Frau Wanda Westl verzog das Gesicht, und nur Fritzi Pernick blieb ernsthaft, wie es sich für ihre Überlegenheit und Einsicht in alle Menschlichkeiten schickte.

„Ja, das war vor vier Jahren in Rom. Man bleibt nicht immer auf demselben Punkt, man entwickelt sich. Nun habe ich einen Kriegsnamen."

„Ein Hurra für Vera Norden!" brummte das Mammut.

„Der Abend im Kollosseum und die Terrasse von Frascati werden mir unvergeßlich bleiben," sagte Vera Norden mit einem kurzen Dank nach dem ausgefüllten Klubsessel hin.

„Mein Mann hat so sehr bedauert, Sie nicht kennen gelernt zu haben. Als er aus der Campagna zurückkam, waren sie fort. Wir haben Sie vergebens in Ihrem Hotel aufgesucht. Er hatte so furchtbare Lust, Sie zu porträtieren. Er war schon von meiner Schilderung ganz entbrannt ..."

„Ja, der Baron hatte kein Sitzfleisch. Seine Entschlüsse kamen über Nacht. Er war ein Musterbeispiel für die Launenhaftigkeit des Mannes."

„Bravo!" sagte Frau Wanda Westl und merkte sich das neue Schlagwort.

Eine Menge Fragen wimmelten hinter Frau Annas Porzellanstirn unter der blonden Haarüppigkeit: Wo war der Herr Baron Maxenegg hingekommen? Warum sprach seine Frau von ihm in einem so merkwürdig verstaubten Tone, wie von einer vollkommen abgetanen Sache? Warum grinste und grimassierte die starkgeistige Weiblichkeit im Umkreise dazu? Wieso, zum Teufel, war diese Frau zu einer Führerin der Frauenbewegung geworden, zu einem dunkelgekleideten Hauptweib männermordender Kohorten — sie, der blauweiße Schmetterling von Frascati?

„Wollen wir nicht zuerst das Geschäft abtun?" meinte Frau Vera Norden.

„Oh, bitte!" Da waren alle andern Gedanken sogleich ausgelöscht, und Anna Gabrieli war nichts andres als der tapfere Kamerad ihres Gatten, seine Helferin, seine Verbündete, die zähe Vertreterin seiner Rechte. Oh, wenn die da gewußt hätten, daß ihn Frau Anna überredet hatte, das „Erwachen" zu malen, indem sie darauf hingewiesen hatte, es sei ein todsicherer Tip, die neuen Weiber würden gewiß anbeißen, und er könne dann wieder drei Monate malen, was ihm beliebe.

Dreitausend Mark sei etwas zuviel für die beschränkten Mittel des Vereins, meinte Frau Vera Norden, eigentlich müsse man doch sein Geld sozialpolitischen Zwecken der neuen Bewegung zuwenden, und die Kunst könne man nur in zweiter Linie berücksichtigen. Die Malersgattin machte ein Gesicht wie eine betrübte Puppe: sie könne nicht heruntergehen, zwei Jahre hätte Richard an

diesem Bild gemalt, und es sei die Summe seiner Weltanschauung ...

Frau Anna war mit diesem tapferen Plaidoyer noch nicht fertig, da flog die Tür mit einem Krach auf. Die Rauchwolken wirbelten, ein junges Mädchen stand auf der Schwelle, wie ein Kriegsruf. Sie trug ein Köpfchen von wehmütiger Häßlichkeit auf schiefen Schultern, sie hatte lange Arme mit roten, von dunklem Flaum besetzten Handgelenken, die Merkmale der Stiefkinder des Lebens und der Liebe waren ihr aufgeprägt. Aber jetzt war sie ganz aufgepeitschte Schwermut, ein Lodern der Begeisterung, ihre entzündeten Wangen und ihre schönen, klugen Augen sprachen von aufgewühlten Energien in der kümmerlichen Hülle. „Er kommt," sagte sie atemlos, „ich war eben auf dem Bureau. Er hat dem sozialpolitischen Verein angezeigt, daß er die Einladung annimmt und auf dem Kongreß sprechen wird."

Es gab einen kleinen Tumult. Fräulein Adele Messerschmidt, das Mammut im Korbsessel, schlug mit den breiten Pfoten auf die Armlehnen des Klubsessels und schrie „hurra!", Frau Wanda Westl sagte: „Mein Mann muß mit, der muß dabeisein, wenn du ihn skalpierst, Vera!", und Fräulein Alice von Puttvitz lehnte sich zurück und war ein angeregtes Lächeln zwischen rotblonder Frisur und weißem Spitzenkleid. „Sehr interessant!" äußerte sie in eine blaue Rauchwolke hinein.

Frau Vera Norden hatte die Augen niedergeschlagen und sann eine kleine Weile nach. Das junge Mädchen sah die Führerin mit höchster Spannung an. Da warf Vera den Kopf zurück. Ihre Sicherheit schien ein wenig umwölkt und zaghaft. „Nein," sagte sie, „das könnt Ihr nicht von mir verlangen ... daß ich meinem Mann auf der Rednertribüne entgegentreten soll."

Ein Donnergrollen der Enttäuschung kam vom Klubsessel unter Bebels Bildnis. Das junge Mädchen war erblaßt. Alice von Puttvitz pfiff durch die Zähne.

„Nein ..." fuhr Frau Vera fort, „ich habe ihn sieben Jahre nicht gesehen. Fast vier Jahre lang kämpfen wir gegeneinander. Soll er übermorgen vor zweitausend Menschen erfahren, daß Vera Norden seine Frau ist? Man hat doch auch seine Erinnerungen. Ihr müßt euch um eine andre Rednerin umsehen. Adele soll sprechen."

Adele Messerschmidt erhob sich turmhaft von ihrem Sitz, daß der Klubsessel nur als ein schwaches Ächzen zurückblieb. Sie wuchtete vor Vera hin, und man sah, daß sie die Führerin um einen schwarzlockigen Tituskopf überragte. „Nein, meine Liebe," sagte sie, „du bist als Rednerin angemeldet, du darfst nicht zurücktreten. Ich habe nur die Kraft ehrlicher Überzeugung, aber du hast die Gabe, auch andre zu überzeugen, die Kraft des Wortes. Und dann, wenn ich auftrete ... wie sieht denn das aus? Ich kenne mich doch. Wenn sie mich sehen, schreit das blöde Volk: Aha ... ja, das sind die neuen Weiber ... ganz wie in den Witzblättern! Aber du ... elegant, schön, vornehm, das ist etwas andres. Da sagen sie: Die hätte es nicht nötig und tut es doch, hm, da muß was dran sein!"

Und da geschah es, daß eine blonde zierliche Frau, die von dem allen nichts verstand, durch eine plumpe Hülle hindurchsah auf ein ehrliches, braves, makelloses Herz.

Fritzi Pernick aber, die bisher geschwiegen hatte, sagte sanft und einsichtsvoll: „Wir müssen sehen, daß wir uns anders helfen. Das sind Gefühlssachen, die sich nicht so von Vereins wegen entscheiden lassen." Sie hatte auch für den Fall von Veras Weigerung schon eine ausgearbeitete Rede in ihrer Schreibtischlade.

„Übrigens," donnerte Adele Messerschmidt, „wer weiß denn, daß er dein Mann ist? Wir, deine nächsten Freundinnen, und er — der es im Augenblick deines Auftretens sehen wird. Aber er wird sich fassen ... Unverschämtheit ist eins der vorzüglichsten Merkmale der Männer."

„Bravo!" sagte Wanda Westl und legte die neue Sentenz zu den übrigen.

Frau Vera Norden, die berühmte Kämpferin für die Freiheit der Frau, aber sah alten Dingen in das schmerzlich-süße Antlitz. Da fühlte sie ihr Handgelenk umfaßt, und zwei Augen brannten in den ihren. Ein Krampf strömte in sie über, sie fühlte, ein leidender Mensch war daran, sein Aufrechtes zu verlieren, ein hohes Bild stürzen zu sehen. Das kümmerliche Mädel preßte ihre Hände: „Du mußt sprechen ... niemand spricht so wie du. Und wenn du nicht sprichst, so ist es ... eine ... Feigheit!"

Fräulein Alice von Puttvitz lächelte boshaft und verzogen: „Ja ... es scheint so.

Sie getrauen sich nicht, mit Ihrem verflossenen Gatten anzubinden."

Da warf Frau Vera Norden alle Bedenken ab wie einen nassen Mantel. Eine ganz geringe Beimengung von Bitterkeit und Überlegenheit war in dem Ton ihres Entschlusses: „Meinetwegen ... ich will mir nicht solche Dinge nachsagen lassen. Ich werde also übermorgen sprechen."

„Hurra! Hurra für Vera Norden!" schrie Adele Messerschmidt und umarmte ihre Freundin mit Inbrunst.

„Es ist gut," sagte Vera, „sprechen wir nicht mehr davon! Wollen Sie sich nicht auf mein Zimmer bemühen, Frau Gabrieli, wir können dort unser Geschäft in Ruhe beenden!"

Vera Norden wohnte mit einigen andern Damen bei Adele Messerschmidt, die auch die Inhaberin des vegetarischen Speisehauses „Freya" war und den Frauenbund „Zukunft" bis zur Schaffung eines eignen Heims beherbergte. Adele Messerschmidt war die Vertreterin einer sektiererischen Richtung, die behauptete, Vegetarismus sei nur die andre Seite der Frauenbewegung. Das Fleischessen sei nur durch den Mann in die Welt gekommen, durch seine nichtsnutzigen Jagd- und Mordinstinkte. Aber es war schön von ihr, daß sie auf ihre Hausgenossinnen keinen Zwang ausübte und es keiner nachtrug, wenn sie die individuelle Überzeugung hatte, ein Schnitzel aus Kalbfleisch sei besser als eins aus Schrotmehl und Graupen. Sie ließ ihren Pensionärinnen die persönliche Freiheit des Speisezettels und berechnete für Fleischgerichte wegen Umständlichkeit und Verrat gegen die eigne Überzeugung einen Preisaufschlag.

Frau Vera hatte zwei hübsche, freundliche Zimmerchen im Messerschmidtschen Stockwerk. Ihr Wesen war strenge Sachlichkeit, durch ein wenig genialische Unordnung gemildert. Alles, was da war, gehörte zu den Unerläßlichkeiten des Lebens, aber es war mit einer lustigen Leichtfertigkeit hingeschmissen, wie ein Impromptu. Die Achse dieser Räume aber ging durch den mächtigen Schreibtisch. Da lagen Bücher übereinander wie die Erdschichten nach einer geologischen Umwälzung, und einen halbbeschriebenen Bogen Papier überzackelte das Spitzenwerk eines Miederleibchens, daß die bedeutungsschwersten Wortfragmente durch anmutiges Garnrankenwerk guckten. Die Gipsbüste der Mary Wollstonecraft auf dem Sockel über dem Schreibtisch, die hier allein die Kunst vertrat, trug zwei blauseidene Strumpfbänder um den weißen Hals.

Frau Gabrieli saß in einem tiefen Stuhl und starrte Vera Norden an. Was für eine sonderbare Geschichte! Frau Vera Norden als Gegnerin ihres Gatten, des Barons Maxenegg! Der soignierte Herr mit den blendenden Hemdkragen und bunten Westen, ein Mensch mit Bügelfalten, der nur auf den Turf oder unter einen Luster mit baumelnden Glasprismen zu passen schien, auf der Rednertribüne eines Kongresses über die Frauenfrage! Zwei parallele Fragen: Wie war aus der Frau Baronin Maxenegg Frau Vera Norden geworden? Wie hatte sich so viel aristokratische Gemessenheit der Öffentlichkeit preisgegeben?

„Nun?" fragte Frau Vera, und ihr Lächeln war genau so wie vorhin, als sie Frau Anna eingeladen hatte, sie zu erkennen.

„Ich muß gestehen, Frau Baronin, ich verstehe kein Wort davon!"

„Sie werden anfangen, es zu verstehen, wenn Sie nicht mehr Frau Baronin zu mir sagen. Bitte, machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß ich niemals Baronin Maxenegg gewesen bin."

„Aber ... damals in Rom. Das war also gar nicht der Baron Maxenegg?"

„O ja. Aber ich war niemals seine Frau."

„Ja!" Anna Gabrieli hatte das Gefühl, sie sause irgendwo auf einer schrägen Bahn hinab, den Kopf voran und die Füße beschämenderweise hoch in den Lüften.

„Ja," fuhr Vera Norden ruhig fort, „der Baron Maxenegg und ich waren bloß ... Freunde. Wir waren uns sehr zugetan, bis wir eben einander überdrüssig wurden. Der Mann, dem ich übermorgen gegenübertreten werde und der mein Gatte war, heißt Matthias Merenus!"

„Oh," sagte Anna, die nun langsam wieder zu sich kam, „Matthias Merenus, der ist ja ein alter Freund meines Mannes."

„Ich weiß es. Und er kennt auch mich ... vom Sehen wenigstens. Ich war deshalb damals ganz zufrieden, als der Baron plötzlich den Tick bekam, Rom zu verlassen. Damals war ich in meinen Überzeugungen noch nicht so fest."



Alice von Mengershausen: Mutter und Kind. (Ölstudie.)

Jemand lachte. Und das konnte niemand anders sein als Mary Wollstonecraft, an deren gipserner Halsgrube die blauseidenen Strumpfbänder zu hüpfen schienen.

„Aber wie ist denn das möglich?“ fragte Anna Gabrieli noch immer fassungslos.

„Ach, meine Liebe,“ sagte Vera Norden, „das Leben; es ist das Leben. Seit ich in die Frauenbewegung eingetreten bin, befehden wir uns grimmig, mein Mann und ich, denn er ist der wildeste Gegner unsrer großen Sache. Und er hat keine Ahnung, daß ich es bin, mit der er schon so oft die Klinge gekreuzt hat. Ist es nicht ein prächtiger Spaß?“ Sie erhob sich und reichte Anna Gabrieli die Hand. „Also, dreitausend Mark, nicht wahr? Nun gut, wir sind einverstanden, weil Sie es sind. Grüßen Sie Ihren Mann von weiland Asta Merenus!“

Als sich Matthias Merenus am Morgen des Kongreßtages erhob, lächelte er sehr sinnig und bedachtsam. Er fühlte sich stark und schlagfertig wie ein Ritter vor seiner ersten Schlacht, sein Gemüt und sein Wille waren rein, und seine Zuversicht stand in ihm wie eine Rolandsäule. In der Nacht war er in München angekommen, und er hatte bis in den Tag hinein geschlafen, um sehr frisch zu sein. Abends sollte er der Meute der neuen Weiber gegenübertreten und seine Ansichten verfechten. Er freute sich darauf, auf Mensur zu stehen und links und rechts Abfuhren auszuteilen. Bis unter die Hutkrempe fühlte er sich voll guter Witze, scharfer Wendungen, schneidiger Worte, und alles war mit dem Chrysam heiliger Überzeugung gesalbt und von persönlichen Erfahrungen wirkungsvoll beleuchtet.

Er wusch sich mit Walfischwollust, striegelte sein nasses Haar und band sich unter leichtsinnigem Gepfeife eine kornblumenblaue Krawatte. Als er das Hotel verließ, meldete der Portier, daß ein Herr hiergewesen sei und Herrn Merenus zu sprechen gewünscht habe. Auf die Auskunft, daß Herr Merenus spät nachts angekommen sei und noch schlafe, habe er geäußert, dann wolle er später wiederkommen, man solle nur Herrn Merenus nicht stören, denn der würde heute seine fünf Sinne noch brauchen.

Matthias nickte huldvoll, zerbrach sich den Kopf nicht weiter, wer der Herr gewesen sein könne, und trat ins Münchner Straßenleben ein. Das bimmelte, klingelte, schob und grölte vergnügt um ihn herum, daß er selbst noch freier und heiterer wurde. Da waren die lieben gigantischen Maßkrüge der Frauenkirche wieder, die ganze Bierarchitektur dieser einzigen Stadt, und der blaßblaue Herbsthimmel darüber war nur ein ungeheures Spruchband mit der Devise: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!“

Matthias Merenus bummelte durch den Englischen Garten, die Hände auf dem Rücken, und paffte aus einer Zigarette wie ein Schuljunge, der's noch nicht kann. Keinerlei schlimme Ahnung warf einen Schatten auf seine silbern-kühl blinkende Seele. Er empfand nur ein köstliches Gefühl der Freiheit von der journalistischen Lohnsklaverei seiner Tage. Oh, seine Überzeugung stand da, erzen, unüberwindlich wie der Koloß von Rhodos! Er war nur durch ein Erdbeben oder die allgemeine Weltvernichtung unterzukriegen. Ein wenig prickelnde Neugierde war auch da: wie diese Frau Vera Norden wohl aussehen möchte. Das Überweib mit den geschwollenen Phrasen, auch eine von denen, deren ganzes Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren gewesen wäre, wenn sich jemand zur rechten Zeit gefunden hätte.

Und so verging ihm dieser herrliche Herbsttag in hochgestimmter Schlachterwartung mit Spaziergängen und Münchner Biererinnerungen. Im Handumdrehen war der Abend da, und Matthias stieg zwischen vielem Volk die breiten Saalstiegen zum Turnier hinauf. Die Herren, die seine Einladung vermittelt hatten, empfingen ihn mit ernster Feierlichkeit im Künstlerzimmer hinter dem Saal. Sie gehörten zum Ausschuß des Sozialpolitischen Vereins und hatten, wie der Obmann mit Nachdruck zu verstehen gab, an den Verhandlungen nur ein sozusagen akademisches Interesse.

„Für uns ist die Frauenfrage nur ein Teil des sozialpolitischen Problems — nicht wahr? Wir sind weder Anhänger der Frauenbewegung noch unbedingte Gegner — nicht wahr? Aber es liegt uns daran, diese Dinge zur öffentlichen Erörterung zu bringen — nicht wahr? So eine Aussprache ist immer förderlich. Wir haben uns deshalb erlaubt, Sie einzuladen, Herr Merenus, als einen hochgeschätzten Verfechter der gegnerischen Ansicht — nicht wahr?“

Matthias war noch immer in hochgemuter Sankt-Georgs-Stimmung und bewegte sich unter den Gehröcken mit vieler Ungezwungenheit. Er trug einen Smoking, der drückte den Ernst der Situation aus, aber die kornblumenblaue Krawatte besagte durch ihre Stilwidrigkeit: Es liegt mir aber nicht viel daran. Und wenn er die würdigen sozialpolitischen Herren betrachtete, so lächelte er innerlich: Schlappschwänze ... aber ihr sollt was zu hören kriegen. Wer ist schuld daran, wenn die Weiber übermütig werden, als die Männer, die den Schwindel glauben?

Dann trat er in den Saal hinaus und nahm auf den Bänken der Sozialpolitischen Platz. Gegenüber, auf der andern Seite des breiten Podiums, saßen die Frauen. Am Tisch der Vorsitzenden wuchtete ein massives Frauenzimmer mit einem Tituskopf.

„Ist das Vera Norden?" fragte Matthias.

Nein, das sei Adele Messerschmidt. Man war mit Matthias so ungemein liebenswürdig wie mit einem Paukanten, vor dem man einige Angst hat. Die Worte hatten einen merklichen Karbolgeruch an sich. Fräulein Adele Messerschmidt wuchs riesenhaft hinter dem Tisch hervor und trompetete in den dichtgefüllten Saal, daß die Versammlung eröffnet sei. In diesem Augenblick fiel Matthias etwas ein, und er fragte den Obmann, welcher der Herren ihn denn heute im Hotel aufgesucht habe. Einer sah den andern an, und niemand war dort gewesen. Matthias hätte dem Besucher gern zugelächelt, um ihm zu zeigen, daß seine fünf Sinne tadellos beisammen waren.

„Frau Vera Norden hat das Wort!" brüllte Adele Messerschmidt.

Matthias Merenus wandte den Kopf. Da stand hinter dem Rednertisch eine Frau, schlank, im schwarzen hochgeschlossenen Seidenkleid, und sah beherrschend über den Saal. Ihr Blick ging über die Menschenreihen hin, über die vielen Frauen, in denen die noch ungeweckte Begeisterung wartete, wich dann langsam zur Seite und hielt für eine Sekunde auf Matthias' Gesicht.

Es tat einen Krach in Matthias, und die fünf Sinne, die er so schön beisammen gehabt hatte, fielen auseinander. Er war ins Chaos getaucht, Wille und Vorstellung waren entzweigerissen, die Urteilskraft kugelte irgendwo unter dem Sessel herum, und die reine Vernunft war wie von einer Explosion nach der Decke des Saales geschleudert und klebte dort oben neben dem Gaslüster.

Und dann war irgendwo im Weltall eine Janitscharenmusik. Es trommelte und dröhnte und trompetete, und Paukenwirbel rutschten über Matthias' Zwerchfell von einem Ende bis zum andern. Ein Geprassel von Worten ging von der Rednertribüne nieder, etwas Klingendes baute sich inmitten des allgemeinen Getöses auf, tönende Säulen von Gedanken traten in Erscheinung und wurden fest. Matthias Merenus verstand nicht, was Asta da oben sagte, aber er fühlte, daß ihre Rede einen stählernen Körper hatte, Kopf und Fuß aus gehämmerten Überzeugungen, Hände wie Zangen, zwischen denen man machtlos war. Und Asta sprach unbarmherzig mit grausamer Klarheit und immer hinreißender. Sie schloß mit einem triumphierenden Ausblick in die Zukunft der Frau, und eineinhalbtausend Menschen brüllten Beifall.

Dann wurde es sehr still, und jemand zog Matthias Merenus zum Podium hin.

Matthias bemerkte, daß der Boden des Saales seltsamerweise aus einer Mischung von Teer und Butter bestand. Man sank bei jedem Schritt bis über die Knöchel ein und konnte die Stiefel kaum wieder herauskriegen. Dann war etwas Hölzernes da, unter Matthias' Hand, das war das Rednerpult; aber es bot ihm auch keinen Halt, denn es hing an einer Schnur in der Unendlichkeit und pendelte gelassen hin und her. Und eineinhalbtausend Menschen waren nichts als Auge und Ohr, ein einziges abscheuliches Ungeheuer ohne jedes Erbarmen. Dann begannen die Sitzreihen hinanzusteigen und sich abzurunden, bis Matthias auf dem Grunde eines mörderischen Trichters saß, dessen Wände wie ein Ringelspiel um ihn liefen. Er fing an zu sprechen. Aber alles war rein weggewischt, die schönsten Schlagwörter lagen in unerreichbarer Tiefe, und es schien Matthias, als habe er ein Garnknäuel im Munde, das von den Zähnen bis zu den Stimmbändern reichte und in hundert Jahren nicht abgehaspelt werden konnte. Dann war es ihm auf einmal wieder, als sei er leer wie ein Luftballon und müsse immer höher steigen in die Unermeßlichkeit einer europäischen Blamage hinein.

Und als er am allerhilflosesten war, da geschah es, daß in einem seltsamen Frauenherzen plötzlich eine heiße Zärtlichkeit erwachte. Ein mütterliches Gefühl für das große Kind da oben, eine verwirrte Sehnsucht, ein Drang nach versöhnender Milde.

Aber das Publikum sah und hörte nur, daß der Redner unrettbar verloren war, daß er aus einer Konfusion in die andre geriet, und nachdem es eine Weile bloß gelächelt hatte, begann es zu meckern und endlich zu grölen und zu johlen. Fünf Minuten später war Matthias Merenus erledigt und wankte durch Teer und Butter dem Ausgang zu.

Auf der Treppe war auf einmal jemand da — ein Herr und eine Dame. Der Herr umarmte Matthias und sagte: „Oh, du Esel!"

Da merkte Matthias, daß es Richard Gabrieli war.

„Na, du bist aber sauber abgestochen. Heiliger Strohsack noch einmal! Ich habe dich warnen wollen. Dreimal war ich in deinem Hotel. Ich habe dich schonend vorbereiten wollen, daß Vera Norden deine Frau gewesen ist. Na, jetzt mußt du senkrecht ins Hofbräu-Sanatorium."

Matthias grinste wie ein tibetisches Götzenbild. Dann drückte er Richards Hand und sagte: „Du hast halt immer ein Verständnis für mich gehabt." Hierauf gingen sie ins Hofbräuhaus, und Matthias trank dreizehn Maß, bis die Blamage aussah wie ein höchst vergnügliches Volksfest. — —

Am nächsten Mittag erhielt Matthias einen Brief: „Erwarte mich heute nachmittag um vier Uhr an der Endstation der Elektrischen in Nymphenburg. Ich möchte dich gern sprechen. Deine Asta." Also nicht Vera Norden, sondern Asta, dachte Matthias. Was kann sie von mir wollen? Ich werde hingehen und ihr meine Meinung sagen. Es ist eine Gemeinheit, werde ich sagen, eine Gemeinheit, eine Heimtücke, mich so zu überrumpeln. Ich habe dich geliebt, ich war zweimal mit dir verheiratet, das hättest du bedenken müssen. Es ist keine Kleinigkeit, die eigne Gattin plötzlich als Überweib gegen sich stehen zu haben. Das muß einen Stärkeren hinschmeißen als mich.

„Nein," sagte Matthias, „ich werde nicht hingehen. Es ist am besten, wenn ich nicht hingehe. Damit zeige ich deutlich an, daß ich nichts mehr mit ihr zu tun haben will. Sie soll es merken, daß ich sie verachte. Schluß und Jubel!" ...

Um vier Uhr wartete Matthias bei der Endstation der Straßenbahn in Nymphenburg. Frau Vera Norden kam, schlank, vornehm, in einem dunklen, am Hals geschlossenen Kleide, sprang vom Trittbrett herab und reichte Matthias die Hand. „Wir haben uns einen prächtigen Tag für unsern Ausflug ausgesucht," sagte sie.

Matthias sah Asta nicht an, sondern starrte in den blaßblauen Himmel und dann auf die bunten Kronen der Kastanienbäume, so angelegentlich, als müsse er die Blätter zählen. „Ja ... es ist sehr schön heute ... hoffentlich hält das Wetter noch einige Tage" ... murmelte er.

Sie gingen durch die dunkle Allee, an deren Ende das Schloß liegt, wie ein heiteres Fest hinter langen Arbeitstagen. Auf den Wegen lagen überall kleine Blätterhäufchen, von sorgfältigen Händen zusammengeharkt. Da alles Blühen der belebten Natur vorüber war, blühte der Stein in unbändiger Fröhlichkeit im Goldgeriesel eines reinen Lichts. Matthias und Asta betraten den Park, und Asta sprach von der Anmut des Rokokos. Auf den Wasserflächen der Bassins ruderten die Schwäne zwischen den schwarzgewordenen Kastanienblättern. Die ganze Welt war eine helle Verständigkeit, und Matthias spürte widerstrebend, wie ihm die Fähigkeit entglitt, sich noch länger über seine lächerliche Niederlage zu erbosen. Kleine Brückchen leiteten über stille, beschaulich den Himmel spiegelnde Wasserläufe, die Amalienburg stand da wie ein allerliebster Einfall, ein zierliches, verschnörkeltes Gedichtchen im anakreontischen Stil.

„Ich habe unlängst einen Essay über das Rokoko geschrieben," sagte Asta. „Das Rokoko ist die Unzweckmäßigkeit in ihrer lieblichsten Steigerung, Galanterien aus Stein. Unsre Zeit will in Kunst und Leben die Zweckmäßigkeit. Die Schönheit des Rokokos ist das Überflüssige, die Laune, unsre Schönheit ist das Zweckmäßige, das Gesetz."

Matthias sah Asta von der Seite an. Sie war noch immer schön, die Jahre schienen nur alles Verschwimmende schärfer zusammengefaßt zu haben, um es deutlicher darzustellen. Ihr Gang war ein sicheres Schreiten, und ein kühner Wille leitete jede Bewegung. Plötzlich sah Matthias mit einem süßen Er-

schrecken die entzückende Rundung des Ohres und die Stelle dahinter, die er in vergangenen Tagen so heiß geküßt hatte.

Asta ließ Matthias Zeit zu vergleichenden Betrachtungen. Dann wandte sie den Kopf: „Und du ... seit deinem großen Erfolg mit den ‚Unerprobten'? ... Man hat nichts mehr von dir gehört. Ich habe von einem Jahr zum andern vergebens gewartet. Ich hätte mich sehr gefreut, die Welt über einen neuen Matthias Merenus jubeln zu hören. Du warst wie ein Meteor ... bums! in die Höhe ... aah! Dann Nacht und Schweigen. Jetzt brennst du als Ölfunze im Tempel der allgemein männlichen Überhebung."

Das war eine brennbittere Medizin, und Matthias spürte sie wie eine ätzende Säure an den Magenwänden. Er schämte sich bis in die Fußsocken. Asta sah es und freute sich über die Wirkung. Es schien ihr dringend notwendig, den letzten Rest an Hochmut, an jahrtausendaltem männlichem Selbstgefühl zu vernichten. Matthias stand neben einer üppig aufgebäumten Vase, aus der steinerne Früchte und Girlanden quollen, und starrte in ein Wasserbecken. Zwischen zwei bunten Baumwipfeln spiegelte sich ein betrübtes Gesicht. „Ja ... es war nichts," sagte er, „es ist mir nichts mehr gelungen. Ich habe eine Menge von Stücken geschrieben. Aber die Direktoren haben immer wieder lebhaft bedauert. Ich habe einen ganzen Schreibtisch voll davon. Die Muse hat mich nur einmal geküßt. Ich bin vielleicht keiner von denen, bei denen man lange bleibt." Aber kaum hatte er das gesagt, so suchte er den Eindruck zu verwischen: „Na ... einmal habe ich ja noch einen Erfolg gehabt. In Frankfurt an der Oder ... mit einem Festspiel zu Ehren des dortigen Gesangvereins. Darauf bin ich schleunigst wieder Journalist geworden. Es ist immer noch anständiger, als Festspiele zu schreiben."

Frau Asta sah ihn an, und ein ganz blödsinnig gerührtes Herz füllte ihre Brust aus. Es war ihr einen Augenblick, als müsse sie ihm etwas unendlich Liebes und Zärtliches sagen. Da war seine schöne Wahrhaftigkeit wieder, die unverstellte Lebensgeradheit, die keine Masken vornahm. Und sie erinnerte sich eines Morgens auf dem Meer in einem schaukelnden Fischerboot und eines verwöhnten Dichters, der ihr mit sentimentalem Schwindel beikommen wollte. Und wie auf einer schäumenden Woge hob sich der Rhythmus ihres Lebens wieder ihm entgegen. Aber noch bewahrte sie ihre ärztliche Weisheit. „Wie ist es dir eingefallen," fragte sie, „gerade gegen die Frauenfrage loszugehen?"

Da flatterte schon wieder ein wenig zaghafte Heiterkeit in Matthias' blankgeätztem Seelengrunde: „Na ... wir müssen doch jeder unsre persönliche Note haben. Unsre Zeit will nicht den Polyhistor, sondern den Spezialisten. Wenn heute einer über alles und jedes schreibt, so rümpft man die Nase über ihn oder merkt sich nicht einmal seinen Namen. Goethe hat Glück gehabt. Heute würde man sagen, er ist ein oberflächlicher Kerl, der in alle Töpfe guckt. Ich habe mir die Frauenfrage zum Spezialfach genommen. Sie ist meine persönliche Note. Und außerdem ... ich habe ja Gelegenheit gehabt, mich in meinem Fach auszubilden. Ich habe eine Überzeugung einzusetzen."

Frau Asta lächelte bloß und sah einem davonrudernden Schwan nach. Ganz fern, am Ende der prächtigen Herbstkulissen, jenseit des buntgesprenkelten Bassins schimmerte die Parkfassade des Schlosses in märchenhafter Versunkenheit. Es begann Abend zu werden, und kein Mensch war weit und breit. Man hätte glauben können, dieser Park sei eigens dazu geschaffen worden, um zwei Menschen sich miteinander aussprechen zu lassen.

„Und du?" fragte Matthias Merenus.

„O ... ich! Was du von mir gelesen und gehört hast, ist auch nichts andres als eine Summe meiner Erfahrungen. Ich bin kein kleines Mädel mehr. Ich habe sehr scharf sehen gelernt. Und gerade an einer kritischen Wende meines Lebens hat mich der glückliche Zufall mit den neuen Zielen der Frau bekannt gemacht. Ich habe eben damals eine junge Dame kennen gelernt, eine begeisterte Anhängerin der Bewegung. Die hat mich in eine Frauenversammlung mitgenommen. Ich war erstaunt und begeistert, denn da war alles in feste Formeln gebracht, was ich im Gefühl mit mir herumgetragen habe. Es hat nicht lange gedauert, und ich war vorn und oben, wo du mich jetzt siehst."

Matthias Merenus empfand Asta sehr vorn und sehr oben, und sich selbst sehr hinten und sehr unten. Es war besser, von dem gefährlichen Thema loszukommen und allgemeine Menschlichkeiten anzurufen.



Hans Bremer: Nach dem Gottesdienst.

„Wie geht es Mama Rosina?“ fragte er.

„Gut. Sie ist vor zwei Jahren gestorben.“

„Oh!“ —

Der Abend war da, mit breiten Schatten über allen Beeten und Wasserflächen, mit leichten Geräuschen in den Gebüschen und einer letzten rotbestrahlten Wolke in einer Lücke zwischen dunklen Baumwipfeln. Es war Matthias, als raschle eine schiefgezogene Schlafrockschleppe irgendwo über dürre Blätter. Aber er hatte keinerlei Triumphgefühle, daß ihm das Leben über Mama Rosinas Widerspenstigkeiten hatte siegen lassen. Dann saßen sie in einem kleinen Gastzimmer, aßen Weißwürste und tranken Löwenbräu. Ein Behagen wuchs aus allen Winkeln, aus dem breitgespannten Stammtischgespräch, dem Klappern der Zinndeckel am Schanktisch, dem Summen der Gaslichter, und wurde zu einem Empfinden wiedergefundener Lebensgemeinsamkeit.

„Prosit!“ sagte Asta und stieß mit Matthias an wie ein Student. „Es lebe der physiologische Schwachsinn des Weibes!“

„Prosit!“ erwiderte Matthias. „Nieder mit der Bestie im Manne!“

Sie lachten sich an und tranken. Asta setzte ihr Glas auf die Porzellanschale, deren Rand die verwischten Spuren von Bierhieroglyphen trug. „Hast du schon über die Ehe nachgedacht?“ fragte sie unvermittelt wie eine göttliche Eingebung.

„O ja!“ sagte Matthias erstaunt. Dann kletterte er in seine Begriffsvorratskammer: „Eine Zwangsversicherung zugunsten der Frau. Na ja! Und die Liebe als Mäusezweck im Universum. Das habe ich gestern auch sagen wollen. Aber Gott hat nicht gewollt. Ich war versiegelt.“

Asta strahlte ihn in heiterer Überlegenheit an: „Wir aber sagen, Mann und Weib sollen sich in starker Selbständigkeit gegenüberstehen. Die Ehe sei ein Bund zweier reifer Menschen, die wissen, was sie wollen und was sie sind. Kein Zwang, sondern Übereinkommen soll sie zusammenhalten. Deshalb bin ich immer für eine Altersgrenze nach unten eingetreten. Die Ehe soll keine jugendliche Torheit und keine Übereilung sein, sondern aus kluger Erwägung hervorgehen. Junge Menschen sollen sich lieben und sich meinetwegen besitzen. Zur Ehe gehört Erfahrung und Lebensklugheit. Wir beide sind erst jetzt in das Alter getreten, in dem ich eine Ehe für erlaubt ansehe.“

Eine Soldatin der Heilsarmee war ins Zimmer gekommen. Sie ging von Tisch zu Tisch und bot ihre Zeitung an. Der Bindehut überschattete ein ergebenes Gesicht, ihre Schultern waren ganz Demut. Die Stammgäste machten ihre Witze. „Hört's m'r auf mit dera ewigen Säligkeit. Solang ös net wißt's, was oben für a Bier g'schenkt wird, is die ganze Heilsarmee für die Katz.“ Rings an den Wänden hingen Bierplakate: Kellnerinnen, mit zehn schäumenden Krügen in jeder Hand, nach denen sich eine durstige Menge streckt; ein Biertrinker, der mit dem Ausdruck äußersten Wohlgefallens mit einem Maßkrug liebäugelt und dabei die Hand auf den runden Bauch legt; der König Gambrinus, hoch zu Faß, umgeben von den Vertretern aller Völker der Erde. Und alles das — Stammgäste, Plakate und die lebendige Kellnerin beim Schanktisch — grinste. Die Ruferin in der Bierwüste aber verzog keine Miene, setzte tapfer ihren Rundgang fort, still ergeben und in Gottes Namen.

Matthias Merenus brachte es nicht über sich, sie abzuweisen, und kaufte eine Zeitung.

„Das ist auch etwas Neues im Geist der Frau,“ sagte Asta, „die Demut auf der Straße, die Erniedrigung vor aller Welt, nach der jahrtausendlangen Demütigung im Hause. Aber es ist noch nicht das Richtige. Was die Frau lernen muß, ist: der Demut entsagen, sich selbst finden, gleichberechtigt neben den Mann treten. Die Damen des Rokokos waren Persönchen, wir wollen Persönlichkeiten sein.“

Matthias sah seine wiedergefundene Gattin immer nur an, etwa wie der Altertumskenner die neuausgegrabene Wiederholung einer schon bekannten Statue. Gesicht und Haltung und Gewandfalten sind fast dieselben, aber Ausdruck und Wesen sind im Grunde anders. Asta war schön, so schön wie die harmonische Zweckmäßigkeit. Und mit maßlosem Erstaunen beobachtete Matthias eine absonderliche Wandlung in sich. Von der Geringschätzung der Frau war er über den Nervenchok des gestrigen Abends zum fäusteballenden Ingrimm fortgeschritten. Jetzt aber wuchs etwas in ihm und wuchs und wuchs und gebot Stillschweigen und Respekt.

„Die Gleichberechtigung ist Sinn und Seele der Ehe,“ fuhr Asta fort. „Wenn wir jetzt

uns wiedervereinigen wollten, so denke ich mir unser Beisammensein so. Warum sollen sich zwei Menschen nicht vereinigen, die ganz verschiedene Ansichten haben, wenn sie sich nur sonst sympathisch sind und in den wichtigsten Lebensgefühlen Gemeinsamkeiten haben? Du könntest bei deiner Meinung bleiben und ich bei der meinen. Du schreibst weiter gegen unsre Bewegung, und ich vertrete unsre neuen Ziele. Das Heim ist aber der neutrale Boden. Selbstverständlich führen wir auch getrennte Kassen und tragen zu den gemeinsamen Ausgaben entsprechend bei. Etwa so: du bezahlst von deinen Einkünften deine Kleidung und deine Bedürfnisse, weiteres die Wohnung und das gemeinsame Vergnügen; ich bezahle meine Kleidung selbst und außerdem den Lebensunterhalt, also das Essen, etwa noch Heizung und Bedienung. Was sagst du dazu? Wäre das nicht ein Experiment, das sich der Mühe verlohnte?"

Matthias Merenus fühlte sich in eine Retorte gestopft und durchaus als chemischer Stoff behandelt. Er hatte eine katholische Anwandlung aus der Zeit, bevor er Asta zuliebe den Protestantismus angenommen: er wollte einwenden, die Ehe sei kein Experiment, sondern ein Sakrament. Aber da hob der Respekt einen warnenden Finger. Der wippte in seinem Inneren auf und ab, und eine Stimme flüsterte: Sei starken Geistes und blamiere dich nicht. Und da sagte er mit gelassenem Mut: „O ja ... es wäre interessant!"

Da streckte ihm Asta eine kluge schmale Hand über das rotgeblümte Tischtuch zwischen zwei Krügen Löwenbräu entgegen. Sie lächelte: „Ich weiß, daß ich eine Dummheit begehe, Matthias ... ich sollte mir vielleicht einen andern dazu aussuchen. Aber was kann man gegen seine alten Sympathien. Möchtest du das Experiment mit mir wagen, Matthias? Eine Ehe ... eine Ehe im neuen Geist ... ich und du ... zwei Menschen jenseit der jugendlichen Gärungen ..."

Er saß da, zusammengerüttelt, überschauert und heiß überflammt zugleich. Es war eine entsetzte Freude, ein betäubender Klapps auf sein Geistesleben, dann hörte er jemand sagen: „Ich bin ... ich bin sehr stolz, daß du ... aber ich möchte doch vorher ... kann ich es mir bis morgen überlegen?"

Asta zog die Hand zurück. Sie war nicht im mindesten beleidigt. „Ich freue mich, daß du so klug und besonnen bist." Und sie begann sogleich von andern Dingen zu sprechen.

Dann gingen sie miteinander heim. Ein Nachtwind hatte sich aufgemacht, und die gelichteten Baumkronen neigten sich gegeneinander. An der Endstation der Straßenbahn wartete der schläfrige letzte Wagen. Alles, Nacht und Stille und die fröstelnde Schläfrigkeit, legte sich hüllenhaft um zwei Menschen, daß ihre Wärme zusammenströmte. Matthias saß eng an Asta gedrückt und spürte ihren vollen Arm. Sie sah heiter und wach nach den gleitenden Straßenlaternen. Wenn der Wagen über eine Weiche rumpelte und sie gegen Matthias stieß, lächelte sie zukunftssicher. Und dann war München da, mit noch erhellten Straßen, und lachende Menschen kamen in den Wagen und spannen den Rest ihrer Gespräche zu Ende. Und in all dieser fremden lärmenden, bewegten Welt hatte Matthias einen Menschen, der schon zweimal sein gewesen war und sich über alle Trennungen hinweg die Zugehörigkeit zu ihm bewahrt hatte. Und noch etwas fiel ihm ein: es war keine Mama Rosina mehr da; niemand würde versuchen können, in dieser neuen Ehe die Regie zu führen, die mütterliche Autorität war ein blasser, abgeschiedener Schatten, sanft bedauert und betrauert, aber im Jenseits wohlverwahrt. Da wichen die Bedenken wie der Schatten von der Sonnenuhr. So unvermerkt, wie eine neue Epoche der Weltgeschichte eintritt, war eine Entschließung da.

Matthias stieß Asta an: „Asta!"

„Nun?"

„Asta ... ich will nicht bis morgen warten." Das waren zwei Augen voll angstvoller Reue. „Ich bin so glücklich ... Ja! Ja! Ja!!!"

Und da brach aus aller Klugheit Astas ein Licht, so stark, daß es alle weibliche Experimentalsoziologie überstrahlte: „Es ist ja mordsdumm von mir, Matthias ... aber ich muß es dir sagen ... o nein ... das sage ich dir nicht."

(Fortsetzung folgt.)



L. W. Wittich: Entwurf einer deutschen Volkstracht, Berlin 1815.

Freiheitskrieg und Mode

Von Max von Boehn

Die gewaltige Erregung, welche das deutsche Volk in der Zeit der Freiheitskriege erfüllte, fand ihren Ausdruck nicht nur in Rede und Schrift, sondern auch in Mode und Tracht. Ehe noch den großen Worten die großen Taten folgen konnten, verlangte der hochgestimmte Schwung der Seelen schon nach äußeren Zeichen der Gesinnung und drängte dazu, sein Bekenntnis auch in Formen und Farben vor jedermanns Augen abzulegen. Diese Forderung des Tages hat in der Mode jener Zeit einen charakteristischen Niederschlag gefunden, so daß man an den Spuren, die sie zurückgelassen hat, genau den Weg verfolgen kann, den der Patriotismus vom ersten Aufschwung bis zur schließlichen Ermattung genommen hat. Es ist bezeichnend, daß das große heilige Feuer der ersten Begeisterung in der gleichzeitigen Mode nur einen schwachen Widerschein hervorruft, daß aber, je länger der Krieg dauert, je vertrauter die Menschheit mit ihm wird, das Echo seines lärmenden Fortschreitens stärker aus der Mode zurücktönt, und daß endlich, als nach der Aufregung der Schlachten die große Enttäuschung einsetzt, der Patriotismus sich überhaupt nur noch in den Erscheinungen der Mode auszusprechen scheint. Der Patriotismus gleicht der Quecksilbersäule



Ritterfrau der blauen Quadrille bei dem Karussell in der Wiener Hofburg, 24. November 1814.

des Thermometers, die Mode dem luftleeren Raum: als er stieg, schrumpfte sie zusammen, als sie sich ausdehnte, fiel er auf Null.

Der eiserne Schmuck der preußischen Frauen ist das erste, wodurch die Mode den Zeitgeist dokumentiert. Ein gewichtiges und ein bedeutsames Zeichen, denn wer ihn trug, hatte seinen echten Schmuck dem Vaterland geopfert. „Gold gab ich für Eisen" stand ja auf den eisernen Ringen, die man für goldene eintauschte. Der Medailleur Loos in Berlin fertigte dann Medaillons, die in Darstellungen und Inschriften den Zeitereignissen auf dem Fuße folgten, sie wurden von den Damen an eisernen Kettchen um den Hals, von Herren an der Uhrkette getragen. Allmählich begann man dann, in den Ketten eiserne und goldene Glieder abwechseln zu lassen, und es dauerte nicht lange, so schied das Eisen als Schmuckartikel wieder aus.

Der Rückzug Napoleons aus Rußland und das Nachdringen der russischen Armee gaben der Mode das Signal, den Damen Hüte à la Wittgenstein oder à la Czernicheff auf die schönen Köpfchen zu setzen. Wenn die Mode sich nun darin gefiel, die Formen militärischer Kopfbedeckungen aller Art und aller Armeen in den Fassons der Damenhüte einfach zu wiederholen, so tat sie damit nicht einmal einen Schritt von dem Wege, den sie ohnehin seit einigen Jahren eingeschlagen hatte. Die Damenhüte hatten schon 1810/11 eine so groteske Höhe und so extravagante Gestalten angenommen, daß Kürassierhelme, Baschkirenmützen und Land-



Anzug der bayrischen Landwehr. „Beitrag zu einer deutschen Nationaltracht."
(Aus Bertuchs Journal, Juni 1814.)

wehrtschakos, wie sie jetzt aufkamen, ganz und gar in den Rahmen des bis dahin Üblichen fallen, daß selbst Garnituren mit Riesenlilienstengeln, wie sie die Rückkunft der Bourbonen in Paris aufbringt, oder mit Palmenzweigen, wie sie die Berlinerinnen im August 1814 auf den Hüten trugen, durchaus nicht als etwas Besonderes oder Auffallendes wirken konnten. Zur gleichen Zeit bringt die englische Baumwollindustrie Schnupftücher auf den Markt, die auf gelbem Grunde in feuerrotem Druck den Brand von Moskau zeigen, und Halstücher, deren Dessin die verschlungenen Namen von Blücher, Moreau, Sacken, Kleist, Langeron, Bülow, York, Hiller und Tauentzien darstellen. Es bedeutet schon einen Schritt weiter, wenn die Wienerinnen 1814 Kleider tragen, deren Farben, wie etwa Hellblau und Gelb, der Uniform des leichten



Nationaltracht der männlichen Jugend in Frankfurt a. M., 1814 bis 1815.



Pariser Mode.
(Journal des Dames, Frankfurt a. M., Jan. 1815.)

deutschen Bataillons entlehnt sind, oder die Herren Beinkleider à la Wellington anlegen, deren bläulich-graue Nuance dem englischen Militärtuch zu eigen war. Im Februar 1814 prunkten die Berliner Herren mit Westen, die mit einem seltsamen Durcheinander bedruckt waren: das Muster wies nämlich Eiserne Kreuze auf, zwischen denen die Namen der Empfänger der ersten Klasse dieses Ordens eingedruckt waren — man nannte diese Art Muster damals „Vermicelle“. Den Damen bescherte die Mode auch bunte Seidenbänder à la Belle-Alliance, welche die preußischen und die englischen Farben vereinten, und gab ihnen für ihre Handarbeiten in den Gestalten freiwilliger Jäger oder berittener Kosaken die schönsten Vorzeichnungen für die damals so beliebten Häkeleien mit Glasperlen oder die mühsamen Seidenstickereien à petits points.

Indessen stellen alle diese Formen, Farbenzusammenstellungen und Muster doch nur Launen der Mode vor, von deren eigentlichem Wesen sie sich durchaus nicht entfernen. Die patriotischen Stoffe wurden nach wie vor nach englischem oder französischem Muster



„Deutsche Tracht“, entworfen und ausgeführt von Mme Ludwig in Frankfurt a. M., November 1814.

zugeschnitten, die Alliance-Bänder in Pariser Geschmack aufgesteckt, kurz, das ganze Wesen blieb eine Spielerei der Mode und gehorchte dem Zufall. Eine wirklich ernste Angelegenheit wurde erst daraus, als einige Patrioten in dieses tändelnde Treiben hineinriefen, die Pflicht und das nationale Bewußtsein forderten von den Deutschen den Verzicht auf die Mode überhaupt und die Annahme einer Nationaltracht.

Diese Frage war schon, seitdem es eine Weltmode gibt, also seit dem siebzehnten Jahrhundert, immer wieder aufgeworfen worden, und sie mußte in diesem Augenblick von neuem zu einer brennenden werden, als der Haß gegen die Franzosen eben in seiner ganzen Stärke aufgelodert war. Man wollte die verhaßten Unterdrücker nicht nur aus dem Lande jagen, man wollte mit ihnen auch ihre ganze Kultur verabschieden. Die antifranzösische Bewegung wurde getragen durch die Romantik, die in dieser Zeit eine speziell deutsche Kultur zu fördern trachtete. Arnim und Brentano sammelten die deutschen Volkslieder, die Brüder Grimm die deutschen Volksmärchen, Görres und von der Hagen die deutschen Heldensagen, die Brüder Boisserée deutsche Kunst; in Berlin entstand die Gesellschaft für deutsche Sprache, deutsch war die Losung, und im engsten Zusammenhang mit diesen Bestrebungen steht denn auch die Frage von der Nationaltracht des deutschen Volkes. Sprache und Kleidung sind ja die hervorragendsten Abzeichen der Kultur; hier mußten die Hebel eingesetzt werden,



„Echt deutsche Tracht“, entworfen und ausgeführt vom Damenschneider Fritze in Frankfurt a. M., Febr. 1815.



„Deutsche Tracht", entworfen und ausgeführt vom Damenschneider Fritze in Frankfurt a. M., Mai 1815.

wollte man Deutschland völlig von Frankreich emanzipieren.

Der gebildete Deutsche sprach Französisch, also erklärten die Heißsporne: Fort damit! Und die Jugend, die diese Sprache noch lernte, war die erste, die einstimmte. Prinz Karl von Preußen gründete einen Bund, in den niemand aufgenommen werden sollte, der ein Wort französisch spräche, und die Berliner Kadetten spülten sich nach der französischen Stunde vor patriotischem Ekel den Mund aus. Dem Kampf gegen die welsche Sprache gesellte sich denn auch sofort der gegen die welsche Mode. Am 18. Januar 1814 schrieb die Leipziger „Allgemeine Modenzeitung": „Teutsche Mädchen und Frauen sollten jetzt keiner andern Mode huldigen als einer solchen, welche eine teutsche Erfindung ist. Wenn sie allem, was Franzosentum heißt, entsagen," fährt sie dann fort, „wenn sie als teutsche Mädchen und teutsche Frauen bloß teutschen Moden, teutschen Sitten und teutscher Denkart huldigen, wenn sie teutsche Verschämtheit und teutschen Zartsinn mit inniger Tugendliebe verbinden, so wird man allenthalben das Franzosentum ausrotten und der Teutschheit die ihr gebührende Ehrfurcht erweisen."

Hier ist von einer eigentlichen Nationalkleidung noch nicht die Rede, es wird nur verlangt, die französische Mode zugunsten einer deutschen zu verabschieden. Nun gab es aber damals gar keine deutsche Mode, so daß der Redakteur Bergk, der Verfasser des Artikels, wohl selbst in Verlegenheit gewesen wäre, seinem ganz allgemein gehaltenen Vorschlag eine bestimmte Gestalt zu geben. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit wurde diese schüchterne Aufforderung von andrer Seite her ergänzt und vervollständigt, indem der damals viel gelesene „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" am 21. Mai 1814 einen Aufruf veröffentlichte, der nichts weniger als das Aufgeben der Mode überhaupt verlangte. Die Deutschen — das war Sinn und Ziel



Das deutsche Feierkleid, Gotha 1814.


„Altteutscher Kopfputz“, vom hohen Adel in Bayern getragen.
(Allgem. Modenzeitung, 24. Mai 1814.)

dieses Aufrufs — sollten ein für allemal dem Wechsel der Mode entsagen und eine bleibende Nationaltracht annehmen.

Wahrlich, ein Wort zur rechten Zeit, denn die Vorschläge schießen nun wie die Pilze aus dem Boden. Das weitverbreitete Bertuchsche „Journal des Luxus und der Moden“ in Weimar machte sich zum Sprachrohr der Zeitstimmung und gab in seinen Spalten die Zuschriften wieder, in denen verschiedene Ideen zu einer Verwirklichung dieses Planes dargelegt werden. Frau Betti Sendtner geb. Wolf in München beschäftigt sich mit einer „Männernationaltracht aus der Ritterzeit“, bescheidet sich aber schließlich damit, die bayrische Landwehruniform als solche einführen zu wollen, verschönt durch einen „Hut mit Schwungfedern zur Erhöhung des romantisch-ritterlichen Ansehens“. Die Wienerin Karoline Pichler geb. von Greiner, eine damals sehr beliebte Romanschriftstellerin, plant eine Nationalkleidung für deutsche Frauen, damit sie sich „durch bestimmte Formen von den Nachbarvölkern scheiden und durch diese Abscheidung rein und kräftig in wahrer Teutschheit erhalten“. Man solle nicht nur eine bleibende Form wählen, sondern auch die Obrigkeit um strenge Bekleidungsvorschriften für alle Stände bitten. Ihr wie Wilhelmine von Chézy geb. von Klencke, die den biederen Hausfrauen zuruft: „Wechselt tausendfach in Zieraten, nie aber in Schnitt und Form!“ verursacht es sichtlich große Pein, daß die Dienstmädchen sich tragen wie ihre Herrschaft. Diesem Übelstande abzuhelfen, scheint beiden noch dringender, als die Mode abzuschaffen, und so enthalten sich denn auch beide positiver Vorschläge.

Ernster und nachdrücklicher als alles, was die Damen vorzubringen wußten, wendet sich dann Ernst Moritz Arndt in seinem Schriftchen „Ein Wort aus der Zeit über Sitte, Mode und Kleidertracht“ (Frankfurt 1814) an seine lieben Deutschen. Er glaubte, daß „eine stehende Kleidertracht, deren Hauptgestalt fest wäre, für die Sitten das Ersprießlichste sein würde“, und ist überzeugt, „unsre Jugend würde von vieler Geckerei und Gaukelei errettet, wenn wir von der Tracht unsrer Vorfahren uns das Natürliche und Männliche wiedernähmen, das sie vor zweihundert und dreihundert Jahren noch hatte“. Er ist vorsichtig genug, für „die deutschen Frauen in ihrem Geschlecht“ zwar eine Volkstracht zu wünschen, aber keine bestimmte vorzuschlagen, sondern begnügt sich damit, den Männern vorzustellen, daß Beinkleider, die Mitte zwischen zu eng und zu weit, Wams und der alte deutsche Leibrock für sie das Schicklichste sein würde.


Altdeutsches Petinethäubchen.
(Wiener Modenzeitung, Febr. 1816.)

Schon dieses kurze Zitat läßt erkennen, daß Arndt in den gleichen Irrtum verfällt wie so viele, die ihm in der Propaganda für eine Volkstracht vorausgingen und nachfolgten, nämlich die Kleidermode der alten Zeit für eine spezifisch deutsche Erfindung zu halten im Gegensatz zu der französischen der jeweiligen Gegenwart. So spricht sich auch E. v. S(chlabrendorf) aus, wenn er in seinen „Fantasien für ein künftiges Deutschland" sagt: „Du bedarfst aber nicht zu den Griechen zu gehen, noch die römischen Bildsäulen abzuzeichnen, damit du findest, was schön und wohlgefällig ist, sondern wenn du zwei bis drei Jahrhunderte zurückgehst zu den Trachten deiner Vorfahren, magst du wohl finden, was zugleich leicht und stattlich teutschem Ernst und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl stehe."

Nach diesem Rezept entsteht denn nun vom Herbst 1814 an und das ganze Jahr 1815 hindurch eine große Anzahl von Modellen männlicher und weiblicher Nationaltracht, in deren Erfindung zumal die Schneider und Schneiderinnen in Frankfurt a. M. miteinander wetteiferten. Bei der Feier des ersten Jahrestages der Schlacht bei Leipzig erschienen die schönen Frankfurterinnen in einem deutschen Kleid; zur Eröffnung des neuen Saalbaues der Museumsgesellschaft in Karlsruhe am 9. Dezember 1814 kamen die anwesenden Damen „in einfacher Nationaltracht".



Altdeutsches Kostüm.
(Wiener Modenzeitung, Febr. 1816.)

Diese Nationaltracht bestand aus einem schmucklosen weißen Kleid von beliebigem Schnitt und Stoff (außer Sammet und Atlas) und einem rotsammeten Gürtel mit bescheidener Goldstickerei. Solche Zusammenstellung ergab die badischen Landesfarben, und die Großherzogin Stephanie erklärte, sie werde von nun an nie mehr in einem andern Kostüm öffentlich erscheinen. Die Münchner Damen, welche sich der Wohltätigkeit widmeten, trugen als Auszeichnung einen altdeutschen Kopfputz. Madame Kirsten, die ihn auf der Leipziger Messe feilhielt — er war von weißem wie von schwarzem Sammet vorrätig —, empfahl ihn auf das wärmste, „weil er so deutlich den teutschen Sinn bezeichnet", fügt ihrer Reklame vorsichtigerweise aber noch hinzu, daß er äußerst kleidsam sei, „indem er jedes Gesicht in ein angenehmes Oval umforme". Der Vorstand der deutschen Frauenvereine erließ durch Vermittlung des Hofrats Becker in Gotha, eines damals sehr beliebten populären Schriftstellers, einen Aufruf an Deutschlands Frauen, ein Ehrenkleid in altdeutschem Stil anzunehmen und bei jeder festlichen Gelegenheit zu tragen. Die Damen der Wiener hohen Aristokratie erschienen während des Kongresses bei einer Ritterquadrille in der Hofburg „teutsch" und zeigten dadurch, wie der Berichterstatter sagt, „wie sehr auch bei Festen die majestätische altteutsche Kleidung den Vorrang vor den französisch-englischen Zwittermoden, die uns beherrschen, verdient".

Betrachtet man sich nun die Kleider, welche Frau Ludwig, die Herren Becker, Lößlein, Fritze, Glaser u. a. als Nationaltracht kreierten, so ist man überrascht, daß diese sich von den Vorschriften der Zeitmode so gut wie gar nicht entfernen, selbst die weiße Farbe des Karlsruher Nationalkostüms hängt wahr-

scheinlich mit der Pariser Mode zusammen, die seit der Rückkehr der königlichen Familie das bourbonische Weiß bevorzugte. Der enge Rock, die kurze Taille sind die Hauptcharakteristika der damaligen Mode, sie kehren auch in allen Modellen der deutschen Tracht regelmäßig wieder und werden selbst durch die Puffärmel, die Stuartkragen und andre Zutaten nicht wesentlich verändert. Wie die Romantiker in gutem Glauben die französische Gotik für den einzig erlaubten deutschen Stil erklärten, so hielten die Künstler des Bekleidungsfaches die Erfindungen der spanischen Mode des sechzehnten Jahrhunderts für urdeutsch. Selbst Arndt, der „die jetzigen Trachten eitel, armselig, häßlich, unsittlich" fand, glaubte „die Würde und Schönheit des Mittelalters" wiederzufinden, als er in einer Empfehlung der Modebilder von Kolbe und Wittich die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf Modeelemente der Vergangenheit lenkte, die ihren Ursprung in Burgund, Spanien, Frankreich oder England genommen hatten. Es ist tragikomisch, zu beobachten, daß sogar ein Mann wie Arndt, der nicht aus Laune, sondern mit ernster sittlicher Überzeugung die Abkehr von der Mode versucht, doch nicht von ihr los kann. Die Kragen, die Krausen, Puffen und Wülste, die ihm „die herrlichen Tugenden und Künste der Väter" zu symbolisieren scheinen, waren einmal ursprünglich nicht deutsch, gehörten zweitens in der



Mlle Mars als Betty in der „Jugend Heinrichs IV."



Minna Herzlieb mit Rembrandtkrause.
(Nach einem zeitgenössischen Ölbildnis aus dem Besitz des Fräuleins Sundelin in Berlin.)

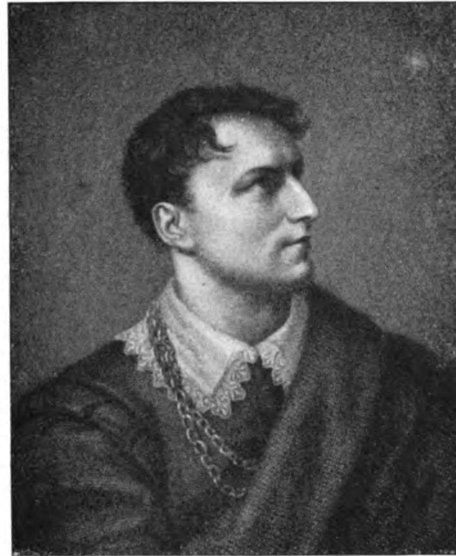
Form, wie sie zur Geltung kommen sollten, keiner historischen Zeit, sondern lediglich dem Theater an und waren drittens gar nichts Neues, sondern Putzartikel, die schon seit zwanzig Jahren zum Bestand der Mode zählten. Zu der Zeit, als die Ritterromane die Lektüre, die Ritterschauspiele die Bühne beherrschten, trat die berühmte Schauspielerin Unzelmann 1793 in Berlin in „Ritterkragen" auf, die alsobald für den dernier cri de la mode galten. 1796 brachte dieselbe Künstlerin in der Rolle der Jane Grey die Schnebbe und die Puffärmel auf; die Spitzenkrause, welche die Pariser Mode etwa sechs Jahre später als Chérusse um den Hals der Damen legte, war nichts andres als die spanische Krause des sechzehnten Jahrhunderts, die man in England seit 1801 trug und der jungfräulichen Königin zu Ehren Betsie nannte. Nun tauchen sie alle wieder auf, nur heißen sie jetzt in Deutschland Rembrandtkrausen oder altdeutsche Häubchen, in England Doppelfräsen à la van Dyck, in Frankreich Bayardfräsen oder Toques à la Henri IV., wie Mlle Mars sie in einem patriotischen Theaterstück der Jeunesse de Henri IV. trug und sofort in die Mode lancierte. Die gleiche romantische Mode herrschte

auch in jenen Ländern, vor denen Deutschland nur die Gewissenhaftigkeit voraus hatte, mit der es die Angelegenheit als eine „völkische", wie man heute sagen würde, behandelte.

Indessen hat auch der pedantische Ernst, mit dem diese Fragen in Deutschland erörtert wurden, nicht verhindern können, daß, wie ein Korrespondent des Bertuchschen Journals ganz richtig prophezeite, „die Nationalkleidung eben nur kurze Zeit Mode blieb". Die Leipziger „Allgemeine Modenzeitung" sprach sich schon im Juli und Dezember 1814 sehr deutlich gegen Einführung einer weiblichen Nationalkleidung aus und bemerkte: „Wenn sich erst die Frauen in eine teutsche Tracht kleiden, die schön und gesund und anständig und jeder Veränderung in Schnitt und Form fähig ist, so wird der Wunsch teutscher Patrioten erfüllt werden." Das war Hohn, denn „eine Kleidung, die jeder Veränderung in Schnitt und Form fähig ist", hört eben auf, eine Nationaltracht zu sein, deren wesentlichste Eigenschaft ja eben die Unveränderlichkeit sein soll. Die „Wiener Modenzeitung", die 1816 zu erscheinen begann, eröffnet ihr erstes Heft noch mit einem Artikel über Nationaltracht, lehnt aber alle dahinzielenden Vorschläge mit sehr vernünftigen Gründen ab. Der durchschlagendste war jedenfalls die Unmöglichkeit der Durchführung. Ein Spötter (hieß er wirklich Th. H. Friedrich oder ist der Name nur ein Pseudonym?)



„Der neue Altteutsche." (Aquarell von Geißler.)



Bernhard von Lindenau.
(Nach dem Gemälde von Grassi, 1814.)

schildert die Kleiderreformation in der Residenzstadt Flottleben, womit er Berlin meint.

„Erst wenn sie in Paris à l'allemand sich tragen,
Wird man in Deutschland auch sich deutsch zu kleiden wagen"

setzt er seinem 1815 erschienenen Schriftchen als Motto voran und läßt dann sehr witzig auf einem Kostümball alle Modelle zu einem deutschen Nationalkostüm zusammenkommen. Sie erregen großen Beifall, fallen aber samt und sonders durch, als eine schöne Dame heimtückisch in einem Kleid nach der neuesten Pariser Mode erscheint.

Der Spötter behielt recht, es war wieder nichts mit einer Nationaltracht. Im Jahre 1816 wird zwar noch in Frankfurt a. M. ein „Bureau altteutscher Trachten" gegründet, welches Herbst- und Winteroberröcke mit breitschultrigen Ärmeln nach altdeutschen Gemälden, die beliebten Halskrausen nach Rembrandt, altdeutsche Chemisetten, sogar altdeutsche Haarlocken anpreist; Lichtenauer in Hannover kündigt Leibchen an, „die jedes Kleid sofort in ein altteutsches verwandeln", aber dann ist auch die altdeutsche Mode vorüber, und es ist nicht weiter von ihr die Rede.

Vielleicht ist die Damenmode so rasch mit ihr fertiggeworden, weil die männliche Kleidung so lange an ihr festhielt. Während des Krieges wird die Angelegenheit einer Nationalkleidung für das männliche Geschlecht



Spottbild auf die deutsche Nationaltracht.
(Nach Th. H. Friedrich, Berlin 1815.)

in der Praxis nur in sehr geringem Maße berücksichtigt, die Mehrzahl der Männer stand im Felde und trug Uniform; als aber der Friede wiedergekehrt war, wird die altdeutsche Tracht sofort wichtig und bedeutungsvoll. Die Jugend nahm sie an, weil sie, wie Wilhelm von Kügelgen berichtet, „ein Zeichen menschlicher und vaterländischer Tugend schien". Ein altdeutscher Rock, wie ihn ein Teil der Männerwelt um 1815 herum trug, ähnelte im Schnitt dem heutigen Waffenrock des Militärs und fand im deutschen Mittelalter durchaus keine Analogie, seine Beliebtheit bei der Jugend verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß er ein Kleidungsstück war, welches Opposition ankündigte. Als nach den Freiheitskriegen bei den Regierungen die Absicht, alles in das alte Gleis zurückzulenken, immer deutlicher hervortrat, als der Kurfürst von Hessen, „der Siebenschläfer", gar Puder und Zopf wieder einführte, da war der Aufzug der Jünglinge im teutschen Rock mit freiem Hals, das Sammetbarett auf langen Locken, Schwert und Dolch an der Seite, allerdings ein Protest und wurde auch durchaus als ein solcher empfunden. Der Anzug, der eben erst als Nationaltracht entstanden war, wurde die Uniform einer frondierenden Partei, und zwar einer solchen, die jung und unbesonnen mit solchem Lärm auftrat, daß sie sofort die Philister aller Stände gegen sich in den Kampf rief. Die hitzigen Jünglinge machten sich und ihre Kleidung äußerst mißliebig, Karl von Holtei nennt den altdeutschen Rock gelegentlich „die Livree des Deutschtums und Deutschtuns", und da es alsbald Verbote dagegen regnete, so war die Rolle des Altdeutschen als Nationalkleidung ausgespielt.

Es war nicht zum erstenmal, daß ein solches Unternehmen mißglückte, und es war auch nicht der letzte Versuch dieser Art. Nicht nur in Deutschland, auch in England, Schweden und Rußland hat man den Versuch gemacht, sich von der französischen Mode zu emanzipieren, ja, es ist äußerst bezeichnend, daß man selbst in Frankreich wiederholte Anläufe zu einer Befreiung von der Mode unternommen hat. In England war es schon im Jahre 1666 König Karl II., der am 8. Oktober in seinem Konseil erklärte, er werde eine neue nationale Mode als Norm für seine Untertanen einführen, eine Mode, die er selbst tragen und nie wieder ablegen werde. Aus den Tagebüchern von Sir John Evelyn und Thomas Pepys erfahren wir den genauen Verlauf fast auf Tag und Stunde. Am 16. Oktober erschien der König zum erstenmal in dem neuen Gewande, einem engen polnisch-persischen Rock, „bebänderten Beinen wie Taubenfüße, sehr gefällig und schön". Am 30. Oktober heißt es schon: to good to be true, und von dem königlichen Nationalkostüm ist gar nicht mehr die Rede. Ebenso hat die Nationaltracht, welche Ludwig XVI. und seine Brüder, die Grafen von Provence und von Artois, einzuführen versuchten, als Kaiser Josef II. Versailles besuchte, nur ein Eintagsdasein auf dem höfischen Parkett geführt. Weder das gepuffte Beinkleid noch das Wams Heinrichs IV., welche die Herren gern wieder belebt hätten, haben sich einzubürgern vermocht. Als im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts die Wogen der Revolution in Frankreich am höchsten gingen, versuchte der berühmte Maler David seinen Landsleuten

Hosen, Hüte, Halsbinden und Manschetten zu verleiden, um sie dafür in einen antiken Kittel von klassischer Echtheit und Einfachheit zu kleiden. Vergebens, der demokratische Künstler hatte nicht mehr Glück in seinem Unternehmen als einige Jahre früher König und Prinzen; er erreichte nur, daß die Teilnehmer der großen Festaufzüge zur Feier des höchsten Wesens sich römisch maskierten.

Ein andrer Schwärmer dieser Zeit, Sergent, Präsident der Société populaire des Arts, rief aus: „Viel zu lange haben wir ein Sklavenkleid getragen, es gilt jetzt eine Tracht zu schaffen, die uns von jedem Zwang befreit und die schönen Körperformen nicht verhüllt.“ Zu diesem Zwecke schienen ihm merkwürdigerweise der lange und weite Pantalon der Sansculotten und die kurze, Carmagnole genannte Jacke nebst Holzpantinen die geeignetsten Stücke.

In Schweden hatte 1773 die patriotische Gesellschaft die Preisfrage aufgeworfen, ob es nicht für Schweden vorteilhaft sein würde, eine Nationaltracht anzunehmen, und darauf fünfundsechzig bejahende Antworten erhalten. Der Versuch aber, den König Gustav III. 1778 machte, durch sein eignes Beispiel und das seines Hofes ein Nationalkostüm wirklich einzuführen, scheiterte völlig; das mixtum compositum von alter und neuer Mode, das der königliche Geschmack hervorgebracht hatte, blieb eine vereinzelte Kuriosität. Nicht erfolgreicher war der Ukas der Kaiserin Katharina von Rußland, die 1783 für Estland, Livland und Ingermanland besondere Provinzialkleidungen anordnete.

In Deutschland haben sich schon vor den Freiheitskriegen patriotische Männer mit dem Gedanken befaßt, der wechselnden Modekleidung eine bleibende nationale entgegenzusetzen. Justus Möser, Weckherlin, Bertuch haben sich darüber geäußert, ja, als der Schrecken in Paris regierte und die Moden Jahr und Tag völlig ausblieben, glaubte man, nun müsse es ja mit der Herrschaft der französischen Mode ein Ende haben, und Deutsche müßten sich deutsch kleiden. Die Hoffnung trog, auch der patriotische Appell der Freiheitskriege verhallte, aber ungewarnt durch diese Mißerfolge wurden immer wieder Stimmen laut gegen die Mode. Sobald die patriotische Stimmung sich hob, in den langen kläglichen Jahrzehnten der Reaktion, der Deutsche sich als Deutscher zu fühlen begann, hieß es auch sofort: Deutsche, kleidet euch deutsch! Als 1840 ein Krieg mit Frankreich drohte und Beckers Rheinlied die deutschen Patrioten begeisterte, warf sich Heinrich Laube zum Anwalt eines deutschen Nationalkostüms für Männer auf, eifrig sekundiert von Heinrich Heine, Gustav Freytag, Gustav Kühne u. a. Deutscher Rock, enge Beinkleider, hohe Stiefel und ein kühner Schlapphut hätten diese Tracht charakterisiert, für die Düsseldorfer Künstler wie Camphausen, Schrödter u. a. ihre Phantasie anstrengten.



Spottbild auf die deutsche Nationaltracht.
(Nach Th. H. Friedrich, Berlin 1815.)

Das Kriegsgeschrei verging und mit ihm der Gedanke einer Nationaltracht, der erst 1848/49 wieder auflebte. Schwarzrotgold war in diesen Jahren das Banner der deutschen Einigkeit, die schwarzrotgoldenen Farben auch die der „deutschen“ Mode. Max von Gagern brachte dem Prinzgemahl Albert Taschentücher in den deutschen Farben aus Frankfurt mit, und dieser konnte sich, wie er seinem Bruder Ernst schrieb, „mit Vergnügen in die deutsche Einheit schneuzen“;

die schwarzrotgoldenen Hemdknöpfe des Ritters von Bunsen hat ihm Friedrich Wilhelm IV. nie verziehen und noch mehrere Jahre später in einem Brief an die Königin Viktoria als Verbrechen angerechnet. „Die Wiener Republikanärrinnen tragen sämtlich Hüte in den deutschen Farben", schreibt ein ungalanter Zeitungskorrespondent an sein Blatt, und Richard Wagner berichtet seiner Minna gar, daß der Direktor des Theaters an der Wien alle seine Aufwärter von Kopf zu Fuß in Schwarzrotgold gekleidet habe. 1848 erließen die Frauen Elberfelds einen Aufruf an ihre deutschen Mitschwestern, sie sollten doch in Zukunft nur noch deutsche Fabrikate tragen, ein Patriotismus, der im Munde der Bewohnerinnen einer Industriegegend wie Elberfeld das Ansehen hat, als würfe man mit der Wurst nach der Speckseite. Die „Allgemeine österreichische Zeitung" machte sich in dieser Zeit Laubes Vorschlag zu eigen und forderte die deutschen Männer auf, Wams und Koller nebst einem Federbarett als Nationaltracht anzulegen. Ähnlich war ja das Freischärlerkostüm, das Hecker so berühmt, als Nationalkostüm aber natürlich ganz unmöglich machte.

Auch dieser Sturm brauste vorüber und bedeckte das deutsche Kleid mit dem Staub der Vergessenheit. Zwanzig Jahre später taucht es wieder auf, zugleich mit einer heftigen Propaganda gegen die französische Mode und alle Erzeugnisse der französischen Industrie. Die deutschen Armeen waren kaum über die Grenze, da erließ die deutsche Presse Aufrufe, die der Industrie Frankreichs geradezu den Krieg erklärten, und zugleich appellierten patriotische Frauen, wie Fanny Lewald, Luise Otto u. a., an den Patriotismus der deutschen Frau, die der welschen Mode entsagen und sich zur deutschen Tracht bekehren sollte. Als Ideal einer solchen erschien diesmal das Kostüm, welches Faust und die Meistersinger so populär gemacht haben: Schnebbenhaube, Gretchentasche, Puffärmel. So kleidete man zum Beispiel die zwölf Ehrenjungfrauen, welche am Tage des Einzugs 1871 im Gefolge des Oberbürgermeisters Seidel den Kaiser am Brandenburger Tor begrüßten — die Berliner sagten damals, man habe Sr. Majestät ein Seidel und zwölf Weiße vorgesetzt!

Karl Frenzel, Frieda Lipperheide und andre Vertreter des gesunden Menschenverstandes wandten sich gegen die Verstiegenheiten einer auf Irrwegen wandelnden Vaterlandsliebe und mahnten zur Besonnenheit. So verflog die Idee, ohne daß es 1870 auch nur bis zu dem Versuch gekommen wäre, eine Mode deutscher Erfindung wirklich einzuführen. „Es gibt ja gar keine französische Mode, sondern nur eine europäische", rief der „Basar" den Franzosenfressern und Deutschtümlern zu. Damals war er im Recht, denn erst seit einem Jahrzehnt etwa müssen wir Männer, die wir leben, die plumpen Geschmacklosigkeiten der amerikanischen Mode über uns ergehen lassen, und erst, wenn die Klumpfüße der Neuen Welt einer noch ärgeren Barbarei gewichen sein werden, haben wir Hoffnung, wieder auf unsern eignen Füßen stehen zu dürfen.

Tü-tü-tü!

Wie der Fink da vorbeiflitzt,
Mir's grad' durch den Sinn blitzt:
Jetzt hab' ich den Frühling gesehen
Am Bach bei den Krüppelweiden stehen.
Darum die alten Weiden
So knurrig verschämte Gesichter schneiden,
Weil ich just sie entdeckt,
Wie der Schatz bei ihnen gesteckt.
Gar peinlich wär's doch für jede,
Zu kommen ins Leutgerede. —
Der Bach schon hellauf lacht:
„Alte Tante
Mit jungem Fante! ..."
Tü-tü-tü!

Fritz Philippi

Die Furcht

Von Dr. Otto Gramzow

Die deutsche Heldensage berichtet von Siegfried, daß er die Furcht nicht kannte. Das Volksmärchen weiß von einem zu erzählen, der auszog, das Gruseln zu lernen. Goethe läßt im zweiten Teil des „Faust" (erster Akt) Viktoria, die Göttin aller Tätigkeiten, auf einem Elefanten reitend erscheinen, den die Klugheit lenkt. Dem „Koloß" zur Seite schreiten zwei angekettete Frauen, „die eine bang, die andre froh zu schauen": Furcht und Hoffnung. Die Klugheit spricht:

„Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! Ihr seid gerettet!"

Nietzsche erklärt im „Zarathustra" den Mut für „des Menschen ganze Vorgeschichte". Der Mensch ist ihm das mutigste Tier. Mit Mut überwand der Mensch jedes Tier. — Alle diese Ansichten sind nichts als Erdichtung, dem sehnlichen Wunsche nach Erlösung von der Furcht entkeimt. Unter den Sterblichen ward noch keiner gefunden, der ohne Furcht gewesen wäre. Furcht ist das unentrinnbare Grundgefühl, das den Menschen unter seiner Herrschaft hält.

Furcht ist ein egoistisches Gefühl, eine ganz persönliche Gemütsbewegung, unablöslich mit dem Triebe des Selbst, sich in seiner Ganzheit zu erhalten, verknüpft. Sie ist das genaue Gegenteil der Hoffnung, die durch glückverheißende Vorzeichen entsteht. Furcht und Hoffnung sind untrennbar miteinander verbunden. Sie schaukeln das menschliche Gemüt zwischen Unlust und Lust, zwischen Schmerz und Freude und bewirken den wohltätigen Wechsel, der den Menschen strebend erhält und ihn des Glückes bewußt werden läßt. Die instinktive Furcht ist ein angeborenes oder ererbtes Gefühl. Sie zeigt sich auch bei Tieren. Spalding, ein Amerikaner, machte folgenden Versuch: er brachte eine Henne mit ihrer Brut auf eine Wiese. Weder die Alte noch die Jungen hatten je einen Raubvogel gesehen. Plötzlich ließ Spalding einen Falken los. Die Jungen duckten sich sofort nieder und versteckten sich im Grase, während die alte Henne den Feind mit ungestümem Mute angriff. Preyer sagt mit Recht: „Die Behauptung, das Kind, dem die Furcht nicht anerzogen sei, kenne dieselbe nicht, ist falsch." Er berichtet, daß sein Kind im einundzwanzigsten Monat alle Zeichen der Furcht zeigte, wenn es von seiner Wärterin dicht am Meere auf dem Arm getragen wurde. Selbst bei Windstille und Ebbe fing es an zu wimmern und klammerte sich mit beiden Händen fester an. Daß Säuglinge im Badewasser die Hände aus dem Wasser herausheben, daß sie erst mit Schreien aufhören, wenn sie sich genügend unterstützt fühlen, ist bekannt. Ganz junge Kinder, die noch nie gefallen waren, zeigten Furcht, wenn die Wärterin sie zum Scherz in ihren Armen in Fallbewegung geraten ließ. Die angeborene Furcht zeigt ganz deutlich den Instinktcharakter. Sie muß, wie jeder Instinkt, in Erfahrungsspuren begründet sein, die im Nervenapparat hinterlegt sind. Diese Annahme hat heute keine Schwierigkeiten mehr, da die Vererbung erworbener Eigenschaften fast mit Sicherheit nachgewiesen ist. Im Furchtgefühl besitzen die Lebewesen einen Warner, der sie drohende Gefahren möglichst schnell bemerken läßt.

So zweifellos es eine angeborene Furcht gibt, so kann doch das Angeborensein einer bestimmten Furcht nicht nachgewiesen werden. Das Kind zeigt im frühesten Alter bereits eine unbestimmte Furcht vor dem Neuen und Unbekannten. Diese Furcht vor dem Neuen (Neophobie) ist auch bei vielen Erwachsenen vorhanden, zum Beispiel in wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Dingen und in der Politik. Bei Kindern wird es am deutlichsten, daß in der Neophobie der Selbsterhaltungstrieb unmittelbar wirksam ist. Neophobie ist die unbestimmte Furcht vor irgendeiner Schädigung. Sie ist ein unwillkürliches Zurückschrecken. Verstand und Phantasie sind daran nicht beteiligt. Denn die Kleinen sind beim Auftreten der Neophobie noch nicht so weit entwickelt, um die überraschende Erscheinung zu ihrem Wohl und Wehe in Beziehung bringen zu können. Am frühesten und stärksten wird der Säugling durch Gehörseindrücke beeinflußt. Als Darwins Sohn fünfeinhalb Monate alt war, fing der Vater eines Tags in seiner Gegenwart laut zu schnarchen an. Das Kind wurde sofort ernst und brach in Tränen aus. Das Zuschlagen einer Tür, Donner und andre starke Geräusche versetzen kleine Kinder oft in heftige Furcht. Auch der Anblick des Unbekannten und Ungewohnten löst Furcht aus, wenn auch etwas später als Gehörseindrücke. Furchterregend wirkt der Anblick von Tieren und fremden Menschen. Preyer berichtet, daß ein vier Monate altes Mädchen zu weinen anfing, wenn sich ihm die eigne Mutter mit einem großen Hut auf dem Kopfe näherte. Es lächelte, sobald der Hut weggetan wurde. Was mag so manches bedauernswerte Kind angesichts der Riesenhüte der letzten Moden ausgestanden haben! Als Hektor von Andromache Abschied nahm, fürchtete sich sein Söhnchen Astyanax vor dem wehenden Helmbusch. Der Vater tat, was verständige Erzieher in solchem

Falle stets tun werden: er beseitigte die Veranlassung der Furcht, indem er den Helm auf den Erdboden stellte.

Besonders merkwürdig ist die Furcht kleiner Kinder vor schwarzen Gegenständen und vor der Dunkelheit. Tiedemann berichtet von seinem Knaben, daß er sich im fünften Monat von schwarzgekleideten Personen mit sichtlichem Widerwillen abwandte. Preyer gibt an, daß ein Mädchen von siebzehn Monaten sich vor der eignen Mutter fürchtete, wenn sie Trauerkleider trug. Mit der Furcht vor dem Schwarzen scheint die Furcht vor der Dunkelheit identisch zu sein. Viele kleine Kinder, deren Sinne eben zur Fähigkeit der Aufnahme von Eindrücken erwacht sind, weinen, wenn sie sich in einem dunklen Zimmer befinden. Viele schlafen nur ein, wenn die Nachtlampe brennt. Solche Erscheinungen legen den Gedanken nahe, daß die Eindrücke des Schwarzen mit physiologischen Vorgängen verknüpft sind, die den Gefühlston der Unlust mit sich führen. Dann wäre diese Art ursprünglicher Furcht eine rein physisch begründete Erscheinung. Aber der Gedanke ist doch auch nicht abzuweisen, daß in der Furcht vor dem Schwarzen und der Nacht ein starker Rest voreIterlicher Erfahrung vererbt ist. Der Urmensch, nur im Besitze der primitivsten Verteidigungsmittel, hatte alle Ursache, die Nacht zu fürchten. Feinde und wilde Tiere konnten ihm unbemerkt nahen. Früh wird es ihm zur Gewohnheit geworden sein, bei Einbruch der Dunkelheit in sein Versteck zu flüchten. Daß sich von daher Erfahrungsspuren im Nervenapparat vererbt haben, ist sehr wahrscheinlich.

Neben der instinktiven und erfahrungsmäßigen gibt es auch eine Furcht vor eingebildeten Gefahren. Sie kann erst auftreten, wenn Phantasie- und Verstandestätigkeit des Kindes erwacht sind. Das Kind dichtet dem Neuen und Unbekannten etwas Drohendes an. Es bevölkert die Dunkelheit mit lebenden Wesen oder mit Gespenstern, falls ihm unverständige Leute bereits aufregende Geschichten von Gespenstern, Zauberern, Hexen usw. erzählt haben.

Für die volle Entwicklung eines Furchtgefühls ist wesentlich, daß das Kind mit dem gefürchteten Gegenstande allein ist. Ein Knabe meiner Bekanntschaft glaubte in einer Verzierung des Ofens den Kopf eines Hundes zu erblicken, der bei längerem Anstarren offenbar auf ihn zuzukommen schien. Darum weigerte sich das Kind in aufgeregter Weise, allein in diesem Zimmer zu bleiben, während es sich in Gegenwart der Eltern oder der Wärterin nicht fürchtete. Der Amerikaner Tracy erzählt: „Ein zweijähriger Knabe, welcher daran große Freude hatte, mit seinem Vater nach dem untersten Ende des Gartens zu gehen, um die vorüberfahrenden Züge zu beobachten, lief eines Tags in großer Furcht nach dem Hause zurück, als ihn ein vorüberfahrender Schnellzug allein auf dem Beobachtungsposten überraschte."

In der Furcht des Kindes drückt sich ein Gefühl der Schwäche aus. Bewußtsein und Gefühl der eignen Schwäche sind wesentliche Bestandteile jeder Furcht. Man fürchtet das nicht, dem man sich überlegen weiß oder fühlt. Deshalb mag die Furcht in Urzeiten hauptsächlich zur Kräftigung des Triebes zur Vergesellschaftung und zur Herausbildung des sozialen Instinkts beigetragen haben.

Außer den Arten und Graden des Furchtgefühls, die beim gesunden Menschen auftreten, gibt es auch pathologische Furchtzustände, zum Beispiel die Platz-, Brücken- und Türfurcht. An der „Türfurcht" können auch gesunde Menschen leiden. Sie steigert sich manchmal bis zu dem Grade, daß man seinem eignen Gedächtnis nicht traut, sondern mehrmals umkehrt, um sich ganz fest davon zu überzeugen, daß man wirklich zugeschlossen hat. Die höchsten Grade der Furcht nennen wir Angst und Schrecken. Bei Kindern steigern sich Furchtzustände leicht zur Angst. Den gesunden Erwachsenen befällt die Angst nur in wichtigen Augenblicken des Lebens: vor einer Prüfung, einem Gerichtstermin, einer Revision seiner Tätigkeit, vor An- und Verkauf eines großen Wertobjekts usw. Von der Angst des gesunden Menschen sind die pathologischen Angstzustände zu unterscheiden. Über sie hat der bekannte Neurologe Cramer in Göttingen 1910 die Ergebnisse jahrzehntelanger Forschungen veröffentlicht. Sie stimmen völlig zusammen mit meinen in längeren Untersuchungen gefundenen Ansichten über die Furcht. Die Angst tritt nach Cramer hervor infolge von Nervosität, im Pubertätsalter infolge von raschem Wachstum, Blutarmut und sexuellen Exzessen. Auch nach Infektionskrankheiten zeigt sie sich. Gewöhnlich ist die körperliche Widerstandskraft des Menschen herabgesetzt. Das kann auch nach Alkohol- und andern Vergiftungen eintreten, die dann ebenfalls häufig von Angstattacken begleitet sind. Bei manchen Menschen genügt schon eine leichtere Verdauungsstörung, um Angstzustände hervorzurufen.

Die Angst ist ein länger andauerndes gesteigertes Furchtgefühl. Von ihr ist der Schreck als die plötzlich hochgesteigerte Furcht zu unterscheiden. Die Ursache, die den Schreck auslöst, braucht keineswegs furchtbar zu sein. Wir erschrecken, wenn neben uns eine Eidechse im dürren Laube raschelt, oder wenn uns plötzlich jemand anredet, den wir nicht in der Nähe vermuteten. Es gibt auch einen Freudenschreck, den das Beglückende, das uns plötzlich und unerwartet zuteil wird, hervorruft. Das Erschrecken ist hauptsächlich subjektiv, das heißt im Erschreckenden selbst begründet. Der Schreck ist die Störung der Konstellation unsrer gesamten inneren Zustände und damit auch unsrer leiblichen Tätigkeiten, namentlich des Blutumlaufs, wie der Wechsel



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Rudolf Steinhausen: Die alte Waschfrau. (Radierung.)

von Erblassen und Erröten beweist. Unsre Gedanken werden plötzlich unterbrochen, Fühlen und Begehren treten im Bewußtsein ganz zurück, und unsre Aufmerksamkeit wendet sich gespannt der störenden Ursache zu. Die Gemütslage spielt natürlich in der Disposition für das Erschrecken eine große Rolle. Der Verbrecher, der sich verfolgt weiß, wird beim geringsten Anlaß erschreckt zusammenfahren. Aber viele Menschen erschrecken auch bei gutem Gewissen sehr leicht. Sie besitzen ein leicht erregbares Nervensystem, dessen Erregbarkeit jedoch nicht krankhaft zu sein braucht. Es gibt eine angeborene Reizempfänglichkeit und Erregbarkeit, die durchaus die Merkmale der Gesundheit trägt und mit Stärke und Ausdauer des Nervensystems gepaart ist.

Sowenig der Trieb zum Selbst den Menschen je verlassen kann, ebensowenig die Furcht in ihren verschiedenen Formen und Graden. Und doch hat der Mensch von Anbeginn stets nach Befreiung von der Furcht gestrebt. Dies Streben ist eine der treibenden Mächte in der Entwicklung der Menschheitskultur und in der Entwicklung des einzelnen. Schutz vor Gefahren: das ist der erste Zweck der Kultur. Lieber Furcht einflößen als Furcht empfinden: das ist ein unveräußerlicher Wunsch des Menschen. Auch bei Tieren finden wir die Fähigkeit, dadurch Furcht zu erregen, daß sie sich ein „furchtbares“ Aussehen geben. Die Vögel sträuben das Federkleid, manche Säuger die Rückenhaare, die Gänse zischen, die Hunde knurren und zeigen die Zähne. Viele Tiere nehmen bei nahender Gefahr eine bedrohlich posierende Kampfstellung ein. Bei Menschen kommen gleichartige Handlungen zu gleichem Zwecke vor. Das junge Kind vermummt sich und stößt dumpfe Töne aus, um seine Gespielen in Furcht und Schrecken zu setzen. Der Knabe, der unvermutet mit einem Gegner zusammentrifft, steckt die Hand in die Tasche oder hält sie hinterm Rücken, um den Anschein zu erwecken, er habe eine besonders gefährliche Waffe in Bereitschaft. Andre geben sich in solchen Lagen oder in der Dunkelheit den Anschein der Furchtlosigkeit, indem sie singen oder pfeifen. Hinter allen solchen Erscheinungen steht die Furcht und das Streben nach ihrer Überwindung. Der Mut, den uns die Geschichte und das tägliche Leben bewundern lehren, ist keine Grundeigenschaft der Lebewesen, auch nicht des Menschen, sondern eine Folge der Furcht. Als Ausnahme ist nur der blinde Mut anzusehen, der auf Verkennung der Gefahr und Überschätzung der eignen Kraft beruht. Fast alle gefährlichen Tiere fliehen beim Anblick des Menschen, selbst viele der großen Giftschlangen. Kann ein vom Menschen verfolgtes oder verwundetes Tier nicht mehr entweichen, dann geht es zum mutigen Angriff über. Das Verhalten der Menschen zueinander ist dem der Tiere gleichartig. Man vermeidet den gefährlichen Kampf mit der Waffe, der Feder, vor Gericht usw., solange es möglich ist. Droht aber bei längerem Zaudern schwere Schädigung vom Gegner, dann löst der Mut zur Abwehr die Furcht ab.

Tieren und Menschen sind zwei Hauptlinderungsmittel der Furcht gegeben: Neugierde und Interesse. Neugierde ist Streben und Hang nach Erkennen eines Neuen, Ungewöhnlichen, also das gerade Gegenteil der Neophobie. Und doch treten beide unmittelbar miteinander verbunden auf. Neugierde ist belebt von der Hoffnung, im Neuen etwas Nutzbares zu entdecken. In ihr steckt aber auch die Furcht, es könne eine Gefahr im Neuen verborgen sein. Darin hat sie ihre wurzelhafte Verwandtschaft mit der Neophobie. Der Neugierde geht stets das Gefühl der Verwunderung voran. Verwunderung wird erregt durch einen Bruch der gewohnten Ordnung und Umgebung. Darwin berichtet von interessanten Versuchen, die er mit einer ausgestopften und einer lebenden Schlange im Affenkäfig des zoologischen Gartens vornahm. Die lebende Schlange lag am Boden eines aufrechtstehenden und nur lose verschlossenen Papiersackes. Einer der Affen näherte sich sofort, öffnete vorsichtig den Sack ein wenig, sah hinein und prallte entsetzt zurück. Aber die Neugierde der Affen war so groß, daß einer nach dem andern mit hocherhobenem und zur Seite gewandtem Kopf von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick in den Sack und auf den schreckenerregenden Gegenstand warf. Diese unmittelbare Vereinigung von Neugierde und Furcht ergab einen der lächerlichsten Anblicke, die man sich vorstellen kann. Ebenso lächerlich wirkt übrigens die Verkoppelung von Mut und Furcht bei Hahnenkämpfen.

Interesse erwecken bei Tieren nur die Nahrungsmittel. Der Mensch dagegen hat für alles Interesse, das er in Beziehung zur Wohlfahrt seines ganzen ausgestalteten Selbst bringen kann. Ist Interesse der erfolgreichste Förderer der Erkenntnis beim Erwachsenen, so ist das beim Kinde die Neugierde. Es zertrümmert seine Spielsachen, um zu sehen, wie sie innen beschaffen sind. Es kriecht in alle Ecken und Winkel und unter die Möbel, es berührt alle Gegenstände, betrachtet sie und sucht Veränderungen an ihnen vorzunehmen. Viele Psychologen haben auch darin, daß es alles in den Mund steckt, eine Wirkung der Neugierde gesehen. Diese Ansicht mag teilweise zutreffen. Die Hauptursache der Erscheinung liegt aber wohl einfach in der Eßgier des Kindes. Wie die Neugierde die Furcht überwindet, kann man täglich beobachten. Ein Kind, das sich zuerst vor unbekannten Spielsachen (einer automatisch sich bewegenden Figur, einem schnurrenden Kreisel, einem häßlichen Harlekin usw.) oder vor Tieren fürchtet, fängt bald an, sich den furcht-

erregenden Dingen zu nähern und mit ihnen zu spielen. Sobald es des sprachlichen Ausdrucks einigermaßen mächtig ist, beginnt das unablässige Fragen. Wenn zum ersten Male die Frage „Warum?“ auftaucht, gesellt sich zur Neugierde das über sie hinausgehende Interesse. Die Entwicklung der eigentlichen Erkenntnistriebe setzt ein. Das Kind ist ununterbrochen beschäftigt, sich in die Welt zu finden. Auch diese Tätigkeit wirkt der Furcht entgegen. Der englische Forscher Sully hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ein wesentlicher Abzug von der allgemeinmenschlichen Furcht beim Kinde darin besteht, daß es die Furcht vor dem Tode nicht kennt. Es ist so ganz Lebenstrieb und führt sein Dasein in so reiner Unbefangenheit, daß es kein Verständnis für die Erscheinung des Todes hat. Ohne tieferen Eindruck steht es an der Leiche eines der nächsten Angehörigen. Wenn es weint, so geschieht das gewöhnlich in Nachahmung Erwachsener. Denn unmittelbar darauf gibt es sich ganz seinem Spiele hin, selbst ausgelassenem Spiele. Das habe ich an Kindern bis zum Alter von sechs Jahren beobachtet.

Die Furcht hat einen großen Anteil an der Gestaltung unsers Wesens und Charakters. Das Sich-in-achtnehmen in Wort und Gebärde, die Lebensklugheit in schwierigen Lebenslagen, das diplomatische Verhalten in Konflikten, die richtige Entscheidung im Widerstreit der Pflichten: sie sind ohne das immer wachsame Furchtgefühl nicht möglich. Die ursprüngliche, eingeborene Furcht steht mit allen Gefühlen in wurzelhafter Verbindung. Sie unterstützt das Selbst bei seiner Erhaltung und erzeugt die Geistesgegenwart, die eine sehr wertvolle Ausstattung für kritische Augenblicke ist. Geistesgegenwart ist Unbefangenheit dem Drohenden und Bedrängenden gegenüber, sicheres Kraft- und Selbstgefühl und die Fähigkeit zu schnellem Entschluß. Physiologisch beruht sie auf einem schnellen und kräftigen Funktionieren des Nervenapparats. Daß Vererbung, Erziehung und Selbstkultur für die Herausbildung von Geistesgegenwart eine große Rolle spielen, ist leicht einzusehen. Obwohl Geistesgegenwart ein Erzeugnis der Furcht ist, sind beide doch nicht gleichzeitig nebeneinander möglich. Die plötzlich auftauchende Furcht verhindert Geistesgegenwart. Das zeigt sich z. B. an der Examenfurcht. Wenn der Prüfling durchzufallen fürchtet, so tritt die Vorstellung dieser Gefahr in den Blickpunkt seines Bewußtseins und drängt alle übrigen Vorstellungen zurück, viele über den Rand des Blickfeldes hinaus. Dadurch wird die Erinnerungskraft geschwächt und die notwendige Geistesgegenwart verhindert. Nebenbei gesagt: die Examenfurcht ist in der Enge des Bewußtseins begründet, die darin besteht, daß wir nur wenig Vorstellungen, zwei bis vier nach meinen Beobachtungen, gleichzeitig im Bewußtsein haben. Der Prüfling fürchtet darum vor der Prüfung stets, nicht genug zu wissen, trotz aller Vorbereitung. Am leichtesten geschieht die Befreiung von dieser Vorfurcht dadurch, daß sich der Kandidat wiederholt von Kameraden, Studienfreunden oder älteren Bekannten prüfen läßt, um überzeugt zu werden, daß mehr in seinem Gedächtnis ist, als ihm in jedem Augenblick von selbst gegenwärtig werden kann.

Eins der merkwürdigsten Gefühle bei Menschen und Tieren ist die Lust an grausamen Handlungen. Die menschliche Grausamkeit ist eine dunkle Macht, die der Nachtseite des Lebens angehört. Unzählige Beispiele beweisen, daß sie mit dem sexuellen Trieb und einem mystisch-religiösen Empfinden verschwistert ist. Auch zwischen ihr und der Furcht waltet oftmals eine ursächliche Beziehung ob. Das ist nämlich immer dann der Fall, wenn grausame Handlungen zum Zweck der Abschreckung oder zur Prüfung der eignen Überlegenheit begangen werden. Vom römischen Kaiser Vitellius wird ausdrücklich berichtet, daß er für seine Mordtaten, die hauptsächlich aus seinen perversen Trieben hervorgingen, stets politische Gründe der Abschreckung geltend zu machen wußte. Auch die Grausamkeit der richterlichen Strafen im Mittelalter wurde aus Gründen der Abschreckung gerechtfertigt. Grausamkeit zeigt sich auch beim Kinde, und zwar oft sehr früh. Kinder quälen mit Vorliebe Tiere. Darin offenbaren sich gleicherweise Spieltrieb und Machtwille. Das Gefühl der Überlegenheit über andre Geschöpfe ist naiven Menschenkindern ein erwünschtes Lustgefühl. Wenn ein Kind das Stubenhündchen, das es zuvor fürchtete, quält und in Furcht zu halten sucht, wenn es den zuerst gefürchteten Harlekin nach kurzen Spielfreuden zertrümmert, so gibt es damit gleichsam die Quittung auf die Furcht vor den Gegenständen, deren es nun Herr geworden ist.

Das Streben nach Überlegenheit und Vorrang ist dem Menschen eingeboren mit seinem Triebe zum Selbst. Das zeigt sich deutlich im Wetteifer. In ihm steckt die Liebe zum Beifall. Sie tritt bei Kindern sehr früh hervor und ist der erste Ausdruck der Selbstwertung und der Keim zu Ehr- und Ruhmsucht. Je schwächer der Mensch und je weniger fest sein Vertrauen in die eigne Kraft, desto brennender macht sich der Durst nach Beifall geltend. Die Furcht, im Wettstreit besiegt zu werden und nicht genug Beifall oder Vorteil zu ernten, kennen wir als Eifersucht. Sie ist eine wichtige Triebfeder des Strebens und Wirkens, kann aber sehr leicht zu einem Übermaß auswachsen, das alle Vorbedingungen zu verbrecherischer Tat schafft. Kinder sind sehr eifersüchtig, und das schon in einem sehr frühen Lebensalter, sobald die Schätzung von Werten begonnen hat. Die

Nahrungsmittel sind die ersten Werte für das Kind. Muß es diese oder Naschwerk, Spielsachen usw. mit Geschwistern oder ins Haus genommenen Kindern teilen, so erwacht seine Eifersucht. Der Arzt Dr. Felix Nathan in Schöneberg-Berlin hat im „Berliner Tageblatt" (Nr. 502 vom 3. Oktober 1909) einige sehr charakteristische Fälle von kindlicher Eifersucht, zum Teil aus eigner Beobachtung, mitgeteilt. Ein zweieinhalb Jahre altes Mädchen zerschlug einem dreizehn Monate alten Schwesterchen, als es einen Augenblick mit ihm allein gelassen wurde, mit einer gefüllten Weißbierflasche die Schädeldecke, so daß das Kind nach fünfzig Stunden starb. Schon am Tage vor dem Unglück hatte die Mutter beobachtet, daß das ältere Mädchen dem jüngeren ein Bilderbuch aus der Hand riß und es damit heftig auf den Kopf schlug. „Exemplarische Züchtigung war die Folge. Und am Unglückstage selbst fiel der Mutter, die mit der Kleinsten spielte, auf, daß die ältere Schwester still dabeistand und finsteren Blickes, wie eifersüchtig, dem Spiele zuschaute." Ein zweijähriges Kind zerfleischte dem sechs Monate alten Bruder mit einem Küchenmesser buchstäblich das Gesicht. „Die Mutter gab sofort und mit Sicherheit an, das Kind sei sehr eifersüchtig gewesen." In Leipzig erschlug ein vierjähriger Knabe aus Eifersucht das von seinen Eltern angenommene drei Monate alte Pflegekind mit der Stiefelbürste. Ich selbst habe folgenden Fall erlebt: Ein siebenjähriger Knabe verlor plötzlich durch einen Unfall auf der Straße seinen sechsjährigen Bruder, der ihm an Intelligenz, namentlich aber an Willensenergie überlegen gewesen war. Er zeigte keinerlei Schmerz oder Trauer, als ich ihn nach seinem Ergehen fragte. Im Kinderzimmer äußerte er zu seiner Erzieherin: „Jetzt haben wir wenigstens Platz, Fräulein." Ich konnte ihn lange Zeit beobachten: er war plötzlich munterer, vergnügter, freier in seinem Wesen geworden. Vorher hatte er etwas Verschüchtertes und stand meistens ängstlich abseits bei den Spielen seiner Altersgenossen. Durch den Tod des Bruders war ein Druck von ihm genommen, und er war sich dieser Befreiung mit Freude bewußt. Angehörige von ihm bestätigten mir meine Beobachtungen in jedem Punkte. Angesichts dieser Beispiele wird man es nicht für einen Zufall halten wollen, daß der biblische Erzähler Kains Brudermord als erste Mordtat aus Eifersucht geschehen läßt.

Religionsstifter, Theologen und Religionsphilosophen haben dem Furchtgefühl stets ganz besondere Berücksichtigung gewidmet. Das ist bei der Verankerung, in der es sich mit allen andern Gefühlen befindet, nicht verwunderlich. In den meisten Religionen sind Furcht und Angst die Hauptantriebe zum Glauben und zu religiösen Übungen. Schon bei den Völkern des klassischen Altertums begegnen wir der Ansicht, daß die Furcht die Hauptquelle der religiösen Entwicklungen sei: „Primus in orbe Deos fecit timor." Metus bedeutet sowohl Furcht als auch Religion. Virgil nennt metus in unmittelbarer Verbindung mit dem göttlichen Lenkungswillen (numen). In allen bekannteren Religionen ist Freisein von Furcht ein Bestandteil der Seligkeit und ihrer irdischen Vorstufen. Der Apostel spricht von dem „ängstlichen Harren der Kreatur" und davon, daß unser Fleisch keine Ruhe hatte, „sondern allenthalben waren wir in Trübsal, auswendig Streit, inwendig Furcht." In Jesu Opfertod und dem dadurch vor Gott erworbenen Verdienst sieht er die Mittel der Erlösung. Wenn Schleiermacher das Gefühl der Abhängigkeit vom Universum die Quelle der Religion nennt, so ist das nichts andres als die Hindeutung auf die Furcht. Die Erlösung sieht er nicht in scheuer Abkehr von Gott, der für ihn mit dem Weltganzen eins ist, sondern in freudiger Hingabe an ihn. Es handelt sich also in seiner Religionsphilosophie ebenso wie in der Kirchenlehre um die Umwandlung der Furcht in Ehrfurcht, der sich naturgemäß das Vertrauen in das Walten des höchsten Wesens anschließt. Feuerbach weist nach, wie der Mensch sich dadurch von der Furcht zu befreien suchte, daß er sich die Götter als verstehende und mitfühlende Wesen vorstellte. Seine Gebete dringen zu ihnen und finden Erhörung. Die Götter können alles, was die Menschen wünschen; sie entsprechen den Gesetzen des wünschenden Menschenherzens. Am stärksten wird die Furcht beim Gedanken an den gewissen Tod. Wäre kein Tod, so wäre auch keine Religion. Das Grab des Menschen ist die Geburtsstätte der Götter.

Der dänische Theologe und Religionsphilosoph Sören Kierkegaard zeigt in seiner (bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen) Schrift „Der Begriff der Angst" das Verhältnis des Furchtgefühls zur Sünde. Er berührt damit das Problem der religiösen Erziehung der Menschheit in seinem Mittelpunkt. Die Angst spielt nach seinen Darlegungen die Rolle des Warners vor der sündlichen Tat, während die Reue dieser nachfolgt. Vermöge der Angst sieht der Mensch die Konsequenz der Sünde voraus. Er bebt vor ihr wie vor einem nahenden Unwetter. Ist er stark genug, der warnenden Stimme zu folgen, so ist die Lockung zur Sünde abgeschlagen. Andernfalls siegt die Sünde, und der Mensch verfällt danach der Reue, die ihm das Urteil spricht und ihn zur Richtstätte schleppt. Kierkegaards psychologischer Standpunkt ist ganz im Einklang mit den Ergebnissen der vorstehenden Untersuchung.

Zwischen dem Selbsterhaltungstrieb, der Furcht und allen andern Gefühlen rollt das Getriebe der Ursächlichkeit.

Zwei Tage aus dem Leben des Herrn Carl Alexander von Bismarck

Von Walter Flex

Das Abendgebet an die Mutter

Herr Carl Alexander von Bismarck sollte sein jüngstes Kind aus den Händen geben.

Der zwölfjährige Junge hatte den letzten Tag, an dem er ganz Kind sein durfte, im Vaterhause verspielt und war eben aus den Kleidern geschlüpft. Nun saß er trotz der ungewohnt späten Stunde wach und aufrecht in seinem schmalen Bett und wartete auf den Vater, mit ihm zu beten und den Gutenachtkuß zu tauschen. Carl Alexander verzog noch, und der Kleine gab sich ungestört seinen Zukunftsträumen hin. Der nächste Tag sollte ihn zum Soldaten des großen Königs machen. Die Junker aus dem Bismarckischen Hause stellten sich gern im Knabenalter unter die preußischen Fahnen. Und der Knabe hörte ihr seidenes Rauschen draußen vor den offenen Fenstern durch die geheimnisreiche Nacht und vergaß, daß es der Wind war, der wehend durch die Kronen der alten Pappeln und Linden von Schönhausen strich.

Nun trat Herr Carl Alexander ins Zimmer. Es war ein ernster, aufrechter Mann mit stillen, klugen Zügen. Das bartlose Gesicht, dessen weitausholende Wangenlinie vom Ohr bis zur Kinnmitte einen fast gezirkelten Viertelkreis beschrieb, sprach, ohne durchfurcht und durchwühlt zu sein, von würdig und bewußt bewahrter Leidenserfahrung. Das leicht zurückgestrichene, in Ohrschnecken und Haarbeutel getragene Puderhaar, das sorgsam gefältelte Spitzenjabot und der schlichte blaue Tuchrock über seidener Schoßweste, der kein Stäubchen trug, die ganze peinliche Sorgfalt seiner Kleidung in der späten Stunde zeigte den Mann, dem Ordnung und Sitte instinktiv lieb waren.

Er trat nachdenklich an das Kinderbett und legte die schlanke Männerhand, die eben noch über die Tasten des Spinetts geglitten war, leicht und doch zärtlich auf die schon gefalteten Hände seines Jungen. Lächelnd gewahrte er in den heißen Augen seines Ferdinand statt der gewohnten wohligen, schlafmüden Andacht den Glanz erwartungsfroher Reiseträume.

Aber dieses halb wehmütige Lächeln huschte ihm nur wie ein Schimmer um Augen und Lippen, wie wenn ein Licht vorübergetragen wird an einem Manne, der im Schatten steht, und wich bald einem träumerischen Ernst.

Ferdinand sah erwartungsvoll zu ihm auf. Da fühlte sich das überraschte Kind plötzlich von den starken Armen des Vaters aus den Kissen gehoben und sanft zu Boden gesetzt.

„Komm, Ferdinand, heute beten wir drüben vor dem Bilde deiner Mutter," sagte Carl Alexander innig. Einen Augenblick umfaßte er noch die Gestalt des Kleinen, der jetzt in bloßen Füßen und dem weißen Nachtkittel doppelt kindlich erschien, mit einem gerührten Lächeln; unwillkürlich umkleidete er in Gedanken die weichen, schlanken Glieder mit kriegerischer Montur und gürtete um die schmale Hüfte das martialische Preußenschwert. Dann schritt er dem Kinde voraus durch die Tür seines Arbeitszimmers.

Vor seinem Studiertische, auf dem Noten und sauber geschriebene Exzerpte aus vertrauten Büchern lagen, stand er still und hob den schwermütigen Blick zu einem lieblichen Bild in zierlichem Goldrahmen. Dann umfaßte er spielend den schlanken Leib des Knaben und hob die leichte Last zu dem lächelnden Antlitz der Mutter empor. Schweigend überließ er sich und das Kind den frommen Wallungen ihres gleichmäßig bewegten Blutes.

„Nimm von ihr das Beste mit, Ferdinand! Die Mutter hat dir Besseres mitzugeben als ich. Halte ihr Andenken heilig, so ist all dein Leben immerdar von einem Engel behütet."

Auch die Kinderaugen waren still geworden. Vater und Sohn standen ernst. Nur die lichten blaugrauen Augensterne der jungen schönen Frau lächelten. Ihr von lieblich gebogenem Hälslein getragenes Haupt neigte sich leis zu den beiden herab. Eine zierliche Haarsträhne schien sich eben gelöst zu haben und hing über das holde Inkarnat der zarten Schulter. Eine große Perle schimmerte von dem rosigen Ohr unter den

gepuderten Löckchen, und eine zartfarbige Rose lächelte über dem sanften, regelmäßigen Oval des Gesichts.

Der Knabe stand verträumt. „Erzähle von ihr!“ bat er leis, und seine Hand stahl sich zwischen die gefalteten Finger des Vaters.

Carl Alexander war in seinen Armstuhl gesunken. Er erhob sich und nahm aus einem Schrank einen alten Reitermantel. In ihn schlug er behutsam den Leib des Kindes und zog es auf seine Knie.

„So, kleiner Soldat,“ lächelte er, „so sollst du das erste Biwak halten!“

Dann sann er ein Weilchen und hob an: „Du wirst morgen von mir gehen. Auch sie ist von mir gegangen. Aber anders und schmerzlicher. Und doch ist sie, du weißt es, bei uns, immer bei uns. So sollst auch du gehen und doch bleiben. Verstehst du das?“

Er erwartete keine Antwort. „Ich will dich's verstehen lehren, Ferdinand. Auch Kinder sind schon von mir gegangen. Ins Leben die einen, in den Tod die andern. Und sind alle noch bei mir.

Von einem will ich dir erzählen. Hör' zu!

Ich war an einem goldenen Junimorgen aufgewacht. In den geschnittenen Hecken des Gartens war ich umhergegangen und hatte mich an der flaumzarten Sonnensehnsucht des tausendfältig erwachenden Lebens, an der Kühle des Taus und dem ersten Zirpen der Vögel gefreut. Drinnen im Hause schlief mir ein Knäblein von sieben Wochen in der kleinen Wiege, in der auch du einst gelegen. Und daneben ruhte deine liebe Mutter. Ihrer und des Kindes dachte ich und fühlte das Glück mit tausend feinen Silberglöcklein mir im Blute läuten. Und ich wanderte ein Stündlein zwischen den Sandsteinnymphen und Buchenhecken an den Wassergräben auf und nieder, bis ich die Sehnsucht nicht mehr verhielt, die mich an das Lager der Lieben trieb. Aber als ich an ihr Bett trat und die teuren Züge mit inniger Liebe betrachtete, sah ich in ihrem Antlitz ein wehes, angstvolles Regen, das wie ein Schauder um die geöffneten Lippen rann. Ihr Atem ging hastig, und ihre Brust hob sich gequält.

Eben wollte ich leis ihre Stirn mit einem Kusse rühren, da schlug sie von selber die Augen auf. Und diese guten Sterne meines Lebens, um die noch die Nebel des angstvollen Traumes bebten, klärten sich in helle, heitere Reinheit, als sie mein Antlitz erkannten, das ihnen in sorgender Liebe nahe war.

‚Ach, Lieber, es war nur ein Traum!‘ seufzte sie und gab sich wohlig dem erquickenden Erwachen hin.

‚Was peinigte dich, du Süße?‘ fragte ich und strich ihr lächelnd das Haar aus der klaren, feuchten Stirn.

Sie umschlang meinen Hals, und ihre Lippen bebten auf den meinen. ‚Liebster, es war grauenhaft! Und nun ist alles so gut. Ich sah den kleinen Leib unsers Kindleins zucken und nach Luft ringen. Ein Kissen hatte sich über das arme Gesichtchen geschoben und erstickte es. O Gott, wie danke ich dir, daß es nur ein Traum war!‘

Da ließ ich ihr Haupt aus meinen Händen und schritt zu der Wiege des Knaben, neben der im Armstuhl die Wartefrau schlummerte. Ich wollte es aus dem Kissen heben und an ihre Brust legen, daß sie des Wiedergeschenkten recht innig froh würde. Aber augenblicks entfuhr mir ein heiserer Schrei. Das holde Antlitz des Kindes war unter Kissen verwühlt, und da ich's zuckend herausriß, sah ich, daß es uns tot war.“

Carl Alexander schwieg lange. Die Erinnerung bebte schmerzhaft in dem leiderfahrenen Männergesicht. Er zwang sich zur Ruhe.

„Es war ein Traum gewesen, und doch kein Traum. Wie uns das Furchtbare hinschmetterte und zerbrach, davon will ich nicht reden. Ich wollte dir zeigen, wie eine Mutter in ihren Kindern ist. Um sie und in ihnen. Auch in dir.

Als wir nach Tagen über das Unfaßbare sprechen konnten, sagte die liebste Frau schmerzlich: ‚Was ist Unbegreifliches an dem ahnungsvollen Traum? Es war doch mein Kind.‘

‚Und ich,‘ stöhnte ich, ‚und ich, Liebste? Bin ich euch weniger innig verbunden? Bin ich ausgeschlossen von eurer Sympathie? Bin ich nicht zur selben Stunde, in der dir die Todespein des Kleinen im eignen Herzen wühlte, ohne Wissen und Ahnen lächelnd und glücklich — wachend, Liebste, während du schlafend empfandest! — unter euren Fenstern gewandelt?‘

Aber sie preßte mich unter Tränen ans Herz. ‚Du Liebster! Und doch war es kein Wunder. Ich mußte es fühlen. Das Kindlein war ja noch ganz ich selbst. Keine Faser seines süßen Seins, die nicht von der Mutter war. Was es trank, war ich. Kein

Ding der Welt von allen Kräften und Stoffen war in seinen reinen Leib hineingegangen, das nicht vorher durch mein Geblüt gegangen wäre ... nichts, nichts außer ein paar Schlücklein Himmelsluft, und auch der reine Gottesodem hat ja die Mutterbrust und die Lünglein des Kindes in einem Wehen geschwellt, wie ein Windhauch kosend zwei Blättlein bewegt oder eine Welle zwei Schifflein wiegt. Es war ja noch ganz mein Eigen und noch ganz in mir, ob auch geboren. Fühl' ich's doch auch, wenn mich die Hand schmerzt, und sie ist doch weniger ich als mein Kindlein!'"

Carl Alexander schloß die Augen, und es dauerte lange, ehe er weitersprach.

„Nun weißt du, was eine Mutter ist, Ferdinand, und warum sie dir den Abendsegen geben mußte. Eine Mutter ist mehr als der beste Vater. Hab' ich's doch nach Jahren selbst erst ahnend gefühlt, als der Tod an ihr Leben griff und sie mich von sich schickte, da der Arzt ihr dicht am lieben Herzen schneiden sollte. Sie schickte mich mit einem frommen Betrug von sich; ich wußte nichts, bis alles geschehen war, und fühlte nicht das Messer an ihrem Herzen.

Nun gehst du in die Welt, mein Kind, und die Dinge der Welt gehen um dich und an dich heran und in dich hinein. Die Kräfte und Stoffe der Welt gehen in dich hinein und formen und bauen an dir, die nicht von den frommen Pulsen ihres Blutes getrieben durch den reinen Mutterleib und ihr süßes Herz gegangen sind wie Brünnlein durch reinigende Erde — sieh zu, daß nichts in dich kommt und in dir bleibt, was in ihr nicht hätte gedeihen können! Wahre deine Seele und hüte deinen Leib, mein Kind, als wär' es der heilige Leib der Mutter, der dir zum Schutz anvertraut ist! Trage behutsam dein Herz durch die Gassen der Welt, als wär's ein zerbrechliches Arzneiglas, in dem du die Genesung der Mutter trägst! Trage es behutsam bis zum Tor der Ewigkeit, dahinter sie wartet und danach dürstet! Werde Gottes Soldat auf Erden nach ihrem Herzen! Und nun laß uns beten ..."

Herr Carl Alexander barg den Kopf seines Kindes an seiner Brust und empfand die keusche Weihe und Kraft des Gebets, das der Knabe zum erstenmal wie ein Mann stumm im Inneren sprach und sich durchs Herz rinnen ließ, ohne es über die Lippen treten zu lassen.

Das Kind gab sich der Geborgenheit der Umarmung hin, wie ein Ertrinkender sich dem Retter anschmiegt. Die heilige Flut des reichen Lebens schwoll rauschend um ihn auf; in diesem Rauschen und Brausen ging das seidene Wehen der Fahnen von Roßbach und Leuthen unter, Knabenträume und Zukunft versanken darin, nur die heilige, unfaßbar heilige Melodie schwoll höher und höher um ihn ...

Als der Vater seinen Knaben zu Bett gebracht hatte, schritt er noch lange, dann und wann stehenbleibend, in tiefer Bewegung im Zimmer auf und nieder.

Endlich, da er spürte, daß er doch lange nicht werde schlafen können, setzte er sich an seinen Arbeitstisch und blätterte, um Ruhe zu finden, unter Versen und Noten. Das erste, worauf sein Auge traf, war der wehmütige Vierzeiler eines Dichters, „Menschleins Grabschrift" überschrieben:

Im Winde fuhr ein kleines Lied
Vom Hangen und vom Bangen,
Im Winde fuhr ein kleines Lied,
Der Wind ist schlafen gegangen ...

Der einsame Mann ging träumerisch zu dem kleinen Mahagonispinett und regte die Tasten, ohne recht zu wissen, was er tat. Eine schmerzliche, sehnsüchtige Weise gesellte sich zu den Worten des Liedes. Aber plötzlich sprang er auf und rief, während er fühlte, wie hervorbrechende Tränen seine Wimpern netzten, leidenschaftlich aus: „Nein, nein, nein! Über aller Melancholie ist die Gewißheit!"

Und die Stirn gegen die kühlen Scheiben pressend, sah er auf zu den lichten Sternen der Frühlingsnacht und fühlte das Wogen seiner in ihren Tiefen aufgewühlten Brust.

Empfindsame Reise zweier Vettern Bismarck

Herr August Friedrich von Bismarck, verabschiedeter Hauptmann aus der Armee des großen Königs, hatte sich, während die Post in Rathenow die Pferde wechselte, in einer naheliegenden Weinstube gestärkt. Unvermutet hatte er dort Herrn vom Buch getroffen, einen alten Kameraden, mit dem er noch vor einigen Jahren im Landbataillon zu Stettin gestanden. Das unverhoffte Wiedersehen hatte dem sonst wortkargen Manne die Zunge gelöst, und er hatte sich über das Woher und Wohin seiner Reise mehr ausholen lassen, als ihm lieb war. Zumal als er mitten im Gespräch merkte, daß der andre

des Guten schon etwas zuviel getan haben mochte, suchte er mit raschem Abschied davonzukommen. Aber Herr vom Buch schob vertraulich seinen Arm in den des wiedergefundenen Kameraden und schritt neben ihm die Straße bis zur Poststation hinab.

„Der Tausend, der Tausend!" rief der Redelustige munter, während er mit den weinerhitzten Augen gegen die helle Sonne blinzelte. „Das nenne ich eine Art! Den Dienst quittieren, um nun erst recht in den Krieg zu ziehen!"

Herr von Bismarck schien keine Lust zu verspüren, das angeschlagene Thema in scherzhafter Laune zu behandeln, und antwortete nur mit einem verdrießlichen Gesicht. Dabei schob er trotz der blinkenden Frühlingssonne den Kragen seines Reisemantels mit einem energischen Ruck auf, als wollte er sich mit einem Visier gegen weitere Attacken schützen.

Die steifleinene Pedanterie seines Kameraden aber war für den fröhlichen Begleiter nur Öl ins Feuer. Er lachte herzlich und stichelte munter weiter: „Ja, ja, Ehejahre sind Kriegsjahre. Nun, nun, du wirst's schon noch merken. Ich hab's selbst erfahren und freue mich, zu sehen, daß du auch ins Feuer gehst! Aber — parbleu! — wo hast du die Demoiselle kennen gelernt?"

„Die Demoiselle ist meine Cousine," erwiderte der andre bärbeißig und streckte, während er schon den Schlag der Postkutsche öffnete, die Hand zum Abschied aus.

„Nicht so hitzig, nicht so hitzig!" lachte Herr vom Buch. „Es ist noch gute Weile für Vorpostengespräche, die große Bataille kommt früh genug! Ah, sieh da, du hast Gesellschaft bekommen? Mon dieu! Wo will das Brustkind ohne die Amme hinfahren? Nun, nun, friß ihn nur nicht auf! Er schläft ganz manierlich und wird dich nicht molestieren."

Das „Brustkind" war ein wohl kaum vierzehnjähriger Junker des Leibkarabinier-Regiments, dessen rundes volles Gesicht durch den Kontrast der kriegerischen Montur noch kindlicher wirkte, als es war, zumal jetzt, wo er mit geschlossenen Augen zu schlummern schien.

„Ah ja, was sagte ich doch? Wo hat die schöne Cousine dein sprödes Herz gerührt? In Schönhausen?"

Der Reisende ließ ärgerliche Blicke zwischen dem Junker im Wagen und seinem anhänglichen Kameraden hin und her gehen: „Nenne wenigstens keine Namen! Du siehst doch —"

Herr vom Buch steckte gutmütig lachend den Kopf in die Kutsche. „Mais sans doute, er schläft und belauscht die Geheimnisse von uns Liebenden nicht. Aber gut, gut! Ich moderiere mich, nur gib endlich Antwort! Wann und wo hat sie dich in Rosenfesseln geschlagen?"

„Kurz und gut," fertigte Herr von Bismarck den Überlästigen ab, „es gibt keinen Roman auszuwittern. Ich brauche eine Hausfrau, und da meine Cousine im Alter zu mir paßt, so danke ich Gott, daß ich nicht an fremde Türen zu klopfen und mich betrügen zu lassen brauche."

„Grundgütiger! Mon cher, du redest wie ein Krämer!" Herr vom Buch stand einen Augenblick halb verdutzt, dann brach er unter dem Eindruck eines offenbar übermäßig komischen Einfalls in ein schallendes Gelächter aus. „Parbleu! Weißt du, was ich glauben könnte? Du hast die Demoiselle — überhaupt noch nicht gesehen?!"

Der andre zog die Brauen zusammen. „Du hättest dann vollkommen recht."

Herr vom Buch stand wie vor den Kopf geschlagen. „Mon dieu — mais non, c'est impossible ..." Und er nahm einen Anlauf zu einem neuen Gelächter. Dann aber fühlte er doch das Unschickliche seiner Heiterkeit und legte dem andern die Hand auf den Arm. „Mille fois pardon, aber das — du verstehst, ich konnte nicht ahnen, daß du wirklich ... Es sollte ein Scherz ..." Er fühlte, daß er das Übel nur schlimmer machte, und brach ab, indem er hilfesuchend in das frostige und unbewegte Gesicht des Kameraden sah.

„Hm! Du weißt also, es ist kein Scherz."

„Aber ...?"

„Die eigne Familie ist die einzige, die man wirklich kennt. Ich meine, das Räsonnement ist vernünftig und hat nichts Scherzhaftes an sich."

„Nein, gewiß, gewiß ...! Also vraiment?" Herr vom Buch bemühte sich, die verlorene Haltung wiederzugewinnen, und als der andre sein liebenswürdiges Geplauder kühl von sich abrinnen ließ, ohne eine Miene zu verziehen, sicherte er sich wenigstens einen guten Abgang: „Nichts für ungut, mon cher, und gute Reise! Aber was

braucht's da noch vieler Wünsche! Wahrhaftig, jetzt verstehe ich, was das pausbäckige Kind in Waffen in deiner Kutsche tut! Amor selbst geleitet dich, hahaha, wahrhaftig, es ist Amor selbst mit Pfeil und Bogen, wollte sagen mit Sr. Majestät Spieß und Degen! Hahaha, vraiment sehr gut, Amor im Kostüm der Zeit! Adieu, adieu, ich muß eilen ... au revoir — freilich, wer weiß wo? Nun, vielleicht küss' ich einmal deiner Zukünftigen in Jarchlin die Hand."

Und schon bog er lachend um die Straßenecke, außerordentlich befriedigt, sich so gut aus der Affäre gezogen zu haben. Hinter der Häuserecke überließ er sich ungestört seiner Heiterkeit und setzte kopfschüttelnd und lustig vor sich hinmeckernd seinen Weg fort.

„Cuve ton vin, bête!" knurrte der Hauptmann grob hinter ihm drein, das geliebte Idiom des andern äffend.

Die Peitsche knallte gleich darauf ein ganzes Feuerwerk von Tönen, die Pferde zogen an, und die Kutsche setzte sich schaukelnd in Bewegung.

Während sich der mißgelaunte Hauptmann in seine Reisedecke wickelte, merkte er, daß der uniformierte kleine Amor ihm gegenüber erwacht sein mußte und ihn unter halbgeöffneten Lidern hervor, wie ihm schien, sehr interessiert beobachtete. Die Musterung machte ihn verlegen und ärgerlich. Wer war der Bursche? Wieviel mochte er mit seinen spitzbübischen Ohren von dem indiskreten Geschwätz des Herrn vom Buch gehört haben? Welcher Teufel hatte ihn aber auch geritten, diesem angetrunkenen Hanswurst Konfidenzen zu machen! Ah bah, mochte der Knirps gehört haben, was er wollte!

Der Knirps hätte kein Junge von vierzehn Jahren sein müssen, um nicht in der Tat alles gehört zu haben. Das Wort von dem „Brustkind" war ein unvorsichtiger Stich gewesen, der seinen soldatischen Stolz arg gereizt und ihn zu allem Guten und Bösen auf den Platz gerufen hatte. Gleich darauf war das Wort „Schönhausen" an sein Ohr gedrungen, und da er selbst den Namen Ferdinand Bismarck* trug und auf der Osterreise nach Schönhausen war, seinen Zorn in Neugier verwandelt. Was hatten die zwei da von seinem Vaterhaus zu plappern? Von da ab war seine Phantasie eifrig dabei, die ungewollt aufgefangenen Brocken des Gesprächs zu kombinieren.

Der Griesgram von Reisenden sah aus wie ein Schulmeister am Sonntag: schwarze Schnallenschuhe und Kniehosen, weiße Strümpfe, hechtgrauer, bestickter Rock und seidene Schoßweste. Alles in allem war es ein sonderbares Gemisch von Stutzer und Pedant. Damit schloß der Junker sein Urteil über den Reisegenossen, das durch das Wort vom Brustkind ohne Amme nicht an Schärfe verloren hatte.

Warum giftete der „Schulmeister" sich so über das Gewäsch des Herrn vom Buch? Warum schielte er so lächerlich nach rechts und links und trat verlegen von einem Fuß auf den andern, als sähe er allerhöchste Kabinettsgeheimnisse bedroht?

Aha, das war es: der „Schulmeister" ging auf Freiersfüßen! Diese Entdeckung war ein solcher Kitzel für das vierzehnjährige Jungensherz, daß ihm das Gesicht von unterdrücktem Lachen krebsrot wurde. In Wahrheit mußte der Hechtgraue ein Kamerad des Herrn vom Buch, also Offizier oder doch gewesener Offizier sein.

Soweit sah der kleine Amor klar. Und wahrhaftig, lächerlich genug war es ja, daß der Kauz eine Cousine heiraten ging, die er nie im Leben gesehen! Aber das war alles gerade genug, um mehr wissen zu wollen. Was hatte Schönhausen mit der herzallerliebsten Cousine des Schulmeisters zu tun? Er hatte ihn nie dort gesehen. Wer war er überhaupt, und wo wollte er hin?

In diese Meditationen war dann wie eine zündende Bombe das Abschiedswort des Herrn vom Buch gefallen: „Vielleicht küss' ich einmal deiner Zukünftigen in Jarchlin die Hand."

Jarchlin —? Jarchlin —!!

Wenn der hechtgraue Schulmeister wirklich und wahrhaftig — und das Alter des etwa Dreißigjährigen stimmte ja — der Gutsherr von Jarchlin war, so war es kein andrer als sein unbekannter leiblicher Vetter August Friedrich.

Aber nun war alles dreifach dunkel. Wer war dann die unbekannte Cousine? Was hatte Schönhausen mit der ganzen lächerlichen Freite zu tun? Nein, nein, es war unmöglich. Es war völlig unmöglich. Es konnte der Vetter August Friedrich nicht sein. Er mußte das Wort Jarchlin wohl falsch verstanden haben.

* Vater des Altreichskanzlers.

Der „Schulmeister" ärgerte sich indessen, während die Postkutsche ihre Straße dahinrumpelte, weidlich über die zudringlichen Jungensaugen, die ihn keinen Moment freigaben. Aber schließlich, er hatte Wichtigeres zu tun, als sich durch einen ungezogenen Jungen irritieren zu lassen!

Was hatte der Narr an einer so klaren und vernünftigen Sache lächerlich zu finden? Herr von Bismarck legte sich die Frage ernsthaft vor und prüfte, um zur Klarheit zu kommen, noch einmal den ganzen Weg, auf dem er zu seinem gewichtigen Entschluß gekommen war, nach.

Also: der Gutsherr von Jarchlin brauchte eine Frau. Gut. Die Jungfer Ballerstedtin, die ihm bisher die Wirtschaft besorgt, wollte in drei Wochen ehelichen. Gut, ein Grund mehr für ihn selber. Die Jungfer Ballerstedtin hatte ihm allerlei lächerliche Propositionen in betreff seiner Zukünftigen gemacht. Aber er hatte keine Lust, eine langwierige und riskante Wahl unter den Töchtern des Landes zu treffen. Er hatte sich nicht resolvieren können, ins Blaue auf die Brautschau unter fremde Menschen zu gehen. Gut und noch einmal gut. Er hatte unter den Familienpapieren die Geburtsanzeige seiner leiblichen Cousine Dorothea, Sophie, Friederike, Charlotte Bismarck, geboren zu Schönhausen am 11. Oktober 1765, gefunden. Gut, sehr gut. Diese Cousine mußte jetzt im neunzehnten Lebensjahre, also in mannbarem Alter stehen. Vortrefflich. Eine Anzeige ihrer Verlobung oder gar Vermählung fand sich nicht vor, ergo war ihre Hand frei.

Wußte er etwa mehreres von der Demoiselle Knobelsdorff, die ihm die Jungfer Ballerstedtin proponieren wollte? Nein und noch einmal nein. Bei seiner Cousine kannte er wenigstens die Familie. Kennt man den Baum, so kennt man die Frucht. Ein Nußbaum trägt Nüsse, ein Weinstock Trauben et cetera. Also resümieren wir: die Familie ist meine eigne, will heißen, sie ist vortrefflich, das Alter der Demoiselle ist passend, und enfin, die Jungfer Ballerstedtin hatte seine Resolution sehr vernünftig gefunden.

Dieser letzte Gedanke gab den Ausschlag. Der Herr vom Buch war ein Hanswurst. Mochte er faseln! Es lohnte sich nicht, seine lächerlichen Faxen ernst zu nehmen.

Der Gedanke an die Jungfer Ballerstedtin hatte zudem eine andre Erinnerung in Herrn August Friedrich wachgerufen. Diese sehr vernünftige Jungfer hatte des weiteren einen praktischen, wenn auch beinah überflüssigen Gedanken gehabt. Sie hatte ihn daran erinnert, daß der Vater seiner Cousine ein sehr vielgelesenes und, wie man sagte, vortreffliches Ehrendenkmal auf seine verstorbene Ehefrau geschrieben habe. Die Jungfer Ballerstedtin hatte das Büchlein, dessen rührendste Szenen sogar in kostbaren Porzellanen abgeschildert worden waren, wie sie sagte, mehr als zehnmal und immer mit unendlichen Tränen gelesen. Das war freilich Weiberschnickschnack und nichts für ihn. Aber immerhin, man konnte wohl einmal nachlesen, was über die Mutter seiner Braut zu sagen gewesen war. Nutzte es nichts, so schadete es auch nichts. Solange die Natur im Gleise ist, müssen die Töchter wohl nach der Mutter schlagen.

Durch diese Erwägungen gestärkt, zog Herr August Friedrich das Büchlein aus seiner Manteltasche, wohin es ihm die Jungfer Rosine beim Abschied gesteckt hatte. Er schlug das zärtlich in blaue Seide geschlagene Druckschriftchen auf und las: „Gedächtnisschrift auf Christiane, Charlotte, Gottliebe von Bismarck geborene von Schönfeldt von Carl Alexander von Bismarck". Herr August Friedrich nickte zufrieden. Es stimmte. Nous verrons!

Bedächtig musterte er zu Eingang die aus Schäferstab, Köcher und Pfeilen, Urne und Blumenranken zierlich in Rocaillemanier kombinierte Vignette und ergründete nachdenklich den Sinn dieser Embleme. Dann las er.

Indessen hatte der kleine Amor, während der Pedant umständlich das Titelblatt glättete, gleichfalls mit scharfen, raschen Augen die Zeilen des wohlbekannten Aufdrucks überhuscht und festgestellt, daß der Schulmeister sich anschickte, seines Vaters Gedächtnisbüchlein auf seine Mutter zu lesen.

Diese Entdeckung machte, daß er sein Gegenüber mit offenem Munde anstarrte. Sollte es doch der Vetter aus Jarchlin sein ...? Dieser Gedanke mußte, nach dem nicht eben geistreicher gewordenen Gesichtsausdruck des kleinen Junkers zu schließen, ein unergründliches Mysterium in sich bergen.

Herr August Friedrich aber hatte sein neugieriges und lästiges Gegenüber vergessen. Die Lektüre des Buches, das sich geflissentlich aller militärischen Kürze enthielt, machte

ihm zu schaffen. Der Stil des verehrungswürdigen Onkels erschien ihm weitläufig und geblümt genug für einen Roman. Und Herr August Friedrich verband mit dem Worte Roman nicht eben einen lobenden Sinn. Er war, weit entfernt, sich wie die Jungfer Rosine nasse Augen zu holen, vielmehr nahe daran, seinen Onkel Carl Alexander ab und zu mißvergnügt zur Sache zu rufen.

Die gewissenhafte Gründlichkeit, mit der er die ersten Zeilen durchlesen, wich rasch einem flüchtigen Durchmarsch der Seiten. Er fand nichts Greifbares, schätzbar Wissenswertes.

Rascher und rascher blätterte Herr August Friedrich um. Auf Seite 10 stak er noch immer in den Präliminarien, aber — aha! — da, auf Seite 11 unten markierte ein fetterer Druck den Übergang zur Hauptsache. Hier gab es Namen und Daten in knapper, kalenderhafter Folge und sodann wissenswerten Aufschluß über den Stammbaum der verehrungswürdigen Frau Tante bis hinauf zu ihrem vierten Urältervater Georg Freiherrn von Dörflinger, kurfürstlich brandenburgischem geheimem Kriegsrat, und ihrer vierten Urältermutter Barbara Rosine von Behren ... Das war vertrauenswürdiger Grund, auf dem sich geruhig, Zeile für Zeile, vom zweeten Urältervater zur zwoten Urältermutter und weiter schreiten ließ.

Aber nun umspülte leider wieder die empfindsame Wortflut die sichere Insel. Die Lektüre wurde schwieriger, und Herrn August Friedrichs Brauen zogen sich zusammen. Das alles ließ sich wohl knapper und kürzer sagen, als es dem Herrn Onkel beliebte!

„... Hier ward sie in der Einsamkeit und in der Unschuld erzogen; hier war es, wo sie schon in kindlicher Annehmlichkeit meinem Herzen gefiel, und wo ich sie endlich, nachdem ich unterschiedliche Jahre in einer entfernten Garnison und im Kriege abwesend gewesen war, noch unschuldig, aber erwachsen und reizend als eine aufblühende Rose wiedersah. Oh, kommt zurück, ihr seligen Stunden, wo der Umgang mit dieser Liebenswürdigen in einer zwar einsamen, von der Kunst vernachlässigten, aber von der Natur bezauberten Gegend, mein Herz mit einer so himmlischen Zufriedenheit erfüllte, daß ich alle Verdrießlichkeiten meines Lebens, ja alle andern Glückseligkeiten darüber vergaß. Kommt wenigstens meinem Gedächtnisse zurück; nur auf einen Augenblick, denn länger wird euch der Gram doch nicht bei mir lassen. Komm besonders zurück, du sanfter Frühlingsabend, der du ihrer Erinnerung noch stets wert schienst; wo ich an der Hand meiner Geliebten und ihrer würdigen Schwester, längs einem stillen, majestätischen Gehölz, im Silberglanze des Mondes, bei dem Rauschen eines nicht erdichteten Baches, bei den zärtlichen Klagen der Nachtigall, mit einem Herzen voll Liebe, mit einem diesem Abend so gleichförmig empfindenden Herzen, die Schönheit der Welt, die größere Schönheit der Unschuld und das mutmaßliche Glück, von dieser geliebten Unschuld wiedergeliebt zu werden, so unbeschreiblich empfand ..."

Uff! Herr August Friedrich machte eine Pause und hob den Blick, ohne doch etwas von der hold entfachten Pracht des Frühlingstages zu sehen, dessen Atem über dem aufgewirbelten Staub der Straße mit Kirschblütenblättern und ersten süßen Düften spielte. Was hätte die Jungfer Marie Rosine Vallerstedtin darum gegeben, die zarte Wehmut dieser keuschen männlichen Liebesklagen im eilenden Postwagen, nur unterbrochen durch schmetternde Lerchenwirbel, zu schlürfen, den zehrend-süßen Gedanken im Herzen, an diesen blühenden Bäumen und sprossenden ersten Saaten vorüber den Gefilden zuzueilen, wo der Dichter dieser sanften Klagen mit seiner lieblichen Freundin leibhaftig wandelte und mit ihr unausdenkbar tief empfand, was er nun andre empfinden ließ ... Für Herrn August Friedrich war die Lektüre, rundheraus gesagt, Holzhackerarbeit.

Gleichwohl trieb ihn der Ernst seines Vorhabens zu weiterem Vordringen in die duftende Wildnis der Liebesklagen Carl Alexanders an. Auf Seite 19 endlich machte er mit befriedigtem Kopfnicken Station und las die letzten Sätze noch einmal: „Sanft und glückselig floß nunmehr unser verbundenes Leben dahin. Wäre es ewig gewesen, so war es der Himmel. Wenigstens für mich: denn was kann der vertraulichen Gesellschaft einer wohlgebildeten, aufgeweckten, zärtlichen, vernünftigen, tugendhaften Frau, was dem Glück, eine solche Frau unaussprechlich zu lieben und in gleichem Grade von ihr geliebt zu sein, vorgezogen werden? ... In der Tat, diese Verbindung übertrifft an Glückseligkeit alle andern menschlichen Verbindungen."

Herr August Friedrich unterstrich noch einmal mit bedächtigem Kopfnicken jedes dieser vollwichtigen Epitheta, indem er mit leiser Lippenbewegung aus dem Kopfe wie eine Lektion rekapitulierte: „Wohlgebildet, aufgeweckt, zärtlich, vernünftig, tugendhaft." Nun, so ist alles gut, schloß er, und ich brauche sonst nichts zu wissen!

Gleichwohl blätterte er, an Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit gewöhnt, noch einmal über die folgenden Seiten, ohne sich doch entschließen zu können, sie Wort für Wort zu lesen. Zuletzt aber stieß er auf ein nachdenkliches Wort des Carl Alexander, das zwischen Glück und empfundenem Glück unterscheiden wollte. Halt! dachte Herr August Friedrich, hier verlieren wir uns in unnütze und allgemeine Betrachtungen. Was soll das, bei Tage besehen? Bin ich glücklich, so fühle ich mich glücklich — wo ist da ein Unterschied? Wollte Gott, ich wäre es bald, so sollte es mir auf eins hinauslaufen. Er schlug energisch das Büchlein zu, ohne weiter den zarten Graden feinschmeckerhaften sentimentalen Lebensgenusses nachzugehen, für die er nun einmal kein empfindendes Organ besaß.

Herr August Friedrich war voll befriedigt und blickte nun gut gelaunt und durchaus wohlwollend in die ihn umgebende Welt. Leider war das erste, worauf seine zufriedenen Blicke trafen, das neugierige Augenpaar des von ihm völlig vergessenen Reisegenossen, der das Büchlein des Carl Alexander mit unverhohlenem Interesse musterte.

Halt! dachte Herr August Friedrich, ich muß diesem mal élevé eine Lektion in Politesse geben! Und indem er sich mit feindseliger Freundlichkeit an seinen jungen Mitreisenden wandte, setzte er laut hinzu: „Der Herr Junker scheint sich lebhaft für mein Buch zu interessieren?"

„Sehr," sagte der kleine Amor mit überzeugender Gemütsruhe und ohne einen Anflug von Verlegenheit. Innerlich setzte er hinzu: Warte, Schulmeister, ich will dich lehren, das „mein" mit deinem Lineal zu unterstreichen!

Das Gespräch stockte. Herr August Friedrich fühlte sich durch die vierzehnjährige Unverfrorenheit entwaffnet. Aber er fühlte doch, es sei schmählich, zurückzuweichen. So spitzte er den Mund noch etwas mehr zu und inquirierte weiter. „Und warum, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Weil es ein schlechter und abscheulicher, unberechtigter Nachdruck ist," kam es behaglich zurück."

„So?!"

„Ja."

Herr August Friedrich empfand: das war stark. Der Zorn bebte zu des Jungen geheimer Herzensfreude in seiner Stimme, als er stichelnd fortfuhr: „Der Herr Junker scheint das Buch ja sehr genau zu kennen?"

„Allerdings. Mein Vater hat es geschrieben."

„Ah —!"

Herrn August Friedrichs Gesicht war nichts weniger als geistreich zu nennen. Er brach das Wortgefecht mit offenem Munde ab und ging vorsichtig mit sich zu Rate.

Teufel auch! Das war unerwartet. Es war geradezu abscheulich! Herrn vom Buchs Geschwätz kam ihm augenblicks in verdrießliche Erinnerung. Dieser Bengel sah aus, als hörte er das Gras wachsen! Wieviel mochte er gehört haben? Und wieviel hatte er sich ihm gegenüber vergeben? Unter den Eigenschaften der Sophie Dorothea Friederike war dieser Bruder die erste schlechte, die er entdeckte.

Diesem Empfinden gab er halb verblümt Ausdruck, indem er mit gezwungener Freundlichkeit fortfuhr: „Sieh, sieh! Ich wußte kaum, daß Carl Alexander Söhne hat!"

„Doch, doch," versicherte der andre freundlich überzeugend, indem er im stillen einen Vokativ aus dem Tierreich beifügte.

„Hehe!" mühte sich Herr August Friedrich zu lachen. Dann fuhr er unbedacht fort: „Aber ja, richtig, ich entsinne mich sogar, es ist ihm in zartem Alter ein Söhnchen durch die Unvorsichtigkeit der Wartefrau erstickt."

„Der bin ich nicht!" replizierte der Kleine trocken.

„Das sehe ich," fauchte August Friedrich mit schlecht bezähmter Wut.

Es war schwer zu raten, wie sich die Beziehungen zwischen den künftigen Schwagern weitergestalten würden. Herr August Friedrich wenigstens sah sich in einer Sackgasse, aus der mit sauersüßer Freundlichkeit wieder hervorzukriechen ihm seine Würde nicht erlaubte.

Aber der Kleine enthob ihn seiner Verlegenheit, indem er nun seinerseits zur Attacke

blies: „Obzwar … ein solches Malheur könnte mir wohl leicht auch noch arrivieren, da ich kaum mehr als ein Brustkind bin …“ Die Jungensaugen glitzerten diabolisch.

Da haben wir's! stöhnte es in Herrn August Friedrich. Nun war es doch an ihm, einzulenken: „Der Herr vom Buch hat sich in seinen Ausdrücken gehen lassen. Lassen wir ihn! Ich habe mich schon genügend über ihn echauffiert. Aber da der Herr Junker alles gehört hat, so weiß er auch wohl, daß wir Vettern sind. Ist's gefällig?“ Und er streckte mit mühsamer Freundlichkeit die Rechte aus, über die die zierlichen Spitzen des Staatsrocks fielen.

Der Kleine schüttelte sie so ausgiebig und herzhaft, daß die verwandtschaftlichen Gefühle des andern sich mehr und mehr abkühlten. Er empfand, der Gelbschnabel erdreistete sich, ihn zu vexieren. Aber er fühlte auch, daß er dem höheren Zwecke seiner Reise Opfer bringen müsse, wenn er nicht schon an der Schwelle stolpern wollte. So bezwang er alles, was in ihm kochte, und nahm sich zusammen, daß ihm nicht ein neuer Lapsus unterliefe. Es galt jetzt, mit kühlem Kopfe das Terrain zu erkunden.

„Der Herr Vetter hat leider die platten Späße des Herrn vom Buch gehört?“

Ferdinand Bismarck lächelte freundlich und nickte.

„Eh bien, so weiß der Herr Vetter auch, was ich vorhabe?“

Ich gäbe einen Taler preußischen Kurants darum, wenn ich das wüßte! dachte der andre, aber er zog sich mit einem Augurenlächeln unbegrenzten Einverständnisses aus der Affäre.

Da fuhr Herr August Friedrich, der jetzt unbefangene Offenheit für das beste hielt, fort: „Will's Gott, Herr Vetter, so sind wir also bald mehr als Vettern!“

Er ist des Teufels! Er ist wahrhaftig vollkommen des Teufels! dachte der Kleine, wenn seine völlige Verdutztheit sich überhaupt in Worten ausdrücken ließ. Er saß ganz und gar perplex da, und alle Spotteufelchen waren aus seinen Augen ausgelöscht.

Herr August Friedrich zwang sich, das unfreundliche Schweigen für kindliche Blödigkeit zu nehmen. Zuckersüß erkundigte er sich: „Und wie geht es der liebenswürdigen Dorothee?“

Das Wort zündete. Ein ganzes Feuerwerk nichtsnutziger Tollheit spritzte aus den Augen des kleinen Amor, der sich krampfhaft zusammennahm, nicht trommelnd seine Schenkel mit beiden Fäusten zu bearbeiten. Er war mit einem Male ganz auf dem Posten. Er verbeugte sich mit chevaleresker Verbindlichkeit und erwiderte vorsichtig: „Ich danke dem Herrn Vetter. Ganz nach den Umständen. Und wo hat der Herr Vetter meine Schwester zuletzt gesehen?“ Es war die neugierige Frage des Herrn vom Buch.

„Haha,“ lachte Herr August Friedrich verlegen, „ich sehe, auch dieser Punkt ist kein Geheimnis mehr. Nun, was Euch jungen Leuten komisch vorkommt …“

„Aber ich bitte, Herr Vetter …!“

„Na, na, ich kann das verstehen. Aber ein Mann in gesetztem Alter denkt anders. Die liebenswürdige Dorothee ist, wie ich bei der Durchsicht der Familienpapiere gesehen habe, im Jahre 1765 geboren und demnach also in einem Alter … wie gesagt, in einem Alter …“ Herr August Friedrich wußte nicht recht, wie er die delikate Sache für die Ohren dieses Kindes zurechtschneiden sollte.

Aber Ferdinand Bismarck hatte genug gehört. Er ist wahrhaftig, wahrhaftig, wahrhaftig ganz des Teufels! wiederholte er in sich. Mein Gott, was gibt es für Menschen! Nun, so soll er die Geburtsanzeige meiner Schwester heiraten!

Fortan war der kleine Amor von bestrickender Liebenswürdigkeit, die, je länger, je mehr, Herrn August Friedrich mit der einzigen schlechten Eigenschaft der Demoiselle Dorothee aussöhnte. Die Fahrt verlief ohne jede weitere Störung, und die versöhnten Verwandten fuhren im heitersten Geplauder, das allerdings fast völlig auf die Kosten Ferdinands ging, Schönhausen entgegen.

So erreichte man Tangermünde.

Dort erwartete Carl Alexanders Wagen, eine zierliche kleine Staatskutsche, die Reisenden. Als der Knecht den jungen Herrn begrüßt hatte und ehrerbietig den Schlag für August Friedrich öffnete, war Ferdinand noch einmal für einen Augenblick betroffen.

„Mein Vater erwartet den Herrn Vetter?“

„Ich habe meinen Besuch angezeigt. Indessen ohne —“

„Ah, ich verstehe.“

„Man will nicht mit der Tür ins Haus fallen. Es schien mir schicklich ...“ Herr August Friedrich brach ab. Es schien ihm offenbar schicklich, dem Kinde keine Erklärungen zu geben, die es nichts angingen.

Aber das Hirn des kleinen Amor war rastlos bei der Arbeit. Er sah ein Stück Eisen, das geschmiedet sein wollte. Und es mußte, koste es, was es wollte, geschmiedet werden.

Nach einer Weile tiefsinnigen Schweigens fing er mit gemachter Nachlässigkeit bedauernd an: „Aber, ach, das ist schade! Jetzt fällt mir ein, mein Vater ist zur Zeit mit Leopold allein, Dorothee ist gar nicht in Schönhausen...“

„Oh!“ bedauerte August Friedrich. „Wird die liebenswürdige Dorothee lange —“

„Ich komme ja selbst erst heute von Rathenow und weiß nicht, wie es in Schönhausen aussieht!“

„Schade, schade!“ Herr August Friedrich fühlte sich verpflichtet, sehr melancholisch und enttäuscht auszusehen, obwohl es ihm gar nicht unlieb war, daß seine Cousine nicht daheim war. So konnte man ungestört das Notwendige sachlich unter Männern ordnen, wie er's liebte. Das andre würde sich dann wohl finden.

Der kleine Amor fühlte den Drang, den Enttäuschten zu trösten. „Aber was mich anlangt, Herr Vetter, ich werde gewiß dem Vater gleich sagen, daß er...“ Der Schalk saß ihm in den Augen.

August Friedrich unterbrach erschrocken: „Nicht doch, nicht doch! Ich selbst werde bei schicklicher Gelegenheit...“ Und ingrimmig setzte er für sich hinzu: sogleich, so bald als irgend möglich sagen, was zu sagen ist; das sollte mir passen, daß du Springinsfeld für mich den Freiwerber machst und allerlei auftischst und mit Sottisen verbrämst, was du unberufen aufgeschnappt hast!

Aber äußerlich war eitel Eintracht zwischen den Vettern.

Während sie schon durch die eintönigen Ackerbreiten des Schönhausener Grundes dahinfuhren, lächelte der kleine Amor unvermittelt seinen Begleiter an: „Weiß der Herr Vetter, wie er mir vorkommt?“

„Nun?“ kam es mißtrauisch zurück.

„Wie weiland unser Großohm Alexander Wilhelm.“

„So uralt?“ versuchte Herr August Friedrich mit dennoch sichtlich gekränkter Eitelkeit zu scherzen.

„Beileibe!“ komplimentierte der kleine Schwerenöter. „Kennt der Herr Vetter nicht die holdselige Liebesgeschichte des Großohms?“ Und er erzählte mit guter Manier, während sein Vetter mit bis zum Ende unbesiegtem Mißtrauen, das eine wenig „holdselige“ Pointe witterte, zuhörte. „Den Großohm, so hat mir mein Vater oft erzählt, haben die Franckeschen Schulmeister in Halle jahrelang in straffer Zucht gehabt, bis der Vater des großen Königs ihn dem Scholarchen aus den Klauen riß und zum Junker bei seinen Prinz Albertschen Reitern machte. Dort lebte der Junge, August Hermann Franckes Fuchtel entronnen, ein tolles Jahr. Da lädt den Verwilderten der Feldmarschalleutnant Treskow auf Neuermark ein, er soll christliche Patenstelle bei einem Töchterchen übernehmen. Und ein paar Tage darauf hält der Junker in der stillen Dorfkirche das Kindlein über den Taufstein, und es erhält den Namen Sophie Wilhelmine. Da, während er mit seinen Bärenhänden, die des Becherlupfs und Raufdegens besser gewohnt sind, das fromme, reine Kindlein über den Gnadenbrunnen hält, spürt er ein wundersames Rühren. Er fühlt mit inniger Wehmut, daß er nichts Reineres und Feineres in Händen hielt, seit er zuletzt seiner Mutter Hände drückte. Er fühlt, wie von dem unschuldigen Körperchen des lieblichen Mädchens ein guter, stiller Strom reiner Kraft in seine wüsten Hände rinnt, und er möchte das Kindlein halten und nicht aus den Händen geben. Und wie er's innig anschaut, spürt er, wie eine breite Aureole lichten Sonnenstaubs ihn und das Kindlein umflirrt und von den andern scheidet, die im Schatten sitzen. Da beugt er sich nieder zu dem Täufling und sagt ganz leis: ‚Kindlein, es ist unser Brautschleier!‘ Und geht nach der Taufe zum Vater und sagt: ‚Eure Sophie Wilhelmine habe ich liebgewonnen. Kommt Zeit, so wird sie mein Weib und keine andre.‘ Der Treskow lacht auf und macht einen Scherz daraus. Aber fünfzehn Jahre darauf legt im stillen Kirchlein der Pastor, der das Kind getauft, die Hand der Sophie Wilhelmine in die ihres Paten.“

„Aimable erzählt!“ lachte August Friedrich. „Ich nehm's als Omen.“ Im stillen

aber dachte er: Wer weiß, was für ein Märchen sie in Jahr und Tag von mir und der Dorothee erzählen! Ich wette Hals und Kragen, der Großohm war ein praktischer Mann, der weniger gefühlt als gerechnet hat. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst — er hat recht gehabt. Wie fromm übrigens der Racker sein Märlein erzählt! Man sollte meinen, er trübe kein Wässerlein...

Weiter ging's durch Kiefern und Heide, Wiesenland und Ackerboden. Näher und näher kam der massige, straßenbreite Turm der Dorfkirche von Schönhausen. Das Gespräch der beiden Reisenden wurde nüchtern und landwirtschaftlich.

Nun bog der Wagen in die breiträumige Dorfstraße ein. Ein Weilchen darauf blafften und kläfften die Hunde des Herrenhauses, dessen schlichte Fassade mit ihrem Eindruck ruhiger Würde doch das Herzklopfen August Friedrichs nur mehrte. Und jetzt trat ein schlanker älterer Herr, die Augen mit der Hand schattend, aus der Tür. Das war Herr Carl Alexander.

Aus dem Hinterhalt des Hofes aber brach ein wildes Freudengeheul: „Hurra! Hurra! Unser kleiner Dicker ist wieder da!", und ein dem kleinen Amor etwa gleichaltriger Junge stürzte sich mitten unter den jubelnden und kläffenden Kötern dem Wagen entgegen.

„Leopold!" rief der kleine Reisende, alle Würde vergessend.

„Dicker! Dicker!" jauchzte Leopold zurück.

Der Wagen hielt vor der Rampe. Mitten in dem auch dem Vater unentwirrbaren Knäuel der Brüder und ihrer Hunde fand die gravitätische Begrüßung zwischen Herrn August Friedrich und dem Hausherrn von Schönhausen statt.

Herr Carl Alexander war nicht wenig erstaunt, als ihn sein Gast noch zwischen Tür und Angel mit gemessenem und feierlichem Ernst um eine Unterredung unter vier Augen bat. Seinen scharfen Augen war nicht entgangen, daß der Jarchliner Vetter bei seiner Bitte den Junker Ferdinand mit einem wenig freundlichen Seitenblick streifte, und ebensowenig übersah er, daß das Brüderpaar in einer dunklen Ecke der Torfahrt eifrigst über irgendeiner Spitzbüberei zu tuscheln hatte.

So erwartete er, daß August Friedrich über seinen jungen Reisebegleiter zu klagen hätte. Eine Falte drängte sich zwischen seine Augen, als er während des Treppensteigens sagte: „Ich will nicht hoffen, daß Ferdinand gar Anlaß zu..."

Aber Herr August Friedrich winkte eifrig ab. „Nicht doch, nicht doch, Herr Onkel!"

Der andre schüttelte leise den Kopf und ließ seinen Gast in sein Arbeitszimmer eintreten.

Herr August Friedrich hatte Muße gehabt, sich seine Rede zurechtzulegen. Doch es irritierte ihn, daß er sie früher, als er geglaubt hatte, an den Mann bringen mußte. Aber aus dem Hof tönte das Lachen des Brustkindes, und er fühlte, er mußte ins Feuer, ehe es zu spät war.

So gab er sich einen Ruck, der seine hagere Gestalt straffte, und schlug, da er es für ziemlich erachtete, seinen Antrag stehend vorzubringen, mit nachdrücklicher Höflichkeit den angebotenen Stuhl aus.

„Die Verhältnisse, Herr Onkel, zwingen mich, mit vielleicht unschicklicher Hast von delikaten Dingen zu reden, deren Erörterung einer günstigeren Stunde vorbehalten sein sollte. Aber, wie gesagt, die Verhältnisse... ich wollte sagen, gewisse Umstände und Zufälle..."

Er fühlte, daß er sich verhaspelte, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Aber, gottlob, in dem Gesicht des alten Herrn unter dem schlicht gewellten und leicht gepuderten Haar ihm gegenüber sah er keinen Abglanz der Spottlust seines Sohnes, sondern nur ruhiges, freundliches Zuwarten. In diesem Augenblick war ihm sein Schwiegervater sehr sympathisch, und er sah vertrauensvoll in das bartlose ehrbare Gesicht mit den klugen, stillen Augen.

So fuhr er fort: „Der Zufall hat es gefügt, daß des Herrn Onkels liebenswürdiger Sohn mein Reisebegleiter im Postwagen war und dadurch Zeuge gewisser bedauerlicher Indiskretionen über den Zweck meiner Reise wurde, die mich nun nötigen, von besagten Zwecken so bald als möglich zu reden, ehe sie durch kindlichen Unverstand vielleicht entstellt zu den Ohren des Herrn Onkels kommen möchten."

„Und diese besonderen Zwecke, die mir die Freude verschaffen —?" half Herr Carl Alexander freundlich weiter.

Die Stunde war da, und Herr August Friedrich war ihr gewachsen. Er beichtete.

Er gab in gewählten Ausdrücken einen Abriß seiner bisher einschichtigen Lebensfahrt und berichtete umständlich von den Ratschlägen der Jungfer Ballerstedtin und seinen eignen weiseren Erwägungen und Bedenken. Insgeheim tat er sich etwas Besonderes darauf zugute, daß er als praktischer Mann den Onkel von seiner gefühlvollen Seite zu nehmen wußte und auf den klugen Gedanken gekommen war, die Lektüre des Ehrendenkmals als Hauptanreiz hinzustellen, sich selbst eine ebenso wohlgebildete, aufgeweckte, zärtliche, vernünftige, tugendhafte Lebensgefährtin zu suchen.

„Und wo," fuhr er, ohne den entgeisterten Ausdruck des andern zu bemerken, mit pathetischem Schwung fort, „wo konnte ich eine solche Freundin besser und sicherer finden als im Hause des Herrn Onkels, in der erblühten Tochter der unvergleichlichen Mutter, in des Herrn Onkels liebenswürdigem Kinde Dorothee Sophie..."

„Halten Sie ein!" rief Carl Alexander mit angstvoller Gebärde und legte seinen Arm auf die rhetorisch erhobene Rechte des Neffen.

Aber August Friedrich war im Zuge und fuhr mit salbungsvoller Leidenschaft fort: „Keine falsche Bescheidenheit bei solch — ich darf wohl sagen, weltkundig gewordenen Vorzügen! Ich bin, ermutigt durch unsre verwandtschaftlichen Beziehungen, hierhergekommen, um die Gnade zu erbitten, mich der liebenswürdigen Dorothee nähern zu dürfen..."

„Halten Sie ein! Um Gottes willen, halten Sie ein, Vetter!" keuchte der alte Herr und schloß seinem Gaste gebieterisch den Mund.

August Friedrich starrte, durch die unerwartete Wirkung seiner feurigen Werbung völlig aus dem Gleise geworfen, auf seinen Onkel. Er sah in diesem Augenblick vollkommen blöde aus. Und da auch Herr Carl Alexander hoffnungslos nach Luft rang, so ging, wie man sagt, ein Engel durchs Zimmer. Aber es war ein Engel des Verderbens.

Endlich hob August Friedrich etwas kläglich wieder an: „Ich verstehe, ich verstehe — Meine ombrageuse Leidenschaft läßt mich in des Herrn Vetters Augen leichtfertig erscheinen, wohl gar —"

Doch jetzt ermannte sich der Hausherr und rief energisch, indem er beide Hände auf die Schultern des unglücklichen Freiers legte: „Um Gottes willen, schweigen Sie, August Friedrich! Mit dem verwünschten Bengel, dem Ferdinand, werde ich abrechnen. Aber wahrhaftig, Ihr sonderbarer Einfall macht Sie gleichfalls schuld an einer so beklagenswerten Irrfahrt. Kurz und gut, es muß einmal gesagt sein, und alle Rücksichten helfen nichts! Sie sagen, daß die Lektüre meines Büchleins Sie zu dem Entschlusse geführt hat, hierherzukommen...?"

Herr August Friedrich nickte heftig und zog zur Bekräftigung mit einer hilflosen Bewegung das blauseidene Büchlein aus seinem Mantel.

„Nun, Unglücklicher, so wünschte ich, dieses Buch wäre Ihnen nie zu Gesicht gekommen, oder Sie hätten es gründlicher gelesen! Aber da es Sie nun einmal zu dieser Unbedachtsamkeit verlockt hat, so mag es selber sagen, was ich doch nicht schicklich und schonend vorbringen kann..." Und Herr Carl Alexander schlug mit einer halb ärgerlichen, halb verlegenen Hast sein Schriftchen vor dem verdutzten Neffen auf. „Hier Seite 36! Lesen Sie und begreifen Sie meine Verlegenheit!"

Und August Friedrich las: „1764 verloren wir unsern zweeten Sohn, ein gesundes, wohlgestaltes Kind an einem Stickfluß; und 1765 eine Tochter, die einzige, die wir gehabt haben, im zarten Alter von acht Wochen..."

Herr August Friedrich blickte jäh auf. Er war bleich wie ein Laken. Seine Lippen waren schmal und kreidig geworden. Seine Augen aber, seine Augen sahen aus, als wären sie gefroren.

Zu sagen und zu denken wußte er nichts. Aber vielleicht ging ihm in dieser Stunde die Allmacht des Gefühls auf. Der Unterschied zwischen Lächerlichkeit und empfundener Lächerlichkeit war ihm wie mit einem Donnerschlag offenbart.

Und er war wehrlos. Er hatte sich dieses Bad der Schande selbst angelassen und selbst temperiert.

„Es ist..." gurgelte er, aber er wußte selbst nicht, was war und werden sollte. Auch der Herr Onkel wußte nicht recht, wie er ihm zu Hilfe kommen könnte. Aber plötzlich kam er auf einen guten und hilfreichen Gedanken. Er sagte freundlich: „Verzeih mich auf einen Augenblick, lieber August

Friedrich", und ging leise aus dem Zimmer.

Der Zurückgebliebene empfand die zarte Rücksicht nicht. Aber instinktiv sah er die letzte, wenn auch schimpfliche Rettung aus dieser Hölle der Empfindungen — die Flucht. Er stopfte, ohne zu wissen, was er tat, das von den Tränen der Jungfer Ballerstedtin benetzte Ehrendenkmal seiner Schande in die Tiefe seiner Manteltasche und sprang, daß der Puder aus dem Haarbeutel stob, wie von Furien gejagt die Stufen der Treppe hinab, die er mit so kühnen Hoffnungen bestiegen hatte.

Mit fliegenden Schößen eilte er über den Schloßplatz. Das letzte, was er sah, war dies: Leopold und Ferdinand schossen Kobolz und stöhnten vor unterdrücktem Gelächter. Bald staken die Beine, bald die Arme in der Luft, und der Staub wirbelte auf.

Herr August Friedrich bezwang heroisch den leidenschaftlichen Drang, dem exponiertesten Körperteil des kleinen Amor, der unweit von ihm in unbändigem Übermut zwischen Himmel und Erde voltigierte, einen gesalzenen Jagdhieb zu applizieren... Die Flucht duldete keinen Aufenthalt. —

Droben aber am Fenster seines Arbeitszimmers stand Herr Carl Alexander und sah dem Davonstürmenden mit einem halb wehmütigen, halb nachsichtigen Lächeln nach. Dann hörte er drunten den orgiastischen Jubel seiner Jungen. Er öffnete das Fenster. Ein scharfer Pfiff, und drunten wurde es still. Der alte Herr sah leise lächelnd gegen den abendlichen Frühlingshimmel. „Holde, entschwundene und doch so innig nahe Freundin," flüsterte er, „mache ich mich deiner unwürdig, wenn ich heute lächle, wo wir vor Jahren gemeinsam weinten? Aber nein, du zürnst mir nicht! Du hältst droben über den rosigen Wolken unser rosiges Kindlein in deinen süßen Armen und belächelst die Torheiten der Lebenden wie ich."

Lange noch betrachtete er mit stummem Entzücken eine schwere, massige Wolke. Ihr tiefes Dunkel widerstand der Taufe durch die inbrünstige Glut der Abendsonne und ließ sich nicht von ihrem Licht durchtränken; aber der leichte Wolkendunst, den der segende Frühlingswind von ihr löste und über den Himmel blies, war ganz voll von ihm, und dieser rosige Lichtrauch, der aus der schwarzen Wolke über der verschleierten Welt bebend und zerfließend hinstob, war unsagbar schön wie der Atem des Göttlichen. Über diesem holdseligen Wolkenwunder vergaß der alte Herr den wunderlichen Kauz, der seine Beschaulichkeit gestört hatte. —

Kurze Zeit darauf trat Junker Ferdinand mit einem halb scheuen, halb schalkhaften Blick ins Zimmer. Aber er wußte nur von neuen Büchern und Noten zu erzählen, die er dem Vater zum Osterfest mitbrachte.

Und Herr Carl Alexander lächelte sein leises, gutes, verstehendes Lächeln.

An Bismarcks Grab

Ein leises Raunen flüstert durch die Nacht
Und raschelt in dem winterdürren Laube.
Der Mond ist hinterm Walde aufgewacht.
Wie harnischglänzend halten bei geweihtem Staube
Die alten Buchen ritterliche Wacht.

Und horch! Ihr Raunen klingt wie Harfensang;
Nun braust es aufwärts wie mit Sturmesschwingen:
Von Heldengröße, die die Welt bezwang;
Und nun – so süß und innig wird ihr leises Singen:
„Wie treu die beiden miteinander gingen
Trotz Ruhm und Last, ein langes Leben lang."

Hans Schmidt



Paul Lumnitzer: Im Klosterfrieden.

(Motiv aus Bozen.)



Spiez am Thuner See, mit Sigriswyler und Justisgrat.

Frühling in der Schweiz

Von Konrad Falke

Mit acht Abbildungen nach Naturfarben-Aufnahmen von August Rupp in Saarbrücken

Ich bin Schweizer. Aber es ist mir gegangen, wie es jedem geht: was man alltäglich und alljährlich vor Augen hat, wird einem nicht mehr bewußt. Erst nachdem ich Jahr für Jahr im klassischen Lande des ewigen Frühlings, in Italien, vergeblich den Frühling gesucht hatte, kam ich zu der Erkenntnis, daß ich in der Welt draußen zu finden hoffte, was mir zum Greifen nahe längst die Heimat darbot.

Je weiter wir nach Süden dringen, um so massenhafter und müheloser bringt der Boden seine Früchte hervor; aber um so wässeriger und fader sind sie auch, und man wird daran erinnert, daß das auf die Menschheit gemünzte Wort Schopenhauers von der „Fabrikware der Natur" vor allem in der Natur selbst seine Geltung hat. In Italien ist der Frühling sozusagen aus der Zucht des Himmels entlassen; vom Januar an kann man bald da, bald dort ein schlankes Bäumchen mit weißen oder roten Blüten in stiller Seligkeit für sich allein prangen sehen, und in den Orangenhainen stehen gar am selben Stamm jahraus jahrein Blüten und Früchte friedlich nebeneinander. Dennoch wirkt das Land als solches fast ärmlich: die Berge, die das Auge des fernerstehenden Betrachters durch ihre klargezeichneten Linien entzücken, erweisen sich beim Näherkommen als waldloskahl; und es gibt keine blumigen Wiesen, die die unentwirrte Farbenharmonie von hundert Gartenbeeten verschwenderisch über die Hänge breiteten.

Diesseits der Alpen aber erscheint der Frühling mit Macht. Innerhalb vierzehn Tagen bricht der tote Wald an allen Zweigen in seidenfeines, frohwimpelndes Grün aus, und auf dem feuchtschwarzen Wurzelboden liegen die braunen Knospenkapseln wie die verschossenen Patronen des siegreichen Lenzheeres; innerhalb vierzehn Tagen blühen, zeitlich stramm ausgerichtet, die Bäume unsrer Obstgärten in leuchtendem Überfluß und schießt das fette Gras zu Kniehöhe empor. An Stelle einer ewig gütigen, aber auch ewig gleichmütigen Bereitschaft der zeu-



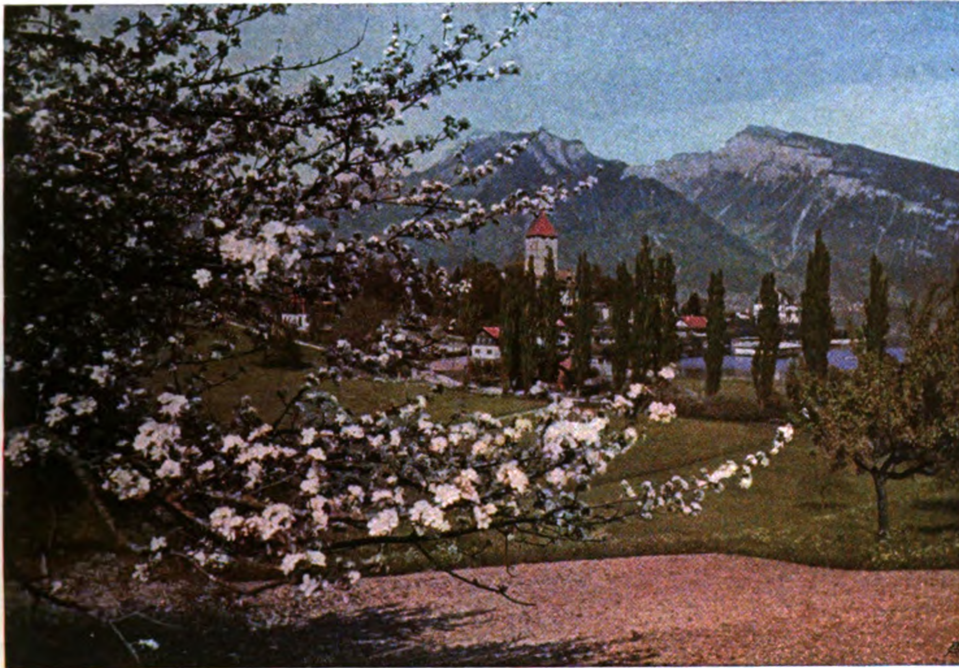
Schloß Spiez gegen die Oberländer Berge.

genden und gebärenden Erde erleben wir das Wunder der aus gestauter Kraft plötzlich hervorbrechenden Fülle.

Und muß der Frühling, um als Frühling empfunden zu werden, nicht ein Wunder sein? Nicht jedes Jahr, nein, meistens nur an wenigen auserwählten Tagen, können wir sagen: Das war „Frühling"! Dann ist der große Wetterzauberer Herr über das Alpengebiet: der Föhn. Er schafft den hohen Orgelpunkt in jeder Frühlingssymphonie, den sattblauen, über den weißen Schneegipfeln fast schwarz wirkenden Himmel. Nicht den süßen, grünlich-goldenen Peruginos, sondern den Himmel Böcklins, in dem die Seele so wohlig frisch sich badet wie der Leib in den Fluten unsrer Seen.

Der Föhn löst auch die Lawine, die die Weidenhänge vom Winterschnee freimacht und zugleich den Schnee in tiefere, wärmere Regionen schafft, wo er rascher wegschmilzt; dabei, und bei den regelmäßigen Rückfällen in den Winter, sind mannigfache Naturspiele zu beobachten. Im Berner Oberland, auf der Wengernalp, täuscht ein Flor weißer Krokus unmittelbar nach dem Freiwerden der Wiesen seinerseits noch einmal die weiße Decke vor, ähnlich wie am Genfer See die blendendweißen Narzissen; und fällt dann wirklich noch einigemal Schnee, so richtet sich der niedergehaltene Röhrenstengel des Löwenzahns noch von der Eiskruste belastet wieder auf, so daß an der Zahl der Schlangenwindungen des ausgewachsenen Stengels die Anzahl der verspäteten Schneefälle noch im Sommer abgelesen werden kann. Die Schweiz hat keine Treibhaustemperatur; allem, was sich auf ihrem Boden in die Höhe ringen will, wird das Wachstum schwer gemacht: sie ist das Land, in dem ein Hodler Jahre seines Lebens in Ermangelung eines Bettes auf der ausgehängten und zwischen zwei Stühle gelegten Kastentür schlafen mußte, aber auch schlafen konnte ...

Der Frühling in der Schweiz ist eine Bestätigung in der Natur dafür, daß keinem Keim sein Leben geglaubt und zuerkannt wird, der es sich nicht erkämpft und gegen tausendfachen Widerstand durchgesetzt hat; darum aber lebt auch, was wirklich da ist, nicht von der Luft oder sonst einer Gnade des Himmels, sondern einzig kraft des Bodens, an den es sich so lange festklammert, bis günstigere Sterne scheinen. Die große Linie strebt bei uns nicht zur Horizontalen, sondern zur Vertikalen; nicht die Ebene, sondern das Gebirge ist für jeden Schaffenden der Gradmesser. Freilich hat unsre Kunst



Baumblüte bei Spiez.

lange Zeit in den romantischen Schluchten mit ihren Ritterburgen, in den grotesken Schlupfwinkeln des Spießbürgertums, den Städtchen, die ein Türmchen von Seldwyla ihr eigen nennen, ihr Dasein gefristet, und es wollte schon viel heißen, als ein Gottfried Keller das selbstzufriedene Stadtbanner durch das Fähnlein seines Humors ersetzte; aber mit der im vergangenen Herbst abgehaltenen Generalübersicht über des jüngst verstorbenen Albert Welti märchendurchrauntes Lebenswerk ist bei uns die drollige Kleinkunst der Kleinstadt wohl für immer historisch beigesetzt worden. Zwar haben wir auch heute noch Künstler und Dichter, deren Welt nicht viel weiter reicht, als der Wind den weißen Bluft eines Kirschbaumes zu tragen vermag (und es sind nicht die schlechtesten!); aber mit jedem Frühling, da der irdische Bezirk seine Schönheiten aufs neue dem erwachenden Auge zur Auswahl darbietet, zeigt es sich deutlicher, daß höher hinaufgeschaut und -gegriffen wird. Hodlers Monumentalkunst wird einmal zur Entdeckung des Hochgebirges in Parallele gestellt werden müssen; und so wie unsre vergletscherten Gipfel hoch über alles organische Einzelleben emporragen, so gibt es heute unter uns auch Dichter, die nicht mehr nur die individuell-plastische, sondern auch die generell-problematische Seite des Lebens ins Auge fassen. Neben Meinrad Lienert, dessen mundartliche Lyrik wir mit ähnlichem Augenzwinkern genießen wie unsre herbduftigen Weine (die uns Gott sei Dank noch niemand streitig macht!), und neben Alfred Huggenberger, der in so vielem an Jeremias Gotthelf erinnert, steht Jakob Schaffner, der zeitweilig nur deshalb in Berlin lebt, um die zur Sichtung des Höchsten, Ungewöhnlichsten nötige Distanz zu gewinnen. Dabei gibt es selbstverständlich auch Überläufer und Mitläufer: der Maupassantjünger Alexander Castel hat gar nichts mehr vom Schweizer an sich, und in der Lyrik sind einige Talente zu verzeichnen, die eine Frühreife der Form bekunden, wie sie noch vor zehn Jahren in der Schweiz eine Unmöglichkeit gewesen wäre, und wie sie, wie überhaupt alles Artistentum, dem schweizerischen Nationalcharakter durchaus zuwiderläuft.

Ich wollte vom Frühling sprechen, und ich spreche von Kunst. Aber Frühling und Kunstepochen sind im Natur- wie im Geistesleben Zeiten der Erneuerung aus dem Vergangenen heraus ins Zukünftige hinein; und niemand genießt eine Gegend und versteht sie, der nicht auch die Seele der in ihr lebenden Menschen zu verstehen suchte. Wer



Kirchli von Scherzligen bei Thun, mit Stokhornkette.

da sieht, wie bei uns der Frühling ein Glücksfall ist — zwischen der Kälte des Nachwinters und der jäh hereinbrechenden Sommerhitze —, der hat ein Bild dafür, wie für den Schweizer die Kunst ein seltenes Erlebnis bedeutet — zwischen der jugendlich dumpfen Bindung seiner Geisteskräfte und ihrer plötzlichen praktischen Inanspruchnahme! Es gibt südliche und orientalische Landschaften, die zum Nichtstun geradezu und in einem fort auffordern; die schweizerische Landschaft würde mit ihrem rauhen Klima, in dem Bise und Föhn beständig um den Vorrang streiten, auch den an die Arbeit treiben, der nicht arbeiten müßte: denn äußerst selten sind in dieser Gegend die Feiertagsstunden der Natur, die uns mit ihrer sanften Schönheit zum Mitfeiern überreden.

Aber wenn dann das Seltene eintritt, was ist sein Abzeichen und Merkmal? Conrad Ferdinand Meyer sieht auf seinem Dichten allüberall Firnelicht; er ist der Künstler, der seinen Ring so zu drehen weiß, daß der Edelstein glitzert. Aber bei dem echt demokratischen Gottfried Keller muß man von Firneduft sprechen, von jenem feinen weißen Schleier, der unsre Schneeberge mit dem Blau des Himmels zu vermählen scheint: ein schlichter Reif ist sein Dichtersymbol. Und das gilt für unsre Landschaft und ihr größtes Erlebnis, den Frühling: sie ist alles andre, nur nicht sentimental; jene nüchterne Zurückhaltung ist ihr eigen, die der ringende, kämpfende Mensch selbst in der Freude beobachtet, weil er weiß, er darf seine Kräfte nicht zu weit aus der Botmäßigkeit seines Willens entlassen. Sie kennt den frohen Daseinsübermut, die eitle Selbstgefälligkeit und Selbstverschwendung nicht; auch wo in ihr, in den wenigen Frühlingstagen, die „Fülle aus gestauter Kraft“ hervorbricht, zeigt sie sich wie von unsichtbaren Fäden eingesponnen. Ihre reichste Erscheinung ist der blühende Obstbaum; aber selbst ein Paradies der Kirschblüte, wie es den blauen Zugersee umduftet, ist von keuscher Schönheit: der weiße Duft der Landschaft wirkt bräutlich, niemals dirnenhaft. Und diese geheimnisvollen Bande scheinen an den Bergspitzen befestigt zu sein; die rauhen Berge sind der Rahmen, worin die Lenzeswonne, die auch andre Länder kennen, ihre Selbstverständlichkeit verliert und zum Ereignis wird. Sobald unter dem nicht mehr nur reinigenden, sondern lösenden Einfluß des Föhns die Berge ihren Duftschleier abwerfen und aus ihrer gebietenden Entfernung frechaufdringlich in die Nähe rücken, beweist der



Frühlingsstimmung bei Zug.

unfehlbar folgende Witterungsumschlag, daß eine solche Weltanschauung und Lebenshaltung nicht vom Guten ist.

Der Föhn (von dem man immer wieder sprechen muß) ist das eigentliche Geheimnis der schweizerischen Witterung und mithin auch der Seele der schweizerischen Landschaft. Wenn er in der Höhe weht, über die Eisgipfel hinweg, so fegt er den Himmel blitzblank; erst wenn er in die Tiefen sinkt und sich mit andern Winden einläßt, bringt er Regen. Dieser Wechsel ist sehr häufig; er bricht dem Menschen die körperliche Kraft, und zudem verweist ihn die in der Darbietung ihrer Reize launische Landschaft nur zu oft auf sich selbst und macht ein seelisches Zusammenleben und Ineinanderaufgehen, wie es in wärmeren Breiten selbstverständlich ist, ganz unmöglich. Gleichwohl lieben wir Schweizer unsre Heimat; denn wenn ihre große Seele auch rauh und herb ist, so übertrifft unversehens ein sonniger Maitag in seiner kraftvollen Süße alles, was uns die Welt sonst schon geboten hat, und macht ganze Wochen trüber Wolkenwirtschaft quitt. Das Gefühl eines unverhofften Geschenks, das uns im Wandel der Stunden tatsächlich unter den Händen zerrinnt, läßt uns dann den seltenen Genuß nur um so tiefer auskosten.

Heute ist solch ein Tag! Kein Wanderfuß ist schnell genug, all seine entstehenden Wunder einzuholen; im Fluge möchte sich der Geist über das Alpenland hinschwingen, um in alle seine in tiefer, sinnender Bläue aufgeschlagenen Augen einen Blick zu tun. Der Züricher See ist ein liebliches Landmädchen, das in dem fast lückenlosen Dörferkranz all seinen Schmuck angelegt hat. Der Vierwaldstätter See gleicht einer dunklen Bergkönigin, in deren stolzen Naturgürtel eine große Geschichte verborgene Perlen der Erinnerung stickte; und wie eine treue schlichte Dienerin ist ihr der Zuger See mit seinem reinen Kirschblütengewinde beigesellt. In vornehmer Freiheit entfaltet sich der Genfer See, in seiner ruhigen Fläche gegen die Berge des Horizonts ein mächtiges Gegengewicht schaffend, während die italienischen Seen noch mitten in die Berge eingesenkt sind und ihre südliche Pflanzenpracht wie ein Geheimnis an ihren Ufern bergen. Wie eine lange schmale Triumphstraße aber führt der Thuner See in die erhabene Gebirgswelt des Berner Oberlandes hinein, von dessen Gipfelriesen die vereiste schroffe Felsburg des Schreckhorns gebietend auf den leichtgekräuselten Wasserspiegel herabschaut.

In Spiez am Thuner See lassen wir uns von unsrer zeitlosen Luftreise mitten unter



Am Brienzer See.

die blühende Gegenwart nieder, in die in dem massigen Schloßturm wuchtig und stolz ein Stück Vergangenheit emporragt. An den Vorbergen haftet der Schnee nur noch in kleinen Flecken; über dem dunklen Waldhügel aber schimmern die Firnen nicht minder im ewigen Weiß des Todes als um uns, durch die Wiesen hin, in flockigem, vergänglichem Weiß jungen flüchtigen Lebens die Obstbäume. Bis weit in die Täler hinauf stehen diese Kerzen des Lenzes in Flammen, wie Wächter und Sinnbilder des zwischen ihnen aus wohlgegründeten, festgefügten Heimwesen immer neu aufblühenden menschlichen Daseins.

Frühling in der Schweiz! Wenn je, so darf man heute auch von einem geistigen Frühling reden; und wenn viel Geistiges beigezogen wurde, um die Seele der Landschaft zu erklären, so wird man immer wieder an die Bodenverhältnisse erinnert, wenn es gilt, sich das Geistige zu erklären.

Auch hier die Flucht und Sehnsucht nach Italien. Jeder kommt aus einem engeren Tal und ärgeren Seldwyla; aber alle treffen sich in Rom oder Florenz, genießen mit der freieren Aussicht über die südliche Campagna auch das freiere, natürlichere Leben und denken beim Wein der fernen Heimat. Heute freilich richtet sich diese Auswanderung des Geistes ebensosehr nach den nördlichen Großstädten Paris, London, Berlin, wo das Leben für den zuschauenden Fremden nicht nur frei, sondern auch heftig wie ein Gewitter daherbraust und die Kunst eben jetzt Feinheiten und Schattierungen der Empfindung festhält, neben denen die in ihrem Besten weit in der Geschichte zurückliegende italienische Kultur geradezu einfach und harmlos erscheint. Tatsache ist jedenfalls, daß früher oder später jeder künstlerisch Tätige Verhältnissen entfliehen muß, in denen die an sich vortreffliche Regel „Und weiche keinen Finger breit ..." auf alles Passende und Unpassende angewendet wird.

Wir haben in der Schweiz — und das liegt tief in ihrer Entstehungsgeschichte begründet — immer noch keine Landeskultur, sondern höchstens Stadtkulturen; freilich ist gerade das Bestreben, allseitig untereinander Fühlung zu gewinnen, eins der deutlichsten und erfreulichsten Zeichen unsers „Frühlings". Erneſt Bovet gibt in Zürich seit fünf Jahren unter erheblichen Opfern eine Zeitschrift „Wissen und Leben" heraus, die Beiträge in deutscher und franzö-



Oberländer Chalet im Grindelwaldtal.

sischer Sprache enthält und zugleich in der deutschen Schweiz die einzige ist, die sich wesentlich über den Familienblattstandpunkt erhebt; neben ihr kommen noch die in Bern erscheinenden „Alpen" in Betracht, und als wertvolle Ergänzung ist die illustrierte Zeitschrift „Die Schweiz" wegen ihrer Berücksichtigung der einheimischen bildenden Künste zu schätzen. Auch einige Verleger wie Rascher & Ko. in Zürich, Huber & Ko. in Frauenfeld, A. Francke in Bern suchen die Schriftsteller des Landes im Lande selbst zu behalten; sie haben (zusammen mit dem Artistischen Institut Orell Füßli in Zürich) dieses Jahr zum erstenmal einen „Buch und Bild in der Schweiz" betitelten, mit den Porträten der Autoren geschmückten Katalog herausgegeben.

Aber wie soll eine kulturelle Annäherung und Verschmelzung stattfinden, wo nicht nur die Sprachgrenzen Abgründe bedeuten, die einzig durch das (allerdings starke!) politische Einheitsgefühl überbrückt werden, sondern wo schon innerhalb des gleichen Sprachgebietes unverkennbare kulturelle Spannungen bestehen? Eine Stadt wie Basel hat ihre uralte Kultur bis zu einem solchen Maß geistiger Inzucht gesteigert, daß in ihr nur noch der böse, hämisch vergiftete Witz, wie er in Dominik Müllers Lästerblättlein „Der Samstag" gepflegt wird, schöpferische Kraft verrät; die produktiven Kernnaturen, von Böcklin an, der die Italienflucht einleitete, bis zu Schaffner und Moeschlin, die im Norden ihr Heil suchen, sind mit solcher Regelmäßigkeit ausgerissen, daß der einzige, der es aushielt, Jakob Burckhardt, der beste Basler und geschmackvollste Schweizer, mit seiner heute schon sehr historisch anmutenden geistigen Silhouette geradezu als bezeichnendes Gegenbeispiel genannt werden kann. Dabei ist Basel auf Zürich so neidisch wie der mit den alten Geheimnissen der Nacht vergrämt abziehende glatzköpfige Mond auf die mit derber Jugendlust aufgehende, unbekümmert mit allen Schatten und Schattierungen aufräumende Sonne: in Basel werden, auch im geistigen Sinne, Zinsen verzehrt, in Zürich Vermögen gemacht; in Basel hält man sich an der Vergangenheit krampfhaft fest, in Zürich denkt man an die Zukunft und sucht die alte, muffige Kruste philisterhafter Vorurteile zu sprengen.

Sie ist freilich noch recht stark, und wohl erst die kommende Generation wird den geistigen Mauerring endgültig weiter stecken.



Frühling am Comer See.

Wir lachen gelegentlich über die Sittlichkeitsschnüffelei deutscher Staatsanwälte und brüsten uns damit, daß Buch und Bild bei uns kaum je mit Beschlag belegt werden; dabei vergessen wir, daß wir im Stadtklatsch die bestorganisierte moralische Geheimpolizei besitzen, die man sich denken kann. Als die Philosophische Fakultät der Universität Zürich jüngst unter andern auch einen schweizerischen Schriftsteller zum Professor für neuere deutsche Literatur und Ästhetik vorschlug, lehnte eine hohe Regierung diesen Vorschlag im Hinblick auf die „Richtung, die seine (des Schriftstellers) literarische Tätigkeit eingeschlagen habe", nach langer weiser Beratung ab; und vorher hatte dieselbe Regierung dem bedeutendsten Kritiker der deutschen Schweiz, der ebenfalls vorgeschlagen worden war, den Zutritt zu diesem Lehrstuhl im letzten Moment deshalb verwehrt, weil er als „Moderner" in üblem Rufe stand! Gleichwohl ist Zürich nicht nur seiner zweihunderttausend Einwohner wegen Großstadt, und es ist nicht allein seine außerordentliche landschaftliche Schönheit, die für die hohen Steuern entschädigt; Zürich ist tatsächlich die geistige Hauptstadt des Landes. An der Geschichte des nunmehr ein Menschenalter lang bestehenden Lesezirkels Hottingen, aus dessen Schoß vor einem Jahrzehnt der Literarische Klub hervorging, läßt sich wie an einem Thermometer die allmähliche Erwärmung der Geister ablesen; und seit etwa fünf Jahren findet sich auch im Theater ein Premierenpublikum ein, das gewillt ist, mitzusprechen. Neben diesem etwas oberflächlichen gesellschaftlichen Zusammenschluß macht sich an vielen Orten auch das Bestreben geltend, Menschen von verwandten geistigen Interessen in dem oder jenem Salon zu vereinigen; gegenüber den großen Essen, wo der Magen zuviel, der Geist zuwenig vorgesetzt bekam, setzt eine zielbewußte Gegenbewegung ein, die dem Geist den Überfluß und dem Magen nur das Notwendige zuhalten möchte. Das ist eins der Hauptunterscheidungsmerkmale zwischen der alten und der neuen Generation, zwischen alter und neuer „Schule".

Wenn der Basler sich vom Züricher verschieden fühlt, so der Züricher sich vom eigentlichen Ostschweizer, etwa dem St. Galler. Der Charakter des Ostschweizers ist „industriell"; die Erwerbsfrage erfüllt ihn so sehr und dauernd, daß in seiner Natur kulturelle Bedürfnisse schwieriger großzuziehen und selbständig zu machen sind. Es ist eigentümlich, daß sich der in großen Städten festgestellte Zug der Kultur nach dem Westen



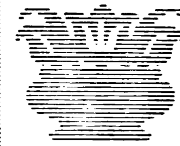
Friedrich von Khaynach: Kloster.

auch in der deutschen Schweiz nachweisen läßt, und die Stellung Zürichs mitten zwischen den beiden geographischen (und nicht nur geographischen!) Gegensätzen ist vielleicht ein Hauptgrund seines starken Aufblühens. Aber selbst in kleineren, auf dieser Linie gelegenen Städten findet sich eine geistige Regsamkeit, die erstaunlich ist. In Aarau (zwischen Basel und Zürich), der heute 10000 Einwohner zählenden Hauptstadt des Kantons Aargau, hat Frank Wedekind seine Studien zu „Frühlings Erwachen" machen können; der Frühling war aber damals schon so weit erwacht, daß (vor nun dreißig Jahren!) Böcklins wundervolle „Muse des Anakreon" trotz großem Widerstand für dreitausend Franken angekauft wurde. Auch in Winterthur, zwischen Zürich und St. Gallen, erstarken die künstlerischen Interessen immer mehr; und westwärts steht Bern, wo J. V. Widmann residierte, in kräftiger Eigenart da.

Die Stadtkultur und im weiteren der „Kantönligeist" haben freilich auch ihr Gutes. Mögen tausend Gründe für die Zentralisation sprechen, und setzt sie sich auch ganz von selbst durch: gerade die vielen, scharfgeprägten Unterschiede im Denken und Fühlen sind der Grund, warum in der kleinen Schweiz so viele Künstler aufstehen und so viel „Künstlererz" auf den befreienden Hammerschlag eines günstigen Schicksals wartet. Daß dann die Heimat für die meisten, wenn sie nicht volkstümliche Sentimentalität oder entsagungsvolle Bravheit auf ihre Fahne geschrieben haben, kein Verständnis zeigt, ist schmerzlich, aber begreiflich; je strengere Gestaltung ein Kunstwerk aufweist, desto größer muß der Kreis der Kunstfreunde sein, wenn jenes Mindestmaß von Zustimmung sich zusammenfinden soll, das für seine allgemeine Anerkennung erforderlich ist — und hierfür reichen die schweizerischen Größenverhältnisse allein keineswegs aus.

Wenn aber auch Dichter, Maler und Bildhauer alle mehr oder weniger lange in die Verbannung ziehen müssen, sie kehren doch fast immer zurück und verwachsen wieder mit der Heimat; nicht so die Musiker. Mit ihrer Seele mehr als mit ihrem Leib begeben sie sich ins Ausland und machen die neueste Mode mit; mehr als von einer andern Kunst muß von dieser, deren Pflege doch zur wurzelfesten Tradition unsrer Kulturstädte gehört, gesagt werden, daß sie Steuer und Kompaß verloren hat. Außer einigen älteren, durch die Vorbilder ihrer Jugend aufrechterhaltenen Meistern ist eigentlich nur der Basler Hans Huber als vollgewichtiger Tonschöpfer anzusehen; aber auch er ist nicht mehr jung, und ob man auf ihn wie auf einen Hodler oder Spitteler hinweisen kann, möchte ich nicht entscheiden. Die wirklich Jungen aber sind in jenes unselige Fahrwasser des sich gegenseitigen Überbietens geraten, wobei sie doch einander gleichen wie ein Ei dem andern — nämlich Straußeneier! Vielleicht gerade weil Musik zu wenig verstanden wird, um der bei uns so beliebten moralischen Einschätzung, Huldigung oder Verfemung, zu verfallen, hat sie sich am zügellosesten entwickelt; dazu kommt, daß sie an sich schon die späteste, reifste Kunst ist und von jeher die nervösesten Individuen an sich gezogen hat. Wollte ich einen der vielen Nachbeter von Richard Strauß nennen, so müßte ich auch die andern erwähnen; sie alle toben ihren Weltschmerz und Weltjubel mit jener künstlerischen Willkür aus, die ihnen das Abzeichen des Genies zu sein scheint, und der doch zur Strafe die große, klare, dauerhafte Form versagt bleibt. Dagegen soll hier ein Tondichter genannt werden, der sehr im Gegensatz zu seinen sämtlich nach Norden schauenden Kollegen durch Abstammung und Neigung nach Süden strebt: Hans Jelmoli, dessen melodienreiche, in ihrem Reichtum vornehm zur Seite stehende Kunst wohl nicht immer so sehr wie heute über die Schulter angesehen werden wird.

Nach der allgemeinen Erfahrung, daß in der Kultur eines Volkes (oder eines seiner Entwicklungsabschnitte) die Musik stets zuletzt eigne, produktive Bedeutung erlangt, wird man den großen schweizerischen Tondichter (wie auch den Dramatiker) erst von der Zukunft erwarten dürfen: beide Künste setzen ein starkströmendes Großstadtleben voraus. Bis dahin wird der Frühling, dessen wir uns heute erfreuen dürfen, schon Frühsommer, vielleicht schon Hochsommer geworden sein und wird die Schweiz zu ihren Künstlern auch ihr eignes urteilsfähiges Publikum erhalten haben. Das ist, was wir Künstler vom — Sommer in der Schweiz erwarten!

Das verlorene Herz

Roman von Albert Geiger

II

Aus dem kühlen Morgen des Augusttages war ein warmer, von den letzten Düften des Sommers durchwebter Vormittag emporgestiegen.

Unter den alten hohen Bäumen in der Pergola war der Frühstückstisch gerichtet. Ein Strauß früher, frischgepflückter Veilchen aus den Treibhäusern und ein Strauß roter und blauer Astern schmückten den Tisch. Sie dufteten und leuchteten wie ein Gruß des Frühlings an den Herbst.

Susanne, in der klaren Frische und zugleich der reizvollen Müdigkeit dieses schon dem Herbst zuneigenden Parks, war gekleidet wie das tiefe Blau des Sees, der zwischen den Bäumen mit einer stillen, tiefen, beruhigten Schönheit lag.

Sie prüfte den Tisch, roch an den Veilchen, ordnete an den Astern und dachte: Er, den ich liebhabe, soll es schön finden.

Sie lauschte. Noch kam niemand. Dann erhob sie sich und schritt, von dem sonnig durchleuchteten Blau ihres Gewandes umflossen, das wie der leise wogende Wellenschlag da unten war, in die Allee hinein, die im leisen Hauch des Augustwindes schon goldene Blätter verstreute. Neben ihr schritt Andruschka, ihr Windspiel, manchmal mit den großen braunen Augen zu seiner Herrin emporblickend.

Da vernahm Susanne Schritte. Ihr Herz pochte. Sie hörte die Glocke an der Eingangspforte tönen. Er war da. Er war wieder da! Er war ihr wiedergeschenkt! Mochte auch ein andrer Mensch dabeisein, sie hatten dennoch ihre stille, holde, von Wundern glänzende Welt für sich. Langsam schritt sie dem Tische zu.

Der Diener schloß auf. Die beiden Herren traten ein. Susanne, in bezwungener Haltung, ganz nun die Dame der großen Welt, begrüßte sie mit einer stolzen und zugleich liebenswürdigen Anmut. Die Gespanntheit in den Zügen Henris entging ihr nicht.

Gustav schritt auf sie zu und neigte sich galant auf ihre schlanke Hand. „Gnädigste Gräfin! Unser gemeinsamer Freund, den mir die seltsame Bahn des Zufalls zugeführt hat, hat es mir ermöglicht, bei Ihnen für einige Stunden zu Gast zu sein. Ich bitte Sie, zu glauben, Gräfin, daß ich dieser Ehre mir voll bewußt bin und mich ihrer würdig zu erzeigen suchen werde."

Die Gräfin lächelte. „Mein Gott, lieber Vicomte! Sie sind doch nicht hierhergekommen, um einen Bericht an Ihre Botschaft zu machen. Sprechen wir also menschlich. Wollen Sie ein frugales Frühstück mit mir und Herrn von Champfleury verzehren, so sind Sie herzlich eingeladen. Leider kann ich Ihnen keine Austern, keine getrüffelten Fasanen, keinen Rehrücken à la Périgord, also mit einem Wort keinerlei solcher, wie ich mich zu erinnern glaube, Ihnen angenehmen Genüsse auftischen. Wir leben eben hier auf dem Lande. Wenn Sie aber mit einem Fisch aus unserm See vorliebnehmen wollen, so wird es mir ein Vergnügen sein, Sie als meinen Gast betrachten zu dürfen."

Gustav verneigte sich abermals; dabei gewahrte er wohl, daß ein langer Blick aus den großen schwarzen Augen zu Henri hinüberglitt. „Gräfin," erwiderte er, „ich habe in Indien, ich habe in China, ich habe in Afrika gelebt. Ich hatte bei einem Jagdausflug einmal einige Tage von nichts anderm als von Reis und einigen ziemlich zweifelhaften Nebengerichten gelebt. Ich hoffe, Sie werden es gnädiger mit mir machen. Die Natur hierherum und das beneidenswerte Gefühl, einige Stunden in diesem schönen Besitztum mit Ihnen verweilen zu dürfen, wiegt hundert der köstlichsten Mahlzeiten auf."

„Nun, hungrig werden Sie nicht von meinem Tische aufstehen." Die Gräfin lud die Herren mit einer Handbewegung ein, am Tische Platz zu nehmen.

Eine kleine silberne Klingel lag auf dem Tische. Auf ihren hellen Klang erschien sofort ein Diener. Er brachte Pastetchen und schenkte Chablis dazu ein.

Man trank sich zu. „Auf eine gute Zukunft!" sagte Gustav lächelnd. „Es ist eine Lust, hier zu speisen. Hier an diesem schö-

nen Morgen, unter den alten Bäumen, mit dem Blick auf den blauen See hinaus. Ich finde das Leben sehr angenehm, zumal wenn man mit seinem Auto liegenbleiben muß und sich mit einem Male im Kreise so lieber Freunde befindet." Er trank sein Glas Chablis aus, neigte mit einer leichten Verbeugung vor der Gräfin das Glas und setzte es mit einem behaglichen Schmunzeln auf den Tisch.

Der Diener brachte Fische, eine Spezialität der Gegend. Sie waren in einer Kräutersauce gedämpft und mundeten Gustav vortrefflich.

Susanne sagte leichthin: „Ich weiß nicht, Vicomte, ob ich Ihren Geschmack erraten habe. Ich habe einen neuen Koch engagiert. Im ganzen bin ich mit seinen Leistungen zufrieden."

„Oh, ich finde diese Fische ausgezeichnet," erwiderte Gustav. „Selbst mein chinesischer Koch in Schanghai hätte sie nicht besser zubereiten können. Die Petersburger Küche ist über allen Zweifel erhaben, und in der Eremitage in Moskau speist man für hundert Rubel. Aber nichts geht über die chinesischen Köche. Übrigens will ich nicht so viel vom Essen schwärmen. Denn, Gräfin, Sie sind so ideal in Ihrem fließenden Gewand, mitten in dieser schönen Natur, daß mir alles Materielle banal erscheint; daß ich eher an eine Priesterin denken möchte als an eine Schloßherrin, die einen so guten Koch hat."

Susanne verneigte sich. „Ich hoffe, Herr Vicomte, daß ich noch eine kleine Überraschung für Sie in Bereitschaft habe. Sonst könnte Ihnen unser Mahl doch gar zu frugal erscheinen."

Sie sah zu Henri hinüber. Wie ein Blitz zuckte es aus ihren großen Augen, und ein geheimes Glücksgefühl spielte um ihre Lippen. Es war, als ob dieser Blick sagen wollte: Sieh mich doch an! Wie ich schön bin! Und wie ich mit allen Fasern dein bin, nur dein! Und vergib mir, daß ich die Hausfrau spielen muß! Ich bin ja doch nur für dich da! Einzig für dich!

Henri, der wenig und schweigsam gegessen hatte, fühlte das Blitzen ihres Blickes. Aber er hob seine Augenwimpern nicht. Es war *ihm peinlich*, nun in Gegenwart Susannes *zu denken*, daß Gustav von seiner Liebe zu *Susanne* wisse. Er verwünschte seine Torheit, die sich dieses Geständnis hatte ablocken lassen, und fühlte die Anwesenheit Gustavs wie eine Entweihung. Es bemächtigte sich seiner verstärkt das Mißgefühl, nicht offen sein zu dürfen. Und es lag im Tiefsten seiner unglückseligen Natur, daß er solche Disharmonien, über die andre, weniger fein organisierte Naturen hinweggleiten konnten, in der quälendsten Weise empfinden mußte. Er vermochte es nicht, den heißen Blick Susannes zu erwidern.

Susanne senkte ihre Wimpern. Der Geliebte hatte also keinen Blick für sie gehabt! Oh, sie war zu sehr, viel zu sehr erfüllt und durchbebt von ihrem Glück! Sie hatte die Herrschaft über sich selbst verloren. Sie, die Stolze und Beherrschte! Es überkam sie wie eine Art von Beschämung.

Dann zwang sie sich zu ihrer Hausfrauenpflicht. Sie entschuldigte Henri. Sie kannte ja seine sensible, leicht verstimmbare Natur; dieses weiche Empfindungsleben war ja gerade die Quelle ihrer Liebe und ihres Glücks. Durch verdoppelte Liebenswürdigkeit suchte sie das Unbehagen niederzukämpfen. Mein Gott, dieser hereingeschneite Gast ging ja wieder! Aber ein gewisses Mißgefühl blieb in ihr zurück; der erste Bote der großen lauten, ihr so fremd gewordenen Welt da draußen hatte sich gemeldet. —

Es wurden nun in Speck eingewickelte Krammetsvögel in einer Rahmsauce mit Schwämmen gebracht und dazu einer jener prickelnden Weine der Umgegend eingeschenkt, einer von den besten Lagen, die die Rebberge der Gräfin aufzuweisen vermochten. Er schäumte in den Gläsern wie Champagner.

„Eine ländliche Kost, Herr Vicomte!" sagte Susanne. „Vögel, von unserm Jäger geschossen, Pilze, von unserm Gärtner gesucht. Ich hoffe, Sie werden nicht zu sehr enttäuscht sein. Der Wein ist eignes Gewächs. Er ist etwas herb, aber er wird Ihnen vielleicht doch munden."

Gustav, der sich bereits mit einem der Krammetsvögel eingehend beschäftigt hatte, hob wiederum galant sein Glas: „Gnädigste Gräfin, Sie sprechen von einem frugalen Mahl. Ich komme mir vor wie im Lande der Phäaken. Eine Königin hat mich zu einem Mahle geladen. Und ich denke mit blutendem Herzen daran, daß ich in wenigen Stunden diesem Paradies wieder enteilen muß."

„Was geschieht in der hohen Politik?" fragte Susanne.

„Ach, mein Gott," erwiderte Gustav, „es ist immer dasselbe! Man knackt Nüsse auf, um in fünfundneunzig Fällen zu sehen, daß sie welk sind. Der eine hohe Herr fährt dahin, der andre dorthin. Man versichert sich in mehr oder minder gelungenen Tischreden der höchsten Freundschaft und des unbegrenzten Vertrauens. Die leitenden Persönlichkeiten treten in längere Unterhandlungen ein. Die besten Reporter der halben Welt eilen zusammen. Man spricht von geheimen Zwiegesprächen und Abmachungen mit einer Sicherheit, als ob jeder Journalist das Gras wachsen hören könnte. Alles Mögliche und Unmögliche wird berichtet. Die Zeitungen fließen über von Druckerschwärze. Ja, man weiß sogar die Champagnermarke, die getrunken worden ist, und die Menüs, die gegessen worden sind. Manchmal verdirbt man sich bei diesen Versöhnungsfesten auch den Magen. Und am Ende bleibt alles beim alten. Es ist wie bei der Geschichte mit dem Fuchs, der den Enten predigt, sie möchten doch gefälligst zu ihm kommen und sich die Gurgel abbeißen lassen."

Gustav hatte dieses Diplomatengeständnis mit einer so tragikomischen Miene gemacht, daß Susanne unwillkürlich lachen mußte. „Es wird ja aber auch ernsthaft gearbeitet!"

„Ja," erwiderte der Vicomte, „es wird auch gearbeitet. Aber der Erfolg steht in den wenigsten Fällen im Verhältnis zu dieser Arbeit. Meistens mahlt die Mühle leer. Die Hauptsache ist, daß sie unablässig klappert."

„Du scheinst deinen Beruf verfehlt zu haben," warf Henri ein.

„Ja, der Himmel weiß! Ich wäre lieber Koch geworden. Die feinere Küche in der Diplomatie ist ohnehin leider Gottes so ziemlich vorbei. Wir haben nur noch eine große Garküche, in der die verschiedenartigsten Köche herumhantieren. — Aber diese Krammetsvögel sind vortrefflich!"

„Sie denken sehr pessimistisch, mein lieber Vicomte!" sagte die Gräfin. Sie fürchtete einen Einfluß dieser Worte auf Henri, für dessen Zukunft sie gerade nach dieser Richtung hin bestimmte Pläne hegte. Sie sah zu Henri hinüber: kein Zug in seinem Gesicht regte sich — die ganze hohe Politik schien ihm völlig gleichgültig zu sein.

Mittlerweile wurde der Nachtisch serviert: frühe, goldig schimmernde Spaliertrauben, in denen die ganze Sonne dieses schon dem September sich zuneigenden Augusttages heimisch geworden schien. Dann große edle Blutpfirsiche, frische Feigen mit einem zartblauen Ton, gebräunte Edelbirnen, große gelbgestreifte duftende Äpfel, Mandeln aus der Provence, die ersten Nüsse. Alles lag auf frischen Rebenblättern, in einer prächtigen alten Fayenceschüssel, die mit tanzenden Amoretten bemalt war.

„Es ist alles," sagte die Gräfin mit liebenswürdigem Scherz, „was in meinen Gewächshäusern aufzutreiben war."

Gustav, der gerade einen köstlichen Pfirsich schälte, erwiderte mit dem sichtbaren Vergnügen des Gourmets: „Wie herrlich diese Früchte zu diesem Tage passen! Es ist, als ob sie den ganzen Duft des scheidenden Sommers eingesogen hätten. Eigentlich eine Barbarei, daß man diese herrlichen Gebilde der Natur prosaisch seinem Magen einverleibt! Allein", setzte er mit einem schalkhaften Augenaufschlag hinzu, „diese Racker sind eben gar zu appetitlich. Und wenn man sieht, Gräfin, wie Sie mit Ihren schönen Händen diesen duftenden Apfel schälen, so wird der Hunger nach solchen Genüssen nur noch reger. Man wähnt sich gleich im Paradies, und man wäre beinahe versucht, als sündiger Adam eine schöne Eva um einen Apfelschnitz zu bitten."

„Übertreiben Sie nicht Ihre Galanterie, mein lieber Vicomte!" sagte Susanne heiter in etwas spöttischem Tone. „Und Sie," fuhr sie fort, die großen Augen voll zu Henri wendend, „Sie, mein Herr, Sie nehmen nichts von meinen Früchten? Wollen wir eine Glücksmandel zusammen essen? Oder darf ich Ihnen diesen Apfelschnitz geben?" Sie reichte Henri den zerschnittenen Apfel auf dem Fayenceteller mit einer graziösen Bewegung ihrer Hand. Wie ein holder Traum kam ihr die Erinnerung zurück, da sie im Morgengrauen Adam und Eva auf den alten Gobelins hatte aufleuchten sehen.

Henri saß mit gefurchter Stirn. Gustav war ihm mit seinem lebemännischen Geplauder allmählich lästig geworden. Er dachte an die vergangenen Wochen, die vergangene Nacht, so schwer von Liebe wie von den Früchten dieses Sommers. Er dachte an die Zukunft, die unklar in seinem Haupte

wogte. Zerstreut nahm er einen der Apfelschnitze. Aber er aß ihn nicht, sondern legte ihn auf seinen Teller.

Susanne sah es. „Sie verschmähen die Frucht, die ich Ihnen zubereitet habe, Herr Vicomte?" fragte sie langsam. Es sollte scherzhaft klingen, allein es lag ein eigentümlicher Ton in ihrer Stimme.

„Verzeihen Sie, Gräfin! Ich war in Gedanken."

„Sie waren in Gedanken?" erwiderte Susanne, nun mit einem Schatten über dem schönen Gesicht.

Man trank als Abschluß des Frühstücks serbischen Kaffee aus kleinen Sevrestäßchen. Dazu wurde alter Kognak und Grand Chartreuse gereicht. Der Diener brachte in einem silbernen, mit buntem Email verzierten Täßchen russische Zigaretten, eine besonders feine Sorte, die Susanne aus derselben Quelle von ihrem Petersburger Aufenthalt her noch immer bezog.

„Gnädigste Gräfin gestatten, daß ein langjähriger Freund ihres Hauses sich ein Pfeifchen anzündet. Ich bin ja auch so dreist gewesen, im Sportanzug bei Ihnen zu erscheinen."

„Oh, bitte!" erwiderte Susanne. „Wir sind ja hier auf dem Lande.

Gustav zündete seine Pfeife an, und indem er behaglich im Nachgenuß des guten Frühstücks rauchte, sah er unter den halbgeschlossenen Lidern zu Henri hinüber. Sieh da! Da sitzt er nun stumm wie ein Stockfisch. Mein guter junger Freund Henri ist doch der alte Hamlet geblieben. Die schönste Frau, die ich kenne, legt ihm ihre Liebe wie einen Blumenstrauß auf den Tisch. Und er wirft nicht einmal einen Blick darauf. Ei, warte nur, mein Lieber! Bin ich schon einmal hier hereingeschneit, so will ich dich auch ein wenig aus deinem nonchalanten Genießertum aufstören.

Wie Susanne Henri so teilnahmlos dasitzen sah, begann sich der weibliche Stolz in ihrer Seele zu regen. Hatte sie Henri vielleicht zu sehr verwöhnt? War das Gefühl zu ihr nicht stark genug, seine Mißstimmung in ihm schweigen zu lassen? Was sollte in der Zukunft werden, wenn er jetzt bei diesem vorübergehenden Anlaß sich so unbeherrscht seiner Mißstimmung hingab? Sie mußte ihm zeigen, daß sie keine Lust habe, diesen Untugenden seines Temperaments nachzugeben.

So nahm sie eine Zigarette aus dem silbernen Kästchen, drehte sie spielend zwischen den schlanken Fingern und dankte, als Gustav ihr ein Zündholz reichte, mit einem besonders freundlichen Blick. Dann fragte sie nachlässig: „Und wohin führt Sie Ihr Weg, Vicomte?"

„Ich habe in den nächsten Tagen einer Segelregatta in Evian beizuwohnen," erwiderte Gustav. „Ich dachte mir das Winzerfest in Vevey anzusehen, allein es liegt mir nicht viel daran. Wenn Sie erlauben würden, Gräfin, so würde ich für den einen oder andern Tag hier in Ihrer schönen Zurückgezogenheit mir ein bescheidenes Quartier erbitten. Sie können mich in ein Bedientenzimmer legen. Sie wissen, ich bin nicht anspruchsvoll."

Susanne sah abermals zu Henri hinüber. Er saß da, immer in der gleichen, halb nachlässigen, halb gequälten Haltung, wie eine aus dem warmen Leben zur Statue gewordene Menschengestalt. Sie suchte wieder seinen Blick, aber wieder fand sie ihn nicht. Da verdunkelte sich ihr Gesicht von neuem, diesmal tiefer und schwerer.

Vielleicht — vielleicht war es gut für Henri, einige Tage durch die Außenwelt von ihr getrennt sein zu müssen? —

Ein leiser Windstoß schüttelte leicht die alten Bäume. Goldene Blätter rieselten herab, eins sank auf den Tisch.

Susanne nahm es auf ihre feine Hand und betrachtete es, ehe sie es zu Boden gleiten ließ. Dann sah sie verstohlen noch einmal nach Henri, der schweigsam an seiner Zigarette kaute. Sie meinte einen Augenblick, es werde in ihm einer jener Ausbrüche erwachen, die sie im Taumel ihrer Liebesstunden oft erschreckt und beglückt hatten. Oh, wäre ein solcher Ausbruch erfolgt! Sie wäre ihm vor seinem Freunde jauchzend um den Hals gefallen und hätte Gustav zugerufen: Gehen Sie, mein Herr! Hier ist heilige Stätte! Hier ist geweihte Stätte! Hier ist die Stätte einer Liebe, die Sie vielleicht nicht begreifen können, aber wegen deren Sie mich niemals mißachten können. Denn ich habe das Herz eines reifen Weibes dahingegeben, mit aller Armut der Liebesentbehrung durch Jahre hindurch und mit allem Reichtum einer unendlichen Sehnsucht. Ich habe ein Werk der Liebe vollbracht, ein Werk des Mitleids, ein Werk

das nicht danach fragt, was die Menschen davon denken. Dieses Paradies, das Sie so sehr bewundern, in das Sie einen flüchtigen Blick tun durften, ist nur für zwei Menschen geschaffen. Gehen Sie also, mein Herr, und gönnen Sie uns das Glück unsrer Einsamkeit!

Aber Henri schwieg. Mit zusammengekniffenen Lippen sah er zur Erde. —

Da erhob sich Susanne, stolz, kühl und schön. „Sie sind mein Gast, Herr von Marsac. Mein lieber, willkommener Gast!"

Gustav verneigte sich. Ihm war eigentümlich zumute. Er hatte eine feine Witterung für Liebesverwicklungen und nahende Zerwürfnisse. Beinahe machte er sich Vorwürfe, daß er diese Henri offenbar sehr unbequeme Gastfreundschaft erbeten hatte. Allein nun war es geschehen. Langsam erwiderte er: „Ich werde Ihre Gastfreundschaft nicht zu lange mißbrauchen."

„Oh, bitte," rief Susanne lebhaft, „bleiben Sie, so lange Sie Lust haben!"

Henri war blaß geworden. Er hatte seine kaum angerauchte Zigarette mit einer nervösen Gebärde tief in den Teller vor ihm gedrückt, so daß die Funken davonstoben. Dann erhob er sich. Und die beiden folgten einer einladenden Handbewegung Susannes nach der Kastanienallee.

*

Reinette d'Orbesson stand im Begriff, ihr achtzehntes Lebensjahr zu vollenden.

Sie hatte die Kinderschuhe ausgezogen und war des Pensionats überdrüssig geworden. Sie hatte über manches nachgedacht, halb klar, halb unklar, und fühlte aus ihrer starken und herben Natur heraus einen Durst nach Leben. Sie war keine phantastische Natur; dennoch überkam sie zuzeiten in dem ziemlich einförmigen Leben des Pensionats das Verlangen, eine Sensation zu haben. Vom Manne wußte sie nichts; der einzige, den sie näher kennen gelernt hatte, war Gustav von Marsac, ihr Vormund. Sie hatte ihn immer nur „Onkelchen" genannt, da sie wußte, daß er sehr gut zu ihrer Mutter war. Als Kind und als erwachendes Mädchen hatte sie mit ihm herumgetollt und über seine Witze gelacht. Allein er war nicht der Mann, den sie sich mitunter in heimlichen Träumen vorgestellt hatte.

Sie dachte manchmal über ihre Mutter nach, mit der sie einen spärlichen Briefwechsel geführt hatte. In den letzten Jahren hatten sie sich da oder dort gesehen, aber gerade über diesen Begegnungen hatte eine seltsame Kühle gelegen. Die Mutter, die ihr alle möglichen schönen Dinge gebracht hatte, war über eine sehr zurückgehaltene Grenze mütterlicher Zärtlichkeit nicht hinausgegangen, und die Tochter war viel zu stolz gewesen, sich der schönen, so eigenartig in sich gezogenen Mutter kindlich liebevoll zu nähern. Reinette erinnerte sich nicht mehr so recht an jene Tage, wo die Mutter so kühl zu ihr geworden war. Sie war ja damals noch halb ein Kind gewesen. Sie hatte es nicht so recht empfunden, wie tief sie in ihrem kindischen Eigensinn das Herz dieser Frau verwundet hatte. Sie hatte nichts gewußt und konnte nichts wissen von den stillen Kämpfen, die sich in der Seele Susannes vollzogen hatten. Sie fühlte sich einsam, und in den späteren Jahren ihrer Jugend hätte sie doch oft so gern ihrer Mutter gesagt: Hab' mich lieb. Aber dieses Wort, das ihr als Tochter einzig den Weg zum Herzen der Mutter erschlossen hätte, war nicht über ihre Lippen gekommen. Wohl fühlte sie, daß auch ihre Mutter einsam und liebebedürftig sei, doch immer sah sie die Mutter vor sich: schön, stolz, kühl, von einer gütigen, aber unnahbaren Freundlichkeit. Und immer wieder dachte sie an ihren Vater. War die Mutter auch gegen ihn so gewesen?

So hatte sich mit der Zeit eine Bitterkeit ihres Wesens bemächtigt, die doch eigentlich nur der Trotz eines jungen Mädchens war, das inmitten fremdgebliebener Menschen nach Liebe suchte, und die gemäß ihrem Temperament dennoch dieses Gefühl schamhaft vor sich zu verhüllen strebte.

Oft hatte sie in allem Herben ihres Wesens eine Trostlosigkeit, die sie nur mühsam niederkämpfen konnte.

Sie war zu verschlossen, um sich einem der Mädchen im Pensionat anzuvertrauen. Sie haßte dieses ewige Geplätscher nichtssagender Redensarten, dieses Getuschel, dieses Austauschen von Geheimnissen; denn sie fühlte in manchen Augenblicken, daß über ihrem Leben eine noch unbestimmte Tragik schwebe. Die Vorsteherin, die über ihr Wesen oft verzweifelt war, gab es auf, ihr Vertrauen einzuflößen; man ließ sie, wie sie war.

Zuweilen brach ein ungebändigter Drang nach Lebensfreude aus ihr hervor. Sie schwamm dann weite Strecken in den See

hinaus, auch bei starkem Wellengang, kehrte zu spät heim und hörte die sanften Vorwürfe der Vorsteherin mit Gleichmut an. Bei einer Tour, die das Pensionat im Jura unternommen hatte, war sie zum Entsetzen der Lehrerinnen in einem Lodenkostüm erschienen, um dann an einer Felsenpartie die waghalsigsten Klettereien zu vollführen, und als man sich halb totgeängstigt hatte, hatte sie allen Vorwürfen und Ermahnungen ein spöttisches Lachen entgegengesetzt. Einmal hatte sie sich in einer schönen Vollmondnacht an einem Seil aus dem Fenster herabgelassen, um im See zu baden. Manchmal telephonierte sie nach dem väterlichen Schloß: dann mußte der Reitknecht mit ihrem Pferd herunterreiten, und beide unternahmen lange Ritte, von denen sie erst spät in der Nacht heimkehrten, Ausflüge, die das Pensionat mit Erstaunen erfüllten. So war sie groß geworden. Aber niemand kannte ihr eigentliches Wesen. —

Elena Rodriguez, die Tochter eines Kaffeeplantagenbesitzers, ward dann in den letzten Monaten ihrer Pensionszeit ihre Freundin.

Elena war vom Leben arg umhergeworfen worden. Ihre erste Mutter hatte sie schon sehr früh verloren; in den ewig hin und her wogenden Kämpfen Zentralamerikas war diese auf eine seltsame Weise ums Leben gekommen. Sie hatte nahe vor einer Entbindung gestanden. Bei einem der Straßenkämpfe, in denen ihr Mann als Konsul seine spanischen Landsleute zu sichern gesucht hatte, hatte ein trunkener Negerhaufen das Pulvermagazin in der Nähe des Konsulathauses in die Luft gesprengt. Elenas Vater war mit knapper Not dem Tode entgangen. Auf Umwegen war es ihm gelungen, das Konsulathaus zu erreichen, um seine Frau, Elenas Mutter, an einer Frühgeburt sterbend vorzufinden. Elenas Vater verkaufte dann seine Kaffeeplantagen und siedelte mit Elena, die bei dem Unglück der Mutter sechs Jahre alt war, nach London über. Dort übernahm er die Direktion eines großen Importhauses und verheiratete sich mit einer Engländerin, die dem Wesen seines Kindes wenig Verständnis entgegenzubringen vermochte. Endlich kam man überein, Elena in die Pension zu schicken, in der Reinette ihre jungen Jahre verbrachte. Ab und zu kam ihr Vater, um dahin und dorthin mit ihr zu reisen. Es hatte Elena an nichts gefehlt. Aber eine Heimat und eine Mutter hatte sie nicht gehabt. Durch ihr Alleinsein war sie früh selbständig geworden. Sie bereiste Italien, Sizilien, Griechenland, Ägypten, studierte die Kunstschätze dieser Länder ohne eigentliche Vorbildung mit eisernem Fleiß. Ihr Sprachtalent, ihr Scharfblick, ihr Erfassungsvermögen brachten sie rasch vorwärts. Sie machte dann das Examen und gedachte sich dem mehr und mehr erwachenden Kunstgewerbe zuzuwenden. So faßte sie den Plan, nach Berlin zu reisen, um dort einen Wirkungskreis zu finden; da sie dort aber einige Jahre bleiben wollte und nicht wußte, ob sie nicht wieder nach England übersiedeln würde, wollte sie die Stätte ihrer ersten Erziehung noch einmal aufsuchen.

Die Engigkeit dieser Anstalt, in die sie einst ihre zweite Mutter gebracht hatte, war ihr jetzt bei der Wiederkehr erst so ganz zum Bewußtsein gekommen. Da sah sie Reinette. Das spröde, stolze Wesen gefiel ihr, und sie, die an Jahren und Erfahrung ihr weit Überlegene, näherte sich ihr: es schien ihr bei allem Troß im Wesen dieses Mädchens ein heimlich verborgener Schmerz zu liegen. Und eines Abends, als beide auf den purpurgoldbeglänzten Fluten des Neuchâteler Sees die Ruder eingezogen hatten und sich langsam dahintreiben ließen, vermochte sie es, aus dieser weichlösenden Abendstimmung heraus den Schlüssel zu dem Herzen Reinettes zu finden.

Elena hatte ihre klaren braunen mandelförmigen Augen, die ihre Abstammung von der kreolischen Mutter deutlich verrieten, fest und willensstark auf Reinette gerichtet, und unter dem ernsten Bann dieser Augen, die Reinette beim ersten Bekanntwerden Vertrauen eingeflößt hatten, hatte Reinette begonnen, die Siegel ihres Inneren zu lockern.

In dieser Stunde war's geschehen, daß Reinette unter Elenas eindringlichen Worten den Entschluß gefaßt hatte, ihrer Mutter einen langen, langen Brief zu schreiben.

„Sehen Sie, Kind," hatte Elena mit ihrer weichen Stimme zu Reinette gesagt, „ich stehe ganz fremd in der Welt. Aber Sie haben noch ein Herz, das Sie liebt, eine leibliche Mutter, die Sie unter Schmerzen geboren hat, eine Mutter, die gewiß auf Ihre Liebe wartet, die Sie nach Ihren Bekenntnissen zurückgestoßen haben. Ich will darüber nicht richten. Für Naturen wie die

Ihrige kann nur das Leben, vielleicht auch das Leiden, eine Lehrmeisterin sein. Aber die Liebe einer Mutter strahlt doch von allem auf der Welt die sonnigste Wärme aus. Ich", fügte sie traurig und nachdenklich hinzu, „habe keine Mutter. Für Sie gilt es, sich diesen Platz noch erst zu erobern. Eilen Sie, eilen Sie, auf daß Sie diesen Schatz nicht verlieren müssen!"

Elena war am nächsten Tage abgereist nach Fin-Haut, wo ihr Vater einige Tage mit ihr zubringen wollte. Wie gern hätte Reinette sie begleitet! Dort war eine große starke Bergwelt, die, von der Luft Savoyens überweht, reinigte und stärkte.

Als die Freundin abgereist war, dünkte Reinette ihre ganze Umgebung trotz der lieblichen Natur noch öder, leerer und kleinlicher. Ein wahrhaft verzehrendes Heimweh überkam sie. Aber hatte sie ein Heim? Würde sie jemals eins haben? Und sollte sie wirklich in kindischem Unverstand und mädchenhaftem Eigensinn die Liebe der Mutter verscherzt haben? War sie damals berechtigt gewesen, die Mutter zu fragen, ob sie ihren Vater geliebt habe? Und stärker erwachte der Gedanke an die Mutter in ihr.

Eines Nachmittags — leise, unaufhörliche Regentropfen, leise wie Tränen eines müden Schmerzes, woben See und Landschaft in ein silberschimmerndes Netz — griff Reinette zur Feder und schrieb ihrer Mutter einen langen Brief, in dem sie mit der Offenheit, die ihr eigen war, alles schilderte, was in ihr vorging. Sie adressierte diesen Brief nach Baden-Baden. Einige Tage schwebte sie zwischen Erwarten und Bangen. Endlich kam der Brief zurück mit dem Vermerk, daß die Adressatin abgereist sei, unbekannt, wohin.

Reinette hielt das Schreiben in den Händen. Sie besah die plumpe Schrift des Briefträgers, der die Bemerkung daraufgeschrieben hatte. Dann legte sie den Brief auf den Tisch und dachte nach. Wo mochte die Mutter sein? Seltsam, daß sie ihre Adresse nicht hinterlassen hatte! Schwerer und drückender fiel die Last ihrer Einsamkeit über sie. Vielleicht war die Mutter in Paris?

Reinette nahm also den Brief, schnitt das Kuvert auf und entfaltete die Blätter. Noch einmal las sie das ganze Schreiben durch, und aus dem erneuten, stärkeren Gefühl ihrer Einsamkeit schrieb sie noch einige recht innige Worte hinzu. Dann tat sie den Brief in ein andres Kuvert, adressierte ihn an die kleine Villa, die ihre Mutter in der Nähe von Paris zu bewohnen pflegte, und schickte ihn mit dieser neuen Adresse nach Paris. Sie trug ihn selbst auf das Postamt.

Eine Woche verstrich. Dann hielt sie den Brief wieder in Händen. Auch in Paris war die Mutter nicht. Kümmerte sie sich so wenig mehr um ihr Kind, daß sie in der weiten Welt umherreiste, ohne auch nur ihre Adresse zu hinterlassen? Man konnte ja sterben und verderben in all der Zeit. War sie so häßlich gegen die Mutter gewesen, daß sie dieses grenzenlose Verlassensein verdiente? Konnte das einstmals unbedacht gesprochene Wort mit so grausamer Deutlichkeit im Herzen einer Mutter haften bleiben?

Reinette ging einige Tage wie verwandelt umher, und es regte sich etwas in ihr, bei aller Niedergedrücktheit, wie gekränkter, verwundeter Stolz. Die Vorsteherin, die diese Veränderung wohl bemerkt hatte, und die sie bat, sich ihr anzuvertrauen, wies sie mit kurzen Worten ab.

Dann, nach diesen Tagen innerer Kämpfe, ward ihr der Aufenthalt im Pensionat unerträglich. Sie erbat sich die Erlaubnis, auf einige Zeit den nahgelegenen Landsitz ihrer Mutter aufsuchen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde ihr um so lieber gewährt, als die Vorsteherin es für das beste hielt, dieses seltsame Mädchen sich selbst zu überlassen.

Susanne d'Orbesson, Henri zur rechten Seite, Gustav zur linken Seite, war die breite Allee zwischen den Kastanienbäumen langsam hinabgeschritten. Sie lauschte mit gesenktem Haupt dem Geplauder Gustavs, der das Beklommene und Unbehagliche der Situation zu verscheuchen bemüht war.

Susanne hörte nur mit halbem Ohre zu. Noch immer brannte in ihrer Seele das Gefühl, daß Henri die ihm dargebotene Frucht zurückgewiesen hatte. Es war, wie es oft zu sein pflegt: Menschen können sich in großen Dingen groß erweisen, doch irgendeine Kleinigkeit, im Grunde betrachtet ein Nichts, bohrt sich in ihr Wesen hinein wie der feine Stachel eines Insekts in eine vollreife Frucht. Kaum sichtbar ist der Stich, aber so leicht kann sein Gift weiterfressen.

Warum blieb Henri stumm? Susanne warf wieder einen Seitenblick nach ihm; das

Versteinerte in seinem Gesicht beängstigte sie und erfüllte sie zugleich mit Bitterkeit. Durch das leichte Geplauder Gustavs, dessen galante Wendungen dem Hin- und Herschwirren behender Sommervögel glichen, zogen ihre schweren Gedanken mit schwarzen Fittichen ihre quälende Bahn. Aufs neue tauchte die bange Frage in ihr auf: Hatte sie Henri vielleicht zuviel gegeben? Zuviel aus dem unerschöpflichen Quell ihrer Liebe, die des Spendens nimmer müde ward? Sollte er ihrer müde sein? — Ein furchtbarer Gedanke, der ihr Herz zusammenkrampfte und ihr das Blut aus den Wangen und Lippen hinabtrieb, daß für einige Augenblicke eine geisterhafte Blässe über ihrem Antlitz erschien. Sollte sie, das bewußte Weib, am Ende das Opfer einer jener flüchtigen Neigungen geworden sein, von denen Henri ihr in vertrauten Stunden gesprochen hatte?

Aber gerade sie hatte ja das Große in seinem Leben sein wollen. Gerade sie hatte Größe und Wärme mit dem Feuer ihrer Sehnsucht in sein halb erloschenes Leben bringen wollen. Wie eine Priesterin das heilige Feuer der Vesta, so hatte sie für ihn und für sich diese Liebe mit bebenden Händen beschirmen wollen.

Und nun? Stumm und starr wie ein Standbild schritt er neben ihr her. Sie ahnte nicht, was in ihm vorging.

Gustav, der die auffallende Blässe der Gräfin bemerkt hatte, fragte besorgt: „Gräfin, ist Ihnen nicht wohl?"

Sie gab sich einen gewaltsamen Ruck. „O nein, Gustav."

Henri erbebte bei dieser vertraulichen Anrede, obgleich er wußte, daß sie seinen Freund früher öfters so angeredet hatte.

„O nein, Gustav," sagte sie heiter lächelnd. „Ich freue mich, daß ich Sie einige Tage als Gast haben werde. Man lebt hier so einsam, und Sie wissen, mein lieber Gustav, wie sympathisch mir immer ihr philosophisch gelassenes und liebenswürdiges Wesen war. Oh, wir werden uns recht gut amüsieren in diesen Tagen. Wir werden rudern. Auch habe ich ein allerliebstes kleines Segelboot, in meiner Garage fehlt das unvermeidliche Auto nicht, ein Pferd kann ich Ihnen auch zur Verfügung stellen; wir werden fischen; ein Platz zu Tennis und Golfspiel ist auch da. Vielleicht können wir auch Rebhühner schießen. Kurz und gut: Sie werden sich hier sicher nicht langweilen, Vicomte."

Donnerwetter! sagte Gustav zu sich. Das ist ja ein ganzer Platzregen von Liebenswürdigkeiten, der da auf mich herniedergeht. Womit habe ich armer Sterblicher das verdient? Aber ich sehe schon: auf den Sack schlägt man, und den Esel meint man. Ganz gut, mein lieber Henri! Sie soll ihn nur etwas schrauben, damit er sieht, was für ein Wesen er vor sich hat.

Er wollte eben einige wohlgesetzte Worte des Dankes erwidern, da stieß Andruschka, das Windspiel, das ihnen zur Seite geschritten war, ein lautes Gebell aus. Mit rasenden Sprüngen eilte es die Allee nach dem Schlosse hin und dem Parktor zu.

Die drei sahen sich um.

In der halbgeöffneten Parktür stand ein junges Mädchen. Es hatte goldblonde Haare mit einem rötlichen Schimmer, die in der mildgoldenen Herbstsonne wundersam aufleuchteten. Es war ganz in Weiß gekleidet. In der rechten Hand schaukelte ein breitrandiger Panama mit einem einfachen schwarzen Sammetband. Andruschka, mit tollen Sprüngen um sie herumtanzend, konnte nur mit Mühe von ihr abgehalten werden. Sie streichelte ihn. Dann kam sie, den Hund zur Seite, an den Beeten von spätblühenden Rosen, vielfarbigen Fuchsien und starkduftenden Heliotropen den Kiesweg entlang, der zu der Kastanienallee führte. Ihr Schritt war leicht und elastisch. Die Jugend schritt mit ihrem fordernden Recht in diesem beschwingten Körper, mit diesen sicher auftretenden weißbeschuhten kleinen Füßen in den Park herein. Und immer floß der Goldglanz ihres Haares um ihr Mädchengesicht und ihre Mädchengestalt.

„Ah!" rief Gustav in freudigem Erstaunen. „Da ist ja Ihre Tochter, Gräfin!"

Die Gräfin hob die großen schwarzen, etwas müde gewordenen Augen nach Reinette hin. Es war ihr, als hefte sie etwas an den Boden fest, als presse ihr etwas die Stimme. Dann sagte sie langsam und fast mühsam: „Meine Tochter."

Reinette war beim Anblick ihrer Mutter, Gustavs und des ihr völlig unbekannten Mannes an der Seite ihrer Mutter mitten im eiligen Hereinschreiten zögernd stehengeblieben. Mit unsicher fragenden Blicken stand sie in der Allee. Und nun mischte

sich das grüne Licht der Bäume ringsumher mit dem rötlichen Goldschein ihres Haares und streute leise grüngoldene Schatten über ihr zartes, jugendschimmerndes Gesicht, das den milchigen Teint und das Zartrosafarbene der Wangen solcher Blondinen zeigte. Noch einen Augenblick fragten und forschten ihre großen hellblauen Augen, dann eilte sie auf ihre Mutter zu, und auch die Gräfin schrak aus ihrer Erstarrung auf, um ihrer Tochter entgegenzugehen.

„Mama!" rief Reinette mit ihrer hellen Mädchenstimme. „Du bist hier? Ich habe dir nach Baden-Baden und nach Paris geschrieben. Und nun finde ich dich auf unsrer Besitzung, ganz in meiner Nähe. Du bist wohl erst vor einigen Tagen gekommen?" Sie faßte mit einer reizend raschen Bewegung die Hände der Mutter. Sie waren kalt. Sie küßte sie mit ihrem unberührten Mund auf beide Wangen. Auch die Wangen der Mutter waren kalt. Die Mutter küßte sie wieder. Und auch ihre Lippen waren kalt.

Reinette zog ihre Hände langsam zurück. Oh, wenn die Mutter ihren Brief gelesen hätte, sie hätte nicht diese Eiseskälte in ihr junges, nach Liebe begehrendes Gemüt hineintragen können! Es war Reinette, als würfe eine plötzlich vorüberziehende Wolke einen fahlen, kühlen Schatten in die lachende Wärme dieses sonnigen Augusttages.

Dann begrüßte sie Gustav. Als sie in sein freundlich lächelndes Gesicht mit einem herzlichen Willkommgruß in den Augen schaute, da löste sich die Befangenheit, die sie jählings überkommen hatte. „Guten Tag, Onkelchen!" Sie redete ihn vertraulich an wie in früherer Zeit, stellte sich auf die Zehen, reichte ihm die Hände und bot ihm die Stirn zum Kuß.

Er küßte ihre Stirn mit einer liebenswürdigen Bonhomie, dann sagte er väterlich bewundernd: „Sie sind ja ein Fräulein geworden! Und wie schön Sie sind, Reinette! Sie machen Ihrem Namen alle Ehre. Wie ein frischer Apfel lachen Sie in das Leben. Man möchte gleich hineinbeißen. Der reinste Apfel der Hesperiden!"

„Ach, Onkelchen!" erwiderte Reinette mit lachenden Augen. „Ich komme eben aus der Pension und bin diese Komplimente nicht gewöhnt. Dort hat man nicht viel für mich übriggehabt. Ich war der Schrecken meiner Pensionsmama und ein willkommener Gegenstand der Kritik und des Entsetzens für die andern Pensionstöchter. Oh, die Pension wird von mir noch reden in den spätesten Tagen! Ich war wie ein ungebärdiges Füllen, das man unter eine fromme Schafherde gebracht hat." Bei diesen Worten fühlte sie, ohne es zu sehen, daß die Augen des ihr unbekannten Mannes an der Seite ihrer Mutter einen Augenblick auf ihr ruhten.

„Reinette!" mahnte die Gräfin. Und dann, die Situation überwindend, sagte sie mit vollkommenster Beherrschung: „Darf ich dir einen Freund deines Vormundes vorstellen? Herr Vicomte von Champfleury — meine Tochter Reinette."

Beide verneigten sich, ohne sich anzusehen.

„Reinette," sagte Gustav, „meine kleine Reinette, mein allerliebstes Mündel, wir haben ein herrliches Programm für die nächsten Tage entworfen. Sie werden sicher zufrieden sein mit dem maître de plaisir."

„Ach," erwiderte Reinette lebhaft, und dabei bekamen ihre Augen den Glanz eines Kindes, das von süßen, noch nicht genossenen Früchten hört, „ich hoffe, daß ich auch einmal etwas vom Leben haben werde. In dieser garstigen Pension ist es entsetzlich langweilig gewesen." Sie schnupperte mit ihrem feinen Näschen in der Luft, als könne sie den Duft dieser verheißenen Genüsse einatmen. „Ich bin bei allem, Onkelchen, was Sie vorschlagen. Ich gehe durch Dick und Dünn."

„Ja, und wenn es die Gräfin erlaubt," fuhr Gustav fort, „so nehme ich Sie in meinem Auto mit zu einer Segelregatta in Evian. Sie wissen, die feine Welt von Paris trifft sich gern dort. Sie stehen unter meinem väterlichen Schutze."

Um Henris Lippen zuckte es. Bei aller Gespanntheit dieses Augenblicks mußte er an die kleine Adele denken, mit der Gustav zusammentreffen wollte. Er ist verrückt! dachte er, und währenddessen betrachtete er das junge Mädchen unter den halbgeschlossenen Wimpern, scheinbar nachlässig, aber scharf beobachtend.

Reinette bohrte mit dem kleinen weißen Stiefelchen in dem Kies. Dann zuckte sie mit den Achseln und sagte nachdrücklich, mit einer ernsten Offenheit in ihrer klaren Stimme: „Ihr Anerbieten ist sehr liebenswürdig, Onkel-

chen, aber ich möchte einige Tage bei meiner Mutter bleiben. Ich habe sie so lange nicht mehr gesehen. Und dann ist es hier so schön, daß mir die ganze Pariser Welt gestohlen werden kann, die sich in Evian zusammenfindet. Ich liebe den Genfer See nur im Oktober und im November. Im August ist es dort unausstehlich heiß." Bei diesen Worten hatte Reinette ihre vollen, von einem Stahlglanz schimmernden Augen auf ihre Mutter gerichtet.

Susannes Augen sahen ruhig zu Boden. „Unser Freund Gustav", sagte sie dann langsam, „übertreibt seine Liebenswürdigkeit. Als Preisrichter bei einer Segelregatta wird er ein junges Mädchen nicht brauchen können. Eine Segelfahrt können wir auch hier auf dem See veranstalten. Ich werde Sulpice beauftragen, daß er das Boot instand setzt. — Übrigens, willst du nachserviert haben?"

„O ja, Maminka! Ich habe einen schrecklichen Hunger. Komm, Andruschka!" Sie verneigte sich. Dann sprang sie mit behenden Füßen dem Schlosse zu; das Windspiel umtanzte sie freudebellend. Aber mitten in diesem jungenhaften Davonlaufen kehrte sie plötzlich um und sagte zu ihrer Mutter: „Ach bitte, Maminka, Sulpice soll erst meinen Koffer von der Bahn holen. Und hier," fügte sie leiser, fast schamhaft hinzu, „hier ist der Brief, den ich dir geschrieben habe. Aber — du sollst ihn erst lesen, wenn ich wieder fort bin." Abermals streifte sie mit einem flüchtigen Blicke Henri. Dann hüpfte sie davon wie ein kleiner Junge. Ihre kleinen weißen Schuhe ließen den Kies aufwirbeln. Henri sah ihr nach, wie sie unter dem Schloßportal verschwand.

Dem blauen Augusttag war ein ziemlich trüber Morgen gefolgt. Der See war unruhig. Leichte weiße, wie Silberblitze auftauchende Wellenkämme liefen unter dem böigen Winde eilig über das Wasser. Die Berge waren verhüllt; man sah nur die Vorberge. Der alte Bootsmann, der unten am Landeplatz mit dem Segelboot wartete, zuckte auf die Frage Gustavs, ob es Regen geben werde, philosophisch mit den Achseln.

Neben dem Segelboot, dessen mit dem Wappen des Hauses geschmückter Wimpel unruhig hin und her gepeitscht wurde, lag noch ein Motorboot, das manchmal der Koch oder der Gärtner benutzte, um in die Stadt zu fahren, wenn das eine oder das andre für den Haushalt zu besorgen war. Außerdem gab es noch ein sehr niedliches, aber durch die Witterung etwas mitgenommenes Kielboot. Reinette fuhr manchmal damit, wenn sie einen oder den andern Tag auf dem Schlosse verweilte. Etwas abseits, versteckt unter alten Ulmen und Trauerweiden, stand das Badehäuschen.

Es war elf Uhr morgens. Gustav befand sich in rosigster Laune, hatte er doch zum Frühstück einen ausgezeichneten Bordeaux serviert bekommen. Jetzt prüfte er, seine unvermeidliche kurze Pfeife zwischen den Lippen, das Boot mit fachmännischen Blicken.

Susanne, etwas blaß und müde aussehend, in einem eng anliegenden hellgrauen Cheviotkleid, einen großen grauen Sammethut auf dem Haupt, stand etwas abseits und sah auf den bewegten See hinaus. Henri war noch nicht gekommen. In diesem Spähen und Warten fühlte sie aufs neue, wie sehr sie ihn liebte. Wie die Wellenkämme des Sees tauchten Empfindungen, Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen, selige Glücksträume und Stunden der Sehnsucht in ihr auf. Sie hatte die Nacht über schlecht geschlafen: tausenderlei war ihr durch den Kopf gegangen. Erst gegen Morgen hatte sie einen kurzen, unruhigen, von bangen Träumen erfüllten Schlaf gefunden. Sie zuckte nervös mit den Lippen. Wo nur Henri bleiben mochte?

Auch Reinette war ungeduldig. In ihrem hellbraunen Lodenkleid, einen kecken Gaminhut auf den üppig quellenden Haaren, sprang sie endlich mit einer raschen, knabenhaften Bewegung in das Boot, über die Sitze hinweg und an den Steuersitz. „Ich steure!" sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Ich vergehe vor Ungeduld, wieder einmal Segelboot zu fahren. In der Pension habe ich es nur selten und heimlich tun können, denn die Vorsteherin hatte immer Angst um mein Leben. Hören Sie, Onkelchen, wenn Ihr Freund jetzt nicht bald kommt, dann fahren wir ohne ihn fort. Mich verzehrt die Ungeduld. Es ist so ein prächtiges Segelwetter! Hui! Wir schießen dahin wie die Fische im Wasser! — Oder soll ich lieber das Segel bedienen helfen?"

„Danke schön!" erwiderte Gustav. „Ich werde schon selbst damit fertig."

„Man merkt nicht, Onkelchen," sagte Reinette, „daß unser Bordeaux Sie sonderlich

erwärmt hat. Sie sind so kurz angebunden wie ein alter Schiffskapitän." Sie sah ihn schmollend an. Dann lachte sie.

Gustav sog an seiner Pfeife, nahm sie aus dem Mund und füllte aus seinem ledernen Tabaksbeutel neuen Tabak ein. Dann sagte er bedächtig und mit einer komischen Würde: „Ich bin Ihr Vormund, Reinette. Ich muß also eine Respektsperson für Sie sein. Ich könnte am Ende wieder in den Verdacht kommen, allzu liebenswürdig zu sein." Bei diesen Worten warf er einen beobachtenden Blick nach der Gräfin hinüber, die hastig einen Zweig der großen, bis ins Wasser herabhängenden Trauerweide zwischen den schönen Fingern drehte. Gustavs Augen wanderten von der Mutter zur Tochter. Und dann wieder von der Tochter zur Mutter. Und er dachte bei sich: Wenn ich Freund Henri wäre, so ginge es mir vielleicht wie dem Esel Buridans, der zwischen zwei Heubündeln steht und nicht weiß, welches von beiden ihm besser mundet. Gott sei Dank, daß ich meine kleine Adele habe! Da bin ich frei von allen Verwicklungen. Höchstens, daß sie mich mit einem Modellhut für sechshundert Frank in Geldbeutelschmerzen bringt.

Reinette stieß einen hellen Schrei aus. „Endlich!" rief sie. „Da kommt Ihr Freund geschwommen. Was er für ein niedliches Boot hat! Und wie schick er aussieht! Nur macht er ein finsteres Gesicht. Nun, vielleicht wird er noch lustiger."

Susanne hatte sich mit einer jähen Bewegung umgewendet. Niemand sollte sehen, welch eine verräterische Röte ihr blasses Gesicht bedeckt hatte.

Henri, in einem weißen Sportanzug mit blauer Mütze, kam mit mächtigen Ruderschlägen näher. Er ruderte hastig an Land, der Bootsmann zog das Schiff auf das kiesige Ufer und schob es hart bis unter die Weide. Henri sprang mit leichten Füßen heraus. Dann verneigte er sich vor Susanne, indem er ihre Hand faßte und sie mit einem Kusse streifte: „Gräfin, Sie werden verzeihen. Ich bin etwas zu spät gekommen. Aber der aufspringende Wind hat mir zu schaffen gemacht."

Susanne ließ einen Augenblick ihre Hand in der seinigen. Sie hatte einen heimlichen Druck der Finger erwartet, ein Beben sehnsüchtiger Gefühle, eine stumme Aussprache ihrer Hände, eine erneute stille Besitznahme ihres Wesens, ein schmerzliches Bedauern, daß von gestern auf heute so viel Fremdes und Trennendes zwischen sie getreten sei. Allein — war es Scheu, war es Befangenheit, war es die Flüchtigkeit seiner eiligen Ankunft? — ihre Hand, die in Stunden stillen Glückes so oft beredt sich mit der seinen verschwistert hatte, sie fühlte heute nichts von dieser heimlichen Sprache.

Da zog sie ihre Hand aus der seinen zurück und sah ihn an. So seltsam verwandelt, so jugendlich, so entfernt von ihr im Abstand des Alters, bei aller seiner Melancholie, kam ihr Henri heute vor.

„Vorwärts, vorwärts, meine Herrschaften!" rief Reinette übermütig. „Wir müssen einholen, was wir durch den Herrn Vicomte versäumt haben! Maminka, wo willst du sitzen?"

Die Gräfin suchte die Augen Henris, aber die waren mit einem unbestimmten Ausdruck auf den See hinaus gerichtet. Da sagte sie mit einer erzwungenen Leichtigkeit in der Stimme: „Ich werde bei Gustav sitzen, auf dem mittleren Sitz. Ich werde Ihnen das Segel bedienen helfen, Gustav."

In Henris Gesicht stieg eine leise Röte. Aber er bezwang sich und sagte langsam: „Dann werde ich den Hintersitz einnehmen. Ich fahre so gewissermaßen als blinder Passagier." Damit reichte er Susanne die Hand zum Einsteigen. Sie war kalt, aber dieses Mal fühlte Susanne ein kurzes Beben in seinen Fingern. Er zog die Hand rasch zurück.

Reinette ärgerte sich ein wenig. Sie hätte gern aus diesem steinernen Gast einige Funken herausgeschlagen; nun sah sie ihn kaum während der ganzen Fahrt! Mit einem Male stand sie auf, reckte sich in ihrer vollen Jugendlichkeit und sagte zu Henri hinüber: „Ach, Herr Vicomte, dort unter der mittleren Bank steht ein Körbchen mit Birnen. Sulpice hat sie mir ins Boot gebracht. Wissen Sie: Sulpice ist mein erster und einziger Verehrer. Abgesehen von meinem Freund Andruschka."

„Oho!" sagte Gustav.

„Reichen Sie mir eine dieser Birnen, Herr Vicomte!" fuhr Reinette fort.

Henri nahm eine der Früchte. Reinette war etwas vorgeschritten und beugte ihren geschmeidigen Körper Henri entgegen. Sie nahm mit ihrer warmen Hand die goldgelbe

Birne aus seinen kühlen, gelassenen Fingern. Einen Augenblick berührten sich flüchtig ihre Fingerspitzen, einen Augenblick kreuzten sich ihre Blicke.

Reinette aß ihre Birne mit der Schnelligkeit eines kleinen Jungen. „Oh, das war fein!" Mit diesen Worten warf sie den Überrest der Birne in das Wasser. Dann reckte sie ihre beiden Arme in die Luft, und ein jauchzender Ruf kam aus ihrer Brust.

In diesem Augenblicke brach die Sonne durch. Ihr Glanz beleuchtete Reinette, wie sie im Boote stand. Er warf Gold auf ihr blondes Haar, daß es wie Feuer glänzte; er warf Gold auf ihr zartes und doch energisches Mädchengesicht; er streute Gold in die flutenden Wellen. Die Berge begannen lichter zu werden. Man sah in der Ferne Schneehäupter aufblitzen.

„Und jetzt los!" rief Reinette. „Adieu!" sagte sie, die Hand in der Luft schwenkend, „Adieu, Pensionat! Ins Leben hinein! Oh, wie ich mich freue, frei zu werden!"

Der alte Bootsmann stieß das Boot ab, und wie es hinausglitt, sagte Gustav, indem er das Ruder ergriff: „Darf ich Sie bitten, Gräfin, ein wenig mitrudern zu wollen? Nur, bis wir in tieferem Wasser sind."

Susanne hatte das Ruder schon ergriffen. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt. Straff aufgerichtet saß sie da, blaß und stolz. Sie vermied es, ihre Tochter anzusehen.

Reinette beugte sich vor. „Maminka, sitzest du gut? Oder willst du lieber mit mir den Platz tauschen?"

„Nein!" erwiderte die Gräfin kurz.

Wohin fahren wir?" fragte Gustav. „Das Wetter ist etwas zweifelhaft. Allein es ist Herbstwetter. Und ich glaube, daß es aufklärt. Sehen Sie, da kommt schon so ein Fetzen Himmelblau. Wie wäre es, wenn wir hinüber nach Estavayer führen? Ich habe so eine dunkle Erinnerung, als ob es ein reizendes altes Städtchen sei. Es gibt da eine Burg, eine Stadtmauer, mit einem Wort: Romantik. Auch soll man ziemlich schlecht zu Mittag essen. Was halten die Herrschaften von dieser Idee?"

„Puh!" sagte Reinette mit einer vorlauten Geringschätzigkeit. „Da hätte ich nur gleich in meinem Pensionat bleiben können. In Estavayer gibt es auch Pensionate." Dabei verdrehte sie die Augen in einer komischen Weise. Dann aber setzte sie resigniert hinzu: „Wenn es Mama recht ist" — sie zögerte ein wenig und blinzelte zu Henri hinüber, der unbeweglich dasaß —, „dann fahren wir in Gottes Namen nach Estavayer!"

Das Boot kam eine Zeitlang unter den Wind und lag ziemlich schief. Ab und zu spritzte eine Welle herein, und Henri schöpfte mit der gleichgültigen Pflichtmäßigkeit eines Beamten das Wasser heraus. Dann wieder war der See ruhiger. Die Sonne kämpfte die Nebel nieder, und mit einem Male blinkte weit in der Ferne ein schneeleuchtender, langgestreckter Bergzug: der Montblanc. Der See spielte in Grau, Blau und Gold, die immer ferner rückenden Ufer schienen in den durchsonnten Duft dieses Herbstvormittags langsam zu versinken. Eine leichte, aber frische Brise schwellte die Segel des Bootes. Mit mäßiger Schnelligkeit glitt es dahin. Niemand sprach ein Wort, die aufglänzende früchteschwere Natur rings um sie her machte alle verstummen und ließ sie im Anschauen ihrer Herrlichkeit doch still in sich hineinhorchen.

„Das ist ein prächtiges Segelwetter," rief Gustav, „und Mama Sonne hat sich auch eingestellt. Ich schätze: in einer Stunde werden wir in Estavayer sein."

„Renommiere nicht!" bemerkte Henri trocken.

„Mein Junge," entgegnete Gustav, „du bist heute nicht sehr freundschaftlich gegen mich. Aber ich kenne deine Launen, und ich schwärme für den allgemeinen Frieden. Zurzeit haben wir Diplomaten ja nichts zu tun, als Friedensnotizen in die Zeitungen zu lancieren. England versichert, gegen Deutschland nie etwas im Schilde geführt zu haben; Deutschland hinwiederum behauptet, die friedlichste Macht der Welt zu sein; Mütterchen Rußland liebäugelt mit allen Staaten, bei denen es einen Pump anlegen kann; die schöne Marianne ist schwach genug, diesen Lockungen nicht widerstehen zu können, und hat eine allzeit offene Börse für Väterchen Zar; Italien macht einen Fischzug in Tripolis; der kranke Mann in der Türkei muß sich fortwährend Amputationen gefallen lassen; John Bull befindet sich in Präsidentschaftskrisen; China hat sich seinen Zopf abgeschnitten und wird eine Republik; in Japan ist der Mikado gestorben, und man kleidet

sich dort europäisch. Alle aber behaupten, sie wollten nur das Beste und den Frieden. Gott sei Dank, daß ich den Schwindel für einige Wochen los bin. Ich setze mich nach Saas Fee hinauf, genieße dort Gletscherluft und bezwinge gewaltige Bergriesen."

„Herrgott," rief Reinette lebhaft aus, „da möchte ich gleich mit, Onkelchen! Können Sie mich nicht in Ihren Rucksack stecken? Allerdings esse ich Ihnen dann alles auf, was Sie darin haben."

„Ja," sagte Gustav lachend, „es scheint mir wirklich, daß Sie Lust haben, alles aufzuessen. Sie sind bereits bei der zehnten Birne angelangt."

In der Tat hatte Reinette den Korb mit den Birnen zu sich hergezogen, und nun aß und plauderte sie mit der Lust und Unbekümmertheit, die nur die Jugend kennt. Sie war bei den Worten Gustavs etwas rot geworden. Dann sagte sie lachend: „Sie zählen mir also die Birnen in den Mund! Das ist nicht schön von Ihnen, Onkelchen. Wenn ich Ihnen nun die Pfeifen nachzählen wollte, die Sie sich seit unsrer Abfahrt gestopft haben?"

Susanne saß bei diesen Gesprächen blaß und stumm da. Das Geplauder tat ihr wehe, als fühlte sie dunkel, daß in der Jugend ihrer Tochter etwas von jener Sieghaftigkeit liege, die sorglos und trotzig ihren Weg schreitet. Es mochte sein, daß die Tochter aus ihrer übermütigen Laune heraus in das blasse Antlitz und die halb von den langen Wimpern überschatteten Augen der Mutter sah. Mit einem jähen Temperamentsausbruch kniete sie in rascher Bewegung vor ihr nieder und fragte: „Mama! Maminka! Du siehst so traurig aus! Was ist dir? Freust du dich nicht, daß ich bei dir bin?" Und sie barg ihren Kopf in den Schoß der Mutter.

Susanne sah auf sie herunter, streichelte ihr Haar und sagte mit einem seltsamen Ausdruck in der Stimme: „Warum sollte ich mich nicht freuen?"

Gustav, der mit dem Segel beschäftigt war, bemerkte in seiner phlegmatischen Weise: „Aber jetzt keine Gefühlsausbrüche mehr! Sonst fallen wir ins Wasser."

Reinette hatte sich schweigend auf ihren Platz am Steuer gesetzt. Es überwehte sie ein kalter Hauch des alten Fremdseins. Aber wenn die Mutter erst ihren Brief gelesen haben würde, dann, ja dann würde die Mutter alles verstehen und verzeihen. Und dennoch grub es sich in ihr Herz hinein, daß die Mutter so wenig Worte für sie gefunden hatte.

Die Mauern und Türme von Estavayer zeigten sich allmählich. Ein silberner Nebel tauchte das ganze alte Städtchen in einen bezaubernden Märchenduft. Indem man näher kam, wurde alles farbiger und leuchtender, ein Blitzen der Herbstsonne lachte aus den Fenstern der alten Häuser, der volle Mittagszauber, in dem noch alle Wärme des Sommertags lebte, wob über der Stadt.

Nachdem man gelandet war, ging man durch die anheimelnden Gassen der Burg zu. Hoch erhob sich der ehrwürdige Turm über den alten Wallgräben, in denen Gärtchen mit früchteschweren Obstbäumen, Äpfeln, die wie auf grausilberne Seide gestickt mit roten Farben glänzten, hohen Walnußbäumen und dem Gewirr vielfarbiger Herbstblumen dalagen.

Sie wanderten in dem alten Gebäude herum, dessen grasbewachsener Boden und moosgrünes Mauerwerk sich wie ein Greis behaglich im warmen Licht des beginnenden Augustnachmittags sonnte. Der Schloßwärter zeigte ihnen die üblichen merkwürdigen Dinge, die in solchen Burgen zu sehen sind. Dann fragte er, ob die Herrschaften den Turm besteigen wollten, man hätte dort eine herrliche Aussicht.

Susanne, die müde war und das Gefühl hatte, mit sich allein sein zu müssen, wollte sich lieber auf einer der Bänke in der Nähe des Schlosses ausruhen, und auch Gustav sagte lachend: „Ich verzichte auf diesen Genuß. Ich habe schon so viele alte Türme in meinem Leben bestiegen, daß ich mir diesen Turm schenken kann. Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten, Gräfin, wenn Sie es gestatten."

Susanne nickte.

„So werde ich allein gehen!" sagte Reinette. „Oder haben Sie Lust, Herr Vicomte, die Aussicht mit mir zu bewundern?"

Henri sah die Gräfin an, die das Auge mit einem starren Ausdruck geneigt hielt. Oh, hätte sie jetzt einen Blick für ihn finden können! Aber nun war ihr immer gespannter gewordenes Innere kälter und starrer, als sie selbst wünschte. Die verhängnisvolle Bahn gegenseitiger Mißverständnisse und quälerischer Empfindlichkeiten war nun ein-

mal beschritten worden. Je tiefer das Gefühl Susannes war, desto schwerer mußte der Bann auf ihr lasten, den Henris peinigendes Schweigen über ihr Wesen gesenkt hatte. Sie konnte und wollte Henris Blicken jetzt nicht begegnen.

Henri sah in die lachenden Augen Reinettes. Es lag etwas unbewußt Lockendes darin, und er dachte sich, es sei unhöflich, der Aufforderung Reinettes nicht Folge zu leisten. „Ich werde mit Ihnen gehen," sagte er langsam.

Der Turmwächter schloß mit großer Geschäftigkeit und Wichtigkeit die Tür auf, und dann tauchten die beiden in das Halbdunkel der Treppe, die in den Turm hinaufführte.

Gustav, der sich unterwegs einigermaßen über die beste Gelegenheit zu einem Frühstück orientiert hatte, schlug vor, man solle in ein Hotel gehen in der Nähe des Bahnhofs, das ihm als gut empfohlen war. Allein Reinette, die ihren Kopf durchsetzen wollte, hatte die Marotte, in der Nähe des Sees speisen zu wollen. Sie hatte beim Heraufschreiten vom Strande ein etwas verfallenes Gasthaus gesehen, das eine Vigne und ein ziemlich verwahrlostes, aber gerade darum romantisch lockendes Gärtchen sehen ließ.

„O weh," sagte Gustav in kläglichem Tone, „da werden wir höchstens einen Eierkuchen bekommen."

„Was schadet das!" rief Reinette lachend. „Eierkuchen sind gerade meine Leidenschaft! Wenn sie nur halbwegs so gut sind wie die der Mutter Bernard auf der Alp Frémiet, so werden wir schmausen wie die Götter. Genügsamkeit, Onkelchen, ist die Quelle aller Tugenden."

Man ging also hinab zu diesem Wirtshaus. Die Gräfin zögerte einen Augenblick, einzutreten. Gustav, die Pfeife zwischen den Lippen, musterte mit kritischen Blicken die Laube und den Garten. Das Gärtchen zeigte in seiner Verwahrlosung ein sehr farbiges Bild verschiedenartiger Herbstblumen; in seiner Mitte versuchte ein schwachatmender Springbrunnen eine blauleuchtende Glaskugel auf und nieder zu treiben. An der Hauswand und an den Mauerwänden des Gärtchens färbten sich die Trauben schon tiefer, Hühner scharrten und gackerten, Tauben flogen mit leisem Gurren hin und her, warmer goldener Sonnenschein lag über dem Ganzen.

„Ist es nicht ein allerliebstes Idyll?" fragte Reinette mit ihrer hellen Stimme. „Der reinste Märchengarten!"

„Ach ja," erwiderte Gustav trocken, „das ist ja alles gut und schön, aber ein getrüffelter Fasan und eine Flasche Chateau-d'Yquem wären mir lieber. Mir kommt das ungefähr so vor wie im Manöver."

„Sie sind eben ein unverbesserlicher Magenmensch, Onkelchen. Erinnern Sie sich noch, wie ich durch Sie die ersten Trüffel essen lernte? Ich behauptete, sie schmeckten garstig, und spuckte sie aus. Dann gaben Sie mir Pralinés, und darauf wurde mir übel. Und von Maminka bekamen Sie Schelte. — Und Sie, Herr Vicomte," fuhr sie mit einem blitzähnlichen Aufleuchten ihrer Augen zu Henri gewendet fort, „finden Sie meine Wahl auch so unglücklich?"

„Ich kann mich mit allem begnügen, Komtesse," erwiderte Henri einfach. Seine Stimme hatte einen verschleierten Klang, der Reinette wie überhaupt sein Wesen seltsam berührte.

„Also hereinspaziert, meine Herrschaften!" rief Reinette mit der Stimme eines Ausrufers, der in eine Photographenbude auf dem Jahrmarkt lockt.

„Reinette," sagte die Gräfin langsam, mit einem mütterlichen Vorwurf in der Stimme, „du bist entsetzlich verwildert in deinem Pensionat. Ich werde dich ordentlich in die Schule nehmen müssen. Du bist doch kein zehnjähriges Mädchen mehr!" Susanne empfand es in diesem Augenblick wie einen leise quälenden Selbstvorwurf, daß sie sich um ihre Tochter so wenig gekümmert hatte.

Man trat in die Laube ein. Die dicke Wirtin, die eiligst ihre Schürze abgelegt hatte, war etwas in Verwirrung über den Besuch so vornehmer Gäste. Sie beeilte sich, die Hühner zu verscheuchen, die mit einem entrüsteten Gegacker nach der Hinterseite des Hauses zu verschwanden, und legte ein buntes Tischtuch auf, auf dem so eine Art von Schlacht dargestellt war. Darunter stand zu lesen: Die Schlacht bei Murten. Dann fragte sie mit einem Blick aus ihren wasserblauen Augen, was den Herrschaften gefällig sei.

„Bestellen wir lieber gleich Eierkuchen!" sagte Gustav in elegischem Tone. „Haben Sie frische Eier?"

„Oh," erwiderte die Wirtin mit einem Ton gekränkter Würde, „der Herr hat ja

die Hühner gesehen. Wir haben jeden Tag frische Eier."

Man bestellte Eierkuchen. Und Gustav fragte nachlässig: „Haben Sie einen guten offenen Landwein?"

„Ich weiß nicht," erwiderte die Wirtin, „ob er den Herrschaften gut genug ist. Unsre Gäste trinken ihn gern. Aber wir haben einige Flaschen Morgan im Keller liegen, der sicherlich besser munden wird."

Gustav nickte, und die Wirtin ging mit schweren Schritten in die Küche, das Essen zuzubereiten.

Reinette war still geworden. Sie beobachtete die Mutter heimlich, und sie fand, daß sie eine unbestimmte Nervosität in sich trage, die sie früher nie an ihr wahrgenommen hatte. Ihre fröhliche Laune war durch das ernste und blasse Gesicht der Mutter zurückgeschreckt, auch dachte sie, die Mutter hätte ihr ja die tadelnden Worte unter vier Augen sagen können. Nun fühlte sie sich beschämt, daß in Gegenwart Henris diese Bemerkung über sie gefallen war.

Der Eierkuchen kam. Er wurde in einer irdenen Pfanne gebracht und sah appetitlicher aus, als man hätte glauben mögen.

„Ich habe einige Schwämme und etwas verhackten Schinken hineingerührt," sagte die Wirtin. „Ich dachte, es schmeckt den Herrschaften so besser." Dabei entkorkte sie den Morgan. „Die Herrschaften müssen vorliebnehmen. Es ist so ziemlich alles, was wir zu dieser Tageszeit bieten können."

„Ja," sagte Gustav, den Wein einschenkend, „man hat sich zu lange in dem alten verwünschten Schloß verweilt. Diese Schlösser haben es in sich. Man kommt nicht von ihnen fort. — War die Aussicht schön?" wandte er sich an Henri.

Henri, der mit Essen beschäftigt war, sah auf. Dann sagte er langsam und zurückhaltend: „O ja, mein Lieber, die Aussicht war schön. Wir haben das reifende Land in aller seiner Fülle gesehen, dazu das ewige Wellenspiel und darüber die Alpen. Du wirst nicht erwarten, daß ich darüber zum Dichter werde, aber es war eine solche Sonne und ein solcher Duft von Früchten um uns, daß wir gern eine Weile da oben geblieben sind. Man braucht nicht viel zu reden, um gemeinsam Freude an der Natur zu haben. Ich wünschte, die Gräfin wäre mit heraufgekommen. Von dir, mein lieber Gustav, kann man so vielen Enthusiasmus nicht verlangen."

„Oh," erwiderte Gustav lebhaft, „ich bin kein Banause. Allein ich liebe die großen Szenerien. Aber diese Omelette ist in der Tat nicht so schlecht wie ihr Ruf. Auch der Wein läßt sich bei einigermaßen gutem Willen trinken. Er hat so eine Ahnung von Burgunder."

„Ich finde ihn sauer," sagte Reinette, die roten Lippen verziehend.

Susanne trank gar nichts. Sie aß wie mechanisch. Alles kam ihr so fremd vor, sie fühlte sich wie aus dieser Welt in eine andre versetzt.

Unterdessen kamen die Hühner mit Gackern und die Tauben mit ihrem leisen Gurren. Sie flatterten um Reinette herum, die ihr Gurren nachahmte, und pickten ihr Brotkrumen von den Händen, und endlich wurde eine der Tauben so zutraulich, daß sie auf den Tisch flog. „Guten Tag!" sagte Reinette lächelnd. Dann machte sie eine Bewegung mit der Hand, und die ganze Taubenschar surrte auf, in den Garten und dann zur Mauer, wo sie unruhig hin und her hüpften. „Ganz wie mein Pensionat in der Freistunde," meinte Reinette lächelnd.

Susanne erhob sich nach einer Weile, während man über dies und jenes plauderte. „Ich dächte, wir brechen auf!" sagte sie langsam, mit einer gewissen Müdigkeit in ihrer tiefen Stimme. „Es ist schon spät am Nachmittag, und es wird leicht kühl auf dem Wasser gegen Abend. Auch ist es eine gute Strecke über den See." Dabei zog sie die Schultern mit einer leisen Bewegung hoch; es war, als ob sie die Kühle der Heimfahrt vorempfände.

Alle standen auf. Langsam ging man durch das dichte Röhricht hindurch den kiesigen Weg zur Landungsbrücke hinunter. Das Segelboot, an einem der dicken Pfeiler der Landungsbrücke festgebunden, schaukelte in den plätschernden Wellen mit gerefften Segeln leise hin und her. Die Sonne glühte blutrot über einer ungeheuren blauen Wolke, der ganze Jura schien die Last dieser Wolke zu empfinden. Er lag schon da mit nebelblauen Schleiern über den dunkelnden Bergen und den grünen Rebhängen.

Gustav hißte die Segel mit kundiger Hand, unterstützt von Henri.



Friedrich von Khaynach: Römische Osteria.

„Ich werde steuern," sagte die Gräfin bestimmt, „und Reinette wird auf der Rückfahrt meinen Platz einnehmen."

In Reinettes Mädchengesicht zeigte sich ein leichter Trotz. Sie haßte diesen befehlenden Erzieherinnenton. Hatte die Mutter es darauf abgesehen, sie noch einmal in die Schule zu nehmen, wo sie doch den ewigen Tadelsworten und Klagen der Vorsteherin binnen weniger Wochen entronnen war? — „Wie du wünschest, Maminka." Der Trotz ihres Gesichts lag auch in ihrer Stimme. Mit einem kecken Satz sprang sie ins Boot.

Der Abend war schön, aber schon ein voller Herbstabend. Es kam eine feuchte Kühle von den nun schneller treibenden Wellen, und eine kräftige Brise setzte ein. Das Boot glitt leicht dahin mit geblähten Segeln. Immer mehr versank Estavayer in silbernen Nebelschleiern; das Verdämmern dieser altertümlichen Stadt mit ihren Türmen und grauen Häusern hatte etwas seltsam ans Herz Greifendes.

Die große Wolke über dem Jura, die sich immer mehr über den See schob, war nun ganz von einem goldenen Feuerrand der allmählich sinkenden Sonne umflammt. Es war, als streue eine Riesenhand des Himmels Purpur und Kupfer in die grauer werdenden Wellen des Sees. Ganz fern, von einem letzten Glühen der Sonne getroffen, leuchtete rötlich einige Augenblicke der Gipfel des Montblanc auf, um dann im Graublau des mehr und mehr heraufdämmernden Abends zu verblassen. Endlich war er wie eingesogen von der zunehmenden Dämmerung.

Susanne schauerte zusammen. Der Wind hatte stärker in die Segel gegriffen, die der Abend für kurze Zeit mit seinem Purpurblau gefüllt hatte. Henri reichte ihr den golddurchwirkten Schal, den sie eng um die Schultern schlang.

Reinette hatte ihre warme Hand in das unbestimmte Farbengewoge der Wellen getaucht. „So möchte ich ein Kleid haben!" sagte sie halblaut. „Indische Seide. Was denken Sie dazu, Vicomte? Ich meine, es müßte mir gut stehen."

Henri machte eine halbe Wendung: „Gewiß, Komtesse, ein solcher Stoff würde Sie sicher gut kleiden."

„Glauben Sie wirklich?" fragte Reinette mit einem Anflug von unbewußter Koketterie.

„Seien Sie froh," brummte Gustav, den von der Wolke ganz verdunkelten Himmel prüfend, „daß Sie es heute nicht tragen! Sie könnten mit all seiner Pracht leicht unter den Regen kommen. Gut nur, daß wir einen so famosen Wind haben. Nun, wir sind ja bald zu Hause."

Von jetzt an sprach niemand mehr ein Wort. Es ward immer dunkler. Susanne sah mit unbeweglichem Antlitz hinaus auf den mehr und mehr bewegten See, oder sie beschäftigte sich mit dem Steuer, je nach der Weisung Gustavs, der sich mit größter Sorgfalt dem Segel widmete. Henri sah mit gefurchter Stirn vor sich hin, und Reinette saß da, die Hände in ihrem Schoß verschlungen. —

Es war schon Nacht, und ein vom Wind gepeitschter Regen trieb den Bootsinsassen ins Gesicht, als sie am Landungssteg ankamen.

Sulpice, der alte Bootsmann, war schon eine ganze Weile mit der Laterne in Unruhe hin und her gegangen. Manchmal hatte er sie eifrig in den See hinausgeschwenkt. Endlich lief das Boot ein, von Gustav mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit gegen den schlagenden Wind geführt. Sulpice half beim Hereinziehen des Bootes. „Dem heiligen Eustache sei Dank," sagte er mit seiner schwerfälligen Stimme, „daß die Herrschaften glücklich da sind! Der Neuchâteler See hat den Teufel im Leibe. Wir haben eben Herbstwetter. Und ein Gewitter zieht auch auf. In einer Viertelstunde wird der Tanz losgehen. Na, es ist ja alles noch gut abgelaufen!"

Als sollten die Worte des Alten eine rasche Bestätigung finden, schoß plötzlich eine rote Flammenlohe über Schloß, Hügel und Bergen empor, ein dumpfes Grollen folgte — dann war einen Augenblick Stille.

Sulpice leuchtete. Es war ein Halbdunkelbild von eigenartigem Reiz, wie die Insassen des schaukelnden Bootes ausstiegen. Reinette war mit flinken Füßen auf den niederen Landungssteg gesprungen, und während Gustav und Henri das Boot mit allen Kräften noch weiter auf den Strand zogen, ging sie mit raschen Schritten auf ihre Mutter zu, die hochaufgerichtet im Boote stand, unschlüssig, wie sie aussteigen solle. „Maminka, komm!" rief Reinette mit ihrer hellen Stimme. Sie hatte ihre Verstimmung schon

wieder vergessen. Es war ja doch immer ihre lang und schmerzlich entbehrte Mutter! „Nimm meine Hand! Am besten, du steigst auf den Landungssteg. Du könntest sonst nasse Füße bekommen."

Aber Susanne nahm die Hand Sulpices, die er ihr hilfreich entgegengestreckt hatte.

Reinette wandte sich ab, biß sich auf die Lippen und starrte auf den ganz dunkel gewordenen See hinaus.

Da mit einem Male stieß Susanne einen unterdrückten Schrei aus. War Vater Sulpice ungeschickt bei seiner Hilfeleistung gewesen? Hatte Susanne bei dem trüben Licht der Laterne nicht scharf genug gesehen? War sie vielleicht zu sehr von ihrer zunehmenden inneren Bewegung beherrscht gewesen? Kurz, sie fiel zurück in das Boot. Und bei diesem Zurückgleiten hatte sie einen scharfen Schmerz an dem Knöchel des rechten Fußes gespürt.

Reinette, die in ihrer Verstimmung ganz ans Ende des Landungssteges gegangen war, eilte rasch herbei. „Maminka, hast du dir weh getan?"

Henri ließ die Bootskette los und trat in dem immer mehr herauffluteuden Wasser zu Susanne: „Ich hoffe, Gräfin, Sie haben sich keine ernstliche Verrenkung zugezogen. Geben Sie mir Ihre Hand! So!"

Er ergriff mit Besorgnis ihren Arm; aber Susanne, die sich mit aller Willenskraft aufzurichten versucht hatte, sank wieder auf die Bank zurück. „Es ist nichts! Es tut nichts! Beunruhigen Sie sich nicht!" sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Ich habe mir ein wenig das Gelenk verstaucht. Zuwenig achtgegeben, das ist alles." Sie war trotz allen Schmerzen glücklich, daß Henri wieder so nahe bei ihr war, daß sie seine Hand an ihrem Arme fühlte.

Gustav, der unterdessen die eiserne Bootskette um den Stamm der alten Trauerweide herumgeschlungen hatte, war rasch herzugetreten. Susanne hatte sich wieder erheben wollen, allein sie sank abermals auf die Bank zurück. Henri ließ sie sanft niedergleiten, und Gustav deckte seinen Lodenmantel über sie. Der Regen begann stärker zu werden, der Sturm setzte ein, das Gewitter kam mit Gewalt von den Bergen über den See daher. Reinette war wieder ins Boot gesprungen. Die Mutter aber hatte ihre Hände fröstelnd unter Gustavs Pelerine verborgen.

„Welch eine dumme Geschichte!" sagte Gustav ärgerlich. „Jetzt waren wir so glücklich herein. Und jetzt muß Ihnen dieser alberne Unfall zustoßen, Gräfin!"

„Ach, laßt mich noch ein wenig hier sitzen! Entschuldigt! Ich bin eben ein Pechvogel! Wo meine Finger hingreifen, greifen sie in Mißgeschick."

„Sulpice," sagte Gustav, „laufen Sie, was Sie können! Jean soll sofort das Auto ankurbeln und an die Landstraße herunterfahren. Wir unterdessen werden die Gräfin hier in der Bootshütte unterbringen. Laufen Sie! Und Sie, Reinette, werden uns mit der Laterne leuchten. Faß an, Henri!"

Die beiden hoben die Gräfin aus dem Boot, Reinette folgte ihnen, und Susanne, die einsah, daß von Gehen keine Rede mehr sein könne, ließ sich willig in das Bootshäuschen tragen und dort auf die Bank setzen.

Reinette kniete vor ihr nieder und hob die Laterne näher zu dem Fuß ihrer Mutter. „Mein Gott!" rief sie aus. „Der Knöchel ist schon ganz geschwollen!"

Susanne ließ das Haupt gegen die Bretterwand zurücksinken. Ihr ward weh zumute, kannte sie doch die Langwierigkeit dieser Sehnenzerrungen. Sie dachte an Henri, und daß sie nun vielleicht auf Wochen von ihm getrennt sein müsse.

Es verging einige Zeit, in der alle schwiegen. Der Sturm raste um das Häuschen, und die Blitze fielen heftig und rasch nacheinander, der Donner brach sich vielfältig über dem See und langhin rollend an den Ufern, die Wellen rauschten wild an den Strand, und die Äste der Bäume schlugen knarrend aneinander.

Endlich hörte Gustav, der an der offenen Tür stand, das Geräusch des nahenden Autos. Zwei Lichtkegel schwankten zwischen den Bäumen. Ein kurzer Halt — dann kam Baptiste, der Gärtner, mit Decken eilig den Weg zum Bootsplatz heruntergelaufen.

„Nun müssen Sie sich noch einmal unsern Händen anvertrauen, Gräfin!" sagte Gustav ermunternd.

Die beiden Männer faßten Susanne mit starken Armen, während Reinette die Decken über sie ausbreitete. „Nehmen Sie die Laterne, Baptiste," sagte sie in befehlendem Tone. „Gehen Sie voraus! — Du erlaubst, Ma-

minka! Damit schob sie ihre Hände zur Stütze unter das Haupt der Gräfin bis an die Schultern. So lag das Haupt Susannes wie gebettet in den Armen ihrer Tochter. Einen Augenblick berührte die eine der Hände Reinettes die Hand Henris, aber rasch zog sie sie zurück.

„Ermüde dich nicht, Kind!" sagte Susanne. „Und vor allem, nimm eine der Decken, daß du dich nicht erkältest."

„Ach, Maminka!" Mehr wußte Reinette nicht zu sagen; die Lippen waren ihr wie verschlossen.

„Hören Sie, Baptiste," sagte Gustav, „wenn wir die Frau Gräfin oben haben, so fährt der Chauffeur sofort zum Arzt hinunter." —

Man hatte Susanne auf ihr Bett gelegt. Gustav und Henri waren gegangen. Susanne hatte Henri mit einem tiefen Blick ihrer schwarzen Augen angesehen. Sie hatte ihm die Hand gedrückt. Es war wie ein Abschiednehmen in ihren Augen gewesen.

Reinette und die Kammerfrau entkleideten die Gräfin behutsam. Der Knöchel war schon so verschwollen, daß man den Schuh aufschneiden mußte. Dann ging die Kammerfrau, um der Gräfin und Reinette einen Tee zu bereiten. Und nun brach Reinettes kindliche Zärtlichkeit durch alle Mißstimmung hervor: „Mama! Maminka! Wie geht es dir? Ach, du warst gewiß böse auf mich. Ich war vorlaut. Soll ich dir nicht kalte Kompressen machen?" fügte sie hastig hinzu. „Sulpice wird doch so gescheit sein, Eis aus der Apotheke zu holen. Aber wir haben ja Eis im Hause. Ich will nur selbst gleich gehen. Einen Augenblick, Maminka! Ich bin wie der Wind wieder hier." Reinette ergriff die schlaff herabhängende kalte Hand ihrer Mutter und drückte mit ihren warmen Lippen einen raschen Kuß darauf.

„Vor allen Dingen kleide dich um!" murmelte die Gräfin mit matter Stimme. „Ich will nicht, daß du dich erkältest. Gehe nur! Ich liege ganz gut so."

Reinette ging mit raschen, leisen Schritten. Unter der Türöffnung glänzte der matte Schimmer der elektrischen Schlafzimmerlampe auf ihrem blonden Haar.

Susanne hatte ihr nachgesehen. Dann fiel ein Blick ihrer großen Augen auf den alten Seidengobelin. Matt verschwammen die Gestalten, die im Frührot des gestrigen Tages so lebendig aus dem Gobelin herauszutreten schienen, der kniende Adam und die Eva, hoch aufgerichtet, mit einem verheißenden Lächeln, den goldenen Apfel des Lebens in der schlanken Hand.

Ein Seufzer hob die Brust Susannes. Dann schloß sie die Augen.

Es begann nun für Susanne eine Zeit schmerzlicher Sehnsucht und langsam wachsender schmerzvollerer Erkenntnis.

Der Arzt hatte zwar mit Befriedigung feststellen können, daß der Knöchel nicht beschädigt sei, allein eine Sehnenzerrung lag vor. Diese Zerrung forderte zunächst für einige Zeit Bettruhe und dann auf Wochen hinaus peinlichste Schonung. Susanne kam sich wie ein flügellahm geschossenes Wild vor.

In diesen Tagen tiefer Niedergeschlagenheit hatte sie Muße, über Henri und sich nachzusinnen, bis ihr Kopf und Herz weh taten, bis sie zuweilen meinte, die sie quälenden Fragen müßten wie Hämmer ihr Gehirn zersprengen, und das schmerzlichste Verlangen müsse wie ein im stillen arbeitender Sprengstoff ihr wehes Herz, ihre wunde Brust mit einem jähen Flammenausbruch zerreißen.

Sie war in diesen letzten Wochen Weib geworden, mit Leib und Seele, mit der geringsten Faser ihres Wesens. Und nun sollte sie auf lange hinaus entbehren und darben? Wie eine Bettlerin vor der Gartenpforte ihres Glückes stehen? Dieser Gedanke schüttelte sie wie ein nicht zu ertragender Krampf. Und ihre Tochter, die mit dem vollsten Reiz ihrer achtzehn Jahre, mit einer spröden und zugleich lockenden, wiederum auch herrischen Schönheit in das stillselige Liebesleben der Mutter getreten war!

Susanne fühlte wie ein Wanderer, den jählings ein Schwindel aufschreckt, nachdem er mit der Sicherheit des Nachtwandlers einen gefährlichen Weg gegangen ist, die Unsicherheit ihrer Liebe und ihres Liebesbesitzes. Es war ihr, als sei sie mit einem Male zu sich gekommen, als habe dieses unfreiwillige Wiedersehen ihr wie ein strenges Gebot die Augen geöffnet. Sie sah und — schauderte. Vor ihr lag eine unberechenbare Tiefe. Diese Tochter, die einstmals ihr sorgendes Mutterherz zurückgestoßen hatte! Diese Tochter, die nun vielleicht — eine Schranke zwischen der Mutter und ihrem Geliebten

aufrichten konnte! Wie sie einst zwischen Mutter und Tochter die Schranke der Entfremdung gezogen hatte.

Doch nicht allein die Tochter fürchtete Susanne. Sie bangte vor dem — Mädchen und dem erwachenden Weib im Mädchen. Sie bangte vor dem Zauber, der unbewußt von diesem Kinde ausging. Bewußt oder unbewußt — die Gefahr blieb die gleiche. Was war diesem ihr fremd gebliebenen seltsamen Wesen nicht zuzutrauen!

Diese Gedanken, gesteigert durch ihren Unfall, stürmten immer beklemmender und zwingender auf Susanne ein, doch dann schnellte ein zorniges Aufbäumen in ihr empor: Nein, sie wollte nicht verzichten! Sie wollte nicht entsagen! Ihr ganzes Leben war in Henri begründet. Mußte sie ihn lassen, dann mußte sie auch das Leben verlassen.

Dann schalt sie sich wieder töricht, lachte über diese Gedanken, die wie schwarze Vögel ihr Krankenbett umflatterten, und schlug einen Ton erkünstelter Heiterkeit an, um gleich darauf wieder in ihre schmerzhafte Grübelei zurückzufallen.

Henri liebte sie. Aber —

Oh, diese Aber! Die ganze Tragödie des reifen und in dieser Reifheit doch schon den Keim des allmählichen Alterns in sich tragenden Weibes lag darin ausgesprochen, jenes instinktive Schamgefühl des im Leben so viel weiter fortgeschrittenen Weibes, das sich dem so viel jüngeren Manne hingegeben hatte, mit dem vollen Willen und Wissen ihres Geschicks, und doch in einem Taumel von Liebessehnsucht und Liebesberücktheit, der alle Bedenken von sich wirft, um einmal im Leben ein ganzes reiches Herz dem Glück einer ungeteilten Liebe widmen zu können.

Die Flut hin und her springender Gedanken verwirrte Susanne, die einst so gleichmäßige und beherrschte Frau. Die reine, feine und so harmonische Linie ihres Wesens verzerrte sich, und wie allmählich der bunte Schleier von ihren berauschten Augen zu sinken drohte, begann sie sich auf allerlei Kleinigkeiten zu besinnen, die sie vorher kaum beachtet und schnell wieder vergessen hatte, die aber jetzt mit einer quälenden Deutlichkeit in ihr lebendig wurden.

Sie erinnerte sich, daß sie einmal den hinteren Schloßausgang gewählt hatte, um mit Henri oben im Bergwald zusammenzutreffen. Die Dienerschaft hatte in lebhaftem, aber leise geführtem Gespräch beieinandergestanden. Bei ihrem Herannahen waren ihre Köpfe erschreckt auseinandergefahren. Wohl hatten sie ihr ehrerbietig Platz gemacht, aber auf ihren Gesichtern lag eine gewisse Befangenheit. Sie war unberührt weitergeschritten. Jetzt war es ihr klar, daß man damals über Henri und sie gesprochen hatte. Dann erinnerte sie sich, welch ein seltsamer Zug manchmal in dem Gesicht ihrer Kammerfrau erschienen war, wenn ihr Henri gemeldet wurde, oder wie der Hotelier unten am See, bei dem Henri Wohnung genommen hatte, ein leichtes Erstaunen unter übergroßer Höflichkeit zu verbergen suchte, als sie das erstemal mit ihrem Auto Henri zu einer Spazierfahrt abgeholt hatte. Sie erinnerte sich, daß sie mit Henri Besorgungen in Neuchâtel gemacht hatte, und daß der Chef eines großen Spitzengeschäfts bemerkt hatte: „Ihr Herr Neffe, Frau Gräfin, besitzt einen ausgezeichneten Geschmack, nehmen Sie ja die Bordüre, die er gewählt hat.“ Der gute Mann wußte, daß die Gräfin nur eine Tochter hatte; und so konnte er sich diese jugendliche Begleitung nicht anders zusammenreimen. Damals hatten beide, besonders Susanne, gelacht. Heute lachte sie nicht mehr.

Diese Kleinigkeiten, die an sich in der Tat lächerlich erschienen gegenüber dem Großen ihrer Liebe, zeigten ihr dennoch mit scharfer Deutlichkeit, in welch schiefe Stellung sie die rückhaltlose Hingabe an ihr Gefühl gebracht hatte.

Wäre sie auf sich allein gestellt gewesen, dann hätte sie mit jauchzendem Bekennermut ausgerufen: Rümpft nur alle die Nasen! Ich liebe ihn, und ich bin die Seine, so lange er der Meine ist! Ja, auch darüber hinaus noch wird mein Gefühl dauern! Aber sie hatte eine Tochter, die ein volles Recht auf das Leben hatte, die in der Verlassenheit eine so ganz andre geworden war, als Susanne sie in der Erinnerung getragen hatte. Hatte sie nicht Pflichten gegen dieses Kind?

Es hätte einen offenen Weg gegeben: sie vertraute ihrem Kinde ihr Herz. Sie sagte zu ihr: Sieh, wie du mich auch beurteilen magst, ich liebe diesen Mann!

Aber sie sah diese klaren, unbestechlichen, bei allem Mädchentum noch von der Naivität der Kindesseele erfüllten Augen Reinet-



Friedrich von Khaynach: Die Hirtin.

tes, und sie zitterte, ihr das Geheimnis ihrer Liebe zu verraten. Konnte ihr Reinette nicht antworten: Wenn du schon diese Torheit begangen hast, so gib ihr wenigstens den gesetzlichen Hintergrund der Ehe? Aber gerade das war es, was Susanne nicht wollte. Henri sollte frei bleiben; sie wollte seine Jugend nicht an sich binden. In seinen Händen sollte der Entschluß liegen, zu bleiben oder zu gehen.

Einige Male hatte Susanne den Brief ihrer Tochter in die Hand genommen. Er war versiegelt, und sie wagte es nicht, das Siegel zu brechen. So legte sie ihn wieder zurück in die Schublade. Jetzt nicht, jetzt noch nicht!

Manchmal lag Susanne still und kalt und teilnahmlos. Sie schien durch die geschlossenen Lider in irgendeine unbekannte Ferne zu blicken. Eine vollkommene Apathie hatte sie dann überfallen, unter der um so heftiger ihr Inneres arbeitete.

Es waren böse Tage, und Reinette, das unwissende Kind, litt schmerzlich darunter. Sie verstand ihre Mutter nicht mehr. Bald war die Mutter kalt und bitter gegen sie, bald fühlte sie eine reuevolle Zärtlichkeit, bald hatte sie die Empfindung, daß die Mutter sie wünsche, bald meinte sie glauben zu müssen, daß der Mutter ihre Anwesenheit unwillkommen sei.

Am zweiten Tage nach dem Unfall hatte Henri der Gräfin einen prachtvollen Strauß voll erblühter, schmerzlich duftender Marschall-Niel-Rosen gesandt. Reinette, die am Krankenlager der Mutter verweilte, hatte ihr Antlitz in den Strauß versenkt. „Ah, wie voll sie duften! Es ist aufmerksam vom Vicomte, dir diese schönen Rosen zu schicken. Seit wann ist er denn hier? Und wo hast du ihn kennen gelernt? Er scheint ein sehr feiner Mensch zu sein.' Und seine Zurückhaltung gefällt mir gut. Er ist so schlank und traurig, er hat etwas so Seltsames an sich, als trüge er ein verborgenes Unglück in seinem Inneren. Hat er einen Beruf? Du kennst ihn ja besser als ich. Ich weiß nicht, was ich aus ihm machen soll, aber er flößt mir Sympathie ein." Und sie vergrub ihren blonden Kopf noch tiefer in die mattgelben Rosenhäupter.

„Gib mir die Rosen!" hörte sie die Mutter in einem Tone sagen, der fast rauh klang.

Reinette schrak auf und legte der Mutter die Rosen auf die Bettdecke.

„Geh jetzt!" sagte Susanne. „Ich bin müde."

Reinette ging geräuschlos hinaus.

Susanne hielt den Strauß umklammert. Sein schwermütiger Duft, wie die schwermütigen Klänge einer Chopinschen Notturne, überströmte ihr Lager. Dann erhob sie sich und suchte in fiebernder Hast mit den feinen weißen Fingern nach einem zwischen den Blüten heimlich verborgenen Billett. Sie fand nichts. Da sank sie in die Kissen zurück.

Sie klingelte. Die Kammerfrau erschien.

„Ist kein Brief zu diesem Strauß gekommen?"

„Nein," erwiderte die Kammerfrau langsam, der Herr Vicomte hat nur sagen lassen, daß er in den nächsten Tagen vorbeikommen würde, um sich nach dem Befinden der Frau Gräfin persönlich zu erkundigen."

„Und meine Tochter?" fragte Susanne.

„Das gnädige Fräulein ist in den Park gegangen. Sie hat hinterlassen, daß sie etwas rudern wolle, da das Wetter besser geworden sei. Sie werde in etwa zwei Stunden zurückkehren."

„Es ist gut. Sie können gehen, Margerite."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehe

Was meine Lippe spricht,
Klingt fast wie Beten:
Laß mir den Zwiespalt nicht
Über die Schwelle treten!

Draußen das Leben lärmt,
Vom Glück gemieden;
Aber mein Heim durchwärmt
Schweigender Frieden.

Ach, nur ein kleiner Kreis
Im Lampenschimmer —
Aber die Seele weiß:
Schwärmst du auch immer

Fiebernd und ohne Ruh,
Zwischen Jubel und Sorgen,
Täuschenden Zielen zu —
Hier bist du geborgen.

Julius Berstl

Der Tag einer Liebe

Drei Sonette von F. Meder

Nebliger Morgen

Ein Pfad, ein Rosenpfad, wo wir vereinigt,
Ein kahler Fels, wo eins vom andern geht,
Liegt hinter uns die Zeit, die uns gepeinigt,
Die Zeit, die goldne Zeit, die uns erhöht.

Wir fanden uns auf Wegen, sanft und steinicht,
Und fanden uns, mein Lieb, so früh, so spät;
Und als die vage Leidenschaft gereinigt,
Blieb heiß die Lieb' und war die Treue stet.

Was Nacht und Nebel war, sei heut' begraben,
Da es des Zweifels bange Züge trug!
Uns freut des Lichtes heller Gnadenflug,

Den wir erlebt, erstrebt, erstritten haben,
Als uns der Tag, beglänzt, entgegenschlug
Mit oft ersehnten, kaum erhofften Gaben.

Höhe des Tages

Nur wer die neu begrünten Rasenflächen
Des Zaubergartens, den die Lieb' bereitet,
Auf ihrer Bahn, in ihrem Bann beschreitet,
Hört deutungsreich das Unbelebte sprechen,

Zu jedem Aufschwung freudig angeleitet.
Aus dieses Gartenlandes klaren Bächen
Scheint ihm ein Laut, ein Lied hervorzubrechen,
Ein süßes Lied, das durch die Büsche gleitet.

Zu diesem Rausch, den seine Werke loben,
Aus Lieb' und Lenz, aus Lust und Last gewoben,
Hat uns ein goldner Sommertag erhoben,

Den wir manch liebes Mal noch nachgenossen,
Ach, auf der Liebe Halde hingegossen,
Dem Ruf des Gotts in unsrer Brust erschlossen.

Freundliche Dämmerung

Ein Feuerlein auf spiegelblankem Herde
Wirft bunte Lichter durch den matten Raum.
Geschäftig rollt die viel betret'ne Erde,
Und wir beglückten Träumer merken's kaum.

Du bläst geschickt mit lächelnder Gebärde
Von meiner Stirne den Gedankenschaum
Und weckst darauf, der mir voreinst gehörte,
Als Widerschein den alten Dichtertraum.

Doch wie ein Traum nach ein paar milden Stunden
Vor Tag und Tau in blasse Trümmer fällt,
Ist auch der meine nicht von dieser Welt:

Die Pflicht gebietet, und er ist entschwunden,
Ach, und hat doch auf unsern Tisch gestellt
Dies Sträußlein, wie vom Glücke selbst gebunden.



Stambul und das Goldene Horn.

Deutsche Kulturarbeit im nahen Orient

Von Dr. Paul Mohr

Das alte Mütterchen Byzanz erlebt wiederum schicksalsschwere, verhängnisvolle Stunden. Vom Reich des Padischah bröckelt sacht ein Teil nach dem andern ab. Serbien, Griechenland, Ägypten, Rumänien gewannen nacheinander ihre Freiheit. Bulgarien folgte. Zypern, Bosnien und die Herzegowina gingen den Türken verloren. Italien hat endlich sein heiß erstrebtes Tripolitanien, diese von Rohlfs und andern gerühmte bequeme Pforte zum dunklen Erdteil, als gute Beute davongetragen. Kreta ist der türkischen Hand entfallen. Schon melden Frankreich und Rußland ihre Ansprüche, das eine auf Syrien, das andre auf Armenien an — liegt da nicht die Frage nahe: Steht das Ende der Türkei bevor? Soll jener düstere alte Orakelspruch Wahrheit werden: „Das falbhaarige Geschlecht der Nordischen wird die Stadt erobern?" Und wer sind die nordischen Männer, die nach diesem Siegespreis langen?

Welche Ströme von Blut sind um diese nun 2500 Jahre blühende Weltstadt, die Weltmutter, wie sie der Festräger stolz nennt, schon geflossen! Und wieviel Ströme von Blut werden dereinst noch um „das Tor der Glückseligkeit" fließen! Ruht doch auf der Stadt Konstantins und ihrer Umgebung der historische Fluch, wie O. Wachs so treffend sagte, „Dreschtenne der Völker in nicht endenden Wanderungen und Kriegen bis auf den heutigen Tag zu sein."

Fürwahr, zu allen Zeiten war diese Stadt auf der Grenzscheide zweier Weltteile, diese Land- und Seestadt, diese Dreistadt Stambul-Galata-Pera, Skutari, die einst den Fisch im Wappen führte, dieses Tor an einer Hochstraße des Weltverkehrs ein heiß begehrtes Ziel.

Hier redet jeder Stein von einer großen weltbewegenden Vergangenheit. Hier umrauscht uns bei jedem Schritte der Flügelschlag der Geschichte der Menschheit. Und was kann lauter zeugen vom Werden und



Seraispitze und Marmarameer.

Vergehen menschlicher Größe als ein Gang um die verfallenen Zyklopenmauern des alten Byzanz, wo die gewaltigen theodosianischen Mauern auf der einen Seite und die schattentiefen schwermütigen Friedhöfe mit ihrem schwarzen Zypressenwald auf der andern Seite ihre eindringliche Sprache reden. Wie selten einer hat ein heute fast vergessener Orientalist, Fallmerayer, diese Eindrücke unnachahmlich zusammengefaßt: „Wer trübsinnige Eindrücke im erhabensten Stil liebt, der betrachte nur im Schein der Abendsonne die Konstantinopler Stadtmauern vom Goldenen Horn bis zum Marmarameer. Der riesige über Tal und Höhen majestätisch sich hinziehende Bau, das schwärzliche Gestein, die Öde, das dunkelgrüne Efeugewinde um halb eingestürzte Zinnen und Türme, der Drang der Zeit, Not und Verlassenheit der Gegenwart und die Erinnerung an alles, was seit fünfzehn Jahrhunderten im Schoß dieses ältesten christlichen Bollwerks geschehen ist, erfüllt das Gemüt des Wanderers mit Ernst und Melancholie." Ja, diese Gestade und Wogen des Bosporus haben vielleicht mehr Schwerterklang erlebt als je eine andre Stelle der Erde. Weit in die Vergangenheit verliert sich der Blick, zu Darius und Xerxes, zu Alexander dem Großen und zu dem verlassenen großen Punier, der hier sein Grab gefunden, dem Alpenbezwinger Hannibal, und weiter zu Friedrich Rotbart. Was für Völkerfluten wälzten sich hier heran aus dem innersten Asien, deren fernste Wellen sich ins Herz Europas verloren! Welch ein Herüber und Hinüber von Völkern und Eroberern über den schlangengewundenen Bosporus, wie bedeutsam in ihren Folgen für die Geschicke dreier Erdteile! Demgegenüber verblassen die Kämpfe zwischen Morgenland und Abendland an jener andern schmalsten Stelle des Mittelmeers, an der Straße von Gibraltar!

Und wie gewaltsam setzte hier oft der Rückschlag ein! Europa inszenierte mit frommem Blick die Kreuzzüge, bis Brussa an die Türken verlorenging und Adrianopel 1365, also fast ein Jahrhundert vor dem Fall der Kaiserstadt, von den Türken eingenommen wurde. Wie eine reife Frucht fiel endlich am 30. Mai 1453 dem jungen ungestümen



Konstantinopel mit dem Kriegshafen.

Sultan Mehemed II., dem ersten Schöpfer eines Artillerieparks, der mit einem starken Heer vor Konstantinopel anlangte, der letzte Rest des einst so gewaltigen römisch-byzantinischen Kaiserreichs in die Hände. Nur das Landdreieck innerhalb der theodosianischen Mauern war Konstantin verblieben, von wenigen Söldnern verteidigt. Vergeblich waren seine Hilferufe an die Westmächte verhallt.

Seitdem sind erst fünfeinhalb Jahrhunderte verflossen, eine Welle im Zeitenmeer. Soll jetzt der letzte Rest der Türkenherrschaft in Europa von den neuen Kreuzrittern des Balkans getilgt werden? Wessen Banner wird über der Kaiserstadt wehen? Wie 1453, scheint auch jetzt Europa ein parteiloser Zuschauer bleiben und die Hilferufe der sterbenden Türkei überhören zu wollen. Hat man nicht schon lange vom kranken Mann gesprochen? Im Veilchenduft bithynischer Lüfte sind die Agonien lang. Dieses Wort kommt einem nicht aus dem Sinn, wenn man sich das Geschick der einst so kraftvollen Türkenherrschaft vor Augen hält.

Wie oft sagte man schon das Ende der Türken voraus! Schon der kluge Fallmerayer schrieb vor einem halben Jahrhundert: „Ist das Leben aus den extremen Teilen des Riesenreiches nicht schon entflohen, und sieht man nicht, wie es im Herzpunkt allein noch krampfhaft in Fieberhitze und galvanischen Prozessen gegen die Verwesung kämpft?"

Wo liegt die Krankheit? Wo ist der Sitz des türkischen Verderbens? Ist dieses Volk heute physisch schwächer, feiger als zur Zeit der Sultane Suleiman und Bajesid?

Die osmanische Monarchie, äußerte schon 1836 unser Moltke, bedarf vor allem einer geregelten Administration; bei der jetzigen wird sie selbst das schwache Heer von 70000 Mann auf die Dauer kaum ernähren können. Mit unübertroffenem Scharfblick hat der damalige preußische Hauptmann den eigentlichen Sitz des Übels der türkischen Verwaltung aufgedeckt. Heute haben wir die Folgen dieses Mangels an Voraussicht erlebt.

Manch einer glaubt schon aus der Weisheit tiefstem Born geschöpft zu haben, wenn er der Türkei den Rat gibt, sich auf den

asiatischen Teil zu beschränken. Sind aber wirklich damit alle Übel von der Türkei abgewendet? Die Frage aufwerfen heißt sie verneinen. Mit dem Verluste der Außenposten ist ja bei verschiedenen Mächten schon der Appetit nach einigen asiatischen Teilen rege geworden. Noch hat Frankreich den größten Teil Marokkos weder erobert noch sich angegliedert, und schon werden französische Stimmen laut, die verlangen, die besondere Stellung Frankreichs in Syrien anerkannt zu wissen. Und ebenso macht es Rußland, das nach Armenien und Konstantinopel strebt. Noch ist es ausgeschlossen, daß die neue Türkei sich ohne Anlehnung an eine starke europäische Macht einem Angriff auf seine Herzländer gewachsen zeigt.

Schon seit Jahren findet ein Rückstrom fleißiger und nicht unbemittelter Landwirte aus Europa statt. Tag für Tag sieht man in den Straßen Stambuls diese langen Züge büffelbespannter schwerbeladener Wagen. Aus Mazedonien, Rumänien und Rumelien, Bosnien und der Herzegowina sind sie gewandert, um unter dem Halbmond zu leben. Nur wenige kleine Kolonien gibt es noch heute in den europäisierten Gebieten.

Diese Muhadschirs sind vielleicht der größte Gewinn, den die Türkei aus Europa herauszieht. Sie bringen in die weiten menschenleeren Gefilde Anatoliens ein frischeres und intelligenteres Element. Dazu vermehren sie die militärische Kraft der Türkei. Dieser Rückstrom hat jetzt mit vermehrter Kraft eingesetzt. Schon in früheren Jahren haben sich zahlreiche Auswanderer längs der anatolischen Bahn niedergelassen, sie werden jetzt längs den zahlreichen neuen Bahnlinien, die die Türkei konzessioniert hat, die wertvollsten Siedlungsfaktoren sein. In einigen deutschen Kreisen hat man nach den türkischen Mißerfolgen sich hinreißen lassen zu den unmutigen Worten: Hoffentlich geht kein deutscher Offizier mehr in dies verrottete Land! Das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Gerade jetzt braucht die neue Türkei fremde Lehrmeister zu ihrer Wiedergeburt. Es ist Pflicht ihrer Selbsterhaltung, endlich die Mängel in der Verwaltung und im Finanzdienst so rasch als möglich zu besei-



Galatabrücke; im Hintergrunde die Validemoschee.



Mauern von Konstantinopel nebst Friedhöfen.

tigen, um ein bündnisfähiger Faktor zu werden. Das deutsche Volk müßte blind sein für seine wesentlichsten Interessen, wollte es leichten Sinnes die Türkei ihrem Schicksal überlassen.

Ach, es wird bei Tschatschaldscha um mehr gekämpft als Adrianopel, Saloniki und Byzanz. Um die wichtigsten Lebensinteressen Mitteleuropas handelt es sich für uns und unsern Bundesgenossen Österreich, dem wir die „Nibelungentreue" schon so oft gewahrt haben. Was für Österreich der offene Weg nach Saloniki, das ist für uns der ungehinderte Weg nach Konstantinopel und Anatolien. „Wer an Anatolien rührt, berührt Lebensinteressen des deutschen Volkes", soll der deutsche Botschafter von Wangenheim in Konstantinopel gesagt haben. Ein Wort, von dem wir wünschen, es möchte wahr sein. Die Erhaltung der Türkei ist eine Notwendigkeit für uns, und notwendig ist auch, daß die Türkei noch in Europa über Land verfügt. Sie ist der beste Wächter der Dardanellen. Ein bulgarisches oder griechisches Konstantinopel müßte für uns ein unerträglicher Gedanke sein, es bedeutet für uns die Einschnürung der Südostecke als freier Zufuhrstraße. Ein großserbisches Reich, das bis zur Adria reicht, ist eine neue Flankenbedrohung Österreichs und eine Schwächung seiner heutigen Machtstellung. Dadurch aber verringert sich der Wert des österreichischen Bündnisses für uns. Ein großgriechisches Reich wird die Seegeltung Italiens und auch Österreichs beeinträchtigen. Serbien und Bulgarien werden aber durch ihre Zugänge zum Mittelmeer in Zukunft sich noch mehr französischen Einflüssen zugänglicher zeigen als österreichischen und deutschen, ganz abgesehen von ihrem gewachsenen Geldbedarf, der sie Frankreich schon in die Arme treiben wird. Diese Balkanstaaten werden daher französisch-russisch fühlen. Und ganz besonders unerträglich wäre die Aufpflanzung des russischen Kreuzes auf der Hagia Sophia.

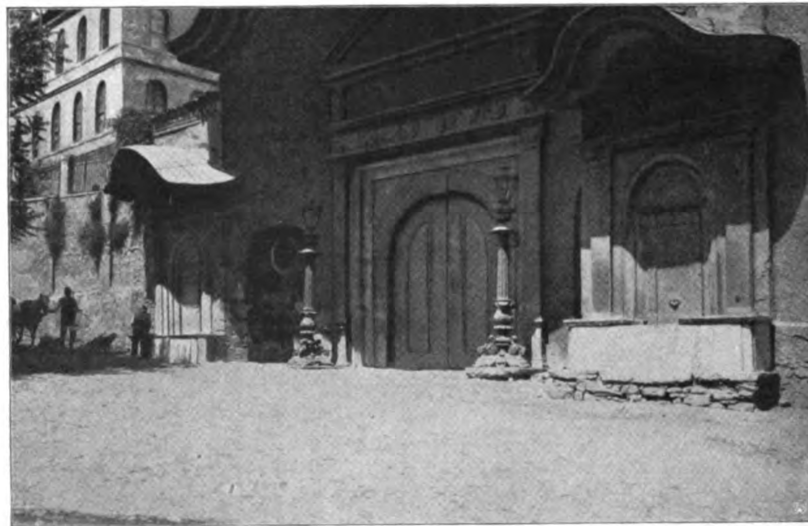
Das Genie Napoleons wußte, was die Aushändigung Konstantinopels an Rußland zu bedeuten gehabt hätte. Als Alexander I. diesen Schlüssel zu seinem Hause verlangte, da erwiderte er: „Konstantinopel ist die denkbar

glänzendste aller Eroberungen, welche ich selbst dem erklärtesten Feinde der Engländer nicht gönne. Konstantinopel russisch? Niemals. Das wäre die Herrschaft der Welt."

Eine Weltmacht wie Deutschland darf nicht ihre Weltinteressen allein nach der Größe ihrer irgendwo angelegten Kapitalien und Handelsbeziehungen abschätzen. Auch wenn wir der Türkei kein Kilometer Eisenbahn gebaut hätten, dürfte uns das Schicksal der Türkei nicht gleichgültig sein. Als England Ägypten unter seinen Schutz stellte, da nahm es Rücksicht auf seine Stellung als Weltmacht und nicht als Handelskontrahent Ägyptens.

Wieviel Erinnerungen weckt nicht eine Bosporusfahrt auch für uns Deutsche, wenn man an den menschenwimmelnden Städten, Flecken und Dörfern von Großkonstantinopel, an marmorschimmernden Sultanspalästen und verfallenen Forts vorübergleitet! Hier lehrte unser Moltke, und hierher könnte man die Geburtsstätte der deutschen Flotte verlegen. In Rumili Kawak am Ende der Dorfstraße steht ein kleines Häuschen, und davor schlummert die verfallene Batterie von Toprak Tabia. Hier wohnte vor mehr als sechzig Jahren der preußische Leutnant Eduard Jungmann, Instrukteur der türkischen Artillerie in den Schanzen des oberen Bosporus; hier exerzierte er täglich mit seinen vierhundertundfünfzig Geschützen. Was er hier gelernt hat, in der salzigen Frische des Bosporus, das hat er am 4. und 5. April 1849 gegen die Dänen bei Eckernförde bewiesen. Das dänische Linienschiff „Christian VIII." wurde trotz seinen fünfundachtzig Kanonen in Grund und Boden geschossen, während die „Gefion" kapitulierte. Sie wurde das erste deutsche Schiff der jungen preußischen Flotte. Hatte mein freundlicher Gewährsmann, der jetzt schon verstorbene deutsche Arzt Dr. Mordtmann, unrecht, wenn er hierher die Geburtsstätte der deutschen Flotte verlegte? „Gewiß erinnern Sie sich," schrieb der Hauptmann Jungmann dem Obersten von Kutzkowski, auch einem alten Instrukteur der Türkei, „daß die von mir im Bosporus abgehaltene Schießübung als Hauptresultat ergeben hatte, gegen ein Ziel auf dem Wasser vom Lande aus den Rollschuß anzuwenden."

Wie wenige kennen doch die aus der Türkei geschriebenen klassischen Briefe unsers Moltke, der so scharf und richtig zu beobachten wußte. Wie köstlich sind seine Schilderungen von



Die Hohe Pforte.



Türkisches Dorf.

seinem Lieblingsplätzchen Kiretsch-Burun, das zwischen Böjuktere und Terapia im Schatten der herrlichen Platanen Gottfried von Boullions gelegen ist. „Aus welchem meiner zahlreichen Fen ster ich auch hinausschaue," schreibt er, „überall sehe ich die Pracht eines weiten Seegemäldes, einer Gebirgslandschaft, oder in ein enges ummauertes Gärtchen voll blühender Rosen und Oleander. Die kleinen Rasenparterres sind mit Blumentöpfen eingefaßt und die Gänge in künstlichen Dessins mit Seemuscheln ausgeschüttet. Der duftende Jasmin drängt sich durch die Gitter der Fenster, und Geißblatt und wilder Wein überranken die Mauern. Auf dem Meere aber fängt der Tag sich zu regen an; die Sonne ist schon über die asiatischen Berge emporgestiegen, der Nordwind, der den ganzen Sommer hindurch weht und den Aufenthalt hier so kühl und angenehm macht, streift über die blanke Spiegelfläche des Wassers und weckt die Wellen, welche während der Nacht mit der übrigen Natur geschlafen haben; die großen, ganz dicht am Ufer liegenden Schiffe lichten die Anker, und das Klappern der Spille und der einförmige Gesang der Matrosen verhallt, wie ein Segel um das andre sich entfaltet und das Fahrzeug langsam den breiten Strom des Bosporus hinabgleitet." Ist das nicht ein köstliches Stimmungsbild, von den schlafenden Wellen, die der Morgenwind weckt, bis zu dem duftigen Jasmin, der sich durch die Fenstergitter drängt? Man müßte mit den Briefen Moltkes die Türkei bereisen, wie man mit Goethe Italien bereist.

Ihm, dem Schlachtenlenker von 1866 und 1870, verdanken wir es auch, daß uns im Orient die Bahn freigemacht ist. So hat der Bosporus für uns eine ganz besondere Bedeutung gewonnen, und wenn wir heute von der Spitze des Galataturmes unsre Blicke nach Asien hinüberwenden, nach Haidar Pascha, so wissen wir, daß dort Deutschland eine zivilisatorische Aufgabe unternommen hat, die es nimmermehr im Stich lassen darf.

Vor kurzem hat ein ehemaliger französischer Minister, F. Dubief, die Frage aufgeworfen: Wie kam es, daß die Deutschen, die vor dreißig Jahren in Konstantinopel nichts bedeuteten, sich einer so gewaltigen Unternehmung bemächtigen konnten? Er beantwortet diese Frage damit, daß sich etwas in der auswärtigen Politik Deutschlands gegenüber dem Orient geändert habe. Die Zeit sei vorüber, in der Bismarck glaubte, keine Notiz von dem Kurier aus Konstantinopel nehmen zu brauchen.

Über die Größe und Bedeutung der deutschen Interessen in der Türkei herrscht auch



Auswanderer in Konstantinopel.

im deutschen Publikum noch vielfach Unklarheit. Das Deutsche Reich hat sich an der kulturellen Erschließung Kleinasiens nicht nur durch Eisenbahnbauten beteiligt, sondern auch andre kulturelle Unternehmungen, Hafenbauten und Bewässerungsarbeiten, Hospitäler und Schulen, Brückenbauten, Kabel- und Schiffsunternehmungen, Banken und Posten sind von deutschen Unternehmern geschaffen worden. Gewiß fällt dem Neuling auf kleinasiatischer Erde am meisten diese Musterleistung deutscher Zähigkeit und Tüchtigkeit ins Auge. Wie rasch die Fortschritte auf diesem Gebiete gewesen sind, zeigt ein kurzer Rückblick. Nach dem Russisch-Türkischen Kriege verfügte die Türkei erst über ein Bahnnetz von rund 1000 km, Ende 1908 über 6000 km. Etwa 300 km fielen um 1876 auf die asiatische Türkei. In Asien war die kleine Strecke Haidar Pascha-Ismid, 91 km lang, 1874 eröffnet worden. Englische Konzessionäre hatten 1863 die gleichfalls kurze Strecke Smyrna-Kassaba, 93 km lang, erhalten, während den Franzosen 1862 der Ausbau des Hafens von Smyrna, dieser Perle Joniens, zufiel. Die Smyrna-Kassaba-Bahn ist später in französischen Besitz übergegangen.

Die Konzession für die etwa 160 km lange Linie Smyrna-Aidin hatte eine englische Gesellschaft schon 1856 erhalten. Es dauerte aber volle zehn Jahre, bis diese kurze Strecke dem Verkehr übergeben werden konnte. In Europa waren um die angegebene Zeit die Verbindungen Konstantinopel-Adrianopel mit 318 km, ferner die Strecken Saloniki-Üsküb-Mitrovitza mit 363 km im Betriebe: zwei dem Baron Hirsch konzessionierte Linien.

Demnach kann von einer Verdrängung des französischen oder englischen Wettbewerbs durch das Hinzukommen Deutschlands keine Rede sein. Die Türkei hat stets ein europäisches Gleichgewicht zwischen den verschiedenen europäischen Bewerbern zu erhalten gewußt, wie aus einer vergleichenden Übersicht zur Genüge erhellt. Nur einige Daten mögen dem Leser die Entwicklung der letzten fünfundzwanzig Jahre vergegenwärtigen.

Am 12. August 1888 durchbrauste der erste direkte Zug die Strecke Wien-Konstan-



Brussa.

tinopel. Seit Erteilung der Konzession an Baron Hirsch waren nicht weniger als zwanzig Jahre verflossen. Abdul Hamid hatte gestattet, daß die Bahn mitten durch die Sultansgärten unter den Mauern des Serai hindurchgeführt wurde. So wurde Konstantinopel von neuem erobert, diesmal durch ein Werk des Friedens und der Gesittung. Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen! Seit dem Tode des Barons Hirsch (1906) hat übrigens die Deutsche Bank überwiegenden Einfluß in der Betriebsgesellschaft der orientalischen Bahnen erhalten. In demselben Jahre, da der Orientverkehr Wien-Konstantinopel eröffnet wurde, am 8. Oktober 1888, erging der Firman zum Bau der Linie Ismid-Angora an eine deutsche Bankengruppe, bestehend aus der Deutschen Bank und der Württembergischen Vereinsbank.

Gleichzeitig erhielten die Konzessionäre gegen Zahlung von 6 Millionen Franken die Betriebskonzession der 92 km langen Strecke Haidar Pascha-Ismid und außerdem die Erlaubnis zum Ausbau zweier Nebenlinien. Am selben Tage wurde einer französischen Gesellschaft die Linie Jaffa-Jerusalem konzessioniert. Ferner wurde dem französischen Deputierten Bartissol der Hafenbau in Saloniki übertragen und auch der Hafenbau in Beirut konzessioniert.

Bereits am 27. November 1892 fuhr die erste blumengeschmückte Lokomotive in den Bahnhof von Angora, vier Jahre später wurde Konia erreicht, die malerische Seldschukenresidenz, das alte Ikonium. Am 26. Oktober 1904 fand die feierliche Eröffnung der ersten Teilstrecke der Bagdadbahn, Konia-Bulgurlu, statt. Ende 1909 wurde mit dem Weiterbau der Bahn begonnen und Juli 1911 die Strecke Bulgurlu-Ulukischla, etwa 38 km lang, dem Verkehr übergeben. Bei Ulukischla, dem Eingangstor über den Taurus, dem seit uralter Zeit stark begangenen Passe der Kilikischen Tore, beginnt der schwierige Übergang über das Taurusgebirge. Die Strecke Ulukischla bis auf die Paßhöhe des Taurus, Karapunar, ist erst am 21. Dezember vorigen Jahres dem Verkehr übergeben worden; sie ist etwa 50 km lang. Daß jetzt das große viel=

befeindete Kulturwerk, das von verschiedenen Endpunkten in Angriff genommen wird, endlich ohne Störungen vollendet werde, liegt durchaus im Interesse der Türkei. Es ist ein Instrument der Kraft, an dem sich die aus Europa zurückflutenden türkischen Bauern wieder ansetzen können. Und es ist auch ein Instrument des Weltverkehrs. Wenn in wenigen Jahren Aleppo erreicht wird, dann führt von Konstantinopel bis Mekka ein ununterbrochener Schienenstrang.

Im Morgenrot der jungtürkischen Revolution, am 4. November 1909, am Geburtstage des heute herrschenden Sultans, wurde das große Verwaltungsgebäude der anatolischen und Bagdadbahn in Haidar Pascha feierlich eingeweiht, ein stattlicher, sich sozusagen aus dem Meer erhebender Bau, für die Zukunft berechnet. Das Jahr zuvor war durch einen Zusatz- und Finanzvertrag vom 2. Juni 1908 der Bau der Strecke Bulgurlu bis El Helif und der Zweiglinie Tell Habesch-Aleppo, insgesamt 840 km Bahnlänge, festgelegt worden. Bekanntlich wird jetzt Aleppo direkt von der Bahn berührt.

Ein wichtiges Jahr für die Bagdadbahn-Gesellschaft war das Jahr 1911. Es gelang den Konzessionären, mit der türkischen Regierung eine Vereinbarung über den Weiterbau der Bahn von El Helif bis Bagdad zu treffen. Gleichzeitig wurde der Gesellschaft der Ausbau des Hafens von Alexandrette und eine nicht staatlich unterstützte Anschlußstrecke von der Hauptbahn zu diesem Hafen übertragen.

Es ist erfreulich, daß für diese großen türkischen Bahnbauten das Material mit geringen Ausnahmen aus Deutschland bezogen wurde. Und auch die Kapitalien stammen von deutscher Seite. Noch 1912 mußte der Geschäftsbericht der Deutschen Bank immer wiederkehrenden irrtümlichen Behauptungen gegenüber darauf aufmerksam machen, „daß die gesamten Mittel zum Bau der anatolischen Bahnen und der Bagdadbahn bis auf geringe Bruchteile vom deutschen Kapital geliefert worden sind."

Die anatolische Eisenbahngesellschaft wurde mit einem Kapital von 36,72 Millionen Franken gegründet. Die Anleiheschuld betrug 80 Millionen Franken. In der folgenden Zeit ist das Grundkapital mit der Ausdehnung des Betriebes noch erhöht worden. Jüngst hat sich auch die Einforderung einer neuen Anleihe von 50 Millionen Franken notwendig gemacht. Die Anlagekosten der Linie Haidar Pascha-Angora standen 1908 mit 101 Millionen Franken zu Buch, die der Linie Eskischehir-Konia mit 74 Millionen Franken. Heute, anfangs 1913, hat nun das von den deutschen Unternehmern beaufsichtigte türkische Eisenbahnnetz außer dem Betriebsnetz der orientalischen Bahnen (rund 1264 km) folgenden Umfang:

1.	Strecke	Saloniki-Monastir	219 km
2.	„	Haidar Pascha-Ismid	91 „
3.	„	Ismid-Angora	486 „
4.	„	Hamidie-Adabasar	8,7 „
5.	„	Eskischehir-Konia	433,6 „
6.	„	Alayund-Kutahia	10,1 „
7.	„	Bagdadbahn Konia-Bulgurlu	200 „
8.	„	Bulgurlu-Ulukischla	38 „
9.	„	Mersina-Adana	67 „
10.	„	Aleppo-Djerablus, eröffnet 14. Dez. 1912	200 „
			1753,4 km

Demgegenüber befinden sich in französischer Hand 1736 km türkischer Bahnen, nämlich:

1.	Strecke	Smyrna-Kassaba-Bahn u. Verl.	538 km
2.*	„	Damaskus-Hama „ „	581 „
3.	„	Jaffa-Jerusalem „ „	87 „
4.	„	Beirut-Dschabail	19 „
5.	„	Saloniki-Konstantinopel	511 „
			1736 km

Zu diesen 1736 km sind im Jahre 1911 drei weitere Konzessionen hinzugetreten: eine Verlängerung der französischen Smyrna-Kassaba-Bahn durch die Strecke Soma-Panderma, rund 200 km, ferner die Strecke Tripolis (in Syrien) -Homs und Hodeida-Sana in Jemen, rund 190 km. Rechnet man diese 390 km hinzu, so ergibt sich bereits eine Überlegenheit des von französischer Seite betriebenen Eisenbahnnetzes, auch sind die von französischer Seite kontrollierten Bahnen in ihrem Umfange zu bedeutend, als daß man von einer Verdrängung Frankreichs reden kann; allerdings kann man auch nicht von einer entschiedenen Überlegenheit des französischen Wettbewerbs sprechen, wie dies noch der bekannte französische Deputierte Doumer vor fünf Jahren tat. „Die Franzosen haben", schrieb er in seiner Zeitschrift L'Opinion, „in der Türkei mehr Eisenbahnen als die Deutschen, sie betreiben alle großen Häfen, und

* Es sind dies die Schmalspurlinien Beirut-Damaskus-Meserib von 249 km Länge und Rayak-Aleppo von 331,9 km. Die Linie Beirut-Damaskus wurde 1895 eröffnet, die Hauranbahn Damaskus-Meserib 1894.



Auswärtiges Amt in Bukarest.

die Essen von Creuzot bestehen siegreich den Wettbewerb aller großen Unternehmungen Deutschlands, Italiens und Englands."

Schon für das Jahr 1908 kann man von einer namhaften Überlegenheit des französischen Wettbewerbs auf dem Gebiete des Verkehrswesens nicht mehr reden, für 1912 stimmt die Behauptung Doumers erst recht nicht mehr, wenn Frankreich auch neuerdings wiederum dank einer geschickten Diplomatie recht erhebliche Vorteile erlangt hat, so z. B. die der Régie Generale de Chemins de fer erteilten Wege- und Eisenbahnbau-Konzessionen. Doch auch deutsche Unternehmer sind noch im Besitz von Konzessionen, die der Ausführung harren. An erster Stelle ist hier zu nennen die Linie Angora-Cesarea (384 km), die am 15. Februar 1893 Herrn von Kaulla bewilligt wurde. Für diese Linie war eine Kilometergarantie von 17608 Franken vereinbart. Ursprünglich sollte die Bagdadbahn in Angora ihren Ausgangspunkt nehmen. Wenn die Ausführung dieses Bahnbaues sich bisher verzögert hat, so lag das an dem Widerstand, den Rußland dem Bau entgegengesetzt hat. Neuerdings hat die anatolische Bahn noch die Konzession zu einer Eisenbahn von Adabasar nach einem 60 km über Bolu hinausliegenden Punkt erhalten. Die Konzession läuft bis 2002. Ferner soll zwischen Haidar Pascha und Pendik ein Doppelgleis gelegt werden.

Eine Überlegenheit hat Frankreich allein in der Erlangung von Hafenbaukonzessionen bewiesen, wie sich in den französischen Hafenbauten in Smyrna, Beirut, Konstantinopel und Saloniki zeigt. Die Hafen- und Kaigesellschaft von Smyrna ist 1867 konzessioniert worden. Das Aktienkapital betrug 7,5 Millionen Franken, die Anleiheschuld 3,5 Millionen Franken. Die Konstantinopler Kaigesellschaft wurde 1890 mit einem Aktienkapital von 23,8 Millionen Franken gegründet. 1896 gab die Gesellschaft für 12 Millionen Franken Obligationen aus. Die Konzession für den Hafen von Saloniki wurde 1888 vergeben, doch erst 1896 kam ein Vertrag mit Bartissol zustande. Die Fertigstellung des Hafens, der eine Wassertiefe von 8,5 m hat, erfolgte 1902. Somit sind im französischen Hafenbau etwa 72 Millionen Franken angelegt:

1. Smyrna . . .	1867:	7,5 Mill.	Franken	Aktien,	3,5 Mill.	Franken Obligationen
2. Beirut	1887:	6 „	„	„	7,5 „	„ „
3. Konstantinopel	1890:	23875000	„	„	12 „	„ „
4. Saloniki . . .	1896:	4,5 Mill.	„	„	8 „	„ „
Zusammen:		41875000	Franken	Aktien,	31000000	Franken Obligationen.

An französischen Bergwerksunternehmungen sind hervorzuheben die Kohlengesellschaft von Heraclea mit 10 Millionen Franken und die Erdpechgruben in Selenitza. Demgegenüber sind an deutsche Unternehmer bisher gefallen:

1895 der Hafenbau von Derindsche;
1899 der Hafenbau von Haidar Pascha;
1911 der Hafenbau von Alexandrette;
1912 die Bosporus-Hoch- und Untergrundbahn an die Firma Lenz.*

Der Hafenbetrieb in Haidar Pascha wurde nach dreijährigen Arbeiten am 14. April 1903 eröffnet. Der Hafen hat einen 600 m langen Wellenbrecher, der auf einer Steinschüttung aus Quadern ausgeführt ist. Außerdem sind große Silos für Getreide, Reinigung und Aufspeicherung vorhanden. Der Kostenaufwand betrug 6, das Aktienkapital 8 Millionen Franken, die neuerdings auf 12 Millionen Franken gebracht worden sind. Die Schuldverbindlichkeiten weisen dieselbe Höhe auf. Ein Kulturwerk ersten Ranges ist die Bewässerung der Koniaebene. Die Arbeiten dafür begannen im Frühjahr 1908 und wurden von der bekannten Frankfurter Baufirma Ph. Holzmann & Ko. geleitet. Mehr als 50000 Hektar sollen durch zahlreiche Kanalleitungen von dem Beyschehirsee bewässert werden und, auf diese Weise fruchtbar gemacht, zur Getreide- und Baumwollkultur dienen. Die Erdarbeiten waren einer französischen Firma übertragen worden, während die Oberleitung an Ort und Stelle ein holländischer Wasserbautechniker hatte. Was für ein Sturm der Entrüstung hätte sich wohl erhoben, wenn derartige Arbeiten bei französischen Werken in Syrien einem deutschen Unternehmer übertragen worden wären!

Wenn französischerseits auf die Hafenbauten in besonderer Weise hingewiesen wird, so können wir mit vollem Recht den Bau der Hedschasbahn von Haifa über Der'a nach Mekka für uns in Anspruch nehmen. Der Leiter dieses äußerst schwierigen Bahnstranges war neben dem türkischen Chefingenieur Muchtar Bey der deutsche Ingenieur Meißner, ein Sachse. Als Oberingenieur des Werkstättendienstes war gleichfalls ein Deutscher tätig. Die zu Ehren des Sultans auch Hamidie-Eisenbahn genannte Linie von Damaskus nach Medina hat eine Länge von 1320 km und ist am 27. August 1908 eröffnet worden. Das Material ist vielfach von Deutschland geliefert worden.

Alles in allem genommen kann man von einer überwältigenden Größe der deutschen Wirtschaftsinteressen auf verkehrspolitischem Gebiet in Anatolien sprechen, auch wenn heute die Bagdadbahn noch nicht vollendet ist. In richtiger Erkenntnis dieses Umstandes hat die Anatolische Bahngesellschaft ihr Nennkapital, das sich bereits auf 135 Millionen Franken belief, 1907 verdoppelt, während die Anleiheschuld heute einen Nennwert von rund 179,5 Millionen Franken hat. Ihre Pflicht fordert, daß diese Unternehmung nicht einen ausländischen Anstrich erhält.

Die Sprache ist der Schrittmacher des Handels, das haben Franzosen und Italiener erkannt, als sie die Zahl ihrer Schulen im Orient gewaltig vermehrt haben. In diesem Punkte ist das deutsche Reich zurückgeblieben. Vielleicht besitzen wir ein Dutzend Schulen oder wenig mehr. Aber wo bleibt eine deutsch-türkische Universität, die von hervorragenden Orientkennern schon oft gefordert worden ist? Eine eigentliche Hochschule fehlt der Türkei. Zwar bestehen heute einige ausländische Bildungsanstalten mit höheren Zielen, aber als Hochschulen sind sie nicht anzusprechen. Das Robert-College bei Konstantinopel ist 1865 von Amerikanern gegründet worden. Ferner haben Amerikaner 1866 in Syrien ein Syrian Protestant College eröffnet und Jesuiten eine sogenannte Université de St. Joseph. Eine deutsche Hochschule müßte vor allem mit einem islamischen Institut verbunden werden und auch technische Wissenschaften lehren. Sollte sich in Deutschland wirklich kein weitblickender Mäzen finden, der im Interesse deutscher Wissenschaft und Kultur eine Gründungsstiftung macht?

In Konstantinopel befindet sich eine zwölf Jahrgänge umfassende Oberrealschule mit Vorschule, verbunden mit einer Handelsabteilung, außerdem eine zehnklassige höhere Mädchenschule, die sich beide eines zahlreichen Besuches erfreuen. Deutsche Schulen befinden sich auch in Saloniki, Jerusalem, Haifa, Haidar Pascha, Eski Schehir, Aleppo. Aber ihre Mittel sind oft äußerst bescheiden; auch fehlt es an Einrichtungen, um Erwachsene unterrichten zu können. Selbst auf dem Ge-

* Die monumentale neue Brücke, die Galata mit Stambul verbindet, ist von der weltbekannten Brückenbaufirma Gustavsburg der Augsburg-Nürnberger Maschinenbauanstalt vor zwei Jahren neu erbaut worden.

biete des Hospitalwesens sind wir etwas ins Hintertreffen geraten, troß den vorzüglichen Hospitälern in Konstantinopel, Jerusalem, Urfa, Diarbekr. Auch hier heißt es, etwas tun, ehe es zu spät ist.

Eine erfreuliche Entwicklung hat das deutsche Bankwesen in der Türkei genommen. Die deutsche Palästinabank, schon 1896 gegründet, hat viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, bis sie einige Gewinne abwarf. Als Aktiengesellschaft besteht sie seit 1899. Großaktionär ist der Fürst Hohenlohe-Öhringen. Das Aktienkapital, das ursprünglich 1 Million Mark betrug, ist heute auf 20 Millionen Mark erhöht. Die Bank unterhält Filialen in Jerusalem, Beirut, Haifa, Damaskus und andern Orten. Eine bedeutende Gründung stellt die von der Dresdner Bank ins Leben gerufene Deutsche Orientbank dar. 1906 mit einem Kapital von 16 Millionen Mark gegründet, hat sie heute ein Aktienkapital von 32 Millionen Mark, von dem 20 Millionen Mark bar eingezahlt sind. Auch sie unterhält zahlreiche Filialen, so in Konstantinopel, Adrianopel, Brussa, Dedeagatsch, aber auch außerhalb der Türkei in Athen, Kairo, Tanger. Neuerdings hat auch die Deutsche Bank in Konstantinopel eine Filiale eingerichtet, wohl veranlaßt durch das Vorgehen der Deutschen Orientbank. Der Einfluß dieser Großbank macht sich aber auch in der 1863 gegründeten ursprünglich französischen Ottomanbank geltend.

Mögen die Samenkörner deutscher Arbeit, die in den uralten Kulturboden Asiens von uns gestreut sind, noch nicht alle aufgegangen sein, mögen trübe Erfahrungen und Enttäuschungen auch ferner nicht ausbleiben, eins dürfen wir nicht mehr tun: uns und unsre Arbeit dort im Stich lassen. Nichts wäre törichter, als von einem verrotteten Lande zu sprechen, für das wir zu schade wären. Der Orient hat andre Lebensbedingungen als das Abendland. Immer wieder muß ein Zuschuß an Energie aus dem Norden kommen, um dem lähmenden Einfluß des Klimas zu begegnen. Goethe hat einmal gesagt: „Es werden noch immer die entschlossenen Völker gepriesen." An dieser Entschlossenheit sollte es der deutschen Kulturarbeit in der Türkei nicht fehlen!

An das vergnügte Schulmeisterlein Maria Wuz von Auenthal

Zum 150. Geburtstag Jean Pauls am 21. März 1913

Du freutest dich an jedem Tag,
Ob deine Welt im Schatten lag,
Ob Kränze wand der Sonnenstrahl
Um dein geliebtes Auenthal.
In jede Stunde, die dein Gott spendiert,
Hast du ein bißchen Freude praktiziert.
Du freutest dich beim Frühtrunk auf das Mittagsbrot,
Zur Vesper auf den Tisch im Abendrot,
Und hattest du beim armen Heringsmahl geschleckt,
Sprachst du gerührt: Das hat dem lieben Wuz geschmeckt!

Ja, stelltest du nicht einen Freudenrest
Bei jedem Gutenacht auf die Konsole,
Damit der Morgen ihn herunterhole,
Damit das Aufstehn gleich ein Freudenfest:
Da war ein junges Pflänzlein zu betreuen
Und ein verwaister kleiner Frühlingsstar;
Da konnte man sich pudelnärrisch freuen,
Wenn Blatt und Federchen gewachsen war!

Und dabei fehlt aus deiner Kunst, stets froh zu sein,
Noch der durchdachteste und klügste Paragraph;
Denn wurdst du nicht ein dionysisch, nein,
Ein korybantisch Dorfschulmeisterlein,
Als dich die Liebe zu Justinen traf?
Gingst du nicht aus, in deinen wonnebangen
Achtwochen, Gott und Schöpfung zu umfangen? —

Sogar an deinem Sterbebett, du großes Kind,
Saß noch die Freude bis zum sanften Ende.
Sie nahm ein Kinderhäubchen aus dem Spind
Und gab dir's in die welken Zitterhände,
Aus grünem Taft ein Häubchen, dran das Bänderpaar
Zerschlissen halb und ganz verblichen war.
Du strichst darüber hin mit letzter Kraft
Und sahst dich um, so sonnenhaft
Wie nie in deinen hellsten Tagen:
Du hattest es als kleiner Wuz getragen. —

Dann schliefst du ein. —
O wär' aus deinem Leben
Ein einzig Blumenstück uns nur gegeben;
Denn unsre Welt hat einen bittern Kern,
Und ach, wir freuten uns so gern!

Kurt Arnold Findeisen

Das Ende des österreichischen Zahlenlottos

Vom Reichsrat- und Landtagsabgeordneten Prof. Dr. A. von Halban

Schädlich, aber nicht ohne romantischen Schimmer" könnte die Grabschrift des kleinen Lottos lauten. Tausenden hat es die Seelenruhe gestört, mannigfachen Aberglauben hat es gezüchtet, Existenzen auf Abwege und ins Verderben gebracht. Der Schaden, den dieses Spiel auf solche Art gestiftet hat, steht in keinem Verhältnis zu der Einnahme, die der Staat aus diesem trüben Brunnen schöpft. Höchste Zeit, daß es verschwinde und der Klassenlotterie weiche, die, weniger verlockend und nicht so leicht zugänglich, dennoch mit der Zeit eine ebenso einträgliche, dafür aber weniger unmoralische Einnahmequelle bilden wird.

Als ein Rest zweifelhafter Finanzpolitik ragt das Zahlenlotto in die Gegenwart Österreichs und Italiens hinein; seine Einrichtung stammt aus einer Zeit, in der jedes Mittel gut schien, um die „Landesfürstliche Kammer" zu stärken. So wurde denn auch der Spielteufel vor den Staatskarren gespannt. Da er ja doch einmal vorhanden war und von der Menschheit seinen Tribut empfing, so wollte man diesen Zoll dem Fiskus sichern. Während viele Staaten, namentlich im Norden Europas, schon im siebzehnten Jahrhundert die Klassenlotterie einführten, folgte Österreich 1752 italienischen Vorbildern und ließ das sogenannte Genueser Lotto zu. Anfangs wurde dieses neueste Regal verpachtet. Seit 1787 betrieb es der Staat in eigner Regie. Rasch griff die Bevölkerung zu. Ebenso rasch aber tauchten die Bedenken auf, die seit jeher gegen das Lotto angeführt werden. Leider überwog die Rücksicht auf das Finanzinteresse; die Stände fürchteten, daß an Stelle des Lottos neue Steuern treten könnten, und zogen es vor, durch die Begünstigung der Spielwut in den niederen Schichten dem Staatsschatze Einnahmen zu sichern, die ihm die besitzenden Klassen vorenthielten.

Das Zahlenlotto zeichnet sich durch seine Einfachheit und scheinbare Billigkeit aus. Es umfaßt neunzig Nummern, von denen der Spieler eine oder mehrere besetzt. Der geringste zulässige Einsatz beträgt zehn Heller, und die Ziehungen finden sehr häufig statt. Besetzt der Spieler mehrere Nummern und hat er das Glück, daß von diesen zwei oder gar drei gezogen werden (Ambo oder Terno), dann ist der Gewinn groß: beim Terno das Viertausendachthundertfache des Einsatzes. Aber die Wahrscheinlichkeit, einen solchen Terno zu machen, ist äußerst gering, denn von den neunzig Nummern werden nur fünf gezogen, und die Aussicht, von neunzig Zahlen drei besetzt zu haben, die sich sodann unter den fünf glücklichen befinden, ist verschwindend klein. Nach mathematischer Berechnung beträgt die Wahrscheinlichkeit eines Terno 1:11748.

Die Zulässigkeit geringster Einsätze und die — freilich phantastische — Möglichkeit hohen Gewinnes sowie die häufigen Ziehungen haben das Zahlenlotto so populär gemacht. Der kleine Mann ist nicht in der Lage, teure Lose zu kaufen oder seinen Spieltrieb an der Börse zu betätigen. Das kleine Lotto bietet die einzige Möglichkeit, mit kleinen Beträgen das Spielglück zu versuchen. Abenteuerliche Schilderungen größerer Gewinne, die dem und jenem in den Schoß gefallen sind, geben der Einbildungskraft immer neue Nahrung. Wer einmal vom Lottogift genossen hat, der bleibt ihm verfallen, sowie der Trinker der Schnapsflasche, der Opiumraucher der Pfeife. Daran ändern auch stetige Verluste nichts. Das märchenhafte Glück der seltenen Gewinner läßt den Spieler nicht schlafen. Als vor Jahren das Gerücht umging, der damalige Finanzminister von Dunajewski wolle das kleine Lotto aufheben, da kamen Briefe über Briefe aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung, in denen die Schreiber baten, man möge ihnen ihr einziges Vergnügen um Himmels willen nicht rauben. Und als jetzt endlich im Parlament die Vorlage eingebracht wurde, die dem kleinen Lotto ein nahes Ende bereiten soll, da verstärkte sich der Zudrang zu den Kollekturen, und die treuen Anhänger dieses verderblichsten Glücksspiels zogen aus der Vorlage vor allem eine kulturhistorisch denkwürdige Schlußfolgerung: als beliebte Ternozahlen wählte man die Nummern, die dem Lebensalter des Ministers, der Tages- und der Monatszahl der Vorlage entsprachen. So bewahrt das kleine Lotto noch in seinen letzten Zügen seine



Franz Triebsch: Kinderbildnis.

mythenbildende Kraft. Und diese mythenbildende Kraft sichert ihm eine gewisse Stellung in der Kulturgeschichte.

Zu allen Zeiten gingen Spiel und Aberglaube Hand in Hand. Wenn selbst Spieler gebildeter Kreise an Systeme glauben, durch die das unberechenbarste Ding, der Fall der Roulettekugel, vorausbestimmt werden soll, dann darf man nicht staunen, daß in den ungebildeten Volksmassen der Aberglaube förmliche Orgien feiert. Nach Tausenden zählen die Traumbücher — mit Vorliebe nennen sie sich ägyptische, chaldäische oder persische —, die jeden Traum als Fingerzeig für die Wahl bestimmter Nummern deuten. Gewöhnlich sind sie wörterbuchartig angelegt. Allen erdenklichen Dingen, von denen der Mensch träumen kann, entsprechen gewisse Zahlen oder Zahlenkombinationen, und jedes dieser Traumbücher hat seine Anhänger, die gerade auf dieses eine System schwören. So finden wir als Deutung eines Traumes vom Apotheker in dem einen Buch die Zahlen 9, 27, 30 (Terno), in dem andern 4, 36 (Ambo), in dem dritten nur eine einzige Zahl: 4. Ein Rechtsanwalt bedeutet in dem einen Traumbuch 3, 15, 79, im andern 3, 15, 69, im dritten 53, 59, 61!

Neben Traumbüchern gibt es auch astrologische Lotto-Ratgeber. Sie enthalten unfehlbare Belehrungen über die Zahlen, die Glück bringen sollen, je nach dem Tage der Einzahlung, des Einsatzes oder der Ziehung, wobei wieder die Wochentage von den Festtagen unterschieden werden müssen. Auch das Datum des Traumes wird astrologisch ausgenützt, und jeder Kalendertag hat seine eigne Ternozahl. Wer am Monats-Ersten einen Traum gehabt hat, der muß unbedingt die Zahlen 40, 54 und 60 wählen; dem Allerheiligentag (1. November) allein entspricht die Zahl 1. Astrologischen Erwägungen höherer Ordnung entspringt die Berücksichtigung des Geburtstags und seiner Gestirnkonstellation, woraus sich dann höchst schwierige „mathematisch-astrologische" Berechnungen ergeben. Gründliche Handbücher ziehen überdies die Zahlen der letzten Ziehungen in Betracht und kombinieren sie mit den astrologischen Daten. Je gründlicher, desto orakelhafter, so daß man schließlich nie weiß, was der Ratschlag eigentlich bedeutet. Gewinnt man nicht, dann hat man eben den weisen Rat falsch verstanden. Auch an illustrierten Traumbüchern ist kein Mangel. Abgesehen von den alten, meist für Analphabeten bestimmten Behelfen dieser Art, gibt es leider auch neue selbst noch aus dem Jahre 1896.

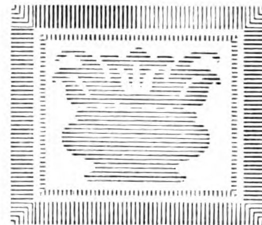
Jetzt soll das in allen andern Staaten, mit Ausnahme Italiens, übliche Klassenlotto die Stelle der Zahlenlotterie vertreten. Die Mindesteinlage soll vier Kronen betragen, also das Vierzigfache des Einsatzes bei der kleinen Lotterie. So gestaltet sich die Sache ernster, weniger zugänglich und folglich auch weniger gefährlich. Wird aber der Lottoaberglaube zugleich mit dem kleinen Lotto verschwinden? — Vor mir liegt ein Brief, den vor wenigen Wochen ein Professor von einem ungarischen Lotteriebureau erhielt. Nach der üblichen Einleitung und Anpreisung der Vorteile des Spielplans heißt es: „Wir führen Sie heute sozusagen mitten in das Glück hinein, indem wir Ihnen auf beiliegenden Markenbildern eine Reihe von Namen mit Glücksnummern zusenden. Wählen Sie die dazugehörige Losnummer als einen Fingerzeig des Schicksals." Dem Briefe liegen sechzehn Damenphotographien bei, jede mit einem Namen und einer Zahl bezeichnet. Z. B. Marie 80170, Anna 10582 usw. Der Adressat soll je nach seiner Vorliebe für einen bestimmten Namen die Losnummer wählen und in dieser Vorliebe einen Fingerzeig des Schicksals erblicken. Wenn eine derartige Aufforderung an einen akademischen Lehrer gerichtet werden konnte, wenn also selbst gebildete Menschen einer so bodenlosen Torheit für fähig gehalten werden, so kann man leicht ermessen, mit welcher Summe an Aberglauben die ungarischen Lotterieverschleißer bei den minder gebildeten Ständen zu rechnen gewohnt sind.

Durch das kleine Lotto seit Generationen genährt, wird der Aberglaube auch der Klassenlotterie gegenüber standhalten. Er wird natürlich andre Formen annehmen, und die Konstruktion des neuen Spiels wird den ärmeren Leuten das Mittun erschweren. Aber aufhören wird er darum nicht. Immerhin liegt in der Einführung der Klassenlotterie ein unverkennbarer Fortschritt, zu dem man den österreichischen Finanzminister W. von Zaleski und das Parlament beglückwünschen darf, selbst wenn zunächst nur eine Abschwächung des Aberglaubens und der damit verbundenen Volksausbeutung zu verzeichnen ist.



Vorfrühling

Von Maria Heinz



Marion Hellbach stand am Fenster des Wagenabteils und schaute zu den sanften Hügeln der Vorberge hinüber, zwischen denen der Eilzug dahinfuhr. Wie sie es liebte, dieses Land! Seit die Mutter beschlossen hatte, schon jetzt, in den ersten Märztagen, nach dem Berghaus zu reisen, war eine stille Freude in ihr erwacht, als sollte ein unsagbar schöner Traum sich dort erfüllen. War es nicht schon wie ein Traum, daß sie nun so in die Wälder hineinblickte, das Wintergrün auf den Äckern und die braunen Erdschollen sah, nachdem sie noch vor wenigen Stunden im Automobil durch das wirre Getriebe der großen Stadt dahingesaust war?

„Marion, du träumst wieder," sagte die Mutter mahnend. „Sieh, wir sind schon in Gellenhausen."

Aus dem Nebelschleier, der das Tal einhüllte, sah das kleine Bahnhofsgebäude frostig und nüchtern hervor. Die Rotdornhecken und die Fliederbüsche der Bahnhofsanlagen brachten noch keinen freudigeren Farbenton in das matte Grau; ihre jungen Blättchen warteten auf blauen Himmel und lockende Wärme, um sich aufzurollen und ihr lichtgrünes Gewebe zu entfalten.

Ein greller Pfiff zerriß die tiefe Stille des Tals; der Zug fuhr auf der Endstation ein. Der Schaffner öffnete die Wagentür und half Frau Hellbach heraus; in der offenen Tür stand Marion mit der kleinen Ruth, die eilig der Mutter folgen wollte.

„Laß mich zuerst hinunter," sagte Marion, „ich werde dir dann helfen."

Doch kaum war sie unten angelangt, so erklang hinter ihr der Ruf: „Fang mich auf, Marion!", und in ihre Arme sprang das Kind herab, so schnell und stürmisch, daß sie schwankte.

„Mußt du denn immer wie ein Bube sein, Ruth? Du hättest Marion beinah umgeworfen!" sagte die Mutter vorwurfsvoll.

„Ach, Mutterchen," schmeichelte die Kleine, die in ihrem Matrosenkleidchen und der blauen Tuchmütze auf dem kurzlockigen Haar wirklich einem Knaben glich, „sei doch nicht böse! Wenn ich Vater umwerfen will, sagt er doch immer: ‚Fest auf den zwei Beinen stehen, das ist die Hauptsache!' Muß das Marion nicht auch?"

Der Bahnbeamte hatte das Gepäck abgeladen. Ein stattlicher älterer Mann kam nun heran. „Grüß' Gott, gnädige Frau," sagte er, „ich bin mit dem Wagen hier."

Frau Hellbach reichte ihm die Hand: „Sie selbst, Herr Merkel? Ich glaubte, Sie würden den Hannes schicken."

„Der ist mit dem Schecken im Holz, gnädige Frau, und ich konnte gut abkommen. Wir haben ja noch keine Gäste im Haus, da kann's die Frau schon allein schaffen. Ich soll auch einen schönen Gruß von ihr ausrichten, und" — er stockte und sah beklommen auf ihre schwarze Trauerkleidung — „wir sprechen unser herzliches Beileid aus zu dem Tode der lieben guten Frau Mutter."

„Sie hat lange gelitten." Frau Hellbach sprach mit gepreßter Stimme. „Es war so schwer für sie und uns, daß sie von uns gehen mußte. Man wird alt dabei, lieber Herr Merkel." Sie rückte sich in den Schultern zurück und hob den Kopf: „Wir wollen fahren. Kommt, Kinder!"

Doch die beiden Mädchen waren schon um das kleine Stationshaus herumgelaufen, und Frau Hellbach folgte langsam nach.

„Sie haben also noch keinen Gast in den ‚Drei Forellen'?" fragte sie ihren Begleiter. „Und wir haben doch schon Ostern."

„Aber frühe Ostern," erwiderte er, „es ist ja noch halber Winter. Gnädige Frau sind sonst auch nicht so zeitig hier gewesen. Der Hauswart hat geklagt, als er gestern um den Wagen kam, daß die Herrschaften frieren würden; er bekomme mit den feuchten Buchenkloben die Stuben nicht warm."

„Ja, ja," sagte Frau Hellbach nachdenklich, „es ist nur ein Sommerhaus, aber ich konnte nicht bis zum Sommer warten. Ich hatte so großes Verlangen nach unserm Bergwald, nach dem Frühling in unserm Garten; er muß doch nun bald kommen."

„Und wie geht's dem Herrn Gemahl und dem Herrn Sohn?" fragte der Forellenwirt.

„Mein Mann will die Feiertage im Süden verleben," antwortete sie, „ihm ist es hier zu kalt und zu still. Und unser Sohn?" Sie seufzte. „Gerhard muß arbeiten, tüchtig arbeiten. Er sollte jetzt sein Examen machen, aber er hat es nicht geschafft. Nun gibt's keine Ferien für ihn."

„Mutterchen, wo bleibst du?" Ruth lief ihr entgegen und zog sie ungestüm zu dem Wagen. „Sieh doch, was da drinliegt!"

Eine Girlande von Tannenzweigen mit einem roten „Willkommen!" war an der Rücklehne des halboffenen Wagens befestigt; auf dem Sitz stand eine bunte Thüringer Henkelschüssel, in der ein Berg von Waffeln lag.

„Die Frau hat heut' gebacken, und weil die Fräulein sie doch so gern essen..." rief Herr Merkel vom Bock herunter, den er in beglückter Verlegenheit schnell erstiegen hatte.

„Nun ist's genug," sagte Frau Hellbach, als die beiden Mädchen immer wieder nach dem goldbraunen Backwerk griffen, „ihr müßt doch nachher dem Mittagessen der Frau Ursel noch Ehre antun."

„Wer ist Frau Ursel?" fragte Ruth.

„Aber Kleines, du weißt doch, die gute Frau Eckert, die Frau von unserm Hauswart, die dir immer dein Frühstücksei aus der Hühnerstiege geholt hat."

„Ach da, wo die kleinen Küken drin waren, die jeden Tag größer wurden," fiel das Kind ein, „die habe ich so gern gebraten gegessen."

Frau Hellbach lachte: „Bei Ruth geht die Erinnerung durch den Magen; aber wir beide freuen uns auch ohne das auf unser Berghaus — nicht wahr, Marion? Seht nur da oben hin; ich glaube, bis wir hinaufkommen, haben wir schon klaren Himmel."

Der Nebel war fort, er blieb wohl im Tal zurück; die Tannenwälder oben auf den Hängen, die mit ihrem ernsten Grün aus dem leichten Schneemantel hervorschauten, standen in gedämpftem Licht. Noch war die Sonne verhüllt, doch ein heller Strahlenkreis zeigte die Stelle, wo sie hinter den Wolken stand. Marions Hände ruhten in ihrem Schoß, sie schaute hinauf. Dorthin führte der Weg, der Sonne entgegen! Sie hatte den weichen Reisehut abgenommen und nur den Schleier um den Kopf geschlungen; der Luftzug strich über den blonden Scheitel und hob die lichten Schläfenhaare in leichtem Spiel.

Bergan ging die Fahrt. Das enge Tal weitete sich, die hohen grünen Wände, die den Weg begleitet hatten, zogen sich in weichen Linien auseinander. Ein breites ebenes Hochplateau lag vor ihnen, an dessen Rande wieder die Waldberge standen. Die Pferde zogen an. In schnellem Trabe ging es vorwärts.

Ruth war schon lange auf ihrem Platze zwischen Mutter und Schwester unruhig hin und her gerückt. „Bitte, Mutter," sagte sie, „ich möchte da sitzen" — sie zeigte auf den Kutscherbock —, „hier ist's so langweilig."

„Nein; das geht nicht," erwiderte Frau Hellbach lächelnd, „du bist noch zu klein. Du gehörst noch nicht da oben hin."

„Aber ich bin schon fünf Jahre, das ist doch ganz alt!" rief die Kleine.

„Wenn du noch etwas älter sein wirst, Ruth, und gelernt hast, brav zu sein und stillzusitzen, dann darfst du's."

„Bin ich dann so alt wie Marion? Die sitzt doch immer ganz still."

Frau Hellbach streifte das versonnene Gesicht ihrer Tochter mit schnellem Blick. „So weit bist du noch lange nicht; da mußt du noch elf Jahre warten. Und so brav wirst du wohl auch so bald nicht werden, du — Bubi!"

Die Kleine war mit einem Satz auf dem Schoß der Mutter und küßte sie stürmisch: „Mutterchen, sag' doch auch immer Bubi zu mir, wie unser Vater, dann hab' ich dich so furchtbar lieb. Aber weißt du, so brav wie Marion" — sie schnippte mit dem Füßchen nach der Schwester hin — „so werd' ich nie. Sie ist gar nicht mehr lustig, und wenn wir spazierengehen, erzählt sie mir nichts mehr zum Lachen."

In das Gesicht des Mädchens war eine feine Röte gestiegen. Ihre grauen Augen sahen tiefdunkel aus, ihre Lippen öffneten und schlossen sich wieder, als unterdrückte sie eine Antwort.

„Laß nur, Marion," sagte die Mutter gütig, „wir sind alle ernster geworden in diesem harten Winter. Aber nun wird es besser werden; hier wollen wir wieder froh sein! Und wenn erst der Felix da ist, dann werdet ihr alle tüchtig lachen und tollen."

„Felix kommt, Felix Krönchen kommt!" rief Ruth in singendem Tone. „Mutter, warum lacht ihr immer, wenn ich Krönchen zu ihm sage?"

„Weil er nicht so heißt, Kleines.“

„Warum heißt er nicht wie wir? Warum ist er nicht auch dein Kind?“ fragte Ruth weiter.

„Bubi, er ist doch der Sohn von Tante Kröning,“ sagte Marion jetzt, „du weißt es doch.“

„Tante Kröning kenne ich gar nicht gut,“ erwiderte Ruth.

„Ja, Kind, sie ist oft krank, da kann sie solchen Unband nicht um sich haben. Und dann ist sie viel auf Reisen. Darum ist ja der Felix auch immer bei uns,“ sagte Frau Hellbach.

„Die Sonne, Mutter, da — sieh!“ Marion blickte empor, dann ließ sie mit geschlossenen Augen die hellen Strahlen auf sich herabfließen.

Wie blaß sie wieder ist! dachte die Mutter. Und diese durchscheinenden blauen Schatten unter den Augen! Es ist alles wie ein Hauch — als wäre sie nur Seele. Sie muß fester und irdischer werden, stärker — für das Leben, das doch für sie erst beginnt.

„Hurra, wir sind da!“ jubelte Ruth. Schnell fuhren sie durch die kleine helle Stadt, am Kirchplatz vorüber, die Enggasse hinauf. Dann hielt der Wagen an dem schmalen Wege, der zwischen grünen niedrigen Tannenhecken zu dem Berghaus emporführte, das hinter der Reihe der andern Häuser allein oben am Waldrande lag.

Marion ging mit schnellem Schritt voran. Die Mutter folgte mit Ruth, die glücklich war, daß man ihr die Henkelschüssel mit den Waffeln anvertraut hatte.

Nun waren sie oben. Der Hauswart kam ihnen entgegen; am Gartentor stand seine Frau. Ruth stürzte auf sie zu: „Da bist du ja wieder!“ rief sie. „Hast du auch noch Kaninchen, ja? Dann zeig' sie mir doch gleich!“ Sie drückte der Mutter ihre Bürde in die Hand und ließ der Frau kaum Zeit, die Herrschaft zu begrüßen.

Marion schlang den Arm um die Mutter. „Nicht ins Haus,“ bat sie, „zuerst zur Buche. Komm, komm!“

Sie stiegen die Stufen hinauf, die zwischen den Obststräuchern, an denen schon winzige grüne Blättchen saßen, bergan führten. Dann kamen noch einige Schritte über felsigen Boden — nun standen sie unter dem mächtigen Baume, der als Vorläufer des Waldes noch innerhalb der Gartenhecke stand. Auf dem hohen freien Platze wölbte er seine Krone in weitem Umkreis; an dem dichten feingezeichneten Gitterwerk der leise bewegten Zweige waren nur bräunliche, fest zugespitzte Blattknospen zu sehen. Es war wie ein Bild gehaltener Kraft, die ruhig ihre Zeit erwartet.

Frau Hellbach trat neben Marion an den Rand des Buchenplatzes. Weit hinaus ging der Blick über die roten spitzgiebligen Dächer der Stadt und weiter über ein Meer von Tannenwäldern, zwischen denen dunkle leere Stellen die sommerlich üppige Pracht der Buchenwipfel ahnen ließen. Dahinter lag das verschleierte wellige Land. Die Nebel wogten noch in den Tälern, aber ein weicher Wind kam von Süden herauf und hob sie empor. Er trieb die Wolken am Himmel dahin — immer wieder brach die Sonne zwischen dem Gewölk hervor, dann leuchtete alles auf wie eine neu erstehende Welt.

„Von dort kommt er, der Frühling“ — Frau Hellbach wies nach Süden —, „der fremde Wind bringt ihn. Darum nennen sie ihn in den Thüringer Tälern auch den ‚Auswärts‘.“

„Ich bin so glücklich, daß wir hier sind, Mutter,“ brach es aus Marion hervor, „hier ist alles so frei und so fern und doch so vertraut. Ich danke dir, du Liebe, Geliebte!“ Sie küßte die Mutter leidenschaftlich und schmiegte den Kopf an ihre Schulter. „So schön ist es hier und bei dir —“

Ein zärtliches Lächeln erhellte das ernste Gesicht der Frau; sie strich der Tochter das lose blonde Haar aus der Stirn und drückte sie fest an sich. Sie fühlte wieder, wie einst, den Herzschlag ihres Kindes mit dem ihrigen zugleich. Sie fühlte sich eins mit diesem Kinde, das ihr so ähnlich — und doch zuweilen wie eine Fremde war. Sie glichen sich, doch nicht wie Schwestern — sie waren wie zwei Stadien eines Frauenlebens: hier das Suchen und Sehnen der jungen Seele nach ihrem Lebensinhalt, und dort das sichere Ruhen der durch Leben und Leiden gereiften Frau in sich selbst. —

Im Berghaus, abends.

„Die Kinder schlafen, lieber Mann; auch Felix, der uns heute mittag überraschte, ist früh zur Ruhe gegangen. Er kam vom Schneekopf hierher. Du weißt, das ist ein langes Wandern über die Berge. Es war große Freude, als er, ermüdet und doch voll



Franz Triebsch: Freifrau von E.

frischer Kraft, hereintrat. Wir hatten ihn nicht so bald erwartet, und Ruth flog ihm um den Hals. Sie ließ ihm kaum Zeit zum Essen und fragte plötzlich dazwischen: „Wo hast du meinen Gerhard gelassen?“ Sie ist es doch gewöhnt, die beiden zusammen hier zu sehen. Als sie wieder einmal hörte, daß Gerhard arbeiten müsse, bat sie: „Erlaub' doch, Mutterchen, daß er zu uns reist!“ — „Aber Vater hat es ja verboten,“ sagte Marion, „Vater ist so hart mit ihm.“ — „Unser Vater?“ fragte das Kind bekümmert. „Dann schreib ihm, Mutter, das wäre gar nicht lieb von ihm. Ich brauche doch zwei Jungens, daß sie mich in der Trage auf den Teufelstein tragen. So komme ich doch nicht hin. Wenn Vater herkommt, dann kann ja der Gerhard wieder abreisen.“ — Ich glaube fast, Dir imponiert dieser naive Egoismus deines jüngsten Kindes, Georg! Ich habe sie darum gescholten, und sie war auch ganz betrübt. Aber als Felix ihr versprach, sie huckepack zu tragen, wohin sie wolle, wurde sie gleich wieder vergnügt. — Wir sind sehr froh mit „unserm Felix“, wie Ruth sagt; Du weißt ja, das kleine Ding hängt allem, was sie liebhat, gern solch besitzergreifendes Wort an, und hier paßt es gewiß hin, wenigstens für uns drei. Dein Felix ist er ja nicht, das weiß ich! Du hast auch nie so recht begriffen, daß mir der Sohn meiner Jugendfreundin ebenso lieb werden konnte wie meine eignen Kinder. Mit seinem dunklen Gesicht, den tiefen braunen Augen und dem straffen schwarzen Haar war er Dir schon äußerlich nicht ganz sympathisch, „zu ungermanisch“. Später fandest Du ihn zu schwärmerisch, zu lyrisch, wie Du es nennst. „Er ist ein Frauenmensch! Einer, den sie beherrschen werden, statt daß er der Herr ist,“ hast Du noch vor kurzem von ihm gesagt. Nur vor seiner Arbeitstüchtigkeit, die ihn das Examen, in dem Dein Sohn unterlag, so glänzend bestehen ließ, hast Du Respekt. Aber Du findest es eigentlich unlogisch. „Sie müßten nur Gedichte machen, Felix, das paßt besser für Sie, als Chemie zu studieren,“ sagtest Du ihm neulich. Er lachte: „Vielleicht tue ich beides, Herr Geheimrat.“

Verzeih, daß ich hier so manches erwähne, was Du doch weißt. Allein der einsame Abend macht mich redseliger, als ich es sonst bin. Mir ist bange nach den jungen Stimmen, nach Dir und Gerhard. An diese Stille muß ich mich erst gewöhnen. Aber du hast dich doch danach gesehnt, wirst Du denken — und Du hast recht! Gewiß, es ist gut so für mich; nur muß ich mich hier erst ganz wiederfinden. Es war hohe Zeit, daß ich mich freimachte von unserm Winterleben, von den vielen Menschen, die, wie sonst unsre Freuden, jetzt unser Leid mit uns teilen wollten. Eine heimliche Unrast war über mich gekommen, die mich trieb, immer bei andern Trost, Aussprache und neue Lebensausblicke zu suchen, nachdem der Tod uns so viel unersetzliche Liebe und Treue genommen hatte.

Dazu kam die quälende Zeit mit unserm Sohn, die Furcht vor dem Examen und vor Deiner Strenge. Ich war so in Sorge um Gerhard, wie er es tragen würde. Es war unnötig; denn ich habe gesehen, daß er sich Deinem Gebot widerstandslos fügte. Ich sah nur, wie er blaß wurde, als Du ihm sagtest: „Du hast mein Vertrauen getäuscht! Ich habe dich, seit du in der Prima bist, wie einen erwachsenen, für sich selbst verantwortlichen Menschen behandelt. Ich habe es dir überlassen, in der gebotenen Zeit deine Pflicht zu erfüllen. Du hast deine Schuldigkeit nicht getan! Ich gebe dir noch ein halbes Jahr, in dem du unter strenger Aufsicht nun jeden Tag ein bestimmtes Pensum zu arbeiten hast. Du kannst es schaffen, wenn du willst, und wenn du weißt, daß dir am Ende dieser Zeit die Freiheit eines Studienjahres winkt — oder der Eintritt in unsern Betrieb, wo du wie ein gewöhnlicher Arbeiter anfangen wirst, dir den Tagelohn zu verdienen.“ Es war Dein herbes Lächeln, Georg, mit dem er antwortete: „Ich werde es schaffen, Vater.“ Als er Dir dann die Hand reichen wollte, sagtest Du: „Ich gebe meine Hand nur einem tüchtigen Menschen“, und gingst aus dem Zimmer. Gerhard stand da, die Hand hing ihm schlaff herab; als ich zu ihm trat und sie voll Liebe erfaßte, zog er sie fort und sagte mit bebenden Lippen: „Er hat recht.“

Er wird Deinen Weg im Leben gehen, Georg, und das mag wohl das beste für ihn sein. Vielleicht hätte ich es wirklich nicht verstanden, ihn zu einem Manne in Deinem Sinne zu erziehen. An Gerhards zwölftem Geburtstage hast Du mir das zuerst gesagt: „Ich muß dir den Jungen nehmen. Ich

hätte es schon früher tun sollen. Deine Hände sind zu weich für ihn. Ganz und gar mußt du ihn mir von jetzt an überlassen, ohne Einspruch und ohne Mitleid. Ich werde dir gewiß hart, sogar lieblos erscheinen; aber für den Jungen muß es so sein. Er muß lernen, unbedingt zu gehorchen, sich auch ungerechten Befehlen zu fügen und Schmerzen zu ertragen. Das Leben kennt kein Mitleid und keine Gerechtigkeit. Es nimmt uns das Liebste, das Wertvollste, und wir dürfen nicht mit den Wimpern zucken. Wir müssen aufrecht stehenbleiben und uns neue Werte schaffen. Darum will ich ihn auch nicht einseitig nur auf seelische Werte hinweisen, wie du es tätest. Er soll das Leben frisch erfassen und ihm überall Freuden abzugewinnen wissen — wenn er sich erst durch Fleiß und Tüchtigkeit das Recht darauf erworben hat."

So sprachst Du damals, und ich mußte zurücktreten. Durfte ich die Verantwortung auf mich nehmen, daß ich es besser machen würde als Du? Mein armer Junge, habe ich oft in den folgenden Jahren gedacht, wenn du ihn beugtest, so daß er fast zerbrochen wäre. Ich wollte ihm mit Liebe und zärtlicher Fürsorge helfen, aber der heranwachsende Knabe wies mich zurück. Auch da hattest Du ihn mir genommen. Zuerst grollte er wohl der Mutter, die des Vaters Strenge nicht zu mildern wußte; dann verlernte er es, Liebe zu brauchen. Und wenn ich Dir das klagte, hast Du gelächelt: „Du kennst doch die Geschichte vom Ritterschlag, Maria? So lerne daraus: Man wird nicht zum Ritter gestreichelt, man wird zum Ritter geschlagen."

So ist Gerhard ganz Dein Sohn geworden. Er bewundert Dich im geheimen, denn er ist von Deiner Art. In mir sieht er nur die schwache Mutter, die er im Leben noch einmal stützen wird, so wie seine beiden Schwestern. Er liebt uns wohl, aber er versteht uns nicht, so wenig wie Du es tust. Mit der Kleinen, Deinem „Bubi", spielst Du gern; das fröhliche Kind hat es Dir angetan; es vergöttert den Vater, der auf all seine kecken Launen eingeht. So müssen sie sein, die Evatöchter, denkst Du. Marion und ich sind Deinem innersten Wesen fremd, wenn Du uns auch liebhast und uns alle Steine aus dem Wege räumen möchtest. Du kennst aber nur die Steine, die in der Erde wurzeln und dem Körper weh tun. — Seelische Not kennst Du nicht! Ich habe schwer daran gelitten, viele Jahre lang, und ich habe sie überwunden, als ich erkannte: Wir müssen alle leiden — um unsrer Freuden willen. Für alles im Leben müssen wir einen Preis zahlen. Glücklich sind die, die ihren Frieden nicht zu teuer erkaufen. So habe ich Mut und Festigkeit gewonnen bis in diesen Winter hinein. Da wurde ich wieder schwach und mutlos. Denn es kam noch eine neue Sorge über mich, der ich mich nicht gewachsen fühlte.

Du hast mich nicht verstanden, als ich Dich bat, den jungen Doktor Evers, den Sohn Deines rheinischen Geschäftsfreundes, nicht so häufig in unser Haus zu ziehen. Du sahst nicht, wie Marion an seinen Lippen hing, als dieser unklare Fanatiker der ‚freien Liebe' davon sprach, daß die Menschen eins werden müßten, Mann und Weib, wenn die Stimme des ewigen Lebens, das sich durch sie erhalten will, in ihnen spricht: „Eure Stunde ist da!" Du lächeltest wieder: „Soll Marion im Glashause aufwachsen? Laß sie lernen, zu widerstehen! Hat der weiblichste aller Einflüsse, hat ihre Mutter sie so wenig gefestigt, daß sie sich dem ersten besten Phrasenmacher in die Arme wirft? Ich habe mehr Vertrauen zu deiner Tochter — und zu der meinigen."

Ich sprach allein mit Doktor Evers und bat ihn, vor dem jungen Kinde sein Evangelium nicht mehr zu verkündigen. Ich lud ihn nur noch in unser Haus, wenn Du daheim warst und ihm entgegnen konntest, wie der erfahrene Mann dem jungen Schwärmer. Doch er schwieg von jetzt an davon und sprach nur Kluges und Weltliches. Dann hörte das alles auf, für mich wichtig zu sein. Meiner armen Mutter Leiden und Tod nahm mich ganz hin. Nur einmal schlug doch wieder etwas andres an mein Herz. Ich stand am Fenster und wartete auf Marion. Sie kam die Straße herauf, neben ihr Doktor Evers. Er sprach, und sie hörte mit gläubigen Augen zu. — „Wie kamst du dazu, mit Doktor Evers zu gehen?" sagte ich heftiger, als es sonst meine Art ist. — „Er war bei Tante Kröning, bei Felix; der ist sein Freund geworden. Warum sollte er mich nicht begleiten, Mutter? Er ist so rein und edel!" — Zum erstenmal klang es mir wie ein Vorwurf aus den Worten meines Kindes entgegen. Ich schwieg; ich war zu erregt, um

Marion zu fragen, was er zu ihr gesprochen hatte. So durfte die Mutter nicht sein, der sie Vertrauen schenken sollte. Ich schrieb ein paar Zeilen an Felix' Mutter und bat sie, die Kinder vor jenem hinreißenden Versucher, in dem sie einen Propheten sähen, zu hüten. Marion hatte ich viel um mich und übertrug ihr die Sorge für Ruth, die ich der braven alten Anna doch nur noch körperlich überlassen konnte. In dieser ernsten Zeit, in der auch sie um das teure Leben, das uns genommen war, tief trauerte, war Marion von rührender Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Ich sagte mir: Jetzt kannst du ruhig sein. Aber immer wieder kam eine dunkle Angst: Marion ist in Gefahr. So war es, bis wir hierherkamen. Nun wird der Frieden, den ich in der Natur sehe, auch wieder in meine Seele und in mein Haus einziehen. Ich werde den Einklang mit meinem Leben wiederfinden, und meine Kinder werden mir ganz gehören wie zuvor —"

Maria Hellbach hielt inne. Sie lauschte auf den Klang der großen Standuhr, der von unten herauftönte. Beinah erschrocken zählte sie zwölf Glockenschläge. So lange hatte sie geschrieben? Und wußte doch seit den ersten Seiten, daß sie diesen Brief niemals abschicken würde, daß er ein Selbstbekenntnis, eine Beichte sei, die kein andrer je sehen würde. Es war so manches in ihr zur Klarheit gekommen, während sie es niederschrieb. Allein der Mann — der Geliebte ihrer jungen Tage, der nicht der Freund ihres Alters geworden war —, er würde keine Klarheit darin finden. Nur ein verwirrendes Zuviel, das er mit einem leise spöttischen Wort von „komplizierten Frauennaturen, die überall etwas hineingeheimnißten", abtun würde. Der Freund ihres Alters? War sie denn schon so alt? Er fand sie wohl noch jung genug, um sie zu lieben wie ehemals, als ihr herrischer Gebieter, dem sie körperlich und seelisch angehören sollte, dem sie nur ein Echo seiner Art sein durfte. Ihr weiches junges Gemüt hatte sich zu dem herben Manne hingezogen gefühlt. Er war der Stolzeste, der „Herrlichste von allen", die sie kannte. Ihre sehnsüchtige Frauenliebe fand das höchste Glück im Aufgeben ihres ganzen Seins, in der Unterwerfung unter seinen starken Willen. Bis sie erkannte, daß der Mann, mit dem sie eins sein wollte, in einer andern Welt lebte als sie, in einer Welt, der nur der kleinste Teil ihres Wesens angehörte, in der sie nie ganz heimisch werden würde. Da fing das stille Ringen an mit sich selbst — mit ihm! Wie lange war das alles her! —

Sie war an das Fenster getreten und öffnete es. Die schwere Schwüle des Abends bedrückte sie. Es war den ganzen Tag ein warmer weicher Hauch in der Luft gewesen, wie Föhndunst. Jetzt zuckte es am dunklen Himmel, es donnerte. In dem erhellten Zimmer hatte sie das Heranziehen des Gewitters nicht bemerkt. Vor dem stoßenden Wind schloß sie das Fenster wieder und wendete sich zum Schreibtisch zurück; die engbeschriebenen Blätter legte sie fort und löschte die Lampe.

Nebenan im Schlafzimmer brannte das kleine Licht; Ruth lag mit rosigen Schlafbäckchen und geballten Fäusten in dem breiten Bett neben dem der Mutter. Frau Hellbach lächelte: Wie lieb das Kind aussah! Dann entkleidete sie sich schnell und legte sich zur Ruhe. Doch sie schlief nicht fest. Die Gedanken der Wirklichkeit kamen und gingen in ihren Träumen. Sie lag halb wach und hörte auf das näherkommende Gewitter. Als dann wieder draußen alles totenstill war, überkam sie eine schwere Müdigkeit.

Plötzlich fuhr sie empor. Ein schmetternder Donnerschlag ließ das Haus erzittern. Die Blitze zuckten in schneller Folge, ihr Schein drang durch die geschlossenen Vorhänge. Das Kind erwachte und rief angstvoll nach der Mutter, die ihm leise Mut zusprach. Das Gewitter zog weiter; der Wind sauste um das Haus, er trieb die Wetterwolken schnell fort. Man sah nur noch die Blitze, und der Donner verhallte in der Ferne.

„Nun mußt du brav wieder einschlafen, Liebchen," sagte Frau Hellbach und erhob sich, „ich will nach Marion sehen."

„Ach, Mutter" — das Kind umklammerte sie mit beiden Armen —, „bleib doch bei mir! Marion hat ja keine Angst vor dem bösen Gewitter."

„Nein, sie ist kein solcher Hasenfuß wie du. Sie freut sich wohl gar darüber und steht am Fenster, und dabei holt sie sich wieder einen so argen Husten, wie im letzten Sommer."

„Nicht allein lassen, Mutterchen," weinte Ruth, „es donnert ja doch gleich wieder."

Die Mutter setzte sich an das Bett und nahm Ruths Hand in die ihrige. „Ich bleibe hier, bis das Gewitter ganz vorüber ist. Wenn du dir aber keine Mühe gibst, einzuschlafen, dann wird Mutter böse werden. So, nun schließe deine Augen ganz fest und denke an morgen früh; da scheint die Sonne wieder, und du bringst den Kaninchen grüne krause Kohlblätter."

Das Kind lächelte glücklich. Nur noch einmal sah es ängstlich nach dem Fenster, dann fielen ihm die Augen zu, und bald atmete es tief und regelmäßig. Die kleinen Finger lösten sich aus der Hand der Mutter — Frau Hellbach stand leise auf.

Sie ging den schmalen Gang zu Marions Giebelstübchen hinüber und öffnete behutsam die Tür. Frische würzige Luft strömte ihr entgegen. Sie atmete tief auf, dann aber schüttelte sie den Kopf. Das unvorsichtige Kind hatte gewiß die halbe Nacht das Fenster offen gehabt, und der starke Gewitterwind war durch das kleine Zimmer gefegt. Sie ging leise an das Fenster und schloß es; dann trat sie an das Bett und schob die leichten hellen Vorhänge zurück. Sie erschrak, denn in dem grauen Schein des aufdämmernden Morgens schien es ihr, als sei das Lager leer. Schnell zündete sie ein Licht an und sah, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Die Tür zu dem schmalen Altan, der an der Giebelseite des Hauses lag, stand halb offen — dort war sie wohl! Frau Hellbach trat hastig hinaus. Das zierlich umgitterte Plätzchen, das Marion so liebte, war leer; nur die Erikatöpfe, die sie wohl vor dem nahenden Sturm von der Brüstung herab auf die Erde gestellt hatte, zeigten der Mutter, daß sie hier gewesen war.

Frau Hellbach sah in den Garten hinunter und oben nach dem nahen Wald empor. War sie dort? Hatte Marion, in ihrer unbegreiflichen Gewitterfreude, rasch ein Kleid, einen Mantel übergeworfen und war hinausgeeilt, leise, um schnell wiederzukehren, ehe jemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte? Nein, das hätte sie doch nicht gewagt, das zarte Mädchen, bei Nacht und allein!

„Felix!" Maria Hellbach hätte es beinah laut gerufen. An ihn hatte sie noch nicht gedacht. Gewiß, so war es: Marion hatte den Jungen, der ihr wie ein Bruder vertraut war, geweckt; er hatte ihr wohl den phantastischen Einfall ausgeredet, und sie würde gleich wieder heraufkommen! Oder er war mit ihr gegangen, um sie zu behüten! Die Mutter dachte es erleichtert, und doch wollte ein schweres Bangen nicht von ihr weichen. Sie ging die Treppe hinunter zu Felix' Zimmer. Wenn es leer war, wollte sie warten, bis die beiden zurückkämen, und mit den leichtsinnigen Kindern ein ernstes Wort sprechen. Schnell sah sie zuvor noch in das Schlafzimmer hinein: Ruth lag in derselben Stellung wie vorhin in festem Schlafe da.

Unten trat sie zuerst in die beiden Wohnzimmer, die an der Gartenseite des Hauses lagen. Die Läden waren geschlossen; alles war still drinnen. Es war, wie sie vermutete, Marion war nicht dort. So ging sie hinüber zu Felix' Zimmer.

Doch noch einen Augenblick blieb sie an der Tür stehen und lauschte. Hörte sie nicht leise Stimmen? Sie griff nach der Türklinke und öffnete. „Felix!" rief sie leise hinein. Es kam keine Antwort, doch ihr war, als hörte sie ein rasches Atmen.

„Felix?" Eine furchtbare Beklommenheit überkam sie; sie wagte es nicht, die Tür weiter zu öffnen.

Da ging sie von innen auf. In dem dunklen Zimmer, in das nur von ganz oben, durch die herausgeschnittenen Herzen der geschlossenen Läden, ein dämmernder Schein fiel, sah sie zwei helle Gestalten vor sich stehen, die einander an der Hand hielten. „Marion — Felix?" Sie wußte nicht, ob sie wirklich sprach; die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Immer noch das tiefe Schweigen.

War das Wirklichkeit oder ein seltsamer Traum? Ihr Blick heftete sich auf Marions weißes Gesicht — wie diese Augen im Dunklen strahlten!

Frau Hellbach fuhr zusammen. „Du gehst sofort hinauf", sagte sie mit vor Erregung heiserer Stimme, „und legst dich nieder; ich komme nach."

Marion ließ Felix' Hand los und hob den Fuß zum Gehen. Da — wie kam es nur? Die Mutter sah, wie ihre Gestalt in innigster Hingebung sich ihm zuneigte, wie seine Arme das zarte Kind fest umschlossen, wie Marions Kopf sich zurückbog und seine

Lippen die ihrigen fanden in schweigendem Kusse. Dann lösten sich seine Arme; er gab sie frei, und mit lautlosen schwebenden Schritten ging Marion hinaus.

Die beiden Zurückbleibenden blickten sich in die Augen. Was für ein Ausdruck von freiem Stolz in seinen Zügen! dachte Maria Hellbach. Und doch —!

„Ich komme zurück", sagte sie hart zu Felix, „und erwarte, dich hier zu finden." —

Marion lag mit geschlossenen Augen in ihrem Bett. Das lichte Haar umfloß ihr blasses Gesicht; sie hatte die Hände über der Decke gefaltet. So rein, so keusch sah sie aus, der Mutter stieg ein gewaltsames Schluchzen vom Herzen herauf. Sie stand und wußte nicht, wie beginnen. Da schlug Marion die Augen auf. „Mutter —" sagte sie.

Es war Maria Hellbach, als hätte sie dieses Wort noch nie so gehört, als schwinge ein geheimnisvoller Ton darin, den sie nie zuvor von ihrem Kinde vernommen hatte. Die Tränen stürzten der Frau aus den Augen.

„Mutter —" wiederholte Marion und griff nach den Händen der Weinenden, Fassungslosen, „bitte, sei doch nicht so — ich bin ja glücklich!" Sie zog die Mutter auf ihr Bett nieder; sie kniete neben ihr und strich ihr mit zärtlicher Hand über Stirn und Wangen. Sie schmiegte ihren Kopf an der Mutter Gesicht. „Meine liebe Mutter!" sagte sie leise.

Frau Hellbach war ruhiger geworden. Sie schob die Tochter zurück und legte die Decke sorglich um ihre Glieder; doch während sie es tat, stieg es wieder heiß in ihr auf. Sie bezwang sich. „Marion," sagte sie ernst, „wir werden morgen weiter sehen. Wir brauchen beide jetzt Ruhe. Sieh zu, ob du sie findest."

„So darfst du nicht von mir gehen," sagte das Mädchen und richtete sich wieder auf, „es ist ja, als ob du mich nicht mehr liebhättest!"

„Ich weiß nicht, ob ich dich noch liebhaben kann!" Frau Hellbach sprach es streng.

Marion fuhr zusammen. „Was habe ich getan," rief sie leidenschaftlich erregt, „daß du so hart mit mir bist? Darf ich keinen andern liebhaben außer dir? Ist es das?"

„Marion, so durftest du keinen andern liebhaben, daß du ohne Scheu und Scham in der Nacht —" Sie stockte.

Marion schwieg. Dann sagte sie leise: „Hast du nie einen andern Menschen so liebgehabt, Mutter? Verzeih —"

Eine dunkle Röte war in Frau Hellbachs Gesicht gestiegen.

„Verzeih mir! Aber dann mußt du's doch verstehen. Ich dachte, wir wären so eins miteinander, du und ich, daß du es wissen mußtest, vielleicht eher als ich selber, wie lieb ich Felix habe."

„Ich habe ihn nur als deinen Bruder angesehen, mehr als es dir Gerhard war. Seit wann hast du ihn lieber — und weißt es?" In ihrer Stimme war eine so bange Frage, als zittre sie davor, zu hören, daß sie lange Jahre wie eine Blinde neben ihrem Kinde hergegangen sei.

„Seit wann —?" Das Mädchen sah sinnend vor sich hin. „Ich glaube, ich habe ihn immer lieber gehabt als Gerhard und Ruth. Die konnten mir nicht so leicht weh tun, aber von Felix schmerzte mich jedes rauhe Wort. Ich habe oft schon als Kind darum geweint. Doch dann kam die Zeit, als er so gut und sanft mit mir wurde. Da habe ich oft vor Glück geweint, Mutter. Daß das alles Liebe war, wußte ich nicht. Es war so und konnte nicht anders sein — warum sollte ich darüber nachdenken? Aber dann fragte mich der andre, Martin Evers, ob ich ihn liebe. Er wünsche und hoffe nichts andres für sein Leben — und mir müsse es wohl auch so gehen! — Da wußte ich plötzlich: Es ist Felix! Nur zu ihm gehöre ich und zu keinem sonst! Und ich sagte Martin Evers, daß er es nicht sei. Er wurde traurig und still, allein er erwiderte nichts. Denn er hatte ja selbst gesagt: ‚Nur dann sind zwei Menschen zum heiligen Bund füreinander bestimmt, wenn in beiden die gleiche große Liebe ist, die nichts von der Welt will als nur den andern!' Er hat mich später gefragt, ob es Felix sei, den ich liebe. Und als ich stumm nickte, sprach er vor sich hin: ‚Felix! Es mußte so sein.'"

„Und Felix — hat er dir dann auch von Liebe gesprochen?" fragte die Mutter dumpf.

„Nein, Mutter, niemals! Wir sahen uns nicht oft in jener Zeit. Ich war viel bei Ruth und bei dir, du weißt es ja. Als die schrecklichsten Tage kamen, war Felix immer ganz still da und sagte nur: ‚Wenn

du mich brauchst, Marion —.' Und dann stand ich einmal und weinte, in mir war eine so große Angst. Da kam er herein und nahm meine Hände und küßte sie — nie hatte er es sonst getan. Da wußte ich es, Mutter! Daß er mich liebte, wußte ich. Und ich habe ihn auch geküßt, denn wir gehörten doch zusammen — von nun an."

„Und seitdem —?"

„Nie wieder, liebe Mutter, bis heute nacht —" Unter dem fragenden, zweifelnden Blick der Mutter war Marion errötet, doch ihre Augen blieben ruhig und klar. „Du mußt mir glauben," sagte sie leise, „noch nie habe ich dir ein unwahres Wort gesagt."

„Wie kann ich dir glauben!" rief Frau Hellbach außer sich und konnte ihre Erregung nicht länger bemeistern: „Nach allem, was ich jetzt höre und was ich in dieser Nacht erleben mußte, muß ich da nicht denken, daß meine Tochter schon lange voller Falschheit und List gewesen ist!"

Marions Gesicht färbte sich dunkler. In ihre Augen kam ein Lodern — die Mutter kannte es. So sah sie stets aus, wenn Ungerechtigkeit gegen sie selbst oder gegen andre sie zur Empörung brachte. Sie schwiegen beide. Die Farbe wich wieder aus Marions Wangen, ihr Blick wurde sanfter. Sie faßte die Hand der Mutter.

„Meine arme Mutter," sagte sie, „was denkst du von deiner Marion! Komm her, bitte, ganz nahe zu mir, ich muß dir alles sagen — wenn ich es kann." Ihr Atem ging rasch; sie setzte ein paarmal an, dann sprach sie leise wie zu sich selbst: „Ich war so froh gestern. Es war wieder ein heller Tag gewesen, wie früher. In deinen Augen war Freude über uns, und ich fühlte, wie glücklich wir alle miteinander waren. Dann kam der Abend. Ich lag lange wach und dachte, wie schön es sei, daß Felix da wäre, und daß morgen wieder ein solcher Tag kommen würde. Ich sehnte mich so sehr danach und fürchtete die lange dunkle Nacht. Da flammte es auf; mein Zimmer war erhellt — wieder und wieder leuchtete der Schein. Ich stand auf und ging zum Fenster. Ich sah die Gewitter heranziehen. Der Wind peitschte sie her. Wenn er schwieg, dann standen sie in der Ferne still; nur das Leuchten dauerte fort, und ein starker Regen fiel herab. Es war so schön, dem Rauschen zuzuhören. Aber wie die Tropfen zur Erde sanken, kam die Sehnsucht wieder — und ich wußte doch nicht, wohin... Da war mir, als hörte ich Martin Evers sprechen: ‚Das ist die Stimme der Schöpfung! Sie kündet Leben und Tod, Zerstörung und neues Werden. Alles ist ineinander verschmolzen, auch wir gehören dazu. Es weigere sich keiner dem Ruf, der an ihn ergeht, sei es zum letzten Ende, sei es zum Beginn neuen Lebens.' Ich stand still und hörte — und auf einmal leuchteten tausend Funken in der Luft, in jedem Tropfen spiegelte sich der Blitzstrahl. Ein Lichtregen strömte zur Erde herab." Marions Stimme war immer leiser geworden, wie ein Hauch kam es an der Mutter Ohr. „Da fühlte ich, wohin die Sehnsucht wollte — ich ging zu ihm. Als ich eintrat — behutsam, denn mir schien, als schliefe er —, richtete er sich auf. Er streckte die Arme aus und sagte: ‚Ich wußte, daß du kommen würdest!' — ‚Und du kamst nicht zu mir?' — ‚Nein! Du mußtest mir frei und unerbeten das große Geschenk deiner Liebe bringen... Aber du zitterst, Marion?' — ‚Nur vor Kälte!' Da hüllte er mich ein, und ich lag ganz still an seinem Herzen. Es war so voll himmlischen Friedens. Alle Sehnsucht war von mir gewichen. Aber ich hörte sein Herz klopfen, immer lauter, stürmischer — und dann —" — sie hielt zusammenschauernd inne, als stünde ihr der Atem still — „es war, als müßte ich sterben! Allein Felix hielt mich, und seine Liebe ließ mich nicht versinken. Er küßte meine Tränen fort und sagte: ‚Deine Tränen sind heilig. Du mußtest sie weinen, arme kleine Marion, mußtest dieses Sterben erdulden, um zum wahren Leben zu erwachen. Jeder muß es, der sich für das Heiligste ganz aufgeben will. Jetzt erst wirst du es recht verstehen, das schwere freudige Wort: »Stirb und werde«, das über der Pforte unsers neuen Lebens stehen soll!' — Und sein starker Mut kam auch über mich, Mutter, und jetzt habe ich Kraft, zu leben! Für ihn, für unser Glück und für alles, was kommen mag."

Maria Hellbach war aufgestanden. Der Morgen dämmerte herauf.

Was war das für ein Tag, der nun kam? Und was für Tage würden folgen — voll Not und Qual und Kampf? Ein tiefes Weh, ein unaussprechliches Erbarmen erfüllte ihr

Herz. Sie küßte Marion auf die geschlossenen Augenlider — dann ging sie leise hinaus.

Draußen blieb sie stehen. Sie war so müde. Sie sehnte sich nach Ruhe, nach tiefem Schlaf, um all das Schwere zu vergessen. Allein sie würde keine Ruhe finden, ehe nicht das Letzte getan war. Jetzt hieß es hart sein, gegen sich selbst und gegen einen, den sie geliebt hatte, als wäre er ihr eignes Kind. Gerechtes Gericht mußte sie halten über ihn, den Wissenden, der die keusche Sehnsucht ihres Kindes irregeführt hatte — auf jenem Wege, den ihr der falsche Prophet gewiesen hatte, weiter — bis zum Abgrund.

Wieder stieg sie die Stufen hinab, mit zitternden Knien — aber ihr Wille war fest. Als sie die Tür öffnete, trat Felix von dem offenen Fenster zurück und schloß es. Er kam ihr entgegen, doch sie sah ihn nicht an. Langsam ging sie auf den altväterischen Lehnstuhl zu, der am Ofen stand. Felix brachte eine Decke und legte sie über ihre Füße. Sie ließ es ohne Dank geschehen.

„Gib mir ein Glas Wasser," sagte sie dann.

Er brachte es ihr und schob ein Tischchen heran, auf das sie das geleerte Glas niedersetzte.

Auf einmal erhob sie sich. Wie eine Richterin stand sie da: „Wie konntest du uns das antun, Felix Kröning? Uns und — ihr?"

Er hob den Kopf, den er bei dem Hinundhergehen gesenkt hatte: „So sprichst du ebenso, wie sie alle sprechen würden? Einer wie der andre, alle aus eurer Zeit!" sagte er scharf.

„Und wie sprecht ihr, einer wie der andere? Gibt es bei euch kein Recht und Unrecht mehr? Würden alle, wie du, vertrauenden Menschen ihr Bestes nehmen? Heimlich, wie ein Dieb, einem Hause das kostbarste Gut stehlen?"

Er zuckte unter ihren harten Worten zusammen; seine Stirn rötete sich. „Nicht heimlich, nicht wie ein Dieb," sagte er mit erzwungener Ruhe. „Du solltest es erfahren, noch heute, daß Marion frei und freudig mein geworden ist. Und du solltest bestimmen, ob wir uns auch vor der Welt angehören sollten oder nur mit dir allein unser heiligstes Geheimnis teilen."

„Felix," — sie sprach mit tiefem Ernst — „hast du es nicht bedacht, daß dieses — euer heiligstes Geheimnis — Schande ist? Daß es zum Verderben werden kann, wenn auch nicht für dich, so doch für sie —"

„Es gibt nichts mehr für einen von uns allein. Alles trifft uns beide vereint."

„Alles?" erwiderte sie in seltsamem Tone. „Du bist ein Mann und wirst frei sein können. Sie ist ein schwaches Mädchen und muß es tragen."

„Sie wird durch unsre Liebe stark werden. Kennst du deine Tochter so wenig, Tante Maria, daß du zweifelst, sie könne alles tun, wenn sie liebt?"

„Ich weiß, was sie getan hat, weil sie liebt; aber es gibt Schwereres. Was wißt ihr denn vom Leben, ihr großen Kinder?" Sie merkte nicht, daß ein weicherer Klang in ihrer Stimme war, und Felix achtete dessen nicht.

„Wir wissen wohl genug vom Leben," sagte er rauh, „wir sehen es nur anders als ihr. Ihr habt ja überall Binden und Schranken vor den Augen, daß sie nicht hineinschauen können in den Urgrund der Dinge. Du warst oft anders, Tante Maria! Du sahst hell und sicher das Wesentliche und Wertvolle in den trügerischen Formen der menschlichen Beziehungen. Warum versagst du gerade jetzt?"

„Weil ich nicht anders kann. Euer Weg führt nur scheinbar in die Höhe. Es ist ein täuschendes Licht, das jener euch gebracht hat."

„Den du einen Versucher nanntest, ich weiß es. Ein Sucher ist er, wie wir. Einer, der nicht gedankenlos gesündigt hat, wie die meisten, sondern nur, weil es ihn trieb, in alle Tiefen des Menschenlebens hinabzusteigen. Er ist nicht darin untergegangen; aus Irrtum und Not hat er sich zur Klarheit durchgerungen. Nun möchte er allen helfen, die reines Herzens und doch in Not sind."

Maria Hellbach zitterte vor Zorn: „So glaubst du reines Herzens zu sein? Und hast doch nur dem heißen Blut gehorcht, das jede Scheu in dir niederwarf und die Sprache deines Gewissens und der Ehre übertönte!"

Felix ging wieder auf und ab, die heftigen Worte zurückdrängend, die ihm über die Lippen wollten. „Seit ich weiß, daß ich Marion liebe," sprach er endlich mit leiser

Stimme, „seit ich hoffe, daß sie einst mein sein wird, ist so viel in mir erwacht. Nicht zu jener Zeit, als ich dunkel empfand, daß ich ohne das Kind nicht leben konnte — da war ich ja selbst noch ein Kind! Aber später, nach Jahren, da überfiel es mich — das stürmende Verlangen, das Sehnen nach heißer Liebeslust —, und ich habe damit gerungen, denn ich fühlte, daß Marion nie so die Meine werden durfte. Dann konnte ich ihre Augen tagelang nicht ertragen und bin fortgegangen, weit hinaus. Ich habe im Boot gelegen, den Wind über mir; ich habe mich in das strömende, kühle Wasser geworfen und die heißen Sinne zur Ruhe gebracht. Doch nicht lange, dann trieb es mich aufs neue umher; ich mußte von den Büchern fort, denn ich sah und hörte auch hier nur die Lockungen des Lebens. Und bin wieder lange nicht zu ihr gegangen, zu der Reinen. Sie war arglos und glaubte, daß es nur die Arbeit sei, die mich zurückhielt. Sie hörte nicht, wie Gerhard spöttisch sagte: ‚Was treibst du nur, Mensch? Manchmal kommst du jeden Tag, und dann bist du wieder unsichtbar. Du bist wohl anderweitig angenehm beschäftigt? Mir kannst du es ruhig sagen; ich kenne das selbst gut genug.'"

Felix hielt inne. Er sah betroffen zu Frau Hellbach hinüber; doch sie nickte nur leise mit dem Kopfe, als bestätigten ihr seine letzten Worte etwas, das sie längst geahnt hatte.

Sie war auf den Sessel gesunken; nun streckte sie ihm die Hand hin. „Felix," sagte sie und strich über seine Hand, „warum bist du nie zu mir gekommen? Oder zu deiner Mutter? Es wäre leichter gewesen, wenn du es jemand anvertraut hättest. Man hätte dir wohl auch helfen können."

„Frauen können da nichts helfen," sagte er kurz, „sie wissen nichts davon. Aber mir kam der Helfer, als ich schon verzweifelte. Als er kam, war ich mit meiner Kraft zu Ende; mir schien, noch nie hätte einer das erduldet. Mir graute vor dem Leben! Da traf ich ihn, Martin Evers, und bei seinen ersten Worten fühlte ich: er hatte dasselbe gelitten. Dann sah ich ihn oft, und jedesmal ging ich mit neuer Kraft von ihm. Denn nun wußte ich: es war ein heiliger Kampf, den ich kämpfte. Kennst du das Buch des Engländers, Tante Maria, des Mannes, der uns zum ersten Verkünder unsrer neuen Lehre geworden ist, der Lehre von der Reinheit? Nur einem Menschen sollen wir angehören, aber diesem ganz. Unsre Seele und unsre Kraft, unsre starke Jugend sollen wir für diesen Menschen aufbewahren. Aber dann, wenn unsre Stunde gekommen ist, die heilige Stunde der Vereinigung, dann soll nichts uns voneinander trennen; dann gehören wir zusammen, trotz Welt- und Menschensatzungen. Nur so wird das Wunder der Schöpfung sich erneuern, und starke reine Menschen werden erstehen, die für das Große und Edle ihr Leben einsetzen."

Er hatte die Stimme erhoben, seine Augen glänzten. Wider Willen fühlte sich Maria Hellbach ergriffen.

„Und so — so war es mit Marion und dir?" flüsterte sie.

Felix sah sie an, als erwachte er. „So war es," sagt er schwer. „Ich habe gewartet, mit heißer Sehnsucht, daß unsre Zeit kommen würde; aber ich durfte nichts dazu tun. Doch in dieser Nacht, als das Licht in klaren Tropfen niederschwebte zu der dunklen Erde, da wußte ich, die Stunde war nahe. Und Marion kam zu mir, als müßte es sein."

Maria Hellbach sah den Glanz auf seiner Stirn, und sie fühlte es fast mit Jubel: Hier steht ein Irrender, aber kein Verlorener!

Doch mit Gewalt schüttelte sie den Zauber seiner Worte ab. Sie mußte besonnen bleiben diesem starken Glauben gegenüber, der sie mit sich fortzureißen strebte.

„Und wenn dieses Neue, Unfaßbare, das nicht ein gütiger Gott, sondern die strenge Naturgesetzlichkeit zum Leben erwecken wird, das schwache, zarte Kind zerbricht?" Heiße Angst zitterte in ihr. „Wo bleibt dann euer Glaube?"

Mit einem Ruck hob er den Kopf. Seine tiefen Augen glühten die Frau an; er strich das schwere Haar aus der Stirn, als müßte er sie von einer Last freimachen. „Das kann nicht sein — das darf nicht sein!" rief er heftig.

„Willst du der Natur ihren Weg vorschreiben? Sie geht über Glück und Unglück hinweg nach ihren eignen Gesetzen," sprach sie mit wankender Stimme.

Felix Kröning stand noch wie gelähmt an derselben Stelle; sein junges Gesicht sah auf einmal alt aus. Doch dann brach es aus

ihm hervor: „Ihr seid zaghaft und kleinmütig, ihr Furchtsamen und Hoffnungslosen. Wir sind stark, wir Jungen, wir glauben an unsre Kraft, und in diesem Zeichen siegen wir!"

„So wünsche ich euch diesen Sieg mit meiner ganzen Seele," sagte sie inbrünstig. „Aber noch eins habt ihr nicht bedacht, ihr Starken und Mutigen, die neues Leben schaffen wollen, ehe sie ihr eignes auf festen Grund gestellt haben: wer wird für das neue sorgen, wenn es kommen soll zu seiner Zeit?"

Felix kam zu Frau Hellbach hinüber. Er stand an ihrer Seite, sie sah, wie es in ihm arbeitete — auf einmal kniete er neben ihr, wie so oft als Knabe, und sagte kaum vernehmlich: „Würdest du nicht sorgen wollen, Tante Maria?"

„Ich würde es wollen! Nie könnte ich mein Kind verlassen! Doch ihr, wollt ihr, dürft ihr das junge Menschenleben, für das ihr die Verantwortung tragt, das ihr zu den höchsten Höhen irdischer Vollendung führen möchtet, den Händen der ‚Verzagten, Kleinmütigen' überantworten?"

In seinen Augen war ein gequälter Ausdruck; tiefer Schatten lag auf seinem Gesicht. Er nahm die Hand der Frau, schweigend, wie hilfesuchend. „So war es doch nicht die heilige Stunde? So taten wir unrecht?" sagte er langsam, mit gebrochener Stimme.

Maria Hellbachs Augen füllten sich mit Tränen. Sie wollte ihn an sich ziehen, um ihn zu trösten, wie eine Mutter, und doch wollte die Bitterkeit in ihr noch nicht weichen. Härter, als sie beabsichtigte, klang ihre Antwort: „Ihr tatet unrecht! Es war keine heilige Stunde! Noch war sie nicht für euch gekommen — nur euer Glaube sprach sie heilig. Doch es war ein falscher Glaube! Ihr wähntet euch berufen, die Welt zu erlösen, ihr neue, höhere Menschen zu geben? Hast du je gehört, daß schwärmende, unmündige Kinder der Welt das Heil gebracht haben? Zu so schwerem Werk braucht sie geprüfte, ganze Menschen. Auch der große Heiland, der starb, um die Menschheit zu retten, er war ein Mann! Du aber, Felix Kröning, du bist kein Mann, wenn dich auch diese Stunden vielleicht dazu reifen. Du sahst das Leben nicht im Licht des Tages, so wie es ist, nein, wie ein träumender Knabe sahst du nur zu fernen, weltenweiten Sternen auf und verlorst darüber diese Erde unter deinen Füßen. Und dem gläubigen Kind, das du zu dir emporziehen wolltest, hast du Not und — wer kann es wissen? — vielleicht Verderben gebracht."

Es war wie ein Aufschrei: „Tante Maria!" Er war aufgesprungen. „Du hast recht, du hast recht! Ich war ein blinder, verbrecherischer Tor, ich habe sie zugrunde gerichtet. Was wird aus ihr? Was soll ich tun?" Er schauderte.

„Still!" sagte Frau Hellbach streng. „Soll Marion dich hören? Sie glaubt und hofft; sie muß es weiter können, so lange es geht. Du wirst sie morgen noch einmal sprechen, Felix," fuhr sie gütiger fort, „von dir soll sie hören, daß ihr euch trennen müßt. Du mußt stark sein — und lächelnd von ihr gehen."

„Und dann?"

„Deine Zukunft liegt in deiner Hand; über Marions Leben möge ein gnädiges Geschick walten," erwiderte sie leise.

„Gegeben und genommen," sagte er dumpf. „So heißt es denn entsagen!"

„Ich weiß nichts andres."

„Entsagen und — treu bleiben..." sprach er vor sich hin.

Frau Hellbach war aufgestanden; sie legte ihre Hände auf seine Schultern und küßte sein schlichtes Haar: „Wenn du das kannst, dann sehen wir uns wieder —!"

Aus Maria Hellbachs Aufzeichnungen

„Die Jahre sind dahingegangen. Sie schienen lang und inhaltlos, wenn sie begannen, und waren doch ganz ausgefüllt von schweren und leichten Stunden, von allem Durcheinander des Menschenlebens, so daß sie der Erinnerung kurz erscheinen. Manches wandelte sich, doch das eine blieb: in unserm Hause lebte ein stilles, ernstes Mädchen, das nur für uns dazusein schien. Allein die geheime Kraft, die ihr Wesen trug, empfing sie von dem Fernen, Einsamen. Wir hörten von ihm, wie er lebte, nichts sonst. Nie kam eine Klage zu ihr, zu uns; nur wie Trauer tönte es zuweilen aus seinen Briefen... Dann, als die Zeit weiterging, schien ein freudigerer Ton durchzuklingen, ein Zukunftshoffen.

Und eines Tags kam ein Brief, in dem er sich Marion für sein stilles Leben forderte.

Der Vater verweigerte sie ihm. Er hatte wohl die Neigung der beiden geahnt; aber er wollte seiner Tochter ein glänzenderes Los

bereiten. Er versuchte Marions Willen zu beugen; doch sie hielt stand. „Mein Leben hat bis jetzt euch gehört, aber an dem Tage, an dem er mich ruft, gehe ich zu ihm," erklärte sie furchtlos. Der Vater grollte; jedoch ihr festes Wollen zwang ihn zuletzt zur Achtung, und ich sah mein ernstes Kind glückselig lächelnd in den Armen des geliebten Mannes.

Und Felix kam zu mir und reichte mir beide Hände. „Mutter," sagte er zum erstenmal, „liebe Mutter, ich danke dir." —

Vier Jahre sind seit jener Nacht vergangen. Wieder ist es Ostern — Vorfrühling, wie damals. In diesen Jahren habe ich jeden Tag mit meiner lieben Tochter gelebt. Ich habe mit ihr gelitten, auch wenn sie schwieg — sie war mein, auch wenn die Sehnsucht ihre Gedanken in die Ferne trug. Das ist nun vorbei!

Seit heute gibt es keine Marion Hellbach mehr, und Ruth sagt, sich ihres kindlichen Einfalls erinnernd: „Zwei Krönchen haben wir jetzt." Das Kind ist stiller als sonst; es fühlt wohl auch ein Bangen, daß die Schwester von uns gegangen ist. Sie sind fortgefahren, in unser Berghaus. Dort wollen sie die kurzen Ferien, die Felix' Amt ihm gönnt, verleben. Sie werden ihre Jugend und ihr Lachen dort wiederfinden. Sie haben noch heraufgegrüßt; wie durch einen Schleier sah ich noch einmal die geliebten Gesichter, das tiefe, leuchtende Glück in ihren Augen. —

Der Abend kommt. Ruth kniet am Fenster und sieht zu, wie die Sterne einer nach dem andern aus dem dunkler werdenden Himmelsblau hervortauchen. Nachdenklich fragt sie: „Wo ist meine Marion jetzt, Mutter?"

„Da, wo sie hingehört, kleine Ruth."

„Und kommt sie gar nicht mehr nach Haus?" fragt sie weiter. Mich überfällt das ganze Weh der Mutter, die ihr Kind hingeben muß, damit es glücklich werde. Ich kann nicht antworten.

Ruth kommt ganz dicht zu mir heran. „Weißt du, Mutter," sagt sie tröstend, als sie meine Tränen sieht, „wenn ich groß bin, dann heirate ich gar nicht. Ich bleibe immer bei dir, und mein Felix bleibt auch bei dir."

Ich küsse das ernsthafte Kindergesicht, den lieben Mund, der so viel verspricht.

Du wirst nicht Wort halten, kleine Ruth! Und wenn dir einst ein so reines, starkes Glück zuteil wird wie deiner Schwester, dann wird deine Mutter auch dich mit zitterndem Herzen und doch freudig hingeben.

Aber zuvor, lange zuvor sollst du es verstehen lernen, das große Geheimnis des Lebens. Ich will es dich lehren — soviel ich davon weiß und soviel ich dir davon enthüllen darf, damit du die Erkenntnis später nicht zu teuer erkaufst. Nicht zu lange will ich das Kind in dir sehen. Du sollst mir schon früh der werdende Mensch sein, dem ich die Abgründe des Lebens und seines eignen Herzens nicht verbergen darf.

Wenn die Versuchung an dich herantritt, sollst du ihr mit hellen, sehenden Augen begegnen. Und sollst in dir selbst fest werden und erkennen: Nicht nur den einen einzigen Liebestod — tausend Tode müssen wir sterben, damit wir lernen zu leben. Wir müssen stark sein in der Liebe, stärker im Entsagen, damit uns das Leben nicht beherrscht. Uns selber müssen wir besiegen, dann werden wir Sieger des Lebens sein!

Junge Frau

Sind die jungen Kirschbaumzweige
Schon geperlt mit weichen Blüten?
Keine Hülle will ihr Wunder
Länger noch im Dunkel hüten.

Seine Schwingen dehnt der Falter,
Und der braune Bast zerbricht,
Durch den Rasen stößt sich leuchtend
Eine Krokus in das Licht.

Trag' ich nicht zu lauter Kindern
Und durch lauter Feierkerzen
Meine feine, junge Hoffnung
Atmend unter meinem Herzen?

E. Albrecht-Doussin

Von deutscher Wortbildung und Wortfügung

Eine sprachliche Plauderei von Universitätsprofessor Otto Behaghel (Gießen)

Seit einigen Jahrzehnten nehmen immer weitere Kreise Anteil an dem Leben unsrer deutschen Sprache. Die Bücher, die ihrer Entwicklung gewidmet sind, finden freudige Aufnahme; immer mehr Zeitungen sind es, die der Sprachecke des Deutschen Sprachvereins ihre Spalten öffnen. Aber diese Fortschritte sind begleitet von gewissen Nebenwirkungen, die nicht ganz frei von Gefahren sind. Mit der Freude an den bunten Erscheinungen, mit der willigen Aufnahme dessen, was berufene Männer zu lehren wissen, wächst auch der Mut und das Selbstgefühl; man möchte selber in die Tiefen steigen, die Regeln und Gesetze der Sprache erkennen, und mit lächelnder Zuversicht geht man an die Lösung solcher Aufgaben.

Demgegenüber kommt es mir darauf an, zu zeigen, daß die Dinge sehr oft nicht so einfach liegen, wie der Unerfahrene glauben mag, daß sie insbesondere sehr oft anders liegen, als oberflächliches Zusehen erkennen läßt.

Die ganz Gelehrten unter den nicht Gelehrten gehen bei ihren Erkenntnissen folgendermaßen zu Werke: sie sammeln einen Haufen Beispiele und machen daraus eine Regel; was dann zu der Regel nicht stimmt, wird beiseitegeschoben, indem es für fehlerhaft erklärt wird. Da hat vor einiger Zeit jemand den Gedanken ausgeheckt, das Tal der Wiese, die Hebel so anmutig verherrlicht hat, es dürfe nicht das Wiesental heißen, wie die Karten und die Schwarzwaldführer behaupten, sondern Wiesetal, denn man sagt doch Elbetal, Nahetal, Saaletal. Der Vertreter dieses Gedankens hat sich nicht die Mühe genommen, wirklich gründliche Umschau zu halten, sonst wäre ihm das Achental beim Achensee, das Emmental, das Lötschental, das Simmental in der Schweiz unter die Finger gekommen, als Seitenstück zu der Form Wiesental. In der Sprache herrscht keine mechanische Regelmäßigkeit, und es ist sehr wohl möglich, daß demselben Zwecke verschiedene Bildungen dienen. Aber Verschiedenheit, Freiheit ist nicht Laune; oft genug sind wir in der Lage, den Grund der Verschiedenheit zu erkennen. So sind Emmental, Simmental, Wiesental ältere Bildungen, nach der Weise einer Zeit, die noch von Emme, Wiese den Genitiv Emmen, Wiesen bilden konnte. Ganz willkürlich scheint es zuzugehen bei den Ableitungen von Ortsnamen auf -en, wie Siegen, Bingen, München: da erscheint das Siegerland, das Bingerloch und die Bremer neben dem Münchner und Pilsner Bier, dem Aachener Dom und der Dresdener Ausstellung. Wie soll man da zu einer Regel kommen? Richtet man aber den Blick auf die große Masse der Erscheinungen statt auf fünf, sechs Beispiele, so zeigt sich, daß im heutigen Sprachgebrauch zwei sehr bestimmte Neigungen nebeneinander hergehen. Sind die Ortsnamen mehrsilbig, so wird das -en meist abgeworfen, wenn die Silbe -er hinzutritt: man spricht von Donaueschingern, Eßlingern, Erlangern, Furtwangern, Mühlhäusern. Die bloß zweisilbigen Namen dagegen behalten ihr -en: Aachener, Badener, Bozener, Essener, Köthener, Wimpfener.

Wenn so die Verschiedenheit der Bildung sich nach dem Umfang der Wörter zu richten scheint, so darf man nicht glauben, daß man bei den längeren Wörtern hätte Silben sparen wollen. Man hat die Silbe -en früher auch bei den bloß zweisilbigen gespart: die Bremer, Bingerloch und Siegerland stellen wiederum den älteren Sprachgebrauch dar. Die neuere Zeit aber hat eine besonders starke Neigung für die Deutlichkeit, auch für die Deutlichkeit der Beziehungen, die zwischen zwei Wörtern bestehen. In Eßlingen und Eßlingern, Erlangen und Erlangern stimmen zwei Silben der zusammengehörigen Wortkörper überein, in Bingen Binger, Siegen Sieger nur eine. Außerdem würde es mißliche Nebenvorstellungen erwecken, wenn man von Baden Bader, von Essen Esser, von Gießen Gießer, von Köthen Köther ableiten wollte.

Es ist im vorhergehenden mehrfach von Ableitungen die Rede gewesen. Jedermann glaubt zu wissen, was das sei, und er wird im allgemeinen sich denken, daß darunter die Bildung eines längeren Wortes aus einem kürzeren zu verstehen sei. Er wird also von alt das Alter ableiten, von hoch die Höhe, von schön die Schönheit, vom Hauptwort Mund das Zeitwort munden, von Nagel nageln, von Urteil urteilen, von ergeben ergiebig, von tragen tragbar. Und die Sprachgeschichte lehrt zweifellos, daß dies der gewöhnliche Gang der Dinge gewesen ist. Aber auch das Umgekehrte ist nicht selten vorgekommen: das kürzere Wort ist gelegentlich jünger als das längere. Handel ist nicht Ausgangspunkt für handeln, sondern von diesem rückgebildet; das gleiche gilt für das Verhältnis von Ärger — ärgern, Kauf — kaufen, Kost — kosten, Lauf — laufen, Bettel — betteln, Fehl — fehlen, Opfer — opfern, Befehl — befehlen, Ertrag — ertragen, Erlaß — erlassen, Verruf

— verrufen, Absatz — absetzen: überall tritt hier das Hauptwort später auf als das Zeitwort. Auf die gleiche Weise ist in ganz alter Zeit aus kommen die Kunst (vgl. Ankunft, Abkunft), aus verlieren der Verlust, aus vernehmen die Vernunft gebildet worden. Der Laie denkt sich wohl, der Aussatz sei ein Ding, das außen sitze, ein Wort etwa wie der Ausschlag, und der Aussätzige ein Mensch, der mit dem außensitzenden Ding behaftet sei. Tatsächlich hat das Wort aussätzig lange bestanden, ehe das Hauptwort gebildet war: der Draußensitzende, der ausgeschlossen ist vom Verkehr mit den Menschen.

Da von gut die Güte, von dick die Dicke abgeleitet wird, so ist man wohl geneigt, auch Engelsgüte von engelsgut, Fingersdicke von fingersdick ausgehen zu lassen. Daß das falsch sein muß, zeigt schon der Umstand, daß in engelsgut der Genitiv ganz unverständlich ist: gut des Engels, dick des Fingers gibt keinen Sinn, wohl aber die Güte des Engels, die Dicke des Fingers; das Hauptwort muß also früher gewesen sein als das Beiwort.

Aber nicht nur über die Richtung kann man im unklaren sein, in der sich die Neubildung vollzogen hat, sondern auch über ihren Ausgangspunkt. Man wird natürlich bedeckt, bekleidet, bekränzt von bedecken, bekleiden, bekränzen ausgehen lassen. Wer aber nun aus bebrillt, behandschuht, bebändert, beherzt, beleibt, bemittelt, beringt, beweibt auch die Zeitwörter bebrillen, behandschuhen, bebändern usw. schließen wollte, der würde stark in die Irre gehen; bebrillt, behandschuht sind unmittelbar von den Hauptwörtern Brille, Hand usw. ausgegangen, und zwar ist diese Bildung auf folgende Weise zustande gekommen. Bedecken, bekleiden, bekränzen sind gebildet, indem die Vorsilbe be- mit den Zeitwörtern decken, kleiden, kränzen zusammentrat. Daneben aber lagen die Hauptwörter Decke, Kleid, Kranz; so konnte man die Empfindung gewinnen, bedecken, bekleiden seien unmittelbar von Decke, Kleid hergenommen, und so konnte man nun auch unmittelbar bebrillt, beringt bilden, ohne den Umweg über ein bebrillen, beringen. In ähnlicher Weise sind geharnischt, gerändert, gestirnt, gewillt unmitelbar von Harnisch, Rand, Stirn, Wille ausgegangen.

Für ein Wort wie nachlässig stehen, rein äußerlich betrachtet, drei Ausgangspunkte zur Verfügung: lässig, Nachlaß, nachlassen. Die Bedeutung zeigt, daß tatsächlich nur nachlassen als Ursprung in Betracht kommen kann. Gehörig stammt nicht von Gehör, sondern von gehören; übermäßig kommt nicht von mäßig, sondern von Übermaß; eigensinnig nicht von sinnig, sondern von Eigensinn. Beifällig ist nicht aus bei und fällig zusammengesetzt, sondern abgeleitet entweder von Beifall oder von beifallen; Beifall selber ist auch aus beifallen gebildet, nicht aus bei und Fall zusammengesetzt. Dagegen kann auffällig nur von auffallen stammen; überfällig (vom Schiff) ist wirklich mit fällig zusammengesetzt, während wir dem Worte augenfällig zunächst ganz ratlos gegenüberstehen.

Niemand wird sich besinnen, dickköpfig, langmütig, plattfüßig von Dickkopf, Langmut, Plattfuß herzuleiten. Bedenklicher wird die Sache schon bei hohlköpfig, denn es ist zwar dickköpfig jemand, der einen Dickkopf hat, aber der Hohlköpfige hat nicht einen Hohlkopf, sondern ist selber ein Hohlkopf. Ebenso lassen sich gelbschnäbelig, langfingerig nicht von Gelbschnabel, Langfinger aus gewinnen, da diese Wörter nicht einen gelben Schnabel, einen langen Finger, sondern Menschen mit gelbem Schnabel, langen Fingern bezeichnen. Neben hartherzig, bodenständig gibt es kein Hartherz, keinen Bodenstand; es gibt zwar herzig und ständig, aber deren Bedeutungen liegen wiederum sehr weit ab von dem, was zur Erklärung von hartherzig und bodenständig erforderlich wäre. Nehmen wir endlich Wörter wie breitrandig, hartleibig, hohläugig, schnellfüßig, starkknochig, so gibt es daneben weder Breitrand noch randig, weder Hartleib noch leibig, weder Hohlauge noch äugig.

Die Wörter, die zur Erklärung solcher Bildungen notwendig erscheinen, sie sind nicht zu finden, weil sie überhaupt nicht bestehen. Derartige Schöpfungen gehen nicht auf ein einzelnes Wort, sondern auf eine Mehrheit von Wörtern zurück; sie sind abgeleitet von Wortgruppen, deren Glieder im Zusammenhang des Satzes nebeneinanderstehen. Hohlkopf entstammt etwa dem Satze: er hat einen hohlen Kopf oder er ist ein hohler Kopf. Warum heißt es aber dann nicht hohlenköpfig oder hohlerköpfig? Der Brauch, ein Wort von einer Wortgruppe abzuleiten, stellt keine ursprüngliche Bildungsweise dar, sondern hat die Ableitungen, die von einem Wort ausgehen, zur notwendigen Voraussetzung. Der Dickköpfige hat einen Dickkopf oder einen dicken Kopf. Das Sprachgefühl kann daher dickköpfig ebensowohl zu dem einen Worte Dickkopf als zu der Wortgruppe dicken Kopf in Beziehung setzen, und es kann folgendermaßen schließen: Wenn ich den, der einen dicken Kopf hat, als Dickkopf bezeichne, so darf ich auch den, der einen hohlen Kopf hat, einen Hohlkopf nennen. Dabei kommt es der Sprache nicht zum Bewußtsein, daß sie in diesem Falle das Mittelglied Hohlkopf überspringt, oder das Mittelglied Blauauge, wenn sie den, der blaue Augen hat, als blauäugig bezeichnet.

Man hat solche Wörter als Zusammenbildungen bezeichnet, nicht gerade besonders glücklich, denn das Wesentliche, die Ableitung von der Wortgruppe, hat dabei keinen Ausdruck gefunden. Diese Bildungen spielen nun zumal in der neueren Sprache eine sehr große Rolle. Besonders wichtig werden namentlich die Gruppen, in denen ein Zeitwort nähere Bestimmung erfährt. Von Zeitwörtern in Verbindung mit dem Akkusativ können Personenbezeichnungen abgeleitet werden, wie Fallensteller, Geldgeber, Gottsucher, Halsabschneider, Kartenschläger, Kulissenschieber, Nichtswisser, Orgelbauer, Vielesser, Walfischfänger, Weltumsegler, Wolkenkratzer, von Fallen stellen, Geld geben usw. Auch Wörter wie Leuteschinder, Viehtreiber werden nicht als Schinder der Leute, Treiber des Viehes aufzufassen sein, sondern als Ableitungen von Leute schinden, Vieh treiben. Von solchen Akkusativgruppen werden weiterhin Bildungen auf -ung geschaffen, wie Grundlegung, Hofhaltung, Silbenbrechung, Urteilsprechung, Zeichengebung, oder Beiwörter auf -ig: ehrerbietig, ehrenrührig (die Ehre rührend = berührend). Zu den Bestimmungen des Zeitwortes gehört aber auch das Adverbium: lange schlafen, schnell segeln, daher Langschläfer, Schnellsegler; lange leben, daher langlebig; schwer hören, daher schwerhörig; ferner das prädikative Adjektiv: totschlagen, daher Totschläger; feilbieten, bereitstellen, daher Feilbietung, Bereitstellung; freisprechen, daher Freispruch.

Die Gruppen, deren Grundlage das Hauptwort, haben bereits den Ausgang dieser Überschau über die Zusammenbildungen abgegeben. Ich erwähne noch Wörter wie dreistellig, das, was aus drei Stellen besteht, viereckig — sechsseitig, was vier Ecken, sechs Seiten hat; diesseitig, jenseitig, was auf dieser oder jener Seite sich befindet.

Aber nicht bloß Gruppen aus zwei Wörtern, sondern auch solche, die aus noch mehr Gliedern bestehen, können den Ausgangspunkt zu Neubildungen abgeben. Es sind namentlich Gruppen mit Präpositionen, die hierhergehören: Außerachtlassung zu außer acht lassen, Indienststellung zu in Dienst stellen, Instandsetzung, Zugrunderichtung. Es können aber auch die Vorwörter bei der Ableitung unterdrückt werden. Aus der Wortgruppe ins Grab legen ergibt sich Grablegung, aus in Verruf erklären stammt Verrufserklärung; wer nach den Sternen guckt, ist ein Sterngucker; ähnlich entstehen Besitznahme, Beschlagnahme, Nordpolfahrer, Schaustellung neben Zurschaustellung. Was in die Augen fällt, ist augenfällig; was am Boden seinen Stand hat, ist bodenständig. Ganz regelmäßig geschieht es, daß das Fürwort zurückbleibt, wenn Ableitungen sich anschließen an Zeitwörter mit rückbezüglichem Fürwort; so gehört Erbarmer zu sich erbarmen, Empörer zu sich empören, Verschwörer zu sich verschwören. Von sich abwenden kommt abwendig, von sich anstellen anstellig, von sich behaben behäbig. Besonders zahlreich sind die Ableitungen auf -ung, die an Zeitwörter mit sich anknüpfen: z. B. Anpassung (zu sich anpassen), Aufopferung, Begeisterung (zu sich begeistern), Buchung, Entschuldigung, Ergebung, Selbstüberwindung, Senkung, Verbeugung, Verblendung, Verwunderung, Zurückhaltung.

Bei vielen der Wörter, die ich bis jetzt erwähnt habe, hat sich der geneigte Leser die Frage nach ihrer Herleitung vielleicht noch gar niemals vorgelegt. Es gibt aber ein Gebiet, das von jeher die Wißbegier aufs lebhafteste gereizt und Erklärungsversuche gezeitigt hat, das sind die Namen von Personen und Örtlichkeiten. Aber gerade hier möchte ich weithin sichtbare Warnungszeichen aufrichten und der Vorsicht halber den Satz aussprechen, daß die Erklärung, die dem Unbefangenen am nächsten zu liegen scheint, in den meisten Fällen wahrscheinlich die falsche ist. Wenn jemand Leutner heißt, so hat das ganz gewiß weder mit den Leuten noch mit dem Läuten etwas zu tun, sondern sein Vorfahr hat an der Leite (altdeutsch lite), d. h. am Bergabhang gewohnt. Wer den Namen Spaar führt, ist nicht etwa aus einem sparsamen Geschlecht, sondern spar ist das altdeutsche Grundwort, von dem Spatz und Sperling herstammen, und hat die gleiche Bedeutung mit diesem gehabt. Ein Schweiger ist nicht ein Schweigender gewesen, sondern er hat vorzeiten eine sweige, d. h. einen Viehhof oder eine Sennerei, bewirtschaftet. In Oberhessen gibt es einen Ort namens Lieblos. Der ist aber nicht wegen bedauerlicher Lieblosigkeit der Bewohner so benannt worden, sondern er war einst das Heim, die Stätte des Luitpold. Wer von Nordhausen nach Wernigerode fährt, der kommt an zwei Orten vorbei, die eine schwermütige Einheit zu bilden scheinen: sie heißen Sorge und Elend. Aber Sorge ist benannt nach dem Flüßchen, an dem es liegt, und das im dreizehnten Jahrhundert den Namen Szurgenge führt; Elend aber war eine Heimstätte für die Elenden, d. h. die Fremden, denn Elend (althochdeutsch elilenti) hat in altdeutscher Zeit nichts andres bedeutet als die Fremde, das andre Land (vgl. lateinisch alius, der andre).

Es kommt freilich auch vor, daß man umgekehrt in weiter Ferne sucht, was unmittelbar vor Augen liegt. In Oberhessen gibt es zahlreiche Berge, die sich Altenberge benennen und

den Scharfsinn eines begeisterten Altertumsforschers herausgefordert haben. Der Altenberg, das ist wahrscheinlich der alte Berg, d. h. etwa der Berg, der früher gerodet worden ist als ein andrer, mit dem man sich neuerdings beschäftigt, oder der früher bewirtschaftet, bewohnt, beweidet worden ist, wie es auch die Flurnamen altes Feld, alte Wiesen gibt. Auf so einfache Dinge ist aber unser Gelehrter nicht verfallen. Er geht davon aus, daß so ein Altenberg im Munde des Volkes der Aleberg heißt, wie halten zu hale geworden ist. Dieses Ale- wird nun auf ein germanisches Wort alh, alah, der Tempel, zurückgeführt, so daß wir nun eine ganze Fülle von altheidnischen Tempelbergen erhalten. Dabei hat er nur ein paar Kleinigkeiten außer acht gelassen. Er hat nicht beachtet, daß es Altenberge in Gegenden gibt, in denen das Alte eben das Alte bleibt, nicht zu Ale wird. Er hat nicht beachtet, daß es Altenberge z. B. in den Alpen gibt, in Gegenden, wo bis tief in das Mittelalter hinein überhaupt keine Germanen gesessen haben, wohin die Deutschen erst kamen, nachdem sie längst christlich geworden, das Wort alah längst vergessen hatten.

Wenn wir von einem Personennamen, einem Ortsnamen nicht Formen aus alten Urkunden beibringen können, wenn wir nicht wissen, wie ein Ortsname in der lebendigen Mundart lautet, dann sollen wir die Finger davon lassen, denn in den letzten Jahrhunderten haben leichtfertige Schreiber oder überkluge Landmesser den Namen oft genug übel mitgespielt. Wer nicht die Sprachgeschichte genau kennt, wer nicht die Methoden der Sprachforschung beherrscht, wer nicht in geschichtlichen Dingen genau bewandert ist, der mag im stillen Kämmerlein Rätsel raten, aber nicht andre mit dem Spiel einer zügellosen Einbildungskraft belästigen. Es ist schmerzlich belustigend zu sehen, wie Theologen und Juristen, Anthropologen und Naturforscher Sprachforschung, Namenforschung treiben. In jedem Handwerk muß man Lehrling gewesen sein; jene Männer aber denken, sie haben das nicht nötig. Und wenn die Leute vom Fach darob mäßig erbaut sind, dann schreien sie über Professorenhochmut, über Zunftstolz und verweisen auf leuchtende Fälle, wo das Licht von außen gekommen sei. Aber die Schliemänner sind selten genug, und schließlich macht nur der gute Schuhe, der wirklich auf Schuster gelernt hat.

Man kann also recht oft von der Sprache sagen: das Unerwartete, hier wird's Ereignis; das Unerwartete, d. h. das, was mit dem gewöhnlichen Gang unsers Denkens nicht übereinstimmt. In früherer Zeit hat man die Meinung gehegt, daß die Sprache ein getreues Abbild unsers Denkens sei; man hat sogar die einzelnen Glieder der Sprache, man hat etwa die Kasusformen als Widerspiegelungen kantischer Kategorien aufgefaßt. Heute weiß man, daß die sprachlichen Gebilde nur sehr unvollkommene Verkörperungen der menschlichen Vorstellungen sind, daß sie unvollständig sind, daß sie Widersprechendes in sich vereinigen. Aber auch da, wo das Wort, diese redende Photographie der geistigen Vorgänge, ziemlich gut gelungen ist, ist sie unter Umständen weit davon entfernt, den Ansprüchen des streng logischen Denkens zu gehorchen. Und das ist leicht begreiflich. Denn die Sprache schwebt nicht als Ding für sich über den Wassern; sie wird erst wirklich in dem einzelnen Menschen. Und der ist, wie ein weiser Mann gesagt hat, nicht dazu geboren, richtig zu denken. Aber wenn auch richtig gedacht ist, so ist doch der Weg noch weit bis zum sprachlichen Ausdruck. Nebenvorstellungen drängen sich ein, die Aufmerksamkeit wird abgelenkt, und so können Gebilde entstehen von seltsamer Art.

Jedermann kann sich und andre darauf ertappen, daß beim Sprechen Worte ihren Platz vertauschen. Es wird etwa gesagt: das Mittel heiligt den Zweck; gib an Platte die Lina, statt an Lina die Platte; tu die Teekanne ins Wasser; geh mit dem Markt auf den Korb; Mariechen bringt das Bett ins Frühstück; oder es steht sogar gedruckt zu lesen: der Stuhl brannte unter ihm vor Ungeduld. Derartiges wird dann in scherzhafter Rede verwendet: so entsteht aus dem geprüften Kreuzträger der gekreuzigte Briefträger; so kommt die schöne Schilderung zustande: bald lag er oben, bald lag ich unten, oder die üppige Ausgestaltung der Münchner Bilderbogen: „Wenn der Mops mit der Wurst übern Spucknapf springt und der Storch in der Luft den Frosch verschlingt" verwandelt sich u. a. zu folgender Fassung: „Wenn die Wurst mit dem Frosch übern Spucknapf springt und der Mops in der Luft den Storch verschlingt". Werden solche Verfehlungen aber öfters begangen, treffen mehrere zusammen in ihren falschen Bahnen, so können sie zum wirklichen Sprachgebrauch werden. Und in der Tat gibt es in der Sprache eine ganze Anzahl derartiger Verschiebungen, wie man die Erscheinung wohl genannt hat.

In der älteren Sprache hat man die Haut abgezogen, den Wein eingeschenkt und ausgeschüttet, den Stein oder den Speer geworfen: d. h. man hat hier nur den bewegten Gegenstand in den Akkusativ gesetzt. Heute erscheint im Akkusativ auch die Größe, die den Ausgangspunkt oder das Ziel der bewegten Sache bildet: man zieht den Fisch, den Hasen ab, man schenkt die Gläser ein und wirft den Hund mit dem Stein. Umgekehrt hat man früher nur das Haus ausgeräumt, jetzt auch die Möbel, früher den Schuldner gepfändet, jetzt auch seine Besitztümer, früher die Leute gespeist, während jetzt auch Lecker-

bissen gespeist werden. Oder es kommt vor, daß vom Subjekt des Satzes ausgesagt wird, was tatsächlich von den Bestimmungen des Zeitwortes gilt: der Himmel hängt voll Baßgeigen, die Wand sitzt voll von Fliegen, die Straße wimmelt von Menschen, der Krug läuft voll Wasser, obwohl der Himmel nicht hängt, die Wand nicht sitzt, die Straße nicht wimmelt, der Krug nicht läuft.

Besonders häufig geschieht es, daß die Beiwörter sich verschieben, zu dem falschen Hauptwort hinzutreten. Man spricht von stummer Handlung, blinder Verehrung; stumm sind aber nur die Handelnden, blind die Verehrer. Wer in bedrängten Umständen ist, ist selbst bedrängt. Wer in seinen jungen Jahren etwas erlebt hat, hat es als junger Mann erlebt; die Jahre selber sind weder jung noch alt. Wenn wir etwas auf die leichte Achsel nehmen, so ist nicht die Achsel leicht, sondern das Etwas erscheint uns als leicht. Wer vor einem blinden Fenster steht, der ist selber blind, d. h. er sieht nichts durch das Fenster. Ein solches blindes Fenster ist also kein wirkliches, nur ein vorgetäuschtes Fenster. Daher kann denn auch ein nicht ernsthafter Schuß, ein nicht begründeter Lärm als blinder Schuß, blinder Lärm bezeichnet werden.

Recht häufig ist diese Verschiebung der Beifügung bei dem Mittelwort der Gegenwart. Ganz eigentümlich sind Ausdrucksweisen, die sich bei unsern altdeutschen Dichtern finden. Wolfram von Eschenbach redet von der hohen Sterne kommender Zeit — er meint die Zeit der kommenden hohen Sterne; ein andrer von der armen Sünder lebendem Tod. Aber noch bei Herder heißt es: bei seiner letzten sterbenden Bitte; Thümmel sagt: mein hinkender Spaziergang, und Goethe im Faust: die den großen Sünderinnen deine Nähe nicht verweigert und ein büßendes Gewinnen in die Ewigkeiten steigert. Der Mensch, der viel sitzt, führt eine sitzende Lebensweise; wer die fallende Sucht hat, fällt zu Boden, und wer in schwindelnder Höhe wandelt, empfindet selbst den Schwindel. Ein besonderer Fall solcher Verschiebung ist es, wenn die Größen, zwischen denen die Verschiebung stattfindet, im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen. Das kann in der Weise geschehen, daß die Beifügung vom Bewirkten zu dem Bewirkenden rückt: die alte Stilistik hat das als Prolepsis, als Vorausnahme bezeichnet. Das graue Elend macht grau, das gelbe Fieber, der schwarze Tod erzeugen die gelbe, die schwarze Farbe. Die frohe Botschaft schafft frohe Menschen. Es sind namentlich die Dichter, die mit Vorliebe sich dieser Ausdrucksweise bedienen: Schiller z. B. spricht von des Lorbeers munteren Zweigen, von des Chores grauser Melodie, von des Tempels heiterer Säule. Aber auch das Umgekehrte findet sich, daß die Beifügung vom Bewirkenden zum Bewirkten wandert: Wer verzweifelt ist, der begeht eine verzweifelte Tat. Auf die eine oder die andre Weise entstehen so Bedeutungspaare wie die folgenden: ein ärgerlicher, betrübter, trauriger, verdrießlicher Mensch — eine ärgerliche, betrübte, traurige, verdrießliche Geschichte, eine empfindliche Haut — eine empfindliche Verletzung, ein gesundes Kind — eine gesunde Speise, eine selige Braut — eine selige Gewißheit. Kurze Augen sind Augen, die nur auf eine kurze Strecke sehen.

Die Verschiebung, die Vertauschung der Begriffe kann schließlich so weit gehen, daß eine völlige Umkehr stattfindet, daß Tätigkeitsform und Leideform ihre Stelle wechseln. Eine taube Nuß ist nicht eine Nuß, der das Gehör fehlt, sondern eine solche, die man nicht hören kann, in der nicht der eingetrocknete Kern gegen die Schale schlägt. Das Essen, das Trinken bezeichnen nicht nur die Handlung des Essens und Trinkens, sondern auch das, was gegessen, getrunken wird. Der Schlepper kann ein Dampfer sein, der andre Schiffe schleppt, aber auch ein Netz, das geschleppt wird; der Kulissenschieber ist jemand, der die Kulissen schiebt, aber der Schieber etwas, das geschoben wird, der Überzieher etwas, was übergezogen wird.

Besonders häufig ist diese Umkehrung, ist dieses Nebeneinander von Bedeutung des Tuns und des Leidens bei den Zeitwörtern. Das Fleisch brät, kocht, siedet, schmort, oder wird gebraten, gekocht, gesotten, geschmort; das Roß jagt dahin, das Wild wird gejagt, das Alte stürzt oder wird gestürzt, man taucht ins Wasser und wird getaucht, das Schiff treibt vor dem Winde und wird vom Winde getrieben, es wendet und wird gewendet; man zieht von dannen und wird am Ohr gezogen; der Faden reißt ab oder wird abgerissen; der Mond nimmt ab, der Hut wird abgenommen; der Nagel hält, die Wette wird gehalten; das Fenster schließt und wird geschlossen. Daß diese Vereinigung von aktiver und passiver Bedeutung in ein und demselben Worte so häufig ist, hat aber wohl noch seinen besonderen Grund. Die deutsche Sprache war um so formenreicher, je weiter wir in ihrer Geschichte hinaufsteigen, und so hat sie in grauen Vorzeiten, ebensogut wie das Lateinische und Griechische, eine besondere Form für das Aktiv, eine andre für das Passiv, eine für schließen, eine andre für geschlossen werden besessen. Als aber diese besondere Passivform unterging, mußte das ursprünglich Geschiedene zusammenfallen.

Wo nicht das gesamte Zeitwort die Doppelung zeigt, ist es unter Umständen eine einzelne Form,

die die Umkehrung oder die Doppelheit der Bedeutung aufweist. Diese Form ist das Mittelwort der Vergangenheit. Ein gedienter Soldat ist ein Soldat, der gedient hat. Ungegessen, ungetrunken ist nicht bloß das, was nicht gegessen, getrunken worden ist, man kann auch ungegessen, ungetrunken zu Bett gehen, d. h. ohne gegessen und getrunken zu haben. Die ältere Sprache kennt viel mehr solcher Bildungen mit un-: im Mittelhochdeutschen kann man auch ungebacken sein, ungedankt, ungekauft, ungeredet, ungestritten, ungesungen, wenn man nicht gebacken, gedankt, gekauft hat usw. Etwas anders ist unbeholfen und das ältere beholfen zu beurteilen: beholfen stammt nicht vom einfachen behelfen, sondern von sich behelfen. Denn wenn man von einem rückbezüglichen Zeitwort das Mittelwort der Vergangenheit bilden will, so bleibt eben nichts andres übrig als die Wahl der Passivform. So gehört gefaßt zu sich fassen, einer, der sich gefaßt hat; gesetzt ist einer, der sich gesetzt hat; geübt, gewandt, geziert kommt von sich üben, sich wenden, sich zieren; zu sich abarbeiten stellt sich abgearbeitet, zu sich abhärmen abgehärmt; bedacht, bescheiden, besonnen gehen aus von sich bedenken, sich bescheiden, sich besinnen; empört, entsetzt von sich empören, sich entsetzen, ergeben von sich ergeben; ein erklärter Liebhaber ist ein Liebhaber, der sich erklärt hat; verbissen, verbohrt stammen von sich verbeißen; sich verbohren; selbstvergessen von sich selbst vergessen; ungescheut von sich nicht scheuen, und schließlich sind sogar von sich einbilden, sich überlegen, wo sich den Dativ darstellt, die Mittelwörter eingebildet und überlegt hergeleitet (z. B. ein überlegter Mensch).

Die rückbezüglichen Zeitwörter berühren sich ja auch außerhalb des Mittelwortes mit der passivischen Ausdrucksweise. Ein Buch kann man nicht lesen, ein Gedicht nicht sprechen, und dennoch heißt es: das Buch liest sich leicht, das Gedicht spricht sich gut, d. h. es wird leicht gelesen, es kann gut gesprochen werden. Die Tür dreht sich in den Angeln, das Fenster schließt sich leise, das Wetter ändert sich; gerade hier aber sieht man, wie nahe sich in der Tat die aktive und die passive Ausdrucksweise stehen können. Nicht selten bleibt uns verborgen, wer die Tür dreht, das Fenster schließt, und wir wissen niemand zu benennen, der das Wetter ändert; so werden wir in einer Art von dichterischer Übertragung dazu geführt, die Ursache der Bewegung in das Subjekt zu verlegen. So zeigt sich auch hier, wie die allgemeine Neigung zur Verschiebung, die allgemeine Schwäche in der Auffassung der ursächlichen Verknüpfung noch durch besondere Umstände unterstützt wird. Und dieses Zusammentreffen verschiedener Neigungen und Möglichkeiten in der sprachlichen Entwicklung ist es, was die Deutung ihrer Erscheinungen noch besonders schwierig macht.

An jungem Wasser

Wenn das junge Wasser vom Schneeberg springt,
Beginnen am Bach alle Mädchen zu blühen;
Leicht und rein, wie im Winde schwingt
Das duftende Leinen, so steigt aus den Mühen
Ihre Freude. Und weiß und rot
Gleich schlanken Tulpen wiegen und biegen
Sich die Frohen. Kein Herbstlaub bleibt liegen
In den Seelen; die Anemonen
Scheuchen es fort mit silbernen Kronen.
Und am dürren Dorn sinnt der Sonnenschein:
Was tu' ich mit dem? Der will trauern? Nein!
Da beginnt auch der Busch wie die Mädchen zu singen,
Und sein Wirt erzählt von den fröhlichsten Dingen.

Wie die Reiher stocksteif auf gestorbenen Bäumen
Soll ich von ferne stehn und säumen,
Um ein jungfrohes Blut zu ringen?
Fort mit dem Herbstlaub! Sei Lenz! Sei kühn!

Ach, wie am Bach alle Mädchen blühn,
Wenn die jungen Wasser vom Schneeberg springen!

Max Bittrich



Max Liebermann: Eva.

Mit Genehmigung von Paul Cassirer in Berlin.



Bruno Möhring: Schaubild des Opernhausentwurfs für den Schloßplatz in Berlin.
(Blick auf die Vorderseite des Opernhauses.)

Die bildenden Künste

Von Max Osborn

Die neue Bewegung in der Malerei — Bernhard Hoetger in München — Gedächtnisausstellung der Berliner Akademie: Albert Hertel, Paul Wallot, Otto Lessing — Die Corinth-Ausstellung — Neuerwerbungen der Nationalgalerie — Die neue Deutsche Botschaft in St. Petersburg — Max Beckmann — Der Neubau des Berliner Opernhauses

Was schon seit geraumer Zeit unter der Oberfläche wogte und rumorte, hat das vergangene Jahr ans Licht gebracht: die Ansätze zur Fortentwicklung des Begriffs der „modernen Kunst“, die sich bisher nur vereinzelt und scheinbar ohne Zusammenhang untereinander regten, haben sich zu einer geschlossenen europäischen Bewegung verdichtet, die immer energischer ihr Haupt erhebt und Geltung verlangt. Einigermaßen verblüfft stehen die allgemach älter und bürgerlicher gewordenen Sezessionen im nördlichen und südlichen Deutschland der neuen Strömung gegenüber. Sie waren bisher nur gewohnt, nach rechts zu kämpfen, gegen die Vertreter und Wortführer der akademischen Prinzipien; jetzt sehen sie sich plötzlich gezwungen, heftigen und bedrohlichen Angriffen von links her die Stirn zu bieten. Darauf waren sie nicht gefaßt, und wir erleben nun heute dasselbe Schauspiel, das wir vor zwanzig Jahren erlebten: daß die Kunstgedanken der aufsteigenden Generation von allen Seiten, und nicht zuletzt von ihren unmittelbaren Vorgängern, mit Hohn und Spott übergossen, daß ihre Vorkämpfer als wahnsinnige oder sensationslüsterne Nichtskönner in Bausch und Bogen abgetan werden, weil man ihre Beweggründe und die Tendenzen ihrer Anschauung wie ihres Ausdrucks noch nicht versteht.

Immerhin hat sich mit der wachsenden Konzentration der neuen Strömungen auch die Zahl derer vermehrt, die in ihnen die Logik und Gesetzmäßigkeit einer kunstgeschichtlichen Entwicklung sehen. Die Verhältnisse haben sich dabei eigentümlich verschoben. Während in Berlin und in München die Jüngsten schwer um ihr Leben zu ringen haben, rückt mit einem Schlage der deutsche Westen, der bisher in eine unheilbare Lethargie verstrickt schien, entschlossen vor. Die jungen Museumsdirektoren der reichen rheinischen und westfälischen Städte haben für das Werdende Interesse gefaßt und es ver-



Bernhard Hoetger: Weibliche Halbfigur.

Denn so vielseitig, auch unruhig und buntschillernd diese Bestrebungen sich uns darstellen — darin finden sie ihr Gemeinsames: daß sie einen Rückschlag und Gegensatz zur letzten in sich abgeschlossenen Phase der Entwicklung, zum Impressionismus bilden. Nicht nur zu seiner Technik und malerischen Auffassung, sondern zu der Weltanschauung, die in ihm ihren Niederschlag fand. Der Impressionismus war die reife Kunst einer Zeit, die, von der Vielfältigkeit und dem verwirrenden Reichtum des modernen Lebens im neunzehnten Jahrhundert geblendet und zugleich beglückt, im analytischen Erfassen der umgebenden Wirklichkeit ihre Lust und ihr Ziel sah. Es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen der materialistischen Weltanschauung, der experimentellen Wissenschaft, den sozialen Bewegungen, den sich überstürzenden technischen Neuerungen des abgelaufenen Jahrhunderts und der Linie, die von Delacroix über Daumier und Courbet zu Manet, Monet und Rodin führte. Das zwanzigste Jahrhundert aber hat eine neue Sehnsucht geboren. Seine Bürger erblicken in der unerhörten Fülle der technischen Errungenschaften und wissenschaftlichen Erkennt-



Bernhard Hoetger: Weibliche Halbfigur.

standen, die Aufmerksamkeit der Sammler und Kunstfreunde, sogar des größeren Publikums und der Behörden auf die jungen deutschen Künstler und ihre fremden Anreger zu lenken. Mehr als je zuvor ist das Folkwang-Museum in Hagen, dessen Gründer, Besitzer und Verwalter Karl Ernst Osthaus eine unermüdlich werbende und fördernde Tätigkeit entfaltet, der Mittelpunkt dieses Interesses geworden. Der rheinische „Sonderbund“ stellte sich in den Dienst des neuen Programms, und seine Kölner Ausstellung vom vergangenen Sommer, die unter den Auspizien der kommunalen Behörden und der führenden Gesellschaftskreise ins Leben gerufen wurde, gab zum erstenmal einen umfassenden Überblick über die Bestrebungen, die rings in Europa aufgetaucht sind, um den bisher revolutionären, inzwischen klassisch gewordenen Impressionismus abzulösen.



Bernhard Hoetger: Majolikafigur. Aus der dekorativen Gruppe „Licht und Schatten"

nisse nicht mehr, wie ihre Eltern, eine Riesenreihe von Einzelheiten, sondern eine große Summe. Sie ordnen die zahllosen Erscheinungen der Wirklichkeit und des Lebens wieder der Einheit einer Gesamtanschauung ein. Das Wiedererwachen des religiösen Empfindens darf als eins von vielen Zeichen dafür gelten, daß sich die Sinne und Empfindungen der Menschen von der Analyse wieder der Synthese zuwenden.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß solche allgemeinen Schwingungen des Geisteslebens beim Wandel der künstlerischen Prinzipien bedeutsam mitsprechen. Hier wie dort wirkt natürlich nicht minder eindringlich das schlichte Gesetz des Rückschlags und des Wechsels mit, das an die Stelle der pleinairistischen Bewegung die Ruhe, an die Stelle des nervös und kapriziös erfaßten Naturbildes die zum Stil und zum Monumentalen strebende Natursteigerung setzt. Was die französischen Führer des jüngsten Geschlechts, von Cézanne und Gauguin bis Matisse und Picasso, was ihre germanischen Nebenmänner, den Holländer van Gogh und den Norweger Edvard Munch, vor allem bestimmte, und was die von ihnen angeregten und selbständig fortarbeitenden Deutschen suchen, steht durchaus unter dem Zwang dieses Gesetzes und der merkwürdigen neuen pantheistisch-mystischen Stimmung, die heraufgedämmert ist.

Doch während die neue Malerei in Deutschland, soweit unser Auge es erkennen kann, noch nicht von der Kraft fortreißender Genies geführt, sondern, gestützt lediglich auf eine Reihe hoffnungsreicher Talente, sich bisher allzuoft im Experimentellen erschöpft, geht die Plastik mit größerer Sicherheit und Stetigkeit vorwärts. Die feste Verbindung mit dem Handwerk, die der Skulptur die freie Beweglichkeit der Schwesterkunst versagt, erweist sich heute wie immer doch auch als ein Schutz gegen allzu wilde Extravaganzen und als ein Zwang zu ruhiger Arbeit. Aristide Maillol, der in Paris als Ergänzer Rodins auftrat, und der Belgier Georges Minne, der von ganz andrer Seite her die impressionistische Plastik (wenn man den Ausdruck gebrauchen darf) durch seine ingenieurhaften Gerüste strenger Formen überwand, stehen auf weit festerem Boden als ihre Nebenmänner von der Malerei.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.

Albert Hertel: Düsseldorfer Rheinufer.

Der Deutsche Bernhard Hoetger, dessen Kunst sich soeben in einer großen Ausstellung in München zum erstenmal im Zusammenhang der Öffentlichkeit darstellte, hat nicht minder von der soliden Handwerklichkeit der Bildnerei profitiert. Neben Wilhelm Lehmbruck steht Hoetger heute an der Spitze der heranwachsenden deutschen Bildhauergeneration. Er begann mit „Pariser Straßentypen" à la Rodin, nachdem er als Steinmetz und Holzschnitzer ganz werkstattmäßig erzogen worden war; dann aber ging er in langjährigem Pariser Aufenthalt zum Glaubensbekenntnis Maillols über, dessen Streben zu großem Umriß, zu vielfach nach alten und fernen Vorbildern geschulten Stilisierungen, zu klarem, leicht übersehbarem Rhythmus der Formen er sich zu eigen machte, ohne den Meister zu kopieren. Hoetgers Arbeiten, seine weiblichen Figuren und Halbfiguren, seine Porträte und dekorativen Gestalten, unter denen der schöne architektonische und figürliche Aufbau des Gerechtigkeitsbrunnens in Elberfeld am ersten Platze steht, erhalten ihr eignes Gepräge durch die tiefe Beseelung des inneren Ausdrucks, die man vielleicht nicht mit Unrecht auf die deutsche Abstammung des Künstlers zurückführen darf. Auch er hat wie Maillol auf ägyptische, assyrische und ostasiatische Muster geblickt, um die völlige Abstraktion des reinen Formausdrucks zu erreichen; aber in den Wendungen seiner Köpfe, in den herben Linien seiner Frauen, in den Bewegungen ihrer Arme spricht ein durchaus moderner Geist, der weit davon entfernt ist, alte Vorbilder sklavisch nachzuahmen. Es ist etwas darin wie gebändigte Leidenschaft, wie überwundene Unruhe; Übermäßigkeit, die in innerem Kampfe maßvoll geworden. Die reizenden kleinen Majoliken, die er im vergangenen Winter zu Florenz modellierte und die der Laune freiere Bahn geben als monumentale Gestalten in edlerem Material, dazu namentlich die pikanten Zeichnungen Hoetgers, lassen diese schlummernde Leidenschaft seines Temperaments sich ungehinderter austoben. Aber gerade jene weißen Majolikafigürchen zeigen dann wieder aufs liebenswürdigste, wie er auch hier zu der Ruhe einer aparten Stilisierung gelangt.

Die großen Ausstellungen, die zu gleicher Zeit in Berlin stattfanden, führen uns von solchen Ankündigungen des Neuen und Zukünftigen wieder in den ruhigeren Strom des Gewohnten und Vertrauten zurück. Drei Generationen traten hier nebeneinander auf und gaben so eine willkommene Übersicht über die Entwicklung der letzten Jahrzehnte: die Akademie der Künste feierte nach altem Brauch ihre Toten des letzten Jahres, den Maler Albert Hertel, den Architekten Paul Wallot, den Bildhauer Otto Lessing; die Sezession bereitete ihrem früheren Präsidenten Lovis Corinth durch eine umfassende Ausstellung seines Lebenswerkes eine ungewöhnliche Ehrung; der Salon



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.

Albert Hertel: Sirenen.

Cassirer vermittelte eine Anschauung von der bisherigen Arbeit des Führers der jüngeren Berliner Sezessionistengeneration, Max Beckmanns.

Die akademische Hertel-Ausstellung ließ den ganzen Jammer der deutschen Kunstzustände vor vierzig und fünfzig Jahren neu lebendig werden. Dieser Berliner Landschafter war von Haus aus ein ungewöhnliches malerisches Talent von feinem Farbensinn und einem starken Gefühl für tonige Geschlossenheit des Bildausdrucks. Aber seine Begabung fand im Wirrwarr der damaligen Verhältnisse keinen festen Punkt, wo sie lernend einsetzen konnte, um sich konsequent zu entwickeln. Hertel ging nach Rom und malte dort wie Feuerbach und die andern Mitglieder des Kreises, der sich um ihn gruppierte; namentlich Böcklinsche Spuren finden sich immer wieder in seinen Gemälden. Er



Phot. F. Bruckmann A.-G. München.

Albert Hertel: Landschaft mit Reifenspielern. (1869.)

ging nach Düsseldorf und malte wie die Achenbachs, zwischen Andreas und Oswald nach Gefallen wählend. Er ging nach Berlin und malte wie Menzel. Selbstverständlich hier wie dort mit halber Kraft. Aber in der früheren Zeit doch fast immer mit ausdrucksvoller und geschmackvoller Farbe. Später jedoch machte sich dieses seltsame Taumeln von Vorbild zu Vorbild sehr nachteilig bemerkbar. Wie Hertel ununterbrochen das Prinzip des Vortrags wechselte, so ging ihm die Stetigkeit und Intensität des malerischen Empfindens verloren. Immerhin bleibt noch genug Positives übrig, und wenn die Akademie das gefährliche Programm der „Vollständigkeit" bei solchen Gedächtnisfeiern aufgegeben und sich auf das Wesentliche beschränkt hätte, so wäre das Bild dessen, den sie ehren wollte, imponierender herausgekommen.

Bei Paul Wallot fiel man dann in den entgegengesetzten Fehler: man tat zuwenig. Dem Erbauer des Reichstagshauses scheint nach seinem Tode genau so wenig Glück beschieden zu sein wie in seinem Leben, das an Kämpfen, Enttäuschungen und Verbitterungen überreich gewesen ist. Die Akademie bot nur das, was gerade in Berlin zur Hand war. Aber es hätte sich gelohnt, auch die versteckteren Zeugnisse für Wallots Frankfurter Anfänge herbeizuschaffen und die Spiegelung seines Lebenswerkes durch alle erdenklichen Mittel zu vertiefen. Dann erst wäre die mächtige Persönlichkeit dieses Künstlers zutage getreten, der gewiß noch in der historischen Anschauung seiner Generation befangen war und mit barocken und Renaissance-Motiven der Vergangenheit wirtschaftete, um den starken Ausdruck zu gewinnen, den er suchte; der aber diese Benutzung überlieferter Formen mit großartiger Selbstherrlichkeit durchführte, und dessen Bauten ganz anders dreinschauen würden, wenn sie nicht, wie vor allem der Reichstag selbst, durch arge Kompromisse um ihre ursprüngliche Schönheit gekommen wären. Aber auch so erkennt man aus den kostbaren, flott hingesetzten Kohlezeichnungen für Details am Reichstagsbau die Faust des Meisters, und einige dekorative Entwürfe, namentlich die zum Leichenbegängnis Kaiser Wilhelms I., von dem uns gerade jetzt ein Vierteljahrhundert trennt, geben eine Vorstellung von Wallots genialer Art, durch architektonischen Schmuck Stimmung zu erzeugen, wahrhaft im Sinne der Renaissance.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.

Paul Wallot: Trauerdekoration des Kgl. Schlosses in Berlin zur Beisetzung Kaiser Wilhelms I. (Nach einer Tuschzeichnung von Paul Pfann.)

Die Gedächtnisausstellung für Otto Lessing erwies sich als recht unergiebig. Auch hier war ein Talent geboren, das durch die Unsicherheit und den Ungeschmack der Zeit, in die seine wichtigste Entwicklung fiel, auf den Sand geriet. Lessing war



Phot. Ludde & Muller, Berlin.

Lovis Corinth: Familienbild (der Maler mit Frau und Kindern).

ohne Zweifel ein begabter Dekorateur, der, selbst handwerklich gut ausgebildet, mit der Architektur und dem Kunstgewerbe auf vertrautem Fuße stand. Aber er lebte noch völlig in der historisch kopierenden Anschauung, die eine festliche und heitere Stimmung dadurch zu erwecken glaubte, daß sie Details aus allen möglichen Stilperioden der Vergangenheit zusammendrängte. Hinzu kam noch, daß seine Entwürfe bei der Ausführung fast durchweg eine erhebliche Verschlechterung erfuhren, da die geschmackliche Bildung des Kunsthandwerks damals höchst rückständig war — Zusammenstellungen von Zeichnungen und fertigen Stücken bewiesen das auf der Ausstellung ganz augenfällig. Solche Widerstände zu besiegen, war Lessing nicht entfernt imstande. Seine monumentalen Versuche blieben vollends im akademischen Schema stecken, wenn sie nicht, wie namentlich bei dem gänzlich verunglückten Weimarer Shakespeare-Denkmal, noch tiefer heruntersanken.

Daneben zeigte dann die große Corinth-Ausstellung, wie weit ein Künstler von eigner Kraft und persönlicher Prägung aus der akademischen Schule zu starken und bewundernswerten Leistungen vorzudringen vermag, die von selbständigem Geist erfüllt sind, ohne daß alle Zusammenhänge mit der lebendig gebliebenen Überlieferung radikal zerschnitten werden. Corinth war tatsächlich von Haus aus ein im besten Sinne aka-

demisch erzogener Maler. Die straffe Zucht, die er von seiner Schülerzeit bis heute mit zähem Fleiße seinem unbändigen Temperament angedeihen ließ, bleibt auch in seinen wildesten und ungestümsten Schöpfungen wohltätig spürbar. Er hat sich dadurch in einer Zeit, die zur Oberflächlichkeit drängte, ein unerschütterlich sicheres Können im Zeichnerischen wie im Malerischen angeeignet, und wenn man ihn in dieser Mischung von Beherrschung der Ausdrucksmittel und stürmischen Impulsen sinnlichen Künstlertums aus weiter Ferne mit Rubens verglichen hat, so steckt darin etwas Richtiges. Durchschritt man die lange Reihe dieser Säle, in denen fast ein Vierteltausend Bilder zusammengebracht war, darunter eine große Zahl mächtiger Formate, so war der erste Eindruck, den man empfing: Welch ein Kerl! Eine Persönlichkeit grüßte uns, die fest auf den eignen schweren Beinen steht. Ein deutscher Maler, der nach Landesbrauch mit der Ölfarbe Strauß auf Strauß ausgefochten hat, doch zugleich in dem zähen, leuchtenden Saft dieser Materie schwelgte und sein Lebenselement fand. Dabei ging es oft nicht glimpflich, sondern übermäßig derb her, bis zur Brutalität gedrängter Fleischmassen; doch immer mit ursprünglichem Temperament. Ein deutscher Maler auch in der Freude und der (heute selten gewordenen) Fähigkeit zur umfassenden Komposition, zu einer Figurengruppierung von hervorragenden zeichnerischen Qualitäten, die sich doch immer dem Farbenausdruck unterordneten. Interessant und neu war namentlich die Sammlung der Frühwerke aus den achtziger und dem Beginn der neunziger Jahre, unter denen eine Königsberger Badeanstalt von 1890 durch ihre fabelhafte Lichtführung, Plastik und Luftmalerei in Erstaunen setzte. Die Riesenbilder der Münchner und Berliner Epoche Corinths, die seine Haupterfolge entschieden, erscheinen in der Farbe heute vielfach allzu massiv, dick, sogar schwärzlich. Die wilden Allüren scheinen dabei öfters absichtliche Effekte anzustreben und lassen trotz aller „Hitze“ kühl. Aber immer wieder wirkte die unvergleichliche Begabung für lebendig bewegte Aktmalerei, für scharfe, ja erbarmungslos erfaßte Menschenköpfe, für die leuchtende Buntheit von Stilleben und sonnigen Landschaften und dann wieder für die zarteren Nuancen einer weichen Frauenhand, eines Krankenzimmer-Interieurs, eines Kinderkörpers, die man bei einem oft so vierschrötigen und berserkerhaft dreinfahrenden Menschen kaum suchen würde — künstlerische Individualitäten lassen sich eben doch nicht in Rubriken einschachteln und spotten aller Formeln.



Max Beckmann: Bildnis des Herrn H. R. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin.)

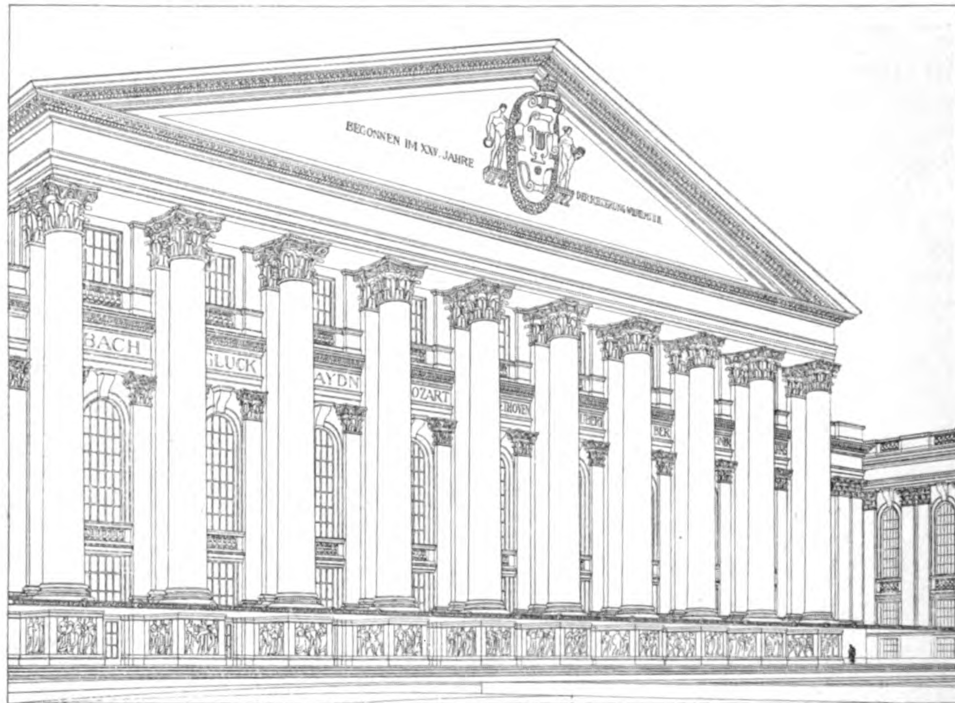
Am frohesten aber stimmte die Tatsache, daß die letzten Jahre Corinths kein Nachlassen aufweisen. Im Gegenteil, selbst der vergangene Sommer brachte nach schwerer Erkrankung nur eine neue Auffrischung und Aufhellung seiner Malerei, so daß sich der Kreis schön und immer noch hoffnungsvoll schloß. Verdrossen fragt man sich vor einem solchen Lebenswerk, wie es kommen kann, daß in Preußen der Staat und die offiziellen Instanzen der Kunstverwaltung an einem solchen Talent jahrzehntelang vorübergehen. Wer kann ein Lächeln unterdrücken, wenn er daran denkt, wieviel Mittelmäßig-



Max Beckmann: Unterhaltung. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin.)

keiten mit Titeln und Orden geschmückt werden, und dann erfährt, daß man Corinth nicht einmal als „Herr Professor" anreden darf? Wem steigt nicht die Zornesröte ins Gesicht, wenn er bedenkt, daß die Nationalgalerie es bis heute nicht für wert gefunden hat, ein Werk dieses Malers anzukaufen?

Vielleicht aber stehen wir schon am Beginn eines Umschwungs. In dem Augenblick, wo die bisher als revolutionär und „links" geltende Kunst der Sezession von neuer Jugend verdrängt zu werden droht und also nicht mehr das Banner trägt, erscheint sie sofort dem Staate „würdiger" und darf auf Berücksichtigung hoffen. Freilich, auch das geht langsam genug. Man betrachtete es schon geradezu als eine überraschende Errungenschaft, daß die Nationalgalerie bei ihren Ankäufen des letzten Jahres endlich wenigstens ein Bild von Max Slevogt erworben hat, und für eine gelungene Tat anerkennenswerter Beherztheit, daß die Ankaufskommission es wagte, eine neue Variation der glänzenden Darstellungen des Sängers d'Andrade als Don Juan, die wir von diesem Maler kennen, dem Bestande unsers modernen Museums einzufügen. Tatsächlich haben wir, wie die komplizierten Verhältnisse in Preußen einmal liegen, allen Grund, dem jungen Direktor Ludwig Justi, der auch sonst mit



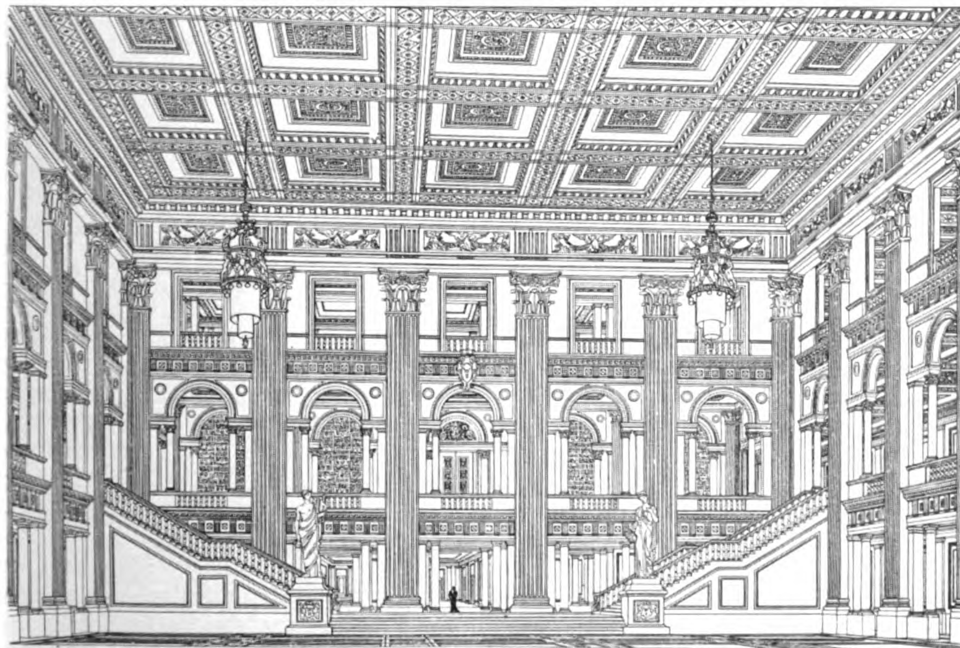
Otto March: Entwurf zum Berliner Opernhaus am Königsplatz. Perspektive des Mittelbaues.

kultiviertem Geschmack seine Ankäufe wählt und auf das Prinzip der Qualität stellt, für diese Durchbrechung des unsinnigen Antisezessionsprinzips zu danken. Vielleicht geht es nun, da einmal Bresche geschossen, auch weiter vorwärts. Dann erst wird der korinthische Tempel auf der Berliner Museumsinsel, der nach Justis ausgezeichnetem Programm gegenwärtig die längst notwendige innere Umgestaltung erfährt, in Wahrheit die „nationale Galerie" sein, die er seinem Namen nach bedeuten soll.

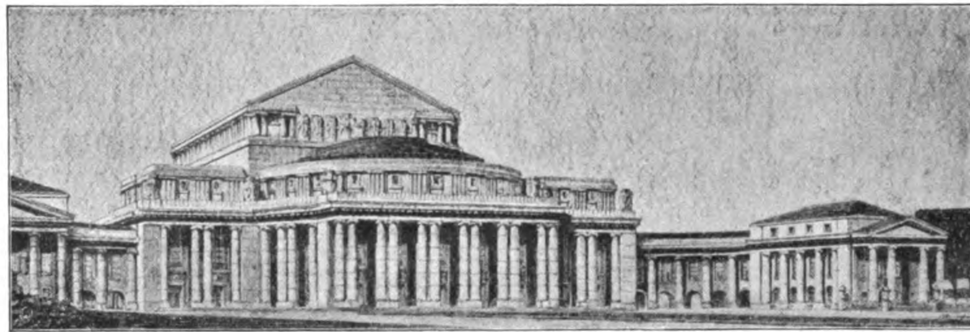
Mit ähnlichem Staunen wie der Ankauf des Slevogt wurde die Kunde vom Neubau der Deutschen Botschaft in St. Petersburg begrüßt, die — ein wahres Wunder — nicht der öden Konvention unsrer offiziellen Reichs- und Staatsarchitektur ausgeliefert, sondern einem bedeutenden Künstler von zeitgenössischen Überzeugungen anvertraut wurde. Dem verstorbenen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter darf auch dies als ein Verdienst angerechnet werden, daß er Peter Behrens zu diesem Werke berief, das nun in der Fremde nicht etwa von einer in der Luft schwebenden „Moderne", vielmehr von der charakteristischen deutschen Kunst unsrer Tage Zeugnis ablegt. Behrens hat hier nicht die zeitlose Architektur der reinen Sachlichkeit angewendet, mit der er sonst seine Triumphe feierte, und die sich eben erst in seinem großartigen Verwaltungsgebäude der Mannesmann-Werke in Düsseldorf mit glänzendem Gelingen bekundete, sondern er hat seine modernen Anschauungen mühelos und organisch mit nationalen, spezifisch norddeutsch-preußischen Überlieferungen vermischt. Sein Gebäude am Isaaksplatz zu Petersburg erhebt sich in einer strengen, doch festlichen Fassade aus finländischem Granit, deren stolze Säulengliederung und deren abgetrepptes, von einer kupfergetriebenen Gruppe geschmücktes Dach einen verjüngten Brandenburger-Tor-Stil vertritt. Die Flucht der Säle und Zimmer zeigt die Einfachheit und den Komfort moderner Innenarchitektur, verbunden mit modifizierten Anklängen an klassische Berliner Bauwerke, namentlich an Motive des reizvollen Früh-Hellenismus der Vor-Schinkelzeit, dessen gehaltene und liebenswürdige Vornehmheit sich im Prinzip mit den Tendenzen unsrer Zeit so nahe berührt. Auch der künstlerische Schmuck der Räume gibt erfreulichen Beweis für ein Schwinden gewisser Eng-

herzigkeiten in unsern Regierungskreisen. Ein graziöser Teesalon, der an seinen holzgetäfelten Wänden Zeichnungen von Künstlern der „großen preußischen Reihe" vereinigt, führt von Chodowiecki, Schadow, Franz Krüger und Menzel gerechterweise bis zu Max Liebermann, von dem das Auswärtige Amt sechs Zeichnungen erwarb. Und ein repräsentativer Saal umfaßt gar eine kleine „Tribuna" von Werken neuerer deutscher Malerei, wobei gleichfalls Namen vertreten sind, um die das offizielle Deutschland bisher einen recht komisch anmutenden Umweg machte, nämlich Gemälde von Böcklin, Max Klinger, dem Grafen Kalckreuth, Hans Thoma und Walter Leistikow, denen sich noch eine kleine Plastik von August Gaul anschließt. Also der ganze „Künstlerbund in der Nuß"! Man wird das nicht als Wundertat allzu emphatisch bejubeln, aber doch mit Vergnügen anerkennen.

Die dritte der schon genannten Berliner Ausstellungen galt dem dreißigjährigen Max Beckmann, der tatsächlich in gewissem Sinne zwischen Corinth und der neuen Jugend steht. An den älteren Meister erinnert Beckmann durch seine unverhohlene Freude an figurenreichen Kompositionen, blinkenden Fleischmassen und leidenschaftlichen Bewegungen. Aber diese Ähnlichkeit bleibt äußerlich; denn Beckmann bildet dadurch gerade einen Gegensatz zu Corinth, daß er an die impressionistische Kunst der älteren Sezessionsführer und ihrer französischen Vorbilder ein Neues knüpft: eine gesteigerte Intensität des geistigen Ausdrucks. Dies Element gibt bei ihm den Ausschlag. Seine Porträtköpfe wollen nicht nur die äußere Erscheinung, sondern das tiefste Innere der Objekte beschwören. Seine originellen „Gesellschaftsbilder", die die eigentümliche Art moderner Menschen festnageln, die bei aller Enge des Zusammenlebens einsam bleiben und weniger miteinander als aneinander vorbeireden — gerade diese früher kaum aufgesuchten Motive sind ihm außerordentlich geglückt. Seine von Gestalten wimmelnden Riesenbilder, eine Auferstehung, eine Kreuzigung, eine Amazonenschlacht und dergleichen, wollen die Ekstasen des inneren Ringens einer Künstlerseele mit Gott und Welt in bildhaften Symbolen spiegeln. Sie sind meist allzu vollgestopft mit Absichtlichkeiten des Gedankens, aber immer bewundernswert in der Bewältigung nackter Körper, gleißender Lichtströme, schreckhafter Helldunkel-Effekte. Oft wird bei Beckmann das rein Malerische, Geschmackliche von allzu stürmischen Tendenzen des Intellekts an die



Otto March: Entwurf zum Berliner Opernhaus am Königsplatz. Perspektive der Treppenhalle.



Karl Moritz: Entwurf für das Kgl. Opernhaus in Berlin.

Wand gedrückt; aber dann wieder erstaunt man über die Kraft, andrängende Empfindungen in farbigen Ausdruck zu bannen. Man soll ihn nicht als bereits reifen Meister preisen, doch als eine unsrer besten Zukunftshoffnungen. Und somit mag man es auch nicht als ein Zuviel betrachten, wenn eine Monographienreihe „Künstler unsrer Zeit", die der Berliner Verlag von Paul Cassirer herauszugeben beginnt, mit einem Bande von Hans Kaiser über Beckmann eröffnet wird.

Das stärkste Interesse des Berliner Kunstlebens war während der letzten Monate einer Architektenfrage zugewandt. Allerdings einer Aufgabe, die für das künftige Stadtbild von höchster Bedeutung ist: dem geplanten Neubau des Berliner Opernhauses. Die Kämpfe, die um dies Bauwerk nunmehr schon seit Jahren toben, sind noch lange nicht zum Abschluß gebracht. Der „dritte Wettbewerb", den die Regierung, dem Drängen der öffentlichen Meinung folgend, im vergangenen Sommer ausgeschrieben hatte — in Wahrheit war es der erste, der sich an weitere Kreise der Künstlerschaft wandte —, hat immer noch nicht einen Entwurf gezeitigt, von dem man sagen könnte: Dieser oder keiner! Immerhin waren jetzt doch wenigstens wertvolle und brauchbare Anregungen zutage getreten. Das Projekt von Otto March vor allem zeigte in großzügiger und einheitlicher Durchführung die Möglichkeit, auf dem Wege klassisch-berlinischer Tradition zu einer im Wesen doch modernen Lösung zu gelangen. Wie March hatten andre Wettbewerber einen besonderen Nachdruck auf die notwendige städtebauliche Gestaltung des Königsplatzes gelegt, an dem sich der Neubau erheben soll. Dieser weite, noch immer einigermaßen leer und öde anmutende Platz muß endlich zu einem organischen Raumgebilde umgeformt werden — das erscheint mehr und mehr als die erste Voraussetzung einer gedeihlichen Lösung der Opernhausfrage selbst. Die gewaltige Fläche, die größer ist als der Petersplatz zu Rom, durch Kolonnaden und öffentliche Bauten zu einer Einheit zusammenzuschließen, war die Grundidee von March, der zunächst dem Theaterbau nördlich und südlich einen größeren und einen kleineren Saalbau angliedern, an die Nordseite des Platzes einen Neubau des Kriegsministeriums setzen und alle diese Gebäude mit dem Reichstag auf der Ostseite zu einem System bedeutsamer Architekturen verbinden möchte. Von den übrigen fünf Künstlern, deren Entwürfe von der als Jury fungierenden Akademie des Bauwesens unter den achtundsechzig eingelieferten Projekten besonders empfohlen wurden, sind Jürgensen und Bachmann gleichfalls von einem interessanten Vorschlag zur Gestaltung des Königsplatzes ausgegangen, während R. Seel auf eine klarere Disposition des Opernhaus-Grundrisses im Inneren und Karl Moritz auf eine mehr moderne Haltung der Hauptfassade vor allem Wert legten. Daneben tauchten Vorschläge auf, die sich noch weiter von allen Anklängen an das Konventionelle entfernten, unter ihnen an erster Stelle der originelle und fesselnde Entwurf von Otto Poelzig in Breslau, der leider vom Preisgericht gar nicht beachtet worden ist.

Zugleich wurden wieder Stimmen laut, die das Krollsche Terrain überhaupt ablehnten und einen andern, dem Königlichen Schloß und dem Zentrum des Berliner Lebens näher gerückten Bauplatz verlangten. Viel Auf-

merksamkeit erregte namentlich der Gedanke von Bruno Möhring, die Oper am Schloßplatz zu errichten. Doch abgesehen von den erheblichen Terrainschwierigkeiten, die sich hier durch die Bodenbeschaffenheit des Geländes an der Spree ergeben, erscheint es zweifelhaft, ob ein Bauwerk von so eignen Ansprüchen an dieser Stelle nicht der Architektur des Schlosses gefährlich werden müßte, deren Eindruck auf der Lustgartenseite durch die zerklüftete Baumasse von Raschdorfs Dom schon heute schwer beeinträchtigt wird. Ein andres Projekt, vom Baurat Adams, dem Helfer Ihnes am Neubau der Königlichen Bibliothek, möchte das Opernhaus mit den neuen Museumsbauten in Verbindung bringen und so ein Forum der Kunst- und Wissenschaft-Bauten im Herzen des repräsentativen Berliner Viertels schaffen.

Indes so bestechend alle diese Pläne aussehen, man kommt immer wieder auf den Königsplatz zurück. Unter den gegebenen Verhältnissen, bei der rettungslosen „Verbauung" Berlins, deren sich die Vergangenheit unbekümmert um die kommende Entwicklung schuldig gemacht hat, bietet er in der Tat die besten Möglichkeiten einer freien architektonischen Entfaltung. Man hätte aus dieser Erkenntnis nun aber die Konsequenz ziehen und dem Künstler, der nach allgemeiner Überzeugung den würdigsten Entwurf eingesandt hat, die Ausführung des Ganzen anvertrauen sollen: Otto March. Leider hat jedoch ein Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 13. Februar nun doch wieder das Bauwerk in der Hauptsache dem Arbeitsministerium anvertraut, nur mit der Einschränkung, daß die Regierung „einen freien Künstler" — (welchen?) — zur Mitarbeit heranziehen soll. Was aus dieser problematischen Zusammenarbeit werden wird, ob wirklich ein solches Kompromiß das Werk erzeugen kann, das wir erwarten — wer will es wissen? Wer kann daran glauben?

Das Veilchenfest

Wer sprengt im Frühlingssonnenschein
So prächtig aus dem dunklen Tor?
Im Lockenhaar ein Kränzelein,
Sein Lachen tönt so warm ins Ohr:
Das ist Herr Otto von Österreich,
Der fröhliche Herzog von Wien.

Und rechts und links, da lacht es mit:
Des Herzogs Räte, frei von Leid,
Genießen froh den frischen Ritt;
Trägt einer wohl ein geistlich Kleid:
Das ist der Pfaffe vom Kahlenberg;
Der andre heißt Neidhart Fuchs.

Und hinterdrein das Volk von Wien,
Die Buben, Mädel, jung und alt.
Beim Singen heitrer Melodien
Zieht alles mit dem Hof zu Wald,
Das erste Veilchen suchen zu gehn
Im lieben Wiener Wald.

„O schaut's nur, wer's gefunden hat!
Ein Bub!" – Doch darf er's pflücken nicht:
Das schönste Mädchen aus der Stadt,
Sie ist es, die das Veilchen bricht, –
Von den schönen Wienerinnen
Die Lieblichste soll es sein.

Drauf schwingt sich leicht im Ringelreihn
Auf grüner Au das Wiener Blut,
Der Herzog und die Mägdelein:
Wie ist das Leben hold und gut!
Und Geigen und Flöten jauchzen daher
Durch den lustigen Wiener Wald.

Mathilde Fleischer



Friedrich von Khaynach: Heimkehr.

Von Kunst und Künstlern

„Vorfrühling" von Franz Kunz — Fünf Gemälde von Friedrich von Khaynach — Drei Bildnisse von Franz Triebsch — Doppelbildnis „Mutter und Kind" von Alice von Mengershausen — „Dame mit Kind" von Georg Schuster-Woldan — „Eva" von Max Liebermann — „Nach dem Gottesdienst" von Hans Bremer — „Im Klosterfrieden" von Paul Lumnitzer — „Die alte Waschfrau", Radierung von Rudolf Steinhausen — „Sünderin" von Reinhold Boeltzig — „Grablegung" von Hans Sertl

Frühlingsbilder — schon jetzt? „Es ist erst März, und März ist noch nicht Mai", warnt Theodor Fontane, um alsbald fortzufahren: „Es wagt's der alte Apfelbaum, Herze, wag's auch du!" Außerdem stellen wir an die Spitze dieses Heftes mit Betonung der Erwartung des erst noch im Werden begriffenen ein Vorfrühlingsbild, und zwar in der duftig verschleierten Technik des Pastells, die der ahnungsvollen Verhülltheit besonders gut taugt. Verse von Paul Heyse, wundervolle Verse ersten zagen Hoffens einer bangen Seele gehen uns dabei durch den Sinn:

Stürme brausten über Nacht,
Und die kahlen Wipfel troffen,
Frühe war mein Herz erwacht,
Schüchtern zwischen Furcht und Hoffen.

Horch, ein trautgeschwätz'ger Ton
Dringt zu mir vom Wald hernieder.
Nisten in den Zweigen schon
Die geliebten Amseln wieder?

Dort am Weg der weiße Streif —
Zweifelnd frag' ich mein Gemüte:
Ist's ein später Winterreif
Oder erste Schlehenblüte?

Franz Kunz, der Maler dieses Bildes, kam erst spät zur höheren Kunst. 1874 in Chemnitz geboren, ging er in den neunziger Jahren zunächst durch die Kunstgewerbeschule, bevor er unter Hackl und Zügel die Akademie in München besuchen konnte. Dann folgte ein längerer Aufenthalt in Florenz und Düsseldorf und endlich noch eine mehrjährige Studienzeit in einem der Meisterateliers für Landschaftsmalerei in Dresden unter den Professoren Preller und Bracht, wo jedoch schon neben den Studien- allerlei selbständige Arbeiten entstanden. Tieferen Einfluß auf seine Entwicklung schreibt Kunz seinem fast alljährlichen Studienaufenthalt in Creußen in Oberfranken zu, woher denn auch die meisten Motive seiner Bilder stammen und wo er seine eigentliche „künstlerische Heimat" sieht. Aber auch die Gegend um Pyrmont ist ihm lieb geworden, schon weil sie ihm die Anregung zu den Aquarellen und Pastellen gab, mit denen er bald so hübsche Erfolge erzielte. Auch unser „Vorfrühling" ist dort entstanden, und wer den freundlichen Badeort im Emmertal am Fuße des Bomberges kennt, wird keine große Mühe haben, den Platz zu bestimmen, wo der Künstler seine Staffelei aufgestellt hatte.

Wenn wir in diesem Hefte gleich mehrere Bilder von Khaynach zeigen, so geschieht das unserm schon öfter bekundeten Bestreben zuliebe, auch aus dem abseits von der großen Straße der Mode und des Erfolges blühenden Kunstschaffen hin und wieder charakteristische Proben zu geben. Khaynach, ein außerordentlich fleißiger Künstler, hat viele Bilder gemalt, aber sie alle, mögen ihnen auch zahlreiche Studien in jedem Material nach der Natur zugrunde liegen, sind durchaus Produkte der Phantasie, des inneren Gesichts und immer „auswendig" gemalt. Wie Marées, wie Hildebrand und Artur Volkmann zieht dieser Maler das Typische und Allgemeingültige dem Individuellen vor. Natürlich schlummert hinter dieser Vorliebe für das Großzügige die Sehnsucht, einmal zu Wandmalereien größeren Stils angeregt zu werden, denn das Tafelbild ist nur ein karger Notbehelf für solches

Wollen. Leider ist diese Sehnsucht bisher noch nicht in Erfüllung gegangen. Aber das, was solche Wandbilder großen Formats und Stils vor allem haben müssen: Komposition, starke Linienführung und wohlüberlegte Raumeinteilung, das findet man auch in den Khaynachschen Staffeleibildern, und diese Eigenschaften stören keineswegs den reinen Ausdruck der malerischen Stimmung und Empfindung.

Friedrich Freiherr von Khaynach ist am 10. Dezember 1867 zu Hamm in Westfalen geboren und hat seine Gymnasialzeit in Münster, später in Goslar am Harz verbracht. Hier gewann er sich die Freundschaft des Malers O. H. Engel, und dieser noch heute dauernde Freundschaftsbund war es wohl, der in dem Wettstreite seiner Neigungen für Literatur und bildende Kunst einstweilen der Malerei den Vorrang verschaffte. So entschloß sich Khaynach nach dem frühen Tode der Eltern zunächst die Akademie in Düsseldorf, später die in Berlin zu beziehen. Dann folgte ein Aufenthalt in München, wo die Literatur wieder energischer ihre Rechte durchsetzte: mehrere lyrische, polemische und satirische Werke aus jener Zeit legen davon Zeugnis ab. Nach längerem Wandern in den Alpen schlug Khaynach sein Zelt in Rom auf. Viele wunderbar schöne Jahre dankt er dieser Stadt, die ihm geradezu eine zweite Heimat wurde. Besonders aus dem Marées-Kreise empfing er, in seinen Neigungen immer noch schwankend, wertvolle und entscheidende Anregungen. Der Meister selbst war zwar schon einige Jahre vorher gestorben (1887), aber sein Andenken und Erbe lebte weiter, von keinem treuer gehütet als von Artur Volkmann, dem Bildhauer und Maler. Ferner schafften damals in Rom Tuaillon, Greiner, Ludwig von Hofmann, der Musiker und Philosoph Rudolf J. Pichler, und alljährlich erschien, wenn die Fremden das Feld geräumt hatten und es in Rom „mollig" wurde, so von Mitte Mai bis Ende Juni, Otto Erich Hartleben und brachte die frischeste Berliner Luft mit. Dann entfesselte sich bald ein echtes Künstler- und Bohêmeleben, der römische Wein wurde nicht geschont, und auch Amor und Venus fanden mancherlei zu tun. In solchem Milieu, gleichsam unter dem Evoë munterer Thyrsusschwinger, hat Khaynach denn auch Otto Erich gemalt, als antiken Schlemmer, die nackte Brust vom losen Purpurmantel umgeben, den Efeukranz im lockigen Haar — ein halb feierliches, halb übermütiges Denkmal jener ungebundenen, so vielfach und so lebhaft angeregten Zeit, die Rom wie eine Insel im Ozean betrachtete und sich nicht viel um die „Welt da draußen wo" kümmerte. Dann starb Hartleben



Phot. Hermann Boll, Berlin.

Franz Triebsch: Mein Töchterchen Erika.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Hans Sertl: Grablegung (Steinrelief).

(1905), andre kehrten in die nordische Heimat zurück, Khaynach selbst siedelte nach München über.

Dort mußte er nun freilich bald die Erfahrung machen, daß er inzwischen ein unzeitgemäßer Mensch geworden war und daß seine auf den Stil ausgehenden Bestrebungen bei den herrschenden Richtungen wenig Anklang oder Entgegenkommen fanden. Mochte es auch an Freunden nicht fehlen, so lebte er doch einige recht unerfreuliche Jahre dahin in völliger Isolierung. Er ließ trotzdem nicht nach, eifrig zu schaffen, und besonders das Isartal bot ihm reichlichen Stoff für Landschaftsbilder. Glücklicher gestaltete sich sein Leben, als er nach Berlin übersiedelte, obgleich auch hier Widersacher und Fehlschläge nicht ausblieben, wie denn ein Künstler, der weder zur Schablone der Akademie noch zu dem Programm der „modernen" Richtungen, Naturalismus oder Impressionismus, schwören mag, wohl stets einen einsamen mühseligen Weg zu gehen hat. Da besann sich nun Khaynach wieder auf einen Kameraden, den er längere Zeit vernachlässigt hatte, dem er aber nie ganz untreu geworden war, auf seine literarische Feder nämlich. Er wurde Kunstkritiker der „Kreuzzeitung" und Mitarbeiter auch andrer Blätter. Ältere Leser erinnern sich wohl, daß er es war, der vor Jahren für die „Monatshefte" den Aufsatz über Otto H. Engel schrieb, worin so mancher intimere Zug festgehalten ist, wie ihn nur der Freund dem Freunde offenbaren konnte.

Unsre Bilder kennzeichnen die verschiedenen Perioden der Khaynachschen Malerei: die „Heimkehr" und das „Kloster" wurden noch in Rom gemalt; in München entstanden die „Hirtin" und die „Römische Osteria", in Berlin endlich vor ein paar Jahren der „Pfau".

Die drei Bildnisse von Franz Triebsch (geb. 1870) machen den Leser mit einem Berliner Porträtisten bekannt, der aus Prof. Max Koners Schule kommt und von diesem so ungemein fruchtbaren, erfolgreichen und glühend verehrten Lehrer das Streben gelernt hat, den sprechendsten, aber zugleich auch einfachsten Ausdruck für eine Persönlichkeit zu finden. Und noch etwas darf man diesen Bildnissen nachrühmen: Takt und sicheren Geschmack, wodurch sie ohne weiteres vor jenen Übertreibungen geschützt sind, die manchmal gerade den glänzendsten Charakteristikern gefährlich werden. Hütet euch vor der Pose! war die Mahnung, die Koners Schüler am häufigsten zu hören bekamen. Nicht alle haben diese Warnung beherzigt; Triebsch hält sich, wie Koner selbst es tat, streng in den Grenzen schlichter Natürlichkeit, auch da, wo es gilt, ein „repräsentatives" Bildnis zu schaffen. Vielleicht kommt es daher, daß ihm elegante Damenbildnisse, wie wir in der Freifrau von E.



Phot. R. Lißner, Berlin.

Reinhold Boeltzig: Sünderin.
(Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin-Steglitz.)

eins zeigen, ebenso gut gelingen wie Kinderporträte, bei denen es so sehr auf ungezwungene Haltung und natürliches Kolorit ankommt.

Von Alice von Mengershausen, der Celler Malerin, haben wir schon vor einiger Zeit (Juni 1912) ein Knabenbildnis und eine Rodlerin gezeigt; jetzt lassen wir ein Doppelbildnis „Mutter und Kind" folgen. Ihre Stärke liegt nun mal im Frauen- und Kinderbildnis, dank der Schmiegsamkeit ihrer Begabung und der natürlichen Liebenswürdigkeit ihrer Auffassung. Ihre Technik hat nichts vom Modernen, aber auch ohne dies weiß sie das Intime in einer Haltung, einem Antlitz, einem Gesichtsausdruck zu finden und es in lebensvoller Frische festzuhalten. Wie Triebsch bei Max Koner, so hat Fräulein von Mengershausen bei dessen Gattin, der bekannten Berliner Porträtmalerin Sophie Koner, den letzten Stein in ihrer künstlerischen Ausbildung gelegt. Vorher studierte sie in Berlin bei W. Beckmann, Ernst Hausmann und G. L. Meyn, später in Düsseldorf bei Walter Petersen und Willy Spatz, denen allen sie viel verdankt, wenn sie es auch nicht für überflüssig hielt, in Paris bei Blanche und Simon den Pariser Geschmack zu studieren und von der freien leichten Auffassung der Franzosen im Bildnisfach zu lernen.

Georg Schuster-Woldans Doppelbildnis einer „Dame mit Kind" bedarf in seiner feinen Kultur der Raumverteilung, Gruppierung und Tönung keines weiteren Kommentars, hat hier doch vor kurzem Ernst Warburg in einem reich illustrierten Aufsatz über diesen Münchner Porträtmaler eingehend und mit viel Liebe geschrieben.

Von Max Liebermann bringen wir ein älteres Gemälde, das auch vielen Liebermann-Kennern noch unbekannt sein wird: das mit köstlicher Realistik gemalte holländische Mädchen von 1883, das mit dem angebissenen Apfel in der Hand so düster und schicksalsschwer dasteht, als suche sie nach dem Opfer, dem sie das Gemüse der Versuchung anbieten solle. „O Gott, geb' du einem jeden, daß ihm sein' Eva werd'!" heißt es in Johann Fischarts „Philosophischem Ehezuchtbüchlein". Diese „Eva" hier mag aber außerdem daran erinnern, welch behaglicher Humorist (oder versteckter Satiriker?) dieser Künstler sein kann, den man für gewöhnlich nur als den Maler schlechthin, den großen Könner des Impressionismus und der Freilichtmalerei zu würdigen geneigt ist.

Der Berliner Hans Bremer, ein Schüler Kallmorgens, von dem wir den „Gottesdienst" zeigen, ist den Lesern kein Unbekannter mehr. Im Dezember 1910 haben wir seine „Alten Leute" gebracht, ein Bild voller Ruhe und Feiertagsempfinden. Dies neue in Mattkunstdruck wiedergegebene Bild ist mit jenem in der Stimmung verwandt, wenn es sich auch, statt aus der Westpriegnitz, sein Motiv aus Hessen geholt hat, jener mittlerweile klassisch gewordenen Landschaft zwischen Vogelsberg und Schwalm, die seit den Tagen des alten Knaus so viele Pinsel und Paletten freigebig gespeist hat. Besser noch als in jenem früheren Interieurbilde, auf dem Bremer übrigens zum erstenmal Figuren malte, ist es ihm hier gelungen, die durch den Raum webende feierlich gesammelte Stimmung des festlichen Ruhetages zu treffen. O ja, es ist ein wahres kleines Malerparadies, jenes Dörfchen, dessen Namen die dort eingewohnten Künstler eifersüchtig verschweigen. Welch prächtige Charakterköpfe gibt es dort noch, wo die Männer noch langes Haar tragen, „Polkahaare", wie sie's nennen. „Herrlich malt es sich oben in dem kühlen Kirchel," schreibt uns Bremer, „das unbenutzt auf einem Bergkessel liegt. Man konnte auch mal ein Stündlein im Grase liegen und träumen und die Wolken ziehen sehen. Oder einmal die alten prächtigen Grabsteine aus dem achtzehnten Jahrhundert zu entziffern versuchen. Kurz, es war ein prächtiges Atelier mit Garten. Nur wenn eins von den vielen, vielen Gewittern den ganzen Tag am Himmel herumkroch, dann war's dunkel zum Verzagen in der Kirche, und die Modelle schliefen in der Schwüle."

Zum erstenmal veröffentlichen wir ein Blatt von Paul Lumnitzer, den in Doppeltondruck wiedergegebenen „Klosterfrieden". Hier lernen wir einen Maler kennen, der erst auf weiten Umwegen zu der Kunst gelangt ist. Das ererbte und schon in frühen Kinderjahren sich verratende Talent sollte lange Zeit jede planmäßige Ausbildung entbehren. Den langen Weg durchs Gymnasium und Theologiestudium hatte Lumnitzer zu gehen, durch manche schmerzliche Zweifel und Bitternisse mußte er hindurch, bevor er nach zehnjährigem Ringen die alten Häute abstreifte und zur „Unschuld der heidnischen Natur" zurückkehrte. „Und damit zugleich", schreibt uns der Künstler, „festigte sich meine Schätzung des Selbsterlebten, erwachte wie ein neuer Frühling meine Freude am Echten, Wirklichen, meine Liebe zur Natur." So innerlich vorbereitet, verzichtete er auf seine Pfründe, als ihm durch den Tod seiner jungen Frau der sichere Erwerb keine Pflicht mehr war, und vertauschte den Chorrock mit dem Malkittel. Gussows Zuspruch, es gehöre etwas Leichtsinn zum Künstler, hat ihn damals sehr ermutigt — denn er war mittellos —, während Uhde, der ihm während seines Aufenthalts in München ein liebenswürdiger Mentor war, seine Lage bedenklicher betrachtete: es sei nicht abzusehen, meinte er, wann ein Talent auf dem Kunstmarkt zu Erfolg gelange. Dennoch war gerade Uhdes Anerkennung für den gewesenen Theologen der entscheidende Beweggrund, den Schritt ins Ungewisse zu wagen. Dabei verzichtete er auf des Meisters Rat zu-

nächst auf jeden Lehrmeister und vertraute mutig der eignen Kraft und Begabung. So arbeitete Lumnitzer denn in den ersten Jahren ausschließlich vor der Natur, bis er sich über seine Ziele klar geworden war und dann nach Rücksprache mit Leistikow für einige Zeit bei Corinth Akt studierte. Dann folgten die Wanderjahre, die ihn auf eifrigen Studienreisen nicht nur durch deutsche Lande, sondern auch nach Paris und Italien führten. „Aber", fährt der Maler in seinen Aufzeichnungen fort, „so viel ich dem Aufenthalt in Paris und der Bekanntschaft mit seinen reichen Kunstschätzen auch danke, wie große Eindrücke ich von Italiens Architektur und vornehmlich seiner Plastik auch mitbrachte, die Seele der italienischen Landschaft mit dem ewig blauen Himmel ist mir nicht aufgegangen — meine Sehnsucht blieb der verträumte Horizont der deutschen Heimat, ihre Felder und Wälder, ihre Bäche und Seen, ihre Größe in der Heide, ihr stiller Ernst im Moor." Seit einigen Jahren hat sich Lumnitzer nun nach Rothenburg o. d. Tauber zurückgezogen. Künstlerischen Genossenschaften gehört er nicht an, außer dem Kreis seiner Landsleute, dem Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen. Auch den großen Ausstellungen ist er bisher mit Absicht ferngeblieben, wenn er auch von Zeit zu Zeit mit einer kleineren oder größeren Sammlung seiner Arbeiten gesondert vor die Öffentlichkeit getreten ist. Bald, im Sommer, gedenken wir eins seiner Gemälde in farbiger Wiedergabe zu zeigen, um ihm auch als Koloristen gerecht zu werden.

Rudolf Steinhausen, dem wir die Radierung „**Die alte Waschfrau**" verdanken, ist ein Sohn des bekannten Schriftstellers Heinrich Steinhausen, des Verfassers der „Irmela" und mancher stimmungsfeinen Novelle, ein Neffe des Frankfurter Malers Wilhelm Steinhausen, dessen altmeisterliche gemütstiefe Kunst schon so mancher Kunstmode siegreich standgehalten hat. Gut und schön, dünkt uns, verträgt sich des jungen Steinhausen Art mit diesem genius familiaris. Auf dem flachen Lande Westhavellands groß geworden (geb. 1883), hat er von früh auf das ländliche Leben mit seiner Schlichtheit, aber auch mit seiner Unmittelbarkeit und Frische der Anschauung Einfluß auf seine Kunst gewinnen lassen. Dort ist ihm gewiß auch diese alte Waschfrau begegnet, die in dem natürlichen Stil ihrer Erscheinung und Haltung fast etwas von Vornehmheit hat — was uns verwundern könnte, wenn wir nicht von Chamisso her schon wüßten, daß Waschfrauen erklärte Lieblinge der Kunst sind. Den frühzeitig erwachenden Künstlerneigungen Steinhausens wurden im Vaterhause keine Steine in den Weg gelegt. Schon als Siebzehnjähriger ging er im Berliner Kunstgewerbemuseum, später in der Kunstakademie seinen Studien nach. Professor Hans Meyer, der bedeutende Kupferstecher und noch verdientere Lehrer, wurde sein Meister, dem er um so dankbarer ist, als ein körperliches Leiden des Schülers besonders viel Geduld und Mühe von ihm forderte. Neben der Radierung pflegt Steinhausen neuerdings auch die Öl- und Aquarellmalerei, und auf der nächsten Großen Kunstausstellung in Berlin hofft er allerlei davon zeigen zu können.

Endlich noch zwei Plastiken. Zunächst die „**Sünderin**" von **Reinhold Boeltzig** (geb. 1863), dem Berliner Bildhauer, der, wenn nicht aus andern Arbeiten, jedem durch die lebensgroße Reifenspielerin bekannt sein wird, die in Leipzig vor dem Städtischen Museum am Augustusplatz steht. Kaum weniger bekannt geworden ist seine Bronze-Brunnengruppe „Eine Frage" in der Galerie Lippert zu Hamburg, ein Werk, das durch mehrere Medaillen ausgezeichnet ist, und von dem Wiederholungen in Marmor oder Bronze zahlreich in Privatbesitz übergegangen sind. Einen Staatsauftrag führte Boeltzig 1906 für die Ritterakademie in Brandenburg aus: Marmorbüsten Friedrich Eberhard von Rochows und des Freiherrn von Zedlitz-Leipe. 1908 trat in Berlin zuerst die „Sünderin" an die Öffentlichkeit, zusammen mit der „Früchtesammlerin", zwei Jahre später das „Erwachen", eine lebensgroße liegende Frauengestalt. Neuerdings ist eine Kolossalgruppe mit zehn überlebensgroßen Figuren entstanden. Die „Sünderin" ist wohl die ausdrucksvollste aller bisherigen Schöpfungen Boeltzigs. Ohne jede Pose in der Bewegung, in größter Schlichtheit der Formengebung, drückt diese an den Pranger gekettete Gestalt den Trotz und Stolz eines Wesens aus, das in Liebe „sündigte" und das sich nun verurteilt sieht, während der Verführer vielleicht zu gleicher Zeit alle nur erdenkliche öffentliche Ehre genießt. In Scham ist das Auge gesenkt, der Kopf seitlich geneigt, und doch sagt der Ausdruck dieses Mundes: Ihr Ankläger und Verhöhner, ihr seid wie der andre und die andern alle, die meiner begehrten, schlimmer vielleicht als ich, die ich schwach war aus Liebe...

Hans Sertls „**Grablegung**", die hier im Text wiedergegeben wird, mag die Erinnerung an den aus der Oberpfalz stammenden Münchner Holzbildhauer erneuern, von dem wir im Weihnachtsheft 1911 eine Holzplastik „Madonna mit Kind" zeigen konnten. Die natürliche, innige Empfindung, die jenem Werke eigen, begegnet uns auch in diesem Steinrelief, das einen vielbeachteten Schmuck der letzten Münchner Glaspalast-Ausstellung bildete. F. D.

Literarische Rundschau

Jakob Wassermann: „Der Mann von vierzig Jahren“ — Karl Hans Strobl: „Der brennende Berg“; „Das Frauenhaus von Brescia“; „Die Streiche der schlimmen Paulette“; „Die knöcherne Hand und andres“ — Jakob Boßhart: „Erdschollen“ — Leo Greiner: „Altdeutsche Novellen“ — Dr. H. H. Houben: „Jungdeutscher Sturm und Drang“ — Gutzkows „Zauberer von Rom“ — M. von Dorst: „Die glücklichen Bekenntnisse einer Frau“ — Erwin von Heemskerk: Wege vom Endlichen zum Unendlichen — Kurd von Schlözers Römische Briefe — Franz Castelli: „Aus dem Leben eines Wiener Phäaken“ — Historisch-literarische Erinnerungen von Ado Trabert — Ludwig von Przibram: „Erinnerungen eines alten Österreichers“ — Literarische Notizen: Shakespeares „Sturm“, illustriert von Edmund Dulac — Hans Kaiser: Max Beckmann — „Im Balkankrieg“ von Colin Roß

Schon in „Erwin Reiners Masken“, Jakob Wassermanns vorletztem Roman, ließ sich bemerken, daß er Miene machte, sein Lieblingsthema, die einseitig romantische Glorifizierung des selbstsüchtigen, raffinierten Individualitätsstrebens, langsam fallen zu lassen oder es doch zugunsten der menschlichen Gemeinschaft, der Gesellschaft, des Staates einer Revision zu unterziehen. Was damals nur von außen an den Helden herantrat, in Gestalt eines Briefes, wenn ich mich recht erinnere, in dem Erwins Vater sein bürgerliches Unbehagen an dem überkultivierten Egoismus des verwöhnten und verweichlichten Genüßlings ausdrückt, das zeigt sich jetzt in Wassermanns neuestem Roman, dem „Mann von vierzig Jahren“ (Berlin, S. Fischer), als ein wichtiges, ja sogar als das ausschlaggebende, die innere Umwandlung des Helden entscheidende Moment in die Geschichte seiner Entwicklung selbst aufgenommen. Anfangs fühlt man sich durch den Herrn Sylvester von Erfft und Dudsloch, der als Vierziger plötzlich ein behagliches, wohlbefestigtes Dasein, eine helläugige, starkherzige Frau und ein schönes vielversprechendes Kind verläßt, um draußen in der bunten, ungewissen Welt fessellos, als wär' er ein Junggeselle, seinem fiebernden Erlebnis- und erotischen Abenteuerdrang nachzugehen, wohl ein wenig an den Wiener Ästheten, Lebenskünstler, Genußmenschen und Herzensbrecher erinnert. Bald aber gewahrt man, daß dieses Mannes Schicksal härter angepackt und tiefer erschüttert werden soll. Was Sylvester mit Rahel, der kaum dem Kindesalter entwachsenen melancholischen Jüdin, und andern weiblichen Begegnungen in Paris und London erlebt, geht kaum über die naiven Frivolitäten eines Lebemannes vom üblichen „größeren Format“ hinaus, und auch in seiner Seele regen sie nichts Tieferes auf als die unbekümmerten Eitelkeiten eines Mannes, der zu seinem koketten Erstaunen spürt, daß der Strauch noch einmal blühen will, daß er noch erobern, aber auch geben und beglücken kann. Bezeichnend für diese sich selber mit schönen Phrasen drapierende Selbstbelügung und Unnatur ist das Wort in einem seiner Briefe an Agathe, seine verlassene Frau: „Rätst du mir, sie zu verführen?“ fragt er, fragt er sie alles Ernstes, nachdem er ihr von seinen lüsternen Tändeleien mit Rahel umständlich berichtet hat!

Doch, wie gesagt, dies alles sind nur Plänkeleien im Vorgelände seines Schicksals. Sein Kampf und seine innere Prüfung beginnen mit der Leidenschaft zu der schönen Sängerin Gabriele Tannhauser; hier geht es um den ganzen Menschen, um Gewinn oder Verlust des Letzten. Er ist entschlossen, alles zu opfern, um alles zu gewinnen. Doch nun steht die Größe, Stärke und Heiligkeit der Ehe als eine Macht, die ihre Wurzeln im Urgestein der Menschheit hat, von zwei Seiten zugleich gegen ihn auf. Er selbst findet bei seiner Heimkehr, die nur geschieht, um die Bande zwischen ihm und Agathe vollends zu lösen, sein Kind am Rande des Todes und seine Frau, von aller Kleinlichkeit, aller Selbstsucht befreit, in ihrer geläuterten und erstarkten Sittlichkeit so hoch über ihn hinausgewachsen, daß aus dem Wollenden und Fordernden ein Sichbeugender und Gehorchender wird, dem das entscheidende Wort nicht über die Lippen will. Und auch die Sängerin, die er ganz so wie sich selber in Glut und in begehrende, alles verachtende Leidenschaft getaucht glaubte, läßt sich von ihrer Achtung vor der Unzerstörbarkeit der Ehe und von dem natürlichen Edelmut ihres Herzens in die Resignation drängen: sie verlobt sich mit einem andern und gibt ihm so die ganze blasse, hohle Nichtigkeit seiner Anstrengungen zu fühlen.

Die Rettung oder wenigstens der Fingerzeig, wo sie zu finden, kommt ihm schließlich von seiner Frau. Sie zeigt ihm den Weg zur Tat, zu der mannhaften, einem großen Ganzen, einer erhabenen, sittlichen Idee untertänigen Tat, die allein sein inneres Chaos lichten und seine seelische Verwüstung heilen kann. Die Geschichte spielt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und wir stehen, als die Entwicklung so weit gediehen, an der Schwelle des Jahres 70. So begibt sich das, was den Liebhabern der Wassermannschen Muse und ihr selber vor kurzem noch unerhört und unglaublich erschienen wäre: Sylvester von Erfft zieht freiwillig in den Krieg gegen Frankreich und kämpft Mann gegen Mann in dem furchtbaren Nahgefecht von Bazeilles, wo er von seinem vollendeten Gegenbilde, dem landesverwiesenen Achim Ursanner, dem „Deutschesten der Deutschen“, der einer selbstlosen Idee zuliebe sogar, wenn auch mit blutender Seele, gegen sein eignes Volk marschiert, einen gefährlichen Schuß erhält. Im Schlosse Dorival von den Händen seiner Frau gesundgepflegt, genest er

wie von seiner Wunde zugleich auch von seinem bösen Lebensfieber, um hinfort nicht bloß zu sein, sondern auch zu wirken. „Und was an unfrohen Trieben keimte und wucherte, wurde durch die vielfältige Mühsal des Tages um so leichter beschwichtigt, als ja ein Mann von vierzig Jahren, wenn die Lebensuhr nicht stillsteht, mit der Zeit ein Mann von fünfzig Jahren wird ...“

Romantik und Wirklichkeitskunst, die eine im üppigen Besitz all ihrer verführerischen Mittel, die andre noch tastend und manchmal unklar brodelnd, grüßen sich in diesem Werke und zeigen den Erzähler und Gestalter Wassermann auf dem Wege zu neuen, verheißungsvollen Zielen. Auch hier noch ist das Gleichgewicht einer künstlerischen Objektivität nicht gewonnen: allzu hingegeben, selber bezaubert und fasziniert, verweilt der Dichter bei den schwelgerisch-sinnlichen Partien dieser Mannesentwicklung — aber die Waffe, solche Irrgänge, Verlorenheiten und Betäubungen zu heilen, ist jetzt fester in seine Hand gegeben denn je.

Jung-Österreich hat viele feine, leise und lyrisch zarte Prosadichter — aber es hat eigentlich nur einen herzhaften Erzähler, der mit kräftiger Hand seine epischen Stoffe anpackt, und das ist der Mähre Karl Hans Strobl. Die andern alle spielen con sordino; er schlägt voll an und läßt voll ausklingen. Aber was ihn von den andern unterscheidet, liegt vielleicht schon vor der Technik, nämlich in der Kühnheit, um nicht zu sagen: Verwegenheit seiner Stoffwahl. Er ist ein Freund seltsamer Begebenheiten, und jeder seiner Romane hat vor allem andern das, was für gewöhnlich mehr das Kennzeichen einer guten Novelle ist: das neue, scharf silhouettierte Antlitz des epischen Geschehens, das sich uns einprägt und in seinen Umrissen noch vor uns steht, wenn das Wie der Behandlung, das Artistische der literarischen Mache längst verklungen ist. Ich denke an den „Brennenden Berg“ (Berlin-Ch., Vita), den Roman der deutsch-österreichischen Nationalitätenkonflikte, der für seinen an Ibsens „Volksfeind“ erinnernden Gegensatz der Parteien in der heißen Quelle und dem brennenden Bergwerk so eindringliche Symbole findet, oder an sein „Frauenhaus von Brescia“ (Berlin-Ch., Vita), diese heikle Geschichte aus dem Mittelalter, die mit den sonst geheiligten historischen Romanfiguren recht respektlos und sans façon umgeht, gegen die aber auch ohnedies ein übrigens ganz und gar nicht prüder Leser seine moralischen Bedenken haben mag. Wie deutlich bleibt da noch über ganze Dutzende von Büchern hinweg die „Anekdote“ in uns haften, die den Angelpunkt des Ganzen abgibt: wie die Gemahlin des Königs Heinrich samt ihrem Gefolge von den Brescianern gefangengenommen wird und zur Schmach und Schande des verhaßten Feindes zu den Dirnen ins Frauenhaus gesteckt werden soll, wie dann aber eine junge Hofdame die Rolle der Königin spielt und Leib und Leben opfert, die erlauchte Trägerin der Krone vor der Schmach zu bewahren. Andre würden versucht haben, sich vor den Gefahren solches Stoffes durch üppiges Arabeskenwerk, zierliche Verschnörkelungen oder psychologische Finessen zu retten; Strobl dagegen sucht und findet sein Heil in der Schlichtheit und Sachlichkeit, mit der er ihm zu Leibe geht, entschlossen, zunächst einmal eine „Geschichte“ zu erzählen. Zu bedauern bleibt freilich, daß diese Geschichte im Umfang über ihr natürliches Maß beträchtlich hinausgewachsen ist.

Oder man vergegenwärtigt sich „Die Streiche der schlimmen Paulette“ (Berlin, Ullstein), und Napoleons skurril-gravitätische Hofhaltung auf Elba steht vor uns, in deren Langeweile die gaminhafte Quecksilbernheit der ebenso leichtsinnigen wie schönen und verführerischen Pauline Borghese ihre Raketen wirft. Man denkt ein wenig an Bernard Shaw, wenn man den entthronten Weltbezwinger in eine so operettenhafte Handlung verstrickt sieht; während es sich der irische Spötter aber daran genug sein ließe, dem Heroen seine Schnitzel zu kräuseln, bringt der Österreicher einen kräftigen, handfesten Roman zustande und mit dem Roman sogar die höchst gesunde Heilung des Opfers, das sich Paulette für den schlimmsten ihrer Streiche auserseben hat: Thomas von Kienast aus Prag, ein scheinbar unverbesserlicher Schwärmer, der dem „großen Korsen“ aus purem Enthusiasmus auf die italienische Felseninsel nachgereist ist, und der von dem Kobold am tiefsten ins Herz getroffen wird, gerät zunächst freilich völlig aus dem Häuschen, als die Unwiderstehliche anfängt mit ihm zu kokettieren, dann aber, als seine schönen Illusionen ausgeplündert sind, genest er bald so gründlich, daß er Heroenkultus Heroenkultus sein läßt und sich in einer lieben Eingeborenen, der braven Tochter eines braven Advokaten, die Gefährtin seines Lebens kürt. Dieser erfreuliche Ausgang kommt am Ende auch der schlimmen Paulette mit zugute, hat sie sich doch schließlich nur als ein Teil jener mephistophelischen Kraft bewährt, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Und auch hier geht Strobl so herzhaft, unverzagt ins Zeug, daß man ihm und seiner derben Schelmerei selbst da nicht böse sein kann, wo sie beide einmal über die Schnur hauen.

Vollends in seinem eigensten Element aber ist dieser starke Erfinder in seinem Novellenbuch „Die knöcherne Hand und andres“ (München, Georg Müller). Freilich, die literarische Traditionslinie, auf der er sich hier bewegt, läßt sich leicht bestimmen: vor ihm sind ähnliche Wege phantastischer Erfindung und gruselig-realistischer Ausgestaltung Poe, unser E. T. A. Hoffmann und neuerdings der kecke Hans Heinz Ewers gegangen, aber er spinnt doch auch hier sein eignes Garn, wenn er zunächst ganz von Geläufigem



Georg Schuster-Woldan: Doppelbildnis einer Dame mit Kind.

und Alltäglichem ausgeht, um dann tiefer und tiefer ins Mystische hineinzuführen und uns plötzlich, ohne daß wir Zeit und Atem finden, uns dagegen zu sträuben, ins Bodenlose fallen zu lassen. Auch hier ist es die zuversichtliche Naivität, mit der er siegt, das Vertrauen, das er aus einem wahrhaft wirklichkeitsfrohen Herzen den Dingen und Geschehnissen entgegenbringt, und die Kunst einer bis zum Grauen und Schaudern gesteigerten Verlebendigung, die uns unwiderstehlich mit fortreißt. Was aber ist dabei gar so Künstlerisches? Nun, zum mindesten immer die Distanz, die Strobl zwischen Subjekt und Objekt mit sicherer Hand aufrechtzuerhalten weiß, und die daraus fließende wohlige Beruhigung oder überlegene Genugtuung, daß dies alles nur Gebilde einer die Wirklichkeit überfliegenden Phantasie sind.

Auch Jakob Boßhart, der Schweizer, hat wieder Novellen gesammelt und ihnen einen für seine Art und Stoffe äußerst prägnanten Namen gegeben: „Erdschollen" (Leipzig, H. Haessel). Denn es sind erdhafte Stoffe, die Boßhart bevorzugt, und erdhaft ist die Form, die er ihnen gibt. „Bäuerisch" zu sagen, würde falsch sein; dafür hat dieser Dichter zuviel bewußten Künstler- und zielsicheren, geschmackvoll auswählenden Gestaltungswillen. Es gibt unter den Schweizer Erzählern der Gegenwart andre, die mit reicherer Phantasie und noch stärkerer Ursprünglichkeit gesegnet sind als er, aber schwerlich einen zweiten, der sich so sicher in der Gewalt hat wie dieser Züricher Philologe, der mit seinen Gedanken so gute Zucht zu halten und mit seinen künstlerischen Mitteln so solide Wirtschaft zu führen weiß. Auch einen spröden Stoff versteht er von innen her, ohne schmückende Zutaten oder aufgesetzte Lichter, so zum Quellen und Treiben zu bringen, daß der Leser sich bald wie mit unzerreißbaren Fäden an das Schicksal des „Helden", als sei es sein Freund und Bruder, gekettet fühlt. Vor Jahr und Tag erschien hier zuerst Boßharts Erzählung „Heimat", diese elementare Schilderung eines Bauernschicksals, das der Selbstvernichtung verfallen ist, weil es mit dem Verkauf des angestammten Hofes sich selber der Arbeit an der Scholle, des Ringens mit der geliebten, ihm ein und alles bedeutenden Erde beraubt hat. Mit Recht steht diese Geschichte an der Spitze der Sammlung, aber die andern, auch die kleineren novellen- oder gar skizzenartigen, die eine oft noch feinere Künstlerhand fordern, behaupten sich ebenbürtig in ihrem Gefolge. Besonders ergriffen haben mich Boßharts kleine Tiergeschichten: sie entbehren vielleicht den philosophischen Tiefsinn seines Landsmanns Widmann, dafür aber rücken sie ganz nahe in die Nachbarschaft jener feinen, zarten Menschlichkeit, die uns an ähnlichen Geschichten Marie von Ebner-Eschenbachs so bewegt.

Leo Greiner, der melancholische, auf Lenaus Spuren wandelnde Lyriker, überrascht uns mit „Altdeutschen Novellen" in zwei Bänden (Berlin, Erich Reiß), dichterischen Nacherzählungen kleinerer und größerer Geschichten, die er in mittelhochdeutschen Epen, Chroniken- und Legendenbüchern verkapselt fand. Altdeutsche Novellen? Gibt es das denn überhaupt? In allen Literaturgeschichten steht doch zu lesen, daß uns diese Kunstform erst viel später aus dem Italienischen kam. Nun, man darf den ästhetischen Begriff nicht auf die Goldwage legen. Man muß auch die Anekdote, wie sie Wilhelm Schäfer neuerdings so schön wieder für die Literatur erneuert hat, die breiter ausladende, gelassener dahinfließende Ballade und manchmal auch nichts weiter als eine gut erzählte Begebenheit darunter verstehen. Die entscheidende Form gibt all diesen, aus einem größeren, in seiner Gesamtheit heute für uns meistens toten Gebilde mit wählerischer Hand gelösten Bruchstücken erst der moderne Dichter, der sich, jedoch ohne künstlerische Geziertheit, dem Ton und Stil der alten naiven Zeit bescheiden anpaßt, auch wenn er Verse in Prosa auflöst. Man denkt an einen Gärtner, der auf seinem Gang durch Flur und Feld hier und da ein verlorenes Pflänzchen sorgsam mit all seinen Wurzeln ausgräbt, um es daheim aufzupflegen; oder an einen Heger, der im Wald ein erst halbflügges Vöglein, ein neugeborenes Häslein, ein mutterloses Eichhörnchen an seinen Busen nimmt, um es daheim, gefangen, aber geschützt und wohlbetreut, zum „Zahmen" zu gewöhnen. Ähnliches hat früher Wilhelm Hertz, ein Philologe und Poet, in seinem „Spielmannsbuch" für uns gerettet, doch mehr aus dem Lateinischen und Romanischen und mit dem Ehrgeiz des Wissenschaftlers, der die Originaltreue über die unmittelbare Lebendigkeit setzt. Greiner verfährt freier mit dem, was er fand, ihm geht es mehr um den Gehalt als um die Form, dafür darf er nun aber auch hoffen, uns mit diesen unter seinen Händen neu aufgeblühten 46 Geschichten aus deutscher Vergangenheit (von denen einige freilich ein bißchen locker sind) einen allen zugänglichen, nicht mehr zerstörbaren Schatz heimischer Erzählungskunst gerettet zu haben.

Zu einem Spezialisten des jungen Deutschland hat sich durch zähe Konsequenz und erstaunlichen Fleiß Dr. H. H. Houben heraufgearbeitet. Wie es bei diesem weitschichtigen und gefährlichen Gebiet, das so eng mit Politik und Parteiung verknüpft ist, nicht anders sein konnte, kamen seine Arbeiten jahrelang eigentlich nur der engeren Fachwissenschaft zugute. Jetzt aber hat er Freiheit und Überblick genug gewonnen, um von der Fülle des Interessanten, das jene Epoche enthält, das Wichtigste heraussieben und es für ein größeres Publikum darstellen zu können. Als Frucht dieser Reife begrüßen wir sein Buch

„Jungdeutscher Sturm und Drang" (Leipzig, Brockhaus), das zwar immer noch recht umfangreich ist, in dem aber das Wertvolle und Folgekräftige doch schon so viel Raum und Betonung erhält, daß auch der mit dieser Zeit weniger vertraute Leser mit Genuß und Nutzen drin lesen kann. Denn es sind bei Lichte besehen weit mehr menschliche als papierne Dokumente, die hier, meistens zum erstenmal, entfaltet werden und die Fäden ihrer Gedanken oft erstaunlich weit in die Zukunft, bis tief in unsre eigne Zeit herüberschlagen. Ganze Novellen und Romane liegen in diesen Bekenntnissen und Briefwechseln verkapselt, wie ja denn auch keine andre Zeitperiode unsrer Literatur, die Romantik ausgenommen, so sehr mit psychologischen Rätseln und Irrungen erfüllt war wie das Jahrzehnt von 1830—1840.

In allen Auswahlen der Gutzkowschen Werke finden natürlich seine großen vielbändigen Romane keinen Platz. Da ist es denn ein Verdienst, daß der Verlag von Brockhaus in Leipzig den „Zauberer von Rom" in einer Volksausgabe auf den Markt bringt, zwei handliche, eng, aber deutlich gedruckte Bände in schmiegsamen Pappbänden zu je 3 M. Der bewährte Gutzkow-Forscher H. H. Houben hat den Neudruck mit einer Einleitung versehen, in der er mit Recht darauf hinweist, wie aktuell das Problem des riesenhaften Werkes noch heute ist, wie viele Berührungspunkte der historische Hintergrund der Handlung mit unsrer Gegenwart aufweist. In der Tat hat es für den modernen Leser einen starken Reiz, das Problem des Ultramontanismus von einem Dichter dargestellt und in einer erhebenden Utopie gelöst zu sehen, der wie Gutzkow frei von einseitiger Polemik Protestanten wie Katholiken genugzutun weiß und deshalb freilich auch von beiden angegriffen worden ist. In unsrer religiös bewegten Zeit ist die Lektüre dieses Romans ein ernster Genuß, der zu tieferer Teilnahme am Innenleben unsrer Zeit führt.

Die amerikanische Literatur der Gegenwart hat bisher auffallend wenig Anteil an der Masse von Übersetzungen, die aus allen Himmelsrichtungen auf uns eindringen. Schon deshalb darf ein Buch wie „Die glücklichen Bekenntnisse einer Frau" von M. von Vorst, ein echtes Erzeugnis der amerikanischen Belletristik von heute und zugleich ein klares Spiegelbild des amerikanischen Lebens, vielleicht ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen (Berlin, Erich Reiß). Aber am Ende braucht es diesen Vorspann nicht einmal. Es würde sich wohl auch durch eigne Kraft vorwärtsbringen. Denn seine leitende Idee, das Sichzusammenfinden und Sichzusammenleben des aus grundverschiedenen Gesellschaftsschichten, Lebensanschauungen und Erwerbskreisen kommenden Ehepaars, hat in seiner Art, dies Dasein und Schicksal anzupacken, ein gewisses Etwas, das uns sofort den Geist, besser noch den Erdgeschmack der Gegenwart spüren läßt. Was es erzählt? Nichts weiter als in Ichform das Eheleben eines ehemaligen Schreibmaschinenfräuleins, das mit einem naiv selbstsüchtigen, nervösen und ewig unruhigen, aber auch erstaunlich begabten und hervorragenden Manne verheiratet ist, und das nun die Aufgabe hat, sich in ihn zu finden, um aus ihnen beiden eine lebenstüchtige Einheit zu schaffen. In der Übertriebenheit des männlichen Charakters verrät sich noch der Zusammenhang mit dem englischen Roman, im übrigen aber ist dies Buch so fest in den amerikanischen Zuständen verankert, so unromantisch kühl und nüchtern, aber auch so unerschrocken in seiner Seelenkunde, daß man fast vergißt, vor einer erfundenen Geschichte zu sitzen. Zumal unsrer Frauenwelt hat sie viel zu sagen.

Wege vom Endlichen zum Unendlichen von Erwin von Heemskerk (Gießen, Töpelmann) — das ist ein Buch, das man suchenden gebildeten Männern und Frauen um so mehr zum stillen, ernsten Lesen empfehlen kann, als es den Vorzug hat, nicht von einem Theologen, sondern von einem Amtsrichter geschrieben zu sein, der ohne Zweifel in ihm eine persönliche Lebensbeichte verbirgt. Unter dem Bild einer Wanderung zum Gipfel des Berges schildert er den Aufstieg von der Ebene des Endlichen, Um- und Irrwege, Zurückfinden, Ausblicke, Rast, Weggenossen und die Ankunft auf den Vorbergen des Unendlichen. Man kann sehen, wir haben eine Divina commedia des modernen Menschen vor uns. Das Ganze ist ein Kranz von Liedern, lose zusammengefügt; nicht alle sind unentbehrlich, nicht alle sind glücklich in der Form, aber das übersieht man, wenn man das errungene eigne Leben der Seele und den persönlichen Ton des Ganzen gespürt hat. Der Inhalt des Ganzen liegt in folgenden Zeilen aus dem Schluß:

Stumpf und gedrückt schlich auch ich
Dem bunten Gewimmel der blöden Menge nach,
Stöhnend in den Ketten verschuldeter Schwäche,
In der Zwangsjacke von Sitte und Gesetz
Und unter der Last von Steinen,
Die als Erbteil mir meine Väter und Mütter in die Wiege gelegt,
Auf daß ich sie schleppe von Ort zu Ort.
Da kam der große Tag, der einzige,
Die Sonne der Erkenntnis und Barmherzigkeit
Warf ihre Strahlenglut über mich,
Und Gott ward mein eigen. —

Kurd von Schlözer gehörte zu den bemerkenswertesten politischen Mitarbeitern Bismarcks. Er war es, der, 1882 bis 1892 preußischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl in Rom, den Kulturkampf beendigte, nachdem er schon früher einmal, in friedlicheren Zeitläuften (1864 bis 1869) der preußischen Gesandtschaft beim päpst-

lichen Stuhl zugeteilt gewesen war, anfangs mit der Bismarckischen Politik noch keineswegs d'accord. Jetzt veröffentlicht sein Neffe Römische Briefe von ihm (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 10 M.). Sie stammen aus jenem ersten römischen Aufenthalt, und es sind Briefe Schlözers, die an Mutter und Bruder gerichtet, also zwanglose Familien- und Plauderepisteln, geschrieben ohne schriftstellerischen Ehrgeiz. Und doch gehören sie zum Besten dessen, was Deutsche über Rom aus Rom geschrieben haben. Denn ihr Verfasser ist ein Mann, der scharfe Augen hatte und das Herz auf dem rechten Fleck, ein Mann, der schon in eignen historischen Arbeiten gründliche wissenschaftliche Bildung und feinen literarischen Geschmack bewährt hatte. Als Vierzigjähriger kam er nach Rom, in voller männlicher Reife des Geistes, aber mit der Empfänglichkeit und Genußfähigkeit eines Jünglings. Die südliche Landschaft wirkte wie ein immer neues, überraschendes Wunder auf ihn; das gibt seinen Schilderungen von der ewigen Stadt, der Campagna, den Albaner- und Sabinerbergen eine wohltuende Wärme und erquickliche Frische. Aber auch in seinen Berichten aus der römischen Gesellschaft, aus dem politischen und sozialen Leben des päpstlichen Roms erweist sich Schlözer als ebenso scharfblickender wie humorvoller Beobachter. Ganz ungezwungen setzen sich aus seinen Plaudereien die Bildnisse der hervorragendsten Persönlichkeiten zusammen, mit denen er in Berührung kam: Pius IX., in seiner Kirchenpolitik eifervoll und rücksichtslos, als Mensch liebenswürdig, gutmütig und vornehm; sein allmächtiger Staatssekretär Antonelli und eine Reihe andrer Kardinäle, unter denen Prinz Gustav Hohenlohe besonders sympathisch hervortritt; das Diplomatische Korps in seiner internationalen Buntheit, mit seinen ernsthaften Sorgen und den fast noch ernster genommenen kleinen Rangstreitigkeiten, „womit sich das Völklein der Diplomaten in so furchtbar ernsten Tagen die Zeit vertreibt"; der weite Kreis der Künstler und Gelehrten mit der überragenden Gestalt Franz Liszts, der in jenen Jahren den vielbesprochenen Übertritt in den Priesterstand vollzog; dann Gregorovius, der an unserm Briefschreiber einen eifrigen und dankbaren Zuhörer fand. Anmutige Frauengestalten, mit ritterlicher Verehrung geschildert, bereichern das lebensvolle Gemälde des untergehenden päpstlichen Roms, das jedoch gerade in dieser Zeit seine kühnsten Vorstöße im Reiche des Geistes unternahm: die Verkündigung des Syllabus und die Vorbereitung des Unfehlbarkeitsdogmas. Dies alles ergibt eine Fülle des menschlich Anziehenden und geschichtlich Bedeutsamen. Selten hat der Palazzo Caffarelli Interessanteres zu erzählen gewußt.

Ein farbenreiches Bild Altwiener Lebens malen uns die Denkwürdigkeiten des Dichters Ignaz Franz Castelli. Sie waren ursprünglich in vier Bänden erschienen und enthielten in ihrem ungeordneten Durcheinander vieles, was für uns mittlerweile belanglos geworden ist. Jetzt hat Adolf Saager sie neu redigiert und in der Lutzschen Memoirenbibliothek unter dem Titel „Aus dem Leben eines Wiener Phäaken" neu herausgegeben (Stuttgart, Lutz; geb. 6 M.). Castellis Lustspiele, Possen und niederösterreichischen Gedichte sind heute verschollen und vergessen. Mit diesem Bande Erinnerungen aus der „guten alten Zeit", wo man einen schönen Teil seines Lebens in den „Beißeln" und Kaffeehäusern verbrachte und Muße hatte, seinen lieben Mitmenschen nach Herzenslust auf die Finger und in die Töpfe zu gucken, verdient der „letzte Vertreter der alten Wiener G'spaßigkeit" wohl auf die Nachwelt zu kommen.

Der Nestor der katholischen Journalisten und Schriftsteller Österreichs Ado Trabert hat seine historisch-literarischen Erinnerungen niedergeschrieben (Kempten, Kösel; geb. 5 M.). Er schildert seine in Fulda verbrachte Jugend, die Studentenzeit in Marburg mit den dazwischenliegenden politischen Stürmen des Jahres 1848 und dann die schweren politischen Kämpfe der Mannesjahre. Für die Geschichte des Jahres 1866 sind die Erzählungen aus dem Verfassungsstreit des Kurfürstentums Hessen von Wert, kaum weniger fesselnd seine Erlebnisse in Österreich, das er als zweites Heimatland erkor. Als Zeitungsherausgeber in Wien, als Politiker, als Volksredner und als Dichter tritt uns hier ein Mann entgegen, der ganz selbstverständlich ein Kampfgenosse Baron Vogelsangs und Dr. Luegers werden mußte und denn auch aus ihrer Arbeitswerkstatt wertvolle Mitteilungen machen kann.

Die „Erinnerungen eines alten Österreichers", d. h. des Ritters Ludwig von Przibram, deren erster Band an der Schwelle des Ministeriums Andrassy haltmachte, haben in einem zweiten Bande ihre Fortsetzung gefunden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 10 M.), und dieser Band, der bei den Vor- und Nachwehen des Türkisch-Russischen Krieges einsetzt, erhält in den Tagen des Balkankrieges noch eine besondere Bedeutung. Um so mehr, als eine diplomatische Sendung nach Konstantinopel dem Verfasser Stoff zu interessanten Schilderungen aus der damaligen Türkei bietet. Sein Hauptinteresse gehört freilich dem geistigen Leben Wiens während der siebziger Jahre, und wie im ersten Bande sind es auch hier wieder die Künstlerkreise, die die farbenreichsten Schilderungen und treffendsten Charakteristiken aus ihm herauslocken. Dann führt ihn sein Weg nach Barcelona und Zürich, wo er u. a. zu Böcklin und Keller herzliche Beziehungen gewinnt. Sehr zugute kommt den Erinnerungen die liebenswürdige und geschmeidige Darstellungsart. E. W. u. a.

Literarische Notizen

In dem altüberlieferten Geschmack Englands, in seiner hohen Kultur und seiner feingepflegten Geselligkeit wurzelt die Kunst Edmund Dulacs, der wir eine farbig illustrierte Ausgabe von Shakespeares „Sturm" verdanken: die englische Originalausgabe, die drüben zu einem begehrten Salonbuch geworden ist, findet ihr getreues Spiegelbild in der deutschen, wie sie Professor Rudolf Fischer (Innsbruck) für F. Bruckmann in München besorgt hat. Sie begleitet Shakespeares in Poesie und elementare Phantastik getauchtes Märchendrama mit vierzig unmittelbar nach den Originalaquarellen wiedergegebenen farbigen Kunstblättern, die ohne Ausnahme in sorgfältigster Technik auf besonderen Karton gedruckt sind. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist die liebenswürdige Eleganz, eine Eigenschaft, auf die unsre Kunst in ihrem leidenschaftlichen Streben nach seelischer Charakteristik und malerischer Impression fast ganz verzichtet hat. Wer bei uns artistisch so viel könnte wie dieser Engländer mit dem scheinbar französischen Namen, wer so viel Geist, Phantasie und Kompositionstalent hätte, würde weit verwegenere und persönlichere Bilder malen — das ist das eigentümlich Englische an seiner Kunst, daß er nicht gegen den kultivierten, verfeinerten Gesellschaftsgeschmack seines Landes revoltiert, sondern ihn mit den ihm zu Gebote stehenden erlesenen Mitteln erfüllt und befriedigt. Freilich gelingt ihm das Zarte, das Blumige und Duftige, das in Shakespeares Dichtung liegt, beträchtlich besser als das Elementare — aber welch ein köstlicher, hinreißender und fesselnder Erzähler ist dieser Aquarellist! Wie gern und wie leicht läßt man sich von seiner einschmeichelnden Kunst überreden, die Lektüre der Dichtung, die hier in der Übersetzung von A. W. von Schlegel gegeben wird, gleich noch einmal zu beginnen! Es gibt drei Ausgaben des schönen Quartbandes: eine in Japan, die 28, eine in Pergament, die 32 Mark kostet, und außerdem noch eine numerierte Vorzugsausgabe, die nur 25 Exemplare hat, auf Japan gedruckt und mit handgemalten Initialen sowie handgemaltem Titel ausgestattet ist (100 M.).

*

Auf das schon von Dr. Osborn in den „Bildenden Künsten" erwähnte Buch Hans Kaisers über Max Beckmann (Berlin, Paul Cassirer) möchten wir auch an dieser Stelle nochmals hinweisen. Es eröffnet eine neue Reihe von Monographien zur zeitgenössischen Kunstgeschichte, die sich mit starker Betonung des mittleren Wortes „Künstler unsrer Zeit" nennt — „unsrer" hier in dem Sinne, daß es sich um den eigentümlichen künstlerischen Ausdruck dieser unsrer nur sich selber gleichen Zeit handeln soll, was in solcher programmatischen Zuspitzung immer mehr Zukunft als Gegenwart zu bedeuten pflegt. Wäre das nicht der Fall, hätte man schwerlich gerade mit Beckmann angefangen, dem Dreißigjährigen, dessen leidenschaftliche, heroisch-romantische Malerei, dessen kühne Geste und volles Pathos im Chor seiner Altersgenossen, auch der sezessionistischen, einstweilen noch wenig Verständnis und Widerhall finden. Auch mit dem, was einem bisher wohl zunächst von der deutschen Malerei einfiel, wenn der Name Paul Cassirer genannt wurde, hat Beckmanns Malerei, die hauptsächlich auf ein Geistiges hinauswill, wenig gemeinsam. Um so anerkennenswerter, daß dieser Kunstverleger vorurteilslos genug ist, sich für einen so einsamen Vorläufer der neuen Generation ins Zeug zu legen. Sein Weitblick und seine Klugheit werden ihn geschäftlich auch hier gut beraten haben: worüber wäre es nötiger, ernst und eindringlich unterrichtet zu werden, als über diese neue Strömung in der Kunst, die auch dem so viel zu denken und zu raten gibt, der glaubt, eben mit den Absichten und Grundsätzen der impressionistischen Malerei fertiggeworden zu sein! Und hat nicht das Wort in dieser zum Geistigen und Innerlichen strebenden Bewegung eine wichtigere und lohnendere Aufgabe als beim Impressionismus?

*

Wenn die Türken im jüngsten Balkankriege sonst nicht viel ausgerichtet haben, das eine ist ihnen gelungen: die europäischen Kriegsberichterstatter haben in dieser orientalischen Schule Geduld und Genügsamkeit gelernt. Man mußte dichten können, um berichten zu können; nie und nirgend hat die Schlachtenbummler-Phantasie so hoch im Kurse gestanden wie bei Lüleh-Burgas und vor Tschataldscha. Doch es gab noch einen andern, einen redlicheren, wenn auch kaum weniger poetischen Weg, sich aus der Affäre zu ziehen, indem man sich nämlich schlechthin auf Impressionen des Erreichbaren beschränkte und statt der Strategie die Völkerpsychologie zur Muse nahm. Diesen Weg hat Colin Roß, der Kriegsberichterstatter der Münchner Neuesten Nachrichten, eingeschlagen, und er ist recht gut dabei gefahren. Gewiß, auch er blieb meistens weit hinter der türkischen Front, aber dort hat er die Augen um so weiter aufgetan und dem Moment desto mehr abgewonnen. Er ist klug genug, sich vor zusammenhängenden Schilderungen zu hüten, beschränkt sich vielmehr auf aphoristische Einzelbilder, die nun in der glücklichen Auswahl des Interessanten um vieles lebendiger ausfallen als die Vollständigkeitsprotokolle, die andre zu geben versucht haben. Deshalb sei sein leider nur mäßig illustriertes Büchlein, betitelt „Im Balkankrieg" (München, Martin Mörike), vor manchen ähnlicher Art hervorgehoben und empfohlen.



Phot. Martin Herzfeld, Dresden.

Szenenbild aus Heinrich Lilienfeins Drama „Der Tyrann" nach der Aufführung am Kgl. Schauspielhause in Dresden. Von links nach rechts: Lykophron (Alexander Wierth), Phrixa (Aurelia Jank), Diomedes (Max Feldern).

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

„Der lebende Leichnam", Drama von Leo Tolstoj — „Die große Liebe", Schauspiel von Heinrich Mann — „Der Kampf ums Rosenrote" von Ernst Hardt — „Der Tyrann", Drama von Heinrich Lilienfein — Ralf Voltmers Turandot-Inszenierung am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg — „Handbücher der Regie" und „Illustrierte Klassiker des Deutschen Theaters" — Hugo Thimig, der neue Leiter des Wiener Burgtheaters — Nachrufe auf Otto Brahm

Ein echter Dichter ist sowenig umzubringen wie ein echtes Herz. Auch wenn sein eignes verblendetes Ich gegen ihn wütet, ihn zu knebeln und zu vergewaltigen sucht, der Genius spottet aller Fesseln, triumphiert über alle Entstellungen und verzeiht alle Demütigungen. Wer den Tolstoj der letzten Jahre kennt, weiß ohne weiteres, daß es ihm auch bei seinem nachgelassenen Drama „Der lebende Leichnam" nicht um ein freies, absichtsloses Geschenk an die Poesie zu tun war, sondern um ein Bekenntnis, ein Manifest seiner Gesinnung, das die Finger auf die Wundmale der menschlichen Gesellschaftsordnung legen und mit eiferndem Zorn nach Heilmitteln für die Schäden rufen soll. Kein Zweifel: wenn es allein nach dem Willen des ethischen Verstandes gegangen wäre, so hätten wir in diesen zwölf nur lose verbundenen Szenen aus dem Leben und Leiden Fedor Protassows nicht mehr als ein neues Tolstojsches Tendenzdrama, das gegen die staatliche Bevormundung innerster menschlicher Gewissensangelegenheiten Sturm läuft. Aber tief drinnen im geheimsten Schrein der Tolstojschen Persönlichkeit saß eine Macht, die sich nicht antasten, geschweige denn überwältigen und mundtot machen ließ. Dies sein Dämonion war der heilige Trieb zur Menschengestaltung, der unbezwingbare Drang zur poetischen Nachschöpfung eines Weltbildes, wie nur Herz und Gemüt, nicht der Verstand es zu schaffen vermag. So ist aus der Anklage eine Dichtung, aus dem Exempel ein Kunstwerk geworden — auch in der vernachlässigten, fragmentarischen Form, unter der diese jäh wechselnden, niemals recht ausgeschöpften Bilder nur wenig leiden (deutsche Übersetzung von August Scholz bei J. Ladyschnikow in Berlin).

Fedor Protassows Ehe mit Jelisaweta Andrejewna ist nicht mehr zu halten. Fedjas unmännliche Schwächen, darunter als schlimmste seine Trunksucht und Verschwendungsliebe, haben endlich auch Lisas zärtliche Geduld und Milde ins Wanken gebracht. Als er ihr, wieder einmal mit einer größeren Summe Geldes irgendwohin verschwunden, eines Tags schrieb, daß er ihre Be-

ziehungen als gelöst betrachte, fühlte sie sich durch diese just am Krankenbett ihres Kindes eintreffende Botschaft so tief gekränkt, daß sie mit ihm zu brechen beschloß und ihm die Annahme seines Vorschlages mitteilte. Bald aber bereut sie ihren Entschluß. Ihr christliches Gewissen, noch mehr ihre tiefwurzelnde Liebe zu diesem haltlosen, doch gutmütigen Schwächling sagt ihr, daß es unrecht war, was sie da getan, daß sie sich noch immer nicht von ihm zu trennen vermag. So schickt sie Viktor Karenin, den Freund des Hauses, mit einem Brief zu ihm: er solle zurückkehren, alles sei gut, alles vergessen; nur keine Trennung von ihm! Doch auch dieses äußerste Opfer ihres Stolzes, mit dem sie die längst empörte Mutter aus dem Hause treibt und dem Freund und Jugendgeliebten die schüchtern aufkeimende Hoffnung seines treuen Herzens zerstört, ist vergebens. Zu sehr hat sich Fedja in seiner schwärmerischen, weichlichen Liebe zu allem Phantastischen und Ungebundenen von Pflicht und Energie entwöhnt, als daß er sich jetzt noch aufraffen könnte. Karenin trifft ihn bei den Zigeunern, und von den bald schwermütig-getragenen, bald schmelzend-sentimentalen Weisen dieser Sänger und Sängerinnen zeigt sich Fedja so berauscht, so bis zur Schlaffheit eingesponnen, daß ihm schon der bloße Gedanke einer Rückkehr zu Frau und Kind ganz unerträglich dünkt. Denn er ist sich keinen Augenblick darüber im unklaren, wie unwert er jener Frau, die daheim in Sehnsucht seiner harrt, und jetzt, da sie den Freund, den einfachen, guten und edlen Menschen, in allem sein Gegenteil, zu ihm sendet, geht ihm außerdem, deutlicher vielleicht als den beiden Nächstbeteiligten, die Ahnung auf, daß ein feines Band beider Herzen zueinanderziehe. Soll er es mit roher Hand zerreißen? Soll er Schmutz und Schande in ein Haus bringen, in das eine aufblühende Seelengemeinschaft zwischen zwei edlen Menschen nach langer höllischer Unrast die Seligkeit des Friedens tragen will? Wunderbar zart zeigen sich schon hier Lebensmüdigkeit und Gefühlsüberschwang, Schwäche und Hochherzigkeit verkettet in diesem nervösen Schwärmer, der allen Halt verloren hat, aber von dem zagen Liebeswort einer Zigeunerin zu Tränen gerührt wird.

Karenin kommt mit der schroff absagenden Botschaft heim, und leise können sich nun sein und Lisas Herz unter dem allmählich aufhellenden Himmel treulich geteilter häuslicher Sorgen einander nähern, wenn auch die junge Ssascha, Lisas Schwester, in ihrem heißgläubigen Idealismus jedes neue Zeichen dieser Annäherung mit heiliger Entrüstung betrachtet und als schmähliche Untreue an Fedja, dessen inneren Wert sie klarer sieht als alle andern, brandmarken möchte. Sie ist es denn auch, die sich aus eignem Trieb — ist's Uneigennützigkeit einer mitleidenden Seele oder heimliche, sich selber uneingestandene Liebe? — noch einmal aufmacht, den Schwager heimzuholen. Aber Fedja ist inzwischen um eine Stufe tiefer gesunken. Zwischen hohlen Gecken, Tagedieben, Schmarotzern und Wüstlingen verbringt er seine Tage. Dort findet ihn die tapfere kleine Ssascha. Er sträubt sich dem Bitten und Drängen auch diesmal. Aber mit andern, offeneren Gründen als damals dem Freunde gegenüber; vor dem Zartgefühl dieses Herzens, das dem seinen im Innersten verwandt, enthüllt sich, doppelt licht in dieser trüben Umgebung, der uneigennützige Edelmut seiner Seele. Wie könnte er es über sich bringen, das fremde Glück, das daheim zwischen Lisa und Viktor werden will, zu stören? Sie glaube, er sei eifersüchtig? Nicht im geringsten! Denn erstens habe er kein Recht und zweitens keinen Anlaß dazu. Viktor sei Lisas alter Freund so gut wie der seinige; und dieser Freund liebe sie, wie sie ihn. Ja, auch sie ihn, wie eben eine anständige, moralisch empfindende Frau lieben kann, die ihrem Gatten die eheliche Treue wahrt. Aber sie wird ihn anders lieben, sobald das Hindernis beseitigt sein wird. Er, Fedja, wird es beseitigen, damit sie glücklich sein können, und er wird sich freuen über ihr Glück.

Viktor Karenins Liebe faßt nach dieser erneuten Absage, die er sich als Entschluß zur gesetzlichen Scheidung deutet, froheren Mut, und auch Lisas Widerstand schmilzt unter den Gründen der Vernunft und Notwendigkeit allmählich dahin. Seine ruhige Festigkeit im Verein mit ihrer stillen, mädchenhaft scheuen Selbstlosigkeit überwindet sogar den Widerstand, den der Eheplan bei Viktors Mutter findet, einer weltbefangenen grande dame mit viel aristokratischer Haltung, aber auch viel gutbürgerlicher Sentimentalität, und Fürst Abreskow, ein alter, in ähnlichen delikaten Angelegenheiten wohlbewähr-

ter Freund dieser Dame, wird beauftragt, die letzten zur Scheidung nötigen Verhandlungen mit Protassow zu führen. Der Fürst findet ihn, tief heruntergekommen, in einem ärmlichen Zimmer, wo ihm eben, vor den Ohren des Boten, die Eltern der hingebender denn je an Fedja hangenden Zigeunerin Mascha eine wüste, keifende Szene gemacht haben. Fedjas erstes ist, das Mädchen in den Augen des Fürsten von dem Verdacht eines schmutzigen Verhältnisses zu reinigen; um seine eigne „Ehre“ rührt er keinen Finger mehr, während er bereit ist, alles zu tun, um die Scheidung durchzuführen. Nur — und jetzt verwandelt sich der bisher völlig passive Held in den Tolstojschen Bekenner, der seinen Widerstand fast bis zur Aktivität steigert —, nur die Lüge, die ganze verlogene Komödie, die mit dem formellen Zugeständnis seiner alleinigen Schuld verknüpft sein wird, mag und will er nicht auf sich nehmen. Darin ist keine Spur von Selbstbeschönigung. O nein, er möchte auch jetzt nicht besser scheinen, als er ist. Er ist ein Taugenichts, das weiß er. Aber es gibt Dinge, vor denen er zurückschrickt, während sie doch unendlich ehrenwerteren Männern nicht die geringsten Skrupel bereiten. Der Fürst kann seine Achtung nicht verbergen, und nun enthüllt sich vor diesem Fremden, der ihm in der ganzen langen Zeit seines lasterhaften Lebens zum erstenmal Teilnahme zeigt, Fedjas innerstes und geheimstes Fühlen, das zugleich für die Weltanschauung einer ganzen Klasse der russischen Intelligenz kennzeichnend ist: „Wie ich so weit sinken konnte? Da ist zunächst mal der Branntwein ... Nicht, als ob er mir besonders schmeckte — aber wenn ich so über mich und mein Leben nachdenke, dann fühle ich jedesmal, daß alles verfehlt ist, und dann schäme ich mich so. Den Adelsmarschall zu spielen, im Aufsichtsrat einer Bank zu sitzen — das alles scheint mir ein Anlaß, sich zu schämen. Trinkt man, dann verliert sich dieses Schamgefühl.“ — „Nun, und die Arbeit?“ — „Auch damit hab' ich's versucht. Aber ich taugte nichts dazu, fand keine Befriedigung darin ...“ Er bricht ab, er versichert nochmals, daß er alles tun werde, um jedes Ehehindernis für Lisa und Viktor zu beseitigen, bestimmt, innerhalb vierzehn Tagen. Der Fürst geht. Fedja lächelt: „Vortrefflich! Ganz vortrefflich!“ Er kann nicht lügen, aber er wird sterben können.

Er kann es nicht, so sehr ihn seine tiefer und tiefer herabsinkende Umgebung anekelt; er läßt den schon an die Schläfe gesetzten Revolver schaudernd wieder sinken. Da bringt ihn Maschas verliebte Schlauheit auf einen romanhaften, verteufelt gescheiten Ausweg: der Brief, in dem er nach Hause geschrieben, daß er aus dem Leben scheiden werde, ist ja schon fertig — nun wohl, mag er abgehen, man wird den Anschein erwecken, als habe sich Fedja ertränkt, für das, worauf es hier ankommt, ist's ja dasselbe, als hätte er's wirklich getan — wenn er nur irgendwo im Gewoge der Welt für immer spurlos untertaucht. Wohl zuckt ihm einen Augenblick der Schrecken durchs Hirn, daß dies ja erst recht Betrug sei, aber der Gedanke, mit einem Schlage allen widerlichen Förmlichkeiten und Hinterhältigkeiten der verhaßten Gerichte aus dem Wege gehen zu können, ist so verlockend, daß er Maschas Hand nimmt, um ihren Plan auszuführen.

Daheim harren sie auf die Unterzeichnung seines Bittgesuchs, das die Scheidung einleiten soll, bereits sanft umschmeichelt von dem Glück einer Zukunft, die fast schon Gegenwart ist — da kommt der Brief, in dem Fedja seinen Selbstmord ankündigt, und noch einmal droht das mühsam aufgerichtete Gebäude dieses Glückes jäh zusammenzubrechen. Denn nun sie weiß, daß Fedja ihretwegen aus dem Leben gegangen, fühlt Lisa plötzlich, daß es nur Selbstbetrug war, wenn sie sich einredete, ihn nicht mehr zu lieben. Im Gegenteil: nur ihn hat sie geliebt, nur ihn liebt sie noch! Sie war es, die ihn ins Unglück, in den Tod getrieben hat — auch sie kann, so süß das Glück sie lockt, nicht lügen.

Aber die Zeit kommt und geht und streicht mit sanfter Hand auch über diese Wunde. Abends, wenn glück- und heimatlose Wanderer an dem Hause der Neuvermählten vorübergehen, dringt warmer Lampenschein aus dem Fenster, und hinter den Gardinen bewegen sich die Schatten zweier Menschen in zärtlicher Umarmung — ein wehes Bild des Glückes, wie es Enoch Arden sah, als der längst Totgeglaubte von weiter Meerfahrt nach Hause kehrte ...

Nach Jahren sitzt Fedja, ganz heruntergekommen und zerlumpt, in einem schmutzigen Wirtshaus, wo nur das Elend und das Laster verkehren, und beichtet einem

jungen Maler, einem höflichen, sanften Menschen, zu dem er wohl Vertrauen fassen durfte, die trostlose Geschichte seiner Ehe und seines ganzen Lebens, in dem ihm Maschas aufopfernde, heilig gehaltene Liebe als das einzig Glückliche erscheint. Und wiederum spricht aus seinem verzweifelten Munde der Weltekel einer ganzen russischen Generation oder Gesellschaftsklasse: „Wer in den Kreisen, denen ich entstamme, geboren ist, der hat nur drei Möglichkeiten zur Auswahl. Entweder kann er ein Amt bekleiden, kann Geld verdienen und den Schmutz, in dem wir leben, vermehren — das war mir zuwider, oder vielleicht verstand ich es auch nicht. Oder er kann diesen Schmutz bekämpfen, doch dazu muß er ein Held sein, und der bin ich nie gewesen. Oder endlich drittens: er sucht zu vergessen, er wird liederlich, trinkt und singt — das habe ich getan, und so weit hab' ich's damit gebracht." — „Nun, und das Familienleben?" — „Ja, meine Gattin war eine ideale Frau, doch es war keine Harmonie in unserm Eheleben. Es fehlte mir etwas darin, die Musik, das Spiel, denn ich wollte ja vergessen. Und da begann ich über die Stränge zu schlagen und vernachlässigte sie." Und nun erzählt er dem Maler weiter auch den frommen Betrug seines Scheinselbstmordes, und wie er seitdem namen- und heimatlos, einem lebenden Leichnam gleich, weitervegetiere, während die beiden zu Hause am Herd des Glückes säßen. Diese Erzählung wird von einem Spitzel belauscht, und Protassow wird vor die Polizei gebracht. So kommt es nun doch zu dem Prozeß, vor dessen folternden Förmlichkeiten es ihn schauderte: Protassow wird des Betruges, das Ehepaar der Anstiftung zum Betruge und der Bigamie angeklagt. Vor dem Untersuchungsrichter, der sich weder im Guten noch im Bösen von dem Durchschnitt seines Amtes unterscheidet, sehen sich die drei wieder. „Ich bin nicht schuld, ich habe das Beste gewollt. Und wenn mich eine Schuld trifft, dann vergebt mir, vergebt!" — das sind Fedjas erste Worte, und wie er sie spricht und sich tief vor den beiden andern verneigt, denen er den Weg zum Glück freigemacht hat, geht eine Verklärung des Leidens und Duldens von ihm aus, vor der sich unsre Häupter unwillkürlich noch tiefer neigen: Ecce homo! Siehe da, ein Mensch, der unter seinen Lumpen ein königliches Herz trägt, dem Schmutz und Elend nicht den Kern der Seele haben besudeln können, und der in all seiner Gebrochenheit auch hier vor der hochnotpeinlichen Exaktheit der Gesetzesparagraphen als Triumphierender dasteht, wenn er dem Untersuchungsrichter eine Lektion über moralischen Anstand und Taktgefühl liest: „Zwischen uns dreien bestanden verwickelte Beziehungen, ein Streit des Guten mit dem Bösen, ein seelischer Kampf, von dem Sie sich keinen Begriff machen können. Dieser Kampf führte schließlich zu einer Katastrophe, die ihre Lösung fand. Alle Beteiligten waren mit dieser Lösung zufrieden, alle hatten sich beruhigt, ich selbst in all meiner Verkommenheit war am glücklichsten darüber, daß ich aus dem Leben geschieden war, um denen nicht im Wege zu stehen, die voll des Lebens waren." Und nun will eine Behörde, die als Kämpfer für Recht und Gesetz, als Hüter der Moral eingesetzt ist, auf die Angeberei eines Schurken hin, der vergeblich versucht hatte, den armen Sünder zum reichen Erpresser zu machen, diesen mit so viel Qual und Weh und Opfermut erkauften Frieden dreier Herzen unter die Füße treten, nur weil die Lösung nicht in ihrem Kodex steht?!... Der kriminelle Fall ist von Tolstoj keineswegs geschickt, mehrmals sogar mit offensichtlichen Lücken der Logik geführt, und in seinem Haß gegen die staatliche Bevormundung können wir ihm nicht folgen. Doch das menschliche Bild dieses auf seinem immer tiefer herabführenden Leidenswege nur immer höher steigenden Märtyrers des Edelmuts wächst auch in dieser Szene nur noch: wir begreifen, wie es Karenin drängt, ihm die Hand zu reichen, und wie Lisa ihm im Vorübergehen über's Haar streichen muß.

Dann folgt schnell die Schlußszene vor dem Bezirksgericht, die sich zwar hinter den Kulissen abspielt, an deren Erregung wir aber durch heraustretende Advokaten und Zuhörer, schließlich sogar durch eine Unterredung Fedjas mit seinem Anwalt teilnehmen. Die Sache steht gut, heißt es, schlimmstenfalls droht ihm und seiner Frau — denn vor dem Gesetz ist sie es nun wieder — Verschickung nach Sibirien, bestenfalls Kirchenbuße und „natürlich" Auflösung der zweiten Ehe, das heißt Zwangsvereinigung Lisas mit ihrem ersten Manne, mit ihm, dem gänzlich verkommenen und zerrütteten Fedor Pro-

tassow. Also keine Hoffnung, kein Ausweg mehr! Da greift Fedja abermals zum Revolver, und diesmal hat er den Mut, abzudrücken. Mit einer letzten Bitte um Verzeihung an Lisa, mit einem letzten, fast leise humoristischen Trostwort an Mascha auf den Lippen, haucht er seine Seele aus.

Wenn die Bühne je zum Erlöser und Erfüller eines Dichterwillens geworden ist, so hier. Alles, Werk, Regie und Darstellung, hat sich in dieser Aufführung zu einem geläuterten Voll- und Wohlklang verbunden, für den Geist und Sinnlichkeit keine feindlichen Mächte mehr sind, aus dessen Melodien das Herz, aus dessen Seele die Musik erklingt. Oder wagt wirklich noch jemand von „Ausstattungsmätzchen“ zu sprechen, wenn Reinhardt aus den vier oder fünf Liedern des Zigeunerchors, die er singen läßt, die ganze süßbetäubende Weichlichkeitssphäre fühlbar macht, in die Fedja seine schwärmerische, knabenhaft aufgelöste Energielosigkeit flüchtet? So ließen sich noch vielerlei Einzelheiten anführen, durch die erst Wärme und befruchtendes Leben in die Szenen kam, wenn man nicht befürchten müßte, dadurch den Schein zu erwecken, als habe es an Menschenbildnern gefehlt. Aber da war Alexander Moissi als Protassow, und da war Lucie Höflich, die glücklich für die Bühne Zurückgewonnene, als Lisa Andrejewna. Was die Frau mit äußerster Schlichtheit der Mittel, aber auch mit sicherster Beherrschung und innigster Beseelung des Gefühls erreicht: uns Zuschauer in gleichem Pulsschlag mit ihrem Bangen, Hoffen, Lächeln und Schluchzen zu bewegen, das erreicht der Mann, indem er das feinbesaitete Instrument seiner mehr passiven als aktiven Kunst gleich einer Äolsharfe den Lüften seines Schicksals preisgibt, damit auch der leiseste Hauch sich Widerhall daraus wecke. So erst wird uns dieser müde, nervöse Kulturmensch, der doch zugleich, wie ein Kind, der Natur in Verwandtschaft und Sehnsucht um ein paar Klafter näher steht als wir andern, ganz lebendig, völlig verständlich und wahrhaft mitleidswert.

Als wolle er einmal vor aller Augen zeigen, was lebenstiefe und lebenzeugende Menschlichkeitsdichtung und was unfruchtbare Künstlerkunst, setzte der Berliner Spielplan unmittelbar neben diese ungefeilte Tolstojsche Szenenreihe Heinrich Manns bis aufs äußerste gepflegtes Schauspiel „Die große Liebe“. Der Erfolg beider Werke stellt dem weitverschrienen Berliner Premierenpublikum durchaus nicht das Zeugnis aus, das man nach solchem bösen Leumund hätte befürchten können. Bei der Tolstoj-Aufführung hielt eine schmerzliche Ergriffenheit den gesamten Zuschauerraum umschlungen; bei Heinrich Mann im Lessingtheater herrschte bis auf ein paar in philistros demonstrierende Enthusiasten unzweideutig abweisende Kühle.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.
Tilla Durieux als Liane Löwen in Heinrich Manns Schauspiel „Die große Liebe“.

Was Reinhardt für Tolstojs „Lebenden Leichnam“ leistete, das scheint Tilla Durieux' Ehrgeiz vor dieser „Großen Liebe“ gewesen zu sein: mit ihrer kongenialen Verkörperung der Liane Löwen, die mit ruhelos suchender Seele einer gegenstandslosen Leidenschaft nachjagt, hoffte sie wohl dem Stücke den lebendigen Atem einzuhauchen, den der Dichter ihm nicht hatte geben können oder — wollen, denn man weiß ja nie recht

sicher, was sich unsre Ästheten und Artisten bewußt versagen, was sie trotz mühevollem Wollen nicht vermögen. Und wirklich, diese mit allen Finessen, Listen und Spitzfindigkeiten einer äußersten Sensibilität erfüllte Schauspielerin wäre die erste, vielleicht einzige gewesen, die an Heinrich Manns Drama solchen Akt nachträglicher Belebung hätte vollziehen können. Fühlt doch diese Künstlerin augenscheinlich in sich selber die verzehrenden Flammen einer mondänen Leidenschaft brennen, die das Große, Außergewöhnliche will und von den kleinen Mächten des Alltags doch immer wieder aus ihren titanischen Höhen herabgezogen wird.

Zwischen ihren gutherzigen und opferfähigen, aber sentimentalen Eheherrn und zwei grundverschiedene Liebhaber gestellt, streckt Liane Löwen ihre lechzenden Arme nach der großen, den ganzen Menschen erschütternden und erfüllenden Liebe aus, muß aber bald erkennen, daß die lüsternen Eitelkeiten und Halbheiten der „großen", das heißt ewig zur Oberflächlichkeit verdammten Welt sie zu fest umstrickt halten, als daß sie ihnen auf die Dauer entfliehen könnte. Statt mit dem allein geliebten Mann, einem hoch und kühn strebenden Komponisten, über sich selbst emporzusteigen, drückt sie auch ihn mit dem Gewicht ihrer kleinen Launen und Liebeleien in die niedere Sphäre gesellschaftlicher Intrigen herab, die nahe an die Welt des Hochstaplertums streift. Hier ist der Punkt, wo sich Heinrich Manns Drama mit dem immer wiederkehrenden Thema seiner Romane berührt: aus dem Wirrwarr skurriler Alltäglichkeiten möchte er die Welt der großen gewaltigen Leidenschaften aufsteigen lassen und so einen Mikrokosmus der menschlichen Komödie und Tragödie zeigen, der uns zugleich mit Grauen und Ehrfurcht erfüllt. In seinen Romanen und Novellen, die einen peniblen Realismus mit einer gehämmerten Stilkunst vereinigen, gelingt ihm das zuweilen; in seinen Dramen ist er bisher noch immer an dem Gebot geballter Plastik gescheitert, von dem die Bühne sich nichts abhandeln läßt. Die Reize des Skizzenhaften und Fragmentarischen, die sich die epische Kunst wohl dienstbar machen kann, schlagen auf der Bühne nur zu leicht in Enttäuschungen um, und wenn sich auch immer einige trotzige Feinschmecker finden werden, die solche zwischen den Szenen schwebenden Halbheiten besonders zu genießen verstehen, so ist doch das große Theaterpublikum heute sowenig wie gestern geneigt, sich mit Andeutungen abspeisen zu lassen. Es kann und will nicht begreifen, daß es einen Geschmack gibt, der sich an Stelle klarer Abrechnungen mit den verschleierten Geheimnissen des Unentschiedenen und Unausgesprochenen begnügen mag, und das Theater selbst, ein strenger Herr und Verweser seiner natürlichen Forderungen, gibt ihm darin recht. Gegen das Theater wird auch die feine Hand dieses Künstlers keine dramatischen Siege erringen; nur wenn er von der Bühne lernt und auf ihrem eignen Boden mit ihren eignen Waffen ihr gegenübertritt, wird sie sich ihm ergeben. Das braucht nicht im entferntesten eine Verleugnung seines Künstlertums zu bedeuten, um so weniger, als der schärfere Blick in Heinrich Manns Romanen die Gabe einer Massenbewegung und einer sinnlichen Veranschaulichung geistiger Vorgänge entdeckt, die aus den Eierschalen der epischen Form zum Dramatischen hinauszudrängen scheint.

Eine in der dramatischen Produktion um fast zehn Jahre zurückgreifende Aufführung des Deutschen Schauspielhauses hat uns daran erinnert, daß es vor dem heroisch-mythischen Stildramatiker Ernst Hardt einen Theaterschriftsteller gleichen Namens und gleicher Existenz gab, der seinen Weg noch ziemlich unbewußt zwischen Ibsen und Felix Philippi suchte. Dieses dreiaktige Schauspiel „Der Kampf ums Rosenrote" (Buchausgabe im Inselverlag), bald nach Hardts unreifem Erstlingsdrama „Tote Zeit" entstanden und heute nahezu zehn Jahre alt, behandelt den Generationenkonflikt zwischen Eltern und Kindern mit recht viel hergebrachten oder doch nur halb beherrschten Mitteln und Motiven, während die persönlichen Erlebnismomente, die diesem feurig-trotzigen Kampf junger Menschenkinder um den Segen des „rosenroten Lebens" die Überzeugungskraft der Empfindung hätten geben können, allzu zaghaft im Hintergrunde bleiben. Ab und an nur und mehr an der Peripherie als im Mittelpunkt des dramatischen Konflikts blitzt ein Licht auf, dessen Schein offenbar aus persönlichen Erlebnistiefen des Dichters kommt; oder in einer erquickend unbeholfenen Szene siegt die Bescheidenheit der Natur, die Wahrheit des



Figurinen von Ralf Voltmer für Gozzi-Vollmoellers „Turandot".

Gefühls über die Lockungen des Theaters. Alles in allem aber braucht man es schwerlich zu bedauern, daß der Nachdichter des „Tantris" und der „Gudrun" die modernen Stoffe eigner Erfindung hat fahren lassen, um zu dem Stabe alten, schon vorgeformten Sagengutes zu greifen.

In seinem „Griechischen Frühling", dort, wo er von seinem Ausflug in das öde Fels- und Trümmerbereich Akrokorinths erzählt und das bange Gefühl beschreibt, das ihn hier unter den Fittichen des nahen Abends, im fröstelnden Schauer heftiger Windstöße, im kraftlosen Licht einer bleichen Sonne umfing, skizziert Gerhart Hauptmann die Periander-Tragödie, wie sie schon damals fast ein Menschenalter lang neben ihm hergegangen sei. Er sieht dieses Drama ganz umhüllt von der schweren dunkelglühenden Leidenschaftslohe, die über solchen altertümlichen Stoffen der Blutschande und des Familienhasses zu lasten pflegt, und rechnet es unter die grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche. Ob es ihm gegeben wäre, diese Tragödie so auch zu gestalten, wie er sie in düsteren Ahnungen umrißhaft gesehen hat, möchten wir bezweifeln; sicher aber wäre er an den grausigen Stoff mit ursprünglicheren Sinnen und nackterer Brust herangetreten als Heinrich Lilienfein in seinem vom Dresdner Kgl. Schauspielhaus aufgeführten Drama „Der Tyrann" (Stuttgart, Cotta).

Wer dieses Schwaben feine, leise und seelisch innige Art kennt, weiß von vornherein, daß er ein linderndes Medium, ein dämpfendes Glas braucht, um sich diesem flammenden, die Othello- und die Hamlet-Tragik verschmelzenden Stoffe zu nähern. Lilienfein macht es ungefähr wie Geibel, als er sich an den Brunhildenstoff wagte: er verständlicht und vergegenwärtigt die Gestalten der Sage, aber er verbürgerlicht und empfindseligt sie auch. So verlieren sie vieles von ihrer erschreckenden Furchtbarkeit, und der Verlauf getröstet uns bald eines begütigenden Ausgangs. Eine dramatische Dichtung, wie geschaffen für ein auf Würde, Geschmack und literarische Tüchtigkeit halten-

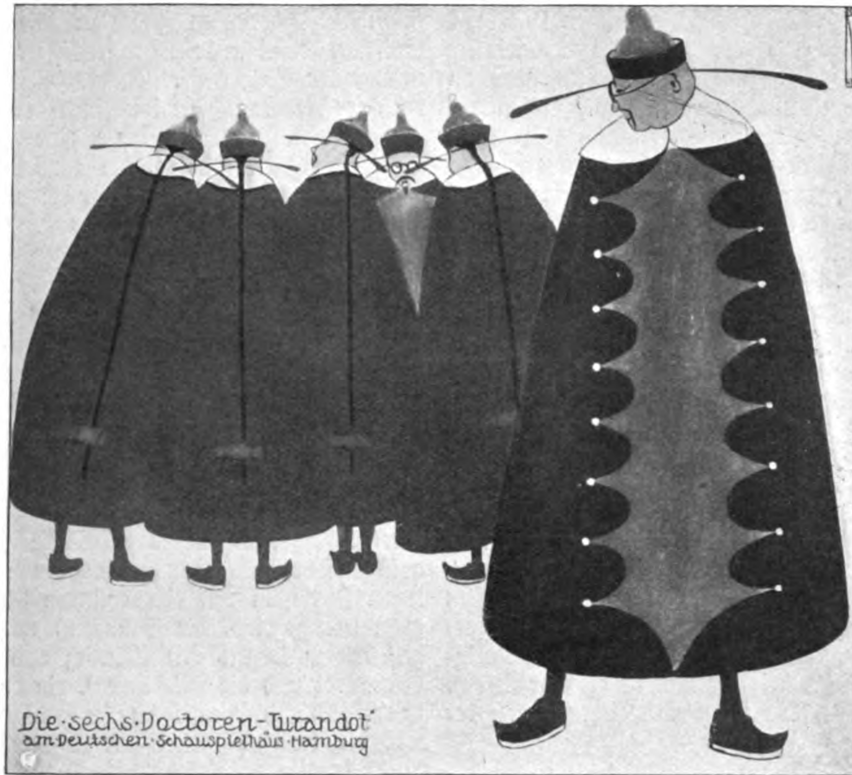
des Hoftheater, das noch nicht den Ehrgeiz aufgegeben hat, mit dem gewählteren Schaffen der Gegenwart in Verbindung zu bleiben. Ein Stück auch wie gemacht für das Kgl. Schauspielhaus in Berlin, das immer über Mangel an Produktivität klagt — wenn anders diese „Kunststätte" überhaupt noch die Absicht hat, sich über das Niveau des „Austauschleutnants" zu erheben.

Periander, der kluge und weise Tyrann von Korinth, hat vor Jahren in einem jähen Eifersuchtsanfall, genarrt durch einen schmählichen Betrug seiner Neider, sein über alles geliebtes Weib Melissa, hold und schuldlos wie Desdemona, erwürgt und den Knaben, den er von ihr hatte, in harte Verbannung geschickt. Seitdem ist sein krankes Herz von Schwermut umdüstert, und sein glänzendes Herrscherglück, seine wachsende Macht dünkt ihn nur ein grimmer Hohn, da doch seine Seele matt am Boden schleift. Die entsetzliche Tat zu sühnen, vielleicht auch die furchtbare Last seines Gewissens zu erleichtern, ruft er Lykophron, der inzwischen zum Jüngling herangereift ist, mit allen Ehrenbezeigungen zurück. Auch eine schöne und würdige Gattin hat ihm seine politische Klugheit gleich zum Empfang erlesen. Keine Geringere als Aglaia, die stolze Tochter des besten Bürgers von Korinth, des demokratischen Parteiführers Sosikles, soll die Seine werden; triumphierend, freudigen Dankes gewärtig, führt er sie dem Heimkehrenden zu. Aber Lykophron verschmäht sie — nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil sie seines Vaters, nicht die eigne freie Wahl der Liebe und des Herzens ist, wie es ihm allein für seine Braut taugen will. Doch bald finden sich diese beiden jungen stolzen Herzen von selbst. Nur ist hier nicht der Mann, sondern das Mädchen die Fordernde und Gebietende. Nicht mit schönen Worten und Gefühlen, mit einer Tat will Aglaias Liebe errungen sein: erst wenn Lykophron seinen Vater vor die schicksalsschwere Frage gestellt hat, wie Melissa, seine Mutter, starb, und Rache für diese Mordtat an ihm genommen hat, will sie sich ihm schenken. Lykophron schwört es ihr zu, aber sein weiches Herz, das nie zu hassen, das immer nur zu fühlen, nie zu handeln verstand, ist der Erfüllung dieses Schwures nicht gewachsen, so wenig wie Hamlet dem Rachegebot seines ermordeten Vaters. Der Tyrann, ein Herrscher auch noch unter dem Druck der Schuld und Schwermut, tritt, sobald er von der Verschwörung erfahren, dem zage Fragenden wahrhaft königlich entgegen und entwaffnet ihn durch Würde und offenes Selbstbekenntnis, ohne freilich mit aller Selbstdemütigung die Verzeihung und Liebe seines Kindes erlangen zu können. Da schnellt Perianders tiefgekränkter Herrscherstolz doppelt trotzig empor, und er beantwortet den Fluch des Sohnes mit erneuerter und verschärfter Verbannung:

Du willst den Vater nicht! Nur den Tyrannen!
Sei heimatlos! Und wer dir Gastrecht gibt,
Dich speist, dich tränkt, dich kleidet — sei's wie du!
Mein Sohn ist tot, und tot ist meine Liebe!

Damit schließt der dritte Akt. Der letzte findet nach dieser starken, wirkungsvollen Szene zwischen Vater und Sohn leider nur noch die Aufgabe einer wortreichen, aber stumpfen Wiederholung. Noch einmal tritt Periander in der Verkleidung eines Schiffers dem flüchtenden Sohn entgegen, noch einmal sucht er, jetzt sogar durch das Anerbieten der Krone, das Herz des Sohnes zu gewinnen. Vergebens. Vielmehr bekommt es jetzt, mehr sophistisch als überzeugend, der Tatenbare, der zu schwach war, seiner Mutter Mord an dem Vater zu rächen, sogar fertig, das Haupt des Frevlers mit einer ausgesucht grausamen Sühne zu belasten: während er selbst, ein freier Mann, die treue, demütige Liebe einer jungen opferfreudigen Sklavin zur Seite, in die weite Welt hinauswandert, soll Periander nun erst recht die qualvolle Macht der Tyrannis weiter tragen, und der so vom Herzen seines Kindes abermals Zurückgestoßene nimmt denn diese Strafe kalter Einsamkeit auch schicksalsergeben auf sich.

So wenig Lilienfeins Art und Begabung der düsteren Gewalt des Stoffes in seiner ungebrochenen Wucht und Größe gewachsen ist, so sehr er ihn erst der gezähmten Kultur einer nachgeborenen Empfindung angleichen muß, dennoch haben wir hier ein Werk vor uns, das höchste Sympathie und Achtung verdient. Die Sprache entbehrt bei allem Bilderreichtum nicht der charakteristischen Ausdruckskraft und einer Empfindungsprägung, die dem bloßen „Epigonen" und „Eklektiker" nie gegeben wäre. Aber auch der dramatische Aufbau, die Verkettung der tragischen Motive, der Dialog und die Charakteristik der Personen verraten ein Talent,

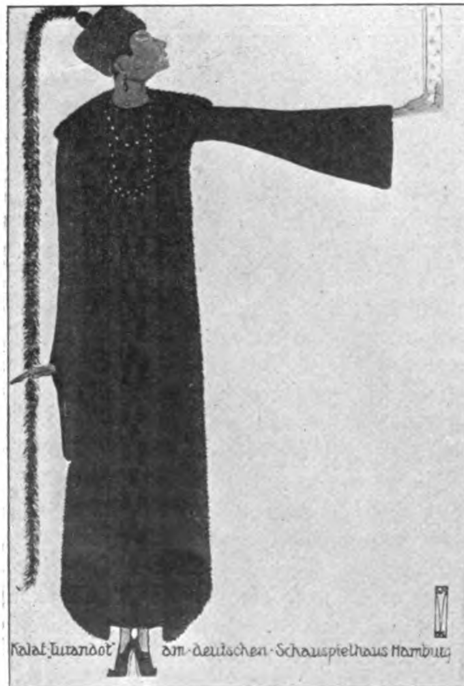


Figurinen von Ralf Voltmer für Gozzi-Vollmoellers „Turandot".

das sich seines Könnens ebenso bewußt ist wie seiner Grenzen, und das sich niemals verleiten läßt, für eine blendende Wirkung die feineren Werte der Vornehmheit, Schönheit und Wahrheit zu verkaufen. Wenn der Dichtung trotzdem die letzte, immer nur aus dem Innersten herauswachsende Überzeugungskraft fehlt, so liegt das mehr noch als an der bewußten Zurückhaltung des Dichters an der baren Unmöglichkeit, solchen starren tragischen Stoffen und Gestalten einer versunkenen Zeit die zwiespältigen Gefühlswirren von heute aufzupfropfen. Wer jene Schatten zu blutvollem Leben erwecken will, müßte ein visionäreres Auge und eine brutalere Faust haben und sich nicht scheuen, die Schlangenbrut all der Greuel und Schrecken aufzupeitschen, von denen Hauptmann, doch selber wohl mehr erschreckt als gelockt, an Ort und Stelle die antike Tragödie umzüngelt sah: Angst, Pein, Qual, Marter, Mord, Blutgier, Blutschande, Schlächterei. Aber gesetzt den Fall, der Dichter selbst erstarrte nicht davor, würden nicht die Zuschauer das Antlitz wegwenden von solchen Medusenhäuptern, da auch den ernstesten unter ihnen, wie den Griechen, das Theater längst nicht mehr eine Stätte religiöser Verzückung ist?

Als vor einem Jahre am Deutschen Theater in Berlin Gozzis „Turandot" in Karl Vollmoellers Bearbeitung aufgeführt wurde, haben wir schmerzlich bedauert, keine von den Szenenbildern und Figurinen zeigen zu können, die damals so viel von sich reden machten. Sie hätten zunächst vielleicht mehr verwundert als entzückt, sicher aber weit besser als Worte die ironisch-kapriziöse Note der neuen Bearbeitung und Inszenierung gekennzeichnet. Jetzt freuen

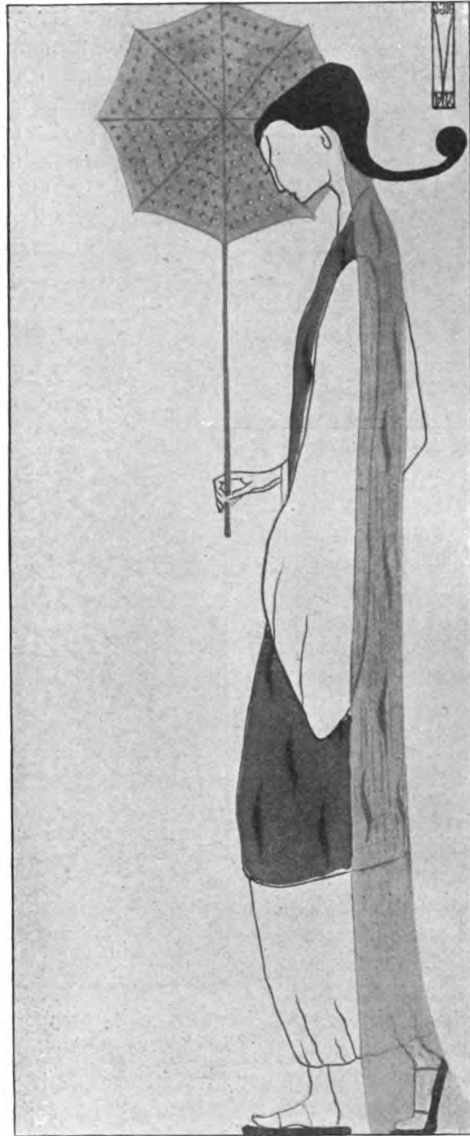
wir uns desto mehr, daß Hamburg nachholt, was damals Berlin versäumt hat, schon weil sich so einmal augenfällig belegen läßt, daß es nicht nur der verrufene überfeinerte Berliner Geschmack ist, der heutzutage an solchen Blüten kecker Laune und phantastischen Witzes Gefallen findet. Denn, wie Reinhardt in der Berliner, so hatte erst recht Dr. Hagemann in der Aufführung des Hamburger Deutschen Schauspielhauses für das Ganze eine ironische Note angeschlagen, ohne freilich die exotische Phantastik zu vernachlässigen. Daß er trotzdem jede einzelne Szene zu anschaulicher Bildlichkeit bringen konnte, verdankte er nicht zuletzt der Ausstattung, für die Ralf Voltmer, der künstlerische Berater am Deutschen Schauspielhause, die Entwürfe geliefert hatte. Namentlich die Kostüme erregten mit ihrem phantastischen Humor in Schnitt und Schmuck eitel Ergötzen und Bewunderung. Man kann das an den von uns wiedergegebenen Figurinen, wenn auch nicht bis aufs letzte auskosten — dafür fehlt ihnen die Farbe —, so doch nachschmecken. Das Pagoden- und Marionettenhafte, wie glücklich ist es hier betont, ohne doch den feineren Märchenreiz zu beeinträchtigen! Die Angleichung historisch-chinesischer Kleidformen an unsre neuzeitlichen Stilforderungen führte zu leise parodistischer, dabei aber wohlberechneter Verulkung der Ethnologie. Und doch wieder: bei aller Farbkräftigkeit im Sinne des neuzeitlichen Flächenplakats sollte eine Ernsthaftigkeit bewahrt bleiben, die alles burlesk Varietéhafte ausschloß. So war die gesamte Farbigkeit gleichsam diszipliniert und den jeweiligen Szenenstimmungen streng untergeordnet, wobei besonders auf Vereinigung und Auflösung von Gruppen und Aufzügen Rücksicht zu nehmen war, zugunsten der dekorativen Einheit. Das Material — dies erkennt man auch auf unsern Bildern — war durchweg gediegen: zumeist Seide, sonst eingefärbte Tuchstoffe. Auch die Absichten der Silhouetten- und Linienführung sind aus den Abbildungen wohl ersichtlich, nicht leider die der Farbenabstimmung. Diese führte aufs feinste abgestuft von einem warmen gelblichen Fleischton mit einem lichten Resedagrün (Truffaldino, die Eunuchen) über ein helles Kanariengelb mit Schwarz und Weiß (Turandot und die Sklavinnen), ein dunkles Chromgelb und Schwarz im Pelzwerk (Kalaf) und ein dunkles Violett mit Schwarz und Weiß (Kaiser Altoum und die Schloßwache) zum tiefsten Schwarz und zum kecken Kirschrot der acht Doktoren. So zeigte sich das launisch Aufgelöste am Ende doch wieder durch feste Stilprinzipien gebunden, und der Gesamteindruck war der eines freien, aber durch innere Rhythmik und Harmoniegesetze weise gebändigten Spiels.



Figurine von Ralf Voltmer für Gozzi-Vollmoellers „Turandot".

So wenig die Selbständigkeit der Voltmerschen Figurinenbilder angetastet werden soll, das wird man doch sagen dürfen: ohne die Anregungen Reinhardts und seiner bühnenkünstlerischen Mitarbeiter wäre ein szenisch-dekoratives Streben, wie es hier und an mancher strebsamen Bühne sonst noch zutage tritt, schwerlich zum Durchbruch und zur Anerkennung gelangt. Schon bildet sich ein zunftbewußtes Gemeinschaftsgefühl unter den deutschen Regisseuren heraus, und eine eigne Zeitschrift („Die Szene") dient dem Austausch ihrer Gedanken, Entwürfe, Erfahrungen und Wünsche. Außer diesen „Blättern für Bühnenkunst" gibt die Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände seit kurzem „Handbücher der Regie" heraus, in denen — nicht etwa fertige, schablonenhafte Regie-

bücher, sondern Material und Anregungen für die selbständige Arbeit des Regisseurs geboten werden sollen. Was er sonst in zahlreichen verstreuten Schriften einzeln suchen müßte, soll er hier gesichtet und zusammengedrängt finden und dadurch der Mühe zeitraubender Vorstudien überhoben werden. Zunächst ist eine solche Regie-Anleitung mit Winken für Textregie, Besetzung, Gestaltung des Bühnenbildes, mit Szenarium und Literaturverweisen für Shakespeares „Macbeth" erschienen (Berlin, Vita), worin namentlich durch neue Bearbeitung und ausführliche Regiebemerkungen viel für die schwierigen Hexenszenen getan ist. Ähnliche Zwecke verfolgen die entzückend ausgestatteten Oktavbändchen, die seit einiger Zeit bei Borngräber in Berlin erscheinen: Illustrierte Klassiker des Deutschen Theaters nach Inszenierungen von Max Reinhardt, nur daß diese Bändchen auch dem Laien für Kunstgenuß und Kunstverständnis unmittelbare Dienste leisten. Man stelle sich vor, daß man hier in anmutigen, handlichen Pappbändchen den unverkürzten Gesamttext des Dichterwerkes erhält, daß aber darin zugleich, übersichtlich, doch nicht störend, die Striche und sonstigen notgedrungenen Abweichungen gekennzeichnet sind, die bei den mit Recht berühmt gewordenen Klassiker-Aufführungen des Deutschen Theaters gelten — und man wird nicht mehr im unklaren darüber sein, welche Hilfen dem Zuschauer diese Bücher bieten. Dazu findet man dann in Gestalt von Einschaltbildern all die markanten Schauplätze und Gruppen des Spiels veranschaulicht, die den Reinhardtischen Inszenierungen ihren Ruf verschafft haben: beim „Sommernachtstraum" z. B. die stimmungsvollen Naturansichten, bei „Romeo und Julia" die bildhaft-malerischen Gruppen und Auftritte echt italienischen Gepräges, beim „Hamlet" die stilstrengen Raumbilder, bei den beiden Teilen „Heinrichs des Vierten" die äußerst bezeichnenden, klassisch-vorbildlichen Rollen- und Kostümtypen, ohne daß in einem dieser Fälle die andern szenischen Erscheinungen in ihrer Lebendigkeit und Phantasiefülle zu kurz kämen. Wie leibhaftig treten aus diesen kleinen schmächtigen Bänden die großen Erlebnisse unserer Ohren und Augen, wie wir sie in der Schumannstraße seit zehn Jahren hatten, erneut vor uns hin, wie dankbar dürfen wir sein, daß diese



Die kleine Sklavin. Figurine von Ralf Voltmer für Gozzi-Vollmoellers „Turandot".

Art von Illustration die abscheulich posierten Mimen- und Virtuosenbilder verdrängt hat!

Im Wiener Burgtheater herrscht noch immer das Provisorium, das Baron Bergers plötzliches Hinscheiden geschaffen hat. Doch wie es ungekrönte Könige, so gibt es auch unbestallte, deshalb aber nicht minder tätig regierende Direktoren. Hugo Thimig ist seit einigen Wochen tatsächlich der Leiter der ersten österreichischen Bühne, ob auch der Titel „Burgtheater-Direktor" ihm vorenthal-

ten bleibt. Daß es ein Komiker ist, der zu dieser Würde emporgestiegen, wird niemand wundernehmen, der weiß, wie ernst oder gar heilig solche „lustige Personen“ ihr Amt meist nehmen; bei Thimig nun gar, der sich als Sammler und Theaterschriftsteller längst auch die literarischen Sporen verdient hat, wird man um die nötige Reife, Klugheit und Erfahrung nicht bange zu sein brauchen. Bald vierzig Jahre gehört Thimig der Wiener Burg an — da werden sein Idealismus und sein Skeptizismus schon das heilsame Gleichgewicht gefunden haben. Spielen freilich darf er nun hinfort nicht mehr: ohne dies Opfer ist der Direktorsessel der Burg nach altem Brauch und Herkommen nicht feil. Seinen Goldonischen Truffaldino und Lessingischen Klosterbruder wird hinfort ein andrer geben müssen. Aber der Regisseur Hugo Thimig, der sich seit zehn Jahren von Spielzeit zu Spielzeit reichere Lorbeeren gepflückt hat, wird nun erst recht sich entfalten und bewähren können. Und vielleicht ist so eine Mischung von Praktiker des Spiels und Praktiker der Inszenierung das beste Rezept für ein Amt, in dem seit langem kein „bloßer Literat“ mehr recht glücklich geworden ist und recht glücklich hat machen können.

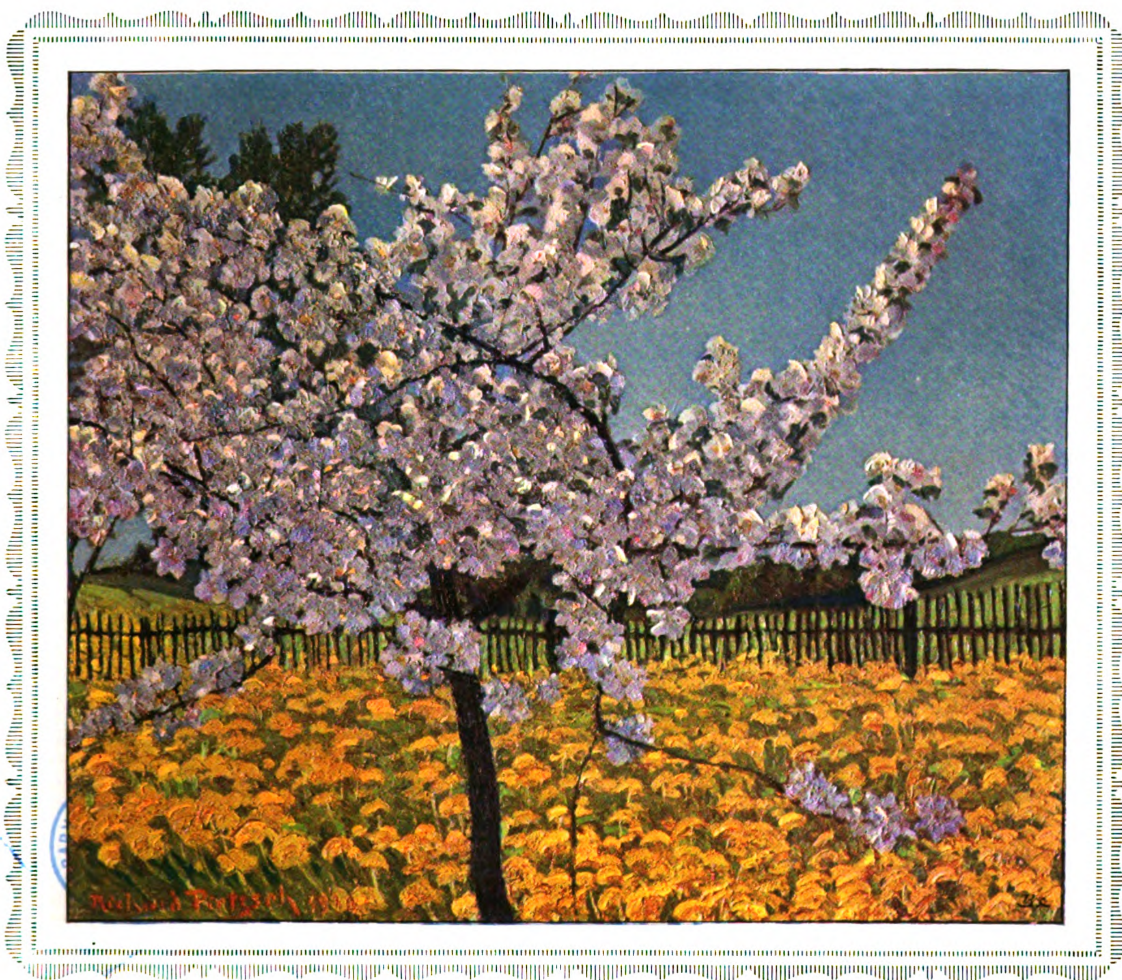


Phot. Piepner, Wien.

Hugo Thimig, provisorischer Leiter des k. k. Hofburgtheaters in Wien.

Freundeshand hat jetzt gesammelt und gesichtet, was über Otto Brahm, den am 28. November 1912 heimgegangenen Theaterleiter, unmittelbar nach seinem Tode gesagt worden ist. In einem Bändchen, das beinahe schon ein Buch heißen könnte (Berlin, Felix Lehmann), haben seine Freunde und Verehrer nun hinfort beisammen, was bei der Trauerfeier am Sarge Hauptmann, Schnitzler, Schlenther u. a., was bei der Gedenkfeier in seinem Lessingtheater Ernst Hardt, Alfred Kerr und wiederum Schlenther gesagt haben, und dann folgen noch über hundert Seiten mit Nachrufen aus der Presse und Beileidskundgebungen. Zuviel für einen, der mit dem Wort so sparsam haushielt wie dieser Mann der strengen Zucht und der geraden Tat! So viel Worte, wie hier über seine Urne ausgeschüttet werden, hat er selbst in einem ganzen Arbeitsjahr nicht gesprochen. Diese Art der Pietät — so gut sie gemeint sein mag — bleibt nicht mehr im Stil seines Wesens und seiner Persönlichkeit; sie tut einem Wehrlosen Gewalt an und entstellt ein Bild, dem man alles, nur seine spröde abwehrende Herbheit nicht nehmen darf. Und trotz der „Sichtung“ wieviel Wiederholungen und Überflüssigkeiten! Nicht schwer, sich vorzustellen, wie der Gefeierte selbst solch Buch aufgenommen hätte, wenn ihn dort drüben im Lande des Wesenhaften ein Exemplar hätte erreichen können. Vielleicht mit dem Wort des alten Joh. Manlius: „Gott schütze mich vor meinen Freunden“, vielleicht auch wortkarger mit dem, das er einem seiner Schauspieler entgegnete, als der sich eine, wie er glaubte, besonders wirksame Soloszene auf der Probe zurechtgemacht hatte und auf eine Anerkennung aus dem Munde seines Direktors lüstern war: „Hm — lassen Sie's weg!“

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Richard Pietzsch: Blühender Apfelbaum.

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 114. I Mai 1913

Die vier Ehen des Matthias Merenus

Roman von Karl Hans Strobl

IV

Herr von Hennigsen hatte einen schweren Katzenjammer. Der kam von der gestrigen Zecherei im Kabarett zur rotgeränderten Fledermaus mit nachfolgendem „Ende nie!“ Eine sinnvolle Feier anläßlich seiner Beförderung in die höhere Dienstklasse. Aber die Standesbeamtenschaft hatte man ihm gelassen, die hatte er behalten dürfen; und nun stand er im grauen Morgenelend und sah die Jahre seiner Tätigkeit an sich vorüberziehen wie einen Geisteraufzug in einer Moritat des guten Papa Raupach. Und hinten irgendwo war eine Menge, die murmelte unaufhörlich „Rhabarber, Rhabarber!“ Und das waren die unzähligen Paare, die er vor dem Tische des Trauungszimmers zusammengegeben hatte. Es war ein sehr bedrohliches Gemurmel, und Herr von Hennigsen schauerte bis in seine übernächtige Seele.

Da stand schon wieder so ein Paar.

Das waren Herr Matthias Merenus und Frau Asta, geborene Kalawaja, zweimal verehelichte und geschiedene Merenus, mit dem Schriftstellernamen Vera Norden. Noch immer konnte man an den Wänden die ungeheure Ausdauer des Erzvaters Jakob bewundern. Aber die gute Rahel war schon etwas schäbig geworden, und Jakob selbst sah aus, als hätten sich sämtliche in diesem Zimmer gestiftete Malheure auf seinen Scheitel gehäuft. Das kam alles von den vielen Rücken, die sich im Laufe der Jahre gegen diesen biblischen Ehegobelin gelehnt hatten.

Herr von Hennigsen warf aus schmalen geröteten wässerigen Augenspalten einen Blick auf die Papiere, die vor ihm lagen. Da zuckte es im grauen Morgennebel, eine blendende Helle schoß in seinen Jammer und gab ihm das Bewußtsein seiner Würde. Herrgott von Spandau! Er hatte vollständig vergessen, daß er heute zum drittenmal das Vergnügen hatte, Herrn Matthias Merenus mit seiner Gattin zusammenzufügen. Das war eine seltene Feier, und er hatte sich vorgenommen, sie durch einige seiner geistvollen Aperçus einzuleiten, die er nachher sorgsam in ein Buch eintrug, um sie nach seiner Pensionierung als „Gedankensplitter eines Standesbeamten“ zu veröffentlichen. Herr von Hennigsen genoß schon eine gewisse Berühmtheit durch seine Aperçus, wie manche Richter durch die Witze, mit denen sie einem Angeklagten den Kragen brechen. Jetzt fiel ihm aber nicht das kleinste Splitterchen ein.

Frau Asta betrachtete mit klugem Lächeln das geneigte Haupt des Beamten. Das Leben hatte allmählich mit allen Reichtümern dieses Scheitels aufgeräumt, und was links

und rechts noch stand, war ein schon grau- meliertes Gestrüpp. Nun stieß sie Matthias an. Zuerst hatte sie gezweifelt, ob es notwendig sei, ihre neue Ehe mit Matthias staatlich beglaubigen zu lassen. „Wir könnten ja ohne weiteres zusammenziehen," hatte sie gesagt, „wir sind reife Menschen, und was soll uns das Zeremoniell? Es bindet uns nicht stärker als unser freier Entschluß." Aber dann war die Einsicht gekommen, daß es gut sei, gewissen Vorurteilen zu begegnen, und die sentimentale Schwachheit, die selbst starkgeistige Menschen für symbolische Handlungen haben. „Wir wollen uns nicht auflehnen," hatte sie entschieden, und Matthias hatte Ja und Amen gesagt, wie er es auch gesagt hätte, wenn Asta sich hätte auflehnen wollen. Nun hatte es ein seltsamer Zufall gefügt, daß sie vor demselben Beamten standen, der schon zwei ihrer Ehen beglaubigt hatte. Das war wie ein Wink des Schicksals, ein deutliches Zeichen, daß es ihnen Gelegenheit geben wolle, noch einmal, unter ganz neuen Bedingungen, ganz von vorn anzufangen. Das bedeutete Astas Ellenbogenstoß in die Rippen, aus denen Gott Eva geschaffen hat. Matthias aber verstand nicht ganz und grinste nur über Herrn von Hennigsens kahlen Scheitel.

Der hob sich nun empor. Zwei verquollene Äuglein blinzelten Asta an. Oh, die war noch immer schön! Aber über diese Schönheit war etwas Respekteinflößendes gebreitet. Das war nicht mehr die mondäne Dame, die Siegerin in der Schönheitskonkurrenz von Blankenberghe, das war die starkgeistige Frau mit dem großen Ehrgeiz. Die Kämpferin für Frauenrechte, die Walküre Vera Norden. Ein leiser Versuch zu weltmännischer Ironie blieb im linken Mundwinkel stecken. Hier war keine leichtfüßige Koketterie am Platz, und Herr von Hennigsen war angesichts dieser blanken Stirn und dieser festen Augen recht froh darüber, daß er nicht in Versuchung war, ein Aperçu zu prägen. Diese Frau wäre imstande gewesen, eine geistreiche Bemerkung mit einem Lächeln in einen heillosen Blödsinn zu verwandeln. Herr von Hennigsen rettete sich in den Ernst der Situation und beeilte sich, mit vielem Respekt Herrn Matthias Merenus und Frau Asta als Mann und Frau zu erklären. Und wenn beim vorigen Mal in einem Winkel seiner Seele ein wenig Neidgefühl gewesen war, so hockte jetzt im selben Winkel ein ganz unverkennbares Bedauern mit Matthias Merenus.

Nach der Trauung bedankte sich Matthias bei den beiden weitschichtigen Bekannten, die ihm Zeugenschaft geleistet hatten, und fuhr mit Asta zu Onkel Anton. „Wir müssen ihn aufsuchen," hatte Asta gemeint, „wenn er es auch abgelehnt hat, zur Trauung zu kommen. Er scheint nach dem Tode der Tante etwas menschenscheu geworden zu sein."

Ja, Tante Katharine war tot und befand sich, wenn es im Jenseits eine Belohnung irdischer Verdienste gibt, ganz gewiß in einer Region, wo kein Staub ist und keine qualmenden Öfen und keine Fettflecke, wo nur die allervollkommenste Reinheit unmittelbar aus der Ewigkeit hervorquillt. Onkel Anton aber wohnte jetzt mit einer Haushälterin im Norden von Berlin, in einem Miethaus, das von oben bis unten von Kindergeschrei und dem Lärm klappernden Küchengeschirres und zugeschlagener Türen erfüllt war.

Ein schmutziges Frauenzimmer öffnete und schaute mißtrauisch durch den schmalen Spalt.

„Ich bin die Nichte", sagte Asta, „und möchte den Onkel sprechen." Da ging die Tür wieder zu und erst nach einer langen Weile zögernd auf.

Das Vorzimmer schien eine Rumpelkammer mit einem schmalen Gang zwischen aufgestapelten Kisten und Schachteln, die eine gemeinsame Sammetdecke von Staub hatten. Von der Decke herab hingen Girlanden von Spinnenfäden.

Onkel Anton bot in seinem Schlafrock und seiner ganzen Umgebung äußerlich das Bild seiner erfüllten Lebenssehnsucht. Er war unrasiert, seine Mundwinkel trugen die Spuren des Morgenkaffees, und er thronte in einem Durcheinander von Möbelstücken wie der König von Kramurien. Das Herbstlicht, das draußen so rein und leuchtend war, schien diesen Raum nur mühsam zu durchdringen.

Asta schien von dieser wüsten Wirtschaft nicht sonderlich ergriffen, aber Matthias schlug sich die Betrachtung, daß der alte Mann offenbar am entgegengesetzten Ende menschlicher Wohnungsmöglichkeiten angelangt war, unangenehm auf die Brust. Onkel Anton hatte ein meckerndes, verlegenes Lachen und einen scheuen Blick: „Ich habe die Gicht," sagte er, „Ihr werdet es mir nicht übelnehmen ..."

„Deshalb sind wir ja gekommen...“ erwiderte Asta. „Na, was sagst du dazu, daß wir schon wieder verheiratet sind?“

Onkel Anton schien den Gipsengel auf dem Ofen zu suchen. Da er an seiner Stelle ein verstaubtes Bierglas ohne Henkel gewahrte, wurde er unsicher. „Ich habe es ja gesagt,“ murmelte er, „Ihr seid füreinander bestimmt.“

„Na, es hat schon einigemal so ausgesehen,“ sagte Asta, „als ob du dich gründlich geirrt hättest.“ Und in diesem Augenblick sah sie wie ein kleines Mäderl aus, schalkhaft wie ein flatterndes Band, lustig wie eine himmelblaue Rüsche am etwas schwermütig gefärbten Gewand dieser Stunde. Matthias hätte sie so bewahren mögen, unter einem Glassturz, wie es die Großeltern mit sehr kostbaren Andenken getan haben.

„Wir leben jetzt in München, das weißt du ja,“ fuhr Asta fort, „als sehr gute Freunde, trotzdem wir uns bisher schriftlich massakriert haben. Aber nur unsre Ansichten bekämpfen sich, unsre Prinzipen, unsre Köpfe, — nicht wahr, Matthias? — nicht unsre Herzen.“ Da war alle Mädchenhaftigkeit fort, und die verdammte Starkgeistigkeit trampelte wieder auf den zärtlichsten Erinnerungen herum.

Onkel Anton blickte scheu auf, blinzelte Asta an, rieb sich das rechte Knie und schüttelte den Kopf. Matthias wußte nicht recht, ob über die Gicht oder über Astas Worte. Dann sagte der Onkel zaghaft: „Ich wünsche euch alles Glück.“ Aber es war zu merken, daß er dieses Glück für ein Ding ansah, das nur mit aller Vorsicht zu behandeln sei.

„Oh, wenn ich daran denke,“ fuhr Asta mit blanken Augen fort, vielleicht ebensosehr für Matthias wie für Onkel Anton, „wie sehr ich mich damals danach gesehnt habe, meinem Manne Gefährtin und ernste Freundin zu sein! Damals war ich noch sehr jung und dumm. Nun ist mein Wunsch erfüllt ... nicht ganz so, wie ich es mir gedacht habe ... aber doch annähernd. Nun stehen wir stark und selbständig nebeneinander. Und sie faßte Matthias' Hand, warm und ehrlich und ganz von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllt.

Onkel Anton suchte den Gipsengel und fand das henkellose verstaubte Bierglas. So ist das Leben, dachte er; es nimmt uns die Gipsengel und gibt uns verstaubte Biergläser. Die Gipsengel haben uns durch ihre unirdische Sauberkeit geärgert, aber sie haben uns Haltung gegeben. Die henkellosen Biergläser aber nehmen uns alle Spur von Würde. Und da war Onkel Anton unversehens ins prophetische Sinnieren gekommen. Man hörte ordentlich, wie der Schleier der Maja sank. „Ja, es ist vielleicht die größte Weisheit des Himmels,“ sagte er nachdenklich, „daß er uns die meisten unsrer Wünsche nicht erfüllt.“ Dann schrak er auf, sah unsicher um sich und warf einen schreckhaften Blick nach der Tür, wie ein Kind nach der Rute. Er schien zu glauben, daß er etwas Verfängliches gesagt habe. „Oh,“ sagte er nachdrücklich, „aber ich fühle mich sehr wohl. Ich bin in den besten Händen.“

Da faßte Matthias voll aufrichtiger Anteilnahme die Hand des Alten: „Wenn du Lust hast, so komm zu uns ... du bist uns zu jeder Stunde willkommen. Das weißt du doch.“

Und als er mit Asta aus dem Hause trat und der Gefahr entronnen war, von einem breitschultrigen Arbeiter, der das Ausweichen nicht kannte, in der Tür zerquetscht zu werden, sagte er: „Der arme Onkel Anton ... er wagt es nicht einmal mehr, sich zu beklagen. Das Vergnügen hat ihm Tante Katharine gegönnt.“ —

Am nächsten Tage fuhren die Wiedervermählten nach München zurück und begannen ihre dritte Ehe. Ganz genau nach dem Programm. Matthias mietete eine schöne Wohnung in Haidhausen, die war so vernünftig und modern eingerichtet wie diese Ehe selbst. Es gab keinerlei Kram aus vergangener Zeit in ihr, denn Matthias hatte sich in Unkosten gestürzt und eine ganz neue Einrichtung gespendet, die er beim Möbelhändler auf Raten genommen hatte. Es gab selbstverständlich in dieser Wohnung zwei Schlafräume, und in dem großen Arbeitszimmer standen zwei mächtige Schreibtische, so groß wie Katapulte, entsprechend der Bedeutsamkeit der Arbeiten, die von ihnen in die Welt hinausgeschleudert wurden. An diesen Schreibtischen saßen Matthias Merenus und Vera Norden und schrieben gegen und für die neue Frau, und wenn sie fertig waren, so lasen sie einander ihre Manuskripte vor, ehe sie versandt wurden. Und wenn Matthias Merenus von den grimmigen Schlägen der Frau Vera Norden gegen sein Haupt der Kopf rauchte, so konnte er in das Badezimmer hinausgehen und sich duschen. Dann waren sie wieder Matthias und Asta.

Die neue Ehe fand bei den Freunden und Bekannten der Wiedervereinigten die verschiedenste Beurteilung. Am tiefsten war Bertha Kohn getroffen. Sie schäumte zuerst vor Zorn und war leidenschaftlich über den Abfall der Freundin erbost. Auf einmal sah sie sich, die sich bisher über der Schönheit Astas selbst vergessen hatte, wieder in aller ihrer Dürftigkeit und Häßlichkeit. Der verklärende Schimmer der Freundschaft wich, und nichts hielt sie mehr über dem Sumpf ihrer Armseligkeit. Sie schwor, Asta niemals zu verzeihen. Auch Adele Messerschmidt zürnte in ihrem athletisch gebauten Gemüt, denn sie hatte neben dem Glauben an Asta auch eine Pensionärin in ihr verloren. Und sie war es auch, die ganz offen in der ersten Versammlung nach Astas Rückkehr aus Berlin auf den Verrat zu sprechen kam.

Aber Asta lächelte bloß: „Sind wir denn gegen die Ehe?" fragte sie. „Wir sind doch bloß gegen die Sklaverei in der Ehe. Meine Ehe ist nur die Probe auf unsre Grundsätze. Und daß es gerade Matthias Merenus ist? Ist es nicht ein ganz besonderer Triumph, neben ihm sich selbst und unsrer Sache treu zu bleiben? Im übrigen verlange ich von euch nichts, als daß ihr schweigt und abwartet."

Da schwiegen sie und warteten ab. Und als die neuen Kundgebungen Astas an Schwung und Schlagfertigkeit nichts vermissen ließen, da tanzten sie wieder wie früher die begeistertsten Indianertänze. Und in der Mitte des kriegerischen Ringelreihens stand Matthias Merenus an den Marterpfahl gebunden und sah zum Erbarmen aus. Denn wenn Astas Angriffe an Wucht und Schneidigkeit nichts eingebüßt hatten, so war es gleichzeitig klar, daß Matthias nicht mit demselben Elan zu erwidern vermochte. Seine Schärfe schien ihm genommen, sein Intellekt war wie breitgeklopft, und seine Logik knarrte wie ein schlechtgeöltes Paternosterwerk.

Matthias aber merkte an seinem Freunde Richard Gabrieli ein Herumdrücken um irgend etwas. Da lag eine Peinlichkeit, eine mißmutige Halbheit in dem sonst so offenen Kerl. Es gab etwas auf Richards Seele, was dieser gern losgeworden wäre. Und eines Abends, als die Dämmerung kam und das alte Vertrauen aus seinem Winkel hervortreten wollte und sich nicht getraute, da nahm Richard einen Anlauf und sprang über den Graben: „Du, Matthias," sagte er, „ich weiß nicht, ob meine Frage eine Gemeinheit ist oder aber ob ich eine Freundespflicht erfülle. Wenn ich also einen großen Blödsinn begehe, so vergiß nicht ... ich tu' es nur, weil ich dich sehr gern habe, du Nilpferd, du quadriertes. Meine Frau will nicht, daß ich frage ... aber ich glaube, wir müssen gegen das Weibsvolk doch solidarisch sein. Also ... na ... weißt du von der Geschichte in Rom?"

Matthias' Gesicht war mit der Dämmerung in eins geflossen. Ein Büschel Haare sträubte sich vor dem helleren Fenster. Das war wie eine Skalplocke. Nach einer Weile fragte Matthias mit starkgeistiger Gelassenheit: „Meinst du den Baron Maxenegg? Natürlich weiß ich davon. Asta hat es mir gesagt. Man muß Einsicht haben ... und die alten Vorurteile ablegen können. Wir sind reife Menschen."

Da tat es in den untersten Brunnentiefen von Gabrielis Wesenheit einen Krach. Das war der Stein, der ihm vom Herzen gefallen war. Aber er wunderte sich über Matthias. Gottes Donner! Vorurteile und Einsichten und neues Weibervolk übereinander! —

Nach Weihnachten wurde die Ausstellung geschlossen, und Gabrielis großes Bild „Das Erwachen" wanderte in das Sitzungszimmer des Frauenbundes „Zukunft". Es gab ein Fest, und Richard Gabrieli hörte im Frack eine prachtvoll aufgebaute Rede der Frau Vera Norden an, in der er als Maler der neuen Frau gepriesen und die symbolische Bedeutung des Bildes erläutert wurde. Und wenn Vera Norden besonders schwungvoll und großartig wurde, dann zwickte er Frau Anna, die strahlend neben ihm stand, unvermerkt in die Hüften.

Abends gab es dann ein fröhliches Festessen in seiner Wohnung. Ein paar gute Bekannte waren da, Bewunderer seiner Kunst und von Frau Annas hausfraulicher Grazie, zwei Herren von der Jury, ein sehr dekorativer General, Matthias Merenus selbstverständlich und Frau Asta in doppelter Eigenschaft als Matthias' Gattin und als Vertreterin des Frauenbundes „Zukunft".

Richard Gabrieli war in seiner gemütlichsten Laune: ein lautes, fröhliches Lachen, ein breitbeiniges Umherstehen und Hände-in-den-Hosentaschen-tragen. Und wenn er sie herauszog, so war es nur, um jemand

vergnügt auf die Schultern zu klopfen oder ein Glas zu ergreifen und jemand zuzutrinken. Trotz seinen italienischen Ahnen sah er aus, wie aus dem deutschesten Lehm geknetet, mit einem ausgiebigen Zusatz von Treuherzigkeit und Biederkeit. Auf Frau Anna aber, eine geborene Krautschneider aus Ulm, schien die ganze südliche Zierlichkeit, die Geschmeidigkeit, die Anmut vereinigt, die nur aus dem Namen Gabrieli abzuleiten war. Sie war immer von einer Anzahl von Gästen umwimmelt, und Matthias bemerkte mißbilligend, daß sie mit dem und jenem Blicke wechselte, als sei sie in ein ganzes Netz geheimer Beziehungen verstrickt.

Neben der Hausfrau wirkte Astas Schönheit durchaus ehrfurchtgebietend. Sie stand neben ihr wie die Zweckmäßigkeit harmonischer Gliederung neben der rosigen Unbesonnenheit. Asta wandelte mit einer unsichtbaren Krone dahin, und hinter ihr schien ein leuchtender Kometenschweif zurückzubleiben, in den sich niemand hineinwagte. Sie hatte einen alten Bekannten gefunden, den niedlichen Buchdrucker Mändl, einen Getreuen vom Nordseestrand, und hatte ihn in ein Gespräch gezogen. Herr Mändl stand vor ihr, respektvoll vornübergebeugt, und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er fühlte sich ungemein geehrt, aber er wäre lieber irgendwo in Sicherheit gewesen. Von Frau Asta strömte eine kühle Verstandesklarheit aus, und das war so wie beim Zahnarzt, wenn der Zahn unempfindlich gemacht wird, bevor er gerissen wird. Man konnte nicht wissen, ob nicht plötzlich so ein Instrument zum Vorschein kam und einem ein Stück Intellekt samt der Wurzel ausgezogen wurde.

„Oh ... ich weiß, welchen Aufschwung ... also, welchen Weg ... ich habe es verfolgen können ... ich habe doch für Ihren Verleger alle Ihre Bücher gedruckt ...“ sagte er, um seine Beziehungen zur Frauenbewegung festzustellen.

„Hoffentlich haben Sie sich nicht dadurch um Ihr schönes Gleichgewicht gebracht, daß Sie sie auch gelesen haben,“ lächelte Asta.

Herr Mändl starrte sie hilflos an und bekam ein Ameisenlaufen über seinen ganzen inneren Menschen. Wenn er jetzt nein sagte, so war er bis zum jüngsten Tag blamiert. Und wenn er ja sagte — diese Frau war imstande, ihn in eine Debatte zu verwickeln und seine Haut zu den übrigen Trophäen zu hängen. Schon sah er etwas Scharfes, Blinkendes, Gefährliches, ein Instrument von abscheulicher Geschliffenheit über seinem Haupte.

Da kam der Hausherr, nahm mit der Unbefangenheit eines reinen Toren den Arm Astas und führte sie zum Tisch. Frau Anna saß zwischen dem dekorativen General und dem reichen Bankier Wilhelm. Frau Asta bekam den Ehrensitz am oberen Ende der Tafel, und Herr Mändl dankte seinem Schöpfer und dem heiligen Gutenberg, dem Patron der Buchdruckerei, daß er ganz unten, ganz weit weg von Asta, neben Matthias Merenus Platz nehmen durfte.

Es war ein übermütiges Beisammensitzen. Frau Anna sprühte wie ein Glas Champagner, aus dem Grunde ihres heiteren Gemüts stiegen unaufhörlich Bläschen, prickelnd und berauschend, einen feinen Duft verbreitend, daß alles fortgerissen wurde. Dann war ein Malgenosse da, Franz Ameseder, ein Mensch, langgestreckt und grün wie ein Grashüpfer, der machte zu Frau Annas Sprühteufeleien die trockenen Bemerkungen. Nur wenn Frau Asta etwas sagte, dann folgte immer ein kurzes respektvolles Schweigen, bis ihr endlich jemand behutsam recht gab. Herr Mändl erinnerte sich eines Sommernachmittags, an dem es Rosen geregnet hatte, Rosen am Nordseestrand. Aber wenn er jetzt zu jener Frau vordringen wollte, deren Sieg er damals mitbereitet hatte, da stand Frau Vera Norden mit lächelnder Ernsthaftigkeit im Wege, daß er schleunig umkehrte.

Neben ihm saß Matthias Merenus und war sehr schweigsam. Es gefiel ihm durchaus nicht, daß Frau Anna ein so leichtfertiges Blinken in den Augen hatte, und daß sich glitzernde Fäden zu der ganzen begehrlichen Bande zu ziehen schienen. Nur einmal fing er einen Blick der Hausfrau auf, der war für Richard bestimmt und schien so voll Spitzbüberei und verschlagener Keckheit, als sei er unmittelbar aus einem schmunzelnden Frühlingshimmel hervorgegangen.

Nach der Mahlzeit holte sie selbst die Ananasbowle und brachte sie in einer silbernen Terrine, die sie hoch emporhob, daß sie einen Augenblick lang aussah wie Tizians Tochter Lavinia mit ihrer Fruchtschüssel.

„Das ist unsre erste Anschaffung von den dreitausend Mark für Richards ‚Erwachen‘,“

lachte sie, „es war unser dringendstes Bedürfnis."

„Wir hätten noch mehr so dringender Bedürfnisse," seufzte Richard, „aber die Armseligkeiten des Lebens sind so robust. Das Notwendige siegt immer über das Überflüssige. Und das Überflüssige ist doch für den Künstler das eigentlich Notwendige."

„Sehr richtig," sagte der Bankier Willheim, „das sehe ich vollkommen ein. Übrigens sagt mir Ihre Frau, daß sich die Städelsche Galerie um Ihren ‚Herbst am Starnberger See' bewirbt. Ich möchte das Bild gern einmal sehen."

Franz Ameseder, der Grashüpfer, hatte eine Laute hervorgezaubert, kreuzte die langen Beine und begann mit einem tiefbetrübten Gesicht eine Schauerballade zu singen:

In Czaslaus Mauern lebte einst ein Schna—ider,
Er war die Zierde seiner Profeſſi—o—on ...

Es klang wirklich, als säge er mit den Flügeldecken über hornharte letzte Leibesringe. Frau Anna war schon wieder in ihre geheimnisvollen Einverständnisse verstrickt. Matthias sah, wie sie mit dem kunstbeflissenen Bankier tuschelte, daß dem das Herz unter der weißen Weste schwoll. Oh, Blindheit des Beteiligten! dachte er. Oh, betrugsfertige männliche Zuversicht! Da hatte ihn Richard auf Astas Vergangenheit gewiesen und sah das Feuer unter dem eignen Dache nicht.

Frau Anna sprang auf und zog den Bankier an der Hand nach sich: „Kommen Sie, Verehrtester, ich zeige Ihnen das Atelier. Da können Sie gleich den ‚Herbst am Starnberger See' bewundern!" Und der Hochbeglückte watschelte hinter ihr davon, und eine Tapetentür ging auf und zu, und ein paar Enttäuschte sahen sich an, ungewiß, ob sie sitzenbleiben oder folgen sollten. Matthias war in allen Abteilungen seiner Freundschaft empört und konnte nicht begreifen, daß der gute Richard so seelenheiter hinter seinem Glase bleiben konnte. Man sah doch diesem watschelnden Mäzen seine Verführungswünsche so deutlich an wie dem Tiger seinen Blutdurst.

Aber bei Richard schien sich die Ananasbowle in rhythmische Schwingungen umzusetzen, er faßte seine Nachbarn bei der Hand, befahl eine Kette zu bilden und stimmte an: „Wir sind vergnügt, wir sind vergnügt und haben's gar nicht nötig ...!"

„Nein, du hast es nicht nötig, wirklich nicht ..." brummte Matthias wütend wie ein Bilderstürmer, und dabei schwang er rhythmisch mit dem Oberkörper einmal nach links und wieder rechts, mit der ganzen Kette.

Nur Frau Asta hatte niemand anzufassen gewagt, und so saß sie abseits und blickte mit hellen lustigen Augen auf die Tapetentür. Sie fand an dieser entzückenden kleinen Frau wieder die Geschichte ihres Geschlechts bewährt. So war die Entwicklung der Frau. Solange sie noch dem Manne untergeordnet war, in Not oder in Liebe, so lange waren ihre Waffen im Daseinskampf die zierliche List, die anmutige Verschlagenheit. Unwillkürlich lächelnd, verglich sie Adele Messerschmidt mit Frau Anna. Adele war das Extrem des neuen Typus. Die übte jeden Tag ein psychisches Hantelstemmen und schlug mit Keulen drein. Oder Berta Kohn, diese konzentrierte Säure, dieser Explosivkörper voll Haß gegen die barbarische Ungerechtigkeit des Mannes. Wie weit war Frau Anna von dieser kritischen Einsicht und Betrachtung entfernt! Gewiß, sie wollte nichts davon wissen, ein neues starkgeistiges Weib zu sein. Und eigentlich hätte Asta sie verachten müssen. Aber sie konnte sich nicht helfen — sie liebte diese unbesonnene kleine schlaue Frau ... wie man seine eigne Vergangenheit liebt. Und ein ganz klein wenig Wehmut war dabei.

Es wurde immer deutlicher, daß in der Ananasbowle keineswegs ein Ansporn lag, sich mit einer ernsthaften Debatte auszuzeichnen, sondern daß eher eine Art von harmlosem Blödsinn entfesselt wurde. Der dekorative General erzählte Anekdoten wie ein Geschäftsreisender. Dann machte Franz Ameseder, der vielseitige Grashüpfer, ein Feuerwerk. Er trampelte mit den Füßen, klatschte auf die Gegend von andrer Leute Schenkel, zischte heftig, steckte dann den Finger in den Mund und zog ihn mit einem Knall heraus. Und der begeisterte Publikus machte: Aaaaa!

Während des allgemeinen Mundaufreißens ging die Tapetentür auf, und Frau Anna und der Bankier traten ein, als kämen sie zu einer für sie bestimmten Ovation. Frau Anna war vom Kopf bis zu den Fußspitzen von Schalkhaftigkeit umsprüht, sie sah aus wie aus dem übermütigsten Sommernachtstraum, und die Spitzbüberei flammte allerenden aus ihren Haaren wie ein Sankt Elmsfeuer. Herr Willheim aber war ganz

erhitzt und von Leidenschaft gesotten und stand ein wenig unsicher auf dem Boden der Situation.

Frau Anna aber flog auf Richard zu, packte ihn bei den Händen und wirbelte ihn herum: „Denk dir nur ... denk dir ... Herrn Willheim gefällt dein ‚Herbstabend am Starnberger See' so gut ... er will ihn der Städelschen Galerie nicht lassen ... er vergönnt ihn ihr nicht ... er kauft ihn selber ... achttausend Mark, nicht wahr, Herr Willheim?"

Der plattfüßige Mäzen nickte beklommen.

Da wurde seine Hand von Richard gefaßt: „Abgemacht," sagte der Maler, „Ihnen lass' ich das Bild gerne ... Sie verstehen was davon."

Franz Ameseder aber nahm seine Laute, griff machtvoll in die Saiten und brüllte: „Heil dir im Siegeskranz ..." und die allgemeine Begeisterung stieg bis zur Gefahr der Wohnungskündigung. Und dann schwamm alles rettungslos auf den Wogen einer zweiten Ananasbowle.

Als Matthias und Asta im Morgengrauen die Ludwigstraße entlang nach Hause gondelten, quollen ihm zwischen allen Fugen seines inneren Menschen die betrüblichsten Betrachtungen hervor. Über die ganze Welt schien ein unsäglicher Katzenjammer ergossen. Sogar die Löwen vor der Feldherrnhalle hatten alle Würde eingebüßt und sahen aus wie die nassen Pudel. Es war Tauwetter eingetreten, und der abends gefallene Schnee quatschte sehr großstadtmäßig unter den Füßen. Matthias merkte an einer Nässe an seinem rechten Fuß, daß eine tückische Schuhsohle nur auf schlechtes Wetter gelauert hatte. Das gab seinen Gedanken eine besondere Bitterkeit. Seine Weltanschauung war mit Haut und Haaren jenen Philosophien ausgeliefert, die aussehen, als seien sie infolge nasser Füße entstanden. Obenan im System stand die neuerlich bestärkte Überzeugung von der Ruchlosigkeit der Frau. Und trotz seinem Schmerz um die Ehe seines Freundes konnte Matthias nicht ganz einer gewissen Befriedigung entsagen. Sein Standpunkt war wieder fester geworden, sein durch die Nähe von Astas Schreibtisch gefährdetes System hatte ein stärkeres Rückgrat gewonnen. Daß ihm die Geschichte mit diesem Maxenegg begegnet war, das war eine Sache für sich und gehörte nicht hierher. Sie betraf nicht Frau Asta Merenus, sondern Frau Vera Norden und lag in einem Zwischenreich, über das niemand Rechenschaft zu fordern hatte. Ein Experiment, die Probe auf eine Theorie entstanden aus dem Bedürfnis eines starken Geistes, die Vielfältigkeit menschlicher Beziehungen, insbesondere der Beziehungen zwischen Mann und Weib, gründlich kennen zu lernen. Aber Frau Anna Gabrieli, die nicht zu den Starkgeistigen gehörte, hatte kein Recht zu solchen Versuchen, ihr Tun fiel unter die alten Normen.

Es wurde immer wüster in Matthias' rechtem Schuh. „Ich werde ihm morgen die Augen öffnen," brummte Matthias.

„Wem?" fragte Asta, und Matthias sah im aufgestellten Pelzkragen ein verwundertes Gesicht.

„Meinem Freunde!" sagte er.

„Worüber?"

„Ich kann nicht zugeben, daß er betrogen wird."

„Du glaubst doch nicht ..."

„Na ... was denn sonst? Es ist doch sonnenklar! Seine Frau hat alle Anlagen dazu. Und wenn es noch nicht geschehen ist, so ist es doch gar nicht weit davon. Dieser scheußliche Willheim ... und Frau Anna tut sich gar keinen Zwang an. Ich bin empört."

„Oh!" sagte Frau Asta und sah Matthias von der Seite an, daß er sich plötzlich selber gleichgewichtslos vorkam. Die Blicke Astas hatten manchmal eine gewisse Art liebevoller Bevormundung, gegen die sich nichts machen ließ.

Asta blieb stehen. „Ich will dir etwas sagen, Matthias ... ich ehre deine Überzeugungen von der Minderwertigkeit der Frauen. Ich will dich nicht auf unsre Seite ziehen, das wirst du mir bestätigen. Aber du darfst kein Unrecht begehen. Anna ist so keusch und rein wie keine andre Frau. Ich kenne sie wie mich selbst. Ihre Seele würde selbst vor der verblichenen Tante Katharina in ihrer Reinheit bestehen. Es gibt vielleicht in ganz München keine zweite so gute Ehe ... außer der unsern."

„Also, was soll denn das? Was bedeuten diese Heimlichkeiten? Dieses Anschauen und Abseitsgehen?" fragte Matthias gänzlich verstört.

„Das will ich dir sagen. Herr Willheim hat Gabrielis Herbstbild gekauft. Das bedeutet die Umsetzung einer getäuschten Hoff-

nung in Kunstverständnis. Richard Gabrieli ist ein armer Maler gewesen, dessen Bilder unverkäufliche Schwarten waren. Frau Anna bringt ihm seine Bilder an. Sie ist sein Kamerad und sein Bilderagent und hört nicht auf, seine Geliebte und seine Frau zu sein. Die Dummheit des Männchens tappt zu. Und Frau Anna dreht ihr eine allerliebste Nase."

Jetzt sagte Matthias: „Oh!" Und dieses Oh war so groß und rund wie ein Rahmen und hing fast gegenständlich in der feuchten Winterluft. Und in dem Rahmen saß das Bild einer entzückenden Frau, die ganz Liebe und Schlauheit und sieghaft lächelndes Beherrschen dumpfer Triebe war. Schattenhaft flog die Erinnerung an eine fast schon legendarisch gewordene Oberlehrersgattin vorüber, ein kurzlebiges Vorbild aus einer versunkenen Ehe. Und dann sah Matthias auf einmal zwei große Schreibtische vor sich, wuchtig wie Katapulte. Und an dem einen saß Matthias Merenus, an dem andern Vera Norden, und sie schrieben Artikel, in denen sie sich herzhaft befehdeten. Da quoll eine bittere Sehnsucht herauf, ein schweres Weh um etwas unwiederbringlich Verlorenes, und es war Matthias, als müsse sein Herz in Scherben gehen. Und auf einmal bekam er einen kleinen Schlag in den Nacken, und etwas Nasses, Kaltes rann ihm in den Hemdkragen. Er sah sich um. Da stand Frau Asta mit dem Pelzmantel im Winternebel der Maximilianstraße und hatte schon einen zweiten Schneeball fertig, und den bekam Matthias mitten auf die Nase, daß es nach allen Seiten spritzte. Und dazu lachte sie wie ein Pensionsmädel am ersten Ferientag, und siebentausend ananasduftende Kobolde schienen losgebrochen. Frau Vera Norden hatte einen heftigen Rückfall bekommen, raffte den Pelzmantel zusammen und lief davon. Da tat Matthias' Sehnsucht einen gewaltigen Hopser, und er lief ihr nach und fing sie gerade am Beginn der Maximilianbrücke über der weißgrau schäumenden Isar. „Was soll ich mit dir machen?" keuchte er.

„Gib mir einen Kuß!" lachte sie.

Und Matthias tat es. Und der brave König Max drehte sich auf seinem Denkmal um und freute sich bis in sein steinernes Herz hinein, daß die Verfassungsurkunde in seiner Hand wackelte. Zwei grönländisch vermummte Straßenkehrer der königlichen Residenzstadt München, die da standen und, ihre Besen im Arm, sehr umständlich mit ihren Pfeifen zu tun hatten, teilten den königlichen Humor keineswegs. Sie waren im Gegenteil voll Zorn über die Leute, die auf dem Wege ins Bett so übermütig sein können, während andre im Morgennebel so angestrengt arbeiten müssen.

Und noch jemand hatte den Kuß auf der Brücke gesehen. Das war der Buchdrucker Mändl, der behutsam in einiger Entfernung hinterdreinzappelte, damit man nicht dahinterkomme, daß er mit dem Ehepaar Merenus denselben Heimweg habe. Und er schüttelte den Kopf und verstand nicht, wie Matthias Merenus vor Frau Vera Norden so wenig Respekt haben könne, seine Frau zu küssen.

Aber Matthias Merenus begriff es am nächsten Morgen selbst nicht recht. Denn da saß Asta, in Frau Vera Norden zurückverwandelt, wieder am Katapult und war so starkgeistig und unabhängig wie nur je.

„Willst du nicht auch arbeiten?" fragte sie nach einer Weile mit ernsthaft gerunzelter Stirn, „du hast doch vor drei Tagen einen Artikel gegen das Wahlrecht der Frauen begonnen. Ich bin neugierig, zu hören, welche Gründe du noch vorbringst. Du mußt dich ein bißchen zusammennehmen. Die Exposition hat mir recht gut gefallen ... aber die Details sind bis jetzt noch schwach."

Matthias setzte sich, ergriff einen Federhalter und versenkte sich in das liebliche Spiel des Ausprobierens einer neuen Feder. Das war eine umständliche Angelegenheit und schließlich nicht ohne Bedeutsamkeit. Ein Spiel, von dem etwas abhing. Wenn die Feder ordentlich schrieb, dann kamen die Gedanken viel leichter. Und so eine handwerkliche Hilfe war nötig, denn seit einiger Zeit stauten sich die Gedanken in Matthias' Kopf und verloren ihre ehemalige Dünnflüssigkeit. Wenn Matthias eine Stunde der Gehobenheit hatte, dann sagte er sich, das komme davon, weil sie zu ungestüm zum Ausgang drängten. In den Perioden der Niedergeschlagenheit aber sinnierte er in sich hinein, daß aus dem klaren murmelnden Gewässer von einst ein Sumpf geworden sei mit Schlammbildung und zähen Pflanzenverfilzungen.

Also gut, sagte er sich, schreiben wir weiter. Wir wollen schon sehen, daß die De-

tails auch zu Kräften kommen. Er saß und starrte mit zusammengebissenen Zähnen die letzten Sätze von vorvorgestern an. Die waren ihm, als habe sie ein ganz andrer geschrieben. Es führte keine Brücke in diese gesegnete Vormittagsstunde hinüber. Es mußte irgendwo ein geländerloser Brunnen in seinem Intellekt sein, in den unbehütete Gedanken bisweilen hineinfielen. Und dann störte ihn irgend etwas. Das war die Büste dieses niederträchtigen Frauenzimmers, der Mary Wollstonecraft, die über Astas Schreibtisch stand und spöttische Gesichter machte.

„Du, Asta," sagte er, „möchtest du dieses Bild nicht anderswohin hängen?"

Asta sah ihn, aus eifrigem Schreiben gerissen, höchst erstaunt an: „Welches Bild?"

„Das dort!"

„Ach, das ... das hängt doch sehr gut hier." Und sie schrieb schon wieder weiter, mit der schönen Zuversicht der ehrlichen Überzeugung.

Matthias seufzte und legte sich sein Handwerkszeug von neuem zurecht. Auf seinem Schreibtisch war alles rechtwinklig geordnet. Links die beschriebenen und rechts die unbeschriebenen Papiere. Das vierkantige Tintenzeug stand rechts oben neben dem Manuskript, das Stahllineal lag quer vor dem Briefbeschwerer, die Korrespondenz stak in einem kleinen Fächerkästchen. Es war ein peinlich sauberer Schreibtisch, auf dem alles sehr systematisch und schematisch ausgerichtet war und man im Finstern finden konnte, was man brauchte, ganz unähnlich seinem Nachbarn. Er sah neben diesem aus wie eine Kaserne neben einem Trödelladen. Asta war mit Behagen in eine wildwüchsige, tropisch-üppige Unordnung versenkt. Afrikanische Urwaldstimmung war über diese papierne Welt gebreitet.

Matthias nahm bedachtsam sein Lineal und unterstrich den letzten Satz von vorvorgestern. Er unterstrich sehr gern und immer fein säuberlich mit dem Lineal, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. Wenn Asta einen Strich hinsetzte, dann tat sie es aus freier Hand und kümmerte sich wenig darum, ob er ausfiel wie ein Blitz oder eine ballistische Kurve. Matthias legte das Stahllineal wieder quer vor den Briefbeschwerer, seufzte ein wenig und sah zum Fenster hinaus. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und es schien, als habe die Sonne nur auf ein wenig Aufmerksamkeit gewartet. Sie kam ins Zimmer und legte sich breit über Matthias' Manuskript.

Matthias schob seinen Armstuhl zurück und stand auf. „Ich muß an die Luft gehen," sagte er, „ich habe gestern doch zuviel Ananasbowle getrunken."

Asta hob den Kopf, sie hatte entzündete Backen und schwitzte vor Eifer wie ein schwarzer Rettig. „Kommst du zum Mittagessen?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht ... ich möchte einen ordentlichen Spaziergang machen."

„Also ... auf Wiedersehen."

Noch eine Weile stand Matthias unschlüssig, dann ging er leise hinaus.

Asta hörte die Tür klappen. Sie warf die Feder hin, erhob sich und schlich an Matthias' Schreibtisch. Da lag das Manuskript, und es war nichts hinzugekommen als ein schöner, ordentlicher, schwarzer Strich unter den letzten Satz von vorvorgestern. Kopfschüttelnd begab sie sich wieder an ihre Arbeit unter dem wohlwollenden Angesicht der Mary Wollstonecraft.

Matthias suchte inzwischen im Vorzimmer sein andres Paar Schuhe. Das war gestern frischbesohlt vom Schuster gekommen, Matthias war selbst dabeigewesen, als es vom Mädchen übernommen worden war. Er hatte nicht Lust, die Schuhe von gestern wieder anzuziehen und wieder der Philosophie der nassen Füße zu unterliegen. Das Mädchen war nicht da, er hatte es längst bemerkt, daß dieses faule Frauenzimmer die Arbeitsstunden Astas benutzte, um bei den Freundinnen im Hause lange Besuche zu machen. Nach längerem Suchen fand er die Schuhe hinter einer Hutschachtel auf dem Vorzimmerkasten, wo sie entschieden nicht hingehörten.

Ach ja, sein Schreibtisch war die einzige Oase der Ordnung in dem genialischen Wirrwarr dieses Heims. Mama Rosina war tot, aber ihr Wesen schien jetzt in Asta recht lebendig zu werden. Das war die Kalawajasche Familieneigenschaft, das Erbe aus Polen, das nun auch in Asta zum Durchbruch gelangt war. Noch tauchte sie nicht das Semmelende in den Kaffee, aber sonst schwebte der Geist der mütterlichen Unbekümmertheit manchmal recht handgreiflich über den Räumen und Dingen.

Draußen war es wieder etwas frischer geworden, und die Schmutzlachen auf den

Straßen zeigten sternförmige Frostbildungen. Man ging über leise knisternde Kunstformen der Natur. Und zwischen den zerzausten Federwolken stand der ungeheure Doppelmaßkrug der Frauenkirche. In den Gasteiganlagen schoben die Kindermädchen die Wagen durch den Wintersonnenschein. Die Isar wühlte unten an den Quadern und um die Pfeiler einer Brücke, die heute im Morgendämmern einen Kuß gesehen hatte.

Matthias ließ den Kopf sinken und kam ins Sinnen. Es gab ganz gewiß keine seltsamere Ehe zwischen Buxtehude und Palermo als die seine. Die Küsse waren recht selten geworden, und die Ananasbowlen standen nicht zu jederzeitigem Gebrauch bereit.

Auf einmal grüßte jemand. Und das war Herr Nodnagel, Matthias' Hausherr. Sein Wesen war seinem Namen senkrecht entgegengesetzt, er sah aus wie das bürgerliche Wohlwollen und die Zufriedenheit mit der bestehenden Gesellschaftsordnung und hätte allen Aufrührern als Gegenbeispiel vorgehalten werden können. Aber jetzt hatte er eine unangenehme Beimischung von unbezahltem Mietzins, und sein Gruß senkte einen eisigen Schrecken in Matthias' Seele.

Herr Nodnagel ging vorüber, aber von dem Schrecken blieb eine bedeutende Schwäche zurück, spiralförmig zusammengedrehte Gefühle und schlotternde Gedanken. Da hatte Matthias jetzt trockene Schuhe und mußte wieder seinem biedern Hausherrn begegnen, damit seine Weltanschauung nur ja keinen höheren Schwung nehmen könne. Einen Augenblick lang hatte Matthias einen heftigen Zorn gegen sich selbst — wegen seines philisterhaften Vorurteils gegen unbezahlte Mietzinse und überhaupt gegen Schulden.

Die ganze Situation drängte mit Macht zum Hofbräuhaus. Für solche ungelöste innere Zerwürfnisse hätte jeder Seelenarzt ein Rezept mit den heiligen Buchstaben H. B. verschreiben müssen. Und nach einer Weile saß Matthias unter den naturgewaltigen Gewölben der Schwemme, garnierte seinen Mißmut mit Weißwürsten und Sauerkohl und goß obendrauf drei Maß H. B., bis er keinen Muckser mehr spürte.

Frau Asta hatte nachmittags Besuch. Adele Messerschmidt und Berta Kohn waren gekommen, und Alice von Puttvitz hatte sich elegant und schillernd mit hereingeschlängelt. Vera Nordens Empfangstag war der Donnerstag, und an diesem Tage waren fast alle Räume der Wohnung gesteckt voll eifriger Kämpferinnen für Ehefreiheit, Mutterschutz und Frauenwahlrecht. Aber auch fast jeder andre Wochentag brachte die Intimen zu der Führerin, um Neues zu berichten und Neues zu vernehmen. Gerade jetzt brodelte es im Kessel der öffentlichen Meinung ziemlich heftig. Es handelte sich allen Ernstes um die Erbauung eines eignen Vereinshauses, und das Für und Wider der Ansichten wurde bei Asta angelegentlich erörtert. Adele Messerschmidt war eigentlich dagegen. Sie sah eine Verödung ihrer Pension und der vegetarischen Speisehalle voraus, wenn alles Leben in einen andern Mittelpunkt strömen würde. Aber sie war so ehrlich, ihren eignen Vorteil der großen Sache unterzuordnen, wenn es denn einmal so sein müßte.

„Ich habe einen Einfall gehabt," sagte Asta, als man wieder auf das Hauptthema kam, „wie wäre es denn, wenn wir einen Teil unsers Hauses als Pension für alleinstehende Frauen einrichten und Adele die Leitung übertragen?"

Man saß im Salon neben dem Arbeitszimmer und hatte es sich auf den Sitzgelegenheiten so bequem als möglich eingerichtet. Es war dämmerig geworden, und der Schein der Laternen kam aus der Tiefe des Straßenschachtes, unsicher und verloren über Wände und Möbel tastend. Hier draußen in Haidhausen, nahe der Stadtgrenze, hatten die Laternen nichts mehr von der grellen Zuversicht ihrer Kameraden im Mittelpunkt des Verkehrs.

„Nun," fragte Asta nach einer Weile, „was meinst du dazu, Adele?"

Ein Grunzen kam aus der Gegend, wo ein gigantischer Schatten eine ganze Ecke ausfüllte. Adeles solid beschlagene Seele wehrte sich gegen die Rührung. „Du bist ein guter Kerl," murmelte sie.

„Ich meine, es ist eine Lösung. Überlege es dir!"

Berta Kohn war aufgestanden und begann mit auf den Rücken gelegten Händen auf und ab zu gehen. Ihre krummen Schultern traten hervor, wenn sie sich dem Fenster näherte, und wenn sie den Lichtstreifen querte, der von diesem Fenster zum Bilde Heinrichs VIII. an der Wand ging, so sah man ihr verbissenes, pergamentfarbiges Vogel-

gesicht. „Man fängt endlich an, uns ernst zu nehmen," sagte sie, „nur einige können sich durchaus nicht daran gewöhnen, daß wir auch Menschen sein wollen. Heute habe ich einen anonymen Artikel gelesen, der sich mit unserm Vereinshaus beschäftigt. Der Verfasser macht den Vorschlag, es ‚Allgemeines Frauenhaus' zu nennen. Das ist eine Gemeinheit."

Alice von Puttvitz lachte laut in die Dämmerung: „Wenn sie anfangen, so schlechte Witze zu machen, so fühlen sie, daß es nicht gut für sie steht."

Berta Kohn war am Fenster stehengeblieben. „Ich habe deinen Mann im Verdacht, Vera," sagte sie.

„Womit?"

„Daß er diesen Artikel geschrieben hat."

„Was fällt dir ein?"

„Ist es so unmöglich? Bei seinen Gesinnungen!"

„Es ist ganz unmöglich. Wir lesen einander vor, was wir schreiben. Das ist nicht von ihm. Er macht nicht einmal mehr schlechte Witze."

Alice klirrte mit der Kette ihres Lorgnons. „Es scheint, daß Sie ihn untergekriegt haben," sagte sie, und ihre Worte trugen einen Hauch von Ironie, „das ist der Ausgang Ihres Experiments. Vielleicht muß es so in der Ehe sein, daß entweder der eine oder der andre obenauf ist. Ich bleibe dabei, daß die ganze Einrichtung nichts taugt."

Astas Antwort ließ auf sich warten. Dann kam sie sehr weich und milde, fast versonnen: „Ich hätte mir ihn stärker gewünscht. Es war vielleicht ein Traum."

Bertas eifersüchtige Seele war qualvoll bewegt: „Wenn du wenigstens glücklich wärst," murmelte sie.

Da stand Asta auf, trat zu der Freundin und legte die Hände auf die armseligen verkrümmten Schultern: „Und wenn ich dir sage, daß ich trotzdem glücklich bin ... wirst du mich verachten?"

Draußen ging eine Tür, und Matthias' Stimme fragte nach seiner Frau.

Das Mädchen antwortete etwas.

„Ach Gott, sind die schon wieder da!" sagte Matthias, und das hatte einen sehr grimmigen Ton, es war ein gesprochenes Stirnrunzeln. Und da kam er auch schon herein und schnaubte in die Finsternis, wie ein Schlachtroß vor der Entscheidungsstunde. „Oh," sagte er, „die Herrschaften sitzen im Dunkeln. Ja, warum denn? Es werde Licht! sagte Gott, noch ehe er das Weib erschuf. Ich bin immer für Licht in allen Verhältnissen."

Es wurde Licht, und da sah man sogleich, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich war. Denn Matthias Merenus' Mannesmut war gehörig mit Hopfen und Malz gestärkt und gesteift, und seine Augen funkelten bedrohlich. Bisher hatte er die Tyrannei der Weiberbande immer ertragen. Er hatte es geduldet, daß man ihn geflissentlich übersah, daß man tat, als sei er nicht vorhanden. Und er hatte sich gern verzogen, wenn die streitbaren Garden angerückt kamen. Aber heute hatte er den Soldatenehrgeiz, nicht zu weichen, und trat mit keckem Schritt, wie weiland Ritter Delorges zwischen den Tiger und den Leuen — zwischen Adele Messerschmidt und Berta Kohn.

Alice von Puttvitz nahm sogleich ihr Lorgnon vor, und ihr hübsches Puppengesicht verbreiterte sich vor lauter Spannung. Nun wurde die Sache endlich wieder einmal sportlich interessant. Hahnenkämpfe, Tierhetzen, Stiergefechte waren die Schwächen der jungen Dame. Man sagte ihr im Kreise intimer Bekannten nach, daß sie auf ihrer Spanienreise ein Verhältnis mit einem Toreador gehabt habe. Jetzt stand sie in zärtlichen Beziehungen zu einem Manne, der durchaus eine Flugmaschine erfinden wollte und sich bereits einmal beide Beine, drei Rippen und das linke Schulterblatt gebrochen hatte.

Ein angenehmes Gruseln überlief Alice, als sie jetzt Berta Kohn ins Auge faßte. Die bot einen außerordentlich schreckenerregenden Anblick. Sie sträubte sich stachelig gegen Matthias. Er wirkte immer als Kriegsdrommete, heute aber verlor sie alle Besonnenheit und warf sich in jähem Ansturm auf ihn.

„Sie haben recht, Herr Merenus," sagte sie, „ich bin auch dafür, überall Licht hineinzubringen. Vielleicht können Sie mir bei einer Sache helfen. Wir haben gerade vorhin davon gesprochen. Sagen Sie mir doch, ob Sie auch anonyme Artikel gegen uns schreiben?"

Matthias spürte sich in Gift und Galle eingehüllt. Aber er stand fest wie ein Gepanzerter im Drachenloch. „Anonym? Nein,

meine Gesinnung ist öffentlich bekannt ... ich brauche mich nicht zu verbergen."

Berta Kohns arme, kranke Menschenseele aber war voll Bitternis und Ungerechtigkeit gegen den Mann, der ihr die Freundin genommen hatte: „Ich meine ... es ist doch manchmal recht angenehm, unerkannt zu bleiben, wenn man so eine kleine Gemeinheit sagen möchte."

Da kam es bedauerlicherweise zum Vorschein, daß sich Matthias heute nachmittag unter den raucherfüllten Gewölben der Schwemme drei Stunden lang mit einem Droschkenkutscher unterhalten hatte. Über seiner guten Erziehung und den höflichen Umgangsformen lag eine grobe, rauhhaarige Pferdedecke. Er trat auf das Mädchen zu und sagte: „Sie...! Ich sollte Sie eigentlich senkrecht bei der Tür hinausschmeißen!"

Es wurde sehr still. Alice fühlte entzückt das Rollen des Bodens unter der Situation.

Asta erhob sich heftig: „Ich muß dich darauf aufmerksam machen, Matthias, daß die Damen meine Gäste sind. Ich habe gedacht, du seist ein Gentleman."

Da schämte sich Matthias schmählich, daß er sich gegen das arme, verbitterte Ding so betragen hatte. „Ja, da soll man dann ein Gentleman sein," murmelte er, „zuerst wird man angegriffen ....und dann soll man nicht vergessen, daß man ein Gentleman ist..."

Seine Niederlage war entschieden. Gebeugt unter ihrer Wucht, verließ er das Zimmer und suchte einen geschützten Winkel auf. Er hörte nichts davon, daß Asta der Freundin heftige Vorwürfe machte und daß Berta ihr weinend um den Hals fiel und sie hundertmal um Verzeihung bat. —

Asta berührte den Vorfall mit keinem Wort, und auch Matthias hütete sich, von ihm zu sprechen. Aber die Erinnerung an diese Stunde hatte ein warnendes Gesicht, und wenn Matthias jetzt Astas Freundinnen bei ihr wußte, beschrieb er einen großen Bogen um alle Möglichkeiten eines Zusammentreffens.

Der Winter wurde noch einmal sehr grimmig und machte die Isar zahm. Die Arbeitslosen durften Schnee schaufeln, und von den Schnurrbärten der Bierkutscher hingen die Eiszapfen. In der Dämmerung der Sonntagsfrühe wanderten die vermummten Gestalten zum Starnberger Bahnhof mit Schlitten auf dem Rücken oder langen Hölzern auf den Schultern. Die Welt hatte jauchzende neue Kraftgefühle gefunden, ein winterliches Beisammensein mit der Bergwelt, auf langgestreckten, gekrümmten Schlittenbahnen oder auf verschneiten Hängen, in denen die Schneeschuhe parallele Furchen pflügten. Der Wintersport war entdeckt worden.

Dann kam es warm von Westen her, die Schneehaufen sanken zusammen, die Isar wurde wieder laut. Und als die Oberfläche der alten Mutter Erde wieder für Kraut und Gras bereitet war, erschien eine Kohorte von Leuten mit Stangen, Leinen und Instrumenten und begann einen wüsten Bauplatz, ganz in der Nähe von Matthias' Wohnung, um und um zu vermessen.

Und dann knarrten die Ziegelfuhren, die Kalkgruben wurden ausgehoben und Erdhügel aufgeworfen. Ein Stück München wurde vollkommen umgekrempelt.

„Sie bauen uns ein neues Theater vor die Nase. Ein zweites Baireuth. Für Richard Wagner," sagte Matthias zu Asta. Und dann sagte er sehr vorsichtig: „Wir werden unsre Wohnung aufgeben müssen."

„Warum?"

„Na ... denk dir das aus! Die ganze Gegend wird im Sommer nichts sein als Lärm und Staub."

„Aber Matthias! Bis dahin! Wer weiß auch, ob es so arg wird. Und wo finden wir gleich eine andre so hübsche und verhältnismäßig billige Wohnung?" Und lachend fuhr sie fort: „Die Wohnung ist zwar deine Sache, aber du siehst — ich denke auch für deine Kasse!"

Da tat Matthias einen der großmächtigen Seufzer, die sich jetzt manchmal aus seiner Brust wölbten wie Domkuppeln, und er sagte nichts weiter...

An einem dieser blankgeputzten Märztage hatte Richard Gabrieli draußen die Haidhausener Erdumwälzung gemalt. Die feuchten, schweren Schollen, die blauen Arbeiterschürzen, die Schubkarren, die über die Laufplanken liefen, die Krane und Winden und Seile und die kraftvoll anfauchenden Rösser, das ganze heftige Getümmel der Arbeit, eingehüllt in den Atem der umgewühlten Frühlingserde, unter einem kreuzvergnügten Himmel in den allerschönsten bayrischen Landesfarben. Es sollte ein Gegenstück zu Menzels „Eisenwalzwerk" werden: „Der Bau." Und Frau Anna hatte gesagt: „Paß auf,

Richard, es wird ein Treffer, wenn im Katalog steht, daß das der Bau des Prinzregententheaters ist. Am Firnistag ist das Bild verkauft."

Gegen Mittag packte Richard Gabrieli zusammen und ging zu Matthias Merenus. Aber der war nicht zu Hause, und Asta hatte den Ausschuß des Frauenverbandes „Zukunft" bei sich. Da wandte sich Richard gleich dem Gastfreund aus Ägypten und ging. Er pfiff sich eins, denn er hatte ein paar Dinge hingemalt, die waren nicht von schlechten Eltern. Seinen Malkasten trug er festgeklemmt unter dem Arm, denn darin waren außer den Farben und dem Pappendeckel mit der Skizze auch noch Lebensfreude und Ruhm und Geld hineingepackt. Als er vor das Maximilianeum kam, warf er einen Malerblick hinauf. Er hatte immer seine Freude an dem großen Zug in dieser Bauwirklichkeit.

Da stand oben auf der Rampe ein kleines Männlein in Havelock und grauem Hut. Das sah vor den gewaltigen Massen des Baues ganz erbärmlich und zerquetscht aus. Aber in dem zerquetschten Männlein erkannte der Maler seinen Freund Matthias Merenus.

Er lief die Rampe hinauf und packte den auf die Brüstung Gelümmelten unversehens an den Schultern: „Heißgeliebter! Was tust du? Schau' mir keine Löcher in die Münchner Luft. Ich brauch' sie noch zu einigen Bildern!"

Matthias wandte sich um, und Gabrieli sah, daß er ganz in Verdrossenheit gehüllt war.

„Du bist es?" sagte Matthias.

„Ich war in deiner Wohnung ... Pardon, in eurer Wohnung... Asta hat den Generalstab bei sich."

„Ich weiß es ... ich bin inzwischen obdachlos."

„Schmeiß doch die Bande hinaus!"

Matthias tat einen Domkuppelseufzer: „Du kannst leicht reden!" Was wußte der Maler davon, wie das ist, wenn einem alle Herrengefühle beschnitten sind.

„Na ja..." sagte Gabrieli nachdenklich. „Aber weißt du, mein Lieber, das geht doch nicht so ... ich bemerke, daß dir alle Freudigkeit genommen ist. Du gehst herum, als ob dir die Hühner das Brot gefressen hätten... Donnerwetter, wer wird denn so die Ohren hängen lassen! Die Welt ist doch so eine ganz wunderhübsche Gelegenheit zum Dasein." Und Richard lümmelte sich neben den Freund auf die Brüstung und schaute mit hellen Augen hinaus. Da draußen, ganz in der Ferne, hatte diese wunderhübsche Welt einen blauen, gezackten, weiß eingefaßten Kamm. Dort waren Tannenwälder und Seen und Bauernhäuser mit blauem, wirbelndem Rauch und Sonntagsraufereien. Mut und Übermut im innigsten Verband, heilige Erlebnisse an Freude und Erhabenheit. „Ich habe einen Einfall," sagte er plötzlich und legte seine Hand auf Matthias' Arm. „Bitte, mach' keinen Witz ... ich habe wirklich einen guten Gedanken. Wir gehen miteinander in die Berge. Garmisch-Partenkirchen, Tegernsee und so weiter. Oben ist noch der Winter ... aber unten lacht schon der Frühling mit gelben Schlüsselblumen und Hahnenfuß und Leberblümchen. Was sagst du dazu? Zwischen Winter und Frühling auf und nieder steigen. Und die Zugspitze aufgetürmt über der ganzen Lustbarkeit. In drei Tagen bin ich aus der Skizze zu meinem Bild heraus. Dann fahren wir..."

Matthias ließ den grauen Hut sinken. Der Mißmut zog sich noch dichter um ihn zusammen: „Es wäre ja sehr schön," murmelte er, „aber es geht nicht."

„Lächerlich! Warum denn nicht? Man muß schon manchmal aus dem Göpel heraus. Deine Frau ist ja so ungeheuer vernünftig. Und du hast ja deine fassungsmäßig gewährleistete Selbstbestimmung."

„Es ist nicht das!"

„Na, was denn dann?"

Matthias wandte den Kopf ab. „Etwas sehr Dummes. Aber etwas sehr Entscheidendes. Ich habe kein Geld."

„Heiliger Strohsack! Das ist wirklich das Dummste, was einem begegnen kann. Ich weiß das sehr gut von früher her. Aber, mein Lieber ... ‚im vorliegenden Falle', wie unser Professor immer gesagt hat ... wenn du keins hast, ich habe eins. Mein lieber General von Hemichen-Waldstätten hat mir vor ein paar Tagen ein Dachauer Moos abkaufen müssen. Du weißt ... sie müssen, wenn sich's meine Frau in den Kopf setzt. Bei unsrer bewährten Freundschaft ... es ist mir ein Vergnügen...!"

Aber da löste sich Matthias von der Brüstung und trat vor dem Versucher zurück. „Nein ... nein ... nein!" sagte er heftig,

„du bist mir viel zu lieb, als daß ich dich anpumpen möchte. Du hast ja keine Ahnung, mein Lieber. Ich habe so viel Schulden wie der Hund Flöhe. Ich kenne mich nicht mehr aus. Pfändungen von allen Seiten. Ich muß eine teure Wohnung bezahlen ... ich stopfe ein Loch mit dem andern zu. Es ist ein niederträchtiges Leben ... immer die Angst, daß meine Frau etwas merkt ... dann wäre ich ja von vorn bis hinten blamiert. Du kennst doch unsern Vertrag."

Richard Gabrieli war bewegt. Er betrachtete den Freund genauer. Ja, sein Aussehen ließ zu wünschen übrig. Dieser Havelock und dieser graue Hut waren von einer recht merklichen Abgetragenheit. Die Zeiten der Blankenbergher Eleganz lagen ganz weit dahinten in der Vergangenheit.

„Ja ... aber ...", sagte er.

„Ich verdiene nichts," fuhr Matthias fort, „oder beinahe nichts."

„Das ist schlimm."

„Sehr schlimm! Die Zeit ist meinem Genre nicht günstig. Die Frauen haben alle Trümpfe in der Hand. Die Öffentlichkeit steht auf ihrer Seite. Meine Ansichten sind unmodern geworden. Und die wenigen Redaktionen, die noch auf der andern Seite sind, wollen meine Arbeiten nicht. Denen sind sie wieder zuwenig schneidig. Und dabei muß ich zu Hause schreiben, als ob ich, Gott weiß wie, beschäftigt wäre. Und dann das Gefrage, wenn nichts gedruckt wird." Lang zurückgestaute Heimlichkeiten brachen hervor, der ganze Jammer kleinlichen Lebensgedränges, doppelt armselig vor der Front des königlichen Baues, mit der Aussicht auf eine lustige Stadt und die fernen Berge.

Richard Gabrieli gab einen behutsamen Wink: „Dann ... verzeihe, aber ich rede ja nicht von einem Verrat, sondern von Dingen des Broterwerbs ... kannst du dir nicht irgendein andres Gebiet aussuchen? Schimpfe auf die Münchner Malerei oder fang an, über Musik zu schreiben, du verstehst so wenig davon, daß du gewiß Erfolg haben wirst."

Da machte Matthias eine heroische Gebärde: „Nein ... niemals ... niemals. Das würde so aussehen, als hätt' ich vor ihr die Waffen gestreckt. Das kann ich nicht. Lieber tot als Sklav'!"

Und er wandte sich und ging davon, in seinem Havelock und grauen Hut, ein Unterliegender, aber ein Held, neuen Kämpfen entgegen.

Richard Gabrieli packte seinen Malkasten fester und stieg die Rampe hinab. Auf der Isarbrücke blieb er stehen und schaute nachdenklich über das Geländer. Dann spuckte er in das schäumende Wasser und sagte: „Pfui Teufel!" Er meinte damit weder Matthias noch Asta, sondern die boshaften Mächte, die manchmal zwischen den Menschen stehen und sie nicht zusammenkommen lassen.

Die Sternbilder der Salvatorzeit waren am Münchner Bierhimmel aufgegangen. In der Nacht vor dem Anstich ritt Seine Hoheit, der Herr Kurfürst, höchsteigengespenstig auf seinem dicken Nudelbrettschimmel von der Residenz zum Nockherberg. Und wenn auch durch Seine Kurfürstliche Hoheit und durch dero Schimmel hindurch die Straßenlaternen sichtbar waren und die Helme der mitternächtlichen Schutzleute glitzerten, so war die Entkörperung doch nicht so vollkommen, daß der ganze Hochfürstliche Salvatordurst im Jenseits vergangen wäre. Und als die Hufe des Schimmels lautlos vor dem Keller hielten, da sprang die schwere Pforte auf, und Pater Barnabas, der Braumeister, stand in seiner braunen Kutte da, wie einst, lachte über das ganze Gesicht und reichte dem wohlaffektionierten Kurfürsten eine schäumende Holzkanne: „Salve pater patriae!"

Und Seine hochselige Gnaden, der Herr Kurfürst, neigten sich grüßend, erfaßten die Kanne und tranken, daß durch den blauen Leibrock das Bier als ein dicker brauner Strahl bis auf den Sattel hinab sichtbar war. Und Pater Barnabas freute sich unbändig über den geisterhaften Durst. Seine hochselige Gnaden schnauften gewaltig, machten die Nagelprobe und sagten dann mit ungemein wohlwollenden Mienen: „Ist annoch guet und süffig!"

Und da war das Salvatorbier für Stadt und Welt gesegnet. Und über der Vorstadt Au schoß ein Stern aus dem Himmel, das war ein Gruß von Sankt Gambrin.

Am nächsten Tage war München auf den Beinen. Der Nockherberg war ein zerevisischer Montsalwatsch, zu dem die Pilgerzüge aus allen Weltgegenden kamen, in weihevollster Bierstimmung, Frömmigkeit in der Seele und Entschlossenheit in den Ellenbogen, wenn es gelten sollte, sich eine Maß mit

Gewalt zu erkämpfen. Und jeder erste Schluck war ein andächtiges Gebet, und alle die erweiterten Münchner Herzen jubelten einen Dank.

Der März hatte eigens einen linden Abend hergegeben, daß man draußen sitzen konnte. Die ganze Welt war ein Geklapper von Zinn auf Steingut, ein Dampf von Würsten, ein Dröhnen von Schlägen, die Pipen in die Bäuche der vollen Fässer trieben, und ein Poltern von leeren, die sich im Hintergrund der Begebenheiten auftürmten. In der gedoppelten Wesenheit Münchens war heute die Kunst vom Bier vollständig unterdrückt.

Und sogar die Staatsgewalt, von der kein Mensch weiß, wozu sie eigentlich da ist, erwarb sich heute Sympathien, indem sie sich in den Dienst Sankt Salvators stellte. Die Polizei, die sonst nur das Überflüssige tut, tat heute einmal ausnahmsweise das Notwendige, indem sie auf dem Nockherberg den Bierverkehr regelte. Sie gab fein acht, daß der Zugang zum Schank nicht verlegt wurde, daß der Abgang gleichmäßig vor sich ging und es nicht etwa jemand einfiel, mitten im Strom stehenzubleiben und sich in seinen Maßkrug zu vertiefen, was sogleich Verwirrung und Unordnung hervorgerufen hätte. Sie wurde nicht müde, der Menschheit zuzurufen: „Rechts gehen und Kleingeld bereithalten!“ Kurz, die Polizei sorgte einmal auf rührende Weise für das Volk, daß jeder zu seinem Biere kam und niemand „derstoßen“ wurde. Heute hatte sie einmal volles Verständnis für die Instinkte der Massenseele.

Herr Nodnagel war am frühen Nachmittag aus seinem Haus gewichen und hatte sich einen Platz erobert, den er im Wechsel der Stunden festhielt. Er saß, mit dem Rücken gegen die Hofmauer, den Maßkrug vor sich, als ob er Pech auf den Hosen hätte. Sein Gemüt war in so vollkommenem Einklang mit der Weltordnung, daß er seiner Persönlichkeit weder etwas hinzufügen noch etwas von ihr hätte vermissen mögen. Er lag vor Anker und ließ alle Menschen wohlwollend an sich vorüber. „Sehn S',“ sagte er zu seinem Nachbar, einem Gerichtsvollzieher, der so aussah wie die Gerechtigkeit in einer volkstümlichen Ausgabe, „der dort drüben, der Herr neben der Frau im schwarzen Kleid ... daß ist der Herr Matthias Merenus, der wohnt in mein'm Haus ... er is mir schon wieder zwei Monat' den Zins schuldig ... aber ich vergönn' ihm's, er soll sich nur unterhalten ... der Mensch muß sein Salvatorfreud' haben. Heut' vergönn' ich ihm's.“

Herr Nodnagel ahnte nichts davon, daß vor einer halben Stunde ein schwarzer Kapottehut mit gelben Bindebändern auf dem Nockherberg aufgetaucht war und unter dem Hute eine heftig entrüstete Hausfrau, deren Blicke wie Falken flogen.

Matthias Merenus und Asta hatten sich mit Gabrieli und Frau Anna zum Salvator zusammengetan. Herr Willheim, der Buchdrucker Mändl und der langgestreckte Franz Ameseder hatten sich angeschlossen. Sie saßen zu sieben auf einem Raum, der sonst gerade dreieinhalb Erwachsenen genügt hätte, hatten Beine und Ellenbogen angezogen und waren kreuzvergnügt. Sogar Matthias hatte sein Sorgenbündel weggeworfen und dachte nicht mehr daran, daß er morgen wieder auf das gespannte Drahtseil mußte.

Franz Ameseder war schon wieder sangeslustig geworden. Er klapperte mit dem Krugdeckel und fühlte sich wohl:

Jetzt sammer, jetzt sammer, jetzt sammer unser siebene
Und hammer und hammer und hammer ka anzigs Paraplühü!

Aber der schwarze Kapottehut mit den gelben Bindebändern bedeutete auch für Matthias eine Wendung.

Auf einmal kam er hinter dem breiten Rücken eines dienstfreien Trambahnschaffners hervor und nahm den Kurs auf den ahnungslosen Herrn Nodnagel. Der sah mit jähem Entsetzen mitten in einer Erörterung über den Unterschied zwischen Pilsner und bayrischem Bier seine Gattin vor sich. Zuerst versuchte er es auf dem Verhandlungswege. Er wollte den schwarzen Kapottehut mit den gelben Bindebändern zum Bleiben bewegen. Aber Frau Nodnagel war das seltsam-unglaubwürdige Beispiel einer bierfeindlichen Münchnerin. Sie erklärte, es sei genug, daß er seit vier Uhr nachmittags beim Salvator sitze, und Herr Nodnagel sah ein, daß jeder weiteren Weigerung der Ausbruch der offenen Feindseligkeit folgen müsse.

Er erhob sich wie ein König, den man zur Abdankung gezwungen hat. Sein Gerechtigkeitssinn war in den Grundfesten erschüttert. Er wurde hier eingezogen und

abgeführt, gerade wo es erst ganz gemütlich zu werden begann, und drüben saß dieser Herr Merenus und sang, als ob er das beste Mietergewissen von der Welt hätte. Er sah dem Glücklichen vom Schicksal noch eine unendliche Reihe von Maßkrügen zugedacht. Da tat seine Gutmütigkeit noch einen letzten Zucker und verschied. Und an ihrer Stelle erfüllte seine Seele ein gelber Neid, so gelb wie die Bindebänder des Kapottehutes.

Als er an Matthias vorüberkam, erkannte der seinen Hausherrn, und ein Schnitt ging ihm mitten durch den Kehlkopf. Er fühlte sich fürchterlich ertappt. Irgend etwas flüsterte ihm zu, daß für ihn in diesem Augenblick Sack und Asche weit entsprechender wären als Salvatorbier und Sangeslust.

Herr Rodnagel gab Matthias einen Wink. Und als sich der zu ihm durchgequetscht hatte, sagte er: „Sie, Herr Merenus, ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht länger auf mein Geld warten kann. Morgen will ich mein Geld haben, sonst sind S' gekündigt."

Matthias stand da mitten im zerevisischen Getümmel des Nockherberges wie verdonnert: „Das hätten Sie mir auch anderswo sagen können," wandte er demütig ein.

Rodnagel aber hatte sein Herz verhärtet: „Ah was, wenn S' kein Geld haben, so brauchen S' auch nicht zum Salvator gehen." Und dann ging er, einigermaßen erleichtert, mit seiner Gattin, die mißtrauisch wartend neben ihm geblieben war.

Matthias quetschte sich wieder an seinen Platz, schmerzlich überzeugt, daß es auf der Welt nichts Ungemütlicheres gebe als einen Münchner, der beim Bier gestört worden ist. Seine gute Laune war brutal hingemordet, seine harmlose Selbstvergessenheit war zerstöbert wie ein Ameisenhaufen, daß alle Gedanken planlos und angstvoll durcheinanderliefen. Das häusliche Elend stand da, riesengroß, und Sankt Salvator war dagegen nur ein Tortenfigürchen. Matthias war kein fröhlicher Lebensbildner mehr. Er hatte keinen Zigeunerleichtsinn. Vor zwei Tagen war etwas Furchtbares geschehen. Ein silberner Becher war ins Versatzamt gewandert. Ein Ehrenpreis, eine Erinnerung an den Strand von Blankenberghe. Der Sand, der einst die zarte Form von Astas Fuß nachgebildet hatte, befand sich jetzt in einer Zigarrenschachtel, unten in Matthias' Schreibtisch. Diese ganze niederträchtige Wirtschaft hatte Herr Rodnagel heraufbeschworen. Das lag jetzt auf Matthias' Brust und beengte ihn wie ein Bronchialkatarrh.

Aber die andern ahnten nichts von Matthias' inneren Qualen und hatten den schönsten Salvatorschwung. Die Truddringer Bauernkapelle saß ganz in der Nähe und spielte einen G'strampften.

„Eins — zwei — drei — g'suffa!" kommandierte Richard Gabrieli. Da standen alle auf und tranken die Maßkrüge aus. Die Kunst war vollständig unter das Bier geraten. Der Augenblick kam heran, in dem alle Menschen Brüder und Schwestern wurden.

Hinten, unter einem kahlen Kastanienbaum, prügelten sie einen Preußen und schmissen ihn dann den Nockherberg hinunter. Der bajuvarische Löwe war losgebrochen und spazierte im Zacherlkeller herum. Es war acht Uhr geworden, und die Staatsgewalt mußte daran denken, den Nockherberg räumen zu lassen. Wer noch nicht genug hatte, mochte unten im Bräuhaus dem Sankt Salvator weiterdienen.

Franz Ameseder, der langgestreckte Grashüpfer, der auf der Welt nur drei Dinge zu verstehen schien: Malen, Singen, Trinken, sagte: „Herrschaften, und jetzt gehen wir und trinken im ‚Café Größenwahn' noch einen Schnaps."

Es war eine äußerst angenehme Vorstellung, auf die dicken braunen Fluten des weiland Pater Barnabas noch einen prickelnden Champagner zu setzen. Eine pikante Vorstellung: Brevier und mondäner Almanach, Litanei und Frou-Frou, Mönchskutte und seidener Unterrock. Man war mit Begeisterung dabei.

Und man fuhr in einer Droschke durch die Residenzstadt München, in der heute die Wachleute von ganz besonders hingebendem Bierverstand waren. Gabrieli und Ameseder saßen auf dem Kutschendach. Gabrieli hielt eine Ansprache: An mein Volk, und Ameseder versicherte jedem Begegnenden, daß sie ihrer sieben wären und kein einziges Parapluie hätten.

Dann bohrte man sich in eine rotplüschene Ecke und klingelte mit den feinen Champagnerkelchen der Mitternacht entgegen. Es klang ganz besonders lieblich und zart nach dem grobschlächtigen Geläut der Maßkrüge. Mat-



Lesser Ury: Holländische Mühle.

Zu dem Aufsatz „Lesser Ury“ von Max Osborn.

thias war der einzige, der nicht mitgerissen war und stumpfsinnig brütend über seinem Elend saß. Der Kosmos sah ihm aus wie eine einzige große unbezahlte Rechnung. Und je mehr er trank, desto größer wurde sie.

Asta legte ihm den Arm um die Schulter: „Was hast du, Matthias?"

„Ach, laß nur! Ein bißchen Kopfschmerzen."

„Du, Matthias!" flüsterte Asta an seinem Ohr, „die andern haben jeder zwei Flaschen gezahlt. Du mußt auch zwei zahlen."

Und ehe er etwas entgegnen konnte, war das Schreckliche geschehen und in seinem Namen zwei Flaschen bestellt. Die kamen laut der Merenusschen Eheverfassung auf seine Rechnung. Und dabei hatte er noch ganze siebzig Pfennige! Da erhob Matthias ein Hohngelächter und warf sich in die Arme einer verzweifelten Wurstigkeit. Man sollte sehen, daß er ein ausgewachsener Kavalier war. Und als man aufbrechen wollte, bestellte er noch einmal eine Abschiedsflasche.

Das letzte Glas trank er, wie Sokrates den Schierlingsbecher.

Dann trat er zu Asta: „Ich war nicht darauf gefaßt, daß wir eine so große Zeche machen würden," sagte er mit niedergeschlagenem Blick, „kannst du mir nicht fünfzig Mark geben?"

Asta lachte ihn champagnerfröhlich an. Es war so hübsch, daß das ganze Kaffeehaus so schön langsam im Kreise ging. „So viel du willst, mein Lieber," sagte sie, „ich habe Geld genug." Und sie öffnete ihre Börse und gab Matthias eine zerknitterte Fünfzigmarknote. —

Ein paar Stunden später fühlte sich Matthias aus dem Schlaf in den hellen Tag hineingetrieben. Sein Erwachen war so, daß er gewünscht hätte, gleich wieder ins Nichts zu versinken. Da hatte sich gestern etwas Entsetzliches zugetragen. Er hatte seine eigne Frau angepumpt. Aber dem durfte jetzt nicht länger nachgesonnen werden, sonst sanken ihm die Hände kraftlos herab. Und jetzt galt es, den ganzen Matthias Merenus beisammenzuhalten.

Er wusch sich mit Hingebung, suchte aus dem weiten Bauch seines Schreibtisches einige Manuskripte heraus und trat einen demütigenden Rundgang an. Aber wenn Matthias in eins dieser niederträchtigen Haustore trat, so grinste ihm gleich vom Treppenrande ein höhnisches Bedauern entgegen. Dazu tat der Märztag mit einer leichtfertigen Unbesonnenheit so, als sei schon der Mai gekommen, daß es in Matthias' Inneren um so schwärzer und hoffnungsloser aussah.

Um ein Uhr stellte er fest, daß bis an sein Lebensende kein anständiger Hund mehr von ihm einen Bissen Brot nehmen könne.

Es blieb nichts andres übrig, als Herrn Rodnagel um Aufschub zu bitten. Das war ein mühsames Schleppen bis in den ersten Stock vor die Tür des Hausherrn, als hätten sich sämtliche Schulden ganz Münchens an Matthias' Schuhsohlen geheftet. Aber der Verlauf der Angelegenheit war ganz merkwürdig, wie auf einer geölten, wohlvorbereiteten Bahn. Es ging so leicht wie das Fliegen im Traum. Das Dienstmädchen hatte jenes idiotische, plump verständnisvolle Grinsen nicht, mit dem sie Matthias sonst empfing.

Herr Rodnagel, der eben beim Speisen war, zog sogleich die Serviette aus dem Hemdkragen und begrüßte Matthias nicht wie einen Bittsteller, sondern wie einen liebwerten Besuch.

Matthias wollte sich zurückziehen: „Ich möchte nicht stören..." sagte er.

„Aber nein ... kommen S' nur," widersprach Herr Rodnagel und nötigte Matthias in den Salon, wo er ihn zwischen Schiller und Goethe auf ein kurzes Sofa setzte. Es zerbrach nichts, Matthias warf nichts von den Tischen herunter, verfing sich weder in dem Teppich noch in die gehäkelten Deckchen, nirgend tat sich ein Schlund auf. Alles ging wie am Schnürchen, und Rodnagel sagte mit seinem freundlichsten Gesicht: „Entschuldigen schon, Herr Merenus ... dürfen schon nicht ungehalten sein. Ich war halt gestern im Saft ... meine Alte hat schon manchmal so blöde Ideen ... und es waren ja auch a hübsches paar Maßeln."

„Ja, aber ... Herr Rodnagel," sagte Matthias trotz aller hausherrlichen Liebenswürdigkeit zaghaft, „aber ich muß halt noch einmal um Verlängerung..."

„Nicht ein Wort, bitte!" Rodnagel streckte die Hände vor mit einer feierlichen Gebärde der Beschwörung: „Nicht ein Wort. Is alles in Ordnung, bitte schön."

„Ja ... aber!"

„Alles in Ordnung. Der Monat April is auch schon geordnet!"

„Ja ... wer hat...?"

Herr Rodnagel rieb sich die Hände: „Darf ich nicht sagen! Kann ich nicht sagen! Amtsgeheimnis!"

O Gott, es geschehen noch Zeichen und Wunder! Es gab noch Münchner Hausherren, die über Nacht aus übellaunigen Grobianen in gutmütige Biedermänner zurückverwandelt wurden; es gab noch heimliche Wohltäter. Und während Matthias die Treppe zum dritten Stock hinaufstieg, durchsuchte er alle seine Beziehungen, um dahinterzukommen, wer ihm geholfen haben könne. Ob Gabrieli der edle Stifter gewesen war? Oder die Witwe in den besten Jahren, die ihm vor drei Wochen so zugesetzt hatte? Matthias Merenus war wie in einem Zauberwald verirrt, in dem das Erstaunen wohnt.

Ganz gewohnheitsmäßig nur fragte er Luise, das Dienstmädchen, ob jemand da gewesen sei.

„Ja ... der Hausherr war da!" sagte Luise.

In diesem Augenblick fiel Matthias ein Brett von der Stirn. Das war es! Asta! Sie hatte von seiner Bedrängnis erfahren! Sie hatte Rodnagel bezahlt! Zu dem Champagner von gestern war heute der Wohnungszins gekommen!

Matthias hätte sich vor Scham und Zorn am liebsten hingeworfen und heulen mögen. Oder etwas zusammenhauen! Oder fort — oder ... fort—lau—fen?! Dann wurde er still und ernsthaft und fand, daß es doch höchst seltsam sei, daß ihm seine eigne Frau als Helferin gar nicht in den Sinn gekommen war. Und daß er sich nun schämte, da er es erfahren hatte. Und wieder sah er eine kleine blonde Frau, eine schlaue, freudige Helferin, in einem Rahmen, der ganz aus schmerzlicher Sehnsucht bestand.

Er ging scheu an Asta vorbei und kam sich in seiner eignen Wohnung fremd vor, seit er wußte, daß seine Frau den Zins bezahlt hatte.

Auch Asta sagte kein Wort, und wenn sie lächelte, so tat sie es nur unter der Haut, daß Matthias nichts davon merkte. —

Der Gerichtsvollzieher Heenigmiller, der so aussah wie die Gerechtigkeit in einer Volksausgabe, war ein Mann von großer Gründlichkeit. Seine Handlungen und Erwägungen dauerten ungewöhnlich lange, aber sie waren dafür ungemein solid.

Und da Heenigmiller den Entschluß gefaßt hatte, sich heuer einmal gründlich das Salvator schmecken zu lassen, dauerte es drei Tage, bis er so weit nüchtern war, daß er wieder seinen Dienst besorgen konnte. Als sich seine Vorstellungen dahin geklärt hatten, daß die Straßen nicht mehr bergan liefen und die Laternenpfähle keine Anziehungskräfte mehr ausübten, nahm er seine schwarze Aktentasche, tat Bindfäden, Amtssiegel und Exekutionsbescheide hinein und ging los.

Der erste Exekutionsbescheid aber, der oberste von allen, lautete auf Herrn Matthias Merenus, Schriftsteller, hier, und handelte von fünfhundert Mark, die ein gewisser David Pereles Herrn Merenus auf einen Wechsel dargeliehen hatte.

Und als ob Matthias Merenus etwas davon gewußt hätte, ging er, von Unruhe getrieben, vor seinem Hause auf und ab.

Berta Kohn, die in Vereinsangelegenheiten bei Frau Asta zu tun hatte, sah ihn unten stehen, wie die Wache vor einem brennenden Pulverturm. „Dein Mann geht unten vor dem Hause auf und ab," sagte sie.

„Ich weiß," lächelte Asta, „er wartet auf den Briefträger. Gewisse Briefe sollen mir nicht zu Gesicht kommen... Der arme Kerl, er gibt sich solche Mühe! Ich soll nicht merken, wie schlecht es ihm mit dem Geld zusammengeht."

Berta Kohn wollte etwas einwenden, aber sie wußte, daß die kluge Asta in diesem einen Punkte sehr unverständig war.

Indessen war Herr Heenigmiller langsam und gründlich um die Straßenecke gekommen und suchte sich nach den Hausnummern zurechtzufinden. Es ging etwas schwer, denn Sankt Salvator hatte die Heenigmillersche Mathemathik ein wenig durcheinandergebracht, und sechs und sieben war heute nun einmal hoffnungslos fünfzehn.

Matthias Merenus aber hatte eine Uniform und eine Aktentasche auf der Bildfläche auftauchen sehen, und eine untrügliche Stimme in seinem Busen sagte sehr vernehmlich: Das gilt dir! Schon dachte er: Das ist schade! Und wie im Augenblick des Ertrinkens fielen ihm allerlei Kinderszenen ein, aus einer weit entfernten Welt, in der es keine Wechsel und keine Gerichtsvollzieher und keine vertragsmäßigen Ehetüfteleien gibt. Aber er wollte nicht ohne Rettungsversuch untergehen. Hatte man nicht davon gehört,

daß die Gerechtigkeit bestochen werden konnte, insbesondere eine so biedere, volkstümlich aussehende Gerechtigkeit?

Matthias Merenus ging also auf Heenigmiller zu und sagte mit verzweifeltem Lächeln: „Kommen Sie vielleicht zu mir?"

Da zog Herr Heenigmiller die Stirn in Falten, und die wässerigen Augen richteten sich mit ein wenig verbogenen Achsen auf Matthias: „Ihnen kenn' ich," sagte er, „Ihnen kenn' ich ... warten S' ... hab' ich Ihnen nicht beim Salvator g'sehen?"

Posaunen und Pauken und himmlische Heerscharen! Ein Anknüpfungspunkt, eine Brücke von Mensch zu Mensch. „Natürlich," sagte Matthias, „ich freue mich wirklich sehr ... das ist schön, daß man sich wieder trifft ... na, es ist ja nicht gerade angenehm ..."

„Dienst is Dienst," warf Heenigmiller ein.

„Dienst ist Dienst ... natürlich. Da kann man nichts dran ändern. Ich meine nur, daß es peinlich ist, weil wir uns doch vom Salvator kennen. Aber ich trag's Ihnen nicht nach ... ich versteh' schon, Dienst ist Dienst. Na ... nehmen Sie sich eine Zigarre!"

„Erlauben schon!" sagte Heenigmiller und griff zu.

„Es war sehr hübsch heuer ... sehr fesch ... beim Salvator ... wissen S' was, Herr ... wir könnten miteinander zuerst auf eine Maß Pilsner gehen. Ein Stückchen weiter oben ist eine Restauration ... zur Arbeit kommen Sie noch bald genug." Und dazu lachte Matthias, als ob das ein Witz gewesen sei.

Heenigmiller ließ sich nicht lange bitten. Matthias hatte nie gewußt, daß er über eine solche volkstümliche Beredsamkeit verfügte und so viel Leutseligkeit auszuströmen wußte. Er ging mit vollem Verständnis auf alle Ideengänge eines Gerichtsvollziehers ein und hing dabei an einer Hoffnung, ohne zu wissen, worauf. Vielleicht auf das Wunderbare. Auf ein Erdbeben, das alles durcheinanderschmiß; auf den Kaiser Josef aus dem Volksstück; darauf, daß Herrn Heenigmiller der Schlag traf.

Aber als Herr Heenigmiller ein Eisbein mit Sauerkohl und einen Rostbraten gegessen und sieben Glas Pilsner getrunken hatte, sah er auf seine Uhr, setzte die Dienstmütze auf und sagte: „Jetzt gemmer pfänden!"

Da sah Matthias ein, daß auf Erdbeben, Schlagtreffen und den Kaiser Josef kein Verlaß und die Unbestechlichkeit eines königlich bayrischen Gerichtsvollziehers über jede Anfechtung erhaben sei. Und er ging hinter Herrn Heenigmiller die Treppen zu seiner Wohnung hinauf, wie hinter seinem eignen Sarg. Vor seiner Tür überfiel ihn noch einmal die Verzweiflung. Er sah eine fettgedruckte Zeile vor sich: „Schreckenstat eines Geistesgestörten." Und dann: „Der Münchner Schriftsteller Matthias Merenus, der vor Jahren durch sein Schauspiel ‚Die Unerprobten' die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, ohne daß er die Erwartungen später erfüllt hätte, hat gestern in einem Anfall von offenbarer Geistesgestörtheit eine Schreckenstat begangen. Er hat den Gerichtsvollzieher Heenigmiller, als dieser im Begriff war, in seine Wohnung einzutreten, um daselbst eine Pfändung vorzunehmen, von hinten erfaßt und über das Stiegengeländer des dritten Stockwerks geschleudert. Der Bedauernswerte, der als Opfer seiner Pflicht im Laufe der Nacht seinen Verletzungen erlegen ist, hinterläßt eine Witwe und sieben unversorgte Kinder."

Da ging die Tür auf, und Luise, das Mädchen vom Lande, starrte die königlich bayrische Amtserscheinung mit dem dümmsten Gesicht an, das je aus der Gegend zwischen Schliersee und Kochel hervorgegangen ist.

Heenigmiller wußte sich zu benehmen. Er hängte seine Amtsmütze an einen Kleiderhaken, strich sich das graumelierte Haar vor dem Spiegel fest, und die sieben Pilsner waren an keinem Zug seiner Haltung zu merken.

Dann klopfte Heenigmiller an eine Tür, hinter der er sprechen hörte. Er öffnete und trat ein, wie ein gutmütiges Schicksal: höflich, aber bestimmt. „Entschuldigen schon, gnä' Frau," sagte er, „ich komme pfänden. Lassen S' Ihnen nicht stören."

Matthias' zusammengeraffter Heldenmut war plötzlich wie mit Keulen niedergeschlagen. Denn da stand die niederträchtige Person, diese Berta Kohn, neben Asta und machte entsetzte Augen. Oh, abgründige Bosheit der Ereignung! Es war nicht genug an dem, daß Asta jetzt seine Erniedrigung sah, die Schmach mußte noch eine Zeugin haben und wurde dadurch förmlich offenkundig vor dem Frauenverband „Zukunft" und der ganzen neuen Weiblichkeit des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts.

In diesem Augenblick aber erwies sich die ganze Überlegenheit und Geistesgegenwart,

die Asta auf ihrem neuen Wege erworben hatte. Sie schrie nicht auf, sie verfiel nicht in Krämpfe, sondern trat ruhig auf Herrn Heenigmiller zu: „Sie wollen pfänden?" fragte sie. „Bei mir?"

„Nein ... beim Herrn Gemahl," sagte Heenigmiller, öffnete die Aktentasche, machte den Finger naß und blätterte in seinen Papieren.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß alle Möbel mein Eigentum sind. Von meinem Geld angeschafft ... ich erhebe Einspruch gegen die Pfändung." Asta log so schön, als ob sie es vorher mit Matthias ausführlich verabredet hätte.

„Kommt halt ins Protokoll," sagte Heenigmiller mit dem Gleichmut der Gewöhnung an diese Einrede.

„Wieviel macht es aus?" fragte Asta.

„Fünfhundert Mark ... hier is der Bescheid." Und Heenigmiller reichte Asta das verhängnisvolle Schriftstück, an dessen oberem Rand ein nasser Fingerabdruck war.

„Fünfhundert Mark," wiederholte Asta ... „warten Sie ... ich erlege selbstverständlich die Summe..."

„Und dreizehn Mark zwanzig Exekutionskosten," sagte der gründliche Herr Heenigmiller.

Asta ging zu ihrem Schreibtisch und nahm einige Scheine hervor. Ein blaues Knistern ging von ihnen aus. Es sprang wie elektrische Funken aus den Fundamenten der Deutschen Bank geradeswegs in Matthias' Herz. Fünfhundertdreizehn Mark zwanzig — das war tiefste Erniedrigung und war die Rettung. Diese blauen Scheine waren der Sinn der Welt.

Heenigmiller setzte sich an Matthias' Schreibtisch und stellte mit umständlicher Würde und vielem Tintenstiftlecken eine Bestätigung aus. Dann verneigte er sich und ging.

Asta sagte, als ob nichts geschehen sei: „Es war nur gut, daß ich gestern von meinem Verleger das Honorar bekommen habe... Wir gehen jetzt in den Verein, Matthias ... denke dir ... unsre arme Alice ... ihr Luftschiffer ist abgestürzt und hat sich den Hals gebrochen ... wir müssen sie trösten ... zum Nachtmahl bin ich wieder zurück..."

Draußen klammerte sich Berta Kohn an den Arm der Freundin: „Asta ..." sagte sie fassungslos... „Asta..."

„Was denn? Laß nur! Jetzt ist er erst recht mein..." Und Asta bedachte gar nicht, daß diese Worte Schwert und Gift für das verwachsene Mädel waren und daß es sich auch gar nicht für Vera Norden schickte, so zu sprechen.

Matthias Merenus stand noch auf demselben Platz, wo ihn Asta verlassen hatte, und hielt ein Selbstgespräch. Etwas, was er zu seinen dramatischen Zeiten als unzulässig und unmöglich verworfen hatte. Es war aber ein sehr kurzes Selbstgespräch und hatte folgenden Wortlaut: „Nein ... jetzt ist es aus...!"

Eine wurmstichige Ehre ... eine wurmstichig gewordene Ehre mußte vor dem völligen Zusammenbruch bewahrt werden.

Luise, das Mädchen vom Lande, wunderte sich sehr über ein seltsames Beginnen ihres Herrn. Er hob mit ihrer Hilfe das Bild eines wohlgenährten Mannes in einer fremdartigen Tracht von der Wand, schlug es in Packpapier und verschnürte es. Dann tat er etwas Wäsche und einen Anzug in einen kleinen Koffer. Und als er damit fertig war, stand er zwischen den beiden Schreibkatapulten und sah zögernd um sich.

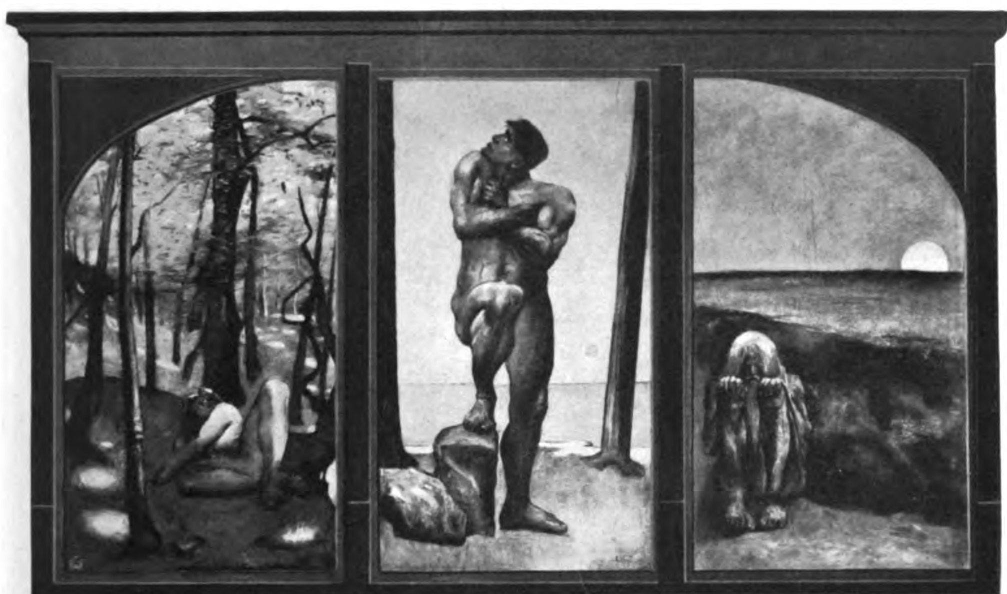
Da stand über Astas Schreibtisch die Büste der Mary Wollstonecraft und betrachtete ihn mit einem harten und strengen Blick. Aber er fürchtete sich gar nicht mehr vor ihr, nahm auch sie herab und verpackte sie in einigen halbbeschriebenen Bogen Papier, die er von seinem Schreibtisch zog. Und noch etwas war da, das mitgehen mußte. Das war eine Zigarrenkiste mit Seesand, die in einer untersten Lade verkramt war.

Und als Luise ihm den Koffer und die beiden Pakete an die Droschke brachte, die sie hatte holen müssen, hörte sie, wie ihr Herr zu dem Kutscher sagte: „Zuerst nach Schwabing, Hörwarthstraße, Nummer weiß ich nicht ... das blaue Haus mit dem Glasdach, wo der Maler Gabrieli wohnt ... dann zum Bahnhof..."

Luise hatte einen Geistesblitz: „Soll ich der gnä' Frau was ausrichten?"

Matthias schob Mary Wollstonecraft hinter sich und lehnte sich an, ganz ohne Respekt. „Sagen Sie ... diesmal mache ich die böswillige Verlassung!"

(Schluß folgt.)


Der Mensch (Triptychon aus dem Jahre 1897).

Lesser Ury

Von Dr. Max Osborn

Der individualistische Zug, der die politische und geistige Entwicklung der Deutschen von jeher bestimmte, hat sich nirgend reiner ausgeprägt als in unsrer Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Das Bild, das sie uns zeigt, ergibt dadurch einen vollkommenen Gegensatz zu dem Schauspiel, das zu gleicher Zeit Frankreich darbot. Was jenseit der Vogesen vor allem auf dem Gebiete der Malerei (die in der abgeschlossenen Epoche, ganz anders als früher, die Führung übernommen hatte) emporstrebte, reifte und wurde, stellt eine in sich gefestete, logische Folge dar. Nicht auf doktrinären Theorien, sondern auf dem Fundament alter Überlieferungen weiterbauend erhob sich um 1800 der französische Klassizismus und bildete wiederum den Beginn einer neuen Kette, die sich im Lauf der Jahrzehnte Glied um Glied ansetzte. Oft begab sich das in der Form einer scharfen Kontrastbewegung, oft in einer Weiterführung vorher aufgetauchter Gedanken; immer aber war das Resultat ein organisches Vorwärts- und Aufwärtsschreiten, Schritt für Schritt, Stufe für Stufe. Von David zu Delacroix, von den Romantikern zu den Fontainebleauern, von ihrem Haupte Millet zu Daumier und Courbet, von diesen Meistern des Realismus zu den Impressionisten, zu Cézanne und seinen Nachfolgern zieht sich ein einziger Faden in gerader Linie. Er wird von genialen Persönlichkeiten immer aufs neue geknüpft und fortgesponnen; aber jede steht auf den Schultern des Vorgängers, um sein Werk zu ergänzen, und jede ist umgeben von einer Schar Gleichgesinnter, die als Propheten der neuen Formulierungen in die Weite wirken. Gruppe folgt auf Gruppe, und es ist noch heute ein leichtes, die Beziehungen aufzuzeigen, die in Paris selbst von den Radikalen unsrer Gegenwart bis ins achtzehnte, ja ins siebzehnte Jahrhundert zurückreichen, da sich zuerst eine natio-


Lesser Ury.



Amsterdamer Gracht.

nale französische Kunstweise ausprägte. Es ist, als wenn eine Höhenwanderung in konsequentem Aufstieg vorgenommen worden wäre. Man klimmt hinan und hält wohl von einem Plateau ruhigen Ausblick, aber nur, um nach kurzem Verweilen den Berggang wieder aufzunehmen.

Der historische Verlauf der deutschen Kunst in derselben Epoche hat mit diesem unvergleichlichen Schauspiel keine Ähnlichkeit. Bei uns hat es wahrlich im neunzehnten Jahrhundert nicht an Genies gefehlt, die ihren Namen mit unverwischbaren Lettern in das Buch der Geschichte eingetragen haben. Aber ihre Stellung innerhalb der Gesamtentwicklung, die Mission, die sie erfüllten, war eine wesentlich andre. Ihre Lebensarbeit bildet gleichsam Kreise für sich. Sie stehen fast allein und ragen auf wie einsame Gipfel in schluchtenreicher Ebene; wie felsige Inseln in bewegtem Meere. Wohl blicken sie einander zu, wohl wirkt ihre Existenz auf die Massen, die sich unten mühen, und das Fluidum des Geistes wallt befruchtend hin und her. Doch sie bilden kein Glied in einer Kette. Ihr Auftreten erscheint nicht durch den Zwang der Logik, sondern durch die Gnade des Zufalls erklärt, und das Werk, das sie uns hinterlassen, ist mehr auf das Geheimnis des Individuums gegründet als auf den inneren Zusammenhang mit den Vorgängern und Nachfolgern. Wir sprechen die Namen Böcklin, Feuerbach, Marées, Schwind, Menzel, Leibl, Klinger aus, und wir empfinden sofort, wie sehr diese Meister alleinstanden; wie jeder einzelne aus sich selbst heraus, unter schweren Kämpfen, nicht nur die Gesetze, sondern auch die Grundlagen des eignen Schaffens bilden mußte.

Erst die jüngste Zeit scheint hier Wandel zu bringen; vornehmlich unter dem maßgebenden Einfluß Frankreichs, das als unbestrittene malerische Vormacht Europas mit seinen künstlerischen Ideen auch seine künstlerischen Organisationsformen den andern Nationen eingeimpft hat. In dem Augenblick, wo, im Norden unter Liebermanns, im Süden unter Uhdes bestimmendem Einfluß, die Anschauungstendenzen des Impressionismus in Deutschland festen Fuß faßten, erhoben sich auch bei uns jene Reihen und Gruppen, die für die Ausbreitung malerischer Glaubensbekenntnisse so wichtig und förderlich sind; die durch persönliche Spiegelungen allgemeiner Normen erst den Reichtum an Möglichkeiten offenbaren, der in ihnen



Rote Dächer in Domburg.

schlummert, und dadurch mit ganz andrer Stoßkraft die Dinge weitertreiben. Namentlich in Berlin macht sich dieser neue Zustand bemerkbar — in dieser jungen Hauptstadt des Reiches, die in Wahrheit weit mehr von den immanenten Gesetzen einer versteckten Eigenkraft bestimmt wird, als es wohl den Anschein hat. Nirgend in Deutschland hat sich über alle Wirrnis hinweg doch eine so entschiedene Entwicklung vollzogen wie hier. Rückwärts blickend erkennen wir heute, wie eng sich die Reihe von Schadow über Krüger und Menzel bis Liebermann schließt, der selbst als großer Mittler internationaler Modernität das Haupt einer ganzen Schule ward. Und selbst der deutliche Rückschlag gegen die Berliner Sezession, den wir augenblicklich erleben, vollzieht sich im Aufmarsch einer ganzen Kompagnie junger Leute, die Schulter an Schulter miteinander fechten.

Aber es fehlt auch in diesem veränderten Deutschland nicht an Persönlichkeiten, die durch die geschlossenen Scharen nahverbundener Gesinnungsgenossen als selbstherrliche und einsame Eigenbrödler hindurchschreiten; die wohl auch Anteil haben an dem allgemeinen Geschehen, doch sich mit solcher Energie von den Gemeinsamkeiten ringsum abschließen, daß ihre Tätigkeit sich mit trotziger Kraft heraushebt. Aus solchem Holz ist Lesser Ury geschnitzt. Ein Maler, der es im großen und wilden Getriebe des berlinischen Kunstlebens seit Jahrzehnten fertigbekommen hat, einen Kreis für sich zu bilden, einen Platz allein einzunehmen, ohne Anlehnung und Rückhalt, ohne Freundschaft und Kameraderie sein eignes Beet zu bestellen. Ein Maler, der auf solche Weise keiner der Berliner Parteien angehört, auch keiner Vereinigung und keinem Klub, ebensowenig wie einer Clique, der gerade mit der Sezession, zu der er von Haus aus gehören würde, sozusagen in stiller, friedlicher Feindschaft lebt und in dem einzigen Falle seit Jahr und Tag, da er sich zu einem Hervortreten in die Öffentlichkeit entschloß, auf der Großen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof erschien, wo man ihn im Grunde kaum suchen würde. Der sich im übrigen aber seit langer Zeit bereits auf ein gelegentliches Präsentieren seiner neuesten Arbeiten im eignen Atelier beschränkt, zu dem er nur eine kleine Schar von Freunden lädt. Ein Künstler, von dem man mit Recht gesagt hat, daß er weder bei seinen Kollegen noch bei der Kritik noch beim Publikum im landläufigen Sinne

„beliebt" ist. Und der trotzdem einen Faktor darstellt, den man sich aus dem Berliner Kunstgewoge nicht wegdenken kann. In Urys Anfängen sah es so aus, als würde er, wenn sich einmal in der preußischen Hauptstadt eine geschlossene Gruppe Moderngesinnter bilden sollte, dieser angehören müssen. Damals stand er in enger Beziehung zu denen, die es sich zum Programm gemacht hatten, mit dem akademischen Schlendrian aufzuräumen. Aber je älter er wurde, um so mehr verschloß er sich vor der Welt, um so mehr wurde er das, was wir heute bewundern und mit unabläßigem Interesse beobachten: ein Kapitel für sich.


Dame im Hut.

Der ein Romantiker der Farbe werden sollte, ist in einer Gegend Deutschlands geboren, die wohl auch der freundlichste Beurteiler nicht als einen Hort besonderer Schönheiten rühmen wird: in der kleinen Stadt Birnbaum in der Provinz Posen. Dort hat Ury am 7. November 1862 das Licht der Welt erblickt, als Sohn einer bürgerlichen jüdischen Kaufmannsfamilie, der eine künstlerische Laufbahn gewiß als etwas sehr Abenteuerliches erschien. Aber den kleinen nervösen jungen Mann, der den Furor des genialen Instinkts in sich fühlte, zog es unwiderstehlich zur Malerei. Er verließ sein Vaterstädtchen, und seitdem ist er wohl höchstens zu kurzem Besuchsaufenthalt dorthin zurückgekehrt. Er wandte sich nach Berlin, doch er erkannte bald mit sicherem Gefühl, daß hier zunächst für ihn nichts zu lernen sei; denn im Anfang der achtziger Jahre sah es in der preußischen Hauptstadt um den künstlerischen Unterricht recht trübe aus. So ging Ury auf die Wanderschaft. Er kam nach München, wo damals ein weit regeres Leben herrschte und noch ein Nachklang der Bewegung zu spüren war, die durch Ramberg und seinen großen Schüler Leibl, auch durch Schleich und Lier in die süddeutsche Landschaftsmalerei gekommen war. Die Hauptsache bildete freilich nicht das Verweilen in akademischen Lehrstuben, sondern das freie Herumstreifen im bayrischen Lande, das er allein oder in Gesellschaft, zum Teil mit dem wenige Jahre jüngeren Th. Th. Heine, dem späteren Satiriker des „Simplizissimus", durchzog. Dann aber trieb es Ury nach Westen, wo damals neue Gedanken der Farbenkunst aufgetaucht waren und sich mit großartigem


Geschwister.

Elan durchsetzten. Er ging erst nach Düsseldorf und von da nach Belgien hinüber, wo er in Antwerpen und Brüssel seine Studien fortsetzte, um schließlich an der Quelle, in Paris, zu landen.

Als Ury dann am Ende der achtziger Jahre nach Deutschland zurückkehrte und sich in Berlin niederließ, brachte er eine Fülle neuer, ungewohnter Ideen mit. Seine Malerei wurde wie eine Reinkultur der vielfältigen modernen Keime, die in Frankreich und Belgien nach dem Kriege von 1870 aufgeblüht waren; wie ein großes Reservoir, in das alle Strömungen der Zeit mündeten. Doch sie war zugleich die völlig persönliche Äußerung eines durch und durch malerisch empfindenden Menschen. Die Bilder dieser ersten Epoche Urys erschienen damals, als er sie zuerst bei Gurlitt in Berlin ausstellte, revolutionär und exzentrisch. Heute erblicken wir in ihnen Meisterstücke, in denen sich das Beste offenbarte, was damals deutsche Malerei vermochte, und ein Teil des Besten, das die europäische Kunst überhaupt zu bieten hatte. Das klingt vielleicht, als nähme ich den Mund gar zu voll; aber es gibt kaum ein Wort, das für diese Arbeiten zu stark klänge. Allein Max Liebermanns Werke aus jenen Jahren lassen sich damit vergleichen.



Bauernmädchen (1884).



Paul Schlenther (1896).

Ury hatte die großen Wahrheiten erkannt und begriffen, die jenseit der deutschen Grenzen entdeckt worden waren. Abseits von allem, was sich in Akademien lernen ließ, suchte er, seinen Mustern und Anregern folgend, von Fontainebleau, vom Manet-Kreise, von Bastien-Lepage, von den belgischen Realisten beeinflußt, den farbigen Ausdruck rein aus der Anschauung und aus den Möglichkeiten zu entwickeln, die das Material der Palette darbot. Die Stimmung der Zeit führte ihn auf einfache Themata, aufs ebene Land hinaus, zu Dörfern und Bauerngehöften, in die Umgegend der Städte, überallhin, wo das Gegenständliche ohne romantische Besonderheit und der Künstler völlig auf das Erlebnis seines Auges angewiesen war. Die soziale Epoche hatte den Sinn der Maler auf diese Stoffgebiete gelenkt, die früher unbeachtet geblieben waren. Auf das Leben und die Tätigkeit schlichter, primitiver



Straße in Domburg.

Menschen. Auf den jungfräulichen Boden der Äcker und Stoppelfelder, der Sandhügel, Alleen, bescheidenen Gärten, stillen Gebüsche, deren malerische Existenz niemand vorher erforscht hatte. Die ernste Anschauung der Zeit ließ hier nichts Novellistisches, genrehaft oder humoristisch Erzählendes zu. Millet hatte gezeigt, wie man Bauern und arbeitende Menschen in ihrer ganzen rustikalen Urwüchsigkeit darstellen kann, als Individuen eines dumpfen, von engem Pflichtenkreis umzirkelten Lebens, die zugleich als Repräsentanten ihrer ganzen Kaste erscheinen. Ury lagen solche biblisch-epischen, soziologisch-philosophischen Tendenzen völlig fern. Er trat lediglich als Maler an die Erscheinungen heran; aber es führen doch Linien von jener Kunst Barbizons zu ihm hinüber. Nicht minder aber überzeugte ihn die neue Lehre vom Licht, die der Impressionismus in die Kunstwelt gebracht hatte. Das Licht in seinem tausendfältigen Wirken auf Menschen, Pflanzen und Dinge ringsum, dies maßgebende Element für die Erscheinungen des Tatsächlichen zu ergründen, seine Verbindung mit dem Atmosphärischen zu studieren, das Fluidum der Luft wiederzugeben, das als unkompakte Masse, dem gewöhnlichen Auge nicht sichtbar, dem Maler fühlbar, alles umwogt und mitbestimmt — das wird sein Ziel. Es ist die hohe Zeit des Pleinair, und Ury schwimmt mitten im Strom. Er nimmt auch die grauen, weißlichen Töne an, die sich damals über alle Bilder der Jüngeren senkten, als gelte es, den herben Ernst der Weltanschauung und Naturauffassung, die hier ihren Niederschlag fanden, auch durch den Verzicht auf alle Buntheit zu dokumentieren. Zugleich fand man an dieser uns heute manchmal düster anmutenden Farbengebung ein willkommenes Mittel zur Erreichung einer tonigen Einheit und einer bildmäßigen Geschlossenheit, die man früher hauptsächlich durch das Kompositionelle, also durch zeichnerische Elemente zu gewinnen suchte, und die jetzt auf rein malerischem Wege erobert werden sollte.

Die Technik Urys in dieser Zeit zeugt von einem leidenschaftlichen Temperament, das sich mit eigenwilliger Kraft in die Aufgabe einbohrt. Die Farben werden fest aufeinander, aneinander gefügt, fast gemauert, ohne ängstliches Vertreiben und Ausgleichen der Pigmente, damit die Bewegtheit, das unaufhörliche Leben der Wirklichkeit ohne konventionelle Glätte sich offenbare. Es ist die solideste, tüchtigste Malerei, die hier getrieben wird, und selbst noch in der Schwarzweiß-Reproduktion einiger unsrer Abbildungen läßt sich die Kraft und Vehemenz erkennen, mit der die Wirklichkeitsausschnitte in ihrer Wesen-



Alte Frau (Belgierin), 1882.



Feldarbeit (1883).

heit gepackt und doch sofort in die höherdeutende Sprache der Malerei übertragen sind. Es sind wahrhaft historische Dokumente für die Entwicklung vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren, Museumsstücke, von denen Proben in keiner deutschen Galerie fehlen sollten.

Als Ury nach Berlin kam, ging er zunächst auf demselben Wege weiter fort. Nur daß an Stelle der Dörfer, Landschaften, Interieure kleiner Häuser aus alten Städten Frankreichs und Belgiens jetzt Themata aus Norddeutschland traten. Doch bald machten sich Wandlungen bemerkbar. Was den Künstler in Paris kaum interessiert hatte, begann ihn in Berlin mehr und mehr zu fesseln: das Leben und Getriebe der modernen Großstadt, das damals von den Berliner Malern so gut wie gar nicht beachtet wurde. Er streifte durch das Gewühl der Straßen, er setzte sich an die Marmortischchen mondäner Cafés, durch deren Fensterscheiben man das wirre Getriebe draußen wie eine wunderliche fremde Welt betrachtet, und ganz von selbst ergab sich für solche Aufgaben eine leichtere, weniger wuchtige, elegantere malerische Technik. Die schimmernde Buntheit, die dabei lockte, die eigentümlichen Sensationen der Beleuchtung durch scharfe Kontraste von Sonnenhelle und finsteren Häuserschatten, von grellen Strahlen elektrischen Lichtes und pikantem Halbdunkel vertrieben den braungrauen Pleinairton und verlangten ein lebhafteres Spiel der Palette. So entstanden Bilder, die in vielfachem Sinne die Kultur der Zeit, das Antlitz des zur Weltstadt erwachenden Berlin spiegelten. Auch darin hatte Ury damals kaum Nebenmänner, wenn sich auch die malerische Grundidee dieser Arbeiten mit dem berührte, was seine ganze Generation suchte.

Dann aber ging er völlig eigne Wege. Mit unwiderstehlicher Macht ergriff ihn eine heiße Sehnsucht, die vorher nur leise, ihm selbst fast unbewußt, sich bemerkbar gemacht hatte, nach dem Rausch der Farbe. Ury ging vor die Tore Berlins und wanderte durch den Grunewald, an den Havelseen entlang, weiter in die Mark Brandenburg hinaus. Die keusche Schönheit dieser Gegend, lange verachtet und mißverstanden, wurde gerade damals von Walter Leistikow entdeckt und gefeiert. Aber Leistikow malte sie als Realist,



Flämisches Dorf (1884).

als treuer Schilderer, als echter Norddeutscher, dessen gehaltene Art der herben Verschwiegenheit der Landschaft verwandt war. Ury malte sie als Schwärmer und als Lyriker. Er sah die zarten Wunder des Frühlings und die leuchtende Pracht des Herbstes, sah die hellen Birkenstämme in der Sonne flimmern, die glühendrote und gelbe Pracht der verwesenden Herbstblätter, darüber den blauen Himmel, tanzende helle und schwer hinziehende graugeballte Wolkenmassen, den flammenden Widerschein der untergehenden Sonne, das satte Glühen der erblühten Sommerherrlichkeit, das saftige Grün der Wiesen, die Reflexe des Himmels auf Seen und Flüssen, und er suchte diese ganze Fülle farbiger Schönheit aufzufangen. Das Öl schien ihm zu zähe für die Hymnen, die er anstimmen wollte, und so ging er zum Pastell über, das sich solchen Absichten gehorsamer unterordnete. Mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit schuf er die endlose Reihe dieser Pastellbilder, die den Trockenstiften ganz neue Wirkungen abgewannen. Er begnügte sich nicht mit einem leichten Gestrichel, sondern verstand es, Effekte zu erzielen, die sich denen der Ölmalerei unmittelbar näherten. Was der Farbstift selbst auf dem Karton nicht erreichen konnte, das gelang den Händen, die selbst helfen mußten, um die Töne miteinander zu verbinden, leichte Übergänge zu schaffen, die Farbenabstufungen ineinanderfließen zu lassen, die Valeurs zu verstärken oder leichter, flüchtiger zu halten. Es ist, als wenn hier ein Ideal des Malers erreicht wäre: daß er selbst körperlich der



Dame im Café (1889).

Bildfläche durch die Sensibilität der Fingerspitzen die Erregungen der Sinne und des Empfindens unmittelbar mitteilt. Neben den märkischen Landschaften gehören die dunklen Hamburger Bilder von stillen Fleeten und Gassen, gehören die strahlenden Szenerien vom Gardasee in diese Zeit.



Adam und Eva (1898).

Mit den gleichen Mitteln näherte sich Ury damals auch dem Problem des Porträts, das ihn bis dahin nur wenig beschäftigt hatte. Seine persönliche Pastelltechnik gab auch hier die Möglichkeit, das Ganze der Erscheinung als farbige Einheit zu deuten, die Bildnisse schöner Frauen und bedeutender Männer auf einen interessanten koloristischen Akkord zu stellen und zugleich, namentlich durch eine geistreiche Führung des Lichtes, die charakteristische Physiognomie herauszuarbeiten. Und von den Pastellarbeiten gehen dann, ebenso wie bei der Landschaft, Rückwirkungen auf die Ölmalerei aus, die nun ebenfalls weicher, zarter, klangvoller wird, statt des gemauerten Aneinanderfügens von früher mehr empfindsame, lyrische, sinnliche Harmonien aufweist. Oft ist tatsächlich nicht auf den ersten Blick zu erkennen, mit welchem Material das einzelne Bild gemalt ist, so sehr gehen die Einflüsse und Befruchtungen hin und her. Von den Porträten dieser Periode sind wohl die der beiden Führer im literarischen Revolutionskampf der neunziger Jahre, Otto Brahm und Paul Schlenther, am bekanntesten geworden.

Mitten in die außerordentlichen Erfolge, die Ury mit den Werken dieser Art errang, wenn auch zunächst nur bei einem kleinen Kreise begeisterter Freunde, schob sich jedoch plötzlich ein neues Ziel. Den Maler, der von schwelgerischen Gluten der Farbe träumte und alle Wirklichkeit ringsum durch das Medium dieser optischen Erregung sah, ergriff mächtig, unwiderstehlich die Lust zur großen Kom-



Neuruppiner See.



Kinder im Laden (1884).

position. In dem Koloristen erwachte der Zeichner, in dem Sinnenmenschen der Geist. Man hat die Empfindung, als habe Ury jahrelang, vielleicht seit den Anfängen seiner künstlerischen Laufbahn, zu solchen Schöpfungen hingestrebt, in denen sich die instinktive Malerfreude mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls für Welt und Menschentum verbinden könnte. Als habe er diese Wünsche nur zurückgedrängt, bis er sich reif genug fühlte, sie zu erfüllen. Jetzt, in der Mitte der neunziger Jahre, führt ihn das Bewußtsein sicherer Kraft dazu, die alten Pläne, die in ihm verborgen lebten, zu beschwören. Alles, was in seinem Inneren an menschlicher Sehnsucht nach Glück und Reinheit, an Trauer und Zorn über die kleine Wirklichkeit und Alltäglichkeit, an Visionen einer Existenz voll Hoheit und Größe lebte, verlangte gebieterisch nach bildmäßiger Gestaltung. In den Figuren und Köpfen typischer Repräsentanten unsrer Gattung sollte ein Abglanz davon sichtbar werden. Die Kämpfe, die er mit der Außenwelt wie mit den Leidenschaften und Zweifeln der eignen Seele auszufechten hatte, sollten ihre Spiegelung finden. Ury wußte wohl, daß er zu solcher Arbeit vor allem seine zeichnerischen Fähigkeiten neu üben mußte, die er wie seine ganze Generation im Farbendurst der reinen Malerei einigermaßen vernachlässigt hatte, und mit unablässigem Fleiß, mit eiserner Selbstzucht, die nicht vergeblich blieb — unsre Proben seiner Bleistift- und Tuschblätter beweisen es —, begann er sich wieder mit der Form vertraut zu machen, die akademischen Studien der Jugend aufzunehmen. Und doch sollte in diesen neuartigen Gemälden der Hauptausdruck auf der farbigen Wirkung ruhen.

So entstand die Reihe jener großen Tafeln, die viele Debatten hervorgerufen haben; die tatsächlich oft mehr als Dokumente persönlichen Ringens denn als vollgelungene Werke interessieren, in denen aber so viel Wahrheit und Kraft der Empfindung und zugleich so viel Schönheit niedergelegt ist, daß niemand ohne Ergriffenheit sie betrachten wird. In jener Zeit hat Ury selbst einmal unter allerlei andern und originellen Aphorismen den Satz aufgezeichnet: „Das Können ist nichts, das Wollen ist alles“ — und er hat damit nicht nur eine persönliche Stimmung wiedergegeben, sondern in einigermaßen paradoxer Formulierung eine bestimmte Tendenz seines ganzen Zeitalters zusammengefaßt, das für die Psyche des künstlerischen Individuums oft mehr Interesse bezeugt als für das vom Persönlichen losgelöste Werk; das im Erkennen des Schaffens selbst, des ästhetischen Zeugungsprozesses einen besonderen Reiz erblickt. Ury trat vor die großen Aufgaben, die er sich stellte, und sprach zu ihnen wie Jakob, da er mit dem Engel rang: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Alttestamentarische Vorstellungen sind es auch, die den meisten dieser Werke das Thema gaben. In dem Abkömmling einer jüdischen Familie klangen Kindheitserinnerungen an frühe Bibellektüre nach, und wie andre schon unzählige Male vor ihm, so sah auch er in der einfachen Größe dieser Überlieferungen Symbole für Leid und Sehnsucht der eignen Seele, für Leid und Sehnsucht der ganzen Menschheit. Nur ein Jude, der die Schick-

sale seines Volkes, seiner Rasse noch einmal in sich durchlebt hat, konnte das Bild „Jerusalem“ (1896) erfinden, das nach jahrelangem Aufenthalt in der Züricher Privatgalerie des Fabrikanten Henneberg vor einiger Zeit in die Görlitzer Kunsthalle gelangt ist. Auf einer Wanderung über einsames Land hat eine Gruppe jüdischer Männer und Frauen, junge und alte, auf einer Bank Rast gemacht und blickt von der Höhe eines Hügelrückens in die Ebene zum hellen Schein der untergehenden Sonne, gegen den die dunklen Massen der Figuren fast wie Silhouetten stehen. Müdigkeit und Verzweiflung, Stumpfheit und Hoffnungslosigkeit, aber auch unerschütterlicher naiver Glaube an eine künftige Erlösung lebt in ihren Gesichtern. Die Personen sind realistisch angesehen, aber sie wachsen unversehens zu Vertretern einer großen Gemeinschaft auf, und das malerische Motiv des scharfen Kontrastes zwischen tiefen Schatten und weißlicher Helligkeit des Abendhimmels hilft dazu, diesen Eindruck zu unterstreichen. Die Komposition ist straff gegliedert. Die Horizontale der Bank und die beiden Vertikalen der vom oberen Bildrand durchschnittenen Bäume ergeben das feste Gerüst für die zackigen, sich überschneidenden Linien der Figuren, die von großen Umrissen umschrieben sind. Es paßt



Interieur.



Vase mit Nelken.

nicht übel zum Stimmungsgehalt des Ganzen, wenn die alte Frau in der Mitte mit deutlicher Anlehnung an die Sibyllen Michelangelos gezeichnet ist. Eine gesteigerte, der gewöhnlichen Wirklichkeit entrückte Körperlichkeit soll hier wie überall den geistigen Inhalt der Komposition tragen.

Das ward auch bei den folgenden Bildern zum Prinzip. Bei dem ersten Menschenpaar, das, aus dem Paradies verstoßen, mit schauernder Bewunderung eng aneinandergeschmiegt der Schönheit des Sonnenuntergangs am blauen Meer des Südens zusieht. Bei der gewaltigen Gestalt des Jeremias, der unter hoch sich wölbendem nächtlichem Sternenhimmel, zusammengekauert, beim ersten Anblick einem erratischen Felsblock ähnlicher als einem Menschen, das nahende Verderben seines Volkes voraussieht und den wundervollen Prophetenkopf mit seiner Rechten stützt. Bei der Erscheinung des Moses, die Ury vor den brennenden Busch und auf den Weg zum leuchtenden Gipfel des Sinai geleitet.

Das stärkste aber, was der Künstler zu sagen hatte, prägte sich in seinem Triptychon vom „Menschen“ aus (1897), wenn auch



Jerusalem (1895). Original im Besitz des Museums in Görlitz.

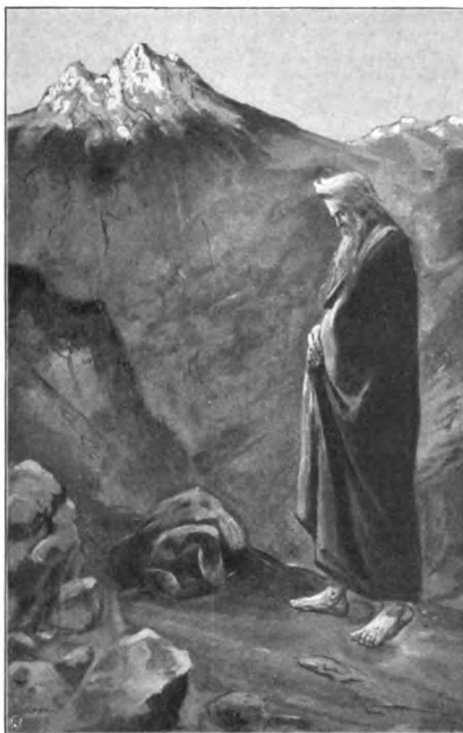
in den drei großartigen Versuchen dieses Zyklus am meisten Fragmentarisches und im einzelnen Ungelöstes übrigblieb. Links der Jüngling, voll von Hoffnungen und Wünschen, im sommerlichen Zauberwalde lässig ausgestreckt, zwischen märchenhaften Lichtern, die durch die Kronen und Stämme der Bäume blinken, im milden Schatten dem trügerischen Gesang des bunten Zaubervogels lauschend, der sich auf einem Zweige wiegt. Hier wurde das Experiment gewagt, in dem Gegeneinanderfluten der grünen, goldgelben und violetten Töne Prinzipien der Pastellkunst auf eine monumentale Ölmalerei zu übertragen. Auf der Mitteltafel dann der Mann in der Vollkraft seiner Jahre, ein Riese von zyklopischen Körperformen, zum Kampf bereit gegen das Schicksal und die Götter, den Kopf trotzig zum Himmel erhoben, als wollte er die Worte des Goethischen Prometheus sprechen: „Ich dich ehren, wofür?“ Und rechts der Ausklang aller Träume und Kämpfe: der müde Greis, der in öder Landschaft auf lehmigem Boden hockt, ohne Hoffnung, ohne Glauben; als trüber Trost nur steigt der Mond am abendlichen Himmel über die kahle Ebene empor. Es ist ein leichtes, die Mängel dieses Werkes aufzuzählen: die kompositionelle wie malerische Zusammenhangslosigkeit der drei Bilder, die den Hauptfehler ausmacht; die gewaltsame Art, mit der die Athletenmuskeln des Mannes fast wie einzelne Lederstücke aneinandergenäht scheinen; die hölzerne Leblosigkeit des Greises, dessen Beine wie Stöcke oder Krücken in den Händen ruhen (im „Jerusalem“ hatte Ury dasselbe Bewegungsmotiv glücklicher behandelt); die ungleichmäßige, zerrissene Malerei mancher Partien; das Scheitern des Experiments, den geistigen, gleichsam literarischen Gehalt der drei Szenen mit dem Formalen in Einklang zu bringen. Und trotzdem geht von dem Werke die Kraft eines Bekenntnisses aus, der sich niemand entziehen kann.



Jeremias (1896).

Schließlich aber fand der Maler zu seinem

eigentlichsten Berufe den Weg zurück. Und in der bisher letzten Etappe der Uryschen Kunst sehen wir nun das Positive der verschiedenen früheren Entwicklungsphasen zu kostbarem Resultat vereinigt. Die „bonne peinture“ der ersten Zeit ist aufgehellt und farbig bereichert durch die Malereien der mittleren Periode, die Solidität des Vortrags gewahrt und doch mit leichterem Spiel des Lichtes verbunden. Ein bildmäßig rundender Geschmack und ein feines Gefühl für tonige Harmonisierung schützen die kühnen Farben vor der Gefahr der Buntheit oder Süßlichkeit, der sie eine Zeitlang ausgesetzt waren. Urys jüngere Bilder aus Thüringen, aus der Mark Brandenburg, besonders aus Rheinsberg, von holländischen Städten, Dörfern und Grachten, seine delikaten neuen Interieure und Stillleben legen dafür Zeugnis ab. Die farbigen Reproduktionen dieses Heftes geben eine vorzügliche Vorstellung von der reifen Kunst, die hier waltet.


Moses.

Man wird zu der Annahme verleitet, dies sei für Urys Malertemperament nun die letzte, endgültige Möglichkeit des Ausdrucks. Aber während uns Betrachtern durch die Logik und Folgerichtigkeit des Wachsens und Reifens sein Lebenswerk vollendet, abgeschlossen erscheint, rüstet sich der Künstler selbst, der im vergangenen Herbst erst fünfzig Jahre alt geworden ist, zu neuen Taten. Denn wie bisher, so wird auch fortan für ihn Leben und Schaffen gleichbedeutend sein mit fortschreitender Entwicklung und Vertiefung seiner genialen Gaben.


Der Hundekehlensee.



Die Stickstoff-Frage — ein allgemeines Ernährungsproblem

Von Prof. Dr.-Ing. Häußer (Nürnberg)

Leben heißt Essen! Die organische Natur wahrt ihre Formen nur durch unaufhörliche Nahrungszufuhr, und in dem Ringen ums Dasein, in dem alle Lebewesen stehen, ist das Hauptkampfziel die Nahrung. Die Erde bietet sie zwar in ihren Grundstoffen in verschwenderischer Fülle dar, aber nur die Pflanzen sind befähigt, Mineralstoffe aufzunehmen und in Zellensubstanz überzuführen. Die organische Nahrung ist es also, die das höhere Leben zu seiner Erhaltung braucht, um die es mit dem Recht des Stärkeren kämpft, des Stärkeren, der unerbittlich den schwächeren Genossen seinen Zwecken opfert. Und mitten in diesem Gewoge des Lebens steht der Mensch und sinnt, wie er diesen Kampf mildre und den wachsenden Millionen der Kulturvölker ausreichend Nahrung schaffe, eingedenk der Wahrheit, daß die auskömmliche Ernährung der Massen auch eine eminent politische Frage ist, die nicht zuletzt die Geschicke der Völker entscheidet.

Es war im Jahre 1840, als Liebig seine berühmten Untersuchungen „Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" veröffentlichte und damit Licht in die bisher dunklen Gesetze der Pflanzenernährung brachte. Er lehrte, daß der Mangel eines einzigen Nährstoffes imstande ist, die ganze Ernte in Frage zu stellen, weil die Pflanze von allen ihr gebotenen Nährstoffen nur so viel aufnimmt, als demjenigen entspricht, der in der geringsten Menge im Boden vorhanden ist. Dieses Gesetz, das nicht nur für die Nährstoffe, sondern für alles gilt, was zur Pflanzenernährung nötig ist, wie Wasser, Licht, Wärme, faßt man als das Gesetz vom Nährstoffminimum kurz dahin zusammen: Der Ernteertrag richtet sich nach dem im Minimum befindlichen Vegetationsfaktor.

Von den vielen Nährstoffen, welche die Pflanzen bedürfen, um befriedigende Ernten zu geben, kommen demnach für die Düngung nur solche in Betracht, an denen die Böden immer mehr oder weniger Mangel leiden, und das sind Stickstoff, Phosphorsäure, Kali und in vielen Fällen auch Kalk.

Nun werden ja diese Stoffe seit alters her dem Boden durch die Stallmist- und Kompostdüngung zugeführt; aber es ist klar, der Acker erhält dabei immer nur einen Teil dessen wieder, was ihm bei der Ernte entzogen wurde; er gleicht dem unterernährten Arbeiter, der täglich weniger leisten kann. Liebig wird denn auch nicht müde, immer wieder die Mängel dieser Düngungsmethode hervorzuheben, wie dabei der Boden immer mehr ausgemergelt wird und die Ernteerträgnisse sinken.

Verwunderlich mag zunächst erscheinen, daß die Pflanzen auch Mangel an Stickstoff leiden sollen, der doch in der Luft, die zu vier Fünfteln aus diesem Element besteht, in unendlichen Mengen vorhanden ist. Aber die meisten Kulturpflanzen sind nicht imstande, diesen „elementaren" Stickstoff aufzunehmen; er muß ihnen in bereits gebundener Form dargeboten werden. Sie sind, wie man sagt, „Stickstoffzehrer", mit Ausnahme der Schmetterlingsblütler, der Leguminosen, wie Erbsen, Wicken, Klee, die den Luftstickstoff direkt assimilieren können, und die man deshalb als „Stickstoffsammler" bezeichnet. Aber sie können dies nicht allein; sie haben sich zu diesem schwierigen Werk mit andern zusammengetan, wie es die Natur so häufig einrichtet, mit besonderen Bakterien, die symbiotisch an ihren Wurzelfasern leben und ihnen den Stickstoff durch ihre Lebenstätigkeit in assimilierbarer Form zuführen. Werden diese „Gründüngungspflanzen", wie man sie nennt, dann untergepflügt, so ist der Boden mit Stickstoff in einer Form gedüngt, daß ihn auch die andern Kulturpflanzen aufnehmen können. Diese Gründüngung wendet denn auch die Landwirtschaft ausgiebig an und verfährt z. B. bei Halmfrüchten so, daß keine Zeit für die eigentliche Nutzernte verloren geht; aber diese Methode ist doch nicht allgemein anwendbar und führt auch nur mäßige Stickstoffmengen dem Boden zu.

Der immer intensivere Bodenbetrieb, zu dem die wachsende Zahl der Esser die Kulturvölker zwingt, verlangt reichliche und konzentrierte Dungmittel, und so sehen wir heute die Mineraldüngung in immer steigendem Maße angewendet und selbst Länder mit jungfräulichem Boden wie Nordamerika dazu übergehen.

Der Düngewert der einzelnen Mineraldünger ist verschieden; nach dem Gesetz vom Nährstoffminimum bringt ja die künstliche Düngung nur dann höchste Erträge, wenn sie alle Nährstoffe der Pflanze zuführt, wenn gleichzeitig Stickstoff, Phosphorsäure und Kali gegeben werden. Zahlreiche Versuche sowohl im praktischen Ackerbau als auch auf den Feldern der landwirtschaftlichen Versuchsanstalten haben dabei gezeigt, daß bei Stickstoffmangel die andern Mineraldünger nur von geringer Wirkung sind, daß erst die Stickstoffdüngung die höchsten Erträge bringt, daß überhaupt der Stickstoff nächst dem Wasser der wichtigste Vegetationsfaktor ist. Hundertfältige Beispiele beweisen, daß durch hinreichende Stick-

stoffgaben zusammen mit Kali und Phosphorsäure die Ernteerträgnisse tatsächlich auf das Doppelte und Dreifache gesteigert werden können. So zeigt sich der Stickstoff als der wichtigste Nährstoff, aber er ist auch der teuerste.

Woher kommt nun der gebundene Stickstoff, der ja, wie wir gesehen haben, allein für die große Mehrzahl der Kulturpflanzen brauchbar ist? Abgesehen von den geringen Mengen, die im Guano, Blutmehl, Hornmehl, Wollstaub, Klärbeckenschlamm enthalten sind, fließt bis heute noch fast der gesamte gebundene Stickstoff aus zwei Quellen: in Form von Salpeter aus den Salpeterlagern Chiles und in Form von Ammoniak aus den Koksöfen der Kohlenindustrie und aus den Leuchtgasanstalten.

Die Heimat des Salpeters ist eine regen- und vegetationslose Wüste in 1000 bis 1600 m Seehöhe im nördlichen Chile, wo der Rohsalpeter, der Caliche, wie er in der Landessprache heißt, unter einer 0,5 bis 3 m starken Bodendecke mit einem Gehalt von 17 bis 50 Prozent reinem Salpeter vorkommt. Hieraus wird durch Auslaugen und Umkristallisieren der Handelssalpeter gewonnen, der noch etwas Kochsalz, Feuchtigkeit und sonstige Verunreinigungen enthält. Die Produktionsverhältnisse sind sehr schwierig, da keine Kohlen und kaum Wasser vorhanden ist, dieses vielmehr oft erst meilenweit den Salpeterfabriken künstlich zugeführt werden muß; daß auch die Arbeiterfrage in einem so traurigen Gebiet nicht einfach ist, läßt sich denken. Ist es nicht eine seltsame Laune der Natur, daß eine so öde, reizlose Gegend den Nährstoff für die Pflanzen liefert, der das üppigste Grün hervorzaubert?

Und diese Lager gehen nach dem Urteil der Geologen der baldigen Erschöpfung entgegen; nach den einen werden sie noch zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, nach optimistischerer Auffassung dreißig bis vierzig Jahre vorhalten. Es gibt zwar noch ärmere Lager, diese würden aber erst bei höheren Preisen abbauwürdig werden.

Andre Salpeterquellen von einiger Bedeutung gibt es auf der Erde nicht, sind wenigstens bis heute nicht bekannt geworden, und wenn solche doch noch entdeckt werden sollten, so liegen sie sicher in schwer zugänglichen Gegenden, wo der Abbau schwierig und kostspielig ist.

Und dabei bewegt sich der Verbrauch seit Beginn des Ausfuhrgeschäfts (etwa im Jahre 1830) in alljährlich gewaltig ansteigenden Zahlen. Er betrug im Jahre 1895 noch 1¼ Millionen Tonnen und ist inzwischen auf 2¼ Millionen im Werte von 400 Millionen Mark gestiegen — gewaltige Zahlen, die am besten die große volkswirtschaftliche Bedeutung des Salpetergeschäfts illustrieren.

Der weitaus größte Teil wird in Europa verbraucht, und hier steht wieder Deutschland mit einem Verbrauch von etwa 700000 Tonnen im Jahr an der Spitze.

Aus der schwarzen Kohle stammt der zweite wichtige Stickstoffdünger: das weiße schwefelsaure Ammoniak.

Unsre Eisen- und Metallindustrie verbraucht gewaltige Mengen Koks, der durch Erhitzen der Kohle unter Luftabschluß in den Koksöfen erzeugt wird. Diese Öfen sind schmale hohe Kammern, die zu hundert und mehr nebeneinanderliegen und von außen geheizt werden. Bei dem Prozeß der Verkokung werden die flüchtigen Bestandteile der Kohle ausgetrieben; es entweicht das Koksofengas, das ganz ähnlich unserm Leuchtgas auch etwas Ammoniak enthält, herrührend von dem in der Kohle enthaltenen Stickstoff und Wasserstoff. Dieses wird mit Wasser aus dem Gasstrom ausgewaschen und weiterhin mit Schwefelsäure zu schwefelsaurem Ammoniak gebunden, das als ein vorzüglicher Stickstoffdünger sehr beliebt ist. Das Salz ergibt sich somit als Nebenprodukt bei der Kokserzeugung; die Ausbeute ist aber sehr gering, nur 10 bis 12 kg von einer Tonne Kohle, und trotzdem deckt das Produkt bei der hohen Entwicklung der Kohlenindustrie dem Werte nach über ein Drittel des Weltbedarfs an gebundenem Stickstoff.

Die Weltproduktion hat in den letzten zwanzig Jahren mit Riesenschritten zugenommen; sie betrug im Jahre 1905 noch 687000 Tonnen, im Jahre 1910 schon 1112000 Tonnen im Werte von 280 Millionen Mark. Deutschland allein hat seine Erzeugung von 77000 Tonnen im Jahre 1895 auf zuletzt 375000 Tonnen gesteigert, die fast vollständig von der heimischen Landwirtschaft aufgenommen werden.

Werden nun diese Stickstoffquellen für alle Zukunft ausreichen?

Beim schwefelsauren Ammoniak können die Mengen nicht ins Ungemessene gesteigert werden, weil es als Nebenprodukt an die Kokserzeugung gebunden ist, und da sind die Verhältnisse so, daß heute im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier wohl ein Drittel aller Koksöfen stilliegen und die Koksvorräte auf vielen Zechen sich zu Bergen häufen, die man nicht unterzubringen weiß.

Beim Chilisalpeter sahen wir, daß eine nicht zu ferne Zukunft mit einer Erschöpfung der Lager rechnen muß. Als vor wenigen Jahren diese alarmierende Nachricht durch die Welt ging, war sie das Signal zur Aufnahme einer lebhaften Erfindertätigkeit, die unerschöpfliche Stickstoffquelle der atmosphärischen Luft den Bedürfnissen der Landwirtschaft zu erschließen. Man schätzt den Stickstoffvorrat der Atmosphäre auf vier Trillionen Kilogramm; um uns von dieser Menge einen besseren Begriff zu machen, verkleinern wir das Maß und geben an, daß der über jedem Quadratkilometer Bodenfläche ruhende Stickstoff auf fünfzehn Jahre den Weltbedarf decken könnte.

Der Rohstoff ist also zur Genüge vorhanden; aber er ist ein in chemischer Beziehung sehr träger Körper, der nicht leicht mit andern Stoffen Verbindungen eingeht, und darin liegt die Schwierigkeit seiner Verarbeitung. Ein großer Aufwand an Geist, Arbeit und Kapital ist schon auf die Lösung dieser Aufgabe verwendet worden; wenige Jahre haben genügt, um die in der Stille des Laboratoriums studierten Verfahren zu praktischer Brauchbarkeit im Großbetrieb ausreifen zu lassen, so daß man heute schon von einer Luftstickstoffindustrie sprechen kann.

Zwei Methoden sind es vor allem, die bis jetzt die Feuerprobe eines regelmäßigen Fabrikbetriebes bestanden haben, das ist das ältere Kalkstickstoff- und das jüngere Luftverbrennungsverfahren, beide auf elektrochemischer Grundlage.

Wir alle kennen das schöne weiße Licht der Azethylenlaternen, das sich so bequem aus Kalziumkarbid und Wasser erzeugen läßt. Dieses Kalziumkarbid, das im elektrischen Ofen bei sehr hoher Temperatur durch Zusammenschmelzen von Kalk und Koks erzeugt wird, hat die Eigenschaft, bei höherer Temperatur Stickstoff zu binden; man leitet über das auf etwa 1000 Grad erhitzte Karbid reinen Stickstoff, der aus der Luft durch Trennung vom Sauerstoff gewonnen wird, und erhält eine Verbindung von Kalk, Kohle und Stickstoff, die als schwarzbraunes Pulver unter dem Namen Kalkstickstoff in den Handel kommt. Nach diesem von Frank und Caro angegebenen Verfahren arbeiten schon eine Reihe bedeutender Werke, die hauptsächlich an großen billigen Wasserkräften in Italien, Norwegen und in Südbayern liegen.

Der Kalkstickstoff ist ein ganz brauchbarer Stickstoffdünger, der allerdings mit einiger Vorsicht angewendet werden muß; in dieser Beziehung hat er noch nicht alle Erwartungen erfüllt. Aber die fortschreitende Technik wird ihn auch seiner unangenehmen Eigenschaften noch zu entkleiden wissen.

Ein ganz andres Produkt liefert die Methode der Luftverbrennung, die besonders von Birkeland und Eyde in Norwegen und von der Badischen Anilin- und Sodafabrik ausgebaut worden ist. Nach diesem Verfahren wird die Luft durch große elektrische Flammen geblasen, wobei sich ein Teil des Stickstoffs mit dem Sauerstoff zu Stickstoffoxyden vereinigt, die mit Wasser ausgewaschen werden und eine verdünnte Salpetersäure liefern. Die Säure wird mit Kalkstein abgestumpft und die Lauge eingedampft; das Produkt ist Kalksalpeter, auch Norgesalpeter genannt, der ganz ähnlich dem Chilisalpeter zusammengesetzt ist und als gleich brauchbar wie dieser sich erwiesen hat. Fabriken dieser Art sind hauptsächlich in Norwegen im Betrieb, das in seinen mächtigen Wasserfällen die großen Kraftmengen liefert, deren diese Technik bedarf.

Vieles ist in wenigen Jahren schon erreicht worden; es hat eine „Eroberung der Luft" eingesetzt, an die man früher nicht dachte, von ganz andrer Art als die durch Luftschiffe und Flugmaschinen bewirkte, aber nicht weniger interessant, ja, wirtschaftlich wichtiger als diese. Die als materiell verschriene Technik ist auf dem besten Wege, wieder ein Stück höchster Kulturarbeit zu leisten, indem sie die gemeine Not des Lebens von den Massen fernhält und die Ernährung der kommenden Generationen sicherstellt.

Nun sind die andern an der Reih'

Vom jungen Licht gesättigt, strahlt die Flur,
Ein Vogelliedchen perlt darein.
Da wandre ich auf einer lichten Spur,
Verträumten Auges lächelnd und allein.

Mir neigt die junge Birke traulich weich
Im grünen Schleier den weißen Leib.
Des Himmels Bläue bat herab der Teich
Für mich... Des Weges kommt ein bräutlich Weib.

So jung! 's ist alles wieder, wie es war.
Nur geht am fremden Arm das Glück vorbei.
Liebkosend streift ein Zweig mein graues Haar...
Nun sind die andern an der Reih'.

Fritz Philippi



Richard Wagner

Eine Gedächtnisrede von Hans von Wolzogen

Liebe Festgemeinde! — Ja, Festgemeinde. Nur zu einer solchen kann und will ich reden in diesem bedeutungsvollen Jahre 1913. Keine andre könnte ich mir heute vor mir versammelt denken. — Aber auch: liebe. Innig verbindet gemeinsames Erleben eines Glückes. Feiern wir mitsammen das Große, zu dem wir aufblicken: Liebe vereint uns mit dem Guten, dem wir Wohltaten verdanken. Nur als Dankfeier wollen wir unsre Feier begehen im Gedenken an das, was Richard Wagner uns war und ist und was wir für die Zukunft von ihm erwarten dürfen, weil er es uns sein und werden konnte: eine erhebende Kraft einer idealen Welt.

Wir würden vielleicht am besten ermessen können, was eigentlich diese wunderbare Erscheinung eines Person gewordenen Idealismus uns gegeben und bedeutet hat, wenn wir uns unsre Zeit und Kunst vorzustellen suchten, wie und was sie ohne dieses eine gewesen und geworden wäre. Schon die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, Wagners Werke wegzudenken, bezeugt genugsam ihre Bedeutung sowohl für unsre Kultur wie für unser eignes geistiges Leben. Was bliebe uns über und was hätten wir gehabt? Wäre eine einfache Ausschaltung möglich aus dem Zusammenhang aller Erscheinungen einer Periode, was würden wir als das Herrschende auf unsern Bühnen nur noch bemerken? Als das Herrschende, nicht nur Geduldete und mühsam dagegen Ringende. Nun, wohl nichts andres als die meistenteils undeutschen Minderwertigkeiten des Tagesgeschmacks, des Vergnügungskitzels eines oberflächlichen Theaterpublikums. All dasselbe, wie es, dieser Art gemäß, die nie ausstirbt, neben dem großen Wagnerischen Idealismus in den Jahrzehnten seiner erstaunlichen Wirkungen sich immerfort und allbeliebt erhalten hat. Dinge wie französische Ehebruchkomödie, Operette, Italianismus, Naturalismus haben ihre Zeit gehabt und kehren in irgendeiner Form immer wieder. Das ist nicht anders, aber es gibt Gott sei Dank noch etwas andres. Freilich, wir haben daneben auch die Entwicklung des modernen Realismus erlebt, und wir ehren sein ernstliches Suchen nach neuen Ausdrucksformen. Auch übersehen wir nicht die schönen Reste und die guten Neuansätze idealerer Dichtung von geistigem und nationalem Wert, die uns Sympathie und Achtung abfordern. Hätten sie aber wohl, bei alleiniger Vorherrschaft des Minderwertigen auf gesunkener deutscher Bühne, ihre Stätte dort in der Weise noch finden können, wie es der Fall ist, ganz ohne Mithilfe der einen, alles so gewaltig aufrührenden und anregenden Wagnerischen Kunst? Gab diese nicht sogar dem modernen Theaterpublikum die nicht unbeachtete Lehre, daß es sich wohl verlohne, die Sache der dramatischen Kunst wieder einmal ernster zu nehmen. Werden doch auch starke Gegenwirkungen erst durch solche überragenden Erscheinungen geweckt und gesteigert. Sollte es das Schauspiel nicht reizen, der beneideten „Oper“ es gleichzutun? Ist doch entschieden die ganze vielgestaltige Reformbewegung, die uns das Theater jetzt wieder interessant gemacht hat, ausgegangen von jenem ersten bedeutungsvollen Bruch mit den lässigen, aber zähen Gewohnheiten der alten Bühne, welchen wir vollzogen sehen im Festspielhause bei Baireuth. Seitdem der deutsche Künstler, die Erbschaft der Klassiker übernehmend, dies eine große Wort der Befreiung des Theaters vom Theatralischen zum Idealen ausgesprochen, seitdem sind überall die Versuche unhemmbar zutage getreten, dem Theater neue Formen, neues Leben, neuen Sinn zu schaffen. In Volksspielen, Festspielen, Wandertheatern, freien Bühnen, ja in der Zirkusarena: man hat den Mut gefaßt, „auch anders sein“ zu können, wenn auch das „Ich kann nicht anders“, das dämonische Muß des Genius, welches allein festen Stil schafft und die Kultur bereichert, unnachahmlich und unbezwingbar ist und bleibt. Das muß von innen kommen, aus dem Mittelpunkte der Persönlichkeit; und weil es so bei Wagner kam, hat er uns geben können, was sich nicht wegdenken läßt und woran sich nichts ändern läßt, was wiederum fortwirkendes Eigentum unsers

eignen Inneren werden konnte. Wer Baireuth hat, der braucht den Zirkus nicht. Und doch ist selbst dieser anrüchige Zirkus ein Wagnerischer Gedanke, insofern er es einmal, wenn auch nur gesprächsweise, geäußert hat, er möchte den „Faust“ wohl einmal im Zirkus aufführen. Aber eben er, Wagner, möchte ihn aufführen. Und — er hat ihn nicht aufgeführt. Wir kennen nur seine Baireuther Aufführungen, und wenn wir diese vergleichen mit all jenen interessanten Versuchen, von der theatralischen Konvention loszukommen, bis in den Zirkus hinein, so müssen wir doch sagen: Dort in Baireuth ist Stil, hier dagegen nur erst Experiment; dort ist Maß und Ruhe, hier Sensation und Nervosität; dort erschaut man Ideale, hier bekommt man Probleme zu kosten. Ehedem warf man gerade Wagners Kunst dies Stillose, dies Sensationelle, dies Nervöse, dies Problematische, kurz, dies Übermoderne vor. Man fand sie zu laut, zu aufdringlich, zu beunruhigend. Man glaubte sie nur in Ekstasen genießen zu können, und wer sich dafür begeisterte, galt als wilder Fanatiker.

Das ist doch anders geworden, seit wir Baireuth haben. Es gibt allerdings eine beliebte Art, Urteile von „vor dreißig Jahren“, ja vor fünfzig Jahren, auf heutige Erscheinungen anzuwenden, als wäre inzwischen gar nichts geschehen. Man spricht auch zum Beispiel gern von der Zeit, da Baireuth „noch nicht auf der Höhe“ stand, meint aber die Zeit, die man damals als die „des größten Tiefstandes“ bezeichnet hatte. Wenn solche Worte noch heute über Wagner und Baireuth fallen, so fallen sie eben „durch“ gegenüber dem wirklichen Wagner in Baireuth. Da wir die Kunst nicht vor den Richterstuhl fordern, geht uns all solches Gerede nichts an, und ob es sich ändert oder nicht, ist gleichgültig. Die heute noch immer nur die goldene Internationale im Modekostüm nach Baireuth strömen sehen, das sind eben jene würdigen Helden des Mantelliedes „Schier dreißig Jahre bist du alt“. Der bewußte Festspielbesucher geht nicht mehr dahin wie in die alte „Wagneroper“ im Theater, um sich zu erregen, sondern um sich zu beruhigen. Aus der dionysischen Ekstase ist mehr und mehr apollinische Anschauung geworden. Nun erkennt man: Was einst für Übermaß und Unform galt, das ist vielmehr edles Maß, fester Stil, und alles in allem: echte deutsche hohe Kunst, ein feierlich gegebenes und genossenes Kulturgut.

Dies verdanken wir Wagner, dies hätten wir nicht ohne ihn, dies haben wir Deutschen in unserm Vaterlande allein durch ihn, den deutschen Meister. Nicht nur diese Kunst selbst, auch diese Möglichkeit eines inneren Erlebnisses, welche den Menschen im Kern seines Wesens bereichert, erhebt und zu einem idealen Wollen und Wirken anregt und hindrängt. Und dies alles nun verbunden mit dem unbeschreiblichen Gewinn eines ganzen herrlich reichen Gebietes künstlerisch-deutscher Phantasie, in den Ideen, Bildern und Gestalten der germanischen Poesie und Mythenwelt, die uns durch Wagner erschlossen und verkündet worden ist! Kann man sich denken, daß man einmal lebte, ohne diese Gestalten zu sehen, ohne diese Bilder in sich zu tragen: Tannhäuser und Elisabeth, Lohengrin und Elsa, Tristan und Isolde, Siegmund und Sieglinde, Wotan und Brünhilde, Siegfried und Parsifal? Was bedeutet dies alles nun für uns? Müssen wir nicht dankbar gestehen: Wie den Hans Sachs hat auch uns „ein Engel“ auf eine Himmelshöhe geführt, von wo wir eine Welt erschauen dürfen, ohne die wir nicht mehr leben mögen? Wir müssen nur auch wirklich dem liebevoll einladenden Führer auf die Höhe folgen, die wiederum nur er uns mit einem Lebenskampfe gegen die Niederungen gewonnen und aufgetan hat. Wir müssen vom Geiste seines idealen Dramas es begreifen lernen, daß der Körper seines idealen Theaters untrennbar dazugehört und daß eine solche neue Welt nicht wieder in eine alte hinabgezogen werden sollte, sondern als die neue, andre auf der Höhe aufgesucht werden will. Wir müssen unter die Güter, die wir dem Meister verdanken, vor allem auch die eigne Sehnsucht einreihen, die er uns nach jener idealen Welt erweckt hat, den ganz unmodernen Drang, eben dies „Land mit der Seele zu suchen“ und das Glück, sich dahin auf den Weg machen und das Ziel erreichen zu können! Eine Möglichkeit, mindestens so wertvoll wie jede höchste neue Kunst.

Wendet man uns aber ein: Was habt ihr denn gegen das Operntheater, daß ihr glaubt, eines Idealtheaters zu bedürfen? Habt ihr nicht eure erste schöne Begeisterung für Wagner (den „Fanatismus“) aus den Aufführungen eines Operntheaters geschöpft —

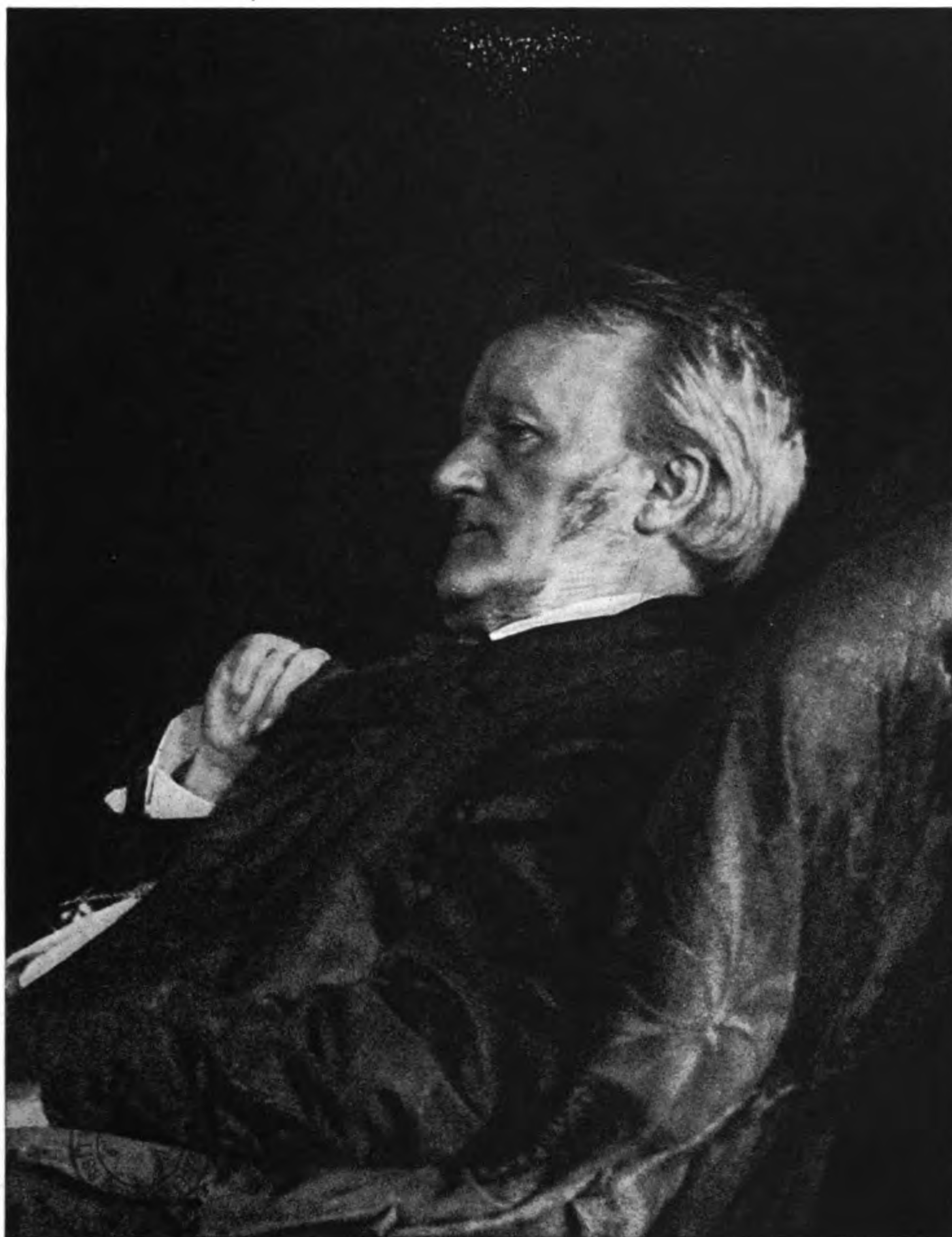
das übrigens damals noch lange nicht so gut war wie jetzt, dank Wagner? Nun, wir wollen unsre Jugendeindrücke gewiß nicht unterschätzen! Aber doch nicht das Operntheater hat im Grunde das Verdienst — das hat nur an Wagner verdient. Hatten wir mit jugendlicher Empfänglichkeit in der Oper einzelne große, hinreißende Momente erlebt, so war dies geschehen im Gegensatz zu der ganzen theatralischen Sphäre, die uns das Drama selber niemals geben konnte und die es auch heute nicht kann, da es immer wieder irgendwie zur „Oper" wird. Diese Sphäre mit all ihren Mängeln, Zerstreuungen, Unbequemlichkeiten und Verstimmungen, mit ihrer grundsätzlichen Verschiebung des Ungemeinen ins Allgemeine war jedenfalls durchaus unwagnerisch, wenn wir es auch noch nicht wußten. Durch den unbewußt empfundenen Gegensatz ward die Wirkung so ungewöhnlich groß, noch ehe das Werk selbst rein erlebt und begriffen werden konnte. Man ahnte da das andre, das Außerordentliche, eine neue ideale Welt. Man empfing Grüße aus einer noch fernen Sphäre der freien großen Kunst. Wohl verschafft das Theater gar vielen künstlerische Eindrücke, seine Wirkung ist also quantitativ; Kunst aber soll immer qualitativ wirken. Auf die Qualität des Erlebnisses kommt es an, nicht auf die Menge. Verallgemeinerungen sind immer auch mehr oder minder Vergemeinerungen, Ausbreitung setzt Fläche voraus, Vervielfältigung entwertet die Einzigkeit. Der Kunstgenuß im Alltagstheater ist schließlich nicht anders, als ob wir im geschlossenen Raume ein Weilchen ein Fenster öffnen, um einmal einen Atemzug frischer Luft von außen zu tun, wogegen es das Natürliche und Rechte wäre, aus dem geschlossenen Raume in die frische, freie Luft selbst hinauszugehen. Solch ein Ausgang ins Freie ist der Besuch von Baireuth. Ehe wir diese Möglichkeit des Freiluftgenusses kennen lernten, konnten wir freilich noch gar nicht ermessen, wie wenig genügend, und sogar wie wenig zuträglich, das beschränkte Atemschöpfen in den geschlossenen Räumen der Gewohnheit und Alltäglichkeit war. Wir haben Freuden empfunden, aber wir feierten noch keine Feste. Wir verdanken es dem Meister von Baireuth, daß wir eine Festgemeinde sein können. Und bei unsern Freuden, die wir am Kunstwerk hatten, die uns das Theater auf Augenblicke ganz vergessen ließen — vergaßen wir nicht allzusehr die Leiden dessen, der allein uns diese Freuden verschaffte? Auch das mußte erst gelernt werden und konnte erst gelernt werden, als man vor Augen sah, was der einsame Meister als seine Welt erträumte, während seine Werke sich in die so ganz andre, andres wollende Welt verbreiteten. Erst als man völlig mitwissend wiederum seine Leiden erlebte, um dies so schwer verwirklichte Traumbild, sein Baireuth, woran der Widerstand der stumpfen Welt sich wieder und wieder stieß: erst dann erhielt man den richtigen Maßstab für den wahrhaften Gegensatz zwischen diesen beiden Welten: der Welt des einsamen künstlerischen Genies mit seinem Traum und der Welt des ausgeübten Kunstbetriebes für die Allgemeinheit. Man erkannte, daß es sich auf der einen Seite um ein Werk handelte, welches den Wurzelgrund der Kunst, den Willen zum Ideal betraf, wogegen sich alles auch noch so Gute und Bessere in der Welt des Alltags und ihres Kunstbetriebes immer nur auf der Oberfläche vollzog und nicht anders vollziehen konnte, weil es hier eben nur Oberfläche gibt. So wenig unvermeidliche Mängel bei der mühseligen Baireuther Arbeit für deren Werk eine wesentliche Bedeutung haben, so wenig auch all die anerkennenswerten Fortschritte und Aneignungen des Besseren für die wesenhafte Einschätzung des Operntheaters als Institution der bürgerlichen Unterhaltung. Im Grunde bleibt es dasselbe: dort der Wille zum Ideal, hier der Dienst des Tages. Sie haben beide ihr Recht, beide ihre Stelle in der Welt — aber man soll sie nicht vermischen. „Jedem das Seine", nicht „Allen das Gleiche" ist deutscher Wahlspruch.

Aber spreche ich vielleicht zuviel vom Theater, wo ich doch von Wagner sprechen soll? In der Welt, worin er zu leben, zu leiden und zu wirken hatte, ist es leider gar nicht zu umgehen; und es hat noch eine besondere, sehr bemerkenswerte Bedeutung. Eins ist doch sehr auffällig. Wagner, ganz im Gegensatz zu seiner — wie sage ich? — „Opernbeliebtheit" im allgemeinen und seiner — wie sagt die Welt? — „Vergötterung" im besonderen Kreise: scheint er unseren Gebildeten nicht immer noch einigermaßen außerhalb der Reihe unsrer eigentlichen nationalen Größen und Lieblinge zu

stehen? Der sogenannte objektive Historiker wagt es gewiß nicht, ihn ohne weiteres neben oder nach den Namen Goethe und Schiller zu nennen, wenn er auch dem Musiker es überlassen mag, ihn zu Bach und Beethoven zu stellen. Ja, nicht einmal als typischen Vertreter des Deutschtums findet man ihn zweifellos etwa zu Luther oder zu den einsilbigen Männern des patriotischen Aufschwungs der deutschen Wiedergeburt gestellt: den Stein, Jahn, York, Arndt und Kleist und den Brüdern Grimm, wenn nicht nur von Märchen und Mythen die Rede ist. Was verhindert das deutsche Bewußtsein weiter Kreise, einer solchen Trennung ein entschiedenes Ende zu bereiten? Liegt etwas in Wagner selbst, was an den idealen Eigenschaften, die man in den andern großen Deutschen verehrt, am Deutschtum, Meistertum, Menschentum, Zweifel erregt? Steht Wagner seiner deutschen Welt vielleicht deshalb noch zu fern, weil er ihr noch zu nahe steht? Die Größe braucht einen gewissen Abstand, um wirklich gesehen zu werden. Das wirkt gewiß auch mit, erklärt aber nicht alles. Es erklärt vor allem noch nicht die Hartnäckigkeit, womit ein verzerrtes Bild sich durch zwei Menschenalter erhalten konnte, trotz allen begeisterten Wirkungen und allen tatsächlichen Aufklärungen. Sollte der „Revolutionär" etwa unsrer freiheitliebenden, demokratisch sein wollenden Alltagswelt unheimlich sein? Alle Großen haben in irgendeiner Weise revoltiert und sind darum zunächst als Leute angefeindet worden, welche etwas angenehm Gewohntes, sicher Bestehendes zerstören und verderben wollten. Insgeheim herrscht dabei wohl ein Gefühl davon, daß das Revolutionäre wider die Allgemeinheit gerade höchster Aristokratismus sei; und der hat niemals gefallen. Man sucht ihn darum erst wieder möglichst zu demokratisieren. Dazu ist dann, im Falle des Künstler-Aristokraten, das Theater eben das rechte Mittel, der bequemste Boden. Da kann auch er allen gefallen; aber — „was nicht gefällt, ist gerade das Rechte", sagte Goethe im Geburtsjahr Wagners, und zwar in bezug auf die Katastrophe der Nibelungen.

Nun ist nicht zu leugnen, daß Wagners Auftreten mehr als das andrer Großen, schon seinem dramatischen Temperament gemäß, durchaus aggressiv und aufreizend gewirkt hat. Bei ihm handelte es sich niemals nur um theoretische Erkenntnisse und Bekenntnisse. Immer drang sein Geist einerseits in die Tiefe der Dinge, mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit die Wurzeln der Erscheinungen aufgrabend, und anderseits drängte er von diesen Tiefen aus wiederum zum Äußersten der Erscheinung, zur vollen Verwirklichung der unbegrenzten Ideale selbst. Von dieser unbedingten Macht der Wahrhaftigkeit hätte man viel lernen können, und kann man zu allen Zeiten noch viel lernen, als von einem ganz außerordentlichen Beispiel; und wäre es auch nur die Erkenntnis, daß Wahrhaftigkeit nicht nur darin besteht, immerfort Wahrheiten auszusprechen, sondern in allem, was man spricht und tut, immer ganz wahr zu sein. Dies aber hatte man an Wagners Auftreten nicht Lust zu lernen: vielmehr nahm man es nur als feindselig und überaus anmaßend, weil eben jener Doppeldrang nach der Tiefe und nach außen all seinem Reden und Tun eine solche unvergleichliche und sehr unbehaglich empfundene Heftigkeit verlieh. Wenn ein Luther wahrlich mit nicht geringerer, in der Form noch weit schärferer, derberer Urkraft gegen die Schäden der Kirche vorging, so traf er damit einen Punkt, der damals dem deutschen Volke selbst schon tief peinlich am Herzen lag. Er erfüllte eine große Sehnsucht und gab einem allgemeinen Zeitdrange das erlösende Wort. Wagner aber erfüllte nur eine Sehnsucht von seinesgleichen, den Großen der Vergangenheit.

Was sah da die Welt, in die seine Blitze schlugen? Einen Kampf gegen das Theater — vielmehr gar: um das Theater! Denn wie anders mochte man diese Erregtheit zu begreifen, wenn es nicht einer Verbreitung der eignen, wunderlichen Werke galt? Und darum so viel Feuer, so viel Zorn, so viel übertriebenes Reden gegen alles und jedes vor dem verblüfften Publikum? Ums Theater?! Dasselbe Volk, das sich hier als Theaterpublikum unliebsam gestört fühlte, hat es dabei doch unwillkürlich empfunden, daß ein Kampf ums Theater nur eine minderwertige Sache sei im Vergleich zu all den ernsten Angelegenheiten der Kulturwelt und des politischen Tages. Wer so etwas so wichtig nahm, konnte es eben nur aus egoistischem Interesse tun und verbesserte dadurch sein Ansehen bei der Masse der Egoisten nicht. Weil Wagner also nur durch das



Richard Wagner.

Letzte Naturaufnahme aus dem Jahre 1883.

Zu dem Aufsatz „Richard Wagner“
von Hans von Wolzogen.

Mit Genehmigung des Verlages
F. Bruckmann A.-G. in München.

Theater, als „Theatermensch", mit seinem Volke verkehrte, weil sein Schaffens- und sein Kampfgebiet das Theater war und man mehr von ihm nicht wußte, nicht wissen sollte, am wenigsten seinen Traum vom Idealtheater ernst nehmen konnte, deshalb ward seine ganze Persönlichkeit als Künstler, als Deutscher, als Genie nicht recht für voll angesehen, nicht für gleichwertig erachtet mit andern Meistern, mit diesen reinen Idealisten, die nichts mehr für sich wollten und die gegenwärtige Wirklichkeit nicht mehr genierten. Zwar hatten auch deren etliche für das Theater geschaffen und gewirkt. Aber — das ist das Eigentümliche — jene unsre großen Idealisten mußten bisher hinter der Verwirklichung ihrer Ideale so weit zurückbleiben, daß ihnen immer noch viel Rein-Ideales übrigblieb, womit dann ihre Persönlichkeit als solche auf das Volksgemüt wirken konnte, auch von der Bühne herab. Darin liegt ja die Größe der Wirkung Schillers. Hätte er, der dies selbst so tief als Ideal empfand, die ganze Energie seines Wesens und Lebens, wie Wagner, auf die Umwandlung der „Szene" zum „heiligen Bezirk" verwenden können, die er nun auf der mühselig-zeitweilig veredelten Bühne in die erhabenen Worte seiner starken Dramatik ausströmen ließ — er wäre am Ende gleichfalls solch ein viel angefeindeter Liebling, solch ein nicht für voll zu nehmender Genius seines Volkes geworden wie Wagner. Theatermensch: nicht Idealist! Dafür hat man ihm später hochmütig und kleingeistig gerade seine ideale Sprache, diese geniale Flucht ins Wort, als dramatischen Mangel und poetische Unwahrhaftigkeit vorgeworfen. Anderseits hat man aber auch die freien Dichterschöpfungen, womit ein Goethe dem unverbesserlichen Theater in stiller Götterrede stolz entsagte, mit völliger Nichtbeachtung gestraft. Diese „Pandora", „Elpenor", auch die „Natürliche Tochter" — war ihr bühnenflüchtiger Idealismus denn etwas andres als dieselbe geistige Größe, die als musikalisch-dramatische Kraft die Idealbühne Wagners erbaut und dort die Völker begeistert hat?! — Fern von der Alltäglichkeit mit der Idealität verkehren zu dürfen! Ja, was den Großen von Weimar nicht beschieden war, sowohl der Sieg wie auch das Übermaß der Leiden darum, das ist Wagner zugefallen, weil er vom „Theater" nicht lassen konnte! Und gerade weil er es damit furchtbar ernst nahm, hatte er sein Leben lang, wo das Publikum schon den Sieg sah, Kompromisse mit dem Theater schließen müssen, von einer so tief einschneidenden Bedeutung, wie sie andre Dramatiker gar nicht kennen lernten, welche von vornherein ihre Werke für dies Theater schufen, wie es war, und ihm nur höhere Werte, edlere Richtungen, besseren Anstand durch ihr Schaffen und Wirken zu erteilen suchten. Sie blieben auf dem Standpunkt, das Theater durch die Kunst zu heben; Wagner dagegen verfolgte rastlos kämpfend das vor ihm schwebende Hochziel: der Kunst durch das Theater erst ihre ideale Welt zu schaffen, ihre Heimstatt zu freier Lebensmöglichkeit, ihren Tempel zu reiner Seelenoffenbarung. Dies Theater konnte nur das Idealtheater sein. Jene Meister haben das Theater nicht geändert, er hat es gebaut!

Nun steht Baireuth vor uns und in ihm der ganze Wagner. Das volle Erlebnis von Baireuth schließt jedes Unverständnis, jedes Nichtverstehen Wagners aus. Eben weil er, wie er selbst sagt, ganz Künstler war, spricht alles, was er war und was er uns zu sagen hat, durch das vollendete Kunstwerk zu uns. Wenn man sich einst über den streitbaren „Revolutionär" entsetzen konnte und etwas vom „roten Tuch" ihm seitdem anhaften blieb: hier sieht man das reine Ergebnis des ganzen langen Kampfes und betritt den Friedenstempel idealer Kunst. Die Umwälzung hat nichts Edles, Gutes, Schönes unsrer Kultur zerstört, vielmehr ist alles noch vorhanden, und es ist als mitwirkendes Element in der Idealität dieser Kunst beschlossen. Wieviel Idealismus ist in Deutschland versunken, seit die hohen nationalen Träume zur harten Wirklichkeit geworden waren! Aber ein Idealismus hielt vor dieser mächtigen Wirklichkeit stand und bewährt die Kraft, sie geistig zu überdauern: Wagners Werk. Wohl hatte man sich über Theorien und Ideen in den Schriften des Denkers Wagner streiten müssen, weil man unwillkürlich nur von einem Standpunkt aus urteilen konnte, von wo man in der Reihe der historischen Erfahrungen das Moment der Zukunft noch nicht sah, um welches es sich hier überall handelte. Nun aber erkennt man, daß diese Schriften im Grunde gar keine Theorien enthalten, daß ihre Ideen

nur in Worte gefaßter künstlerischer Drang eines Ideals in seine Wirklichkeit waren, wie sie nun lebendig überzeugend vor Augen steht. Jetzt erst kann man irrtumsfrei daraus die Wahrheiten lernen, welche bisher, so vielfach an Gewohntem und Gewußtem gemessen, als Wunderlichkeiten erschienen, ehe die eigentümliche Welt geschaffen war, wo diese Wahrheiten galten. Sie beschränkten sich ja auch nicht auf rein künstlerische Urteile. Sein Weg aus der Tiefe der Dinge bis zu dem erzielten künstlerischen Neuland mußte den unbegrenzt Wahrhaftigen durch den ganzen Zusammenhang des Menschenwesens und der Kulturwelt führen, worin die geschichtlichen und geistigen Wurzeln der Einzelerscheinung sich verzweigen. Beruht darauf die oft bewunderte Vielseitigkeit Wagners, so gab es doch auch Anlaß zu dem gleichfalls so vielseitigen Vorwurf des „anmaßlichen Musikers", der sich in Dinge mische, die nicht in sein Fach gehörten. Darüber wurden die Wahrheiten, die er aus seiner genialen Erkenntnis ausgesprochen hatte, nicht nur mißverstanden, sondern nicht einmal beachtet. Man konnte leicht dem vielseitigsten aller Künstler Einseitigkeit vorwerfen, weil er nur eins wollte, und dieses eine noch gar schlechthin mit ihm selbst identifiziert ward, weil nur er es wollte. Nun vergißt man all diese oberflächlichen Gegensätze und Verwechselungen, da man die Einseitigkeit des Dranges nach dem Ideal im vollendeten Werke als ein Ganzes, die Vielseitigkeit als Einheit erlebt, worin alle künstlerischen Vermögen vereinigt wirken. War man bisher vor den großen Werken der Kunst „ganz Ohr" oder „ganz Auge" und fand darin seine höchsten Genüsse, so konnte man freilich nicht begreifen, was denn Wagner gerade für sich andres und mehr zu verlangen habe! Vor dem vollendeten Werke, im vollkommenen Erlebnis dieser Kunst, da fühlt man sich nun „ganz Mensch". Denn diese ganze einheitliche Kunst spricht hier nicht nur zum Auge oder zum Ohr, auch nicht nur zu Auge und Ohr, auch nicht durch das abstrakte, nur poetisch belebte Wort zum vermittelnden Verstand, sondern ganz durch sich selber, wie es da ist, spricht es zum ganzen Menschen, der sie nur zu erleben braucht, um diese selige Empfindung des ganz Menschseins zu gewinnen. Das musikalische Drama selbst könnte man wohl als die Menschwerdung der Musik bezeichnen; die tönende Seele der Welt nimmt in ihm Gestalt an. Dieser ästhetische Vorgang wiederholt sich gleichsam im empfangenden Gemüt des Menschen; sein seelisches Kunsterlebnis wird ihm zu einem erhöhten Menschheitsbewußtsein. Das Kunstwerk als ein Ganzes, Lebendiges setzt sich um in die reine Anschauung, und diese erwirkt, an Stelle des sonst einzig geschätzten Wissens, den inneren Schatz der Gesinnung. Bei aller Hochschätzung der Kunst und auch der Wagnerischen Werke hatte man doch nie umhingekonnt, den Kopf zu schütteln über die anscheinend gewaltige Anmaßung des Künstlers, welche in der Wagnerischen Forderung einer Kunst als höchsten Kulturgutes und für diese Kunst innerhalb der Kulturwelt lag. Man hatte die Kunst wohl in einzelnen Erscheinungen von genialer Schönheit und Größe kennen gelernt, aber noch nicht in ihrer vollen Selbstherrlichkeit auf einem ihr eigensten freien Gebiete. Wer den ihr von Wagner errichteten Bau mit ernstem Sinne betrachtet, der erblickt nun in ihm allein schon ein erhabenes Gleichnis dessen, was Kunst uns sein und geben soll und was wir darin erleben können: jene mächtige Organisationsfähigkeit des Menschengeistes, die wir im Kunstwerk als „Stil" bewundern, und jene Entrückung aus dem Alltag des Daseins in ein höheres seelisches Leben, worin das sonst Allerwichtigste, Welt und Ich selber, durchaus vergessen wird, und was wir als Freiheit unser edelstes Glück heißen. Man denkt nicht mehr daran, Wagner es vorwerfen zu wollen, daß er etwas Besonderes für sich verlangt habe, während seine großen Vorgänger nichts dergleichen nötig hatten. Jetzt, da man das Besondere sogar gewohnt werden konnte, wünschte man es ihnen wohl, sie möchten es auch schon gehabt haben; denn am Ende entsprach doch auch die schönste „Iphigenie"-Aufführung nicht so der Bedeutung eines Goethischen Künstlerseins wie dies ganze Baireuth dem ganzen Sinn der Künstlererscheinung Wagners.

Zu lange hatte man sich daran gewöhnt, die Kunst zum eignen Gefallen sich aufspielen zu lassen, als wenn es ihr eigentlicher Ruhm wäre, von einem beliebigen Publikum beifällig aufgenommen zu werden. Eine weit tiefere Sehnsucht der menschlichen

Seele nach der Kunst, eine Sehnsucht nicht nach einzelnen Kunstwerken, sondern nach der Welt der Idealität, nun ward sie sich ihrer voll bewußt. Diese Sehnsucht nach der Idealität erfährt es als eine beglückende Erfüllung, daß sie die Kunst auf einem geweihten Boden fern dem Alltag aufsucht, für sie Opfer bringt, zu ihr hinpilgert, aus dem Bedürfnis nach der erhebenden Berührung mit denjenigen schöpferischen Kräften, denen solch eine Welt geistiger Freiheit ihr Dasein verdankt. Jener Ruhm der Kunst, in die Welt sich verlieren und ihr gefallen zu dürfen, verblaßt hier völlig; aber man selbst empfindet es als höchste Ehre, den Zutritt zu ihr zu haben, da, wo sie die Sehnsüchtigen und Bedürftigen feierlich zu Gaste lädt. Nun steht man wieder im richtigen würdigen Verhältnis zur Kunst. Die Neigung zum Richterspielen ist man gründlich los. Man hat nur noch die Empfindung: so ist's das Rechte — und eigentlich kann es gar nicht anders sein; dies, ja eben dies ist Wagners Kunst — und mehr als das: es ist deutsche Kunst, und über alles hinaus: das ist Kunst — Kunst rein um ihrer selber willen.

Und nun erinnern wir uns an Wagners Wort: „Deutsch ist, die Sache um ihrer selbst willen treiben.“ Ja, darum konnte nur ein Deutscher um ihrer selbst willen der Kunst den Tempel ihrer Reinheit bauen. Sein moralischer Wille schuf das künstlerische Ideal, und beide sind wesensverwandt. Die höchste Kunst ist deutsche Kunst, weil sie auf dieser moralischen Grundlage ruht. Diese „Kunst um ihrer selbst willen“ ist ganz etwas andres, ist nichts weniger als das moderne Wesen „l'art pour l'art“. Hier erkennen wir den grundsätzlichen Unterschied zwischen der Kunst als Technik, wie sie im allgemeinen Weltgetriebe wohl mit dem höheren Kunsthandwerk, nur durch die Zwecklosigkeit unterschieden, Hand in Hand gehen mag — und der Kunst als Ausdruck des gesamten Seelenvermögens, Seelenlebens des Menschen, des Willens zur Idealität, der mit dem Willen nach Erlösung wiederum so verwandt ist wie das wahre Deutschtum mit dem reinen Christentum.

Wir haben Baireuth als lebendiges Gleichnis der ganzen Wagnerischen Kunst und seiner künstlerischen Persönlichkeit betrachtet. Nun gedenken wir zuletzt noch dessen, was eigentlich das Herz dieses Körpers ist: das Gleichnis jener tiefsten Verwandtschaft zwischen Deutschtum und Christentum wie zwischen Kunst und Religion, wir haben es im „Parsifal“.

Was aber bliebe noch zu sagen über die Bedeutung des „Parsifal“ in Wagners Gesamtwerke und für Baireuth? Wer nicht erfaßt hat, was der in Wagner verkörperte Wille zum Idealen bedeutet, der vermag auch nicht diese Bedeutung des letzten, abschließenden Gleichnisses seines Willens zu verstehen. Wer einmal außerhalb des Wagnerischen Willens- und Geisteskreises steht, der betrachtet auch alles, was den „Parsifal“ betrifft, nur von außen her, vom bühnenpraktischen, literarischen, musikalischen, juristischen oder bürgerlich-sozialen Standpunkt aus. Wenn von diesen aus dann alle möglichen Rechtsansprüche an das Bühnenweihfestspiel erhoben worden sind, so hätte man darauf nur mit Goethes Worten zu erwidern brauchen: Vom Rechte, das mit ihm geboren ist, von dem ist leider nie die Frage. Dieses Recht wurzelt eben tief im Wesen der Wagnerischen Kunst, seines Kunstgedankens und Kunstwillens überhaupt. Indem seine grenzenlose Wahrhaftigkeit bis auf die Tiefe der Dinge drang, konnte er gar nicht anders, als im Grunde der Erscheinungen auf den religiösen Kern treffen. Das ist jenes Metaphysische, welches zur Anschauung zu erheben der menschliche Verstand der menschlichen Seele überlassen muß. Die menschliche Seele im wahrhaftigen Künstler wird damit eine religiöse Anschauung der Dinge gewinnen. Es ist auch ganz ersichtlich, daß diese religiöse Anschauung bei Wagner nicht erst im späten „Parsifal“ ihre Gestalt gefunden hat, daß sie vielmehr von Jugend auf und entschiedener als bei unsern größten Dichtern zum Ausdruck gelangt ist in der unvergleichlich sich Glauben erzwingenden Gestaltung der Ideen des Mitleidens, der Entsagung und der Erlösung. Es ist dies nur die notwendige Folge der wesentlichen Eigenart und Bestimmung dieser Kunst, welche eben darin bestand: in einer Welt, welche einseitiger Verstandesherrschaft verfallen war, deutscher Art gemäß die Kräfte der Seele wieder zu wecken und durch gewaltige Einwirkungen für die Aufgaben einer zukünftigen Kulturmacht zu stärken.

Diese seelische Vertiefung in den Kern der Dinge, in die innersten Anliegen des Men-

schenwesens hätte sich aber gar nicht zum künstlerischen Ausdruck bringen lassen, wenn nicht eben Wagner die großen Hilfsmittel besessen hätte, um das vollkommene Gleichnis der Seelentiefe zu schaffen: die deutsche Musik und den deutschen Mythos. Er brauchte die Griechen nicht zur Hilfe zu rufen, obwohl er auch ihr Größtes, Lebendigstes, das ideale Theater, in sein Kunstwerk mit aufnahm. Mit Musik und Mythos konnte er der tiefsten deutschen Weltanschauung selbst den künstlerischen Ausdruck geben. Dabei war es gewiß kein Zufall, daß er den Mythos, den er hatte im „Ring" aus den arisch-germanischen Urwurzeln so gewaltig wieder hervorwachsen lassen, nicht darauf beschränkte, sondern zum christlichen Mythos erweiterte, oder besser: noch vertiefte. Die deutsche Weltanschauung und auch die deutsche Musik, sie können dessen gar nicht entbehren, und der Mythos schließt sich ihnen zur Dreieinheit an, indem er als christliches Drama des deutschen Dichters sich neubelebt gestaltet.

Das ist der „Parsifal". Bei den Griechen sahen wir die religiöse Feier zum Kunstwerk der Tragödie werden. Es wäre irrig, im Wagnerischen Weihefestspiel nur einfach die Umkehrung zu finden: das zur religiösen Feier gewordene Kunstwerk. Auch hier ist das Religiöse, die religiöse Anschauung des ganzen Menschenkünstlers durchaus zum freien Kunstwerk geworden und will nichts andres sein als dies. Aber doch ist damit eine große Möglichkeit gegeben. Wir haben es ja erlebt, daß nicht nur die Baireuther Bühne durch das religiöse Werk geweiht worden ist, sondern auch das Baireuther Publikum. Durch diese dreißig Jahre hindurch hat es am „Parsifal" gelernt, nicht nur Publikum zu sein, sondern im Privatissimum des Individuums die oft schon entschlummerten religiösen Gefühle, ja religiösen Anschauungen selbst, lebendig-wahrhaft wiederzugewinnen. Neu belebt, beseelt, vertieft, von Verstandeszweifeln und geschichtlichen Sonderbildungen befreit, hat hier das Christentum vom Deutschtum wieder Besitz ergriffen und ihm auch der Kunst gegenüber eine bemerkenswerte, veränderte, ehrfurchtsvoll würdige Haltung verliehen, ohne jeden Zwang, von innen heraus, gleichwie die Musik die Gebärde bildet. So ist eine Gemeinde entstanden und die reine Möglichkeit geschaffen, daß sich die verschiedensten religiösen Richtungen, Auffassungen, Bekenntnisse in dem Erleben des idealen künstlerischen Gleichnisses mitsammen vergleichen, um eine ganz innerliche Feier ihres Gottesglaubens gemeinsam zu begehen. Hat doch am Ende ein jeder seinen eignen Gott; aber eben, daß er ihn haben **kann**, darin zeigt sich die wahre Kraft Gottes. Die Möglichkeit, des religiösen Vermögens am Kunstwerk wieder bewußt zu werden, ist das Wunderwerk des Baireuther „Parsifal".

Je reiner dieses Erlebnis ein künstlerisches bleibt, um so weniger wird der Irrtum noch aufkommen können, als sollte die Kunst die Religion „ersetzen". Nein, aber sie versetzt die künstlerisch Genießenden wieder in die tief innerlich geborgene Heimsphäre des Religiösen. „Da, wo die Religion künstlich wird," sagt Wagner, „ist es der Kunst vorbehalten, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole ihrem innerlichen Werte nach erfaßt, um durch ihre ideale Darstellung die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen." Und er setzt darüber Schillers Ausspruch: „Ich finde in der christlichen Religion die Anlage zum Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben erscheinen nur deshalb so niedrig und geschmacklos, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind." Eine **ideale Darstellung** dieses Höchsten oder auch Tiefsten, dieses Kernes der Religion, das war es, was Wagner in der innigen Verbindung seines Idealtheaters mit seinem religiösen Weihespiel gewollt hat. Ein Ideal, das sich nicht auseinanderreißen und nicht vervielfältigen läßt, ohne daß damit jener Wagnerische Wille, der Wille zum Ideal, aufgehoben würde. Wie es von jeher gewesen ist: der Wagner der Oper konnte nie derselbe sein wie der Wagner in Baireuth. Auch wenn sie hier und da einmal sich äußerlich ähnlich erscheinen mochten, innerlich waren sie eben grundverschieden: als Wille, als Seele, als Idee, als wirkende Persönlichkeit. So wird es auch nur in Baireuth **den** Wagner geben, der sich uns im „Parsifal" künstlerisch offenbart hat. Man spricht wohl heute schon kühnlich von „Wagner-Überwindung", als wäre das Überwundenwerden der Zweck der Erscheinung der Großen in der Zeit, und als wäre es nach dreißig Jahren schon die höchste Zeit dafür. Aber — **wer** überwindet, und was wird überwunden? Das ist die Frage. Hat etwa ein Goethe

nicht schon längst einmal „überwunden" geheißen? Und doch ist er unüberwindlich geblieben und wird es immer bleiben. Man unterwindet sich solcher Behauptungen nur, aber man überwindet solche Mächte nicht. Was von der Zeit überwunden wird, ist immer nur — die Zeit. Man hat oft genug auch Wagners Baireuth überwinden wollen, und es besteht dennoch, und darin der „Parsifal" und in ihm der ganze Wagner. Unaufhörlich gehen Kräfte von ihm aus, die weiterwirken, und selbst wenn Baireuth einmal nicht mehr vor Augen stünde, es bestünde doch in Seelen. Denn hier hat einmal ein Großes rein gelebt und Leben gewirkt, das in fruchtbaren menschlichen Seelen fortkeimt, wächst, blüht und wieder blüht für immer neue Lenze des unsterblichen deutschen Idealismus.

Eine Welt, die sich an die Wirklichkeiten und Zeitlichkeiten hält, hat freilich noch eine Frage bereit: Was versichert uns denn, daß Baireuth überhaupt eine Zukunft habe? Dieselbe Frage, die man schon 1876 stellte und auch gleich beantwortete: Es kann gar keine haben. Damals gab es allen Fragen gegenüber noch das eine große Wunder, welches „Richard Wagner" hieß. Nach seinem Scheiden kam das zweite Wunder. Eine hohe Frau bewahrte mit der Kraft der Liebe und Treue sein Werk vor dem Vergehen.

Und wir erlebten noch ein drittes Wunder. Diese Frau konnte das elterliche Werk ihrem Sohne übergeben, der es in demselben Geiste, dem Geiste von Vater und Mutter, weiterführt. Der lebendige Geist von Baireuth hat so Baireuth lebendig erhalten. „Familienunternehmen" nennt das die Welt. Immerhin besser als Aktienunternehmen! Besonders, wenn die Familie aus Vater, Mutter und Sohn besteht, die den Namen Wagner tragen und das Werk von Baireuth fortschaffend erhalten. Ich meine, man braucht sich den Kopf der Zukunft nicht zu zerbrechen; wenn er auch zerbräche, der Schleier bliebe doch übrig, der sie uns verdeckt. Wir wissen: was Baireuth erhält und einzig erhalten kann, ist das Wunder der Persönlichkeit. Wenn es keine Baireuther Persönlichkeiten mehr gibt, gibt es kein Baireuth mehr. Aber wir haben die Wunder erlebt, wir haben hoffen gelernt.

Und woher empfängt diese Hoffnung ihre kühnen Flügel? Auch das Wunder der Persönlichkeit, ist es nicht nur Ausdruck jener größten Macht, welches Isolde preist „als kühnsten Mutes Königin, des Weltwerdens Walterin"? Ja, den hohen Mut zum Hoffen gibt uns die große Liebe, die uns eine neue Welt der Erhabenheit, Schönheit und Freiheit, eine ideale Welt deutschen Fühlens, Schauens und Glaubens schuf und schenkte.

Liebe zum Ideal, Liebe zur Kunst, Liebe zum Volk hat Wagners Werk ins Leben gerufen. Liebe zum Meister, Liebe zu seinem Werke, Liebe zu dieser wunderbaren Familie der Spender und Erhalter des Großen vereinigt uns so reich dadurch Beglückte in tiefbewußter Dankbarkeit als die in dieser Liebe zum Großen und Guten treulich verbundene Festgemeinde.

In dem ungewöhnlichen Menschen müßte die Sehnsucht, dieser Welt gänzlich den Rücken zu wenden, notwendig und unabweislich zwingend anwachsen, wenn es nicht auch für ihn, wie für den in steter Sorge dahinlebenden gemeinen Menschen, eine gewisse Zerstreuung, eine periodische völlige Abwendung von dem, sonst ihm stets gegenwärtigen Ernste der Welt gäbe. Dies leistet ihm die Kunst; und sie zeige ich daher als den freundlichen Lebensheiland, der zwar nicht wirklich und völlig aus dem Leben hinausführt, dafür aber innerhalb des Lebens über dieses erhebt und es selbst uns als ein Spiel erscheinen läßt. Die Nichtigkeit der Welt, hier ist sie offen, harmlos, wie unter Lächeln zugestanden: denn, daß wir uns willig täuschen wollten, führte uns dahin, ohne alle Täuschung die Wirklichkeit der Welt zu erkennen. Richard Wagner (Werke 8, 29).



Hippolyt

Novelle von Gerhard Ouckama Knoop



Der Baron und die Baronin Carmière saßen in ihrem weiten, sonnigen Garten. Es war ein ungleiches Paar: die noch sehr junge Frau äußerst hübsch mit weichen, schwärmerischen Zügen; der Gatte, der dem Alter nach ihr Vater hätte sein können, hager und scharf, von einer überreifen, eleganten Vornehmheit.

„Er meldet seine Ankunft schon für heute," bemerkte der Baron, indem er seiner Gemahlin ein offenes Telegramm überreichte.

Und sie sprachen weiter über Hippolyt, dessen erster Brief nach einer langen Pause vor wenigen Stunden angelangt war und nun durch das Telegramm so unvermutet überholt wurde. Der Jüngling hatte im Havre gelebt und bei irgendeiner seiner häufigen Segelfahrten einen Unfall gehabt, welcher eine Erkrankung herbeiführte. Jetzt ging es wieder besser; doch mochte es wohl eine Lungenentzündung oder dergleichen gewesen sein; denn obwohl der Briefschreiber von der Sache als von einer Bagatelle sprach, ergriff er doch sichtlich gern die Gelegenheit, zur Erholung in die Ruhe und die gute Luft des väterlichen Landsitzes zu kommen.

Der Baron äußerte leise ein Bedenken, ob Fernande der Besuch seines großen Sohnes nicht etwa unangenehm sein könnte; allein das bestritt sie lebhaft und wollte für den Empfang sogar selbst alle Vorkehrungen treffen.

Das lehnte der Gatte in einer Art von Eifersucht ab. Bald darauf verabschiedete er sich und machte einen Rundgang durch das ganze Anwesen. Sein Weg führte ihn zuerst durch das Schloß, er inspizierte das für Hippolyt bereitgehaltene Schlafzimmer sowie das Wohnzimmer mit den schönen Geweihen, dem reich ausgestatteten Gewehrschrank; dann schritt er durch Park und Garten und endlich in den Pferdestall. Mit besonderem Interesse wandte er sich den beiden neugekauften und noch nicht recht eingefahrenen Ungarn zu, an denen sein Sohn gewiß mehr Gefallen finden würde als er selbst; sodann besichtigte er das für Hippolyt bestimmte Reitpferd.

Nachdem er die nötigen Befehle gegeben und übrigens alles in guter Ordnung gefunden, wanderte er für sich im Garten auf und ab. Er empfand Freude über die Rückkehr seines Sohnes, des einzigen Nachkommen, leider, aus beiden Ehen. Und unbewußt gab er sich allerhand Erinnerungen hin, die Entwicklung seines Sohnes gleichsam vor sich selbst rekapitulierend. Wie Hippolyt als Knabe stets frisch und gesund gewesen war, wie er nicht übereifrig, aber doch korrekt gelernt hatte, und niemals besonders viel las, immerhin mit Interesse Reisebeschreibungen und Naturhistorisches. Wie er in früheren Jahren ungern mit kleinen Mädchen verkehrte, dann gegen sie gleichgültig wurde und sich oft rücksichtslos benahm, wiewohl stets anständig. Aber gute Kameradschaft hatte er immer gehalten bei Spiel und kindlichen Kämpfen, und da machten ihn die andern Knaben gern zu ihrem Anführer, weil er so tüchtig und eifrig war und im gewöhnlichen Verkehr dabei niemals herrisch. — Im übrigen war er schon als Knabe viel allein gewesen. Von klein auf hatte er eine besondere Neigung zu körperlichen Übungen und körperlicher Reinlichkeit gehabt, er war freiwillig beizeiten zu Bett gegangen und beizeiten aufgestanden, er hatte aus einem eignen Instinkt beim Essen immer das Einfache und Bekömmliche gewählt. So war er ein Jüngling geworden, wie Erzieher sie sich wünschen und heranzubilden suchen.

Aber der Vater war damit nicht ganz zufrieden. Wie er es jetzt überlegte, fand er immer noch, daß Hippolyt ihm zu sehr Naturkind sei, ohne Sinn für die Kulturverfeinerungen, die aus einer langen Tradition hervorgehen, ungesellig wie ein Bär, ein egoistischer Individualist, wenn man es zarter ausdrücken wollte. Vielleicht — hoffentlich — hatte er sich in der letzten Zeit ein wenig geändert; und der Baron Carmière malte sich, indem er langsam über die Kieswege schritt, die Entwicklung seines Sohnes zu einem rechten Kavalier aus.

Und dabei geriet er auf allerhand Gedanken an seine eigne Vergangenheit. Er stellte

sich seine junge Frau vor, und da fielen ihm seine eignen Jahre ein. Er erschrak — dann aber richtete er sich auf in selbstbewußter Haltung. Hatte er nicht Fernande vor einem Jahre erst geheiratet? War sie nicht so stark in ihn verliebt gewesen, daß sie, das weiche Mädchen, dem Widerstand ihrer Verwandten und der ganzen Umgebung trotzte? — Und das war auch ganz natürlich, seine Eleganz und Sicherheit riß alle Frauen hin; wieviel Eroberungen hatte er nicht gemacht, und in seinen reifen Jahren noch leichter als in der Jugend!

In Fernande hatte er nicht nur eine der schönsten Frauen gewonnen, sondern auch eine reiche Erbin. Und damit begann für ihn äußerlich ein neues Leben. Sein verfallendes altes Gut bei Bordeaux hatte er dem Verwalter überlassen; er war fortgezogen von den Nachbarn, mit denen er in manchen Ideen nicht übereinstimmte, und von Paris, wo es ihm nicht mehr gefiel; in der Schweiz wohnte er einsam, als ein reicher Edelmann und zugleich ein Jungverheirateter.

Wenn nur Fernande ein Kind hätte — er fand das sehr wünschenswert...

Carmière hatte beschlossen, seinen Sohn selbst von der Station abzuholen, die einige Kilometer von dem Gut entfernt lag.

Er fuhr in einem Kabriolett mit dem Diener hinüber. Auf dem Platze vor dem kleinen Bahnhof stieg er ab und ging, während der Diener die Pferde hielt, durch das bescheidene Gebäude auf den Perron. Hier begrüßte er kurz den Stationsvorsteher mit seiner roten Mütze und erwartete dann den Zug, der bereits in der Ferne hinter einer Häusergruppe auftauchte.

Der Zug rollte heran und blieb auf dem Sande vor dem Perron stehen. Nur wenige Waggontüren öffneten sich; aus einem Coupé erster Klasse stieg ein Jüngling in bequemem Reiseanzug.

Baron Carmière war in einiger Sorge gewesen, er fürchtete, daß sein Sohn vielleicht doch von der Krankheit elend und schwach sei; aber der Jüngling eilte mit elastischen Schritten auf ihn zu, er hatte eine straffe Haltung und verriet einen kräftigen Muskelbau; das Gesicht war hübsch, offen, es zeigte einen eigentümlichen Scharm des Kindlichen, zugleich Aristokratischen.

Der Vater umarmte den Ankömmling mit einer flüchtigen weltmännischen Geste. „Gott sei Dank, daß deine Gesundheit..."

„Bah, der Zwischenfall ist erledigt. Ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser. Nur meine Hände sind etwas bleich geblieben von dem Stubenhocken; ich muß hinaus in die Bergesluft."

„Du bist ganz gut so," bemerkte der Vater, dessen scharfes Auge wohl erkannte, daß die Krankheit den Jüngling zarter und vornehmer gemacht haben mußte, der, wenn er seiner Neigung zu übermäßigem Sport im Freien ungestört huldigen durfte, bald wie ein Bauer mit rotem Gesicht und aufgetriebenen Händen erscheinen würde. „Komm," sprach er, sich selbst in seinen Gedanken unterbrechend.

Sie gingen um den kleinen Bahnhof herum, der Gepäckträger legte die Sachen in den Wagen, und sie stiegen ein, während der Diener vor den Köpfen der Pferde stand. Der Vater nahm die Zügel, in gutem Trabe ging es über die Chaussee.

Zuerst schwiegen sie beide. Der Baron hing unter dem Fahren den Gedanken nach, die schon seit manchen Tagen und nun wieder ihm durch den Kopf zogen. Er besorgte, Hippolyt möchte gegen Fernande eine geheime Abneigung hegen, wie das ja in den Verhältnissen lag, außerdem aber von den Verwandten der ersten Frau befördert sein konnte. Damals, kurz vor der Hochzeit, hatten die beiden sich nur ganz kurz gesehen; der Sohn hatte sich über seines Vaters neue Gattin damals nicht geäußert, und dann brieflich natürlich ebenso wenig.

Der Baron zwang sich indessen zum Reden, er schilderte seinem Begleiter das Gut, welches dieser auch noch kaum kannte.

Hippolyt aber war vergnügt wie ein Knabe, der in die Ferien geht, er freute sich über die schöne Gegend, über die Bergesspitzen in der Weite; er erwog schon hundert Pläne, seinen Aufenthalt angenehm und lustig zu verbringen. „Ah, ein herrliches Besitztum — und so schön gehalten!" rief er aus; da fuhr der Wagen schon durch das offene Tor, auf einem kurzen glatten Wege zwischen Bäumen hindurch, an sattgrünen Rasenflächen vorbei — und hielt dann vor dem Portal des Schlosses.

Fernande trat den beiden in der Halle entgegen. Sie begrüßte den Jüngling mit etwas verlegener Herzlichkeit; er war ganz unbefangen, schüttelte ihr derb die Hand, redete sie wie eine alte Bekannte beim Vornamen an. —

Als er eine halbe Stunde später aus seinem Zimmer zurückkehrte zum Diner, da lobte er sogleich die Aussicht von seinen Fenstern auf Hof, Garten und Park, und nicht weniger das Haus, soweit er es gesehen; nur daß er im ganzen alles zu üppig und wohlgepflegt fand. „Wissen Sie, ich habe einen mehr primitiven oder, wenn Sie wollen, barbarischen Geschmack," sagte er überzeugt und ohne alle Koketterie zu Fernande.

Er sah fast überkräftig aus im Frack, und sein Gesicht, das sich leise zu röten begann, schien ein wenig voller als vorher. Gegen Fernande gab er sich gemütlich, aber nicht gerade sehr liebenswürdig — etwa wie sich ein nur mäßig galanter Bruder gegen seine Schwester benimmt. Doch eben dieses Betragen erleichterte ihr ein unbefangenes Gespräch.

Wie sie dann von der Tafel aufstanden, blieben die beiden Herren miteinander im Rauchzimmer.

Der Baron, der sonst wenig an Hippolyt gedacht, war jetzt erfüllt von väterlichem Interesse. Er freute sich über den kräftigen, hübschen Jüngling, den Stammhalter seines Geschlechts, und er suchte eine innere Annäherung; in seiner Freundlichkeit gegen den Sohn lag manchmal etwas, das einer uneingestandenen Sehnsucht und einem Buhlen um Sympathie glich. Er wußte selbst nicht, wie es kam: bis dahin hatte die junge Frau sein ganzes Wollen in Beschlag genommen, nun aber war es, als ob in ihm etwas von ihr hinwegstrebte und ihn hinzöge zu diesem Erben seiner früheren, jugendlichen Tage, seinem eignen Fleisch und Blut.

Vater und Sohn waren viel beisammen. Sie spielten miteinander Billard, wobei der alte Herr sich dem jungen sehr überlegen zeigte, aber auch gewahren mußte, daß dieser das leichte Spiel verachtete, sich dabei langweilte und nur aus Höflichkeit aushielt. — Ferner ritten sie gemeinschaftlich aus — Hippolyt wäre gern davongejagt über Stock und Stein, es war wohl zu merken, daß er nur der Pflicht gehorchte, wenn er an der Seite seines Vaters blieb.

So häufig sie jedoch sich sahen, sprachen sie miteinander nur wenig und über gleichgültige Dinge. Dem Vater erschwerte es die zur Gewohnheit gewordene weltmännische Reserve, intimere Gedanken zu äußern; noch mehr erschwerte es ihm das Verhalten seines Sohnes. Der schien nämlich so sonderbar sich selbst genug zu sein, zufrieden wie ein Kind, wenn er seinen harmlosen Zerstreuungen, in die er sich mit einem so unverbrüchlichen Ernst vertiefte, allein und ungestört nachgehen konnte; ihm fehlten scheinbar alle inneren Beziehungen zu den Mitmenschen, als ob er kein Organ dafür besäße. Sein Wesen war kindlich rein, durch keine noch so winzige Spur von Schuldbewußtsein getrübt, und eben dadurch unnahbar; so lähmte es mit einer seltsamen Überlegenheit die Weltgewandtheit und das Selbstbewußtsein des klugen Vaters.

In einer Art Mißgunst suchte dieser zu verhindern, daß Hippolyt dem Alpensport sich ergebe, der ihm noch neu war; er ließ den Arzt kommen, welcher des jungen Mannes Gesundheit und Konstitution zwar vortrefflich fand, aber fürs erste Bergbesteigungen verbot.

Hippolyt war das gleichgültig, denn sein Tatendrang war im Augenblick hinreichend beschäftigt; er badete, trieb Gymnastik, begab sich auf die Jagd, soweit sie offen war, und beschäftigte sich sehr viel mit den Pferden und den Hunden. Vornehmlich die beiden Ungarn interessierten ihn; diese widerspenstigen und empfindlichen Tiere, die der Vater auf Anraten seines Kutschers beinahe schon verkauft hätte, diese Tiere bändigte Hippolyt in ganz kurzer Zeit; und obwohl er niemals renommierte, empfand er eine so herzliche Freude über diesen Erfolg, als ob er damit eine wichtige Lebensaufgabe glücklich erfüllt hätte.

Und eines Tags lud er Fernande zu einer Spazierfahrt ein.

Sie war überrascht und ein bißchen verlegen, doch sagte sie mit einem fragenden Blick auf ihren Mann, der keine Einwendung erhob, zu.

Die beiden fuhren zuerst über die glatten, großen Chausseen; es war da viel Verkehr; die Pferde zeigten sich unruhig, bäumten sich, wollten durchgehen oder zur Seite ausbrechen, aber Hippolyt hielt sie mit fester Hand, zwang sie, langsam, wie auf einer vorgezeichneten Linie, zu laufen. Dann lenkte er das Gefährt ab, auf Nebenstraßen, über Anhöhen und durch Schluchten; nun trieb er die Pferde an, daß sie wild dahinsausten. Der Wagen flog über die Unebenheiten des Weges und drohte umzukippen. Einmal mußte die erschreckte Fernande sich fest an

den Führer halten, um nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden.

Er bot ihr sichere Stütze, aber keine Fiber an ihm zuckte bei der nahen Berührung. Und sie blickte von der Seite scheu und bewundernd, mit einem seltsamen Gepacktsein auf ihn, den herben, stolzen, männischen Jüngling, der Arm an Arm neben ihr saß und doch scheinbar nichts von ihr wußte, der sich ganz auslebte in der Befriedigung seines Kraftgefühls als Beherrscher der widerspenstigen Tiere.

Als sie nach Hause kamen, fragte der Gatte: „Wie hat dir die Fahrt gefallen?"

Fernande äußerte Vergnügen, aber nicht ganz so, wie sie es empfand.

Am nächsten Tage forderte Hippolyt sie wieder auf. Sie lehnte es ab; als er dann nicht weiter bat, sondern gleichgültig schwieg, wurde sie rot und zürnte gegen sich selber.

Bald darauf kam der Vater auf das Zimmer zu Hippolyt. Er zeigte sich sehr freundlich, trat mit seinem Sohn an das Fenster, wies und erklärte ihm die Gegend ringsum: den Fluß, der sich durch die Ebene schlängelte, die zahlreichen Ortschaften, in einer Ecke einen Zipfel des Sees und im Hintergrunde die vielen Berge.

Dann saßen sie zusammen auf dem kleinen lederbezogenen Kanapee, sprachen von der Jagd und von Pferden.

Nach einer kurzen Pause wechselte der Vater das Gespräch und begann von geselligen Verpflichtungen zu reden. Er kannte einige Gutsbesitzer in der Nähe und mehrere Familien in der benachbarten Stadt. „Es ist angemessen, daß ich dich meinen Bekannten vorstelle. Morgen können wir uns schon auf die Rundfahrt begeben."

Das war dem Jüngling durchaus nicht recht. Er vermied mit einiger Selbstüberwindung direkten Widerspruch, aber er suchte Ausreden, brachte sogar Bedenken wegen seiner Gesundheit vor, von denen er sonst nichts wissen wollte, blieb gegen alles Zureden störrisch und bockig.

Da ergriff ein heftiger Ärger den verwöhnten Mann. Er nahm sich zusammen und sagte kein Wort, weil er sonst einen Zornesausbruch schwerlich vermieden hätte; nervös drehte er sich eine Zigarette, zündete sie an und verließ stumm das Zimmer. Unten in der Halle begegnete er seiner Frau. Er forderte sie auf, ihn in sein neben der Halle gelegenes Kabinett zu begleiten. Denn er hatte ein Verlangen, sich auszusprechen; und wenn er noch vor wenigen Wochen viel zu galant gewesen wäre, seine junge Frau mit dem zu quälen, was ihm auf der Seele lag, so schien er jetzt plötzlich gleichsam gealtert und umgewandelt zu einem banalen, selbstsüchtigen Ehegatten. Er schalt vor Fernande über Hippolyt, über dessen Menschenscheu, bärenhafte Plumpheit und starren Egoismus; Fernande begriff erst allmählich, sie mußte ihm in Brocken abfragen, was geschehen sei.

Da rief sie ganz unvermittelt: „Aber er soll nicht mit der Gräfin verkehren!"

„Mit der Gräfin...?"

„Der Bland."

Baron Carmière war plötzlich entwaffnet, wie von der Naivität eines Kindes. „Du fürchtest wohl für seine Tugend?" fragte er ironisch. „Beruhige dich nur. Um da zu verführen oder verführt zu werden, muß man ein ganz andrer Kerl sein. Solche Tölpel wie mein Herr Sohn existieren für sie nicht und haben natürlich ihrerseits auch keinen Sinn für solche Frauen."

Aber nachher kam dem Gekränkten der Ärger doch wieder; er, der es gewöhnt war, sich die Frauen zu unterwerfen und die Männer, wenn er wollte, zu bezaubern, er sollte von seinem jugendlichen Sohn einen Refüs hinnehmen?

Zum Glück hatte dieser sich auch inzwischen besonnen. Er zuckte die Achseln über die Gesellschaftsmenschen, ging dann aber zu seinem Vater und gab dessen Wünschen nach, wie ein verständiger Mann einem launischen Despoten nachgibt.

Vater und Sohn begannen also ihre gemeinschaftlichen Visiten. Sie besuchten zwei oder drei nahegelegene Güter, von denen eins einem reichen Russen gehörte. Es war überall das gleiche: man saß beieinander, plauderte über das Wetter, erkundigte sich höflich nach den Familienangehörigen. Der Baron verleugnete nie seine liebenswürdige Gewandtheit und war trotz allem, was man sich über seine Vergangenheit erzählte, sehr beliebt; Hippolyt hatte korrekte Manieren, gab sich aber zurückhaltend und steif; man fand ihn sonderbar kühl für sein Alter.

In der Stadt war eine buntere Gesellschaft. Ein halb Dutzend Häuser etwa bildeten den Kreis, in welchem Carmière verkehrte; diese suchte man meist zur Teestunde

auf, wo man denn auch andre Besuche traf, und zwar gab es in diesem Zentrum des großen Reiseverkehrs eine recht internationale Gesellschaft, so daß in den Salons mehr über Paris, London, Rom gesprochen wurde als über die Schweiz.

In einem dieser Häuser trafen Vater und Sohn unter manchen andern Gästen die Gräfin Bland. Sie erzählte, daß ihr Mann gerade verreist sei; der Mann reiste überhaupt viel, und zwar meist seiner Gesundheit wegen, er war ein wunderlicher und trübseliger Egoist; seine Nationalität war keinem recht bekannt, da auch der Name sie nicht verriet, und so wurde er gewöhnlich für einen Holländer oder Belgier gehalten.

Das alles hatte Carmière seinem Sohn im voraus erzählt.

Nun aber die Gräfin selbst! In ihrer äußerst eleganten, jedoch von der herrschenden Mode ganz unabhängigen Toilette war sie eine sehr auffallende Erscheinung von großer Schönheit; zugleich schien sie ungewöhnlich viel Geist zu besitzen, und in ihrem Wesen hatte sie etwas merkwürdig Souveränes, das zugleich abschreckte und anzog.

Hippolyt erregte ihre Aufmerksamkeit, und sie verwickelte ihn in ein langes, freundliches Gespräch.

Der Vater, in eine Unterhaltung mit seiner Nachbarin scheinbar vertieft, blickte unterdessen verstohlen nach den beiden; er beneidete seinen Sohn und hätte ihn anpurren mögen zu größerer Lebhaftigkeit; mit stiller Genugtuung vernahm er dann doch von weitem, daß Hippolyt zu einem Besuch aufgefordert wurde. —

Auf der Heimfahrt konnte es Carmière nicht lassen, von der Gräfin zu reden; er erzählte, sie sei sehr reich, mache ein großes Haus, und fragte seinen Sohn, wie sie ihm gefalle.

„Sie sieht ja nicht übel aus," meinte dieser; „aber ich müßte sie erst beim Tennisspielen beobachten, mir scheint, sie hat etwas schlaffe Muskeln."

Der Vater wunderte sich über diese Antwort, die ihm zuerst überaus naiv vorkam und einen Augenblick später sehr diplomatisch. —

Im Laufe der nächsten Zeit erfolgten mehrere Einladungen, denen Hippolyt sich nicht entziehen konnte. Sie störten ihn stark, und er äußerte sich sehr unzufrieden.

„Diese Gesellschaften sind der reine Zeitverlust," sagte er bei Tische. „Die Leute schwatzen bloß Nichtigkeiten, man bringt von diesem Zusammensein nichts nach Hause. Außerdem beladet man sich den Magen mit schwerem, unverdaulichem Essen und ist gezwungen, alten Wein zu trinken — womit man sich die Muskelenergie und alle geistige Frische lähmt."

Der Baron, der edle Weine wie schöne Frauen schätzte, erwiderte nichts, aber ärgerte sich insgeheim über diese Äußerungen, als über den Ausdruck des Philistertums und der Barbarei...

Es entwickelte sich im Hause eine etwas unbehagliche Stimmung, wie eine stumme Spannung lag es in der Atmosphäre. Die junge Baronin war blaß und von einer großen Nervosität gequält, die sie nur mit Mühe beherrschte. Auch ihr Gatte war häufig schlechter Laune, ärgerlich und gereizt, und zuweilen, was bei dem aller Formen sicheren alten Lebemann wie eine peinliche Schwäche aussah, sentimental und redselig. Hippolyt lebte ganz für sich; die Pferde und seine Leibesübungen schienen ihm Genüge zu bieten; in den übrigen Stunden las er Naturhistorisches oder beschäftigte sich mit Zeichnen, wozu er einiges Talent besaß.

Nun aber fing er an, heimlich das Haus zu verlassen. Er fuhr nachmittags, wohl auch abends in die Stadt und kehrte zuweilen spät heim. Von dem Ziel seiner Fahrten sprach er zu niemand, auch ließ er den Kutscher an gleichgültigen Stellen halten und ging die letzte Strecke zu Fuß.

Dieses Benehmen mußte im Hause auffallen; der Vater wurde neugierig, vermied es aber, seinen Sohn, solange dieser nicht von sich aus redete, irgendwie auszufragen.

Und nach einiger Zeit hatte er in guter Laune eine Auseinandersetzung mit seiner Frau. „Ich habe Hippolyt unrecht getan," meinte er mit befriedigter Miene. „Nach seinem ganzen Auftreten hielt ich ihn für vollkommen anaphroditisch. Du kannst dir denken, wie mir das auf die Nerven ging; denn ich habe einen Widerwillen gegen geschlechtslose Männer und Weiber."

Fernande hätte sich gern diesen Erörterungen entzogen, scheute aber des Gatten Empfindlichkeit.

Er fuhr fort: „Seine häufige Abwesenheit und dieses Heimlichtun —"

„Oh, ich habe nicht darüber zu urteilen," wehrte sie ab.

Aber der Baron achtete nicht darauf und deutete seine Meinung an, daß Hippolyt — der erste Mann, von dem er es bestimmt zu sagen wüßte — die Gräfin Bland sich erobert hätte.

Fernande war sehr blaß geworden, aber er gewahrte es nicht und fuhr nun fort, halb für sich, seine Ansichten zu äußern. Er pries die gesunde Sinnlichkeit seiner Ahnen, deren Energie er noch in sich fortwirken fühle; an der Schwachheit des erotischen Empfindens erkenne man Mangel an Rasse oder Degeneration — und wenn sie sich hinter noch so vielen altklugen und moralischen Reden verstecke —

Er hielt plötzlich inne, es kam ihm zum Bewußtsein, daß seine Rede vor Fernande und in diesem Augenblick nicht passend war...

Die junge Frau aber zeigte sich von nun an vor dem Stiefsohn ganz seltsam befangen.

So vergingen mehrere Tage.

Da traf es sich, daß Hippolyt eines Nachmittags durch den Garten wandelte. Fernande tauchte auf dem Wege vor ihm auf; sie bat ihn um seine Begleitung und führte ihn in einen entlegeneren Teil des Gartens, wo man vor Störungen durch die Dienstboten sicher war.

Unter dem Gehen hatte sie geschwiegen; nun blieb sie stehen auf dem Kieswege, zwischen dem Teich und einigen Rhododendronbüschen. Hastig und mit zitternder Stimme begann sie: „Hippolyt, Sie haben mich sehr enttäuscht —"

Er blickte sie fragend und überrascht an.

„Ich habe vielleicht nicht das Recht — aber ich fühle mich verpflichtet — Sie zu warnen — vor dieser Frau —"

„Vor wem?"

„Der Gräfin — Bland —"

„Was geht mich die Gräfin Bland an?" rief er heftig aus.

Fernande war einen Moment ganz wirr. Aber dann sagte sie melancholisch: „Suchen Sie mich nicht zu betrügen — ich weiß — ich bin genau unterrichtet —"

Und jetzt war der junge Mann wie vor den Kopf geschlagen, so daß er sekundenlang nichts zu erwidern wußte. Dann aber verlangte er zu wissen, was für Gerüchte über ihn Fernande zu Ohren gekommen seien.

Sie antwortete etwas unsicher, mit verlegener Vorsicht und doch völlig überzeugt. Den Namen ihres Mannes vermied sie; daß sie mit Kummer an eine Liebesintrige ihres Stiefsohns glaubte, war nicht zu verkennen.

Einem andern Jüngling hätte dieser Verdacht vielleicht geschmeichelt; Hippolyt widersprach mit Entrüstung.

Sie wollte an seinen Worten zweifeln, aber sie vermochte es nicht mehr, wie er ihr fest und offen ins Auge blickte.

Am Ende ergriff er ihre Hand und sprach: „Fernande, glauben Sie mir, diese Frau ist mir nicht bloß gleichgültig, sondern unsympathisch; ich weiß nicht, was Sie gegen die Gräfin haben; aber können Sie annehmen, daß ich mich zu Ihren Feinden geselle? Nein, wir wollen zusammenhalten gegen fremde Neider —"

Da brach sie in Tränen aus.

„Fernande, was ist Ihnen?" fragte der Jüngling betroffen.

„Oh, Hippolyt, wenn Sie wüßten —" Sie schwankte leise, als müßte sie ihm in die Arme fallen. Aber da er verwundert und kalt blieb, nahm sie sich mit Gewalt hastig zusammen.

Und sie gingen miteinander in peinlichem Schweigen nach Hause.

Als Hippolyt wieder allein war, staunte er noch über die wunderlichen nervösen Manieren und unnötigen Sorgen der Frauen; bald aber vergaß er den Zwischenfall. —

Unterdessen verfolgte Baron Carmière neugierig die Spuren seines Sohnes. Dabei verwandelte sich seine ursprüngliche Befriedigung in Zweifel und Ärger; er hatte eine Unterredung mit Hippolyt, und nach dieser Unterredung äußerte er sich bitter zu Fernande: „Ich kann mir gratulieren zu meinem einzigen Sohne, der die Zukunft meines Geschlechts bedeutet! Ein blöder Knabe ist er! Weißt du, was das Ziel seiner heimlichen Exkursionen in die Stadt war? Man sollte meinen, ritterliche oder galante Abenteuer. Weit gefehlt — er ging, um Fechtstunden zu nehmen."

„Aber das brauchte er doch nicht zu verheimlichen," versetzte in einem halb unangenehmen, halb erfreulichen Staunen Fernande.

„Er hatte wohl seine Gründe, seine knabenhaften Gründe. Die jungen Leute, mit denen er seine Assauts machte, gehören zu einer sehr wenig gewählten Gesellschaft. Es schien wohl richtiger, das vor dem Tyrannen von

Vater zu verbergen, der sonst etwa Schwierigkeiten hätte machen können —"

„Nun ja, es war doch eine Rücksicht auf dich und den Frieden des Hauses," redete Fernande dazwischen.

„Meinetwegen mag er Volksschullehrer werden und den Bauernjungen Tugend predigen. Der Stammbaum ist reif zum Abhacken. Ich bedanke mich für solche Enkel, wie der sie vielleicht in die Welt setzen könnte — eine Rasse ohne Nerv und Feuer, mit Milchbrei in den Adern statt des Blutes!"

Fernande zeigte sich verletzt, und der früher so gewinnende Gatte wurde ihr jetzt beinahe unerträglich.

Weiter wurde über die Angelegenheit nicht gesprochen. Jeder der drei im Hause ging wieder seinen eignen Weg. Hippolyt wäre am liebsten abgereist, wußte jedoch nicht recht, was beginnen, und scheute sich, ein Zerwürfnis mit dem Vater offenbar werden zu lassen.

Noch ein andrer Grund hielt ihn zurück. Er achtete nicht mehr auf das Verbot des Arztes und unternahm häufige Bergwanderungen. Als ein in manchem Sport Erfahrener sorgte er zunächst für gute Ausrüstung und begann mit kleineren Leistungen, die er allmählich steigerte; auch schloß er sich geübten Touristen an, denn wo es irgendein gemeinsames äußeres Ziel zu erreichen gab, gesellte er sich leicht zu Menschen.

Nach ganz kurzer Zeit fühlte er sich auf den schwierigsten Pfaden sicher und wanderte dann meist allein. Er hatte nicht nur eine gesunde Freude an den überstandenen Mühen, sondern auch wahren Sinn für die schweigende Größe der Alpennatur, für diese erhabene Ruhe über Gletschern und starren Felszacken, wo hoch über der menschlichen Kleinheit und Gemeinheit das Herz sich ausweitet und öffnet gegen das Unendliche.

Wenn er von seinen Touren heimkam, lag manchmal noch eine selige Entrückung auf seinem Gesicht. Und wie verloren in Erinnerungen sprach er bei Tisch begeistert und ernst von dem Herrlichen, das er gesehen; sein ganzes Wesen wurde in diesem unbewußten Sichhingeben größer und gewissermaßen rätselhaft.

Sein Vater blickte dann nicht selten verwundert und wie in einer Art Schicklichkeitsgefühl verletzt auf.

Fernande aber konnte sich des Hörens nicht genugtun, ihre Augen wurden ekstatisch groß und starr, sie mußte sich wie aus einem Traum reißen, um ihrem Manne auf irgendeine gleichgültige Bemerkung zu antworten.

Allmählich nahmen die Berge ihr ganzes Interesse ein. Sie sammelte photographische Bilder der schönsten Partien, sie las in Büchern und Journalen Berichte über Bergbesteigungen, Hippolyt mußte ihr immer und immer wieder das gleiche erzählen.

Und endlich begehrte sie selbst hinauszuwandern in die Alpennatur. Zwar machte sie nur ganz allgemeine Andeutungen, bedauerte, daß sie die Herrlichkeiten des Landes so wenig kenne, in welchem sie aufgewachsen sei; allein der Jüngling erwiderte etwas kurz und überlegen, wie zu einem Kinde, solcher Sport sei für Frauen durchaus nicht angemessen.

Da wechselte sie die Farbe und preßte die Lippen aufeinander, und der Baron suchte mit irgendeinem frivolen Scherz das Gespräch abzulenken. —

Im übrigen hatte Carmière wichtigere Sorgen. Seit einiger Zeit kamen ungünstige Nachrichten von seinem Bruder, der als Junggeselle in Paris lebte; er war von einer tückischen Krankheit ergriffen, und diese verschlimmerte sich langsam, so daß nun der Moment nahe war, wo eine verhängnisvolle Wendung nach dem Urteil der Ärzte zu befürchten stand.

Mehrere Telegramme folgten einander rasch, der Leidende verlangte selbst nach seinem einzigen Angehörigen, dem er seit vielen Jahren fern gewesen und fast fremd geworden war.

Baron Carmière befahl, seinen Koffer zu packen, und sagte brüsk zu Fernande: „Ich reise heute nach Paris."

Die junge Frau erschrak, sie war darauf kaum vorbereitet, weil man ihr von den traurigen Meldungen das meiste vorenthalten hatte.

„Ist es denn notwendig?" fragte sie beklommen.

„Gontrand liegt im Sterben."

Einige Sekunden starrte sie schweigend auf ihn. Dann rief sie bittend: „Nimm mich mit!"

Das sei nicht möglich, versetzte der Gatte in einigermaßen scharfem Tone.

Allein sie bestand auf ihrer Bitte. Sie redete immer schneller, immer leidenschaftlicher, stets dieselben Worte wiederholend, flehend und fordernd wie ein Kind, und ohne Gründe anzugeben.

Mit ihrer Aufregung wuchs aber sein Widerstand, er wunderte sich und zürnte über diese Kaprice; doch um nicht heftig aufzufahren, schwieg er trotzig.

„So laß dich von Hippolyt begleiten!" rief nervös die junge Frau.

Der Baron Carmière blickte prüfend auf sie. Also Fernande wollte nicht in der Nähe seines Sohnes bleiben — einen unendlich kurzen Moment durchzuckte ihn der Verdacht: sie fürchtet für ihre eigne Schwäche dem Jüngling gegenüber — aber dann war diese aufblitzende Idee auch schon ganz fern. Hatte er doch schon genug Gelegenheit gehabt, die beiden zu beobachten, und kannte er doch seinen Sohn! Eine Regung der Eifersucht würde höchst lächerlich sein, eines elenden alten Gecken würdig, aber nicht des Barons von Carmière, des überlegenen Aristokraten und sieghaften Frauenkenners! Er bäumte sich innerlich auf gegen den Schein solcher Lächerlichkeit. Und Fernande — sie war gewiß nicht von sich aus auf Bedenken geraten. Nein, sie fürchtete nur, Gott mochte wissen, durch welche Intrigantin aufmerksam gemacht, das Gerede der Menschen. Das war läppisch und dazu beleidigend — er zürnte der unselbständigen, ungeschickten kleinen Frau. Nein, er wollte um keinen Preis zeigen, daß er ein solches Gerede voraussetze oder nur für möglich halte! An moralische Hemmungen dachte er gar nicht; gewaltig aber empörte sich seine innerste Eitelkeit, er wollte beweisen, daß er Herr dieses Weibes und Herr dieses Hauses sei!

„Ich fahre allein, Hippolyt wird hier warten, bis ich zurückkehre," sagte er kurz zu seiner Frau.

Dann suchte er Hippolyt auf. Dieser erklärte sich unbefangen bereit, an des Vaters Stelle nach Haus, Garten und Stall zu sehen, obschon er eigentlich selbst gern abgereist wäre.

Eine Stunde später fuhr der Baron von Carmière an den Bahnhof. —

Das Haus erschien, wenn auch durch die Abreise seines Herrn sonst nichts verändert war, plötzlich so still und die Stimmung so schwer, als beherbergten die Räume einen Todkranken.

In der Tat hatte ein quälendes Leiden Fernande ergriffen. Seit einiger Zeit schon war sie bleich und abgemagert, mit vergrößerten Augen, die blau umrändert in den weiten Höhlungen lagen, und der Arzt hatte ihr deshalb Arseniktropfen verordnet. Doch hatte sie stets eine ruhige, besonnene, beinahe heitere Haltung bewahrt.

Nun plötzlich aber brach ihr Wesen zusammen, wie nach einer übermäßigen Anstrengung. Sie verließ nicht mehr ihr Schlafzimmer, blieb lange im Bett oder lag, in einen Morgenmantel gehüllt, auf dem Sofa; nicht nur, daß sie nicht zu Tisch kam, sie verschmähte auch die Speisen, die ihr gebracht wurden. Stundenlang weinte sie, entweder still vor sich hin oder in erstickender Leidenschaft und wie von Konvulsionen geschüttelt.

Ihre Zofe wurde ängstlich und wollte den Arzt rufen, aber sie verbot es ihr.

Hippolyt ließ sich öfters nach ihrem Befinden und nach ihren Wünschen erkundigen; doch wenn sie nur seinen Namen hörte, verfiel sie in eine wirre Aufregung, so daß die Mädchen ihn schließlich mit einer billigen Lüge abfertigten, ohne sich erst an die Herrin zu wenden.

Es schien, als wollte sie in ruhigeren Momenten gegen ihre Qual angehen. Sie las häufig, zumal Gedichte, die sie leise vor sich hinsprach; dann wieder weilte sie an ihrem Schreibtisch und schrieb. Unter dem Schreiben machte sie oft lange Pausen, starrte wie geistesabwesend vor sich hin; dann wieder ließ sie plötzlich den Kopf auf das Papier sinken und verwischte die noch feuchten Schriftzüge mit ihren Tränen. Am Ende aber zerriß oder verbrannte sie alles Geschriebene.

Während die junge Frau in ihren abgelegenen Zimmern so mit ihrer eignen Seele rang, sah Hippolyt, wie er versprochen hatte, nach Park und Stall; dabei ritt und fuhr er viel, übte sich im Pistolenschießen, machte auch kleine Wanderungen in die Berge mit seinem Skizzenbuch.

Er dinierte in dem großen Speisesaal allein, und es war ihm ganz recht, daß er sich nicht zu unterhalten brauchte; Fernande fehlte ihm nicht, obwohl er sie von Zeit zu Zeit gern begrüßt hätte, und wäre es auch nur, um dem Vater in seinen täglichen Telegrammen ausdrücklich sagen zu können, daß sie wohl sei. Für bedenklich konnte er natürlich ihren Zustand nicht ansehen; er stellte sich unbestimmt irgendwelche geringe körperliche Störungen vor und wunderte sich mit einem stillen, selbstzufriedenen Tadel über die Wehleidigkeit der Weiber. —

Da fand er eines Abends beim Zu-Bett-gehen auf seinem Nachttisch einen versiegelten

Zettel. Er begann gleichgültig zu lesen; aber wie erstaunte er über den Inhalt! „Oh, Sie Tor, haben Sie denn keine Augen? Ein guter Freund macht Sie darauf aufmerksam, daß die Baronin Sie liebt, Sie wahnsinnig liebt. Stoßen Sie nicht Ihr eignes Glück von sich und trösten Sie die Arme, die sonst schmählich zugrunde gehen wird."

Hippolyt war sofort überzeugt, Fernandes Zofe sei die Urheberin dieser Intrige. Keinen Augenblick empfand er Neugierde oder etwa den Kitzel einer heimlichen Genugtuung; ein heftiger Zorn ergriff ihn über dieses dumme und frivole Spiel mit Dingen, die nach seiner Meinung nur in der Einbildung existierten.

Mit Mühe hielt er an sich, um nicht zu später Stunde noch eine Szene zu machen; aber lange konnte er nicht schlafen, so müde er auch war; immer wieder mußte er sich über die Torheit ungenügend beschäftigter Weiber ärgern.

Als er am nächsten Morgen sich ankleidete, lag der Zettel noch auf dem Nachttisch und erregte aufs neue und unvermindert heftig seinen Zorn.

Jedoch klingelte er nicht, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte, nach der Schuldigen. Vielmehr trank er ruhig in dem großen Speisezimmer seinen Morgenkaffee und begab sich dann auf einen Spaziergang.

Als er zurückkam, ließ er sich bei Fernande melden — es war inzwischen so spät geworden, daß auch eine verwöhnte Dame längst aufgestanden sein konnte.

Er erhielt den Bescheid, Madame könne ihn nicht empfangen.

Dabei beruhigte er sich aber nicht; er schickte das Mädchen zurück mit der Antwort, er bitte Madame, ihn, wenn es irgend möglich wäre, doch zu empfangen, da es sich um eine wichtige Angelegenheit handle.

Eine Minute später wurde er in das gelbe Zimmer, Fernandes Boudoir, geführt.

Es war leer; jedoch bevor er sich recht umsehen konnte, öffnete sich eine zweite Tür, die zu den Schlafzimmern ging, und Fernande stand vor ihm. Sie war blaß, in ihrer Miene lag eine eigentümliche Spannung; indessen beherrschte sie sich so weit, daß sie dem Jüngling die Hand reichte und ihm freundlich einen guten Morgen bot. „Haben Sie mir etwas mitzuteilen?" fragte sie darauf, und ihre Stimme klang unsicherer von der sich steigernden nervösen Erwartung.

Hippolyt merkte die Unruhe der jungen Frau nicht; in seinem Herzen regte sich aufs neue der Zorn, und nun auch der Zorn um sie, die er durch eine frivole weibliche Klatschsucht beleidigt sah. Eine Art kameradschaftlicher Sympathie erfüllte seine Worte. „Ich komme als ein aufrichtiger Freund. Ich möchte Ihnen die Augen öffnen —"

Fernande erschrak, so daß sie ganz weiß wurde und ein Zittern über ihren Körper lief. „Um Gottes willen, was ist?" stammelte sie mit bleichen, zuckenden Lippen.

Er reichte ihr den Zettel: „Lesen Sie." Fernande las; sie wankte einen Schritt zurück, sie mußte sich klammernd an einer Sessellehne festhalten.

Der junge Mann gewahrte wohl den starken Eindruck, allein er glaubte Fernande lediglich entrüstet, und an ihrer Entrüstung entflammte sich sein Zorn um so heftiger. „Sehen Sie, wie schändlich Ihr Vertrauen mißbraucht wird! Hinter Ihrem Rücken werden Dirnenphantasien über Sie in Umlauf gesetzt — von einer Dienerin, die Sie zu gut behandeln und mit Geschenken verwöhnen — es tut mir leid, aber ich muß es Ihnen sagen — damit Sie die verworfene Person zum Hause hinaustreiben, ehe sie vielleicht noch Unheil anrichtet —"

Eine leidenschaftliche Wut krampfte ihm das Herz zusammen, eine Wut nicht nur gegen die Schuldige, sondern gegen alle die Menschen, die bloß ein dumpfes, tierisches Massenempfinden kennen und den ordinären Kitzel der Sinne — und er glaubte daran zu ersticken, die Worte gaben ihm nicht genug Luft — so stürmte er zur Tür hinaus, dann in den Stall und sattelte sich selbst ein Pferd, um Ablenkung zu suchen in einem wilden Ritt. — —

Er hörte hinter sich nicht den gellenden Schrei und den dumpfen Fall im Boudoir.

Aber die Mädchen eilten hinzu; sie fanden ihre junge Herrin in Krämpfen auf dem Boden liegen.

Von den Ratlosen mit Wasser und Eau de Cologne besprengt, mit Jammern und Heulen umgeben, erholte sie sich allmählich; sie verbot es aufs strengste, daß man den Arzt rufe oder Hippolyt etwas mitteile.

Die Mädchen brachten sie zu Bett, und nur die Kammerjungfer blieb, an dem Bette kniend, bei ihr. Die arme Herrin weinte, als ob ihre Seele sich in Tränen auflösen

sollte — ein erstickendes Schluchzen, dann wieder ein lauter Schrei — alles Zureden war vergebens, und die Baldriantropfen halfen nichts.

Langsam, langsam traten kurze Pausen ein, die dann etwas größer wurden, und endlich kam Fernande einigermaßen zu sich. „Ich möchte allein sein, ich will schlafen."

Die Zofe erhob einige Einwendungen, allein Fernande bestand auf ihrem Willen sehr entschieden, wenn auch mit einer schweren Stimme, als wäre ihr der Kopf stark benommen.

Das Mädchen horchte an der Tür; aber es hörte nichts, außer einem leisen Gemurmel, wie von Beten...

Dann blieb es still, unheimlich still.

Als eine Stunde vergangen war, klopfte die Zofe leise.

Sie erhielt keine Antwort.

Sie schlich in das Schlafzimmer.

Da sah sie die Herrin auf dem Bett liegen, aber nicht schlafend; das Gesicht war kreideweiß, die Augen weit aufgerissen, die Zähne klapperten, durch den ganzen Körper ging das krampfhafte Schaudern einer fürchterlichen Angst. Auf dem Nachttische lag ein leeres umgefallenes Fläschchen.

Als wenn Feuer hinter ihr wäre, so stürzte das Mädchen aus dem Zimmer.

Zum Glück ritt eben Hippolyt heimkehrend über den Hof.

„Ein Unglück — die Frau Baronin hat sich vergiftet — aus Versehen —"

„Womit?"

„Mit ihren Arseniktropfen —"

Hippolyt war sonderbar schnell gefaßt. Er riß das dampfende Pferd herum und jagte auf die Landstraße hinaus. —

Nach kurzer Zeit kam der Doktor, dessen Wagen Hippolyt zufällig auf der Landstraße getroffen hatte, und gleich darauf auch Hippolyt selbst mit dem Medikament, welches er nach Angabe des Arztes bereits von der nächstliegenden Apotheke geholt hatte.

Es gelang, die Vergiftete zu retten.

Aber sie fühlte sich noch sehr unwohl, und Hippolyt hielt sich für verpflichtet, ein Telegramm an den Vater zu senden. —

Baron Carmière kehrte sofort heim.

Er traf seine Frau ganz außer Gefahr; mehr als es die banale Höflichkeit verlangte, bekümmerte er sich nicht um sie, beschloß auch, nur zwei Tage zu bleiben und dann wieder nach Paris zu reisen, wo er noch zu tun hatte.

Der Zwischenfall war ihm nicht nur ungelegen, sondern auch vor den Leuten sehr peinlich, er wurde unruhig, nervös und aufgeregt. Was hatte sich denn ereignet? Fernande hatte aus Versehen den ganzen Rest ihrer Medizin verschluckt; dabei mochte es sein Bewenden haben, alle nähere Prüfung lehnte der empfindliche Mann ab. Aber er konnte sich nicht verhehlen, daß es mancherlei Gerede unter den Leuten geben würde, und das machte ihn so ärgerlich.

Und nun wandte er sich zornig gegen Hippolyt. Daß dieser etwa Leidenschaften in der Seele seiner jungen Stiefmutter erregt haben könnte, dachte der sonst so scharfsichtige und mißtrauische Mann keinen Augenblick. Aber er warf Hippolyt vor, daß er nicht achtgegeben, nicht rechtzeitig gewarnt und die momentane Überspanntheit Fernandes nicht durch vernünftiges Zureden oder mit Hilfe älterer Freunde zu dämpfen gewußt habe. Wütend fuhr er fort: „Du bist ein Tölpel, dem man höchstens Pferde, aber keine Menschen anvertrauen kann. Du tappst so blind für dich hin, es fehlt dir an aller Feinheit, an allem Sinn für den Umgang mit Menschen und mit Frauen gar —"

Jedoch nun empörte sich der Sohn. Nicht etwa, daß ihm diese Vorwürfe so furchtbar beleidigend erschienen wären; aber er empfand den aufgehäuften Druck des Zusammenlebens mit seinem ihm innerlich so fremden Vater, er fühlte bitter die Hemmungen seines Wesens in diesem Familienkreise, und wie er dadurch geschädigt sei.

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?" rief er heftig. „Ich habe nichts zu tun mit eurer dumpfen Verworrenheit. Oh, schon lange habe ich mich fortgesehnt — ich wollte nur dir zu Gefallen die Sorge für Haus und Hof übernehmen, während deiner Abwesenheit — und sieh, ob da nicht alles in Ordnung ist! Aber was geht mich deine Frau an — sie mied mich, ich weiß nicht, warum — sollte ich mich ihr als Vormund aufdrängen?"

„Wer weiß, wie du sie mit deiner Taktlosigkeit vor den Kopf gestoßen hast!" brauste der Vater auf, hinter dem zornigen Ton ein halb verlegenes Ablenken verbergend.

„Das ist möglich. Ich habe mir trotzdem keine Vorwürfe zu machen, wenn wir nicht zusammen passen. Einfach, gerade und selbständig — so wünsche ich mir meinen Lebensweg. Alles Komplizierte und alles, was ich

nicht vor der ganzen Welt offen darlegen kann, das verschmähe ich. Ihr mögt es meinetwegen anders halten — meine Koffer sind gepackt —"

„Ziehe deines Wegs, wohin du Lust hast! Ich bin froh, dich nicht mehr im Hause zu wissen. Wahrhaftig, besser ist es noch, ganz ohne Kinder zu sein —"

Eine Stunde später fuhr Hippolyt aus dem Parktor. Zum letztenmal lenkte er die beiden Ungarn, der Kutscher saß neben ihm auf dem leichten Gefährt, an das hinten die Koffer geschnallt waren. Er wollte nicht nach dem Havre zurück, sondern nach dem Süden reisen; so mußte er an eine Eisenbahnstation, die etwas weiter entfernt und schon am Fuße der Berge lag.

Der Wagen rollte leicht über die Chaussee dahin; auf beiden Seiten des Weges grünten Wiesen und Felder, deren Fläche hier und da durch eine Baumgruppe oder ein Landhaus mit Garten unterbrochen war.

Hippolyt war merkwürdig zerstreut und wie im Traum, so daß er sich nicht umblickte und die Zügel nur lässig hielt. Er gewahrte auch kaum, daß die Umgebung sich allmählich verändert hatte und der Weg nun an einem Felsen hinlief.

Da vernahm er vor sich seltsame musikalische Töne; die Pferde bewegten sich mit gespitzten Ohren und etwas zögernd weiter. Und plötzlich tauchte dicht vor der Deichsel ein gewaltiges Gefährt auf; es war ein Brautwagen, von zwei starken Rossen gezogen, bepackt mit Betten, Kissen und allerhand Hausrat; das Brautpaar saß Hand in Hand vor diesem Haufen Habseligkeiten, ein junger Bursche schritt nebenan und blies wechselnde Melodien auf seiner Flöte.

Plötzlich faßte der Wind ein großes Laken, welches über die Betten ausgebreitet war, und trieb es in die Höhe, daß es wie ein loses Segel flatterte.

Die beiden Wagen befanden sich in diesem Augenblick Seite an Seite; nun stutzten die Ungarn, bäumten sich und gingen dann plötzlich durch, als ob ein Dämon hinter ihnen wäre.

Hippolyt riß die Zügel, aber — unbegreiflich — es war umsonst. So bemühte er sich denn, die rasenden Tiere wenigstens mitten auf dem Wege zu halten.

Da — ein furchtbarer Ruck — das rechte Vorderrad war gegen ein Stein geprellt, der von dem Felsen heruntergerollt sein mochte.

Hippolyt wurde durch den Schwung aus dem Wagen geworfen.

Und nun — unerklärlich, wie es gekommen war — wickelten sich die Zügel um ihn. Er wurde auf dem steinigen Boden fortgeschleift, bis endlich durch die Last seines Körpers die Pferde zum Halten gebracht wurden.

Der Kutscher bemühte sich um seinen Herrn, hilfbereite Menschen eilten hinzu. Aber der entsetzlich zugerichtete Verwundete gab nur noch schwache Lebenszeichen. —

So hatte der Jüngling genau das gleiche Schicksal wie jener sagenhafte griechische Königssohn, dessen Namen er trug.

Und mit ihm starb das Geschlecht der Carmière aus...

Frühlingstag

Eben noch tropften Dächer und Traufen,
Nun Frühlingssonne auf jedem Haus,
Und wie aus einem Ameisenhaufen
Aus Türen und Toren wimmelt's heraus.

„Pferd spielen!" ruft einer, die Peitsche faßt er
Mit lautem Knallen und Kutscherruf,
Und klappernd über das Straßenpflaster
Geht jeder Schuh wie ein Pferdehuf.

Mit bloßen, struppigen Köpfen die Jungen,
Die Mädchen mit lose flatterndem Haar,
Flinke Beine, bewegliche Zungen,
Eine rechte Zigeunerschar.

Die Mädchen fassen sich zum Kreise,
Eine stimmt an mit hellem Ton,
Und nun singen alle die Weise
Vom Dornröschen und vom Königssohn.

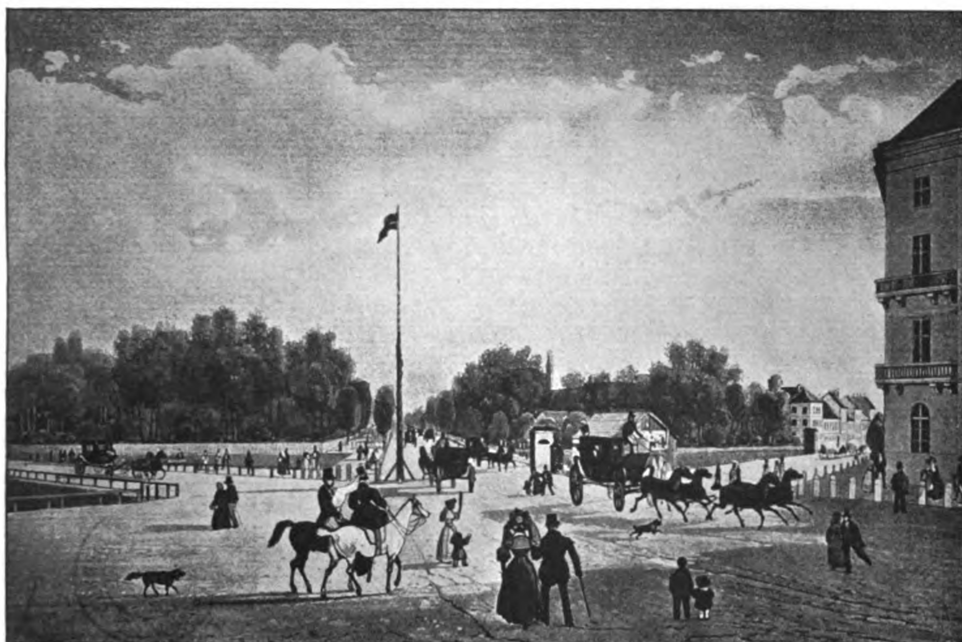
Daneben, in einem Kinderwagen,
Aus dem bauschigen Kissenberg
Schreit mit strampelndem Wohlbehagen
Ein dicker krebsroter Menschenzwerg.

Carl Dantz



Karl Schrader: Prater-Winter.

Zu dem Aufsatz „Der Wiener Prater“ von Dr. Franz Servaes.



Eingang in die Hauptallee des Praters. Nach einem kolorierten Stich (um 1820).

Der Wiener Prater

Von Dr. Franz Servaes

Vier Jahre lang wohnte ich am Wiener Prater. Trat ich des Morgens auf meinen Balkon, so sah ich drüben die Bäume rauschen, die herrlichen alten Praterbäume, über die sich in mäßiger Ferne die Kuppellaterne der großen Ausstellungsrotunde erhob und, etwas weiter, die grotesk in den Himmel gezeichnete Silhouette des Riesenrades. Bog ich mich aber ein wenig zur Seite, so sah ich zu meiner Linken, jenseit der Stadt, die elegant gezogene Linie der Wienerwald-Hügel mit dem Kahlenberg und dem Leopoldsberg, während rechts, in verduftender Ferne an lichthellen Tagen, wie eine bloße Luftspiegelung, die Höhenzüge der Preßburger Karpathen vor dem spähenden Auge auftauchten. Die Donau aber sah ich nicht, wiewohl sie kaum eine halbe Stunde entfernt war. Denn dazwischen lag eben der Prater. Der senkt sich als vielfach bewaldete Au, langhingestreckt im Südosten der Stadt, sanft und unmerklich dem Donaustrom zu, in Form einer von allerhand Wässern durchzogenen, spitz zulaufenden Halbinsel von beträchtlicher Ausdehnung.

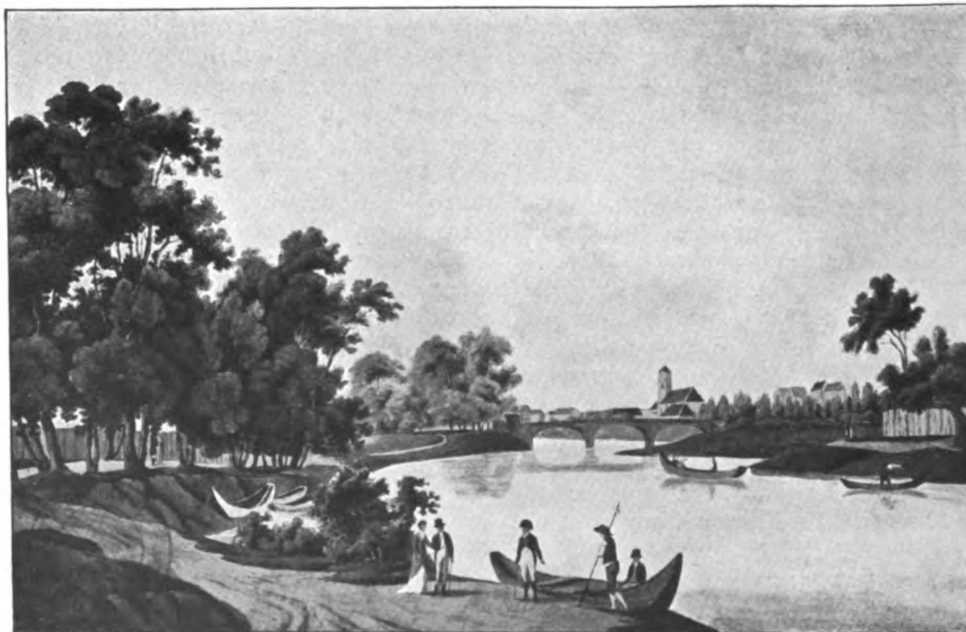
Vier Jahre lang hatte ich Zeit, mich täglich immer enger mit dem Prater zu befreunden. Und unsre Freundschaft wäre wohl unzerreißbar geworden, wenn sich der Prater nicht doch allmählich von einer echt wienerischen Falschheit gezeigt hätte. So freundlich und bestrickend er dir auch entgegenkommt, ganz einladende Güte und bezaubernde Wohlgefälligkeit — es ist dir dennoch nicht zu raten, dich allzu eng mit ihm einzulassen. Sofern du irgendwie zu Influenza-Erkrankungen geneigt bist, wird er dir, ganz sacht und leise, aber durchaus hartnäckig, mit einem von Sumpf- und Nebeldünsten erfüllten Malariaklima zusetzen, so daß du nach mehr oder weniger langem Sträuben ihm schließlich den Rücken zukehrst. Aber dauernd zu zürnen vermag ihm wohl niemand, auch wenn er, wie ich, alle seine Tücken erfahren hat. Man ist ja nicht genötigt, sich mit ihm zu verheiraten. Dazu taugt er nun einmal nicht. Aber ihm von Zeit zu Zeit einen Liebesbesuch zu machen, davon vermag mich auch die trübste Erinnerung nicht abzuhalten. Ich kenne sie jetzt, die liebliche Prater-Au, und weiß, wann sie ihre guten Tage hat. Und um dieser guten Tage willen, an denen sie hinreißend und liebenswert ist wie nur je eine Wienerin, verzeihe ich ihr alles, was sie ehemals Übles an mir getan hat, und

berausche mich stets von neuem an ihrer huldreichen Schönheit.

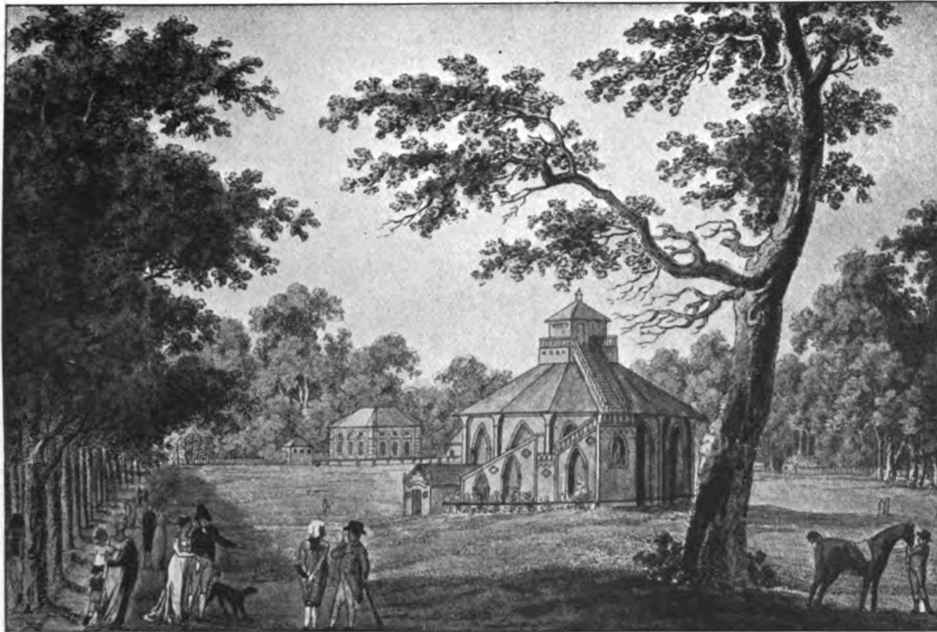
Er war nicht immer so, wie er heute ist. Er war einmal ganz anders. Die Donau floß nicht geradzügig wie heute an ihm vorbei, sondern in einem breiten Bogen um ihn herum, und auch von der bescheidensten Entsumpfung war noch lange nicht die Rede. Wüstes Gestrüpp und wilder Baumschlag wucherten auf feuchtem Steppenland und boten allerhand gedrängtem Getier willkommenen Unterschlupf. Auerochsen und Büffel, Wölfe, Eber und Füchse, Damwild und Gemsen, Reiher, Wildenten und Fasanen und wer weiß, was sonst noch für brave Viecher machten sich dort gegenseitig den Platz streitig und ließen sich von Gelsen und Stechfliegen die Daseinslust nicht verkümmern. Kein Wunder darum, daß die Prater-Auen von frühester Zeit an als ein Jagdgrund galten, zumal auch für Wasserjagden, und daß sie als Ansiedlungsgelände überhaupt nicht in Frage kamen.

Wir finden daher den Prater verhältnismäßig spät erst genannt. Die früheste Erwähnung geschieht im zwölften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Danach scheint es denn, daß der Name Prater vom lateinischen pratum = Wiese, Aue abzuleiten sein wird, und daß die andern Worterklärungen, nach dem Madrider Lustgarten Prado oder gar aus dem mittelhochdeutschen brataere = Bratspieß (wegen der Form des Geländes), hinfällig sind. Urkundlich taucht unsre Gegend gar erst 1455 mit genauer Ortsbestimmung auf, aus der hervorgeht, daß damals die Donau das ganze Erdstück vielarmig umfloß und daß Wien noch ziemlich weit abgedrängt lag.

Allmählich muß aber der Wert der Pratergegend, vornehmlich als Jagdgebiet, sich deutlicher gezeigt haben. Denn die habsburgischen Kaiser beginnen sich dafür zu interessieren, das Gelände in ihren Besitz zu bringen und es zu pflegen. In den Jahren 1537 und 1538, unter Ferdinand I., wird bereits die jetzige Hauptallee, in einer Länge von 2315 Klaftern, angelegt, ihre gerade Richtung nach der Schnur gezogen und der Abschluß durch ein Jagd- und Lusthaus markiert. Sie hatte offenbar repräsentative Zwecke und sollte dem kaiserlichen Hoflager einen möglichst prunkvollen Jagdaufzug ermöglichen. Zwanzig Jahre später werden dann durch Ankauf von seiten adliger Stifter die Gründe abgerundet und eingezäunt, also für die gewöhnliche, unhöfische Bürgermenschheit abgesperrt. 1592 erläßt sogar Kaiser Rudolf II. das ausdrückliche Verbot: „Niemand soll in unserer Au, dem Prater, Sommer- oder Winterzeit, gehen, reiten, fahren, hetzen, jagen oder fischen ohne



Die Rasumofskysche Brücke. Nach einem Stich von Kniep (um 1800).

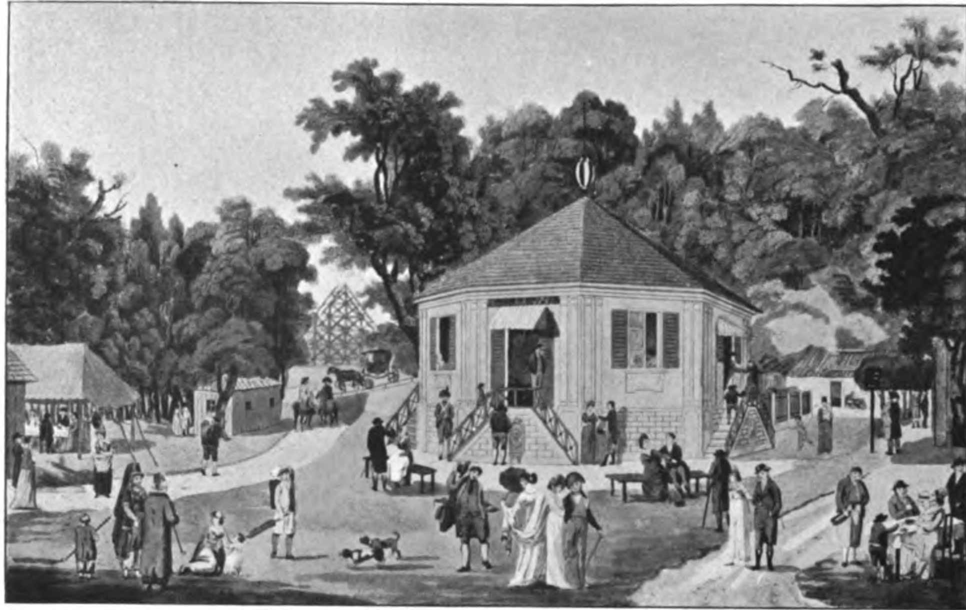


Das Panorama im Prater. **Nach einem Stich von Maillard (um 1800).**

Willen des Kaiserlichen Forstknechts, Hanns Beugel."

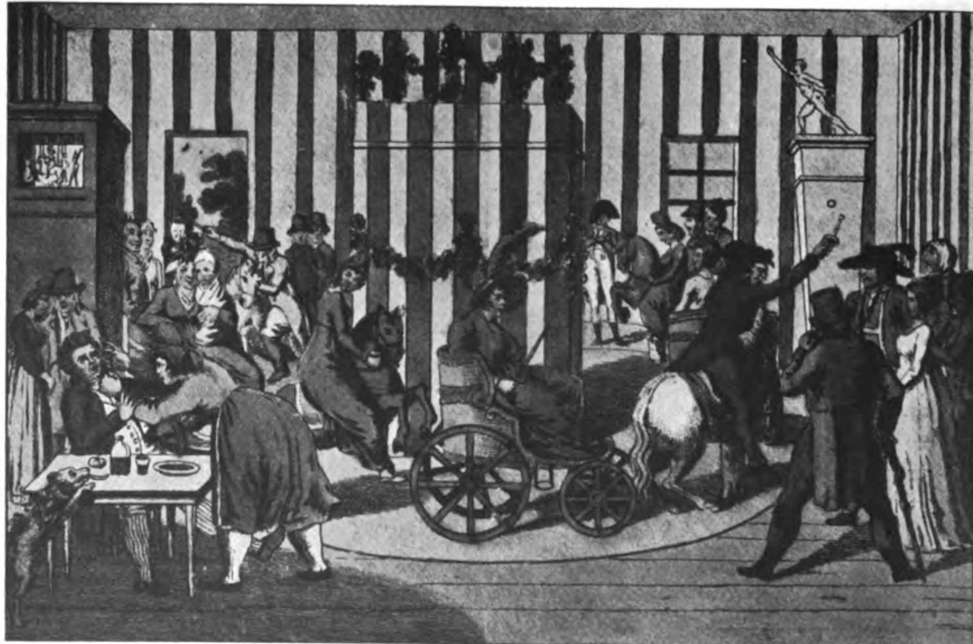
Es beginnt jetzt allmählich die höfische Pracht- und Glanzzeit des Praters, wo er für kaiserliche Lustjagden, zumal unter Leopold I. (1658 bis 1705) und Karl VI. (1711 bis 1740) hoch in der Gunst stand. Diese „Divertissements des kaiserlichen Hofes" waren hauptsächlich Hirschjagden, bei denen zahlreiches Wild, mehrere hundert Stück, im Lauf getrieben und ausschließlich von den kaiserlichen Herrschaften, die das alleinige Schießrecht besaßen, erlegt wurde. Namentlich wurde die Gemahlin Karls VI. als Jägerin bewundert und wegen ihrer Schießfertigkeit und Treffsicherheit gepriesen. Sie ritt nebst den Erzherzoginnen „als Amazone gekleidet", während von den männlichen Jagdteilnehmern nur die beruflichen Jäger im grünen Jagdgewand erscheinen durften und nicht einmal der Kaiser ein solches anlegte.

Eine ganz neue Prater-Epoche beginnt dann unter Kaiser Josef II. Dieser „menschenfreundliche Monarch", wie ihn seine Wiener mit Vorliebe nannten, verfügte schon bald nach seinem Regierungsantritt die Aufschließung des Praters (1766), mit der Bestimmung, daß dieser dem bürgerlichen Publikum bis zur Zeit des Sonnenuntergangs als Lustgarten geöffnet sein solle. Drei Böllerschüsse gegen Abend verkündeten jeweilig die bevorstehende Sperrung. Auch Sonntag vormittags bis 11 Uhr blieb der Prater geschlossen, damit die Bürgerschaft nicht vom Besuch des Gottesdienstes abgehalten werde. Ein im April 1767 erlassenes Avertissement drückt sich hierüber so streng als ergötzlich aus, indem es wortwörtlich bestimmt: daß „keiner, wes Standes er auch sei, weder fahrend, reitend noch zu Fuß an denen Sonn- und Feiertagen vor gedachter vormittägiger elften Stunde in den Bratter oder Stadtgut, bei schwerer zu befahren habender Ahndung, hineinzudringen noch auf Schiffen vor besagter elften Stund' vormittags an denen Sonn- und Feiertagen in den Bratter und das Stadtgut über- oder hinabzufahren sich erkecken, auch nach ermeldeter Verordnung die in dem Bratter oder Stadtgut befindlichen Wein- und Bierwirte, Gastgeber, Kaffeesieder und all übrige auch kleinere Krammersleute bei gleichmäßiger Ahndung sich nicht erfrechen sollen, an denen Sonn- und Feiertagen vor der elften Stunde vormittags etwas, auch nur das allermindeste, auszuschenken." Ja, ja, die guten alten frommen Zeiten! Sie schrieben nicht bloß ein fürchterliches Amtsdeutsch, sondern waren auch von einer drakonischen Sittenstrenge.



Das neue Wiener Ringelspiel im Prater. Nach einem Stich von Janscha.

Die „Ausschweifungen derer Wiener in dem Bratter" müssen aber wohl nicht so gar arg gewesen sein, denn schon 1775 entschloß sich Kaiser Josef, den k. k. Prater ganz und bedingungslos dem Publikum freizugeben; ja, er ließ selbst die umgebende Umzäunung niederreißen. Damit beginnt also der Prater als dasjenige hervorzutreten, was er heute noch ist: der wahre Volks- und Belustigungsgarten für die Wiener, für jung und alt, für vornehm und gering. Sechs Alleen, alle von einem einzigen stadtwärts gelegenen



Ringelspiel (Inneres). Nach einem Stich (um 1820).

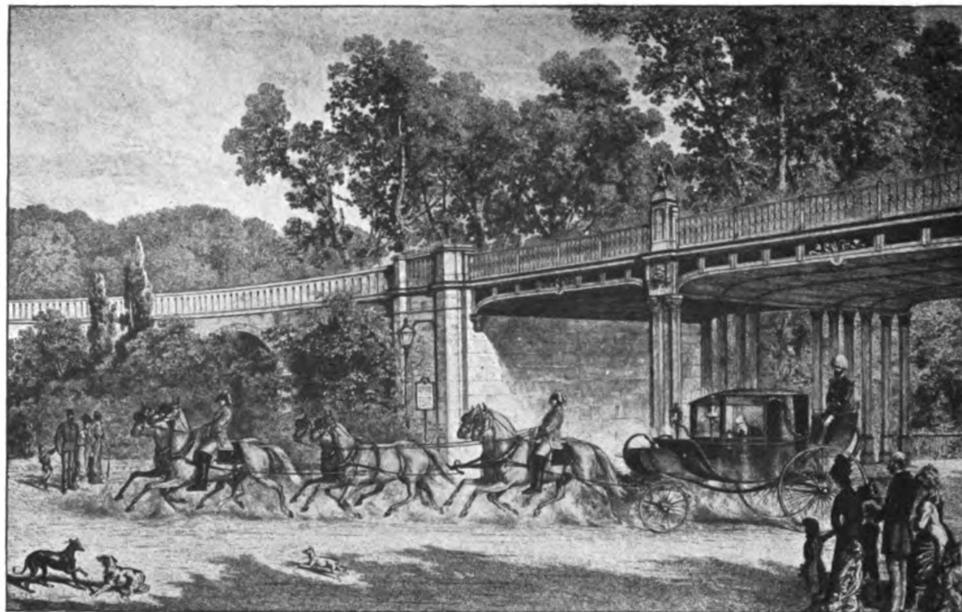
Punkt, dem heutigen Praterstern, auslaufend, durchschnitten strahlenförmig das weite Gelände von der Donau bis zu dem Donaukanal. Überall, wo sie im Unwegsamen endeten, begann der sogenannte „wilde" Prater, ein üppig wuchernder, noch vielfach sumpfiger Naturwald mit reichem Tierstand. Doch auch in den kultivierten Prater drang das Wild, zumal das Rotwild, vor und war bei den Spaziergängern wegen seiner Zutraulichkeit sehr beliebt. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachte es ein besonders zahmer Hirsch unter dem Namen Waldhansel zu solcher Popularität, daß er mitten unter der Menschenmenge lustwandelte und sich mit der Hand füttern ließ, dafür er denn auch bei seinem jähen, durch einen Bubenstreich erfolgten Ableben wie ein Freund betrauert wurde. Noch tief bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein kam ähnliches vor, während nun, schon seit Jahrzehnten, der ganze Tierstand aus dem Prater verschwunden ist.



Volksszene im Prater. Nach einem Stich von Passini (1820).

In jenen alten Tagen genoß man den Prater, „Wiens göttlichen Hayn", vor allem als ein Stück fast unberührter Natur und pries ihn gegenüber dem benachbarten, weitaus vornehmeren Augarten, in dem die höfische Gartenbaukunst der Zeit, ähnlich wie in Schönbrunn, eins ihrer Meisterwerke vollbracht hatte. In einem amüsanten Büchlein vom Jahre 1782 wird das in einem nächtlichen Wettstreit redegewandter Nymphen aufs lebhafteste ausgefochten, und die ästhetische Zeitstimmung, eine Art sentimentalisch-mythologischer Naturalismus, tut sich aufs deutlichste kund, wenn es etwa heißt: „Die Unordnung des verwilderten Haynes ist nach geheimen Regeln der Schönheit gebauet und ist eine harmonische Unordnung, an der wir immer neue Reitze finden."

Dies ist der Prater sozusagen in Werther-Beleuchtung. Doch gab es damals auch noch Beleuchtungen ganz andrer Art, nämlich solenne Feuerwerke, die zuerst von dem berühmten Italiener Girandolini, dann, durch Generationen hindurch, von der Wiener Familie Stuwer auf eine wahre Kunsthöhe gebracht wurden und dem Prater Massenbesuche, bis zu 25000 und mehr Menschen, einbrachten. Es gab sogar einen eignen und hochberühmten Feuerwerksplatz am Ende der so benannten Feuerwerksallee, etwa gegen Ausgang des heutigen Wurstelpraters. Dort war ein großes und festes Feuerwerksgerüst gebaut, das als Staffelei für wechselnde, in buntem, feurigem Farbenschmuck prangende Dekorationen diente, für „recht brav gezeichnete Gärten, Haine, Tempel, Grotten, Paläste, Städte, Wasserfälle, Blumenbeete, Festungen, Seehäfen mit Staffage, allegorische Gegenstände usw." Dazwischen stiegen dann Leuchtkugeln und Raketen, auch vielfarbige funkenstreuende Fallschirmraketen hoch in die Lüfte. Der Feuerwerksplatz ist heute verschwunden; aber in schönen Sommernächten, etwa am Annentage, werden immer noch im Prater unter volksmäßiger Begeisterung großartige Feuerwerke abgebrannt, die keinerlei Vergleich zu scheuen brauchen. Auch Luftballonaufstiege gab es schon frühzeitig im Prater, so 1791 vom Franzosen Blanchard, dem aber die Einheimischen bald ebenso die Ehren streitig machten, wie heutzutage auf dem gegenüber-



Erzherzog Franz Karls Praterfahrt. Radierung von A. Zampis nach einem Gemälde von August Schaeffer (1878).

liegenden Flugfeld von Aspern die österreichischen Aeronauten mit den französischen erfolgreich in Konkurrenz treten.

So war also der Prater, kaum eröffnet, schon eines bewegten Lebens voll. Es gab zahlreiche Kegelbahnen und Wirtshaushütten, eine ganze „hölzerne Stadt". Und das entwickelte sich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr. Nahe der Hauptallee lag, vielbesucht, ein Circus gymnasticus, gegenüber ein Panorama und ein „neues" Ringelspiel (Karussell), das vornehmste von vielen, mit denen der Prater durchsetzt war. Auch die Zugangswege wurden verbessert. Statt der landschaftlich reizvoll gelegenen Rasumofskybrücke wurde über den Donaukanal ein Kettensteg gelegt, der dann später der heutigen Sophienbrücke weichen mußte. Das bunteste Leben aber spielte sich schon damals auf der Hauptallee ab. Das war von Anfang an Wiens vornehmste Reit- und Fahrstraße, zumal da auch der Hof und der Adel der alten Sitte treublieben, sich an bestimmten Tagen in vollem Glanze dort zu zeigen, im übrigen aber ohne alle Anmaßung in das Getriebe des bürgerlichen Publikums sich zu mischen. Selbst die Weltgeschichte nahm vom Prater Notiz. 1809, am 11. Mai, während des Bombardements von Wien, ließ Napoleon von jenseit der Donau zwei Kompagnien über den Fluß setzen und das mit Grenadieren und Landwehrmannschaft besetzte „Lusthaus" im Kampfe nehmen. Fünf Jahre später, am ersten Gedenktage der Leipziger Schlacht, wurde dafür derselbe Praterpunkt zu einer politischen Kundgebung ganz andrer Art benutzt. Damals, am 18. Oktober 1814, speisten die Kaiser von Österreich und von Rußland mit dem König von Preußen, mit vielen Erzherzogen, Prinzen und kriegserprobten Generalen in ebendemselben „Lusthaus" zu Mittag, während nahebei, bis hinaus in die Simmeringer Heide, achtzehntausend Soldaten der Befreiungskriege auf Staatskosten beköstigt wurden und beim ausgebrachten Hoch unisono mit den Gläsern anstießen und aus rauhen Kriegskehlen aufjauchzten.

Nach diesem „historischen Tage" glitt dann der Prater immer mehr in sein heutiges beruhigtes und doch so frohbewegtes Dasein hinüber. Mit Ergötzen lesen wir bei Adalbert Stifter (aus dem Jahre 1844), wie es damals im Prater an den Stätten der Volksvergnügungen zuging. Nicht genau so wie heute; aber man spürte doch dieselbe Art und denselben Antrieb. Es heißt da etwa: „Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein andrer weil er zu klein ist; einer frißt Feuer, ein andrer speit Seidenbänder, und



Otto Walter: Praterfahrt. Aus der Hofkunstanstalt von J. Löwy in Wien.

auf der Brust eines Dritten wird wie auf einem Amboß schrecklich gehämmert; und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstels, der in seiner hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt." Und weiter: „Einer oder zwei ragen über die andern empor und spielen Szenen von einer Bühne herab; auf der andern Seite des Baumes deklamiert einer, und der Harfenist reißt wütige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberdringen. Und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal."

Das ist auch heute noch der Ton des Praterlebens. Nur ist er um vieles reicher und raffinierter geworden. Für viele existiert sogar der Prater nur von dieser Seite.



Trabrennplatz. Aus der Hofkunstanstalt von J. Löwy in Wien.

Das sind die Besucher des Wurstelpraters und des ihm vorgelagerten Englischen Gartens, bis vor kurzem „Venedig in Wien" genannt. Noch früher hieß dieser kurze vordere Zipfel, der vom Praterstern, der Hauptallee und der Ausstellungsstraße begrenzt wird, der Kaisergarten. Denn es war jener Teil, den der Hof, als der ganze übrige Prater freigegeben war, noch für sich selbst und seine ungestörte Erholung reserviert hatte. Es mag also ehemals recht still gewesen sein auf diesen Gartenwegen, die heute der Tummelplatz des lärmendsten Großstadtvergnügens sind. Immer mehr ist der Englische Garten das eigentliche Gehege der jugendlichen Wiener Lebewelt und hochgehender nächtlicher Prassereien geworden. Noch etwa vor einem Dutzend Jahren, als das falsche Kulissen-Venedig mit seinen sentimental-romantischen Gondelfahrten und „echten" venezianischen Gondolieri die schaulustige Menge anzog, konnte man von einer Art von Familienetablissement sprechen, mochte ihm auch immerhin schon ein gewisser Hautgout-Beigeschmack anhaften. Aber es war doch noch möglich, daß ein nach Popularität dürstender Ministerpräsident (Fürst Thun) eine „Nacht in Venedig" durch seine Anwesenheit beehrte und sich sogar beim Coriandoliwerfen in fescher Laune rüstig beteiligte. So was wäre heute völlig undenkbar. Kaum ein Bankdirektor, wofern er etwas auf Repräsentation hält, dürfte solches sich herausnehmen — es sei denn im allertiefsten Inkognito. Beim Coriandoliwerfen sieht man jetzt nur noch gewisse Dämchen und die Lebebübchen oder Lustgreise, so ihnen nachstellen. Ringsumher aber stehen Sektbuden und ähnliche Amüsiertempel, an deren Eingang geschminkte und modisch coiffierte „Kellnerinnen" mit zierlichem Gekreisch oder geheimnisvollem Pst-pst! sich ihre Kunden einfangen. Jedenfalls kann man hier auf müheloseste Weise ein gutes Stück Geld loswerden, und da-



Johann Nepomuk Geller: Prater-Ammen. (Ölgemälde.)



Laufberger: Praterszene. (Ölgemälde im Wiener Hofmuseum.) Aus der Hofkunstanstalt von J. Löwy in Wien.

mit ist manch einem ja vor allem gedient. Immerhin hat der Englische Garten neben dieser hauptsächlich nach Mitternacht in Kraft tretenden Spezialität auch noch sein künstlerisches oder halbkünstlerisches Programm. Von acht bis elf wird dort Operette gespielt, und zwar gar nicht schlecht. Ausstattung und Kunstkräfte können sich sehen lassen. Zwischen zehn und elf beginnen dann die Varietébühnen und Spezialitätentheater, auch sie oft über echte Attraktionen und en vogue befindliche Namen verfügend. Selbst für durchaus bürgerliche Restaurants und Kaffeehäuser ist gesorgt. Von da an gehen dann alle möglichen Spielarten von Erfrischungs- und Unterhaltungsräumen bis zu den allerverwegensten. Ein glänzendes Geschäft soll der Englische Garten trotz alledem keineswegs sein. Wie es scheint, sind die Wiener, nachdem man ihnen alle „Ausschweifungen" freigegeben, für eine Ansammlung von derlei Hochgenüssen immer noch zu tugendhaft — wenigstens im Sommer, wo sie nämlich lieber im Hochgebirge weilen.

Ebenfalls noch im Englischen Garten, doch hart an der Grenze zum eigentlichen Wurstelprater, auch von ihm aus erreichbar, steht das so berühmte Riesenrad, eins der Wahrzeichen des modernen Wien, sozusagen der Wiener Eiffelturm. Natürlicherweise um vieles g'schnasiger. Eine Auffahrt mit diesem Rade in einer bequem gebauten Gondel erspart einem beinahe ein Besteigen des Stephansturmes. Man hat von oben einen „feenhaften" Ausblick über Wien, den Prater und die Donau, bis hin zum Kahlengebirge und zum Marchfeld, und natürlich ist es nachts, wenn die vielen Lichter brennen, doppelt „feenhaft".

So sind wir denn hiermit im Reiche der Kinder und der einfachen Gemüter angelangt. Und wenn wir hinabsteigen vom Riesenrad und hinaustreten in den Wurstelprater, dann umbraust uns alsbald ein tosender Jahrmarkt, das Paradies der Dienstmädchen und der zum Waffendienst eingezogenen jungen Männer. Aus allen Landstrichen des buntscheckigen Österreichs ist eine ländliche Jugend hier zusammengeströmt und läßt sich mit selten versiegender Auffassungsgabe in die Genüsse der Großstadt einweihen. Aus dem Tschechenlande und aus der Slowakei kommen wohl die meisten und bringen die Zisch-, Gleit- und Gurgellaute ihrer Muttersprache

mit, oft auch noch ein Stück bäuerlicher Tracht mit kurzen, steifen, weitabstehenden Röcken, bunten Kopftüchern, gestickten Blusen und Schürzen, hohen Stiefeln, roten Parapluies. Aber auch Ungarinnen, Sloweninnen, Kroatinnen, Dalmatinerinnen kann man erblicken und selbstverständlich ebenso Bewohner und Bewohnerinnen aus den deutschen Alpenländern: aus Steiermark, Kärnten und Tirol. Doch sind diese meist, die Tiroler allenfalls ausgenommen, äußerlich ganz im Wiener Volkstum aufgegangen. Unter den Soldaten stechen vornehmlich die sonnverbrannten Bosniaken mit ihren roten Fessen heraus, vielbegehrte Liebhaber von feuriger Gemütsart, leider gewöhnlich der deutschen Sprache nicht mächtig. All dieses Volk schiebt sich, natürlich reichlich untermischt mit lärmenden Einheimischen, durch die Straßen und Alleen dieser Jahrmarktsstadt, die man etwa mit der Vogelwiese in Dresden, der Hasenheide in Berlin oder Sankt Pauli in Hamburg vergleichen kann. Aber doch ist es wieder ganz anders, echt wienerisch, echt österreichisch.

Schon die Ausrufer vor den Buden sind meist unverfälschte Wiener Pflanzen, irgendwie gestrandete alte Kracher mit heiserer geschriener Stimme oder auch vielversprechende junge Burschen aus Pülcher- und Plattenbrüderkreisen, die den Wurstelprater als Sprungbrett wer weiß wohin betrachten. Von allen Seiten feuern diese Stimmen auf dich los, preisen in schwungvoll-poetischen oder verlockend-andeutungsreichen Worten ihre Herrlichkeiten an und packen dich wohl gar bei der tieferen Moral, so du etwa Miene machst, dir diesen Kunstgenuß oder sensationellen Aufklärungsstoff entgehen zu lassen. Und wer könnte denn auch in Stumpfheit widerstehen, wenn etwa der „Salon Misteriös“ mit dem Motto „Im Reiche der Illusion“ vor ihm auftaucht, oder „Astarte, das Wunder der Luft“, oder „Lionel, der Löwenmensch“ mit der schrecklich behaarten Brust und dem schauerlich frisierten Pudelkopf! Und sind nicht die Grottenbahnen da mit den elektrisch funkelnden Drachenwagen, die dich in schaurige Schlüfte entführen, in denen Sagen- und Kriminalüberraschungen neben unterirdisch rauschenden Wasserfällen und nimmer erklärbaren Donnergetösen deiner harren? Kaum draußen, zerrt man dich schon hin zu dem „fabelhaftesten aller Naturwunder“, der Dame ohne Unterleib, oder



Ferdinand Georg Waldmüller: Große Praterlandschaft. Original im Besitze der k. k. Staatsgalerie in Wien.



Heustadelwasser. Aus der Hofkunstanstalt von J. Löwy in Wien.

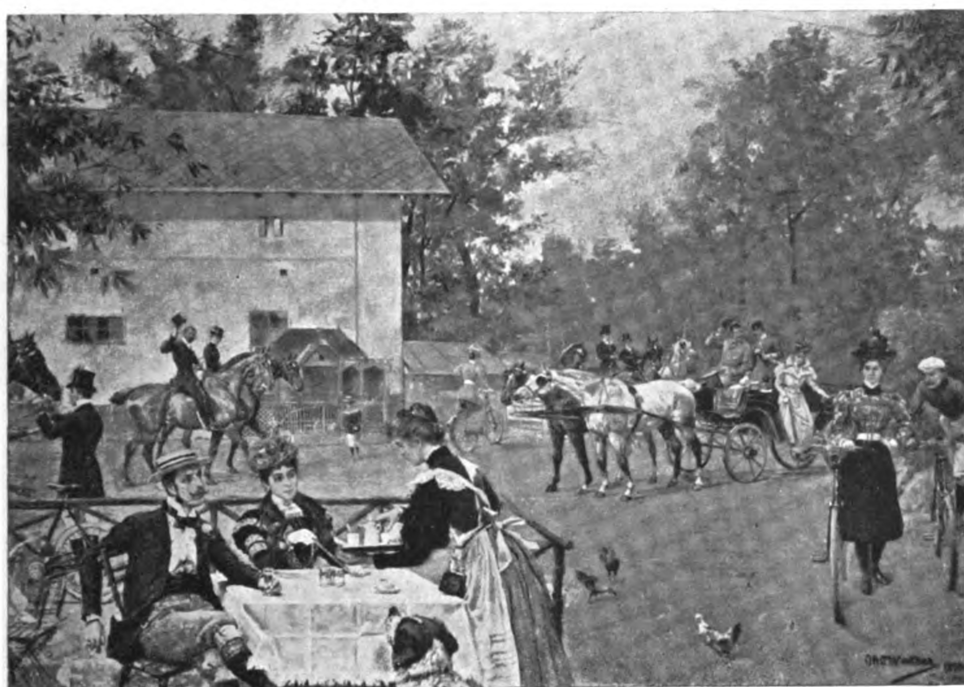
ein Meertaucher lauert dir auf, der dann in einem gräßlich tiefen Kübel, aus dem nur matt seine Brustlaterne emporleuchtet, nach hineingeworfenen Zehnhellerstücken fahndet. An der Schießbude etwa willst du vorbei? Siehst du nicht, wie die schöne Dame mit dem Schießgewehr, die dich zuerst so verheißungsvoll anlächelte, verächtlich die Lippen schürzt? Nein, das kannst du nicht auf dir sitzen lassen, du trittst hinzu und zielst auf einen Bären, der, wenn du ihn beim siebenten Mal endlich triffst, in ein melodisches Gebrumm ausbricht, gleich als stamme er aus Shakespeares „Sommernachtstraum". Auch am Schnellphotographen darfst du nicht vorbei, ganz besonders wenn du etwa eine Dame am Arm führen solltest — denn es wäre doch ungalant, ihr nicht ein Erinnerungszeichen an euer „einzig schönes Beisammensein" zu gönnen. Und wenn du nicht alle Achtung bei ihr verlieren willst, so mußt du ihr unbedingt beim „Watschenmann" oder auch bei der mit mit einem Holzhammer zu bearbeitenden „Kraftmaschine" die Gewalt deiner Muskeln zeigen, die sie alsdann ziffernmäßig ablesen kann. Und da du nun einmal beweibt bist, so lauern rings der Genüsse immer mehr noch auf dich. Da sind Dutzende von Ringelspielen mit Pferden, mit Kamelen und mit Leoparden, mit Zweirädern und mit Dreirädern, und das eine Mal steht ein riesiger grellbunter Chinese in der Mitte und dreht sich mit herum, das andre Mal ein flitterstrotzendes, mit Zimbeln und Kartätschen knatterndes Orgelwerk. Und je größer, je betäubender der Spektakel, desto unbezwinglicher die Lust und Gier der Weiber wie der Kinder, sich in dieses nervenzerreißende Schlachtgewühl der Karusselle zu stürzen, auf dem gemalten Gefieder eines Straußvogels stolz lächelnd Platz zu nehmen oder auf einem wie wahnsinnig wippenden Pony die immer rasender dahinrollende Kreisfahrt zu wagen, jauchzend, kreischend, vor Aufregung und süßer Angst bald an allen Gliedern zappelnd. Und sieh nur die bleichen ekstatischen Gesichter und aufgerissenen Augen der vom Spiel einstweilen Aus-



Johann Nepomuk Geller: Jesuitenwiese im Prater. (Ölgemälde.)

geschlossenen! Wie sie gedrängt beieinanderstehen — ohne zu wissen, einander kneifen — Mäuler und Nüstern aufsperren, um, sobald dann die Maschine hält, begierdevoll vorzustürzen, damit auch sie ihren Anteil am Drehtaumel erhalten. Übrigens haben Dutzende von Schaukeln, hier „Hutschen" genannt, längst einen aussichtsvollen Wettkampf eröffnet, und abermals sind es Weiber und Kinder, die hier ihre Nerven hochpeitschen lassen, vom Ehrgeiz befeuert, so hoch als möglich in die Luft und wieder zurück zu fliegen.

Uff! Dir wirbelt der Kopf, so hast du dich bereits amüsiert! Du willst dich jetzt erholen oder wenigstens eine ruhigere Unterhaltung aufsuchen. Nun, auch dafür ist gesorgt, ganz je nachdem du deine Ansprüche stellst. Bist du mit Kindern ausgegangen, so sitzt dort an der Ecke ein Hökerweib, wo du Obst oder Lebkuchen kaufen kannst. Und auf den Gassen wandert der Zuckerlmann, der die süßesten Magenverderbnisse für ein paar Kreuzer feilbietet. Auch Bier, Limonade und, das beste von allem, das köstliche Wiener Trinkwasser kannst du von fliegenden Händlern oder krugbewehrten alten Weibern auf der Straße eintauschen — sieh nur, dort steht eine unter dem Baum! Aber wahrscheinlich ziehst du es doch vor, dich irgendwo an einen Tisch hinzusetzen, im Schatten grüner Bäume einen Kaffee zu genießen oder eine kleine Schmauserei bei einem Seidel „Lager" oder einem „G'spritzten" zu veranstalten. Bitte, du hast die Auswahl! Willst du dich unter das Volk mischen? Kein Soldat oder Dienstmädel braucht hier zu hungern! Oder ziehst du die Kleinbürgerkreise vor? Schau, dort hinten sitzen sie und vertilgen Gulasch auf Gulasch. Und wenn ein Dutzend Lokale bereits gefüllt sein sollten, im dreizehnten wirst du doch noch ein bescheidenes Tischlein erwischen, wo du dich mit deinem Schatz oder Freunde niederlassen kannst. Langweilig ist's auch dort nicht. Nicht bloß die vielen Menschen, die an dem herrlichen Sonnentag hinausgeströmt sind und lachend und schwatzend um dich her sitzen, dienen zu deiner Unterhaltung, bald tönen auch lustige Musikweisen an dein Ohr, denn ohne „Musi" kann der Wiener nun mal nicht existieren. Hast du Glück, so ist's gar eine Damenkapelle, die dich erfreut — weiß mit blauen Schärpen, wie im „Walzertraum" —, oder ein paar fesche Volkssänger treten im abgetragenen Smoking auf ein niederes Podium und



Otto Walter: Meierei Krieau. Aus der Hofkunstanstalt von J. Löwy in Wien.

lassen die neuesten G'stanzln schmettern, indem sie sich dabei wie Pfauen rechts und links drehen, gleich als wollten sie jedem einzelnen ihrer Zuhörer ihre quetschig vorgetragenen Liedlein persönlichst ans Herz legen. Hinten aber, wo es sich drängt, da ist ein Tanzsaal — und ich wette, dein Schatz läßt dir keine Ruhe, du mußt mit ihr hin! Und wenn sie ausdauernd ist, so kommst du vor morgen nicht mehr los. So ein Wiener Mädel, auch wenn sie zufällig aus Böhmen ist, die tanzt dir, schier ohne Unterbrechung, von nachmittags sechs bis morgens um vier — und so du etwa faule Beine haben solltest, sie findet immer noch andre, die sie statt deiner drehen. Soll ich schildern, wie es auf diesen Tanzböden zugeht? Das braucht euch wohl niemand zu sagen. Daß die Wienerin und auch die Böhmin einen feschen Walzer tanzt, das wißt ihr ohnedies. Aber nicht versäumen solltet ihr's, auch mal einem „Fünfkreuzertanz“ zuzusehen, obwohl ihr nicht viel deutsche Worte dabei hören werdet. Doch auf Sprache und Nationalität kommt es hierbei ja am allerwenigsten an, und vielleicht seid ihr gar für „exotische Reize“ besonders empfänglich. Die könnt ihr hier haben. Dieselben bunt herausstaffierten ammenartigen Wesen, denen ihr vorhin auf den Gassen begegnet seid, die könnt ihr hier im Arme ihrer Burschen und Soldaten beobachten. Sie benehmen sich, wenigstens in den früheren Stunden, recht gesittet, ja beinahe feierlich und zeremoniös, drehen sich langsam und steif, wie bei einer höchst ehrbar zu verrichtenden Arbeit, bis in vorgerückterer Zeit auch hier das Temperament losbricht und eine ungezügelte Volksnatur offenbart, bei der auch das Messer mitunter Zähne kriegt und mitspricht.

Willst du schon nach Hause gehen? Aber wo denkst du hin, mein Lieber! Du hast ja den Wurstel noch gar nicht gesehen — den Wurstel, nach dem die Gegend hier heißt! Stolz bist du bisher immer an ihm vorbeigegangen, weil gar so viel Kinder ihn umlagerten, die aus gereckten Hälsen ihr Lachen hervorkullerten. Nun mußt auch du einmal stehenbleiben — und so ein alter Kerl du bereits bist, sieh da, du fängst an zu lachen, wirst gern wieder zum Kind und unterhältst dich bei den derben und hanebüchenen Späßen des Meisters Pulcinello. Und wenn es nicht gar so spät wäre, so könntest du auch andres noch haben, Vornehmeres und Spannenderes. Mitten unter den Gasthäusern steht ein wirk-

liches und echtes Theater, wo zum Beispiel die Niese manchmal auftritt, weil ihr Herr Gemahl, der Direktor Jarno, dieses Lustspieltheater leitet. Und drüben auf der Ausstellungsstraße, da steht freundnachbarlich neben einem Wachsfiguren-Panoptikum und einem Schlachtenpanorama der Zirkus Schumann, und wenn nicht gerade Pferde- und Clownkunststücke darin abgehalten werden, so spielt dir vielleicht der große Zauberkünstler aus Berlin, Professor Max Reinhardt, das „alte Stück von Jedermann" vor: du kannst also mit einem einzigen raschen Sprung plötzlich in die hohe Literatur emporschnellen. Willst du? Heute lieber nicht? Du willst wirklich schlafen gehen? Nun, dann gute Nacht! Aber morgen mußt du wieder frisch sein! Wir werden dann die Hauptallee besuchen.

Der Eintritt in diese Allee ist nicht gerade komfortabel. Wir müssen eine Eisenbahnunterführung passieren, über welche die Stadtbahnstrecke ihre Züge rollt. Dieser schäbige Viadukt verdirbt die ganze Wirkung des sonst so gut angelegten Pratersterns. Statt daß alles sich, frei und einladend, nach dem Prater zu öffne, wird da eine schwarze, rußige Grenzlinie gezogen, die sich wie eine Zollschranke vor unser Gefühl legt.

Lassen wir sie hinter uns, vergessen wir sie! Der Blick, der sich uns öffnet, ist herrlich genug. Schnurgerade, in einer Ausdehnung von vier Kilometern, springt die Allee vor uns auf, zu beiden Seiten von je zwei Reihen prachtvoller Kastanien bepflanzt, so breit etwa wie die Berliner „Linden", doch nicht seitlich durch Häuser eingeengt, sondern von lachenden Praterlandschaften umgeben. Im ersten Viertel freilich begleiten immerhin Bauten die Allee, wenigstens linksseitig. Aber das sind, abgesehen von einem wissenschaftlichen Institut, vornehme Gast- und Kaffeehäuser, die sich nicht auf die Straße drängen, sondern bescheiden in Gartenanlagen verstecken. Freilich sind diese Gärten oft voller Menschen, derart voll, daß kaum noch ein freies Plätzchen irgendwo zu finden ist. Und ebenso drängt es sich auf dem Gehsteige davor, ganz besonders zu Zeiten der nachmittägigen und abendlichen Gartenkonzerte, wo auf mehreren Stuhlreihen die Freikonzert-Genießer sitzen und die bummelnde Pratermenschheit unter launigen Glossen zwischen sich durchpassieren lassen. Da ist dann ein Gehen und Flirten und Lachen und Summen geputzter fröhlicher Menschen, wie man es kaum in einer andern Weltstadt wieder anzutreffen vermag. Ist doch der Wiener von Natur aus der lebenslustigste aller Deutschen, darin dem Pariser und dem Rheinländer verwandt. Mit einer bezaubernden Lässigkeit versteht er es, von Herzen froh zu sein, ohne aus dem Amüsement ein Geschäft und eine Pflicht zu machen, wie manchmal der Berliner. Ein jeder läßt sich gehen, wie's ihm Spaß macht. So ist's gerade das richtige, und es herrscht eine wogende und dabei doch rhythmische Ungezwungenheit. Will man das Treiben etwas mehr aus der Entfernung genießen, so findet man auf der „drüberen" Straßenseite den einsam gelegenen Konstantinhügel, wo für den Besucher eines di-



Gasthaus zum silbernen Bären.



Sonntag im Wurstelprater.

stinguierten Café-Restaurants Gewühl und Musik nur gedämpft heraufdringen, während über die Stadt hin, nach dem Wiener Wald zu, der köstlichste Landschaftsblick sich öffnet.

Doch was wäre die Hauptallee ohne die Fiaker und vornehmen Equipagen! Ihretwegen ist sie ja eigens gebaut worden, und ihnen verdankt sie auch heute noch ihre faszinierende Zugkraft und echte Seligkeit. Gefährt hinter Gefährt, in raschem Trabe rollen die Wagen dahin, mit blanken gepflegten Rossen bespannt, von flinken behenden Kutschern gelenkt, mit der Elite der reichen Wiener Gesellschaft im bequem gerundeten Wagenfond. Lauter stattliche Fuhrwerke, lauter geschmackvoll angezogene Menschen, lauter rassig ausgreifende Pferde. In zwei nur selten unterbrochenen Reihen geht die Fahrt: links hinauf bis zum Zielpunkt, dem Lusthaus, das umfahren wird, und dann im gleichen stolzen Trabe rechts herunter, wieder in die Stadt hinein. So war's wenigstens bis vor ganz kurzem. Leider aber dürfen sich jetzt auch Automobile zwischen die Karossen drängen, und diese zerreißen das schöne Bild, ohne daß sie in die Lage kämen, ihren besonderen Vorzug, die erhöhte Schnelligkeit, zu entwickeln. Schade, daß man dieses gestattet hat. Automobile haben im Prater, der nirgendwohin führt, sondern in einer Halbinselspitze verläuft, der also ganz sich selber Selbstzweck ist, nichts zu suchen. In der Hauptallee machen sie zwischen den Pferdegespannen eine üble Figur, auf den Seitenchausseen verpesten sie durch Benzingestank und Staubaufwirbeln die Luft und beeinträchtigen so die Spaziergänger in ihren geheiligten Rechten auf sorglose Erholung.

Bietet die Hauptallee schon an beliebigen Sonn- und andern schönen Sonnentagen ein festliches Bild der Eleganz und des fröhlichen Volkslebens, so erhöht sich dieses noch beträchtlich an den Korsotagen, beim Maikorso und beim Blumenkorso. Zumal der Blumenkorso entwickelt von Jahr zu Jahr ein bezaubernderes Schauspiel. Die Ausschmückung der Wagen mit natürlichen oder (öfter noch) künstlichen Blumen wird erprobten Künstlerhänden anvertraut, die Sitzmuschel und Radspeichen, Bock, Zügel und Pferde mit köstlichem Blumenschmuck, meist einfarbig, doch auch manchmal in pikantem Farbenduett, umwinden, bekrönen und überwölben. Wie ein frisches duftendes Bukett, wie eine Art phantastischer Blumenvogel schwirrt solch ein Wagen an den auf beiden Gehsteigen gedrängten Zuschauern vorüber, und gleich hinter ihnen ein neuer, anders ausge-



Josef Engelhart: Sommermorgen im Prater. (Ölgemälde.)

schmückter, und immer wieder neue, Dutzende, Hunderte. Und alle werden bestaunt, viele sympathisch begrüßt, einzelne, besonders ausgezeichnete, stürmisch bejubelt. Die Wiener haben für derlei Wagenausschmückungen ein geübtes Auge, sie finden sofort das Geschmackvolle und Eigenartige heraus. Natürlich müssen den Wagen auch die Insassen entsprechen. Auch sie sind, in fein abgestimmter Harmonie, festlich geschmückt und sollten eigentlich alle auch jung und schön sein. Doch vermögen Reichtum und Popularität bei den Wienern vieles zu ersetzen. Das ist aber nun kein totes Vorüberfahren, kein kaltes, blasiertes Sichbestaunenlassen. Vielmehr sind die meisten Wagenfahrer, und auch manche aus dem Publikum, mit losen Blumen und kleinen Buketten ausgestattet, und damit entspinnt sich dann eine muntere Blumenschlacht vom Fahrdamm auf die Gehsteige und wieder zurück. Es ist, indem die Blumen funkelnd durch die Luft hin und her fliegen, eine Art graziöser und herzlicher Verbrüderung, wodurch alle peinlichen Unterschiede verwischt werden. Adel, Volk und Gesellschaft sind an solchen Tagen eins, durch ein freudiges Gefühl der Zusammengehörigkeit untereinander verbunden.

Und noch andre Tage gibt's, in denen die Hauptallee zur Feststraße wird. Dann gehen die Wagenfahrten nicht bloß bis zum Lusthaus, sondern weiter. Schräg rechts zweigt ein Weg ab, darüber rollen Wagen auf Wagen, stürmen, so gut man's ihnen gestattet, die Automobile. Die Freudenau ist ihr Ziel. Es ist heute großes Rennen, vielleicht gar Derbytag. Auch dann also ist der Prater liebenswürdiger Gastgeber, und er empfängt an diesen Tagen ein internationales Publikum. Und natürlich erscheint auch der Hof und der hohe Adel beider Königreiche. Der Rennplatz Freudenau, auch durch Bahn und Elektrische mit der Stadt verbunden, ist einer der größten und berühmtesten des Kontinents und präsentiert sich als eine stattliche und bequeme Heide im Südostzipfel des Praters. An großen Tagen herrscht dort die äußerste Eleganz, eine wahre Modenschau, und die Erregung des Publikums, seine begeisterte Teilnahme an den sportlichen Darbietungen erreicht einen südlich heißen Grad. In drei nach erheblichen Preisunterschieden für den Eintritt getrennten Gruppen umgeben die Hunderttausend, die an diesem Tage ganz Wien darstellen und ihren Gästen aufs liebenswürdigste die Honneurs machen, das weite



Tina Blau: Frühling in der Krieau.

Zu dem Aufsatz „Der Wiener Prater“ von Dr. Franz Servaes.

Renngelände. Ein jeder kennt aus eigner Anschauung solch ewig gleiches und doch stetig wechselndes Bild voller Spannungen und Überraschungen, voller Leidenschaften und Eitelkeiten. Es ist in der Freudenau nicht viel anders als auf der Döberitzer Heide oder in Baden-Baden. Ja, es hat im Prater selbst eine sehr ähnliche Wiederholung, nämlich auf dem Trabrennplatz, der unsern der Hauptallee und den großen Kaffeehäusern, dicht neben dem Riesenbau der Ausstellungsrotunde liegt. Natürlich steht er an Ausdehnung hinter der Freudenau zurück; er ist im Vergleich zu ihr sozusagen ein intimes Theater. Aber die Eleganz und der Gesellschaftsrausch sind nicht geringer, und das Schauspiel ist vielleicht noch subtiler und erlesener: es gibt kaum etwas Faszinierenderes als diese blitzend dahinjagenden zweirädrigen Miniaturwagen mit den formvoll die Beine werfenden schlanken Trabern davor. Indem sie über das Feld fliegen, gedenkt man wohl im Geist homerischer Wagenkämpfe — nur daß heute alles gedrillter und, wenn's gut geht, unblutiger verläuft.

Soll ich noch jener andern Festtage oder besser Festwochen gedenken, wenn das Praterkolosseum, die Rotunde, als Mittelpunkt einer veranstalteten Ausstellung — die letzte wahrhaft große war die Jagdausstellung — sich mit Fahnen und Girlanden, Buden und Zelten, Maskierten und Musikanten und neugierig schlendernden Gaffern anfüllt? Ich fürchte die Grenzen dieses Aufsatzes zu überschreiten. Auch drängt es mich, nachdem ich nun den Prater als repräsentativen Festveranstalter so ausgiebig vorgeführt habe, mich seiner noch unverminderten Naturschönheiten zu erinnern und ihn dort aufzusuchen, wo er noch Einsamkeiten bietet.

Gibt es denn solche im Prater? Gewiß nicht in dem Grade wie im Hochgebirge oder auf der Lüneburger Heide. Und dennoch ist es möglich, in stille Gegenden zu fliehen, wo man mit sich und der Natur eine Weile lang allein sein kann. Man braucht eigentlich nur den Hochsommer abzuwarten, wenn nach dem Ende der Saison die mondänen Leute Wien verlassen haben und es derart unmodern ist, in der Großstadt zurückzubleiben, daß man sich geradezu entschuldigen muß, wenn man noch darin angetroffen wird. Dann beginnt auch der Prater, mit Ausnahme des Volkspraters, langsam zu veröden. Er bietet keine „Attraktionen" mehr, er bleibt jetzt den Naturfreunden, also den wahren Praterfreunden, überlassen. Mit Wonne gedenke ich der bezaubernd frischen Julimorgen, an denen ich, ganz in der Frühe, zwischen sechs und acht Uhr morgens, den Prater durchstreifte. Wie labend war der frühe Wind, der, nach ausgekühlter Nacht mit den Sonnenstrahlen sich balgend, abwechselnd sanftkühle Schauer und köstliche Wärme mir ins Blut jagte! Und wie wundervoll war das Schreiten in diesem würzigen Winde, wenn er über sonnensatte Wiesen auf mich zukam und in den Kronen altehrwürdiger Baumriesen ausgelassen raschelte! Immer tiefer verlor ich mich ins Innere, schweifte auf einsamen Wegen an dem zungenartig in den Prater gesenkten, geheimnisvoll zwischen Weiden von der Sonne überblitzten Heustadelwasser, geriet dann auf schier endlos sich breitende, nur hier und da von Baumgruppen unterbrochene Wiesen und hörte dort wirklich zuzeiten die Einsamkeit ticken. Irgendwo schläft dort, schon fast ganz zum stehenden Wasser geworden, der „alte" Donaukanal. Dickicht umgibt ihn, und Sumpfdünste schweben um ihn her. Nicht leicht dringt man durch, und es wird immer unwirtsamer. Schon bin ich in der Gegend, die hinter dem Lusthaus sich ausstreckt, in dem auch jetzt noch sogenannten „Wilden Prater", zwischen der Freudenau und der Donau. Nur ganz schmale Pfade, bei denen ich Gezweig und Spinngewebe mir vom Gesicht wegschlagen muß, nehmen mich auf, von links her dringt das Gekrächz der Raben aus der Rabenau herüber, rechts lauern libellenüberschwirrte, schilfbewachsene Sümpfe, ich muß zuschauen, wie ich durch die Wildnis mich durchschlage. Endlich wird es wieder lichter, da blitzt etwas herüber: die Donau. Stapfend dringe ich vor, bis zum hohen Flußrand. Nur einige Lastkähne liegen dort, das lehmiggraue (ach, durchaus nicht blaue!) Wasser fließt unaufhaltsam ungarwärts, fast völlig unbelebt, nur in der Ferne keuchen ein paar Schleppdampfer. Ich wandere den Strom hinunter, auf pfützenbestandener Straße, zwischen breit auseinanderstehenden urweltlichen Baumriesen, an denen ein dichtes Lianenschlinggewächs bis zu halber Höhe emporkriecht und von den Ästen schau-

kelnd herunterbaumelt. Dazwischen ganze Wälder von mannshoch emporgeschossenem Unkraut. Aber wie schön ist's dennoch, so stromentlang zu schreiten, von spielender Brise angeweht, meinem Ziele, dem Praterspitz, zu! Dort steht am Fluß ein Gasthaus, an dem ich, unter Bäumen sitzend, mein Frühstück einnehme. Doch schnell wieder aufgebrochen und weiter hinausgestrebt — bis wo eine ganz schmale, zwischen Winterhafen und Donaukanal sich vorschiebende Landzunge, von Weidengestrüpp und buntester Feldblumenpracht überwuchert, spitz in den Strom stößt. Dort stehe ich am äußersten Ende und genieße die Heide- und Stromwildnis rings um mich her. Köstlich, köstlich! Wäre ich ein junger Bursch, hier möchte ich ein paar Sommerwochen lang ein Segler- und Fischerdasein à la Maupassant führen, ein verlorener Sohn der Weltstadt.

Indes, ich kann hier nicht bleiben, ich muß zurück. Am Praterspitz nimmt mich ein Zug auf, und ich fahre ein paar Stationen donauaufwärts, bis zur Militärschwimmanstalt. Ich bin jetzt in der Krieau, nicht weit wieder vom Trabrennplatz. Dort liegt eine Meierei, im Mai und zuweilen auch noch im Juni der Zielpunkt reicher modischer Leute, die nach der Korsofahrt gern hier einfallen und ihre „Jause" nehmen. Draußen warten Fiaker und Autos, im Garten aber, unter Bäumen und Zelten, flirrt und raschelt es von Eleganz. Jetzt liegt die Gegend verlassen da, ich schreite vorüber. Was hebt sich dort zur Rechten so tempelartig sonderbar, halb wie ein Stück versunkener Romantik? Künstlerateliers sind es, die der Staat einst hier gebaut hat, eine verfehlte Spekulation. Immerhin hat der wackere Rudolf Weyr manch Bildhauerwerk hier geschaffen; und dann haust hier auch, wie eine ehrwürdige Prater-Schutzheilige, die unverwüstliche Tina Blau, die rüstige Kämpin mit Pinsel und Palette. Jetzt bin ich wieder auf der Hauptallee. Leer, leer. Aber wie schön ist sie dennoch! Wie sieht man gerade jetzt die Herrlichkeit der vier alten Kastanienreihen, die so krauszackige Schatten mit willkommener Kühle in die lange Sonnenbahn schneiden!

Wirklich gar keine Menschen sind mehr im Prater? — Ich soll bald eines Besseren belehrt werden. Ich komme auf die große Jesuitenwiese, und da wimmelt es plötzlich von Volk. Hausbesorgerinnen und Arbeiterfrauen sind es, die dort im Grase sitzen und ihre Kinder um sich spielen lassen. Und wenn der Mann gerade Ferien hat, so liegt auch er dort, hemdärmelig, auf dem Bauche. Die Jesuitenwiese ist immer belebt. In den frühen Morgenstunden exerzieren dort Soldaten, feuern Salven ab und spielen Krieg. Streifen dann plötzlich das Gehölz ab und jagen die erschrockenen Gaffer vor sich her, bis sie sich auf ein schmetterndes Trompetensignal hin wieder sammeln. Das sind so die Sommerlustbarkeiten im Prater. Doch auch der Winter bietet seine Freuden, wenn an frostklaren Tagen die Nebel geschwunden sind und dann der Prater als Wald im Schnee daliegt — abermals einsam, weil außer den Hauptalleen die Wege nicht gekehrt noch beleuchtet werden.

Erst wenn der Frühling wieder da ist, darf der Prater zu vollem Leben neu erwachen. Dann hat er seine Saison. Und wer ihn kennen lernen will, soll dann nach Wien kommen — er wird's nicht bereuen.

Kind im Frühling

So weiß im reichen Maienbluſt
Die schmucken Bäume stehen,
Es muß die ganze Blütenlust
Vergehen und verwehen.

Auch deine jungen Tage, Kind,
Und deine Lustgebärden,
Sie müssen bald, so hold sie sind,
Verblühn und dunkel werden.

In Schmerzen nur und Dunkelheit
Wird süße Frucht geboren;
Doch ist sie reif, so war kein Leid
Und war kein Weh verloren.

Hermann Hesse

Die Erhebung von 1813: Deutsches Reich und deutsche Bildung

Rede zur Gedenkfeier der Berliner Universität am 9. Februar 1913

Gehalten von

Prof. Dr. Dietrich Schäfer

Unsern Staat, unser Reich, unser Volk können wir uns nicht vorstellen ohne die Hergänge, deren wir heute gedenken. Wir müßten zurückgreifen in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder gar auf die Kämpfe unsrer Vorfahren mit den Römern, um eine Lage zu entdecken, in der es sich für deutsches Wesen in gleicher Weise um Sein oder Nichtsein handelte. Und doch erfaßte die Erhebung von 1813 nicht das ganze deutsche Volk; zu voller Entfaltung kam sie nur im preußischen Staate. Wenn sie gleichwohl allgemeine Bedeutung gewann, so gibt es dafür nur eine Erklärung, die enge Verbindung, die zwischen Preußen und Deutschland geknüpft war, und die das Jahr 1813 unlösbar gemacht hat. Wie ist das möglich geworden? Der entlegenste und von der Natur am dürftigsten ausgestattete Kurstaat des alten Reiches Fundament des Neubaues und seine Fürsten die Bauherren!

Die bestehenden Staaten Europas sind, mit der einzigen Ausnahme der Eidgenossenschaft, dynastischen Ursprungs, durchaus oder doch weit überwiegend. Es könnte jemand versucht sein, solcher Behauptung gegenüber kopfschüttelnd auf die Niederlande, auf England, auf Schweden zu verweisen. Aber die Erhebung der Niederlande gegen die spanische Herrschaft, aus der die europäische Stellung der Generalstaaten ihren Ursprung nahm, ist schlechterdings undenkbar ohne das burgundische Fürstenhaus, das bisher getrennte Länder zu einem Gesamtbesitz vereinigte. Ein Königreich der Niederlande hätte nicht entstehen können ohne die bischöflich utrechtschen und die herzoglich geldernschen Gebiete, die Karl V. unter Habsburgs Herrschaft zwang. Und kann man sich England denken ohne die normannische Dynastie, Großbritannien ohne die Verschmelzung von Tudors und Stuarts, Schweden ohne die Wasas? Schweden, England, die Niederlande sind aber diejenigen europäischen Staaten, in denen das Volk am meisten mitgearbeitet hat an dem Aufbau nationaler Reiche.

In Deutschland ist es so gut wie unbeteiligt an Begründung und Ausbau des Gesamtstaates. Unsre Könige und Kaiser haben ihn errichten, haben ihn verteidigen müssen gegen den Sondertrieb der Stämme und den Ehrgeiz ihrer Mächtigen. Die einzigartige Verbindung, die sich zwischen unserm Reichsoberhaupt und der Kirche knüpfte, eine Verbindung, ohne die weder die frühmittelalterliche Größe unsers Reiches noch sein Verfall gedacht werden kann, hat dann den auflösenden Kräften im dreizehnten Jahrhundert die Oberhand verschafft. Seitdem bedeutete das deutsche Königtum nur noch eine erwünschte Mehrung der Hausmacht. Das öffentliche Leben des Reiches, von jeher spärlich rege im Vergleich mit den kleineren staatlichen Bildungen, die sonst das Abendland hatte erstehen sehen, sickerte völlig hinab in die Territorien. In ihnen konnten die uralte Eigenart und Stärke germanischer staatlicher Befähigung, Geltung zugleich des Persönlichen und der Überlieferung, zu fast schrankenloser Entfaltung gelangen. Der Boden, wo in Europa das Germanentum am zahlreichsten und umfassendsten Sprache und Art bewahrte, wurde auch Schauplatz nachdrücklichster und erfolgreichster dynastischer Betätigung. An der Entwicklung der deutschen Einzelstaaten hat bis ins neunzehnte Jahrhundert deren Bevölkerung kaum irgendwelchen Anteil gehabt; sie wurden gemodelt in der Hand der Fürsten, nach deren Wünschen und Bedarf.

Es muß bei einem Gesamturteil über den Gang unsrer Geschichte immer und immer

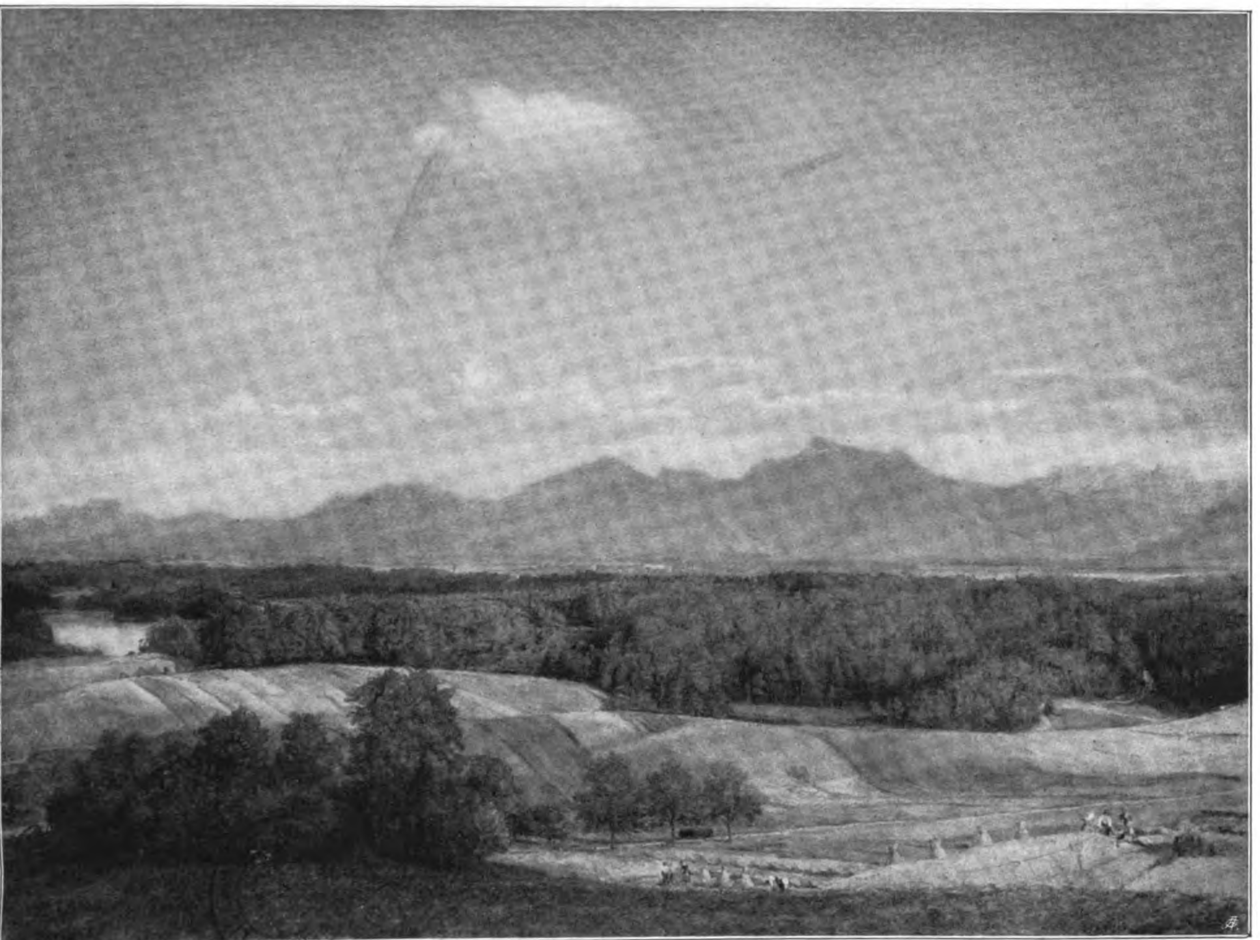
wieder darauf hingewiesen werden, daß neue Kraft aus dem Kolonialboden erwuchs, aus den Gebieten, die bei der Begründung eines gesonderten Reiches noch nicht von Deutschen bewohnt waren. Von den vier weltlichen Kurfürstentümern, die sich herausbildeten, gehörten drei ihm an, und das vierte, das auf altem Reichsgebiet lag, verdankte seine Stellung lange Zeit mehr der geschichtlichen Überlieferung als seiner Macht. Die Häuser Habsburg und Luxemburg, Wettin und Hohenzollern sind auf diesem Gebiet zu leitenden deutschen und weiter zum Teil oder zeitweise zu europäischen Mächten geworden. Das „Reich", wie es die Deutschen des Ostens noch heute von ihrer Heimat sondern, ist noch im Mittelalter ein Opfer hilf- und rettungsloser Zersplitterung geworden.

Über alle andern ist die habsburgische Dynastie emporgestiegen. Sie konnte nicht mehr zurücksinken in die zahllose Schar derer, über die ihr erster Gekrönter sie hinausgehoben hatte, seitdem der Schwerpunkt ihrer Macht in den Osten verlegt, eine der lebensfähigsten Marken des Reiches ihre Stütze geworden war. Die Neigung zur Erblichkeit, die dem deutschen „Wahlreich" doch unausrottbar innewohnte, brachte sie mit Albrecht II. dauernd an die Spitze des Reiches. Die Fäden waren schon geknüpft, die weitergesponnen ihr Herrschaftsgebiet zum Donaureich ausgestalten sollten. Dem langlebigsten und zähesten aller deutschen Kaiser, Friedrich III., gelang die Verbindung seines Hauses mit dem burgundischen Erbe. So stellte Habsburg in Karl V. der Welt den ersten Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Als dauerndes Ergebnis blieb die Verankerung der Dynastie zugleich an der Südost-, an der Süd- und an der Westgrenze des Reiches. Ihr Besitztum legte sich deckend um die deutschen Lande gegen deren schlimmste Feinde. Daß Habsburg fast ununterbrochen von Calais bis Genf herrschte, schützte gegen Frankreichs Eroberungslust; seine Stellung in Ungarn und Böhmen bewahrte vor Türken und christlichen Undeutschen. Es ist richtig, daß die Verbindung zwischen Habsburg und Burgund der überlieferten französisch-deutschen Rivalität eine Schärfe gegeben hat, wie sie früher selten hervorgetreten war; aber jede andre denkbare Gestaltung der burgundischen Besitzrechte hätte für Deutschland größere Gefahren gebracht.

Der volkstümlichste der früheren habsburgischen Herrscher, „der letzte Ritter", hat sich bequemen müssen, die Hand zu bieten zu „Reichsreformen". Ihren Verfechtern schwebte das Ziel der Fürstenrepublik vor. Wir haben allen Anlaß, zufrieden zu sein, daß ihre Bestrebungen vollen Erfolg nicht hatten. Aber es war doch ein Gewinn, daß sie zu einer gewissen dauernden Organisation führten, daß der Begriff des Reiches gestärkt aus ihnen hervorging. Die innere Ordnung, vor allem der öffentliche Friede Deutschlands, haben dadurch wertvolle Förderung erfahren, und da gleichzeitig an der Spitze eine Macht stand, die eine europäische Stellung einnahm, so war dem deutschen Volke doch ein günstigeres Los gefallen, als das tieftraurige Elend der Hussitenzeit hätte erwarten lassen.

Aber indem die staatlichen Verhältnisse zu gesunden schienen, setzte zugleich die religiöse Spaltung ein. Herrscher und Volk gingen verschiedene Wege. Habsburg hielt alles, was unter seinem unmittelbaren Einfluß stand, beim alten Kirchentum fest und gewährte so den Vielen, die aus Überzeugung oder um ihres Vorteils willen am Überlieferten hingen, eine feste Stütze. Die erdrückende Mehrzahl der weltlichen Territorien folgte dem neuen Glauben. Es ist oft erwogen und erörtert worden, ob und wie die Scheidung hätte vermieden werden können. Die Wucht der Geschichte lastete doch zu schwer auf unserm Volke, als daß es seinem Schicksal hätte entrinnen mögen. Deutschland brauchte Habsburg, um zu bestehen; dem burgundisch-spanischen Haupt des Hauses aber blieb fremd, völlig fremd, was deutsches Denken und Fühlen tiefer und allgemeiner als je zuvor bewegte.

Die Gegensätze kamen zu einer Entladung, wie Europa sie schlimmer nicht gesehen hat. England durchlebte gleichzeitig seine Revolution; Frankreich hatte die Hugenottenkriege überstanden. Ihre Schrecken verblassen gegenüber dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges. Angefacht von konfessionellem Übereifer, hatte der Brand Nahrung gefunden an allem, was zwieträchtig war. Die Fremden spielten den Meister auf deutschem Boden. Sie besetzten im Norden die Strommündungen, im Westen unsre Grenzfesten. Für unser Vaterland brachte die schwere Heim-



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Albert Roth: Chiemgaulandschaft.

suchung als einzigen Gewinn die Einsicht, daß weder im Staate noch in der Kirche die Form der Einheit, die verloren war, auf dem Wege der Gewalt wiedergewonnen werden könne. Das Kaisertum mußte jede Hoffnung aufgeben, die Fürsten wieder zu Vasallen herabzudrücken, und wir glauben alle, daß der Westfälische Friede Versuchen, Einheit des Bekenntnisses durch Gewalt der Waffen zu erzwingen, auf immer ein Ende gemacht hat.

Das Verdienst, die Deutschen — wer näher hinblickt, könnte fast sagen zum erstenmal — zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Grenzen zusammengebracht zu haben, gebührt Ludwig XIV. Richelieu und Mazarin hatten sich in weiser Mäßigung darauf beschränkt, die Libertas Germaniae zu erhalten, den Fürsten den Rücken zu stärken gegen den Kaiser. Die Eroberungslust des Sonnenkönigs verscherzte die unvergleichliche Gunst der Lage und weckte alles, was noch an nationalem Gefühl und an Abneigung gegen das Welschtum im deutschen Volke schlummerte. Gegen ihn traten zum erstenmal Brandenburgs Fürsten im Kampf um deutsche Rechte in die vorderste Reihe. Der Große Kurfürst ergreift allein das Schwert, den bedrohten Niederländern zu Hilfe zu eilen. Im Pfälzischen und im Spanischen Erbfolgekriege ist sein Sohn und Nachfolger ein treuer Bundesgenosse des Reichsoberhauptes gewesen.

Es waren doch wiederum persönliche, dynastische Verhältnisse, die zu dieser Wendung führten. Man hat vergebens versucht, der Mark schon für die frühere Zeit eine auszeichnende, eine zukunftheischende Stellung zuzuerkennen. Sie war lange überschattet von dem Nachbarstaat der Wettiner, der, reicher ausgestattet, in wichtigen Wendepunkten unsrer Geschichte eine führende Rolle gespielt hat. Aber unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege hatten Brandenburgs Kurfürsten niederrheinisch-westfälisches Gebiet und das Herzogtum Preußen ererbt. Damit waren sie in die großen europäischen Fragen hineingezwungen, im Osten in den schwedisch-polnischen Streit, im Westen in die niederländisch-spanischen und die niederländisch-französischen Verwicklungen. Der Große Kurfürst war der Mann, in ihnen Stellung zu nehmen, entschlossen und fest. Durch ihn ist Brandenburg-Preußen eine europäische Macht geworden. Seit seinen Tagen mußte der Kaiser mit diesem Staatswesen als dem bedeutendsten im Reiche rechnen, bedeutend durch seine Ausdehnung, mehr aber noch durch den wehrhaften Geist, den ihm Friedrich Wilhelm eingehaucht hatte, und der nicht mehr verschwinden sollte.

Wir haben vor Jahresfrist das Gedächtnis des Großen Königs gefeiert, in dessen Hand dieser Staat die zweite deutsche Großmacht wurde. Seine Erfolge ruhen auf der Tätigkeit seiner Vorgänger, insbesondere des Vaters. Er baute aus, wozu sie den Grund gelegt hatten. So erstand das feste innere Gefüge des preußischen Staates, gekennzeichnet durch den Geist seines Beamtentums und seines Heeres. Seinen Länderbestand hat Friedrich der Große hinausgehoben über alles, was einst mit Brandenburg im Reiche gewetteifert hatte. Allein sich selber gleich war das neue Staatswesen. Für Deutschland aber hatte es Bedeutung weit über seine Grenzen hinaus. Seines Herrschers Taten hatten wieder einen strahlenden Ruhmeskranz um eine deutsche Stirn gewunden, seine Taten und der Zauber seiner Persönlichkeit. Weithin erfüllte die Welt der Name eines deutschen Mannes; auch die Gegner beugten sich der Größe, und was deutsch war, nannte mit Stolz Friedrich den Seinen. Von besonderer Bedeutung für die weitere Entwicklung ist aber geworden, daß sein Wirken in die Zeit fiel, in der die anschwellende moskowitische Macht auf Europa zu lasten begann. Unser Nordosten, der mit dem Sinken des Deutschen Ordens schutzlos geworden war, hat durch ihn wieder eine starke Grenzwacht an der Weichsel, Memel und Netze erhalten.

Aber unzertrennbar von der Wandlung war die Verschärfung des Zwiespalts im Reiche. Hohenzollerns Sieg war doch Habsburgs Niederlage gewesen, Preußens Vergrößerung Österreichs Verlust. Unheilvoll hat das gewirkt, als die Flammen der Französischen Revolution herüberschlugen auf deutschen Boden. Abgesehen von den ersten matten Kriegsjahren, haben die beiden Mächte die Einigung nicht gefunden, bis die äußerste Not sie erzwang. So geriet unser Vaterland unter die Gewalt der Fremden, in die Hand des einen, für den es nichts war als ein geographischer Begriff, dessen deutsche Politik sich zusammenfaßte in die Worte:

Il faut dépayser l'Allemagne. Wie konnte seine unheimliche Macht gebrochen werden durch die Hergänge, deren wir heute gedenken?

Es ist Napoleons Verhängnis geworden, daß er Preußen nicht vernichtete, als er die Macht dazu besaß. Dieser Staat war die Schöpfung seiner Dynastie. Ihr entrissen, zerstückelt, war er daseinsunfähig; bloß geschmälert und geschwächt, blieb er gefährlich wie kein andrer. Denn es war in ihm ein Geist geweckt, der zwar ohne sein Königtum nicht lebendig, mit ihm aber unverwüstlich war. Es lebte in ihm der Stolz auf eine starke, ruhmvolle Gemeinschaft, die wohl Niederlagen erleiden, nicht aber sich selbst aufgeben konnte; es lebte in seinem Heere die Erinnerung an den strahlenden Glanz seiner Waffen, der durch Jena zwar verdunkelt, nicht aber erloschen war. Es war dieser Staat allein durch seinen Bestand die Hoffnung der Tausende und aber Tausende, die in den weiten deutschen Landen die Wiedererstehung der Nation herbeisehnten; seine Anziehungskraft sammelte ihre Besten in seinen Kreis, zu seinem Dienst. Diese Sehnsucht aber war mächtig erstarkt unter dem Druck der Fremdherrschaft.

Ein deutsches Nationalgefühl ist nicht geboren worden mit dem Beginn eines deutschen Staatswesens. Länger als ein Jahrhundert hat ein Reich bestanden, ohne daß seine Angehörigen sich auch nur einmal mit einem gemeinsamen Namen nannten. Langsam hat dann der „Deutsche" den Franken und Sachsen, den Bayern und Schwaben, den Friesen und Lothringer verdrängt, vor allem gefördert durch das Einheitsband, das die Idee des Kaisertums um die Nation schlang. Wenn unser Volk beim Wiedererstehen der Einheit, das unsre Tage erlebten, den Kaisertitel nicht missen wollte, so folgte es einer Empfindung, der geschichtliche Einsicht vollste Berechtigung zuerkennen muß. Aber mit dem Verblassen des Kaiserglanzes schwand auch das deutsche Nationalgefühl, soweit es staatsbildende und staatserhaltende Kraft in sich trug. Es erhielt sich nur in dem Naturgefühl des Unterschiedes vom Fremden und hat da allerdings auch in den traurigsten Zeiten den altgermanischen Zug persönlichen Kraftbewußtseins nicht eingebüßt. Erst die wachsende Selbständigkeit der Territorien hat ihm wieder eine staatliche Färbung gegeben. Aber sie war durch den Partikularismus bestimmt, nicht durch das Reich. Die kriegskräftigen Zeiten, die dem Westfälischen Frieden folgten, haben diese Sondergefühle mächtig gestärkt. Auch andre, größere und kleinere, deutsche Territorien beschritten den Weg, den Brandenburg-Preußen ging; sie gelangten auf ihm nur nicht so weit. Doch wurden auch sie soldatenstark und bündnisfähig; ihre Fürsten, nicht nur die größten, sondern auch mittlere und kleinere, faßten die Landeskräfte zusammen, wäre es auch nur um der Subsidien willen gewesen. Die Lorbeeren, die deutsche Kriegsvölker durch ganz Europa davontrugen, haben doch auch die Landesuntertanen als einen Schmuck geschätzt. Seinen Höhepunkt hat dieser Entwicklungsgang im Rheinbund erreicht. Es ist noch im neunzehnten Jahrhundert für die Verschmelzung der Stämme nicht belanglos gewesen, daß ihrer ein Teil seine frischesten kriegerischen Erinnerungen an Napoleons Fahnen knüpfte. So konnte deutsches Nationalgefühl sich nicht aus staatlicher Quelle stärken; ein andrer Zufluß mußte ihm neue Kraft geben.

Er ist gekommen aus der deutschen Bildung.

Man könnte zweifeln, ob es je eine deutsche Gesamtbildung gegeben hat. Die Einheitlichkeit und Geschlossenheit, deren englisches und französisches Geistesleben sich erfreuen, hat sie jedenfalls nie erreicht. Noch heute steht ein nicht unerheblicher Teil unsers Volkes abseits von den Bildungsidealen, welche die Mehrzahl als Inhalt deutscher Kultur hochhält. Er sieht sein Bestes in Lebens- und Weltanschauungen, die einst, durch ein halbes Jahrtausend, das gesamte Abendland beherrschten und die nationalen Unterschiede verwischten. An dieser mittelalterlichen abendländischen Einheitlichkeit hat auch unser Volk seinen Anteil gehabt. Aber er bestand in Vorstellungen, die ihm nur zum Teil wesensgleich waren, und die in der fremden Sprache, die sie übermittelt hatte, zum Ausdruck kamen. Was aus ihnen von dauerndem Werte war, haben wir behauptet; es ist die christliche Gesittung, von der wir sagen können, daß sie uns in Fleisch und Blut übergegangen ist wie nur irgendeinem andern Volke. Auf der Höhe des Mittelalters haben die nationalen Sprachen die

Herrschaft des Latein durchbrochen. Nationale Kulturen kamen zur Geltung im privaten, im öffentlichen, im literarischen Leben. Dantes Name ist für uns ihr Merkzeichen. Aus diesen nationalen Kulturen erblühte die Renaissance. Wenn sie der Sprache der Römer einen Teil des verlorenen Bodens zurückgewann, so geschah es in anderm Sinne als in dem ihres früheren Gebrauchs. Es galt, den Bildungsinhalt der Zeit zu bereichern aus den Schätzen des Altertums. Das war Ziel und Rechtfertigung des Humanismus.

In Deutschland verdanken wir dem Siege nationaler Geistesbildung reichsten Gewinn. Wir sprechen mit Recht von einer glanzvollen mittelalterlichen Blütezeit deutscher Dichtkunst. Aber von Einheitlichkeit kann doch nicht die Rede sein. Tiefer als in Frankreich griff doch die Zweiteilung der Sprache, und vor allem, sie währte länger. Jenseit der Vogesen gelangen schon gleichzeitig mit der beginnenden Geltung der Volkssprache dem Königtum die ersten entscheidenden Schritte zum festeren Zusammenschluß des Staatswesens. Der Humanismus konnte seiner Natur nach die Kluft zwischen Hoch- und Niederdeutsch nicht überbrücken. Er war nicht unbeteiligt an der neuen Spaltung, die sich in unserm Volke auftat. Es entsprach deutschem Seelenleben, wenn sein wissenschaftlicher Eifer, sein wissenschaftliches Können religiösen, kirchlichen Fragen dienstbar wurden. Wir können uns Reuchlin, Erasmus, Hutten und so manchen andern nicht hinwegdenken von der Reformation. Es war ein Glück, daß, während der eine Teil der Nation sich von der mittelalterlichen Gedankenwelt abwandte, der andre in ihr verharrte, schon bedeutungsvolle Schritte, staatliche Schritte geschehen waren, der sprachlichen Zwiespältigkeit ein Ende zu machen. Das Hochdeutsche hatte als Kanzleisprache auch im niederdeutschen Sprachgebiet Fuß gefaßt, zwar noch nicht bei den Bürgern, wohl aber bei den Fürsten. Luthers Lehre und sprachliche Kraft eroberten ihm den Boden vollends in jedem Zweige höherer Geistesbildung.

Es hat zwei Jahrhunderte gedauert, bis das Neuhochdeutsche Träger und Vermittler einer neuen deutschen Geistesblüte wurde. Frankreich und England haben uns die Wege gewiesen. Ihr Vorsprung beruht doch vor allem andern auf der festen Fügung ihres nationalen Seins im staatlichen und gesellschaftlichen Leben. Wie sollte man sich Shakespeare und Milton ohne Elisabeth und Cromwell, Corneille, Racine und Molière ohne Richelieu und Ludwig XIV. denken! Auch in Deuschland fand das neue Leben eine wertvolle Stütze an fürstlichem Mäzenatentum. Aber es schöpfte seine Kraft doch aus engster Fühlung mit der Muttersprache und dem Volksgeiste, der sich in ihr offenbarte. Was Herder lehrte, war den zeitgenössischen Geisteshelden natürliche Übung. So erlebten wir eine ungeahnte Blüte in unsrer „klassischen Literatur", zugleich in Dichtung, in Philosophie, im Verständnis des Altertums. Sie erwuchs auf protestantischem, ja man kann sagen auf lutherischem Boden; aber sie gewann Kraft weit hinein in die Kreise des andern Bekenntnisses. Mochte die Aufklärung dichterisch im Gegensatz zu ihr stehen, sie hat mit ihren Gedanken, die so geschäftig und so geeignet waren, Glaubensunterschiede zu verwischen, mächtig dazu beigetragen, der Nation wieder ein geistiges Gesamtgut zu geben, und ein Gesamtgut, wie es wertvoller keine andre besitzt. Denn keine kann sich rühmen, die Grundlagen aller europäischen Gesittung, christliche, klassische, nationale Bildung, inniger miteinander verschmolzen zu haben.

Aber dieses glänzende Geistesleben, auf das wir nicht nur mit Stolz, sondern mit einer gewissen Sehnsucht zurückblicken, krankte, unter dem Gesichtspunkt der Dauer und des Bestandes unsers Volkes gesehen, an einer verhängnisvollen Schwäche. Es entbehrte der Fühlung mit einem staatlichen Gesamtleben. Das war eine Schwäche, weniger weil es an den nötigen materiellen Grundlagen gefehlt hätte, als weil gesundes Geistesleben nur dauern kann, wenn es verankert ist in der ungefährdeten und vollen Geltung der Sprache, aus deren Volkstum es emporquillt. Volkstum aber ist nur gesichert im Staate. Es ist neuerdings unterschieden worden zwischen Kultur- und Staatsnationen; die Sonderung ist irreführend. Es gibt keine Kulturnation und hat keine gegeben, die nicht einen Staat besäße oder besessen hätte. Sein Vorhandensein erst reiht unter die Kulturnationen ein. Sein Untergang braucht nicht zu baldiger Vernichtung zu führen, kann aber auf die Dauer nicht ertragen werden. Gerade im unausgesetzten Streben nach seiner Wie-

deraufrichtung lebt die Kultur eines so betroffenen Volkes zunächst fort, kann so ihre Existenz lange fristen. Was vor unsern Augen bei Polen und Tschechen vorgeht, ist dafür ein schlagendes Beispiel. Die griechische Kultur sank dahin, während sie sich als die eines geistig überlegenen, aber unterworfenen Volkes im Römerreich verbreitete. Außer Staat und Kirche kennt die Geschichte keine Institution, die jeden einzelnen unwiderstehlich in ihren Bann zwänge; Sprache, Wissenschaft, Kunst vermögen das nicht, auch nicht die Gesellschaft.

Unsern Klassikern fehlte dieser Rückhalt. Sie waren, um mit Schiller zu reden, „zufrieden, Menschen zu sein". Die Zeit stand im Zeichen der „Humanität". Als dann die Revolution, die im Namen der Humanität, der „Menschenrechte", begonnen war, starke, in dieser Kraft und Fülle nie gekannte nationale Akkorde anschlug, erlebten wir die Tage, in denen ein Goethe und Schiller, ein Kant und Beethoven dichteten, dachten und empfanden, während die geknechtete Nation an den Ketten des Eroberers über die Schlachtfelder Europas gezerrt wurde. Die ewigen Werte, die diese Männer der Welt schenkten, konnten der Not der Gegenwart nicht steuern, konnten auch der Zukunft unsers Volkes nur Schätze sein, wenn es gelang, das Sklavenjoch zu brechen, das der Korse ihm auf den einst so stolzen Nacken gelegt hatte. Daß das aber geschehen konnte, dazu haben sie doch an ihrem Teile mitgewirkt. Während jedermann fühlbar wurde, was nationaler Zusammenhang in staatlicher Form bedeutete, floß aus dieser Geistesbildung und ihrer geadelten Auffassung von Freiheit und Pflicht eine Fülle von Kraft und Mut, den unvermeidlichen Kampf aufzunehmen und zu bestehen. In den Männern, die recht eigentlich als die Träger der Gesinnung von 1813 bezeichnet werden können, war diese Bildung vor jeder andern lebendig. Körner ist nicht denkbar ohne Schiller, Fichte nicht ohne Kant.

Wir feiern die Erinnerung, die in allen Kreisen unsers Volkes lebendig ist, als Universität. Es ist heute ein Jahrhundert verflossen, seitdem unsre Studentenschaft sich in dem Raume, der bis vor kurzem als Aula gedient hat, versammelte, um zu beraten über den Aufruf des Königs vom 3. Februar, der die Jugend der vom Kriegsdienst befreiten Klassen aufforderte, sich freiwillig zu bewaffnen. Mit welcher Opferwilligkeit die Studierenden dieser Aufforderung entsprachen, hat uns der Geschichtschreiber unsrer Universität eingehend dargelegt; ihm verdanken wir auch genaueres Wissen über die Hingebung, mit der ihre Lehrer sich fast unterschiedslos den vaterländischen Pflichten widmeten. Die junge Hochschule durchlebte Ehrentage. Sie war gegründet im Sinne geistiger und sittlicher Freiheit, die sich entwickeln und herrschen sollte unabhängig vom Staate, allein getragen durch ihre innere, ewige und unveräußerliche Berechtigung. Der eherne Tritt der Geschichte zwang der neuen Schöpfung als unabweisbare Pflicht das völlige Aufgehen im Dienste des Staates auf, und sie genügte dieser Pflicht in allen ihren Gliedern mit vollendeter innerer Freudigkeit. So ihre Schwestern! Überreich ist die Zahl der jungen Männer, die in jenen Tagen aus dem Hörsaal oder auch vom Katheder hinweg mit Schwert und Büchse in den Dienst des Vaterlandes traten. Es ist die erste geschlossene kriegerische Betätigung akademischer Jugend, die unsre Geschichte kennt. Sie hat der preußischen Bewaffnung, über die Bedeutung der Zahl hinaus, vermehrte Kraft und eine edle Weihe gegeben. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im nächsten Jahre hat diesem Vorzug Dauer verliehen. Preußens Volk ist so das Volk in Waffen geworden.

Unter den Männern der Wissenschaft, die das Leben in seinen Dienst zwang, war keiner, in dem vaterländische Gesinnung und wissenschaftliche Weltanschauung so vollständig miteinander verschmolzen waren, wie Schleiermacher. Er hatte auf die Einrichtung der Universität vor allen andern Einfluß üben können, Hand in Hand mit Wilhelm von Humboldt. Sie hatten eine Anstalt begründen wollen, die sich selber, erst durch die Reinheit und das Vernunftgemäße ihrer Ziele dem Ganzen diente. Es hatte ihnen vorgeschwebt, etwas völlig Neues zu schaffen. Es hat in dieser Gestalt Bestand nicht gewinnen können. Aber ihre Auffassung ist unverloren geblieben. Sie ist das Ideal geworden, dem Universitäts-Unterricht und Universitäts-Erziehung zustreben.

Es hat von jeher als Keim in ihnen gelegen. Unsre Universitäten sind unter der Leitung der Kirche ins Leben getreten. Die

Weltlichkeit hat zunächst nur für ihren äußeren Bestand gesorgt, von den Früchten ihrer Arbeit lange nur bescheidenen Nutzen geerntet, am meisten von der Ausbildung juristisch verwertbarer Kräfte. Aber es lag in der Wesensart der neuen Bildungsstätten, von allen geistigen Bewegungen, welche die Nation ergriffen, tiefer erfaßt zu werden als andre Kreise, so zuerst deutlich erkennbar vom Humanismus, wenn auch dessen vornehmste Vertreter getrennt von ihnen wirkten und schufen. In eine führende Rolle versetzte sie die Reformation, und nicht nur sie, sondern auch ihre Gegenbewegung. Sie gab auch für beide Lager den entscheidenden Anstoß zur Verweltlichung der Universität. Staat und Gemeinde stellten erhöhte Ansprüche an die Vorbildung ihrer Beamten jeder Kategorie. Dieses Erfordernis konnte zeitweise zu nahezu ausschließlicher Herrschaft gelangen, Zusammensetzung und Tätigkeit des Lehrkörpers so gut wie allein bestimmen. Es konnte doch den inneren Trieb nicht hemmen, der von wissenschaftlicher Arbeit unzertrenntlich ist und der nach Befreiung drängt von jeder Art von Zwecksetzung und Rücksichtnahme, soweit sie nicht durch die Arbeit selbst bedingt ist. Im Universitätsleben des achtzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Aufklärung, der Humanität und des Klassizismus, drängte dieser Trieb unwiderstehlich an die Oberfläche. In der Gründung unsrer Universität ist er zu voller Anerkennung gelangt. Der Gedanke, lange erwogen, wurde zur Tat in den Jahren schwerster Not und Bedrängnis unsers Staates, getragen von dem Glauben, daß die Monarchie sich nur wieder erheben könne durch die Erneuerung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte zugleich mit den materiellen. Seine Berechtigung ist seitdem wohl noch umstritten, nicht aber mehr ernstlich in Frage gestellt worden. Im Gegenteil, er hat sich im Grundsatz zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen, und das hat in der fortschreitenden Organisation unsrer Hochschulen seinen deutlichen Ausdruck gefunden. Ihre Freiheiten haben sich im verflossenen Jahrhundert gemehrt, nicht gemindert.

Freiheit aber ist nichts andres als Unterordnung unter selbstgesetzte Pflichten. Solche Pflichten bestehen. Unsre Hochschule erkennt sie an und sucht sie zu erfüllen in dem Geiste, in dem sie ins Leben gerufen wurde.

Preußens glorreiche Erhebung führte zu Deutschlands Befreiung, die Neuordnung, die erfolgte, aber nicht zu einem lebensfähigen deutschen Staate. Es war ein Mangel, den unser Volk von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schmerzhafter empfunden hat. Abgeholfen werden konnte ihm aber nur mit und durch Preußen. Preußen sah sich durch den Wiener Kongreß auch breit an die Westfront gerückt; von Saarbrücken bis Emmerich deckte es Deutschlands Grenze. Österreich hatte sich nicht nur aus seinem belgischen, sondern auch aus dem uralt überlieferten oberrheinischen Besitz zurückgezogen. So hatte auch nach 1815 vor allem Preußen Deutschlands Schwert zu führen zur Abwehr gegen das grollende Frankreich. Und wie wäre eine Einigung Deutschlands möglich gewesen ohne den Staat, auf dessen Gebiet fast ein Drittel aller Bundesdeutschen wohnte, der, um mit Bayerns König zu reden, wie ein Blitz durch Deutschland hindurchfuhr!

Wie schwer sich Deutschland und Preußen gefunden haben, ist in aller Gedächtnis. Mit vollem Recht behauptete dieser festgefügte, in seinem Königtum wurzelnde Staat seine überlieferte und in den Befreiungskriegen glänzend bewährte Eigenart. Und doch konnte er sich nicht verschließen dem Drange der Zeit, die auch für die Deutschen Beteiligung an der Staatsleitung, konstitutionelle, repräsentative Verfassungsformen verlangte. Ist doch überall in Europa und darüber hinaus die Forderung von Konstitutionen mit der Entwicklung des Nationalitätsgedankens Hand in Hand gegangen! Man kann zweifeln, ob im neuen Deutschen Reiche überall das Richtige getroffen wurde; aber die Hauptaufgabe, das bewährte Alte mit dem berechtigten Neuen lebensfähig zu verbinden, die ist doch in ihrem wesentlichsten Teile so glänzend gelöst, daß alle berechtigten Erwartungen übertroffen wurden. Was als die schlimmste Wunde am deutschen Volkskörper erschien, das alte Erbübel der territorialen Zersplitterung, ist nicht nur geheilt, sondern geradezu zu einer Quelle der Kraft und zu einem Vorzug geworden. Die Doppelbetätigung des nationalen Lebens in Reich und Einzelstaaten vollzieht sich wohl nicht ohne Reibungen, führt aber zu einer Regsamkeit und Vielseitigkeit, die geschlosseneren Völkern versagt ist. Und es bleibt für immer ein glänzendes Zeugnis für den preußischen Staat, daß die Neuordnung hat durch-

geführt werden können unter seiner und seines Königtums Leitung.

Die Begründung des Reiches, die wir Älteren mitfühlend, mittätig durchlebten, löste unendlichen Jubel aus. Er blieb durch Jahre die vorherrschende Stimmung. Aber der Alltag forderte sein Recht, und es drängte sich die Notwendigkeit auf, in dem Geleisteten und Erreichten nur eine Aufforderung zu sehen zu weiterer Tat. Die Welt hat kein Menschenalter erlebt wie das jüngst verflossene. Selbst die Zeit der Entdeckungen kommt ihm nicht gleich an Umfang und Wert des auf der Erdoberfläche neu Erforschten. Die wunderbaren Fortschritte der Technik haben eine Möglichkeit der Ausnutzung gegeben, an die frühere Zeiten nicht denken konnten. So hat die Menschheit, die staatlich organisierte Menschheit, in unsern Tagen, in den allerletzten Jahren, voll Besitz ergriffen von der Erde. Es gibt keinen bewohnten oder bewohnbaren Fleck mehr, der noch, um den englischen Ausdruck zu gebrauchen, nobody's land wäre. Den weitaus größten Anteil haben die Völker davongetragen, die über Gewöhnung und Erfahrung auf diesem Arbeitsfelde und zugleich über hochentwickelten nationalen Ehrgeiz verfügten, Engländer, Russen und Franzosen, obgleich sie schon ohnehin, besonders die beiden erstgenannten, über ausgedehnteste auswärtige Besitzungen verfügten. In Deutschland hat sich langsam und nur unter Schwankungen die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß man nicht völlig beiseitestehen könne in der Mitbewerbung um Weltbesitz und Weltgeltung. Unsre mitteleuropäische Lage, belastet mit all den Schwierigkeiten, die ihr eine tausendjährige Geschichte aufgebürdet hat, erweist sich als ein fühlbares Hemmnis unsrer Bewegungsfreiheit auf diesem Gebiet. Die letzten Jahre, insbesondere die jüngste Vergangenheit, haben uns das so nahe vor Augen gebracht, daß niemand, der sehen kann und will, darüber noch länger im unklaren sein kann. Es bedarf der Anspannung, der ununterbrochenen, nachhaltigen Anspannung aller Kräfte, unsern Platz zu behaupten inmitten der großen Völker, mit denen wir Schritt halten wollen und müssen. Von einer Minderung der Lasten, einer Lockerung der Pflichten kann nicht die Rede sein. Wir müssen bereit sein, jedes Opfer auf uns zu nehmen, wollen wir bleiben, was wir sind, freie und starke Deutsche. Was für den Staat Friedrichs des Großen galt, gilt noch für uns: Toujours en vedette!

Die Verantwortung verteilt sich aber anders als zu den Zeiten des großen Königs. Die Befreiungskriege bedeuten auch insofern in unsrer Geschichte einen Wendepunkt, als sie das Volk mehr oder weniger neben die Krone stellten. „Der König rief, und alle, alle kamen", das war gewiß das Grundmotiv der Bewegung; aber ungleich mehr, in viel weiterem Umfange, als jemals zuvor erlebt worden war, rechnete man und mußte man rechnen mit der freiwilligen Mitwirkung des Volkes. Der Anspruch auf Teilnahme an der Leitung des Staates stützte sich dann auch bald in weiten Kreisen auf diese Mitwirkung. Er hat nicht zurückgewiesen werden können. Er hat steigenden Erfolg gehabt. Auch durch die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts tönt hörbar Lord **Byrons** Vogelsang: The people by and by will be the stronger. Damit nehmen auch die Sorgen um unsern Bestand eine andre Richtung. Sie hingen früher an den Herrschenden, an ihren Gelüsten, sich mit fremden Mächten in gemeinschädliche Verbindungen einzulassen. Kein Vernünftiger fürchtet das heute noch. Wir sehen in unsern Fürsten, in unsern Regierungen die unbedingte Gewähr unverbrüchlicher Bundes- und Reichstreue. Können wir das gleiche Vertrauen zum deutschen Volke haben? Wir müssen es hoffen und glauben. Als **Bismarck** seinen König am Bundestage vertrat, verfocht er mit Entschiedenheit das Festhalten an der gegebenen preußischen Verfassung. Er war der Meinung, daß das Bestehen der Volksvertretung ein gesteigertes Staatsgefühl wecken werde. Was er vertrat, hat sich bewahrheitet. Sicher hat sich die Erfahrung im Reiche wiederholt. Man kann heute nicht mehr von „Reichsfeinden" reden in dem Sinne, wie der erste Reichskanzler das Wort geprägt hat. Soweit es sich um Reichsangehörige deutscher Zunge handelt, gibt es keine Richtung, die das Reich könnte auflösen, zerstören wollen. Sie brauchen es alle notwendig zu ihrem eignen Bestande. Aber während es sich nur um den weiteren Ausbau handelt und handeln kann, nimmt der Parteihader manchmal Formen an, die das Gebäude selbst ins Wanken zu bringen drohen. Im Auflodern der parteipolitischen Leidenschaften verzehrt sich

das Gefühl der nationalen Verantwortlichkeit, das im staatlichen Leben nicht verloren gehen darf.

Unserm Volke sind große Rechte zugewachsen; aber gleich große Pflichten stehen ihnen gegenüber. Es hat, wie nie zuvor, seine Sache zu vertreten, nicht allein, wie es früher angesehen werden konnte, die seiner Regierenden. Nur ein starkes, alle andern weltlichen Empfindungen überwiegendes Vaterlandsgefühl kann die Erfüllung dieser Pflichten sichern. Wir dürfen, wir können keine Kosmopoliten sein. Es wird bei uns gelegentlich von Chauvinismus geredet, vor ihm gewarnt. Es gibt unter uns Chauvinisten; man stößt auf chauvinistische Auslassungen, selbst aus Gelehrtenkreisen, die kaum scharf genug zurückgewiesen werden können. Aber ist das ein genügender Anlaß, unser Volk vor Chauvinismus zu warnen oder gar des Chauvinismus zu verdächtigen? Gibt es ein Volk ohne oder mit weniger Chauvinismus als das deutsche? Auf Grund einer Kenntnis, die zum Urteil berechtigt, beantworte ich diese Frage mit dem allerentschiedensten „Nein". Und auf Grund einer Auffassung, die auf Unkenntnis beruht, will man unserm Volke seine vaterländischen Erinnerungen verwischen, will aus der Schule die vaterländischen Lieder verbannen, will den Stolz untergraben auf die Taten unsrer Väter, die Gut und Blut einsetzten und hingaben für den Bestand unsers Volkes und Staates, für König und Vaterland? Die Erinnerung an 1813 sei uns eine ernste Mahnung, solchen Versuchen entgegenzutreten mit all der Schärfe, die schleichende, markverzehrende Zersetzung der Volkskräfte herausfordert. Es ist haltlos, sie rechtfertigen zu wollen mit dem Schlagworte Humanität. Wir Deutschen bedürfen dieses Ansporns nicht. Wir sind human, denn wir sind Christen. Stünde Fichte hier, er würde sagen: „Denn wir sind deutsch." Wir wollen uns nicht erheben über andre Völker. Aber man zeige uns das Volk, das sich einer christlicheren, einer humaneren Gesittung erfreute als das deutsche, dem wahres Christentum und wahre Menschlichkeit mehr zur andern Natur geworden wären als dem unsern. Wir wollen nicht aufhören, von andern Völkern zu lernen, wo zu lernen ist; aber solange man uns nicht ein Volk von höherer Gesamtkultur nachweist als das unsre, möge man uns mit besonderen Mahnungen zur Humanität und zur Dämpfung unsers nationalen Stolzes verschonen.

Das muß um so nachdrücklicher gefordert werden, als unser Nationalgefühl noch jung ist, sehr jung im Vergleich zu dem andrer Völker und insbesondere derjenigen, mit denen wir uns auf gleicher Höhe zu halten haben. Es muß zwar widersprochen werden, wenn behauptet wird, daß die Uneinigkeit ein unverbesserlicher Erbfehler der Deutschen sei. Das Einheitsgefühl ist bei allen Kulturvölkern ein Ergebnis ihrer Geschichte gewesen; sie hat nur bei uns ihre Arbeit erst spät und unter erschwerenden Bedingungen beginnen können. Eben darum aber sollte jetzt alles vermieden werden, was sie stören könnte. Grundsätzliche Stärkung unsers Nationalgefühls ist das, was noch auf lange Zeit unsrer Weiterentwicklung am dringendsten not tut. Das kann Hand in Hand gehen mit sorgfältiger Pflege bester Beziehungen zu aller Welt. Ein selbstsicheres Nationalgefühl ist nicht gleichbedeutend mit Ablehnung alles Fremden oder gar mit Fremdenhaß. Wir waren von jeher bereit, bereiter als andre Völker, von draußen her zu empfangen; schon unsre mitteleuropäischen Wohnsitze bringen das mit sich. Aber der Neigung, ausländische Äußerlichkeiten nachzuahmen, eine Neigung, die uns aus bedientenhafter Zeit geblieben ist, und die so oft lächerliche, ja alberne Formen annimmt, der sollten wir ein Ende machen. Sie ist nur zu geeignet, uns zum Gespött der Fremden zu machen. Wir waren dereinst imstande, unsre Lebensformen selbst zu gestalten, und sollten es wiederum sein. Die Erinnerung an 1813 mahnt dazu

Unsre Universitäten können und sollten allein durch ihr Dasein in dieser Richtung wirken. Sie haben im Leben der Gegenwart Berechtigung nur in dem Geiste, in dem unsre Hochschule gedacht und begründet wurde. Sie sollen durch Forschung und Lehre die geistigen und sittlichen Werte menschlichen Lebens mehren. Die Wissenschaft ist ihrem Wesen nach international und interkonfessionell. Aber wie die Seele nicht lebt ohne den Körper, so ist ihr Betrieb gebunden an menschliche Daseinsformen. Die aber sind nie zusammenhanglos. Es gibt keinen einzelnen, der schaffen und wirken könnte ohne Beziehungen zur Gesamtheit. Unsre Universitäten aber verweisen geschichtliche Über-

lieferung und verstandesmäßige Erwägung gleich nachdrücklich in die engste Gemeinschaft mit dem Staate, seitdem Staat und Volk auch bei uns eins geworden sind, in erhöhtem Maße. Wir können uns nicht die banausische Auffassung eines Benjamin Constant zu eigen machen, daß Gelehrsamkeit gleichgültig mache gegenüber politischen Fragen und knechtisch gegenüber dem Despotismus. So verschieden Schleiermacher und Fichte den Begriff der freien Universität erfaßten, sie sind in den Tagen, deren Gedächtnis wir heute feiern, einig gewesen in der Überzeugung, daß es auch für die freie Hochschule nur eine Pflicht gebe, Dienst am Vaterlande.

Was bei der Begründung unsrer Hochschule gewünscht und gehofft wurde, ist in reichem Maße eingetroffen. Es war wahrlich ein gesegnetes Jahrhundert, das wir seit der Befreiung von der Fremdherrschaft durchleben durften. Und unsre Universitäten haben mitarbeiten können an der Erweiterung des Wissens, an der Förderung edler Gesittung, an der Mehrung all der geistigen und leiblichen Güter, die wir in schimmernder Fülle ausgeschüttet sehen über unser Volk. Die Aufgaben, die ihnen als Staatsanstalten zugewiesen sind, haben sie erfüllen können, und wir dürfen es mit gutem Grunde als einen deutschen Vorzug schätzen, daß das geschehen konnte und ferner wird geschehen können in innigster Fühlung mit der idealsten Auffassung wissenschaftlicher Arbeit. Wir haben ein Recht, stolz darauf zu sein, daß unsre akademische Jugend dem bürgerlichen Leben übergeben wird nicht bloß abgerichtet, sondern gebildet, daß wir sie hinaussenden können als ebensoviele Träger und Sendboten wissenschaftlicher Denk- und Auffassungsweise, gefestigt durch die Charakterstärkung, die in solchem Bildungsgange liegt. Wir haben keinen Anlaß zu einer Wesensänderung unsers Hochschulunterrichts, insbesondere nicht nach ausländischem Muster. Aber wir wollen und sollen uns auch bewußt sein, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen. Wir können nicht bestehen, gelöst von Volk und Vaterland. Was wir der Welt des Wissens gewinnen, mag der Menschheit nutzen. Wir mögen es auch herausschürfen allein in diesem Sinne. Daß wir es aber ans Licht bringen können, daß wir andre wieder einreihen können in den Dienst, dem wir selbst unser Leben weihen, das verdanken wir unserm Volke und unserm Staate. Ihre Wohlfahrt und unser Gedeihen sind unauflöslich aneinandergeknüpft.

Unser Reich steht da in selbstbewußter Kraft. Aber es wäre doch nicht unmöglich, daß es noch einmal einen Daseinskampf zu bestehen hätte. Es wird die deutschen Hochschulen finden, wo die Preußens 1813 waren, eingedenk der Worte, die Friedrich Wilhelm III. am 20. März an sein Volk richtete: „Welche Opfer auch gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben", und eingedenk seiner Erinnerung an sein Heer vom gleichen Tage: „Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich." Des Großen Friedrich Bekenntnis: „Mein höchster Gott ist meine Pflicht", läßt uns keinen andern Platz. Wie einst: „Mit Gott für König und Vaterland", so wird der kategorische Imperativ lauten: „Mit Gott für Kaiser und Reich!"

Die Erhebung

Zwei Gedichte von Ernst Lissauer

Die Eheringe

Die sie tauschten am Tage der Hochzeit als ehlich Gedinge,
Ins Landamt tragen die Paare die goldenen Ringe...

Still treten sie in die täglichen Stuben,
Es spielen im Hofe ihre Mädchen und Buben.
Kein Prediger spricht, kein Dom tönt von betenden Weisen,
Still tauschen sie, Mann und Frau, die Ringe von Eisen.

Eine Gabe

„Auf daß stolzierender Tand sich wandle zu eisernem Segen,
Gesandt ein silberner Korb von einem eroberten Degen,
Einhundertfünfzig Lot, kunstvoll gebosselt,
Inhaber war Major,
Im Kampf vor Kolberg, Wolfsbergfort,
Habe ich ihn mit eigner Hand erdrosselt."

(Aus dem Gedichtbuch „1813. Ein Zyklus von Ernst Lissauer." Jena, Eugen Diederichs.)



Das verlorene Herz

Roman von Albert Geiger

III



Es war ein kühler Morgen. Nebel lag über dem See, und die Bäume trugen Reif. So eine kalte Vernünftigkeit war in der Natur, die nichts mehr zu wissen schien von duftschwülen Sommernächten, durchwoben von Gesängen heimlichen Glückes.

An einem solchen Morgen nahm Gustav von Henri Abschied. Er hatte Susanne einen längeren Brief geschrieben mit einer Menge geschäftlicher Dinge, mit Dokumenten, um deren Unterschrift er bat, und zum Schluß hatte er ihr in der herzlichsten Weise seine Wünsche für eine baldige Genesung ausgedrückt. Ein großer Strauß spätblühender La-France-Rosen hatte diesen Brief begleitet. Die Gräfin hatte den Brief ungelesen auf ihr Tischchen hingelegt. Sie wußte, daß geschäftliche Dinge darinstanden. Aber was kümmerten sie jetzt alle Geschäfte der Welt!

Gustavs Auto stand zur Abfahrt bereit. Weil es ihm etwas kalt war, hatte er sich noch einen Genèvre geben lassen, den er in zwei Schlücken austrank, und nun schritten die beiden Freunde im Garten hin und her.

Gustav sandte einen prüfenden Blick über den See. „Es ist gut," sagte er, „daß die Regatta um einige Tage verschoben worden ist. Jetzt bekommen wir schönes Wetter, und wenn wir noch einen mäßigen Wind von den Bergen haben, dann gibt es prächtiges Segelwetter!" Er sann eine Weile nach. Dann sagte er langsam und nachdenklich, aber mit großer Wärme und Anteilnahme: „Weißt du, Junge, am liebsten möchte ich dich mitnehmen! Es täte dir gewiß gut, einmal wieder etwas andres zu sehen! Beweglichkeit erhält das Leben im Fluß. Du unterschätzest diese Tatsache leider nur zu sehr."

„Mitnehmen?" fragte Henri, dessen blassen verarbeiteten Zügen man deutlich die Spuren innerer Kämpfe ansah. „Mitnehmen? Zu Fräulein Adele?" Und dann fügte er grimmig hinzu: „Vielleicht wäre es besser für mich! Ich komme mir zuweilen vor wie Twardowski, der Faust der Polen, den man zur Strafe seiner Missetaten zwischen Himmel und Erde gehängt hat, und der nun weder zum Himmel noch zur Erde gelangen kann."

„Mein Lieber," sagte Gustav in herzlichem Tone, „du bist zu schwerblütig, du sinnierst zuviel. Ich darf ja offen sprechen. Du hast mich in diesen Tagen eigentlich mehr links liegen lassen, als ein aufrichtiger Freund verdient hat. Wenn ich dich zu einem Spaziergang oder zu einer Spazierfahrt abholen wollte, dann hat man mir gesagt, der Herr Vicomte habe sich auf sein Zimmer zurückgezogen. Und ich stand da und hatte das Nachsehen. Wenn ich den umliegenden Weindörfern mehr Besuche abgestattet habe, als meiner Konstitution zuträglich ist, so trägst eigentlich du die Schuld daran. Meine kleine Adele wird sich freuen. Um mir einigermaßen die Zeit zu vertreiben, habe ich so viel Spitzen, seidene Foulards, Roben und andres dumme Zeug zusammengekauft, daß ich demnächst meinem Bankier in Paris telegraphieren muß. Sieh mal, lieber Freund," fuhr er ernsthafter fort, „heißt man das Freundschaft? Hast du etwa Philosophie getrieben während all der Zeit?"

„Der Teufel weiß!" sagte Henri mit einem bitteren Lachen. „Eine merkwürdige Philosophie. Zwar heißt es bei Shakespeare: Der Trübsal süße Milch ist Philosophie. Mir hat die meinige gallenbitter geschmeckt."

„Henri," erwiderte Gustav mit dem herzlichsten Ton seiner warmen Stimme, „du kannst mir glauben, ich habe in diesen Tagen recht, recht oft über deine Angelegenheiten nachgedacht. Ja," und er senkte den Kopf, „ich fühle wohl, in welchen verwickelten Dingen du steckst. Ich habe mir manchmal bittere Vorwürfe gemacht, daß ich dich, dich mit deiner schweren Natur zu der Gräfin gebracht habe. Es war ein Leichtsinn, nicht vorauszusehen, wie sich alles das gestalten würde. Ihr seid beide Naturen, geschaffen, euch ineinander zu verzehren und aneinander aufzureiben. Sie ist zu stolz, um dich nicht beim ersten merkbaren Hauch einer Abkühlung freizugeben. Und du, wie ich dich kenne, bist viel zu ehrlich, um sie feige zu verlassen. Nun tritt dieses junge

Mädchen auf den Plan. Und mit einem Schlage verwirrt sich alles nur noch mehr. Henri, ich kenne dein leichtbewegliches Herz gut genug, um vorausahnen zu können, daß Reinette nicht ganz eindruckslos an dir vorübergehen wird. Wenn ich dir raten, wenn ich dir helfen könnte, du ewig verschlossener Mensch, ich würde die Regatta, ich würde die kleine Adele, ich würde meine Alpentour schwimmen lassen und hierbleiben. Aber dir ist schwer zu raten und schwerer noch zu helfen."

„Du hast recht!" erwiderte Henri langsam. „Nur ich selbst kann mir raten. Nur ich selbst kann mir helfen. Ich habe das längst erkannt. Vielleicht schlägt mich ein nahes Schicksal so danieder, daß ich liegenbleibe und den Weg des Daseins nicht mehr weiter zu gehen brauche. Vielleicht stößt mich diese willkommene Hand vorwärts auf den Weg, den ich endlich gehen sollte und müßte: ein Mann zu werden. Niemand kann mich führen. Ich selbst muß meinen Pfad finden. Den Pfad, der mich hinausgeleitet aus diesem dumpfen Brüten, unter dessen Druck bis jetzt mein Leben verlaufen ist. Ich bin ein Mensch, der mehr gelitten hat, als man glaubt. Ich fühle es, welch eine schwere Verantwortung ich auf mich geladen habe. Eine seltene Frau hat mir ihr volles unberührtes Herz gegeben. Ich habe es bebend genommen, berauscht und taumelnd von einem so unglaublichen Geschenk. Vielleicht habe ich ihr die Jugend geben können, die sie niemals genossen hat. Aber" — hier senkte er seine Stimme zu einem kaum vernehmbaren Flüstern — „ob Susanne mir die Jugend geworden ist, deren ich bedarf, wie kann ich es sagen? Alles liegt wild und verworren vor mir. Und noch eins: die Art ihrer Tochter gegenüber hat mich erstaunt und verstimmt. Was weiß dieses Mädchen von allen den Dingen zwischen mir und Susanne! Weshalb die Tochter leiden lassen für die Liebe der Mutter! Ist es möglich, daß das Herz der Gräfin so kleinlich werden kann? Und daß ich dann der Mitschuldige an diesen Quälereien werden sollte!"

„Mein lieber Henri," sagte Gustav, „auch die Gräfin ist ein Weib. Sie liebt dich, und schon der leiseste Schatten eines Argwohns empört ihre ganz dir hingegebene Seele."

„Argwohn? Habe ich ihr denn Grund zum Argwohn gegeben? Sie weiß ja, daß ich manches Mal seltsam bin."

„Sie liebt dich! Ich wiederhole es! Und die Liebe auch der größten Frau ist unberechenbar."

„Ja, aber ich kann selbst von dem geliebtesten Weibe nichts ertragen, das wie Tyrannei aussieht," sagte Henri mit fester Stimme. „Nun habe ich dir angedeutet, was sonst niemals auch nur mit der leisesten Regung aus meinem Inneren aufgestiegen wäre. Dir! Denn ich halte dich für einen wahrhaften Freund."

„Das darfst du aus vollem Herzen!" sagte Gustav mit einer bei ihm ungewohnten Weichheit. „Und sei versichert: du wirst diese Worte ernsten, vollen Vertrauens niemals bereuen. Wenn es immer gilt, dir in einer schweren Stunde beizustehen, du wirst mich am Platze finden!"

In diesem Augenblick trat der Chauffeur heran: er habe angekurbelt.

Gustav nickte. „Leb' wohl, mein Junge! Auf meiner Rückreise komme ich noch einmal hier vorbei. Sage der Gräfin meine herzlichsten Grüße, wenn es so weit ist, daß du sie besuchen kannst. Und denke immer daran, daß du einen Menschen hast, auf den du dich verlassen kannst!"

Er schüttelte ihm die Hände, und was er niemals sonst getan hatte: er küßte ihn herzlich auf beide Wangen. Dann ging er hastig zu seinem Auto. Rasch stieg er ein. Ein Ruck. Das Geräusch des antreibenden Motors. Er wandte sich noch einmal nach dem Freunde um. Henri stand wieder da in seiner lässigen Haltung, mit dem gewohnten verschlossenen Gesicht. Ein letztes Winken Gustavs mit der Hand. Dann sauste das Automobil davon.

Henri war allein. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er einen Gedanken hinwegwischen. Dann kehrte er in den Garten zurück, setzte sich mit erschlafften Gliedern auf eine Bank und starrte über den See hin. Das bereifte Laub sank langsam von den Bäumen hernieder. Es war ein banges, ungewisses, beklemmendes Ringen zwischen Nebel und Sonne.

Wenn Susanne gewußt hätte, daß Henri in diesen Tagen Brief um Brief angefangen hatte! Und daß er jeden Brief wieder zerrissen hatte.

So seltsam, so differenziert sein Wesen schien, im Grunde war es doch höchst einfach. Nichts war ihm mehr zuwider als Phrasen. Dies war auch der Grund, daß er mit seiner philosophischen Abhandlung nie zu Ende kommen konnte. Wenn er eine Seite geschrieben, nein, nicht geschrieben, sondern ausgeklügelt hatte bis in den letzten Wert des Wortes, dann besah er sie am nächsten Morgen, und alles erschien ihm unzulänglich, zu wenig ausdrucksvoll, zu bedeutungslos für das, was er gewollt hatte. Es saß ein Zuschauer in ihm, und dieser Zuschauer war zugleich sein eigner Richter, ein unbarmherziger und unbestechlicher Richter. Zuweilen überkamen ihn dann Anfälle von Wildheit, wo er ganze Stöße Manuskript vernichtete, um in ein hoffnungsloses Brüten zurückzusinken.

Dieses sein Wesen, gemischt aus Temperament und zersetzender Selbstkritik, erwies sich immer wieder als das Geschenk der bösen Fee, die an seiner Wiege gestanden hatte. Es war der geheime Untergrund, aus dem seine den andern Menschen oft unbegreiflichen Taten oder Nichttaten in die Erscheinung getreten waren. Dieses sein Wesen war es auch, das ihn im vollen Bewußtsein seiner Tragik, dieses Weltwanderertums, dieses unbefriedigten Schweifens, vom Trübsinn zur Torheit und von der Torheit zum Trübsinn getrieben hatte.

Und nun war ein andres Wesen in seine Welt getreten. Ein Wesen, das gleich ihm an derselben Unbefriedigtheit gelitten hatte. Der gemeinsame Gedanke war, daß eins das andre von sich und seiner heimlichen Qual erlöse.

Hatte er Susanne zu erlösen vermocht? Er hatte ihr alles gegeben, was er konnte. Alle Stunden sinnenwarmen Glückes, grenzenloser Hingegebenheit, müdelächelnden Verträumtseins, geistigen Austausches waren in sein Herz eingezeichnet. Er erschauerte bei dem Gedanken an die hingegebene Güte dieser Frau. Aber er fühlte zugleich, daß die Liebe des Weibes, eines solchen Weibes eine gefährliche Besitznahme des Mannes bedeute. Das Weib blieb ja immer das beharrende Element, der Mann aber blieb der Schweifende.

Er hatte scharfe Augen, und er hatte gesehen, oder besser gefühlt, zwischen halbgeschlossenen Wimpern, wie das Kommen Reinettes das Wesen Susannes verändert hatte. In ihm selbst war eine Unsicherheit entstanden. In dem Augenblick, wo die Liebe anfing, für Lebenszeit einen abschließenden Kreis zu bilden, wurde die Liebe schon als Zwang empfunden. Er fühlte ein Bangen vor den kommenden Tagen und Wochen.

Alle diese Gedanken hatten ihn durchwogt, als er Susanne schreiben wollte. Aber konnte er einem einzigen dieser Gedanken Ausdruck geben?

Als Gustav gekommen war, hatte er ihn wie einen Störenfried empfunden. Er war ungerecht gegen ihn gewesen, denn es galt ja doch, sich über kurz oder lang mit der Welt auseinanderzusetzen. Nun war die Tochter da. Die Tochter der von ihm geliebten Mutter.

Endlich beschloß er, des Nachmittags zu versuchen, ob er Susanne sprechen könne.

Die Frau Gräfin läßt bitten."

Henri war unruhig im Garten hin und her geschritten. Er war ganz in sein Brüten versunken gewesen. Und die Kammerfrau der Gräfin hatte ihre Worte wiederholen müssen.

Er schrak auf und wunderte sich, ja, schämte sich, daß nicht ein Glücksschauer mit heißen Wellen sein Herz überflutete. Aber immer wieder die gesellschaftliche Konvention. Hätte er sich vor ihrem Lager niederwerfen dürfen! Hätte er sein Haupt an ihrer Brust bergen dürfen! Hätte er ihr so an ihrer Brust alles sagen dürfen, was ihn durchwühlte! Aber es galt, sich zu beherrschen. Die Dienerschaft mochte sich ohnehin wundern, daß er Einlaß in das Schlafzimmer der Gräfin fand.

Langsam schritt er die Treppen hinauf, begleitet von der Kammerfrau. Sein Takt sagte ihm, daß Susanne ihn nicht allein empfangen würde. Er hatte sich nicht getäuscht. Aber er war erstaunt. Denn neben Reinette, die ihr goldblondes Haupt über eine Stickerei hielt, saß ein Mädchen.

Es war Elena.

Ihr Vater war früher abgereist, als er beabsichtigt hatte. Sie hatte dann das Pensionat aufgesucht, und dort hatte sie von der Vorsteherin erfahren, daß Reinettes Mutter ein Unfall zugestoßen sei, und daß Reinette vor Ablauf einiger Wochen nicht in das

Pensionat zurückkehren würde. So war sie denn nach dem Schlosse gefahren. Zuerst war ihre Absicht gewesen, ein oder höchstens zwei Tage auf dem Schlosse zuzubringen. Aber Reinette, die glücklich war, in der Freundin ein ausgleichendes Element zwischen sich und der Mutter zu wissen, hatte sie so herzlich gebeten, zu bleiben, daß Elena noch einige Tage zugab.

Henri blieb stehen. Dann schritt er auf die Gräfin zu.

Susanne hatte trotz dem Widerspruch ihrer Tochter und Elenas das Bett verlassen und erwartete nun im Morgenkleid auf einer Chaiselongue ihren Besuch. Sie war sehr blaß geworden. Zu dem matten Weiß der Seide und dem blassen Timbre ihres Gesichts bildete das bläulich-schwarze Haar einen bezaubernden Gegensatz. Ihre großen schwarzen Augen leuchteten aus ihrer Müdigkeit auf wie verhaltene Flammen. Sie reichte Henri die schmale weiße Hand. Er zog sie an seine Lippen. Aber die Begrüßung erschien Susanne kalt. Das Gebundensein durch ihren Unfall und mehr noch durch das Beisein andrer Menschen fiel mit erneuter Schwere auf ihre Seele. Sie durfte Henris Blicke nicht mit der fragenden Sehnsucht suchen, nicht mit jenem schmerzlichen Ausdruck innerer Kämpfe, nicht mit jenem Werben um ein zärtliches Wort, das sie so gern gehört hätte. Und kein heißes Aufleuchten in seinen Augen durfte den andern verraten, was ihm Susanne war und wie er sie hatte entbehren müssen. Aber in seinem Antlitz las sie deutlich, daß auch er gekämpft hatte.

„Ich danke Ihnen für die herrlichen Rosen!“ sagte Susanne mit ihrer tiefen, etwas matt gewordenen Stimme. „Sie haben Duft und Sonne des Herbstes in mein unfreiwilliges Gefängnis gebracht. Es ist schrecklich, wegen einer solchen Lappalie herumliegen zu müssen, wenn draußen die Sonne scheint und schöne Herbsttage durchs Land gehen. Allein was tun? Wenn einem auch die Ungeduld in allen Gliedern zittert, man muß sich eben gedulden.“

„Ich bedaure,“ sprach Henri, „daß ich Ihnen nicht einige Zeit Ihres Krankenlagers abnehmen kann. Ich würde es mit Vergnügen tun, Gräfin! Leider kann man für solche Fälle keinen Stellvertreter ernennen. Aber es wird ja wohl nicht zu lange dauern!“

„Mein Gott,“ erwiderte die Gräfin, „wenn man den Worten des Arztes Glauben schenken will, dann kann ich mich nach Ablauf dieser Woche in den Park tragen lassen. Und dann dauert es noch eine geraume Weile, bis ich wieder wie ein richtiges Menschenkind fest auf den Füßen stehen kann. — Und unser Freund Gustav ist abgereist?“ fragte sie, den Ton wechselnd.

„Ja, heute morgen. Er läßt Sie auf das herzlichste grüßen, Frau Gräfin, und wünscht Ihnen das Allerbeste zu Ihrer Genesung.“

„Ich habe ihn ungern fortgehen sehen!“ sagte die Gräfin lebhaft. „Er ist ein vortrefflicher Mensch und hat einen ausgezeichneten Humor, der sich in keiner Lebenslage umbringen läßt. Er ist Ihnen ein treuer Freund, Vicomte.“

Henris Blicke fielen auf Elena, aber er schritt zuerst zu Reinette hinüber, die mit leichtgeröteten Wangen dastand. Von neuem empfand sie das Fremdartige in Henris Persönlichkeit, das Geheimnisvolle seines Wesens, das Unbefriedigte seiner Natur, das Frauenherzen so leicht mit Mitleid und Erlösungsideen erfüllt, jenen zuweilen gefährlichen Vorstadien keimender Liebesgedanken.

„Und Sie, Komtesse,“ wandte sich Henri zu Reinette, „Sie haben nun das schöne Amt, Ihre Mutter pflegen zu dürfen.“ Er hatte das Wort „Mutter“ mit einem gewissen Zögern ausgesprochen.

Die Gräfin sah Reinettes leise sich färbende Wangen. Als sie das Wort „Mutter“ von Henris Lippen hörte, kam ein Mißbehagen über sie, als fühlte sie, daß in ihrer Tochter die Jugend neben Henri stand. Und sich halb aufrichtend, sagte sie mit einer nervösen Bewegung: „O Vicomte, Reinette muß sich nicht allzusehr plagen. Ihre Freundin Elena teilt sich mit ihr in meine Pflege. — Aber willst du deine Freundin dem Vicomte nicht vorstellen?“

„Meine Freundin Elena Rodriguez — Herr Vicomte von Champfleury.“

Henri wendete sich zu Elena und verbeugte sich. Elena erwiderte die Verbeugung mit einem leichten Neigen des Kopfes. Das Fremdländische dieses schönen Mädchens, der reizvolle Typus der Kreolin, das Edle und zugleich Biegsame ihrer schlanken Gestalt, die großen mandelförmigen, in bläulichem Duft schwimmenden Augen, das feingeformte

Oval des Gesichts, das aschblonde reiche, als Tituskopf geschnittene Haar, vor allem aber die ruhige Sicherheit und Unnahbarkeit ihres Wesens frappierten Henri. Zugleich aber hatte er die Empfindung, daß er eine Emanzipierte vor sich habe, jene Art von Mädchen und Frauen, die ihm immer zuwider gewesen war.

Elena betrachtete Henri einen Augenblick, und in diesem Augenblick war auch schon ihr Urteil über ihn entschieden. Sie fühlte, daß sie einen verwöhnten Stimmungsmenschen vor sich sehe, und alles Lord-Byronhafte war ihrer Natur ganz und gar nicht gemäß. Zugleich empfand sie mit dem Feingefühl des Weibes, daß auch er für sie nicht viel übrig haben werde.

„Die Komtesse wird sich sehr freuen," sagte Henri mit kühler Höflichkeit, „eine Freundin bei sich haben zu können. Ich wünsche Ihnen recht angenehme Tage, Fräulein."

„Oh, ich werde nicht sehr lange bleiben können!" erwiderte Elena mit derselben Kühle in ihrem fremdländischen Akzent. „Ich muß in den nächsten Wochen in Berlin sein."

„Ah, Sie studieren?" fragte Henri nachlässig.

„Ja, ich studiere," erwiderte Elena zurückhaltend. „Archäologie und Kunstgeschichte."

Hu! dachte Henri. Eine Gelehrte!

Reinette sah die Kühlheit ihrer Freundin und fühlte den leisen Spott Henris. Sie begriff nicht, daß Henri so wenig Eindruck auf Elena machen konnte.

„Ich denke, Herr Vicomte, Sie werden den Tee mit uns nehmen?" sagte die Gräfin in das Stillschweigen hinein, das entstanden war.

Henri verneigte sich. Der Tee wurde gebracht. Man plauderte von allerlei.

Einmal sah Elena, daß die Gräfin Henri mit einem schmerzlichen und tiefen Blick ihrer schwarzen Augen betrachtete. Susanne fühlte stärker das schmerzvolle Zerren ihrer Ungeduld. Wenn sie doch nur eine Minute mit Henri allein hätte sein können! Sie hatte etwas von einem Mädchen an sich, das sich den Kopf zerquält, auf welche Weise sie ihrem Liebhaber ein Rendezvous gewähren könne. Aber sie konnte Elena und Reinette ja nicht wegschicken. Und wie die Minuten, eine um die andre, verstrichen, wurde das Verlangen nach Alleinsein mit Henri unerträglich.

Um sich von diesem quälenden Zustand abzulenken, begann die Gräfin lebhaft zu plaudern, in einer unnatürlich hastigen Weise, die Reinette erstaunte, da sie diese Art der Unterhaltung bei ihrer Mutter noch nicht bemerkt hatte. Susanne scherzte und lachte, und ihre Stimme nahm dabei einen Klang an, der dem Schwirren einer verstimmten oder zu hart gespannten Saite ähnlich war.

Elena ließ ihre braunen klugen Augen bald auf der Gräfin, bald auf Henri ruhen. Sie sprach nur, wenn Susanne eine Frage an sie richtete, und dann in ihrer gleichmäßigen abgewogenen Art. Eigentlich, dachte Henri, ist dies eine unausstehliche Person. Sie hat etwas Spionierendes an sich. Und zum Trotz, in einer jener bizarren Launen, die ihn in den verzweifeltsten Lagen seines Lebens manchmal wie eine Mephistogebärde zu überkommen pflegten, ging er auf den Ton Susannes ein, plauderte lebhaft, warf mit einem wahren Brillantfeuerwerk von Witzen um sich, machte allerlei mokante Bemerkungen über die Auswüchse der Frauenbewegung in England und tat, als hätte es nie eine schlechte Laune in seinem Leben gegeben.

In Elenas Gesicht veränderte sich kein Zug. Sie hörte schweigend zu. Reinette, den Kopf auf ihre Stickerei gebeugt, fühlte sich wie überrieselt von den Worten Henris. War das noch der zurückhaltende, der gleichgültige, wortkarge Gast, als den sie ihn auf der Segelfahrt nach Estavayer kennen gelernt hatte?

Die zierliche Sèvresuhr auf dem Kamin des Schlafzimmers schlug mit einem feinen, silbern nachschwingenden Schlag sieben Uhr. Susanne war es, als bebe dieser Schlag wie ein Widerhall heimlicher Stunden in ihr. Dort waren die Schläge der Uhr durch ein liebeheißes Gemach erklungen. Die Glücklichen hatten ihrer Mahnung kaum achtgehabt. Und nun —? Alles war fremd und verwandelt. Sie selbst schien sich manchmal eine andre geworden zu sein. Wann, ach wann würden jene Stunden wiederkommen?

Reinette hatte sich mit einer raschen Bewegung erhoben. „Es ist wunderschön," sagte sie, „so interessant und amüsant plaudern zu hören. Allein," fuhr sie mit einem Aufatmen fort, „ich muß dir jetzt deinen Verband erneuern, Mama."

Zugleich war auch Henri aufgestanden. „Ich habe das Vorrecht, an Ihrem Krankenlager verweilen zu dürfen, Gräfin, beinahe schon mißbraucht. Gestatten Sie, daß ich mich verabschiede."

In Susanne zuckte wieder jenes ungeduldige Wühlen. Nun würde die lange, lange, bange Nacht herandämmern, die Nacht quälender Gedanken und peinigender Vorstellungen. Und aus diesem Zucken der Ungeduld in ihrem ganzen Körper strömte es wie eine nicht zu beherrschende Empfindlichkeit gegen Reinette. Diese sonst so gütige und beherrschte Susanne ließ sich hinreißen, durch Reinette unterbrochen in dem Gespräch, das ihr für kurze Weile Vergessen gegeben hatte, mit kalter Stimme die Worte zu sprechen: „Nein! Deine Freundin soll mir den Umschlag machen! Sie hat eine weichere Hand als du." Aber kaum hatte Susanne diese Worte gesprochen, so hätte sie gewünscht, lieber geschwiegen zu haben.

Reinette senkte das Haupt. Dann sagte sie langsam: „Gut! So wird Elena dir den Umschlag machen."

Henri beugte sich auf die Hand der Gräfin. Seine Lippen berührten kaum flüchtig ihre Finger. Susanne erschauerte. Lag in diesem flüchtigen Streifen seiner Finger ausgedrückt, daß sie etwas Häßliches gesagt hatte? Dann empfahl sich Henri.

Schon begannen die ersten Abendschatten das Schlafgemach zu füllen. Susanne lag unbeweglich da, blaß, mit fest aufeinandergepreßten Lippen. Dann sagte sie mit einem Male, unvermittelt und unerwartet: „Du wirst die Güte haben, Reinette, den Herrn Vicomte hinunterzubegleiten."

Der Vicomte verbeugte sich. Reinette öffnete die Tür.

„Reinette!" rief die Gräfin.

Reinette, die schon in der Türöffnung stand, wandte sich nach dem Schlafgemach zurück. „Mama —?"

Es war einen Augenblick Schweigen. Dann sagte die Gräfin mit einer müden und lässigen Handbewegung: „Geh nur! Geh!"

Schweigend schritten die beiden die Treppen hinab. Reinette hatte das verstärkte Gefühl, von ihrer Mutter kommandiert zu werden. Als sie unten im Park angelangt waren, beugte sich Henri auf die Hand des Mädchens hernieder. Reinettes Hand zuckte. Henri fühlte, daß ein Beben durch ihren ganzen jungen Körper lief. Da sah er auf, und er sah, daß in ihren blauen Augen eine schwere Trübung war. „Was ist Ihnen, Komtesse?"

„Ach, mein Herr," erwiderte Reinette, „ich weiß nicht, ich kann mir gar nicht denken, ich suche es vergebens zu erraten, was Mama nur gegen mich haben mag. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Ich weiß nicht, warum. Ich darf es Ihnen ruhig gestehen: ich war früher nicht so gegen meine Mutter, wie ich es hätte sein sollen. Ich war eben ein junges, unreifes und trotziges dummes Ding. Ich habe mir allerlei Torheiten eingebildet, und ich habe Mama einmal etwas gesagt, das sie, wie es mir scheint, nicht vergessen kann und nicht vergessen will. Ich habe einmal mit Onkelchen darüber gesprochen. Er sagte mir, ich sollte recht lieb zu meiner Mutter sein und recht viel Heiterkeit in ihr Leben bringen. Denn sie habe viel gelitten. Ich will ja alles tun, was in meinen Kräften steht. Aber sagen Sie mir," fuhr sie mit gesenkter Stimme fort, „warum ist Mama gerade in Ihrer Gegenwart so schroff gegen mich? Warum sucht sie mich vor Ihnen klein zu machen, an mir zu korrigieren, wie sie es jüngst getan hat? Ich verstehe das nicht. Und mir wird ganz bang bei dem Gedanken, daß andre Besucher kommen könnten. Ich hätte nicht Lust," sagte sie mit blitzenden Augen, „das ausgescholtene Schulmädchen vor aller Welt zu sein!"

Henri sah in diese blitzenden Augen. Ein warmer Strom quoll in seiner Brust empor, aber zugleich befiel ihn eine stärkere Beklemmung denn je, als er seiner Liebe zu Susanne gedachte. „Komtesse," sagte er mit weicher Stimme, „Ihre Mutter hat lange in der Einsamkeit gelebt. Sie hat wohl viele Menschen kennen gelernt, aber wenig Freunde. Denn eine Frau wie Ihre Mutter wählt sich die Menschen mit der größten Sorgfalt aus. Und so ist sie vielleicht herber geworden, als sie es selbst möchte."

„Ihr natürlichster Freund sollte ja doch ihre Tochter sein!" sagte Reinette erregt. „Aber einst habe ich ihre Liebe verschmäht, und nun will sie die meinige nicht. Können Sie glauben, daß von zehn Worten neun meiner Freundin Elena gehören? Mit ihr scheint sich Mama ausgezeichnet zu verstehen. Der Himmel weiß: wäre Mama dieser Unfall nicht zugestoßen, ich hätte schon lange

mein Bündel gepackt und wäre über Berg und Tal!"

„Mein Fräulein," sagte Henri, um etwas zu sagen, „Sie sehen die Dinge zu schwer. Die Mißgestimmtheit Ihrer Mutter wird ohne Zweifel verschwinden, sobald sie wieder aufsein und der schönen Herbsttage sich erfreuen kann. Indessen lassen Sie sich doch Ihre Jugend nicht verkümmern! Seien Sie heiter! Und hören Sie vorbei, wenn Ihrer Mutter wieder einmal ein bitteres Wort entfallen sollte!" Er sah sie mit warmen Augen an, und sie entgegnete mit einem dankbaren Blick.

„Kommen Sie vielleicht morgen zu einer Partie Tennis, Herr Vicomte?" fragte sie dann, mitten aus ihrem Kummer heraus, mit jener köstlichen Naivität des jungen Mädchens, bei dem das seelische Gleichgewicht nicht so leicht zu erschüttern ist.

Henri lächelte ein wenig, und es schien Reinette, als verschöne dieses Lächeln seine ernst gewordenen Züge in einer seltsamen Weise. „O Komtesse, ich habe seit langer Zeit kein Rakett in der Hand gehabt. Sie würden keinen ebenbürtigen Partner in mir finden."

Nun lächelte auch Reinette, als flöge ein Rosenschimmer über ihr Gesicht. „Sie sehen ganz aus, Herr Vicomte, als wüßten Sie mit dem Tennisschläger gut Bescheid."

„Wann darf ich mich also einfinden?"

„Vielleicht um drei Uhr morgen nachmittag?"

Henri dachte nach. „Gut!" erwiderte er. Dann ging er.

Reinette sah ihm nach, wie er zwischen den alten Pappeln unter dem sinkenden Abendrot dahinging. Er dünkte sie schlanker und feiner als alle die Männer, die sie bisher gesehen hatte.

Susanne hatte sich in den Garten tragen lassen. Alles Abraten hatte nichts geholfen. Elena hatte nach vergeblichem Zureden eingesehen, daß alle Warnungen bei Susanne zwecklos sein würden, und auch Reinette, die ohnehin ihrer Mutter nicht mehr Ratschläge erteilen mochte, hatte nach einem kurzen Versuch von aller weiteren Einwirkung Abstand genommen.

Elena sah wohl, daß Susanne um eine Schattierung bleicher geworden war. Sie wunderte sich, daß diese kluge und feine Frau so töricht war wie ein verzogenes Mädchen. Allerlei Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Sie empfand um so mehr eine aufrichtige Sympathie mit Susanne, als sie in fortschreitendem Maße bemerkte, daß irgend etwas heimlich an dieser Frau zehre. Sie hätte lebhaft gewünscht, daß sie Mutter und Tochter einander hätte näherbringen können. Allein ein solches Vorhaben erschien ihr recht aussichtslos. Die lange Trennungszeit, nur von zeremoniellen Besuchen manchmal unterbrochen, hatte einen zu breiten Raum zwischen die beiden gelegt. Nur höchstes gegenseitiges Vertrauen und wahrhaft suchende Liebe konnten diesen Raum überbrücken. Nur so konnte es geschehen, daß die Zwiespältigkeit dieser beiden Wesen überwunden wurde.

Aber das war eine schwere Arbeit. Elena wußte zwar, daß die Gräfin ihr dankbar war für die Pflege, die Reinette ihr nun ganz überlassen hatte. In den Unterhaltungen, die Elena mit der Gräfin führte, hatte sie von ihr den Eindruck einer hochgebildeten Frau erhalten. Manches Gemeinschaftliche schien in ihren Naturen zu liegen, freilich auch manches Trennende. Aber wenn auch das Gemeinschaftliche das Trennende weit überwog: konnte, durfte Elena sich der Gräfin so weit nähern, daß sie mit Aussicht die Rolle der Vermittlerin würde spielen können?

Und nun Reinette! Dieser losgelassene Vogel, der mit trunkenen Flügeln in die frische Luft seines Daseins hinaufstieß, der sich nicht so leicht von einer Hand halten lassen wollte, der in seiner Vereinsamung, in diesem Käfig eines wohlgeordneten Pensionats sich mit der Kraft des Widerstandes und Trotzes genährt hatte — wer konnte ihn zur Mutter zurückkehren heißen? Zumal diese Mutter selbst in einer merkwürdig nervösen Reizbarkeit gegen die Tochter befangen schien.

Elena dachte gewiß nicht klein von der Gräfin. Allein sie hatte schon zu viel gesehen, zu viel von menschlicher Unzulänglichkeit selbst bei den besten und feinsten Naturen, als daß sie nicht zuweilen hätte denken müssen, ein leises Gefühl der Rivalität beherrsche die Gräfin angesichts ihrer erblühenden Tochter. Und doch schien ihr dieses Motiv zu niedrig für die Gräfin. Seltsam war es dennoch gewesen, als Reinette beim Frühstück mit leichtem Stocken die Mitteilung gemacht hatte, der Vicomte von Champfleury würde um

drei Uhr zu einer Tennispartie kommen, und Susanne nach einem betroffenen Schweigen plötzlich lebhaft gesagt hatte: „Wie ärgerlich! Ich hätte selbst gern mitgespielt! Aber dieser leidige Fuß verurteilt mich zum Zusehen! Ich habe versäumt, Besuch bei meinen Nachbarn zu machen. Sonst hätten wir gewiß eine angenehme Gesellschaft zusammengebracht, um Golf zu spielen. Es ist ein weit interessanteres Spiel als Tennis, das heutzutage die Nähmädchen spielen."

„Oh, gnädige Frau," hatte Elena gesagt, „es kommt darauf an, wer spielt und wie man spielt."

„Ich habe gut gespielt in früherer Zeit," hatte die Gräfin gesagt. „Als dann der Graf gestorben war und ich mit Reinette und ihrer Erziehung zu tun hatte, ist mir das Tennisspielen vergangen. Nun," hatte sie dann hastig und in einem gezwungen scherzhaften Ton hinzugefügt, „ich will sehen, wie Reinette spielt. Sie wird auf alle Fälle, wie ich voraussehe, an dem Vicomte einen scharfen Gegner finden. Nimm dich in acht, Reinette, ich werde Schiedsrichter sein!" —

Susanne hatte sich ganz nahe zu dem Tennisplatz bringen lassen. Als sie endlich, gut gebettet, dalag, sagte sie lächelnd zu Elena: „Sie denken gewiß, ich mache eine große Dummheit. Aber wenn sich Feldherren in die Schlacht haben tragen lassen, warum sollte nicht ich mich in meinen Park tragen lassen?"

Reinette war eifrig damit beschäftigt, mit Hilfe von Sulpice und Baptiste den Tennisplatz in Ordnung zu bringen. In ihrem weißen fußfreien Leinenkleidchen lief sie emsig hin und her. Es lag in diesem Hinundherlaufen eine nicht ganz verhehlte ungeduldige Erwartung. Sie schlenkerte den Tennisschläger prüfend in der Hand hin und her, schlug einige Bälle, die ihr Elena wieder zurückwarf, und war so geschäftig und unruhig, daß ihr die Gräfin endlich zurief: „Aber Reinette, du machst mich ganz nervös. Du zappelst wie ein Fisch. Wozu denn diese Aufregung!"

„Ach, Mama," erwiderte Reinette mit leichter Herausforderung, indem sie einen Ball hoch in die Wipfel der alten Bäume hinaufschickte, um ihn dann wieder aufzufangen und dieses Spiel mit aller Grazie ihres geschmeidigen Körpers fortzusetzen, „daran trägst du selbst die Schuld. Ich fürchte mich vor dem Vicomte, der ein so scharfer Gegner sein soll, wie du gesagt hast. Auch vor der Schiedsrichterin habe ich Angst. Am Ende werde ich dastehen wie der begossene Pudel."

Susanne runzelte die Stirn. „Werde ich in dieses Kind jemals Räson hineinbringen?" sagte sie halblaut zu Elena. „Sie scheint sich mit Absicht auf den Gamin hinausspielen zu wollen."

Elena, die ein Buch in Händen hielt und ganz darin versunken war, sah mit ihren braunen Augen auf und sagte langsam: „Ich denke, Sie sind zu streng mit Reinette, Frau Gräfin."

„Bin ich zu streng?" murmelte die Gräfin verloren vor sich hin. Es klang wie eine Frage an sich selbst. „Mein Gott, sie soll fröhlich sein. Nur hat sie zuweilen etwas, das mir wehe tut. Aber was lesen Sie da, meine Liebe? Ist es ein Roman?"

„Ich habe keine Zeit, Romane zu lesen," erwiderte Elena. „Ich studiere. Es ist eine Kunstgeschichte." Sie reichte Susanne das Buch.

Die Gräfin blätterte darin. Es waren die Biographien berühmter italienischer Renaissancekünstler von Vasari, der erste Band der großen, unverkürzten Ausgabe.

„Kunstgeschichte?" sagte die Gräfin. Und sie verglich im stillen dieses Wissen suchende, ernsthaft strebende Mädchen mit Reinette, die so ganz nur Leben und Lebenbegehren war, ganz nur dem Augenblick hingegeben. Und indem sie mit Bitterkeit diesen Vergleich zog, dachte sie nicht daran, daß Elena um so viel älter als Reinette war, und daß sie, Susanne selbst, sich ja um die spätere Entwicklung ihrer Tochter so gut wie gar nicht gekümmert hatte. „Sie sind glücklich!" sagte sie mit einem Seufzer. „Reinette hat mir viel von Ihrem Leben und Ihrem Schicksal erzählt. Es erfüllt mich mit Achtung, wie Sie trotz manchen widrigen Verhältnissen dennoch Ihren Weg finden. Und Sie werden Ihren Weg machen, Elena! Ich glaube auch, daß Leidenschaften nicht leicht Gewalt über Sie gewinnen werden."

Elena lächelte. Sie nahm das Buch aus den Händen der Gräfin wieder entgegen und sagte mit freundlichem Ernst: „Hier in meinen Büchern ist der Tummelplatz meiner Leidenschaft."

„Ich glaube, Sie sind ehrgeizig, Elena!" lächelte die Gräfin.



Friedrich Felger: Bauernhäuschen im Frühjahr.

„Ehrgeizig? Wenn Sie Arbeitsfreudigkeit Ehrgeiz nennen wollen, Gräfin." Und nun sah Elena mit einem warmen Leuchten ihrer sonst so kühlen braunen Augen zu Susanne hinüber. Susanne nahm die kühlen Hände Elenas zwischen ihre heißen Finger und streichelte sie. Ihr Herz klopfte unruhig, ihre Wangen waren höher gefärbt. Es war schon nahezu halb vier Uhr, und Henri war noch immer nicht da.

„Sie haben so kühle Hände, Elena. Ihre Hände tun gut. Ich habe Sie so gern um mich. Sie haben etwas Beruhigendes. Sie müssen noch mindestens eine Woche hierbleiben!"

„Oh, Frau Gräfin, so viel Zeit werde ich nicht haben. Ich will noch auf längere Zeit München besuchen, dann Wien, Prag, Dresden sehen. Und in Berlin möchte ich kein einziges Kolleg versäumen. Ich freue mich unendlich auf alle die Museen in diesen großen Städten."

Reinette hatte von der Seite zugesehen, wie ihre Mutter die Hände Elenas streichelte. Ein bitterer und zugleich schmerzlicher Zug umdüsterte ihre vollen roten Lippen. Mir hat Mama noch nie die Hände gestreichelt, dachte sie.

In diesem Augenblick ward sie Henri gewahr, der langsam auf das Tor des Schlosses zugeschritten kam. „Da ist der Vicomte!" rief sie mit ihrer hellen Stimme.

Die Gräfin gab die Hände Elenas hastig frei. Ihre Gesichtszüge waren gespannt. Dann sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln: „Nun mag also das Turnier beginnen!"

Henri spielte zuerst zerstreut und mittelmäßig. Er machte sich dafür verantwortlich, daß Susanne sich in den Park hatte heruntertragen lassen. Zugleich hatte er ein andres peinliches Gefühl, das Gefühl einer Art Überwachung durch eifersüchtige Liebe, die dem Geliebten ihr ganzes Sein gegeben hat und ihn niemand anderm gönnen will, sei es auch nur zu harmlosester Unterhaltung. Auch die klügste Frau läuft hier leicht Gefahr, Irrtümer zu begehen. Sie wird nicht begreifen, daß ein Mann, der nur halbwegs verdient, ein Mann genannt zu werden, sich unter keinen Umständen völlig in die bannende Hand einer Frau begeben wird. Der Widerstand gegen eine solche noch so liebevolle Beschränkung des Mannes in den Kreis des weiblichen Empfindens muß auch das idealste Zusammensein trüben. Handelt es sich um gewöhnliche Naturen, so löst sich der Widerstand des Mannes in Brutalität aus; handelt es sich um feiner organisierte, so kann ein Gefühl des Unbehagens erzeugt werden, das vielleicht gefährlicher ist als brutale Ausbrüche. Denn es führt leicht zur Erkaltung. Bei Henri, dessen frühe Jugend schon von Erfahrungen so mancher Art durchtränkt war, der bei allem Schwanken und Zweifeln doch eine Persönlichkeit in sich wußte, der nur zu klar fühlte, daß er nun zum Manne reifen müsse, so oder so, erregte dieses Gefühl der Einkreisung durch die eifersüchtige Liebe einer Frau vermehrtes Unbehagen. Es gelang ihm dennoch, sich zusammenzunehmen. Er erinnerte sich mit einer Art von Humor, daß er bei den verschiedensten Tennisspielen Preisträger gewesen war. Und wie er das schöne Mädchen vor sich sah in dem bezaubernden Reiz ihres beschwingten federnden Körpers, die Wangen gerötet vom Spiel, in den blauen Augen schon eine übermütige Siegeslust — da ging ein Lächeln über seine ernsten Züge. Von dem Augenblick an arbeitete seine Hand mit der Sicherheit eines überlegenen Kämpfers. Er „spielte" mit Reinette. Seine sichere Ruhe verwirrte sie, die noch viel zu hastig und beweglich war.

Endlich ließ sie sich, ganz erschöpft und erhitzt, auf einen Gartenstuhl gleiten und warf das Rakett ärgerlich beiseite. Sie verzog schmollend die Lippen. Henri kam auf sie zu. Sie sah zu ihm auf. Dann sagte sie vorwurfsvoll: „Warum verlieren Sie Ihre Zeit mit mir, Herr Vicomte, wenn Sie so ausgezeichnet spielen? Das heißt man: Katze und Maus machen! Sie sind nicht liebenswürdig. Sonst hätten Sie schlechter spielen müssen. Nun haben Sie mich nach allen Regeln der Kunst abgeschlachtet wie ein Hühnchen. Elena," rief sie laut über den Platz, „nimm du meine Stelle ein! Mit dir wird der Vicomte nicht so leicht fertig werden. Ich habe dich schon spielen sehen!"

„Spielen Sie, liebe Elena," sagte die Gräfin, „und wetzen Sie die Scharte aus, die meine Tochter sich geholt hat."

Elena zögerte. Dann stand sie mit der ganzen Kühlheit und Gelassenheit ihres Wesens auf. „Ich will es versuchen," sagte sie kurz.

Henri hatte sich gleichmütig eine Zigarette angezündet. Reinette trat mit einigen raschen Schritten auf ihn zu. „Darf ich um eine Zigarette bitten, Herr Vicomte? Ich muß mein Blut etwas beruhigen. Ich bin noch ganz in Erregung über meine Niederlage. Nicht wahr," sagte sie mit dem vertraulichen Ton der Jugend, „ich bin noch zu zappelig?"

Henri lächelte. „Oh, das wird sich schon geben! Wir werden öfters zusammen spielen, und Sie werden das und jenes lernen, was Ihnen bis jetzt noch fremd ist. Aber Sie haben kein Feuer? Hier!"

Henri wollte in seine Tasche greifen, um Feuerzeug zu holen. Allein Reinette sagte in jungenhaftem Tone: „Lassen Sie nur, Vicomte! Es geht auch so." Und mit einer raschen Bewegung zündete sie ihre Zigarette, die sie lässig zwischen den vollen Lippen hielt, an der Zigarette Henris an. Sie stellte sich dabei etwas auf die Spitzen ihrer zierlichen weißen Tennisschuhe. Ihr lachendes, den warmen Atem der Jugend verströmendes Gesichtchen war ganz nahe dem Gesicht Henris. In hundert andern Fällen hätte Henri eine solche Vertraulichkeit peinlich empfunden. Aber hier war alles so aus der Fülle einer frischen Natur herausgeboren, daß er Reinettes Lächeln mit einem kurzen Leuchten seiner Augen beantwortete.

„Reinette!" rief die Gräfin über den Tennisplatz hinüber, und ihre Stimme klang beinahe scharf.

„Mama! Was wünschest du?"

Es war eine kurze Stille. Dann kam die Stimme der Gräfin zurück. Sie klang hart. „Fräulein Elena ist bereit zum Spiel."

Reinette trat zurück. „Ah, ich war wieder einmal shocking."

Henri, vor sich hinblickend, hob sein Rakett auf. Kühl standen die beiden Spieler einander gegenüber. Ihre Blicke kreuzten sich eine Sekunde. Dann begann das Spiel.

Während Susanne diesem meisterhaft geführten Spiele zusah, wünschte sie seltsamerweise, Elena möchte den Sieg erringen. Es quälte sie, daß Henri so frei und kühl und gelassen dastand, so, als ob sie, Susanne, gar nicht da wäre — sie mit ihrer Sehnsucht, mit ihrer Qual des Getrenntseins. Warum bebte es nicht in seiner Hand? Warum schien er ihre heimliche Qual so gar nicht mitzuempfinden? Warum war er so sicher und so frei? Tausendmal lieber als diese Sicherheit wäre ihr seine Verwirrung gewesen.

Das Spiel ging seinen Gang, korrekt, kühl, behutsam. Dennoch war Elena diesem Gegner nicht gewachsen. Henri verneigte sich vor Elena. Dann sagte er langsam, ohne Ironie: „Sie haben mir den Sieg schwer gemacht, Fräulein."

Elena neigte flüchtig den Kopf, schritt zu ihrem Stuhl zurück und nahm ihr Buch wieder auf. Doch plötzlich sah sie auf die Uhr. „Frau Gräfin," sagte sie, „es ist nun Zeit, daß Ihr Umschlag erneuert wird."

„Ich hätte den Tee so gern hier unten genommen," erwiderte Susanne, „und wie gern hätte ich selbst dem Vicomte gegenübergestanden, um meine Kräfte mit ihm zu messen! Allein — ich bin eine kranke Frau und muß mich fügen. Werden Sie den Tee mit uns nehmen, Herr Vicomte?"

Henri verbeugte sich.

Reinette in ihrer lebhaften Weise rief mit ihrer hellen Stimme von dem Gartenstuhl aus, auf dem sie rittlings gesessen und dem Spiel der beiden gefolgt war: „Darf ich noch ein wenig Boot fahren, Mama, bis der Tee gerichtet ist? Und Sie, Herr Vicomte, wollen Sie mit mir rudern? Wind zum Segeln haben wir doch nicht." Sie wiegte sich keck in den Hüften.

Henri sah zu der Gräfin hinüber. Sie hatte die Augen gesenkt. Er stand einige Augenblicke ungewiß, dann hörte er die Gräfin sagen: „Fahren Sie doch, Vicomte! Fahren Sie nur! Wie kann man liebenswürdiger eingeladen werden!"

Reinette erbleichte. Zum ersten Male hörte sie nicht den Ton mütterlicher Unzufriedenheit, sondern einen ihr rätselhaften Klang von Feindseligkeit.

Henri hatte ihr Erbleichen gesehen. Uneingestanden und doch nur zu deutlich klang in seinem Inneren ein schlimmes Wort: Kleinlichkeit. Hätte Susanne das Unmöglichste von ihm verlangt, hätte sie in ihrer wachsenden Verzweiflung von ihm gefordert, er solle mit ihr aus dem Leben gehen, es wäre ihrer beider Vergangenheit würdiger gewesen als diese fast kindische Quälerei, die Susanne ihrer Tochter widerfahren ließ. Er kannte diese Frau nicht mehr. Ein starkes Mitleid mit dem jungen Mädchen, das da vor ihm mit blassen Lippen saß, ergriff ihn, und zugleich faßte ihn stärker der Wider-

wille gegen jeglichen Zwang, dem er unterworfen sein sollte. „Ich danke Ihnen, Fräulein!“ sagte er mit warmer Stimme. „Aber ich habe noch eine Verabredung. Vielleicht gibt sich ein andres Mal Gelegenheit.“ Dann schritt er zur Gräfin hinüber und beugte sich auf ihre Hand. Ihre Hand war heiß, und es zuckte in ihr. „Leben Sie wohl, Gräfin! Und schonen Sie sich! Ich werde mir erlauben, morgen wieder nach Ihrem Befinden zu sehen.“

Der Strauß gelber Rosen, den Henri bei seinem Kommen der Gräfin überreicht und der auf ihrem Schoß gelegen hatte, war zu Boden gefallen. Henri wollte sich bücken, die Rosen aufzuheben. „Lassen Sie!“ sagte Susanne herb. „Wozu die Mühe! Meine Kammerfrau wird mir die Rosen schon bringen.“

* * *

Susanne an Henri:

Ist es möglich? Können Sie mich volle drei Tage allein lassen? Sie wissen nur zu gut, Henri, daß ich ohne Sie allein bin! Was mag die Ursache Ihres Fernbleibens sein? Ich wage nicht, zu fragen: Sind Sie meiner überdrüssig? Denn schon der Gedanke daran wäre Tod für mich. Habe ich irgend etwas getan, was Sie verstimmt hat — ich denke jetzt an meine Geschmacklosigkeit mit dem Rosenstrauß —, so rechnen Sie es meiner unendlichen Liebe an. Meiner unendlichen Liebe, die mit allen Fasern meines Wesens an Ihnen hängt.

Ich habe keinen Stolz mehr. Ich habe mein Selbst aufgegeben. Ich lebe nur für Sie, Henri. Lassen Sie mich nicht denken, daß dieses flammende Geschenk meiner Liebe in Ihren Händen erkaltet sein könne. Niemals hätte ich irgendeinem Menschen in der weiten Welt so schreiben können, wie ich jetzt Ihnen schreibe, Henri. Ich habe mein Herz ganz in Ihre Hände gegeben. An Ihnen liegt es, Henri, dieses Herz nicht wegzustoßen. Es nicht zu verlieren. Ist es für Sie verloren, dann ist es hundertfach für mich. Und dann — wehe!

Oh, meine Liebe sieht Gespenster! Aber bedenken Sie, Henri: meine Liebe! Gerade diese Liebe —!

Diese kalte, fremde Welt! Diese Welt, die sich immer mehr zwischen uns drängen will. Und alle diese Fragen, die meinen Kopf bestürmen und verwirren! Wenn ich mich nur einmal so ganz, ganz mit Ihnen aussprechen könnte, Henri! Alle Mißverständnisse würden dann schwinden wie Nebel vor der Sonne! Sie würden dann Blicke tun in ein ringendes Herz, das noch mehr des Freundes als des Geliebten bedarf!

Mein Eigensinn, mich schon zu früh in den Park hinuntertragen zu lassen, ist mir schlecht bekommen. Wie der Arzt sagt, ist nun eine kleine Sehnenscheidenentzündung hinzugetreten. Ich muß mich sehr schonen. Der Doktor gestattet mir höchstens zwei Stunden des Nachmittags auf der Chaiselongue. Ihre Susanne d'Orbesson.

Dieser Brief war von dem Reitknecht der Gräfin Henri überbracht worden, der unten im Garten auf Antwort wartete.

Henri hielt den Brief in Händen. Er las ihn zweimal und dreimal, und sein Blick fiel dabei auf den von Segensheiterkeit des Herbstes lächelnden See. Er dachte unwillkürlich an die Segelfahrt, und daß er an jenem Tage schon eine vorahnende Verstimmung in sich herumgetragen hatte. Er hatte feinere Fühler. Er verhehlte sich nicht, daß diese Verstimmung nicht zuletzt von der merkwürdigen Art herrührte, mit der die Gräfin ihre Tochter behandelt hatte.

Aber der Ton in dem Briefe Susannes rührte und ergriff ihn unmittelbar. Er fühlte ihre ganze zärtliche und zugleich trauervolle Hingegebenheit. Es war ja nur ein Zeichen, ein starkes, unbewußt sich verratendes Zeichen ihrer Liebe: daß dieses jähe Erscheinen der Tochter die Mutter so hatte verwirren und aus der Linie bringen können! Fühlte und sah Susanne tiefer als er? Mit jenem angeborenen Instinkt des Weibes? Er konnte ja nicht umhin, zuzugestehen, daß dieses von der holden Macht erwachender Lebenskräfte durchströmte Mädchen einen starken Eindruck bei ihm hinterlassen hatte.

Immer noch schritt er hin und her. Wie ein Mann zwischen zwei Straßen, deren eine er gegangen und immer wieder gegangen ist, und deren andre ihn in unbestimmbare, mit neuen Lockungen reizende Fernen leiten möchte. Gustav hatte recht gehabt. Das Beste wäre gewesen, diesen Konflikten und allen ihren peinlichen Folgeerscheinungen durch ein längeres Fernbleiben aus dem Wege zu gehen. War erst Susanne wieder allein für sich,

dann fand sie gewiß auch ihr altes Wesen wieder. Und ihm — ihm wurde dann das Los, mit verbundenen Augen einem nicht vorauszusagenden Geschick entgegenzugehen, leichter gemacht.

Er blieb mitten in dem Zimmer stehen. Auf seinem Schreibtisch lag die philosophische Arbeit, die er in diesen Tagen der Zurückgezogenheit um einige Seiten gefördert hatte. Bücher lagen umher. Er nahm eins, das aufgeschlagen dalag, vom Schreibtisch. Es stammte aus einer alten, in Pergament gebundenen Ausgabe der Schriften Spinozas. Er überlas einige Zeilen: Vom inneren Frieden — Von dem Glück der Bedürfnislosigkeit — Von der äthergleichen Beseeligung durch den Verzicht auf das Wollen. Er zuckte die schmalen Achseln. Dann legte er das Buch wieder hin. Unten im Garten knirschte der Kies. Der Reitknecht ging dort auf und ab, immer noch auf die Antwort Henris wartend. Da schrieb Henri hastig, emporgeschreckt aus seinem Brüten, die kurzen Worte:

Dank für den Brief! Ich werde heute nachmittag kommen. Henri.

Als Henri den Park betrat, kam die alte Kammerfrau auf ihn zu und sagte mit ihrer halb erloschenen Stimme: „Die Frau Gräfin erwartet den Herrn Vicomte."

Er schritt die Treppen hinauf. Die Kammerfrau öffnete die Tür zum Boudoir der Gräfin. Dann verschwand sie.

Susanne war allein. Sie sah Henri mit ihren großen müden und doch vor Erregung glänzenden schwarzen Augen sehnsüchtig an, als sie ihm die Hand reichte. Er beugte sich tief auf sie nieder und küßte inniger als in den letzten Tagen diese weiche schlanke Hand, die unter seinem Kuß warm lebendig wurde, als trüge sie noch das Feuer nächtlicher Liebesstunden, geheimer Liebkosungen in sich.

„Henri," sagte Susanne mit leisem Beben in ihrer sanften Stimme, „setzen Sie sich einige Minuten ganz nahe her zu mir. Das Gefühl Ihrer Nähe wird mir die Kraft geben, über manches leichter und freier reden zu können, als es mir sonst möglich wäre."

Henri zog sich ein Taburett heran, setzte sich ganz nahe an das Lager der Gräfin und behielt ihre Hände, die sie ihm überlassen hatte, in den seinigen.

„Henri," fuhr Susanne fort, immer in der gleichen sanften Weise, „ich bin Ihnen wohl in diesen letzten Tagen etwas problematisch erschienen. Ich habe Ihnen das ja auch geschrieben. Aber ich darf hinzufügen, daß ich sehr viel gedacht, sehr viel gegrübelt, sehr viel durchgekämpft und sehr viel — gelitten habe. Das Aufgeschrecktwerden aus dem Glück unsrer Einsamkeit, das jähe Emporgezerrtwerden aus einem unbeschreiblichen Traum" — hier schloß Susanne die Augen, wie wenn sie aus der wachen Wirklichkeit hinübergleiten wollte in die magisch funkelnde Welt dieses Traumes —, „dann das Gebanntsein durch diesen Unfall, der mich an ein Lager fesselt, das doch eigentlich kein Krankenlager ist, alles das hat meine Nerven reizbar und verstimmbar gemacht. Ein feiger Zweifel ist über mich gekommen. Meine Urteilskraft hat sich getrübt. Ich habe alle Dinge in einem wirren und falschen Licht gesehen. Mit innerster Qual habe ich erkennen müssen, daß mein ganzes sonst so freies Wesen unter dem Druck einer krankhaften Einbildung sich verzerrt hat. Nun ich Sie wieder allein bei mir habe, Henri, wenn auch nur auf Augenblicke, ist es mir unendlich viel besser und leichter. Ich weiß, ich empfinde es mit Beschämung, daß ich vor einigen Tagen bei Ihrem Weggehen sehr häßlich gegen Sie war. Verzeihen Sie mir!" Sie sah ihn mit bittenden Blicken an.

Ihr Ton rührte ihn. Er nahm ihre Hände und küßte sie lange.

„Wie gut Sie sind, Henri!" fuhr die Gräfin fort. „Nein! Von nun an soll auch nicht der leiseste Hauch von Mißtrauen den Spiegel meiner Seele trüben. Ich will glauben! Ich will vertrauen! Ich will nichts denken, als daß Sie mich lieben, Henri, und daß ich die Ihrige sein werde bis zum letzten Blutstropfen. Sie haben mich bitter genug gestraft! Oh, diese Tage Ihres Fernseins! Oh, diese langen unerträglichen Tage! Nicht wahr, Sie tun mir das nicht mehr an! Es ist zu quälend! Sagen Sie mir für die Zukunft, was Ihnen an mir mißfällt. Aber bedenken Sie, mein lieber Henri, daß auch Sie recht seltsam waren an jenem Morgen, als Sie Gustav mitbrachten."

Noch immer lagen ihre Hände ineinander. Sie sah ihn mit tiefen Blicken an. Mit Blicken, die wie langsam herflutende Wellen



Friedrich Felger: Junger Frühlingstag.

an sein Inneres drangen. Es war, als ob sie das Geheimnis seiner Seele suchen wolle, als ob sie diese Seele in sich hineinsaugen wolle, um sie nie wieder freizugeben. Es war ein Schweigen und ein Versunkensein in diesem Raume, ein Versunkensein in die Vergangenheit, das mit leise bebenden Händen jeden Laut der Außenwelt von sich abwehrte. Und unter der stillen Macht dieses Schweigens und Zurückträumens strichen Susannes Hände über das Haupt Henris, und langsam glitt sein Haupt an ihre Wange und auf ihre Brust.

In dieses Schweigen schlug mit einem Male wie ein greller Blitz der kurze, aber scharfe Knall einer Flinte. Henri schrak auf, und durch den Körper Susannes flog ein jähes Beben. „Es ist meine Tochter Reinette,“ sagte sie. „Sie schießt mit dem Gärtner zusammen die Spatzen, die unsre Rebenspaliere plündern.“

Henri war aufgestanden und trat ans Fenster. Susanne folgte ihm mit einem langen Blick.

Henri sah hinab in den Park und erkannte zwischen den Bäumen im Sonnenglanz Reinettes behende Gestalt. Sie hatte die Spatzenflinte in der Hand. Leuchtend von Jugendfrische stand sie zwischen den Bäumen. Der Gärtner brachte ihr ein ganzes Büschel geschossener Spatzen. Von neuem lud sie das Gewehr, und eifrig hin und her spähend, nahm sie es abermals an die Wange. Eine kurze Stille. Dann ein neuer Schuß. Erwartungsvoll senkte sie die Flinte. Ein wirres Geschrei der flüchtigen Vögel. Dann lief der Gärtner wieder hin und her, und Reinette stand wiederum erwartungsvoll, was ihr der Schuß für neue Beute gebracht haben möchte. Wie sie so dastand, hatten ihre Gestalt und ihr Gesicht etwas Gespanntes, Gestrafftes, beinahe Hartes an sich.

Henri hatte sich wieder in das Zimmer gewandt. Die Gräfin lächelte. „Reinette ist noch ein halbes Kind. Sie findet Vergnügen an diesen Dingen, die unsrer Jugend von siebzehn und achtzehn Jahren Spaß machen. Sie ist so ganz für sich aufgewachsen. Und ich muß mir einen nicht geringen Teil der Schuld daran beimessen. Ich habe sie vernachlässigt, aber ich glaube, sie steht so fest auf ihren beiden Füßen, daß wir nicht um sie zu sorgen brauchen. Jetzt hat sie noch manches an sich, das sich mit den Jahren abschleifen wird.“ Und leiser werdend, fügte sie hinzu: „Ich beneide manchmal Reinette um ihre Jugend. Ich wünschte, daß dieses wilde, aber gute Kind seine Jugend sich noch recht lange bewahren möchte! Ich war leider niemals jung. Kaum dem unvermeidlichen Pensionat entronnen, bin ich in ein wechselvolles Leben hineingeschleudert worden. Dann, nach kurzer Zeit der Enttäuschung, war eine lange furchtbare Zeit des Nichts in mir. Ich war allein. Dann kamen Sie, Henri.“ Sie erhob sich und stützte ihr Haupt mit der Hand. Ihre Wangen röteten sich, und ihre Augen glänzten. „Bei aller Kraft, Henri, mit der ich Sie liebe — glauben Sie nicht einen Augenblick, daß ich Ihnen Fesseln anlegen will! Aber ich kann Sie auch nicht entbehren.“

Henri schritt langsam in dem Zimmer der Gräfin hin und her. Was sollte er, was konnte er antworten? Endlich schritt er gegen das Fenster zu. Dort, den Rücken gegen das Fenster, sagte er langsam, stockend und doch mit einem wachsenden Entschluß in seinen Worten: „Ihr Brief, Susanne, hat einen Entschluß in mir gezeitigt. Bis Sie wieder allein hier sein werden, möchte ich Sie bitten, mich für einige Tage mir selbst zu lassen. Ich werde ruhiger und gesammelter sein, wenn ich in der Einsamkeit der Berge ganz auf mich gestellt gewesen bin. Dann werde ich zu Ihnen zurückkehren, Susanne, beruhigten Gemüts. Keine Hemmnisse der Außenwelt werden sich zwischen uns stellen können. Dann, auch dann erst werden wir in Ruhe unser künftiges Los beraten können.“ Er schwieg. Er bezwang das, was in ihm arbeitete, und vermied nicht ihren Blick, der angstvoll fragend an seinen Augen hing. Es war ja doch besser, offen herauszusagen, was in ihm war.

Susanne war erbleicht. Mit zitternder Stimme fragte sie: „Sie wollen mich also verlassen?“

Henri faßte ihre Hände, die jetzt ganz kalt geworden waren, und sah ihr voll in die Augen. „Ich will Sie nur verlassen, Susanne, um Sie noch mehr zu gewinnen. Können Sie nicht verstehen, daß es gewisse Wendepunkte im Leben eines Mannes, ich will sagen, im Leben eines heranreifenden Menschen gibt, an denen er sich auf sich

selbst zurückziehen, auf sich selbst besinnen, an denen er sein künftiges Leben unwiderruflich ordnen muß?"

Susanne hatte ihren Kopf zurücksinken lassen. „Sie wollen mich also wirklich allein lassen? Gerade jetzt? Gerade jetzt?" Und dann sagte sie hastig: „Wenn ich Sie aber bitte, zu bleiben? Wenn ich Ihnen sage, wenn ich Ihnen gestehe, gestehe mit allem Hinwegwerfen meines weiblichen Stolzes, daß ich Ihrer bedarf. Wenn ich Ihnen wiederhole: daß ich Sie nicht entbehren kann. Werden Sie mich auch dann verlassen können? Hören Sie, Henri, es soll nicht scheinen, als ob ich auch nur den geringsten Zwang mit unsrer Liebe über Sie ausüben möchte. Sie sollen Herr sein Ihres Tuns, Herr all Ihrer Wünsche. Ich liebe Sie, aber ich habe zuviel Klugheit in mir, als daß ich nicht wünschen möchte, Sie anders denn wie einen ganzen Mann vor mir zu sehen. Sie sollen frei sein! Meine Liebe mag herrisch sein. Aber meine Klugheit hält ihr die Zügel. Nur das Gefühl Ihrer Nähe kann ich jetzt nicht missen!"

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und ehe die Gräfin antworten konnte, stürmte Reinette herein, mit dem vollen Ungestüm ihrer Jugend. Sie trug den Korb mit den geschossenen Spatzen in den beiden fest angreifenden Händen. Sie wollte sprechen. Da sah sie Henri und setzte den Korb auf den Boden. Ihre betroffenen Blicke fragten.

„Reinette!" sagte die Gräfin lebhaft. „Der Vicomte will auf einige Zeit verreisen. Und gerade jetzt kommt die schönste Zeit in unsre Gegend. Bald werden wir Herbst feiern können. Und zum Rudern und Segeln kommen noch herrliche Tage. Vereinige du dich mit meiner Bitte: der Vicomte soll noch hier bleiben!"

Reinette hatte das blonde Haupt gesenkt. Dann sagte sie langsam und zögernd: „Es ist nicht meine Art, zu bitten. Der Herr Vicomte weiß ja, daß er bei uns ein willkommener Gast ist."

Henri blieb.

Elena, die zwei Tage zum Besuch einer studierenden Freundin in Bern gewesen war, wunderte sich nicht wenig, welch vollendete Harmonie sie bei ihrer Rückkehr zwischen Mutter und Tochter vorfand.

Die Gräfin war gesprächig, voll sanfter Heiterkeit und voll liebenswürdiger Munterkeit. Reinettes manchmal burschikoses Wesen schien sie zu übersehen oder es mit mütterlicher Liebe zu begreifen, daß man einer so frisch ins Leben springenden, herben und doch liebebedürftigen Natur keine allzu strengen Schranken ziehen dürfe. Nur zuweilen, wenn Reinette über die Stränge schlug, drohte sie ihr lächelnd mit dem Finger. Reinette hatte wieder das alte, trauliche „Maminka" gefunden. Sie umarmte und küßte die Mutter, schmückte ihr Zimmer mit Blumen und las ihr vor.

„Was ist denn mit euch vorgegangen?" fragte Elena Reinette. „Ihr wart doch vor wenigen Tagen so gespannt aufeinander. Was hat diese Wundertat vollbracht, daß ihr nun so ganz ein Herz und eine Seele seid?"

Da hatte Reinette mit einem glücklichen Lächeln in den Augen geantwortet: „Mama hat meinen Brief gelesen. Sie hat meine Hände genommen und mich geküßt. Elena, der erste wahrhafte Mutterkuß seit langer, langer Zeit. Und wie warm ihre Lippen waren! Wie ihre Augen geglänzt haben! Es lag etwas darin, das mich seltsam berührt, mich ergriffen hat. Dann hat Mama zu mir gesagt, und ich habe sie nie so zärtlich und ernst zugleich sprechen hören: ‚Du hast mir dein Herz geöffnet, Kind! Du sollst es nicht zu bereuen haben.'"

Auch Henri schien in diesen Tagen ein andrer geworden zu sein. Nach all den Kämpfen der letzten Zeit taten ihm die Stille und die Gleichmäßigkeit unendlich wohl. Er verhehlte sich zwar nicht — dazu war er viel zu sehr Menschenkenner —, daß diese ruhigen, kampflosen Tage im Grunde nur Betäubungsmittel seien, von Susannen gesucht, ein Geschenk dafür, daß er sie gerade in diesen Tagen nicht verlassen hatte. Susanne hatte zu verstehen angefangen, daß das Wesen eines Mannes nicht allein von der Liebe eines Weibes restlos erfüllt und befriedigt werden könne. Henri fühlte wohl, daß sich diese Erkenntnis in ihr immer stärker Bahn breche. Immerhin schienen ihm diese Tage dennoch mehr wie ein Waffenstillstand denn als ein endgültiger Friede. Die Zukunft dieser Liebe lag immer noch in derselben Unklarheit vor ihm. Er kam sich in diesen Tagen manchmal vor wie ein Wanderer, der

auf einem sonnbeglänzten Flecke steht und rings um sich wogende, undurchdringliche Nebelmassen sieht. Immerhin wollte er sich dieser ruhigen Stunden erfreuen. Doch das Schicksal allein hatte es in Händen, wie lange die Sonne diesen Fleck beglänzen würde und ob bald die Nebel stärker brauen und wogender eindringen würden. Er dachte mit einem innerlichen Erschaudern an jenen furchtbarsten Satz der Philosophie, dessen erbarmungslose Richtigkeit er in seinem Leben immer wieder bestätigt gefunden hatte: daß die Charaktere sich immer gleichbleiben, daß sie in den gegebenen Verhältnissen mit mathematischer Notwendigkeit immer in der gleichen Weise reagieren.

Aber Susanne? Wie sah es in ihrem Innersten aus? Unter der Decke lächelnder Liebenswürdigkeit und mütterlicher Güte war bei ihr das alte Gemisch von Sehnsucht, Hoffnung, Zweifel, banger Ahnung und unklaren Zukunftsvorstellungen geblieben. In den Stunden, da sie allein war, zumal des Nachts, wurden alle diese Fragen und Besorgnisse, diese heimlich bohrenden Gedanken und Gefühle unbarmherzige Beherrscherinnen ihrer Seele. Sie wußte, daß es nach wie vor galt, um ihre Liebe, um das Geheimnis ihrer Liebe zu kämpfen. Und gerade dieses Bewußtsein machte ihr den Brief der Tochter nur um so erschütternder. Dieser Brief war so kindlich und doch zugleich so klug geschrieben. Es stand etwas so Festes, Klares, Willenskräftiges in diesen Schriftzügen. Dieser Brief mußte jedem und besonders der Mutter sagen: Was ich einmal ergriffen habe, das halte ich fest.

Susanne vergrub ihr schmerzendes Haupt in ihre Hände. Sie dachte und dachte immer wieder, wie gefährlich es im Grunde doch gewesen sei, den Geliebten nun für einige Zeit fast völlig der Gesellschaft dieses jugendschönen, kecken, sicher zugreifenden Mädchens überlassen zu haben. Niemals konnte sie Henri einen Verrat zutrauen. Aber auch sie kannte das Leben zu genau, um vor seinem seltsamen Spiel nicht Bangigkeit empfinden zu müssen. Zuweilen tauchte es ihr wie ein Blitz auf, daß Henri an jenem Nachmittage mitten aus seinem Schwanken heraus den Entschluß zu bleiben gefaßt hatte, in dem Augenblicke, da Reinette in aller ihrer Jugendlichkeit hereingetreten war. Und dann dachte sie, es wäre vielleicht doch besser gewesen, Henri für einige Zeit sich selbst zu überlassen, bis Reinette wieder abgereist wäre.

Mit müdem Haupt und von der Schlaflosigkeit schmerzenden Gliedern erwachte sie jeden Morgen. Die alte Frage geleitete sie in den Tag hinüber: Würde Henris Liebe stark genug sein, um völlig unberührt von Reinettes Jugend ihr zu eigen zu bleiben? Und dann band sie sich mit unendlicher Mühe wieder die Maske der Liebenswürdigkeit und Heiterkeit um.

Wissen Sie, Herr Vicomte, daß ich Sie zuerst für einen Stockfisch gehalten habe?" sagte Reinette lachend. „Erinnern Sie sich noch genau an unsre Segelfahrt nach Estavayer? Sie haben dagesessen wie ein vollkommener Philosoph. Aber ein griesgrämiger. Ich hätte Ihnen, offen gestanden, am liebsten eine der Birnen an den Kopf geworfen, nur um Sie aus Ihrer entsetzlichen Eintönigkeit aufzustören. Sie dachten wohl, mich so als kleines Mädel behandeln zu müssen? Nur oben auf dem Turm wurden Sie etwas gesprächiger. Aber kaum waren Sie wieder unten, so war Ihre alte Miene wieder da. Sagen Sie doch, was ist das eigentlich: ein Philosoph? Mama hat mir gesagt, Sie beschäftigten sich viel mit Philosophie. Sie müssen also doch Bescheid wissen." Reinette zog bei diesen Worten den Bademantel, den sie über ihrem schwarzen Badekostüm um die Schultern geschlungen hatte, fester an. Dann sah sie Henri, der ihr gegenübersaß, herausfordernd an.

Henri, der die Ruder langsam in die blauklaren Wellen eintauchte, sie dann hob und wieder senkte, wie in einem gedankeneinschläfernden und willenlähmenden Spiel, zuckte die Achseln. Dann zog er lässig die Ruder ein und sagte gleichmütig, über das kaum bewegte Wasser des Sees hinblickend: „Sie geben mir in der liebenswürdigsten Form die härtesten Nüsse zu knacken, Komtesse! Ich will Ihnen möglichst kurz und bündig Antwort geben. Die Philosophen unterscheiden sich in dreierlei Gattungen. Die einen nehmen das Leben, wie es ist, weil es so ist. Ganz einfach: sie leben. Die andern zergrübeln sich den Kopf, weil sie finden, daß das Leben nicht so ist, wie es eigentlich sein sollte. Das sind die ganz Zwecklosen. Die dritten endlich finden, genau wie die ersten, daß das Leben eine unabänderliche Tatsache ist, und

daß man es nicht anders machen kann. Aber im Gegensatz zu jenen andern werden diese Leute entweder zu Stockfischen, wie ich nach Ihren Worten einer bin. Das heißt in andrer Lesart: sie ziehen sich ganz in sich selbst zurück. Oder aber, wenn das Leben sie einmal gehörig anfaßt, verzichten sie grollend. Einzelne Seltene finden ihre Erlösung in irgendeiner tatkräftigen Arbeit. Oder auch, sie stürzen sich manchmal ins Gewühl der Leidenschaften, um Schiffbruch zu leiden und froh zu sein, wenn sie, nicht ganz zerschlagen und vernichtet, der Rettungsgöttin am Gestade ihres Lebens gleich den griechischen Schiffsleuten ihre nassen Gewänder zum Dankopfer aufhängen können. Ihr Onkelchen Gustav gehört zu den lachenden Philosophen der ersten Gattung."

Reinette lachte mit ihrer silbernen Stimme hell auf. „Weiß der Himmel, er versteht zu leben! Bei den Hors-d'œuvre fängt seine Philosophie an. Und bei der Ananas und dem Gefrorenen hat sie ihren Höhepunkt erreicht. Er ist ein lieber, reizender Mensch, und ich habe ihn sehr, sehr gern!" fügte sie mit einer spitzbübischen Koketterie hinzu. „Aber zu welcher Klasse der Philosophen gehören Sie, Vicomte?"

„Ich?" antwortete Henri gedehnt. „Ich gehöre eigentlich in die dritte Klasse. Ich war bis jetzt so eine Art von Lebensbummler. Ich lasse die Dinge im allgemeinen gehen, wie sie gehen können und müssen. Ich habe mich mehr auf das Betrachten beschränkt."

„Und haben Sie niemals den großen Schiffbruch der Leidenschaft erlitten und ihre nassen Gewänder im Tempel irgendeiner Schutzgöttin aufgehängt? Oder könnte Ihnen derlei niemals begegnen?"

Henri sah sie an. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen. Dann wurde seine Miene ernst. „Es ist merkwürdig," sagte er ironisch, „wie wißbegierig junge Mädchen sind." Wie ein schwarzer Schatten war es ihm einen Augenblick über die heiter beglänzte Seefläche geglitten. Dann fragte er leichthin: „Und für welche Philosophie werden Sie sich entscheiden, Komtesse?"

„Oh, unbedingt für die erste Gattung! Ich will das Leben nehmen, wie es ist, und aus ihm machen, was ich kann. Ich will es formen! So! Sehen Sie!" Und sie hob ihre beiden kräftig und doch feingebauten Hände, als hielte sie das Leben wie ungeformten Ton zwischen den Fingern, als habe sie die Kraft, es zu gestalten nach ihrem Willen.

Bei dieser Bewegung war der Bademantel von ihren Schultern geglitten. Die warme kernige Schönheit ihrer Arme und ihres Halses leuchtete in den Tag hinaus. Rasch, mit einem leichten Erröten, zog sie den Mantel wieder über ihren Schultern zusammen. Sie hatte mehr gefühlt als gesehen, daß die Augen Henris mit Bewunderung auf ihr geruht hatten. Als sie wieder aufsah, trafen sich ihre Augen mit den Augen Henris, und nun sah sie in den sonst müden und verschleierten Augen ein jähes Funkeln kommen und eben so jäh wieder verschwinden. Es war so seltsam und verwirrend für sie, daß sie rasch die Augen senkte.

Henri hatte die Ruder wieder ins Wasser getaucht, das wie grünblausilbernschimmernde Perlen an ihnen herunterrieselte. Langsam trieb das Boot dahin, von sachten Ruderschlägen in den offenen See hinausgelenkt. Einer jener wunderbar weichen Septembertage in diesen Seegegenden überflutete See und Gestade mit jenem klaren und doch zitternden Licht, das die ganze Natur vergeistigt. Alles scheint rein und in aller flutenden Wärme doch kühl und unnahbar. Aber noch immer lag der Duft des geschiedenen Sommers mit einer tiefen, schweren und begehrenden Fülle in der Luft. Es war, als müsse der Körper stille sein und dennoch jauchzen von Lebensüberschwang, als pochten die Herzen gelinder und doch in aller Leichtigkeit rascher, als müßten die Seelen sich lösen und auf verborgenen Pfaden Zwiesprache miteinander suchen.

Die beiden gaben sich eine Weile wortlos dem Zauber hin. Dann sagte Reinette — und es war merkwürdig, wie weich ihre Stimme geworden war —: „Sie denken wohl, Herr Vicomte, daß ich ein vorlautes und übermütiges Mädchen sei? Allein ich war nicht immer so, und ich bin nicht immer so. Fragen Sie meine Freundin Elena! Ich scheine ein leichtbeschwingtes Boot zu sein, aber ich habe mehr Tiefgang, als man glaubt. Ich fühle oft, ich habe doch manches von dem Ernst und" — sie zögerte einen Augenblick — „auch der Schwermut meiner Mutter in mir. Aber ich will diese Elemente mit Frohsinn und Tätigkeit zu einem ganzen und vollen Leben vereinigen.



Camille Corot: Nachdenkendes Mädchen.

Ich fühle — zumal, wenn ich meine Freundin Elena betrachte —, welches Glück sie in ihrer Tätigkeit findet. Ich fühle und weiß nur zu wohl, wieviel Lücken meine Bildung noch hat. Aber Sie dürfen deswegen nicht auf mich herabsehen und nicht spotten über meine Ausgelassenheiten, auch nicht als ein Zeichen schlechter Erziehung das betrachten, was Herbes in meinem Wesen ist. Ich bin noch zu jung, um das alles so recht miteinander verschmelzen zu können. Es ist noch ein unklares Durcheinander in mir. Ich glaube, meine Mutter wird mir viel sagen können. Sie ist so klug und gut und weiß so viel. Sie hätte eine andre Stelle im Leben verdient als die, welche sie jetzt einnimmt. Sie ist manchmal bitter. Denn es ist ihr zuviel quer im Leben gegangen. Ich denke, sie wird froh sein, mich oft um sich zu haben. Sie wird mich mitnehmen auf ihren Reisen. Dahin, dorthin. Ich werde das Leben kennen lernen. Oh, es wird schön werden!" Dabei blickten ihre blauen Augen mit einer ehrlichen und vollen Hoffnung in die Augen Henris.

Henri senkte den Blick.

Langsam, wie in einen Traum verloren, fügte Reinette hinzu: „Glauben Sie, ich habe Onkelchen gern. Aber ich könnte niemals einem Wesen nähertreten, das nichts mehr bedeutet als Behagen und die sogenannte Lebenskunst der Dutzendmenschen." Mit einem Male änderte sie den Ton. „Mein Gott!" rief sie lachend. „Wie ernsthaft sind wir geworden! Achtung! Ich stürze mich in die heilige Flut! Ich schwimme wie ein Fisch! Tausend für eins: Sie holen mich nicht ein!" Schon hatte sie den Bademantel in das Boot geworfen, und wie ein funkelnder Blitz schoß sie in das laut aufrauschende Wasser hinab.

„Wo das Kind nur so lange bleiben mag?" sagte die Gräfin besorgt. „Sie ist schwimmen gegangen. Hoffentlich macht sie nicht wieder eine ihrer Kraftproben!"

Elena, welche der Gräfin eine Tasse Tee einschenkte, erwiderte langsam und zurückhaltend: „Der Vicomte ist ja bei ihr. Ängstigen Sie sich also nicht, Gräfin! Auch kenne ich Reinettes Gewandtheit und Ausdauer zu gut, um die geringste Besorgnis zu hegen. Zudem ist der See ja spiegelglatt."

„Henri — der Vicomte?" verbesserte sich Susanne schnell. Sie sah dabei auf ihre Tasse und rührte mit den kaum merklich bebenden schlanken Händen den Zucker im Tee auf.

„Ja," erwiderte Elena, „ich habe von meinem Fenster aus Reinette und den Vicomte im Boot gesehen. Sie ruderten ziemlich weit in den See hinaus. Und dann sind sie, wie ich erkennen konnte, um die Wette geschwommen. Ich denke, sie werden jeden Augenblick da sein."

Oben in den Kronen der alten Bäume ging ein leises Flüstern. Irgendwo hörte man das mißtönende Geschrei eines aufgescheuchten Rabenzuges. Der Samowar summte und surrte. Andruschka, das silberweiße Windspiel, hatte sich zu den Füßen der Gräfin niedergelegt und rieb zutraulich den Kopf an ihren Knien.

Der Gräfin war es, als schnüre ihr eine langsam tastende Hand den Hals zu. Etwas Bitteres und Häßliches stieg in ihr auf. Es schüttelte sie. Sie hatte Mühe, ihre Bewegung zu verbergen. War es möglich? Sie, die Stolze und Große, eifersüchtig? Eifersüchtig auf die eigne Tochter?

Sie sah Henri und Reinette einander gegenübersitzen. Reinette im leichten Schwimmanzug, so recht geeignet, die Reize eines jugendfrischen Mädchens in all ihrer Schlankheit, Grazie und Behendigkeit mehr zu enthüllen als zu verschleiern. Sie sah Henris Augen mit dem erwachenden Blitzen eines geheimen Feuers auf ihre Tochter geheftet, mit jenem Blitzen, dem einst der Stolz der Mutter nicht zu widerstehen vermocht hatte. Sie sah Reinette ihre Kräfte mit Henri messen und hörte ihr helles Jauchzen. Es überkam sie wie ein jäher Schwindel.

„Ist Ihnen der Tee zu heiß?"

„Er ist ganz gut so, Elena! Er schmeckt ganz gut," antwortete Susanne hastig. Nein, hinweg mit diesen Bildern! Lieber den Tod, als anfangen kleinlich oder gar niedrig zu denken! Aber mit vermehrter Bitterkeit und verstärktem Argwohn sah Susanne eine schwerere Frage vor sich auftauchen: War dieses Zusammentreffen zufällig, oder hatten die beiden verabredet, miteinander zu schwimmen?

In diesem Augenblick sprang Andruschka freudig bellend auf und lief mit Windeseile in großen Sprüngen die Allee hinunter.

Dort erschien die zierliche und doch kräftige Gestalt Reinettes. Der Hund sprang an ihr empor, und sie hatte Mühe, ihn abzuwehren.

Susanne stellte sich mit einem Male das Bild vor Augen: wie ihre Tochter bei jenem Frühstück, von dem Windspiel freudig umbellt, unerwartet in die Einsamkeit ihres Glückstraumes hereingetreten war. Reinette trug dasselbe Kleid und denselben Hut wie damals, und in ihren Schritten, in ihrer ganzen Gestalt war dieselbe sieghafte Jugend. Nur daß sie heute der Mutter bewußter erschien denn vorher.

„Guten Morgen, Maminka! Guten Morgen, Elena! Warum bist du nicht mitgekommen, Langschläferin? Oder bist du wieder bei deinen Büchern gesessen? Du wirst noch so gelehrt, daß man es nicht mehr mit dir aushalten kann! Oh, es war so wunderschön im Wasser draußen! Das Wasser war so warm und weich wie Seide. Der Vicomte und ich sind um die Wette geschwommen. Ich habe ihn überholt; aber ich glaube fast, er war so galant, mich gewinnen zu lassen."

„Du hast mich ja nicht eingeladen, mitzukommen," sagte Elena.

„Bist du gekränkt? Muß ich dich noch besonders einladen? Ist denn nicht jedes hier Herr dieses Hauses, dieses Gartens, unsers Badestrandes?"

„Du hattest dich mit dem Vicomte verabredet?" fragte die Gräfin mit schwerer Stimme. „Du hättest ja auch Elena dazu bitten können."

Reinette errötete ein wenig. Der lichte Schimmer, der über ihr Antlitz flog, machte sie nur noch schöner. Ihr ganzes Wesen atmete die verjüngende Kraft des Wassers, der Luft und der Sonne. „Mein Gott," sagte sie mit einem leichten Schmollen, „Elena geht und kommt und tut ja auch, wie sie will. Wir haben es nie anders miteinander gehalten. Und was die Verabredung mit dem Vicomte betrifft, von der du sprichst, Maminka, so ist das die einfachste Sache von der Welt. Als er gestern abend wegging, hab' ich ihn noch ein paar Schritte begleitet. Da haben wir davon gesprochen, in diesen letzten warmen Tagen noch zu schwimmen. So ist er denn heute morgen mit seinem Boot herübergerudert. Am Ende war das wieder shocking? Heutzutage ist man doch nicht mehr so eng von Begriffen. — Aber wie schön es immer wieder ist," fuhr sie lebhaft fort, „unter den alten Bäumen zu frühstücken! Es ist mir immer wieder ein Vergnügen, das köstliche Gefühl dieser Frühstücksstunde zu haben, wenn ich mich an unsre öden Frühstücksstunden in unserm Pensionat erinnere. Dort alles steif und geziert, hier alles frei, groß und weit. Ach, und einen Hunger hab' ich! Ich könnte ein halbes Dorf aufessen! Gib acht, Mamuschka, ich beiße dich an!" Dabei kniete sie in zärtlichem Ungestüm vor der Gräfin nieder und faßte ihre beiden kalten Hände, um sie mit Küssen zu überdecken. „Im Pensionat", sagte sie lachend, „hatten wir eine kleine Engländerin. Sie hieß Dolly. Die tat immer so närrisch mit meinen Händen. Mammy und Teddy hieß sie meine Hände. So mach' ich's jetzt mit Mamas lieben Händen. Mammy — Teddy! — Mammy — Teddy! — Mütterchen — Väterchen! — Mütterchen — Väterchen! Es ist mir gerade so, Maminka, als hättest du so mit mir gespielt, als ich noch ganz klein war. Erinnerst du dich noch? Wenn ich des Abends nicht einschlafen wollte? — Aber du bist so bleich! Friert dich? Soll ich dir deine Decke holen lassen?"

Susanne hatte ihre Hände langsam zurückgezogen. „Wo ist der Vicomte? Warum ist er nicht mitgekommen?" Die Worte fielen zögernd von ihrem Munde.

„Er ist nach seinem Hotel gerudert. Wie er mir erzählt hat, schreibt er eine längere Abhandlung, an der er noch arbeiten will. Er sagte, er fühle sich so erfrischt wie seit langem nicht mehr. Diese Stimmung wolle er ausnutzen."

Der Diener brachte eine Fleischspeise, Koteletten. Reinette schnupperte mit dem feinen Näschen. „Gott sei Dank, daß wir nicht katholisch sind! Sonst müßten wir fasten. Heute ist Freitag."

Sie aß mit der Raschheit und dem vollen Appetit der Jugend. Inmitten des Essens und des Trinkens aber plauderte sie mit übersprudelnden Worten weiter: „Der Vicomte kommt heute nachmittag. Er hat mir versprochen, mich Florett fechten zu lehren. Wenn wir etwas Wind haben, werden wir mit dem Segelboot nach Neuchâtel fahren, um alles Nötige zu besorgen. Ich sehe mich schon im Geiste mit dem Vicomte ein Turnier ausfechten. So! Und so! Und so!" Dabei fuchtelte Reinette mit ihrer Gabel in

der Luft herum, als sehe sie ihren Gegner schon leibhaftig vor sich und müsse Ausfälle und Paraden machen. „Auch neues Angelgerät müssen wir uns besorgen. Das von Vater Sulpice taugt nicht mehr viel, hat der Vicomte gesagt.“

„Nun, da hat ja der Herr Vicomte beim Angeln Zeit genug, über seine Arbeit nachzudenken,“ sagte Elena trocken.

„Ach, du!“ erwiderte Reinette ärgerlich. „Ich habe ja gleich bemerkt: du magst den Vicomte nicht. Was meine bescheidene Wenigkeit betrifft, bei mir gewinnt er mit jedem Tage mehr Sympathie!“

Elena erhob sich. „Gestatten Sie, Frau Gräfin? Ich muß jetzt arbeiten.“

Reinette sah der Freundin nach. „Ich glaube gar, sie ist eifersüchtig. Vielleicht, weil sie von Tag zu Tag fühlt, wie ich selbständiger werde. Ich habe ihr mein Herz anvertraut. Das gibt ihr aber keineswegs das Recht, so merkwürdig zu sein. Ich lasse mich von ihr nicht tyrannisieren! Von ihr nicht und von niemand. Weder in meinen Neigungen noch in meinen Abneigungen! So habe ich unsre Freundschaft niemals aufgefaßt. Und du, Maminka,“ sagte sie, ihre Mutter forschend und beinahe ängstlich anblickend, „du bist auch so seltsam. Gar nicht so, wie du warst! Ihr sitzt da wie die reinsten Totenrichter. Was habe ich denn so Furchtbares verbrochen?“ Sie legte mißmutig Gabel und Messer aus den Händen. „Mir ist der ganze herrliche Morgen verdorben. — Darf ich dir etwas mitbringen aus Neuchâtel, Mama? Hast du nichts zu besorgen?“ fragte sie nach einer Weile. „Ach, wenn nur erst einmal dein leidiger Fuß in Ordnung wäre! Dann könnten wir zusammen Touren unternehmen. Und du brauchtest nicht immer hier oben zu sitzen und zuzusehen, wie andre sich freuen.“ Und da sie das Gesicht der Mutter unverändert sah, gezwungen, starr, die großen Augen wie verloren in die Ferne gerichtet, rückte sie rasch ihren Stuhl neben Susanne, lehnte den goldblonden Kopf an ihre Brust, streichelte ihr die kalten Wangen und sah zärtlich zu ihr auf. „Hast du Schmerzen? Bist du nicht zufrieden mit mir? Oder“ — hier wurde ihre Stimme leiser, wie von einer heimlichen Scham — „bist du mir böse, daß andre Menschen mir sympathisch sind? Nehme ich dir auch nur das Geringste von meiner Liebe zu dir? Wenn du mir heute sagst: Komm mit, ich will dich führen! Gut, ich gehe mit dir als deine getreueste Gefährtin, wohin du willst! Ich habe das Alleinsein zu lange und zu furchtbar ausgekostet, um nicht nach Liebe zu verlangen mit allen Fasern.“

Da Susanne immer noch schwieg, fuhr Reinette langsam und immer in demselben zögernden Tone fort: „Sieh, Maminka, ich habe den Vicomte von Anfang an nicht sonderlich leiden mögen. Er schien mir, geradeheraus gesagt, in seiner starren Überlegenheit arrogant. Aber in diesen letzten Tagen ist er ein ganz andrer geworden. Und besonders heute — da hat er mich manchen Blick in sein Inneres tun lassen. Ich bin gewiß, er leidet an seiner Natur. Er müßte recht viel Sonniges, Leichtes, Vorwärtstragendes in sein Leben bekommen. Dann würde er ein ganz, ganz andrer werden! Jetzt hat er noch etwas Spleeniges in sich. Aber das würde mit der Zeit verschwinden.“

Susanne hörte wie in einer Art von tauber Erstarrung die Worte ihrer Tochter. Es war ihr kein Zweifel mehr: hier keimte eine Neigung auf, die ihre eigne Liebe vernichten mußte. Es war ihr, als müsse sie aufspringen und fortlaufen, als müsse sie einen Schrei ausstoßen, um nicht zu ersticken. Aber sie blieb an den Boden geheftet, auf den ihr Schicksal sie gestellt hatte.

Endlich raffte sie sich auf und tat die Frage, die sie nicht tun wollte, und die sie dennoch tun mußte, weil die bestimmenden Mächte ihres Daseins und die Gewalt des Augenblicks sie auf dieser Bahn vorwärtsstießen: „Der Vicomte ist dir also nicht gleichgültig, Reinette?“

Reinette schlug ihre klaren blauen Augen voll und ehrlich auf. Dann sagte sie ohne Zurückhaltung: „Ich glaube, ich könnte einen solchen Mann liebgewinnen.“

Die Gräfin starrte wieder in die Ferne, als ob sie dort in dem Goldgeflimmer des Septembertages einen Weg suchen müsse, den sie gehen könne.

(Schluß folgt.)

Frühling

Ein Blinder steht im Sonnenschein,
Die Mütze verkehrt in der Hand,
Er lächelt leise in sich hinein.
Ein Kupfer fällt auf den Rand.

Er hört den Pulsschlag der Straße gehn
Und drückt sich still an die Wand.
Zwei Stiefelchen hört er, die bleiben stehn;
Ein Nickel berührt seine Hand.

Er hört, wie das schaffende Leben braust,
Und fühlt sich im Treiben allein.
Er hält seinen Hut in zitternder Faust;
Zwei Münzen klingeln hinein.

Der Blinde greift dankend in seinen Hut
Und flüstert im Sonnenschein:
„Die Menschen sind heute alle so gut;
Es muß wieder Frühling sein.“

Paul Altheer

Ein Liebesspiel

Ein Liebesspiel. Wir zählen ab, wir gehn im Ringelreihn.
Wir zählen: Du und ich und du, wir beide sollen's sein.
Im Winterwalde ward es Lenz, voll Kerzen stehn die Tännchen,
Und alles neigt dem Frühling sich, der Hase macht sein Männchen.
Das glüht und blüht und sprießt und schießt aus allen stillen Hecken.
Ein Liebesspiel. Wir beide sind's, wir suchen in Versteckem.
Wir suchen uns, wir finden uns, wir gehen Hand in Hand,
Aus Kettenblumen binden wir ein goldenes Liebesband.
Der Frühling hat den Sonnenschein uns in den Weg geschickt,
Der Sonnenschein, der fängt uns ein, im Netz, das er gestrickt.
Wir stehen in dem Wiesengrund, die Blumen müssen's leiden,
Wir küssen uns, wer hat's gesehn, wer will den Kuß uns neiden?
Der stumme Fisch im Silberbach, der wird's verschweigen müssen,
Die Häschen mit dem Hasenmund, die können selbst nicht küssen.
Und hätte es der Bach gesehn, und wär' es nicht sein Wille,
Und wollte selber er den Kuß, er hielte doch nicht stille.
Ein Liebesspiel — und immer fest sind noch die Blumenketten,
Wir wollen niederliegen, ganz in Blumen uns zu betten.
Wie liegt es köstlich sich im Gras, wenn man die Blumen kennt
Und weiß, was taube Nesseln sind und daß ihr Blatt nicht brennt!
Die tauben Nesseln schaun uns an, sie können es nicht hören,
Wenn — Schmetterlinge — du und ich sich nun die Treue schwören.

Margarete Windthorst

Am Fenster

Dein Haupt an meiner Schulter dicht,
Wie blaß, wie schmal ist dein Gesicht!
Dir fiel der Frauen schönes Los,
Du trägst ein Kind in deinem Schoß.

Am Fensterkreuze lehnen wir,
Mein ganzes Fühlen weilt bei dir.
Vom Tage blieb ein breites Rot,
Das über Dächern dumpf verloht.

Es dunkelt. Letzte Helle wich,
Da finden Aug' und Lippen sich.
Der Himmel hat sich aufgetan,
Es hebt ein seltsam Klingen an.

Ein Lobgesang, nicht von der Erden,
Engelschöre, liebeweich:
Selig sind, die Mütter werden,
Denn ihrer ist ein Himmelreich.

Günther Pogge



J. V. Cissarz: Aus dem Garten des Hauses Karl Klingspor in Offenbach a. M.

Gartenmöbel

Von Robert Breuer

Wir sind gewohnt, das Möbel als einen Bestandteil der Innenarchitektur zu denken; wir halten es darum für selbstverständlich, daß Schrank, Tisch und Stuhl die Formen des Aufbaues und der Gebrauchsabsicht aufweisen. Wir würden uns wundern, in einem Zimmer Geräte zu finden, die mehr an irgendeine Naturform als an einen unverkennbaren Nutzzweck erinnern. Nur in den Zeiten stilistischer Dekadenz wurden Säulen als Palmenbäume gestaltet; aber selbst an diesen Stämmen und noch mehr an den Blumen und Früchten, die als plastisches Schnitzwerk vom Gesims hängen, spürt man die architektonische Absicht. Das Maß der Stabilität überwiegt die Zügellosigkeit der Motive. Die Gebundenheit des Raumes liegt als Herrschaft auf allen Gelüsten schwelgender Phantastik. Die Möbel, wie sie in den Bürgerhäusern und in den Schlössern stehen, sind Träger der Kultur und damit Überwindung des Natürlichen; sie sind Produkte der Werkzeugbearbeitung abgetöteten Holzes. Sie wollen nicht gewachsen sein, sondern gefertigt und gebaut von kunstfrohen Händen nach vorgefaßtem Plan.

Weniger klar ist die Lebensart des Gartenmöbels. Nicht gebunden durch die Abstraktion des abgeschlossenen und aufgeteilten Raumes, in die Freiheit des Wachsens und Blühens gestellt, vergaß diese Abart des Möbels zuweilen ihre Herkunft und glaubte sich den Bäumen und Blumen näher verwandt als dem Gebild von Menschenhand. So wurden vergrößerte Fliegenpilze zu Stühlen; so entstand das Knüppelholzmöbel und die Laube aus ungeschältem Birkenreis. Es sollten diese Möbel sozusagen wunderliche Produkte der Natur sein, kaum weniger seltsam als die tönernen Rehe und Zwerge, die verstohlen aus dem Gras lugten. Eine sentimentale Romantik scheute sich, den Garten als eine Unterjochung der Natur zu denken; man glaubte, solch ein Geviert von fünfzig oder auch nur zehn Metern müßte wie eine Landschaft en miniature empfunden werden; man wünschte Wald und Hügel, Flußlauf und Wiesenteich zu sehen. Man faßte nicht den Mut, den Garten als ein Produkt architektonischen Denkens, als eine Erweiterung des Hauses und damit als eine eigenartige, besonders liebenswürdige Wohngelegenheit aufzufassen und zu behandeln.



J. V. Cissarz: Gartenmöbel aus dem Hause Karl Klingspor in Offenbach a. M.

So lag es nahe, auch das Gerät, das man notwendig in solch einen Naturgarten stellen mußte, nicht durch rohes Werkzeug gezimmert, sondern durch das Wunder des Keimens und Treibens gewachsen sein zu lassen. Es war das Gartenmöbel eine der vielen Unklarheiten, an denen jene Leute, denen die Formkraft der Maschine und der technischen Rechnung noch nicht aufgegangen war, lange und oft heftig kränkelten.

Erst die Architektonisierung des Gartens brachte einen Umschwung solcher Ansichten und Ideale. Als man gelernt hatte, den Garten bei allem Respekt vor der Eigenart seines Materials und dessen beweglichen Lebens wie ein Stück Bauwerk zu betrachten, erschrak man über die Karikaturen der Natur, als die man nun jene Fliegenpilze, Knüppelholzmöbel und Birkenlauben erkannte. Und wenn man jetzt den Garten, selbst den kleinsten, den Gesetzen des Städtebaues und der Logik einer umsichtigen Wohnkultur unterworfen sein ließ, so verlangte man auch von dem Möbel dieses neuen Gartens, daß es dem dreifachen Kodex der modernen (ach so alten) Architektonik gehorsam sei: der Materialgerechtheit, der technischen Vernunft, der bequemen Brauchbarkeit. Es wurde einem bewußt, daß das Sitzen auf einem Fliegenpilz wenig Körperfreude bereite; man erinnerte sich der mannigfachen Abenteuer, die man mit dem Gewinkel und Gezack einer Knüppelbank hatte ausfechten müssen. Man witterte etwas von dem Leichen-



Max Heidrich: Weißgestrichene Gartenmöbel.
(Aus den Werkstätten von Bernhard Stadler in Paderborn.)

geruch, den tote, durch keine Werkzeugbehandlung zum Leben neuerweckte Baumstämme gleich Gespenstern auszuströmen scheinen.

Für den neuen, den bürgerlichen Garten brauchte man ein nutzbares Möbel, zugleich eins, daß sich dem Rhythmus der grünenden und blühenden Wohnstätte durch Linie und Farbe harmonisch einpaßte. Man wollte ein sachliches Gartenmöbel, aber kein langweiliges; man wollte einen Typus und doch zugleich eine Individualität. Darüber war man sich klar, daß auch das neue Gartenmöbel — dessen Väter schon der Goethezeit ein freundlicher Schmuck waren — von dem Möbel des Innenraums wesentlich verschieden zu sein habe. Vor allem was das Material betrifft. Es geht nicht an, Gartenmöbel aus edlen Hölzern zu machen; jede Furnierung bleibt ausgeschlossen. Unter dem Einfluß der Witterung würde die dünne Platte des Nußholzes oder des Mahagonis sich sehr bald von ihrer Unterlage lösen. Gartenmöbel müssen massiv gearbeitet sein; Leim wäre ihr früher Verfall. Das bestimmt die Konstruktion. Es sind nur Verzapfungen oder Verschraubungen zulässig, damit die einzelnen Teile, wenn das Holz im Dunst der Sommernächte und im Geriesel der Herbstnebel zu arbeiten beginnt, nicht auseinanderfallen, sondern im Gegenteil immer fester zusammenstreben. Um die Gefahren der Feuchtigkeit zu meiden und um den dörrenden Sonnenstrahlen keine allzu großen Flächen zu bieten, müssen die Gartenmöbel aus schmalgeschnittenen Hölzern konstruiert werden; die Latte ist ihr Urmotiv.



Max Heidrich: Verandamöbel.
(Aus den Werkstätten von Bernhard Stadler in Paderborn.)

Die Gartenmöbel haben wenig Körper und sind eigentlich nicht mehr als ein differenziertes Gerüst; sie gehören weniger in das Arbeitsreich des Tischlers als in das des



Max Heidrich: Verandamöbel. (Aus den Werkstätten von Bernhard Stadler in Paderborn.)



Hermann Muthesius: Bank, Sessel, Tisch.
(Aus den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau.)

bringen, einen pikanten Kontrast, einen graziösen Widerspruch. Dazu kommt, daß das Flimmernde der gereihten Stäbe seine eigne Musik macht, die kühl und gläsern zu dem tiefen Rauschen der Bäume und dem huschenden Schattenspiel der tanzenden Zweige klingt. Vornehme Zurückhaltung ist das Wesen des Gartenmöbels; darum ist Weiß die ihm bestimmte Farbe. In der Buntheit der duftenden Kelche und in dem Nuancenspiel des Grüns sollen die Gartenmöbel in rückhaltender, aber eleganter Neutralität stehen. Wobei noch zu bedenken ist, daß der Ölfarbenanstrich auch als technisches Mittel erforderlich bleibt; er schützt das Holz gegen die Angriffe der Feuchtigkeit.

Zimmermanns. Man spürt aus ihnen den schweren Schlag der Axt und den profanen Gang der Säge. Eine schlichte, ingenieurhafte Vernunft ist in all diesen Gartenmöbeln, fast etwas Abstraktes, etwas Schematisches. Die Möglichkeiten, das simple System von Horizontalen und Vertikalen zu variieren, sind gering; die Gartenmöbel bleiben zu einer gewissen Einförmigkeit verurteilt. Man möchte von einer formalen Monochromie sprechen.

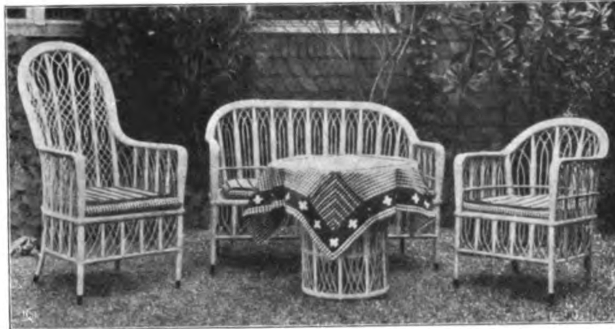
Dadurch aber gerade sondert sich das Gartenmöbel sehr entschieden aus der Natur; die starre Parallelität der Holzstreifen steht fremd und streng in der Beweglichkeit der Halme und der Blätter. Das bedeutet den Reiz, den diese Bänke und Stühle, diese Werke von Menschenhand in die gewachsene Natur

Wenn dieses nun die speziellen Eigenheiten des Gartenmöbels sind, so hat es im übrigen die Forderungen zu erfüllen, die allgemein an einen Stuhl, an eine Bank oder an einen Tisch gestellt werden. Der Stuhl soll einladen und umfangen, er soll freundlich und bequem sein, soll den Rücken angenehm stützen, die Beine restlos entlasten und, wenn er Seitenlehnen hat, den Armen einen zwanglosen Halt gewähren. Die Bank ist dazu erfunden, einer Mehrzahl Zuflucht zu geben; so muß sie auf den Platzverbrauch von dreien oder vieren berechnet sein, muß zum mindesten einem Paar bequeme Rast verheißen. Sie darf nicht wackeln noch kippen, wenn die Muskelspannungen lachender Menschen sie erschüttern. Auch der Tisch darf den Gläsern des Maitranks nicht gefährlich werden, und im übrigen hat er die Kniescheiben seiner Gäste lieb und wert zu halten. Das alles ist selbstverständlich, ist aber für das Gartenmöbel von wegen der Dürftigkeit der Latte nicht immer ganz leicht zu erreichen. Das kantige Holz hat die Tendenz, zu drücken und zu stoßen; die alte drakonische Militärgerichtsbarkeit vor 1870 hatte nicht umsonst den Lattenarrest erfunden. So muß mit einigem



Hermann Muthesius: Bank und Tisch.
(Aus den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau.)

Witz gewirtschaftet werden; leichte Biegungen und Schweifungen, sanfte Abstufungen haben die Illusion eines geschmeidigeren Materials zu erwecken. Schließlich müssen die Gartenmöbel, wenigstens zu einem Teil, „mobil", das heißt bewegbar sein. Man muß solch einen Stuhl ohne Schweiß in die Sonne oder in den Schatten tragen können; doch darf ihm auch der Wind, der scherzhafte, nichts anhaben können.



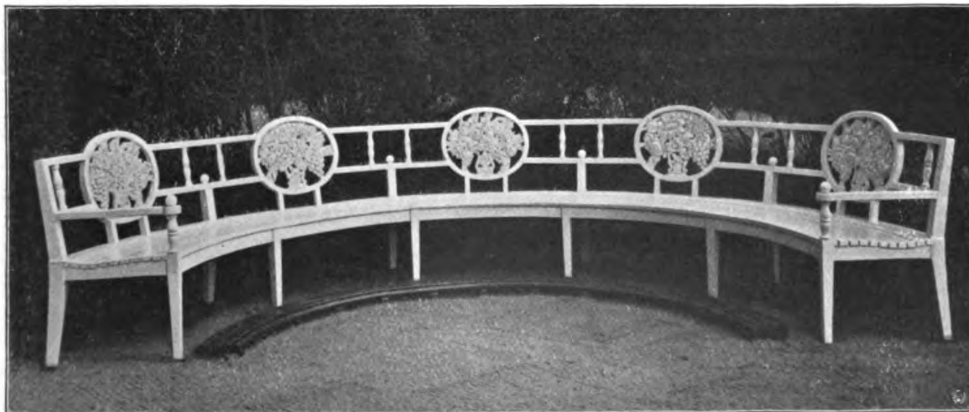
Bruno Paul: Gartenmöbel.
(Aus den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in Bremen.)

Aus alledem geht hervor, daß das Gartenmöbel weit mehr zum Typus bestimmt ist als berufen, den Individualitäten ein Tummelplatz zu sein. Das könnte uns es lieben lassen. Wieviel haben uns die Individualitäten des Möbels und des Kommas schon geärgert! Eine kultivierte Objektivität genügt uns zumeist.

Immerhin, wenn alles erfüllt worden, wonach Fleisch und Nerven, Vernunft und Sinnlichkeit verlangen, mag sich auch die Persönlichkeit des uns Bedienenden, des Künstlers, wie man nun einmal zu sagen pflegt, bemerkbar machen. Sie wird dies desto stärker und angenehmer tun, je weniger solch Hervortreten beabsichtigt war. Die Naivität des Schaffenden, die stets seine Größe regelt, wahrt heiligen Respekt vor der Notwendigkeit.

Künstler wie Peter Behrens, Hermann Muthesius, Bruno Paul, Max Heidrich, J. V. Cissarz sind zu klug und zu keusch, um mit ihren Gartenmöbeln mehr geben zu wollen als eine Klangvariation des Typus. Dennoch: es wird niemand, der die Eigenart dieses Bruno Paul oder dieses Hermann Muthesius zu lesen vermag, solche Persönlichkeit in den Linien einer Latte oder gar in dem Rhythmus einer Banklehne oder eines Stuhlsitzes übersehen können. Die Individualität eines Architekten ist eben die des schwingenden Minimum. Nicht das heißt persönliche Gartenmöbel schaffen, wenn einer statt eines Fliegenpilzes eine Morchel in das Gras setzt. Wenn aber einer das Wesen des Gartenmöbels als ein architektonisches Gebild erkannt hat, und wenn er außerdem ein erzogener und künstlerisch empfindsamer Mensch ist, dann wird er, wie wir an manchem Beispiel ersehen können, auch dieser geringen und eines „Mannes" fast unwürdigen Aufgabe eine Lösung finden, die der Zeit eine Erfüllung und der geschichtlichen Entwicklung eine nach oben führende Stufe bedeutet.

Von etlichen solchen Lösungen, typisch für die Aufgabe wie für ihren Erfüller, möchten wir noch reden. Um so zu erfahren,



R. A. Schröder: Gartenbank. (Aus den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in Bremen.)



R. A. Schröder: Verandamöbel. (Aus den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in Bremen.)

daß architektonischer Reichtum dort am reinsten gedeiht, wo kalte Erkenntnis sich durchfühltem Selbstbewußtsein gesellt. Da ist zunächst Hermann Muthesius, einer der bewährtesten Theoretiker der neuen Gesinnung, zugleich ein Tätiger, einer, den Karl Scheffler den besten Landhausarchitekten Groß-Berlins nannte. Ein besonnener, in sich gewisser Mensch, der nie mehr will, als er vermag. Was er aber will, ist Kultur in jenem wohltuenden Sinne einer abgeklärten, fast temperamentlosen, aber sehr bestimmten Menschlichkeit. Muthesius ist ein Bürger des jungen Deutschlands; er begriff, daß die Ballungsprozesse des Kapitals und der Industrie, der Technik und des Bevölkerungszuwachses maßgebend über die Art und Form der neuen Dinge zu entscheiden haben. Er kam aus England; durch das Ideal des englischen Hauses wollte er seine Landgenossen, die noch ein wenig Gefangene überhetzter Repräsentation und Liebhaber eines nicht ganz reinen Pathos waren, zur Klarheit eines deutschen Stils führen. Nichts lag ihm ferner, als, was man ihm häufig vorwarf: die Deutschen verengländern zu wollen. Das bestätigt dem Einsichtsvollen die stattliche Reihe der Landhäuser, die er dem Familienleben zur Pflegschaft, als Hochstätten bürgerlicher und zugleich deutscher Kultur in das Grün der Ebene, in den Wald der Hügel oder an den Spiegel schweigender Wasser gestellt hat. Alle diese Häuser sind Werkzeuge traditionell disziplinierter Lebensführung, und soweit könnte man sie vielleicht für englisch halten; sie sind darüber hinaus aber Ausdrucksform für eine Naturliebe, die der Großstadt als dem Herzen der modernen Welt nicht romantisch flucht, die jedoch der erfrischenden Kraft des Stillseins inmitten des Moussierens der Säfte gern genießt. So wollen auch die Gartenmöbel von Muthesius verstanden sein. Wenn ein solcher Architekt als ein gerundeter Charakter sein Werk verrichtet, muß in allem, was aus seinen Händen geht, auch im Geringsten, der Ganze enthalten sein. Das ist so bei Muthesius. Ist so auch bei dem Leiter der Deutschen Werkstätten, durch deren Organisation Muthesius seine Möbel herstellen läßt. Karl Schmidt, der vor fünfzehn Jahren etwa

mit kaum einem halben Dutzend Gehilfen begann und der heute mehrere Hundert Arbeiter in einem technisch und architektonisch vorbildlichen Betriebe werken läßt, ist einer jener für Deutschlands Zukunft unendlich wertvollen Produzenten, die sich mit jedem Stück, das ihre Werkstatt verläßt, verantwortlich fühlen für den Ruf der Nation, was die Redlichkeit der Gesinnung, die Güte der Leistung und die eigne Art der Form betrifft.



M. Benischke: Gartenbank.
(Aus den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau.)

Weder Hermann Muthesius noch Karl Schmidt sind in Deutschland einsam geblieben. Das ist unser Glück und unser Stolz. Es gibt noch andre Architekten des neuen deutschen Typs; es gibt andre Werkstättenleiter und Fabrikdirektoren, deren Ehrgeiz nicht allein die Dividende, vielmehr die Leistung schöner Vollkommenheit erstrebt. Neben den Deutschen Werkstätten zu Dresden-Hellerau mit Muthesius, Riemerschmid, Bertsch, Niemeyer sind besonders zu nennen die Vereinigten Werkstätten zu München, Berlin und Bremen, die vorzüglich mit Paul, Schröder und Troost arbeiten, und ferner die Paderborner Werkstätten von Berthold Stadler, die sich durch Max Heidrich den Stil bestimmen lassen. Die Gruppe von Paul zu Schröder ist mit Absicht um einige Grade eleganter, als der Charakter des werktätigen Bürgertums das verlangt; es wird versucht, das Möbel der Geldaristokratie zu schaffen. Dabei geschahen etliche Anlehnungen an die Vergangenheit, vor allem an das Biedermeier und das zweite Kaiserreich. Nun ist es selbstverständlich, daß niemals und von niemand die geschichtliche Folge durchbrochen werden kann; es ist aber doch etwas Verschiedenes, ob ein überkommener Typus weitergebildet wird oder ob alte Motive fast genau wiederholt werden. Diese Art treffen wir an den letzten Arbeiten Pauls. Nachdem er die schlichten, logischen Konstruktionen, wie er sie früher pflegte, und die dadurch bedingte Schönheit des reinen Maßes überwand, hat er sich mehr und mehr zu einem Konservator, wenn auch einem äußerst geistreichen, der bereits museumsreifen Stile entwickelt. Schröder und Troost leisteten ihm dabei Gesellschaft; sie halfen zugleich mit regem, wenn auch nicht immer glücklichem Eifer, die Lust am Schmuck, am Schnitzwerk vor allem, neu zu beleben. Genau das Gegenstück zu solchen neufeudalen Ästheten ist Max Heidrich, ein westfälisches Gewächs, Bauernsproß und Tischler von Geburt. Er tut, was das Handwerk befiehlt, und hat dabei nur eine Leidenschaft: die Seele des Holzes, das er liebt, zu erlösen. Das Hölzerne bestimmt seinen Möbeln den Charakter. So ist er dazu berufen, in das Wachstum des Gartens das stilgerechte Werk von Menschenhand zu stellen.



John P. White: Bank (Peacock). (Aus den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau.)

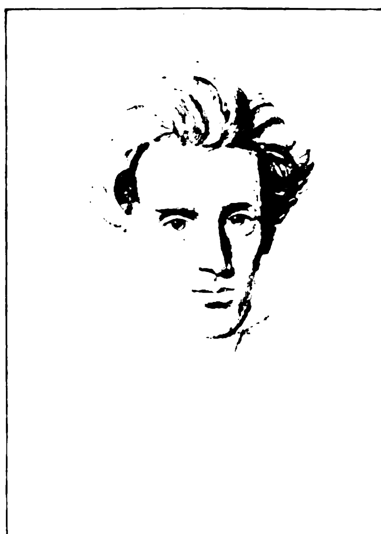
Sören Kierkegaard

Zur 100. Wiederkehr von Kierkegaards Geburtstag am 5. Mai 1913
Ein Lebensbild von Alfred Wien

Nicht bloß meine Schriften, sondern besonders mein Leben, die ganze intrigante Heimlichkeit der Maschinerie wird man studieren und studieren... Es wird eine Zeit kommen, wo die Mädchen vor Begeisterung erröten werden, wenn ein Dichter die ganze Anlage meiner Existenz erzählen wird." Ein großes Wort, fast zu groß für ein Menschenleben — und dennoch ist diese Stelle aus Kierkegaards Tagebüchern zu einem Teil schon in Erfüllung gegangen. Denn heute, ein Halbjahrhundert nach seinem Tode, sehen wir nicht bloß eine Nation, nicht allein sein Heimatvolk, nein, die ganze germanische Geisteswelt um sein Werk sich scharen und auf seine Stimme hören. Und der Dichter, der die schier unentwirrbaren Rätsel und Widersprüche, die Disharmonien dieser komplizierten Existenz in Harmonie auflösen und einigen soll, auch er wird erscheinen. Denn ein Dichter muß es sein, der mit feinfühliger Intuition die heimliche Note findet, die alles erklärt — nicht ein tiefgelehrter Biograph, einer jener „Privatdozenten", für die Kierkegaard das feine Lächeln und den beißenden Spott seiner sokratisch überlegenen Ironie hatte.

In eine Zeit der Auflösung, des Verfalls tritt Kierkegaard, eine der markantesten Erscheinungen, eine der „stolzesten jüngeren Firmen" in der nordischen Literatur, der Bahnbrecher einer neuen Epoche. P. A. Heiberg, der Lustspieldichter, schrieb schon lange nichts mehr; Öhlenschläger hatte sich überlebt; auch die andern Führer einer einst so glanzvollen Geisteswelt — alt und stumm geworden. Überall ein verdrossenes Geschlecht, das den Mut zur Tat, den Willen, sich ganz für etwas zu entscheiden, verloren und vergessen hatte. Aus diesem morschen, verrotteten Boden erwächst plötzlich in alles überragender Größe, „eine einsame Tanne, egoistisch abgeschlossen und nach dem Höheren gerichtet", dieser gewaltige Mann, von einer Schaffenskraft, wie sie Dänemark noch nicht gehabt hatte und auch nicht wieder haben sollte, der Entweder — oder, der von sich sagen durfte, er sei nie ein Sowohl — als-auch gewesen.

Wie kriegerische Fanfaren tönen seine Weckrufe durch die nordischen Lande und erregen klingenden Wider- und Nachhall: Kierkegaards Arbeit und seine Leiden wirken vorbereitend für das dichterische Schaffen der Ibsen, Björnson, Kielland. In allen Werken dieses hellleuchtenden Dreigestirns begegnen wir auf Schritt und Tritt seinen Ideen, der weite Himmel seiner erhabenen Geisteswelt mit dem allumfassenden Horizont überwölbt sie. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit die persönliche Kenntnis dieser Dichter, ihre Vertrautheit mit Kierkegaards Schriften reicht, soviel steht fest: vornehmlich „Brand" und „Über unsre Kraft" nehmen Repliken aus seinen Werken nahezu wörtlich auf. Ja, man darf so weit gehen, zu behaupten, daß Brand, der Märtyrer der Idee und Forderer des „Alles oder nichts", eine nach dem Vorbilde Kierkegaards geschaffene Gestalt sei. Der Gott Brands, der da heimsucht seine Getreuen, sie streichelt mit züchtigendem Streich, den Kelch der Schmerzen bis auf den Grund leeren läßt, das ist der Gott Kierkegaards, der Gott, den man fürchten soll, dessen Nachfolge Verfolgung heißt, zu dem es nur einen Weg der Gnade gibt: vorbei an den Steinen des willigen, fröhlichen Opfers. Von Gott geliebt werden und Gott lieben ist leiden.


Sören Kierkegaard.

Wenige Geistesheroen haben so mächtig angezogen wie Kierkegaard, wenige standen auf so einsamer Höhe wie er, der sich die Grabschrift wünschte: „Jener einzelne", den es in den düsteren Stunden schwermütiger Verlassenheit mit den Schauern des Entsetzens und dem Grauen der Verzweiflung packen konnte: „Es müßte doch schrecklich sein am Tage des Gerichts, wenn alle Seelen wieder lebendig werden, ganz allein, einsam und allen, allen unbekannt dazustehen." Keiner wurde bitterer gehaßt und angefeindet als er, weil man — das Gewaltige in ihm fürchtete. Es ist etwas Wunderbares um das Leben dieses Mannes, der körper-

lich hinfällig — wie oft spricht er nicht von dem „Pfahl im Fleische"! —, zart, schmächtig und schwach, innerlich zerrissen, seelenkrank, „auf manche Weise tief und ganz verunglückt" — aber begabt mit eminenter Klugheit und siegesfroher Glaubenszuversicht seinen Jakobskampf mit Gott kämpft: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Wie ergreifend in seinen Tagebüchern („Buch des Richters"; Jena, Diederichs) jenes Diapsalma von den „Geopferten", deren die Weltleitung zu jeder Zeit in ihrer ungeheuren Haushaltung bedarf — wer dächte hier nicht an Ibsens Julian: „Das Geheimnis der Erwählung ist furchtbar"? Welch ein Schmerz, so geopfert zu werden! Aber: „Gott weiß anderseits wohl, wen er wählt, um ihn auf diese Weise zu benutzen, und dann versteht er es auch, ihm im innigsten Verständnis das Geopfertwerden so selig zu machen, daß man unter den tausend verschiedenen Stimmen, welche jede auf ihre Weise dasselbe ausdrücken, auch seine und vielleicht gerade seine in Wahrheit de profundis hört: Gott ist die Liebe! Der Vogel auf dem Zweige, die Lilie auf der Wiese, der Hirsch im Walde, der Fisch im Meere, zahllose Scharen froher Menschen jubeln: Gott ist die Liebe! Aber gleichsam tragend wie die Baßpartie klingt unter allen diesen Sopranen das de profundis von den Geopferten her: Gott ist die Liebe!"

Ja, es ist etwas Wunderbares um solchen Glauben, das tief erschüttert; aber zugleich auch ein — Über die Kraft. Was hier verkündigt wird, findet seine Verkörperung in Björnsons Elias Sang, es ist die Religion des freiwillig gewählten Martyriums, das Getragenwerden hinüber ins Grenzenlose. Bekennt doch Kierkegaard selbst noch auf dem Sterbebett in wehmütigem Scherz, er habe oft die Empfindung gehabt, als wüchsen ihm Flügel und er werde ein Engel. Und nun sitze er rittlings auf einer Wolke und singe Halleluja. Alles, was er gesagt habe, sei nur gewesen, um zu diesem Halleluja zu gelangen. Aber mitunter ist er sich wohl auch des Über-die-Kraft in seiner Lebensführung selbst bewußt geworden, so, wenn er von der „ungeheuren Anstrengung" spricht, seine Existenz, die von frühester Zeit an ein Grundleck erhalten habe, „durch Pumpen zu halten". Das Über-die-Kraft des seelischen Strebens und Ringens mußte wohl allmählich auch den Körper mit in seine Kreise ziehen. Das treffende Wort über Ibsens Brand, er sei die Größe, die sich selbst rächt, läßt sich ohne weiteres auch auf Kierkegaard anwenden: er starb im blühenden Mannesalter von zweiundvierzig Jahren — buchstäblich an Überanstrengung. „Und es ging damals durch den ganzen Norden ein Beben" — das war, wie ein norwegischer Bericht feststellt, der machtvolle Eindruck, den die Nachricht vom frühen Tode Kierkegaards auf die ganze Nation hervorbrachte.

Sören Aabye Kierkegaard wurde geboren am 5. Mai 1813 als Sohn zweiter Ehe des wohlhabenden Strumpf- und Kolonialwarenhändlers Michael Pedersen Kierkegaard zu Kopenhagen. Wer die „heimliche Note" im Leben des Sohnes finden will, wird an der seltsamen Persönlichkeit und dem tragischen Schicksal des Vaters nicht vorbeigehen können. Diesem ernsten, nach innen gekehrten Manne verdankt Sören einerseits die tiefe Religiosität, anderseits aber auch — ein verhängnisvolles Erbteil — die düstere Schwermut der unendlichen Resignation. Michael Pedersen entstammte einer kleinen Häuslerfamilie in Jütland. Als Kind hütete er die Schafe — einsam in der überwältigend großen Melancholie der jütländischen Heide. Im Winter bebend vor Hunger und Kälte, im Sommer den Strahlen der sengenden Sonne schutzlos ausgesetzt, maßlos unglücklich. Und einmal geschah es, daß den Knaben — er mochte damals acht bis zehn Jahre alt sein — die Schrecken seiner Verlassenheit unwiderstehlich ergriffen: er kletterte auf einen Steinblock, ballte die Faust gen Himmel und — fluchte Gott. Die Erinnerung an das Furchtbare dieses Augenblicks sollte seine Seele nicht mehr verlassen. Sie verfolgte ihn ins Mannes- und Greisenalter hinein, ja bis in den Tod. Es war die Sünde wider den Heiligen Geist, die er begangen, die nie vergeben wird. Gerade daß Gott ihn seit jenem Tage sichtbarlich zu segnen schien — er gewann Vermögen, Ansehen, hatte wohlgeratene und reichbegabte Kinder —, erfüllte ihn mit Entsetzen: Gott war also da, hatte ihn gehört, segnete den, der ihm geflucht. Diese bis ins Krankhafte gesteigerte Idee bestimmte fortan nicht nur das Schicksal seines Lebens, sie übertrug ihre Wirkung auf die ganze Familie. Hier finden wir den Schlüssel für die Zerrissenheit auch des Sohnes, dem bald die Ahnung aufging, daß das hohe Alter des Vaters für diesen kein Segen, nein, eher ein Fluch war. Das Bild des „Mannes der Schmerzen", das ihm in seinem Elternhause stets vor Augen gehalten ward, dessen drückende, schier erdrückende Last man immer wieder auf die Seele des zarten Kindes wälzte, vereinte sich ihm später unauflöslich mit dem Bilde des Vaters: auch er ein Mann der Schmerzen.

Die Schule besuchte Sören vom achten bis zum siebzehnten Lebensjahre. Dann bezog er die Universität, um Theologie zu studieren. Jedoch das Brotstudium vermochte seinen phantastisch ausschweifenden, allzu regen und wissensdurstigen Geist nicht zu befriedigen; er wendete sich vielmehr auch andern Disziplinen, vor allem der Philosophie zu und unterzog sich erst spät, nach zehn Jahren, der Staatsprüfung, auch dann nur, um einen heißen Wunsch des kurz zuvor verstorbenen Vaters zu erfüllen. Er bestand sie nun freilich auch glänzend mit einer weit über die Kreise der Fachgelehrten hinaus Aufsehen erregen-

den Magisterdissertation über den „Begriff der Ironie mit beständiger Rücksicht auf Sokrates“.

In diese Zeit fällt auch die erste Bekanntschaft mit seiner späteren Braut Regine, der Tochter des Etatsrats Olsen. Ihr Name ist mit dem Leben und Wirken Kierkegaards unauflöslich verknüpft. Alle seine Schriften sind ihr und dem Andenken an den verstorbenen Vater gewidmet: „Meinen Lehrmeistern, der edlen Weisheit eines Greises und dem lieben Unverstand eines Weibes.“ Und an andrer Stelle: „Es gibt nur zwei Menschen, die mich beschäftigen: mein verstorbener Vater und unsre eigne liebe kleine Regine, gewissermaßen auch eine Verstorbene.“*

Auch eine Verstorbene? Ein Hauch schwermütiger Tragik liegt über dieser Verlobung, die nach kaum einem Jahre wieder gelöst wurde. Wir können in den vom zwanzigsten Lebensjahre an geführten Tagebüchern und vor allem in der Leidensgeschichte „Schuldig — Nicht schuldig?“** ihre schmerzvolle Spur deutlich verfolgen. Wie konnte es geschehen, daß eine Verbindung, die doch einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterlassen, sich schon nach so kurzer Zeit löste? Kierkegaard selbst deutet es mehrfach an: es sei sein Verhängnis gewesen, daß er sich in einer Zeit, da er mit Ideen schwanger ging, „am Ideal versah“. An andern Stellen bekennt er dann wieder, daß, wenn eine, so Regine Olsen mit ihrem unschuldsvollen Frohsinn, der Aufrichtigkeit und Verschwiegenheit ihres Herzens so recht geeignet gewesen wäre, seine Schwermut zu bannen. Eine Ewigkeit zu alt für sie — das war wohl der tiefste Grund. Ja, wäre die Schwermut nicht gewesen, die ihn wie einen Galeerensklaven mit dem Tode zusammenkettete ... Aber ein Verhältnis eingehen, in dem man doch letzten Endes einsam bliebe, immer etwas verheimlichend, das — eine Ehe?

Also Kierkegaard war es, der von dem Verlöbnis zurücktrat, nachdem er unter unsäglichen Qualen und Kämpfen sich zu der Erkenntnis hindurchgerungen hatte, daß eine Vereinigung mit der Geliebten beiden Teilen zum Unheil gereichen müsse. Regine wollte ihn nicht freigeben, sie beschwor ihn bei dem Allmächtigen, ihr treu zu bleiben. Es sei ihr Tod, wenn er sie verlasse. Da greift er zum Äußersten. Sie kennt nur zwei Möglichkeiten, Liebe und Haß; so mag sie mich hassen lernen, um mich vergessen zu können. Er spielt den Verräter, den verderbten Betrüger. Dies letzte Mittel verfängt. Aber nun setzen die zuckenden Qualen der marternden Gewissensbisse erst recht ein: Regine werde ja sterben, und er sei dann ihr Mörder. Wieder und wieder klammert er sich wie ein Ertrinkender an das „himmlische Vielleicht“: Könnte es zwischen uns nicht doch etwas wie eine Ehe geben? Regine starb nun jedenfalls nicht; sie verlobte sich zwei Jahre später mit ihrem einstigen Lehrer Joh. Frederik Schlegel, mit dem sie dann in glücklicher Ehe lebte. Da erst kehren Ruhe und Frieden in die Brust des armen Verfolgten zurück. Zunächst freilich grollt er der Geliebten, daß sie mit dem Religiösen spielte, Gott zum Zeugen anrief und einen Mord auf seine Seele legte — solch eine kleine Jungfrau, solch eine kleine Konfirmandin! Sie wählte den Schrei — ich den Schmerz. Aber sein Lieben läßt nicht von ihr. Noch auf dem Sterbebett und in seinem Testament hat er ihrer gedacht. Sie blieb seine erste und einzige Liebe.

Und daß er sich im Inneren noch lange nicht beruhigt, davon zeugt die geradezu staunenswerte Fruchtbarkeit der nächstfolgenden Jahre. Sie ist nichts andres als der Ausfluß des Verlangens, den verhängnisvollen Schritt vor sich selbst und vor der Geliebten zu rechtfertigen und darüber beiderseitig abzuschließen. Im Lichte solcher Abrechnungs- oder Beichtschriften erscheinen daher das umfangreiche „Entweder — Oder“, das er in unglaublich kurzer Zeit niederschrieb, „Wiederholung“ und „Stadien auf dem Lebenswege“.*

„Entweder — Oder“ ist nach des Verfassers Absicht geschrieben, um abzuschrecken. Das Werk, das seinerzeit einen wahren Sturm der Meinungen für und wider sich entfesselte, stellt ästhetische und ethisch-religiöse Lebensanschauung einander gegenüber. Das Ästhetische will er realisieren; dieses offenbart sich ihm am reinsten in dem Erotischen. Das Weib, oder, wie er es poetisch ausdrückt, die Unendlichkeit der Strahlenbrechungen in der Sonne der Weiblichkeit, ist ihm Gegenstand eines fortgesetzten liebevollen Studiums. In diesem Sinne vermag er jedem Mädchen, das sich ihm anvertraut, eine vollkommen ästhetische Behandlung zuzusichern, mit der einzigen Einschränkung: es endet immer damit, daß sie betrogen wird ... Dein Leben ist Verzweiflung, erwidert der zweite Teil; du gedachtest, es im Ästhetischen zu realisieren, und es hat im Gegenteil alle Realität verloren, eben dadurch, daß du gewissermaßen nur von einem Kündigungstermin zum andern rechnest. Hier tritt als Gegner eine ästhetisch und ethisch zugleich und vollwertig entwickelte Persönlichkeit für das Heiligtum der Ehe in die Schranken: wahre Liebe ist einzige Liebe, die den Charakter der Ewigkeit trägt und so, im Sinnlichen, Errettung von der Sinnlichkeit bedeutet. Die Ehe ist ihre Verklärung, nicht ihre Vernichtung; denn sie ist wohl religiös, aber

* Vgl. „Kierkegaard und sein Verhältnis zu ‚ihr‘“ (Berlin, Axel Juncker).

** „Stadien“, Teil III (Dresden, Ungelenk).

* „Entweder — Oder“ und „Stadien auf dem Lebenswege“ erschienen bei Ungelenk in Dresden. „Entweder — Oder“ auch im Rahmen der Gesamtausgabe bei Diederichs in Jena; ebenda die sämtlichen andern hier besprochenen Werke.

erotisch zugleich. Das Ästhetische in ihr liegt einmal in der Unendlichkeit des Gefühls, ferner in der Einheit der Gegensätze: sinnlich und doch geistig; frei und notwendig; präsentisch und ewig.

Die beiden ersten Teile der „Stadien auf dem Lebenswege" setzen die Kontroverse von „Entweder — Oder" unmittelbar fort. „In vino veritas": Fünf Freunde, insgesamt Ästhetiker, vereinigen sich zu einem feierlichen Symposion. Vom Feuer edlen Weines entflammt, halten sie begeisterte Reden auf das Weib und die Liebe. Der erste vertritt im wesentlichen Denkschwermut: er hat nie geliebt und wird auch nie lieben. Da müßte er zunächst die Liebe durchdenken können; die aber läßt sich nicht durchdenken, da sie in hohem Grade unlogisch ist. Man geht an unzähligen Frauen vorbei, ohne für sie eine wärmere Empfindung zu hegen. Und dann plötzlich kommt die Einzige, sie — Katharina. Weshalb? Liegt nicht eine gewisse Komik darin? Gleich ihm betrachtet der zweite (bereits vorgeschrittene Verstandesverhärtung) Liebe und Weib nur als Spaß: die Frauen sind nicht ernst zu nehmen, da sie sich in weniger als vierundzwanzig Stunden von Grund aus umwandeln können. Demgegenüber betont der dritte (sympathische Ironie) die Idealität des Weibes: sie vermag den Mann zur Göttergröße des Genies zu erheben, das heißt, wenn sie ihm nicht angehört, also durch die Macht der Resignation. Es gibt wohl Dichter und Künstler aus unglücklicher, nicht aber aus ehelicher Liebe. Die Bedeutung der Frau ist mithin negativ. Der vierte, ein Modehändler (dämonische Verzweiflung in Leidenschaft), erblickt im Weibe den Gipfel der Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit: ihr ist alles Mode, selbst die Gottesfurcht. Als letzter tritt Johannes, der Verführer (Verlorenheit in Kälte), auf den Plan. Ihm ist das Weib nicht mehr und nicht weniger als ein reizender Betrug der Götter, den Mann in die Fesseln und Weitläufigkeiten der Endlichkeit zu schlagen.

Zweiter Teil. „Verschiedenes vom Ehestand": Wiederum verficht der bereits aus „Entweder — Oder" bekannte Ehemann das Recht und das Glück der Ehe. Die Liebe ein Wunder, ihr Priester ein Beter. Jedoch bleibt sie, unmittelbar genossen, immer zweideutig, da man nicht weiß, ob ein Ritter oder ein Verführer handelt; darüber entscheidet erst die Folgezeit. Anders die Ehe: sie ist eindeutig gefaßter Beschluß. Und „jede Persönlichkeit, die in der Geisteswelt rangiert, hat einen Entschluß, und der Rang richtet sich nach dem Entschluß..." In dem dritten Teil „Schuldig — Nicht schuldig?" exemplifiziert dann Kierkegaard die bisher entwickelten Ideen auf sich selbst, indem er die Geschichte seiner eignen Liebe in wundervoll dichterisch belebter Form zu wahrheitsgetreuer Darstellung bringt. Der letzte Teil bietet in befreiendem Lachen eine humoristische Kritik des Verlobungsverhältnisses. Die Komik liegt in den jedes Verständnis ausschließenden Gegensätzen: er schwermütig — sie lebensfroh; er wesentlich Denker — sie nichts weniger als das; er ethisch dialektisch — sie ästhetisch unmittelbar. Das Resultat: beide lieben einander nicht. Also das Ganze ein Mißverständnis: viel Lärm um nichts.

Aber diese humorvollen Lichtblicke vermögen nur schwer die immer wiederkehrenden Wolkenschatten nagenden Zweifels zu bannen — überall ein tragischer Einschlag. So auch in dem bereits zwei Jahre früher veröffentlichten psychologischen Experiment „Wiederholung". Der Held ein Liebender in der Erinnerung, ein romantisch wirrer Kopf, der vom ersten Tage seiner Verlobung an nicht präsentisch, sondern nur in der Vergangenheit zu lieben vermag. Er löst das Verhältnis, um den Reiz des Liebesglücks in wehmütigem Gedenken, nur verklärt und doppelt reich, noch einmal zu durchkosten. Aber die Wiederholung erweist sich als unmöglich. Ein letzter Versuch: schweren Herzens entschließt er sich, das Mädchen zu ehelichen. Auch dieser mißglückt; sie hat inzwischen einen andern genommen. Im Gegensatz zu diesem fein ironischen Schicksalsgemälde die gewaltige Tragik im Leben Hiobs: sich demütigen unter den Willen Gottes, um dann von seiner Gnade alles neu und herrlicher denn einst zurückzuerhalten, das ist wahre Wiederholung, die einzige, die es gibt.

Nun steht Kierkegaards Glaube tiefgewurzelt in dem Boden des Christentums. In dem unseligen Liebesbunde erkennt er eine vom Himmel auferlegte Prüfung; mit seiner Lösung hat er sich ganz in die Hand des Allmächtigen gegeben. „Furcht und Zittern", „Der Begriff der Angst", „Philosophische Brocken", „Unwissenschaftliche Nachschrift", „Die Krankheit zum Tode" und „Einübung im Christentum" bauen das im Fundament festgefügte Gebäude seiner religiösen Überzeugung weiter aus. In „Furcht und Zittern" wird Gott geliebt. Das Beispiel: Abraham, der hinging, seinen Sohn Isaak zu opfern. Einer ist groß durch seine Kraft, ein andrer durch seine Weisheit, ein dritter durch seine Hoffnung, ein vierter durch seine Liebe. Abraham ist größer denn alle: „groß durch die Kraft, deren Stärke Ohnmacht ist; groß durch die Weisheit, deren Geheimnis Torheit ist; groß durch die Hoffnung, deren Form Wahnsinn ist; groß durch die Liebe, die Haß gegen sich selbst ist". Er hat mit Gott gekämpft. In gigantischer Leidenschaft vollzog er die Bewegung des Glaubens zum Absurden hin, zum Dennoch, dem Paradox des Daseins. Er haßte den einzigen Sohn Isaak, den er über alles liebte. Hätte er sonst hingehen können, ihn zu opfern? Siehe, so furchtbar ist Gott, daß, die ihn lieben, die Welt hassen müssen.

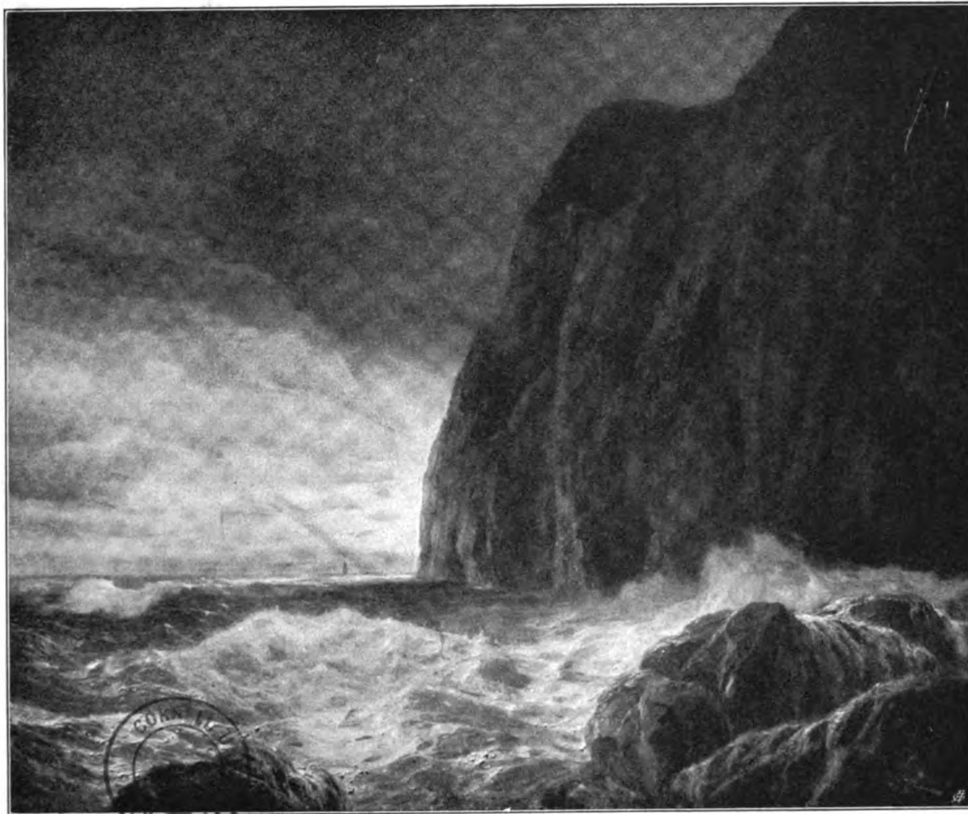
Ohne Welthaß kein Aufgehen in Gott, ohne ein Leben in Gott keine Angst, ohne diese keine

Erlösung. In dieser Ideenverbindung stellt sich „Der Begriff der Angst“ die Aufgabe, eben diesen Begriff mit besonderer Bezugnahme auf das Dogma der Erbsünde psychologisch festzustellen und zu entwickeln. Wohl zu unterscheiden von der Furcht und verwandten Zuständen, die sich stets auf etwas Bestimmtes beziehen, ist die Angst eine Art begehrlichen Hinstierens auf die Schuld, die man gleichzeitig fürchtet. „Die Schuld hat für das Auge des Geistes die Macht, die der Blick der Schlange ausüben soll: sie verzaubert.“ Eben dieser Zustand der Verzauberung ist Angst. Noch befindet sich das Individuum im Stande der Unschuld, der „Unwissenheit“. Aber nur ein Wort braucht zu fallen, und die Unwissenheit ist „konzentriert“, ein Verbot — und die Lust ist erregt; an Stelle der Unwissenheit ist das Wissen getreten. Das Verbot ängstet, denn es erweckt die Möglichkeit der Freiheit, sich nach der Seite des Unrechts hin zu entscheiden. „So ist die Unschuld aufs äußerste gebracht, sie ist in Angst gefangen .. Sie ist nicht schuldig, und doch ist eine Angst in ihr, als wäre sie verloren.“ Und nun geschieht das Entsetzliche, daß gerade die Angst vor der Sünde die Sünde hervorbringt. So wird die Angst in Verbindung mit dem Sündenfall der Weg zur Verdammnis: Du sollst des Todes sterben. Und dennoch: Wehe dem Menschen, der in Furcht und Zittern vor Gott, dem grimmen Todfeind, sich niemals geängstet — er ist unrettbar verloren. Denn wie die Angst einerseits als Voraussetzung und Folge der Erbsünde alles Fleisch dem gewissen, grausam unentweichlichen Untergang entgegentreibt, so wird sie anderseits in Verbindung mit dem Glauben das Mittel zur Erlösung. Im Glauben an das Dennoch, an die erlösende Macht der Heilandsliebe, der nichts unmöglich ist, erhält der Sünder alles doppelt und schöner zurück.

Die „Philosophischen Brocken“ behandeln das Problem der Menschwerdung Christi. Die Menschheit befindet sich von Anbeginn im Zustande der Erbsünde, der Schuld. Trotzdem wird sie von Gott geliebt in dem Verlangen nach Gegenliebe. Wie soll sich nun Gott ihr offenbaren, um ihre Gegenliebe zu gewinnen? Es bestehen zwei Möglichkeiten. Einmal: er kann, in aufsteigender Bewegung, als Gott, König Himmels und der Erde, erscheinen. Die Folge wäre ehrfürchtige Anbetung. Damit ist ihm jedoch nicht gedient; er will mehr: Liebe. So wählt er den zweiten Weg der absteigenden Bewegung und nimmt Knechtsgestalt an, aber nicht wie ein König, der nur ein schlecht verhüllendes Bettlergewand um die königlichen Schultern legt und den Bettler tragiert, nein, die Knechtsgestalt Gottes ist seine wahre Gestalt. Darin eben erweist sich die Allmacht seiner Liebe. Kann nun das Historische dieser Menschwerdung noch heute, nach neunzehnhundert Jahren, den Ausgangspunkt eines ewigen Bewußtseins geben? Das ist die entscheidende Frage. Kierkegaard antwortet: Die erste Generation der mit dem Erlöser Gleichzeitigen hat vor der letzten aller nachfolgenden Geschlechter nichts voraus. Glaube ist die unerläßliche Bedingung für sie alle. Und Glaube ist inneres Erlebnis.

Die „Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift“ stellt dem objektiven das subjektive Problem gegenüber in der Frage: Wie komme nun ich in ein persönliches Verhältnis zu Christus? Auf dem ich liegt der Ton. Angenommen, die Forschung hätte alle in der Heiligen Schrift berichteten Begebnisse und Heilstatsachen als unwiderlegliche objektive Wahrheit wissenschaftlich erwiesen. Was wäre damit gewonnen? Nichts! Im Gegenteil, in dieser Objektivität hätte man gerade „die leidenschaftliche, unendliche, persönliche Interessiertheit“, das Entweder — Oder des Glaubens, verloren. Denn Glaube ist, wir sahen es an Abraham, gigantische Leidenschaft. Daher welch ein Glück, daß diese wünschende Hypothese der kritischen Theologie eine Unmöglichkeit ist, weil selbst der vollkommenste Beweis immer nur die Bedeutung einer Annäherung haben kann. Anderseits: gesetzt den Fall, es wäre den Feinden des Christentums geglückt, das Gegenteil zu beweisen — was dann? Wäre die Kraft der Lehre damit gebrochen? Nicht im mindesten. Daraus, daß die Bücher des Neuen Testaments weder authentisch noch inspiriert wären, folgte ja nicht, daß Christus nicht doch gelebt habe ... Glaube ist — Sören Kierkegaard wird nicht müde, es zu wiederholen — das Absurde, das gegen den Verstand „auf 70000 Faden“ Tiefe schwimmen, und — doch glauben. Christus selbst war ja das Paradox: den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit. So stellt sich denn das Christwerden als die schwierigste von allen Aufgaben dar. Es heißt: nicht mehr und nicht weniger als alles einsetzen, mit dem Wagnis, alles zu verlieren.

Der martervolle Seelenkampf, das Hindurchringen zum Glauben an das Absurde — das ist „die Krankheit zum Tode“. Nicht ein körperlicher Zustand, nicht eine „tödliche“ Krankheit, deren Letztes der leibliche Tod ist. Den fürchtet doch der Christ nicht, ihm ist ja der Tod kein Letztes, sondern nur ein Übergang, ein Absterben und Neugeborenwerden zu ewigem Leben. „Diese Krankheit ist nicht zum Tode“, sagt Christus vor der Erweckung des Lazarus. Um jedoch einem Mißverständnis von vornherein vorzubeugen, setzt er hinzu: „Lazarus ist tot.“ Obwohl also Lazarus wirklich gestorben war, bedeutete seine Krankheit, der Tod, nicht „die Krankheit zum Tode“, denn er sollte durch ein Wunder wiedererweckt werden. Soll mithin im strengsten, das heißt in christlichem Sinne, von einer Krankheit zum Tode die Rede sein, „so muß es eine sein,



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Hans von Petersen: Norwegischer Fjord.

bei der der Tod das Letzte, und bei der das Letzte der Tod ist". Dies aber ist die Verzweiflung. Diese Krankheit braucht durchaus nicht mit leiblichem Tode zu enden, man stirbt nicht an ihr, was man so „sterben" nennt. „Im Gegenteil, die Qual der Verzweiflung besteht gerade darin, daß man nicht sterben kann. So heißt zum Tode krank sein: nicht sterben können, jedoch nicht, als ob da Lebenshoffnung wäre, nein, die Hoffnungslosigkeit ist die, daß selbst die letzte Hoffnung, der Tod, nicht kommt. Wenn der Tod die größte Gefahr ist, so hofft man auf Leben; wenn man aber die noch schrecklichere Gefahr kennen lernt, hofft man auf Tod." Verzweiflung ist also die Hoffnungslosigkeit, nicht einmal sterben zu können. Sie ist es recht eigentlich, die den Menschen vom Tier unterscheidet; das Tier empfindet keine Verzweiflung. Aber die wahre, die tiefste Verzweiflung der Hoffnungslosigkeit kennt wiederum nur der Christ. Der natürliche Mensch verzweifelt am und im Endlichen, der Christ an der Unendlichkeit. Was dem natürlichen Menschen Schauder erregt, ist für den Christen nur Scherz; er verhält sich zu jenem wie der Mann zum Kinde: wovor dem Kinde graut, das achtet der Mann für nichts. Der Christ hat die Schrecken der Ewigkeit in sich durchlebt und durchlitten, er hat so den Mut, die sieghafte Kraft des in der Verzweiflung an Gott neugeborenen Geistes erhalten, alle Schrecken der Endlichkeit nicht ferner zu fürchten.

Das einzige und alleinige Heilmittel gegen diese Krankheit ist die „Einübung im Christentum". Man hat diese Schrift nicht mit Unrecht als den „Abschluß und die Krone der Verfasserschaft" Kierkegaards bezeichnet, sie sein „vollendetstes und wichtigstes Werk" genannt. Drei tief religiöse, tief eindringliche, von der ganzen Kraft einer grenzenlosen, schmerzlichen, für das Martyrium reifen Gottes- und Jesuliebe getragene Betrachtungen über fundamentale Heilsworte des Neuen Testaments, die in ernster Mahnung zur Erweckung und Verinnerlichung des Glaubens führen wollen. ... „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." ... Kommet her! Wie seltsam, daß gerade er, der die Hilfe bringt, der Einladende ist, der sie alle zu sich herannötigt. Alle — er fürchtet nicht, es könnten zu viele kommen; nein, seine Furcht ist, es könnte auch nur ein einziger fehlen, der die Einladung nicht zu hören bekäme. Kommet her! Welche Liebe! Sollte man da nicht meinen, sie kämen zuhauf, um sich helfen zu lassen, es werde ein unübersehbares Gedränge von Mühseligen und Beladenen geben, die der Einladung folgen? ... Nichts davon. Im Gegenteil: die unerwartete Folge des Anrufs voll unendlicher Liebe ist „ein unübersehbares Gedränge von Menschen, die schaudernd zurückfliehen". Denn wer ist es, der die Einladung spricht? Es ist nicht der erhöhte, zum Himmelskönig gekrönte Christus, thronend zur Rechten des Vaters, es ist der Erniedrigte in der Knechtsgestalt, der Gekreuzigte auf Golgatha, der von seinen Jüngern Nachfolge, Leiden über Leiden verlangt. Kommet nun, ihr Mühseligen und Beladenen, um als rettende Hilfe — noch größeres Leid zu erleiden.

„Selig, wer sich nicht an mir ärgert." Ein der „Krankheit zum Tode" verwandter Gedanke: der Glaube wird in Verzweiflung, im „Gefäß des Ärgernisses" getragen. O unergründlich tiefe Tragik von Christi Seelenleid: er, der alle so gern erlösen will, der für die in Sünden verlorene Menschheit den Opfertod am Kreuze starb, vermag es nicht zu verhindern, daß viele durch das Ärgernis an ihm, als dem der menschlichen Vernunft widersprechenden Paradox, zugrunde gehen. Denn das eben ist seine Tragik: seine „fürchterliche Einsamkeit". Er kann nicht verstanden, er muß geglaubt werden. Im Ärgernis steht das Individuum am Scheidewege: hier Verbleiben im Ärgernis, in der unendlichen, hoffnungslosen Verzweiflung, dort — Glaube, näher bestimmt: Glaubenswille, der Glaube an das Wunder, an das Absurde. In ihm ist die fürchterliche Entscheidung.

„Und ich will, wenn ich von der Erde erhöht werde, alle zu mir ziehen." Das dritte Christuswort steht in engem Zusammenhange mit den beiden ersten. Wieder ist es der Erniedrigte, der redet: „Wenn ich erhöht werde"; als er es sprach, war er noch nicht von der Erde erhöht. Aus der ganzen Geschichte seines Lebens und Leidens gewinnen wir nirgend den Eindruck einer überirdischen Hoheit; auch nicht ein Abschnitt darin, der unbedingt wie Herrlichkeit aussah. Selbst jenes Mahl, da ihn die Büßerin salbte, erweckt es in uns das Gefühl einer ruhigen Festlichkeit? ... Solches tat sie „zum Tage meines Begräbnisses ..." Christi Leben war Leid, nicht Hoheit: „Seht, welch ein Mensch! Das ist gleichsam die Leidensgeschichte seines Lebens in einem einzigen Ausruf." Indem er litt, siegte er. Leiden ist Sieg. Darum ist denn auch eine triumphierende Kirche ein Unding. Der Weltsieg der Kirche würde bedeuten, daß Satan sie überlistet und überwunden hat. Was Christus verlangt, ist Kampf und Selbstkreuzigung, nicht Bewunderung und gerührte Betrachtung.

Das letzte Halbjahrzehnt von Kierkegaards Leben läßt sich kurz dahin kennzeichnen: alles arbeitet einer unvermeidlichen Katastrophe entgegen. Es erweckt den Eindruck, als sei Kierkegaard in einen jähen Wirbel, in einen Malstrom hineingeraten, der ihn dem unrettbaren Untergange zutreibt. Es ist, wie bei Brand, das alle menschlichen Kräfte übersteigende, den deus caritatis vergessende, unerbittliche Entweder — Oder, das Alles — oder

Nichts, an dem diese durchaus tragische Persönlichkeit zugrunde geht.

Der unausbleiblichen Katastrophe gehen zwei Konflikte voraus, die in ihren verderblichen Folgen die letzten Kräfte des ruhelosen Kämpfers bis ins tiefste Mark erschüttern mußten: die literarische Fehde gegen den „Korsar“ und der religiöse Streit um den „Wahrheitszeugen“.

Der „Korsar“ war das meistgelesene, weil auf die niederen Instinkte des Publikums spekulierende Witzblatt Kopenhagens, von dessen gefürchteten Infamien keine irgendwie hervorragende Persönlichkeit verschont blieb. Nur an Kierkegaard hatte man sich noch nicht herangewagt. Im Gegenteil, sein Name war wiederholt mit respektvoller Anerkennung genannt worden. Da provozierte Kierkegaard selbst die Fehde, indem er gegen das Schmähblatt in einem von beißender Ironie erfüllten Kampfartikel losdonnerte. Er forderte die Sudler auf, doch auch ihn in die Galerie der Beschimpften aufzunehmen, da er nicht der einzige Mensch in ganz Kopenhagen sein wolle, den der „Korsar“ lobte. Nur zu bald sollte er sich nicht mehr beklagen dürfen. Vier Monate hindurch verfolgte ihn das Blatt mit widerlich entstellenden Karikaturen, die bei aller Geistlosigkeit — das eine zu kurz geratene Hosenbein, sowie der Name Sören (slaa til sören: sich ganz gehörig amüsieren) spielten eine immer wiederkehrende Rolle — gleichwohl genügten, ihn bei der leicht beweglichen Menge der Lächerlichkeit preiszugeben. Die Kinder auf der Straße liefen höhnend dem „Entweder — Oder“ nach. Kierkegaard blieb nicht stumm. In geharnischten Artikeln über die Krämerstadt Kopenhagen oder in grimmigem Aufruf gegen die Journalisten: „Wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus jetzt zur Welt, er nähme, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester usw. aufs Korn, sondern die Journalisten“, entlädt sich das Unwetter seines gerechten Zornes. Aber er leidet furchtbar unter diesem aufreibenden ungleichen Kampf: seine stets ehrenblanken Waffen waren den Giftpfeilen der Gegner nicht gewachsen.

Den letzten Todesstoß versetzte dann dem gequälten Manne sein Streit um den „Wahrheitszeugen“. 1854 war Bischof Mynster, der Episkopus der dänischen Staatskirche, gestorben, und Martensen, sein Nachfolger, hatte ihn in einer mit Begeisterung aufgenommenen Gedenkrede als „Wahrheitszeugen“ gefeiert. Schon längst hatte sich Kierkegaards Haß gegen die Staatskirche gerichtet, die das Christentum, die Religion der Einzelnen, die schwierigste aller Aufgaben, offiziell und so bequem wie nur möglich mache. Heutzutage seien ja alle Christen, und doch habe Christus gesagt: „Der Weg ist schmal, und die Pforte ist eng, die zum Leben führt, und nur wenige sind ihrer, die sie finden.“ Gleichwohl hatte er in Rücksicht auf den Bischof, den ehrwürdigen Greis und einstigen Freund seines Vaters, bisher geschwiegen. Nun aber ging er zum offenen Angriff über: Mynster, gewiß ein im übrigen untadelhafter Charakter, aber ein Wahrheitszeuge? Der Mann des Kompromisses, der Orden, Titel und Ehrenämter und der hohen Einkünfte? ... Das hieß Gott herausfordern, ihn zum Narren haben. Christentum ist Entsagung, ist Leiden: Verachtet und unansehnlich vor der Welt. Ihr aber predigt in prunkvollen Kirchen! Die Religion des Leidens habt ihr in eine Religion der Lebenslust verwandelt. Wer mir nachfolgen will, der nehme das Kreuz auf sich, verlangt Christus, und ihr, jawohl, laßt euch mit dem „Kreuz“ — dekorieren. Ihr predigt anders, als ihr lebt: wie verhält sich denn die Forderung der Armut zur Besoldung der fetten Pfarrstellen? Menschenfresser seid ihr, und zwar von der abscheulichsten Sorte: die Leichen der Heiligen, die in Marter und bitterem Sterben verbluteten, euch sind sie Erwerb und Nahrung geworden. Hier gilt es nicht, da oder dort zu bessern und zu flicken, der Schaden steckt im Gebäude, der Staatskirche: man muß es niederreißen. Das Christentum braucht nicht des Staates, sondern Gottes Protektion, um zum Unschuldszustande zurückkehren zu können. Gott aber haßt gerade das, was dir von Natur dein Leben, deines Lebens Lust ist.

So und ähnlich schmettert der Fanfarenruf der alles Maß und Ziel überschreitenden Anklagen in der Schrift „Der Augenblick“. Ihre Schärfe erklärt sich daraus, daß Kierkegaard sich „mit den Fähigkeiten gegen die Neigung“ als von Gott selbst berufen wähnte, sich für den Auserwählten des Herrn, für Gottes Zuchtrute hielt: „Und mit mir ist der Allmächtige; und er weiß am besten, wie man schlagen muß, daß es empfunden wird, daß das Gelächter, unter Furcht und Zittern hervorgelockt, die Geißel sein muß. Dazu werde ich gebraucht.“

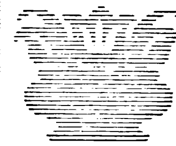
Aber nun war der „Rufer im Streit“ auch mit seiner Kraft am Ende. Er war müde zum Tode. Er wollte nun sterben, weil dies für seine Sache notwendig sei, erklärte er im Frederikshospital, wohin er nach einem ohnmächtigen Zusammenbrechen auf der Straße gebracht war.

Kaum einen Monat später, am 11. November 1855, ereilte ihn dort der Tod. Und der edle Märtyrer schied, frei von allem Erdenleid, mit der Siegesgewißheit der Auserwählten: „In der kleinen Stube des Krankenhauses“, so berichtet seine Nichte, eine Augenzeugin seines Todes, „wurde ich von dem Lichtschein empfangen, der von seinem Gesicht gleichsam ausstrahlte. Nie habe ich auf solche Weise den Geist die irdische Hülle durchbrechen und ihr einen Glanz mitteilen sehen, als wäre sie der verklärte Leib in der Morgenröte der Auferstehung.“



Fifine, der Hund

Von Irma Schneider-Schönfeld



Die alte Frau Oberhoffekretär hatte es leicht, als sie uns unsre jetzige Wohnung vermietete.

Wir hatten zuerst ja nicht die geringste Lust dazu. Ein äußerst unsympathischer Rehpinscher war uns gleich beim ersten Anklingeln an der Gartentür mit gehässigem und nicht endenwollendem Gekläff an die Beine gefahren und hatte trotz allen liebreichen Mahnrufen der Frau Oberhoffekretär — „Aber Fifine, Fifinchen, Finderl!" — sein ungastliches und mißtöniges Bellen während der ganzen Besichtigung des Gartens fortgesetzt.

Auch die Wohnung selbst hatte, vernachlässigt und schlecht gepflegt, wie sie war, zunächst nichts Verlockendes für uns.

Aber da stieß die Frau Oberhoffekretär die Tür zur Veranda auf, und wie aus einer Seele sagten mein Mann und ich: „Ah —!"

Vor uns lag ein Meer wogender Baumwipfel. Alle die großen Gärten des gegenüberliegenden Villenviertels stießen hier mit ihren baumreichsten Beständen zusammen — die Häuser selbst waren wie verschluckt von dieser grünen Wildnis, die sich unübersehbar weit bis an den äußersten Himmelsrand hinzog, wo sie von gelben Ährenfeldern eingefaßt und von der weißen Rokokofassade eines alten Schlößchens kokett überragt wurde.

Auch der Himmel tat das Seine für die Frau Oberhoffekretär. Er ließ über dieser Szenerie die phantastischsten und lieblichsten rosaseidenen Wolken spazierengehen und einen ganz unwahrscheinlich sanften stillen Abendwind wehen, der uns zwei nervösen Großstadtmenschen ganz deutlich zuzuraunen schien: Bleibt, bleibt — hier wohnt der Friede!

Wer so aus tiefster Seele „Ah!" gesagt hat, sagt leicht B.

Noch zu selbiger Stunde unterzeichneten wir den Mietkontrakt, der uns für drei Jahre an die Villa der Frau Oberhoffekretär band — „mit dem Recht der gemeinsamen Gartenbenutzung". Fifine assistierte diesen Abmachungen wieder mit ihrem wütenden Gebell, das uns noch bis an den Ausgang der stillen Straße verfolgte und ein unbestimmtes Gefühl von Reue in uns erweckte, als ob wir dem Geraun des Windes doch ein wenig vorschnell Glauben geschenkt hätten...

Die Wohnung hatte nicht ohne Grund so lange leergestanden, die Frau Oberhoffekretär hatte es sich in den Kopf gesetzt, sie „so", das heißt ohne irgendwelchen Beitrag zu den Herstellungskosten, zu vermieten, und das war ihr erst bei uns gelungen.

Wir trösteten uns über diesen Punkt durch die Erwägung, das alles Unangenehme auch sein Angenehmes hat. In unserm Falle bestand das Angenehme darin, daß wir die Wohnung nun ganz und gar nach unserm eignen Geschmack herrichten lassen konnten. Als die Tür hinter dem letzten Handwerker zugefallen war und wir aufatmend durch unsre Räume gingen, da fühlten wir, daß uns dank dem hartnäckigen Spartrieb der Frau Oberhoffekretär dieses neue Heim bereits jetzt in einer innerlichen persönlichen Weise zu eigen gemacht worden war, wie keins seiner Vorgänger. Hand in Hand sahen wir von der Veranda aus in das grüne Gewoge der Gärten, in das zärtliche Blau des Himmels...

Welch ein Vorurteil, daß Adam und Eva ein für allemal das Paradies für die Menschheit verscherzt haben sollen, es bleibt doch jedem Adam und seiner Eva frei, es wieder neu zu entdecken.

Wir schraken bei diesen Erwägungen heftig zusammen, denn am Fuße der Treppe, die von der Veranda in den Garten führte, stand Fifine und verbellte uns mit einer tückischen Plötzlichkeit, die uns wie ertappte Sünder auseinanderfahren ließ.

Unser Paradies war offenbar so vollkommen, daß ihm auch der höllische Feind nicht fehlte, der als künstlerischer Gegensatz in jedes stilvolle Eden gehört.

Fifine hatte allerdings nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer Schlange. Sie sah aus wie eine extradicke Ratte, die man in eine abgelegte Löwenmähne gewickelt hatte. Die Löwenmähne war gelbbraun und schmutzig-

grau unterwachsen. Sie erfreute sich der besonderen Pflege der Frau Oberhoffekretär, die in diesem unverhältnismäßig langhaarigen Wuschelpelz, der die kleine Ratte von der Schnauze bis zum Schwanz einhüllte, die vorzüglichste Zierde ihres Lieblings erblickte.

Wenn ich vom Garten aus zusehen mußte, wie Frau Oberhoffekretär unter der Assistenz ihres Mädchens Fifines Toilette besorgte, fiel mir immer der „Tag aus dem Leben einer aristokratischen Hündin" ein, den Caran d'Aches spitzer Stift so getreulich beschrieben hat. Auch Fifine besaß ein silbernes Badewännchen und sonstiges Toilettengerät von einer Eleganz, um die manche Dame sie beneidet hätte. Auch Fifine entstieg — wenn sie nicht nächtliche Eskapaden im Garten vorgezogen hatte — einem weißbezogenen Bettchen, das den alten Satz von den Hunden der Reichen, die es besser haben als der Armen Kinder, täglich neu zu bestätigen schien. Auch Fifines Mahlzeiten von monogrammverziertem Porzellan mußten für jeden gewöhnlichen Straßenköter eine ständige Aufreizung zum Klassenhaß bilden. Ich bin überzeugt, wenn einer von ihnen nur ein einziges Mal das tägliche Beefsteak auf Fifines Teller gesehen hätte, dann wäre der große „soziale Kladderadatsch" wenigstens in der Welt des Hundes zur Tatsache geworden.

Ein wesentlicher Unterschied bestand allerdings zwischen Fifine und jener aristokratischen Hundedame: Fifine wirkte trotz dem verwöhnenden Milieu, das ihr die für ihre Person so sparsame und einfache Frau Oberhoffekretär geschaffen hatte, durchaus plebejisch. Sie war physisch und psychisch eine Parvenüe, die ihre Sympathien und Antipathien ebensowenig zu beherrschen verstand wie ihr unangenehmes, überlautes Organ. Es war klar, daß Fifine uns haßte. Ob sie uns als Eindringlinge in den jahrelang ungestörten Frieden „ihres" Hauses und vor allem „ihres" Gartens betrachtete, oder ob sie nur den allgemein menschenfeindlichen Instinkten ihres Herzens folgte, weiß ich nicht. Jedenfalls gab sie ihrem Haß unzweideutigen Ausdruck — rastlos bei Tag und bei Nacht — und leider keineswegs durch stumme Verachtung.

Was half uns gegen diesen „inneren Feind" unsre Mitgliedskarte des Antilärmvereins!

Wenn man in dem schönen, verwilderten Garten seine Hängematte anband, um zu schlafen oder zu lesen, dann schlug die unvermeidliche Fifine ihr Lager dicht unter der Hängematte auf und brachte ihr Ständchen: „Wauwai, Waiwau, Waiwai, Wai, Ww...!" Wenn man des Nachts auffuhr aus wüsten Träumen von Einbrechern und räuberischen Überfällen in einsamen Villen, dann dankte man dem Schrecken des Aufwachens samt den Schrecknissen der Träume sicherlich Fifine, die ausgerechnet unter unserm Fenster Variationen über ihr geliebtes Thema aufführte: „Wouwau, Wauwou, Hau, Hou, Wauwou, Wwww...!"

Die Variationen waren ihre starke Seite. Ihr Tagelied war auf a und i gestimmt, ihr Nachtlied auf dunkelgefärbte o und u, in die ein schauerlich heulendes h ein neues Motiv brachte. Nur der Abgesang jeder Strophe, die endlose Kette der wwww blieb Tag und Nacht gleich.

Ich hätte gern gewußt, was Fifine mit diesem rätselhaften klagenden Heulen eigentlich sagen wollte. Denn ich liebe jegliche Kreatur, und mir ist, als ob gerade in den sprachlosen Geschöpfen der Erde etwas nach Erlösung ringe, das des Menschen tiefstes Mitleiden hervorrufen müßte, wenn er es nur einmal zu verstehen vermöchte. Ich bin auch stolz darauf, daß die Tiere uns beide ganz besonders zu lieben scheinen, daß zutraulicher als anderswo die Vögel auf unsrer Veranda Brosamen aufpicken und Hunde und Katzen aller Zonen uns auf unsern Reisen stets eine blitzartige — wenn auch nicht immer erwünschte — Zuneigung entgegenbrachten. Dieser Hund aber war die lebendige Verneinung unsrer Erfolge im Tierreich und schon deshalb eine stete Kränkung für uns, die noch ärger schmerzte als seine musikalischen Übungen.

Ich kam auf die Idee, Fifine durchaus als unverstandene Frau aufzufassen und, was ich noch keinem Hundewesen gegenüber nötig gehabt hatte, um ihre Gunst in Liebe und Geduld zu werben.

Liebe und Geduld, das hieß in diesem Falle nicht zum wenigsten: kleine Geschenke. So näherte ich mich denn unsrer hartnäckigen Feindin, bewaffnet mit einem Wurstzipfel, der auch das verwöhnteste Hundedämchen verführen mußte.



Balthasar Schmitt: Schnitterin.

Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1912.

Aber das war es eben!

Fifine bellte nicht nur — sie war als fleischgewordener Gegenbeweis zu dem bekannten Sprichwort trotz ihrem Bellen bissig. Ein Zupacken des Rattenmauls — ein Griff — und die Wurst war in ihrem Besitz. Im allernächsten Augenblick aber zog ich auch schon mit blutigem Finger die Hand zurück. Fifine hatte den schüchternen Versuch einer Liebkosung trotz der Wurst mit einem boshaften Zubeißen geahndet!

Mein wochenlang verbundener Finger benahm mir alle Lust zu weiteren Anbandlungen, und vielleicht war er es auch, der mich davon abhielt, meinem Mann in den Arm zu fallen, als er eines Nachts, da Fifines endloses Bellen wieder einmal alle Hunde der Nachbarschaft alarmiert hatte, ihr vom Fenster aus einen Krug Wasser über den Kopf goß.

Es war eine zauberhaft schöne linde Sommernacht, und das laue Bad konnte Fifine gewiß nicht schaden. Dennoch erschienen wir uns gleich darauf als die barbarischsten Rohlinge der Welt. Denn Fifine heulte schmerzvoll zum dunkelblauen gestirnten Nachthimmel empor, der solche Untat zugelassen hatte; die befreundeten Hunde der Umgebung heulten erst recht mit, und plötzlich öffnete sich bedrohlich knarrend die Tür der Parterrewohnung, und die Frau Oberhofsekretär betrat den Schauplatz.

„Hier nahen schon im Festgewande die Könige vom Griechenlande," summte mein Mann, aber ich fand das Zitat aus der „Schönen Helena" äußerst unpassend. Denn die Frau Oberhofsekretär bot in Nachthaube und Unterrock trotz der Kerze in ihrer Hand, die alle Details festlich beleuchtete, einen durchaus unköniglichen Anblick.

Wortlos nahm sie ihren begossenen Pinscher ins Haus — ein wenig beschämt legten wir uns wieder zu Bett. War das nur das Flackerlicht der Kerze gewesen, das die Züge der Frau Oberhofsekretär so todestraurig, so erfüllt von vergrämter Liebe hatte erscheinen lassen, als sie sich zu dem Tiere niedergebeugt hatte? —

Ich liebe nicht nur Tiere — ich liebe vor allem Menschen, die zu Tieren gut sind.

Und so wenig ursprüngliche Zuneigung ich für unsre patriarchalisch gestrenge Hausherrin und ihr beständiges kühles Lächeln aufbrachte, so rührend war mir ihre Zuneigung zu diesem häßlichen, gewöhnlichen Hund.

Wie arm mußte das Leben dieser reichen Frau gewesen sein, da sie für die letzte Liebeswärme ihres alten Herzens auf der ganzen Gotteserde keinen geeigneteren Gegenstand fand! Und wie reich mußten die Liebesschätze gewesen sein, die dieses Herz ursprünglich zu vergeben hatte, da noch ihr letzter Abglanz ein Hundeleben in eine so beneidenswerte Existenz zu verwandeln vermochte!

Es tat uns weh, daß wir diese arme reiche Frau gerade in dem gekränkt hatten, was sie nun einmal als ihre „heiligsten Gefühle" betrachtete. Wir suchten nach Möglichkeit die Erinnerung an jene nächtliche Brutalität zu verwischen, und da Fifine uns seit damals etwas mehr respektierte, glaube ich, daß es uns mit der Zeit doch noch gelungen wäre, das Verhältnis wieder erträglich zu gestalten. Aber dazu langte die Zeit nicht.

Denn eines Tags war das Lächeln der Frau Oberhofsekretär nicht mehr kühl, sondern eisig kalt und lag eingefroren für immer auf ihrem schmalen, reglosen Gesicht, aus dem selbst der Tod nicht alle Züge der Verbitterung zu streichen vermocht hatte...

Sehr entfernte Verwandte, ein Herr Hofkürschnermeister samt Gattin, die sich um die alte Frau bei Lebzeiten nicht eben viel gekümmert hatten, spielten, so gut es ging, die Rolle der Leidtragenden und empfingen Kondolenzbesuche, Kränze und Sargagenten mit der gleichen wehmütigen Würde. Mit wohlwollendem Begönnern versicherte uns der Herr Hofkürschnermeister, daß auch jetzt, wo er „der Herr" sei, vom Steigern „vorläufig net die Red'" sei. Er zeigte dabei eine Vertrautheit mit unserm Mietkontrakt und sämtlichen Hausverhältnissen, die ahnen ließ, daß er die wenigen Stunden seit dem Hinscheiden der Frau Oberhofsekretär bereits zu einem belehrenden Studium ihres Akten- und Kassenschranks benutzt hatte.

Von Fifine war nichts zu sehen, nichts zu hören. Bei unsrer Frage nach ihr vergaß das Ehepaar völlig seine Wehmut und seine Bildung und wurde giftig: „Dös sakrische Viech, dös ganz sakrische, beißen hat er wollen, grad wie mer nur'n Fuaß ins Haus

setz'n! No, unser Schorschel, der fürcht' sich vor nix'n — jetzt hat er's in Keller g'spirrt, und mit der Zeit wird er ihm scho' Mores beibringen, dem sakrischen Viech, dem ganz sakrischen."

Ich sah nach Schorschel, einem derben Bengel von zwölf, der sich eben damit beschäftigte, die Vorräte im Büfett durchzukosten und zur größeren Bequemlichkeit dabei auf einen der sorgfältig gebürsteten Polsterstühle gestiegen war. Und dann sah ich noch einmal nach dem schmalen verbitterten Gesicht der Toten, die nichts auf der Welt liebhaben konnte als den Hund, der nun Schorschels Pädagogik ausgeliefert war...

Fifine konnte ja ein bißchen Erziehung gewiß nichts schaden.

Aber diese arme reiche Frau — so leid tat sie mir — so leid!

Der Sommer war vergangen, der Herbst verloht. Die Frau Oberhofsekretär lag tief in der gefrorenen Erde, und ihre Wohnung war an ein gleichgültiges hunde- und kinderloses Ehepaar vermietet, das den für uns unschätzbaren Vorzug besaß, ein wenig luftscheu zu sein, und uns deshalb in nahezu unbeschränktem Alleingenuß des gemeinsamen Gartens ließ.

Fifine war mit der gesamten transportabeln Habe der Frau Oberhofsekretär weggeschafft worden — vermutlich in das Haus des Herrn Hofkürschnermeisters, das recht weit entfernt in einem funkelnagelneuen Viertel lag, dem der Volkswitz den charakteristischen Namen „Protzenhausen" gegeben hatte.

Wir hatten keinen Grund zur Sehnsucht nach ihr. Der „höllische Feind" war fort; unser Paradies war, als die traurigen Erinnerungen an Tod und Sterben verblaßten, vollkommener als je. Und bald war Fifine völlig vergessen.

Bis zu jener denkwürdigen Wiederbegegnung, die nicht nur den Schlußpunkt dieser wahrhaftigen Geschichte, sondern vor allem den Wendepunkt in der Geschichte unsrer Beziehungen zu Fifine bedeutet.

Ich mußte auf dem Rückwege von einem Besorgungsgang über „Protzenhausen". Ich eilte sehr, denn es war später geworden, als ich dachte. Schon lagen die pompösen Villen im nebelblauen Dämmerlicht des winterlichen Spätnachmittags.

Die Vorgärten waren wie begraben unter der weißen Schneelast. Es war ganz still, wie manchmal vor einem Sturm, und sehr kalt. Und durch dieses kalte stille Dunkel der menschenleeren Straße kam plötzlich ein verlorener Laut an mein Ohr: „Www...!" Fifines berühmtes Www... — freilich ohne a und o, ohne i und u — ohne jegliche Variation.

„Www...!" Es klang nicht mehr boshaft, es klang nicht mehr frech — es griff mir ans Herz, und ich wußte gar nicht warum. Ich beugte mich nieder zu einem kleinen elenden Geschöpf, das sich hinter einer Schneewehe am Straßenrand mühsam gegen den aufsteigenden Schneesturm zu schützen suchte.

„Www...!" Ohne den jämmerlichen Wehlaut hätte ich Fifine nicht erkannt.

Von der langen Löwenmähne, die auch nur ein wenig zu stutzen der Frau Oberhofsekretär als Todsünde erschienen wäre, war nur ein spärlicher Haarkranz um den Hals übriggeblieben — alles andre war glatt weggeschoren. Und was dahinter zum Vorschein kam, das war ein so frostzitterndes, ein so erbärmlich hageres, nacktes Körperchen, daß Mitleid und Empörung in mir stritten, noch bevor ich die schlecht verharschte Bißwunde auf des Tieres magerem Rücken sah: sicher das Memento eines Straßenköters, denn Fifine war zu Lebzeiten ihrer Herrin nie allein über die Grenzen des Gartens gelassen worden und deshalb weder den Abenteuern noch den Gefahren der Straße gewachsen.

Ich konnte das wimmernde Geschöpf doch nicht hier auf der Straße lassen! Und so peinlich die Mission des Tierschützlers in diesem besonderen Falle war, ich läutete an der Gartentür des Herrn Hofkürschnermeisters und stellte das öffnende Mädchen über Fifinens Zustand zur Rede. Die gutmütige junge Person wand sich vor Verlegenheit. Aber so viel sah ich gleich: zu machen war da nichts!

Der eigentliche Herr des Hauses, der Herr der Situation und vor allem der allmächtige Herr der kleinen Fifine, das war der „Herr Schorsch", jener vielversprechende Schorsch, der sich vor „nix'n" fürchtete.

Der Herr Schorsch hatte — im Spätherbst! — Fifinens warmes Pelzwerk abrasieren lassen, weil er sich davon Spaß versprach.

Der Herr Schorsch hatte streng befohlen, Fifine im Essen knappzuhalten, damit sie nicht so faul sei.

Der Herr Schorsch hatte Fifine bei minus zehn Grad auf die Straße gejagt, damit sie sich die Feigheit abgewöhne. Nach einer solchen Nacht im Freien hatte Fifine sich erkältet und seither die Stimme verloren — daher das hilflose Www...!

Ich dachte an eine wundervolle, milde Sommernacht, an das wohlverdiente laue Bad, das sich Fifine bei uns geholt hatte. Ich dachte an ein schmales, vergrämtes Gesicht, das sich liebend und sorgend über dieses selbe elende Tier gebeugt hatte...

Ein Würgen saß mir in der Kehle.

Das Mädchen, dem die Angst vor dem angenehmen Herrn Schorsch auch deutlich aus dem Gesicht zu lesen war, versprach mir bestimmt, das Tier sofort, wenn's ganz finster geworden war „und der junge Herr 's nicht sieht", ins Haus zu nehmen und ihm eine Decke zu geben; außerdem brachte sie ihm noch in meiner Anwesenheit etwas zu fressen. Mehr konnte ich im Augenblick nicht erreichen.

Ich bog mich nieder, um Fifine zu streicheln. Wimmernd fuhr sie zusammen. Sie hatte einen Schlag erwartet...

Durch das trostlose Dunkel des Winterabends ging ich eilig heim. Aber mein Herz war schwer.

Was hatte ich denn im Grunde erlebt? Glück, Hochmut und Fall eines lächerlichen kleinen Hundes namens Fifine. Waren Tantalus, der mit den Göttern getafelt hatte, Wallenstein in Eger, Ludwig XVI. in Versailles und im Temple, Napoleon auf Sankt Helena nicht wahrhaftig geeignetere Beispiele, um daran die Vergänglichkeit des irdischen Glücks zu exemplifizieren?

Aber das eigensinnige Herz hat seine besonderen Lernmethoden. Sicherlich hatte das meinige in der Schulzeit Napoleon mit heißem Mitgefühl nach St. Helena begleitet — aber begriffen, erlebt hat es ihn und Ludwig XVI. und die lange, lange Kette schmählich verstoßener Götterlieblinge eben doch erst in diesem kleinen, lächerlichen Hund, dem das Schicksal in einer Laune eine silberne Badewanne und ein weißes Bettchen und ein tägliches Beefsteak schenkt, um ihn dann in einer andern Laune kalt und gefühllos dem ganzen Elend des Lebens preiszugeben.

War es nicht dasselbe Schicksal, das Napoleon und diesen kleinen Hund und mich und jeden in seinen grausamen Händen hielt? Wußten wir mehr vom Morgen als diese kluge Fifine, die die Nächte ihres Glücks mit ihrem rätselhaften klagenden Heulen erfüllt hatte, als ob sie ihre ahnungsvolle Stimme erheben wollte, bevor ihr das Schicksal auch diese letzte Waffe nahm?

Das Schicksal — das Schicksal — schwarz und riesengroß fühlte ich es hinter mir im Dunkel der Straße — ich glaubte seine Schritte zu hören — ich glaubte seine Stimme zu hören: Www...!, die nachgeäfften Laute seines kleinen Opfers.

Oder ging es nicht hinter mir her? — War es vor mir hergegangen, hatte mich überholt mit Riesenschritten?

Es konnte das Licht in meinem Hause ausgelöscht haben, während ich ihm noch hoffnungsvoll zuschritt...

Es konnte alles tröstende Licht der Erde auslöschen...

Es konnte Augen schließen für immer — es konnte nehmen, nehmen, nehmen — genau so maßlos, wie es zu geben verstand, wie es mir gegeben hatte...

Wenn nun dies die Stunde der Glückswende war? Wenn seine gebenden Hände sich eben jetzt zur Faust ballten und mein armes Glück niederschlugen wie diesen erbärmlichen kleinen Hund? Aus dem Dunkel hinter mir keuchte es langgezogen: Www...! Ich drehte mich um — aber ich konnte nichts sehen im Schneesturm — und vor Tränen...

Ich lief wie gejagt von meinem im tiefsten aufgeschreckten Herzen. Ich lief wie um mein Leben. Ich lief auf das Licht zu und auf die Wärme. Ich riß die Gartentür auf und nahm mir keine Zeit, sie zu schließen — nur hinauf, hinauf ans liebste Herz — fühlen, daß es schlägt — fühlen, daß es noch da ist.

Eins blieb, als ich mich im Arm meines tief erschrockenen Mannes von dem Paroxysmus dieser Heimkehr ein wenig erholt hatte: immer noch glaubte ich draußen im Dunkel der Nacht, der ich glücklich entronnen war, diesen furchtbaren Kettenlaut zu hören, dieses jammernde, tonlose Www...! Fifinens,

das ich mir zur Schicksalsstimme umgestaltet hatte.

Wir öffneten die Verandatür, um in den Garten zu horchen.

Hereinströmende Kälte — Stöhnen in Wipfeln und Büschen.

„Es ist nur der Sturmwind..." wollte mich mein Mann beruhigen, aber im selben Augenblick erblickten wir sie beide: am Fuße der Freitreppe, an derselben Stelle wie in ihren glücklichen Zeiten, stand Fifine. Stand da unter dem gleichen Mond — im tiefen Schnee — demütig, mit gesenktem Kopf — ein solches Bild des Jammers jeglicher Kreatur, daß es mir keine Blasphemie schien, an die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu denken...

Im Augenblick waren wir beide unten und trugen das gequälte Tier aus Nacht und Kälte hinauf in Licht und Wärme. In meiner Hand lag der kleine häßliche Hundekopf mit dem Rattengebiß.

Und plötzlich tat Fifine, was sie sicherlich noch keinem Menschen getan: sie leckte meine Hand, leckte meine Finger, auch denselben Finger, an dem eine winzige Narbe von einer längst verheilten Wunde erzählte.

Der Herr Hofkürschnermeister war leicht zu bereden, uns die „zugelaufene" Fifine zu überlassen, da sich sein Schorsch „sowieso nix mehr aus ihr macht". Vielleicht schämte er sich auch ein bißchen.

Jetzt läuft Fifine längst wieder im Schmuck eines frischen Pelzchens in der kleinen Welt unsers Hauses umher, und wenn sie sich auch mit einer bürgerlicheren Behandlungsweise begnügen muß als vorzeiten, so ist sie doch auf dem besten Wege, wieder ein ganz glücklicher Hund zu werden. Ihre Stimme hat sich ebenfalls gebessert, wenn sie auch nie mehr so laut werden wird wie früher.

Aber wir sind nun einmal Egoisten und können uns nicht entschließen, diesem verlorengegangenen Teil von Fifinens Individualität besonders nachzuweinen!

Ausflug

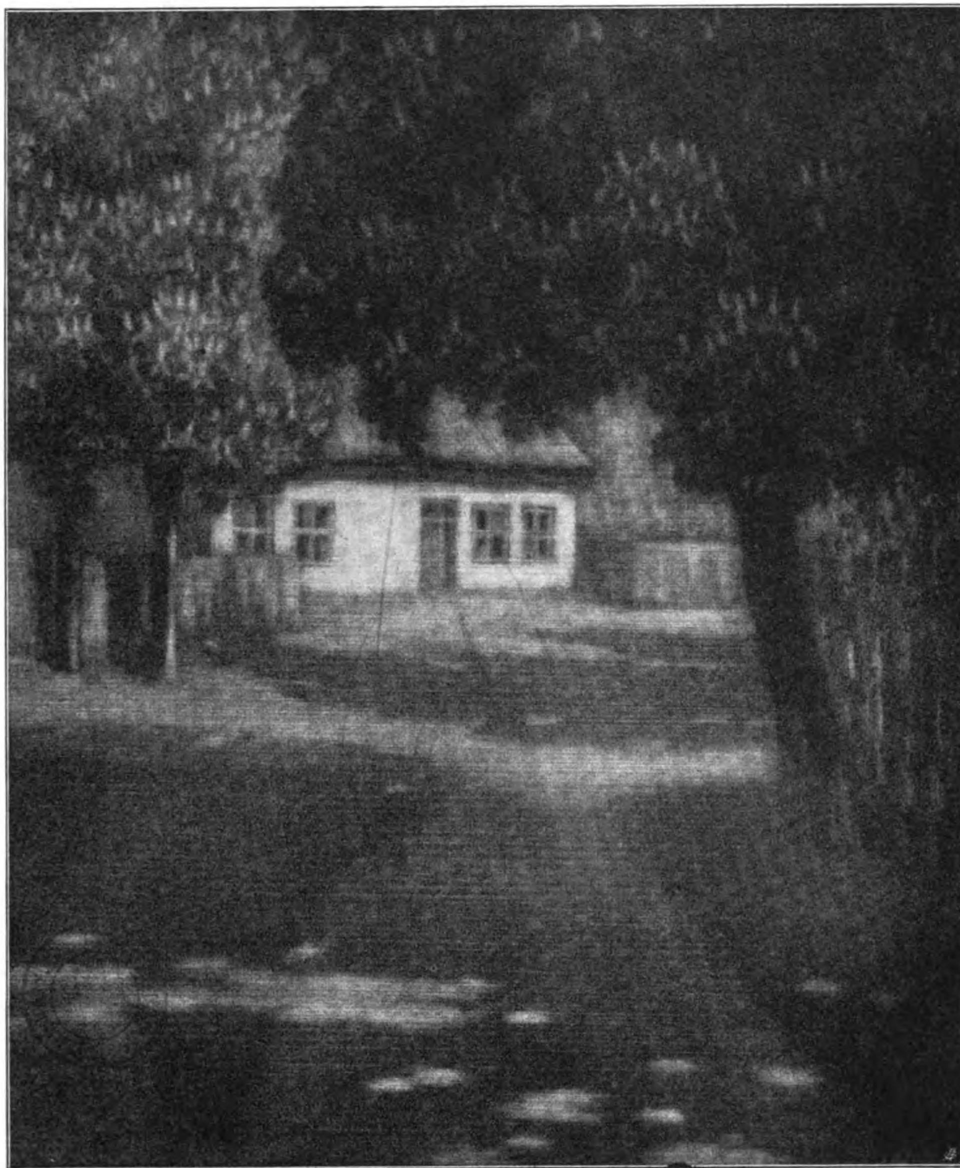
Grün steht der Wald im lichten Vormittag,
In sanftem Lila liegen ferne Hügel,
Ein Kuckuck schreit und schreit im Buchenschlag,
Ein Schmetterling fliegt auf mit schwankem Flügel.

O weites Land — in Silber liegt der Fluß,
Ein schmales Band in sattes Grün gegraben.
Vom Dorf klingt Glockenklang und Böllerschuß —
Wes ist das Fest, das wir vergessen haben?

Von Weg und Wiese hebt sich herber Duft,
Gleichmäßig hackt ein Specht die morsche Rinde.
Von früher Sonne zittert leicht die Luft;
Uralt und rauschend steht am Quell die Linde.

Wo bist du, Welt und trübe Sorge, wo?
Ein Bächlein schwatzt vergnügt von Trost und Traum.
Wie bin ich dieses goldnen Morgens froh!
Weiß in der Lichtung steht ein Apfelbaum.

Ludwig Ullmann



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Else Christoph: Haus mit Kastanien.



Alexander Moissi (Fedja) und Gina Mayer (Fedjas Schwägerin Ssascha) in Tolstojs „Lebendem Leichnam". Szenenbild des Deutschen Theaters in Berlin. (Nachtrag zu der Besprechung im vorigen Heft.)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

„Bürger Schippel", Komödie von Carl Sternheim — „Das Buch einer Frau", Komödie von Lothar Schmidt — „Tod und Leben", Komödie, „Der heilige Rat", Schauspiel von Ludwig Ganghofer — „Das Gnadenbild", Volksstück von Rudolf Brix — „Das gelobte Land", Schauspiel von Arthur Mayer-Brandus — Bühnenbilder aus Tolstojs „Lebendem Leichnam" — Paul Wegener als Macbeth — „Cines", das erste Theatergebäude für Kinodramatik — Die Weimarer Nationalfestspiele des Schillerbundes für 1913 — Aus der theatergeschichtlichen Literatur

Schillers „Räuber" zeigen in ihrer „zwoten verbesserten Auflage" von 1782 unter der Titelvignette des springenden Löwen das Motto „In tirannos". Wenn auch weder Motto noch Vignette von dem Dichter selbst stammen, so war doch beides nicht übel gewählt und bezeichnete symbolisch mit treffsicherer Kürze Ton und Tendenz dieses angriffslustigen Sturm- und Drangdramas eines gärenden, aufbäumenden Genies. Ja, es würde wenig dagegen einzuwenden sein, wenn einer der fixen Nachdrucker jener Zeit gleich die drei tragischen Jugenddramen Schillers gesammelt unter demselben Titelschild ins Publikum gesandt hätte; denn wie die „Räuber", so zielten auch „Fiesco" und „Kabale und Liebe" mit ähnlichen revolutionären Waffen auf ähnliche Gelüste und Anmaßungen verhaßter Gewalthaber. Der Komödiendichter von heute ist weniger pathetisch, aber kaum weniger konsequent. Wenn Carl **Sternheim**, der Verfasser der „Hose" (oder des „Riesen"), der „Kassette" und neuerdings des „Bürgers Schippel", den Ehrgeiz spürte, diese Opera 1—3 seiner Komödienlaune dem deutschen Publikum in einer Gesamtausgabe zu Füßen zu legen, so brauchte er gleich jenem findigen Schillerdrucker von 1782 nicht um ein einheitliches Motto verlegen zu sein, aber mit der Devise „In philistros" würde sich eine Vignette mit dem trotzig aufgerichteten Löwen ganz und gar nicht vertragen. Denn in all diesen Stücken ist weder Stolz noch Leidenschaft noch Überschwang noch Wildheit noch Gesinnungsstärke. Im Gegenteil: just in ihrer Kühle, in ihrer Pathoslosigkeit, in ihrer berlinischen Wurstigkeit suchen sie ihren temperierten Ehrgeiz, und als besonderes Verdienst rechnen sie es sich offenbar an, daß sie ihre Stöße nicht einseitig gegen ein und denselben „Gegner" führen, sondern — nach dem guten Komödiengesetz der Objektivität — die Wange, die sie eben ohrfeigten, im nächsten Augenblick streicheln und denselben Kumpan, mit dem sie eben noch Arm in Arm marschierten, gleich darauf übers Knie legen, um ihn gehörig durchzubläuen. Was sollte ihnen bei sotaner Gesinnung der springende Löwe? Besser schon würde ihnen ein widerborstiger Kater anstehen, der sein eignes Spiegelbild anfaucht, oder einer jener übergelenkigen Gliedermenschen des Zirkus, die ihren Kopf zwischen den Beinen und ihre Füße auf den Schultern tragen.

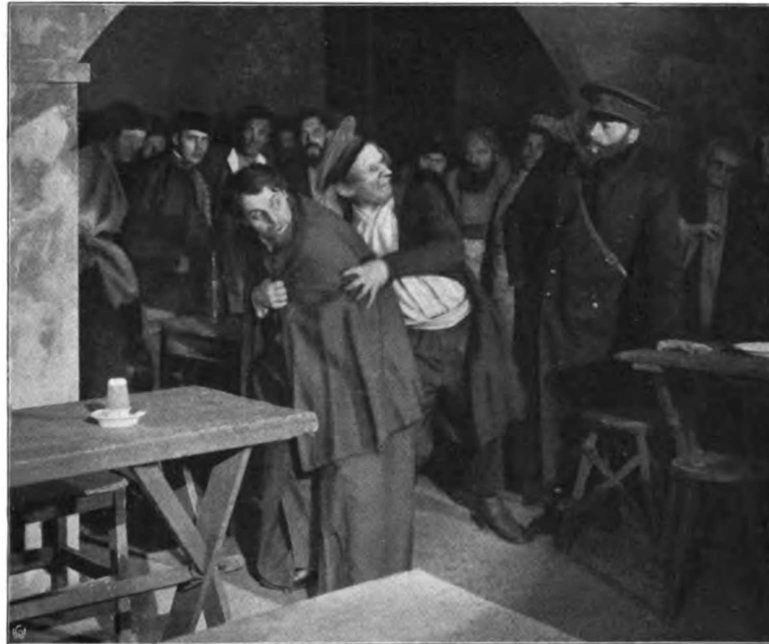
In philistros! „**Bürger Schippel**" (Buchausgabe im Inselverlage zu Leipzig), den uns

Reinhardts Kammerspiele unter der eignen Regie des Meisters in einer leise sich selber parodierenden Darstellung schlechterdings musterhaft aufführten, läuft gegen das Bollwerk des lieben deutschen Philistertums gleich von zwei Seiten Sturm. Krone und Bettelsack, Fürst und Proletarier verbünden sich, um die selbstgefällige Behaglichkeit erbeingesessener Bourgeoisie und Beamtenschaft aus dem warmen Neste zu scheuchen. Muß dem Quartett, das schon einmal den goldenen Lorbeerkranz des Sieges aus des Fürsten höchsteigner Hand entgegennehmen durfte, auch gerade vor dem neuen Gesangswettstreit der Tenor wegsterben! Daß mit ihm auch der Bräutigam Fräulein Theklas, der blonden, fetten Schwester Tilman Hicketiers, des ehrenwerten Goldschmiedemeisters und Quartettführers, dahinging, möchte ja noch zu verschmerzen sein, aber ein Tenor — woher so schnell einen neuen Tenor nehmen?! In der ganzen Stadt, im ganzen fünf Quadratmeilen großen Fürstentum gibt es nur einen Ersatzmann, und das ist Paul Schippel, der rothaarige Taugenichts, Stadtvagabund und Bankert dazu! Entsetzlicher Gedanke, daß sich seine Stimme mit den Organen Hicketiers, Heinrich Kreys, des fürstentreuen Beamten, und Andreas Wolkes, des loyalen Buchdruckereibesitzers, vermengen soll! Aber es gibt keine andre Rettung vor der drohenden Konkurrenz der Neidlinge: man muß in den sauren Apfel beißen und Paul Schippel zur Probe laden. Schippel kommt, und nun ist köstlich, wie dem Lumpenkerl im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit der Kamm schwillt, wie er von zaghafter Bescheidenheit zu frecher Vertraulichkeit übergeht, und wie die andern gleich Buridans Esel zwischen Jovialität und Reserviertheit hin und her schwanken.

Sternheim, der sich sonst nicht viel aus dem geraden Wege macht und gern abschweift, wenn wir andern vorwärts möchten, hat in einer höchst ergötzlichen und einprägsamen Szene den komisch-gewichtigen Ansturm des vierten Standes auf die Festung des dritten symbolisiert. Da stürzt Schippel, beseligt vom Mut des neuen Lebens und überschnell erwärmt in einem ihm bisher verschlossenen Kreise, auf den ältesten und würdigsten der Biedermänner zu und trommelt ihm mit triumphierender Arroganz auf den buntbewesteten Bauch: Aufgetan, Bruder Bürger! Paul Schippel möchte auch hinein, möchte auch teilhaben an eurer wohlarrondierten Sicherheit! Entsetzen und Empörung des also beklopften Bürgers sind so groß, daß um ein Haar der ganze Pakt noch wieder in die Brüche gegangen wäre: denn Schippel hat auch seinen Stolz, und demütiger als das erste Mal muß man ihn nunmehr bitten, doch ja rechtzeitig zu den Proben zu kommen. Als er's endlich tut, hat er sich für seine kostbare Bereitwilligkeit den höchsten Lohn ausgesonnen, den ein solcher Habenichts und Tunichtgut von ehrenfester, gutsituierter Bürgerlichkeit verlangen kann: nur um die Hand Thekla Hicketiers gibt er seinen Tenor her. Die hat früher einmal beim Kinderspiel aus Ekel und Verachtung auf den rothaarigen Lausejungen gespien — nun soll sie ihn küssen und ihn ehren als ihren Herrn und Gemahl. Er hat es sich mal in den Kopf gesetzt, und ein König des hohen C, wie er, kommt ja doch nicht mit leeren Händen! Es wurden hundertfach Heiraten geschlossen um eine Krone oder um einen Beutel voll harter Taler — warum nicht auch um eine Stimme? Da aber entdeckt Paul Schippel, daß der junge Fürst, auch sonst wohl ein geübter und erfolgreicher Liebeswerber bei den Töchtern des Landes, nächtlicherweile dort schon war, wohin er gern möchte, und nun auf einmal loht sein roter Schopf himmelhoch von dem neugebackenen Stolz des Emporkömmlings, während der Bürgerstolz des gedemütigten Bruders — merkwürdige Wandlung der Gesinnungen! — über und über bereit wäre, seinem tollkühnen Verlangen zu willfahren. „Nein, meine Herren," sagt Schippel, „danke schön! Mit, nicht ohne Blume habe ich um ein Fräulein Thekla geworben. Ich weiß, was ein Bürger seinem Stande schuldig ist." In die Bresche springt Heinrich Krey, der ewig Loyale, der entweder so verliebt ist, daß er Fräulein Theklas kleines Manko gar nicht sieht, oder dem Fürstenverehrung und Fürstendienst so heilige Dinge, daß er eine Vorgängerschaft von so hoher Seite auch auf dem heikelsten aller Gebiete für das Gegenteil einer Kränkung nimmt. Aber Sühne, Genugtuung muß sein! Schippel hat an die Ehre des Bürgertums getastet, Schippel wird gefordert. Und Schippel, obwohl schlotternd vor Angst, kommt in Frack und Zylinder, mit der Pistole bewaffnet, und wenn er auch fast mit Stricken auf seinem Posten angebunden werden muß, und wenn er auch — auf Verabredung oder nicht, wer hat danach zu fragen? — mit Verlaub zu sagen in die Luft schießt, den Ritterschlag der Bürgerlichkeit hat er nun einmal empfangen, nachdem er so korrekt mit Kratzfüßen und Verbeugungen und Hutlüften die Forderungen des dreimal geheiligten Ehrenkodex erfüllt und vollzogen hat. Nicht mehr als Paul Schippel schlechtweg, sondern als Bürger Schippel verläßt er den Schauplatz seiner Tapferkeit; und wenn er das Fräulein Thekla auch nicht bekommt, wer weiß, beim nächsten Schützenfest mag er doch immerhin mit Frau Krey, geb. Hicketier, die Polonäse anführen.

Doch das sind Perspektiven, die außerhalb der fünf Aufzüge liegen, und der Verfasser, sobald er sein Mütchen an dem Philister von gestern und dem von heute gekühlt hat, kümmert sich wenig um das weitere Schicksal seiner Menschen und seiner Handlung. Es ist, als fürchte er sich, ihnen zuviel Ehre anzutun, als sei es unter sei-

ner Würde, den Mohren noch zu kennen, nachdem der seine Schuldigkeit getan hat. So bekommt das Stück etwas kalt Konstruiertes, und die gewollte Wortkargheit der Rede in ihrer abgehackten Form tut das ihrige dazu, diesen launisch aphoristischen Eindruck noch zu verstärken. Und so ist es ja auch: wir haben kein natürliches, dem Boden der äußeren Wirklichkeit oder der inneren Erfahrung entsprossenes Lebensgewächs vor uns sondern ein künstliches Produkt des Verstandes und Witzes, das noch dazu die romantische Ironie mit ihrem Spinnweb überzogen hat, damit nur ja keiner auf den beschämenden Gedanken komme, man habe es mit einem Naiven zu tun. Auf einige von den literarischen Fußangeln, mit denen der „Bürger Schippel" gespickt ist, legt er selbst den deutenden oder warnenden Finger — so, wenn er die nächtliche Balkonszene zwischen dem Fürsten und Fräulein Thekla, bei der eine Leiter durchaus zu ihrem Rechte kommt, eine Variante zu Shakespeare nennt —, andre und weitaus die meisten dieser Parodien und Anspielungen läßt er absichtlich im Dunkeln, auf daß seinen Zuhörern der Spaß nicht verdorben werde, sie selber zu finden. Er ist auch sonst und überhaupt mehr auf die Teile als auf das Ganze bedacht. Seine Figuren, zumal dieser famose Schippel selbst, den Alfred Abel in einem köstlichen Gemisch von sprühender Verschmitztheit und feiger Drückebergerei darstellte, aber auch der an seiner eignen Rührseligkeit schmorende Wolke, der bei Viktor Arnold so viel fein abgetönte Menschlichkeit fand, sie drohen jeden Augenblick das Gefäß der Handlung und ihrer komischen Requisiten zu sprengen, das eigentlich nur gemacht ist, eine Posse mit Possenfiguren zu beherbergen, sooft der Verfasser auch von dem schlechthin Spaßhaften in das Ernsthafte, ganz und gar nicht mehr Lächerliche abirrt. Dieser Komödiendichter müßte, so paradox das klingt, selber mehr Philister sein, um eine solide, saftige Philisterkomödie zu schreiben. Es ist das ewige Weh und Ach unsrer literarischen Begabungen, auf das wir auch hier wieder stoßen: sie getrauen sich nicht, naiv zu sein, sie schielen krampfhaft nach den „Literarischen", was die wohl für ein Gesicht dazu machen, sie füttern den Snob in sich, der immer auf der Lauer liegt und Pfötchen macht, zu oft mit Zuckerbrot, anstatt ihm die Peitsche zu geben.



Aus Tolstojs „Lebendem Leichnam": Fedjas Ergreifung in der Kellerspelunke. Szenenbild des Deutschen Theaters in Berlin. (Nachtrag zu der Besprechung im vorigen Heft.)

Von solcher eitlen Vornehmtuerei darf Lothar Schmidt sich freifühlen. Seine Stärke ist seine Ehrlichkeit, und ohne die geradherzige Anständigkeit seiner Mittel sollte es ihm schwer werden, sich vor den moralischen Vorwürfen zu retten, die bei uns eingeborene Komödiendichter zu gewärtigen haben, sobald sie auch nur den Finger nach Dingen ausstrecken, die den Franzosen als Vorrecht ihres Landes und ihrer Rasse mit Kompliment und Kußhand verziehen werden. Erzählt man die Handlung oder deutet sie auch nur an, so sieht es zunächst nicht viel anders aus als bei Bisson oder Hervieu. Auch in Schmidts Komödie „Das Buch einer Frau" treffen wir die berühmten zwei Ehepaare, die, eng befreundet und noch enger benachbart, durchaus die Grenzen der Befugnisse nicht respektieren können. Der flotte, lebenslustige und liebeskundige Ingenieur hat es leicht, bei der Frau seines Freundes heimlich die Früchte zu pflücken, für die es diesem, einem papiernen Theoretiker der „Weibespsyche", an Geschmack und Wertschätzung fehlt. Ihre hinterrücks gestohlenen Zärtlichkeiten begleitet er gar noch auf dem Flügel mit Offenbachischen

Melodien, und wenn er die beiden Diebe wirklich einmal ertappt, so genügt ein bißchen Komödienspiel, um ihn schnell wieder in seine alte weltfremde Sicherheit einzuwiegen. Fatal wird die Situation erst, als auch der beglückte Liebhaber Ursache zu haben glaubt, sich als betrogenen Betrüger zu fühlen. Potztausend! Woher hat Frau Dr. Gertrud Lebius das Bankguthaben von sechstausend Mark, das da plötzlich zum Vorschein kommt? Der Tölpel von Ehemann denkt natürlich, von ihm, ihrem zärtlichen Freunde; er selbst aber weiß doch ganz genau, daß er nie mit so plump materiellem Lohne honoriert hat, was so zart geboten wurde. Also muß noch ein Dritter da sein, der... Pfui, ein solcher Verdacht sollte auch in einer erotischen Komödie nicht aufkommen dürfen: er verdirbt die ganze Atmosphäre und zerstört für ein paar Augenblicke das friedliche, verzeihungsbereite Lächeln, das wir für diese nur äußerlich ein wenig aus Fasson geratenen Leutchen auf den Lippen haben. Bis sich der schmähliche Verdacht löst. Jene Summe ist nichts andres als das Honorar, das Frau Gertrud für ein anonym, heimlich vor ihrem Manne wie vor ihrem Geliebten geschriebenes, scheinbar recht boshaftes Buch über die Ehe eingeheimst hat. Über die höchst verfänglichen Indiskretionen nachzudenken, die darinstehen, dazu kommt ihr Mann und Kritiker — o ja, er hat das Buch in seiner eignen Zeitschrift enthusiastisch besprochen, ohne zu ahnen, von wem es ist —, darauf kommt dieser Ehe-Traumulus gar nicht recht, denn gleichzeitig wird die arme Verleumdete auch von dem Verdacht gereinigt, sie habe die Rückreise von München nach Berlin gemeinsam mit dem Ingenieur gemacht. Was bleibt dem Herrn Gemahl da andres übrig, als demütig um Verzeihung zu bitten und die beiden Unschuldigen mit einem anbefohlenen Versöhnungskuß förmlich und feierlich zur Fortsetzung ihrer Zärtlichkeiten zu ermuntern...

Wie gesagt, so bös und wüst das alles aussieht, Lothar Schmidt hat eine Art, es als bloßes Spiel an der Oberfläche erscheinen zu lassen, das den guten, soliden Kern ihrer Seele kaum antastet. Seine menschliche Liebenswürdigkeit, seine beherzte, von aller Hinterhältigkeit freie Offenheit neutralisiert die gefährlichen Elemente sozusagen, so daß wir es selbst ertragen können, wenn zwei Unschuldsengel von Kindern zwischen den Polen ihr ahnungsloses Spiel treiben. Mit Witz und theatralischem Geschick allein wäre eine solche Wohligkeit des moralischen Empfindens schwerlich zu erreichen gewesen. Es muß schon ein hilfreicher Geist aus höheren Regionen mit am Werke gewesen sein, nicht eine Gabe des Geistes, sondern eine Gabe des Herzens, die wir getrost, wenn's ihr auch an der rechten Tiefe fehlt, Humor nennen wollen. Das Theater in der Königgrätzer Straße mit Tilly Waldegg, Otto Gebühr und Eugen Burg in den Hauptrollen hätte bei aller Wirksamkeit der bühnenkundig zugespitzten Szenen vielleicht doch noch ein wenig mehr tun können, um diese heimlichen Gemütswerte, die nur in den Nuancen des Tons stecken, hörbar und fühlbar zu machen.

Aus anderm, derberem Holz schnitzt Ludwig Ganghofer seine Komödien. Ihm fehlt es nicht an dem Rustikalen, an der breit und bieder ausladenden bajuvarischen Bäuerlichkeit, die wir an Thoma oder Ruederer kennen und lieben. Aber während diese mit urkräftigem Behagen ganz in die Art und Eigentümlichkeiten ihrer geliebten Bauern aufgehen, wahrt sich Ganghofer immer ein wenig von den Reservatrechten des Literaten, der auf städtische Kultur hält und die Distanz zu schätzen weiß. Das spürt man auch an seinem Einakter „Tod und Leben", mit dem uns letzthin das Lessingtheater bekannt machte. Es ist gewiß ein echt bäuerliches Thema, dies naive Durcheinander von Lachen und Weinen, Tauffröhlichkeit und Begräbnistraurigkeit, weil unverdorbenen, herzhaften Menschen aus beiden Wurzeln am Ende gleich siegreich die Lebenslust und Daseinsfreude erblüht; aber Ganghofer faßt es mit ein wenig zu spitzen Fingern an. Eine Trauergesellschaft, die vom Kirchhof, und eine Festgesellschaft, die vom Taufbecken kommt, treffen im Wirtshaus zusammen, das nun mal auf dem Dorfe der alles versöhnende Neutralitätsboden ist. Und wie es so geht — die Kehlen sind trocken, das Bier ist süffig, die Kellnerin Burgl ist blitzsauber — kurz und gut, bald gerät Hüben und Drüben, halb im Bösen, halb im Guten, so gründlich durcheinander, daß man nicht mehr weiß, wo die Trauer anfängt und die Fröhlichkeit aufhört. Der Redner der Taufgesellschaft bringt den Spruch auf die selig Verschiedene, der der Trauergesellschaft auf die Neugeborene aus; hier wünschen sie der Heimgegangenen ein langes gesundes Leben, dort der jungen Erdenbürgerin die ewige Ruh' und Seligkeit. Eine aber, die Schwiegermutter der Toten, die ihr schon bei Lebzeiten nicht recht grün war, spinnt unterdessen ihre Schicksalsfäden. Ihr macht es gar nichts, alle Sünden der Verstummten an deren frischem Hügel auszupacken, wie sie's mit dem und jenem gehalten und wie ihr Vater ihr dabei geholfen, weil sie so gern ein Kind gehabt hätte, das später einmal den Hof erbe. Wer mag bei solcher Vergangenheit noch lange Tränen weinen? Wer möchte da nicht, der besseren Gegenwart froh, mitjauchzen und springen? So kommt's, daß der trauernde Wittiber in seiner frisch erwachten Lebensfreude die ganze Bagasch, Trauer- und Taufgesellschaft, zur Tür hinauswirft, um selbdritt, mit Mutter und Kellnerin, tapfer Gegenwart und Zukunft ins Auge zu fassen. Nun, die alte Schwaighoferin weiß schon, was die Glocke geschlagen hat: wo das junge blanke Leben

sich so anlacht, braucht es weiter keiner Kupplerin. So drückt auch sie sich und läßt Bauer und Burgl allein. Allein? Doch nicht ganz. Zu dem Bunde, der da unten geschlossen wird, kräht das kleine Annemierl, der schmählich auf dem Ofen vergessene Täufling, mit jämmerlicher Kehle seinen Segen herab... Man möchte einer scheinbar so resoluten Lebensweisheit schon Beifall klatschen, wenn man nicht das Gefühl hätte: der Echtheit dieser Dinge und Menschen ist nicht über den Weg zu trauen. Es bleibt ein Rest von Bewußtheit, von geschniegelter Gemachtheit, und das Holdrio, das da so übermütig in die Luft geschmettert wird, hört sich an wie künstlich vor dem Echo einstudiert. Auch die Schauspieler einer Bühne, die berühmt dafür ist, Hauptmannsche, weniger schon Anzengrubersche Komödien zu spielen, finden sich nur schlecht in den krachledernen Ton, den Ganghofer täuschend imitiert. Am echtesten noch wirkt Kurt Stielers junger, aus Friedhofkummer so schnell zum Bräutigamsglück genesener Bauer, während Margarete Albrechts alte Schwaighoferin eher aus dem Riesengebirge als aus den Voralpen stammt.

Guckt schon hier dem Dramatiker Ganghofer manchmal der Epiker durch die Finger, so erst recht in dem Schauspiel „Der heilige Rat", das Exls Tiroler Bühne, ein sich von den üblichen Bauerntheatern vorteilhaft unterscheidendes Ensemble, bald danach bei Kroll aufführte. Da handelt es sich um eine jener typischen Erbschaftsaffären, die im bäuerlichen Leben unsrer Älpler eine oft so verhängnisvolle Rolle spielen, und bei denen Bibelworte, Schwüre, Verkleidungen, Quacksalbereien, Kindesunterschiebungen und andre phantastisch-romantische Mittel nicht geschont werden. In seinen Romanbüchern weiß der beliebte und erfolgreiche Erzähler dergleichen meist höchst geschickt einzufädeln und zu umkleiden, so daß man nach Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit nicht lange fragt und sich mit dem Drum und Dran tröstet, wenn einem die innere Handlung gar zu hahnebüchen erscheint; im Lichte des Theaters stehen diese kostümierten Bauerntypen peinlich kahl und roh da. Es ist halt doch ein Unterschied, ob einer hübsch und anregend erzählen kann — wer möchte diese Kunst dem liebenswürdig-geschwätzigen „Optimisten" abstreiten! —, oder ob er Menschen und Menschenschicksale überzeugend und lebenswahr gestalten soll. — Übrigens brachte der Spielplan der Exl-Truppe, dem es auch sonst an guten dichterischen Werken nicht fehlt, noch eine Bauernkomödie von Rudolf Brix, der ein Wort der Anerkennung nicht fehlen darf, schon weil sie in Österreich so gründlich verkannt worden ist, daß sie die Zensur mit Acht und Bann belegt hat. Warum? Weil das „Gnadenbild" — so heißt das Stück nach einem wundertätigen Marienbild, das seinen glücklichen Besitzer vor dem „ledigen Kindersegen" bewahrt — zum Vehikel einer Dorffehde und zweier Liebschaften gemacht wird? Diesen menschenfreundlichen Beruf hat es auch in mancher gutkatholischen Legende. Oder weil einige echt bäuerliche Natürlichkeiten menschlicher Schwäche darin vorkommen? Aber gerade diese werden ja mit einem höchst erquicklichen Gesundheitsgefühl und mit bemerkenswertem Takt behandelt, Kautelen der Sittlichkeit, denen sich auch die Darstellung der braven Truppe durchaus gewachsen zeigt.



Lothar Schmidt.

Sternheims differenzierte Philistersatire, Lothar Schmidts liebenswürdig-versöhnliche Ehestandskomik und Ganghofers bei aller Handfestigkeit immer etwas geschniegelte Bauerndramatik in allen Ehren, aber sollte man im Monat März 1913, da Hebbels hundertster Geburtstag gefeiert ward, nicht auch ein wenig Anspruch auf geistige Problemdramatik haben, die irgendeine der vielen ernsten Fragen der modernen Weltanschauung aufnimmt?... Das Deutsche Schauspielhaus führt zwischen der 160. und 161. Vorstellung des neuen Sudermann „Das gelobte Land", ein Schauspiel von Arthur Mayer-Brandus auf, und jeder Wunsch und jede Sehnsucht der Art ersterben im Keime. Ein redlich gemeinter Versuch, in die Falten der Judenfrage hineinzuleuchten, aber der Versuch eines Mannes, der nur diskutieren, nicht klären und



Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Kurt Stieler (Bauer Schwaighofer) und Margarete Albrecht (die alte Schwaighoferin) in Ganghofers „Tod und Leben".

leiten, geschweige denn ergründen und lösen kann. An Spielarten der jüdischen Auffassung solch heikler Fragen wie des Glaubenswechsels fehlt es nicht. Da ist der Kommerzienrat, der das Dilemma: Getauft oder ungetauft? allein durch die Nützlichkeitspolitik entscheiden läßt; da ist der Arzt, der mit unerschütterlicher Treue an dem Glauben seiner Väter hängt und fest darauf baut, daß Jahve sein auserwähltes Volk nicht vergessen hat; da ist der Jurist, der sich in der Überzeugung hat taufen lassen, daß der Jude sein Heil allein in der Verschmelzung mit dem Germanentum suchen darf und daß nur so ein vollkommenes Geschlecht wird erstehen können; da ist endlich der Privatdozent Dr. Lohnstein, der es nach zehn Jahren vergeblichen Strebens müde ist, immer nur in dem Vorhofe der stolzen Alma mater geduldet zu werden, der sich deshalb, sozusagen pro forma nur, taufen läßt und nun richtig im Handumdrehen die Professur erhält. Aber schon seine charakterstärkere Braut, in schlichter Treue am Glauben der Väter hangend, tut einen bitteren Tropfen Wermut in den Glücksbecher, indem sie den Erfolg eine Lüge, einen Verrat an dem Heiligsten des Mannes nennt, und der Zweifel eines jungen Studenten, der bisher zu den glühendsten Verehrern des Gelehrten gehörte, an der inneren Wahrheit und Aufrichtigkeit des Lehrers weckt bei dem Konvertiten den Entschluß, das Geschehene auszulöschen und zu seiner wahren Überzeugung zurückzukehren. Aber es bleibt bei dem Entschluß. Zu mehr als einer erregten Szene vor dem Dekan reicht es nicht; die Furcht vor dem Skandal und der Lächerlichkeit ist zu groß. Für alles weitere und übrige muß der Revolver sorgen, mit dem Dr. Lohnstein sich aus dem Wege räumt. Dort unten im Abendsonnenschein liegt die Universität, der Tempel der freien Wissenschaft, das Fruchtfeld so vieler Hoffnungen und Entwürfe; er sieht es vor sich, das „gelobte Land", zum Greifen nahe, aber seinen Fuß soll er nicht hineinsetzen, und wie ihm, so wird es sich noch manchem andern seiner Rasse, der sehnsüchtig danach verlangt, entziehen... Das Stück hätte vielleicht manchem etwas gegeben, wenn es nicht allen und jedem etwas hätte geben wollen. Ein Tendenzstück wie dieses muß nun mal den Mut haben, Farbe zu bekennen und sich selber über seinen Standpunkt klar sein. Hier aber weiß man nicht einmal, ob der Verfasser es mit dem Opportunisten oder dem Radikalisten hält, ob er die Taufe oder den Revolver für das edlere Sakrament erachtet. So blieb alles leere Rederei und unfruchtbare Debatte eines Kopfes, der sich von dem trügerischen Ideal der Vielseitigkeit das Konzept seines natürlichen Empfindens hat verwirren lassen.

Unsre Besprechung des „Lebenden Leichnams" nach der Aufführung im Deutschen Theater (Aprilheft) mußte leider der Szenen- und Rollenbilder entbehren, da es sich die Ausgabe der „Illustrierten Klassiker des Deutschen Theaters" nicht nehmen lassen wollte, damit zuerst vor die Öffentlichkeit zu treten. Jetzt ist dies Sonderheft, eine Paraphrase des Stückes und der Aufführung von Emil Ludwig und Heinr. Ed. Jacob, glücklich erschienen, und so wollen wir es uns doch nicht versagen, unsrer Besprechung wenigstens ein paar jener eindrucksvollen Bühnenbilder nachzuschicken. Mehr davon, zwölf im ganzen, finden sich in dem bei Felix Lehmann in Berlin von Hermann Rosenberg herausgegebenen Büchlein, und zwar in einer Art Heliogravürentechnik, die den malerischen Reiz der Szenenbilder zur vollen Geltung kommen läßt.

Einen schweren Verlust haben die Reinhardtschen Bühnen durch den Weggang Paul Wegeners erlitten. Mit der Triesch spielt er jetzt den „Macbeth" im Königgrätzer Theater, und diese ganze Vorstellung rechtfertigt sich eigentlich als künstlerisches Ereignis nur durch ihn. Zwar fehlt es seinem Macbeth an Feuer und Beweglichkeit, überhaupt an der psychologischen Kultur, unter die der große Brite diesen schottischen Haudegen genommen hat, da er mehr das ethnologische Urbild als seine dichterische Veredlung von Shake-

speares Gnaden spielt, aber er hat die tragische Wucht, die ganze Furchtbarkeit und Unheimlichkeit, die überlebensgroße Grauenhaftigkeit, ohne die eine Gestalt von solchen Maßen nicht zu ihrem Rechte kommt.

Der Kampf um das Kino und die Stellung der Dramatiker zu ihm ist, seit wir zuletzt darüber berichtet haben, munter, hier und da sogar mit fanatischer Erbitterung beider Parteien fortgeführt worden. Nachdem wir einmal (Januarheft 1913) die unsrer Überzeugung nach unzerstörbaren Scheidegrenzen zwischen Film und Dramatik gezeichnet haben, glauben wir es uns ersparen zu können, von neuem in den Staub dieser Arena hinabzusteigen. Mancher von denen, die zunächst mit der berühmten Erklärung des Vereins deutscher Bühnenschriftsteller durch Dick und Dünn zum Kino übergegangen zu sein schienen, hat inzwischen hinter dem Rausch des Augenblicks seine tiefere und edlere Überzeugung entdeckt und sich von der weiteren Propaganda der Kinodramatik weislich ferngehalten. Besonders erfreulich war es uns zu hören, daß auch Gerhart Hauptmann diese Zurückhaltung zu üben entschlossen ist. Wir nehmen ihn beim Wort und bauen fest darauf, daß es dabei bleibe, was er in den letzten Monaten einem jungen Freunde und Dramatiker versichert hat, daß nämlich auf die Verfilmung irgendeines seiner Dramen (es müßte denn zu archivalischen Zwecken sein), solange er lebt und solange die Schutzfrist währt, nicht zu rechnen sei. „Ein Dichter," fügte er hinzu, „der sein Drama des Wortes berauben ließe und der lebendigen Darstellung, hätte sich selbst entleibt." Im tröstlichen Hinblick auf dieses Bekenntnis, das hoffentlich vielen jüngeren Dramatikern eine Warnung und Mahnung bedeuten wird, braucht es uns nicht gar so sehr zu grämen, wenn ein in seiner „satanisch-perversen" Phantasie so entarteter Sensationsschriftsteller wie Hanns Heinz Ewers, an dem die „Poesie des Wortes" wirklich nichts zu verlieren hat, sich zum begeisterten Anwalt der Kinodramatik macht. Er war es denn auch, der dem ersten von Grund auf allein für den Zweck gebauten Kinotheatergebäude Berlins, dem „Cines" am Nollendorfplatz, die Taufrede hielt. Erstaunlich, was für goldne Berge, was für himmelblaue Ideale er dabei an den Horizont der Zukunft malte; alles, was verständige Leute bisher allenfalls noch am Kinodrama auszusetzen gehabt hätten, hier sei es überwunden, denn hier feire wirklich das dichterische Wort und der musikalische Ton mit dem künstlerischen Bild eine Vermählung zu einer neuen geheiligten Dreieinigkeit. Und was sah, hörte und erlebte man dann? Eine kitschige Bearbeitung des ohnedies schon oft recht effekthascherigen Romans „Quo vadis?" von dem Polen Sienkiwicz mit Musikbegleitung, Chorgesang hinter der Szene und Tenorsolopartien, ein geschmackloses Kauderwelsch, das allen ernsthaften Bestrebungen um die Hebung einer volkstümlichen Kunstunterhaltung hohnspricht.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Paul Wegener als Macbeth.

Solche Erscheinungen sollten uns mahnen, alles das mit Liebe und Eifer zu unterstützen, was mit vornehmen Mitteln der Pflege einer ernsten und edlen Kunst dient, zumal wenn sich diese an die Herzen der Jugend wendet. Jetzt schon im dritten Jahre wirkt mit steigendem Erfolg in diesem Sinne der „Deutsche Schillerbund" durch die Veranstaltung sommerlicher Nationalfestspiele für die deutsche Jugend im Weimarer Hoftheater. 1912 war ein Jahr der Ruhe für den Bund, insofern, als keine Festspiele stattfanden, aber deshalb erst recht ein Jahr der inneren Arbeit und äußeren Werbung. Die Zahl der Ortsgruppen stieg von 77 auf 92, der Mitgliederbestand von 5700 auf etwa 6400. Doch drängt sich angesichts der wachsenden Ausdehnung und Bedeutung dieses segensreichen Unternehmens immer mehr die Notwendigkeit auf, dem Bunde einen Vermögensstock zu beschaffen, dessen Zinsertrag mindestens eine Summe von 4000 bis 5000 Mark ergibt und die Abhaltung von Festspielen dadurch dauernd gewährleistet. Dazu ist eine weitere bereitwillige und tatkräftige Unterstützung aller Mitglieder und Freunde des Bundes dringend erwünscht. Die wohl stän-

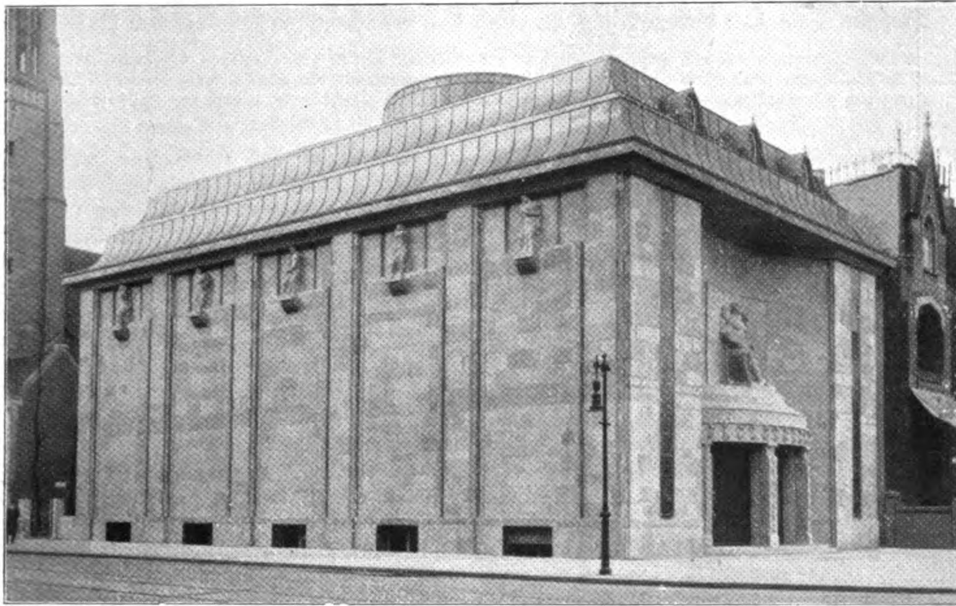
digen Beiträge des Kaisers und des Goethevereins sind äußerst dankenswert, reichen aber zu solcher Sicherung auf die Dauer nicht aus. Zwar hat sich der Reichstag schon seit längerer Zeit mit einem Beitrag zu den Festspielen einverstanden erklärt, aber die Reichsregierung hat bis heute noch keine Summe in den Etat eingestellt. Für diesen Sommer (Ende Juli bis Anfang August) sind für die Nationalspiele Aufführungen von Goethes „Götz", Kleists „Hermannsschlacht", Wildenbruchs „Vätern und Söhnen" und Schillers „Tell" angesetzt; es ist zu hoffen, daß sie sich vor den etwa 3000 bis 4000 Teilnehmern, die zu erwarten sind, zu einer würdigen Gedächtnisfeier der großen Zeit vor hundert Jahren gestalten werden.

Ein paar Erscheinungen der theatergeschichtlichen und dramaturgischen Literatur heischen, bevor der Frühling das Interesse für Drama und Theater vollends aus dem Felde schlägt, eine kurze Erwähnung oder Würdigung. Da haben wir zunächst in zwei miteinander korrespondierenden Bänden der von den Universitätsprofessoren Max Koch und Gregor Sarrazin herausgegebenen „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" zwei Arbeiten junger Forscher, die wieder einmal beweisen, wie sehr es sich die Literaturwissenschaft von heute angelegen sein läßt, Fragen zu behandeln, die mit dem Interesse der Gegenwart durch lebendige Fäden verbunden sind (Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung). In dem ersten dieser Bände verfolgt Hans Hirchstein die Spuren der großen Französischen Revolution im deutschen Drama und Epos von 1815 bis auf die Gegenwart; in dem zweiten untersucht Walter Dohn, wie das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos sich spiegelt. Beide Arbeiten bieten auch dem Literaturfreunde, der ohne gelehrte Zwecke an sie herantritt, eine Fülle von Anregungen und, abgesehen von den etwas verschwenderischen Anmerkungen, eine fast mühelos belehrende und unterhaltende Lektüre.

Über Charlotte Birch-Pfeiffer haben wir schon seit einiger Zeit günstiger denken gelernt, als es eine ganze Weile Mode war. Wir schätzen heute wieder ihre Verdienste um das bürgerliche Drama des vorigen Jahrhunderts und sind geneigt, in der glücklichen Verbindung von Routine und Naivität, die diese Beherrscherin der Bühne in fast allen ihren unzähligen Stücken an den Tag gelegt hat, nicht die schlechteste Erfüllung jener Theaterforderungen zu sehen, die nun mal jede Zeit aus dem großen Publikum heraus an die Bühnenproduktion stellt. Modernes Leben hat sie mit erstaunlicher Gegenständlichkeit, die verschiedenen deutschen Stämme, Stände, Gesellschaftsschichten und Landschaften mit ungewöhnlicher Erfahrung und Menschenkenntnis gezeichnet; ihre munter fortfließende Handlung hat sie selten gehindert, Bilder des Volkslebens mit einer gewissen Fülle und farbigen Anschaulichkeit auszustatten, und ihre Neigung zur Sentimentalität verträgt sich merkwürdig gut mit einer wirklichkeitstreuen, fast männlich anmutenden Sittenschilderung. Diese Eigenschaften befähigten sie wohl zur Leitung einer Bühne, und in der Tat hat denn auch das Züricher Stadttheater in den Jahren 1837 bis 1843 unter ihrem Zepter eine fruchtbare und erfreuliche Periode durchgemacht. Nach Dr. Eugen Müller, der über diese ihre Direktionstätigkeit ein umfangreiches Buch geschrieben hat (Zürich, Orell Füßli), war es sogar die „Glanzzeit" dieser Bühne. Jedenfalls hat Charlotte Birch-Pfeiffer das damals noch blutjunge Institut (gegründet 1834) mit Geschick, Umsicht, Kunstverständnis und soliden Grundsätzen zu einer beträchtlichen Blüte gebracht; das belegt und beweist uns die aktenmäßige Darstellung dieses Buches auf jeder Seite. Und hier war nicht einmal Undank der Welt Lohn. Vielmehr haben die einsichtsvollen Züricher die kluge und energische Frau höchst ungern ziehen lassen und sie noch 1863 bei ihrem Bühnenjubiläum in Berlin durch Gruß und Alpenrosenkranz geehrt. Mußten sie doch nach ihrem Weggang das Theater von seiner Höhe bald herabsinken sehen. In Müllers Arbeit, die weit ausholt, sich aber auch weit umblickt, haben wir nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Züricher Ortsgeschichte, sondern auch zur Theater-, ja zur Literatur- und Sittengeschichte überhaupt, und eine gute sachliche Illustration bringt außerdem manches bisher verborgene Anschauungsmaterial zur allgemeinen Kenntnis.

Mit Schauspielermemoiren ist die letzte Zeit sparsam gewesen. Nur aus Felix Schweighofers Nachlaß sind Erinnerungen unter dem Titel „Mein Wanderleben" hervorgetreten (Dresden, Heinr. Minden). Aber auch hier wäre dem Andenken des lange Jahre so beliebten Komikers und Charakterspielers (gest. Januar 1912) besser gedient gewesen, wenn man entgegen seiner eignen Bestimmung diese oberflächlichen und schlecht stilisierten Memoiren (nicht Denkwürdigkeiten) im Schubkasten der Vergessenheit hätte schlummern lassen.

Um so willkommener soll das Büchlein sein, das Julius Bab mit Charakteristiken, dramaturgischen Momentbildern, Impressionen und kritischen Auseinandersetzungen über Kainz und Matkowsky gefüllt hat (Berlin, Oesterheld & Ko.). Hier hat ein Geist das Wort, der mit glühendem Enthusiasmus an den Lippen der Schauspielkunst hängt, diese jugendliche, noch heute ungebrochene Begeisterungsfähigkeit aber nicht etwa zügellos auf die wilde Steppe des schwärmerischen, worttrunkenen Pathos hinausstürmen läßt, sondern sie in die Zucht des sondernden Verstandes und in die Schule der künstlerisch gestaltenden Form nimmt. Und so gelingt es ihm, uns beide, den Klassiker der spirituellen und den Heroen



Phot. Boedecker, Berlin.

Das erste Kinotheatergebäude „Cines“ am Nollendorfplatz in Berlin, erbaut von Oscar Kaufmann.

der instinktiven Schauspielkunst, gleich lebendig zu machen. Was hier vereinigt erscheint an zusammenfassenden Nachrufen, Rollenbildern, feuilletonistischen Erlebnisskizzen sowie Nachprüfungen fremder Würdigungen und Darstellungen, ist von gar verschiedenen Seiten zusammengeflossen, so daß es der „Merker“ leicht hat, die Einheitlichkeit daran zu vermissen. Trotzdem dürfen wir das Buch, das so menschlich ist, weil es so widerspruchsvoll ist, zu dem eindringlichsten rechnen, was über die beiden Größten der modernen Darstellungskunst bisher gesagt worden ist.

Unmittelbar aus der Theaterpraxis heraus — er war eine Weile „Hausfreund“ und „Stammgast“ bei den Reinhardtschen Bühnen — schreibt Friedrich Freska, der Autor von „Sumurûn“, seine Theaterglossen „Hinter der Rampe“ (München, G. Müller). Sie sind durchdrungen von der Überzeugung, daß die Kunst des Dramatikers aus der Materialkenntnis und dem Handwerk erwachsen müsse, und bemühen sich deshalb, anstatt Theorien zu entwickeln, alle die verschiedenen Faktoren zu beleuchten, die ein Theaterkunstwerk beeinflussen können. Allzu üppig war die Ernte jenes praktischen Dienstjahres nicht; doch wird der dramatische Anfänger aus diesen Beobachtungen mancherlei Nützliches lernen können, da sie sich fast durchweg resoluter Sachlichkeit befleißigen. Die persönlichen Indiskretionen, die nun mal bei allem, was Theater heißt, wie Unkraut zwischen dem Weizen blühen, bleiben dem Theaterroman vorbehalten, mit dem Freska über jene Zeit fördernden Vertrauens öffentlich quittiert.

Endlich noch eine fröhliche Botschaft. Den Freunden von Theateranekdoten ist großes Heil widerfahren: Dr. W. Ahrens in Rostock, derselbe, der vor wenigen Jahren die Gelehrten-Anekdoten in die Welt hinausgeschickt und damit einen so hübschen Erfolg erzielt, hat jetzt auch den Helden der Bretter und damit zugleich all ihren Freunden und Verehrern diese Wohltat erwiesen. „Das Theater in der Sonne des Humors“ nennt er die Sammlung (Berlin W 35, Herm. Sack), und wie die Sonne Gottes, so scheint auch diese künstliche von Meister Miedings Gnaden Gerechten und Ungerechten, Glückspilzen und Pechvögeln, ewig heiteren Lebenskünstlern und rettungslos vergällten Sauertöpfen. Denn nicht bloß Scherzhaft-Lustiges wird hier der Vergessenheit entrissen und aus weitverstreuten Quellen in ein gemeinsames Bette geleitet, sondern auch ernsthafte Dinge zeigen sich mannigfach eingeflochten, wie denn der Herausgeber manchmal mehr der Kulturwissenschaft als dem Lachen zuliebe gesammelt zu haben scheint. Doch tut er es immer mit Geschmack und Geschick, oft mit respektabler Gelehrsamkeit und nicht selten mit treffender und fördernder Kritik. Wir wollen doch solche Bücher nicht verachten, vielmehr daran denken, was der alte Fontane in seinen Lebenserinnerungen sagte: „Historischen Anekdoten habe ich nie wiederstehen können, bin auch jetzt noch der Meinung, daß sie das Beste aller Historie sind. Was tu' ich mit Betrachtungen? Die kommen von selbst, wenn die kleinen und großen Geschichten, die heldischen und die mesquinen, zu mir gesprochen haben.“

Von Kunst und Künstlern

Zwei Frühlingsbilder von Friedrich Felger — „Blühender Apfelbaum" von Richard Pietzsch — Chiemgaulandschaft von Albert Roth — Norwegischer Fjord von Hans von Petersen — Frauenbildnis von Hans Peter Feddersen — „Haus mit Kastanien" von Else Christoph — „In Gedanken" von Johanna Zschille — Schnitterin, Plastik von Balthasar Schmitt — „Nachdenkendes Mädchen" von Camille Corot

Der Frühling ist im Land; wohin du siehst, junge Hoffnung, zuversichtliche Verheißung — braucht es da erst der Entschuldigung, wenn wir den Berühmten und Bewährten voran, die mit künstlerischem Bilderschmuck in diesem Hefte vertreten sind, einen Jungen, einen noch gänzlich Unbekannten an die Hand nehmen, um ihn den Lesern vorzustellen? Er kommt mit leichtem Gepäck einstweilen, und was er bringt, ist kaum schon seiner selbst willen wert, gleich in zwei farbigen Kunstblättern gezeigt zu werden, aber die Hoffnungen, die diese beiden Frühlingsbilder von Friedrich Felger erwecken, die leisen Versprechungen, die ein feinfühliges oder gläubiges Herz aus ihnen heraushört, berechtigen uns doch vielleicht, etwas mutiger für ihn ins Zeug zu gehen. Er selbst, der Maler, ist noch ganz Zagheit und Bescheidenheit. Fragend und zweifelnd steht er sich selber gegenüber: Wird mich das schwankende, ungewisse Leben zu völliger künstlerischer Reife gelangen lassen? Werde ich die dumpfe Tradition des Handwerkerhauses, aus dem ich komme, überwinden und hell, zielsicher in mir selber werden?

1882 im schwäbischen Landstädtchen Waiblingen geboren, wuchs Felger dort unbeachtet und schüchtern auf, teils in der „freudelosen Volksschule", teils in der väterlichen Werkstatt oder auf den Feldern der Umgebung. Aber früh regte sich in ihm trotz harter Arbeit ein Hang zum Träumen, zu sinniger Betrachtung der heimatlichen Umgebung. Und wenn dann vor dem alten Hohenstaufenstädtchen mit den zerfallenen Mauerresten und den heimeligen Gassen und Winkeln Malersleute ihre Staffelei aufschlugen, was nicht selten geschah, so gehörte er zu den Standhaftesten, die ihnen zusahen und bei ihren Hantierungen halfen. Zwar im Städtchen und erst recht im nüchternen Elternhaus hießen die Kunstbeflissenen Faulenzer und Tagediebe, aber das konnte nicht hindern, daß er's ihnen schon als Knabe in allerlei heimlichen Versuchen, von denen der gerade, schlichte Vater, ein Schuhmacher, um Gottes willen nichts wissen durfte, nachzutun versuchte. Doch alles Bitten des Knaben und eines mit ihm verbündeten einsichtsvollen Lehrers fruchteten nicht: als die Schule „abgesessen" war, hieß es zu Pfriem und Knieriemen greifen. Da kamen denn nun desto verführerischer die Träume und Gedanken zu ihm, ein unersättlicher Bildungshunger faßte ihn, in Unmengen las er in sich hinein, wessen er irgend habhaft werden konnte. Die nächste und einzige Folge war eine bittere Vereinsamung innerhalb des Hauses und der Jugendgenossen, bis er sich zu dem Entschluß durchrang, es statt mit der Malerakademie, die doch in gar zu weiter Ferne lag, erst einmal mit dem Schullehrer-Seminar zu versuchen — Pädagogik ist ja in Schwaben seit alters ein Gefährt gewesen, mit dem man noch am leichtesten vorwärtskommt. Es ging überraschend gut und glatt mit des Vaters Zusage, mit dem Examen und leidlich auch mit den äußeren Erfolgen der vierjährigen, entsagungsvollen Arbeit in dem von puritanisch strengem, um nicht zu sagen pietistischem Geist erfüllten Institut.

In einem weltentlegenen, idyllischen Weingärtnerdörfchen im Fränkischen übernahm der junge bleiche Lehrer dann eine gar bescheidene Elementarschule. Monatelang brauchte er, um das verlorene Gleichgewicht einigermaßen wiederzugewinnen, dann aber erlebte er in diesen stillen Jahren völlig zurückgezogenen Landlebens eine Wiedergeburt. Nach langem kargem Entbehren fühlte er sich den fast vergessenen Schönheiten der Erde zurückgegeben, und langsam, halb süß, halb schmerzlich, regte sich der Knabentraum vom Künstler wieder. Noch ein kurzes Schwanken zwischen Lyrik und Malerei, währenddem der Vater früh wegstarb und die Behörde den jungen Felger an die Schule seiner Vaterstadt versetzte, und die innere Entscheidung fiel für die Malerei. Zum Entsetzen der Mutter, der Geschwister und der Kollegen. Wie konnte man nur so leichtsinnig sein und festes Brot und Amt aufgeben, um sich wieder auf die Schulbank zu setzen und einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen!

Um zunächst festen Boden unter die Füße zu bekommen, begann Felger mit dem Kunstgewerbe. Es war zur Zeit der Eckmann, Peter Behrens, van de Velde, Obrist u. a., da der Himmel des neu erwachten Kunstgewerbes noch voller Geigen hing und die Freude am blühenden Ornament zuweilen sogar Malerei und Plastik auszustechen drohte. Dieser Reichtum der Phantasie, diese Andacht der Naturbeobachtung zog unsern jungen Adepten gar mächtig an, und er wurde ein begeisterter Schüler Pankoks, der damals an den Stuttgarter Lehr- und Versuchswerkstätten wirkte. Ein Jahr lang schwelgte er nun in Naturformen und zeichnete sie nach Herzenslust, hämmerte und punzte als Dilettant in der kleinen Metallwerkstätte, blieb aber im übrigen der alte Einsiedel. Dann schien es ihm mehr und mehr, als ob seine Kunst eine papierne zu werden drohte, während es ihn doch mit aller Macht zum Glanz des Silbers und der schönen Steine, zu seltenen

Hölzern und schimmernden, reichen Geweben hinzog. Kurz entschlossen verließ er die Schule und trat in das Atelier der großen Bruckmannschen Silberwarenfabrik in Heilbronn ein. Dort gab es viel zu lernen, am Ende aber fühlte er doch die Gefahr, für immer der Fabrik anheimzufallen, und davor warnte ihn eine innere Stimme, die ihn in Gottes freie Natur und zu seiner alten, nie ganz vergessenen Malkunst rief. Da saß er denn wohl mit seiner Malerei im Remstal und suchte sich im übrigen durch kunstgewerbliche Entwürfe sein bißchen täglich Brot zu verdienen. Aber selbst das gelang kaum. Ein Glück, daß sich ein Kunst- und Menschenfreund fand, der ihm unter die Arme griff.

Jetzt endlich hatte die Malkunst entscheidend gesiegt. In München geriet Felger bald in die heftigsten Strömungen der künstlerischen Jugend, konnte sich aber, durch all seine wechselnden Erlebnisse über seine Jahre selbständig geworden, zu einem regelrechten Akademiestudium nicht mehr entschließen. Um so schwerer war es für ihn, in dem Wirrwarr der Meinungen und Bestrebungen Balance zu halten. Fortgesetzt stürmte Neues auf ihn ein, während er unablässig probierte und sich irgendwo zu befestigen suchte. Gut, daß ihm seine Skepsis zu Hilfe kam und daß er in der Schackgalerie, fern von allem Kunstgezänk, seine Verehrung für Böcklin und andre ältere Meister entdeckte, die freilich damals bei der Tagesmeinung ganz und gar nicht mehr in Gunst standen.

Waren es die Böcklinschen Landschaften, waren es die begeisterten Schilderungen eines vorausgereisten Freundes — genug, eines Tags saß Felger in der Eisenbahn und fuhr nach Italien. In Fiesole, hoch über dem schönen Florenz, machte er halt. Und der Verkehr mit dem schlichten, heiteren Volk, die südliche Einsamkeit, die großzügige Linie der toskanischen Landschaft, die Erinnerung an Böcklin wurden ihm Erlebnisse, die ihn ganz hinnahmen und langsam ummodelten. Insbesondere erwuchs ihm die Liebe zur Form, zur Zeichnung, und er pflegte sie konsequent im Studium der Natur und der alten Meister. Es war, als ob die mißachtete Linie in der Malerei seiner Zeit gerade ihn als Opfer gefordert hätte. Er empfand das Gegensätzliche in seiner Entwicklung, mußte aber, wenn er sich treu bleiben wollte, weiter gegen den Strom schwimmen. Die moderne Kunst des Nordens wurde ihm damals fremd neben der unwandelbaren Schönheit seiner liebsten Meister — und vor Jahresfrist hatte er noch mit freudigem Anlauf nach dem Vorbilde Monets zu malen unternommen, der den modernsten der Jungen sprühende Anregungen gab!

Dann zwangen äußere Verhältnisse zur Rückkehr nach Deutschland. Aber das Glück blieb spröde, und mitten in der schwäbischen Heimat, in Stuttgart, wuchs die Trübsal der Einsamkeit von Jahr zu Jahr. Endlich gelang es dem inzwischen Verheirateten, Beschäftigung als Buchkünstler zu finden, und dieser bescheidene Erfolg reichte für den Tapferen aus, als Maler in neu erwachender Liebe um die heimatliche Natur zu ringen. Ganz still, ganz bescheiden. Um so größer war das Glück, wenn schlichte Bilder in einer selbstgefundenen Temperatechnik gelangen, wenn Feld, Wiesen, Bäume, Bäche und Blumen, aller Romantik entkleidet, unter dem Pinsel an zu leben fingen. Die Aufnahme dieser Bilder in der Öffentlichkeit war wohl ermunternd, aber — war es Sehnsucht nach neuen, ganz anders gearteten Anregungen, war es ein ermüdender Überdruß an der schwäbischen Heimat, die ihn so lange vergebens um den Lebensunterhalt hatte kämpfen lassen? — genug, nach drei Jahren siedelte Felger nach Berlin über, und hier in einem ihn schier amerikanisch anmutenden Weltstadtmilieu soll sich nun erweisen, ob seine künstlerische Entwicklung nach den kunstgewerblichen Aufträgen, die ihm reichlich zufließen, Kraft genug haben wird, ihn auch als Maler durchzusetzen.

Will man durchaus Vorbilder seiner Malerei ausfindig machen, so wird man von Böcklin, dessen romantische Art ihm bald eher gefährlich als förderlich geworden wäre, auf die Meister deutscher Landschaft weisen, auf Thoma, Schönleber, Haider, Sieck u. a., die mit dem Herzen malen. Denn das hält auch er für das eigentlichste des Landschafters: wie er in die schöne Welt hineinsieht, so schaut sie aus seinen Bildern heraus; wer nur kaltherzig virtuos experimentiert, dessen Bilder lassen kalt. Kurz, jeder echte Maler wird immer etwas von einem echten Dichter in sich haben müssen. Es sollte uns freuen, wenn mit uns auch andre Erfreuliches und Hoffnungsvolles aus den Bildern des jungen Schwaben herauslesen würden.

Seit wir (im Märzheft) das Bild „Tauwetter" von Richard Pietzsch in Farbendruck gezeigt haben, hat dieser Maler in Dresden auf der Brühlschen Terrasse eine große Sammelausstellung gehabt, und seitdem weiß auch ein weiteres Publikum, was wir an diesem durch und durch deutsch empfindenden und deutsch gestaltenden Landschafter haben. Oder wenigstens könnte es das wissen, wenn es nur ein wenig gelernt hätte, durch das Literarische, das Inhaltliche der Bilder auf das rein Malerische vorzubringen. Besonders der monumentale Aufbau der Landschaftsform bei Pietzsch hat die Bewunderung der Kenner erregt, um so mehr, als die Farbe, aus der diese Landschaften erst ihr eigentliches Leben gewinnen, darunter nicht verliert. „Ich glaube," schrieb Karl Friedr. Selle in der „Kunst für Alle" kürzlich, „besonders in den Abtönungen und schwer-bunten Harmonien von Luft und Licht liegt wesentlich das Deutsche

bei Pietzsch. Jedenfalls hat mich ganz und gar der derbe, grelle oder blasse bis tiefdunkle Ton seiner Farbenstimmung in allen seinen Landschaften gepackt. Dieser Ernst, diese still-gesättigte Fülle, dies stille ruhende Licht!"

Die Worte scheinen wie gemünzt auf den „Blühenden Apfelbaum", den wir an die Spitze dieses Heftes gestellt haben. Wer fühlt es nicht: dies ist der Gipfel der Licht- und Lebensseligkeit für den Baum. Mehr Blüten kann das kleine Stämmchen, das der Bauer selbst veredelt hat, bei allem guten Willen nicht tragen. Es steht hinter dem Bienenhaus, und die Bienen saugen sich voll an dem Blütenüberfluß, wie der Maler an der Farbenschönheit und an dem Reiz des Spiels, das das Sonnenlicht und seine Reflexe mit den juwelengeschmückten Zweigen treiben. Man erlebt es nach, wie der bei der Arbeit gebangt hat, ob's auch gelingen werde. Eine unvorsichtige Bewegung, und der Bienenschwarm kann ihn anfallen. Denn er ist leicht zu reizen an solch frühheißen Tagen. Und daß es heiß ist, verrät uns der Wiesengrund, auf dem das Bäumchen steht: der Löwenzahn schreit es mit tausend Zungen zum Himmel empor... Zwei Tage nach Beendigung der Studie hagelt es eine volle Stunde lang mit taubeneiergroßen Schloßen, und der Apfelbaum steht da und friert, ratzekahl, wie Hagel und Sturm ihn geschlagen haben. Keine Blüte, keine Knospe mehr, zerfetzte Blätter, zerschundene, aufgeschlitzte Zweige — kein rotbäckiger Apfel wird im Herbst von dieser Frühlingspracht zeugen. Ist's da nicht gut, daß ein Künstlerauge und eine Künstlerhand festhielten, was auch ohne Frucht zu tragen so schön war?

Richard Pietzsch, geboren am 23. März 1872, stammt aus Blasewitz bei Dresden. Er besuchte die in den achtziger und ersten neunziger Jahren recht daniederliegende Dresdner Akademie, ging 1894 nach München, wurde Schüler von Höcker und Stuck, stellte sich aber bald auf eigne Füße und brach mit dem akademischen Studium, als er erkannte, wie er von seinen Lehrern, zumal von Stuck, abhängig zu werden begann. Als Landschafter — und das wurde er erst, als er auf dem Lande selbständig vor die Staffelei trat — hat er nie einen Lehrer oder Korrektor gehabt. Lange mußte er denn auch mit seinen Arbeiten selbst bei der Münchner Sezession vergebens anklopfen. Erst 1899 taten sich ihm die Pforten für eine erste kleine Auswahl seiner Werke auf. Dann kam langsam der Erfolg. Pietzsch wurde Mitglied der Münchner Sezession und des Deutschen Künstlerbundes, drei seiner Arbeiten kaufte die Sezessionsgalerie in München an, eins seiner Isartalbilder wurde der Pinakothek einverleibt. Nun hatte die Kritik eine Marke, einen Erkennungsstempel für ihn: Pietzsch, der Isartalmaler, hieß es fortan, wie Leistikow zeitlebens der Grunewaldmaler hieß, obgleich er weiß Gott auch noch einiges andre und nicht weniger Gutes gemalt hat. Dabei kam Pietzsch in der Welt noch weiter herum als Leistikow. Aber ob er nun in Korsika, in Schweden oder in Italien malte — er war und blieb „der Isartalmaler". Mit diesem Ehrentitel glaubte München lange Zeit hindurch seine Schuldigkeit an ihm getan zu haben. Erst seit 1905 wurde das besser. Damals, im Winter, wiederum in der Münchner Sezession, konnte Pietzsch in einer drei Säle füllenden Sammelausstellung seine neueren Arbeiten zeigen, und nun war er wer. Das nächste Jahr brachte ihm den Villa-Romana-Preis und damit einen dreivierteljährigen Aufenthalt in dem Stiftungshause des Deutschen Künstlerbundes zu Florenz. Reifer geworden in künstlerischem Empfinden und Können, mit vielen fertigen Bildern und noch zahlreicheren Studien kam er heim; aber dieser Reichtum hinderte ihn nicht, auch in Zukunft weiter so ernst und hart, Körper an Körper gleichsam, mit der Natur zu ringen; alle seine Bilder, gleichviel welchen Formats, ob Sommer- oder Winterbilder, sind unmittelbar vor der Natur entstanden und zu Ende gemalt.

Vom Bildnis und Figurenbild erst, das er anfangs fast ausschließlich pflegte, ist Albert Roth zur Landschaft gekommen. Seine künstlerische Entwicklung geht über die Münchner Akademie, wo er bei Gysis und Defregger lernte, mehr aber noch von Lenbach beeinflußt wurde, der ihn zunächst ans Kopieren der alten Meister und nach Italien schickte. Seit 1907 jedoch lebte Roth Sommer wie Winter auf einem Einzelhof im Chiemgau, und mehr und mehr wandte er sich nun aus inneren und äußeren Gründen der Landschaft zu. Wie Pietzsch ein Isartalmaler, so ist er ein Chiemgaumaler geworden. Denn allmählich wuchs ihm diese weiträumige Landschaft, die zunächst wenig Einschmeichelndes hat und viel Geduld, viel Ausharren von ihrem Schilderer verlangt, ans Herz. Mit dem Naturalismus ist hier nicht viel anzufangen. Weitblicke, wie sie sich in dieser Landschaft eröffnen, geben uns das Gefühl der Erhabenheit, verlangen aber auch von dem, der sie darstellt, eine weite, offene Seele, die sich der großen Zusammenhänge bewußt bleibt und stets die gegenseitige Bedingtheit der Erscheinungen festhält. Es ist gewiß keine Phrase, wenn wir vor Bildern, wie Roth sie malt, von religiösen Empfindungen sprechen, die ja keineswegs immer bloß lyrisch, sondern auch episch ausgedrückt werden können. Und episch ist der Charakter jener Landschaft, episch die Art, wie Roth innere Erlebnisse wiedererzählt.

Dagegen sind wir ganz im Banne des Dramatischen, wenn wir Hans von Petersens „Norwegischen Fjord" betrachten. Hier ist alles Größe, Gewalt, Zusammenprall, Leidenschaft. Der brandende Kampf, den Meer und

Fels miteinander kämpfen, er setzt sich in der Luft zwischen dem lichten Horizont und den düsterschweren drohenden Wolken zu Häupten des Felsens fort. Petersen ist Marinemaler von Herkunft, Neigung, Begabung und innerem Beruf, von Geblüt möchte man sagen. „Marinemaler" in anderm Sinne noch, als man den Begriff heute für gewöhnlich versteht, wenn man an gewisse in hoher Gunst stehende Routiniers denkt. Nicht nur, daß Petersen, 1850 in Husum geboren, also ein Kind der Meeresküste, von früh auf mit See und Sturm vertraut ward, nicht nur, daß er in England und Frankreich die Marinemalerei dieser Länder studierte, daß er die meisten Meere der Erde befahren und den Ozean häufig in seiner ganzen Gewalt, in seinem unendlich reichen Wechsel „erlebt" hat, ehe er ihn zu malen suchte — schon zu Beginn seiner Studien zog es ihn zu dem Meer an sich, waren es die Elemente selber, das mächtige Wasser in geschwisterlichem Bunde mit der atmosphärischen Luft, was er zu fassen und zu gestalten suchte. Darum sind Schiffe und andre Staffagen auf seinen Bildern meistens nur klein dargestellt, war es doch sein eifrigstes Bestreben, das photographisch Starre zu vermeiden, das uns so oft auf Marinebildern stört. Wie oft muß einer, immer und immer wieder, das Meer sehen und „erleben", bevor er im Bilde sozusagen die Summe der Meeresbewegungen zusammenfassen kann.

Auch in Petersens zahlreichen Fjordbildern tritt überall das Bestreben zutage, dem Ernst und der Größe der gewaltigen Natur stilvoll gerecht zu werden. Viele seiner Gemälde sind nach Amerika gegangen, wo man früh ein ausgesprochenes Gefallen an solchen großzügigen Schöpfungen fand, doch auch in unsern heimischen öffentlichen Sammlungen, soweit sie auf Bedeutung Anspruch machen können, findet man Petersen meistens mit wenigstens einer „Marine" vertreten. Wir erinnern an die Pinakothek in München („Das Meer"), an die Marineakademie in Kiel und an das Marinemuseum in Berlin, wo sich z. B. alle die für das große Prachtwerk „Deutschlands Ruhmestage zur See" gemalten Originale befinden. An Anerkennungen und Auszeichnungen hat es dem Künstler nicht gefehlt. Was es an kleinen und großen goldenen Medaillen gibt, ist ihm zuteil geworden, bei dem verstorbenen Prinzregenten von Bayern erfreute er sich besonderer Wertschätzung, und seit einer langen Reihe von Jahren ist er Präsident der Münchner Künstlergenossenschaft und Leiter der großen Ausstellungen im Glaspalast, wie er auch in diesem Jahre zum ersten Präsidenten der Elften Internationalen Kunstausstellung gewählt worden ist.

Hans Peter Feddersen, von dem wir ein **Frauenbildnis** zeigen, ist — man hört es schon dem Namen an — ein Landsmann und Stammesgenosse Petersens. Ein Vollblut-Nordfriese von Herkunft und Abstammung (geb. 1848 in Wester-Schnatebüll), gehört Feddersen einer jener bäuerlichen Familien an, in denen kulturelle Traditionen sich schon durch mehrere Geschlechtsfolgen vererbt haben. Sein Vater im besonderen war ein begabter Bildnismaler, wenn er auch, bei einer Massenproduktion, noch halb im Handwerklichen steckenblieb — die Berliner Jahrhundert-Ausstellung hat übrigens auch ihn wieder zu Ehren gebracht. Der Sohn ward dem Gesetz der Bodenständigkeit, das die Feddersen durch Jahrhunderte schon verkörpern, nicht untreu. Auch er blieb mit Leben und Kunst schließlich an die Scholle der Heimat gebunden, aber was er pflegte, war alles andre eher als jene enge, kurzsichtige „Heimatkunst", die man uns eine Weile wohl als ein neues Evangelium aufreden wollte. Zunächst gilt es, ein Künstler schlechthin zu sein, bevor man ein Heimatkünstler sein mag. Nun, Feddersen hat bewiesen, daß er auch außerhalb seines engeren Vaterlandes auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen darf, und er spricht als Maler eine Sprache, die uns auch zu Herzen geht, wenn wir weit entfernt von der dänischen Grenze zu Hause sind. Wenn er dann trotzdem, nach Studien in Düsseldorf (1866 bis 1870) bei Oswald Achenbach und in Weimar, nach Reisen in Holland, Italien und Ostdeutschland, aus innerem Drang und mit Bewußtheit sich heimatlichen Stoffen zukehrte, so daß man ihn heute als den „klassischen Maler Nordfrieslands" bezeichnen darf, so geschah es, weil er spürte, daß hier erst sein Eigentlichstes und Tiefstes zur Blüte gelangen konnte. Denn, wie Gustav Schiefler in der Einführung zu der bei Meyer & Jessen in Berlin erschienenen Feddersen-Kunstmappe betont hat, die dort wachsenden Objekte und Motive sind nicht der Inhalt seiner Kunst, sondern nur die Instrumente, auf denen er spielt, um von den inneren Erlebnissen seines Auges und seiner Phantasie zu erzählen. „Je mehr er in die ihn umgebende Natur eindrang, um so mehr tritt in seiner Arbeit die Frage nach dem gegenständlichen Was der Darstellung hinter das empfinderische Ausdrucks-Wie zurück." So hat er die Nordseeküste, das Meer und die Inselwelt der Halligen geschildert, mit einer oft unheimlich individualisierenden Charakteristik ihre eigentümlichen Erscheinungen wie ihr inneres Leben. Die letzten Reste der Düsseldorferei, die er in die Heimat mitbrachte, fielen vor der gewaltigen Weiträumigkeit der Marschlandschaften, vor der Unbegrenztheit des Horizonts vor ihm ab, und was andre von den Bildern der modernen Franzosen oder in Holland lernten, das schenkte ihm gleichfalls die Heimat: den feinen Sinn für die atmosphärischen Licht- und Luftstimmungen. Das Dramatische, das seine Natur brauchte, fand er in dem täglichen Kampf der Wolken, in deren Beobachtung und Gestaltung er es mit der Zeit

zu einer Sondermeisterschaft brachte. Ein monumentaler Rhythmus bildete sich dabei aus, weil er von dem Kleinen immer mehr auf das Große zu schauen lernte, zugleich aber auch eine gesteigerte Unmittelbarkeit, Lebendigkeit, Kraft und Frische, so daß man manchmal versucht ist, ihn zu den modernen Impressionisten zu rechnen.

Doch Feddersen geht nicht in der Landschaftsmalerei auf. Seine Bildnisse stehen kaum dahinter zurück. Auch hier ging er vom Nächsten und Natürlichsten aus, indem er Frau und Kinder porträtierte. In Dessau hängt das bekannteste dieser Familienporträte, das Bildnis der ältesten Tochter, das auch sonst in farbiger Wiedergabe vielen schon begegnet sein wird. Das Bild, das wir bringen, ist das von Petersens dritter Tochter. Auf den ersten Blick erkennt man die ehrliche, unbestochene Absicht, zunächst einmal das Wesen, die Art dieses Menschen möglichst wahrhaftig und charakteristisch wiederzugeben, dann aber auch — es ist ein Ölbild — den harmonischen Dreiklang des weißen Seidenkleides mit dem Grün der Bäume und dem Graublau der Luft sowie die organische Struktur der Kleiderfalten am lebenden Körper festzuhalten, ohne „Mogelei“ und falsche Genialität. Petersen hat vielleicht ausdrucksvollere Bildnisse gemalt, Charakterköpfe, die tiefer in das innere Gefüge der dargestellten Menschen blicken lassen, aber selten hat sich seine monumentale Rhythmik und seine Kraft mit der gelassenen Sachlichkeit seiner Beobachtung und dem rein Malerischen so zusammengefunden wie hier. Feddersen ist Realist, wie in seinen Landschaften, so auch in seinen Bildnissen, aber wenn irgendeiner, so hat er bewiesen, daß das keine Kleinlichkeit, keine Untertänigkeit unter die Wirklichkeit und Äußerlichkeit zu bedeuten braucht, sobald nur ein Charakter, eine Persönlichkeit dahintersteht, die die Teile mit festem geistigem Band zusammenhält.

Über die andern Einschaltbilder dieses Heftes dürfen wir uns kürzer fassen. Zwei dieser Blätter kommen aus weiblicher Hand, von jungen aufstrebenden Talenten, die ihre Entwicklung noch vor sich haben. Else Christophs „Haus mit Kastanien“ ist im Original ein Schabkunstblatt und nach einer Studie aus dem Dörfchen Blankensee bei Trebbin in der Mark entstanden, wie diese Berliner Künstlerin, eine Schülerin Adolph Meyers, Karl Wendels und der Radiererin Linny Löwenstein, auch sonst in ihren Bildern und Radierungen die märkische Landschaft bevorzugt. Bei Johanna Zschilles Gemälde „In Gedanken“ bedauern wir eigentlich, daß es nicht in farbiger Wiedergabe gezeigt werden konnte. Es wäre dann wohl deutlicher zum Ausdruck gekommen, wie es auf Farbe und Lichtwirkung hin komponiert ist und wie hier etwas von den feinen Raumstimmungen der Niederländer nachwirkt, die die Dresdner Künstlerin zu ihren stärksten und entscheidendsten Jugenderlebnissen zählt.

Von Balthasar Schmitt haben wir schon früher einige Plastiken gezeigt. Seine „Schnitterin“ ist in Bronze ausgeführt und bekrönt den Luitpoldbrunnen, der in Königshofen (unweit Koburgs) den Marktplatz schmückt. Nicht von ungefähr ist hier eine „agrarische“ Figur gewählt worden: Königshofen ist die Hauptstadt des Grabfeldgaus, und dieser war von alters als Getreidekammer berühmt. Auf dem Marktplatz stand einst die „Schranne“, und ein alter Kornstein mit den Eichmaßen hat sich dort bis auf den heutigen Tag als letzter Zeuge der jetzt verschollenen großen Getreidemärkte erhalten. So wie diese Schnitterin in Schmitts Plastik uns entgegenkommt, trugen sich die unterfränkischen Bauernmädchen noch vor vierzig, fünfzig Jahren, wenn sie zur Getreideernte gingen, und uns scheint, der Künstler tat recht, die schöne Tracht, zu der auch der irdene Krug gehört, der Nachwelt wenigstens im Bilde zu erhalten.

Corots „Nachdenkendes Mädchen“, das der Kunstsalon von Paul Cassirer in Berlin uns vor einiger Zeit zeigte, als er bedeutsame Proben der von ihm vertretenen modernen Kunst zu einer Art Repräsentations-Ausstellung zusammengestellt hatte, soll sich an den Aufsatz über Lesser Ury anlehnen, wenn auch die Einflüsse dieses Franzosen (1796 bis 1875) auf Urys Malerei weniger im Figurenbilde als in der Landschaft hervortreten. Immerhin, die Brücke findet man auch hier. Dort wie hier ist es der Empfindungseindruck, der ihnen beiden die erste Erscheinung des Motivs (l'émotion initiale) erweckt; und wie in Corots zweiter Periode (etwa seit 1850), so begegnen wir auch in Urys Malerei jener ganz flüssigen, zarten und unbestimmten Art, deren Reiz mehr in einem allgemeinen poetischen Zauber als in der individuellen Stimmung eines bestimmten Motivs liegt. Bei uns ist der Figurenmaler Corot weit hinter den Landschafter zurückgetreten, doch hat der Hauptvertreter des paysage intime jederzeit, sowohl in großen Studien wie in ausgeführten Bildern, auch die reine Figurendarstellung gepflegt. Neben einzelnen mehrfigurigen historischen Kompositionen überwiegen dabei immer wieder die schlichten Einzelfiguren genrehaften oder idealen Charakters, oft in mehrfachen verschiedenen Ausführungen desselben Motivs. Namentlich das Landmädchen am Bach oder an der Quelle, die Zigeunerin oder die junge Frau bei der Toilette kehren oft bei ihm wieder, und die duftigen Valeurs, die seine Dämmerlandschaften berühmt gemacht haben, grüßen uns auch auf diesen Figurenbildern. F. D.

Literarische Rundschau

Ein lyrisches Monument für 1813 — Bücher aus der Geschichte der Befreiungskriege — Aus den bildenden Künsten — Literarische Notizen

Ein lyrisches Monument für 1813

Wer hätte das prophezeien mögen, daß von allen Gedenkbüchern auf das große Jahr 1813 — und ihrer sind gewiß nicht wenige — gerade ein lyrisches Gedichtbuch im Wettkampf um den Erfolg den Vogel abschießen werde? Und doch steht es heute so, wenn nicht über Nacht jemand mit einem noch glücklicheren Gedanken gesegnet wird als der Lyriker Ernst Lissauer, der die bedeutungsvolle Jahreszahl „1813" als schlichtesten, aber auch beredtesten Titel über einen Zyklus eigens für diesen Zweck geschriebener historisch-patriotischer Gedichte setzte (Jena, Eugen Diederichs). Die Sammlung begleitet die Ereignisse und ihre Stimmungen von der Notzeit 1806 und 1807 über den russischen Feldzug Napoleons, Moskaus Feuerbrand und die Vernichtung der großen Armee zu den ersten Boten und Vorkämpfern der glorreichen preußischen Erhebung, zu dem Aufgebot der Freiwilligen und des Landsturms, verweilt mit erwärmter Liebe bei der Opfermütigkeit des Volkes und führt dann den Gang der Befreiung in einzelnen bedeutsamen Ereignissen und Gefechtsszenen, doch unterbrochen von mancherlei Episoden, bis auf die Höhe der Schlacht von Leipzig. Diesem Freskogemälde, das sich triptychonartig gliedert, folgen nur noch einige „Nachspiele" aus der Zeit der Kongresse und der Reaktion, bevor zum Schluß noch einmal in einer Vision ferner Zukunft die Erscheinung jenes Gewaltigen aufflammt, der, einem verheerenden Wetter, aber auch einem lebenschöpferischen Gestirne gleich, dies alles, Elend, Not, Erhebung, Opfermut, Geduld, Tapferkeit, Größe und wiederum Enttäuschung, Ernüchterung und Entmutigung hervorrief.

Uns fallen nicht die größten Namen unsrer Lyrik ein, wenn wir uns diese programmatische Art zu dichten klarmachen und vergegenwärtigen. Lyrische Dichtung bedeutet uns immer noch zuerst inneres, seelisches Erlebnis und unmittelbare Anschauung. Freilich gibt es auch ein Nach- und Wiedererleben, und es kommt auf die Tiefe des Gefühls und die Kraft des Atems an, wie nahe es die Originalität des ursprünglichen und persönlichen Erlebens zu erreichen vermag. Aber daran ist gar nicht zu zweifeln, daß Lissauer von einem mächtigen Gefühlssturm ergriffen wurde, als er den Gedanken dieses Zyklus faßte, und als sich — gleichviel, mit welchen Mitteln und Hilfen — vor seiner Phantasie jene Zeit, die er verherrlicht, gleichsam aus ihren Wurzeln und Fundamenten herauf aufbaute. Er hat mit scharfem Blick für das Charakteristische und sicherer Gestalterhand höchst markante und gewichtige Einzelbilder entworfen; er hat von führenden Persönlichkeiten Silhouetten gezeichnet, die gerade durch ihre gewollte und betonte Einseitigkeit ein schier unheimliches Leben gewinnen; er hat in mythischen, symphonisch komponierten Kolossalgemälden über das Greifbare hinaus den unsichtbaren Geisterkampf beschworen, der, wie in jener sagenhaften Hunnenschlacht, auch damals wieder hoch über der Erde in den Lüften ausgefochten ward.

Dennoch verblassen alle diese Vorzüge des Gehalts und Verdienste der inneren Gestaltung vor den rein künstlerischen Qualitäten des Buches. Da bewundern wir immer wieder diese gehämmerte Sprache, diese Bildnerkraft des Wortes, die, unbeschwert von pedantischen Bedenken, doch ganz selten nur in Liliencronische Saloppheit verfällt, diese glänzende, oft geradezu suggestive Tonmalerei, mehr aber noch das unermüdliche Ausdrucksvermögen des Rhythmus, das schlechterdings jedem noch so jähen Stimmungs- und Vorstellungswechsel zu folgen versteht. Ja, dieser Elan des Rhythmus ist der eigentliche Lebensnerv, das Fortreißende und Bezwingende des Buches. Wer Lissauers frühere Lyrikbände kennt, den „Acker" und den „Strom" (ebenfalls bei Diederichs), findet sich darauf vorbereitet, denn auch dort schon war die bezwingende Flug- und Stoßkraft des Rhythmus neben der zeitgeborenen und zeitgehorsamen neuartigen Weltbetrachtung, die an einen Verhaeren gemahnte, das Bemerkenswerteste und Erstaunlichste. Hier, in dem Zyklus „1813", fließt der natürlichen Energie dieses Versbaues aus den Stoffen selber Stahl und Eisen zu. So wächst der Rhythmus zu einer Schwere, Wucht und Größe an, die unwiderstehlich zum lauten Lesen drängt, und die, wenn ein guter, mannhafter Sprecher, wie z. B. kürzlich Ferdinand Gregori in einem Berliner Vortragsabend, das Gewoge dieser Verse meistert, die Hörer, jung und alt, Männer und Frauen, zu bebendem Miterleben zwingt. Dennoch kann man manchmal den Verdacht nicht unterdrücken, als sei nicht innerer geistiger Zwang, sondern formalistischer Originalitätsdrang der Vater dieser Rhythmuswahl gewesen, als fürchte sich der Dichter vor nichts so sehr wie vor dem Gespenst des Geläufigen, schon Dagewesenen.

Und damit nun stoßen wir an die Schranken dieser Dichtung überhaupt. Statt einer mit Seele getränkten, mit lebendigem geistigem Inhalt gesättigten Gefühlslyrik bekommen wir eine freilich im höchsten Grade gebändigte und disziplinierte Ästheten- und Kunstlyrik, deren artistisch-formale

Werte alle andern überwiegen. Es ist ungefähr derselbe Unterschied wie zwischen der alten und der neuen Malerei. Der Empfindungsgehalt erscheint verpönt oder doch unterdrückt; es herrschen die Lichtstimmungen und die Farbenwerte, es herrscht die Virtuosität der Technik. Trotz dem starken Erfolge, dessen sich das wertvolle und verdienstliche Buch schon jetzt rühmen darf: wird es jemals ins Volk dringen, wie ein rein künstlerisch betrachtet ungleich geringeres Gedicht von Theodor Körner, dem „zuteil ward, den Drang der Tage auszusagen"? Aber ich glaube, das war ursprünglich auch gar nicht der Ehrgeiz dieses Poeten. Erst die verführerische Gunst der Stunde hat den Gedanken daran und die Propaganda dafür geweckt. Bestimmt war das Buch, wie jene früheren durchsiebten und geläuterten Poesien Lissauers, von vornherein für einen kleineren Kreis erlesener Kenner und Geschmäckler, die zudem gleich dem Dichter den Stachel in sich fühlen, gegen die allgemeine, offiziell triumphierende Darstellung jener großen nationalen Erinnerungszeit mit einer demokratischeren Auffassung ihrer Kräfte und Leistungen zu revoltieren. Trotzdem wollen wir uns jeder Eroberung, die es über jenen Kreis hinaus macht, freuen; denn es ist das ernste Buch eines starken Könners und ein ungewöhnliches Erlebnis in einer nur zu sehr an Kleinmut und Gleichgültigkeit kränkelnden Zeit. Und sollten wir es lieber sehen, daß die zweckbefreite, egoistische Kunst grinsend abseitssteht, als daß auch sie sich, von Gemeinsinn gepackt, vor den Triumphwagen dieser stolzen Gedenkfeier großer Tage spannt? F. D.

Bücher aus der Geschichte der Befreiungskriege

Wie Friedrich M. Kircheisen, ein in der geschichtlichen Memoirenliteratur wohlbewanderter Kenner, vor einiger Zeit den russischen Feldzug Napoleons mit ausgewählten Aufzeichnungen zeitgenössischer Erinnerungen sozusagen authentisch illustriert hat, so jetzt Napoleons Untergang 1813. Doch sind es nicht bloß realistische Erlebnisse, die dieser Band (erschienen in der Memoirenbibliothek von Robert Lutz in Stuttgart; geb. 6 M.) bringt, sondern auch tiefer in die Ereignisse, ihren Sinn und Zusammenhang eindringende Betrachtungen, und nicht einseitig, sondern von alliierter und französischer Seite werden die Dinge dargestellt, so daß das ganze Kriegstheater hell erleuchtet vor uns liegt. Zunächst schildert Oberst Freih. von Odeleben, der als sächsischer Offizier dem Stabe Napoleons beigegeben war, aus täglichem Umgang mit dem Kaiser Napoleons Charakter und Lebensweise sowie die seiner nächsten Umgebung, der Berthier, Murat u. a. Sodann empfangen wir von dem Obersten von Löwenstern, dem Befehlshaber zweier Kosakenregimenter unter Wittgenstein und Tschernitscheff, äußerst lebendige Momentbilder aus den russischen Reiterstreifzügen, während Rilliet de Constant, ein französischer Kürassierleutnant unter Marschall Ney, die Schlachten bei Bautzen, an der Katzbach, bei Leipzig, sowie Napoleons Rückzug an den Rhein mit all seinen strategischen Fehlern beschreibt. Ein umfassendes Gemälde der Leipziger Völkerschlacht liefert außerdem wieder Oberst von Odeleben, und als Ergänzung daneben stehen die furchtbaren Bilder, die ein Leipziger Bürger von den grauenvollen Vorgängen in der Stadt selbst entwirft. Damit auch das Geistige dem Kriegerischen nicht fehle, folgt ein Abschnitt aus Arndts Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein (Aufenthalt in Sachsen 1813). Das Buch zeichnet sich vor vielen ähnlichen Memoiren-Sammlungen aus derselben Zeit durch sicheren Scharfblick der Auswahl und festen Zusammenschluß aus; auch auf ein gutes lesbares Deutsch ist augenscheinlich viel Sorgfalt verwendet worden.

„Aus vergilbten Pergamenten", d. h. aus vergessenen oder vergriffenen Memoirenbüchern, gab Theodor Rehtwisch seit zwei Jahren bei G. Wigand in Leipzig eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der napoleonischen Epoche heraus, die ohne allen historischen Kommentar rein durch und für sich selber sprechen (geb. 3 M.). Recht glücklich eingeleitet wird diese Sammlung durch die treue Skizze, die Otto von Odeleben unter dem Titel „Mit Napoleon im Felde 1813" von dem französischen Kaiser und seiner Umgebung entwirft. Odeleben war, wie schon gesagt, als Stabsoffizier und Militärbevollmächtigter des Königs von Sachsen in Napoleons Hauptquartier und hatte hier reichliche Gelegenheit, seine Beobachtergabe und leichte Feder spielen zu lassen. Weitere Bände der Sammlung bringen die Erinnerungen Karl von Suckows („Aus meinem Soldatenleben"), eines Mecklenburgers, der schon in früher Jugend in das preußische Heer eintrat und dann als Leutnant den Zusammenbruch des preußischen Ruhmes miterlebte. Wie viele andre Mecklenburger, trat er dann in den Dienst des Königs von Württemberg und machte als Offizier der Großen Armee den furchtbaren Feldzug von 1812 mit, den er in lebhaften Farben und nicht ohne einen gewissen Anflug von ironischem Humor schildert. Band 3 reiht „Aus dem Tagebuche eines Freiwilligen" Bilder aus den Jahren 1813 und 1814 zusammen, die dank der Intimität der Schilderung und der Abwesenheit jeder Hurrastimmung — ein ehemaliger Theologe führt hier die Feder — fast wie ein deutsches Gegenstück zu Erckmann-Chatrians „Geschichte eines Soldaten von 1813" anmuten. Eine Auslese aus den Erinnerungen des Grafen Wilh. Ludw.



Phot. Ad. Fischl, Dresden.

Hans Peter Feddersen: Bildnis der Frau H.

Vikt. Henckel von Donnersmarck, die uns durch seine militärische Jugend bis an den Schluß des Jahres 1813 führen, bringt der vierte Band. Es sind namentlich der Hof und die Person des Königs, die hier (in freundlicherem Lichte als sonst) gezeigt werden, und „Im Dienste König Friedrich Wilhelms III." betiteln sich denn auch diese eher friedlich als kriegerisch gestimmten Erinnerungen.

Auffallend arm ist die große vaterländische Erhebungszeit von 1813 an zeitgenössischen Darstellungen von Künstlerhand, die ihrer würdig wären. Jede Bereicherung von einigem Wert und leidlicher Würde, die etwa noch aus der Vergangenheit ans Licht unsrer Tage gebracht wird, darf somit von vornherein einer dankbaren Aufnahme gewiß sein. Insbesondere gilt dies von einem „aktuellen" Zeichner wie Gottfr. Geißler, den Gustav Wustmann, der temperamentvolle Verfasser der „Sprachdummheiten", aber auch der exakte Erforscher der Leipziger Stadtgeschichte, wieder entdeckt und kurz vor seinem Tode in einer sorgfältigen Studie nach Leben und Gesamtschaffen gewürdigt hat. Sein Buch über Geißler, den „Zeichner der Leipziger Völkerschlacht", aus Wustmanns Nachlaß von seinem Sohne Rudolf herausgegeben, ist jetzt bei E. A. Seemann in Leipzig erschienen (mit 40 Textbildern und 4 Farbendrucktafeln; geb. 6 Mk.). Geißlers Kunst war freilich weder imponierend noch neuschöpferisch oder hochstrebend. Aber ein scharfes Auge, ein gesundes Empfinden und eine durch fleißige Übung geschulte Hand ließen ihn, wie wenige Kunstgenossen seiner Zeit, berufen erscheinen, die charakteristischen Erscheinungen des Volkslebens, landschaftliche und architektonische Motive treu zu erfassen und sicher darzustellen, so daß seine zahlreichen Kunstblätter noch heute als Quellen für die Kultur- und Ortsgeschichte geschätzt werden dürfen. Am bekanntesten ist Geißler durch seine Szenen aus der Völkerschlacht geworden, die zwar oft recht flüchtig sind, oft aber auch durch liebevolle Vertiefung in den Gegenstand und Vermeidung jeder verschönernden Zutat ein treues Bild der merkwürdigen Vorgänge bieten. Auch an den Napoleon-Karikaturen der Jahre 1813—1815 ist Geißler stark beteiligt.

Was Stein und Hardenberg für die politische Aktion, was Blücher und Gneisenau für den Waffenkampf leisteten, das wirkte Arndt für die geistige Bewegung von 1813 bis 1815. Ihm stand als Kampfmittel nur seine Feder zur Verfügung, aber auch damit wurde er einer der mächtigsten Gegner Napoleons. Denn wenn die Völker nach langer Mutlosigkeit und Gleichgültigkeit sich langsam zu der Erkenntnis ihrer Lage aufrafften, wenn der Wille, das Joch abzuwerfen, sich befestigte und ausbreitete, so ist das in erster Linie Arndts Verdienst, der nicht aufhörte zu tadeln, zu warnen, zu belehren und anzufeuern. Das ist der Arndt, an den wir zuerst denken, wenn sein Name erklingt; aber es ist nicht der ganze, nicht der alleinige Arndt. Vor ihm gibt es einen andern. Erst ganz allmählich, nach mancherlei Erfahrungen wandte sich dessen Hoffnung und Vertrauen auf Deutschland, als auf den Retter aus der Not der Zeit, und noch länger währte es, ehe er sich Preußen anschloß. Doch noch eine größere Seltsamkeit birgt dieses Lebensschicksal: der patriotischste unter den Patrioten wurde bald nach den Freiheitskriegen revolutionärer Umtriebe verdächtigt und seines Amtes als Lehrer der akademischen Jugend entsetzt! Aber er erlebte auch noch seine glänzende Rechtfertigung und Wiedereinsetzung. So spiegelt sich also die äußere und innere Geschichte fast eines ganzen Jahrhunderts in Arndts neunzig Jahre umfassendem Leben. Sich mit ihm und seinen wichtigeren Schriften bekannt zu machen, bietet die neue Arndt-Ausgabe der „Goldenen Klassikerbibliothek" (Berlin, Bong; 4 Bände, 8 Mk.) erwünschte Gelegenheit. Hier finden wir Arndts politische Schriften, dazu die Märchen und Kindergeschichten und die wundervollen Darstellungen aus dem eignen Leben. All dies ist von den Herausgebern durch Einleitungen und Anmerkungen aufschlußreif kommentiert, während das Leben selbst im Zusammenhang dargestellt wird.

Auch die erzählende Dichtung hat sich in diesem Jahre des Gedankens der nationalen Stoffe aus den Befreiungskriegen mit besonderer Lust und Wärme angenommen. Und friedlich vertragen sich dabei alte und neue Schule, erzieherische Tendenz und absichtslose künstlerische Gestaltung. So hat Friedrich Freudenthal zum Ruhme niederdeutscher Volkskraft und Kampfeslust Hannoversche Soldatengeschichten aus jener Zeit gesammelt (Bremen, Schünemann), Aufzeichnungen von Freiheitskriegern, die sich zu einem fast lückenlosen Gesamtbilde des Anteils zusammenschließen, den Hannover an der Bewegung genommen hat. Mit Kriegserinnerungen Franz Krollmanns, der in der westlichen Armee den Feldzug nach Rußland mitmachte, beginnt das Buch. Dann folgen Erlebnisse eines ungenannten Ulanen der Kaisergarde, der 1813 und 1814 auf französischer Seite kämpfte, und Denkwürdigkeiten des Schützen Friedrich Lindau, der der Kgl. Deutschen Legion angehörte, in ihrer Mitte von 1809 bis 1815 gegen die Franzosen focht und seinen großen Tag in der Schlacht von Waterloo erlebte; kein Wunder, daß die Schilderung dieser Schlacht den Glanzpunkt seiner Aufzeichnungen ausmacht. Alle diese Stücke haben Konkurrenten auch in andern Büchern. Einzigartig aber ist der letzte Abschnitt des Freudenthalschen Geschichtenbuches: eine lebendige Schilderung des Werbedienstes, der in Hannover heimlich, hinter dem Rücken der französischen Behörden blühte. Da entrollt sich ein Zeitgemälde, das die Zustände

und Stimmungen in neuem Lichte zeigt, und das außerdem auch nach seinem epischen Gehalt höchst wirksam ausgemalt ist.

Julius Havemann, den wir bisher nur als Novellisten kannten, der aber schon in seinem Buche „Perücke und Zopf" ein feines Organ für Kulturmerkmale bewiesen hat, überrascht uns mit einem zweibändigen Roman aus der Zeit der Freiheitskriege (Leipzig, G. D. Sarasin). Dieser „**Ruf des Lebens**" ist eine fast zu breit und figurenreich angelegte Erzählung. Man hat zuweilen Mühe, den Faden der Handlung nicht zu verlieren, obgleich oder weil die historischen Weltereignisse nur den Hintergrund für die vielverschlungenen Schicksale der drei Helden abgeben, die — jeder mit einer grundverschiedenen Anlage, Lebensführung und Besiegelung seines Erdendaseins — um unser Interesse werben. Symbolisch spiegelt sich in diesen Geschicken die damalige Zerrissenheit des deutschen Lebens, die wir über der preußischen Einheitserhebung nur zu leicht vergessen, und neben die Männer treten, ohne daß das „Romanhafte" sich unangenehm hervordrängt, die Frauen, die einen schweigend und duldend, die andern tätig mitwirkend im Geiste der Zeit. Auch an mannigfachen Episoden und Nebenfiguren, die ihre Lichter bald hier-, bald dahin werfen, fehlt es nicht, und dem Humor, der sich selbst vom Kanonendonner nicht zum Schweigen bringen läßt, wird sein gutes Recht zuteil. So begrüßen wir in dem Verfasser dieses Zweibänders ein neues vielversprechendes Erzählertalent, das sich nicht an psychologische Spintisiereien verliert und neben der Freude am bunten, bedeutsamen Geschehen doch auch Sinn und Wärme genug für die sittlichen Kräfte behält, ohne die ein „Roman aus den Freiheitskriegen" ein Messer ohne Heft und Klinge wäre.

Ein Jugendbuch national-dichterischen Schlages hat **Rudolf Herzog** auf den Altar dieser vaterländischen Gedenkzeit niedergelegt. Wer ihn und seine im guten Sinne des Wortes pathosfrohe Art kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß es ihn lockte, seine männliche Begeisterung, die sich noch immer so leicht entzündet, auch einmal zu dem heranwachsenden Geschlecht sprechen zu lassen. So erzählt er den jungen Lesern **Preußens Geschichte** in einem Bande, der in den Bildern **Arthur Kampfs** noch einen außergewöhnlichen Schmuck und Reiz gewonnen hat (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. M. 3.40). Aus der Liebe zum preußischen Vaterlande, zu seiner erhebenden Geschichte und seinen stählenden Charaktertugenden ist dieses Buch geschrieben, und Liebe soll und wird es in den jungen Herzen wecken. Aber solche Liebe kann nur aus dem Wissen und Verstehen hervorwachsen; nur eine lebendige Anschauung des Werkes der Väter kann unsern Stolz rechtfertigen, unsern Glauben an uns selber stärken, unsre Begeisterung vertiefen und festigen. Herzog beginnt seine Wanderung in grauer Vorzeit, hält sich aber nicht unnütz in den Tälern und Niederungen auf, sondern schreitet schnell, immer frisch und munter, von Gipfel zu Gipfel. Wo die Zeit selber dramatischen oder balladenhaften Klang hat, gefällt uns seine Art am besten; Flamme und Feuer ist nun mal sein Element. Nüchterne Zeiten machen auch ihn nüchtern, und da gerät er manchmal in die Zeitungsphrasen, die sich nirgend so unwirksam erweisen wie an jugendlichen Gemütern. Schließlich heben eine Anzahl wirkungsvoller Balladen die markantesten Ereignisse und Persönlichkeiten der preußischen Geschichte mit kräftigem Arm zum Himmel des ewigen Ruhmes empor. E. W.

Aus den bildenden Künsten

Italien — wie oft schon hat der Begriff sich gewandelt, seit zum erstenmal deutsche Künstler am Stabe der Sehnsucht über die Alpen gewandert sind! Ist es uns bewußt, daß wir gerade jetzt wieder in solcher kritischen Zeit einer neuen Wandlung und Umwertung stehen? Vor wenigen Jahren ging ein Freund von mir, ein junger Bildhauer, nach Italien, und auch die Wünsche derer, die seine wuchtige, elementare Art, den Ton zu formen und das Holz zu meißeln, liebten, hegten doch wohl im Innersten der Seele den verschwiegenen Wunsch, er möchte von der Natur und den Meistern Italiens so etwas wie Bändigung der Form oder doch wenigstens eine gewisse Harmonie zwischen Wollen und Können heimbringen. Statt dessen hatte sich in Florenz seine Eigenart nur noch mehr gefestigt, und was das merkwürdigste: er hatte für seine sagen wir einmal übertreibend: zyklopische Kunst auf italienischem Boden überall Bestätigungen und Ermunterungen gefunden. Nicht bei Donatello, Verrocchio oder Michelangelo, sondern bei den Etruskern war er in die Schule gegangen, denn in ihnen, behauptete er triumphierend, stecke in nuce und weit ursprünglicher, reiner, stärker, ungebrochener als in irgendeiner späteren Epoche bereits die gesamte Kunst Italiens oder doch ihre entscheidende Stillinie... An diesen Freund mußte ich denken, als ich das neue Buch „**Die italienische Schönheit**" von **Moeller van den Bruck** (mit mehr als 100 Abbildungen; München, R. Piper & Ko.; geh. 12 M.) zu Gesicht bekam und mich durch den neuen selbständigen Geist, der Seite für Seite daraus spricht, bald merkwürdig gefesselt fühlte. Hier spricht nicht ein einzelner, hier spricht eine ganze Generation, die ihre Liebe und Bewunderung — denn sie ist mit Unrecht als gefühl- und ideallos verschrien — zunächst nicht besser glaubt beweisen zu können, als indem sie möglichst naiv und traditionsfrei

an Natur und Werke des vielvergötterten, aber auch arg mit Phrasen umnebelten Landes herantritt. Ja, das ist die vornehmste Aufgabe und der eigentliche Ehrgeiz dieses Buches: es will die moderne Stellung, die Stellung des modernen Künstlers oder Kunstfreundes zu Italien begründen helfen. So schlägt es in seinen Kunstbetrachtungen fast überall neue Wege ein, und nichts liegt ihm mehr am Herzen, als erst einmal die starren Begriffe, die eingewurzelten Schulvorstellungen, die wir für Italien mitgebracht haben, auszutreiben, um sie durch eigengewonnene, selbsteroberte Empfindungen und Überzeugungen zu ersetzen. Auch für Moeller van den Bruck ist die Etruskerkunst ein das Zukünftige in seinen Stilprinzipien schon im voraus auffangender und konzentrierender Spiegel: die nachfolgende Kunst der Römer erscheint ihm nur als „barocke Entartung" dieses frühesten Stils, geboren aus der Bekanntschaft mit dem Hellenismus, die mitnichten eine Veredlung bedeutet. Erst das Eindringen der Germanen führte die zweite große Italien-Kultur mit dem Gipfelpunkt der Renaissance herbei. Zugleich kam im Nordwesten Italiens ein andres neubelebendes Element für die Kunst aus dem Osten, aus Byzanz, im Süden aus der Berührung mit dem Sarazenentum, vermittelt durch Sizilien und die Kreuzzüge. So schreiten wir fort zur Gotik des Trecento, zur Frührenaissance des Quattrocento, zur Hochrenaissance des Cinquecento. Und überall ist das Primitive Trumpf und Wertmesser. Rückkehr zu den großen Ur- und Vorbildern italienischer Schönheit: darin gipfelt der energische und deshalb mächtig anregende Inhalt dieses Buches.

Kein Geringerer als Goethe war es, der uns die erlebnisreiche, kulturgesättigte Selbstbiographie Benvenuto Cellinis durch eine in sich selber klassische Übersetzung vermittelte; an seinen Namen ist und bleibt das Verdienst gekettet, daß jenes Werk des Florentiner Renaissance-Bildhauers und -Goldschmiedes seit einem Jahrhundert bei uns „eingedeutscht" ist. Darum wollen wir aber nicht verkennen, daß diese Form dem Original nicht nach den Begriffen entspricht, die wir heute von einer guten Übertragung eines geschichtlichen Zeit- und Persönlichkeitsdokumentes haben. Goethe konnte nur eine schlechte Kopie des Originals benutzen und scheute sich nicht, auch damit noch recht selbstherrlich umzugehen. So darf es mit Dank begrüßt werden, daß die schon seit längerer Zeit bestehende und als originalgetreu anerkannte Übersetzung von Heinr. Conrad jetzt zu billigem Preise in die bei Mörike in München erscheinende Sammlung „Erleben und Erkenntnis" übergegangen ist. „Benvenuto ist ein Mensch, der sein Maß in sich selber trägt, und wird als Mensch die Menschen beschäftigen bis ans Ende der Tage", sagt Burckhardt; die sein Leben an sich vorüberziehen lassen — von seinen Werken sind ja nur wenige erhalten —, werden dem großen Kenner der Renaissance bald recht geben.

Ein kostbares Illustrationswerk, eins, das auch dem verwöhntesten Geschmack Genüge schaffen wird, ist eine Veröffentlichung über den französischen Farbenstich des achtzehnten Jahrhunderts oder vielmehr eine ebenbürtige, mit den raffiniertesten Mitteln moderner Reproduktionstechnik bewerkstelligte Wiederbelebung jener delikaten, einen Gipfelpunkt der Graphik darstellenden Kunstzweiges. Der zu höchster Virtuosität ausgebildete Farbenstich war dem achtzehnten Jahrhundert selbst ein Ersatz für Gemälde, und da nun wiederum uns die Reproduktionstechnik erlaubt, die Originale fast bis ins kleinste und feinste getreu nachzubilden, so dürfen viele auch dieser Wiedergaben als geradezu kleine Originalgemälde angesprochen werden. Und wie nahe steht uns heute wieder Art und Inhalt dieser Kunst! Reichtum und Luxus zeitigten unter dem sechzehnten Ludwig ähnliche Lebens- und Gesellschaftsformen wie heute, und auch das Gefallen an sich selbst, die Hochschätzung der eignen lieben Gegenwart, des eignen lieben Ichs war nicht weit entfernt von der Aktualitätsliebe des zwanzigsten Jahrhunderts. Daher die Fülle schöner Frauenköpfe, graziöser, das Kostüm stark betonender Bildnisse, geistreicher Gesellschaftsbilder, galanter, auch wohl leicht erotischer Szenen. Der starke, mit fünfzig farbigen Tafeln ausgestattete Folioband, eingeleitet und erläutert von Jaro Springer, einem der Leiter des Berliner Kupferstichkabinetts, schöpft im wesentlichen aus der Sammlung des Herrn Julius Model in Berlin, mit dessen kostbarem Besitz sich so leicht kein andrer desselben Gebiets vergleichen läßt. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat der technischen Ausstattung des Werkes, das ihr berühmtes Miniaturenwerk fast noch übertrifft, alle nur erdenkliche Sorgfalt angedeihen lassen; doch gibt es zwei nach Papier und Einband merklich abgestufte Ausgaben: eine zu 60, eine auf Van-Geldern-Büttenpapier zu 100 Mark.

Die neue vermehrte Auflage des Bandes „Dresden" der Hanfstaenglschen volkstümlich gedachten Galerie-Veröffentlichungen (Hanfstaengls Malerklassiker; Bd. 2; geb. 12 M.) bedeutet gegenüber der ersten Ausgabe einen erfreulichen Fortschritt. Der Band, mit über 350 ganzseitigen Reproduktionen ausgestattet, bietet die gewählteste Übersicht der schönen Sammlung und damit einen Bilderschatz, der nicht nur für Kunstfreunde und Forscher in Betracht kommt, sondern auch als Anschauungsmittel für die Einführung der reiferen Jugend in die bildende Kunst warm zu empfehlen ist. Prof. Dr. H. W. Singer, der die Zusammenstellung des Bildermaterials nach Stilepochen besorgt hat, hebt in einer ebenso offenen wie feinsinnigen Einleitung hervor, worin solche Ausschnitte aus den keines-

wegs bloß nach künstlerischen Gesichtspunkten zusammengestellten Galerien ihren Wert haben: Welch herrliches Geschenk für ein Volk, wenn man ihm eine Elite-Galerie schaffen könnte ohne den Ballast, der nur durch die Gnade der Kunstgeschichte und der Altertumsliebhaberei lebt, eine Galerie, in der ein jedes ihrer nicht allzuvielen Bilder eine wirkliche Großtat darstellt, in der ein jedes mit dem göttlichen Funken erglüht! Man gewinnt eine Ahnung davon, wie eine solche Galerie gegenüber den bestehenden ausschauen würde, wenn man Führer und Galeriewerke in der Art des vorliegenden durchblättert, denn sie bieten ja ihrer Natur nach nur eine Auswahl des Besten.

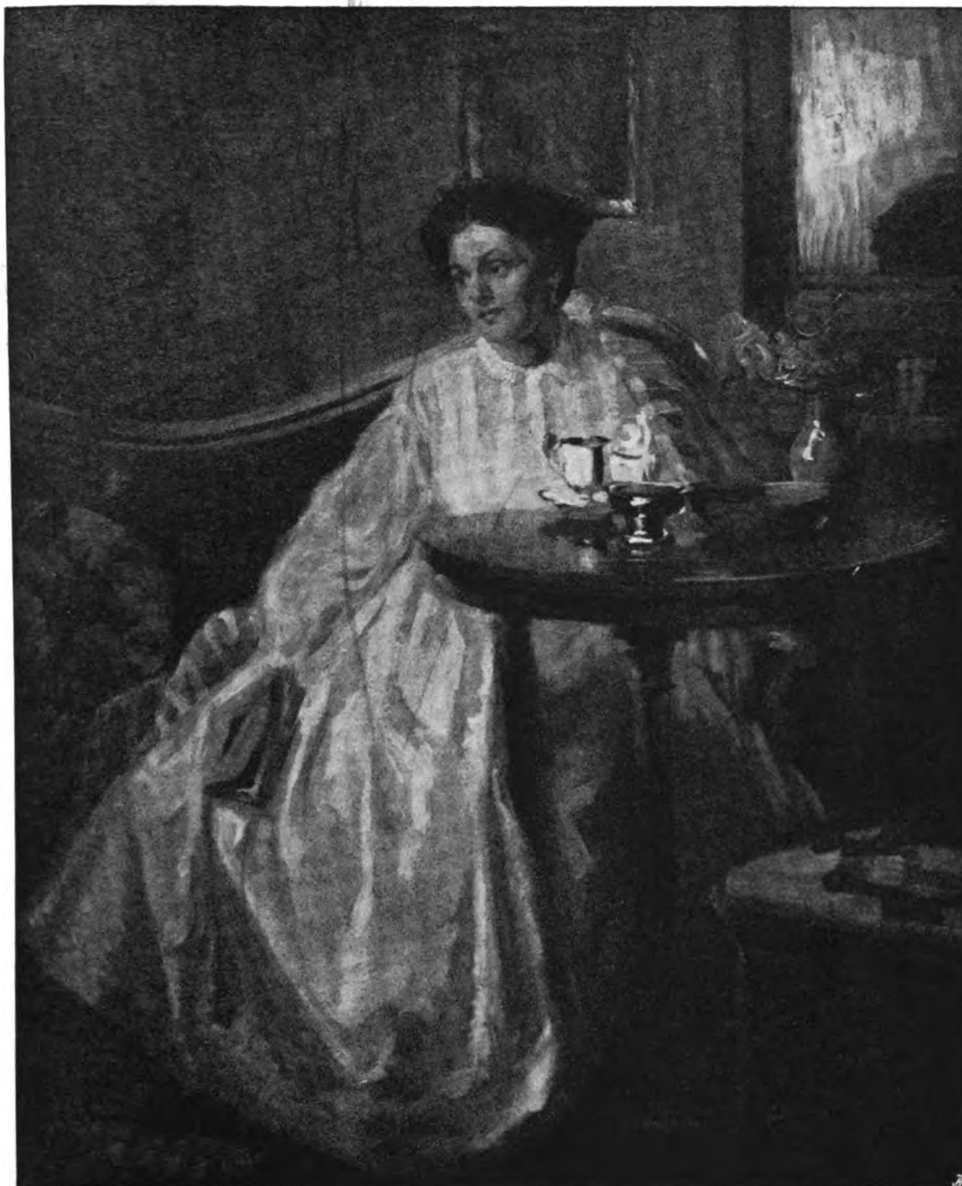
Drei neue Nummern von E. A. Seemanns „Berühmten Kunststätten" begrüßen wir mit besonderer Freude. Da ist zunächst die alte Westfalen- und Wiedertäuferstadt Münster (Nr. 53; mit 144 Abbildungen). Zum erstenmal eine zusammenhängende allgemeinverständliche Darstellung der münsterischen Kunstgeschichte, die sich nicht bei spezialistischen Fragen aufhält, sondern klar und energisch die entscheidenden Linien, die wichtigen Wendepunkte, die markanten Gipfel herausarbeitet. Die Übersichtlichkeit des Textes und der Abbildungen sorgt dafür, daß auch der Fremde, der „Reisende auf Eile", das Buch mit Gewinn benutzen kann. Der Verfasser, Dr. Hermann Schmitz, hat hier ein würdiges Seitenstück zu seinem Städtebild Soest (Nr. 45) geschaffen. — Ist Münster vorwiegend eine Renaissance-, so ist Würzburg eine ausgesprochene Barock- und Rokokostadt. Ihr hat Prof. Dr. Friedrich Leitschuh die Monographie geschrieben (Nr. 54; mit 146 Abbildungen). Er verfährt, selber ein unermüdlicher Forscher in Würzburgs Vergangenheit, spezialhistorischer als Schmitz, wahrt aber wie dieser den innigen Zusammenhang mit der Geschichte und Kultur und weiß auch denen genug zu geben, die an der schönen Mainstadt nur das ohne eingehendere Studien unmittelbar zu Genießende interessiert. — In das strenge Land der alten Etrusker führt uns der dritte Band (Nr. 55; mit 110 Abbildungen): Fritz Schillmann schildert uns Viterbo und Orvieto, streift aber auch die in deren engerem und weiterem Umkreis liegenden kleineren Städte wie Sutri, Bracciano, Trevignano, Capranica, Toscanella, Corneto, Bolsena und Montefiascone am See von Bolsena, die Insel Bisentina u. a. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, dies mittlere Gebiet der etruskischen Kultursphäre als einheitliche Kunststätte zu betrachten; Lücken waren nicht zu vermeiden, aber der Gesamteindruck dieser Darstellung bleibt groß, mächtig und überraschend inhaltsreich. H. L.

Literarische Notizen

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens hat seine sechste Auflage erlebt. Selbstverständlich ist es eine gänzlich veränderte und neubearbeitete, denn das ist das Geheimnis dieses Erfolges: an jeder neuen Ausgabe auch dieses kleinen Nachschlagewerkes wird genau so ernst und gründlich gearbeitet, als handle es sich um einen Bau von Grund auf. Überall wird nachgeprüft, ergänzt, vertieft und — ein Fortschritt erst der letzten Jahre — durch energischere Charakteristik präzisiert. Diese beiden Lexikonbände (geb. je 11 M.) umfassen an 100000 Artikel (leider der Natur der Sache nach auch Verweisungen) auf 1000 Seiten Text mit 1220 Abbildungen auf 80 Bildertafeln (davon sieben farbig), 32 Haupt- und 40 Nebenkarten, 35 selbständige Textbeilagen und 80 statistische Übersichten. Das Hauptstreben solcher gedrängten Enzyklopädie des Lebens in all seinen Ausstrahlungen ist eigentlich kein andres als das Ideal dieser Zeit selbst: äußerste Sachlichkeit und Betonung des Wesentlichen und Notwendigen, wobei natürlich alle nur erdenklichen Mittel der geschickten Gruppierung, praktischen Anordnung und bequemen Übersicht angewendet werden. Gerade die Übereinstimmung dieser lexikographischen Praxis mit dem aus Forderungen unsrer Tage geborenen realistischen Zeitgeist ist es, was diesem Handlexikon den großen Erfolg verschafft hat und was es für die Dauer so zeitgemäß erhält.

*

In diesem Jahre nationaler Selbstbesinnung kommt ein Buch über „Kultur des Leibes", wie es Dr. med. Friedrich Münter, Stabsarzt an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin, geschrieben hat (Braunschweig, Westermann), zu guter Zeit und Stunde. Denn dieses Buch will Wege zur Hebung der Volkskraft zeigen, nicht in fanatisch-pathetischer Predigt, sondern in praktischer Behandlung hygienischer, uns allen tagtäglich nahetretender Fragen. Es fordert eine gründlichere persönliche Hygiene, als bisher bei uns im allgemeinen zu finden war, eine rationelle Pflege des Körpers, die aus Pflichtgefühl gegen uns selbst, gegen die Familie, gegen die Nächsten sonst, gegen Vaterland und Staat zu betreiben sei. Mann und Frau, der Erwachsene und die Jugend können aus diesem in dem Ton warmer Überzeugungskraft, aber sonst schlicht und sachlich geschriebenen Buche gleichermaßen lernen, zumal da Münter aus einem tüchtigen, stets gegenwärtigen Wissen höchst geschickte Parallelen in die Gegenwart herüberzieht und schlagende Belege aus andern Zeiten und Völkern zur Veranschaulichung seiner Darstellung zu verwerten versteht.



Phot. Ad. Zischl, Dresden.

Johanna Zschille: In Gedanken.

Das Reich der Frau

XXI

Drei Generationen

Dramatische Szene von Betty Rittweger

Personen: Frau Professor Meerscheidt; Frau Geh. Regierungsrat Bürklein, ihre Tochter; Frau Irmgard Mengers, ihre Enkelin. (Aufführungsrechte vorbehalten.)

Behagliches Zimmer, im Geschmack der Zeit von 1850 bis 1860 möbliert. Die Professorin, eine alte Dame mit schlichtem schneeweißem Scheitel und einem schwarzen Spitzenhäubchen, sitzt am Fenster und liest. Dabei bewegen ihre Finger ein Strickzeug. Es klopft.

Professorin (aufblickend): Herein.

(Irmgard Mengers tritt ein, schlank, blaß, in einfacher Reformtracht. Der Hut nur mit einem glatten Bande garniert, die Schuhe breit und mit flachem Absatz.)

Irmgard: Guten Tag, liebe Großmutter! Minna wollte mich anmelden, aber das ist doch bei mir nicht nötig. Ich wollt' so gern dein liebes Bild gleich beim Eintreten vor Augen haben, so wie mir's in allem Treiben immer vorschwebt: mein Großchen mit Strickstrumpf und Buch an ihrem Blumenfenster.

Professorin (lächelnd): Diesmal ist's aber ein Unterröckchen.

Irmgard: Schad' nichts. Aber nun erst mal einen ordentlichen Kuß. (Umarmt und küßt die Professorin, legt ihr Jackett ab und zieht sich dann einen Stuhl herbei.)

Professorin: So ist's recht, Kind, mach' dir's behaglich. Schön, daß du wieder mal nach mir siehst. Es sind ja beinahe vier Wochen seit deinem letzten Besuch vergangen. Das soll aber durchaus kein Vorwurf sein, liebe Irmgard. Ich weiß, daß ihr jungen Frauen heutzutage immer so viel zu tun habt, daß euer Leben unendlich vielfältig ist. Ich mein', du wärst wieder schmäler geworden, Kind. Oder macht's nur die Mode, die so gar kein bißchen aufträgt?

Irmgard: Ach nein, Großmutter, das macht nicht die Mode. Ich richte mich ja doch gar nicht sehr nach ihr, trage meine Reformkleider immer ziemlich nach demselben Schnitt. Aber es mag wohl sein, daß ich schlecht aussehe. (Sie seufzt tief auf.)

Professorin: Oh, was für ein Seufzer! Du bist doch hoffentlich nicht ernstlich leidend, Irmgard?

Irmgard: Leidend, nein, das heißt, nicht körperlich, Großmutter, aber seelisch. Ach, Großmutter, ich find' mich gar nicht mehr zurecht, ich bin so müde, so lebensüberdrüssig!

Professorin: Kind — Kind — lebensüberdrüssig? Du mit deinen einunddreißig Jahren, du, die du Mann und Kinder —

Irmgard: Das ist's ja gerade. Mein Mann — Ach! Großmutter, ich bin sehr, sehr unglücklich!

Professorin: Wie, was soll das heißen? Sehr unglücklich über deinen Mann? Das klingt ja wie eine Anklage. Du mußt dich schon etwas deutlicher erklären, wenn ich dich verstehen soll.

Irmgard: Deshalb komme ich ja, Großmutter. Du sollst mir raten, ich hab' sonst niemand.

Professorin: Das versteh' ich wieder nicht, Irmgard. Du hast doch deine Eltern. Warum sprichst du nicht vor allen Dingen mit deiner Mutter? Sie war gestern noch bei mir und hatte offenbar keine Ahnung von deinem „Unglück".

Irmgard: Ach, Großchen, Mama! Ich hab' sie sehr lieb, sie ist so herzensgut, aber über die Fragen, die mich jetzt quälen, kann ich mit ihr nicht reden. Sie würde mich gar nicht verstehen. Mama mit ihren altmodischen Ansichten —

Professorin: Na, jetzt muß ich aber lachen, Kind. Altmodisch! Und da kommst du zu mir, zu ihrer Mutter, die noch zweiundzwanzig Jahre älter ist als sie!

Irmgard (ernsthaft): Gewiß, Großmutter. Du bist wohl älter, aber du — ja, ich weiß nicht recht, wie ich dir das erklären soll. Du stehst nicht mehr so mitten im lauten Leben wie Mama. Du hast so was Abgeklärtes, du findest nicht gleich etwas „albern" und „lächerlich", nur weil's dir fremd ist. Ich glaub', du lebst bei deiner Lektüre und deinem Strickzeug mehr mit uns Jüngeren, als die Generation, der meine Mutter, deine Tochter, angehört.

Professorin: Meinst du, Kind? (Nachdenklich:) Hm, du hast am Ende nicht so ganz unrecht. Ich hab' eben schon seit Jahren Zeit, über manches nachzudenken, hab' vielleicht überhaupt von jeher mehr Muße gehabt als deine Mutter. Die war von ihrer frühen Heirat an immer reichlich durch die Geselligkeit in Anspruch genommen. Das brachte die Stellung deines Vaters so mit sich. Früher war man darin einfacher.

Irmgard: Ja, Großchen, so wird's wohl sein. Und seit Papa außer Dienst ist, will mir's

scheinen, als sei der Eltern Leben noch viel unruhiger geworden. Sie reisen so viel und gehen, wenn sie zu Hause sind, völlig im Verkehr mit einer Reihe von Familien auf, die ganz die gleichen Interessen haben: Reisen, Theater, Konzerte, Diners und Soupers. Papa hat außerdem noch seinen Klub und Mama ihre Kaffeegesellschaften. Und dann räumt Mama ewig um. Man weiß nie, ob man noch dieselbe Ordnung der Dinge trifft, wenn man zu ihr kommt. Ich glaub', in meinem Elternhause hat sogar jeder Ofen schon in jedem Zimmer gestanden! Das ist so unbehaglich. Aber für Mama ist's eben ein Zeitvertreib.

Professorin: Das scheint mir auch so. Ich komme ja selten zu deinen Eltern, ich fühle mich am wohlsten in meinen vier Pfählen, aber irgendeine Veränderung find' ich jedesmal. Seit du verheiratet und Rudi in der entfernten Garnison steht, hat deine Mutter eben in der Tat viel freie Zeit.

Irmgard: Und trotzdem hab' ich nicht viel von ihr. Für das, was uns, was die jüngere Generation bewegt, hat Mama nicht das mindeste Verständnis. Ich mußte zu dir kommen, liebste Großmutter, mit meiner Not.

Professorin: Was ist's denn nun für eine Not? Was hat dein Mann dir angetan oder (ernsthaft) — du ihm?

Irmgard: Ich ihm? Aber Großmutter, du glaubst doch nicht, daß ich etwa — nein, nein, es ist nichts, was unsre Ehe als solche berührt. Mein ganzes Herz gehört Kurt, und ich kann mich auch auf seine Treue verlassen. Und doch —

Professorin: Und doch stimmt's nicht? Aber dann kann's ja nicht so gar schlimm sein. Nun schieß mal los. (Lächelnd:) Will er dir etwa keinen neuen Pelz kaufen? Pelz ist heutzutage etwas sehr Wichtiges, wie ich höre. Lieber Gott, ich trage noch die Iltisgarnitur, die mir dein Großvater schenkte, als wir fünf Jahre verheiratet waren. Du hast, glaub' ich, schon dreimal neues Pelzwerk gehabt seit deiner Verlobung.

Irmgard: Nein, Großchen, Pelz ist's nicht. Um so was würd' ich mich wirklich nicht aufregen. Ich hätte sicher auch noch meine erste Garnitur, wenn Kurt nicht so anspruchsvoll in bezug auf meine Toilette wäre. Darin kommen wir auch nicht überein. Meine Reformtracht ist ihm ein Dorn im Auge, er will nicht einsehen, daß es eine Forderung der Vernunft, daß es einfach Pflicht für die Frauen ist, sich gesundheitsgemäß zu kleiden. Er behauptet, eine schick und graziös angezogene Dame mit zierlichen Stöckelschuhen sei ihm entschieden ein angenehmerer Anblick als wir Reformweiber.

Professorin: Ja, das ist halt Geschmacksache. Wenn du weiter nichts zu klagen hast —

Irmgard: Doch, das ist ja nur eine Kleinigkeit, etwas Äußerliches. Kurt legt mir darin nichts in den Weg, wenn auch seine Sticheleien nicht angenehm sind. Im Grunde ist er ja doch überzeugt davon, daß die Reformkleidung als Fortschritt zu begrüßen ist. Er will's nur nicht zugeben.

Professorin: So, so, na, dann ist's ja gut. Nun bin ich aber wirklich gespannt, was du sonst zu klagen hast.

Irmgard: Du sollst alles hören, Großmutter. Kurt bringt unsern ganzen Bestrebungen nicht das geringste Verständnis entgegen. Ich glaub', ihm wär's am liebsten, ich lebte wie Mama und kümmerte mich keinen Deut um das allgemeine Wohl. Mama, nun ja, sie kennt's eben nicht anders. Sie gibt ihre Beiträge für wohltätige Zwecke, sie besucht liebend gern Basare und Kostümfeste zum Besten der Armut. Sie arbeitet auch alle vierzehn Tage einmal mit ihren Freundinnen bei Tee und Kuchen für bedürftige Kinder. Aber von der eigentlichen Not der Zeit, die so dringend unsers Eingreifens bedarf, von unsern Bildungsbestrebungen, von unsern sozialen Pflichten hat sie keine Ahnung. Wär' ich so wie Mama, dann würden Kurt und ich jedenfalls vortrefflich zusammen auskommen. Aber ich kann doch nicht gewaltsam unterdrücken, was in mir lebt. Ich bin doch ein Wesen für mich, ich will und muß teilnehmen an der Lösung der großen Aufgaben, die heute an uns Frauen herantreten.

Professorin: Ich denke, das tust du auch in reichem Maße. Soviel ich weiß, stehst du mitten in diesen Bestrebungen. Ich hab' mich schon manchmal gefragt, wie du das eigentlich bewältigst neben deinem Haushalt und der Sorge für Mann und Kinder.

Irmgard (etwas verlegen): Nun ja, das ist auch oft sehr schwer. Besonders, da Kurt so unduldsam ist. Der Haushalt, weißt du, Großchen, da hat man jetzt so viele Hilfsmittel. Wenn man davon nur den richtigen Gebrauch macht, darf der Haushalt wirklich nicht mehr die ganze Kraft einer gebildeten Frau in Anspruch nehmen. Und die Kinder, ja, denen möcht' ich mich freilich gern mehr widmen, sie sind jetzt in dem niedlichsten Alter und —

Professorin (lebhaft): Das sind sie. Ich hab' mich, als sie das letztemal hier waren, so sehr an ihnen gefreut! Besonders Lottes Geplauder war herzig.

Irmgard: Nicht wahr? So verständig kann sie schon schwätzen! Aber, Großmutter, wir heutigen Frauen haben eben wichtigere Dinge zu tun, als mit unsern Kleinen zu tändeln. Meine drei sind beim Fräulein vorzüglich aufgehoben. Ich könnte sie nicht sorgfältiger hüten, und die körperliche Pflege ist zunächst doch die Hauptsache. Übrigens mach' ich's jeden Tag

möglich, ein Stündchen mit den Kleinen zusammen zu sein. Des Haushalts und der Kinder halber kann ich sehr gut meinen sozialen Pflichten gerecht werden, aber — (Sie stockt.)

Professorin: Aber?

Irmgard: Aber Kurt behauptet, er käme zu kurz, und er dulde nicht länger, daß ich in allen möglichen Angelegenheiten aufginge. Nun ja, er muß zweimal in der Woche allein essen, seit er im Bureau die englische Arbeitszeit eingeführt hat —

Professorin: Englische Arbeitszeit? Ach so, ja, du hast's mir schon mal erklärt. Es wird durchgearbeitet bis fünf Uhr, und die Hauptmahlzeit —

Irmgard: Ganz recht, die Hauptmahlzeit wird um fünfeinhalb Uhr eingenommen. Fräulein ißt natürlich mit den Kindern schon um eins. Nun haben aber zwei der Vereine, für die ich tätig bin, ihre Sitzungen von vier bis sieben Uhr, und — und — an diesen Tagen muß Kurt natürlich ohne mich essen. Ich nehme dann die Mittagsmahlzeit mit den Kindern zusammen. Kurt will nicht einsehen, daß das eben nicht zu ändern ist. Ich kann mich doch nicht zerteilen! Gestern Abend war er so abscheulich, daß er sagte, er wolle in Zukunft überhaupt regelmäßig auswärts essen, und wenn mich seine Anwesenheit abends störe, dann brauche er ja gar nicht mehr nach Hause zu kommen. Es sei jetzt gerade neben seinem Bureau eine Junggesellenwohnung frei!

Professorin: Wie soll dich denn seine Anwesenheit abends — Das versteh' ich nicht —

Irmgard: Gott, ich habe öfters mal Broschüren durchzusehen und mir Notizen für Referate zu machen, darauf ging das. Kurt ist wirklich schrecklich unduldsam. Heute morgen, als er abreiste — er hat Geschäfte in Berlin —, da war er noch so gereizt, daß er mir kaum Lebewohl sagte. Ist das nicht empörend?

Professorin: Das kann ich durchaus nicht finden, Kind. Ich denk' mir's sehr unbehaglich für deinen Mann, wenn er allein essen muß und wenn du dich abends mit Broschüren beschäftigst. Warum tust du das nicht morgens?

Irmgard (seufzend): Ach, Großmutter, morgens bin ich meistens todmüde. Ich kann nicht so früh aufstehen. Und dann — ich bin auch vormittags oft sehr in Anspruch genommen. Jeden Dienstag muß ich von zehn bis zwölf im Bureau des Vereins für Mutterschutz anwesend sein, um Auskunft zu erteilen. Jeden zweiten Sonntag habe ich von elf bis eins Dienst in der Volkslesehalle. Das sind alles Dinge, denen wir Frauen von heute uns nicht entziehen dürfen. Zweimal in der Woche geh' ich von elf bis zwölf zum Turnen und zweimal zum Schwimmen. Auch die Körperkultur ist eine Pflicht, wenn man sich einmal über ihren hohen Wert klar geworden ist.

Professorin: Hm, Kind, das ist freilich viel, was du zu leisten hast. Nun sag' mir mal, bist du bei dieser Lebensweise eigentlich innerlich zufrieden? Beglückt dich deine Tätigkeit für die Allgemeinheit?

Irmgard: Ich kann doch nicht anders, Großmutter! Zufrieden — glücklich? Nein, das ist's ja eben, das bin ich ganz und gar nicht. Ach, Großmutter, wie hast du's nur angefangen, immer so gleichmäßig — solang ich dich kenne, bist du dieselbe geblieben: heiter, gütig, zufrieden. Selbst nach Großvaters Tode hast du dich in deiner Stille wieder zurechtgefunden, und du lebst doch auch heute noch gern, nicht wahr?

Professorin: Gewiß, Kind, ich wollte, ich könnte euch Jüngeren von meiner Zufriedenheit, von meiner Lebensfreudigkeit abgeben. Aber die muß eben jeder sich selbst erringen, und vielleicht ist das für die heutige Jugend schwerer. Ich, unsre ganze Generation — ich spreche hier von den Frauen des gebildeten Mittelstandes — wir lebten ja mit wenig Ausnahmen eigentlich nur im Rahmen des Hauses. Die kleine Stadt, wo dein Großvater während der ersten zwei Jahrzehnte unsrer Ehe wirkte, war damals noch fast ganz unberührt vom Weltverkehr. Reisen? Nun ja, wer's erschwingen konnte, erlaubte sich mal eine Reise an den Rhein, in die Schweiz; wer's nötig hatte, machte auch wohl eine Badekur durch, aber das waren Ausnahmen und —

Irmgard: Und damit begnügtet ihr euch, du und die andern Frauen?

Professorin: Gewiß, Kind. Wir hatten unsre Arbeit. Die meisten Hilfsmittel, die euch zu Gebote stehen, kannten wir nicht. Das Haus mußte fast alles leisten. Garderobe, Wäsche, Strümpfe bekam man nicht fertig im Laden zu kaufen. Ich hab' sogar noch selbst Seife gekocht. Solche Tätigkeit war uns Befriedigung. Sie wurde ja für Mann und Kinder geleistet.

Irmgard: Und wie stand's mit der sozialen Fürsorge?

Professorin: Nun, die betrieben wir so nebenher, ohne Vereine und Versammlungen. Wir kochten, wenn die Waschfrau in Wochen lag, für sie und ihre ganze Familie, wir steuerten der Not in unserm nächsten Kreise. Das war alles ganz selbstverständlich.

Irmgard: Und wie sorgtet ihr für den Geist? Ich meine, ihr hattet doch wohl auch mal die Sehnsucht nach etwas Höherem —

Professorin: Oh, wir fanden immer genügend Zeit, mit Andacht ein gutes Buch zu lesen. Und es entwürdigte dieses Buch nicht, wenn wir Strümpfe für Mann und Kinder dabei strickten. So wie wir, Irmgard, könnt und sollt ihr Frauen von heute natürlich nicht mehr leben. Du mußt nicht glauben, daß ich euren Bestre-

bungen ohne jedes Verständnis gegenüberstände. Oder gar feindlich. Die Not der Zeit erfordert Hilfe, das ist nicht zu leugnen. Und schon diese Erkenntnis ist von hohem Wert, wieviel mehr erst die Mitarbeit. Aber Kind, ich meine, auch heute noch sollte die Frau zuerst und vor allen Dingen danach streben, so zu leben, wie ihr Mann es wünscht. Vorausgesetzt, daß seine Wünsche nicht unbillig sind.

Irmgard (erregt): Nein, Großmutter. Das eben können wir nicht mehr. Ihr hattet kein Persönlichkeitsbewußtsein, ihr fühltet euch „dem Manne untertan“. Wir aber trachten in erster Linie danach, Menschen zu sein, Vollmenschen. Wir wollen unsern Wert nicht nur durch den Mann gewinnen. Er soll nicht mehr der Herrscher sein, dem wir uns in Demut beugen. Und daß Kurt das nicht einsehen will, das ist's ja, was mich so unglücklich macht.

Professorin: Kind, Kind, ich bin traurig, dich so verkehrt reden zu hören. Mit solchen Ansichten dürften die Mädchen von heute eben nicht heiraten. Sieh mal, ein Hausstand gleicht doch in gewissem Sinne einem Staatswesen. Man spricht sogar von einem „Staatshaushalt“. Jedes geordnete Staatswesen hat einen Herrscher nötig, nicht wahr? Die Monarchien haben ihren Fürsten, der an der Spitze steht. Die Republiken ihren Präsidenten. So muß auch im Privathaushalt einer das Regiment führen. Und das ist der Mann, der für die Seinen schafft, erwirbt, der Frau die Stellung gibt.

Irmgard (bestimmt): Nein, Großmutter, das lass' ich nicht gelten. Die Frau setzt doch auch ihre ganze Persönlichkeit ein für — (Sie stockt.)

Professorin (ernsthaft): Wolltest du vielleicht sagen, für Mann und Kinder? Dann begreif' ich, daß du mitten im Satze steckenbliebst. Das wollt ihr ja eben nicht mehr.

Irmgard: Weil wir das einfach nicht mehr können, weil der Ruf zur Mitarbeit zu mächtig, zu zwingend ist. Willst du das tadeln, Großmutter?

Professorin: Nicht unbedingt, das solltest du schon aus meinen Äußerungen herausgehört haben. Aber laß uns mal erst mit dem einen fertig werden. Also, ein Wille muß schließlich bei wichtigen Fragen den Ausschlag geben, in jedem Staatswesen, in jedem Haushalt. Sonst entsteht die Anarchie. Meinst du, das sollte der Wille der Frau sein?

Irmgard (kleinlaut): Ich — ich hab' mir das noch niemals recht überlegt. Großmutter — ich — du machst mich ganz unsicher. Sollte Kurt wirklich im Recht —

Professorin: Natürlich ist er im Recht, Kind. Kurt ist ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt, er verdient durch seine Tätigkeit das Geld, das euch gestattet, auf sehr behaglichem Fuße zu leben. Kann er da nicht erwarten, daß seine Frau es als ihre erste Pflicht betrachtet, ihm häusliches Behagen zu verschaffen? Daß sie nicht während der Hauptmahlzeit des Tages Vereinssitzungen beiwohnt, mögen diese Vereine auch noch so vortrefflichen Zwecken dienen.

Irmgard: Daß du das wenigstens anerkennst!

Professorin: Natürlich erkenn' ich's an. Ich bin doch nicht blind und taub, ich geh' doch nicht achtlos an „der Erscheinungen Flucht“ vorüber, und ich freu' mich in meiner Stille oft des frischen Zuges, der durch die Frauenwelt geht. Aber wie überall, so heißt's auch hier: Maß halten. Sieh, Irmgard, es gibt so unendlich viele ältere Mädchen, kinderlose Frauen, Witwen, die über eine Menge freie Zeit verfügen können. Für diese Frauen ist's ein Glück, wenn sie Gelegenheit zu nutzbringender Tätigkeit finden. Dein Mann aber braucht dich, und deine Kinder? Du hast ein vortreffliches Fräulein, wie du sagst, aber die Mutter kann's ihnen nicht ganz ersetzen, sollte es wenigstens nicht. „Geh fleißig um mit deinen Kindern“ — kennt ihr die Verse Schefers nicht?

Irmgard (verlegen): Doch, Großmutter, du hast sie mir ja selbst in das Buch geschrieben, das du mir nach Lottes Geburt schenktest. Aber (lebhaft) wenn alles um uns herum von der Not spricht, die unsrer Hilfe harrt, wenn man immer wieder hört, es sei Pflicht jeder denkenden, fühlenden Frau, zu ihrer Linderung beizutragen, dann — ja, leicht ist's nicht, wenn man's ernsthaft nimmt! Es erfordert gründliches Studium, ich fühl's ja oft selbst, daß es meine Kräfte übersteigt. (Bricht in Tränen aus.)

Professorin: Nun, nun, Kindchen, beruhige dich. Oder wein' dich mal gründlich aus, das ist dir vielleicht ganz gesund. Ich sag' ja gar nicht, daß du dich für alle Zeiten diesen Bestrebungen fernhalten sollst. Es kommen Jahre im Frauenleben, die einen Ruhepunkt bedeuten. Die Kinder wachsen heran und verlassen das Elternhaus. Dann ist eine Tätigkeit für's allgemeine Wohl sehr angebracht. Dann wirst du mit deinem Verständnis, deinem warmen Herzen sicher recht am Platze sein. Und mit wieviel reicherer Erfahrung kannst du nachher wirken. Du brauchst ja auch jetzt nicht alles aufzugeben. Was sich mit den Pflichten gegen Mann und Kinder vereinigen läßt, das tu nur getrost. Ist immer besser und nützlicher als manches andre, womit sich junge Frauen, die gleichgültig gegen die Not ihrer Nebenmenschen sind, die Zeit vertreiben.

Irmgard (weich, innig): Dank, Großchen, tausend Dank! Nun seh' ich doch einen Weg aus all der Wirrnis heraus. Oh, mir ist schon viel leichter. Ich hab's ja gewußt, meine liebe kluge Oma hilft mir, heute wie damals, als ich mit meinen kleinen Schulnöten zu ihr kam. Daß du meinst, später könnt' ich vielleicht, ohne meine

Pflichten zu verletzen, mich an der sozialen Arbeit beteiligen, das ist mir ein Trost. Denn etwa so wie Mama leben, der Gedanke wäre mir unerträglich, das — (Es klopft.)

Professorin: Herein!

Regierungsrätin (tritt ein, sehr elegant, im enganschließenden Paletot, dessen Sitz auf ein vorzügliches Korsett schließen läßt. Unter der blumengeschmückten Toque gebrannte Stirnlöckchen. Sie eilt auf die Professorin zu): Guten Tag, Mutterchen. Nein, wie nett, daß ich dich hier treffe, Irmchen! Minna sagte mir schon, daß du da wärst.

Professorin: Wirklich ein seltenes Ereignis! Aber hübsch, daß wir drei Generationen mal so unverhofft zusammenkommen. Heut' hätt' ich das am wenigsten vermutet, da —

Regierungsrätin: Da ich gestern erst bei dir war. Ja, es hat auch eine besondere Bewandtnis. Ich war soeben fertig, zum Kaffee bei der Präsidentin Weller zu gehen. Da telephoniert sie ab wegen Migräne. Das war mir außer dem Spaß, wirklich! Eine andre Verabredung hatte ich nicht, was sollt' ich da mit dem angebrochenen Nachmittag anfangen? Nun fiel mir ein, daß ich gestern mein Visitenkartentäschchen hier habe liegen lassen. Na, da holst du dir's selbst, dacht' ich, und so kam's. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen, nicht wahr? Manchmal komm' ich ja vor lauter Einladungen eine ganze Woche nicht dazu, nach meinem Muttchen zu sehen. Und nun schlag' ich gar zwei Fliegen mit einer Klappe. Sind die Kinder wohl, Irmchen? Ach, natürlich, ich bin ihnen ja heute vormittag im Park begegnet. Allerliebst sahen sie aus. Aber ich weiß nicht, irr' ich mich, oder stör' ich euch? Ihr macht so ernsthafte Gesichter.

Irmgard: Ja, wir hatten auch eine ziemlich ernsthafte Unterhaltung.

Regierungsrätin: Doch nichts Unangenehmes? Aber nein, ich kann's mir schon denken. Du hast Großmutter wahrscheinlich von deiner gemeinnützigen Tätigkeit berichtet. Das ist ja für euch junge Frauen das Wichtigste.

Irmgard: So ist's wirklich, du hast recht geraten.

Regierungsrätin: Na ja, ich kenn' dich doch! Aber für Geselligkeit, für Handarbeiten habt ihr gar kein Interesse. Ich sticke gerade eine wundervolle Kaffeedecke in Blauweiß. Eine Riesenarbeit. Für Geheimrat Lüdings zur silbernen Hochzeit.

Professorin: Willst du nicht ablegen, Klara? Minna kann uns eine Tasse Tee —

Regierungsrätin (rasch): Danke, danke, Mutterchen, aber so lange bleib' ich nicht. Ich geh' noch mal bei Fräulein Hinze vor, die hat ein großartiges Muster für einen Hardanger Einsatz, und da ich einmal in der Nähe bin — ach, da liegt ja mein Täschchen! Na, dann lebt wohl, ich muß eilen. Es fällt mir ein, daß ich auch gleich einen Besuch bei Tante Alma machen könnte. Papa legt Wert darauf, daß ich sie nicht vernachlässige. So ist der freie Nachmittag ordentlich ausgenutzt. Gott, ich will ja auch noch zu Wittig! Er muß morgen früh die Gardinen in Papas Zimmer abnehmen. Papa soll im Winter das Eckzimmer bewohnen, es ist entschieden praktischer. Er wehrt sich zwar, aber ich lasse nicht nach, morgen wird's gemacht. (Sie küßt Mutter und Tochter.) Also adieu, ihr Lieben!

Irmgard: Ich bringe dich bis zur Haustür, Mama. (Sie gehen.)

Professorin (seufzt, lächelt): Sie räumt wieder um, die gute Klara. Na, jedes Tierchen hat sein Pläsierchen!

Irmgard (wieder eintretend): Nun muß ich mich wohl auch auf den Heimweg machen, Großchen; aber erst noch einmal danken. (Legt ihre Wange an die der Professorin.) Ich hab' viel gelernt heute, du liebe Lehrmeisterin! Weißt du, was ich mir wünsche? Ich möcht' auch mal mit sechsundsiebzig Jahren so befriedigt auf mein Leben zurückblicken können wie du. Aber (seufzt) ich glaub', das ist uns von der heutigen Generation nicht beschieden.

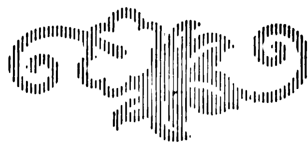
Professorin: Warum nicht! Das liegt nicht an der Generation, an der Zeit, wenigstens nicht zur Hauptsache. Am Menschen liegt's, an seinem ernsten Willen zu treuer Pflichterfüllung.

Irmgard (nachdenklich): Meinst du wirklich, Großmutter? Dann wär's schon der Mühe wert, zu wollen. Aber der Begriff „Pflicht" ist eben schwer zu definieren, abzugrenzen.

Professorin: Goethe sagt, Pflicht ist „die Forderung des Tages". Und ich meine, das soll heißen, zur rechten Zeit das Rechte tun.

Irmgard: Ein schönes Wort! Ich will mir's merken. Nochmals Dank, du Liebe, und adieu! Denn nun habe ich keine Ruhe mehr. (Lächelnd:) Mir scheint, wenn ich „der Forderung des Tages" nachkommen will, muß ich heute noch einen langen Brief an meinen Mann schreiben und ihm einiges von unsrer Unterredung berichten. Nicht alles, denn gar zu sehr als Herr darf er sich doch nicht fühlen. Einverstanden, Großchen?

Professorin (heiter): Einverstanden!





Phot. Boedecker Berlin.

Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg.

Musikalische Rundschau

Von Dr. Georg Schünemann

Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg — „Wieland der Schmied" und die letzten Wagnerianer — Repertoire-Opern — „Kerkyra" und die Neuheiten der Königlichen Oper — Noch einmal „Ariadne auf Naxos" — Neues aus den Konzertsälen: Mahlers Neunte Symphonie, Melodramen, Chorwerke und andres — Felix Draeseke † — Vom Operettenmarkt

Wenn die Zahl der Opernhäuser einen Rückschluß auf das musikalische Interesse einer Stadt zuließe, dann stände Groß-Berlin im Musikleben an letzter Stelle. Mehr als ein Jahrhundert hindurch war hier nur eine stehende Opernbühne tätig. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde der Versuch gemacht, eine Privatoper ins Leben zu rufen. Aber das Interesse an dieser neuen Gründung erlahmte sehr schnell. Die Komische Oper mußte bald vom Schauplatz zurücktreten. Nicht besser erging es der Kurfürsten-Oper, die das Erbe Gregors antrat. Auch hier stellten sich mannigfache Hindernisse in den Weg, die bald einen Direktionswechsel nötig machten und schließlich zur Schauspielleitung ohne einen verantwortlichen Direktor geführt haben. Unter diesen Umständen sah man einem neuen Opernbau in Charlottenburg mit gemischten Gefühlen entgegen. Man hörte allerdings, daß die Nachbarstadt Berlins das Unternehmen unterstützen würde, daß eine große Zahl tüchtiger Künstler engagiert sei, doch nach den Erfahrungen der letzten Zeit glaubte man auch bei der Deutschen Oper an keinen großen Erfolg. Diese Zweifel scheinen nach den Resultaten, die die neue Bühne bisher erzielt hat, behoben zu sein. Man hat von vornherein auf die Pflege einer besonderen Richtung verzichtet und eine Volksoper geschaffen, die nach dem im Berliner Schillertheater eingehaltenen volkstümlichen Prinzip geleitet wird.

Es ist ein stattlicher, monumentaler Opernbau, den Stadtbaurat Seeling in Charlottenburg geschaffen hat. Ein die gegebenen Platzverhältnisse gut ausnutzendes Theater, das trotz seiner wenig eigenartigen Außenarchitektur doch einen vornehmen, in sich geschlossenen Charakter zeigt. Im Zuschauerraum wird man von den kolossalen Größenverhältnissen des Theaters geradezu überrascht. Auch hier interessiert zuerst die praktische Anlage und die geschickte Raumeinteilung, die in dem mählich ansteigenden Parkett und den vier Rängen Platz für 2300 Personen geschaffen hat. Bühne und Orchester sind mit allen Mitteln der modernen Technik ausgestaltet und auf die Aufführung der Dramen Richard Wagners, die im nächsten Jahre „frei" werden, berechnet. Diese Opern werden hier eher am rechten Platze sein als die ältere Spieloper oder die Werke Mozarts und Beethovens, denn trotz allen Bemühungen der Bauherren ist die Akustik des Hauses so ungleichmäßig ausgefallen, daß die auf intime Wirkungen ausgehenden älteren Opern einen guten Teil ihrer klanglichen Feinheiten, ihrer musikalischen Nuancierungen und Schattierungen verlieren. In einem Riesenraum, der akustisch unzuverlässig ist, wird Mozarts „Figaro" nie voll zur Geltung kommen können, ganz abgesehen davon, daß die klassische Instrumentation einen verhältnismäßig kleinen Raum berücksichtigt, in dem ein Flötensolo sich ebenso plastisch vom

Streichquintett abhebt wie ein Hornthema im Nibelungenorchester.

Bis zu dem Freiwerden der Wagnerischen Musikdramen, von dem sich unsre Bühnen einen viel zu großen Erfolg versprechen, da gerade diese Werke sich nie als Repertoire-Vorstellungen ausbeuten lassen, spielt man in der Deutschen Oper die bewährten Stücke der älteren und neueren Literatur. Dabei hat man bisher mit der Spieloper die größten Erfolge erzielt. Lortzings „Zar und Zimmermann", „Der Waffenschmied" und Nicolais „Lustige Weiber von Windsor" erlebten eine in jeder Hinsicht gelungene, gut vorbereitete Aufführung. Vor allem freute man sich über das treffliche Orchester und die stets künstlerisch gediegene, geschmackvolle Inszenierung. Auch Tschaikowskys „Eugen Onegin" wurde in einem glänzenden szenischen Rahmen gegeben, der die melodisch reichen lyrischen Szenen wundervoll einfaßte. Überhaupt lebt in dieser Partitur eine Sangbarkeit, eine feinsinnige Farbenzeichnung, die noch heute über das Fehlen einer dramatisch zugespitzten Handlung hinwegtäuscht, die mit ihrer Folge szenischer Lyrismen die Berechtigung und Wirkungskraft der älteren Arienoper von neuem erweist. Weniger gut glückten die Einstudierungen des „Oberon", des „Figaro" und des „Fidelio". Hier versagten zum Teil die Solisten, und dann verlangt man bei diesen Werken auch eine tiefer greifende musikalisch-dramatische Charakteristik, als sie ein in der Hauptsache aus Anfängern bestehendes Bühnenpersonal geben kann. Im „Figaro" hatte Direktor Hartmann sogar die Rezitative umgearbeitet, um dem Geist der Zeit näherzukommen. Leider wurde durch diese „Verbesserung" nichts gewonnen. Die Harfen- und Streicherklänge, die das Klavier ersetzen sollten, ermüdeten auf die Dauer, und aus den in den Intervallen geänderten Rezitativen wurde eine trockene stillose Tonreihe. Brauchbarer erschien mir der gleichfalls von Hartmann unternommene Versuch, Webers „Oberon" durch verbindende Zwischenspiele zu beleben. Doch wird auch durch dieses Aushilfsmittel die nach englischem Geschmack entworfene Szenenfolge nicht wirksamer.

Als unhaltbar erwies sich die Aufführung von Kurt Hösels Musikdrama „Wieland der Schmied". Die Deutsche Oper hatte sich mit dem sicherlich gutgemeinten Werke viel Mühe gegeben, aber diesem erklärten Epigonentum gegenüber war alle bühnentechnische Arbeit, alle Sorgfalt der Einstudierung vergeblich. Hösel stützt sich auf Richard Wagners gleichnamigen dramatischen Entwurf. In dem Aufsatz über das „Kunstwerk der Zukunft" hatte Wagner schon frühzeitig auf die herrliche Wielandsage hingewiesen und bald danach ein vollständiges Szenarium mit eingestreuten Dialogen ausgearbeitet, das er auf Freundes Rat für einen Pariser Opernerfolg ausnutzen wollte. Doch der Entwurf blieb liegen. Einmal hatte der Nibelungenstoff, der ähnliche Situationen wie der „Wieland" aufweist, in seiner Phantasie schon feste Gestalt angenommen, und dann fühlte Wagner auch, daß hier noch eine prägnantere, zwingendere dramatische Entwicklung dem Vorwurf abgewonnen werden müsse. Wagner bot den Entwurf seinem Freunde Liszt, dann Berlioz, Uhlig und Röckel zur Ausarbeitung an, aber niemand fand den Mut, dem Stoffe Leben und Gestalt zu geben. So blieb „Wieland der Schmied" in den Schrif-



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Aus „Eugen Onegin". (Deutsches Opernhaus in Charlottenburg: Herr Schuller und Fräulein Stolzenberg.)

ten Wagners eingeschlossen, bis er jetzt wieder ans Tageslicht gezogen wurde. Dabei ging Hösel von dem Grundgedanken aus, das Werk müsse in Form und Gestalt ganz im Geiste Wagners ausgeführt werden. Er verzichtete auf jede Selbständigkeit und legte den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Nachbildung Wagnerischer Eigenheiten. So entstand ein geschickt entworfenes Buch, das selbst als Kopie noch einen gewissen literarischen Wert hat. Im Gang der Handlung folgt der Dichter seiner Vorlage ziemlich genau, und wenn auch kleine Änderungen, wie die Ausschaltung der Gefangennahme Wielands im ersten Akt und die Einführung der Traumerzählung vorgenommen wurden, so hält Hösel doch im ganzen an der Szenenfolge Wagners fest. Aber man sollte kaum glauben, was aus Wagners dramatisch trefflich gesteigertem Entwurf geworden ist. Wo bei Wagner in wenigen Worten ein scharf umrissenes Szenenbild gegeben wird, da steht bei Hösel eine unendlich breitgezogene, in klingende Stabreime gekleidete Erzählung, der jedes dramatische Leben fehlt. Wieland der Schmied, der sich Schwanhilde erringt, der nach langem, durch Zauber geblendetem Ringen zur Tat erwacht, mit den selbstgeschmiedeten Flügeln seinem verlorengeglaubten Weibe nacheilt und die Niaren dem Untergange weiht, dieser Wieland der Held und Kämpfer wird im Musikdrama Hösels zu einer leblosen Opernfigur, zu einem Gesangshelden, der sich in endlosen Monologen und Betrachtungen ergeht. Es läßt sich kaum eine Szenenfolge denken, die ermüdender und langweiliger auf den Hörer wirkte. Der Dichterkomponist hat nicht bemerkt, daß jede Oper Wagners ihr eignes Gepräge hat, daß sich ein so geschlossenes selbständiges Kunstwerk wie das Musikdrama Wagners nicht kopieren und ausbeuten läßt. Wie farblos und leer klingen diese Wagnerismen! Wie gehaltlos die auf akkordlicher Basis stehenden Leitmotive, wie arm der „Feuerzauber" und die „Schmiedelieder"! Es ist gewiß etwas Schönes, wenn jemand in Wagners Partituren so gut Bescheid weiß wie Hösel, aber für die Allgemeinheit haben diese Opernkopien keinen Wert.

Wagners Musikdrama, das die höchste Erfüllung der musikalischen Renaissanceidee und den Schlußstein in der Geschichte der romantischen Oper bildet, hat bisher noch keine bedeutende dramatische Schule hervorgerufen. Alle Nachfolger, die sich an den Weg Wagners gehalten haben, sind vor dem Ziel gescheitert. Auch Siegfried Wagner, der in seinen neuesten Musikdramen „Schwarzschwanenreich" und „Sonnenflammen" in den tiefsten Tiefen der Romantik versinkt, kann es zu keinem bleibenden Erfolge bringen. Die Fragmente, die uns der Komponist



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Szenenbild aus der Oper „Wieland der Schmied". (Deutsches Opernhaus in Charlottenburg.)

aus seinen Werken im Konzertsaal vorgeführt hat, zeigen deutlich genug, daß wir von den letzten Wagnerianern nichts mehr zu erwarten haben. Siegfried schreibt volkstümliche sentimentale Melodien zu wenig wertvollen romantischen Dichtungen. Er steht etwa auf dem gleichen künstlerischen Niveau wie Prof. Hösel.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Aus dem Festspiel „Kerkyra" von Josef Lauff und Josef Schlar.

Für die Entwicklung der Oper werden die Werke von Richard Strauß und der Verismus wohl fruchtbarer sein als Wagners Dramen. Namentlich die neuitalienische Richtung zeigt gute Ansätze zu einem realistischen Bühnendrama, das vielleicht das Kunstwerk der Zukunft werden kann. Leoncavallo, Mascagni, Puccini, Wolf-Ferrari und d'Albert mit seiner Oper „Tiefland" geben etwa die Richtlinie für diese Stilistik, die scheinbar von allen erfolgreichen Bühnendramatikern eingehalten wird. Die Repertoire-Opern der letzten Zeit, „Oberst Chabert" von Waltershausen und „Der Schmuck der Madonna" von Wolf-Ferrari, verdanken gerade dem musikalisch unterstrichenen Realismus ihren Hauptersolg. Auch Alfred Kaisers musikalisches Schauspiel „Stella maris", das die Kurfürsten-Oper zur Erstaufführung brachte, schließt sich an den gleichen musikdramatischen Stil an, wenn der Komponist auch durch Zurückgreifen auf altbeliebte Opernrequisiten, wie die Erinnerungsarie, die Ballade, das Spinnlied und ähnliche Einlagen, zwischen alter und neuer Zeit zu vermitteln sucht. Dem Stück liegt eine jener Liebesgeschichten zugrunde, die die Nöte des menschlichen Herzens in allen Farben ausmalen. Das Geschick des Fischermädchens Marga, der an ihrem Hochzeitstage der frühere, seit Jahren totgeglaubte Bräutigam begegnet, die ihren angetrauten Gemahl in junger Ehe zu lieben beginnt und von dem Zurückgekehrten nicht lassen kann, die zwischen Verzweiflung, Angst und Hingabe hin und her schwankt, bis jener Unglückliche freiwillig von dannen zieht, diese ebenso rührselige wie unselbständige Handlung ist von Henry Revers ganz bühnenwirksam ausgestaltet worden. Der Komponist findet reichlich Gelegenheit, sich auszubreiten und die Fermaten der Handlung durch gewandte Musikbilder auszuschmücken. In der eigentlich dramatischen Haltung bekennt sich Alfred Kaiser zu den Veristen, deren Hauptstücke ganz geschickt nachgebildet werden.

Außerhalb der modernen musikdramatischen Richtung steht das Festspiel „Kerkyra" von Josef Lauff und Josef Schlar, das am Geburtstage des Kaisers als Gala-Oper in Szene ging. Das Werk gehört zu jenen Gelegenheitsarbeiten, die als Geburtstagsgabe sicherlich willkommen sind, die jedoch über den Tag hinaus nicht interessieren. Immerhin waren aber durch die Bemühungen mehrerer Historiker Fragen gestellt, zu denen man in der Öffentlichkeit hätte Stellung nehmen müssen. Von einer dramatischen Idee kann in dem Festspiel kaum gesprochen werden. Es stellt zwei Bilder aus Vergangenheit

und Gegenwart Korfus nebeneinander, zwei Episoden, die dem Zuschauer herzlich wenig sagen. Einmal hebt sich der Vorhang, um uns die Kriegesnot und die Siegesfreude der alten Kerkyräer zu zeigen, die im Jahre 432 v. Chr. die Trieren Korinths besiegten, und im zweiten Bild hören wir von alten Bräuchen der heutigen Bevölkerung Korfus und von Ausgrabungen, Tänzen und Landessitten. Zu diesen Festszenen hat Prof. Schlar eine Musik geschrieben, die sich dem in der Ausstattung eingehaltenen historischen Bild nach Möglichkeit einfügen soll. Sie geht auf Volksweisen zurück, die auf Veranlassung des Kaisers in Korfu aufgeschrieben wurden, und versucht, die erhaltenen Musikreste der griechischen Kunst zu verwerten. Das Interessantere bringen die Tänze und Weisen der heutigen Korfubewohner, die rhythmisch und melodisch ganz hübsch klingen. Was Schlar aber aus den Musikdenkmälern der Griechen geschaffen hat, kann in stilistischer und historischer Hinsicht keinen Hörer befriedigen. Die wenigen zum Teil nur fragmentarisch erhaltenen Musikstücke der Griechen vertragen keine moderne Bearbeitung, keine Harmonisation und Instrumentierung. Ihre Kraft liegt in der innigen Verbindung von Metrik und Rhythmik, die dem einstimmigen Sprachgesang erst Ausdrucksbeweglichkeit und Eigenart gibt. Melodie in unserm Sinne ist den Stücken mit einer einzigen Ausnahme — dem Epitaph des Seikilos — fremd. Sobald man aber alle griechischen Musikfragmente von ihrem Text abtrennt und sie als melodische Weisen ansieht, ist ihre Wirkungskraft verloren. Und wenn nun gar noch Harmonien, die die griechische Kunst nicht anwandte, hinzugefügt werden, dann kann man sich leicht denken, wie inhaltsarm solche Bearbeitungen klingen müssen. Man kann Herrn Prof. Schlar, der die Frage aufwirft, wie weit die Reste der altgriechischen Kunst noch heute wirksam sind, antworten, daß sie in moderner Fassung unkünstlerisch und nichtssagend werden. Das zeigte auch die Aufführung deutlich genug, denn trotz der prächtigen, farbenfreudigen Ausstattung stellte sich bald die Langeweile ein. Als Hauptstück zeigte die Szenerie den Tempel der Hera, den eine Nachbildung des in Korfu gefundenen Giebels schmückte. Dieser Giebel sieht sehr primitiv aus und wollte im Szenenbild weder zu dem ganzen Tempelbau noch zu dem prunkenden Hellenentum passen, das man auf der Bühne sah.

Die szenische Ausstattung wurde auch bei der Neueinstudierung des „Rheingold" in den Vordergrund gestellt. Die bühnentechnischen Aufgaben, die hier von Wagner gefordert werden, wurden von Graf Hülsen zum Teil glänzend gelöst. So die Verwandlung Alberichs, der Tagesanbruch, die Beleuchtungseffekte, der Szenenwechsel. Aber es gab auch manch ein mißglücktes Experiment. Ganz verfehlt waren z. B. die kinematographische Projektion des Einzugs der Götter in Walhall und die Schwimmevolutionen dreier Statistinnen im ersten Bild, während die Rheintöchter hinter der Szene sangen. Das sind indes Versuche, die auch beim Fehlschlagen noch für unsre Regisseure Wert haben. Wichtiger ist die rein musikalisch-dramatische Erscheinung des Werkes. Aber gerade hier war man beim Alten stehengeblieben, und so werden wir wohl bei der angekündigten weiteren Einstudierung des Nibelungenrings nur eine szenisch-dekorative Auffrischung des Werkes zu erwarten haben. Sonst hat die Königliche



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Aus dem Festspiel „Kerkyra" von Josef Lauff und Josef Schlar.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Zur Neueinstudierung der „Stummen von Portici". (Kgl. Opernhaus: Peters, Jadlowker, Knüpfer.)

Oper, die in dieser Spielzeit mit Neuheiten besonders sparsam war, noch eine wirkungsvolle, namentlich in der Szenerie glänzende Neueinstudierung von Aubers „Stummen von Portici" und eine Reihe von Gastspielen gebracht. Unter diesen boten Enrico Caruso und Mattia Battistini weitaus das Interessanteste. Jener sang in Berlin zum erstenmal den Herzog in Verdis „Maskenball" und bewies damit, welche dramatische Kraft und Größe in dieser Partitur steckt, sobald sie nicht als Folge von Musikstücken, sondern als geschlossenes, einheitliches Musikdrama dargestellt wird. Hinter dieser gesanglich und darstellerisch vorbildlichen Leistung Carusos bleibt Battistini, der berühmteste Baritonist Italiens, weit zurück. Er gehört als Sänger und Schauspieler zur alten Schule, bringt seine Paradestücke mit einstudierten Gesten vorn an der Rampe zum Vortrag, wiederholt sie auf Verlangen mit größter Bereitwilligkeit und sieht in Verdis Meisteropern vor allen Dingen auf eine gute konzertmäßige Ausführung der verlangten Soloszenen. Als Sänger ist auch Battistini ein trefflicher Künstler, dessen wundervolles Organ noch immer im vollsten Glanz und in ungebrochener Elastizität und Schönheit erstrahlt.

Die „Ariadne auf Naxos" von Richard Strauß ist nun auch in Berlin in Szene gegangen und hat hier in dem intimen, stimmungsvollen Räumen des Königlichen Schauspielhauses einen weit geschlosseneren Eindruck hinterlassen als seinerzeit in Stuttgart. Offenbar hatte man von den bisherigen Aufführungen gelernt, Brauchbares beibehalten und Neues angeregt. So waren die der Oper vorangehenden Schauspielakte Molières erheblich gekürzt, die Eröffnungsszene des dritten Aktes, die die Vorbereitungen zur Ariadne-Aufführung im Hause des Bürgers Jourdain schildert, wurde wieder aufgenommen, und vor allen Dingen hörte man unter der Führung von Leo Blech die gesamte Partitur ohne die Stuttgarter Striche. Damit war schon viel gewonnen, denn die Eigenart und Bedeutung der „Ariadne" liegt nun einmal in der Musik, in der einzigartigen Charakterisierungsgabe und Bildkraft der Straußischen Kunst, die die erkünstelte, wenig brauchbare dramatische Idee Hofmannsthals erst bühnenwirksam gemacht hat. Das rein schauspielerische Moment trat hinter der Oper zurück. Die Einleitungsakte wurden frisch und in flottem Tempo gespielt; sie wirkten wie eine Einführung und Orientierung über das Arrangement der tragikomischen Doppeloper, die Parodie und Opera seria, Improvisation und Kunstfertigkeit, Komödie und ernste Kunst zusammenwirkt.

Der Inszenierung sind in diesem Werke viele Probleme gestellt, ja, die Wirkung des Spiels im Spiele hängt zum guten Teil von der Anordnung und Gestaltung des Bühnenbildes ab. In Berlin hatte man alle Effekte ausgeschaltet, die Max Reinhardt in Stuttgart versucht hatte. Es wurde eine verhältnismäßig einfache Szenerie geboten, deren Ruhe und sorgfältige Durcharbeitung

sehr schön wirkten. Besonders gelungen waren die Tafelszene, der Einzug des Bacchus und die Rahmenszenen des dritten Aktes. Allerdings blieb der Stimmungswechsel, der mit der Bacchusszene einsetzt, zu wenig betont. Wie hier in der Musik das parodistische Element aussetzt, wie die ganze improvisierte Aufführung im Hause Jourdains vergessen wird und der dramatische Vorwurf Lebenswahrheit und Wärme annimmt, so müßte auch im Bühnenbild die primitive Einrichtung der Theaterleute Jourdains verschwinden. Im Schauspielhaus sah man gerade hier eine reichlich schablonenhaft gehaltene Ausstattung, die mit Wolken und Blumengrotten den dramatischen Anforderungen gerecht werden sollte. Sonst war die Dekoration mit ihren in die Szene herabhängenden Kronleuchtern, mit dem Souffleurkasten und den ad hoc zusammengestellten Kulissen ganz im Stil der Molière-Zeit gehalten. Man dachte an die Kupferstiche, wie sie von den Wiener Aufführungen der Venezianischen Festopern erhalten sind und wie sie die alten Partiturdrucke der Opern Lullys schmücken.

Die Schauspielakte wurden von Mitgliedern des Königlichen Schauspielhauses dargestellt. Sie versuchten das Fragment der Molière-Komödie nach Möglichkeit interessant zu gestalten, ohne doch in den modernen Possenstil zu verfallen. Den Jourdain gab **Arthur Vollmer**. Er war nicht der Bürger, den Molière gezeichnet hat,



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Frau Butze und Fräulein Heisler in der „Ariadne auf Naxos".

sondern mehr eine Figur aus einem Berliner Lustspiel, ein Pantoffelheld, etwas derb und großtuerisch, schlagfertig und namentlich grob. In der Oper bot Frau **Hafgren-Waag** als Ariadne weitaus das Beste. Sie sang ihre herrlichen Soloszenen geradezu vollendet, mit reifer Kunst und innigem, zu Herzen gehendem Vortrag. Für die Partie der Zerbinetta zeigte Frau **Bosetti** aus München ein ausreichendes gesangliches Können, doch blieb sie dem parodistischen Ton ihrer schwierigen Koloraturarie noch viel schuldig. Bis auf die Tanzszenen, die im alten, hier ganz verfehlten Ballettstil vorgetragen wurden, war die Besetzung gut getroffen. Man wird dem Werke deshalb in Berlin wohl einen längeren Erfolg voraussagen können, trotzdem der unergiebige dramatische Vorwurf der Oper manche Hindernisse in den Weg legt. Wir haben aber viele Opern mit schlechtem Text auf dem Spielplan, und so kann sich vielleicht auch die „Ariadne" allein durch die Musik behaupten.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Arthur Vollmer als Jourdain in der „Ariadne auf Naxos".

Ergiebiger und anregender als die Opernsaison verlief diesmal das **Konzertleben Berlins**, das trotz seinem geschäftsmäßigen Zuschnitt mancherlei Neues gebracht hat. Das bedeutendste musikalische Ereignis war die Aufführung von **Gustav Mahlers** „Neunter Symphonie", die im musikalischen Nachlaß des Komponisten aufgefunden wurde. Wie Beethoven und Bruckner bei ihrer „Neunten" stehengeblieben sind, so ist es auch Mahler nicht vergönnt gewesen, die

Neunzahl der Symphonien zu überschreiten. Wenn man die Instrumentierung und die formelle Ausgestaltung dieser Schlußsymphonie Mahlers genauer studiert, dann möchte man das Werk für unvollendet oder für nicht völlig durchgearbeitet erklären. Mancherlei Längen, viele leere Partien und aufdringliche Bläsereffekte weisen auf einen ersten Entwurf, zumal wenn man bei dieser Musik an die meisterliche klangliche Darstellung in den vorangehenden Werken denkt. Sicherlich hätte Mahler, der seine Partituren stets bis ins kleinste Detail der Instrumentierung sorgfältig und wirkungsvoll ausarbeitete, solche Stellen, wie sie in dieser Symphonie im ersten und dritten Satze stehen, noch umgearbeitet, wenn er sein Werk selbst gehört hätte.

Mahlers „Neunte" gehört zu den rein instrumentalen Symphonien, sie verzichtet auf jede Einbeziehung eines Programms und steht damit im vollsten Gegensatz zu der vorangehenden symphonischen Chorkantate. Der Symphonienkreis, der mit einem instrumentalen Werk einsetzte und danach immer mehr vokale Elemente für den Ausdruck der dichterischen Ideen aufnahm, rundet sich mit der „Neunten" zu einem Ganzen ab, es scheint, als ob Mahler wieder an den Ausgangspunkt seiner Instrumentalwerke anschlösse. Aber die Naturpoesie, das naive Schauen und Gestalten, wie es aus der „Ersten" herausklingt, ist in der „Neunten" einer ernsten, tiefdurchdachten Lebensphilosophie gewichen. Mahler spricht nicht mehr als Verkünder des Frohsinns, des siegreichen Kampfes, nicht als Freund der Wunderhornpoesie zu uns, er musiziert in gebrochenen Instrumentalfarben, er erzählt vom Leben und Vergehen, von der Macht des Todes, von den Verheißungen des



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Frau Hafgren-Waag als Ariadne und Jadlowker als Bachus in der „Ariadne auf Naxos".

Jenseits. So gliedert sich die „Neunte" auch nicht mehr in die bekannte klassische Satzfolge. Sie beginnt mit einem Andante, führt zu einem rauh und unwirsch klingenden Ländler, zu einer phantastisch-wilden Burleske und stellt die Lyrik, ein weit ausgesponnenes Adagio, an den Schluß des Satzes. Man denkt an Beethovens große C-Moll-Sonate für Klavier (op. 111), die mit einem wundervollen Adagiogesang ausklingt, an Schuberts „Unvollendete" und fühlt, daß auch Mahler sein Werk nicht durch jubelnde, frische Rhythmen beschließen konnte, daß er seinen Sang mit leisen, alles verklärenden Harmonien und mit jenen zuversichtlichen Klängen enden mußte, die aus seinem „Lied von der Erde" heraustönen. Eine stille Resignation liegt über diesem Schlußadagio; es klingt wie das Bekenntnis eines Menschen, der nicht mehr an das Diesseits denkt, der uns die errungene Erkenntnis in einem gewaltigen, tief empfundenen Instrumentalgesang offenbart. Selbst in den vorangehenden schnellen Sätzen kommt es zu keiner ungetrübten Lebensfreude, nicht zur Darstellung fröhlicher Affekte. Überall hört man den Tondichter, der freundliche Stimmungen glossiert, der auch bei Tanz und Spiel an die Nichtigkeit des Lebens denkt. Es sind seltsame, merkwürdige Musikstücke, die Mah-



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Fräulein Gagecke als Küchenjunge in der „Ariadne auf Naxos".



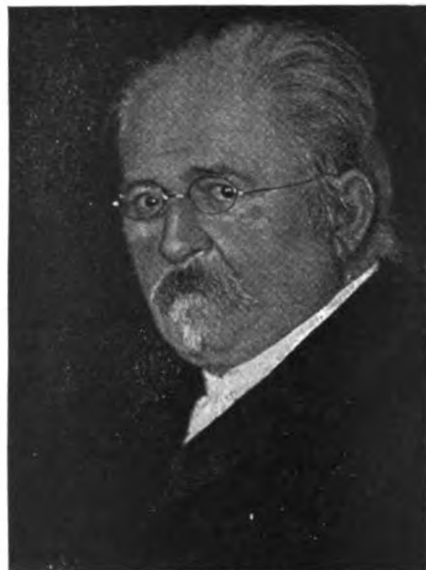
Erich Wolfgang Korngold.

ler hier geschaffen hat, Bekenntnisse einer reichen Dichternatur, die ihre innere Wahrheit nur dem künden, der sich in Mahlers Eigenart eingelebt hat.

Die Symphonie erlebte ihre Erstaufführung in den von Oskar Fried geleiteten modernen Orchesterkonzerten. Hier haben wir auch die Uraufführung einer meisterlich entworfenen symphonischen Dichtung „Peter Schlemihl" von E. N. von Reznicek und ein Melodram „Die Auswanderer" von Oskar Fried gehört. Für das Melodram, das in der Aufklärungszeit alle Geister beschäftigte und das späterhin sehr schnell vom Schauplatz abtreten mußte, scheint man sich neuerdings wieder mehr zu interessieren. Es ist für Klangexperimente, wie sie in unsrer Zeit immer häufiger und nachdrücklicher aufgestellt werden, die gegebene Kunstform, denn der Ton der Sprechstimme bedingt von vornherein eine eigenartige Klangmischung, sobald eine koloristische Instrumentalbegleitung hinzutritt. Allerdings erfordert auch diese Form Phantasiekraft und musikalische Gestaltungsgabe. Ein rein artistisches Können, wie es beispielsweise Arnold Schönberg in seinem Melodramenzyklus „Pierrot lunaire" zeigt, muß auch beim Melodram scheitern, ganz abgesehen davon, daß ein musikalischer Futurismus, der Musik ohne plastische Themen und Harmonien, der Auseinanderklänge und regellose Tonreihen bringt, einen so unerquicklichen Eindruck macht, daß man die Parteimänner, die hier die Musik der Zukunft hören wollen, um ihr Gehör nicht beneidet.

Mehr Begabung und dazu eine gediegene Kenntnis der Kunstgesetze besitzt Oskar Fried, der denn auch mit seinem Melodram „Die Auswanderer" viel Beifall fand. Die Art, wie hier die Dichtung Emil Verhaerens belebt wird, wie das Ganze in eine gedrängte Szenenfolge, in einen festgefügten Rahmen gespannt ist, zeigt gleich den Musiker, der Form und Inhalt in die rechte Harmonie zu bringen weiß. In dieser übersichtlichen, wirkungsvollen Anlage liegt die Hauptwirkung des Werkes, denn das Gedankenmaterial und die orchestrale Einkleidung allein werden wohl nie einen größeren Eindruck auslösen. Auch die Partie der Sprechstimme, die Tilla Durieux übernommen hatte, ist in ihrer rhythmischen Linie nicht so gut gelungen wie der rein musikalisch-formelle Teil. Bei der durchweg eingehaltenen starken Instrumentation versteht man oft kein einziges Wort. Man sieht allein das Bemühen, den vollen Orchesterklang zu überbieten. Oskar Fried hat eine viel zu schwere Orchesterbatterie aufgefahren. Seine technischen Mittel entsprechen nicht dem dichterischen Vorwurf; bei Verhaeren handelt es sich allein um ein fein ausgesponnenes Stimmungsbild, nicht um eine Staatsaktion.

Der Sinn für die Ausdrucksmittel einer poetischen Idee scheint überhaupt in unsrer Zeit immer mehr verlorenzugehen. Erst kürzlich haben wir erlebt, daß J. G. Mraczek die sieben Streiche der bösen Buben Max und Moritz in ein symphonisches Gemälde für großes Orchester gekleidet hat! Ich kann mir eine musikalische Buschiade als Klavierbuch sehr gut denken, aber wenn man die Geschichte von der Witwe Bolte, von Meister Böck und Lehrer Lämpel, von Onkel Fritz und Bauer Meck durch ein Riesenorchester mit drei



Felix Draeseke.

Posaunen, Tuba, drei Pauken, Triangel, Klavier, Celesta, Becken und großer Trommel ausführen läßt, dann muß man wirklich an dem Verständnis für das orchestral Gegebene zweifeln. Busch hat seine Helden nicht in überlebensgroßen Wandgemälden verewigt. Das Interesse für Mraczeks symphonische Dichtung, die in einem Symphoniekonzert von Arthur Nikisch zur Erstaufführung kam, erlahmte schon nach der Hühnerhof-Szene und hielt sich trotz den vielen klangfreudigen, prägnanten Partien nur noch an kleine, leichtverständliche und amüsante Musikillustrationen.

Prof. Nikisch brachte in seinen Philharmonischen Konzerten auch eine Schauspiel-Ouvertüre von Erich Wolfgang Korngold zur Aufführung, das symphonische Erstlingswerk eines jungen, jetzt fünfzehnjährigen Komponisten. In der Musik sind tüchtige Jugendarbeiten ja nichts Außergewöhnliches, aber man muß in der Geschichte doch weit zurückgehen, wenn man zu den Werken Korngolds eine Parallelerscheinung aufstellen will. Schon seine erste Arbeit, die „Schneemann"-Pantomime, die in Wien wiederholt gespielt wurde, zeigte eine Leichtigkeit und Eleganz in der Themenführung und Technik, daß man unwillkürlich an die großen Meister des achtzehnten Jahrhunderts dachte, die mit ähnlichen Jugendwerken debütierten. Auch die folgenden Arbeiten, eine Klaviersonate aus E-Dur, ein Trio und eine Reihe von „Märchenbildern" für Klavier, die der junge Komponist vor geladenem Publikum mit erstaunlicher Fertigkeit und Virtuosität spielte, bewiesen eine Anschaulichkeit und Prägnanz, wie man sie nur in wenigen Werken unsrer Zeit findet. Dabei ist charakteristisch, daß Korngold nicht mit Arbeiten in klassischer Haltung, nicht mit einfachen Akkordverbindungen beginnt, sondern etwa in dem Stil der Straußischen Kunst. Seine Stücke bringen harmonische Überraschungen, Parallelfolgen übermäßiger Intervalle und andre komplizierte Akkordbildungen, die indes nie gesucht oder gekünstelt klingen. Auch in der „Schauspiel-Ouvertüre" finden sich eigenartige Zusammenklänge und dann wieder so herzhaft zugreifende Durchführungen, daß man aus dem Bewundern kaum herauskommt. Die Ouvertüre gleicht durchaus einer selbständigen Arbeit. Daß dem Komponisten keine weltbewegenden Gedanken eingefallen sind, daß er in der Form noch unsicher ist, kann man sich leicht denken. Aber die ungeklügelte Art seines Musizierens, die prächtige Frische, mit der hier harmonisches Neuland entdeckt wird, machen doch jedem Hörer Freude.

Unsre großen Chorvereinigungen haben mi tihren Erstaufführungen in dieser Saison weniger Glück gehabt. Die neuen Chöre „Die Weihe der Nacht" und „Sonnenaufgang" von Siegmund von Hausegger konnten nur an wenigen Stellen interessieren, da die der chorischen



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Max Pallenberg als König Menelaus in der „Schönen Helena". (Theater am Nollendorfplatz.)

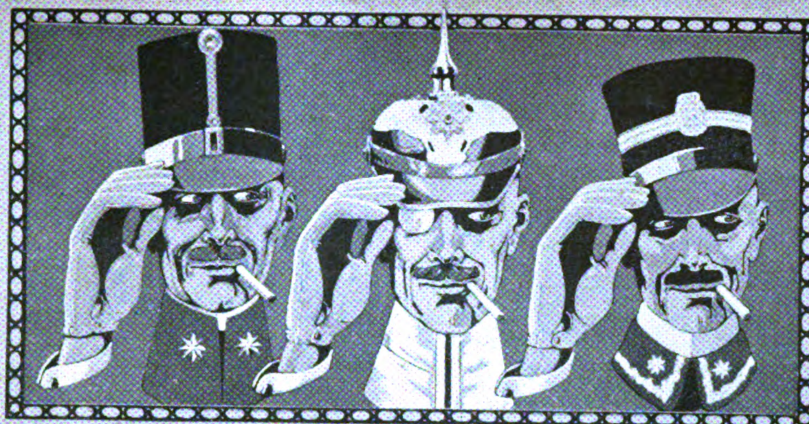
Deutung wenig entgegenkommenden Dichtungen mehr instrumental als vokal behandelt sind; und die Werke von Hugo Kaun (126. Psalm) und Ernst Eduard Taubert (Hymnus an Amor) boten nicht mehr als eine gediegene musikalische Umschreibung der Texte. Eigenartiger wirkte die Chorkantate „Offenbarung Johannis Kap. 6" von Walter Braunfels, ein Werk, das in drängenden, leidenschaftlichen Rhythmen die Worte der Schrift ausmalt und dramatisiert. Doch fehlt auch hier jene kraftvolle chorische Technik, die die Höhepunkte des Textes dem Hörer nahebringt und die wir an den Werken der alten Meister bewundern. Die Klassiker beherrschen deshalb noch immer das Repertoire der großen Chöre, und es gibt auch da noch viele Aufgaben, die der Lösung harren. Eine interessante Frage regte kürzlich Prof. Ochs mit der Gesamtaufführung der Bachischen Matthäus-Passion an, die in Berlin zum erstenmal originalgetreu und ohne Striche erklang. Es handelte sich um die Berechtigung und Wirkungskraft einer originalgetreuen Wiedergabe der Passion. Daß mit dieser Gesamtaufführung ein neues Resultat erzielt wurde, läßt sich allerdings nicht behaupten. Die eingestreuten Betrachtungsarien sind nicht alle gleichwertig. Viele stellen nur eine Bachische Gelegenheitsarbeit dar. Der Bau der Passion verliert sogar an Geschlossenheit und Wirkungskraft, sobald die verschleppenden, bisher gestrichenen Arien in ihrer Gesamtheit auftreten. Man hat bei der anschließenden, von

allen Seiten aufgenommenen Diskussion darauf hingewiesen, daß Bachs Aufführungsmaterial, das uns erhalten geblieben ist, keine Striche aufweist, daß also eine Gesamtaufführung durchaus im Sinne Bachs liegt. Dabei wird übersehen, daß für eine liturgische Kirchenaufführung andre Grundsätze maßgebend sind als für eine Wiedergabe im Konzertsaal. Bach legte mehr Gewicht auf die liturgische Brauchbarkeit seiner Musik als auf die wortgetreue Folge der einzelnen Stücke. Man sollte bei diesen Fragen vor allem dem Geiste der alten Musik folgen. In dieser Beziehung waren aber auch bei der Berliner Aufführung nicht alle Wünsche eingelöst. Einmal entsprach die dramatische Anlage der Chöre und Choräle, die aus dem Textgedanken heraus mit starken Nuancierungen, Deklamationen und dynamischen Akzenten vorgetragen wurden, nicht dem Charakter der Passion, und dann erdrückten auch die Chormassen die feineren Stimmungswerte der Musik.

Die Berliner Erstaufführung der Osterszene aus Goethes „Faust“ von Felix Draeseke, die der Bruno Kittelsche Chor vorbereitet hatte, hat der Komponist nicht mehr erlebt. Noch im Vorjahre weilte Draeseke in Berlin, als seine große Oratorien-Trilogie „Christus“ zur Uraufführung kam, in der er als Vertreter einer alten, immer mehr in den Hintergrund geratenen Kunstform zu uns trat, als Verkünder jener Ideale, für die er in der Jugend gestritten hatte. Als einer der ersten stand er in der Reihe der Vorkämpfer für die neudeutsche Kunst, als einer der begabtesten ist er mit Wort und Werk für Liszt eingetreten. Und als er in einer Privataufführung das kurz vorher entworfene „Tristan“-Vorspiel hörte, reiste er kurz entschlossen nach Luzern, um Wagner kennen zu lernen, dem er bald befreundet und ein treuer Helfer wurde. Der Lisztschen Richtung gehört der Hauptteil seiner Werke an, die sich auf alle Gebiete der musikalischen Kunst erstrecken. Er war allerdings nicht in allen Formen gleich glücklich. Von den Instrumentalwerken hat sich nur die dritte, klassischen Gesetzen zugewandte Symphonie (Tragika) durchgesetzt, seine Opern („Gudrun“, „Herrat“) blieben unbeachtet, und von den Kammermusikwerken sind nur noch wenige (z. B. das Cis-Moll-Quartett) im Konzertsaal anzutreffen. Am erfolgreichsten blieben seine Chorwerke, das Requiem, die Fis-Moll-Messe und das Christus-Mysterium, das in Berlin mit begeistertem Beifall aufgenommen wurde. Draeseke gehörte zu den wenigen Musikern, denen das Goethische Wort „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm“ der Leitstern des Schaffens war. Und so wird auch die Nachwelt zu seinen Werken, von denen viele Manuskript geblieben sind, erst die rechte Stellung finden, wenn seine ganze Lebensarbeit übersehen werden kann. Als gedankenreicher, neuerungsfreudiger Komponist, als Kämpfer für die neudeutsche Musik und als Lehrer eines großen Musikerkreises kann er aber nie vergessen werden.

Wenig ist von dem diesjährigen Operettenmarkt zu melden. Das Angebot von neuen Werken übersteigt bei weitem die Nachfrage, und die großen Erfolge, die man von den Schlagern erwartet, bleiben aus. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, scheint auch die Operettenzeit bereits vorüber zu sein. In Berlin wenigstens gefallen nicht mehr die Neuauflagen der Werke Falls, Linkes oder Lehars, sondern die Guilbertschen Possen, deren Zugstücke jedermann ohne weiteres nachpfeifen kann, und bei denen man durch eine Handlung nicht weiter behelligt wird. So kommt es denn, daß allmählich auch der Sinn für die Hauptwerke der klassischen Operette verlorengeht, und daß unsre Bühnen mit den Werken Offenbachs nichts Rechtes mehr anzufangen wissen. Nach den Versuchen Max Reinhardts, der im vorigen Jahre „Die schöne Helena“ einstudierte, hat nun auch das Theater am Nollendorfplatz dasselbe Werk nach der Einrichtung des Münchner Künstlertheaters inszeniert. Es waren zwar auch hier alle Effektmittel ausgenutzt: der von Max Reinhardt entdeckte Einzug der Götter durch den Zuschauerraum, der aktuelle Dialog, die Nacktkultur der Choristinnen, — aber trotz aller Mühe, trotz den Improvisationen des unübertrefflichen Pallenberg (Menelaus) und des eleganten Spiels von Fritzi Massari wollte sich die rechte Offenbach-Stimmung nicht einstellen. Unsre Regisseure sind eben bei diesen Werken längst auf einen falschen Weg geraten. Eine Auffrischung der Offenbachischen Kunst könnte nur aus der Musik heraus gelingen, durch Betonen der parodistischen Elemente und durch Ausschaltung der überflüssigen szenischen Einlagen. Nur die Musik ist's, die die Werke noch am Leben erhält; und wenn hier auch schon viel Aktualität durch die Zurücksetzung und Unkenntnis der großen Oper Gluckischer und Spontinischer Richtung verlorengegangen ist, so kann doch durch eine gewandte, gediegene Ausarbeitung der Partitur und durch eine einwandfreie gesangliche Leistung mehr erreicht werden als durch jene szenischen Mätzchen und Überraschungen, in denen sich unsre Operettenbühnen jetzt überbieten.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Geschäftliche Mitteilungen.

Der diesem Hefte beigefügte sechsseitige Prospekt der bekannten Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, über ihre „Agfa"-Photoartikel verdient deshalb besondere Beachtung, weil nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden kann, daß der Erfolg in der Amateurphotographie und damit die Freude an dieser schönen Kunst auf das innigste mit der Anwendung guter Bedarfsartikel verknüpft ist und weil die „Agfa"-Photoartikel seit Jahren mit vollstem Recht allgemein den Ruf genießen, leistungsfähig, haltbar und absolut zuverlässig zu sein. Aus diesem Grunde muß der Prospekt generell allen, die mit „Agfa"-Photoartikeln noch nicht arbeiten, auf das wärmste zur Durchsicht empfohlen werden. Der Prospekt verdient aber auch die Beachtung derer, denen die Vorzüge der „Agfa"-Artikel aus eigener Erfahrung bereits bekannt sind, weil er Näheres über das neueste Erzeugnis der „Agfa", den „Agfa"-Filmpack bringt, der wegen seiner hervorragenden Eigenschaften die Sympathien der photographierenden Welt sicher im Fluge erobert.

Frühling im Württembergischen Neckartal. Die Gegenden von Heilbronn—Lauffen am Neckar und Stuttgart—Cannstatt—Eßlingen am Neckar stehen bezüglich des Klimas, der Wärmeverhältnisse und des Eintritts des physiologischen Frühlings in Deutschland in erster Reihe und dem südlich der Alpen zeitlich näher, als vielen späten nördlicheren deutschen Gegenden. Dazu kommt, daß die Blüte in den Obstgärten, in den Tälern und an den Hängen in einer Üppigkeit und Lieblichkeit sich entfaltet, daß er von vielen dem Italiens vorgezogen wird. Besonders die Täler und Höhen Stuttgarts, die durch Straßen- und Zahnradbahnen bequem erreichbar sind, zeigen sich in herrlichster Frühlingspracht. Eine Drucksache über diese Gegend ist kostenlos vom Internationalen öffentlichen Verkehrsbureau, Abt. Württemberg, Berlin W 8, Unter den Linden 14, erhältlich.

Bad Elster. Die neue, zwischen der Salz- und Moritzquelle errichtete Gurgelhalle ist soweit fertiggestellt und wird mit Beginn der Saison am 1. Mai in Betrieb genommen werden. Die Quellenhallen werden bereits am 1. April geöffnet und von da ab auch alle Arten von Bädern täglich und bis Mitte Mai zu ermäßigten Preisen abgegeben. Die außerordentlich große Nachfrage nach Prospekten und Wohnungsverzeichnissen, die jedem Interessenten von der „Königlichen Badedirektion zu Bad Elster" bereitwilligst und kostenfrei zugestellt werden, läßt auch heuer wieder auf einen guten Besuch des Bades hoffen.

„O Lenz mit deinen Gaben, komm' und erfreu' die Welt!" fleht der Dichter, und diese Frühlingssehnsucht weckt ein Echo in jedes Menschen Brust. Wenn aber die Natur sich verjüngt und schmückt und ihr Feierkleid anlegt, dann will auch der Mensch nicht zurückbleiben und ist bestrebt, seinem Heim ebenfalls neuen Glanz zu verleihen. Dabei stellt es sich meistens heraus, daß mancher Gegenstand zu ersetzen, manche Lücke zu ergänzen ist. Am bequemsten wird jedermann seine Wahl treffen können an Hand der soeben erschienenen neuen Preisliste des Versandgeschäfts Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz. Diese enthält eine so reiche Auswahl in Wirtschaftsgegenständen der verschiedensten Art in allen Preislagen, daß ohne Zweifel ein jeder das ihm Zusagende darin finden wird. Die Preisliste wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Die moderne Papiertapete ist heute mehr als je dort, wo sie in die Hände eines geschickten Dekorateurs gelangt, ein ideales Mittel, Stimmung und Behaglichkeit in unseren Wohnräumen zu verbreiten. Jedem, dem eine geschmackvolle Dekoration seiner Häuslichkeit am Herzen liegt, wird in der Papiertapete eine niegeahnte Fülle brauchbaren Materials zu Gebote stehen. Speziell der Wohnungswechsel bietet die beste Gelegenheit, in die Ausstattung des neuen Heims eine besondere Note zu legen. Allen Interessenten ist das Kunstgewerbehaus für Wandbekleidung, Berlin W, Kurfürstendamm 230, ein guter Berater.

Praktische Hausfrauen gehen immer mehr dazu über, zu den mancherlei Arbeiten in Küche und Haus Maschinen zu Hilfe zu nehmen, denn die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß man dabei Zeit und Arbeit spart. Zeit gewinnen heißt im modernen Leben sehr viel, die Zeit der Frau und Mutter ist kostbar und jede Verkürzung der zur Erledigung minder wichtiger Dinge nötige Zeit wird als Wohltat dankbar begrüßt. Es ist erstaunlich, wie sehr sich die moderne Technik bemüht, der Frau in Küche und Haus zu Hilfe zu kommen, gibt es doch kaum noch eine Hantierung, die durch Anwendung einer preiswerten Maschine nicht vereinfacht, schneller und bequemer erledigt werden könnte. Der diesem Hefte beiliegende Prospekt der Firma Alexanderwerk A. von der Nahmer, Akt.-Ges., Remscheid, gibt auf diesem Gebiete manchen Wink und wir empfehlen ihn deshalb aufmerksamer Betrachtung.

Lebensbücher der Jugend

Eine Jugendschriften-Sammlung, die allen Eltern als beste Gabe für ihre Kinder empfohlen werden darf.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Heisenberg, A.: Der Philhellenismus einst und jetzt. 80 Pf. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Henschke, Alfr.: Celestina. Crossen a. O., Rich. Zeidler.

Hentschel, H. A.: Kurzer Sommer. Gedichte. M. 1,25. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Hochstetter, S.: Seele. Ulm, Dr. Karl Höhn.

Jedrzejewski, F.: Justinus und Theobald Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg. M. 1,—. Leipzig-Co., Sphinx-Verlag.

Kemmler, A.: Um Liebe und Lohn. Geb. M. 2,—. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Koblitz, H.: Im blauen Abend. Gedichte. Geb. M. 3,50. Leipzig, Erdgeist-Verlag.

Koeppen, A.: Eleonore Prochaska. Schauspiel. Stargard, Pommernverlag M. Mallin.

Kormata, K. F.: Carmen. Ein Buch der Jugend. Wien, Adria-Verlag.

Langenbek, W.: Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. (Aus Natur und Geisteswelt, 174. Band.) Geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Lewin, Dr. L.: Friedrich Hebbel. Beitrag zu einem Psychogramm. Geb. M. 4,—. Berlin, B. Behr.

Ludwig, E.: Wagner oder die Entzauberten. Geb. M. 5,—. Berlin, Felix Lehmann.

Lützow, H.: Die Seeoffizier-Laufbahn. 70 Pf. Berlin, R. Eisenschmidt.

Mendelson, Dr. M.: Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft. M. 1,80. Leipzig, A. Deichert.

Mensch aller Zeiten, Der. 18. Lieferung. M. 1,—. München und Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Michaelis, Ad.: Otto Jahn in seinen Briefen. Geb. M. 4,50. Leipzig, B. G. Teubner.

Müller, C. Th.: 25 Jahre Deutscher Kaiser. 50 Pf. Oldenburg, Gerh. Stalling.

Müsebeck, E.: Gold gab ich für Eisen. M. 2,—. (Bongs Schön-Bücherei Bd. 1.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Omankowski, W.: Rosen im Reif. Gedichte. Geb. M. 3,50. Leipzig, Erdgeist-Verlag.

Oppermann, A., und Laßmann, C.: Haushaltungs- und Kochbuch für den bürgerlichen Haushalt. M. 1,—. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Pegasus rund um die Erde, Auf lanischem. Lieder von einer Weltreise von C. H. M. 2,—. Wien, Wilh. Braumüller.

Pfleiderer, W.: Bienen und Wespen. Aphorismen. Ulm, Dr. Karl Höhn.

Przybyszewski, St.: Das Gericht. Roman. Geb. M. 4,50. Leipzig, Xenien-Verlag.

Rudolph, H.: Die vier Wege zur Theosophie. — Die Hindernisse auf dem Pfade zur Selbsterkenntnis. 2 Vorträge. M. 1,20. Leipzig, Verlag der Theosophischen Kultur.

Schmidt, E. v.: Schmalhans Küchenmeister. Kochbuch. M. 2,—. Stuttgart, W. Spemann.

Schoenbeck, R.: Das Pferd und seine Darstellung in der bildenden Kunst vom hippologischen Standpunkt aus. M. 28,—. Leipzig, Friedr. Engelmann.

Schollmayer, E.: Felicitas. Dramatisches Gedicht. Wien und Leipzig, Wilh. Frick.

Schulreform, Arbeiten des Bundes für. 6. Band: Das Wesen der Bildung. Die Schultypen. Die Vorbildung auf das Lehramt. M. 2,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Schwartz, H. E.: Vorwärts durchs Leben. M. 1,80. Wien, Adria-Verlag.

Singer, Prof. Dr. H. W.: Die Meisterwerke der Königl. Gemälde-Galerie zu Dresden. (Hanfstaengls Malerklassiker Band II.) M. 12,—. München, F. Hanfstaengl.

Sonnenschein, H.: Seufe einsam von unterwegs. Gedichte. Wien, Adria-Verlag.

Strasburger, E.: Streifzüge an der Riviera. Geb. M. 12,—. Jena, G. Fischer.

Stratz, R.: Seine englische Frau. Roman. Geb. M. 5,50. Stuttgart, J. G. Cotta.

Sturm, Aug.: Im Morgenrot der Menschheit. Drei dramatische Dichtungen mit einem Vorspiel. Geb. M. 4,—. Leipzig, Xenien-Verlag.

Tanzspiele und Singtänze. Gesammelt von G. Meyer. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Verkehrswissenschaften, Jahrbuch für. 1913. Heft 1. Herausgegeben von Postinspektor Peitgen. Jährlich 4 Hefte. M. 6,—. Einzelheft M. 1,75. Schleswig, J. Ibbeken.

Voß, A.: Richtige Betonung der Botanischen Namen. M. 1,—. Berlin, Vossianthus Verlag (Andr. Voß).

Walzel, O.: Friedrich Hebbel und seine Dramen. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 408.) M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Wasanta: Goldamsel-Lieder. Gedichte. Geb. M. 2,—. Leipzig-Raschwitz, B. Volger.

Werner, Dr. L. F.: Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. 2. Reihe. Langensalza, H. Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

Wolzogen, H. von: Zum deutschen Glauben. Geb. M. 5,—. Leipzig, Xenien-Verlag.

Zeiten und Völker. Monatshefte für Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde. Jahrgang 1913, Heft 1 u. 2 (Sonderheft „1813"). Jährlich 12 Hefte und 2 Buchbeilagen. M. 4,80. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Westermanns Monatshefte





März 1913

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte





April 1913

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Rene Simay 10



CHAMPAGNE STRUB



steht heute als inländische Qualitätsmarke mit an führender Stelle, da das Publikum je länger desto mehr zur Einsicht kommt, daß ein im Inlande mit Weinen der Champagne erstelltes Produkt mit den großen französischen Marken in jeder Hinsicht konkurrieren kann.

Westermanns Monatshefte



Mai 1913

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH**

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Uhren.

Garantie für guten, genauen Gang.



Nr. 63765.
Vorzügl. Zylinderwerk. 6 Steine, Grav. Nickelgehäuse, kleinere eleg. Form, Metallkuvette. Sehr dauerhaft und empfehlenswert für Schüler usw. M. 13,—.



Nr. 63889.
Hochelegante Armband-Uhr, 0,585 Goldgehäuse und Band. Mit Zug-(feder)-Einrichtung, Ankergang, 15 Steine. M. 190,—.



Nr. 63748.
Vorzügl. Ankerwerk. 15 Steine. Flaches 0,900 Silbergehäuse (ohne Goldrand), Kavalierform, Silberkuvette. M. 40,—.



Nr. 63947. Damenuhr. Zylindergang. 10 Steine. Graviertes 0,800 Silbergehäuse mit Goldrand, Metallkuvette, vergoldete Zeiger. M. 22,—.



Nr. 63798. Armband-Uhr. Für Herren u. Damen. Nickelgehäuse mit feinem braunem Lederband. Zylindergang, 10 Steine mit Sekunde. M. 20,—.
Nr. 63799. Diese Armband-Uhr mit 0,935 Silbergehäuse u. feinst. Ankerwerk in 15 Steinen. M. 31,—.



Nr. 63931. Damenuhr. Zylindergang. 10 Steine. Sprungdeckel über dem Zifferblatt. Grav. 0,585 matt. Goldgehäuse mit emaillierter Blumeneinlage, Metallkuvette, mass. Goldbügel, vergoldete Zeiger. M. 80,—.



Nr. 63724. Ankergang. 15 Steine. Sprungdeckel, guillochiertes 0,585 Goldgehäuse, Metallkuvette, goldplatt. Bügel, vergoldete Zeiger. M. 100,—.



Nr. 63781. Ankergang. 15 Steine. Silb. Tula-Gehäuse mit Sprungdeckel über dem Zifferblatt und Goldschild, Silberkuv., vergold. Zeiger. M. 42,—.



Nr. 63745. Ia. Ankergang. 15 Steine. Stark goldplatt. Gehäuse u. Kuvette, mit Sprungdeckel, elegante flache Form. Vergoldete Zeiger. M. 65,—.

Wir bitten unsere Preisliste zu verlangen, die wir unberechnet und portofrei versenden.

Westermanns Monatshefte



57. Jahrgang. 114. Band. 2. Teil

Juni bis August 1913

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Inhalt des hundertvierzehnten Bandes

2. Teil. Juni bis August 1913

Namen- und Sachregister

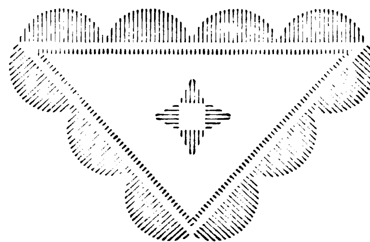
Literarische Rundschau

Die bildenden Künste von Dr. Max Osborn

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Das Reich der Frau

Verzeichnis der Mitarbeiter





Nach einem Ölgemälde von Robert Hahn.

Wilhelm I.R.

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 114. II Juni 1913

Deutsche Wallfahrt

Zum Kaiserjubiläum am 15. Juni 1913

Von Rudolf Herzog

Das ist ein Wandern heut' im weiten Land...
Ein ernsthaft Schreiten. Doch die Luft voll Lieder.
Es naht heran durch weißen Dünensand,
Von blauen Bergeshöhen steigt's hernieder,
Die Heide gab zum Schmuck die Blumen her,
Es gab der Wald die frischen Eichenreiser.
Wohin, wohin, du strömend Menschenmeer?
Hörst du's am Liede nicht? Zu unserm Kaiser!

Auf deutscher Wallfahrt! Feierlicher kann
Zum Kaiserthron kein Bibelwort erklingen.
Auf deutscher Wallfahrt zieht das Volk heran,
Es kommt zum Fest und nicht zum Reigensingen,
Es kommt zum Feiertag, der groß und klar
Zur Andacht stimmend über uns erglommen,
Zu seinem Kaiser, der ihm Jahr um Jahr
So Haus wie Hof in blanken Schutz genommen.

Das dankt es dir. Das hat sein Dank gewollt:
Aufrechte Männer tragen deine Fahnen,
Sie grüßen dich in deiner Krone Gold
Und in dem Purpurmantel deiner Ahnen,
Im Stahlhelm wieder, Küraß umgeschnallt,
Mit Eisen jedem Ränkespiel zu steuern,
Doch horch! Doch horch! Ihr heller Gruß erschallt,
Weil sie der Heimat Abbild in dir feiern.

Der Heimat Abbild. Was das Vaterland,
Das heißgeliebte, unvergänglich große,
An Glück und Schönheit trägt in reicher Hand,
An Lust und Leiden birgt in seinem Schoße:
Ein sichtbar Zeichen will des Volkes Blick,
Für Höhentage und des Lebens Wildnis:
In seinem Führer sieht es sein Geschick,
In seinem Kaiser seiner Heimat Bildnis.

So schaut euch an, das Volk und du, mein Fürst...
Heimkehrt der Feierzug in alle Gaue.
Weiß Gott, wie bald du aufgerufen wirst
Zu andrer Feier auf der deutschen Aue.
Auf blut'ger Wallfahrt ziehn die Scharen her,
Doch Schritt und Lied, sie klingen drum nicht leiser.
Wohin, wohin, du strömend Menschenmeer?
Hörst du's am Liede nicht? Zu unserm Kaiser!





Kaiser Wilhelm II.

Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum

Von Dr. Herman von Petersdorff, Kgl. Archivrat

Wir rüsten uns, den Tag festlich zu begehen, an dem unser Kaiser ein Vierteljahrhundert seinen Herrscherberuf wahrgenommen hat. Als sein erhabener Großvater diesen Tag beging, haben sich kaum in dieser Weise die Federn gerührt, um die Bedeutung des Tages zu schildern, schwerlich sich so die Gedanken der Millionen konzentriert wie jetzt; und doch hatte der greise Heldenkaiser ein Leben hinter sich, so reich an Erfolgen und Taten, wie es nur wenigen Monarchen vergönnt war, während Wilhelms II. Regierung an äußeren, in die Geschicke der Nation eingreifenden Ereignissen arm ist. Allein es ist ganz natürlich, daß die Persönlichkeit des Enkels in diesen Tagen mehr die sinnende Aufmerksamkeit auf sich lenkt, als es seinerzeit bei Wilhelm I. der Fall war — einmal, weil er eine in so hohem Maße komplizierte Persönlichkeit ist, was neben der schlichten Gestalt des ersten Hohenzollernkaisers ganz besonders auffällig zutage tritt, dann aber auch, weil wir, während Wilhelm I. im Jahre 1886 sein Lebenswerk im wesentlichen vollbracht hatte, voraussichtlich von dem jetzigen Deutschen Kaiser noch viel, vielleicht das Entscheidende zu erwarten haben.

Eine elektrisierende, eine faszinierende Persönlichkeit fürwahr, dieser dritte Deutsche Kaiser mit seiner ungewöhnlichen inneren Energie und Willenskraft, seiner erstaunlichen Vielseitigkeit! Seit Napoleons I. Tagen hat kein Fürst so unausgesetzt die allgemeine gespannte Aufmerksamkeit der Völker in Anspruch genommen. Eine glänzende Figur, die mit Virtuosität das äußere Wesen des Herrschers zur Geltung zu bringen weiß. Einst schrieb ein begeisterter Verehrer Friedrich Wilhelms IV. über diesen unglücklichen Monarchen: „Vielleicht hat nie ein fürstliches Haupt die Poesie des Fürstenberufs so wundervoll erkannt." Heute würde er wohl Wilhelm II. die Palme reichen, dessen gebieterische Männlichkeit noch ungleich mehr Wirkung in das repräsentative Auftreten trägt. Es ist psycho-

logisch nur zu wohl begründet, daß man sich bei den fremden Nationen so lebhaft mit unserm Herrscher beschäftigt. Gerade Franzosen haben mit Vorliebe seine Person zum Gegenstand ihres Studiums gemacht. Man denke an Geister wie Jules Simon und Ernest Renan. Zahlreiche durchaus ernst zu nehmende Schriften sind jenseit der Vogesen über Wilhelm II. erschienen, wenn natürlich auch nicht die Karikatur gefehlt hat. Aber auch aus amerikanischer und englischer Feder besitzen wir manche eingehende Würdigung unsers Kaisers. Immer wieder erfahren wir es, daß der Kaiser im persönlichen Umgang auf ganz nüchterne Männer eine bestrickende Wirkung ausübt. Und auch der ärgste Feind der Monarchie, Bebel, hat doch nicht umhingekonnt, ihm das Lob zu zollen: Er ist ein ganzer Mann.

Wir bemerken an ihm sehr viele hohenzollerische Züge; ja, wir finden bei ihm Züge der verschiedensten Mitglieder dieses stolzen Fürstengeschlechts wieder. Der unwiderstehliche Drang zur Rede, seine wirklich schöne Beredsamkeit erinnert an Friedrich Wilhelm IV. „Es lag doch ein wunderbarer Zauber auf diesen königlichen Lippen," schrieb derselbe Verehrer Friedrich Wilhelms IV., der dessen Sinn für die Poesie des Fürstenberufs hervorhob. Auch von Wilhelm II. kann man sagen, daß er durch seine Redegabe oft genug zu bezaubern verstanden hat. Er hat aber auch geradeso den Widerspruch durch seine Reden geweckt wie sein edler Großoheim. Im Gegensatz zu Friedrich Wilhelm IV. besitzt er indes die soldatische Natur seines Großvaters. Noch mehr erkennen wir in ihm Züge des Großen Kurfürsten. Die Ähnlichkeit mit diesem fiel sofort dem Rembrandtdeutschen auf. Gepackt von seiner Persönlichkeit schrieb er: „Der Deutsche Kaiser Wilhelm II. verspricht eine Figur von Shakespearischer Pracht und Größe der Erscheinung zu werden; der Gewitterkopf des Großen Kurfürsten taucht wieder in ihm auf." Konrad Ferdinand Meyer hat auch wohl Friderizianisches in ihm zu entdecken geglaubt und dabei bedauert, daß Wilhelm II. die Gabe des Humors nicht so wie Friedrich dem Großen verliehen sei, durch die sich dieser das Dasein erleichtert habe. Friderizianisch ist es bei Wilhelm II., daß er Frauen keinen Einfluß auf seine Entschließungen gestattet hat. Das ist nicht immer so gewesen im preußischen Königshause. An Friedrich erinnert auch seine übersprudelnde Lebhaftigkeit. Ohne Frage ist der jetzige Kaiser aber dem Großen Kurfürsten viel ähnlicher. Er hat, bewußt und unbewußt, an ihn geradezu wieder angeknüpft. Friedrich der Große ließ es wohlweislich bleiben, eine Seemacht zu schaffen. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte den Drang zur See. Seine hochfliegende Politik hat Wilhelm II. zur richtigen Stunde wieder aufgenommen.

Aber noch andre Hohenzollernzüge spiegeln sich in ihm. Selbst solche Friedrich Wilhelms I. glaubt man zu erkennen, so wenn er gelegentlich die Stadtväter von Berlin oder die von Metz mit unzweideutigen Worten zurechtweist oder sein Verdikt über Stöcker spricht. In seinem vorbildlichen Familienleben erinnert er an Friedrich Wilhelm III. Oft erkennt man

außerdem das weiche Herz seines Vaters bei ihm, und die Reichsromantik ist doch auch wohl ein von seinem Vater ererbter Zug.

Von der Mutter hat er Welfenzüge. Welfischen Starrsinn hat bei ihm schon sein Erzieher Hinzpeter hervorgehoben. Gustav Freytag urteilte, ebenfalls aus näherer Kenntnis, daß er von der Mutter nervöse Unruhe und Vielgeschäftigkeit überkommen habe. Sein ernstes Wesen und seine Stimme erinnerten den Fürsten Chlodwig Hohenlohe an seinen Großvater mütterlicherseits, den Prinzgemahl Albert. Wie dem aber auch sei: der Hohenzoller überwiegt doch in Wilhelm II. In ihm ist praktisch-nüchterner Sinn und Blick für das Wesentliche mit schimmernder Romantik merkwürdig gemischt.

Früh zeigte sich, daß etwas Besonderes in ihm steckte. So bei jener ersten Rede zu Düsseldorf im Jahre 1879 bei der Enthüllung des Corneliusdenkmals, der er selbst gern gedenkt und seit der ihn der Amerikaner White nicht aus den Augen verlor. Auch der Vorleser der Kaiserin Augusta, der Franzose Gerard, erkannte, wie aus der Skandalschrift „La société de Berlin“ hervorgeht, schon in jener Zeit die große Begabung des Prinzen. Er sah bereits einen künftigen Friedrich in ihm. Als der Prinz im Jahre 1884 von Wilhelm I. und Bismarck nach Rußland geschickt wurde, um für die Einigung der drei Kaisermächte zu wirken, erwarb er sich den Beifall seiner Auftraggeber. Er habe dies sehr gut ausgeführt, vertraute der alte Kaiser dem Fürsten Hohenlohe an. Schon 1883 schüttete der greise Monarch Kleist-Retzow sein Herz aus über die Freude an der Tüchtigkeit seines Enkels und der verschiedenen Stadien seiner Vorbildung. Früh regte sich sein Drang zur Betätigung. Zum Jubiläum der Großmutter Viktoria von England im Jahre 1887 wollte er nach London gehen und war verstimmt, als sein Vater dies übernahm. Dann kommt die Zeit des Siechtums seines edlen Vaters und seiner Manifestationen für Bismarck. In jener Zeit, da er als Kronprinz und auch anfangs noch vielfach als Kaiser an der Spitze der von der Übung zurückkehrenden Truppen langsamen Schrittes und ernsten Blickes hineinzureiten pflegte in die Weltstadt, umjauchzt von dem Jubel der Hunderttausende, die die neue Sonne grüßten, da mag ihm so recht das Bewußtsein seiner gewaltigen Stellung gekommen sein. Berauschend waren jene Szenen für alle Teilnehmer.

Die Kundgebungen bei der Thronbesteigung begeisterten jedermann, der warm für Preußentum und Deutschtum empfand. Waren sie doch von einem ungewöhnlichen Schwunge getragen. In der Proklamation Kaiser Friedrichs war des Heeres kaum gedacht worden, und jenes hatte dies schwer empfunden. Welch ein andrer, warmer Ton klang dem Heere jetzt aus dem Erlaß an die Armee entgegen: „So gehören wir zusammen — Ich und die Armee —, so sind wir füreinander geboren, und so wollen wir unaufhörlich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede

oder Sturm sein." Programmatisch hieß es aber auch gleich in der ersten Thronrede: „In der auswärtigen Politik bin Ich entschlossen, Frieden zu halten mit jedermann, soviel an Mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und Meine Stellung zu demselben werden Mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist." Diese Leitsätze geben dem ganzen Vierteljahrhundert, währenddessen Wilhelm II. regiert hat, die Signatur. Das Überraschende trat ein, daß dieser Fürst, dessen ganzes Wesen auf kriegerische Betätigung gestellt zu sein schien, dem die streitbare Natur aus den Augen leuchtete, ein Friedensfürst und ein Regent der Versöhnung wurde, wie es wenige gegeben hat.

Eine phänomenale Erscheinung, wie Kaiser Wilhelm in ruhelosem Wirkungsdrange diese Jahrzehnte, Frieden und Versöhnung stiftend, durch die deutschen und die fremden Länder gereist ist. Geradezu symbolisch wirkt seine Erklärung vom 22. Dezember 1888, als ihm ein Arbeiter des Stettiner „Vulcans" einen Lorbeerkranz überreicht: „Es ist der erste Lorbeer, der Mir dargereicht wird; Ich freue mich, daß es ein Lorbeer des Friedens ist." Friede und Versöhnung sind die leitenden Gedanken, die ihn zu dem schrecklichsten Erlebnis in seiner Regierung führten, zur Trennung von Bismarck. Auf der einen Seite wollte er sich gegen Rußland sichern und faßte dabei die Sachlage anders auf als der Kanzler, der die Dinge mehr zur Reife gelangen lassen wollte. Auf der andern Seite wollte er Versöhnung mit dem inneren Feinde anbahnen. In der Behandlung dieser Fragen gerieten die beiden Herrschernaturen aneinander. Dem rasch zugreifenden jugendlichen Monarchen, der den Grundsatz proklamierte: nicht „ja aber", sondern „ja also", standen damals keine glücklichen Berater zur Seite, die beschwichtigend in jene Auseinandersetzung des jungen Geschlechts mit dem alten eingriffen. Der Erzieher und der Oheim haben geschürt, und der begabteste unter den neuen Staatsmännern, Miquel, stellte sich damals ebenfalls gegen Bismarck. Versöhnung sollte auch mit den Polen stattfinden. Die edle Absicht wurde niederträchtig gelohnt. Versöhnliche Absichten trug man auch den Dänen entgegen. Nicht minder bis in die letzte Zeit dem Reichslande. Versöhnung war die Losung den Welfen gegenüber. Mit rührender Zartheit und Aufmerksamkeit hat des Kaisers Majestät gerade hier gehandelt, und es steht zu hoffen, daß der jüngste Herzensbund im Kaiserhause wirklich den erwünschten Erfolg zeitigt. Mit geradezu bewundernswerter Beharrlichkeit hat der Kaiser an der Versöhnung mit Frankreich gearbeitet. Der Tag von Tanger, der 31. März 1905, und der von Agadir, der 1. Juli 1911, haben alles zerstört, was in dieser Hinsicht zu hoffen war. Es ist heute noch nicht möglich, die Genesis dieser Ereignisse klar zu beurteilen. Wir können nur ihre Wirkung feststellen. Und ähnlich wie die Tangerreise hat die Krügerdepesche, das Er-



Die Eröffnung des Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888.
Nach dem Gemälde von Anton von Werner. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

eignis vom 3. Januar 1896, dessen Entstehung wir auch noch nicht in den richtigen Zusammenhang zu bringen vermögen, vor allem dazu beigetragen, die sowieso auf unser Wachstum eifersüchtigen, so rücksichtslos realpolitischen Engländer, die sich den Pfifferling um die Mahnung des Kaisers vor der gelben Gefahr gekümmert haben, vielmehr die Japaner für ihre Zwecke auszunutzen verstanden, gegen uns aufzubringen. Mit doppeltem Eifer suchte da der Kaiser die stammverwandten Briten zu versöhnen. Darum der Nichtempfang Krügers. Darum der Schwarze Adlerorden und die Feldmarschallwürde für Roberts, der trotzdem nachher einer der Hauptdränger zum Kriege wurde. Darum der für England ausgearbeitete Plan zum Feldzuge gegen die Buren. Die internationale Höflichkeit des Kaisers hat ihm und dem Deutschen Reiche aber auch viele Freunde gewonnen. Unsre Beziehungen zu einzelnen Ländern sind in mancher Hinsicht dadurch besser geworden. Bemerkenswert erscheint besonders die nähere Fühlungnahme, die der Kaiser zwischen Deutschen und Amerikanern herbeiführte, obwohl sie, wie alle diese Dinge, wohl mehr kulturell als politisch von Bedeutung ist. Diese internationale Höflichkeit des Kaisers hat geradezu Schule in Europa gemacht. Sie entspricht seiner Zartheit und Aufmerksamkeit, der Artigkeit und Ritterlichkeit seines Wesens im eignen Lande gegen alle die, welchen er wohlwill.

Das riesige Emporkommen von Handel und Industrie in Deutschland, die mächtige Vervollkommnung der deutschen Landwirtschaft, der rapid zunehmende Wohlstand unsers Volkes unter den Segnungen des Friedens,

Erscheinungen, die ihm selbst immer wieder überraschend waren, konnten den Kaiser wahrhaftig bestärken in dem Bestreben, mit allen Kräften diesen Friedenszustand aufrechtzuerhalten. Das einst so arme Deutschland hat jetzt das reiche Frankreich nicht nur längst an Bevölkerung, sondern auch an Wohlstand weit überflügelt und folgt dem reichen Albion auf den Fersen.

Über all dieser Versöhnungsarbeit vergaß der Deutsche Kaiser niemals das Schmieden und Blankhalten der Waffen. Eine ungeheure Arbeit hat er geleistet in steter Reformierung und Vermehrung des Landheeres und vor allem in seinem Hauptwerke, der Schaffung der deutschen Flotte. Er hat es uns selbst erzählt, wie schon in seinen Knabenjahren auf den Werften von Plymouth sein Sinn für die Marine erwachte und wie er in seiner Jugend blutenden Herzens vor dem Modell des Brommyschiffes gestanden habe im Angedenken an die Schmach, die der deutschen Flotte und der damaligen deutschen Flagge angetan worden sei. Seit jener Zeit war es sein höchster Ehrgeiz, sein festestes Ziel geworden, dem deutschen Lande die ihm gebührende Seemacht zu schaffen. Dabei kam ihm seine stärkste Begabung, sein Verständnis für Technik, zustatten. Gewiß hat sich die Position Deutschlands seit dem Abgange des gewaltigen Steuermanns Bismarck nach auswärts wesentlich verschlechtert. Wir haben jetzt viel mehr mit grimmiger Gegnerschaft fremder Mächte zu rechnen als vordem. Es wäre aber vermessen, den Kaiser dafür verantwortlich zu machen. Wir kennen eben nicht die Zusammenhänge der Politik. So gut wie sicher aber ist es, daß ohne die ruhelose Arbeit Wilhelms II. an der deutschen Rüstung die Dinge ganz anders ständen. England und Frankreich wären vermutlich längst über uns hergefallen, und Rußland hätte zweifellos längst Österreich angegriffen, wenn nicht der Deutsche Kaiser die schirmende Wacht gehalten hätte. Bis jetzt sind all die Unkenrufe, die sich — ach, meist schon vor so langer Zeit — vernehmen ließen, mochten sie innere oder äußere Katastrophen voraussagen, nicht in Erfüllung gegangen: das „Videant consules", „Wird die Sozialdemokratie siegen?" „Vor der Flut," „Jena oder Sedan?" und wie sie sonst heißen mögen.

Bitter war es für den Kaiser, daß die deutsche Nation so wenig politisches Verständnis zeigte. Sozialdemokratie, Zentrum und bürgerliche Demokratie haben ihm die Arbeit blutsauer gemacht. Aber er hat doch auch riesige Errungenschaften zu verzeichnen bei der politischen Erziehung seines Volkes. Wie ist der Gedanke der Flotte in die Nation gedrungen! Wie hat das Zentrum gelernt, militärfromm zu werden! Und Verständnis für Kolonien ist jetzt selbst bei breiten Schichten der Sozialdemokratie zu finden. Die Wahrheit des Wortes, das der Kaiser in Stettin sprach: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser!", ist der Nation allmählich ins Bewußtsein gedrungen. Dank der kaiserlichen Wirksamkeit ist die Notwendigkeit der Weltpolitik für Deutschland der großen Mehrheit der Be-

völkerung klar geworden. Freilich regt sich auch infolgedessen ein starker Betätigungsdrang in weiten Kreisen des Volkes, indem diese größere Unternehmungen wünschen.

Bei der Art, wie der Kaiser sich exponierte, hat er Widersprüche geweckt, die die meisten starken Naturen hätten beirren können. Es war natürlich, daß die Nörgler überall einsetzten, wo sie konnten. Sagt doch schon Gustav Freytag in seinem Büchlein über den Kronprinzen und die Kaiserkrone: „Die Deutschen sind eifrig in allem, was sie tun. Haben sie einmal begonnen, an ihren Helden abfällige Kritik zu üben, so werden sie leicht mürrisch, kratzbürstig und argwöhnisch im Übermaß." Mit tiefer Wahrheit fügt er gleich darauf hinzu: „Aber ihnen selbst ist währenddessen gar nicht wohl zumute." Es waren nicht alle so vorurteilsfrei und positiv denkend wie der Graf Keyserling, der Freund Bismarcks, der angesichts der Reden des Kaisers in den Ruf ausbrach: „Wilhelm II. scheint für einen Kaiser wirklich ungewöhnlich diskussionsfähig!" Die negative Kritik überwucherte. Vielfach ist sie in der verächtlichsten Weise geübt worden. Wir schweigen von dem Verfasser des „Caligula", den freilich noch kürzlich eine bürgerliche Partei als Reichstagskandidaten aufstellte. Auch steht es vielleicht zu erwarten, daß der Herausgeber der „Zukunft" bei lebendigem Leibe der Vergangenheit und Vergessenheit anheimfällt. Aber noch tausend andre Federn haben nicht die richtige Sprache dem Kaiser gegenüber gefunden, vielfach, weil sie im Schatten Bismarcks zu fechten glaubten. Und auch die „breitspurige Flüchtigkeit der deutschen Presse", von der Freytag gelegentlich einmal so sehr treffend spricht, hat da manches auf dem Gewissen. Was waren das für Worte, die ein rheinisches Blatt schon zu Beginn der Regierung des Kaisers schrieb über die Notwendigkeit einer Revision des monarchischen Gedankens! Und was war das für eine kühne Behauptung desselben Blattes im November 1908, daß sich das Offizierkorps gegen den Kaiser stellen würde! Man darf im übrigen im Hinblick auf die an der Politik des Kaisers geübte Kritik an das sokratische Wort erinnern: „Für jedes Handwerk muß der Befähigungsnachweis erbracht werden, zu dem schwierigsten aller Geschäfte, zu dem der Politik, hält sich aber jeder für berufen." Es ist in den fünfundzwanzig verflossenen Jahren gleichsam ein Naturgesetz geworden, daß jedes scheinbar aus dem Rahmen springende Wort des Kaisers schließlich dumpfpolternd in einem Lawinensturz endigt. Diese Reden haben wohl manches Mal schwer auf dem Gemüt der Patrioten gelastet. Aber der Kaiser selbst hat auch bekannt, er bereue oft nächtelang, in einer Rede zuviel gesagt zu haben. Allmählich ist die Sprache dieser impulsiven Natur milder geworden, die selbstsichere Art des Kaisers ist jedoch dieselbe geblieben. Vor mehr als zwanzig Jahren fiel das Wort: „Herrlichen Tagen führe ich euch noch entgegen; Mein Kurs ist der richtige und wird weitergesteuert"; und noch vor nicht allzulanger Zeit erklang es aus einer Rede zu Königsberg,

er betrachte sich als Instrument des Herrn und gehe seinen Weg ohne Rücksichten auf Tagesansichten und -meinungen. Diese Zuversicht zu sich selbst steht im auffälligsten Gegensatz zu dem völligen Mangel einer solchen Mitgift, den Gustav Freytag mit Bedauern an des Kaisers Vater beobachtete. Sie hat ihre großen Vorzüge. Fehlschläge konnten dem Kaiser wohl wehe tun und ihn zu jähem Umwerfen des Steuers veranlassen. Sein Ziel, Friedenskurs nach außen und innen, behielt er aber unverrückbar im Auge.

Bei all jenen zuversichtlichen Kundgebungen fühlt man aber doch, daß der stolze Fürst auf die Dauer die Helfer schmerzlich entbehrt. Oft hat er die Nörgler zornig gescholten. Vor mehr als zwanzig Jahren riet er ihnen, sie sollten den Staub von ihren Pantoffeln schütteln, und am 8. September 1906 klang es aus Breslau genau so: „Schwarzseher dulde Ich nicht, und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus." Noch öfter aber klingt es wie Klage. Schon in jenen Märztagen des Jahres 1890 hieß es: „Diejenigen, die Mir behilflich sein wollen, sind Mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien." Bald nach dem Ausscheiden Bismarcks aus seinen Ämtern bedauerte der Coburger die Einsamkeit des Kaisers: „Ich habe den Vorteil treu ergebener Freunde gehabt, der Kaiser hat keine; er hat auch nicht die Möglichkeit und besonders auch nicht die Zeit, intimen Umgang mit unbefangenen dritten Personen, seien es Fürstlichkeiten oder Laien, zu pflegen." Mit den Jahren werden die Bitten des Kaisers um Mitarbeit dringender, so wenn er die Schlesier aufruft, ihrem Herzog zu folgen, oder wenn er als Markgraf seine Brandenburger, denen er am meisten sein Herz erschlossen hat, anredet, oder wenn er am 31. August 1907 klagt: „Ich habe in meinen langen Regierungsjahren mit vielen Menschen zu tun gehabt und habe vieles von ihnen erdulden müssen; oft unbewußt und oft leider auch bewußt haben sie Mir bitter weh getan", und daran wieder die Aufforderung zur Mitarbeit knüpft.

Wenn die Schichten der Gebildeten unsers Volkes in diesen Tagen dem mächtigen Oberhaupt des Reiches huldigend nahen, so können sie ihm keine schönere Gabe darbringen, als wenn sie sich zu dem Entschluß aufraffen, ihm mit ganzer Kraft zu helfen in der Bekämpfung der pessimistischen Kritik, durch die wir alle arg gesündigt haben, zu helfen in dem Zusammenschluß zu unweigerlichem schonungslosem Kampfe gegen die destruktiven Kräfte im Reiche, an dem es weite bürgerliche Kreise geradezu erstaunlich haben fehlen lassen, und vor allem zu helfen in stetigem und raschem Ausbau der deutschen Rüstung. Es ist so häufig bei den Bestgesinnten Zurückhaltung vom öffentlichen Leben zu beobachten. Für den Patrioten ist es aber durchaus Pflicht, ins öffentliche Leben zurückzukehren.

Hier gilt ein Wort Nietzsches: „Das Land eurer Kinder sollt ihr lieben!" Wir können es nicht vor unsern Nachkommen verantworten, wenn wir

nicht alles daransetzen, unser Vaterland innen und außen stark zu erhalten. Vor hundert Jahren rief der König in der Not, und „alle, alle kamen“. Tun wir das Unsre, ehe die Not über uns hereinbricht, und helfen wir durch gesteigerte Hingabe an das Gemeinwohl. Als Gustav Freytag sein freimütiges Buch über den Kronprinzen und die Kaiserkrone schrieb, dessen Erscheinen Wilhelm II. mit großer Selbstverleugnung billigte, da war der doch in mancher Beziehung recht demokratisch angelegte Dichter selbst erstaunt über die deutsche Gefolgstreue, die sich gegen die gerade bei ihm peinlich anmutende Kritik an seinem hohen Gönner Kaiser Friedrich regte. Diese deutsche Gefolgstreue ist glücklicherweise auch heute noch stark. Am bevorstehenden Jubeltage Wilhelms II. wird sie sich voraussichtlich wieder mächtig regen. Und in der heutigen Zeit ist das mehr als je erwünscht. Zeigen wir, daß das Wort des Prinzregenten Ludwig von Bayern in uns gezündet hat: „Mehr Reichsfreudigkeit!“

Schon oft hat Wilhelm II. stumm die Hand ans Schwert gelegt, bereit, es zu ziehen. Er ist doch zu sehr Hohenzoller, Tatmensch, Praktiker, als daß er sich jemals in Friedensträume wiegen läßt. Er hat, wie das der ehemalige Botschafter White umständlich erzählt, den Amerikanern bei Gelegenheit der ersten Haager Friedenskonferenz entschieden widersprochen, als sie internationale Schiedsgerichte einsetzen wollten. Er hat öfter von der Möglichkeit gesprochen, daß es für Deutschland in nächster Zukunft notwendig werden würde, in die Weltpolitik einzugreifen. Er hat sich noch vor wenig Jahren (Anfang 1909), wie gerade von ihm nicht anders zu erwarten war, unweigerlich entschlossen gezeigt, für Österreich-Ungarn in die Schranken zu treten. Die Nationen, die bei ihm auf jene bei den Hohenzollern öfter beobachtete Entschlußlosigkeit spekulieren, werden sich doch wohl arg verrechnen. Jedenfalls geht es nicht an, Kaiser Wilhelm, wie es wohl geschehen ist, seine Friedfertigkeit zum Vorwurf zu machen. Wer unter den außerhalb der Geschäfte Stehenden übersieht das politische Getriebe so, daß er das Wagnis eines Krieges, etwa aus Anlaß der Agadir-Unternehmung, für hinreichend gerechtfertigt erklären könnte?

Wohl lastet auf des Kaisers Schultern ein ungeheures Verantwortungsgefühl. Aber wenn die Stunde kommt, so wird auch er, des zweifeln wir nicht, von seiner Kraft Gebrauch machen, die er bewundernswert zurückzuhalten gelernt hat, wie einst der Amerikaner William Hale treffend bemerkte. Er wird davon Gebrauch machen, weil er ebensogut wie Bismarck weiß, daß die besten und redlichsten Friedens- und Versöhnungsbemühungen am letzten Ende nichts helfen, sondern daß die großen Fragen der Weltgeschichte mit Blut und Eisen gelöst werden müssen. Sollte es geschehen, so wird des Dichters Wort wahr werden, der dem jungen Kaiser einst entgegensang:

Dann wird Froh-Hochzeit feiern unbegehrt
Der Deutsche Kaiser und das deutsche Schwert.



Der Wille zum Sieg

Skizze einer modernen Schlacht

Von Claus Erckstedt

Stopfen!" schreit der dicke Hauptmann, daß sein Gesicht kirschrot anläuft, aber die verrostete Stimme kommt nicht an gegen den Höllenlärm um ihn herum. Da überkommt ihn eine jähe Wut, und wie wild springt er dem Mann am Maschinengewehr, der bei seinem Dauerfeuer gar kein Ende finden kann, ohne doch etwas vom Feinde zu sehen, an die Gurgel: „Willst du wohl aufhören, du ... du ...!" Jetzt hört er die schrille Pfeife seines Leutnants, eine zweite und eine dritte fallen ein, nun ebbt das Feuer ab. „Auf! Marsch! Marsch!" brüllt er, was die ausgepumpte Lunge hergibt. Aus zweihundert rauhen Kehlen kommt im Durcheinander das Echo, und wie aufgepeitscht stürzt sie vor, die brave Kompagnie, ausgenommen die Dutzende, die Tod, Verwundung oder — der Teufel hol' sie! — der Hundsfott Angst an die Scholle nageln.

„Verdammt!" knirscht der Hauptmann durch die Zähne. Ja, diese Handvoll Kerls, die seiner Kompagnie den Weg sperren, haben den Teufel im Leibe. Will man sie niederknallen, sind sie weggeblasen; rückt man ihnen auf den Pelz, machen sie ein Höllenfeuer auf. Gottlob! jetzt fehlt wenigstens das Rattern des Maschinengewehrs. Die Ratten verlassen das Schiff! geht es dem Hauptmann durch den Kopf, und er will Hurra schreien. Aber da hat es auch schon eingesetzt. Mit einem Ruck erstirbt da drüben das Kleingewehrfeuer, ein verspäteter Schuß noch, der dem Hörnerschrei ein jähes Ende setzt, und dann überflutet die Kompagnie den schwelenden Trümmerhaufen des „Hauses mit dem weißen Giebel".

— — — — — — — — — — — — —

Man sollte meinen, ein Geschwader preschte heran. Der Divisionsstab ist es mit dem üblichen Gefolge, dazu die Herde der Artillerieaufklärer. Die Reiter sitzen eilfertig ab und hasten vor, um beim schwindenden Tageslicht noch schnell Einblick in das Angriffsfeld zu gewinnen. Zu spät! Nicht ohne Grund ist der französische Posten so lange gehalten worden. Die Blicke bohren sich vergeblich in die Mulde, an deren jenseitigem Hange man den Feind eingenistet weiß. Da lodert plötzlich eine Flamme auf. „Fanal!" ruft argwöhnisch ein Generalstabsoffizier. In weiter Ferne grollt es wie Donner, es zischt durch die Luft, ein krachender Aufschlag, ein Schauer niederrieselnder Erdklümpchen, aus der Pferdegruppe wird ein wildes Chaos. Der Feind hat sein Cave adsum gerufen.

— — — — — — — — — — — — —

Der General diktiert den Befehl. Ein Kunstprodukt in seiner lapidaren Kürze. In wenigen Sätzen weist er den Brigaden ihre Räume zu, betraut er sie mit Aufgaben. Aber dann fließt offiziös sein Mund über, „um den Herren Akteurs die Stichworte zu geben" für ihre Rolle in dem Kampfschauspiel, das für die Division zur Tragödie werden muß. Denn der deutsche Armeeführer will unter dem Schleier der Nacht die Mehrzahl seiner Korps gegen die Flanke des Feindes führen, indessen die schwächere Frontgruppe den Gegner durch derbes Zupacken festhält. Und sich auch nicht abschütteln läßt, wenn jenem die Augen aufgehen und er den Gegenzug tut: schnelles Schichtmachen mit dem Schwächling vor sich und dann überlegen der Umfassung entgegen. Divide et impera!

In der Tat, Führer, die so schweren Kampfesgang gehen, bedürfen in tacticis konsistenterer Wegzehrung, als sie ein lakonischer Befehl gibt, wie die Truppe einer reichlichen seelischen. „Wenn unsre Brandenburger wissen, was von ihnen verlangt wird und was an Rückschlägen an sie herantreten kann, dann wird ihr guter Wille stark genug sein, um, wie bei Vionville, die schwerste Belastung auszuhalten," äußert der in der Psyche sich auskennende General. „Und darum: Offiziere an die Biwakfeuer!"

— — — — — — — — — — — — —

Wie Diebe schleichen deutsche Späher an den Feind, gleichsam auf weichen Sohlen: gleitend, huschend, kriechend, dann wieder in minutenlanger Erstarrung spähend und horchend. Sie haben einen Hehler bei ihrem lichtscheuenden Gewerbe: den Westwind, der

schwarze Wolkenfetzen vor den neugierig lugenden Mond jagt, aber auch aufmerksame Widersacher: die gegnerischen Scheinwerfer, die ihre grellen Lichtkegel herumhuschen lassen, im gleichmäßigen Gleiten wie im sprunghaften Zickzack. Darum bei der Patrouille dieser Wechsel zwischen Hasten und Rasten, darum auch dieser wunderbare Ausschmuck mit Laubwerk, der die zur Bewegungslosigkeit erstarrte Schar in ein Buschwerk verwandelt, wenn der Lichtschein sie trifft.

Ein leises Raunen, das vom Führer ausgeht, und das Häuflein wandelt sich in eine lockere Kette. „Halte là! Qui vive?" Vor dem französischen Posten sinken schemenhafte Gestalten in die kniehohe Saat, aber rechts und links huscht es weiter, schließt es sich zum Kreis. Eins — zwei — drei — Schüsse knallen, französische Kernflüche folgen, Bajonette klirren. Dann wird es wieder still; der Knäuel wird wieder zur Kette, die feindwärts schreitet.

Drei Schläge auf den Kolben — halt! Die erste Etappe ist erreicht, jene Straße, die sich parallel vor der feindlichen Stellung hinzieht. Ein kurzes Suchen, und dann ist auch jener Durchlaß an ihr gefunden, auf den zwei Uhr nachts die Mitte des Regiments zuschreiten soll. Behutsam öffnet der Führer den Schieber seiner Taschenlampe. Sekunden später flammt als Antwort in der Ferne ein rotes Licht auf. Und während nun von Licht zu Licht geschäftige Hände auf allerlei Weise den Marschweg festlegen, schiebt sich die Patrouille weiter, um vor den Bollwerken des Feindes die Fluchtlinien für die Gräben zu ziehen, in denen die Masse der Division bei Tagesanbruch stecken will. Darüber kommt es zum Streit mit den feindlichen Vortruppen. Verstärkungen treffen ein, hüben wie drüben, aus Scharmützeln kommt es zum Gefecht, aber die Deutschen setzen ihren Willen durch.

— — — — — — — — — — — — —

Büchsenschußlicht. Der Feuerkampf entbrennt. Nicht auf ganzer Linie. Noch umklammern mehr geschäftige Hände den Spatenstiel als den Kolbenhals. Bis sich im Osten der Himmel rötet und glanzvoll das Tagesgestirn aufsteigt. Als Alliierter der Deutschen in seinem Anfangslauf, weil es den Verteidiger blendet, wie er mit Gewehr und Geschütz nach Zielen späht. Also carpe diem! Immer lebhafter wird deutscherseits das Geknatter; jetzt mischt sich das grobe Geschütz ein, mit tiefem Gebrumm auch das gröbste — jene schweren Haubitzen, die aus tiefem Versteck ihre Kolosse schleudern, und in denen wir den Franzosen so überlegen sind. Noch!

Die französische Artillerie bleibt nicht stumm, in feurigem Redeschwall will sie der deutschen das Wort abschneiden. Immer mehr ereifern sich beide, begeifern sie sich mit ihren ehernen Ergüssen. Aber in ihren Verstecken und gepanzerten Verliesen wohlgeborgen, werfen die gegen sie geschleuderten Eisenmassen die dürftigsten Prozente ab, und des fruchtlosen Haders müde, wenden sich die meisten deutschen Batterien lohnenderer Tätigkeit zu.

— — — — — — — — — — — — —

Die Franzosen haben keine chinesische Mauer aufgerichtet. Sie verteidigen einzelne Stützpunkte: Dörfer, Gehöfte und Waldparzellen, die sie mit dem fortifikatorischen Genie ihrer Rasse zu kleinen Forts umgemodelt haben, dazwischen klaffen Lücken. Eine Frage richtet sich vor dem argwöhnischen, weil kundigen Angreifer auf: Werden die Verteidiger alles oder auch nur vieles daransetzen, diese Linie zu behaupten? Wer kann es sagen? Die französische Defensivtaktik ist ja so spitzbübisch und hinterhaltig, so voll von Listen, Plötzlichkeiten und Überraschungen, von Schlichen, Bluffs und Tricks, von Fallstricken und Fußangeln! Ebensogut kann man von dieser Stützpunktkette ein Äußerstes wie ein Nichts an Gegenwirkung erwarten, gleicherweise eine Warnung, vorsichtig, wie eine Mahnung, dreist zu sein.

— — — — — — — — — — — — —

Aus dem Wrack des „Hauses mit dem weißen Giebel" ist ein splittersicherer Lugaus für den Beobachter des Divisionsstabes geworden, und weil die Kampfhandlung sich unablässig fortspinnt, reißt die Berichterstattung nicht ab.

Soeben wird Acourt das Stelldichein deutscher Artilleriegeschosse. Auf Befehl des Divisionärs, der in diesem Punkt die Schlüsselstellung der Stützpunktreihe erblickt, ihn kurzen Prozesses gewinnen und über den Leidensweg seiner Infanterie einen eisernen Baldachin gezogen wissen will. Von allerorts her kommen die Eisenvögel angeflattert, erst einzeln, wie es das Einschießen bedingt, als ob sie Quartier machen wollten für all die Tausende, die alsbald im verheerenden

Wolkenbruch niederprasseln. Aus der dichten Wetterwand, zu der sich die grauweißen Knäuel der in der Luft platzenden Schrapnells zusammenballen, gießt der eiserne Hagel, ihm entgegen spritzt der braune Gischt, den die im Boden krepierenden Granaten himmelwärts schleudern. Unmöglich für den Verteidiger, in diesem brodelnden Hexenkessel andres zu tun, als in bomben- oder splittersicheren Unterschlupfen in Hangen und Bangen den Feuersturm sich austoben zu lassen.

Strenge Herren regieren nicht lange: zwei-, dreimal zieht der Sekundenzeiger zu Minuten den Kreis, da ebbt die mörderische Feuerflut ab. Aber in dieser kurzen Zeitspanne ist die deutsche Infanterie um Hunderte von Metern vorgehastet, jetzt schickt sie sich an, in den sich verflüchtigenden Pulverdampf hineinzutauchen. Da wirft der Verteidiger ihr zu guter Letzt handfeste Knüppel zwischen die Beine. Aus allerlei Verstecken öffnen sich die Stückpforten der Geschütze, die Plappermäuler der Maschinengewehre, und von rechts und links, von fern und nah sprüht ihr ehernes Gebot herüber: „Halte là! Entrée défendue!“ Gehorsam gleitet die deutsche Sturmlinie zu Boden, und wie sich jetzt vor ihr der graue Schwaden verzieht, hat auch der Verteidiger dahinter sich ermannt, und sein Feuer vermischt sich mit dem der Artillerie. Mit der Springflut welschen Bleies brandet die Furchtwelle an die Deutschen heran, doch der Deich deutscher Manneszucht und deutscher Bravheit hält stand. Aber die Angst schwindet nicht, weil man sie knebelt, sie reißt und zerrt an ihren Stricken, und ihr Drang, sich zu äußern, findet ein Ventil im wilden Geschieße. So wehrt man deutscherseits sich mehr schlecht als recht, und die Verluste wachsen. Zum Glück setzt das Artilleriefeuer wieder ein, bedachtsamer als vordem, um bei der Kürze des Fechterabstandes keinen Brudermord auf sich zu laden, und gerade deshalb wirksam. Unter diesem Schutz schieben Verstärkungen sich ein, rudelweise, um dem feindlichen Feuer kein lohnendes Ziel zu bieten.

So füllt sich allmählich die Feuerlinie, überfüllt sich und explodiert darob nach vorn. Wieder tauchen wie aus Theaterversenkungen drüben Geschütze und Maschinengewehre auf oder schreien hinter Kulissen hinweg in ehernen Buchstaben den Stürmenden ihr Halt zu. Diesmal umsonst, nur eifriger noch wird der Lauf. Schon gellen die Hörner, rasseln die Trommeln, da läßt ein Hindernis den Fuß stocken, indessen abseits des Ortes französische Reserven zur Konterattacke vorbrechen. Ein entsetzliches Feuermassaker hebt an, pfeilschnell sinkt die Wagschale des Sieges zugunsten der Franzosen; da schnellt sie federleicht in die Höhe, weil die Deutschen Verstärkungen einsetzen. Wieder beginnt sie zu sinken — da werfen die Brandenburger ihr Bajonett in die Schale und stürmen. An- und abschwellend dringt ihr Hurra durch den verwüsteten Ort, grinsend hinter ihnen her zieht Hans Mors, der Tod, und er mäht mit beiden Armen.

— — — — — — — — — — — —

Nach Acourt fällt Stützpunkt um Stützpunkt, und immer weiter dringen die Deutschen. Dennoch gräbt die Sorge in die Stirn des Divisionärs tiefe Furchen. Denn seine Regimenter haben sich erschöpft in diesem Kampfe, der nach allem nur ein Vorspiel ist; melden doch die Luftaufklärer, daß auf jenem Plateau, dessen Rand die Vordersten jetzt erreichen, überaus starke Reserven stehen. Der General weiß, was das bedeutet: wenn seine Infanterie die Hochfläche überflutet, siegestrunken, aber auch ermattet, verzettelt, führerlos, dann kommt der Gegenstoß. Hätte er in dieser Erkenntnis dem Vorwärtsdrange die Flügel stutzen sollen? Er hat den Arm sinken lassen, wie er ihn dazu erhob. Im Widerstreit des Für und Wider hat er sich durchgerungen zu dem Entschluß, auch nicht mit einem Finger die Hand loszulassen von der Gurgel seines Gegners. In der Erwägung, daß es für ihn nicht darauf ankommt, zu gewinnen oder zu verlieren, sondern es nur fertigzubringen, ein Höchstmaß von Feinden zu fesseln und sich nicht abschütteln zu lassen.

— — — — — — — — — — — —

Die französischen Hörner schmettern Fanfaren. Die Saat ist reif zum Schnitt. Ein ungeheures Feuer schlägt den Brandenburgern entgegen, wie sie mit Verfolgerdünkel den Flüchtigen auf dem Plateau nachsetzen. Wie hingemäht sinken Hunderte, Tausende aber prallen zurück. Wie kurz ist doch der Weg vom Siegesrausch zur Panik! Hier kommt es nicht zum Schlimmsten. Geschlossene Linien, heranrasende Batterien, die abprotzen, und Besinnen auf sich selbst sperren

den Flüchtigen den Weg. Am Höhenrand bildet sich ein Feuerstrang, der immer stärker wird. Doch nur noch sieghafter gellen die französischen Hörner. In gewaltigen Massen läuft die feindliche Infanterie an. In Wellen. Sonst fast wie bei Eylau, Friedland, Wagram, Waterloo. Mit ungeheurer Schnelligkeit. Nur selten, daß ein kurzes Massenfeuer ihren Sturmmarsch unterbricht. Die Verluste wachsen ins Unermeßliche, aber wieder und wieder füllen sich die Lücken. Das gleiche Bild bei den Deutschen; immer von neuem schließen sich die Reihen, die vor allem das Schrapnell lockert, und ihr Feuer erreicht den Siedegrad. Darüber bricht endlich der französische Angriff zusammen. Auf 300 m! Um so schlimmer für die Brandenburger. Jetzt sind in dem Feuerkampf die Trümpfe drüben. Weil dort die Artillerie in Massen ein Äußerstes tut. Das Feuer wird matter, immer größer werden die Abgänge, obwohl sich jetzt ein Wall von Leichen hebt; weitere Verstärkungen bleiben aus, die Munition geht zur Neige, so fängt es in der Feuerlinie an zu kriseln; es bröckelt hier, es bröckelt dort, und plötzlich stürzt in wilder Flucht der Schützenbrei den Hang hinab.

— — — — — — — — — — — —

Der Kampf wütet weiter. Die Brandenburger haben sich in den Stützpunkten verankert, die sie vordem erobert haben; die Franzosen setzen den Angriff fort. So sind die Rollen bei Kampfbeginn ausgetauscht. Nur daß die deutsche Infanterie erschöpft ist und nicht hinter Deckungen und Masken ficht. Nach stundenlangem Feuerringen stürmen die Welschen. Siegreich und doch auch wieder nicht. Haufen Trotziger halten weiter stand, in Häusern und Höfen, in Waldparzellen und Weingärten, in Ziegeleien und Steinbrüchen. In Kämpfen, bei denen die Führerkunst nichts, der Mannesmut alles bedeutet. Todesverachtung und Pflichttreue, Zähigkeit, Initiative und Geschicklichkeit. Kaltes Blut, klare Augen, sichere Hand. Mehr als die Körper und Waffen ringen hier die Seelen zweier Nationen. Lange halten sie sich die Wage. Darüber werden aus den Menschen Bestien. Ist es der Dunst des dampfenden Blutes, der die Sinne berauscht? Sind es die Verzweiflungsakte Rasender, die blindwütig morden? Pardon wird nicht gegeben, nicht verlangt.

Schließlich siegt die Überzahl der Bajonette, nach und nach werden die sich sperrenden Wrackstücke der deutschen Bataillone hinweggeschwemmt, und hinter ihnen her, über sie hinweg, an ihnen vorbei führen die Franzosen ihre Fahnen weiter vor. Die deutsche Artillerie ist jetzt aufs höchste gefährdet. Unerschrocken hatte sie beim Wendepunkt des Kampfes ihre Deckungen verlassen. Das befähigte sie zu größerer Wirkung, aber in ihrer offenen Mensurstellung erlitt sie dafür schwerste Einbuße, zumal von den Granaten, die Munitionswagen sprengten, Geschütze demolierten, ganze Bedienungen hinwegbliesen. Infanteriebedeckung fehlt, das nächste Vorfeld ist uneinsehbar, so kann sie jeden Augenblick unterlaufen werden, auch von Kavallerie, die an der Arbeit ist, den Flüchtigen und Weidwunden den Genickfang zu geben. Die Artillerieführer rufen nach Infanterie. Aus Versprengten, Flüchtigen, Zurückgeführten, Leichtverwundeten sind neue Verbände geschaffen, die man verwerten könnte.. Aber wer möchte diese problematischen Gebilde am offenen Hang leichthin dem mörderischen Artilleriefeuer aussetzen, das sie zermürbt, ehe sie zu Schuß kommen? Also: Geschütze zurück! Ja, wenn in diesem Höllenfeuer sie sich nur zurückbringen ließen! Eine verzweifelte Lage! Wie aus ihr einen Ausweg finden?

— — — — — — — — — — — —

Die französische Infanterie beginnt den Steilhang zu erklimmen. Aber da ist jemand, der ihrem Vorwärtsdrange eine Schranke setzt: Artillerie. Nicht die deutsche, die eigne ist es, die den Weg zu den feindlichen Geschützen sperrt. Aber nun gibt sie ihn frei; da brechen in hellen Haufen die ungeduldig Harrenden vor. Seltsam! Kein Widerstand ... die Geschütze verlassen ... die Kanoniere flüchtig ... Wie schmachvoll! Wirklich?

Siegesgeschrei: „Vive la France!“ Lärmend stürzen die Sieger auf die Geschütze, sich streitend, wer sie erobert. Berittene jagen heran, neue Scharen drängen nach, man besinnt sich, beginnt dem Feinde nachzustreben; da schrillt der Aufschrei „Ulans!“, ein Wald von Lanzen taucht aus einer Bodenfalte, die Erde dröhnt unter dem Getrampel galoppierender Rosse: ein Regiment deutscher Dragoner wettert heran.

Die französische Truppenseele pendelt zwischen den Polen höllestürmender Ekstase, die den Tod verachtet, und panischen Erschreckens, das ums Leben bangt. Jetzt herrscht Pan.

Wohl trifft die Not der Minute auch Bayards ohne Furcht und Tadel, aber die Masse dieser Leute, die stundenlang dem Tode getrotzt haben, sie stiebt vor dem Unerwarteten von dannen wie Spreu vor dem Sturmwind — den Bajonetten derer zu, die keuchend eben den Höhenrand betreten, unter dem Gezeter der Hörner, die weiter rückwärts immer noch ihr En envant! schmettern.

Der Reiterstrang fällt in die Horde der Entgeisterten, die Lanze mordet, und wo sie zerknickt, wütet der Säbel. „Hurra!" brüllen die Dragoner, die Flüchtigen kreischen, die Verwundeten schreien auf, die Sterbenden röcheln, Pardongeschrei durchzittert die Luft, und dazwischen knallt das Lebelgewehr. Wo sich aber Haufen zur Gegenwehr stellen, da bilden sich Knäuel von Fechtenden und Sterbenden, Aufrechten und Gestürzten; Pferde wirbeln sich bockend und keilend in Todesangst im Kreis und reißen, verwundet, im letzten Aufbäumen zusammenbrechend, was vor ihnen ist, zu Boden.

In der Staubschleppe der Reiter keucht deutsche Infanterie heran, neubelebt durch den Szenenwechsel, racheschnaubend. Hei, was sie Nachlese hält und blutigen Bajonetts ihres Sturmwegs zieht! Und gerade, daß der Feind weggefegt ist aus der Linie der Geschütze, da jagen die Gespanne herbei, neues Geschrei hebt an, und wer immer nur aufgeprotzt hat, jagt flugs davon, um die Feuerenthaltung auszunutzen, die sich um der Ihrigen willen die französische Artillerie auferlegt, und den Erfolg der Schwesterwaffen, der nach allem doch nur ein kurzfristiger sein kann.

— — — — — — — — — — —

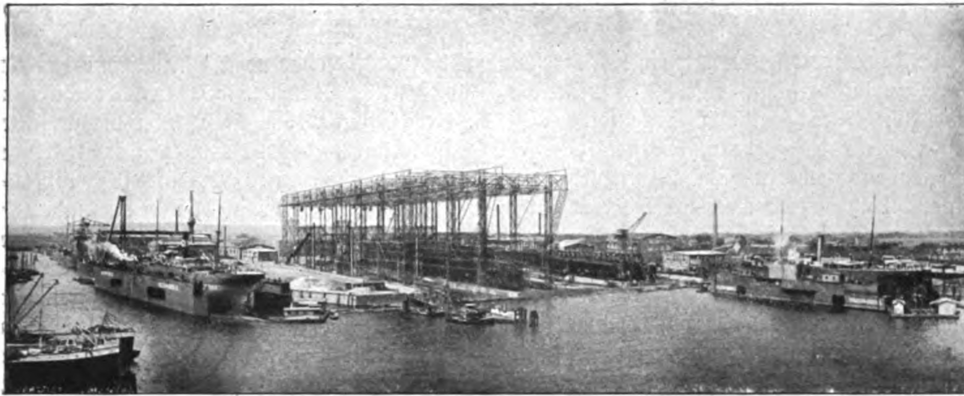
Wieder ist die Schlacht in eine neue Phase getreten. Ganze französische Brigaden liegen jetzt auf den Höhen am Hause mit dem weißen Giebel. „J'y suis et j'y reste!" ruft wie der Malakoff-Erstürmer MacMahon der französische General, der hier kommandiert. Und der Feind läßt dies Wort wahr werden, insofern er alle Versuche der Franzosen, weiter vorzudringen, vereitelt. Schon deshalb vereitelt, weil im weiten Halbkreis um den Durchbruchspunkt ein deutsches Geschütz sich an das andre reiht... Und dann kommt der Augenblick, wo sich, ungeschlagen, die Franzosen davonstehlen, hinter ihnen her mit durchlöcherten Fahnen, zerfetzten Standarten und zerschossenen Geschützen die brandenburgischen Regimenter. Wie das kam?

— — — — — — — — — — —

Auch bei der Umfassungstruppe, weit im Norden, hat vor erstem Hahnenschrei die blutige Kampfarbeit begonnen. Aber ganz anders als bei den Brandenburgern, viel großzügiger, viel gewalttätiger, viel durchgreifender. Ungeheuerliches an Anstrengungen war den Hannoveranern und Westfalen auferlegt worden. Weil es darauf ankam, den Feind zu überraschen, ihm keine Zeit zu geben, sich zu fassen und die Front zu drehen, darum dieser Marsch ohne Rast, dieser Ansturm aus der Nacht in den Tag. Hinein in die Flanke des französischen Flügelkorps, in den Rücken fast mit dem Kavalleriekorps, dem man Infanterie ohne Gepäck und starke Artillerie beigegeben hatte. Und Losung allerwärts: „Drauf wie Blücher!" Ohne Mitleid mit den Hunderten, die die Marschstrapaze verschlingt, ohne Erbarmen mit den Tausenden, die dem Lebelgewehr, dem Schneidergeschütz zum Opfer fallen. So schlägt man, mit Beinen und Waffen, im raschen Siegeszuge die Kampfgruppen, die der Verteidiger entgegenwirft; so erkämpft man sich schnell Anschluß an die frontal fechtenden Korps; so gelingt es, den Gegner im rechten Winkel zu umklammern und ihm das Kavalleriekorps in den Rücken zu treiben. Da gibt der französische Feldherr, ein neues Sedan fürchtend, das Spiel verloren und befiehlt den Rückzug, der unter dem unermüdlichen Nachdringen eines auch gegen sich selbst unerbittlichen Feindes für ganze Truppenteile zur Katastrophe wird. Bis die Deutschen von der Verfolgung ablassen, nicht um selbstgenügsam ein „Danket alle Gott" zum Himmel zu senden, sondern um einzuschwenken gegen die Flanke eines Feindes, mit dem die Nachbararmee weniger glücklich kämpft. Freilich, mit seinen Trümmern von Truppenkörpern, mit seiner Schleppe von Nachzüglern und mit seinem Munitionshunger ist dieses zu Tode ermattete Heer einem bettelnden Invaliden vergleichbar, der, die verstümmelte Rechte in der Binde, auf Stelzfüßen daherstrauchelt. Was macht es: selbst in bettelhaftem Elend wird ein Heer königlich gebieten, wenn in seiner Seele unbezwingbarer Siegerwille und unerschütterliche Pflichttreue thronen.



Richard Vogts: Im Garten.

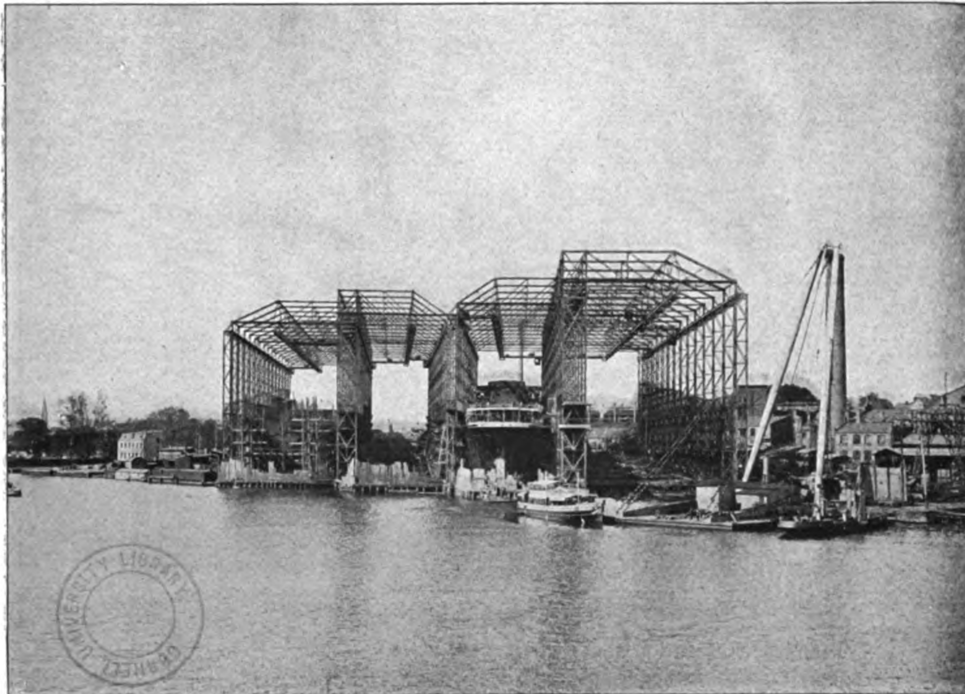


Gesamtbild der Hamburger Anlagen des Vulkan.

Im Reiche Vulkans

Von Erich Köhrer

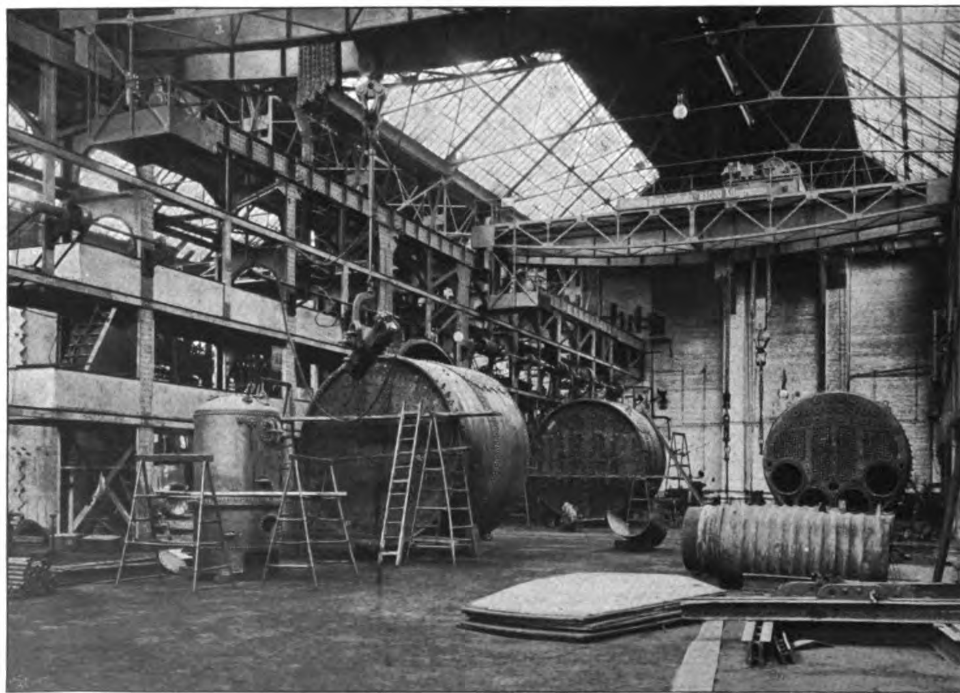
Vom Bollwerk in Stettin bohrt sich der schlanke weiße Rumpf des „Odin“ in das Gewimmel des Stettiner Hafens und drängt sich geschmeidig an hundert Zillen und Kähnen, an Ruderbooten und riesigen Schleppdampfern, an Seglern und hurtig hin und her schießenden Motorbooten vorbei flußabwärts dem Meere zu. Der frühe Morgen hat einen silbrigen Dunst über den Hafen und über die Stadt zum Horizont hingesponnen, wo er mit den Wogen des Haffs zusammenfließt und sich in die smaragdene Tiefe verliert. Der Wind pfeift um die Passagiere, die sich fester in ihre Mäntel hüllen, und treibt ängstliche Gemüter eiligst zum warmen Kaffee in die Kajüten. Das weiße Kleid des Dampfers schimmert im



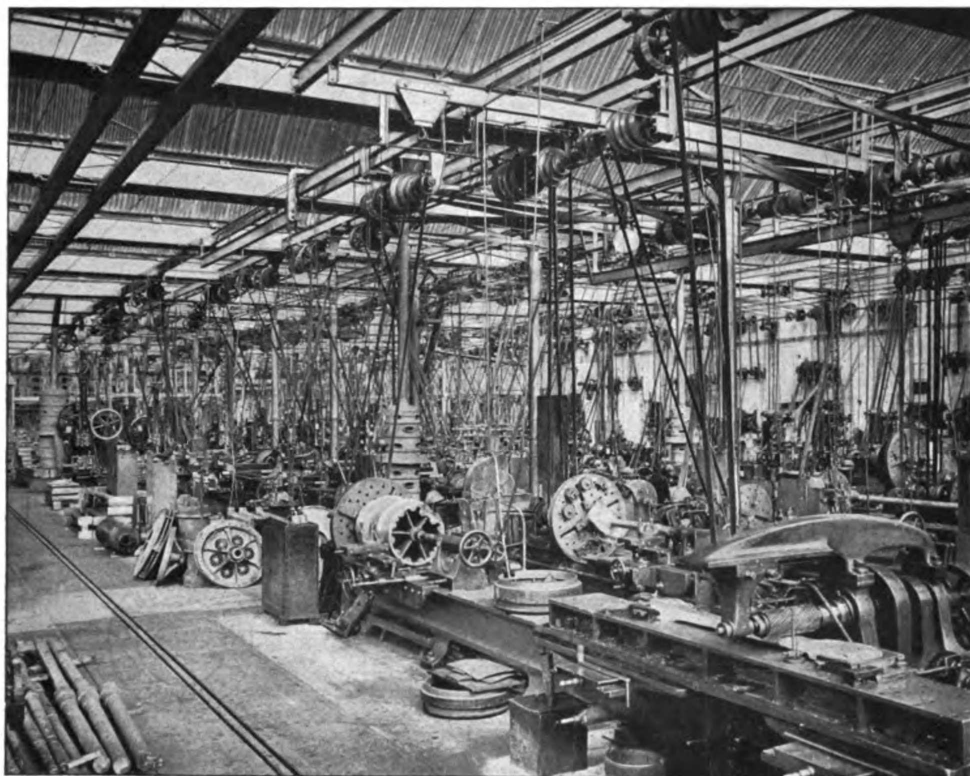
Die Hellinge I—IV in Stettin-Bredow vom Wasser aus gesehen. Links ein Schiff im Bau, in der Mitte ein andres kurz vor dem Stapellauf.

Lichte der Morgensonne wie ein luftiger Falter. Hurtig verfolgt er seinen Lauf stromabwärts. An der linken Seite tauchen die ersten Docks verschiedener Werften auf, ein Mastenwald zieht sich am andern Ufer entlang. Und schon wachsen in den hellen Morgen hinein die riesigen Hellinge des Vulkan, der gewaltigen Werft, die ein Wahrzeichen Stettins bildet. Wie ein Walfisch von riesenhaftem Umfang schimmert aus einem der Hellinge der purpurne Rumpf des neuen Dampfers „George Washington" hervor, der kurze Zeit später als eine Rekordleistung deutscher Schiffbaukunst seine Fahrt in die Welt antreten sollte. Aus einem andern Helling reckt sich wie eine geballte Riesenfaust der graue Rumpf des neuen Kreuzers „Württemberg" in den Fluß vor. Tiefe Ruhe herrscht auf ihm und in seiner Nähe, und das militärische Geheimnis hält Wache vor ihm.

So tat ich den ersten Blick in das gewaltige Getriebe, vor das auf der einen Seite der Fluß schützend seine Fluten breitet, und dem auf der andern strenge Verbote den Besuch abwehren. Und noch ein andermal glitt ich an der gewaltigen Arbeitsstätte vorbei, ohne mehr von ihr zu erhaschen als spärliche Umrisse. Da zog der Schwan „Freya" durch die klare Herbstnacht seine Bahn, durch deren Dunkel nur spärliche Sterne schimmerten. Vor uns lohten plötzlich aus der Finsternis von den zylindrigen Türmen des Eisenwerks „Kraft" gewaltige Feuergarben gen Himmel empor, wie Opferflammen von hohen Altären. Unter ihrem grellen Schein hinweg eilte das Schiff den ersten Lichtern der Stadt zu, die in der Ferne vor uns aufblinkten. Da schob sich eine dunkle Masse in den Fluß vor — es war wie ein Skelett, wie ein Nachtgespenst, das uns den Weg versperren wollte, wie das Gewebe einer riesigen Spinne, die am Wegrand auf Opfer lauert. Doch schon trug uns die „Freya" mit leichter Wendung an dem Ungeheuer vorbei, das uns schweigsam aus ein paar winzigen Laternenaugen nachstarrte, zwischen denen ein düsterer Koloß wie ein gewaltiger Walfisch sich streckte. Es waren wieder die Hellinge des Vulkan, und in einem von ihnen geborgen wieder der Rumpf des werdenden Riesendampfers „George Washington". Freundliche Fürsprache sollte mir die Tore öffnen, die in



Schiffskesselbau: Die Werkstätte der Kesselschmiede. An dem Kessel im Vordergrunde ist ein hydraulischer Nieter in Tätigkeit.



Ein Blick in das Getriebe der Schiffsmaschinenbau-Abteilung.

das Innere dieses geheimnisvollen Betriebes führten.

Die Straßenbahn drängt sich, nachdem sie die schönen Anlagen des neuen Stettin durcheilt hat, in enge Gassen, die den Stempel der Arbeit tragen. Wir kommen um die Mittagsstunde, und je weiter uns der Wagen führt, um so dichter werden die Massen, die rings um uns anschwellen. Vor den Toren der Werft brandet es wie ein schwarzes Meer. Große Plakate teilen mit, daß die Besichtigung der Anlagen nie gestattet wird, und bitten, jedes Gesuch zu unterlassen, um der Direktion die Unhöflichkeit einer Ablehnung zu ersparen. Mit nicht geringem Stolz treten wir durch das Tor und sind nun drinnen „im Reiche Vulkans". Nicht im verborgenen Inneren eines himmelanstürmenden Berges, nur durch eine Rauchsäule und hier und da durch wilde Flammenausbrüche der Außenwelt kenntlich, liegt das moderne Reich Vulkans da. Vor den Toren der Großstadt, am Fluß gelagert, unter sonnenhellem Himmel, in einem dichten Gewimmel von Eisengerüsten, Kränen, Schornsteinen, riesigen Maschinen und winzigen hin und her eilenden Menschlein haben die Priester des eisernen Gottes einen zeitgemäßeren Tempel errichtet. So imposant der Eindruck der Stettiner Vulkanwerft auf die Insassen der Schiffe ist, die an ihr vorbei dem Meere zueilen, eine rechte Vorstellung von der gewaltigen technischen und wirtschaftlichen Bedeutung dieses Riesenbetriebes gewinnt man erst, wenn man sich unter sachkundiger Führung ein wenig in seine Einzelheiten vertiefen kann.

Es ist eine Welt für sich, die sich vor dem Besucher auftut. Ich erblicke nicht meine Aufgabe darin, an dieser Stelle mit einem großen Aufgebot von technischen Einzelheiten und Zahlen eine genaue Einführung in die verschiedenen Zweige des Betriebes zu geben. Nur die Wiedergabe einiger Eindrücke darf man von mir erwarten, die doch vielleicht dem Unkundigen Einblicke öffnen, Organisation und Wesen dieser bewunderswerten Arbeit verstehen lehren, das Interesse und Verständnis für sie fördern und erhöhen. So kann ich, unterstützt durch die sehr an-



Aus dem Werdegang des „George Washington": I. Einbauen der Querschotten.

Abbildung S. 497 unten klar erkennen, und für ihre Größe gewährt das danebenstehende dreistöckige Haus einen sicheren Vergleich. Die Holzpfosten, die am Flußeingang zu den Helgen zu sehen sind, bilden die Schutzwände und werden nach der Größe des zu bauenden Schiffes vor Beginn jedes Baues neu festgelegt, da sie verstellbar sind. Der eingeschlossene Raum wird durch gewaltige Pumpen seines nassen Inhalts entleert, und auf trockenem Boden beginnt mit der „Streckung" des Kiels der Bau. Der Kiel ist das Rückgrat des Schiffes, in das sich allmählich die mächtigen Rippen, die Spanten, einfügen.

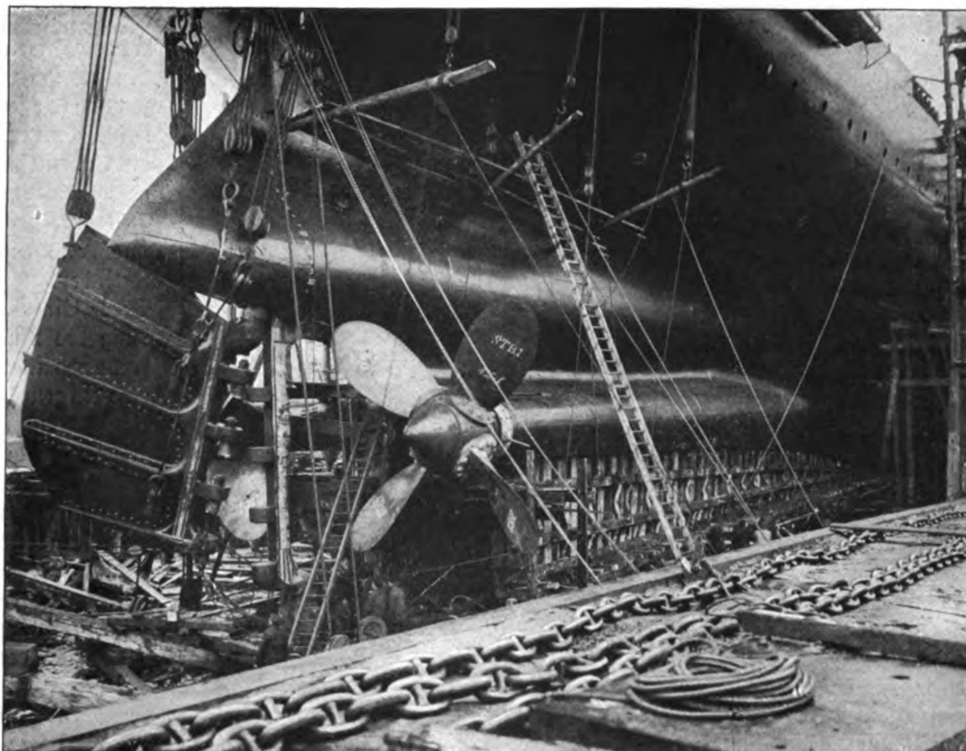
Der niedrige Eisenbau, in dem diese Rippen geschaffen werden, erinnert schon etwas mehr an den seligen Vulkan der Alten und seine glutdurchströmte Betriebswerkstätte. Selbst der Boden in dieser gewaltigen, nach allen Seiten offenen und jedem Luftzug zugänglichen Halle ist massives Eisen, in dem sich

schaulichen Aufnahmen, doch einen schwachen Begriff von der Größe und Mannigfaltigkeit des Betriebes wecken, der sich hier über eine Fläche von 165000 qm ausdehnt, dem dies Reich aber auch schon zu klein geworden ist, und der seit wenigen Jahren in nicht minder großem Umfang in der Nähe von Hamburg an der Unterelbe neu ins Leben getreten ist.

Vor uns breitet sich in verwirrender Fülle das Durcheinander der einzelnen Werkstätten und Anlagen aus. Aber über alle hinweg schweift der Blick nach den gewaltigen eisernen Gerippen hinüber, die zu beiden Seiten des Terrains in den Fluß hineinwachsen. Es sind die Helgen oder Hellinge, die Stätten, an denen die Schiffe heranwachsen, ich möchte sagen: die Mütter der Schiffe. Sie hegen die werdenden Kolosse in ihrem eisernen Schoße und schirmen sie, solange sie noch nicht zum Widerstand gegen das feindliche Element hinlänglich gefestigt sind. Die ebenso einfache wie kühne Konstruktion dieser gigantischen eisernen Gerüste läßt unsre

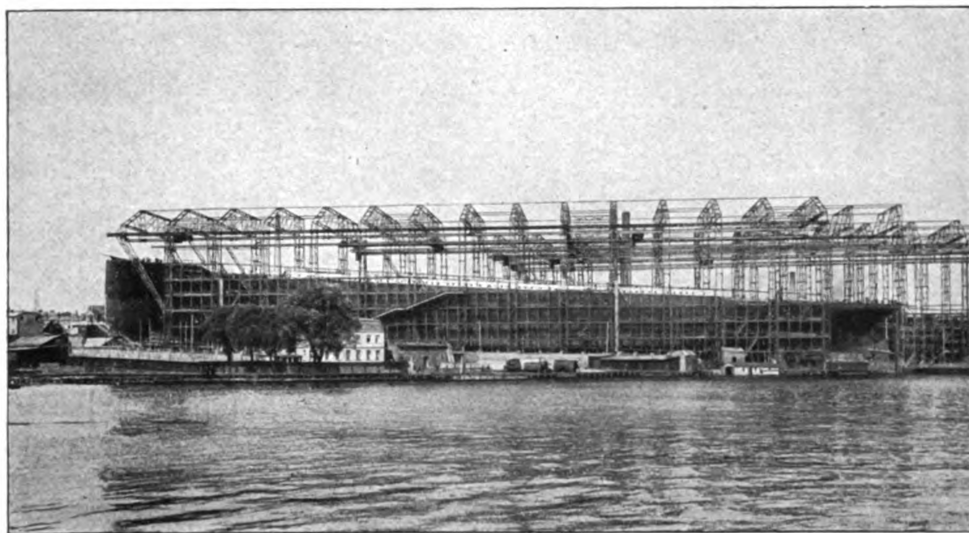
aber Loch an Loch reiht. Höllische Glut wälzt sich aus den riesigen Öfen. Reckenhafte Männer von Zyklopenwuchs drehen in den Glühöfen dicke Eisenstangen bis zur Glut. Das biegsam gewordene Eisen legen sie auf den Boden, an dem eine Platte in der Form der Spanten befestigt ist, die Richtplatte. Die glühenden Stangen werden fest an diese Richtplatte geschmiegt, bis sie sich völlig ihr angepaßt haben.

Aus der infernalischen Atmosphäre dieses Raumes, die durch den ständigen Luftzug kaum gemildert wird, drängen wir hinaus ins Freie. Aber das Auge, ermüdet von dem Blick in die Flammen, findet auf dieser Stätte wirkungsfreudigsten Lebens so leicht keinen Ruhepunkt. Die Spanten sind nur die Stützpunkte des Schiffes, aber so ein Ozeanbezwinger kann nicht ohne Geist seine Laufbahn vollbringen. Sein Geist ist die Maschinerie. Wir werfen einen flüchtigen Blick in die Säle des Schiffsmaschinenbaues und glauben einen Hexensabbat vor uns zu haben, so betäubend ist diese Fülle von Rä-



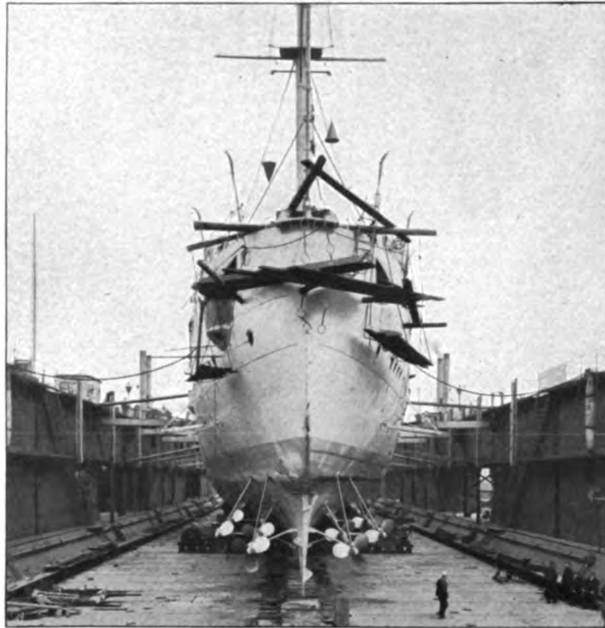
Aus dem Werdegang des „George Washington“: II. Einsetzen des Ruders.

dern und Riemen, die hier durcheinanderwirbeln, ein äußeres Zeichen für den Reichtum an erfinderischen Ideen, der aufgewendet werden muß, um die unendliche Präzision aller maschinellen Einrichtungen zu gewinnen, durch die allein das Menschenmögliche für die Sicherheit im Spiel der Wellen getan werden kann. Zahlen sind in ihrer Wirkung gerade gegenüber der Leistung und der Mannigfaltigkeit von Maschinen

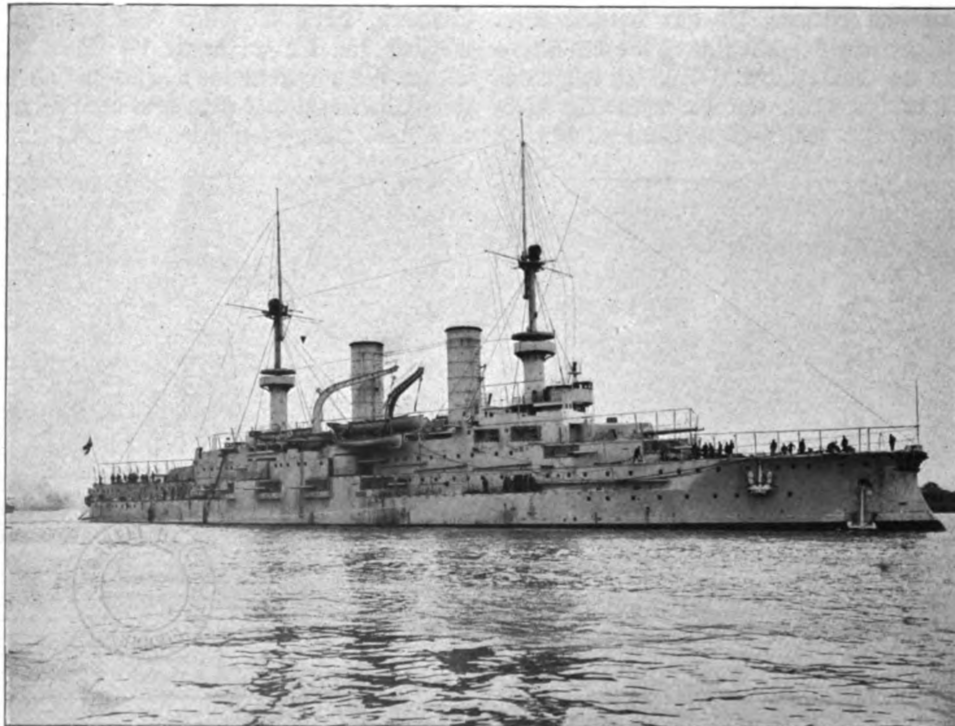


Aus dem Werdegang des „George Washington“: III. Kurz vor dem Stapellauf.

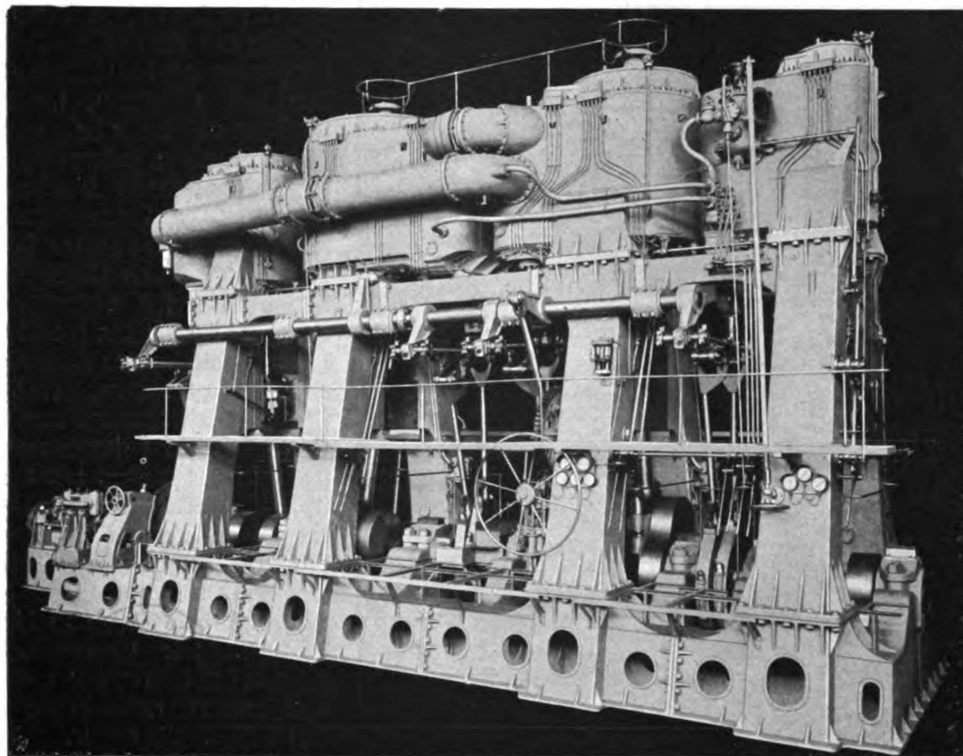
durchaus ohnmächtig, aber uns überkommt doch ein ehrfürchtiges Gruseln, wenn wir hören, daß etwa vierhundertachtzig Werkzeugmaschinen verschiedenster Art allein die eine Dreherei faßt, in der sich die mechanische Bearbeitung der stählernen Kurbelwellen, der Dampfzylinder und der sonstigen Maschinenteile sowie der Schiffsschrauben aus Stahlbronze vollzieht. Aber ehe der Geist einzieht, muß der Schiffskörper in langer, schwerer Arbeit zur Vollendung reifen. In das Gerippe der Spanten werden die Querschotten eingebaut, darüber die Balken eingezogen, die das Deck tragen, und dann das Deck beplattet. Die Einführung des Ruders vervollständigt den gewaltigen Rumpf. Aber nicht die Maschinen allein nötigen die Erbauer in das Innere des Kolosses, sondern nun beginnt die Tätigkeit der Leute, die früher nur eine bescheidene Rolle im Schiffbau gespielt haben, aber allmählich zu immer größerer Bedeutung emporgestiegen sind. Die



Anordnung der Schraubenwellen bei dem Turbinenkreuzer „Lübeck".



Linienschiff „Mecklenburg".



Die Maschine des Doppelschraubendampfers „Kaiserin Auguste Viktoria".

Innenarchitekten gehen dann an die Arbeit, deren Kunstgeschmack jenen Luxus und jene Behaglichkeit schafft, die uns auf modernen Dampfern so sehr entzückt.

Doch wir sehen auf unserm Gang durch Vulkans arbeitsfreudiges Reich nicht auf Luxus und nicht auf Behaglichkeit. Wir streifen zwischen den Werkstätten einher, bahnen uns hier einen Weg zwischen Stahlabfällen und Glasschlacken, klettern dort über Eisenstangen und Maschinengerümpel hinweg und stürzen immer wieder auf etwas Neues, etwas Eigenartiges, etwas Interessantes zu. Die Gruppe der vier Helgen, die unsre Abbildung S. 493 unten zeigt, ist von friedlichem Geist erfüllt, da sie im allgemeinen nur dem Handelsschiffbau dienen. Die andre Seite der Werft wird von drei weiteren Helgen flankiert, aus denen die hurtigen Torpedoboote und die massigen Schlachtschiffe zum Schutze der Handelsflotte ihren Lauf in die Welt nehmen. Der bloße Anblick der grauen Masse des Kreuzers „Württemberg", der eben kurz vor seiner Vollendung in den Helgen lag, wirkte seltsam packend und erregend. Alle sieben Helgen können gleichzeitig bis zu vierzehn Schiffe aufnehmen, da sie je nach der Größe der Bauten eingeteilt werden.

So bewundernswert das menschliche Ingenium erscheint, das dieses gewaltige Werk geschaffen hat und im Betriebe hält, am interessantesten wirkt auf das Auge des Besuchers die außerordentlich weit durchgeführte Ersetzung menschlicher Arbeit durch den Maschinenbetrieb. Im Interesse der Betriebssicherheit ist das ein Fortschritt von gar nicht zu überschätzender Bedeutung. Die anstrengendsten und subtilsten Arbeiten sind dem Menschen abgenommen und Maschinen übertragen. Hydraulische Nietmaschinen sehen unsre staunenden Augen, die glühende Riesennägel durch die dicksten Schiffsrümpfe pressen. In wenigen Sekunden sind die zu nietenden Platten durch die Kraft in der Maschine unlösbar verbunden. In den Helgen sind hydraulisch betriebene Mannlochpressen in Tätigkeit, die mit einem einzigen Hub aus den 3 bis 4 cm dicken Doppelbodenplatten die nötigen Ausschnitte drücken. Wasserkraft, die hier ja leicht zu haben ist, biegt die Bleche, schmiedet die Kessel zusammen, krümmt Balken und Eisenstäbe.



Dampfer „Imperator" der Hamburg-Amerika-Linie.
(Erbauer: Stettiner Vulkan in Hamburg.)
Baustadium des Riesendampfers. Deckansicht. Die Deckbalken des Oberdecks werden gerade mit Platten belegt. Das Bild läßt deutlich die ungeheure Länge des Dampfers erkennen.

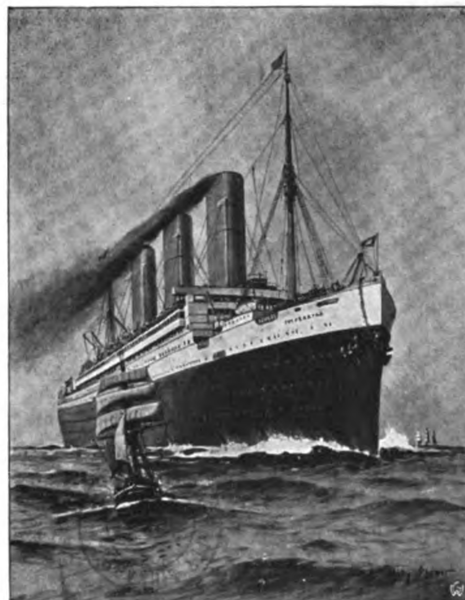
von einem der kleinen Dampfer, die den Verkehr zwischen der Hauptanlage der Werft und dem Dock vermitteln, soweit Personen und kleine Lasten in Betracht kommen, zu dem mächtigen Schwimmdock hinüberführen. Dies Schwimmdock liegt gegenüber den Helgen für die Kriegsschiffe, ein friedliches Krankenhaus für reparaturbedürftige Meerfahrer, die hier zu neuen tatenlustigen Schiffen emporgepflegt werden. Zwischen zwei Seitenpontons liegen ein Boden, ein Mittelponton und zwei Endpontons mit 38 wasserdichten Abteilungen. Will ein Schiff sich hier gesundpflegen lassen, so läßt man das Dock unter Wasser tauchen und ermöglicht dem Schiffe so die Einfahrt. Die Endpontons schließen das Karree, und kräftige Pumpen heben das Dock mit dem Schiff hurtig empor. Die Dampfer von ganz ansehnlichen Größenverhältnissen sind für die Kraft dieser Pumpen ein Kinderspiel, und 10- bis 11000 t Deplacement heben sie binnen zwei Stunden ins Trockene.

Ihren Höhepunkt erreicht nach meinem Empfinden die Arbeitskraft der Maschine in den schwimmenden Riesenkränen. Seltsam genug sehen sie aus. Schwimmende Flöße mit einem Hüttchen und einem Schornstein darauf. An einem Ende ragt ein Riesengestell in die Luft, von dem an dicken Ketten ein Aufzug herabhängt. Nachts möchte man sie für vorsintflutliche Ungeheuer halten. Aber sie sind hurtige, unermüdliche und märchenhaft starke Diener des menschlichen Geistes. 150000 kg trägt der größte ohne Beschwerden, und auch sein kleinerer Bruder hebt willig 100000 kg. Diese beiden starken Gesellen schleppen mit Leichtigkeit die gewaltigen Schiffsmaschinen, Kessel und Masten, die in die Schiffe montiert werden. Sie schaffen auch das Material zur Ausbesserung der Schiffe herbei, die sich im Dock befinden.

Für unser bescheidenes Gewicht einen dieser Riesen in Bewegung zu setzen, erschien nicht recht lohnend. So ließen wir uns

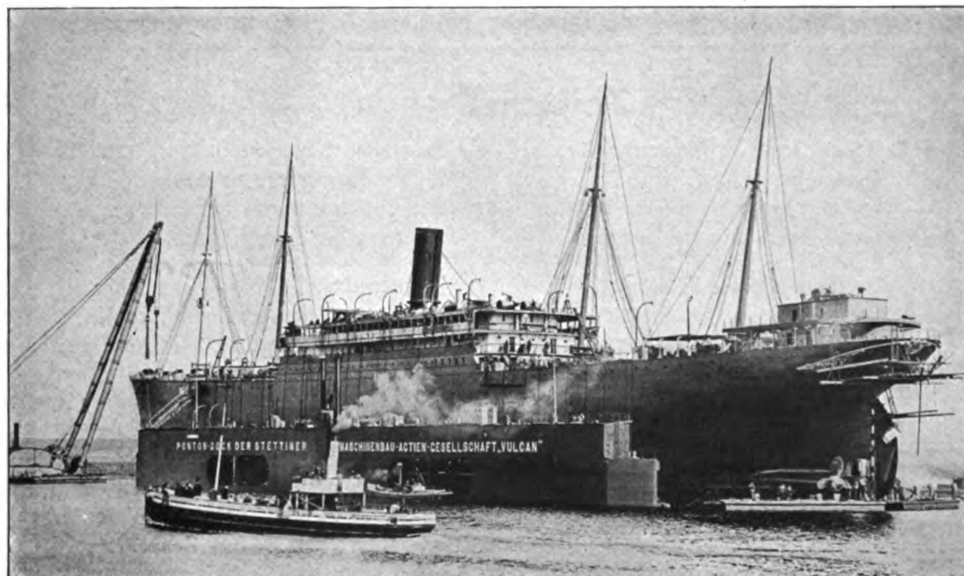
Stillstand ist Rückschritt — so heißt die Parole auch auf dem Gebiete der Schiffbaukunst, die zu einem Gipfel emporgeklommen ist, über den hinaus es scheinbar so leicht keinen mehr gibt. Doch immer wieder neue Versuche werden gemacht, diesen so hoch entwickelten Zweig unsrer Technik noch weiter vorwärtszubringen. Ende des vorigen Jahrhunderts begann man in England mit Versuchen, die darauf hinzielten, die heute bis zur vierfachen Expansion ausgebildete Kolbendampfmaschine durch die Dampfturbine zu ersetzen. Diese Versuche fanden ihre größte Schwierigkeit in der allzu hohen Umlaufzahl der Turbinenräder. Hier galt es zunächst, unter Wahrung der erforderlichen Betriebssicherheit und Wirtschaftlichkeit, die Umlaufzahl auf ein praktisch zulässiges Maß herabzusetzen. Parsons löste diese Aufgabe zuerst durch die Abstufung des Dampfdrucks. Vor einigen Jahren begannen dann auch die ersten praktischen Er-

probungen mit der Turbine als Antriebsmotor für Kriegsschiffe in der deutschen Marine, erst bei einem Torpedoboot und dann bei dem kleinen Kreuzer „Lübeck". Dieser besitzt vier Hauptturbinen mit vier Wellen und je zwei Schrauben, die bis zu 700 Umdrehungen in der Minute machen. Die Anordnung der Wellen mit den Schrauben zeigt unsre Abbildung S. 498 oben.



Der Vierschrauben-Turbinendampfer „Imperator" der Hamburg-Amerika-Linie, das größte Schiff der Welt. Nach einem Gemälde von Prof. Willy Stöwer. (Erbauer: Stettiner Vulkan in Hamburg.)

Erst wenige Jahre sind verstrichen, seit der Vulkan die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens beging. Er durfte diesen Tag feiern, weil er mit Stolz auf eine Entwicklung zurückschauen konnte, wie sie selbst in den ruhmreichen Annalen der deutschen Industrie nicht häufig zu finden ist. Seine Entstehung und Entwicklung ist eng verknüpft mit der Geschichte der Seeschiffahrt und des deutschen Schiffbaues. Während man in England bereits am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, wenn auch zunächst nur in bescheidenem Umfang, mit dem Bau eiserner Schiffe begann, fällt die Entstehung der ersten deutschen Werft in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1851 wurde in Bredow bei Stettin eine Fabrik gegründet, die dem Bau eiserner Schiffe und Dampfmaschinen diente und die die Grundlage für die heutige „Stettiner Maschinenbau-Aktiengesellschaft Vulkan" wurde. Das halbe Jahrhundert, das von dem Bau des Flußraddampfers „Die Dievenow" bis zu modernen Ozeanriesen wie „George Washington" verstrichen ist, erscheint gewiß nur als ein Augenblick im Wandel der Zeiten, als ein winziger Schritt in der vorwärtsstürmenden Entwicklung der Menschheit. Aber wer den Weg überschaut, den in diesem verhältnismäßig bescheidenen Zeitraum das



Doppelschraubendampfer „Patricia" im Schwimmdock.

Werk dieser einen Wirkungsstätte deutscher Kraft und deutschen Geistes durchmessen hat, der steht unter Eindrücken von überwältigender Größe.

Ich muß hier einmal ein paar trockene Zahlen einfügen, um diese Entwicklung zu veranschaulichen. Das Aktienkapital ist von 1000000 Taler auf 10000000 Mark gestiegen, das Areal von 22 Morgen auf 28,24 Hektar, der Buchwert der Anlagen von 639254 Taler auf 34000000 Mark. Aber lange, lange Jahre hat es gedauert, bis eine deutsche Schiffahrtsgesellschaft (es war die „Hapag") ihre Vorliebe für englische Werften und ihr Mißtrauen gegen deutsche überwand. Erst ein Menschenalter nach seiner Begründung hatte der „Vulkan" die Freude, seinen ersten Schnelldampfer für die „Hapag" zu bauen. Zu welcher Vollendung heute die Kunst der deutschen Schiffbauer emporgewachsen ist, bedarf keiner Darlegung. In dem fortgesetzten Wettkampf zwischen England und Deutschland haben sie sich immer wacker gehalten, und jeder Versuch unsrer britischen Vettern, neue Rekorde aufzustellen, zeitigte bald genug ein neues Werk aus einer deutschen Werft, das diese Rekorde drückte. Als die beiden englischen Dampfer „Lusitania" und „Mauritania" die „Kaiserin Auguste Viktoria" der „Hapag" in Schatten stellten, bot der Vulkan ihnen ein Paroli durch den Doppelschraubendampfer „George Washington", den der Norddeutsche Lloyd in Dienst stellte. Bei einer Länge von 220 m bietet dieser Gigant ungefähr 3000 Passagieren Platz und beansprucht für sein Deplacement von etwa 25000 t 520 Mann Besatzung. Seine Höhe ist erheblich genug, die Einrichtung eines elektrischen Fahrstuhlbetriebs durch die verschiedenen Decks zu rechtfertigen.

Aber unaufhaltsam drängt die Entwicklung vorwärts. Ich sagte schon, daß dem Feuergott sein Reich an der Oder zu klein sei. Auch der Fluß selbst ist nicht mehr imstande, alle Dienste zu leisten, die man von ihm verlangt. Die neuen Riesen des Meeres sind in Gefahr, wenn sie aus den Helgen gleiten, um stromabwärts dem Meere zugeführt zu werden, auf die gegenüberliegende Seite des Flusses aufzulaufen und so frühzeitig Schaden zu erleiden. Die Unterelbe bietet weiteren Spielraum, und von den riesigen Anlagen, die hier schon entstanden und noch in der Entwicklung begriffen sind, werden sicherlich noch viele, viele Giganten in die salzige Flut hinaussteuern, um in allen Weltteilen den Ruhm deutscher Technik zu künden.

Den stolzesten Anfang dieser neuen Entwicklung bildete der Stapellauf des „Imperator" der „Hapag", des Ozeanriesen, der an Tonnengehalt doppelt so gewaltig ist als der „George Washington", und an den alle Zweige unsrer Technik und Industrie den äußersten Ehrgeiz ihres Könnens gesetzt haben.

Zwischen Lupinen

Junge Frau im Sommerkleide,
Denkst du noch an ferne Tage,
Da wir durch die Felder schritten
Unter Fink- und Lerchenschlag?

Um uns schlanke Weizenhalme
Und die Pracht der Goldlupinen,
Vorn die dunkelschweren Fichten,
Fern im Nebeldunst die Stadt.

Und ich nahm dich in die Arme,
Und du gabst mir deine Lippen,
Unsre Augen gingen über
Und die jungen Seelen auch.

Schwuren, fürder nie und nimmer
Voneinander mehr zu lassen;
Die Lupinen, die es hörten,
Kicherten im Dämmerwind.

Menschenschwüre, Menschenwünsche
Sind wie Tau vor Sonnenstrahlen;
Heute führt ein biedrer Graukopf
Dich durch das Lupinenmeer. —

Warum senkst du deine Augen?
Warum beben deine Lippen?
Denkst du auch noch ferner Tage,
Junge Frau im Sommerkleid?

Hans Bethge

Der Ketzerkönig Echnaton und sein Sonnengesang

Von L. Troje

Dringt an unser vielseitig beanspruchtes, nur dem Aktuellen noch williges Ohr einmal die Nachricht, daß die Deutsche Orientgesellschaft ihre systematischen Ausgrabungen im ägyptischen El Amarna begonnen hat, von denen die Fachwelt der Gelehrten sich außerordentlich interessante Resultate verspricht, so wird diese Nachricht kaum irgendwo sonderliches Gehör finden; man fühlt eine gewisse Erleichterung, sich bei einem so wenig bekannten Wort wie El Amarna nichts denken zu können und zu brauchen, und gönnt dem Fachgelehrten hinter seinem wissenschaftlichen Gehege seine Entdeckerfreuden wie dem unverständlichen Künstler sein l'art pour l'art.

Von diesem El Amarna indessen erzählen uns die Ägyptologen* eine Geschichte, die sie keineswegs allein angeht, eine Geschichte, bei der das moderne Empfinden unfehlbar aufhorcht und sich berufen fühlt, einem einst unverstandenen, zu früh geborenen Dichterphilosophen noch jetzt, nach mehr als drei Jahrtausenden, das Verständnis zu schenken, das ihm seine eigne Nachwelt völlig versagte. Es handelt sich um einen bis vor kurzem unbekannten ägyptischen König, Echnaton mit Namen, und um seine Stadt Achet Aton (das heutige El Amarna), die, in Acht und Bann getan wie ihr Herr, einsam und verlassen im Wüstensande Mittelägyptens ihre verfemten Erinnerungen jahrtausendelang gehütet hat.

Im Grunde ist es die alte Geschichte aller Unzeitgemäßen, denen das Schicksal die zweifelhafte Gabe selbständigen Sehens und Denkens gab, aber aus zeitlich so großer Entfernung — Echnaton herrschte von 1375 bis 1358 v. Chr. — vernimmt man sie doch mit höchstem Erstaunen.

Als letzter Nachkömmling einer Dynastie von Helden, die für Ägypten eine glänzende Zeit der Weltherrschaft heraufgeführt hatten, hieß Echnaton ursprünglich wie seine Väter Amenhotep. Aber dieser vierte Amenhotep war ganz und gar aus der Art geschlagen. Die kriegerischen Energien der Rasse hatten sich erschöpft, der Erwerbssinn versagte, die noch vorhandene Potenz sprang in dem Letzten des Geschlechts über auf ein geistiges Sondergebiet — alles in allem der Typus des Erben! Wer die wohlerhaltenen Mumien seiner Vorfahren gesehen hat und den breit angelegten kraftvollen Knochenbau ihrer Köpfe mit den schmächtigen feinen Formen vergleicht, die alle Darstellungen Amenhoteps IV. aufweisen, für den rundet sich die Geschichte dieser achtzehnten Dynastie in Ägypten zum Prototyp der Lebenskraftkurve in großen Geschlechtern überhaupt. Es kann nicht wundernehmen, daß in den zarten Händen dieses knabenhaften Königs die Tausende feuriger asiatischer Pferde, die langen Reihen kostbarster Kriegswagen und vor allem die geschulten Truppen des stehenden Heeres — diese ganze Neuerrungenschaft seiner kriegerischen Ahnen — zu totem Kapital wurden. Umsonst hatte zwei Generationen früher Thutmosis III., der Napoleon der alten Welt, in seinen siebzehn Feldzügen die Grenzen des ägyptischen Reiches bis ins Sagenhafte erweitert und damit eine Tributwelle, einen Reichtum nach Ägypten geleitet, der seinesgleichen noch nicht gehabt hatte. Zwar standen noch die Siegesreliefs im äußersten Nubien und die stolzen Grenzsteine jenseit des Euphrats als Zeugen ägyptischer Eroberungen, und die engbeschriebenen Obelisken in Theben erzählten dem Enkel von den ruhmvollen Taten seiner Väter. Der aber wußte nichts daraus zu lernen. Kein siegreicher Pharao kam mehr auf seinem Königsschiff den Nil herauf heimgefahren, am Bug gefangene Fürsten, mit dem Kopfe abwärtshängend! In Libyen und Babylonien, auf den Ägäischen Inseln und an der Somaliküste fing man an, sich von der bleichen Furcht vor dem ägyptischen Reichsgotte Amon Re zu erholen, der noch vor kurzem zu seinem Sohne, dem Pharao, hatte sprechen können:

„Ich bin gekommen und habe dir verliehen, die äußersten Enden der Welt niederzuwerfen,
Der Umkreis des Ozeans ist in deine Faust eingeschlossen,
Ich ließ sie deine Majestät schauen als einen aufsteigenden Falken,
Der packt, was er erspäht, so viel er begehrt."

* Zu den geschichtlichen Tatsachen vergleiche: J. H. Breasted: „Geschichte Ägyptens". Deutsch von H. Ranke, 1910. (Berlin, Carl Curtius.)

Bedrohter und immer unhaltbarer wird die Stellung der königstreuen ägyptischen Vasallen im Auslande, immer verzweifelter ihr Hilferuf — zahllose dieser Briefe hat man in dem Königlichen Archiv jener Zeit entdeckt und entziffert — aber Amenhotep IV. hatte so wenig Gehör dafür, seine Maßregeln erweisen sich sämtlich als so ungenügend, daß man annehmen muß, ihm fehlte jeder Sinn für die dem Reiche drohende Gefahr, ja, jeder Sinn für äußere und innere Politik überhaupt. Denn auch in der inneren Verwaltung kommt es zu ärgsten Mißständen. Das berühmte, glänzend organisierte ägyptische Steuersystem funktioniert zwar dem Anschein nach tadellos weiter; im Schatzamt, dem „weißen Hause" neben dem Königspalast, strömt nach wie vor die reiche Habe des Landes zusammen; daß aber der Landmann außerdem noch widerrechtlich bis aufs Blut ausgesogen wird durch das Heer der unter Amenhotep IV. vor jeder Kontrolle sicheren Steuerbeamten, das entzieht sich der Kenntnis des Träumers auf dem Throne.

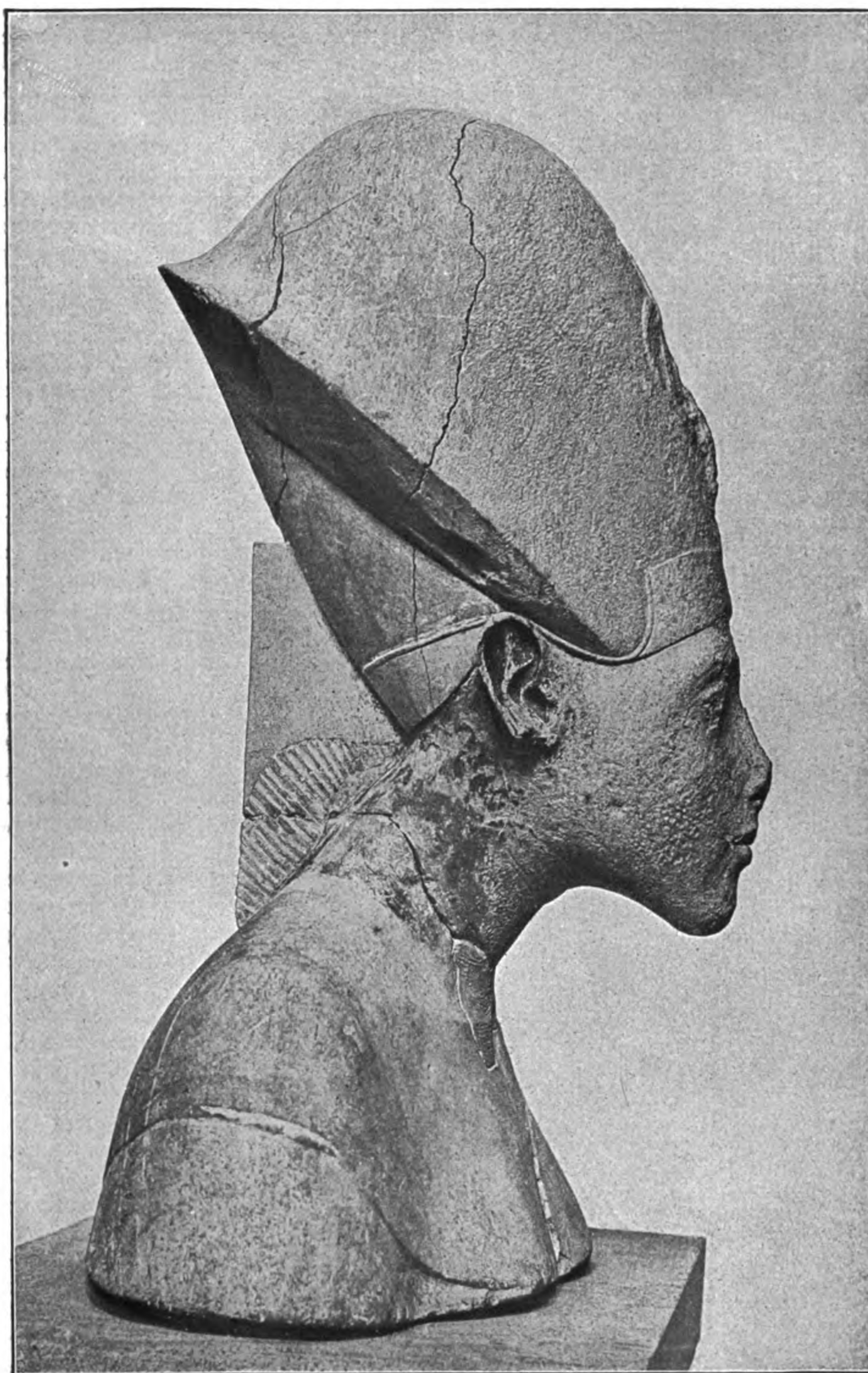
Und doch war dieser Amenhotep IV. kein Schwächling. Auch fehlte es ihm in einer Zeit und in einem Lande, wo sich alle Macht noch in der Person des Herrschers zentralisierte, keineswegs an souveränem Machtbewußtsein. Im Gegenteil — auch darin war er ganz Erbe — so selbstverständlich war ihm sein absoluter Wille, daß er seine eignen Interessen ohne weiteres mit denen des ganzen Landes gleichsetzte. Das war ein schwerer Irrtum. Denn sie waren rein ideeller Art, und sie lagen noch dazu auf einem Gebiete, wo jede Neuerung einen Eingriff in die geheiligten Rechte einer andern gleichfalls uralten und in stetem Wachsen begriffenen Macht des Landes bedeutete, mit der bisher noch kein Pharao die seine gemessen hatte: sie bedrohten den Priesterstand.

Eigentümliche Ironie des Schicksals! Dem Priesterstand hatte einst sein Ahnherr angehört, der spätere größte König und Kriegsheld Ägyptens, Thutmosis III., und in dem Enkel wachen dessen aufgegebene geistige Bestrebungen wieder auf, gepaart mit der alten Energie des Geschlechts, die nun, mit gleicher Stärke auf eine gegensätzliche atavistische Richtung umschlagend, ihre großen weltlichen Errungenschaften langsam selbst wieder vernichten muß.

In Amenhotep IV. wurden alle andern Anlagen überwogen von einem tiefen religiösen Bedürfnis, das in dem vorhandenen Kult und Glauben nicht Befriedigung fand. Diesem religiösen Bedürfnis haftete nichts von unklarer Mystik, von femininer Weichheit an, es war im Gegenteil getragen von einem für jene Zeit erstaunlichen Wirklichkeitssinn, von einem unbestechlichen Verlangen nach Wahrheit. „Der König, der von der Wahrheit lebt", so nennt er sich selber. Aber es war ein verhängnisvolles Verlangen, es fiel in eine dunkle Zeit.

Es war lange her, daß in Ägypten menschliches Unzulänglichkeitsgefühl sich aus Ohnmacht, Furcht und Hoffnung die ihm notwendigen religiösen Vorstellungen selbst gebildet hatte. Damals, als das religiöse Leben noch in lebendigem Flusse war, als jede kleine Ansiedlung an den Nilufern ihre eigenen Lokalgottheiten hatte, mit denen sich alle Legendenbildung verknüpfte, alle Symbolik, alle Phantastik und Gemütstiefe, deren der Ägypter fähig war, damals war dem Volke seine religiöse Anschauung auch zugleich die höchste Form von Wahrheit gewesen, die sich denken ließ.

Was wissen späte Zeiten, etwa solche, wo die Verehrung des goldenen Kalbs bei den israelitischen Nachahmern zum religiösen Experiment wird, von der seelischen Anschauungsform, die einst den Tierkult in Ägypten schuf! Von der göttlichen Kuh Hathôr, die den Verstorbenen schützend durch ihr Sumpfdickicht geleitet. Von Ptah, dem im weißen Apisstier sich offenbarenden Künstlergott, der über allem Werk menschlicher Hände waltet. Von jenen Zeiten kindlicher Ehrfurcht, die Gott die Ehre gibt, indem es der kluge Mondgott Thot gewesen sein soll, der für die Menschen die Zeitrechnung und die Hieroglyphenschrift, die „Gottesworte", erfand. Zeiten, in denen die ergreifende Osirissage entstand, das ägyptische Hohelied der Pietät. Wo man in der Sonne einen Falken sah, der mit bunten Schwingen über den Himmel fliegt — das von Türpfosten und Schmuckstücken her wohlbekannte alte ägyptische Motiv. Oder wo die Sonne zum strahlenden Sonnengott wurde, der auf seinem Sonnenschiff tags den Himmel durchfährt und nachts die Totenwelt. Zwölf Höhlen hat diese Totenwelt, und jeder schenkt er eine Stunde lang das Labsal seines Lichtes, worauf sich ihre ehernen Tore donnernd wieder schließen und die nächsten sich seinem gleitenden Schiffe auftun.



Kalksteinbüste des Ketzerkönigs Echnaton. (Louvre, Paris.)

Alle diese aus plastischer Anschauung vom Volke selbst geschaffenen Vorstellungen stammten aus der Zeit politischer Unreife. Als man erst die sämtlichen alten Ortschaften und Gaue zu einer Landes- und Reichseinheit organisiert hatte, wurde auch der ägyptische Götterkult immer mehr vereinheitlicht, verstaatlicht; bis wir uns schließlich im Weltreich der achtzehnten Dynastie unter dem Reichsgott Amon Re von Theben hauptsächlich ein politisches Wahrzeichen vorzustellen haben. Im engen Kausalzusammenhang damit stand freilich das außerordentliche Wachsen der weltlichen Macht, die diesem Reichsgott Amon Re in seinen Vertretern, der Amonspriesterschaft, zuteil wurde. Schon in jenen ultragrauen Vorzeiten bestand ein gewisses stillschweigendes Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Thron und Altar. Der Reichsgott machte des Königs Sache zu seiner eignen. Ihm verdankte der Pharao seine glänzenden Siege. Und königlich wußte dieser dem Gott zu lohnen. Vom Kriege heimgekehrt, baute er ihm die prunkvollsten Tempel und Obelisken, zu ihrer beider Ehre — und zu seinem, des Königs, speziellen Gedächtnis. Den Getreuesten seiner Getreuen verlieh er als Auszeichnung die höchsten priesterlichen Ämter. Und der Gott — mit der ihm von jeher eignen Witterung für den Brauchbarsten — verhalf dann wieder gelegentlich einem nicht legitimen Kronprätendenten zur Herrschaft. So vergaß der gewaltige Thutmosis III. es nie, daß er nur ein nicht erbberechtigter Prinz in Priestertracht gewesen war bis zu der Prozession, wo im Tempel von Karnak das von Priestern getragene Gottesbild plötzlich vor ihm, dem Niederknienden, haltgemacht, ihn aufgehoben und an den nur dem Könige gebührenden Platz geführt hatte. Und Ägypten hatte allen Grund, auf einen Reichsgott stolz zu sein, der dem Lande einen solchen König gewann, diesem König eine lange Reihe von Siegen und sich selbst infolgedessen einen ungeheuren Besitz, einen regelrechten Kirchenstaat.



Echnaton und seine Gemahlin. Farbige Bildhauerskizze auf Kalkstein. (Berliner Museum.)

Es versteht sich von selbst, daß der Reichsgott zur Verwaltung dieses Besitzes eine pompöse Priesterschaft brauchte, daß ferner eine

so glänzend gestellte Priesterschaft mehr und mehr die Intelligenz des Volkes sammelte und vertrat, und ebenso, daß bei so weltlichen Tendenzen das der Priesterschaft anvertraute religiöse Gut des Volkes allmählich seinen Charakter ändern mußte. Verfolgen wir nur kurz die Ausbildung des Jenseitsglaubens bis zu der Form, in der Amonhotep IV. ihn vorfand, so werden wir mit Erstaunen erleben, welchen Wandel das zähe, spröde ägyptische Gemüt an seiner ihm wichtigsten Wahrheit hat durchmachen müssen. Wir meinen tatsächlich zu sehen, wie hier, langsam und vorsichtig, im Lauf der Zeit in dem moralisch wenig belasteten, stark aufs Sachliche und Konkrete gerichteten Ägypter durch spekulative Priesterintelligenz eine einträgliche Gewissensangst gezüchtet wird.



Porträtkopf von einer Statuette der Königin Tege.
(Im Besitz des Herrn James Simon in Berlin.)

Trotz den mancherlei Legenden von einem Totenreich hatte man im Nillande eine höchst bescheidene, aber ganz reelle Jenseitserwartung. Nach dieser alten Vorstellung lebte der Verstorbene in seinem unsichtbaren Doppelgänger, dem „Ka", eine Art irdischen Lebens weiter; dieser Ka war zwar an das Grab, sein „Haus der Ewigkeit" gebunden, aber er erfreute sich dort ungestörten Friedens und ungetrübten Genusses der Opferspenden seiner noch lebenden Angehörigen. Die Sorge für sein Haus der Ewigkeit, für dessen Ausrüstung und dauernden Unterhalt bildete für den Ägypter häufig den Hauptinhalt seines Lebens.

Erst der Priester — und sicherlich der wertvolle Typus Priester — trug das moralische Element von Lohn und Strafe in diese genügsame Realistik. Die Priesterphantasie bestimmte das Jenseitsreich des Osiris für den, der tat, „was die Menschen lieben und die Götter loben". Sie erfand dazu das ganz nach weltlichem Vorbild eingesetzte Totengericht. Wie ein irdischer König thront in seiner Gerichtshalle der Totengott Osiris mit

seinen zweiundvierzig Dämonen, wenn der Verstorbene sich zum Gericht einfindet. Jeder Dämon hat eine Gewissensfrage für ihn, und wenn er sie alle für sich günstig beantworten kann, so wird noch sein Herz auf einer Wage gegen die Wahrheit gewogen. Wird er für würdig befunden, so zieht er in das Reich des Osiris ein, wenn nicht, so verfällt er einem schreckenerregenden Nilpferd.

Diese Vorstellung, die des Pathos und der Größe nicht entbehrt, hätte in gewissenhafter Hand ein Erziehungsmittel von hohem Werte sein können. Aber die primitiven Zaubermittel, für die allmählich als Rettung aus dieser Fährnis gesorgt wird, machen den Ernst des Totengerichts zur Farce. Die Priesterschaft trieb einen blühenden Handel mit künstlichen Skarabäen, die über und über mit magischen Formeln beschrieben waren, z. B.: „O du Herz, das ich von meinem Vater habe; o du Herz, das ich von meiner Mutter habe, stehe nicht auf gegen mich am Tage des Gerichts!“ Ein solcher Skarabäus, mit dem Namen des Verstorbenen versehen und ihm aufs Herz gelegt, sicherte ihm in jedem Falle den erwünschten Urteilsspruch.

Übrigens wollten die einstigen Lockungen des Osirisreiches bei den Reichen und Vornehmen bald nicht mehr verfangen. Es trug zwar dort das sechzig Ellen hohe Korn hundertfältige Frucht, und statt des Sonnenbrandes wehten kühle Winde, aber es war doch eben Ackerbestellung und sonstige Arbeit zu leisten. Für diese Reichen nun gab es ebenfalls ein ausgezeichnetes Schutzmittel priesterlicher Erfindung gegen jegliche Arbeitsleistung im Jenseits. Es waren das die sogenannten Uschebtis, kleine Tonfigürchen, mit Arbeitsgerät versehen, welche man von den Priestern kaufte und zu dem Verstorbenen ins Grab legte, mit der Devise: „Wenn ich abgezählt werde von Osiris, um diese oder jene Arbeit zu tun, dann antworte du für mich: ‚Hier bin ich!‘“ Eine ganze Literatur von käuflichen Totenbüchern, die den magischen „Freispruch“ enthielten und dem Verstorbenen auch sonst Geleit und Rat durch alle angedrohten Gefahren boten, entstand zu gleichem Zwecke, und jeder größere Tempelbezirk hatte seinen speziellen Ablaß- und Ablösungsbetrieb je nach den von ihm aus in Umlauf gesetzten Furchtvorstellungen.

Amenhoteps IV. innere Auseinandersetzung mit dieser ganzen Saat religiöser Phantastik und ihrer im Aberglauben üppig aufgeschossenen Ernte muß schon in seine Jugendjahre gefallen sein. Er hatte es miterlebt, wie sein Vater Amenhotep III. dem großen siegverleihenden Gotte Amon Re mit märchenhaften Mitteln eine märchenhafte Pracht erbaute, so unter anderm die Riesentempel in Thebens Vorstädten Luxor und Karnak und den berühmten, nie vollendeten Säulenhof, dessen Ruinen heute noch stehen. Die jungen hellen Augen des — allen Abbildungen nach — höchst eigenartigen Thronfolgers mit dem merkwürdig auf langem Halse wie lauschend vorgeneigten Haupt waren aber auch in das Allerheiligste der goldschimmernden Tempelpaläste gedrungen, in dem der große Gott wohnte, als Bild von Stein oder Holz. Sie hatten dem geheimnisvollen, weihräuchernden, psalmodierenden Gottesdienst daselbst zugesehen und erkannt, wie hier ein umständliches Ritual mit seiner sinnverdunkelnden Mystik die ältester Traditon entstammende Tatsache verschleiern mußte, daß der ägyptische Priester mit seinen Göttern nichts weiter anzufangen wußte, als sie täglich umzukleiden und zu speisen. Allerdings, man feierte ihnen auch Feste, Feste ohne Zahl, mit Prozessionen und Mysterienspielen, mit Musik und Gelagen, und nirgend so viele und so glänzende, unter glühender Anteilnahme des ganzen Volkes, wie in Theben dem Amon Re zur Zeit der ägyptischen Weltherrschaft.

All dem muß der junge Amenhotep IV. fremd und unbefriedigt gegenübergestanden haben. Vielleicht erlebte er dagegen seine bestimmenden inneren Erschütterungen und Offenbarungen, wenn er, vom Tempel zu Karnak heimkehrend, die neue lange Allee von steinernen Widdern durchschritt, die inmitten der wundervollsten Gärten hinabführte zum Nil. Wenn langsam der rote Schein der untergehenden Sonne eins der mächtigen Tierhäupter nach dem andern traf und es aufleuchten ließ in überweltlichem Glanz — oder wenn ein andermal drüben an der Westseite des Flusses die eine der sitzenden Riesenstatuen seines Vaters, die dessen prunkvollen Totentempel als Wahrzeichen und Wächter flankierten, beim Aufgang der Sonne einen wundersam singenden Ton vernehmen ließ, so mögen solche nicht von Menschenmacht herrührende Wunder in dem sinnenden Gemüt des Königssohns mit plötzlicher Inspiration eine neue Welt von Ideen und Überzeugungen ausgelöst haben. Natureindrücken jeder Art muß er

überhaupt stark zugänglich gewesen sein; vielleicht war das ein Erbteil seiner Mutter Teje, deren wohlerhaltenes, ausgezeichnetes Bildnis einen höchst temperamentvollen, ausgeprägten Wirklichkeitssinn verrät.

Dazu mag bei dem jungen Thronfolger ein heimlicher Einfluß von Heliopolis oder Memphis aus am Werke gewesen sein. Denn sowohl die Priesterschaft von Heliopolis, der uralten klassischen Stätte des Sonnenkults, wie die von Memphis, wo die theologische Spekulation bereits auf Pfaden ging, die die Logoslehre vorbereiteten, standen geistig weit höher als die offizielle Reichsgottespriesterschaft in Theben, die sie nur an weltlicher Macht so stark überflügelt hatte und ihnen dadurch längst ein Gegenstand des Ärgernisses und der Anfeindung geworden war.

Wie dem auch sei, Amenhotep IV. beginnt seine Regierung damit, daß er alle von seinem Vater begonnenen Tempelbauten unterbrechen läßt und in einem besonderen Bezirk zwischen Karnak und Luxor einen neuen Tempel errichtet, ohne ein von Menschenhänden geformtes Gottesbild darin, einen Tempel, den er einem höchsten Gotte aller Welt weiht, dem „Aton“, der Sonne selbst. Eine unerhörte, beispiellose Kühnheit für Ägypten, das konservativste aller Länder, wo sich Überzeugungen nur etwa nach dem biblischen Maß wandeln ließen: Tausend Jahre sind wie ein Tag! Denn es handelte sich durchaus nicht um einen relativ harmlosen speziellen Kultus, den der ägyptische Herr der Welt sich privatim gestatten konnte, sondern um eine wirkliche religiöse Revolution, die das ganze Land mitmachen sollte, um vollständige Aufgabe der breit ausgetretenen, stark verweltlichten Tradition. Und da der Träger der neuen Ideen auf dem mächtigsten Thron der Welt saß, so erlebt die Geschichte das Phänomen, daß die neuen Ideen zunächst siegen. In dem erbitterten Kampfe mit den Priesterschaften, namentlich der des Amon, setzt sich der junge Prophet auf dem Throne durch, und zwar, durch den Widerstand gereizt, mit Fanatismus: im ganzen Lande hört der traditionelle Götterkult auf, die Priesterschaften werden verjagt, und als verhängnisvollste Maßregel, die in Ägypten Menschen oder Götter treffen kann, werden an den Tempeln die alten Götternamen ausgemeißelt, vor allem der des Amon. Da aber Amenhotep selbst nichts andres heißt als „Amon ist zufrieden“, so änderte der König seinen Namen um in Echnaton, das heißt „Es ist dem Aton angenehm“, und unerbittlich ward auf den Denkmälern auch der heilige Name seines eignen Vaters vernichtet.

Man sieht das Schaudern der Menge vor dem Ketzer, man hört die geheimen Racheflüche der ergrimmten Priester alter Observanz, und man meint es mitzuerleben, wie nur die biegsameren Charaktere sich in die Nähe dieses Königs drängen, der von seinen Getreuen als erstes die gleichen Überzeugungen verlangt. Man ahnt, wie dann aber die Situation in Theben trotz dem Siege für den König immer bedenklicher wird, bis er schließlich der Stadt seiner Väter und ihren lästigen Erinnerungen den Rücken kehrt. Er läßt — ein Werk von nur sechs Jahren! — eine neue Stadt aus der Erde stampfen, gibt ihr den wundervollen Namen „Achet-Aton“, das heißt Sonnenhorizont, und siedelt mit seiner Familie und dem ganzen Hof- und Staatsapparat dahin über.

Auf den großen, mit eingemeißelten Inschriften versehenen Grenzsteinen, die das neue Gebiet des Gottes Aton einfaßten, sieht man Echnaton und die Seinen mit erhobenen Armen die Sonne preisen, deren Strahlen bis zu ihnen herabreichen, und diese Strahlen endigen in Händen, die das Lebenszeichen halten. Diese Stadt war das jetzige El Amarna.

Erst an dem Gedächtnis des Echnaton hat sich die mit Füßen getretene ägyptische Tradition rächen können; solange er lebte, gab es in Achet-Aton und bald in ganz Ägypten nur den einen Gott Aton, nur Sonnentempel und Sonnenkult — aber kurze Zeit nach seinem Tode lag die Stadt des Sonnengottes mit ihren neuen Tempeln, Palästen und Villen öde und verlassen da als verfluchtester Ort des Landes, den kein ägyptischer Fuß je wieder betreten hat. In den Königslisten wurde der Frevler Echnaton übergangen — die Priesterschaft des Amon war zurückgekehrt und hatte ihr Anathema über ihn gesprochen und vollstreckt.

Im Dunkel der Felsengräber aber von Achet-Aton lag das Gedächtnis Echnatons und seines Gottes wohlbewahrt, und als sie sich vor nun drei Jahrzehnten öffneten, da stieg aus den vielen farbigen Reliefs und Inschriften jener Grabstätten die totgeschwiegene verschollene Geschichte des Ketzerkönigs ans Licht einer verständnisvolleren Zeit empor.

In diesen Reliefs hat uns eine — innerhalb ihrer Grenzen — reife, freie, ausdruckssichere Kunst in ihrer für Ägypten erstaunlichen Richtung aufs Spontane einen einzigartigen Einblick in sehr alte Kultur beschert. Da liegt, gekrönt vom Sonnenrund mit seinen segnenden Strahlen, der neue Tempel Echnatons. Vor den gewaltigen Toren hält das königliche Gespann, der Pharao ist soeben durch die heiligen Vorräume ins Allerheiligste geschritten, die Stufen hinauf zum opferbeladenen Altar, und waltet nun feierlich seines Amtes als höchster Priester. Infolge der Unmittelbarkeit, mit der die Bewegungen gesehen und gegeben sind, liegt etwas Geisterhaftes darin, wie er, gleichsam mitten in dieser großen Gebärde der Huldigung vom Zauber gerührt, nun jahrtausendelang festgebannt, mit dem erhobenen Zepter vor den goldenen Strahlen der Sonnenscheibe steht, in Andacht vor „dem einzigen Gott, außer dem es keinen andern gibt". Dicht hinter ihm sieht man auch seine Gemahlin die Sonne grüßen und seine kleinen Töchter, jungen Chorknaben gleich, sekundierend das Sistrum schwingen, während in der Ferne die Menge tief, tief in Anbetung den Rücken beugt. Dazu die wundervoll erhobenen Arme betender Frauen, die Suggestion feiner leiser Klänge durch kleine Musikinstrumente, lieblich gehandhabt von jungen Priesterinnen — ein Bild, dem der offizielle Götterkult in Theben an Ernst und Wahrhaftigkeit schwerlich zu vergleichen war.

Noch viel virtuoser aber, wie im Fluge der Bewegung erhascht, wirken die zahlreichen Darstellungen aus dem profanen Leben des Königs. Vor allem die große Ausfahrt. Er hat soeben den Palast verlassen. In verkleinertem Maßstab sieht man diesen mit seinem schimmernden Sonnenzeichen in einiger Ferne daliegen, leicht kenntlich an dem großen „Palastfenster", einer Art Balkon zwischen hohen schlanken, festlich bewimpelten Lotussäulen, von wo aus der König sich dem Volke zu zeigen pflegte, ähnlich der Segensloggia von Bonifaz VIII. am alten Lateran. Vor dem Palast nun hat sich ein glänzendes Schauspiel entfaltet. An der Spitze des königlichen Zuges sieht man Echnaton, in wundervoller Haltung auf kurzem zweirädrigem, sicher nicht sonderlich bequemem Wagen stehend, die federgeschmückten Vollblutrenner lenken, hinter ihm das Gespann der Königin, ein ebenso kühnes Bild, dann die Prinzessinnen mit etwas sanfteren Tieren, während die Begleiter, als wirksame Folie des Königspaars, sichtlich nur in krampfhaft vorgeneigter Haltung ihrer feurigen Rosse Herr werden können; und dieser ganze Wagenzug erscheint wie eingehüllt von einer Sturmwolke laufender Standartenträger und Krieger. Ein Schwung ist in allen diesen knapp gegebenen Gestalten, eine konzentrierte Begeisterung, ein glühender Glaube an die Herrlichkeit des Lebens im leuchtenden Zeichen der Sonnengüte, eine Lichtfreudigkeit, wie man sie vor der Griechenzeit nicht in der Welt gesucht hätte, und am wenigsten in Ägypten.

Dann wieder sieht man den König, wie stets ganz realistisch in äußerst charakteristischer Silhouette gegeben, behaglich im Gartenhause sitzen und seiner vor ihm stehenden Gattin die Schale hinhalten, in die sie ihm mit gewählt hochgehobenen Händen den Trank gießt, während die Töchter ihm dienstfertig Speisen, Salböl und Blumen bringen und junge Dienerinnen mit Harfen- und Lautenklängen sein Ohr erfreuen.

Ein andermal hält er, leicht auf seinen Stab gestützt wie ein griechischer Hirtenknabe, liebenswürdig im Lustwandeln inne, weil die Königin kommt, ihm eine Blume zu reichen. Die Bedeutung solcher Szenen, die ganz offenbar auf Echnatons eigne Angabe hin ausgeführt wurden, ergibt sich natürlich erst durch den Vergleich mit andern Darstellungen ägyptischer Herrscher. Man kennt diese ja zur Genüge aus den Sammlungen, und man braucht sich nur ihrer starren Leblosigkeit und ihrer ewig gleichen offiziellen Haltung zu entsinnen, wie das höfische Zeremoniell sie vorschrieb, um bei Echnaton in der natürlichen Darbietung der eignen Person die gleiche Freiheit und Unabhängigkeit von allem Herkommen zu erkennen wie in seinem Glauben und Denken.

Hand in Hand sitzt er mit der Königin bei großen Tributempfängen, anmutig umschlungen stehen die Prinzessinnen dabei; eifrig müssen sie ihm alle helfen, wenn es gilt, einen treuen Beamten durch reiche Geschenke zu belohnen. Weit vornübergeneigt steht dann der Pharao in huldvoller Geschäftigkeit auf dem Balkon des Palastes und schüttet mit vollen Händen auf den Günstling unten die goldenen Halsketten und andern Herrlichkeiten, die die königlichen Kinder her-

beitragen, und die seine Gattin ihm reicht. Da werden alte Chroniken lebendig, man weiß plötzlich, wie man sich die Ehrung Josephs vorzustellen hat, und wie in alter Zeit die draußen harrende Menge das „Lob-singen und Preisen" gewissermaßen als Amt in drastischer Mitfreude auszuführen pflegte.

Gewiß, das Heer der Schreiber daneben, die eifrig gebückt solche Vorgänge genau auf-notieren, beweist, wieviel von dem Jubel des tanzenden Volkes auf altägyptische Servilität vor dem „göttlichen König" zu schieben ist, so-wie auch die Anpassungsfähigkeit der Großen in Echnatons Umgebung gelegentlich deutlich zu Worte kommt, wenn zum Beispiel sogar der General des königlichen Heeres sich offen-bar augendienerisch rühmt: „Mein Herr hat mich befördert, weil ich seine Lehre ausführte und sein Wort ohne Unterlaß höre; wie glück-lich ist der, der die Lehre des Lebens hört."

Aber daraus folgt nur, daß Echnaton wahrscheinlich viel einsamer und isolierter dastand, als er selber wußte, Niemand kann sagen, ob auch nur seine Nächsten und Ver-trautesten die Heiterkeit seines Sonnenglau-bens erfaßten, die sich uns schon aus der bloßen Tatsache ergibt, daß sich in den Grab-stätten von Achet-Aton keinerlei fratzenhafte Schreckbilder gefunden haben, keine Amulette, nichts, was der tief eingewurzelten Furcht vor dem Jenseits noch irgend hätte Vorschub leisten können. Für dumpfe Beklemmungs-vorstellungen war kein Raum in der neuen Lehre. Es ist nicht abzusehen, was aus der ägyptischen Kultur und damit der Gesamt-entwicklung der Menschheit hätte werden kön-nen, wenn es Echnaton gelungen wäre, sein Volk wirklich von der Augenbinde des Über-kommenen zu befreien. Wenn damals schon eine in seinem Sonnenkult angestrebte reine Naturbetrachtung eingesetzt hätte, die in den realen Segnungen des Daseins, in Licht, Wärme, Wachstum, Gedeihen, ja im Ge-schenk des Lebens selbst, wahrere Wunder erlebte, als die immer von Nebenabsichten mit beeinflußte Phantasie der Menschen zu verheißen oder anzudrohen wußte.

Wieviel von Echnatons Weltanschauung von ihm selbst gefunden und allein errungen war, darüber lassen sich natürlich nicht ein-mal Vermutungen aufstellen. Neu war ja die Verehrung der Sonne nicht. Nur die Form, in der sich bei Echnaton reale Natur-beobachtung mit tiefem religiösem Empfinden verbindet — wir haben in einem Hymnus des Königs ein ausführliches Zeugnis da-für — und die philosophische Uninteressiert-heit und Lauterkeit dieser Lehre, ihr Anspruch auf universelle Gültigkeit, unterscheidet sie merklich von andern antiken Kulten.

Freilich, um eine volkserzieherische neue Moral handelt es sich nicht, ethische Kon-sequenzen hat Echnaton nicht gezogen — darin war der persische Sonnenkult dem sei-nen weit überlegen —, es handelt sich nur um ein neues Weltbild und erstaunlicher-weise um eine Weltanschauung, die wir Heutigen gut verstehen; denn dieser alte Ägypter ist bereits auf dem Wege, den Men-schen zu sehen wie wir: abhängig — soweit unser Erkennen reicht — von der großen Natur, bestimmt durch ihre Bedingungen, verfallen ihren Gesetzen, aber auch reich be-schenkt von ihrem Segen, ein Geschöpf, dem es nicht zusteht, sich zu beklagen, sondern in der reinen Anschauung höheren Machtwaltens im weiten All eines dienenden Glückes teil-haftig zu werden.

So etwa redet die Empfindung aus dem von Echnaton selbst gedichteten Sonnenhym-nus. Es war in der Tat eine große Ent-deckung, als man in Achet-Aton diesen Hym-nus fand, eine hochwillkommene Ergänzung zu den bildlichen Darstellungen, ein ausführ-liches Dokument seiner philosophisch-religiösen Überzeugungen! Aus vorbiblischer Zeit ein Hymnus auf den einzigen wahren Gott aller Welt! Ein Lobgesang an einen Gott, der des Hühnchens im Ei mit gleicher Liebe ge-denkt wie des Menschen; der keinen Unter-schied macht zwischen dem mächtigen Ägypten und dem verachteten Nubien; der in seiner Gerechtigkeit für die Fremdländer, die keinen Nil haben, einen Nil am Himmel erschafft, den Regen!

Wahrscheinlich war der Kosmopolit in Echnaton den stolzen Ägyptern das größte Ärgernis. Aber auch abgesehen davon, was konnte eine Lehre, die sich in andächtiger Bewunderung des gemeinhin Selbstverständ-lichen erschöpft und darüber hinaus keine Mysterien zu verkünden hat, einem mit sei-nem Aberglauben stark verwachsenen Volke bieten? Sie rechnete nicht mit dem mensch-lichen Bedürfnis nach Trost, Hilfe oder Vor-teil, denn sie entstammte weder der Qual noch der Begehrlichkeit, sie war kein Zeugnis menschlicher Armut, sondern der notwendige

Ausdruck ungewöhnlichen seelischen Reichtums. Ein Überschwang von Bewunderung, Liebe und Dank lag bei Echnaton der Vergöttlichung des schönsten Himmelsgestirns zugrunde und führte ihn zu einem Enthusiasmus dieses Kultes, wie er nur in einem sehr sensiblen und sehr vornehmen Gemüt dauernd das ganze Leben beherrschen kann.

Vielleicht mag man bedauern, daß dieser Hymnus noch manche wichtige Frage offen läßt, daß ihm unter anderm jede Stellungnahme zum Jenseitsglauben fehlt. Aber trotz einigen Einschränkungen wird man für den königlichen Wahrheitssucher Ägyptens, dem es ernster war um den Kampf mit den Dunkelmännern seiner Zeit als mit allen Feinden des Auslandes, und für sein im Auszug hier folgendes **Sonnenlied** die innerste Anteilnahme haben müssen und jeden neuen Fund in El-Amarna, der die kostbare Hinterlassenschaft Echnatons bereichert — z. B. den kürzlich im Berliner Museum aufgestellten äußerst feinen Kopf Echnatons, der aus einer neu ausgegrabenen Bildhauerwerkstätte in El-Amarna stammt —, mit mehr als bloßem Kuriositätsinteresse begrüßen.

König Echnatons Sonnengesang

Dein Aufleuchten ist schön am Rande des Himmels,
Du lebender Aton, der zuerst lebte!
Wenn du dich erhebst am östlichen Rande des Himmels,
So erfüllst du jedes Land mit deiner Schönheit.
Denn du bist schön, groß und funkelnd, du bist hoch über der Erde;
Deine Strahlen umarmen die Länder, ja alles, was du gemacht hast.
Du bist Râ, und du hast sie alle gefangengenommen;
Du fesselst sie durch deine Liebe.

Wenn du untergehst am westlichen Rande des Himmels,
So liegt die Welt im Dunkel, als wäre sie tot.
Sie schlafen in ihren Kammern, ihre Häupter sind verhüllt,
Und keiner sieht den andern.
Gestohlen wird alle ihre Habe, die unter ihren Häuptern liegt,
Ohne daß sie es wissen.
Jeder Löwe kommt aus seiner Höhle,
Alle Schlangen stechen.
Dunkel herrscht, es schweigt die Welt;
Denn der sie schuf, ist am Himmelsrande zur Ruhe gegangen.
Hell ist die Erde, wenn du aufgehst am Himmelsrand,
Sie waschen sich und nehmen ihre Kleider;
Ihre Arme erheben sich in Anbetung, wenn du erscheinst,
Alle Menschen tun ihre Arbeit.
Alles Vieh ist zufrieden mit seiner Weide,
Alle Bäume und Pflanzen blühen,
Die Vögel flattern über ihren Sümpfen,
Und ihre Flügel erheben sich in Anbetung zu dir.
Alle Schafe hüpfen auf ihren Füßen,
Alle Vögel — alles, was flattert —,
Sie leben, wenn du über ihnen aufgegangen bist.
Das Küchlein piept schon in der Schale,
Du gibst ihm Atem darin, um es zu beleben.
Wenn du es vollkommen gemacht hast,
So daß es die Schale durchbrechen kann,
So kommt es heraus aus dem Ei,
Um zu piepen, so viel es kann.
O du einziger Gott, dessen Macht kein andrer hat,
Du schufst die Erde nach deinem Begehren.
Die Länder Syrien und Nubien
Und das Land Ägypten.
Du setzest jedermann an seinen Platz
Und gibst ihnen, was sie bedürfen.
Ihre Zungen reden mancherlei Sprache,
Auch ihre Gestalt und Farbe sind verschieden,
Ja, du unterschiedest die Menschen.

Du schufst den Nil in der Unterwelt,
Du führtest ihn herauf nach deinem Belieben,
Um die Menschen am Leben zu erhalten.
Du Tagessonne, du Furcht jedes fernen Landes,
Du schaffst auch ihr Leben.
Du hast einen Nil an den Himmel gesetzt,
Damit er für sie herabfalle
Und Wellen schlage auf den Bergen wie das Meer.
Wie herrlich sind deine Pläne, du Herr der Ewigkeit!
Der Nil am Himmel ist für die Fremdländer
Und für das Wild der Wüste, das auf seinen Füßen geht.
Der (wirkliche) Nil aber quillt aus der Unterwelt hervor für Ägypten.

Du bist in meinem Herzen,
Kein andrer ist, der dich kennt,
Außer deinem Sohn Echnaton.
Du hast ihn eingeweiht in deine Pläne und in deine Kraft.
Alle Augen schauen auf deine Schönheit, bis du untergehst.
Alle Arbeit wird beiseitegelegt, wenn du im Westen untergehst.
Seit du die Erde gründetest, hast du sie aufgerichtet für deinen Sohn,
Der aus dir selbst hervorging,
Den König, der von der Wahrheit lebt,
Den Herrn der Kronen Echnaton, dessen Leben lang ist,
Und die große königliche Gemahlin, die von ihm geliebte,
Die lebt und blüht für immer und ewig.



Max Uth: Sonnige Straße in Havelberg.

Die vier Ehen des Matthias Merenus

Roman von Karl Hans Strobl

V (Schluß)

„Ich kann also den Meister unter keiner Bedingung sprechen?“ fragte die Baronin Guth-Hainingen nun schon zum zehntenmal.

Und der Sekretär antwortete zum zehntenmal mit lämmerner Geduld: „Ich bedaure ungemein, Frau Baronin ... es ist unmöglich...“

„Also ... wann werde ich ihn sprechen können? Nachmittag ... oder am Abend, nach dem Konzert?“

„Ja, das ...“ sagte der Sekretär achselzuckend, „ich weiß nicht, wie Herr Wystrzianski seinen Tag eingeteilt hat. Es ist am besten, wenn Sie Ihre Adresse zurücklassen ... er wird Ihnen schreiben.“

Da schnob die Baronin grimmig durch die schöngeschweiften Nüstern: „Nein, mein Lieber, so lasse ich mich nicht abspeisen. Ich bin ihm aus Breslau nach Wien nachgereist ... auf die Gefahr hin, daß mein Mann zurückkommt und mich bei der Heimkehr erwürgt. Ich lasse mich nicht einfach fortschicken ... ich bin keins von euren süßen Wiener Mädeln — sagen Sie ihm das. Wenn ich beleidigt werde — bin ich zu allem fähig! Wenn ich erfahre, daß er mich fortschicken läßt ... während vielleicht eine andre bei ihm ist ... hören Sie ... es ist eine Dame bei ihm, nicht wahr?“ Und die Baronin erfaßte mit einem sehr rabiaten Griff das Handgelenk des Sekretärs.

Es war beängstigend schwül um sie herum, eine Wolke von Puder, Parfüm und Verwöhntheit, und dem armen Sekretär standen die Schweißtropfen auf der Stirn. „Ich schwöre Ihnen, Frau Baronin, es ist niemand drinnen als der Masseur. Und es ist ärztliche Anordnung, daß nachher niemand zu ihm darf. Sie wissen ja ... sein aufreibendes Leben...“

„Es ist gut!“ murmelte die Baronin, und ihr Blick wurde ganz steif vor lauter Nachdenken. Das Schweigen dauerte fünf Minuten, fünf endlose Minuten, während welcher die Nerven des Sekretärs Affentänze aufführten.

Dann erhob sich die Dame und öffnete das Handtäschchen aus violettem Leder mit den Goldbeschlägen. Eine Hundertkronennote kam zum Vorschein und wurde nach einem leichten Schwenken auf die schwarze Marmorplatte des Tischchens gelegt: „Also gut,“ sagte die Baronin, „ich wohne im Hotel Bristol ... und Sie werden es möglich machen, — verstehen Sie? — daß ich noch heute mit dem Meister sprechen kann. Ich erwarte Ihre Nachricht. Guten Tag, mein Lieber...“

Als sie schon an der Tür war, hatte sie den Eindruck, als sei es hinter ihrem Rücken nicht ganz geheuer. Sie war wider ihren Willen gezwungen, sich halb umzuwenden. Da stand der Sekretär und sah imposanter aus, als es sich ein Mensch in einer dienenden Stellung erlauben darf: „Pardon!“ sagte er, „Gnädige haben etwas vergessen!“ Und er kam auf die Baronin zu und überreichte ihr mit einer Verbeugung die Hundertkronennote.

„Geben Sie her!“ sagte sie wütend und riß ihm den Schein aus der Hand. Dann schlug sie die Tür zu, als sei sie nicht in Meister Wystrzianskis Wohnung im Grand Hotel Suisse, sondern zu Haus, und brummte in den Schatten des schwärzlichen Flaumes auf ihrer Oberlippe: „Idiot!“

Der Sekretär aber wischte sich den Schweiß von der Stirn, machte dreimal tiefe Kniebeuge mit Armehochstoßen, seufzte laut und begab sich in das Ankleidezimmer seines Herrn.

Meister Wystrzianski, der geniale Violinvirtuose, hatte wirklich niemand bei sich als den Masseur. Der war eben fertig geworden, ließ die Hemdärmel herab und zog den Rock an; der Meister saß schon vor dem Toilettenspiegel mit dem halben Hundert von Büchsen, Tiegeln, Tuben und Näpfen, aus denen eine Kognakflasche emporstrebte wie ein Kirchturm über die Geschäftigkeit des Alltags.

Der Meister war von einer wohlgepflegten Häßlichkeit, wirksam auf interessant stilisiert.

Nachdem er bis vor ein paar Jahren ein langlockiges, seidenweiches Wunderkind gewesen war, hatte er sich, als das nicht mehr ganz gut ging, mit einem Ruck ins Männlich-Charakteristische umgewandelt. Mit dem wirr-straffen Haar, der breiten Stirn, den vorstehenden Backenknochen, der aufgestülpten Nase, der gelben Farbe des Gesichts sah er aus wie ein tatarischer Beethoven.

„Na, ist sie endlich fort?" fragte er, als der Sekretär eintrat.

„Ich habe sie befördert!"

„Gott sei's gedankt!" Und der Meister packte den Kognakkirchturm und goß sich ein kleines Gläschen voll, das zwischen einer Haarpinzette und einer silbernen Nagelbürste bereitstand. Die langen dünnen Spinnenfinger klammerten sich mörderisch um den Hals der Flasche. Man hatte einen ungefähren Begriff, wie die einen Violinenhals umkrallen mochten. „Aber Sie, mein Lieber!... Sie lassen sich auch immer zuviel mit den Weibern ein. Sie stellen sich mit ihnen hin, als ob Sie für jede einen ganzen Tag Zeit hätten. Wohin kommt man denn da...?"

„Aber erlauben Sie..." wandte der Sekretär ein, „ich muß sie doch immerhin als Damen behandeln."

Der Meister hatte inzwischen zur Besänftigung seiner zerkneteten Magenwände noch zwei Kognaks genehmigt. Er sah seinen Sekretär mit unendlicher Überlegenheit an, wie ein sarmatischer Despot einen ganz, ganz kleinen Minister, dessen Kopf gar nicht so fest auf den Schultern sitzt. „Warum müssen Sie?... Wo steht das geschrieben, daß Sie müssen? Das ist nur ein altväterisches Vorurteil, das mit den Damen ... das können Sie ganz ruhig in den Winkel schmeißen. Die Weiber sind selber froh, wenn man sie nicht als Damen behandelt. Glauben Sie, daß ich sie als Damen behandle?... Na also! Aber Sie sind zuwenig energisch, mein Lieber..."

Der Masseur konnte mit dem Zusammenpacken seines Bündels nicht fertig werden. Herr Wystrzianski war so schön im Schwung, daß man noch sehr viel Amüsantes erwarten konnte. Der Sekretär aber sah das schadenfrohe Grinsen und wollte zurückweichen, um die peinliche Szene vor einem Dritten weltmännisch zu beenden: „Das ist schließlich Ansichtssache," meinte er mit krampfhaftem Lächeln, „die Hauptsache ist, daß ich doch endlich zu dem Resultat komme, das Sie wünschen ... ich schaffe sie Ihnen vom Hals."

„Psia krew! Aber Energie fehlt Ihnen doch," beharrte der Meister und stieß mit dem Fuße gegen ein zerknittertes Zeitungsblatt, das unter dem Toilettentisch lag. „Was haben Sie da wieder für einen Artikel geschrieben, mein Lieber? Was ist das für eine wunderbare Reklame, daß mich die Universität Czernowitz zum Ehrendoktor gemacht hat! Daraus kann man ein Feuilleton machen, einen Leitartikel, zwei Leitartikel. Was machen Sie? Achtzehn Zeilen! ‚Unserm Meister Wystrzianski wurde usw.' So schreibt der kleine Moritz, aber nicht der Sekretär von mir. Glauben Sie, daß ich mir deshalb einen Sekretär halte, der Journalist gewesen ist? Das trifft der Sonnenschein auch ... und der macht es mir vielleicht gratis."

Der Sekretär hatte eine stolze Tat hinter sich. Aber nun war alle Gehobenheit dahin, alle männliche Zufriedenheit war ausgelöscht, das Selbstbewußtsein aufs Rad geflochten.

„Was können Sie mir sagen?" fragte der Meister und trank einen Siegeskognak. Er freute sich jedesmal, wenn er diese anmaßende Intelligenz gedemütigt hatte.

Aber er bekam diesmal nur ein Achselzucken zur Antwort.

Inzwischen war der Masseur doch endlich fertig geworden und hatte keinen Vorwand mehr zu längerem Zögern. „'fehl mich Ihnen, Herr von Wystrzianski," sagte er mit einem verwegenen Kratzfuß, den er nur bei ganz hervorragenden Kundschaften anwendete.

Der Meister wandte sich, lächelte leutselig und sagte mit ausgesucht melodischem Tonfall: „Adieu, mein lieber Swoboda ... also morgen wieder, so wie heute ... nicht wahr?"

Es war eine Weile unbehaglich still. Dann sagte der Sekretär: „Ich möchte Sie doch bitten, Herr Wystrzianski ... wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sagen Sie es mir unter vier Augen ... aber nicht, wenn ein Dritter dabei ist!" Das Ausrufungszeichen am Ende dieses Satzes war so schwer wie eine Eisenstange und wurde so heftig in die Gehirnwindungen des Meisters festgerammt, als solle es bis zum jüngsten Tage stehenbleiben.

„So...!" schrie er erbost, „Sie wollen mir Vorschriften machen, wie ich mich be-

nehmen soll? Psia krew, bin ich der Herr da, oder sind es Sie? Das wär' noch schöner! Wenn ich Ihnen was zu sagen hab', so sag' ich's Ihnen, wann es mir paßt, verstanden?"

Da ging der Sekretär, wie immer am Ende solcher Auftritte, wortlos hinaus. Der Meister aber tobte noch eine Weile planlos zwischen Büchsen, Näpfen und Tiegeln, schmiß Bürstchen und Pinsel durcheinander und ließ noch eine Anzahl von Beruhigungskognaks folgen. Dann aber kam er langsam aus dem sarmatischen Furioso in eine mitteleuropäische Wohltemperiertheit, beendete seine Toilette, hob zuletzt die zusammengeknüllte Zeitung auf, strich sie glatt und legte sie auf den Tisch. Als Zeichen des neuen Bundes.

Als er herauskam, saß der Sekretär an seinem Tisch und schrieb. Der Meister trat hinter ihn, tippte ihn auf den Rücken und reichte ihm seine Zigarrentasche über die Schulter. „Zigarette gefällig?"

„Danke!"

„Nehmen Sie! Bitte, nehmen Sie... Und, das vorhin ... entschuldigen Sie! Sie wissen doch, wie ich bin. Ich mein's nicht so. Auf Wiedersehen, Herr Merenus!" —

Matthias Merenus schrieb nicht lange. Der Meister mochte kaum auf der Straße sein, da warf Matthias die Feder hin, riß die eben angezündete Zigarette aus dem Munde, betrachtete sie gehässig und stopfte sie dann in den Rachen eines marmornen Krokodils, das briefebeschwerend vor ihm lag. Dann ballte er zwei Fäuste in die Luft, irgendwohin, gegen Gott und die Menschheit. Und als ihm auf diese wütende Gebärde etwas wohler wurde, nahm er Hut und Überrock und ging auf die frühlingstrunkenen Straßen Wiens.

Zuerst saß er noch an seinem Verdruß fest, wie die Bohrmuschel an ihrem Pfahl, aber dann kamen Mächte, die ihn langsam loslösten. Der Apriltag hatte eine so schimmernde, wangenweiche, leichtfertige Luft, daß es Matthias war, als müßte jetzt gleich das ganze steinerne Straßenwerk zu grünen und zu blühen anfangen. Dahinten lagen sechs Monate, gestopft voll mit Konzerten und Reklamenotizen und Hetzjagden von einer Großstadt zur andern, der ganze Greuel einer Virtuosensaison. Aber nun war der Wiener Frühling da, und die Frauen hatten alle einen so leichten Schritt, und die jungen Männer waren alle so voll Zuversicht. Matthias begriff nicht, wie es Menschen gab, die an einem solchen Tag in ein Konzert gehen mochten, wenn es auch ein Konzert Wystrzianskis war. An einem solchen Tage hatte man nirgendwo was zu suchen als im Prater, und wenn es in Wien noch einen einzigen großzügigen, verständigen Staatsmann gegeben hätte, so hätte er an diesem Tage den österreichischen Staatsstreich ausführen müssen. Ganz Wien in den Prater laden zu Freibier und Gulasch und Würsteln, und überall Zigeunerkapellen mit freiem Eintritt, und für die Kinder den ganzen Wurstelprater öffnen, alle Ringelspiele und Berg- und Talbahnen und Grottenfahrten und geheimnisvollen Schlösser ganz umsonst, und wenn dann noch jede Köchin ein halbes Dutzend Taschentücher und jeder Soldat eine Virginia bekam, so hätte es mit dem Teufel zugehen müssen, wenn da die österreichische Völkerversöhnung nicht zustande gekommen wäre.

So dachte Matthias Merenus, und die Wiener Luft hatte das Gefühl der Demütigung gesänftigt und die Beschämung ganz in den Hintergrund gedrängt. Aber das Schicksal hatte schon eine Pflugschar in Bereitschaft, um Matthias' Brust aufzuwühlen, und Saatkörner, sie darin zu versenken.

Zuvor aber hatte Matthias noch eine sentimentale Anwandlung. Das war sein Wien, die Stadt der Lieder ... der alte Stephansturm, Duliöh ... und er hatte niemand an seinen überquellenden Busen zu drücken. Während sich in der ganzen ungeheuren Stadt Mensch zu Mensch fand, blieb er der einsame Spatz, in herbstlicher Ruppigkeit inmitten der allgemeinen lenzlichen Vergnügtheit. Ein paarmal war er nahe daran, irgendein Mädel auf der Straße anzusprechen, recht keck, wie man es in Wien gern mochte, unter irgendeinem lustigen Vorwand. Aber dann blieb er vor einem Friseurladen stehen, der links und rechts vom Eingang blitzblanke Spiegel hatte. Und die beiden Spiegel winkten ihm eine Warnung zu: sie zeigten ihm unter dem Hutrand und neben den Ohren zwei graugesprenkelte Haarpartien. Das war keine neue Entdeckung, aber an diesem Tage, im apriltollen Wien, im Bereich des Stephansturmes wirkte sie ganz ungemein niederdrückend. So ging

Matthias Merenus unentschlossen an den schönsten Gelegenheiten, seine Einsamkeit zu beenden, vorüber und wagte nicht einen einzigen Blick auf sich zu beziehen. Und so kam er in den Prater hinaus und ins zweite Kaffeehaus, und weil er die holde Gegenwart nicht zu gewinnen verstanden hatte, so setzte sich jetzt die Vergangenheit mit ihm an einen kleinen Tisch und erzählte ihm eine Geschichte von einem weißgekleideten Mäderl mit einem Lebkuchenherzen und einem bunten Ballon, und eine andre von einer allzu schönen Frau, die ihm mitten im Balkan davongefahren war.

Es traf sich aber, daß gerade in diesen Apriltagen ein Preßkongreß in Wien stattfand. Das heißt, es waren eine Menge von Journalisten aus allen Windrichtungen zusammengekommen, hatten sich festlich empfangen und bewirten lassen und lobten zum Dank dafür die Gastfreundschaft der Stadt Wien, ihre schöne Umgebung, ihr gutes Wasser, ihre liebenswürdigen Frauen und was es sonst noch an einer Stadt Rühmenswertes geben mag. Die drei Herren, die da an einem Tisch unweit von Matthias Merenus saßen, kamen von einem etwas ausgedehnten Frühschoppen im Rathauskeller und tranken schwarzen Kaffee, um die Mischung von Gumpoldskirchner, Kaviar und Höflichkeit besser zu verdauen.

Und als Matthias nichtsahnend den Kopf erhob, begegnete er dem Blick eines von den dreien. Und da hörte er auch schon, wie sein Name genannt wurde: „Matthias Merenus! Bei allen Heiligen ... es ist Matthias Merenus!"

Es gab keinen Rückzug mehr, der Mann, der ihn erkannt hatte, war Steinitz, der einstige Redaktionskollege aus Leipzig, und die beiden andern Berndonner und Doktor Aufwärmer, der ehemalige Trabant aus Blankenberghe. Matthias wurde an den Tisch herangezogen und saß zwischen Doktor Aufwärmer und Steinitz und kam sich vor wie Saulus unter den Propheten.

„Sie sind auch beim Preßkongreß?" fragte Steinitz. „Ich habe Sie noch gar nicht gesehen."

Matthias lief es mitten im warmen Sonnenschein kalt über den Rücken, er fühlte Meister Wystrzianskis Spinnenfinger im Genick. Aber Doktor Aufwärmer, der ihn so unheilvoll wissend und fremd betrachtete, nahm für ihn das Wort: „Herr Merenus ist nicht mehr Journalist ... nicht wahr? Wenigstens nicht im eigentlichen Sinne..."

„Was sind Sie denn?" fragte Berndonner mit der robusten Gesundheit eines vom Alkohol unbeeinflußten Gemüts.

Und wieder antwortete Doktor Aufwärmer für ihn: „Sie sind doch wohl noch Sekretär des Violinvirtuosen Wystrzianski?" Er schien wirklich alles zu wissen, der Schreckliche, und er sagte es mit einer solchen niederträchtigen Berliner Rücksichtslosigkeit heraus, daß Matthias erstarrte.

Steinitz sah den Leipziger Kollegen bedauernd an und sagte nur: „Oh!"

„Na ... wissen Sie, das wäre nicht mein Geschmack," meinte Berndonner mit dem Nachdruck eines gestempelten Amtszeugnisses.

Da war es heraus. Und man wußte, daß der Dichter der „Unerprobten" sehr heruntergekommen war, von der Anwartschaft auf die Literaturgeschichte in das Vorzimmer eines Violinvirtuosen. Matthias kam sich zwischen diesen Erprobten wirklich ganz unwürdig vor, denn Steinitz und Aufwärmer waren zu Chefredakteuren ihrer Blätter aufgestiegen, und Berndonner hatte sogar einen noch höheren Flug genommen und saß nun im Dramaturgenstuhl des Wiener Volkstheaters, mit der Hoffnung, bei Glück und gutem Wetter einmal irgendwo Direktor zu werden.

Da ging der Pflug mitten durch Matthias' Herz. Er lächelte schmerzlich-schüchtern, als wolle er um Verzeihung für sein Dasein bitten: „Ich habe mir ja alle Mühe gegeben, es hat mir nichts gelingen wollen ... es sind furchtbar viele Menschen auf der Welt. Sie wissen ja, was Hebbel sagt, meine Herren, daß die großen Talente von Gott und die kleinen vom Teufel sind ... ich habe halt nur ein ganz kleines Talent ... was soll man tun? Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich in meiner Stellung sehr wohl fühle. Ich empfinde es ja selber sehr peinlich ... so als ... so als... Aber, irgendeine Beschäftigung muß man doch haben."

Berndonner nickte mit seinem ernsthaften Gesicht, das jeder Dramaturg machen muß, wenn Hebbel angerufen wird. Steinitz aber, dem sein Gefühl eingab, man dürfe es nicht so weit kommen lassen, daß Merenus am Ende von des Lebens Notdurft zu sprechen begann, versuchte einen andern Kurs: „Was

hören Sie von Ihrer ehemaligen Gattin? Sie haben uns ja die Überraschung bereitet, Frau Asta noch ein zweites Mal zu heiraten und sich noch ein zweites Mal scheiden zu lassen."

Doktor Aufwärmer lächelte: „Und noch ein drittes Mal ... lieber Steinitz! Noch ein drittes Mal. Nur war es da mehr interne Angelegenheit — ohne europäischen Widerhall. Frau Asta hat diesmal nicht aufgehört, sich öffentlich Vera Norden zu nennen." Er wußte wirklich alles, dieser teuflische Zeitungsmensch, der da im Gehirn Deutschlands saß und jedes Schicksal zu verfolgen schien.

Steinitz starrte Matthias an wie ein Weltwunder: „Und so was läuft noch frei herum?" schrie er, daß das ganze Wiener Leben für einen Augenblick stillzustehen und herüberzulachen schien. Und da lachten auch die drei an Steinitz' Tisch, der erhabene Doktor Aufwärmer, der wichtige Berndonner und der geschundene Matthias Merenus. Und nach diesem Lachen war keine Rede mehr davon, daß Matthias aus dem Bannkreis der Erfolgreichen hätte weichen müssen oder dürfen. Er blieb, und immer lichter wurden die Schleier der Befremdung, bis man unter ihnen wieder den ganzen guten Kerl sah, dem man einst mit freundlicher Zuneigung angehangen hatte. Wenn er sein Leben verfahren hatte, so war es nicht Nichtsnutzigkeit gewesen und Liederlichkeit, sondern Ungeschick, und überhaupt ging das niemand etwas an.

Und als man dann auf dem Kahlenberg saß und der Klosterneuburger seine allerschönsten Goldlichter spielen ließ, da hatte das gutmütige, kinderherzige Wien, das da unten ausgebreitet lag, allenthalben gesiegt, und kein Mensch dachte mehr daran, einen Unterschied zu machen zwischen Bewährten und Unbewährten.

Eine Weile später zog Matthias seine Uhr und sagte: „Donnerwetter ... aber jetzt muß ich hinunter ... zum Konzert. Der Wystrzianski will, daß ich immer dabei bin; ich komme ohnehin schon zu spät ..."

„Ach was," sagte Steinitz, „der Wystrzianski wird ohne dich auch spielen können. Er hat doch den Sonnenschein, der bei der Kassa sitzt ... und das ist die Hauptsache ..."

Und da war Matthias Merenus schon so voll wienerischen Leichtsinns, daß das Duliöh ganz obenauf war, und daß er sitzenblieb, bis es gegen Mitternacht ging. Als man sich endlich die verschiedenen Heurigenschenken an der Straße entlang bis Nußdorf hinuntergetrunken hatte, da umarmte Berndonner angesichts der letzten Elektrischen den Freund Matthias mit Tränen im Auge und sagte: „Wien ist eine Stadt ohne Grundsätze ... du darfst es niemand sagen, daß du mich heute Wein trinken gesehen hast ... verstehst du! Und wenn du ein Stück hast, von dem du dir etwas versprichst, so bring mir's."

„Aber das Stück muß alkoholfrei sein," sagte Steinitz, „sonst nimmt er's nicht ..."

Matthias kam im Zustande schönsten seelischen Gleichgewichts in das Grand Hotel Suisse. Zu unterst lag ein fester Entschluß, und darüber war Fröhlichkeit und Zuversicht gebreitet. Und das ganze System glich einem unüberwindlichen Stehaufmandl.

Daran änderte auch die Schreckensnachricht nichts, mit der ihn der Nachtportier empfing. Es hatte sich etwas Fürchterliches zugetragen. Nach dem Konzert war Herr Wystrzianski in Begleitung eines Herrn und zweier Damen, lachend und in bester Laune, ins Hotel gekommen, um zu soupieren. Aber da war plötzlich eine dritte unbekannte Dame, die ihn seit einigen Minuten in der Halle erwartet hatte, vorgesprungen, hatte wie rasend auf ihn losgeschrien, ihn mit wilden Vorwürfen überhäuft, hatte die eine der Damen mit dem Sonnenschirm ins Gesicht geschlagen und schließlich den Inhalt eines Fläschchens über Wystrzianski ausgegossen, so daß sich augenblicks ein abscheulicher Geruch verbreitet hatte. Herr Wystrzianski hatte geschrien: „Ich bin vergiftet!", und war umgesunken. Auch die geschlagene Dame und zuletzt die Angreiferin selbst waren ohnmächtig geworden. Es hatte sich aber herausgestellt, daß der Inhalt des Fläschchens nur Ammoniak gewesen war, eine Flüssigkeit, die zwar unangenehm riecht, aber sonst ungefährlich ist. Die fremde Dame war dann von der Rettungsgesellschaft unter Polizeiassistenz ins Hotel Bristol befördert worden.

Matthias Merenus nickte zu dem Bericht immer nur mit dem Kopfe, sagte „Ja! Ja!" und ging dann, nicht ohne einiges Vergnügen über die ausgleichende Gerechtigkeit des Himmels, auf sein Zimmer.

Er schlief tief und traumlos bis in einen krafterfüllten Morgen hinein. Nachdem er

seine geliebten Wasserkünste vollführt hatte, ging er in den Frühstücksraum, rasch und erwartungsvoll wie ein Jüngling von zwanzig Jahren. Im Briefkasten steckte ein Brief für ihn. Ein amethystfarbener länglicher Brief mit dem Poststempel München.

Die Teekanne zeigte auf ihrer Silberwölbung ein sehr absonderlich umgedrehtes Stück des Frühstückssaales, die Butter glänzte morgenfrisch, von Wassertropfen überperlt, auf ihrem gerippten Glastellerchen, die Wasserkaraffe war von einem Atem der Kühle umhaucht. Einzelne Gäste saßen an den runden Tischen, da und dort, und blätterten in den Morgenzeitungen. Es raschelte wie ein leichter Neugierswind durch den Raum. Die ganze Welt sah ungemein aufgeräumt und tatenlustig aus.

Matthias Merenus schnitt den Brief mit dem Buttermesser auf und las:

Verehrter Meister!

Sie sollten sich schämen ... ich weiß, ich setze mich der Gefahr aus, daß Sie meinen Brief aus der Hand legen und nach dieser Einleitung nicht weiterlesen. Daß Sie sich denken: Frecher Fratz!, und auf diese Weise den reizendsten Brief, den eine zwanzigjährige junge Dame jemals geschrieben hat, niemals kennen lernen. Ich bin zwanzig Jahre alt, mein Herr, bin blond, habe gute Zähne, Handschuhnummer 6 1/2, Schuhe Nr. 37, trage nur durchbrochene Strümpfe, spiele kein Klavier, kann nicht Französisch, war schon dreimal verliebt, einmal mit Küssen, habe grüne Augen und gegenwärtig elf Verehrer, darunter einen ernsten. Ich kann doppelte Buchhaltung, Stenographie und betreibe jede Art von Sport, bis auf Tennis, das mir zu blöd ist. Ich bin entschlossen, wenn ich jemand finde, den ich liebe, und wenn es mir zu Hause nicht mehr paßt, durchzugehen und mich durch die Welt durchzuschlagen. Glauben Sie aber um Gottes willen nicht, daß ich mich Ihnen interessant machen will oder es am Ende wirklich bin. Keine Rede. Ich stelle mich Ihnen nur ergebenst vor — Knix! So —, und wenn Sie nun doch bis hierher gelesen haben sollten, so sage ich es noch einmal, wie oben: Sie sollten sich schämen! Alles großgeschrieben! Und jetzt fragen Sie natürlich: Warum? Oder sagt es Ihnen vielleicht schon Ihr Gewissen? Ich will es Ihnen sagen: Ist es nicht eine Affenschande, daß Matthias Merenus, der Dichter der „Unerprobten“, schon seit Jahren nichts von sich hören läßt? Kennen Sie Herrn Matthias Merenus? Ich will Ihnen sagen, wer er war: ein junger Mann, der ein Stück geschrieben hat, das die Aufmerksamkeit Deutschlands und der umliegenden Ortschaften auf sich zog, ein sogenannter Stern, eine Hoffnung. Und sein Stück war bei allen Schwächen — Sie sehen, ich wahre mir mein kritisches Bewußtsein — voll hinreißender Größe in Einzelheiten, menschlich bedeutsam, aus dem Zeitbewußtsein hervorgequollen und darum mit Ansprüchen begabt, dauernd zu wirken. Noch geht es hier und da über die Bühnen. Unlängst ist es in München gegeben worden. Bertram Prutz, der berühmte Berliner, hat den Andreas Beilauf gespielt. Bertram Prutz ist heute ein Mann in den besten Jahren, und der Beilauf war seine erste größere Rolle, mit der er auf seine Begabung aufmerksam gemacht hat. Packt Sie diese Betrachtung nicht mächtig an? Und im Parterre saß eine zwanzigjährige Dame und war hingerissen von Prutz und den „Unerprobten“ und ihrem Dichter Matthias Merenus. Und wollte nach der Vorstellung mehr von Matthias Merenus wissen und noch andres von ihm lesen. Aber da hieß es, dieser Dichter hat nichts mehr geschrieben und ist jetzt Sekretär beim Violinvirtuosen Wystrzianski, derzeit in Wien. Wissen Sie, daß ich da sehr rot geworden bin? Aber dann dachte ich, vielleicht hat es diesem Dichter bloß an einem Menschen gefehlt, der ihm gesagt hätte: Ich bekenne dich, ich glaube an dich. Er hat sich einem andern untertan gemacht, nun müßte jemand kommen und ihn zu sich selbst erlösen, durch dieses Wort: Ich glaube an dich, ich weiß, es sind noch Kräfte in dir, die wirksam werden können. Es ist ein Wünschelrutenwort, und alle verborgenen Quellen beginnen zu rauschen. Lächeln Sie nicht müde und entsagend, verehrter Meister! Ich bin noch jung genug, um mich begeistert zu jemand zu bekennen, aber nicht mehr jung genug für eine Backfischschwärmerei. Noch eins: ich habe mir Ihr Bild verschafft — aus einer alten illustrierten Zeitung. Es steht, auf Karton geklebt, auf meinem Schreibtisch. Vielleicht verliebe ich mich doch noch — es glaubt sich dann noch besser. Und wenn Sie wirklich bis hierher

gelesen haben, vielleicht schreiben Sie dann hauptpostlagernd München unter dem Namen, den ich bei Matthias Merenus zu führen wünsche: die „Unerprobte".

Matthias legte den amethystfarbenen Brief neben den Butterteller und starrte in die silberne Wölbung der Teekanne. Und er sah ein dummes, glückstrahlendes Gesicht, maßlos in die Breite gezogen, wie der Watschenmann im Prater. Und das war offenbar dieser Matthias Merenus, von dem in dem amethystfarbenen Brief die Rede war und zu dem eine blonde Dame von zwanzig Jahren „Verehrter Meister!" gesagt hatte. Auch „Meister", wie zu dem p. t. Herrn Wystrzianski gesagt zu werden pflegte. Da war es ihm, als wären seine Gedanken bisher noch gar nicht aufgegangen gewesen, und erst dieser Brief habe den Sauerteig in die Masse getan, daß nun ein ungestümes Gären und Wachsen war.

Der Oberkellner kam lautlos heran und flüsterte Matthias Merenus devot gekrümmt über die Achsel zu, Herr Wystrzianski habe nach ihm geschickt, und er möge sofort auf dessen Zimmer kommen.

Aber Matthias aß ruhig sein Frühstück mit vielem Appetit, und erst nach der zweiten Tasse Tee und der dritten Buttersemmel ging er — wie ein siegesgewisser Gladiator in den Zirkus.

Herr Swoboda war schon da, und Wystrzianski lag knetbereit, mit einem Lendentuch umgürtet, auf dem Sofa. Als Matthias eintrat, sprang der Virtuose mit sarmatischer Leidenschaftlichkeit von seinem Lager. Und nun wurde das Zimmer im Grand Hotel Suisse zur Arena.

„Herr," schäumte er, „wo waren Sie gestern abend?"

Matthias sah ihn mit milder Nachsicht an: „Ich habe alte Freunde getroffen ... und bitte Sie, zu entschuldigen..."

Wystrzianski schnappte wie ein Karpfen nach Luft: „Was entschuldigen...? Sie haben Freunde getroffen? ... Sehr gut! ... Und Ihre Pflicht? Ihre Pflicht vernachlässigen Sie darüber. Es ist Ihre Pflicht, zugegen zu sein ... und mich zu unterstützen... Sie sind schuld an dem Skandal! ... Sie hätten wissen müssen ... was dieses Frauenzimmer vorhatte ... Sie hätten sie beobachten müssen ... nicht? Und sie zurückhalten... Das haben Sie alles nicht getan..."

Und Wystrzianski schüttelte die Fäuste, rollte die Augen und begann dann in seiner wohlgepolsterten Nacktheit rund um den Tisch zu laufen, als trainiere er sich für irgendwelche athletischen Spiele.

Matthias sah ihm eine Weile zu und sagte dann: „Sie scheinen mit mir unzufrieden zu sein!"

Da tat Wystrzianski einen Satz, als sei er auf einen Glasscherben getreten: „Ich scheine? ... Also scheint es, daß ich scheine ... haben Sie das auch bemerkt?"

Matthias blieb kühl und gelassen. Verehrtester Meister! sang es in ihm. Eine Wünschelrute hatte ihn berührt und seine verborgenen Kräfte entzaubert. „Es tut mir leid ... aber ich habe keine Lust mehr, Ihnen als Leporello zu dienen und Ihre Liebesaffären auszutragen. Ich bin mir zu gut dazu, Reklamenotizen zu machen und die Trompete Ihres Ruhmes zu sein."

Der nackte Meister unterbrach seinen Dauerlauf und trat so nahe an Matthias heran, daß es diesem war, als verspüre er noch den Hauch jenes harmlosen, mißduftenden Stoffes, den gestern eine zornmütige Frau über ihn ergossen hatte. „Waaas?" brüllte er.

„Ich bitte Sie um meine Entlassung!" Und lächelnd fügte Matthias hinzu: „Wir sind ja nicht miteinander verheiratet."

„Nein! Sind wir nicht..." keuchte Wystrzianski. „Übrigens: darauf ist es Ihnen ja niemals angekommen. Das war für Sie niemals ein Hindernis."

„Nein," sagte Matthias, „wenn ich zur Erkenntnis gekommen bin..."

Da sprang Wystrzianski mit einem Satz aus der Mitte des Zimmers auf das Knetsofa, daß drei Spiralfedern mit metallischem Klang entzweibrachen. Zuerst war es ganz still. Eine Fliege summte gegen das Fenster, die elektrische Klingel im zweiten Stock spielte dreimal, jemand ließ auf dem Gang etwas Gläsernes fallen. Wystrzianski wandte den Kopf und sah aus wie ein Kosakenhauptmann mit Zahnweh: „Sie sind noch hier ... so gehen Sie doch... Sie können sofort gehen, selbstverständlich wenn Sie wollen ... sofort..."

Matthias machte eine Verbeugung und begab sich auf sein Zimmer; da war ein großer Koffer, und auf dessen Grunde lag,

wie der Niederschlag vergangener Jahre, eine Schicht von Manuskripten. Nach drei Stunden Suchens hatte er etwas gefunden. Es hieß „Der goldene Käfig" und war eine Komödie von Geld und Liebe und Ehe.

Und dieses Manuskript wickelte er in ein giftgrünes Konzertplakat von gestern abend, verließ das Haus und begab sich zu Hermann Berndonner, dem Dramaturgen.

Über seinem Haupte spürte er die Sterne seines Geschicks in einer unbändig günstigen Konstellation, und ein amethystfarbener Brief aus München hatte ihm das lieblichste Horoskop gestellt.

Es war ein richtiger Krach gewesen, kein vernünftiger Mensch hätte das leugnen können. Und es fiel auch niemand ein, es zu leugnen. Freilich: Wystrzianskis Virtuosentemperament hatte ihn fortgerissen, und nun war sein Herz von Reue angenagt. Sonnenschein hatte gut reden: „Lassen Sie ihn laufen, Herr Wystrzianski ... seien Sie froh, daß Sie ihn los sind ... wozu brauchen Sie ihn? Was Ihnen der Merenus gemacht hat, nebbich, mach' ich Ihnen auch! Is das a große Kunst? Wbo!" Sonnenschein hatte sicher den besten Willen. Aber er schrieb ein allzu östliches Deutsch.

Noch im Verlauf desselben Tages schied sich Matthias von seinem Meister. Im Grunde war Matthias ganz auf eine behäbige Bürgerlichkeit aufgebaut, und in den Kellergewölben seiner Persönlichkeit hatte immer die Sehnsucht nach einer soliden Wertheimkassa gewohnt. Selbst in den Jahren des Ruhmes und der Tantiemen war manchmal eine Mahnung an die Zukunft bauchrednerisch in sein Ohr gedrungen. Und es war gut gewesen, daß er in der letzten Zeit dem Hang zum Sparen hatte nachgeben können. Er hatte sich einen Teil seines reichlich bemessenen Gehalts zurückgelegt. Nun saß er nach dem Krach wenigstens nicht sogleich auf der blanken Erde.

Er wurde ein ruhiger möblierter Herr mit separiertem Eingang und Gartenbenutzung, in Hietzing draußen. Das Häuschen, in dessen Giebelzimmer er wohnte, sah aus wie ein riesengroßer phantastischer Papagei. Rot, blau und grün, mit einem weißen Schopf, das war der steil aufgestellte Giebel. Ein farbenwahnsinniger Baumeister hatte es gebaut, der den Wienern beweisen wollte, daß ein richtiggehendes Cottage-Viertel alles aushält. Vor dem Hause ging eine Allee von schönen alten Lindenbäumen vorüber, in einem behäbigen, altväterischen Spazierschritt, wie ein freundlicher Herr aus der Biedermeierzeit, der sich durch die neumodischen Geschmacksdokumente links und rechts nicht um sein Lächeln bringen läßt. Der Garten, dessen Benutzung Matthias zustand, war fünfzehn Schritt lang und dreizehn Schritt breit. Aber was ihm an Länge und Breite fehlte, ersetzte er vollkommen an Höhe, denn er reichte bis an einen prächtigen blauen Himmel, der immer tiefer wurde, je weiter es in den Mai hineinging, und an dem die Wolken alltäglich die künstlichsten kinematographischen Vorführungen veranstalteten.

Matthias Merenus gestand sich, daß nun endlich eigentlich sein Lebensideal erfüllt sei, und sang alle Morgen nach dem Waschen: „Ach wenn es doch immer so bliebe!" Das war es: die Geruhsamkeit, der geregelte Wechsel zwischen Tätigkeit und Müßiggang, was ihm bisher gefehlt hatte. Er sah ein, daß er wahrscheinlich einen vortrefflichen Beamten abgegeben hätte, aber das Schicksal hatte ihn durchaus in eine andre Laufbahn gedrängt. Nun gestaltete er sich wenigstens seinen Hietzinger Mai so beamtenhaft als möglich. Vormittags arbeitete er auf seinem Giebelzimmer an einem neuen Stück, zu dem er Mut gefaßt hatte. Und mit dieser Vormittagsarbeit verdiente er sich den moralischen Anspruch auf die Nachmittage im Garten, mit auf den Rücken gelegten Händen und einer langen Pfeife im Mund, und auf die Abende, an denen die Wolken immer außergewöhliche Extra-Gala-Elite-Vorstellungen gaben.

Vielleicht war es auch die neue Zeiteinteilung, die Matthias so besonders freudig und zuversichtlich machte. Er hatte nämlich mit den veralteten Systemen — trotz seinem sonstigen Beharrungsvermögen — vollkommen gebrochen. Die alte chaldäisch-jüdische Woche zu sieben Tagen hatte alle Bedeutung für ihn verloren, aber Matthias hatte sich auch nicht das Dekadensystem der Französischen Revolution zu eigen gemacht. Er war in diesem Punkte ganz ein Eigner. Seine Zeit war in Abschnitte von je vier Tagen geteilt.

Denn an jedem vierten Tage kam der Briefträger an dem Garten vorüber, und Matthias stand schon am Zaun und nahm

einen länglichen amethystfarbenen Brief in Empfang. Dann hüllte er sich in eine Wolke von Pfeifenrauch, öffnete den Brief mit der blitzblank gehaltenen kleinen Klinge seines Taschenmessers und begann zu lesen.

Und dabei sah er ein lustiges junges Mädel vor sich, ein Frauenzimmerchen, wie aus einem Rokokolustspiel, ein allerliebstes Speiteufelchen, das Parfüm, Bonbons und herzhafte Nasenstüber verspritzte, wenn es losging. Das war die große kleine Unbekannte, mit der er korrespondierte, seitdem sie ihm zu dem schönen Abgang aus Wystrzianskis Diensten verholfen hatte. Das war der liebe Jemand, der an ihn glaubte. Die Spirale, die seine guten Vorsätze federn ließ. Der Kobold, der im Abenddämmern des Gartens Prosit sagte, wenn Matthias Merenus niesen mußte, und der manchmal auf einem gezähmten Wolkenuntier über den Garten ritt.

Matthias hatte kein Geheimnis vor ihr. Er schrieb: „Meine Ersparnisse reichen bis Ende Juni ... dann muß ich mein Zimmer verlassen und weiterwandern. Ich bin in Sorgen um die Zukunft."

Sie antwortete: „Wir sorgen am besten für die Zukunft, wenn wir nicht für sie sorgen!" Das war eine sehr lockere Philosophie, eine Vogel-unter-dem-Himmel- und Lilien-auf-dem-Felde-Philosophie, aber Matthias lebte daraufhin in den Tag hinein, als hätte er ein Konto bei der Bank von England.

Und einmal schrieb er: „Ich bin ein verunglückter Bürger, Fräulein ... der Künstler gedeiht so mühsam wie eine Kamelie bei Gasbeleuchtung. Wenn Sie eine Prinzessin wären, würde ich mich als dero Güterverwalter empfehlen."

Und das Frauenzimmerchen antwortete: „Ich dulde keine Ausreden! Beweisen Sie zuerst mir und sich und der Welt, daß Sie was können, dann können Sie meinetwegen Salineninspektor werden."

Und da bekam Matthias einen Anfall von Arbeitslust und saß sogar an zwei Nachmittagen über seinem neuen Stück, obzwar draußen der schönste Sonnenschein und das erhabenste Wolkentheater in Weiß und Überweiß war.

Und einmal schrieb sie: „Wir haben einen Ausflug gemacht, und jemand hat von Ihnen zu sprechen begonnen. Herrgott, wie ich da erschrocken bin! Der Mensch hat gesagt, daß Sie sich ganz verloren hätten ... ein Beispiel für den Mangel an Selbstzucht; übrigens ganz gut, wenn im Kampf ums Dasein in der Literatur die morschen und unfruchtbaren Stämme ausgerodet würden! Wissen Sie, was ich getan hab'? Wir sind dann im Wald gesessen und haben das Mitgebrachte ausgepackt. Und ich hab' mich neben den Menschen gesetzt und hab' ihm mein Butterbrot auf seine neue Hose fallen lassen. Das hat einen großen Fettfleck gemacht, und er war ganz in Verzweiflung. Dann hab' ich seinen Strohhut auf den Bach gesetzt und ihn davonschwimmen lassen, wie wenn er nur zufällig hineingefallen wär'. Alle haben geschrien. Aber ich hab' mir gedacht, wenn der Strohhut glücklich durch den Wirbel und an dem großen Stein vorbeikommt, so wird auch der Matthias Merenus wieder rauskommen. Und wirklich, sehen Sie ... der Wirbel hat ihn nicht untergekriegt, und der Stein hat ihn nicht aufgehalten, und er ist zwischen einem alten Blechtopf und einer Mausfalle hindurch stolz in den Teich hinausgeschwommen, und der Herr Schmerl hat einen Kahn nehmen und hinausrudern müssen, damit er seinen Hut wiederkriegt. Die Mama hat mich dann, wie wir allein waren, furchtbar ausgezankt, denn sie hat ganz gut gemerkt, daß ich das mit dem Hut zufleiß gemacht hab' ... und der Herr Schmerl ... Sie verstehen ... ist so was wie ein ernster Bewerber. Aber ich hab' die Mama zanken lassen und hab' mir gar nichts daraus gemacht ... es war ja doch für Sie!"

Da kam es Matthias Merenus vor, als sei er selbst so ein schwimmender Strohhut, von guten Wünschen durch die Wirbel, an den großen Steinen vorbei, zwischen den alten Blechtöpfen und Mausefallen des Daseins hingeleitet. Er fühlte immer ein angenehmes Wehen, ein sanftes Berühren wie von einer unsichtbar gegenwärtigen Freundin. Manchmal klang ihm ein Ton in diesen Briefen so seltsam vertraut, als trage er seinen Widerhall schon längst in sich. Vielleicht war Asta einmal so ähnlich gewesen ... zu ihren Backfischzeiten, bevor sie geheiratet hatten. Gläubig und ein wenig spöttisch, zutraulich und wachsam gegen Übergriffe, das junge Mädel mit der Frauensehnsucht. Matthias wußte es nicht mehr. Ihre drei Eheerscheinungen standen breitmächtig im Wege

und ließen keinen Blick in das Dermaleinst tun.

Und es schien wirklich, als sei Matthias' Geschick endlich unter einen freundlicheren Stern geraten. In der ersten Juniwoche suchte er Berndonner auf. Und es zeigte sich, daß Berndonner Matthias' Stück wirklich gelesen hatte und daß es ihm wirklich gefallen hatte — so gut einem vorsichtigen Dramaturgen eben ein Stück gefällt, bevor das Publikum dazu ja und Amen gesagt hat — und daß er es dem Direktor wirklich empfohlen hatte. Matthias ging von Berndonner weg, mit Glückshoffnungen belastet wie eine spanische Galeere mit Silber, nur nicht solchen Stürmen und Seeräubereien ausgesetzt; denn als vorsichtiger Steuermann nahm er seinen Weg nicht über das offene Meer der Großstadt, wo man leicht zum Kentern kommt, sondern hinten herum durch stille Straßen der Vorstädte. Weil er aber die frohe Nachricht doch irgendwie feiern wollte, vergönnte er sich eine neue Pfeifenspitze, denn die alte war schon jämmerlich zerbissen, und eine Kaisermischung, bestehend aus Knaster, Dreikönig und ungarischem Rauchtabak.

Als Matthias mit angeschwollenen Rocktaschen und kreuzvergnügt in seinen Hietzinger Garten trat sah er in seinem von den Hausgenossen sonst sehr respektierten Liegestuhl einen Herrn von ausgesprochener Fremdartigkeit hingestreckt. Die Hosen dieses fremden Herrn fielen Matthias zuerst auf. Sie liefen trichterförmig nach unten zu und standen dem Liegenden um die Knöchel so weit ab, gewährten aller Welt so freimütig Zugang wie das Komitee eines Armenballes. Auch die kurze Jacke war sehr aufs Lockere und Lose gearbeitet, und das breite Strohgeflecht, das neben dem Fremden auf dem Grase lag, sah aus wie ein österreichisches Regierungsprogramm, das recht viel Parteien unter einen Hut bringen möchte. In diesen weiten Hüllen steckte ein ausgetrockneter sehniger Kerl mit einem Gesicht, dessen Haut vielfältig zerknittert und übereinandergeschoben war.

„Sie sind also der Herr Merenus?“ fragte der Fremde, als Matthias mit einiger Verwunderung näherkam.

Matthias verneigte sich höflich.

„Also sehr glücklich scheinen Sie sie ja nicht gemacht zu haben,“ fuhr der Herr fort. Matthias grinste zuvorkommend in die Trichteröffnungen der fremdartigen Hose hinein und stellte fest, daß der Herr grün und weiß gestreifte Strümpfe hatte. Dann hob er den Blick und sah in zwei blaue forschende Augen. Merkwürdig! dachte er — sonst nichts. Es war ihm unmöglich, etwas andres zu denken als: Merkwürdig!

„Ich bin nämlich ihr Vater,“ sagte der Fremde.

Da wurde der Raum zwischen den Baumwipfeln und dem Himmel plötzlich ungemein eng, und Matthias sah sich in einem gläsernen Käfig, zusammen mit einem fremden Herrn eingesperrt, der behauptete, daß er Astas Vater sei. Und der Wärter war fort und hatte den Schlüssel. Und dann war die Situation plötzlich rot und weiß gestreift, und das waren die Streifen des Liegestuhls, die frei geworden waren, weil sich der Herr erhoben hatte und auf Matthias zutrat. „Kommen Sie zu sich,“ sagte er. „Mein Name ist Jakob Degenfeldt, und ich komme aus Argentinien. Aber ich mache Sie sogleich darauf aufmerksam, daß ich nicht der Onkel aus Amerika bin mit dem großen Scheckbuch und der Spendierhose. Ich habe schwer arbeiten müssen und muß es noch tun. Aber so viel habe ich doch, daß ich mich noch einmal in Wien umsehen kann, bevor es zum Amüsieren zu spät ist ... Also Sie waren dreimal mit meiner Tochter verheiratet ...?“

„Ja!“ antwortete Matthias. Wozu hätte er es leugnen sollen.

Herr Jakob Degenfeldt aus Argentinien sah seinen dreifach verflossenen Schwiegersohn mit unverhohlener Bewunderung an. „Dreimal!“ wiederholte er. „Wenn ich mir vorstelle, daß ich meine gute Rosina noch zweimal ... sie ist tot, die Gute, ich will nichts über sie sagen ... Friede ihrer Asche!“ Und dabei sah er zum Himmel auf, ließ die Luft sehr kräftig durch seine breite Nase streichen und stand dann lange Zeit nachdenklich, während in Matthias ein herzliches Vertrauen zu diesem ausgedörrten Amerikaner emporwuchs. Das war der Mann, von dem Asta alles geerbt hatte, was Gutes und Kluges in ihrem Wesen lag. Und da Matthias wußte, daß dessen eine reichliche Menge war, schloß er auf den Urheber, und da bekam Herr Jakob Degenfeldt einen lichten Schein um den eckigen Schädel, fast so groß wie der exotische Strohhut im Gras.

Aber Degenfeldt verweilte nicht lange bei Frau Rosina in den Gefilden der Seligen. Er kehrte in den Hietzinger Garten zu Matthias Merenus zurück und schob seinen Arm ohne Umstände in den des dreifach verflossenen Schwiegersohns. Denn Jakob Degenfeldt war auf seiner argentinischen Farm nicht nur ein ausgezeichneter Viehzüchter, sondern auch ein guter Menschenkenner geworden und war rasch zu folgendem Urteil über Matthias gelangt: Da dieser Mann nicht geradezu den Eindruck eines Blödsinnigen machte, so konnte er nur ein sehr gutmütiger Mensch sein, ohne Falschheit und Hinterhältigkeit, einer von jenen, die das Leben rütteln kann, ohne sie aus ihren Verankerungen zu reißen. „Sie müssen mir von meiner Tochter erzählen," sagte er, „ich kenne sie ja gar nicht. Ich weiß nichts von ihr. Sie müssen mir alles sagen. Ihre drei Ehen ... per Dio! Kommen Sie, es ist am besten, wenn wir auf Ihr Zimmer gehen..."

Matthias stimmte bei, denn seine Hausfrau kam, durch den fremdartigen Besuch aufs höchste erregt, über den Kies gewandert und sah aus wie ein Grammophon mit aufgerichtetem Schalltrichter, der sich nichts entgehen läßt.

Das Zimmerchen im weißen Giebelschopf des bunten Häuschens enthielt außer den unumgänglichen Notwendigkeiten des Wohnens und Schlafens auch noch das Matthias Merenussche Ehemuseum. Nummer eins: ein Bildnis des Königs Heinrich VIII. von England, in Mezzotinto nach dem Original Meister Holbeins, prächtig gerahmt, das Hochzeitsgeschenk der Leipziger Redaktionskollegen. Ein stolzer, überheblicher und etwas wüster König, der auch recht oft vermählt gewesen war — aber jedesmal mit einer andern. Aber war es nicht auch bei Matthias beinahe so, als wäre er jedesmal mit einer andern vermählt gewesen? König Heinrich blinzelte mit den verschwollenen listigen Augen, wie damals, als Matthias auf dem Sofa zu seinen Füßen gebettet gewesen war, während Mama Rosina drinnen im Schlafzimmer Asta zur Flucht beredete.

Nummer zwei des Ehemuseums war ein silberner Ehrenbecher, ruhmreich erstritten auf einem Fechtturnier zu Ostende, dann auf dem Strand von Blankenberghe mit feuchtem Seesand angefüllt, der den Traum einer Form in sich bewahrte, der Form des niedlichsten, entzückendsten Fußes der Welt. Viel Bitterkeit und viel Seligkeit hing an diesem Becher. Er war in höchster Not preisgegeben worden, aber Matthias hatte getreulich fast drei Jahre lang die Zinsen gezahlt und ihn nicht verfallen lassen, bis er ihn von seinem ersten Gehalt als Wystrzianskis Sekretär hatte auslösen können. Und als er ihn wieder in Händen hatte, da hatte er ihn geküßt und den Sand aus der alten Zigarrenkiste genommen und wieder das Rund des Bechers mit ihm gefüllt. Jetzt roch der Blankenbergher Sand etwas nach Tabak, aber das schadete den großen Erinnerungen nicht, die in ihm schliefen.

Nummer drei aber war die gipserne Büste der tapferen Vorkämpferin Mary Wollstonecraft, und die vertrat Matthias' dritte Ehe. Das war ein freimütiges Bekenntnis vor sich selbst, das Geständnis, daß alles Entscheidende bei ihr gewesen sei. Aber dessenungeachtet gönnte Mary Wollstonecraft ihrem Räuber kein gutes Gesicht, sondern sah aus wie eine Königin, die in ehrenvoller, aber ungerechter Haft gehalten wird.

Vor diesem Museum von drei Nummern stand Matthias und versuchte Jakob Degenfeldt Erklärungen zu geben, wie er und Asta zusammengekommen und wieder auseinandergegangen seien. Er gab sich ernsthafte Mühe, aber während er versuchte, seinen Empfindungen und Gefühlen zu Worten zu verhelfen, wurde ihm selbst alles nur noch dunkler und unerklärlicher. Anziehende und zurückstoßende Mächte, Männliches und Weibliches in Liebe und Haß, in Krampf und Kampf, Grundinstinkte und Verfeinerungen, das war alles sehr dumpf und ununterscheidbar ineinandergewirrt.

Und dabei dehnte sich zwischen Matthias und dem Vater Astas ein Weltmeer und jenseits noch dazu ein unermeßliches grünes Land mit unzähligen Rindern und Schafen. Jenseit dieses Meeres, inmitten dieser Viehherden stand ein Mann in Trompetenhosen und mit einem Sombrero, ein halber Indianer und Gaucho, und hatte keine Ahnung von verwickelten psychologischen Vorgängen. Er schüttelte immer nur den Kopf, und als Matthias so weit war, daß er sich vor lauter Psychologie gar nicht mehr auskannte, sagte er: „Mir scheint, Sie wissen es selbst nicht recht, warum es so gekommen ist."

Und als Matthias von neuem anfangen wollte, winkte er ihm kurz ab: „Nein ...

nein ... es ist doch bei euch anders, als es bei uns gewesen ist. Wir, Rosina und ich — wir haben uns ganz einfach nicht leiden können."

Dann trat Jakob Degenfeldt an das Giebelfenster und sah auf die Allee hinab, die draußen behäbig und altväterisch vorbeispazierte, in den Sommerabend hinein. Und dann sagte er: „Hören Sie mich an, Herr Merenus ... ich weiß, Rosina wird Ihnen wenig Gutes von mir erzählt haben. Ist auch wirklich nicht viel da ... aber wenn man älter wird, scharrt man das bißchen doch mühsam zusammen und möchte es jemand geben. Ich habe mich um meine Frau und Asta verdammt wenig gekümmert die ganzen langen Jahre. Nur einmal ... wie ich gehört habe, daß Asta verheiratet war und daß ihre Ehe geschieden worden ist, da hat es mir einen Ruck gegeben. Und ich habe den zwei Frauenzimmern einen Gruß und etwas Geld geschickt. Aber da hat mir Rosina einen Brief geschrieben, der so voll Versöhnlichkeit war, daß mich ein Schrecken gepackt hat. Ich habe sofort meine Farm verkauft und bin noch weiter ins Innere gegangen, wo es recht wild und unwegsam ist, und kein Mensch hat erfahren, wohin ich verschwunden war."

Degenfeldts eckiger bronzefarbener Schädel lag hart auf der apfelgrünen See des Abendhimmels, wie das Schnitzwerk am Schnabel eines Wikingerschiffes, das im Begriff ist, ins Unbekannte zu segeln.

„Ich habe einen schlechten Zahn gehabt, lange Jahre ... er war ganz ausgehöhlt, aber es hatte sich eine feste Schicht gebildet und er hat mir nicht im mindesten weh getan, und ich habe mich nicht um ihn gekümmert. Der Zahnarzt in Buenos Aires hat mir gesagt: ‚Wenn die Schicht einmal anfängt, weich zu werden, so muß der Zahn heraus.' Genau so ist es gekommen. Die Schicht ist weich geworden, der Zahn hat geschmerzt wie tausend Teufel, und der Pedro hat drei Tage weit um eine Zuckerzange reiten müssen und hat ihn mir gerissen. Na ... und sehen Sie, Herr Merenus ... jetzt ist Rosina tot, und ich möchte meine Tochter sehen und mich mit ihr versöhnen."

Matthias sann dem absonderlichen Zusammenhang zwischen dem hohlen Zahn, der Zuckerzange und Asta nach. Aber Jakob Degenfeldt hatte sich umgewandt und sprach schon wieder weiter: „Und Sie sind der nächste dazu, um mich mit ihr zusammenzubringen. Ich selbst ... ich bin zu ungeschickt dazu ... ich getraue mich nicht. Aber Sie können es tun. Wenn ich die Sache anpacke, geht sie gewiß schief. Sie müssen es vermitteln. Und wenn ich mit Asta versöhnt bin, so werde ich zum Dank dafür Sie mit Asta versöhnen."

Wahrhaftig, Jakob Degenfeldt hatte sich auf seinen argentinischen Weidegründen an einfache und übersichtliche Verhältnisse gewöhnt. Aber an Matthias Merenus' Ehemuseum war noch ein Extrakabinett angeschlossen, das nicht eigentlich mit der Hauptabteilung in Zusammenhang stand, aber dennoch das Wichtigste der ganzen Sammlung enthielt. Und dieses Hauptstück war ein japanisches Lackkästchen, in dem eine Anzahl amethystfarbener länglicher Briefe lagen.

Und indem Matthias die Hand auf dieses Lackkästchen legte wie ein Kreuzfahrer auf einen Reliquienschrein, sagte er mit schlichter Aufrichtigkeit: „Ich kann Ihnen nicht behilflich sein, Herr Degenfeldt ... es ist unmöglich. Ich will mit Asta nichts mehr zu tun haben, was so aussieht, als suche ich einen Weg zu ihr. Wenn Sie vor zwei Monaten gekommen wären ... vielleicht ... sicher wäre ich da bereit gewesen..."

Da tat Jakob Degenfeldt eine lange Reihe spanischer Flüche, die bis in den Grammophontrichter der Hausfrau im Garten hinunterschallten, und brüllte mit der Miene eines Herrn über sechstausend Rinder, zwölftausend Schafe und siebenunddreißig berittene Banditen: „Warum denn jetzt nicht?"

Matthias Merenus aber schlug den Deckel des Lackkästchens auf und nahm aufs Geratewohl eins der amethystfarbenen länglichen Briefchen heraus. Und las: „Alte Herren können sehr leicht komisch werden. Besonders wenn sie anfangen, sentimental zu werden. Sentimentalität ist ein Laster wie die Reue. Und sie nützt ebenso wenig..."

„Hören Sie auf!" schrie Jakob Degenfeldt. „Was bedeutet das? Wer ist das?"

„Eine junge Dame!"

Da riß der Argentinier die Augen auf, daß die stachligen Brauenbogen mitten auf der bronzenen Faltenhaut der Stirn standen, streckte einen dürren Zeigefinger und stieß ihn zuerst gegen den amethystfarbenen Brief in Matthias' Hand und dann gegen dessen Brust. „Mmm?" fragte er.

Matthias lächelte verlegen und zuckte die Achseln.

„Und wer ist sie?"

„Ich weiß es nicht! Sie nennt sich die Unerprobte und läßt sich nach München schreiben."

„Und Sie wollen also nicht?"

„Nein!"

Einen Augenblick sah es aus, als wolle Jakob Degenfeldt den Widerstand seines gewesenen Schwiegersohns nach irgendeiner erprobten argentinischen Methode brechen. Dann aber legten sich Europa und Wien und Hietzing mit sänftigenden Bedenken auf seinen Zornmut, bis er festsaß wie das Mammut im Löß. Er konnte nur noch schnauben und zähnefletschen: „Dann ... dann können Sie mich überhaupt gernhaben, Sie ... Sie ... Patentidiot!"

Und damit raste er wie ein Pampassturm die Stiegen hinab, raffte sein heidnisches Strohgeflecht zusamt einem Büschel Gras vom Rasen und rannte an Matthias' Hausfrau so ungestüm und grimmig vorbei, daß es in deren Innerem einen Knall tat, als sei die Grammophonmembran zersprungen. —

So begann die innige Freundschaft zwischen Matthias Merenus und Jakob Degenfeldt. Am nächsten Tage war der verdorrte Argentinier wieder da, schien sich in Giebelzimmer und Garten sehr behaglich zu fühlen und erzählte von seinen Viehherden jenseit des Meeres. Und Matthias hatte den Patentidioten vollkommen vergeben und vergessen, und nach drei Tagen war es, als kannten die beiden einander schon drei Jahre.

Jakob Degenfeldt war durch mehr als ein Menschenalter von dem Leben und der Arbeit gesengt, gegerbt, gebraten, geschunden, gerieben, geklopft worden, er war in allen Laugen gewaschen, mit allen Salben geschmiert, und dabei war dieses verrunzelte Stück Außenleder um einen Kern geschlagen, der aus der Sehnsucht nach einem Volkslied und nach einem weichen Walzerrhythmus, nach einem Lachen und einem guten Wort bestand. Der ging nun in der Wiener Luft ganz lieblich auf. Der Argentinier war gekommen, um sich zu amüsieren. Und Matthias mußte ihm dabei helfen. Zuerst fürchtete er, es würde zu wüsten Dingen kommen. Jakob Degenfeldt behielt seine auffallende Kleidung, die Trompetenhosen, die weite Jacke und den Sombrero, denn es machte ihm Vergnügen, angestaunt zu werden und als wilder Mann zu gelten. Und er versicherte Matthias, es liege ihm aus gewissen Gründen daran, in Wien populär zu sein und in den Mund der Leute zu kommen. Aber sonst benahm er sich wie ein Grazer Pensionist. Er ließ sich nichts abgehen, aber er schmiß keine Champagnerflaschen in die Spiegel, er freute sich der schönen Fülle der Wiener Weiblichkeit, aber er ging den allzu Anschmiegsamen aus dem Wege. Und wenn er schon sündigte, so nahm er jedenfalls nicht Matthias mit.

Das Thema Asta aber schien mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Er war gewiß der angenehmste und verdaulichste aller irgend erdenklichen Schwiegerväter. Und das beste daran war, daß er ja gar kein Schwiegervater mehr war.

Gegen Ende Juni erbat sich Berndonner pneumatisch die Ehre von Matthias' Besuch.

„Mann Gottes in der Hutschachtel," sagte er feierlich, als ihm Matthias gegenübersaß, „haben Sie schon dem Alkohol entsagt?"

Matthias dachte an die Erdbeerbowle, die er gestern mit Jakob Degenfeldt im Rathauskeller getrunken hatte, und sagte: „Nein!"

„Dann rate ich Ihnen, tun Sie es schleunig, ehe dieses niederträchtige Wien ganz über Sie Gewalt bekommt. Wissen Sie, in Leipzig alkoholfrei zu bleiben, ist kein Verdienst ... aber hier, wenn Sie ein Stück vor die Stadt gehen, so kommen Ihnen schon die Weingärten entgegen. Schwören Sie ab, geben Sie sich selbst ihr heiligstes Ehrenwort, leisten Sie einen Eid bei allen siebzehn Nothelfern ..."

„Ich fürchte, es ist zu spät," lächelte Matthias.

Da wandte sich Berndonner seufzend um, schloß einen Wandschrank auf und entnahm ihm eine Flasche und zwei Gläser. Auf der Flasche stand „Wiener Rathauskeller" und darunter „Gumpoldskirchner Auslese 1898". Und als Berndonner die beiden Gläser gefüllt hatte, stieß er mit Matthias an und sagte: „Na, dann trinken wir halt auf ein frohes Gelingen. Ihre Komödie ‚Der goldene Käfig' ist von uns angenommen und kommt gleich im September dran."

Matthias war gar nicht so sehr erstaunt. Denn er wußte ja längst, daß es so kommen würde, hatten es ihm denn nicht sämtliche amethystfarbenen länglichen Münchner Briefe versprochen? Und weil er diesmal so ganz

besonders schön geistesgegenwärtig war, so nahm er die Gelegenheit wahr und erbat sich sogleich einen Vorschuß.

Der reichte über den Juli und August und enthob ihn der Gefahr, Jakob Degenfeldt in einer schwachen Stunde anzupumpen.

Die Münchner Unerprobte aber schrieb als Antwort auf die freudige Nachricht: „Ich komme selbstverständlich zur Aufführung nach Wien. Ich habe mir schon einen ganzen Plan ausgedacht. Und ich freue mich schon wahnsinnig, Sie endlich kennen zu lernen. Nehmen Sie sich zusammen, damit Sie mich nicht enttäuschen."

Und was geschieht, wenn dein Stück durchfällt?" fragte Jakob Degenfeldt, als schon die Maueranschläge und Zeitungen verkündeten, daß übermorgen die Komödie „Der goldene Käfig" von Matthias Merenus gegeben werde. Der Argentinier sah so besorgt drein, als handle es sich nicht um ein dummes Theaterstück, sondern um seinen besten Zuchtstier. der plötzlich erkrankt sei.

Aber Matthias hatte viel Wind in den Segeln. „Es wird nicht durchfallen," sagte er.

Jakob Degenfeldt dachte nach. „Man sollte so zweihundert oder dreihundert Leute hineinsetzen, auf die man sich verlassen kann."

Matthias hatte plötzlich eine Angstvorstellung von dreihundert Kuhhirten, die da in das Theater gestampft kamen, das ganze Haus erfüllten, von sechshundert ungeheuren Pratzen, die während des Spiels über alle Galeriebrüstungen hingen, während ihre Besitzer den Leuten auf die Köpfe spuckten. Es war nur eine Angstvorstellung. Aber sie verstärkte Matthias' künstlerische Gewissenhaftigkeit. „Ich will nichts davon wissen," sagte er, „ich will einen ehrlichen Erfolg haben."

Da ging Jakob Degenfeldt zu Hermann Berndonner und ließ sich von ihm die Adresse des Vorstandes der Claqueure geben. „Herr," schloß er, „ich bin Amerikaner und Geschäftsmann, und ich verlasse mich nicht auf den Zufall. Ich möchte, daß mein Schwiegersohn mit einem guten Erfolg abschneidet. Er soll einen schönen Abgang haben."

Während Jakob Degenfeldt Vorsehung spielte, ließ sich Matthias den Ereignissen entgegentreiben. Die Aufführung hatte alle selbständige Bedeutung verloren, sie war nur ein Portal, durch das man hindurchgehen mußte, um zu ihr zu kommen, die ihn dahinter erwartete, zu der geheimnisvollen Unerprobten, die ihm, angetan mit dem Zauber ihrer zwanzig Jahre, entgegenlächelte voll Zärtlichkeit und Anmut und Süßigkeit. Und rundherum war nichts als Rosen, Lilien und Nelken und Nachtigallenschlag und Mondenschein und alles, was der verliebte Unsinn aller Zeiten und Völker je hervorgebracht hat.

Am Morgen des großen Tages saß Matthias Merenus eine halbe Stunde vor dem Spiegel und prüfte sein Dichterangesicht. Dann seufzte er tief auf, verließ sein Giebelzimmer und begab sich in die nächste Drogerie, wo er mit verstellter Stimme ein Fläschchen nußbrauner Haarfarbe verlangte.

Nachmittags kam Degenfeldt und fand einen verjüngten Matthias. Die ergrauten Schläfen hatten jetzt ein schönes, frisch glänzendes Braun. Da war gleich ein ganzes Jahrzehnt von der Wirklichkeit heruntergehandelt. Und da lächelte der alte Herr verständnisinnig, aber er sagte nichts darüber, sondern machte nur den Vorschlag, irgendwohin zu gehen und ein Glas Wein zu trinken. Ein feuchtes Nebelwetter unterstützte diesen Vorschlag. Es war doch in den Untergründen so ein leichtes Frösteln von Erwartung vor den Ereignissen der nächsten Stunden.

Sie gingen durch einige Straßen der inneren Stadt, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollten. In der Brusttasche von Matthias' Überzieher stak ein amethystfarbener länglicher Brief, und ab und zu fühlte Matthias nach ihm, wie ein ängstlicher Bittsteller nach seinem Empfehlungsbrief. Und es war ein Empfehlungsbrief an das Schicksal, ein Passierschein in eine noch unbekannte Zukunft. Nun war die „Unerprobte" schon in Wien. „Und abends werde ich im Theater sein ... unerkannt ..." hatte sie geschrieben, „ich werde unter den vielen Menschen sitzen, und meine Wünsche werden stark in alle Seelen eindringen. Und wenn Sie dann hervorgerufen werden, dann werde ich das stolze Gefühl haben, daß ich an Ihrem Sieg meinen Teil habe."

„Ja ... ja und Amen!" psalmodierte Matthias' Herz dazu.

Dann saßen sie in einer Bodega in der Kärntnerstraße, und Jakob Degenfeldt verordnete Malaga. „Malaga ist das beste gegen Aufregung!" sagte er.

„Ich bin nicht aufgeregt," log Matthias.

„Na?!" warf Degenfeldt ein.

„Nein, wirklich nicht ... es ist nur, weil ich nachher sie sehen soll. Das wirst du begreifen.“

Degenfeldt begriff es so sehr, daß er noch zwei Glas Malaga bestellte. „Wir treffen uns nachher ... Siegesfest und so ...“ sagte er.

„Wenn ich abkommen kann,“ zögerte Matthias.

„Ich bin dein väterlicher Freund, bring sie mit. Du wirst doch nicht gleich den ersten Abend allein mit ihr herumziehen wollen. Ich erwarte euch im Urbanikeller, verstanden?“

Matthias sagte ja, aber er nahm sich vor, zu versuchen, ob es nicht vielleicht doch ohne väterlichen Freund zu machen sei.

Und nach einer Weile zog Degenfeldt die Uhr, machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, es wäre an der Zeit. Da tat Matthias' Herz einen einzigen heftigen Schlag, als sei jetzt eine Feder eingeschnappt und ein neuer Abschnitt seines Daseins begonnen.

Was nun folgte, trug sich zu wie unter dem Druck dieser Feder, eine unaufhaltsame Folge von Dingen und Menschen und Geschehnissen. Eine Automobilfahrt ins Theater, Gedränge von Theaterbesuchern vor den Kassen, ein Wachmann, der ungemein vertrauenerweckend und dekorativ dastand, eine flüchtige Begrüßung mit jemand, der so aussah wie Hermann Berndonner. Dann ein behaglicher Raum, vor dessen Öffnung Menschen waren und viel Licht und Stimmengewirr. Da mitten drunter war irgendwo die geliebte Unbekannte ...

Drei Stunden später war alles vorüber. Matthias Merenus stand im Smoking auf der Bühne, hatte links die Salondame und rechts den jugendlichen Liebhaber als Flankendeckung und verbeugte sich vor dem beifallsfreudigen Hause. Es war ein durchaus ehrlicher Sieg; denn das Publikum hatte sich in dem Stück wiedererkannt und freute sich darüber, daß einiges, was im Leben so unerquicklich war, dort oben so unterhaltend und ein bißchen boshaft ins Heitere gewendet werden konnte.

Dann kamen viele fremde Hände, und jede von ihnen verstärkte ein wenig die Ladung von Stolz und Kraft und Lebensmut in Matthias, daß er sich selbst wie zur dritten Potenz erhoben vorkam. Er war maßlos gewachsen, das ganze Theater war voll von ihm, ganz Wien erdröhnte von seinem Namen.

Und als er sich losmachen konnte, floh er eilig und trug seine ganze Ladung von Stolz und Kraft und Lebensmut der Unerprobten entgegen, vor das Tor der Kaiserlichen Burg, wo die Macht zu Lande und die Macht zur See allegorisch aufgepflanzt sind. Matthias hatte diesen Ort für das Zusammentreffen vorgeschlagen, weil er einen würdigen Hintergrund für das große Ereignis wollte. Und es war heute, als seien die vier Gruppen wirklich eigens für Herrn Matthias Merenus aufgestellt.

Es regnete. Matthias merkte es daran, daß die Leute Regenschirme an ihm vorübertrugen. Er selbst spürte nichts, seine Haut war unempfindlich gegen alle meteorologischen Niederträchtigkeiten. Er machte sich nicht einmal etwas daraus, daß der Nebel immer dichter wurde und die Welt in zehn Schritten Entfernung zu Ende war. Denn er wußte, sie war da und würde kommen, und wenn der Nebel so dicht wäre wie die ägyptische Finsternis, und wenn es Pech und Schwefel regnete. So stand Matthias da, als das Großartigste, was die Erde in diesem Augenblicke trug, im Besitze sämtlicher Hochgefühle der Menschheit und zugleich doch nicht wenig aufgeregt, verzagt und bereit, einer holden Unerprobten diesen ganzen Matthias Merenus samt seiner Gloria zu Füßen zu legen.

Ein Wagen fuhr vorbei, der Nebel brodelte in seiner Spur. Ein Hund lief aus dem Unbekannten heran und schnupperte mit hündischer Unverschämtheit an Matthias' Beinen. Matthias sah ihm ernsthaft zu und verscheuchte ihn nicht ... Eine Dame gondelte an Matthias vorüber. Sie trug das Erkennungszeichen nicht, und Matthias war sehr froh darüber, denn es war eine eckige und vornübergebeugte Person gewesen, so eine verkümmerte Großstadtpflanze, die von Straßenstaub und Gasbeleuchtung mißgewachsen ist.

Nun stand Matthias Merenus schon zwanzig Minuten da. Aber er hatte nicht den mindesten Zweifel, daß die blonde Zwanzigjährige kommen müsse. Und als solle er für sein Vertrauen belohnt werden, rollte jetzt ein Wagen im Nebel ... hielt an ... ein Schlag wurde geöffnet und zugeworfen ... Matthias fühlte: sie war da.

Und da kam eine elegante schlanke Dame in das Gemenge von Licht und Wasserdunst um Matthias. Eine Dame in einer langen

pelzbesetzten Jacke ... zwei weiße Rosen, zwei weiße Rosen ... zwei weiße Rosen im Ausschnitt...

Matthias wollte ihr entgegengehen, aber das Portal der Kaiserlichen Burg entwickelte plötzlich magnetische Kräfte und hielt ihn fest. Er konnte nur den Hut abnehmen und unbedeckten Hauptes warten...

„Guten Abend, Matthias!“ sagte die Dame mit sehr viel inniger Vertrautheit.

Und Matthias sah, daß Frau Asta vor ihm stand. Und daß sie zwei weiße Rosen an der Brust trug ... das Erkennungszeichen der Unerprobten. Und das Wiener Pflaster war unter Matthias in wellenförmige Bewegung geraten und hob und senkte sich mit ihm wie schwere See. „Ich ... du ... es ...“ sagte er, als beabsichtige er, eine Heerschau aller persönlichen Fürwörter abzuhalten.

„Ja ... ich bin es, Matthias ... ich glaube, ich hätte mir keinen besseren Verstecknamen wählen können, als gerade ‚die Unerprobte‘. Es paßt so gar nicht auf mich.“ Und auf einmal begann Asta unbändig zu lachen.

„Was denn?“ fragte Matthias fassungslos. Und da war auf einmal ein kleiner runder Spiegel, ausgegraben aus den Tiefen eines Handtäschchens, und wurde in Matthias' Hand gesteckt. Und Matthias blickte hinein. Er sah zwei Bächlein eines trübseligen Braun, die von seinen Schläfen herabrannen und sich im Bartgestrüpp verloren, wie Fabrikwässer im Krautacker.

Asta lachte noch immer, so übermütig wie in ihren allerbesten Mädchentagen.

„Ja ... es ist Haarfarbe!“ sagte Matthias vollständig gebrochen. „Dieser elende Regen ... seit der Sintflut hat er kein solches Unheil gestiftet.“

Die „Macht zur See“ und die „Macht zu Lande“ links und rechts vom Burgportal stellten ihre allegorische Balgerei ein, und Sieger und Unterliegende grinsten auf Matthias Merenus und hielten sich die marmornen Bäuche.

„Du bist es?“ fragte Matthias wie aus einer Hypnose.

„Ich bin die blonde Zwanzigjährige mit dem festen Glauben an dich, Matthias. Und das ist wahr.“

„Und die Mama ... und die elf Verehrer und der ernste Bewerber und der Strohhut auf dem Bach ... und die ganzen Mädelgeschichten ...?“

„War das nicht alles sehr hübsch erfunden? Glaubwürdig? Organisch?“

„Sehr!“ sagte Matthias und spürte auf einmal, daß er schon ganz naß war.

„Hier hast du ein Taschentuch!“

Matthias wischte mit einem parfümierten weichen Dinge an Schläfen und Wangen. Dann setzte er sich in Bewegung, ohne zu wissen wohin, einem inneren Gebot gehorchend. Und Asta ging an seiner Seite durch den Nebel. „Aber die Briefe?“ fragte er, indem er plötzlich stehenblieb. „Diese Briefe? Ich habe deine Schrift nicht erkannt.“

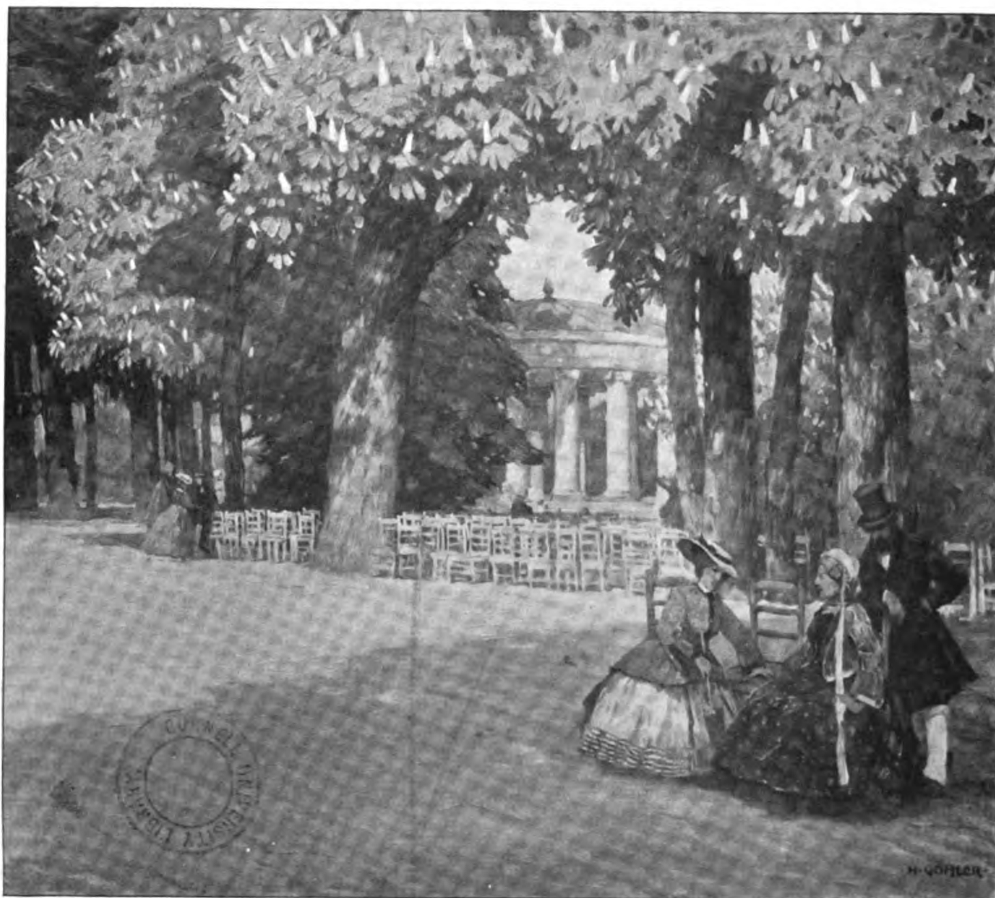
„Ich habe sie mir natürlich schreiben lassen. Frau Anna Gabrieli hat mir den Dienst erwiesen, meine Entwürfe zu übertragen. Es hat ihr sehr viel Spaß gemacht.“

Da war wieder einmal die Verschwörung der Frauen erwiesen, dieser geheime Weltbund, dessen einziger Zweck es ist, einander zu helfen, um die Männer zu hintergehen. Frau Anna Gabrieli hatte geholfen, die kleine Frau Anna Gabrieli...

Matthias schüttelte den Kopf. „Und warum ... warum das alles ...?“

Da fühlte er Astas Arm in seinem, einen weichen, vollen Arm. „Warum? Weil... ich wollte mich befreien. Unsre letzte Ehe hat mit einem großen Schuldposten für mich geschlossen. Ja ... für mich! Ich habe dir deine Kraft genommen, ich war im Unrecht. Und ich habe gesehen, daß deine Niederlage so schwer war, daß du nicht mehr mein alter Matthias warst. Du hast dich selbst aufgegeben ... du hast dich sehr herabgewürdigt ... ich habe dein Leben verfolgt. Wenn du dich heraufgearbeitet hättest — kein Wort hättest du mehr von mir gehört. Aber jetzt hat mein Gewissen gesprochen: du hast ihm alle Zuversicht gebrochen — du mußt ihm seine Kraft wiedergeben. So war es. Es war ein Spiel ... kühn ... aber nicht frevelhaft. Die einzige Gefahr dabei war eine Gefahr für mich. Daß du dich in die ‚Unerprobte‘ verliebtest. Ich sehe, daß es geschehen ist.“

Es war Matthias in diesem Augenblick, als wolle sich dieser volle weiche Arm von dem seinen lösen. Da preßte er ihn an sich, nicht anders, als er es getan hätte, wenn es wirklich der Arm der gläubigen jungen Freundin gewesen wäre. Und es fiel ihm ein, daß er auf dem Wege zum Urbanikeller war. Oh, auch er hatte eine Überraschung



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Hermann Göhler: Blühende Kastanien

für Asta. Und er lachte vergnügt in sich hinein.

Der Urbanikeller liegt unter dem heutigen Wien, ein Stockwerk tiefer als der Feldmarschall Radetzky, der draußen gegenüber dem Reichsministerium auf seinem Pferde sitzt. Er liegt unter dem Pflaster, bei den Anfängen des Hamurs und der Gmüatlichkeit, als die noch ein etwas barbarisches Ansehen hatten. Er mag ein Zeitgenosse des Stephansturmes sein, babenbergische Dienstmannen haben hier ihre freie Zeit verlümmelt oder die Werkmeister vom Dombau nach Zunftgebrauch ihren Schoppen getrunken. Alle Arten von historischen Dürsten sind hier gestillt worden. Literarisches hat er nichts an sich. Aber wenn man einige Flaschen Pfaffstettner getrunken hat und auch sonst begnadet ist, so kann man schon einem Augustinermönch begegnen, der wie ein Rohrspatz über die „saumäßige Völlerei derer Wiener" zu schimpfen versteht, oder man kann hören, wie ein zerlumpter Kerl den Dudelsack bläst, um ein Maß Wein oder zweie, und Gott dient, indem er die Menschen fröhlich werden läßt. Die Wiener Weis' ist da, die herbe und die liebliche, die scharfe und die zarte. Die babenbergische Barbarei hat der Keller beibehalten, freilich ins Heizbare und Hygienische gemildert. Aber die Gewölbe schauen noch ganz wüst und wuchtig aus, daß auch der mächtigste Rausch und der abgründigste Baß darunter Platz haben. Und das Möbelwerk paßt zu diesen Gewölben wie der Stiel zur Hacke und ist so eichen und schwer und eckig, als sei es für die Ewigkeit und drei Stunden darüber hingepflanzt. Ein ordentlicher Glaube, der Berge versetzen kann, mag sich hier am Tischrücken erproben. Und Wandverkleidungen und Gesimse und Sitzgelegenheiten sehen noch viel echter aus, als sie zu den schönsten Babenberger-Zeiten je gewesen sein können.

In einer Ecke saß Jakob Degenfeldt und hielt gute Nachbarschaft zum Mittelalter. Über seinem Kopfe hing ein grobianisch gestalteter Eisenreifen, der mit wirklichen Kerzen besteckt war und von dem ein spärliches Lichtgeriesel in die babenbergische Finsternis um Jakob Degenfeldt niederträufelte. Nur in dem Glas, das vor ihm stand, hatte sich einiges Licht angesammelt, lag wie leuchtender Sand auf dem Boden, schwamm wie goldige Wölkchen im Wein und wartete darauf, in den Menschen einzugehen.

Als Matthias mit Asta eintrat, spähte er aufgeregt aus. Asta stand neben ihm und rührte sich nicht. Plötzlich sagte sie: „Das ist also der Papa...!"

Jakob Degenfeldt kam aus seiner Ecke hervor, mit seinen Trompetenhosen, der Pampasjacke, dem roten Gurt, ging auf seine Tochter zu und reichte ihr die Hand. Einen Augenblick sahen sie einander an.

„Du gefällst mir sehr gut, Mädel!" sagte Jakob Degenfeldt.

„Du mir auch," lachte Asta, „wenn der Schein nicht trügt..."

Sie schüttelten einander noch einmal die Hände und wandten sich nach Matthias um. Aber da wurden sie sehr besorgt um ihn. Der stand da, hatte gestielte Augen und murmelte etwas, das klang wie Trichloressigsäure. Bei Gott, er sagte: „Trichloressigsäure."

Matthias wußte nicht, wie er dazu kam. Es mußte ein Wort aus Gymnasiastenzeiten sein, aus einer Rumpelkammer des Bewußtseins, ein Wort mit Mottenfraß und mit dem Staubsamt seitheriger Vergessenheit. Es paßte ganz gewiß nicht hierher. Aber Matthias hätte auch im ganzen Bereich eines vierundzwanzigbändigen Konversationslexikons kein andres Wort finden können, das gepaßt hätte.

„Nein," sagte Jakob Degenfeldt, „du brauchst nicht den Verstand zu verlieren, Matthias. Es ist ganz einfach ... du hast dich geweigert, mich mit ihr zusammenzubringen, Matthias. Du hast ja recht von deinem Standpunkt aus ... selbstverständlich! Aber jetzt war ich schon einmal in Europa. Ich habe mir ihre Adresse verschafft binnen drei Tagen. Detektivbureau ‚Argus' — bitte. Und dann habe ich ihr geschrieben. Was hätte mir geschehen können? Höchstens hätte ich keine Antwort bekommen. Aber sie hat mir geantwortet."

„Wollen wir uns nicht setzen?" sagte Asta. „Ich glaube, wir bilden eine Gruppe." Und sie begann ihre lange Jacke auszuziehen, und Papa Degenfeldt half ihr dabei.

Die beiden weißen Rosen aber behielt sie an der Brust.

Matthias war es endlich gelungen, von der Trichloressigsäure loszukommen. „So hast du auch gewußt, daß sie die ‚Unerprobte' ist?" fragte er.

„Natürlich! Ich habe mich sehr darüber gefreut. So was wäre Mama Rosina nie-

mals eingefallen. Das ist ein Zug von mir." Und Vaterstolz strahlte aus allen Falten des zerknitterten Gesichts.

Hinter Matthias' Stuhl aber standen die beiden Kellerheiligen, unsichtbar, jedoch eifrig bemüht, auf seine Seele zu wirken. Der Augustinermönch machte seine grimmigste Miene und raunzte: „Da schlägt's dir wieder ins Gesicht, was für ein sauberer Höllbrocken so ein Frauenstück immer und zu allen Zeiten ist. Ob sie die Fechhauben tragen oder das Jungfraubörtel, sind all gleich, zu meiner Zeit, bei denen alten Heiden oder in gegenwärtigen Läuften, bei Türken und bei Christenmenschen, nichts als Partitenmacherinnen, haben die Lugenhaftigkeit mit der Muttermilch eingesogen, und wenn der Mann am allergläubigsten ist und ihnen absonderlich zugetan, dann laufen sie erst recht auf den Löffelmarkt. Geh ihnen aus dem Weg, sonst bist schon zu Lebzeiten im höllischen Pechstrudel!"

Der andre aber, der Kerl mit dem Dudelsack und dem zerschlissenen Wams, flüsterte an Matthias' anderm Ohr: „All Ding auf der Welt hat zwei Gesichter. Der hochwürdige Herr, so tapfer er auf der Kanzel wettern kunnt, vor dem schwarzen Tod ist er davongeloffen. Aber ich hab' ihm ins Gesicht gelacht und hab' ihm eins gepfiffen. Und glaub' nit, daß das Frauenzimmer so arg ist wie der schwarze Tod. Denk nur an alles Lieb's und Gut's, das du je von ihm erfahren. Ist viel Süßigkeit und Sonnenschein dabei gewesen. Das Frauenzimmer ist wie der Erdschollen: treibt Gras und Dorn, Kraut und Unkraut, Förderliches und Unnützliges. Hat seine Wurzeln viel tiefer als der Mann und nimmt darum vom Herzen der Erden. Mußt nur recht lachen können, wenn so ein Kräutlein Tunichtgut aufsprießt oder ein Dolden Hinterlist oder die Springwurz Übermut."

Da stieß Matthias Merenus mit den beiden andern an, und ein feiner Goldklang verschwebte unter dem grobianischen Eisenreifen. Und da sah er das Unkraut Tunichtgut, die Dolde Hinterlist und die Springwurz Übermut, sah aber auch viel rote Rosen stehen und reiche Üppigkeit des Wachstums, Sommerzeit einer noch immer schönen Frau.

Nur eine Fußangel lag da irgendwo.

„Und Frau Vera Norden?" fragte er. Der Name klirrte wie ein Schuppenpanzer über einer Walkürenbrust. Angstvoll sah Matthias Frau Asta an.

„Umgebrungen! Maustot! Friede ihrer Asche..."

Da staunte Matthias sehr, denn diese Vera Norden war das schlechthin Unüberwindliche gewesen.

„Nein, Matthias, du darfst nicht glauben, daß ich meine Vergangenheit verleugnen will. Frau Vera Norden hat sehr viel Gutes getan, sehr viel Notwendiges ... ich bin so eingebildet, zu glauben, daß Vera Norden eine historische Gestalt bleiben wird. Sie wird mitten in der Bewegung weiterwirken. Bloß ich selbst möchte abrüsten. Ich bin müde. Was ich tun konnte, ist getan ... jetzt sollen mich andre vervielfältigen und wiederholen..."

„Sehr richtig," sagte Papa Degenfeldt, „jetzt sollen sie aus der Vera Norden eine Aktiengesellschaft machen. Du ziehst dich vom Geschäft zurück."

So war die ganze Sache glatt ins Amerikanische übersetzt, und Frau Asta war davor behütet, noch mehr zu sagen. Dinge, die schon so weit vorn in der Seele lagen, daß sie der nächste Satz unzweifelhaft heruntergeredet hätte. Etwa, daß in diesem Kampfe eine tötende Kälte über sie gekommen war, ein furchtbares Erschrecken, die Erkenntnis der Möglichkeit, eines Tags jenseits der Grenzen des Sommers zu erwachen. Und dann plötzlich eine Sehnsucht nach Wärme und Liebe. Und von da war es gar nicht weit zu der freudestrahlenden Gewißheit gewesen, daß es irgendwo auf der Welt ein treues und gutes Herz gab, gegen das man ein Unrecht abzutragen hatte ... und das wiedergewonnen werden konnte...

Von allen diesen Dingen schwieg Asta. Aber Matthias wußte sie trotzdem, er war an diesem Abend durch das übergroße Erstaunen ganz unglaublich hellsichtig und feinfühlig geworden, und außerdem war einer da, ein zerlumpter Kerl mit einem Dudelsack, der flüsterte ihm zu, was er nicht von selbst verstand, und das waren lauter angenehme und fröhliche Sachen.

Aber da erinnerte sich Papa Degenfeldt endlich, daß hier ein erfolgreicher Dichter saß, und sprach einen Toast: „Hoch Matthias Merenus und sein glänzender Abgang von der Literatur...!"

Das war ein Toast wie ein Lasso, und Matthias spürte die Schlinge an seinem Hals.

„Wieso ... Abgang? Jetzt fange ich ja erst wieder an.“

„O nein,“ sagte Papa Degenfeldt.

Es war merkwürdig, wie sich Asta mit ihm verstand. „Papa hat recht! Hast du noch nicht genug davon? Willst du noch immer im Betriebe bleiben? Jetzt hast du dir und mir und dem Publikum gezeigt, daß du es auch kannst. Das war der Wunsch der ‚Unerprobten‘. Aber die Erprobte sagt dir, Matthias, was du einmal deinem Freund Gabrieli gesagt hast: Große Talente sind von Gott und kleine vom Teufel. Gabrieli hat's mir erzählt.“

„Ich habe ein neues Stück begonnen ... es wird sehr gut werden ...“ Der Lorbeerkranz war noch zu neu auf Matthias' Haupt, der Beifall dröhnte noch in seinen Ohren, er fühlte noch die beglückwünschenden Hände.

„Du kannst es drüben fertigmachen ...“ sagte der Papa, „die Literatur ist ja sehr nett, aber das ist keine Beschäftigung für dich. Es gibt in Deutschland genug Leute, die schreiben, ohne Talent dazu zu haben ... Ich mache euch noch einmal darauf aufmerksam, ich bin nicht der Onkel aus Amerika — aber wenn du arbeiten willst ...! Nächste Woche fahre ich. Meine Geschäfte sind ohnehin zu Ende.“

„Geschäfte?“ fragte Asta.

„Na ja ... was glaubt ihr denn? Ich bin nicht reich genug, um eigens deshalb herüberzukommen, um eine verlorene Tochter zu suchen oder mich in Wien zu amüsieren. Ich habe mit der Regierung wegen Fleischlieferungen verhandelt. Sie wollen nicht, die Schafsköpfe, die kreuzweis vernagelten. Und ich bin umsonst ein paar Wochen lang hier herumgelaufen wie Buffalo Bill, um für mein Fleisch populär zu werden ... weil der Wiener doch was drauf gibt, seinen Lieferanten persönlich zu kennen. Wenn ich das gewußt hätte, daß die Regierung schließlich nein sagen wird, hätte ich mich gleich anziehen können wie jeder andre Europäer. Aber es macht nichts ... es wird gar nicht — aber es wird nicht lange dauern, so werden sie müssen.“

„Ist dabei viel zu verdienen?“ fragte Asta gespannt.

Und da begann Papa Degenfeldt von Fleischpreisen zu sprechen und von Kühlräumen und europäischen Konjunkturen und Zollpolitik und Agrariern und entwarf Pläne, die waren mindestens so kühn und großartig wie die Entwürfe zu einer dramatischen Trilogie. Und Asta, die einstige Siegerin in der Schönheitskonkurrenz von Blankenberghe, die als Vera Norden die Heerscharen der Frauen angeführt hatte, die als Unerprobte ein verwahrlostes Selbstvertrauen gerettet hatte, hörte ihm zu wie dem Verkündiger des Evangeliums der Neuen Welt. Und zwischen beiden saß Matthias Merenus, den die zwei aus lauter Zuneigung hinten und vorn betrogen hatten, und verwunderte sich über die eigentümliche Schönheit dieser Dinge. Daß sie nun da beisammensaßen und daß diese Gedankengänge von Arbeit und Geld so klirrten und klangen wie Stahl und Eisen, festgefügt und zweckmäßig wie Maschinen. Kühne Bogen schwangen sich zur Zukunft. Einsätze und Wagnisse waren da und Berechnungen, haarscharf und von begeisternder Mächtigkeit. Da wurde das ganze Getriebe dieser schreibenden Welt höchst ameisenhaft unbedeutend, und seine auf das Bürgerliche gerichtete Arbeitssehnsucht bekam Flügel. Weite Grasebenen schimmerten bläulich ... endlose Getreidefelder ... Urwälder ... Ströme ... Männlichkeit ... Kraftentfaltung ... Erfolg ... und ein Mann zu Pferde war da mitten drin, mit Trompetenhosen und einem Hut vom Umfang eines österreichischen Regierungsprogramms — das war Matthias Merenus.

Papa Degenfeldt war an einem vorläufigen Ende angelangt. Er hob sein Glas, sagte „Na, prost!“ und trank.

Und dann setzte er sein Glas wieder nieder und meinte: „Na — und wenn ihr euch wieder heiraten wollt ... ich habe nichts dagegen ...“

Matthias Merenus sagte nichts. Aber Asta nahm es ihm noch weniger übel als damals sein Zögern in Nymphenburg, denn sie fand selbst, es sei keine Kleinigkeit, seine Frau zum viertenmal zu heiraten. Die beiden Kellerheiligen jedoch, die in die Herzen sehen und in den Hirnen lesen konnten, wußten schon, wie es stand und daß alles entschieden war. Sie sahen einen höchst merkwürdigen Verschmelzungsvorgang. Da war in Matthias Merenus' chemischer Küche ein Element, das hieß Asta und Vera Norden, und da war ein andres, das hieß „die Unerprobte“, da war eine alte Neigung und eine neue Liebe, und diese Ingredienzien, die anfäng-

lich weit auseinandergelegen hatten, näherten sich, von geheimen Kräften angezogen, immer mehr. Bis schließlich ein Ineinanderströmen und auf dem Grunde des Merenusschen Gefühlsschmelztiegels ein Brausen, Zischen und allgemeines Wurln entstand. Und als das Wurln zu Ende und Klarheit eingetreten war, da sah man Asta und Vera Norden und die Unerprobte in ein einziges Gebilde verschmolzen und von dem Goldwasser einer mit der alten Neigung gemischten neuen Liebe hold umflossen. Und Matthias staunte über nichts so sehr, als daß er diese Einheit nicht sogleich aus Ton und Geist des ersten der amethystfarbenen Briefe erkannt hatte.

Als der chemische Vorgang so weit gediehen war, erkannte der grantige Abraham a Santa Clara, daß ihm kein Raunzen und Fauchen mehr half, und verzog sich mit der Geräusch- und Geruchlosigkeit, die ein Vorrecht seines Standes ist. Der lustige Dudelsackpfeifer aber blieb, lehnte sich gerade hinter Matthias an die Wand und blies eine Melodie, die war so vergnügt und zukunftsfreudig und herzstärkend, wie nur je eine Wiener Melodie gewesen ist.

Und diese Melodie mußte Matthias Merenus im Gedächtnis geblieben sein, noch als er im milchweißen Morgennebel nach Hietzing kam. Aber er hatte sich einen eignen Text dazu gemacht, einen amerikanischen Text, an dem Walt Whitman seine Freude hätte haben müssen. Er war nicht sehr zusammenhängend, aber zeigte in Anbetracht der frühen Morgenstunde doch eine beachtenswerte geographische Belesenheit. Er lautete:

„Gaucho, Poncho, Guttapercha,
Hacienda, bumm!"

Aber Matthias wußte noch mehr von Südamerika. Und das fiel ihm gerade vor der Drogerie ein, wo er gestern morgen das Haarfärbemittel gekauft hatte, dessen Spuren nun Astas Taschentuch verunzierten. Hier sang Matthias die zweite Strophe. Sie lautete:

„Lasso, Lama, Bola, Puma,
Chinarinde, bumm!"

Und dann fuhr er mit dem Stock über den Rolladen der Drogerie herab, daß es durch den ganzen Bezirk knatterte. Auf dieses Geknatter glaubte Matthias ein inneres Recht zu haben, und er hätte es vertreten, wenn ihm jetzt auch sämtliche Kommunalsicherheitswachtleute Wiens aus dem Nebel entgegengestürzt wären.

In der Nähe seines Hauses aber machte seine Stimmung eine Wandlung zu tiefsinniger Betrachtsamkeit durch. Die ehrbare Allee erwachte von seinen Schritten, sah, wie er die rechte Hand in Denkerstellung gegen einen Baum spreizte, und hörte, wie er sagte: „Und doch ... wie unbegrenzt ist die Natur ... im Weibe ... tausendfach sind deine Gesichter, o Eva ... du bist das große ... jawohl, immer eine andre und immer dieselbe! Und dabei meint Hebbel, bei ihm hätten Mann und Weib den letzten Kampf um ihre Vormacht ausgekämpft!? Na ja!"

Das geschah in demselben Augenblick, in dem Frau Asta in ihrem Hotelzimmer vor dem Spiegel stand. Hinter ihr lag auf einem Haufen ein Durcheinander von Seidenvolants und Spitzen in der Morgendämmerung. Sie reckte ihre nackten Schultern und streckte die vollen Arme und freute sich, daß das Spiegelbild so hell und kühl vor der roten Tapete stand. Und dann nahm sie ein Battisttaschentuch und betrachtete lächelnd die braunen Flecke, die es trug. Dieses Lächeln fing der Genius der Stunde ein und trug es in das goldene Buch der Weisheiten des Lebens.

Als aber Matthias endlich im Bette lag, verfiel er noch einmal in ein großes Wundern. Und der letzte Gedanke, mit dem er einschlief, war: Trichloressigsäure.

Asta setzte es durch, daß auch ihre vierte Trauung mit Matthias in Berlin stattfand. Jakob Degenfeldt hatte seine Abreise verschoben, um dabeizusein.

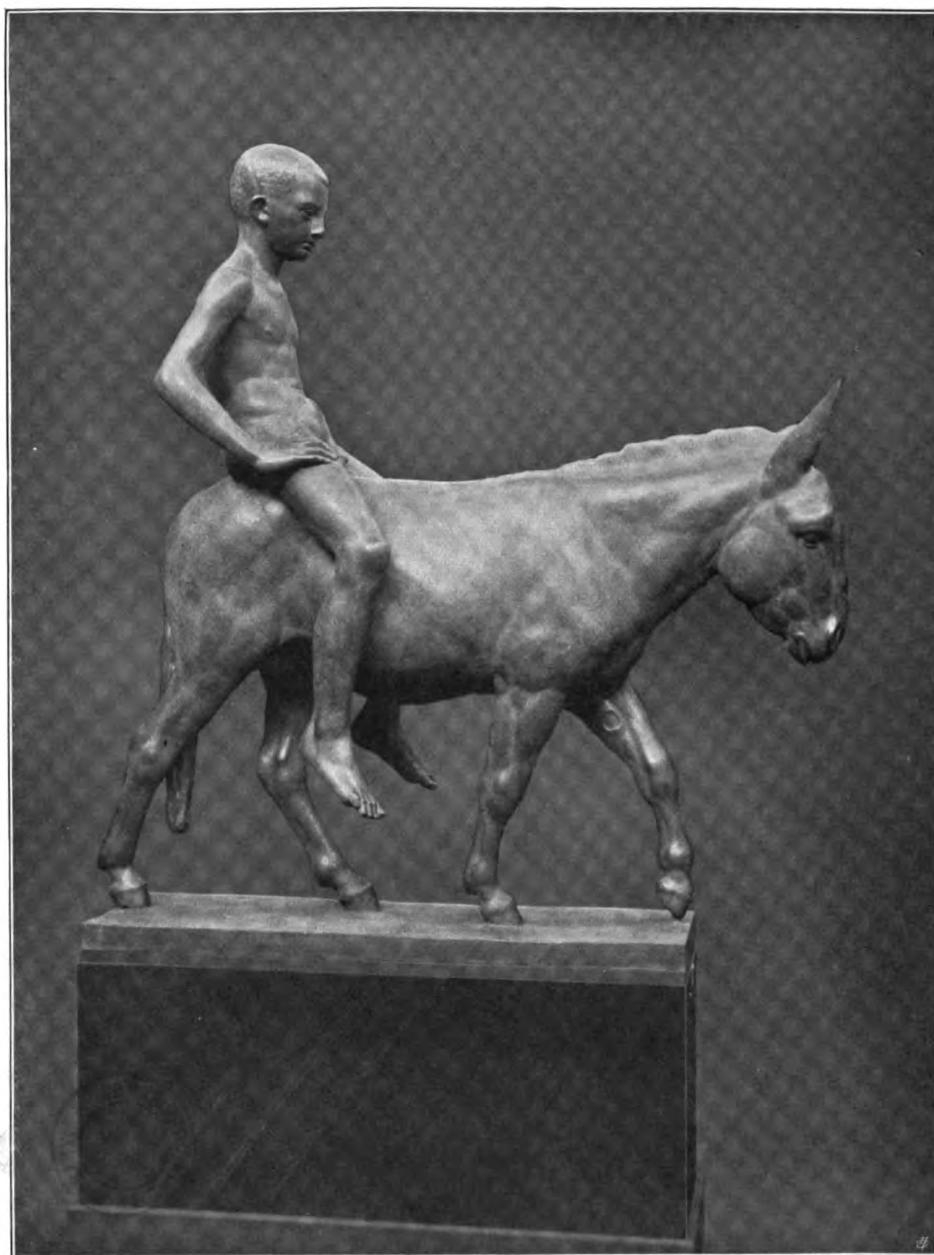
„Sollten wir nicht Onkel Anton besuchen?" fragte Asta am Tage vor der Trauung, und Matthias gab ihr recht. So fuhren sie zu dritt nach dem Haus mit den vielen Kindern und den Leuten, die auf den Treppen nicht ausweichen können. Es wurden sehr viel Türen zugeknallt, während sie zu Onkel Antons Wohnung hinaufstiegen, und ein Grammophon schnarchte ein Couplet, das war wie das Vorspiel zu Onkel Antons häuslicher Symphonie. Aber die Tür seiner Wohnung war versperrt.

„Is nich zujejen!" sagte eine zerzauste Dame in einer fleckigen Nachtjacke, die auf der Bodenstiege saß und eine Kaffeemühle bearbeitete.

„Wo ist er denn?" fragte Asta.

„Abwesend!"

„Na — wo denn?"



August Gaul: Eselreiter.

Mit Genehmigung von Paul Cassirer in Berlin.

„Jotte doch, wo soll der woll sein, der olle Herr? Auf die Hochzeitsreise…"

„Auf der Hochzeitsreise…? Mit wem?"

„Mit wem soll er woll auf die Hochzeitsreise sein? Mit seiner Jattin! … Mit der Witwe Lehmann, die wo seine Haushälterin jewesen und die er endlich jeehelicht hat."

Da sahen sie einander an und gingen zu dritt wieder die Stiegen hinab und hüteten sich, etwas zu sagen, weil so ein Wort oft höchst unbotmäßig ist und sich nicht mehr einfangen läßt, wenn es einmal auskommt.

Als sie am nächsten Tage zum Standesamt fuhren, ließ Asta vor einem Blumenladen halten und kaufte ein paar prächtige Rosen mit langen Stielen. Matthias sah betroffen drein, denn Asta hatte sich allen Pomp und Putz und alles Auffallende verbeten.

Das Trauungszimmer sah gründlich verändert aus. Die Geschichte des beharrlichen Jakob war von den Wänden verschwunden, vielleicht deshalb, weil die Schäbigkeit schon zu weit vorgeschritten war, um sich mit der biblischen Bedeutsamkeit der Historie noch länger zu vertragen. Aber auch die Butzenscheiben und die altdeutschen Schnörkel waren fort, und an ihre Stelle war in Malerei und Möbelwerk und Teppich und Beleuchtungskörpern ein quadratisches System getreten. Der moderne Stil hatte auch hier gesiegt. Nur Herr von Hennigsen war noch da, ergeben in sein Schicksal, bis an sein Ende nur Ehen zusammenzufügen. Sein Schädel war vollkommen kahl und glänzte von vorn bis hinten wie die Salzwüsten Tibets im Mondschein. Er war gegen alle Sensationen abgestumpft, er kannte keine Unbegreiflichkeiten und Wunder Gottes mehr und lächelte Matthias und Asta mit der Miene eines Kaufmanns zu, der seine alten Stammkunden bei sich eintreten sieht.

Während er in den Papieren blätterte, flüsterte Asta Matthias zu: „Diesmal aber ohne Vorbehalt … und ohne Verträge…" Und ihre Augen waren klug und herzlich und weich, so daß Matthias vollständig vergaß, daß er nun zum viertenmal mit ihr vor Herrn von Hennigsen stand.

Als aber alles vorüber war, da trat Asta auf Herrn Hennigsen zu und reichte ihm den Rosenstrauß. „Weil Sie doch schon so viel Mühe mit uns gehabt haben…" lächelte sie.

Da verwunderte sich Hennigsen doch ein wenig, neigte die tibetische Salzwüste, küßte Astas Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, gnädige Frau…" Und da lachten sie alle zusammen, und Herr Hennigsen wurde sehr stolz, weil er seinen besten Witz gemacht hatte.

Unten gab es eine kleine Verzögerung. Der Kutscher konnte nicht sogleich losfahren, weil sich ein Wagen vor ihm eingekeilt hatte. Und der war mit einer Anzahl von Steigen beladen, in denen allerlei Marktgeflügel durcheinander schnatterte und gackerte.

Da legte Asta eine Hand im langen schwedischen Handschuh auf Matthias' Schultern: „Weißt du noch, Matthias … mein Vogelorakel!?"

Aber Matthias gelang es nicht, sich zu erinnern.

„Mein Vogelorakel, Matthias … am ersten Morgen in Leipzig … es war eine Gans."

Und da tat Jakob Degenfeldt einen Ausspruch, der hatte eine für einen argentinischen Viehzüchter immerhin beträchtliche Tiefe: „Ja — es scheint so … jeder von uns muß erst im Leben sein tüchtiges Maß Blödsinn begehen — ehe er gescheit wird."

— — — — — — — — — — — —

Ich bin mit meinem Latein zu Ende und muß meine nachdenkliche Geschichte der vier Ehen des Matthias Merenus hier schließen. Und jetzt erst sehe ich ein, daß ich im Titel meiner Geschichte zuviel versprochen habe. Denn ich bin ja nicht weiter gelangt als bis zum Beginn dieser vierten Ehe und muß mich, da ich diesmal den Ehrgeiz gehabt habe, eine wahrhaftige Geschichte zu erzählen, begnügen, an ihr Ende nicht einen Schlußpunkt, sondern ein Fragezeichen zu setzen. Das heißt, Matthias Merenus und Asta sind mir drüben in Argentinien aus dem Gesicht entschwunden, und ich weiß nichts weiter vom Verlauf ihrer vierten Ehe. Ich muß euch also bitten, schöne Leserin und wohlgeneigter Leser, wenn ihr dieses Buch aus den Händen legt, einen Augenblick nachzusinnen und Matthias und Asta das zu wünschen, was ihr euch selbst wünschen würdet, wenn ihr einer von beiden wäret. Denn ich hoffe, daß ihr sie liebgewonnen habt, wenn auch durch sie noch immer nicht der alte Kampf um Mannes oder Weibes Vormacht entschieden ist.

Die österreichische Tabakregie

Vom Sektionschef und Generaldirektor Dr. von Scheuchenstuel (Wien)

Die österreichische Tabakregie als Staatsbetrieb zum Zwecke der Verwaltung des Tabakmonopols entstammt, wie so manche andre wichtige österreichische Einrichtung, der Josefinischen Epoche. Kaiser Josef II. war es, der 1784 den Betrieb dauernd verstaatlichte. Damit tat dieser erhabene Idealist einen praktischen Griff, wie ihn besser und erfolgreicher kein nüchterner Finanzpolitiker hätte tun können. Das Kundmachungspatent vom 8. Mai 1784 begründet die Verstaatlichung mit den denkwürdigen Worten, „daß diese Abänderung keineswegs auf eine Erhöhung des Gefälls, sondern vielmehr dahin abziele, den von der eignen Verwaltung erwarteten größeren Nutzen zum Besten der Staatsbedürfnisse anzuwenden". Man muß gestehen, daß die hier zutage tretende Auffassung vollkommen modern und den sozialpolitischen Anschauungen unsrer Zeit entsprechend ist.

Kaiser Josef II. gab der Regie, an deren Spitze ein viergliedriges Direktorenkollegium stand, das Recht, Beamte unabhängig von der Hofkammer anzustellen und zu entlassen und räumte ihr die freie Verfügung über einen Dispositionsfonds von 10000 Gulden, für damalige Zeit eine außerordentlich große Summe, ein, über deren Verwendung nur dem Hofkammerpräsidenten persönlich Rechnung zu legen war. Endlich besoldete der Kaiser die leitenden Personen in einer Weise, die nicht nur damals unerhört war, sondern auch heutzutage im Staatsdienste ihresgleichen nicht hat. Ihr festes Gehalt belief sich nämlich auf 4000 Gulden, ihr Ruhegehalt stieg je nach zurückgelegter Dienstzeit zur gleichen Höhe, und außerdem kam ihnen ein gemeinschaftlicher Gewinnanteil von einem Fünftel des die veranschlagten Einnahmen übersteigenden Betrages zu. So fiel bereits im ersten Jahre des Staatsbetriebes auf die vier Direktoren eine Sonderentlohnung von rund 85000 Gulden. Alle Versuche neidischer Ratgeber, den Kaiser zu einer Kürzung dieses Gewinnanteils zu bestimmen, waren vergeblich. „Er war so sehr überzeugt, daß die Blüte des Gefälls von der Tüchtigkeit der Direktion abhänge und daß die Verwaltung keine rein bureaukratische sein solle, daß er zu wiederholten Malen für die Direktion Partei ergriff und verfügte, man solle die Direktoren nicht viel mit beschwerlichen Rechnungen und Gegenständen behelligen." Indes war auf die Dauer die Bureaukratisierung der Tabakregie nicht aufzuhalten. Bei Neuernennungen von Direktoren wurde die Gewinnbeteiligung herabgesetzt und 1791, nach Kaiser Josefs II. Tode, gänzlich aufgehoben. Das Anstellungs- und Entlassungsrecht ward auf das in andern Ämtern übliche Maß herabgemindert, der Dispositionsfonds eingezogen, die ursprünglich nach kaufmännischen Grundsätzen geregelte Geschäftsführung nahm bureaukratische Formen an. In der Folge wurden auch die Obliegenheiten des Tabakverschleißes den Verwaltungsbehörden übertragen, so daß in dem Wirkungskreise der Tabakregie nur der Anbau und die Verarbeitung des Tabakkrautes verblieben.

Trotz dieser nachteiligen Veränderung des genialen Josefinischen Entwurfs blieben doch zwei Säulen aufrecht, auf denen die ganze Schöpfung ruhte: der Einheitsgedanke und die Zuverlässigkeit der Beamtenschaft. Zwar wurden unter Josefs Nachfolger, Kaiser Leopold II., Versuche gemacht, auch die Tabakverarbeitung den einzelnen Kronländern zu übertragen, doch gelang es, diese Versuche abzuwehren und der Tabakregie zum Nutzen der Sache ihre zentralistische Stellung zu erhalten. 1867 wurde die Tabakregie für Ungarn im Zusammenhange mit der Errichtung des ungarischen Staatswesens abgetrennt und selbständig gemacht. Doch blieb der Reichsgedanke in der österreichischen Tabakregie, wenn auch mit der gebotenen Einschränkung auf das Staatsgebiet diesseit der Leitha, bis heute bestehen. In allen Kronländern wird der Regiebeamte verwendet, er lernt andre Landessprachen und gewinnt so wie der Offizier das Gefühl der Reichszugehörigkeit. Die Zuverlässigkeit der österreichischen Regiebeamten aber möchte ich ohne viele Worte durch die Antwort charakterisieren, die ein Ausländer, in dessen Heimat das Tabakmonopol verpachtet ist, gab, als man ihn fragte, warum bei ihm der Staat die Regie nicht selbst übernehme. „Sofort," antwortete er, „wenn Sie uns Ihre Beamten geben."

Das österreichische Tabakmonopol ist ein vollständiges. Es umfaßt Anbau, Verarbeitung und Verschleiß des Tabaks. Der Tabakbau ist in Galizien und in der Bukowina gestattet, wo Pfeifentabak, etwas Zigarren- und Schnupftabak gebaut wird, dann in Südtirol, wo ausschließlich Schnupftabak, und in Dalmatien, wo Zigarettentabak gedeiht. Die Ernte muß zu festgesetzten Einlösungspreisen an den Staat abgeliefert werden. Im ganzen sind beim inländischen Tabakbau nahezu 54000 Pflanzer beschäftigt, an die jährlich etwa 5 Millionen Kronen für eingelösten Tabak ausgezahlt werden; außerdem werden in Ungarn jährlich etwa 24000 Hektar mit einem Ertrage von durchschnittlich 13 Millionen Kronen für Rechnung Österreichs bebaut. Für rund 49 Millionen Kronen kauft

die österreichische Tabakregie jährlich ausländischen Tabak. Aus der Türkei, aus Brasilien, Manila, aus Havanna, Kuba, Nordamerika, endlich aus Sumatra und Java wird der Tabak teils auf großen Auktionen, teils im Wege öffentlicher Konkurrenzen, aber auch durch direkten Markteinkauf erworben. Mit der Verarbeitung der Rohstoffe sind 30 Fabriken beschäftigt. Jährlich werden rund 1200 bis 1300 Millionen Zigarren, 6 Milliarden Zigaretten, 250 000 Doppelzentner Rauchtabak und 11 000 Doppelzentner Schnupftabak hergestellt. Derzeit erzeugt die österreichische Regie 39 Zigarren- und 22 Zigarettensorten, 28 Gattungen Rauch- und 24 Gattungen Schnupftabak. 750 Beamte, 450 Diener und 40 000 Arbeiter, von denen ungefähr 86 Prozent dem weiblichen Geschlecht angehören, sind in diesem großen Betriebe beschäftigt. Einige Erzeugnisse der österreichischen Tabakregie mögen hier mit Namen hervorgehoben werden. Da ist einmal die Virginiazigarre, einst die Lieblingszigarre Kaiser Franz Josefs I. Sie erfreut sich besonderer Sympathien in militärischen Kreisen: der „Deutschmeister", das ist der Soldat des Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4, das sich vorwiegend aus Wienern ergänzt, wird ausnahmslos mit einer „Virginia" im Munde, mit einer hinterm Ohr oder zwischen dem zweiten und dritten Knopfe des Waffenrocks abgebildet. Und genau so volkstümlich wie der „Deutschmeister" ist in Österreich die Virginiazigarre, deren Beliebtheit allerdings weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinausreicht.

Im In- und Auslande teilt sie ihren Ruf mit der „Sport", einer Zigarette, die wirklich ihr Geld wert ist. Vor der im Jahre 1911 durchgeführten Preiserhöhung hatte die „Sport" einen jährlichen Absatz von mehr als 3 Milliarden Stück, eine Ziffer, die von keiner andern Zigarette der Welt erreicht worden war. Hintereinander aufgereiht hätten diese drei Milliarden genügt, um den Äquator siebenmal zu umspannen. Auf die „Sport" wurde einmal in Variation eines bekannten Heinischen Liedes gesungen:

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Ein türkisches Kraut um zwei Heller,
Mein Liebchen, was willst du noch mehr.

Auch heute noch wird die „Sport", obwohl sie seit der Erhöhung ihres Preises auf 3 Heller einen großen Teil ihres alten Publikums an billigere Sorten verloren hat, mit einem Jahresverschleiß von 1600 bis 2000 Millionen Stück zu den verbreitetsten Zigaretten aller Länder gehören.

Eine der bekanntesten und geschätztesten österreichischen Zigarren ist neben der „Virginia" die „Trabukko", die Zigarre der Intelligenz benannt. Zwar bringt sie es nur auf rund 30 Millionen Stück jährlich, dafür will aber ihr Publikum gewogen und nicht gezählt werden. Die „Trabukko" ist eben ihrem Innersten nach eine wirkliche Havannazigarre, und das erklärt zunächst ihre Beliebtheit bei österreichischen Feinschmeckern. Aber auch der an Importen gewöhnte Fremde weiß sie wohl zu schätzen.

Durch Massenabsatz wirken von den Regiezigarren die „gemischten Ausländer", gemeinhin „Kurze" genannt (6 Heller), die „Portorico" (8 Heller) und die „Kuba" (11 Heller), die mit einem Jahresverschleiß von ungefähr 380, 200 und 150 Millionen Stück nahezu zwei Drittel des ganzen österreichischen Zigarrenverbrauchs bestreiten. Diesen Ziffernprotzen entspricht unter den Zigaretten das Kleeblatt „Ungarische", „Drama" und „Memphis" mit einem Jahresverschleiß von rund 1300, 1100 und 300 Millionen Stück. Die österreichische Tabakregie weiß aber nicht nur den Massen, sondern auch den Feinschmeckern etwas zu bieten. Das beweisen ihre Havannazigarren (Ideales, Victorias, Entreactos), die, aus feinstem Kubaner Rohstoff nach Havaneser Art gearbeitet, mit den Importen in erfolgreichen Wettbewerb treten und eine Besonderheit Österreichs darstellen, die von keinem andern europäischen Fabrikanten, sei es Regie oder Privater, in dieser Vollendung erreicht wird. Auch auf dem Gebiete der Zigaretten besitzt die österreichische Tabakregie in den neuesten Marken Amneris, Theba und Moeris Luxuserzeugnisse feinster Gattung, die nach dem Urteil Sachverständiger in Aroma und Aufmachung jeder importierten ägyptischen oder türkischen Zigarette die Wage halten.

Der Verkauf der Tabakerzeugnisse geschieht in staatlichen Verschleißstellen (Trafiken und Spezialitätengeschäften). Diese Verkaufsstellen werden von Kommissionären gegen eine Vergütung geführt, die bei den Trafiken ein Zehntel des Umsatzes beträgt, während sie bei den vorwiegend teurere Sorten führenden Spezialitätengeschäften veränderlich ist. Die Verkaufsstellen erhalten ihre Waren entweder unmittelbar aus der Fabrik oder mittelbar durch eigne Verschleißmagazine, deren es siebzehn gibt. Von diesen Verschleißzentralen geht die Ware an die Verleger, ungefähr tausend an der Zahl, die in der Regel gegen eine Umsatzvergütung die Verteilung an die Trafiken besorgen. Es gibt in ganz Österreich etwa 70 000 Trafiken und gegen 200 Spezialitätengeschäfte.

Die oberste Leitung der Tabakregie führt die Generaldirektion, eine unmittelbar dem Finanzministerium unterstellte Behörde, die aus Konzeptsbeamten (Juristen, Techniker, Chemiker und Fabrikationsbeamte), einem Rechnungsdepartement, der Kassa und dem Kanzleipersonal besteht. Die Generaldirektion hat insbesondere die jährliche Tabakanbaumenge festzusetzen, die Verfügungen für die Tabakeinlösung zu treffen, die Beschaffung und Verteilung des ausländischen Tabaks sowie den Ankauf der Maschinen vorzunehmen, die Bauprojekte zu verfassen und durchzuführen, die

Anstalten durch regelmäßige Besichtigung ständig zu überwachen und endlich für eine dem jeweiligen Bedarf entsprechende Beschickung der Versorgungsstellen aufzukommen.

Ohne den Leser durch allzuviele Ziffern ermüden zu wollen, möchte ich doch, um einen Begriff der finanziellen Bedeutung unsers Monopols zu geben, kurz folgendes anführen: Die Bruttoeinnahmen des Tabakmonopols betrugen 1912 rund 339 Millionen, die Ausgaben fast 122 Millionen Kronen; der Überschuß erreichte also 217 Millionen Kronen. Hierzu kommt noch eine Vermögensvermehrung von etwa 12 Millionen, so daß der Gesamtreingewinn 229 Millionen Kronen umfaßte. Die österreichische Tabakregie arbeitet gegenwärtig mit einem Nutzen von etwa 200 Prozent. Das mag an sich ja ziemlich hoch erscheinen, ist aber im Vergleich mit andern Tabakregien recht mäßig. So beträgt zum Beispiel der Reingewinn der italienischen Regie nahezu 300 Prozent, der der französischen mehr als 430 Prozent. Der Grund für diese anscheinend geringe Ergiebigkeit liegt nicht etwa in einem kostspieligen Apparat oder in einer weniger kaufmännischen Gebarung, sondern darin, daß die österreichische Tabakregie bemüht ist, das Beste zu bieten, was der Raucher für sein Geld von einer Regie überhaupt verlangen kann. So soll ohne Überhebung darauf hingewiesen werden, daß die französische Tabakregie bei einer Bruttoeinnahme von 500 Millionen Frank jährlich nicht mehr als für etwa 25 Millionen Frank ausländischen Tabak verarbeitet, während die österreichische Regie bei einem Bruttoerträgnis von etwa 330 Millionen Kronen jährlich 40 Millionen Kronen, also im Verhältnis mehr als das Zweieinhalbfache, für die Beschaffung hochwertiger Auslandsware verausgabt. Selbstverständlich schimpft der österreichische Raucher trotzdem nach Leibeskräften über seine Tabakregie, insgeheim aber lobt er sich, namentlich wenn er von längerem Aufenthalt in der Fremde zurückgekehrt ist, doch sein heimatliches Kraut.

Häufig hört man jetzt die Frage aufwerfen, ob der Staat überhaupt die Eignung zu einer kaufmännischen Tätigkeit, wie es auch die Tabakregie ist, besitzt, und gewöhnlich wird diese Frage verneint. Nun ist freilich zuzugeben, daß der Privatbetrieb vor der Regie manchen gewichtigen Vorteil voraus hat. Da ist vor allem die Unabhängigkeit gegenüber äußeren, insbesondere parlamentarischen Einflüssen, die Selbständigkeit in nationalen und sprachlichen Fragen, ein Punkt, der für Österreich besonders ins Gewicht fällt, endlich aber die denkbar größte Bewegungsfreiheit des Dienstgebers im Verhältnis zu seinen Angestellten. Der Leiter einer großen Privatindustrie ist bei der Besetzung von Posten niemals an Gründe des Dienstalters gebunden, seine Geschäftsführung wird durch bureaukratische Formen nicht verwickelt, Rücksichten auf Budget und Rechnungswesen hemmen ihn nicht in der Ausnutzung der Konjunktur. Alle diese Vorzüge gestalten den Privatbetrieb einfacher, beweglicher, billiger.

Anderseits aber hat auch der Staatsbetrieb unleugbar beträchtliche Vorteile. Der Konsument zieht aus dem Staatsbetrieb insofern Nutzen, als er überall innerhalb des Monopolgebietes die gleiche Ware zu gleichem Preise erhalten kann, für die Bediensteten aber, namentlich für die Arbeiter, ist im Staatsbetrieb weit besser gesorgt als in der Privatindustrie. In der Regel kann der Privatindustrielle auf dem Gebiete der Alters- und Invaliditätsversicherung sowie andrer Wohlfahrtseinrichtungen nicht entfernt dasjenige leisten, was der Staat für seine Arbeiter tut und tun muß. Endlich aber kommt dem Steuerträger der Vorteil zugute, daß der ganze Gewinn, der der Ausnutzung des Tabakregals entspringt, mittelbar zur Entlastung von andern Abgaben führt. Allerdings würde die Tabakindustrie auch als verpachtetes Monopol oder als freie, in zahllosen Betrieben blühende Privatindustrie dem Fiskus ebenfalls namhafte Erträgnisse in Form von Zöllen, Steuern und Gebühren einbringen. Daneben bliebe aber noch ein sehr beträchtlicher Unternehmergewinn, der schätzungsweise mit mindestens 40 bis 50 Millionen Kronen veranschlagt werden kann und der bei der Staatsregie ungeteilt dem allgemeinen Besten zugute kommt. Zu besonderem Vorteil gereicht endlich der Staatsbetrieb den tabakbauenden Kronländern, denn während der Private beim Einkauf des Rohmaterials nach rein kaufmännischen Gesichtspunkten vorgehen, also die Ware zu den denkbar niedrigsten Preisen erstehen muß, gelten für den Staat bei der Preisfestsetzung auch sozialpolitische Gesichtspunkte. Ebendieselben Gesichtspunkte sind bei der Festsetzung der Arbeiterlöhne in den staatlichen Fabriken ausschlaggebend, während die Löhne der Privatindustrie sich ausschließlich nach Angebot und Nachfrage regeln. So fließt auch in dieser Form wieder ein Teil der Mehrkosten des Staatsbetriebes dem Wohl der Allgemeinheit zu.

Wägt man sorgfältig alle diese aktiven und passiven Posten gegeneinander ab, so wird man für den Bereich des Tabakmonopols vielleicht doch zu der Entscheidung kommen, daß hier der Staatsbetrieb im allgemeinen Interesse vorzuziehen sei. Allerdings müssen die ihm anhaftenden Mängel auf das geringste Maß beschränkt, die Betriebsform und die Arbeit, die Geschäftsführung möglichst der privaten angenähert, also der Staatsbetrieb nach kaufmännischen Gesichtspunkten geführt werden. Dieser Grundsatz darf nicht ein Schlagwort bleiben, sondern muß verwirklicht werden. Freilich ist diese Verwirklichung schwierig, wie jeder Eingriff in alt eingelebte bureaukratische Zustände, aber er ist durchaus möglich.



Ludwig von Hofmann: Felsenufer.



Gesamtansicht von Marburg.

Marburg an der Lahn

Von Theodor Birt

Verehrter Freund! Sie klagen? Dies betrübt mich. Die Großstadt hat Sie nervös gemacht, und Sie möchten nach Marburg ziehen? Haben Sie nicht Angst vor den steilen Gassen, der Winterglätte, den Schneelawinen, die das Tauwetter von den Dächern reißt, und dem Philistertum einer Landstadt, die so isoliert im Felde liegt? Nicht Angst vor den vielen Hunden? Schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren hier die freilaufenden Hunde eine Plage, und an den Hundstagen ging der Scharfrichter um und schlug sie tot, gegen Vergütung.

Auf alle Fälle soll ich Ihnen von Marburg reden? Ich will es tun, und Sie werden sich nochmals prüfen.

Wer mit der Main-Weserbahn von Kassel nach Frankfurt fährt und den Basaltberg Amöneburgs hinter sich hat, dem öffnet sich plötzlich in wundervoller Weite das Lahntal, bergumzogen, und ein überraschender Anblick wirft sich ihm entgegen: Marburg selbst, die Bergstadt, in gezacktem Profil, über seiner Stirn wie ein Helm das gewaltige Schloß. Die Lahn ist bei Biedenkopf noch winzig wie ein Forellenbach; hier steigert sie sich durch den Zufluß der Ohm, aber ihr Auftreten bleibt auch jetzt noch bescheiden. Aber das Tal selbst ist wie ein großmächtiges Strombett, das leergelaufen: die Berge seine schwellenden Ufer, mit dunklen Wäldern bestanden, die feuchtschimmernden Wiesen, Auen und Gärten das Bett selbst. Dörfer liegen im Tal verstreut, angelehnt an die Bergfüße; alles aber, was alte Siedlung ist, hat sich oben auf die Berge gestellt, frei über allem Talnebel: Rauschenberg, Amöneburg, Biedenkopf, Marburg, dazu der Frauenberg und der Staufenberg; das eine nur noch Ruinen, die andern lebendige Städte — so grüßen sie sich das Tal entlang, von Höhe zu Höhe, uralte Signale der Kultur. Wer hoch wohnt, ist sicher vor dem Feind und sicher vor Überflutung.

Altmodisch wie eine Rumpelkammer und doch stolz-verwegen steht Alt-Marburg auf seinem Posten, als hätte eine Hand von oben die Häuserkasten über den Berg geschüttet und sie wären wie auf bleiernen Füßen da stehengeblieben. In der Tiefe flattern die Eisenbahnzüge und rollen, in weitem Bogen ausweichend, um den Stadtberg: die Stadt steht vornehm hoch darüber, wie eine altmodische Burgfrau auf dem Söller steht, und nur ihre Schleppe hängt



Blick von der Schloßterrasse.
(Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)

giebelter Behausungen. Die Uhren, die Glocken vom Rathaus, vom Schloß und von den Kirchen beginnen zu schlagen und zu klingen, und die ganze Stadt rings um den Berg wird in die Klänge wie eingewickelt. Es ist Zeit, Kaffee zu trinken: aus all den tausend Essen steigt da auf einmal der Rauch auf, zum Zeichen, daß überall der Kaffee kocht. Er steigt nach Osten, weil der Wind heute von Gießen weht. Der Abend kommt: in allen Fenstern leuchten die Lampen gleichzeitig auf und blinzeln in die Nachtferne so kameradschaftlich. Die Mitternacht ist da: die Augen schließen sich, als schlüge hier ein Schlag in allen Herzen.

Aber knäuelartig eng ist in der Altstadt alles. Die Berliner Friedrichstraße befolgt das Prinzip der Kegelbahn, gerade und öde. Das gibt es hier oben nicht,

breit ins Tal nach Westen und berührt sich mit dem Staub der modernen Wirklichkeit.

Es ist in der Tat ein frappierender Eindruck, wie man ihn etwa in Italien, in Umbrien, im Hinblick auf Perugia und Arezzo, aber in Deutschland sonst nirgend hat: mit einem einzigen Blick eine Stadt von 20000 Einwohnern umspannen zu können, als wäre es die gerahmte Skizze eines Künstlers. Wie ein ausgebreiteter Mantel über seinem Ständer hängt, so hängt da die Stadt, und wer vorüberfährt, sieht jede seiner Nähte, sieht ihm in jede Tasche hinein.

Am schönsten ist es, wenn man auf dem Gipfel, etwa im Forsthof oder beim Schloßkastellan eingemietet, wohnt, und alle Dächer wellen sich vor uns nach unten, ein Gefälle von blauen Schindeln, ein Gehänge froh ge-

auch keine Prunkplätze mit obligaten Statuen und Luxusbeeten. Auch jeder geflissentliche Aufputz der Fassaden fehlt, denn Marburg war nie eine Stadt der Millionäre. Die Häuser stehen bieder und fest aneinandergedrängt, denn sie müssen um den Platz kämpfen. Der Reisende, der aus der langgestreckten und prahlerischen Monotonie der Großstadt flüchtet, zieht gern nach Rothenburg ob der Tauber. Aber Rothenburg ist nur ein schmuckes Kuriosum, nur ein Denkmal seiner schönen Vergangenheit. Marburg lebt. Es ist im alten Umriß jungblütig weitergewachsen. Denn es ist eine Stadt von Beruf, und man kann sich gottlob verjüngen, ohne zum Riesen auszuarten.

Es war im dreizehnten Jahrhundert. Im Jahre 1228 kam Elisabeth, die Land-

gräfin von Thüringen, die Stammutter des hessischen Fürstenhauses, als junge Witwe von Eisenach nach Marburg geritten; sie fand hier Siechtum und Not, und die Not ihrer Mitmenschen machte sie zur Heiligen. Marburg war im dreizehnten Jahrhundert die Hauptstadt der Barmherzigkeit im Sinne des heiligen Franz. Ihr Magister, Conrad von Marburg genannt, geißelte die hohe Frau, wenn sie zu viel Eigentum opferte. Sie starb 1231. Der große Hohenstaufe Friedrich II. kam hierher, als ihr Gebein erhöht wurde, und ihre Grabeskirche, die Elisabethkirche Marburgs, ein Erstwerk in der Geschichte der deutschen Gotik, zog alsbald fromme Pilger ins Land, darunter Fürstlichkeiten mit 700 Pferden im Gefolge. Was wichtiger: die Deutschordensritter kamen (1233); sie gründeten hier für immer ihre Kommende und Landkomturei und brachten Rittertum und energisches Leben und dabei auch die Liebe zum Trunke. Seit dem Jahre 1315 und bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein hingen Weingärten an den umliegenden Bergen; man berauschte sich am Marburger Säuerling, der auf alle Fälle billiger war als importierter Burgunderwein. Dieselben Ordensritter waren auch die Erbauer der Elisabethkirche; 1283 geschah die Weihung. Rings um die Kirche stellten sie ihre Komturgebäude und Fruchtspeicher. Aber alles das — die Komturei und ein steiles Backhaus mit hohem Fruchtboden steht noch heute da — stellten sie unten ins Flache, außerhalb der Stadt, in die Nähe der großen Heerstraße; und daher ist es das erste, was heute der Reisende, der vom Bahnhof kommt, gewahrt.



Renaissanceportal auf dem Schloß.
(Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)

Der Stadt selbst diente alles dies zum Vorteil, aber sie ist nicht dadurch entstanden. Schon um 1150 hatte sie ihre Marienkirche und ihre Kilianskapelle. Auch die Marienkirche war ursprünglich romanisch wie der „Kilian“. Das weite Tal brauchte eben eine größere Siedlung, und nur an diesem Berge konnte sie entstehen, denn er ist geräumig, steht isoliert und gab an seinem Südabhang Wetterschutz wie kein andrer. Auch heute ist Marburg eine gesunde Stadt, und die Sterblichkeitsziffern sind auffallend günstig. Der älteste Teil war die sogenannte Hofstadt. Es waren Ackerbauer, die da gesichert hausen wollten. Um 1240 wurde die Stadtmauer vollendet. Die Häuser aber waren Scheunen mit Misthaufen davor, wie man es hier heute noch in den Nestern



Blick nach dem Schloß von der Universität aus.

Amöneburg oder Wetter sieht. Und das Fürstentum gab Schutz und sicherte das Gedeihen. Die Mächtigsten im Lande, die Landgrafen selbst, bauten sich hier auf trotzig vorspringenden Bastionen, die wir noch heute bewundern, ein Schloß zum Herrschen und dauernden Wohnen. Die Burgmannen stellten ihre Höfe hart darunter: das ist die heutige Ritterstraße — früher Burggasse genannt —, ein Terrassenrand, so schmal wie ein Gesims; sie war eigentlich nur bestimmt, darauf entlang zu reiten. In dieselbe Ritterstraße stellte man dann auch das (ältere) Rathaus, das heute noch dieselben Wände hat wie vor 600 Jahren. Darin kamen Landgraf und Schöffen persönlich zusammen. Der Landgraf stieg aber auch gern weiter hinunter in die Stadt und machte sich beim Trunk gemein mit seinen Bürgern.

Aus Buntsandstein (rötlich, auch weiß und ockergelb) bestehen hier die ganzen Gebirge. In den Lahnbergen stecken gleichsam die noch ungebauten Kirchen. So wurde aus ihnen das Elisabethmünster herausgeholt, eine Ruhmestat deutscher Kunst: Deutschlands erste Hallenkirche und ein Muster für viele ihrer Art. Die Seitenschiffe sind so hoch getrieben wie das Mittelschiff, weshalb auch zwei Fensterreihen übereinanderstehen. Daher die Helle und Klarheit. Schlicht ist alles in Hessenland, auch der Menschentyp. Die Schlichtheit und Übersichtlichkeit der Kirche ist groß, so außen wie innen. Blank und wie neu geglättet sind ihre Quadern. Aber die tändelnde, durchbrochene Steinarbeit der Spätgotik ist hier noch unentdeckt. Mächtig durch Streben aufgestützt, ragen die zwei Türme, die die Stirn des Baues flankieren. Nach oben verjüngen sich ihre spitzen Helme flott und verwegen; aber ihr Fuß ist schwerfällig, als wagte man noch nicht, so hochgereckte Steinlasten auf eine schmale Basis zu stellen: zwei gotische Pyramiden, die um die Wette sich verunendlichen und den Himmel suchen — unbeschreiblich grandios und fesselnd, wenn das Mondlicht daran herniederrinnt und die schwarz empordrängenden Massen sich in seine silbernen Reflexe tauchen. Ein Emporziehen in die Heimat des ewigen Lichts.

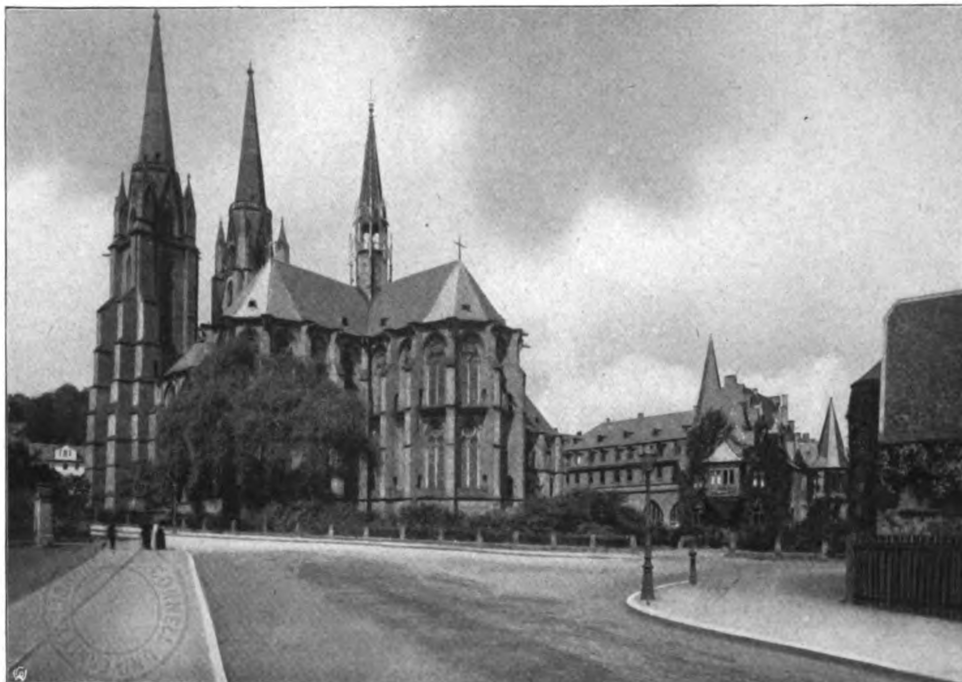
Man soll keine Kirche sehen, wenn sie leer ist. Man nehme im Seitenschiff Platz unter den Andächtigen. Über dichtgedrängten Menschenreihen, über gesenkten Häuptern

müssen die klaren, durchleuchteten Gewölbe wie hochgehobene Schirme sich spannen. Groß und frei ist der Umblick. Die Riesenschatten der zehn Pfeiler durchschneiden die Helle und fallen bis in die Vierung, in die Kreuzarme. Über dem buntfarbig figurenreichen, im Spitzbogen hochgeschwungenen Lettner schwebt in abenteuerlicher Höhe der Gekreuzigte, farbig unwirklich. Das Sonnenlicht wogt unter ihm her; er hängt darüber. Im Hintergrunde steht verträumt der hohe Chor in Kleeblattform mit seinen alten Glasfenstern und verdämmert in farbiger Magie. Das Ganze ein Verweilen im Überwirklichen. Die Orgel rauscht, die Predigt hallt und verhallt; der Bau selbst aber ist beredter und eindringlich andächtiger als sie. Schön ist der Waldgottesdienst zur Himmelfahrt im Freien draußen auf dem Christenberg bei Wetter. Das ist Natur. Die Kirche ist Kunst, sie ist nur ein Surrogat, die schöne Versteinerung des Waldes.

Sie leert sich, und die Orgel setzt ab. Da mag man noch das Mausoleum Elisabeths, die leider zum Teil stark zerstörten, aber wertvollen Altarschreine und die vierundzwanzig Grabdenkmale der hessischen Fürsten, Hochgräber mit flachgelegten steinernen Figuren, betrachten. Ludwig Juppe ist der Name des besten der Künstler, die sich da betätigt haben. Auf engstem Raum ein Stück Weltgeschichte, die dem Modernen so fernliegt.

Kassel war die Residenz, das Marburger **Schloß** die Nebenresidenz der Landgrafen. Auf dem Schloß, oben im Wilhelmsbau, hat Anna von Hessen, die eifrige Papistin, im Jahre 1504 Philipp den Großmütigen geboren, jenen Philipp, den Reformationsfürsten, ohne den sich Luthers Werk in Deutschland schwerlich durchgesetzt hätte.

Auch das Schloß ist alt. Seine Massen sind eng um einen Binnenhof konzentriert, der schmal wie ein Luftschacht ist. Es galt Front zu machen nach allen vier Seiten, und von jeder Seite ist der Aspekt neu: ein gewaltig steil aufgestemmtes Kastell, das völlig unzugänglich scheint. Das einzige Portal sucht sich dem Auge scheu zu verbergen. Das Prunkstück aber, der 30 m lange Rittersaal, ist leer und unbenutzt. Man muß auch ihn bevölkern; als kahle Sehenswürdigkeit ist er nichts. Ein Diner zu 300 Personen, mit altem Rheinwein, hallenden Reden und fürstlicher Küche — erst dadurch erblüht er in seiner mittelalter-



Elisabethkirche von Osten.

lich ewig jungen Schwungkraft und Herrlichkeit, mit den Kreuzgewölben, die an den Wänden tief ansetzen und aus vier niedrigen Rundpfeilern in der Mitte emporschnellen. Der ganze Bau männlich und fest in sich geschlossen wie der berühmte Papstpalast in Avignon, aber erhöht durch die steilen Dächer, die von Spitztürmen flankiert sind; die Süd- und Westseite eng umringt von hohen Gartenterrassen. Kein putzsüchtiges Detail: auf Fernwirkung ist der Bau berechnet, eine Drohung, die bis nach Gießen reicht. Was ist Schönheit ohne Charakter? Das Heidelberger Schloß ist prachtvoll, das Marburger gebieterisch, und nichts als Wille redet aus ihm.

Vornehmlich gegen den mächtigen und ränkevollen Erzbischof von Mainz richtete sich seine Drohung, und in der Tat hat sich das Hessenschloß durch vier Jahrhunderte siegreich behauptet, bis das Deutsche Reich zerfiel und die Feuerwaffen sich an den Schutzmauern und Bastionen erprobten. Das böse siebzehnte Jahrhundert war die Zeit des Verhängnisses. Es brachte über Marburg zuerst den Bildersturm. Im Jahre 1605 ließ Landgraf Moritz der Gelehrte, ein fanatischer Ikonoklast, im Sinne Calvins aus der Stadt alle heiligen Bildwerke radikal entfernen; auch die großen Kruzifixe vor den Stadttoren wurden vernichtet. Man sieht es heute noch an den Kirchen- und Klosterwänden, wie die Nischen entleert, die Reliefs weggehackt sind, und man glaubt noch den Entrüstungsschrei und Tumult zu hören, der sich dabei in der Pfarrkirche selbst erhob, die grimmige Erbitterung der empörten, lutherisch gesonnenen Bürgerschaft, die damals durch die steilen Gassen wogte. Dann brachte der Dreißigjährige Krieg die Schweden und die Franzosen ins Land. Marburg war an Hessen-Darmstadt gefallen. Die tapfere Kasseler Landgräfin Amelia Elisabetha eroberte sich als Verbündete der Franzosen Stadt und Schloß im Jahre 1645 von Darmstadt zurück. 1647 wird es von ihr durch den Obrist Stauff siegreich verteidigt. Kriegsgreuel aber, Elend und Verarmung kamen damals über das ganze Land. Schlimmer noch der Siebenjährige Krieg. Fünf Jahre, von 1757 bis 1762, haben da die Franzosen unter Vauban, dem Prinzen von Soubise und andern Marschällen fast ununterbrochen als Herren in Marburg wüst



Auf dem Lutherischen Kirchhof. (Eins der sieben Weltwunder: Haustür auf dem Dach.)
(Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)

geschaltet. Das Schloß wurde genommen, verloren, genommen, Batterien im Jahre 1759 auf dem Dammelsberg und auf der Kirchspitze, dem hoch überragenden Punkt, aufgefahren, um seine Befestigung zu zerschießen. Und wieder verfiel das ganze Hessenland grausamer Brandschatzung und entsetzlicher Verarmung: ein Rückgang aller Verhältnisse.

Natürlich war auch die Stadtmauer zerschossen. Sie zog sich als hängender, fast rechteckiger Rahmen vom Schloß steil nach unten bis zur Talsohle. Der Steinweg war ausgeschlossen. Reste von ihr stehen noch heute: so ist die äußere Häuserreihe der Untergasse zum Teil auf die Stadtmauer selbst gestellt. Dann aber kam der große Sieger Napoleon, und Marburg erschrak. 1806 ließ Napoleon die ganze Schloßbefestigung sprengen: eine enorme Detonation. Ein Riesenblock flog aus der Höhe krachend in ein Haus am Barfüßertor und schlug durchs Dach bis ins Eßzimmer. Mit Napoleon aber kam auch sein Bruder Jérome, der König von Westfalen.



Blick von der Kugelkirche nach der Lutherischen Kirche.
(Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)

Damals hauste in Marburg als hoher Beamter ein poetisches Original, der Weidmann und Oberforstmeister Herr von Wildungen, der als moderner Mensch jener Zeiten für Natur, Freiheit und Franzosentum schwärmte. Er huldigte dem König Jérome sofort aus Überzeugung, und im Forstgarten, den er am andern Ufer der Lahn angelegt (der Platz ist heute durch sein Grab kenntlich, das dort mitten im Walde liegt), jubelten und becherten mit ihm die Franzosen. Im Trara ritt er mit ihnen durch die Straßen. Als aber Jérome das Schloß betrat, saß ein großer schwarzer Kolkrabe über dem Eingangstor, der konnte sprechen, und rief das eine Wort, das er gelernt: „Spitzbub, Spitzbub!" Es war Herr von Wildungen selbst, der auf dem Schloß einen Wildgarten mit allerlei Tieren, Hirschen, Rehen, Störchen und Füchsen hegte; dazu gehörte auch Meister Rabe. Aber siehe da, der Rabe war deutscher als sein Herr.

Heute ist das Schloß Staatsarchiv. Wo aber sind die Studenten? Ein herrlich bepflanzter Stadtpark zieht sich auf dem Schloßberge hin. Müde Frauen und Offiziere a. D. gehen da spazieren. Baumblüte und Vogelsang gibt es da und Aussicht, freilich, aber kein einziges Restaurant. Nicht einmal eine Selterwasserbude. Wie anders beim Schloß in Heidelberg! Anlaß genug, daß hier oben kein Studio sich blicken läßt. Unten in den Gassen, da sind sie zu finden.



Marburg vom Kaffweg aus.

Eine einzige Hauptgasse zieht in halber Höhe durch die Stadt. Sie ist die Pulsader, Vene und Arterie zugleich für das zufließende und abfließende Leben. Aber sie biegt und knickt sich immerwährend und überrascht so das Auge beständig durch neue, enggeschlossene Architekturbilder. Vorspringendes bemaltes Gebälk, geschnitzte Gesimse, Giebelung, Erker, oft sehr nett und individuell — so stehen da noch viele Häuser. In den Ladenfenstern die bunteste Auslage. Da schiebt man sich gern durch die Menge, wenn nicht aus dem Fenster gerade ein Teppich ausgeschüttet wird oder ein klotziger Rollwagen, ein Möbelwagen kommt mit den knochigen Riesengäulen, die sich in der peinlichen Enge ausnehmen wie in doppelter Lebensgröße.

Fast immer ist irgendein Stiftungsfest. Da hängen aus allen Fenstern die gestreiften Fahnen tief in die Gasse (denn in all den Häusern sind Studentenbuden), und die Farben taumeln und wogen lieblich durcheinander: Gold, Grün, Blau, Violett und Weiß, als riefen sie „Willkommen!", wenn in der „Chaise" die alten Herren der Korporationen zur Stadt emporfahren. Indessen pendeln auch die lieben Töchter der Stadt hier auf und ab und die Musensöhne desgleichen, ein stundenlanges willkommenes Begegnen. Denn am Nachmittag hat der Student nicht viel Kolleg, und es ist Pflicht, sich zu zeigen, und die Pflicht ist ihm Bedürfnis.

Philipp der Großmütige brachte die Studenten ins Land. Er machte 1527 Marburg zur Hochschule: die erste protestantische Universität, eine Kampfuniversität, die Alma mater Philippina. Erst damals gewann Marburg Kulturbedeutung für das Reich und über das Reich hinaus, erst damals auch einen wirklich städtischen Anstrich. Ein Wahrzeichen der wachsenden Größe ist das in seiner Schlichtheit so noble Rathaus am Markt desselben sechzehnten Jahrhunderts. Seitdem hat hier, in dieser Häuserinsel zwischen Wiesen und Wald, das gelehrte Wort nach Hippokrates, Justinian, Cicero und Horaz zu ertönen begonnen, ertönte hier auch Studentengesang und Säbelschlagen und nächtliches Rumoren. Aber schon Philipp selbst erließ strenge Verfügungen: gegen „Müßiggang und Saufen" wurde der Ephorus eingesetzt, gegen „Hauen, Stechen



Phot. Prof. G. Kohl.

Auf dem Schloß.



Blick vom Schloß nach Norden.

und Grunzen" der Wachtmeister; die Feuerbüchsen konfiszierte der Rektor. Aber der Student wird auch vermahnt, daß er seine Lehrer grüße, und um neun Uhr soll alles im Bett sein. Wer dennoch nachts ausgeht, soll einen Leuchter tragen. Vor allem soll in Kollegräumen nicht getrunken und gegessen werden. Endlich haben die Pedelle darauf achtzugeben, daß die Professores auch wirklich Kolleg halten und nicht zu oft aussetzen.

Zwei Klöster lagen am Fuße des Berges. Sie wurden in den Dienst der Hochschule gestellt. Der Südflügel des Franziskanerklosters steht noch intakt und dient gegenwärtig als Seminargebäude. Ein schöner alter Brunnen lagert davor im Baumschatten auf einer Plattform: welch ein Bild! Und derartige künstlerische Motive gibt es hier unzählige. Die Franziskaner sind es, die das Volk die „Barfüßer" nannte. Ihre Klosterkirche dient jetzt als Turnhalle für die Studenten; es ist der „Saalbau", im Zopfstil, der am Barfüßertor liegt. In einem Teile des Baues aber stehen verträumt die Gipse des archäologischen Kunstmuseums, Jupiter und Amor, Herkules und Orest. Und das ist sinnvoll: denn auch diese alten stillen griechischen Götter und Helden gingen ja einst barfuß, und sie passen an die alte Barfüßerstätte.



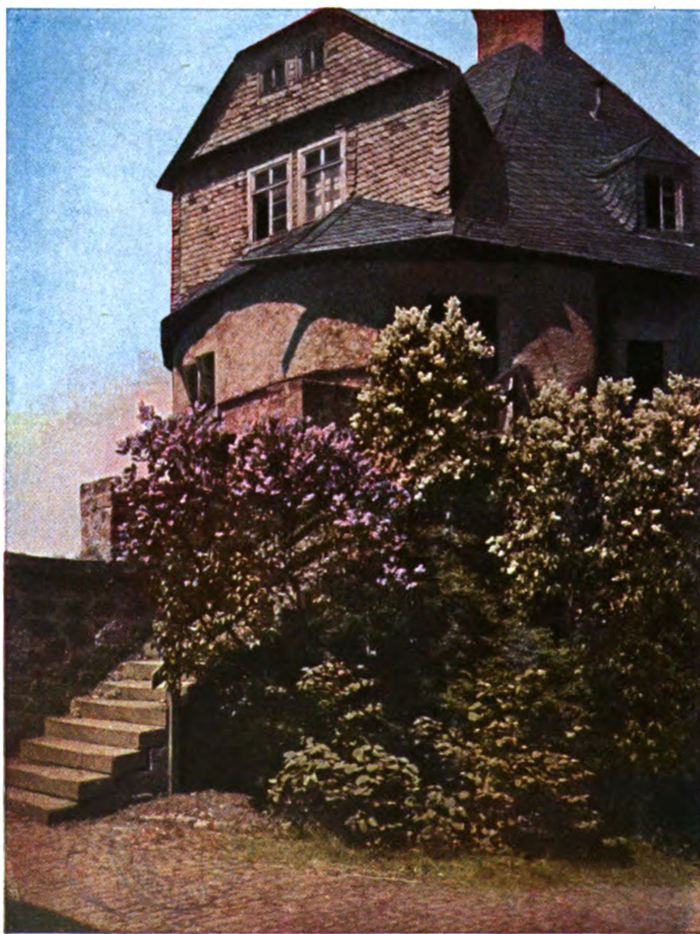
Ritterstraße.

Und die Hörsäle? Aus den Seminaren strömen Studenten in langen Zügen. Folgen wir ihnen. Da steht schon die Universität selbst vor uns, am Bergesfuß, auf gewaltigem Podest hochgestellt, ein entzückender Schmuckbau, aber modern, Anno 1876 in weißem Sandstein vollendet. Karl Schäfer, der Gotiker, ein Hesse von Geburt, hat daran seine Kunst gezeigt; er hat gezeigt, daß es in der Kunst ein Archaisieren gibt, das vollwertig den

modernsten Sinn befriedigt. Leider wurde ihm dabei ein „Flügel" beschnitten. Wir stehen tief unten an der Lahn, da, wo die Stadt über die Weidenhäuser Brücke auf das andre Ufer überfließt. Am Wasser liegt da zunächst die alte Herrenmühle, ein wackerer Bau des Jahres 1582, der heute nicht mehr als Wassermühle, sondern als städtisches Elektrizitätswerk dient. Seiner Front gegenüber hebt sich Schäfers Bau als gotischer Riese, breitbrüstig, siegreich, aber schön gegliedert und voll Grazie. So liegen zwei Lichtquellen hart nebeneinander: das Elektrizitätswerk verbreitet Licht, und die Universität verbreitet Licht. Eine erfreuliche Konkurrenz, denn beide Lichtquellen scheinen unversieglich.

In 27 Hörsälen verstreuen da an die 80 Dozenten ihr Licht. (Im ganzen zählt Marburg jetzt 128 Dozenten; die Mediziner und Naturwissenschaftler wirken jedoch in ihren Instituten.) Der Raum reicht aber längst nicht aus, und ein Neubau für größere Hörsäle ist schon bewilligt. Einst stand hier das alte Dominikanerkloster, das schon Philipp der Großmütige zum Lehrgebäude machte. Die ausziehenden Mönche erhielten von ihm Lebensrenten. Der moderne Architekt aber hat Grundriß und Raumverteilung pietätvoll treu bewahrt. Die Hörsäle sind die alten Mönchszellen, die Aula ist das Refektorium. Durch die wundervolle geschwungene Halle des Risalits im Herzen des Gebäudes, durch die Korridore des schönen Kreuzganges, wo in den Wandkappen die alten Perücken, die Professorenbilder hängen, drängt sich in Masse die lerneifrige Jugend. Im traulichen Kreuzganggarten sitzen sie in den Pausen zwischen Farnen, Taxus und Rosen oder auch draußen unter der Universitätslinde, wo auf dem Dachrande der sonderbare Hund als Wahrzeichen hockt: ein Hund, gotisch stilisiert, steif und garstig. Was bedeutet das Tier? Die Dominikaner nannten sich einst die Hunde des Herrn: domini canes. An sie will der Hund erinnern, aber er sitzt da so steif, als hätte er den gotischen „Stil" selbst heruntergeschluckt.

Im Ernst, wie lebt hier in alten Formen junger Geist! Diese Formen sind aufs neue sinnvoll gemacht, und jeder Augenblick, den man in diesen Räumen verbringt, ist von Vergangenheit durchschimmert. Studenten, Studentinnen, die modernste Jugend aus allen Provinzen, sie hören hier von Soziologie, Zuwachssteuer, Bodenreform, babylonischen Ausgrabungen, Evangelienkritik, Kantianismus, Panamakanal und Öltrust. Und dazu diese mönchischen Räume, die



Hexenturm auf dem Schloß. (Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)



Schloß von Nordosten. (Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)

als Schale und Gefäß das neuzeitige Denken und die Kunst des Zweifels ebenso fromm beherbergen wie den gottseligen Dogmatismus des Mittelalters. Es sind strebende Formen, und sie können jedem Streben zum Ausdruck dienen.

Ein Juwel der Kunst und ein kostbarer Schmucksaal ist die Aula; sie wurde 1891 eingeweiht. Die Wände sind mit reichem Schnitzwerk aus alter Eiche von der Hand Schöneseiffers und sieben gewaltigen Historienbildern Peter Janssens überdeckt; die vierte Wand (Glaswand) Grisaillemalerei auf Antikglas. Der Festsaal ist hier zum aufgeschlagenen Bilderbuch geworden. Die Bilder erzählen die Geschichte Marburgs. Alles aber wirkt zu einer Farbensymphonie zusammen, schön und glanzvoll, die die Seele auf das wohltuendste gefangennimmt.

Vergangenheit! Wir klimmen die Reitgasse hinauf; von ihr biegt links die Marktgasse ab, und wir stehen wieder an denkwürdiger Stelle. Diese Gasse war bis zum Jahre 1889 so schmal, daß Napoleon selbst an ihr scheiterte. Er wollte die erbeutete Viktoria vom Brandenburger Tor in Berlin nach Paris schaffen. Die Straße führte über Kassel durch Marburg und durch diese Gasse. Siehe da, die Viktoria ging nicht hindurch, obschon sie in Teile zerlegt und auf etliche Kisten verteilt war. Damals, 1810, hat Napoleon dann auch die Fahrstraße, die unter Marburg herführt, den Pilgrimstein, gebaut, für den Verkehr ein ganz unschätzbarer Gewinn. Schwer aber hat darunter die Elisabethkirche gelitten, denn das Straßenniveau wurde dabei stark aufgehöht, und die Kirche steht jetzt tief, wie in einer Grube, eine Kirche aber muß hoch stehen. Eben damals, im Jahre 1809, wurde übrigens der Deutschherrenorden von Napoleon aufgehoben, und der ganze Komturbesitz kam in Privathände.

Wir stehen schon auf dem Marktplatz. Wie hübsch und eigen ist auch er! Ich möchte sagen, er wirkt nicht als Platz, sondern als Raum. Denn es ist, als trete man auf eine Theaterbühne, die dreiseitig geschlossen ist und in die der Himmel hineinschaut. Breite Giebelhäuser sind die Kulissen, das Rathaus der noble Hintergrund, schmale Schlitze von Gäßchen die Seiteneingänge, und es tauchen daraus immer neue Akteure auf. Es ist immerwährend Vorstellung: heute Krambuden und Bauersfrauen in ihren


Rathaus mit Marktplatz.

dörfisch bunten, interessanten Trachten, morgen Studenten, die an langen Tischen Schokolade trinken, übermorgen Stadtmusik, Feuerwehrprobe und so fort. Als die Zahl der Studenten zu wachsen begann — einst waren es nur 300, jetzt sind es über 2000 —, da fehlte es noch an Festsälen für die großen akademischen Akte. Julius Cäsar — so hieß vor 30 Jahren der Professor der Beredsamkeit — stellte sich oben am Marktbrunnen auf, ein Katheder beherbergte seine lange Gestalt und sein ebenso langes Manuskript. Der Platz voll Fahnen, Studios und Dozenten, und die Festrede ertönte, indes oben aus allen Fenstern lauschend Frauenköpfe hingen. Welch ein Bild! So hat auch noch Edward Schröder 1895 dort am Brunnen gesprochen. Gefährlich ist jetzt aber die Rathausuhr, denn sie hat eine Mechanik bekommen, und just wenn die Uhr voll schlägt, kräht der Rathaushahn in der Höhe fürchterlich und schlägt mit den Flügeln, und der beste Rednereffekt ist verloren. Im sechzehnten Jahrhundert aber ist auf dieser Bühne sogar wirklich Theater gespielt worden, Plautus, Terenz; und Euclio und Cremes und der gewitzte Sklave Davus traten aus den Haustüren, wie sie da sind, um sich auf lateinisch zu beschimpfen und zu necken.


Phot. Prof. G. Kohl.
An der Lutherischen Kirche.

Namen Marburger Dozenten sind gefallen. Sollen wir deren noch mehr zitieren? Namen aus der Serie jener Gelehrten, die einst noch auf ihrer Stube das Kolleg abhielten — denn der Andrang war nicht groß — und die doch das weite Vaterland im neunzehnten Jahrhundert mit ihrem Ruhm erfüllt haben? Marburg hat mehr



Das Schloß von Süden.

solcher Größen zu nennen als manche andre Universität: Bunsen, der Chemiker, Vangerow, der Pandektist, Sybel, der Historiker, Zeller, der Philosoph, Philosoph auch Albert Lange, dazu Gildemeister, Roser, Arnold, Nissen u. a. Hier in Marburg waren sie jung, hier waren die Wurzeln ihrer Kraft. Und auch Savigny, der große epochemachende Rechtshistoriker, wirkte hier. Dort oben, im engen efeuumzogenen Häuschen am Forsthof, hat er gehaust. Da fand ihn Jakob Grimm in seinem winzigen Studierstübchen, und diese Stube wurde so obendrein auch noch zum Ausgangspunkt und zur Brunnenstube unserer germanistischen Wissenschaft. Denn dort nahm der junge Grimm das Bodmersche Buch der deutschen Minnesänger aus dem Regal, durch das in ihm seine Liebe zum deutschen Altertum erwachsen ist. Aber auch Bettina von Arnim war damals (1807) Savignys Gast. Sie gerierte sich schon damals als das tolle, liebe, altkluge Kind und schwärmte hier in den hängenden Gärten, sammelte Kräuter und Moose, lockte Studenten unter ihr Fenster, erkletterte tagtäglich den alten Pulverturm, der heute noch nach ihr der Bettinaturm heißt, ließ die Stürme über sich sausen und entdeckte da in sich die Waldesliebe und Romantik, die ein Kennzeichen wurde für die sogenannten Genies jener Zeit.



Phot. Prof. G. Kohl.

Der Schloßhof.

Das ist Marburgs Ruhm und Marburgs Kummer, daß die bedeutendsten Männer es suchen und daß die bedeutendsten Männer von ihm weggehen. Aber alle, die da gingen, waren hier eben jung, und das also

ist Marburgs Vorzug: es hat nie vergreisen können. In diesem akademischen Idyll voll Naturwuchs und gesammeltem Leben findet der Dozent seine Kraft, gründet er seine Eigenart, indem er mit seinen Schülern fühlt, mit ihnen verkehrt und wandert. Auf wie manchem Kommers hat hier nicht der Rector magnificus den Salamander kommandiert, der Fidulität präsidiert! Jugend und Frische, das ist das Wesen der alten Alma mater Philippina geblieben.

Aber erst seitdem sie preußisch geworden, hat sich ihre Frequenz gesteigert und verzehnfacht. Viele Hessen meinen zwar, und nicht nur sie, Marburg sei trotzdem das Stiefkind der preußischen Universitätsverwaltung. Aber Hessen selbst könnte mehr tun; das wollen wir nicht verschweigen. Anderswo sind es die reichen Privatleute der Stadt selbst und der Umgegend, die Anlaß nehmen, durch Schenkungen großen Stils ihre Hochschule zu steigern. Wieviel hat nicht Köln für Bonn, Stuttgart für Tübingen getan! Könnte ebenso nicht auch Kassel zeigen, daß es in der Blüte Marburgs seinen Stolz erblickt?

So fehlt es nicht an Stimmungen des Mißbehagens. Der Student wächst auf Marburgs Saatfeld vielleicht noch nicht dicht genug. Aber seine Frucht ist gut und gediegen; denn die Examina in Marburg sind nicht leicht, und wer sie bestand, kann sich im Vaterlande sehen lassen.

Übrigens ist Marburg, wie natürlich, auch modern geworden. Wo einst das Hospital der heiligen Elisabeth stand, liegt das Volk der neuen Kliniken. Große, bequeme Villenquartiere erfüllen die Ebene im Süden der Altstadt. Auch Fabriken haben sich eingenistet. Auf den Höhen aber prangen die neuen Kneiphäuser der Studentenverbindungen, Burgen und Palästen gleich. Und die Automobile kommen in ganzen Serien und wagen sich bis nach oben, puffend und stampfend, durch die Enge. Nur die Treppen können sie nicht hinauf. Da faucht eins eben den abschüssigen Roten Graben oder die Lutherstraße herab. Es weiß nichts von Hemmschuh, aber es überschlägt sich nicht. An die zwanzig bunte Kappen sitzen jubelnd darin, auch auf dem Trittbrett hängen Studenten. Halsbrechend der Anblick: denn nicht nur das Auto, auch die Studenten haben sichtlich schwer geladen. Aber es geht alles gut: denn nicht nur der Student, auch das Auto verträgt viel.



Am Pulvergraben vor Weidenhausen. (Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)



Blick von der Weidenhäuser Brücke nach Spiegelslust. (Nach einer Farbenphotographie von Dr. Mylius.)

Soweit sind die Neubauten — und sie steigern sich immer noch — für das Auge erträglich und vielen hochwillkommen. Eine Schändung aber ist es, wie die Modernisierung in das Herz der Altstadt eingreift. Was da geschehen, muß jedes alte Burschenherz und jeden Freund der Stadt empören. Ich muß dabei an den Prunksarg der heiligen Elisabeth denken, der in Gold und Silber schimmert. Unter König Jérome wurde der Sarg im Jahre 1810 nach Kassel verschleppt, und über hundert Edelsteine und Perlen sind ihm da räuberisch ausgebrochen worden. So sind echte Perlen der Baukunst, nur zu viele schon, aus Alt-Marburg verständnislos weggebrochen, unvergleichliche Reize zerstört, und man will mit der Barbarei noch fortfahren, auch auf dem Marktplatz selbst. Wer hilft, wer rettet? Das übelste sind die Riesenspiegelscheiben der Ladengeschäfte; sie gehen wie die Mörder um. Solch ein altes Giebelhaus mit einem Spiegelscheibenparterre sieht wie ein alter Patrizier aus, dem man die Hosen ausgezogen.

Suchen wir uns zu trösten. Ein Bub verschwindet dort in der Wand, und eine Schelle klingelt. Dort um die Ecke, im Schlitz, muß also noch eine Haustür sein! Wie ist das möglich? Welch heimliche Winkel! Die Stadt ist wie ein Sekretär mit geheimen Schubfächern, in die nur der Kundige eindringt. Fünfzig Stufen führen uns zur Kirchhofsterrasse und zur **Marienkirche** — Lutherische Kirche genannt —, deren Turmhelm seit alters so schief steht wie der Turm von Pisa. Noch hundertfünfzig Stufen weiter, durch Berggärten und überhängende Blütenbäume, und das besonnte Tal tut sich endlos vor uns auf. Lichtbäche stürzen von Dach zu Dach. Welch freier Odem! Welche Frische des Windhauchs! Welche Fröhlichkeit! Musik hängt im Tal, ein Klingen und Wiederklingen. Morgens sind es die Signale des Jägerbataillons, nachmittags das Fiedeln der Musikanten, die eine der Fäßchenpartien begleiten.

Die grünen Berge ziehen sich ins Grenzenlose. Der Blick wandert von Wald zu Wald. Dort Spiegelslust mit dem Turm auf der Klippe. Dort, jenseit Gießen, kaum noch erkennbar, der Taunus mit dem Feldberg. Hinter den „drei Linden" die Ausläufer des Westerwaldes. Dort drüben, auf dem sogenannten Kaff bei der Weintrautseiche, stand einst der Galgen; 1863 war da die letzte Hinrichtung mit dem Schwert.

Und dort der Frauenberg, einst ein Burgkastell, gegen Mainz gerichtet; er ist der höchste Punkt der Landschaft, und seine Kontur liegt, breit gestreckt und großzügig sich abdachend, majestätisch über dem Tal, wie der Ätna über Taormina. Wie viele heimliche Waldespfade auf all den Höhen! Wie viele Einsamkeiten! Wandern und singen — wandern und sinnen! Man fühlt ein Ziehen im Herzen, und überall reißt der Wald seine Vorhänge auf, und es zeigen sich Fernsichten in hundertfach bezauberndem Wechsel.

Es dunkelt schon. Wäre es heute der 30. des April, der Student würde in großen Wanderzügen bei Nacht auf die Berge ziehen, mit Lichtern und vollen Biergläsern in den Händen, um von den Höhen herab, sobald es zwölf schlägt, laut hinaus ins Tal zu singen: „Der Mai ist gekommen!" Aber es ist schon Juni und Sommersonnenwende, der Ehrentag Bismarcks. Auf dem Bismarckturm drüben in den Lahnbergen loht plötzlich die rote Flamme auf; tausend Wachsfackeln entzünden sich gleichzeitig und ordnen sich strahlend in der Ferne. Und der endlose Zug fängt an zu gleiten, ein blendend goldiger Strich in schwarzer Nacht, und schwankt leise vorwärts unter dem Glaskopf her, bis fern im Süden die Schlange sich einknickt und unabsehbar glitzernd der Stadt nahe kommt — ein stundenlanges Schauspiel, indes die Musik von zwanzig Musikkapellen, die mit im Zuge gehen, mit gewaltigen Marschrhythmen aneinanderprallt. Auf dem Kämpfrasen, dem alten Turnierplatz der Landgrafen unten am Fluß, werden die Fackeln endlich zusammengeworfen, und die tausend Stimmen singen: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus."

Dann wird alles still. Der Reisende, der im Rapidzug das Lahntal entlang fährt, öffnet das Kupeefenster und staunt über den Zauberspuk auf den Bergen. Die illuminierten Terrassen der Schenkwirtschaften, Seebode und Bopp und Lederer, hängen noch funkelnd wie ein Lichtgürtel, wie eine Glühlichtgirlande um Marburgs Stadtberg, bis auch sie erlischt, der Kellner das Licht ausdreht und die Gäste ihre stille Stube suchen. Die Gassen schlafen. Nur wie ein Hund im Schlafe bellt, tönt noch ein Studentenschrei, ein Gepolter aus irgendeinem Straßenwinkel. Der Mond steigt aus den Wäldern empor, der silberne Wächter der Nacht, und gebietet Ruhe.

Und auch meine Feder ruht. Habe ich nun genug getan, verehrter Freund? Und wollen Sie wirklich nach Marburg kommen? Aber mir fällt ein: kommen Sie nur ja nicht im nächsten Herbst. Denn im Herbst ist hier Philologenversammlung, und ein Melancholikus wie Sie paßt dazu gar nicht. Denn da wird es hier erzfröhlich hergehen, ja, ein bißchen in Saus und Braus. Denn es wird eine Wiedersehensfeier für viele sein. Wer weiß, vielleicht gibt es auch das Diner im Rittersaal, von dem ich so verwegen träumte! Dazu eine Fülle von Gelehrsamkeit. Das ist nichts für matte Seelen. Wenn das große Fest vorüber, dann wollen wir sehen, ob Ihnen Marburg helfen kann.



Universität.

Gluck

Von Oscar Bie

Es ist, als ob die Götter der Klassik Glucks Leben so geführt hätten, daß die Bedingungen seiner Mission sich möglichst vollkommen erfüllten. Um ihn nicht zu französisch und nicht zu italienisch werden zu lassen, gibt ihm das Schicksal seine Heimat in Mittelfranken, nahe dem musizierenden Böhmen: 2. Juli 1714 zu Weidenzwang. Ein natürliches musikalisches Talent macht sich bemerkbar, das in der Zukunft nicht unnötig verbildet wird. Sein Vater ist Förster beim Lobkowitz, und er selbst spielt in den Dörfern zum Tanze auf, oft genug mit Eiern bezahlt.

Dies ist eine hübsche kleindeutsche Jugend, die man sich seit den ersten Kapiteln der ausführlichen (etwas kindergärtnerischen) Biographie von Marx in Gedanken mehr als einmal ausgemalt hat. Jetzt kommt der lombardische Fürst Melzi auf eine Soiree zu Lobkowitz, bemerkt den zweiundzwanzigjährigen Christoph Willibald und gibt ihn nach Mailand zur Ausbildung. 1741 erscheint die erste Oper dieses Spätgereiften, der fortan in seinem ganzen Leben nur einmal für die Kirche schrieb. Die Opern, konventionellen italienischen Stils, womit die Neapler Sphäre erledigt wird, machen ihn berühmt genug, daß er für London aufgefordert wird. Mit einem eignen Pasticcio aus früheren Opern fällt er durch, aber er hat die Musik Händels dort in sich aufgenommen, dessen Bild später über seinem Bette hing. Die dritte Beimischung vollzieht sich in Paris. Er sieht Rameaus Opern, der erst mit fünfzig Jahren sich der Bühne zugewendet hat, in letzter Reife. Vor den Trauer- und Dämonenchören des Kastor und Pollux müssen in seiner Seele sich die ersten Ahnungen des „Orpheus" vollzogen haben. Von 1750 an wohnt er in Wien, von 1754 bis 1764 als Hofkapellmeister, vom Papst zum Ritter ernannt. Das Neapolitanische, das Pariserische, das machtvoll Deutsche und Polyphone beginnen sich in seinem einfachen und musikantenhaften Gemüt zu einer neuen Einheit zu finden, für die Wien der vorbereitende, Paris der fruchttragende Boden wird. Dies ist eine ausgezeichnete Fuge der Vorsehung.

In Wien wachsen seine Opern langsam an musikalischem Gehalt und monumentaler Größe. Schon die „Semiramis", schrecklich verworren im Inhalt, hatte Stellen von Händelscher Schwungkraft. Die „Innocenza giustificata", aus Operntextstücken Metastasios zusammengestellt, eine Vestalingeschichte, neigt zur Verinnerlichung. Allerlei Werke des Hofdienstes, deren Namen vergessen werden sollen, deren Noten er oft in spätere Arbeiten rettete, bleiben Nebenwerk. Wichtig werden die Beziehungen zum französischen Singspiel. Auf Anraten Favarts, der seine gute französische Deklamation in einem schmeichelhaften Brief an den Wiener Direktor Durazzo rühmt, komponiert er teilweise oder ganz eine Reihe von kleinen feinen, graziösen Bouffonerien, aus denen für unsre Jahre (in neuen Bearbeitungen) „Der betrogene Kadi" und „Die Maienkönigin" übrigblieben, Zeichen eines plötzlich sehr beweglichen Naturells. Eine neue Ader war entdeckt. Dies Stück der Erziehung auf knappe melodische Form hatte noch gefehlt. Jetzt war die Zeit ganz in ihn aufgenommen, und der Reformationsgedanke war reif. „Tira sangue", sagt er.

Raniero de Calsabigi, Rat bei der niederländischen Rechnungskammer in Wien, Herausgeber des Metastasio, den er zuerst anschwärmt, um sich dann zu der herberen Art Alfieris zu entwickeln, ein literarisch feingebildeter und zärtlich empfindender Mann, dichtet ihm den „Orpheus", dessen Einfachheit und Großzügigkeit das intelligente Erzeugnis ihrer beider Wünsche ist. Calsabigi, wie uns der Vergleich seiner Schriften durch Heinrich Welti gezeigt hat, ist in seinen dichterischen Ansprüchen und seiner gesamtkünstlerischen Begeisterung nicht immer sehr klar gewesen. Er brauchte Gluck zu seiner Erschließung, wie dieser ihn zur Festigung. Beide gaben sich einander. Der Dichter warf die verzwickte Intrige seiner Zeit aus dem Drama heraus, der Musiker, angefüllt mit routinierten Konventionen derselben Epoche, sehnte sich, auf dieser ruhigen Grundlage die Erfindung seiner Phantasie blühen zu lassen.

Dieser Drang nach musikalisch erhebender Sprache ist das Wesentliche. Er setzte die Kräfte in Bewegung. Er sprach das Stichwort der Revolution aus. Hätte Gluck diese Offenbarung nicht in sich gefühlt, ihm hätten zehn lyrische Dramatiker nicht helfen können.

Der „Orpheus" wird 1762 in Wien aufgeführt, die „Alceste" 1767, „Paris und Helena" 1770, alle von Calsabigi gedichtet. Allerlei Metastasio-Opern in der altgewohnten Form liegen dazwischen, dies ist wohl zu beachten.

Einst hatte Gluck am eignen Leibe eine kleine Intrigen- und Liebesoper erfahren, die sich in seinem Leben gut ausnimmt. Er liebte die Tochter des reichen Wiener Wechslers Pergin, ohne die Zustimmung des Vaters zur Heirat erhalten zu können. In dieser Zeit folgt er einem Ruf nach Rom, er reist dahin in einer Kapuzinerkutte. Dort wird sein „Telemacco" gemacht, eine wüste Entstellung der Circesage, wo Telemach, der seine Mutter tot glaubt, sich in eine gewisse Asteria verliebt, den Vater bei der göttlichen Zauberin findet — Gluck rettete auch aus dieser Musik manches in spätere Opern. Immerhin starb der alte Pergin indessen, und er heiratete. Kinder waren ihm nicht beschert. Er nahm eine singende Nichte in sein Haus, die ihn mit seiner Frau auf Reisen begleitete. Marianne hatte eine feine kleine Stimme, und wir lesen von den Studien, die er in seiner behaglichen Häuslichkeit mit ihr machte, wobei Traettas Opern eine nicht unbedeutende Rolle spielten.

Sein Einzug in Paris, vierundzwanzig Jahre später, gestaltete sich anders. Le Blanc du Roullet, Attaché der französischen Gesandtschaft in Wien, bearbeitet ihm Racines „aulische Iphigenie", die nach langen Verhandlungen endlich in Paris, französisch, 1774 auf der Großen Oper ihre weltbewegende Premiere erlebt. Gluck ist sechzig Jahre alt. Der Wert seiner Musik wird vor Europa verhandelt. In bitteren Kämpfen literarischer und persönlicher Art siegt er noch bei Lebzeiten über alle Zweifel. Er bearbeitet einige Singspiele, gallisiert „Orpheus und Alceste", schreibt die „Armide" (1777) und die „taurische Iphigenie" (1779), alles für die Pariser Bühne, auf der der deutsche Meister eine ungewohnte Zucht einführt. An diesem Orte, dessen Herrschaft über alle Kolonien der Oper ausging, hatte sich das Resultat seines sich wundervoll steigernden Lebens vollzogen. Er kehrte dann endgültig in die Altersruhe von Wien zurück, wo er 1787 starb: man erzählt, an einem verbotenen Likör, wie man von Lully erzählte, daß er an einer Verletzung beim Taktschlagen starb. Die gemeine Geschichte braucht solche ironischen Genugtuungen. Seine Büste von Houdon, aus der man seine Güte im Leben, seinen Ernst im Amte, seine geistige Helläugigkeit, seine melodische Grazie herauslesen kann, wurde neben Rameau in der Pariser Oper aufgestellt mit der Inschrift: „Musas praeposuit Sirenis."

Das praeposuit ist richtig, denn man kann ehrlicherweise nur sagen, daß er die Musen den Sirenen vorzog, nicht daß er die Sirenen vertrieb oder haßte. Gluck war kein Märtyrer, er war Kind des achtzehnten Jahrhunderts genug, um in dieser Mischung von System, Zweifel, Genuß und Grazie der Logik eine Haltung zu bewahren, die dem Weltmann nichts nahm. Wir können ihn uns schwer in dem schweigsamen Ernst vorstellen, den ihm E. T. A. Hoffmann in seinen Phantasiestücken gespenstisch andichtete. Er war zu klug dazu. Er schrieb während der Jahre seiner reformatorischen Tätigkeit Ballette und Festopern für den Hof, der ihn bezahlte, und er nutzte das große Einzelhonorar, das ihm die Pariser Oper anbot, nach Kräften in Bearbeitung älterer Stücke aus. Er legte sein Geld gut an, war Spekulationen nicht abgeneigt und hinterließ an 600000 Frank. Wir sind nach den Beispielen späterer Zeiten nur zu leicht geneigt, uns starre Typen zu konstruieren von heiligen deutschen ernsten Männern, die aus Idealismus jede Lebenschance vorbeilassen, und wieder von gewinnsüchtigen Mantelträgern, die ihre Überzeugung für den geringsten Vorteil verkaufen. Gluck ist zweifellos Idealist, aber es hindert ihn nicht, auch Nützlichkeitsmensch zu sein, ja, es läßt sich schwer sagen, wieweit seine Reformation nicht den Stachel des Erfolges in sich trug und seine Dienstfertigkeit nicht seinem Ideal auf den Weg half. Es werden Gespräche überliefert, in denen er sich zum Gelderwerb als offenem Ziel bekennt. Sie mögen parteiisch verzerrt, einseitig aufgegriffen sein — doch denke ich mir Gluck sehr wohl in heiterer Unterhaltung recht praktisch und smart genug, seinem Jahrhundert keine Unehre zu machen. Ich sage,

er war kein Märtyrer, denn was er erlitten hat, ist wenig gegen das, was er in der Fülle der Kraft erreichte. Die Zielbewußtheit macht aus seinem Leben, das ein Kunstwerk der Vorsehung war, auch ein inneres Kunstwerk.

Alles Sirenenhafte, Dienstfertige, Gelegentliche, Zeitgemäße ist aus den zahllosen Opern, die er geschrieben, in die Vergessenheit gesunken. Heute lebt er in den Reformopern, auf die hin sich schließlich sein Leben gipfelte: „Orpheus", „Alceste", „Paris und Helena", „Armide" und die beiden Iphigenien. „Eine höfliche Schonung", sagte A. W. Schlegel von den Opern Metastasios, „liegt bei ihnen in allem, in der Behandlung der Leidenschaften wie des Unglücks und der Verbrechen, es ist eine Beobachtung der Schicklichkeit und eine scheinbare Sittsamkeit, denn die Wollust wird in diesen Schauspielen nur eingeatmet, nicht genannt, und es ist immer nur vom Herzen die Rede. Die Giftbecher werden immer zur gehörigen Zeit von den Lippen weggestoßen, Dolche entfallen den Händen oder werden ihnen entrungen. Die Scheu vor dem Lächerlichen, dieses Gewissen aller Dichter, die für die schöne Welt schreiben, ist sehr sichtbar in der Vermeidung aller nicht schon hergebrachten Kühnheiten, in der Enthaltung vom Übernatürlichen, weil solch ein Publikum selbst zu der bunten Schaubühne der Oper keinen Wunderglauben mitbringt." Das sagt der Romantiker von dem steifsten Typus der klassizistischen Oper, der in seiner höfischen Kultur und gemessenen Zurückhaltung das Gegenteil seiner eignen Wünsche darstellt.

Man zitiert diesen Ausspruch oft, um die Unmöglichkeit der Texte des weltberühmten Metastasio durch eine literarische Autorität zu beweisen. Und doch beweist er nur die Unmöglichkeit des Romantikers, sich in die klassizistische Welt zu versenken. Gluck und seine Dichter haben nicht in einem einzigen dieser Punkte den Einfluß Metastasios überwunden, sie haben nur die Anschauung, die aus diesem Drama spricht, von ihrer sentenziösen Gespreiztheit gereinigt und auf das Wesentliche und Musikalisch-Dankbare gebracht, viel klarer, als der Musikdilettant Metastasio es sich eingebildet hatte. Es ist die Anschauung, die die Welt der alten Sagen als einen ruhigen Spiegel menschlicher Leidenschaft in einen abgestimmten Rahmen faßt, und die nur aller Kreuz- und Querzüge, aller französisch pikanten Intrigen und Nebenmotive entkleidet zu werden braucht, um ihr Pathos als eine dankbare und breite Stimmung der Musik zur Vertiefung darzubieten. Schlegels Worte sind die Kritik der romantischen Oper an der klassischen, Glucks Reformen sind die Kritik der zeitlosen Schönheit an der zeitgebundenen, innerhalb des Klassizismus. Dies wird gut einander entgegenzuhalten sein.

Wenn Gluck zu sagen pflegte, er vergesse, daß er Musiker sei, so war das eine verzeihliche Koketterie, selbst wenn man an die Deklamation seines Textes denkt, die sich so wenig wie bei Caccini, Monteverdi oder Rameau scheut, die musikalische Schönheit zu verletzen — höchstens hat ihn Lullys trockene Strenge darin übertroffen. Er wußte selbst, daß wahr deklamieren noch nicht heißt, unschön deklamieren. Daß er die Zerfleischung der Poesie, die dem Italiener in seiner Koloratur geläufig war, nicht mitmachte, ist selbstverständlich. Im übrigen war er Musiker genug, der reizvollen Wendung des Gesanges alles zu geben, was sie verlangte, und das Versschema, besonders des gänzlich unmusikalischen Alexandriners mit seinen gejagten Reimen, nicht über das Maß zu achten. Seine gereinigte Vorstellung des neuen lyrischen Musikdramas setzte er zunächst im „Orpheus" als Tat hin. Dann schrieb er zur „Alceste" und zum „Paris" je eine berühmt gewordene Vorrede, in der er die Prinzipien der Wahrheit und Einfachheit nicht anders ausdrückte, als es jeder Reformator getan hat. Er wendet sich gegen die blühenden Schilderungen, die unnützen Bilder, die kalten und wortreichen Sittensprüche der konventionellen Texte, die Forderungen der Sängereitelkeit. „Ich suchte demnach die Musik zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzuführen, nämlich die Dichtung zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle zu verstärken und die Handlung in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen verständlicher zu machen, ohne sie durch unnütze Verzierungen des Gesanges zu unterbrechen." Er meint, die Musik verhalte sich zum Drama wie die Farbe und Schattierung zur Zeichnung (eine falsche Bescheidenheit im Sinne der gebildeten Ästhetik seiner Zeit) und denkt, er habe nie mehr Farbe gegeben, als es die Zeichnung verlange (welcher große Maler hält

sich für einen sparsamen Austuscher fremder Zeichnungen?). Er will ein maßvolles Orchester, keine unnötigen Zwischenspiele, vor allem die bella semplicità. Welche entzückten Verwirrungen sehen wir hier in der Seele eines klassizistisch gestimmten Musikers! Er beruft sich auf die Logik des gesunden Menschenverstandes und lebt durch die Größe seiner Phantasie. Er geriert sich als Diener des Zeichners und hat alle diese Zeichnungen nur durch die Gewalt seiner Farbe gerettet. Es lebt in ihm das Winckelmannsche Ideal einer edlen und stillen Einfalt, aber nicht in der Plastik, die darin beruhen mag, sondern Musik ist in ihm, die aus einer tiefen, fließenden Empfindung den Worten ihre Landschaft gibt. Nein, seine Farbe ist Zeichnung, sein Text Papier, seine Einfachheit Naturell, seine Größe die musikalische Erfindung. In der Vorrede zum „Paris“ setzt er die Charaktertypen seiner Opern und der Szenen in den Opern gegeneinander und flucht den Barbaren, die ihn nicht verstehen. Er hätte daran merken können, daß seine Reform nicht eine Sache der Logik war, sondern der Kraft, der Größe, der Stilreinheit, der Tiefe, die immer die Wahrheit ist gegen die Fläche.

Also sind auch diese Vorreden nur Beruhigungen eines Gewissens, das sich staunend vor einem Gebilde der eignen Intuition entdeckt und den Wahrheitsbeweis antreten möchte, weil es die Gründe des Instinkts mißachtet sieht. Aber keine Vorrede hätte ihm durchgesetzt, was die Kunst seiner Musik tat. Das Bild der reinen Klassizität, durch eine starke und stilvolle Musik aus den Netzen der Zeitlichkeit gehoben, verdrängte eine Weile leichtsinniges Italienertum, um als letztes reifes Produkt einer langen vielfältigen Entwicklung in unserm Besitz zu bleiben. Der Kampf geht weniger gegen eine künstlerische Richtung als gegen das konservative Beharren in einer Welt, die sich mit Frivolität schützte. Als Roullet Glucks „Iphigenie“ in Paris anbringen will, schreibt er einen sehr geschickten Brief an den Direktor der Academie royale, in dem er Wien gar nicht als den Triumphplatz Glucks erwähnt, sondern nur seine Aufführungen in Italien nennt und anderseits den französischen Text des verbesserten Racine in seiner Sprachwahrheit gegenüber den Verführungen der italienischen Vokale lobt. Direktor Dauvergne läßt den Brief, der an den Pariser Nationalstolz appelliert, im „Mercure“ drucken, und Gluck antwortet ebenda, indem er das antike Ideal anruft und für die Internationalität der Oper plädiert. Der Direktor hatte recht: er meinte, nur wenn Gluck ihm gleich sechs solche Opern schriebe, könne er diese nehmen, denn sie schlüge alles. Trotz diesem literarischen Vorspiel kam die Annahme der „Iphigenie“ erst zustande, als sich seine einstige Schülerin Marie Antoinette (die es mit allen guthielt) einsetzte. Das war das rechte Vorspiel für die Pariser Diskussionen. Sie waren literarischer Natur oder persönliche Intrige. Da die Feinde seiner Größe eine Maske brauchten, liehen sie sich die italienische.

Seit Lullys strengem Regiment hatte die Pariser Oper nicht solche Tage der Zucht gesehen wie vor der Erstaufführung von Glucks „aulischer Iphigenie“. Was Lully aus Herrschergefühl erreichte, versuchte Gluck aus angeborenem deutschem Ernst, der — wie man das Leben leicht als Spiel nahm — das Spiel wiederum nur als Disziplin verstand. Hier bildet sich der persönliche Gegensatz einer frivolen und eingebildeten Truppe und eines strengen und sachlichen Meisters. Larrivée ist auf der Probe ein mäßiger Agamemnon. „Warten Sie auf mein Kostüm,“ sagte er zu Gluck, „Sie werden mich nicht wiedererkennen.“ Als er im Kostüm singt, ruft ihm Gluck zu: „Larrivée, Larrivée, ich erkenne Sie!“ Vestris, der berühmte Tänzer, will sich nicht dreinreden lassen — er wird „der Gott des Tanzes“ genannt. Gluck sagt zu ihm: „Tanzen Sie im Himmel, wenn Sie der Gott des Tanzes sind, nicht in meiner Oper.“ Wegen der Indisposition des Tenors Legros muß die erste Aufführung verschoben werden. Später bei der Umarbeitung des „Orpheus“, in der die Altrolle für Tenor umgeschrieben wird, verlangt Legros seine besondere Arie. „L'espoir renait dans mon âme“ wird ihm zugestanden, aber diese Bravour-Arie ist aus dem „Tankred“ von Bertoni, und Gluck gibt unbegreiflicherweise seine Sanktion.

Gluck hatte einmal bei der Arnould für die „Alceste“ probiert. Ihr Liebhaber, der Prince d'Hénin, tritt plötzlich ein und benimmt sich ärgerlich gegen die Musik Glucks. Der beachtet ihn nicht. Der Prinz: „Es scheint mir Sitte in Frankreich, daß man



J. S. Duplessis: Gluck.

Zu dem Aufsatz „Gluck“ von Oscar Bie.

aufsteht, wenn ein Mann von Namen eintritt." — Gluck: „In Deutschland steht man vor niemand auf, den man nicht achtet. Fräulein Arnould, wenn Sie nicht Herrin in Ihrem Hause sind, gehe ich und komme nicht wieder." Er ging und gab Rosalie Levasseur die „Alceste". Epigramme hagelten herüber und hinüber. Die „Alceste" fiel zunächst durch. Jemand rief: „Die ‚Alceste' ist gefallen!" — „Ja, vom Himmel!" antwortete Gluck. Vielleicht war Sophie die intrigante Teufelin gewesen.

In diesem Milieu stand er. Das Publikum folgte ihm langsam, und die Szenen, da Offiziere vor lauter Begeisterung bei einer Achill-Arie die Degen ziehen, gehörten nicht zur Regel. Seine Kraft bildete Parteien, und die Parteien mißverstanden ihn beide: seine Feinde, indem sie ihn gegen Italien ausspielten; seine Freunde, indem sie ihn als Nachfolger Lullys und Rameaus priesen, während er in Wahrheit die Synthese Italiens und Frankreichs war. Hat er sich nicht selbst mißverstanden? Er schreibt vor der „Armide" an Roullet, daß deren Musik anders sei als „Alceste", er habe angestrebt, mehr Dichter und Maler als Musiker zu sein, habe jeder Person ihre Sprache gegeben — der Brief ist die Fortsetzung jener Vorreden, in denen er seine Musik zurückdrängte, weil er sie rechtfertigen zu müssen glaubte. Er ist immer mehr Musiker als Dichter und Maler gewesen. „Ich habe die Musik schon so eingerichtet, daß sie nicht so leicht veralten wird." Eingerichtet!

Arnaud und Suard waren die ersten Parteigänger Glucks; Marmontel, Guingené und Laharpe die Führer der Gegner. Marmontel war für Piccini interessiert, mit dem er seine Texte genau so ernst durcharbeitete wie Gluck die seinen mit seinen Dichtern. Piccini war von Laborde (Kammerdiener Ludwigs XV., Generalpächter, Musikhistoriker, stirbt unter der Guillotine) nach Paris berufen und kam, ohne zu wissen wie, in den Strudel der literarischen Kämpfe um die Zukunftsoper. Die Gluck feindlichen Literaten erheben ihn auf den Schild. Die Parteien der Gluckisten und Piccinisten werden künstlich geschürt. Es gilt für unanständig, neutral zu sein. Die Schriftsteller ergötzen sich in Szenen, da man die Wache holt, weil ein Herr in der Oper seine Farbe nicht bekennen will. Sie werfen sich Beleidigungen über die Logen zu. Melodiendiebstahl wird Gluck massenhaft vorgeworfen und belegt. Schließlich sei alles Gute an ihm doch italienisch. Die italienfreundlichen Enzyklopädisten sind ihm außer d'Alembert nicht abgeneigt. Rousseau, der Lully entgöttert hatte, bekehrt sich zu ihm: „Ich finde, der Gesang dringt ihm aus allen Poren." Grimm beschreibt die gewaltige Wendung, die die „Iphigenie" hervorgerufen, in journalistischer Hitze. Es war viel Journalismus und Dilettantismus in diesem Streit, aber so falsch eingestellt er war, er half schließlich durch die Beflissenheit der Freunde und die Niedrigkeit der Feinde dem deutschen Meister. Er hat uns nur einen Verlust gebracht: den „Roland" von Gluck. Der Roland war ihm in Paris in Auftrag gegeben worden; da hört er in Wien, daß man Piccini mit demselben Stoff beehrt habe — eine Wut überkommt ihn, und er zerreißt die Skizzen. Die Piccinisten waren hinterlistig, Gluck schlug sie mit seiner Kraft, die mit einer solchen lächelnden Milde gepaart war, daß er schließlich dem ängstlichen Piccini noch bei den „Roland"-Proben half. Bei der „taurischen Iphigenie" versuchten die Gegner noch einmal denselben Streich und ließen Piccini wieder dasselbe Sujet komponieren. Diesmal kam ihnen Gluck zuvor und errang den entscheidendsten Sieg, im Augenblick — Piccini ließ seine „Iphigenie" nachlaufen, aber nach wenigen Aufführungen gab sie den Wettbewerb auf. Als Gluck starb, zeigte sich Piccini, der ihm musikalisch längst gefolgt war, so anständig, eine große Feier für ihn veranstalten zu wollen. Aber nicht einmal das gelang ihm.

Es war eine Gesellschaft von altgewohnten Koterien und mäßigen dichterischen Veranlagungen, in die sich Gluck in Paris versetzt sah, das für die Weltherrschaft seiner Musik unumgänglich notwendig wurde. Im Grunde stand der Klassizismus literarisch dort schon auf der Rückseite. Das Rührstück, das bürgerliche Schauspiel, die englische Aufklärung sind die wahren Triebkräfte der Literatur, selbst bei Voltaire, der die klassizistische Form noch nicht aufgibt. Die Glucksche Musik ist dazwischen. Sie ist der letzte reife Ausdruck einer Stimmung, die Jahrhunderte strenger Renaissance beherrschte, und wieder ein Vorklang gereinigter Empfindung, die als Frucht der neuen Revolution in die griechischen Geister des kommenden Jahrhun-

derts einzog. Alles Antike liegt in dieser ihrer schwebenden Atmosphäre. Zwischen Schule und Revolution steht die Schöpfung eines Genies, das aus persönlicher Kraft einer dauernden Veranlagung unsers Geistes die zeitlose musikalische Form gibt. Gluck lebte mit der Literatur seiner Zeit oder gar seines Landes nicht in intimer Beziehung. Er sehnte sich hier und da, er tastete da und dort, er komponiert Klopstock, er sieht sich um und findet noch nicht die Lösung — er bleibt der Musiker. Es ist reizvoll für unsre historische Phantasie, sich zu denken, wie alles sich gestaltet hätte, wenn der Zusammenschluß dieser ersten großen deutschen Opernbegabung mit der ersten großen deutschen Literatur sich vollzogen hätte; wenn Weimar auch sein Ort geworden wäre; wenn sein Leben, das in der Entwicklung des musikalischen Ideals so fein organisiert scheint, der Teil eines weiten künstlerischen deutschen Strebens nach der Vollendung der Bühne unter dem Lichte des aufgehenden Goethischen Klassizismus geworden wäre. Wo ihn der emphatische Herder begrüßte als einen Retter der reinen musikalischen Empfindung und ohne Erfolg ihm seinen Text des „Brutus" anbot. Wo der naive Wieland sagte, daß er gezeigt habe, was die Musik tun könnte, wenn in unsern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre, und wenn in diesem Athen dem Singspiel ein Perikles aufträte.

Kaiser Friedrichs Abschied

(Im Charlottenburger Park nach der Hochzeit und Abreise des Prinzen Heinrich)

„Bringt mir mein Roß zum grünenden Park,
Mein Roß, das einst so feurig und stark! —
Nach der Hochzeitslust, nach dem Abschiedsleid
Denk' ich der alten, der glücklichen Zeit."

Schwer nur versteht man des Kaisers Wort;
Doch kaum erfaßt, so tragen sie's fort.
Man führt ihm das Pferd in den Sonnenschein.
„Laßt nun uns Kriegskameraden allein! ...

Weißt noch, mein Roß, weißt noch, wie es klang,
Als einst der Schlachtruf zum Ohr uns drang?
Als am Sommertag an dem blutigen Hag
Feindliche Heermacht zu Füßen uns lag?

Weißt noch, mein Roß? Du trugst mich zum Sieg,
Trugst mich zum Ruhm im gerechten Krieg.
Bei Wörth, wie stritten wir keck, wir zwei!
Nun ist es, Freund, mit uns beiden vorbei ...

Keine Kugel war's, noch Stich oder Hieb,
Was mich traf über Nacht, wie ein schleichender Dieb,
Nicht sausende Klinge auf ehrlichem Ritt —
Des Arztes Stahl mir die Kehle zerschnitt!

Was scharrest du so und schnaubst, mein Gespan?
Zürnst du, weil solches mir angetan?
Dir sag' ich's: Ein Ende, ein Ende der Qual!
Dann segne ich diesen unrühmlichen Stahl!"

Zitternden Armes der Kaiser winkt.
Klangloses Flüstern ... Die Träne blinkt.
„Lebe wohl, Kamerad, geh zur Rast zurück ...
Träume wie ich vom verlorenen Glück!"

Johannes Wilda



Das verlorene Herz

Roman von Albert Geiger

IV (Schluß)



Dem herrlichen Vormittag war ein verdüsterter Nachmittag gefolgt. Es war schwül geworden. Hier und da erwachte der Wind zu kurzen Stößen, schüttelte ganze Ströme Gold und Kupfer von den mehr und mehr sich entlaubenden Bäumen herab, fuhr wie eine aufscheuchende Hand über den See und schien mit einem Male, lässig und müde dieses Spiels, eingeschlafen zu sein. Ein silbernes Grau überzog den Himmel. Aber dieses Grau begann da und dort sich zu trüben und zu kleinen schmutzigen Wolkenhäufchen sich zusammenzuballen. Eine schwere Bangigkeit lag über der ganzen Natur.

Henri, der indessen mit seiner Arbeit in der Tat um ein gutes Stück vorwärtsgekommen war, wobei er die seltsame Bemerkung gemacht hatte, daß seine Betrachtungen mehr und mehr den Pessimismus abstreiften und sich mit einer positiven Wertung des Daseins zu beschäftigen begannen, war gegen vier Uhr nachmittags mit seinem Boot am Landeplatz eingetroffen. Er fühlte noch immer die Nachwirkung des köstlichen frischen Morgens in sich. Er sah Reinette vor sich sitzen in der vollen Anmut und Kraft ihrer kernigen Jugend. Er empfand bis ins Tiefste den unmittelbaren verjüngenden Hauch ihrer Stärke und Zuversichtlichkeit. Die schuldlose Fröhlichkeit ihres Wesens, die Leichtigkeit und die in ihrer Unbewußtheit entzückende Vertraulichkeit hatten tiefere Wurzeln in ihm geschlagen, als er sich einzugestehen wagte. Er verglich unwillkürlich sein eignes zerrissenes und problematisches Wesen mit der ruhigen Klarheit und Sicherheit dieses Mädchens. Und in einem jener vorausahnenden Augenblicke, die mit jähem Schrecken erfüllen, weil sie aus der Tiefe des Unterbewußtseins blitzähnlich emportauchen, hatte er Mutter und Tochter nebeneinander gesehen und — verglichen. Wohl hatte er mit einem heftigen Ruck dieses Bild von sich abgeschüttelt, doch der quälende Eindruck war zurückgeblieben. Er störte das reine Empfinden dieses Tages. Aber dieser Eindruck vermochte dennoch nicht, wie es wohl früher geschehen wäre, seine Seele ganz in tiefe Schatten zu versenken. Er wollte sich der Tage, die Reinette hier noch zu verbringen gedachte, ungetrübt erfreuen. Sie hatte ihm des Morgens gesagt, daß sie noch auf einige Zeit in ihr Pensionat zurückkehren würde, ihre Mutter habe es so bestimmt, und sie selbst sehe es ein, daß sie den einmal eingeschlagenen Kursus bis zum Ende verfolgen müsse. „Dann bin ich ganz, ganz frei!" hatte sie jauchzend ausgerufen. Es war Henri, als könne und müsse er aus dem starken Wesen dieses Mädchens Mut und Kraft für alles saugen, was die Zukunft an Schwerem noch bringen würde. Denn tief in seinem Inneren lag nach wie vor als lastender Druck die Frage, wie alles das sich entwirren werde. Die Situation war nun so eine ganz andre geworden, daß er ihr ratlos gegenüberstand.

Auf dem Landungssteg stand Reinette. Sie trug das braune Lodenkleid und den kecken Gaminhut. Das Kleid schmiegte sich knapp an ihre schlanken Formen. Es war Henri wunderbar zumute. Er dachte unwillkürlich daran, wie er Reinette des Morgens gesehen hatte: im tauigen Duft ihrer herben Schönheit, im leichtbeweglichen Spiel ihrer jungen Glieder, berieselt von schimmernden Tropfen, und wie sie ihm jetzt erschien, eingeschlossen in die Schranken des hoch bis an den Hals verhüllenden Gewandes. Ihm war, als richte sich eine Mauer zwischen Reinette und ihm auf.

Es fiel Henri auf, daß Reinette eine gewisse Befangenheit zeigte. Sie war blaß. Sie schien zerstreut und mit sich selbst beschäftigt. Sie blickte ihn nicht an. Nun, da sie Henri wiedersah, überkam sie, mitten in all der Freiheit und Unbefangenheit ihres Wesens, mit verdoppelter Stärke die Erinnerung an die Worte, die sie morgens zu ihrer Mutter über Henri gesprochen hatte. Auch das Antlitz ihrer Mutter erschien ihr wieder: mit fest aufeinandergepreßten Lippen, starr in die Ferne schauend. Es war ihr, als ob sie erröten müsse. Sie preßte nun selbst die Lippen aufeinander, und es war merkwürdig, wie sie trotz aller Ver-

schiedenheit in diesem Augenblick ihrer Mutter glich.

„Eile dich, Sulpice!“ sagte sie ungeduldig. „Wir müssen zum Abendessen wieder zurück sein.“

Dann begrüßte sie Henri mit einem flüchtigen Kopfnicken und einem ebenso flüchtigen Händedruck.

Der Wind hatte sich stärker aufgemacht. Weit draußen im See sprangen kleine weiße Schaumwellen auf. Über der nun tiefdunkelgrün gewordenen Fläche tanzten sie unruhig hin und her.

„Sie sind so blaß!“ sagte Henri. „Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Ich spüre einen leichten Druck im Kopf,“ erwiderte Reinette, ohne Henri anzusehen. „Aber das ist nichts. Mama macht mir Sorge. Ich glaube, sie leidet mehr, als sie Wort haben will. Sie klagte über Migräne und hat sich nach dem Frühstück gleich auf ihr Zimmer zurückgezogen.“

„Das ist die Bise!“ brummte Sulpice in den Bart. „Die macht den Menschen das Kopfweh. Geben Sie acht, Fräulein, daß Sie beizeiten nach Hause kommen. Der See wird wüst.“

„Wir werden die Laterne mitnehmen,“ sagte Reinette. „Sieh zu, Sulpice, daß sie fest angebracht ist.“

„Ja,“ brummte Sulpice, „es wird gut sein, die Laterne mitzunehmen. Am besten wäre es freilich, die Herrschaften blieben überhaupt zu Hause.“

Henri, der indessen sein Boot festgebunden hatte, fragte Reinette: „Ich würde gern der Gräfin guten Tag sagen. Glauben Sie, Komtesse, daß Ihre Mutter mich empfangen würde?“

„Ich glaube nicht!“ erwiderte Reinette kurz. „Sie liegt auf dem Bett, und Elena macht ihr Kompressen auf den Kopf.“ —

Das Boot glitt schnell über das Wasser dahin. Manchmal spritzten kleine Wellchen herein, aber mehr wie in einem neckischen Spiel.

Reinette sog tief aufatmend mit vollen Zügen die Luft ein. Auf dem Wasser ward ihr wieder leichter; der alte Übermut kam ihr zurück.

„Dieser Sulpice ist und bleibt doch immer derselbe Angstmann! Weil er mich in den Windeln herumgetragen hat, glaubt er immer noch, ich sei ein kleines Kind und er müsse jeden meiner Schritte überwachen wie eine Großmutter. Wir haben ja das prächtigste Segelwetter. Und wenn es ein bißchen toll zugeht, um so besser! Man fühlt dann erst so recht das Leben! Sehen Sie, Herr Vicomte, wie lustig unser Wimpel flattert! Sie verstehen das Segeln!“ sagte sie dann. „Ich glaube, man kann sich Ihnen anvertrauen.“

„Ich hoffe, daß Sie das glauben!“ erwiderte Henri einfach.

Nach einer Weile sagte Reinette langsam und beinahe bekümmert: „Wenn ich nur wüßte, was Mama heute wieder hat. Sie ist in einer solchen Weise Stimmungen unterworfen, wie ich es nie bei ihr für möglich gehalten hätte. So fremd wir uns lange Zeit gegenübergestanden sind: sie war immer gleichmäßig und ruhig. Jetzt ist so etwas Unruhiges in ihr. So etwas, das mir oft bange macht, wie die Stimmung vor einem Gewitter. Wenn ich ihr doch den Frieden geben könnte!“

Henri schwieg. Reinette sah ihn an. Jeder Zug seines ernsten Gesichts schien wie gemeißelt. Nichts verriet, was in ihm vorging. Er hatte die Mütze abgelegt. So hob sich sein Kopf scharf ab von dem Grau des Himmels, und Reinette empfand aufs neue wieder und stärker den Ausdruck eines niedergezwungenen Leidens in diesen Zügen...

Reinette und Henri befanden sich auf der Rückfahrt. Sie hatten nicht viel Zeit gehabt in der Stadt. Henri hatte bei einem Waffenhändler seinen Auftrag wegen der Florette und der dazugehörigen Ausrüstung gegeben. Dann hatten sie Angelstöcke und Angeln gekauft, und Reinette hatte es sich nicht versagen können, in einer Konditorei Einkehr zu halten, während Henri schweigsam einen Absinth getrunken hatte.

Als sie in das Boot gestiegen waren, das stark hin und her schaukelte, hatte Reinette gesagt: „Mir scheint, die Bise kommt schneller, als wir glauben. Verwahren Sie die Angelruten gut, Herr Vicomte. Am Ende hat doch der gute Sulpice recht gehabt. Er ist katholisch, und der Freitag ist immer ein Unglückstag in seinen Augen.“

Mit starkem Winde waren sie in den offenen See gefahren. Die Sonne sank hinter den Bergen. Nun umgab mit einem Male ein brandroter Glast die Berge, die schwarz-

blau geworden waren. Die Luft war klar und zitternd; in der Ferne tauchte noch einmal das silberne Haupt des Montblanc auf. Dann war es verschwunden. Das Boot flog spritzend durch das schäumende Wasser. Dann senkte sich jählings die Wolkendecke wieder herab. Ein fahles Grau lagerte sich über den See. Nach der kurzen Klarheit war es beinahe Nacht geworden. Der Wind ebbte wieder etwas ab. Eine ungeheure Stille lastete über Bergen, Ufern und See.

Mitten aus dieser Stille heraus fragte Reinette: „Kennen Sie Mama schon lange, Herr Vicomte?"

„Noch nicht so lange," erwiderte Henri, mit dem Segel beschäftigt. „Vor einigen Monaten habe ich Ihre Frau Mutter kennen gelernt."

„In Paris?"

„Nein, in Baden-Baden."

„In Baden-Baden? Ach ja, sie hat dort eine Villa. Ich war einige Male bei ihr. Sie liegt sehr schön, diese Villa. Ich wundre mich immer," fuhr sie fort, „warum mir Mama gar keine Nachricht gegeben hat, daß sie schon so lange hier am See ist. Aber das hängt eben mit dem einstigen Fremdsein zwischen uns beiden zusammen. Das muß alles verschwinden für die Zukunft." Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Hat mein Vormund Sie mit Mama bekannt gemacht?"

„Ja, mein Freund Gustav hat mir die Ehre verschafft, Ihre Frau Mutter kennen zu lernen."

„Und Sie waren öfters ihr Gast? Es ist gut sein bei uns! Nicht wahr? Und wenn Mama wieder ganz gesund ist, dann soll es erst recht schön werden! — Hallo!" rief sie im nächsten Augenblick; ein Windstoß hatte ihr den Hut beinahe vom Kopfe genommen.

Mit einem Male war es ganz Nacht geworden. Der Wind fegte mit unregelmäßigen Stößen über den See dahin. Alles schien ein trübes, graues Chaos geworden zu sein.

Sie schossen eine Weile wie rasend dahin. Dann ward es wieder stiller.

„Wir müssen die Laterne anzünden!" sagte Reinette. „Ich habe zwar gute Augen. Aber ich sehe kaum auf fünfzig Schritt. Geben Sie acht!"

Und schon kletterte sie mit einer katzenhaften Geschwindigkeit an ihm vorbei. Er fühlte den Druck ihres Körpers wie einen glühenden Schlag. Dann war sie an der Laterne. Sie versuchte die Kerze anzuzünden, aber das Streichholz erlosch.

Henri, das heftig schlagende Segel festhaltend, bog sich zu ihr vor. „Warten Sie, ich werde Ihnen behilflich sein!" Er nahm aus seiner Tasche ein kleines Feuerzeug. Kopf an Kopf lagen sie vor der Laterne. Er fühlte ihr Haar an seinen Schläfen und die Wärme ihres Gesichts.

Die kleine Flamme des Taschenfeuerzeugs schoß auf. Reinette hatte die Hand mit ihrem Hute schützend vorgehoben. Die Hände der beiden, kurz beleuchtet, lagen nebeneinander.

In demselben Augenblick sprühte es von der Hand Henris wie eine flammende Antwort.

Er hatte dessen nicht acht. Aber in die Augen Reinettes war dieses blutrote Funkeln wie ein Blitz geschossen. Sie hatte genau gesehen: es war ein Rubinring. Der Rubinring, den ihre Mutter von ihrem Vater zur Verlobung bekommen hatte. Ihre Mutter hatte ihn immer am Finger getragen. Es war ein Stein von seltener Schönheit. Reinette hatte ihn nur zu wohl in seiner altertümlichen Fassung wiedererkannt. Wie kam dieser Ring an die Hand des Mannes, der da neben ihr kniete? —

Sie tastete nach ihrer Schläfe. Es war ihr, als hätte ihr ein Felsblock das Haupt zerschmettert. Das war es? Also das war es?

Mit einem Male versank ihr alles in die Nacht dieser Wogen, in die Nacht dieser Gestade, des Himmels und der Erde, in die Nacht eines ungeheuren, fassungslosen Grauens. In demselben Augenblick erfaßte der voll erwachte Sturm das Boot. Mit einer heftigen Bewegung setzte sie sich aufrecht. „An Ihren Platz, mein Herr!" rief sie mit kalter Stimme.

Henri setzte sich an seinen Platz zum Segel. Er fühlte, daß in diesem Augenblick etwas Furchtbares vorgegangen sein müsse.

Ohne Leuchte schoß das Boot durch den See.

Da plötzlich spürte Henri den Ring an seiner Hand. Und er sank in sich zusammen.

Schweigend wie Tote trieben die beiden dem Unglücksstrand entgegen.

Es ist der Ring meiner Mutter, den Sie tragen!" stieß Reinette heftig hervor. „Wie kommt dieser Ring an Ihre Hand?

Dieser Ring war meiner Mutter immer teuer! Mein Vater hat ihn ihr als Verlobungsgeschenk gegeben. Ich kann nur einen Fall voraussetzen, unter dem ein solches Erinnerungszeichen verschenkt werden konnte. Aber ich wage es nicht, mir diesen Fall auszudenken. Sprechen Sie! Sagen Sie mir, Sie hätten den Ring gefunden. Sie hätten ihn gestohlen! Es sei gar nicht dieser Ring. Es sei eine jener dummen Täuschungen, die uns in Träumen ängstigen und uns entsetzt erwachen lassen. Sagen Sie mir, was Sie wollen! Aber sagen Sie mir, daß meine Mutter Ihnen diesen Ring nicht gegeben hat! Ich bitte Sie. Ich flehe Sie an. Ein Ehrenmann lügt nicht. Aber lügen Sie! Und geben Sie mir mit dieser Lüge das wieder, was noch vor einer Stunde mein war!"

Bei den folgenden Worten wurde ihre Stimme fast verschlungen von dem Brausen der Alleewipfel über ihnen, dem Murren des Sees und dem Grollen des aufsteigenden Gewitters. Aber Henri hörte dennoch jedes dieser Worte, die nun von Reinettes Munde kamen und zischend wie glühendes Eisen in das Mark seines Lebens drangen.

„Hören Sie: Geben Sie mir den Glauben an meine Mutter wieder! Geben Sie mir das heilige Gefühl ihrer Unantastbarkeit wieder! Lassen Sie mich meine Mutter nicht zum zweitenmal verlieren! So furchtbar — so schmachvoll verlieren! Für immer verlieren! Reden Sie doch! Werfen Sie Ihre Maske doch ab, Sie schweigender Philosoph! Sie wissen nichts zu sagen? Sie finden kein Wort für diese Qual, die ich schuldlos erdulden muß? Wenn Sie wüßten, wie ich Sie in diesem Augenblick verachte! Wie unendlich klein und jämmerlich in Ihrem Schweigen Sie für mich werden! Oh, Elena hat recht gehabt. Mit ihrem feinen Gefühl hat sie durch Ihre Maske hindurchgesehen. Und weil sie sah, daß ich gut und freundlich zu Ihnen wurde, weil sie wußte, an wen ich dieses erste freundschaftliche Gefühl für einen Mann verschwendet hatte, darum — darum hat sie sich von mir ferngehalten. Alles verstehe ich nun!" fuhr sie langsam fort, die Bitternis jedes Wortes auskostend. „Alles — alles. Das Wesen meiner Mutter, Ihre eigne zur Schau getragene Gleichgültigkeit. Alles dieses Ungewisse, Lastende, Drohende — diese ganze bange Atmosphäre, deren ich mich zu erwehren gesucht habe, die mir unbegreiflich war und aus der jetzt der Blitz zerschmetternd auf mich herniedergezuckt ist."

Sie war auf eine der Bänke hingesunken, die in der Allee standen. Die Bank war ganz von nassen welken Blättern bedeckt. Ab und zu riß ein Wetterleuchten die Nacht auseinander. Dann wurden die beiden Menschen sichtbar, die hier in der furchtbarsten Situation einander gegenüber waren. Henri hoch aufgerichtet, unbeweglich, das Haupt auf die Brust gesenkt; das Mädchen in sich zusammengekauert; das wilddurchwogte, heiße Haupt in die krampfig an die Schläfen gestützten Hände gepreßt, geschüttelt von Schauern einer ihr noch immer unfaßbaren Erkenntnis.

„Komtesse —"

„Schweigen Sie! Sprechen Sie kein Wort! Schon der Klang Ihrer Stimme ist mir verhaßt! Sie haben mir das Herz meiner Mutter gestohlen! Oh, dieses Herz! Das ich mir wiedergewinnen wollte, das ich mir langsam zu eigen machen wollte mit aller Liebe eines hoffenden Kindes, das meine Lehrmeisterin werden sollte, das an meiner Jugend wieder jung werden sollte, licht, froh und zuversichtlich. Mit dem ich alles teilen wollte: meine Zufluchtsstätte, mein warmes Nest in der kalten Welt, in der ich verschmachtet bin seit frühen Jahren. Dieses Herz haben Sie mir entwendet wie ein Dieb. Was wollen Sie mir dafür als Ersatz bieten? Was können Sie mir in aller Welt dafür bieten? Ihre Hände sind leer. Das Herz einer Mutter kann niemand dem Kinde ersetzen!" Sie brach in einen Klagelaut aus, der erschütternder war als alle ihre leidenschaftlichen Worte. „O Mutter! Mutter! Ist es denn möglich? Kann das wahr sein? Darf das wahr sein? Mutter — Mutter — Ich habe dein Herz einst preisgegeben in kindischer Torheit. Es ist mein Schicksal, die Buße für meine unbedachten Worte, daß es mir nie zu eigen werden soll."

Sie brütete vor sich hin. Dann sprang sie heftig auf. „Warum hat man mir nicht die Wahrheit gesagt? Warum hat man geschwiegen? Warum hat man mich belogen? Und Sie, Sie, mein Herr" — hier sank ihre Stimme zum leisesten Flüstern herab —,

„wie konnten Sie es wagen, sich mir nur auf Armeslänge zu nähern. Ihr Platz war bei meiner Mutter!" Wieder kam ein schmerzvolles Stöhnen aus ihrer Brust. „Oh, noch vor einer Stunde war ich so glücklich, so heiter mit all meiner Jugend. So harmlos. Ach, so dumm, so kindisch dumm — ich habe nicht gewußt, wie die Welt ist. Jetzt — jetzt weiß ich es." Sie ließ den Kopf sinken. Dann sagte sie langsam, mit einer unendlichen Trostlosigkeit: „Nun kann ich meine Habseligkeiten zusammenpacken und wieder meines Weges gehen. Im Hause meiner Mutter ist ein Fremder. Meine Mutter hat gewählt zwischen ihm und mir. Ich gehe meine Straße weiter."

„Ich — werde gehen!" erwiderte Henri. „Und Sie — Sie werden bleiben."

Es war ein langes Schweigen, durchtönt von dem Rollen und Grollen der Sturmnacht, zuweilen aufgeschreckt durch das jähe Weiß und Rot der Blitze des immer näher kommenden Gewitters.

„Und wenn ich bedenke," sprach Reinette wie in einem schamhaften Geständnis, einer lebenmordenden Beichte, die Hände dicht auf ihrem glühenden Gesicht, „wenn ich bedenke, daß ich noch heute morgen meiner Mutter angedeutet habe, daß mir der Mann ihrer Wahl — nicht gleichgültig — O pfui! pfui — pfui — es ist mir, als wäre ich besudelt."

Sie sprang auf und eilte die Allee hinab. Wohin? Wußte sie es? Entfliehen — nur entfliehen all dem Furchtbaren dieser Stunde.

Aber sie war keine zwanzig Schritt gekommen, da fühlte sie den Boden unter sich wanken. Es war ihr wieder, als sprühe der kurze Blitz des Rubins in ihre Augen, als fühle sie Henris Wange neben ihrem Haar. Dann kam wieder die tanzende, brausende, alles verschlingende Finsternis. Wie eine riesenhafte Welle schlug es über sie her, donnernd und vernichtend.

Schon war Henri bei ihr.

Reinette fiel bewußtlos in seine Arme, wie ein frühwelkes Blatt vom Baume des Lebens. Ihre Lippen bebten stammelnd taumelnde Worte wie aus dem Munde eines Ertrinkenden. „Ein Traum — Mutter — ein böser Traum —" Dann lag sie schwer wie Blei an Henris Brust.

In diesem Augenblick fiel ein ungeheurer Blitz, der eine verzerrende Lohe über Park, See und Gestade hinschlug. Grell beleuchtet standen die beiden. Dann war tiefe Dunkelheit — tiefes, gähnendes Schwarz der Nacht.

Die Gräfin hatte sich von Elena vorlesen lassen. Aber sie hatte nicht zugehört. Endlich hatte sie den Umschlag von ihrer Stirn mit einer hastigen Bewegung weggelegt.

Elena, die das Buch in ihren Schoß hatte sinken lassen, hatte die Gräfin mit prüfenden Blicken angesehen. Dann hatte sie gefühlt, daß die Gräfin allein sein wolle. So war sie geräuschlos gegangen. —

Susanne hatte den Stock genommen, der neben ihrem Lager stand, und war trotz allen Schmerzen ruhelos hin und her gewandert.

Warum kam Henri nicht, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen? Ihr wurde alles klarer und klarer. Das, was ihre Tochter ihr vor einigen Stunden gesagt hatte, das wollte nicht von ihr weichen. Das trieb sie in ihrem Gemach herum, wie einen Vogel, der in die Freiheit möchte und doch hin und her flatternd zwischen vier Reihen von Gitterstäben sitzt, sich den Kopf an der Tür seines Gefängnisses zerstößt und nicht heraus kann.

Man beobachtet manchmal bei Vögeln kurz vor ihrem Ende diese flatternde Unruhe, bis sie unbemerkt von der dünnen Stange fallen, von der sie so oft die Dämmerung behorcht und den aufstrahlenden Tag bejubelt haben...

Was nun beginnen? In welches Netz hatte Susanne sich verstrickt! Warum, warum hatte sie nicht vom ersten Augenblick an ihrem Kinde mutig die Wahrheit gesagt? Warum dieses ihres ganzen Wesens unwürdige, Henri, Reinette und sich selbst quälende Versteckspielen? Einmal mußte ja Klarheit in die Dinge kommen, und wenn sie auch mit dem scharfgeschliffenen Richtschwert daherschritt. Mochte nur dieses Schwert sprechen! Mochte nur der unbestechliche Richter des Daseins, dem alles Falschsein und Halbsein zuwider ist, den verschlungenen Knoten durchhauen! So oder so. Nur dieses *eine* nicht mehr! Dieses, was sie heute den Tag über erlebt hatte.

Sie ging immer hin und her. Manchmal glitten ihre Blicke hinaus in den dunkler werdenden Park und auf den bewegten See.

Sie sah wie in einer Vision Henri und Reinette in dem Segelboot einander gegenüber. Sie sah die beiden plaudernd und scherzend durch die Straßen der Stadt gehen. Ein junges Leben hatte sich zu einem Leben gefunden, das durch die Fülle dieser blutwarmen Natur wieder jung werden mußte.

Was hatte sie noch hier zu tun? Sie fühlte die Stunde ihres Schicksals. Aber verzichten? Henri entbehren? Das Opfer ihrer Persönlichkeit gebracht haben, nur um die Durchgangspforte für seine Vereinigung mit einem andern Wesen geworden zu sein?

Ihr ganzer starker, wilder Weibesstolz bäumte sich dagegen auf. Doch wie ein Hammer fiel auf ihr emporgerecktes Haupt das Wort: Es ist dein Kind, dem du im Wege stehst! Manchmal jagte jäh ein Gedanke durch ihr Blut: ihrer Tochter alles zu sagen und dann mit ihr hinauszugehen in die Welt und nichts zu sein, als die Mutter dieses Kindes.

Aber — Henri?

Diese Frage fiel immer wieder als ein zweiter und wuchtiger treffender Hammer auf ihr Herz. Es war berauschend schön gewesen, nach einem freudeleeren Leben in den Armen eines Mannes wahrhaft Weib geworden zu sein, eines Mannes, der selbst noch kein echtes Weib und seine glühende Hingabe kennen gelernt hatte. Aber sie fühlte es tief: diese blasse, traurige, schöne Jugend, die das All ihrer Gedanken, ihrer Gefühle, ihrer Wünsche, ihrer Träume, ihres Daseins geworden war — diese Jugend hätte sich früher oder später von ihr ablösen müssen. Selbst wenn diese Jugend nicht gewollt hätte. Denn die Gesetze des Lebens gehen ihren Weg. Der einzelne ist nichts. Er will sich dem rollenden Rad entgegenstellen, aber im Grausen seiner Lust des Widerstandes zermalmt es ihn. —

Immer tiefer und schwerer sank der Abend. Immer vernehmlicher wurden die Stimmen der Wellen, der Bäume, der Berge. Susanne fühlte den Hauch dieser gewaltigen Kräfte in sich wachwerden. Sie trat zum Fenster und schaute in die brandrote Glast hinaus. Es war, als gieße der Himmel sein Blut über die Erde. Dann setzte sie sich auf ihr Bett, und wieder dachte, grübelte und dachte sie.

Würde ihre Tochter, dieses ihr doch immer im Innersten fremdgebliebene Wesen, dieses Kind von achtzehn Jahren, würde sie Größe genug haben, um die Mutter zu begreifen? Sollte die Mutter sich dieser ungewissen Probe anheimgeben? Sollte sie vielleicht dann jeden Morgen in den Augen ihrer Tochter den Richtspruch und die Verzeihung zugleich lesen? Sich geduldet, entschuldigt und eines Tags sich endgültig — verlassen fühlen?

Und wenn sie auch den Geliebten hingab um ihrer Tochter willen, wenn sie mit der Übermenschlichkeit des Wollens seine Liebe zu ihr in sich erstickte, wenn sie ihn bat, wenn sie ihm befahl, seines Weges zu gehen — was war am Schluß bei diesem Opfer Großes gewonnen? Oder aber — wenn sie brutal gewesen wäre? Konnte, wollte sie die Liebe eines Mannes erzwingen? Und wenn es ihrem Egoismus gelingen würde, diesen Ausweg zu ertrotzen? Zu ertrotzen um den Preis der Liebe ihres Kindes? Zu ertrotzen — vielleicht über den Willen des Geliebten hinweg? Ihn zum Sklaven machen? Ach nein: sich selbst zur Sklavin machen!

Sie sah in die Zukunft. Sie schauderte. Dann würde das Schlimmste und Elendeste für sie kommen! Das Los, das sie einst vorgeahnt hatte, das Los der alternden Frau neben dem jüngeren Manne und damit aller Fluch der Lächerlichkeit. —

Die Nacht war hereingebrochen. Elena war zu der Gräfin zurückgekehrt. Auch über dieses lebensstarke Wesen senkte sich eine Beklemmung. Sie fühlte, daß sie die Gräfin nicht allein lassen dürfe. „Sie bleiben lange aus!“ sagte Elena.

Susanne schwieg. Sie dachte sich, daß die beiden sicher an Land kommen würden, und daß sie in ihrem schwanken Boot, von den Wellen getrieben und gestoßen, beschützter wären als sie in dem Zimmer da oben. Denn sie, sie saß in einem lecken Boot, angefüllt vom Wasser der Tränen, das die nächste Sturzwelle zum Kentern bringen konnte. —

„Wollen Sie mir nicht etwas spielen, Elena?“ fragte Susanne mit verschleierter Stimme.

„Ach, ich kann nichts. Oder nicht so viel, daß ich Ihnen vorspielen dürfte. Aber Sie, Frau Gräfin, Sie können spielen. Ich habe Ihnen neulich zugehört. Spielen Sie, Gräfin!“

„Hab' ich gespielt?" fragte Susanne verwirrt, aus ihren Gedanken aufwachend. „Ich habe früher oft Klavier gespielt. Es war mir ein Bedürfnis. Ich habe dann mit mir selbst gesprochen. Soll ich Ihnen spielen?"

„O ja! O ja, Frau Gräfin. Ich bitte, ich bitte recht herzlich darum."

Die Gräfin nahm ihren Stock und schritt in ihr Boudoir hinaus.

Elena öffnete den Deckel des Erardflügels. Susanne setzte sich und ließ ihre Hände über die Tasten gleiten. „Ich möchte im Dunkeln spielen," sagte sie leise.

Elena drehte die elektrische Lampe aus. Es war tiefe Finsternis. Nur zuweilen huschte das Licht des fernen Wetterleuchtens an den Wänden. Mit einem Male schlug ein Ton an das Ohr Elenas. Ein Akkord, bis ins Tiefste angeschlagen, schwirrend, verhallend. Ein zweiter folgte. Ein dritter kam. Wie drei Boten, die an die Pforte eines Herzens klopfen. Diese Akkorde kamen wieder. Stärker, immer stärker. Dann jäh lossprudelnd sprangen die Töne hervor. Es war ein wildes Gewoge, ein banges Streiten, ein brausendes Jubeln. Und dann kam stolz, strahlend und gebietend ein neuer Akkord. Er sammelte all die Laute, die angeschlagen waren, feierlich in sich. Und dann kam eine weiche, hingegebene Weise. Sie steigerte sich. Sie sank wieder zurück. Dunkle Akkorde begleiteten sie. Unter Susannes Händen ward der Maitag lebendig, da sie den Geliebten oben in den Bergen Baden-Badens gesehen hatte. Er saß auf der Bank, das Buch in den Händen. Sie sah wieder die Lärchen grünen, sah wieder die Täler sich mit blauem Duft füllen, die Weinberge weit hinaus und den blitzenden Rhein durch die funkelnde Ebene fließen. Und sie war so nahe bei Henri, daß sie seine Hand in der ihrigen zu fühlen glaubte.

Das war alles längst vorbei. Die von allem Glück des Frühlings und der Sehnsucht singende Weise brach ab.

Einem unklaren Gemisch von Tönen entstieg ein Satz, der schwer war und trunken vom Glanz und von der Glut des Sommers. Heimliche Stimmen sprachen hinein — Stimmen des wallenden Korns, der bewegten Wälder, der schaukelnden Wellen, jener ungewissen Töne, die über den Gärten der Glücklichen in dem Laub der reifenden Trauben spielen. Stimmen, die, in schweigsamen und doch unruhigen Nächten vom matten Glanz des Mondes getragen, um das verschämte und doch stolze Glück heimlicher Liebe irren.

Dann kam eine von dunklen und doch süßen Tönen geleitete Melodie. Susanne sang:

Zwei Nelken, Liebster, bring' ich dir:
Die rote dir, die weiße mir.
Die weiße leg' du auf mein Herz,
Sie ist so kühl und stillt den Schmerz.
Die rote Nelke schenk' ich dir,
Die weiße Nelke gib du mir —

Die Stimme der Gräfin hallte noch in dem Gemach. Elena saß versunken da. Susanne erhob sich und schritt an das Fenster. Lange stand sie da. Sie sah hinaus in diese empörte Nacht. In den Pausen des Sturmes glaubte sie Schritte und Stimmen unten im Park zu hören. Wo die beiden nur bleiben mochten?

Der Himmel flammte von Blitzen. Susanne beugte sich hinaus. Und jählings flutete ein ungeheurer Blitz Feuer über See und Park und in das Zimmer herein. In die gewaltige Sprache des Donners tönte wie der Schrei eines Erstickenden der Schrei Susannes.

In der hellen Lohe des Blitzes hatte sie unten im Park ihre Tochter gesehen, umschlungen und gehalten von den Armen des Mannes, der ihr das Einzige auf der Erde geworden war.

Es war Susanne einige Augenblicke, als müsse sie sich mit vorgerecktem Haupt aus dem Fenster hinunterstürzen auf die Marmortreppe, die zu dem großen Mitteltor des Schlosses führte. Dann umklammerte sie ihren Stock mit einer wilden Kraft der Verzweiflung. So stand sie bewegungslos, und nichts an ihr verriet den Sturm, der ihr das Blut wie tosende Wellen zum Herzen trieb, daß sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen. Endlich gewann sie die Kraft, sich zu Elena zu wenden.

Elena war hastig aufgestanden. Durch den gewaltigen Donner hatte sie den erstickten Schrei der Gräfin gehört. Sie erinnerte sich, einen solchen Schrei vor langer, langer Zeit gehört zu haben. Sie trug ihn immer noch im Ohr. So klein sie gewesen war, sie hatte diesen Laut nicht vergessen können. Es war damals gewesen, als drüben in Zentralamerika betrunkene Negerhorden das Pulvermagazin gesprengt hatten. Damals hatte die

Mutter den gleichen Schrei ausgestoßen. Und so gefaßt und gleichmütig Elena sonst war, dieser entsetzliche Laut, den sie heute wieder vernahm, war ihr durch Mark und Bein gegangen. Zitternd an allen Gliedern trat sie auf Susanne zu. „Um Gottes willen, Gräfin, was haben Sie?"

Ein banges Schweigen folgte. Dann erwiderte Susanne langsam, mit einer unnatürlichen Ruhe in der Stimme: „Es ist nichts. Die Bise und das kommende Gewitter haben mir schon den ganzen Tag in den Gliedern gelegen. Jetzt" — und sie atmete tief und schwer auf, als ob sie aus einem Strudel emportauche — „jetzt — mit diesem Blitz und Schlag — jetzt ist die Lösung für mich gekommen."

Sie sah wieder hinab in den Park. Wer ihre heißen, trockenen, weitaufgerissenen und verzerrten Augen hätte sehen können, wer in dieses von dem Krampf der Qual erstarrte Gesicht hätte blicken können, wer diese tödlich furchtbare Kraft der Selbstbeherrschung hätte fühlen können — der hätte sich im Innersten erschüttert abwenden müssen. Der schwere Atem des Schicksals wehte durch dieses dunkle Gemach.

Susanne spähte mit den aufgerissenen Augen hinaus und hinab. Diese Augen sahen, daß Reinette nun auf einer der Bänke der Allee saß, daß Henri sich über sie beugte, daß er um sie bemüht war. —

„Ach, bitte, liebe Elena, machen Sie Licht. Nein, nur die Lampe am Flügel."

Ein weiches und goldiges Licht flutete dämmernd durch das Zimmer.

Susanne, auf ihren Stock gestützt, ging mit der größten Anstrengung, aber mit unbeugsamer Festigkeit zu einem Stuhl und hielt sich an der Lehne fest. Und wie sie so dastand, mit diesen erstarrten Zügen, da war es Elena, als ob sie eine Tote vor sich sähe. „Liebe Elena," sagte Susanne ruhig und freundlich, „wollen Sie mir einen kleinen Gefallen tun?" Elena nickte. Ein Grausen erfaßte sie vor diesem Antlitz. Sie hätte nicht das armseligste Wort sprechen können. „Ich glaube, meine Tochter und der Herr Vicomte sind angekommen. Ich habe sie in der Allee gesehen. Wollen Sie die Güte haben, mein liebes Kind, hinunterzugehen und zu sehen, ob meine Augen mich nicht betrogen haben? Ich denke, Reinette wird sich umziehen wollen. Sie wird gewiß von den Spritzwellen ganz naß geworden sein. Wollen Sie sehen, liebe Elena, daß Reinette sich auf alle Fälle umkleidet? In dieser Jahreszeit kann man so leicht ein Fieber bekommen. Und Sie wissen ja, daß Reinette etwas eigensinnig ist. Sie ist das beste Wesen der Welt. Ich liebe sie sehr, und ich habe mich sehr um sie geängstigt. Gehen Sie also, liebe Elena! Sie sind ja ihre Freundin, und Sie haben Einfluß auf sie. Wenn ich besser gehen könnte, würde ich mich selbst um Reinette bemühen." Alles das sagte Susanne mit der gleichen milden und gütigen Freundlichkeit.

Elena nickte wiederum. Dann wollte sie das Zimmer verlassen. Als sie auf der Schwelle stand, hörte sie die Gräfin mit etwas matterer Stimme noch einmal ihren Namen rufen. „Wollen Sie auch dem Herrn Vicomte sagen, daß ich mich freuen würde, ihn noch einige Augenblicke bei mir zu sehen? Ich habe ihm einige Mitteilungen an den Vormund meiner Tochter zu machen. Er wird gewiß so liebenswürdig sein, mir in meiner jetzigen Lage diese kleinen Geschäfte abzunehmen."

Ich habe Sie bitten lassen, mein lieber Henri, mir noch einige Augenblicke zu schenken. Ich möchte noch einiges mit Ihnen besprechen. Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Henri war in der Türöffnung stehengeblieben. Jetzt trat er langsam näher. Susanne wies auf einen Sessel. Er setzte sich.

Susanne sah ihn mit ihren dunklen, vom Schmerz geweiteten und dennoch von einer seltsamen überirdischen und mystischen Ruhe verklärten Augen lange, lange an. Mit diesem Blick umspannte sie ihr ganzes Schicksal und ihre ganze Vergangenheit. Es war ein zurückschauender und ein vorwärtsahnender Blick, und zugleich lag der stolze Entschluß eines Weibes darin, die erste und einzige Liebe ihres Daseins würdig zum Abschluß zu bringen.

Aber tiefer als die Sprache dieser Augen, die von allem Irdischen, seinen langen Sehnsuchtsträumen und seinen kurzen Erfüllungen Abschied genommen hatten, tiefer und erschütternder war die stille und gütige Feierlichkeit dieses Antlitzes. Eine unbeschreibliche Ruhe, ein himmlisches Gefaßtsein lag in diesen Zügen, die kein Krampf mehr zu berühren vermochte.

„Mein lieber Henri," begann die Gräfin mit ihrer weichen, nun so gelösten Stimme. Aber sie konnte nicht weiterreden. Denn in diesem Augenblick war Henri, wie von einem Hammerschlag dahingestreckt, vor Susanne zusammengefallen. Sie fing ihn mit ihren Armen auf. Sein Haupt war schwer in ihren Schoß gesunken. Wie das Haupt eines gefällten Baumes lag es da. Ein ungeheurer Stoß schüttelte seinen Körper.

Susanne sah auf ihn herab. Sie streichelte seine wirren Haare mit einer unendlichen Sanftheit. Es war ein Abschiednehmen in diesem Streicheln, und sie fühlte, daß er unter ihren Händen ruhiger wurde. Dann hob sie mit ihren schmerzverzehrten, milden Händen, in denen sich keine Leidenschaft und kein Wunsch mehr regte, sanft sein Antlitz zu sich empor.

„Lieber Henri, ich wünsche, daß vollste Offenheit zwischen uns bestehe. Sie haben keine gewöhnliche Frau vor sich. Ich weiß die Schicksale zu nehmen und zu ertragen. Sagen Sie mir also alles."

„Es ist nur das eine zu sagen," erwiderte Henri mit tonloser Stimme, „Ihre Tochter weiß, daß ich Sie, Susanne, liebe, und daß Sie mir Gegenliebe geschenkt haben."

Ein Beben ging durch den Leib Susannes. „Und woher — von wem weiß das meine Tochter?"

„Von diesem Ring an meiner Hand, den Sie mir einmal gegeben haben, Susanne," antwortete Henri langsam.

Es war eine lange Zeit Stille, eine Stille, aus der unvermutete, furchtbare Entschlüsse und Taten wachsen.

„Sie sehen, Henri, alles wird an uns zu Verrätern." Und mit gesenkter, weicher Stimme fuhr sie fort: „Ich erinnere mich an die Stunde, Henri, da ich Ihnen diesen Ring an den Finger gestreift habe."

Noch einmal versank ihr ganzes Wesen, ihr Sinnen, Fühlen, Wollen in die farbig wogende Glut aller der vergangenen Liebesstunden. Sie fühlte, lebte und bebte noch einmal alles durch, was ihr geworden war. Dann sagte sie mit leiser Stimme: „Ich freue mich, Henri, daß Sie mir nicht das sagen mußten, was ich aus Ihrem Munde erwartet hatte. Ja, ich schäme mich jetzt, daß ich andre Worte als diese von Ihnen erwartet hatte. Einmal mußte ja dieses arme Kind erfahren, wie es um uns steht. Ich will Ihnen offen sagen, Henri, daß ich Reinette und Sie im Park unten gesehen habe. Meine Verblendung ließ mich einen Augenblick fürchten, Sie, Henri, den ich so über alles liebe, könnten einen Verrat an mir begangen haben. Gott sei Dank, dem ist nicht so! Denn ich durfte von Ihrer Liebe zu mir erwarten, daß Sie mir frei und offen entgegengetreten wären, wenn ich Ihre Liebe an ein andres Wesen hätte verlieren müssen."

Henri machte eine Bewegung. Aber Susanne sprach mit derselben Ruhe und Milde weiter: „Glauben Sie, ich habe sehr viel leiden müssen, um so gefaßt zu sein, wie ich es in dieser Stunde bin. Ich bin mir über vieles klar geworden, und ich habe einsehen lernen, daß man das Unmögliche nicht möglich machen kann. Lassen Sie mich aussprechen!" mahnte sie mit milder Gewalt. „Sie haben vor einiger Zeit den Wunsch geäußert, wieder einmal sich selbst gehören zu wollen. Ich habe damals diesen Wunsch nicht begreifen können. Sie werden dies verstehen aus meiner Liebe zu Ihnen, Henri. Jetzt begreife ich ihn. Für Sie, für mich und — für meine Tochter ist es das beste, wenn wir uns für einige Zeit nicht mehr nahe sind. Ich nehme Abschied von Ihnen, Henri!" Mit diesen Worten stand sie auf.

„Susanne!" rief Henri im Sturm der widerstrebendsten Gefühle.

„Still!" sagte sie beschwichtigend. Mit dem vollen Blick der Zärtlichkeit auf sein schmerzgeschütteltes Haupt heruntersehend, überließ sie ihre königlichen Hände noch einmal seinen Küssen. Dann hob sie ihn mit ihren Händen zu sich empor, sah ihm in die Augen, stark und feierlich. Es war, als wollten diese großen, verzeihenden, milden Frauenaugen zu ihm sagen: Höre! Das Schicksal soll dich als Mann finden! Und zum Manne soll es dich schmieden mit seinem erbarmungslosen Hammer! Wachse über dich hinaus, wie ich über mich hinausgewachsen bin in diesen Stunden. Wie eine Bitte, wie eine Forderung lag es in diesen glanzerfüllten Augen: Das versprich mir! Du, dem ich alles gegeben habe.

„Gehen Sie nun! Ich hoffe Sie morgen noch einige Augenblicke zu sehen. Sie werden vielleicht Ihren Freund Gustav besuchen. Sie dürfen sich ihm ruhig anvertrauen. Ich werde Ihnen dann" — hier

hielt sie einen Augenblick inne — „ich werde Ihnen vielleicht — einige Papiere für ihn mitzugeben haben. Gute Nacht!“

Nun war Susanne ganz allein. Sie fühlte eine Festigkeit und doch auch wieder eine Leichtigkeit in sich, die sie alle Schmerzen ihres Fußes vergessen ließen.

Sie stellte den Stock beiseite. Dann schritt sie zum Flügel und löschte das Licht der Lampe mit einem kurzen Ruck. In dem Halbdunkel stehend, das aus dem beleuchteten Schlafgemach hereindämmerte, fuhr sie noch einige Male leise über die Tasten des Flügels. Halbgebrochene Töne erwachten — und starben. Susanne lächelte müde. Dann klappte sie den Deckel herunter, und mit einer langsamen Bewegung verschloß sie den Flügel. Dann ging sie in ihr Schlafgemach.

Sie sah und lauschte noch einmal in die unruhige Nacht hinaus. Sie sah die Allee, die nun leer war, und ein langer Blick heftete sich an jene Stelle, wo sie ihre Tochter hatte sitzen sehen, niedergeschmettert von der Wucht der ihr plötzlich gewordenen Erkenntnis...

Sie wandte sich wieder in ihr Schlafgemach.

Nun war also das Ende da. Das Ende! Denn Susanne fühlte nur zu wohl, daß Henri ihr nicht ganz frei gegenübergestanden hatte, daß sich ein andres Wesen mit der unbewußten Unbarmherzigkeit der Jugend zwischen ihn und sie geschoben hatte.

Und dieses Wesen war ihre Tochter.

Wäre es sonst ein Mädchen oder Weib gewesen: das Recht auf die Liebe Henris in ihren Händen, wäre Susanne unbarmherzig über dieses Wesen hinweggeschritten. Aber es war ihre Tochter. Was war da viel zu überlegen? Sie, die Mutter, mußte weichen! Sie unterwarf sich dieser Notwendigkeit mit der Stärke großer Naturen.

Aber eins wollte und konnte sie nicht: als die besiegte und unnütze Königin in diesem Lebensspiel auf der Seite stehen.

Sie hatte die Kraft, zu entsagen. Aber sie hatte nicht mehr die Kraft, in die Einsamkeit zurückzukehren, diese große graue Einsamkeit, der sie für eine kurze und doch so unendlich lange und inhaltschwere Zeit entronnen war. So, wie nun alles geworden war, hatte ihr Leben keinen Zweck mehr. Ihr schauderte davor, einer Zukunft ins Gesicht zu sehen, die ihr im höchsten Falle nichts zu geben hatte als — quälende Erinnerungen.

Die andern waren jung, sie waren stark, die Welt lag noch vor ihnen.

Sie würden und mußten es überwinden, daß sie von ihnen schied.

Sie entkleidete sich langsam.

Sie streifte liebkosend über alle Dinge, die seine Hand berührt hatte. Manches dieser Bücher, die auf dem kleinen zierlichen Rokokoschränkchen standen, hatten sie zusammen durchblättert. Ihre Augen hatten auf den Zeilen geruht, und sie hatten von den Zeilen aufgeblickt, um mehr in den Augen zu finden als in den Zeilen. Ihre Hände hatten sich beim Blättern und Lesen berührt. Stumm, hoch über allem geschriebenen Wort, waren die Glücklichen in ihr Anschauen versunken gewesen, bis das Buch aus ihren Händen geglitten war und sie, Mund auf Mund, mit geschlossenen Augen in ihre Welt zurückgekehrt waren.

Susanne küßte diese Bücher mit bebenden Lippen. Hier auf der Cheminee stand sein letzter Strauß. Und wie sie ihr Haupt in die welken Blüten vergrub, da fielen sie wie tote Hoffnungen von den Stengeln, und die Blätter sanken langsam zu Boden.

Dann streckte sie sich auf ihr Lager. Eine noch nie gekannte Müdigkeit dehnte ihre Glieder. Mit der letzten Kraft ihrer qualermüdeten Sinne faßte ihre linke Hand die goldene Kapsel auf ihrer Brust. Sie lächelte. Sie dachte an die Rosenblätter von seiner Hand, diese stummen Zeugen ihres Glückes, gebannt in das goldene Rund dieser Kapsel. Dann löschte sie das Licht und sank dem Schlaf so rasch und tief in die geöffneten Arme, als hätte sein rätselhafter Bruder ihre Stirn berührt.

Es hatte die ganze Nacht stark geregnet. Naßkalt dampfte und braute der Septembertag über den glitschigen Straßen. Den See bedeckte weithin unruhig jagendes Nebelgewoge. Die Berge standen schwarzblau, trotzig, drohend über den Tälern.

Zu seinem größten Erstaunen hatte der Chauffeur die Weisung erhalten, das Auto für die Gräfin zur Ausfahrt bereitzuhalten. Er sah in die dampfende und regnerische Landschaft hinaus. Da er es aber längst aufgegeben hatte, sich über gelegentliche Lau-

nen der Herrschaft den Kopf zu zerbrechen, so dachte er nicht weiter nach. Es war halb acht Uhr. Nichts ließ darauf hoffen, daß das Wetter besser werden würde..

Um diese Zeit trat die Gräfin aus dem Seitenportal des Schlosses heraus. Sie trug einen tiefgelben Automantel, Mütze und Schleier von derselben Farbe. Nichts in ihrer Haltung verriet auch nur das Geringste von Müdigkeit. Hoch und stolz schritt sie an das Auto heran, mit einer Ruhe, die etwas Mächtiges hatte.

Der Chauffeur, die Mütze in der Hand, hatte den Schlag geöffnet und wartete, bis die Gräfin eingestiegen wäre.

„Ich brauche Sie nicht, Jean. Ich werde selbst fahren!“ sagte die Gräfin mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch duldete.

Dennoch wagte der Chauffeur eine Einwendung. „Wäre es nicht ratsamer,“ sagte er bescheiden, aber doch eindringlich, „wenn Frau Gräfin mich mitfahren ließen? Die Straßen sind sehr schmutzig und schlüpfrig. Und weiter unten, in der Nähe der Stadt — Frau Gräfin wissen ja — kommen einige sehr scharfe Kurven. Ich möchte nicht die Verantwortung auf mich nehmen, wenn der Frau Gräfin ein Unfall zustoßen würde.“

„Ich werde allein fahren!“

„Wie Frau Gräfin befehlen!“

Susanne stieg auf. Sie setzte den Hebel in Bewegung, sah noch einmal nach dem Schloß zurück und grüßte mit den großen Augen die Fenster ihres Schlafgemachs. Dann ergriffen ihre schlanken Hände das Steuer.

In diesem Augenblick hörte sie ein freudiges Winseln und Bellen. Es war Andruschka, das silberhaarige Windspiel. Mit tollen Sprüngen jagte es um das Auto herum. Dann blieb es erwartungsvoll stehen, wedelte mit dem langhaarigen Schweif und sah mit den braunen Augen bittend zur Gräfin auf.

Susanne sah das Windspiel an. Es stieg ihr heiß in die Kehle und heiß in die Augen. Sie wies mit der Hand nach dem Schloß. „Geh, Andruschka! Ich kann dich nicht brauchen.“

Sie drehte das Steuer, und in raschem Tempo fuhr sie die aufgeweichte Landstraße hinab.

An der Wegbiegung sah sie sich noch einmal um.

Dann war sie verschwunden.

Der Chauffeur sah ihr nach. Wieder schüttelte er den Kopf. „Die legt ja ein mächtiges Tempo vor.“

In diesem Augenblick kam Vater Baptiste von einem der tiefer im Park gelegenen Treibhäuser. Hinter ihm schritt ein Gärtnerjunge mit einem Korb voll des herrlichsten Spalierobstes.

Auch er hatte die Gräfin fortfahren sehen. Er blieb bei dem Chauffeur stehen. „So, bei diesem Hundewetter läßt du deine Herrschaft allein in die Stadt fahren?“

„Sie hat es ja so gewollt!“ sagte der Chauffeur durch die Zähne und ging in die Garage, um seinen Mantel abzulegen.

„Weiß nicht,“ brummte Baptiste in den Bart, „weiß nicht.“ Es war das seine stehende Redensart, wenn er mit einer Sache nicht zurechtkommen konnte.

Der Chauffeur war wieder aus seiner Garage herausgetreten. „Komm, Andruschka! Du wirst gebadet.“

Aber Andruschka hörte nicht, sondern starrte immer noch auf die Landstraße in den Nebeltag hinaus, in dem seine Herrin verschwunden war. Dann stieß er ein klägliches Gewinsel aus und sprang in langen Sätzen die Landstraße hinunter.

Das Rasseln und Stampfen des angekurbelten Autos hatte Reinette aus dem schweren Schlummer aufgeschreckt, der sie nach qualvollen Nachtstunden gegen Morgen endlich umfangen hatte.

Sie setzte sich in ihrem Bett auf und starrte vor sich hin. Erst allmählich wurden die furchtbaren Vorgänge des gestrigen Tages wieder in ihr lebendig.

Waren diese schrecklichen Dinge denn wirklich wahr? Ja, sie waren es! Und Reinette blieb nichts andres übrig, als mit ihnen fertigzuwerden.

Zögern war nicht die Art dieser mutigen Natur. Sie hatte Gewißheit, und dieser Gewißheit gemäß mußte gehandelt werden. Seit gestern stand sie nicht mehr unter der Botmäßigkeit ihrer Mutter. Die Mutter selbst hatte ihr die Freiheit gegeben, und diese Freiheit konnte nur darin bestehen, daß sie den elterlichen Wohnsitz verließ und in die Fremde hinausging. So bitter weh es ihr tat, sie mußte sich gestehen, daß sie hier nichts mehr zu suchen habe.

Noch immer hörte sie den Lärm des Autos. Sie dachte nicht weiter darüber nach. Wahrscheinlich würde Jean in der Stadt Besorgungen zu machen haben. Sie dachte das ganz mechanisch. Hoffentlich würde er nicht zu lange ausbleiben; denn nicht einen Bissen Brot wollte sie in diesem Hause mehr einnehmen. Sie würde ihre Habseligkeiten zusammenpacken, und Jean würde sie samt ihrem Gepäck nach Neuchâtel bringen. Von dort aus wollte sie ihrer Mutter in einem kurzen Schreiben ihre künftigen Lebenspläne mitteilen und sie bis zu ihrer Volljährigkeit um eine bestimmte Jahressumme bitten. Reinettes Plan war, sich an Elena anzuschließen und unter ihrer Leitung kunstwissenschaftliche Studien zu betreiben. Freilich würde sie zu diesem Zweck noch viel zu arbeiten haben. Aber es war gut so: je schwerer ihre Lebensaufgabe war, desto besser lernte sie vergessen.

Sie hob ihre schmerzenden Glieder langsam aus dem Bett. Das Rasseln des Autos war jetzt verstummt. Reinette trat einen Augenblick an das Fenster und sah auf den Park und den See hinaus, in all diese beklemmende Herbsttraurigkeit. Ein wehes und bitteres Lächeln spielte um ihre Lippen. Dieser Tag stimmte so recht zu ihrem traurigen Abschied. Es war doch furchtbar, daß sie ihrer Mutter nicht ein einziges Scheidewort mehr sagen konnte noch wollte. Allein so mußte es nun einmal sein!

Mit dem alten Kindertrotz im Antlitz hob sie das Haupt. Es mußte so sein! Sie durfte und wollte der Mutter nicht mehr ins Antlitz sehen! —

Mit jener Entschlossenheit, die ihr Wesen kennzeichnete, kleidete sie sich hastig an. Währenddessen flogen wie gespenstige Nachtvögel die gestrigen Abend- und Nachtstunden an ihrem geistigen Auge vorbei: Wie sie, ganz zusammengebrochen, langsam aus ihrer Ohnmacht erwachend, Elena vor sich hatte stehen sehen. Wie sie, noch immer halb besinnungslos, taumelnd und strauchelnd, von dem starken Arm der Freundin heraufgeleitet worden war in ihr Zimmer, mehr getragen als geführt. Wie sie stumpf und starr auf ihr Bett gesunken war, mit entsetzten Augen vor sich hinstierend. Wie Elena immer wieder sie gefragt hatte: „Was hast du? Was ist dir geschehen? Sprich doch! Eröffne dich deiner Freundin! Dann wird dir leichter!" Und wie sie immer wieder den Kopf geschüttelt hatte in tiefster Scham und gemurmelt hatte: „Nein, nein — ich kann es nicht sagen! Ich kann es nicht sagen!" Und wie dann Elena sie hatte ausziehen müssen, gleich einem hilflosen kleinen Kinde, und sie zu Bett gebracht hatte. Und wie Elena immer wieder ihre Wangen und ihr Haupt gestreichelt hatte.

Reinette reckte sich aufatmend. Nein, so kindisch hilflos sollte sie kein Schicksal mehr finden! In eine herbere Schule als die von gestern konnte sie ja doch nicht mehr genommen werden.

Es klopfte. Elena trat ein. Reinette hatte bereits zu packen begonnen. Elena sah ihr eine Weile zu, ehe sie langsam fragte: „Willst du mir nun endlich sagen, Reinette, was mit dir vorgegangen ist?"

„Jetzt nicht! Und müßte ich auf der Stelle des Todes sein!" erwiderte Reinette hastig und abwehrend. „Später vielleicht einmal. Später —" Sie hatte mit starken Händen ihren Koffer geschlossen. Nun verschnürte sie auch das Plaid. Und es war ihr, als schnüre und sarge sie ihre ganze Vergangenheit in diese Gepäckstücke ein. Das hatte eine Weile gedauert. Elena hatte ihr helfen wollen, allein Reinette hatte kurz erwidert: „Nein, liebe Elena, das ist ganz nur meine Sache!"

„Wie du willst!" hatte Elena ruhig gesagt.

Mit einem Male sprang Reinette auf und warf ihre Arme in leidenschaftlichem Ungestüm um den Hals ihrer Freundin. „Sei nicht böse!" stammelte sie. „Sei lieb zu mir! Du bist das einzige Wesen, das ich in der weiten Welt noch habe!"

Elena hatte die kalten Hände der Freundin sanft in ihre Hände genommen. Sie war etwas zurückgetreten. Dann sah sie Reinette lange in die blauen Augen und fragte sie endlich langsam und mit tiefem Ernst: „Und deine Mutter, Reinette?"

Reinette wandte sich ab und trat ans Fenster.

In diesem Augenblick hörte man draußen an der Tür das Kratzen, Winseln und Bellen eines Hundes.

„Das ist Andruschka," sagte Reinette traurig. „Es ist, als ob das Tier ahne, daß es mich nicht wiedersehen soll."

Elena war auf Reinette zugetreten. „Deine Mutter ist vorhin mit dem Auto weggefah-

ren. Wohin, weiß ich nicht. Sie ist allein gefahren. Denn ich habe vorhin noch den Chauffeur im Park gesehen. Fährt deine Mutter öfter ganz allein?"

Reinette stand wie geistesabwesend. „Ich weiß nicht — meines Wissens ist sie noch nie ohne Chauffeur gefahren. Aber was nur der Hund hat? Er tut ja wie toll!" Sie riß rasch die Tür auf.

Andruschka sprang in wildester Erregung an ihr hinauf, dann lief er den Korridor entlang und sprang wieder zurück mit auffordernden Bewegungen und angstvollen Augen.

„Ich will doch sehen — ich muß doch sehen —" sagte Reinette mit schwerer Stimme. Ihre Knie zitterten, aber sie ging rasch mit festen Schritten in den Park hinunter. Elena folgte ihr.

Drunten im Park umstanden die Bediensteten des Hauses einen keuchenden alten Weinbauern, der, sein kotbespritztes Rad neben sich, lebhaft redete und gestikulierte.

Als Reinette heraustrat, zogen alle schweigend ihre Mützen.

„Was ist? Was gibt's?" fragte sie.

„Oh, gnädiges Fräulein!" sagte der Chauffeur mit weißem Gesicht. „Ein schreckliches Unglück — die Frau Gräfin —"

„Anspannen lassen! Das Gig!" schrie Reinette. Zwei Minuten später sauste sie mit Elena die Chaussee hinunter.

Henri war nach seinem Abschied von Susanne bis ein Uhr nachts in den Wäldern umhergeirrt.

Das Hotel lag in tiefem Schweigen, finster wie ein Sarg, als er über die Fahrstraße schritt. Es regnete in Strömen, und der See schlug mit wilder Gewalt an die Ufermauer.

In der Portierloge brannte noch Licht. Man erwartete noch einen Gast, der sich von Genf aus telegraphisch angemeldet hatte.

Der Portier sah Henri erstaunt an. Er kannte die Menschen und wußte sie zu nehmen. Ein so verwüstetes Gesicht, eine solch vernichtete Gestalt hatte er noch selten gesehen. Er beeilte sich, diesen Eindruck mit einigen liebenswürdigen Worten zu verwischen: „Herr Vicomte werden doch bei diesem Wetter nicht mit dem Boot gekommen sein? Hier ist ein Telegramm für den Herrn Vicomte."

Henri nahm das Telegramm und erbrach es langsam, mit einer unendlichen Müdigkeit und Gleichgültigkeit.

Es war von Gustav: „Hier oben wird es ungemütlich. Ich komme heute nacht halb zwei Uhr in Neuchâtel an. Gustav."

„Es ist gut! Ich erwarte den Herrn auf meinem Zimmer." — — — — — —

Die beiden Freunde saßen in schweren Gedanken beisammen.

„Mein Lieber," sagte Gustav, „die Lage ist allerdings recht verzweifelt. Das beste wäre, den gordischen Knoten zu durchhauen, da er nunmehr mir selbst beinahe unlösbar erscheint. Von einer zeitweiligen Trennung zwischen der Gräfin und dir verspreche ich mir gar nichts. Ob ihr beide aber die Kraft dazu haben werdet, ganz aufeinander zu verzichten, das erscheint mir mehr als fraglich. Du vielleicht, denn dir winken noch die tausend Möglichkeiten des Lebens. Sie — niemals. Denn du bist ihre einzige Daseinsmöglichkeit geworden. Gäbe sie dich aber auch frei — dein Feingefühl, dein Mitleid, dein edelmännisches Empfinden würden dich diese Fessel dennoch nicht abstreifen lassen. Und nun — noch die Tochter aufs engste in diesen unseligen Konflikt verstrickt! Meine ganze Diplomatie wird hier zuschanden. Warum," fügte er mit einem schwachen Versuch, humoristisch zu sein, hinzu, „warum hast du eigentlich diesen Unglücksring nicht in die Westentasche gesteckt? — Nun, auf morgen! Der helle Tag findet alles leichter und freier, man sieht eher einen Ausweg!"

Henri stand gegen das Fenster gekehrt und hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Nach einem langen Schweigen wandte er sich zu Gustav um. In seinen Augen leuchtete ein ungewöhnliches Feuer. Seine Gestalt war hoch aufgerichtet, seine Stimme klang heiser, aber entschlossen: „Susanne hat mir in aller Form den Abschied gegeben. Sie hat mir gesagt, ich solle eine größere Reise machen. Sie hat es mit so viel Größe, Würde und Güte getan, aus einem so feinen Gemüt heraus, daß ich ein Urteil aus ihrem ganzen Wesen herausgelesen habe. Sie konnte ihre Linie einige Augenblicke lang verlieren, aber nun, dem vollendeten Schicksal gegenüber, ist auch der geringste Hauch von Kleinlichkeit aus ihrem Wesen geschwunden. Sie hat in dieser Abschiedsstunde — denn nichts andres war es — mir meinen Weg gezeigt. Ich stehe mit ihr, und ich falle mit ihr, wie es kommen mag." —

Die Glieder der Gräfin waren in entsetzlicher Weise zerschmettert. Nur das Haupt und der linke Arm waren heil geblieben.

Ein weißhaariger alter Arzt und sein Assistent standen am Lager. Sie sprachen im Flüsterton; dann sahen sie die Gräfin an.

Im Hintergrund des mattbeleuchteten Krankenzimmers stand mit unbeweglichen Zügen eine Krankenschwester, nur ihr Auge verriet etwas von Teilnahme.

Auf der andern Seite des Lagers kniete Reinette. Man sah nichts als den goldrot blonden Schimmer ihres Haares, ihr Gesicht hatte sie in die Hände vergraben.

Hinter ihr stand mit großen Augen Elena.

Susanne war noch nicht zum Bewußtsein gekommen.

Die Tür zum Krankenzimmer wurde geräuschlos geöffnet. Henri trat ein.

Der alte Arzt sah fragend auf. Er musterte Henri scharf. Dann senkte er wieder den Blick auf die Gräfin und rief leise, aber rasch: „Champagner!"

Der Arzt flößte ihr einen Schluck davon ein. Die Gräfin schlug die Augen auf. Diese Augen fielen auf Henri. Sie schaute ihn lange, lange an. Dann machte sie eine Bewegung mit dem Haupte.

„Treten Sie näher, mein Herr!" sagte der alte Arzt leise. „Die Gräfin wünscht, daß Sie zu ihr kommen."

Henri schritt langsam um das Lager herum. Der Arzt und sein Assistent traten zurück.

Susanne sah Henri wieder an. Dann hob sie ihren unversehrten linken Arm unter der Decke hervor und nestelte mit ungeduldigen Fingern an der goldenen Kette, die um ihren Hals lag.

Der alte Arzt machte der Schwester ein Zeichen, worauf diese nähertrat und die Kette mit sanften Fingern löste.

Mit einer letzten Anstrengung nahm Susanne heftig die Kette aus den Händen der Schwester und machte eine Bewegung nach ihren Lippen hin, aber der Arm sank ihr kraftlos herunter, so daß die Kette mit einem leisen Klirren samt der Kapsel auf den Boden fiel.

In diesem Augenblick fuhr ein Ruck durch den Körper Susannens.

Der alte Arzt trat näher. Er sah ihr ins Gesicht.

Reinette hob sich hoch. Sie gewahrte mit Entsetzen, wie ein fahler Schatten über das Antlitz ihrer Mutter wehte, und wie dieser Schatten in ihre großen, weitgeöffneten, starr werdenden Augen griff. Mit einem furchtbaren Schrei warf sie sich über die Kranke: „Nein! Nein! Nicht! Nicht fortgehen, Mutter! Nicht so von mir fortgehen! Nicht so —"

Aber schon hatte die unsichtbare Hand den dunklen Flor über diese Augen gezogen.

Sie hat sich den Tod gegeben — ich weiß es!" sagte Henri, als er mit Gustav die Treppe der Klinik hinabstieg. „Ihr Herz war zu stolz und zu groß, um nicht bei dem geringsten Zweifel sich entheiligt und geschändet zu fühlen. Mir hat sie alles geschenkt, was sie zu schenken hatte, aus der ganzen Fülle ihres Wesens heraus. Und wie ein dummer Junge habe ich es verspielt. Ich bin ihr Mörder, und dies Bewußtsein wird mich nicht mehr verlassen. Wie ein verwöhntes Kind habe ich dieses Herz und seine Gaben hingenommen, wie einen Rechenpfennig habe ich es fortgeworfen." Krampfhaft hielt seine Hand die goldene Kette mit der Kapsel in seiner Tasche umspannt.

Da sah Gustav zum erstenmal, daß aus den Augen des Freundes Tränen kamen — nur wenige, schwer und unwillig. „Du bist zu hart gegen dich!" sagte er tröstend. „Alle Schuld missest du dir bei. Und doch lag alles in den Charakteren, wie sie einmal beschaffen sind. Wer hätte dieses furchtbare Ende vorausahnen können?"

„Ich — ich hätte es ahnen können! Ich hätte es ahnen können!" sagte Henri mit seiner totgewordenen Stimme.

„Wenn du einen wahrhaftigen Freund brauchst —" sprach Gustav mit seinem wärmsten Ton.

„Ich brauche niemand mehr! Und ich brauche nichts mehr —" antwortete Henri. „Ich weiß nur, daß ich von dieser Stunde an ärmer bin denn jemals. Leb wohl!"

Mit starren, grellen Augen schritt Henri fort.

Und wie Gustav ihn so dahinschreiten sah, da erinnerte er ihn an Karawanenträger, die er mit solch starren, grellen Blicken in das Nichts der Wüste hatte hinauswandern sehen.



Niels Pedersen Mols: Regenwetter.

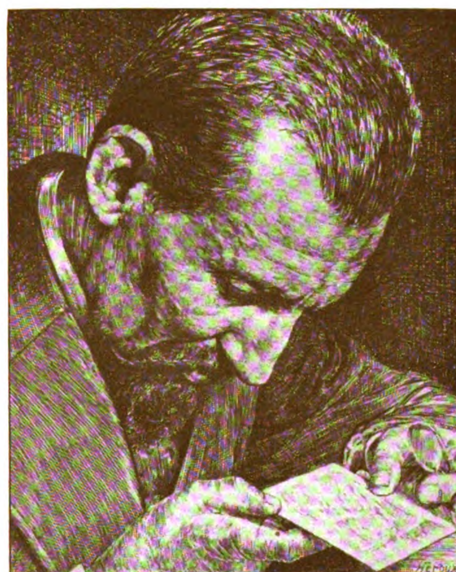


Bruno Héroux: Selbstbildnis des Künstlers bei der Arbeit. (Lithographie. Kreidezeichnung auf Stein.)

Bruno Héroux

Von Dr. Ludwig Weber (Dresden)

In Leipzig ist der deutschen graphischen Kunst in aller Stille ein Meister herangereift. Nicht daß Bruno Héroux noch ein Unbekannter wäre. Sein überaus reiches Schaffen hat seinen Namen längst über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht. Aber man kann insofern von einem Heranreifen in aller Stille sprechen, als Héroux stets abseits von allen Programm- und Moderichtungen gestanden hat, insofern er stets nur seiner Kunst und der Arbeit lebte und sich auch von jener verführerischen Mischung der Techniken nicht verlocken ließ, wie sie besonders von französischen Graphikern einmal so eindringlich gepredigt wurde. Vielleicht gerade weil er so zäh an der Reinheit der Technik festhielt, konnte seine Entwicklung einen so glücklichen Verlauf nehmen; gerade weil er sich von keiner der absonderlichen Erscheinungen unsrer Zeit beirren ließ, steht er heute in der ersten Reihe der deutschen Graphiker. Man kann ihn einen Glücklichen nennen, wenn man übersieht, wie seine Entwicklung, eine einzige kurze Unterbrechung ausgenommen, sich langsam, aber mit dem klaren Ausblick auf die Meisterschaft nach aufwärts bewegte. Seine zähe Arbeitsenergie ist dabei von früh auf die treibende Kraft gewesen. Die Studie füllte den größten Teil seines Lebens aus, und sie



Bruno Héroux: Bildnis des Leipziger Radierers A. Liebsch. (Lithographie. Federzeichnung auf Stein.)

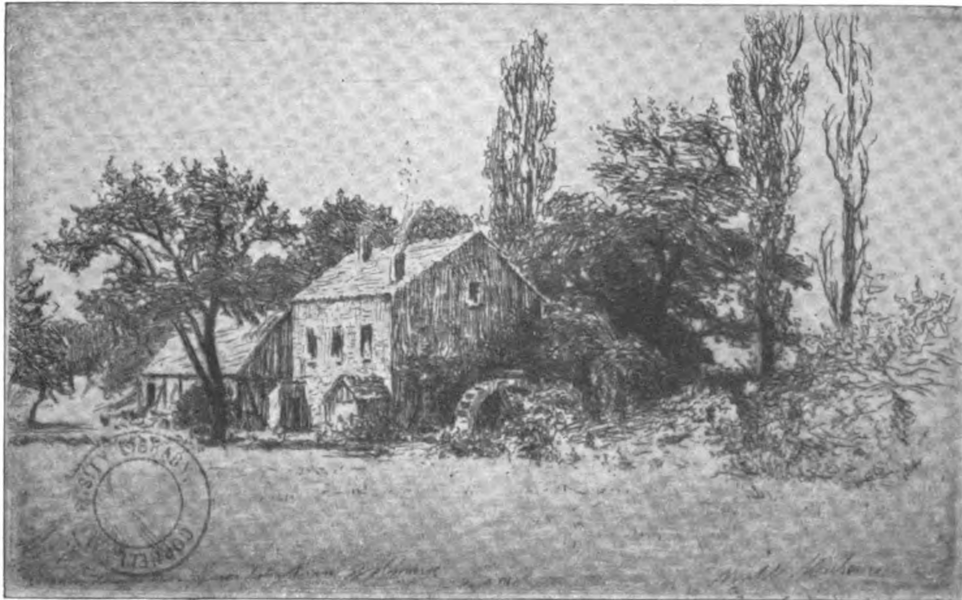
ist auch da aus seinem Tun nicht ausgeschaltet, wo er sich zur Erholung auf die Reise begibt. Jeder neue Eindruck gibt ihm neue Gedanken ein, und schließlich ist er eben immer wieder bei der Arbeit. Das Skizzieren vor der Natur ist ihm eine innere Notwendigkeit, ist ihm bis zu einem gewissen Grade eine Erholung. Deshalb gibt es für ihn auch keine Schwierigkeiten; wo sie sich ihm entgegenstellen, haben sie den Zweck, überwunden zu werden. So konnte seine Technik ihre eminente Verfeinerung erfahren, so konnte er aus der Technik heraus seinen eignen Stil finden, so gibt ihm die Technik neue künstlerische Gedanken ein, und so gestattet ihm schließlich die souveräne Beherrschung aller technischen Dinge ein volles seelisches Aufgehen in dem künstlerischen Vorwurf. Poetische Gedanken hat er gerade in den letzten Jahren häufig durchgeführt, sei es in seinen allerorten geschätzten Exlibris, sei es in größeren Folgen von Radierungen, wie er sie gegenwärtig durcharbeitet und im Laufe der nächsten Jahre veröffentlichen wird.

Héroux ist geborener Leipziger. Im Jahre 1868 kam er als der Sohn eines Holzschneiders zur Welt, und auch er sollte des Vaters Beruf ergreifen, der in den Jahren nach dem Kriege anfing, sehr einträglich zu werden. Héroux' zeichnerische Neigungen traten schon früh zutage, und früh genug war er denn auch ein Schüler der Leipziger Königlichen Akademie der Künste. Seine Fortschritte waren gut, und man versprach sich etwas von der Zukunft des Knaben. Er war der Lieblingsschüler des Professors Berthold, der ihn zum Holzschneider ausbilden sollte. Und es ging alles gut, bis dann die große Hemmung von außen kam.



Bruno Héroux: Die Wassermühle bei Machern.
(Radierung. Reine Radiernadeltechnik.)

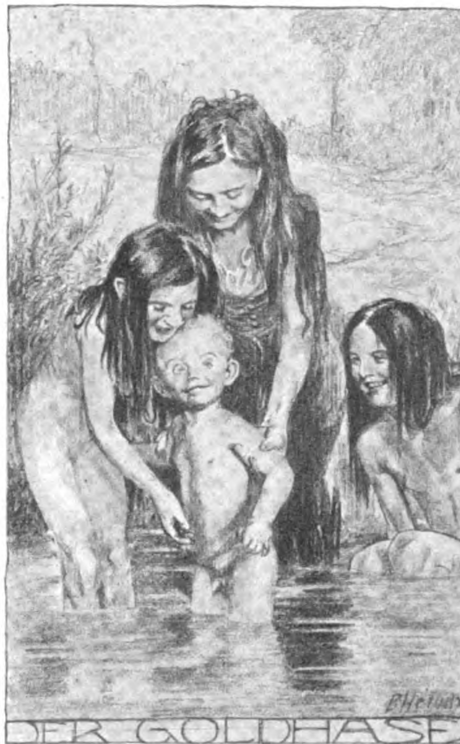
Die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachten die Erfindung der Zinkographie, die der Holzschneidekunst, soweit sie bis dahin ein einträglicher Beruf gewesen, den Todesstoß versetzte. Tüchtige alte Holzschneider wurden über Nacht sozusagen brotlos, und viele, die bis dahin hinter dem Holzblock ein schönes Auskommen gefunden hatten, standen zunächst ratlos einer trüben Zukunft gegenüber. Damit war denn auch den beruflichen Absichten Héroux' ein Ziel gesetzt. Es hatte keinen Zweck, einem Berufe, der die vorhandenen Kräfte nicht mehr



Bruno Héroux: Die kleine Wassermühle bei Machern. (Radierung. Reine Radiernadeltechnik.)

ernährte, neue zuzuführen; für Héroux galt es die Wahl eines andern Berufes. Daß der enttäuschte Vater von der Kunst nicht mehr viel wissen wollte, ist begreiflich. Der Sohn sollte einen Beruf ergreifen, der ein sichereres Brot verbürgte. Geschäfte werden gemacht, solange es Menschen gibt; für den Handel war damals ein gewaltiger Aufschwung mit Gewißheit vorauszusehen, der junge Héroux sollte also Kaufmann werden.

Aber es duldete ihn nicht lange bei diesem besonderen Zweige der „Graphik". Schon nach einem Jahre hatte er sich dem Bereiche des Soll und Haben wieder entzogen und war abermals Schüler der Königlichen Akademie der Künste zu Leipzig geworden, deren Lehrkörper er heute als Königlicher Professor angehört. Nun war es Professor Wehle, dem die Ausbildung des jungen Héroux oblag, und Wehle wollte einen Maler aus ihm machen. Allein wie es so oft geht, ging es auch hier. Der Lehrer hatte sich geirrt, und der Schüler behielt recht. Das Zeichnen war die Stärke Héroux' und ist es auch geblieben, wie sein bis heute vorliegendes Lebenswerk beweist. Das zeichnerische Element in ihm behielt die Oberhand, und es hielt ihn auch über Wasser, als er schließlich sich „selbständig machte", wie er heute noch scherzweise und nach Kaufmannsart erzählt.



Bruno Héroux: Das erste Bad.
(Lithographie. Kreidezeichnung auf grobkörnigem Papier. Umdruckverfahren.)

Sehr wichtig für sein Fortkommen wurde ein Auftrag, mit dem Professor Spalteholz ihn betraute, als dieser ihm



Bruno Héroux: Märchenerzählung. (Stichradierung. Radiernadel, Stichel und Kaltnadel.)

die Zeichnung der Tafeln für den bekannten großen „Anatomischen Atlas" übertrug, den der Leipziger Gelehrte in den Jahren 1895 bis 1903 herausgab. Wichtig war dieser Auftrag für Héroux nicht nur, weil er hier an einem großen Werke zeigen konnte, wessen seine Technik fähig sei; das nunmehr in sechs Auflagen erschienene Werk trug Héroux' Namen in aller Herren Länder, und vor allem förderten die Arbeiten ihn künstlerisch-technisch ganz außerordentlich. Alle Zeichnungen hatte er nach anatomischen Präparaten anzufertigen, er gewöhnte sich dadurch an ein besonders scharfes Sehen und lernte dabei den menschlichen Körper kennen wie kaum ein zweiter seiner zeichnenden Zeitgenossen. Die Arbeiten an dem „Atlas für Anatomie des Pferdes", den Professor Schmalz-Berlin veröffentlichte, erschlossen ihm zeichnerisch und anatomisch ein weiteres Gebiet, von dem aus die Phantasie eines Künstlers ja rein synthetisch schon in ungeahnte Fernen vorzudringen vermag. Eine Menge beruflicher Kleinarbeit füllte neben diesen Dingen seine Zeit aus; die Exlibris — Entwürfe, die für ihn zu einem besonderen Berufszweig geworden sind — pflegte er dabei ganz besonders. Der menschliche Körper spielt auf diesen schönen Blättern meist eine große Rolle, aber



Bruno Héroux: Elfe und Tauben.
(Lithographie. Kreidezeichnung auf Stein.)

auch die Landschaft und das Interieur kommen zur Geltung.

Der Architektur hat Héroux nicht weniger Interesse entgegengebracht als allen Tier- und Pflanzenformen, die ihm gerade begegneten, und so hat er denn jenen umfassenden Formenapparat in seinem Gedächtnis zusammengetragen, den er heute so spielend leicht beherrscht.

Damit ist schon ein Teil seiner künstlerischen Entwicklung gegeben. Sie richtig zu erfassen, muß Héroux zunächst als Techniker genommen werden. Nur von hier aus wird es ersichtlich, wie in seiner Kunst sich eins zum andern fügt, wie er auf das Holzschneiden das Zeichnen, auf das Zeichnen das Lithographieren und auf das Lithographieren die Techniken der Radiernadel, der Kaltnadel und des Grabstichels setzt. Der Tatsache, daß er sein Leben lang in der Hauptsache bei dem Stift oder dem Griffel blieb, hat er seine eminent verfeinerte Technik zu danken. Und schließlich bewahrte ihn die tiefe Einsicht in die Technik seiner Kunst auch vor jenen Experimenten, die sich in der Mischung möglichst vieler Techniken gefielen. Die zeitgenössischen Franzosen Legrand, Legros und andre kamen auf diese Abwege und merkten es nicht, daß die erreichte Wirkung nicht einmal die Mühe lohnte, mit der sie Radierung,



Bruno Héroux: Der Besuch. (Kreidelithographie.)



Bruno Héroux: Elfentanz. (Lithographie. Federzeichnung und Schabeverfahren.)

Aquatinta und Lithographie vermengten und schließlich auch noch mit dem Pinsel selbst über das fertige Blatt gingen.

Héroux dagegen hielt stets auf die Einheitlichkeit der Technik. Er nahm da einen Standpunkt ein, der an den großen Meistern der deutschen Renaissance und an den besten zeitgenössischen deutschen und englischen Radierern so hoch geschätzt wird. Wenn Héroux indes ab und zu einmal mit der Radiernadel in den Asphalt zeichnet und an derselben Platte auch mit der Kaltnadel arbeitet, so liegt allerdings auch bei ihm eine Mischung der Techniken vor, nicht jedoch im Sinne der Willkür mancher Franzosen, denn Kaltnadel und Radiernadel sind immerhin doch nahe Verwandte. Das Empfinden für die Reinheit der Technik ist seinem Wesen organisch. Die Holzschneidekunst, die ihm heute noch lieb ist, und in deren Bereich er die ersten Stadien seiner künstlerischen Erziehung durchmachte, mag dies Empfinden in ihm gefestigt haben. Und was damals dem Kunstjünger als etwas Selbstverständliches gelten mußte, die Reinheit, die Einheitlichkeit der Kunstsprache, das erkennt auch der heute im fünfundvierzigsten Lebensjahre stehende reife Künstler als das Rechte an.



Bruno Héroux: Buchzeichen für Fritz Schwartz. (Holzschnitt.)



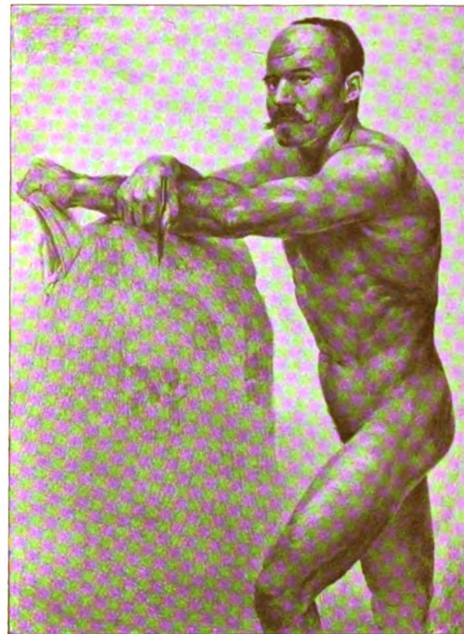
Bruno Héroux: Buchzeichen für den Leipziger Bildhauer Carl Seffner. (Stichradierung. Radiernadel und Kaltnadel.)

Héroux ist indes nicht nur Techniker, er ist auch Künstler im allgemeinen und ein Mensch von poetischem Empfinden im besonderen. In seinen Vorwürfen kommt das zum Ausdruck, und in der Art, wie er sich mit diesen Vorwürfen abfindet. Jener Professor der Leipziger Akademie, der Héroux zum Maler machen wollte, hatte sich ganz gewiß in dem Schüler geirrt. Héroux fehlt zum Maler vor allem das intensivere Gefühl für die Farbe, und Héroux sieht auch nicht, wie ein Maler sieht. Man braucht indes darüber nicht zu klagen. Sein Empfinden für die feinen und feinsten Abstufungen in der Lichtwirkung ist dafür um so scharfsichtiger. Und wie bei dem Maler das Auge auf das Große und Allgemeine eingestellt ist, so sieht Héroux überall das Kleinere, das Besondere.

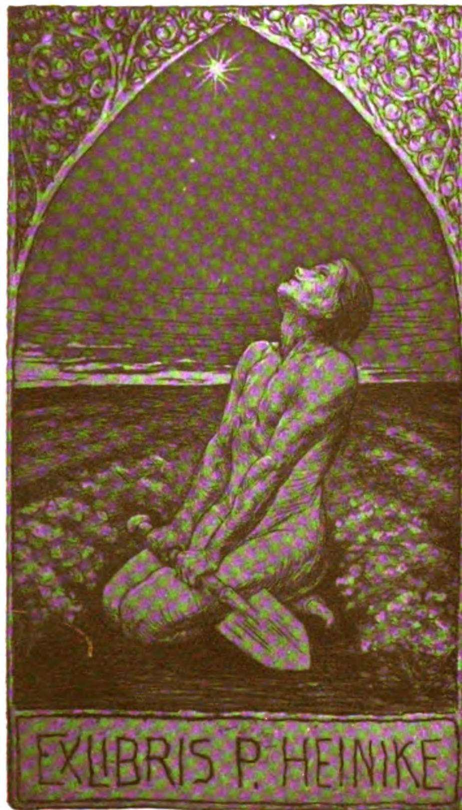
Die Art, wie Héroux einen Vorwurf sieht, ist eben immer wieder die des Graphikers. Deshalb braucht ihm natürlich das Gefühl für das Malerische nicht abzugehen, soweit der Begriff des Malerischen sich mit dem Allgemein-Künstlerischen deckt. Das besitzt er sogar in hohem Maße. Einige Land-

schaften, wie die S. 574 u. S. 575 abgebildeten Ansichten der Wassermühle bei Machern, oder Architekturen, wie sie die Abbildung des Thüringer Hofes in Leipzig (S. 582) und so viele Skizzen in seinen Reisebüchern aus Italien und Rußland darstellen, sprechen deutlich genug dafür. Ebenso steht es um das Poetische. Auch nach dieser Seite hin zeigen Héroux' Arbeiten, und gerade die der letzten Jahre, ein volles Maß. Die stillen, verträumten Winkel, die er in der Landschaft und an Architekturen entdeckt, die schönen Stimmungen, die er in seinen besten Exlibris, wie dem hier (S. 578 unten links) abgebildeten für Carl Seffner, in denen für Alfred Probst, für Alexander Crayen, für Dr. Gustav Crayen, für die Heini-Strauß-Stiftung (Magdeburg) und in so manchem andern niedergelegt hat, erbringen hinreichend den Beweis dafür.

Das Malerische und das Poetische sind zwei Züge, die tief in Héroux' Wesen wurzeln. Er ist eine weiche, eine empfindsame



Bruno Héroux: Männlicher Akt.
(Kreidelithographie mit zwei Platten.)



Bruno Héroux: Buchzeichen für P. Heinike.
(Radierung und Aquatinta.)

Natur (ohne dem Worte empfindsam hier seine kulturhistorische Nebenbedeutung zuzugestehen), und er ist, was die Entwicklung seelischer Phänomene anbelangt, auch eine langsame Natur. Das Gefühl für das Malerische oder das Poetische kann niemand sich aneignen. Es sind Gefühle, die die Natur dem Menschen in die Wiege gelegt haben muß. Auch Héroux sind sie angeboren, und doch tauchen sie erst in den letzten Jahren in seinem Schaffen auf, in den Jahren, die ihm die technische Meisterschaft, die souveräne Beherrschung aller technischen Handhaben brachten.

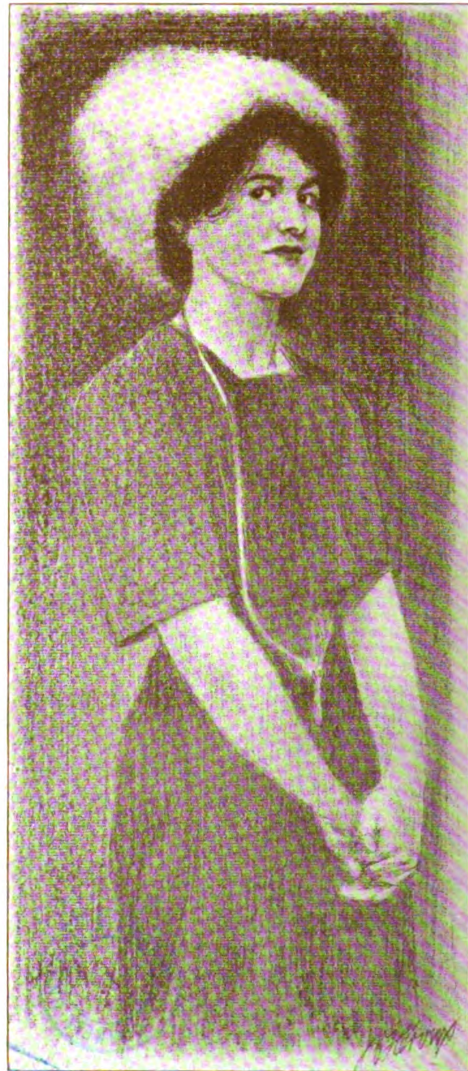
Ähnlich steht es um den Humor, der sich allerdings schon früher bei ihm durchgerungen hat. Aber auch er spricht ein beredtes Wort zu der seelischen Konstellation des Künstlers, die durchaus auf das Weiche, auf das Sensible eingestellt ist. In Héroux' Lebensäußerungen, in seinem Empfinden und in seiner Kunst gibt es kein hartes Element, keinen schweren Akkord, keinen wilden Schmerzensschrei, kein lautes und kein bitteres Lachen. Das Herbe, das Derbe existiert nicht in der Skala seiner Empfindungen. Der Ernst in seiner Kunst tritt, soweit es sich nicht um eine streng realistische Darstellung handelt, entweder mit einer gewissen Hoheit



Bruno Héroux: Amazone.
(Lithographie. Farbige Kreidezeichnung auf Stein mit drei Platten.)

(wie in einigen Landschaften), meist aber unter einem Schleier reiner Poesie und manchmal als ein poetisch verklärter Pessimismus auf. Der Scherz hält sich meist in den lieblichen Formen des Idylls, und das erotische Element, soweit es Eingang in seine Kunst findet, wählt die entmaterialisierende Form des Scherzes.

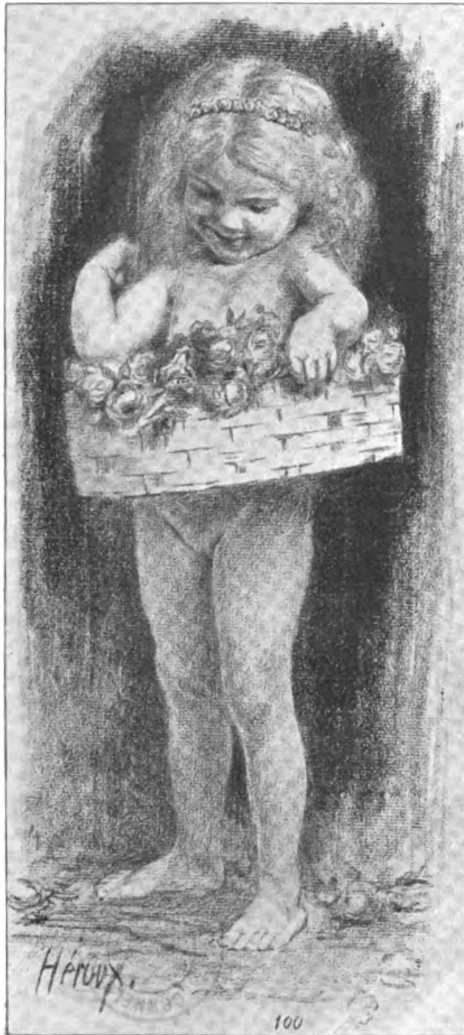
Dem Wesen des Künstlers entspricht der Charakter seiner Technik. Holzschnitt, Lithographie und Radierung, alle weisen sie die gleiche warme, weiche Tonigkeit des Bildes auf, alle zeigen sie die vortrefflich abgestufte Verteilung von Licht und Schatten, bei aller Weichheit des Liniengefüges aber Energie und Bestimmtheit und meist einen kernigen, gesunden Rhythmus, wie er so markant in dem „Bacchantenzug" zum Ausdruck kommt (Abbild. S. 584). Das ist ein lediglich mit der Radiernadel in den Asphalt geschriebenes Blatt und als solches charakteristisch für Héroux' Radiertechnik, soweit diese für sich allein auftritt. Dasselbe gilt auch für die beiden Blätter von der Wassermühle bei Machern. Aber typisch für die Hérouxsche Stichradierung, eine Kombination der Techniken der Radiernadel und der Schneide- oder Kaltnadel, ist das Buchzeichen für Carl Seffner. Der Schneidenadel ist hier der



Bruno Héroux: Bildnis des Fräuleins P.
(Lithographie. Kreidezeichnung auf grobkörnigem Papier. Umdruckverfahren.)

weitaus größte Teil der Arbeit zugefallen, das Blatt spricht in den unendlich feinen Abstufungen von Licht und Schatten auf den beiden Körpern beredt genug für die Wirkungen, deren Héroux' Kunst fähig geworden ist.

Wie der Künstler in andern Techniken die Linie und die Fläche behandelt, das belegen Holzschnitt, Lithographie und Aquatintaverfahren. Das Exlibris für Heinike (S. 579), ein Doppelverfahren von Radiertechnik und Aquatintamanier, zeigt den nächtlichen Himmel in einem gut getroffenen halbschweren Gesamtton, der — es liegt an dem Wesen des



Bruno Héroux: Blumenmädchen.
(Lithographie. Kreidezeichnung auf grobkörnigem Papier. Umdruckverfahren.)



Bruno Héroux: Der Gratulant.
(Lithographie. Kreidezeichnung auf grobkörnigem Papier. Umdruckverfahren.)

Verfahrens — natürlich nicht die Ausgiebigkeit der Abstufung aufweist, wie es bei der Lithographie der Fall ist. Blätter wie der männliche Akt (Kreidelithographie auf zwei Platten), wie „Der Besuch" (Kreidelithographie) oder die „Else zwischen Tauben" (Kreidezeichnung auf Stein) können in dieser Hinsicht wohl vorbildlich genannt werden. Ein ganz besonderes Timbre hat Héroux' Holzschnitt. Es liegt etwas von jener weichen und doch großzügigen Markigkeit in diesen Blättern (Buchzeichen für Fritz Schwartz; S. 578), wie man sie von den großen deutschen Meistern früherer Jahrhunderte her kennt.

Aus der Technik, aus der persönlichen Empfindung und aus seinem Studiengang heraus ergeben sich ihm die Vorwürfe. Wenn er durch die Arbeiten an Professor Spalteholz' Anatomischem Atlas nachdrücklich auf

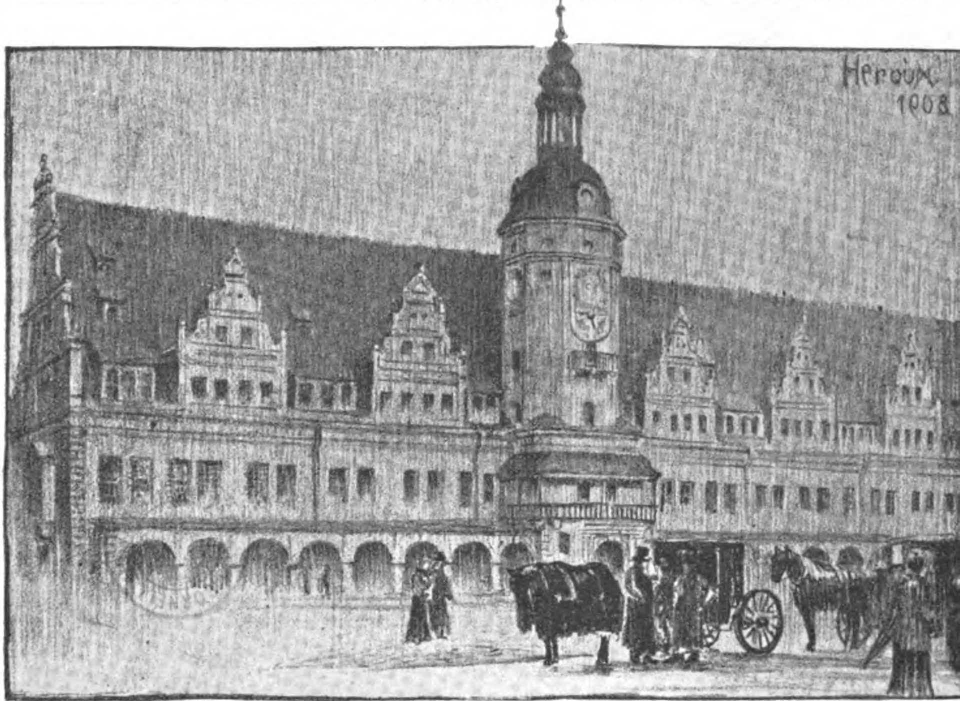
den menschlichen Körper hingewiesen wurde, so ist es begreiflich, daß der Akt ihn besonders beschäftigte; aber dadurch wird auch die überlegene Meisterschaft verständlich, mit der er den menschlichen Körper beherrscht. Der lithographische Doppeldruck „Männlicher Akt“ ist mit vollem Bewußtsein auf die anatomischen Verhältnisse eines Körpers hin durchgearbeitet, das Gefüge von Flächen und Linien als strenge Konsequenz der subkutanen Verhältnisse und als notwendige Folge der Struktur von Skelett und Muskulatur wiedergegeben.

Aber nicht nur den athletischen Manneskörper beherrscht Hérour. „Die Blumenverkäuferin“, „Der Besuch“, das Buchzeichen für Carl Seffner, der „Gratulant“, „Elfentanz“ und so viele andre Blätter beweisen, daß ihm die Kenntnis des Mädchen-, des Knaben- und des Frauenkörpers als Akt und in der Kleidung in gleichem Maße gegenwärtig ist, und sie geben eine treffende Illustration zu Hérour' Prinzip, daß der bildende Künstler keinen Tag verstreichen lassen solle, an dem er nicht den Griffel vor dem lebenden Modell übt.

Vom Akt zum Porträt ist nicht sehr weit. Es ist die nächste Station auf demselben Wege. Das Porträt Herour' läßt denn auch nichts zu wünschen übrig. Die Federzeichnung auf Stein mit den Zügen des Leipziger Radierers A. Liebsch (S. 573) gibt eine solche Fülle von Details an persönlicher Eigenart des Dargestellten, wie man sie nur bei ersten Meistern findet. Dabei ist die Darstellung streng realistisch und objektiv. Hérour tritt völlg hinter das Objekt zurück, nur der Darzustellende als ästhetischer Gegenstand existiert für ihn. Deshalb ist auch die Intensität des Ausdrucks, der Eifer, mit dem der Dargestellte sich in ein radiertes Blatt vertieft, so vortrefflich gelungen. Aber auch beim Porträt ist die Vielseitigkeit des Künstlers beachtenswert. Jeden Ausdruck eines jeden Menschenalters fassen sein geschärfter Blick und sein unfehlbar sicherer Griffel. Neben dem Porträt von Liebsch geben einige entzückende Kindergesichter auf den Genrestücken „Märchenerzählung“, „Das erste Bad“ oder „Elfe zwischen Tauben“ die Belege dafür, und daß er der besonderen psychischen Veranlagungen Herr wird, zeigt das Porträt des Fräuleins P. Hier gibt er die Eigenart einer kapriziösen Slawin erschöpfend wieder, die ein Gemisch von Schalkhaftigkeit und Künstlerschaft erkennbar in sich trägt, und die vielleicht auch ein bißchen,



Bruno Hérour: Der Thüringer Hof in Leipzig. (Radierung. Reine Radiertechnik.)



Bruno Héroux: Das alte Rathaus zu Leipzig. (Lithographie. Kreidezeichnung auf Stein.)

wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leibe hat.

Auch auf dem Gebiete des Genrestückes ist Héroux recht glücklich, und manchen guten Einfall hat er da schon zu Papier gebracht. Bald ist es ein liebliches Idyll wie die lithographierte „Elfe zwischen Tauben“, bald ein kecker Einfall wie die farbige Lithographie der „Amazone“, die so flott mit ihrem Köter durch das Unterholz eines Waldes schreitet, bald eine heimliche Stimmung in der Kinderstube, wie die Stichradierung „Märchenerzählung“ sie wiedergibt, oder eine Darstellung jenes Ernstes, den man nicht ernst nehmen kann, wie das Blatt „Der Gratulant“ ihn darstellt. Ein köstliches Blatt ist „Das erste Bad“, das so glücklich die Zwitterstimmung in der Psyche eines kleinen Jungen schildert, der, als er zum erstenmal ins Wasser gestellt wird, vor Verwunderung nicht weiß, ob er weinen oder mit seinen ihn auslachenden Schwestern lachen soll. Wie ein reizender Scherz mutet in dem „Besuch“ die Begrüßung zwischen Elfe und Eichhörnchen an, und ein entzückender, liebenswürdiger Humor spricht aus dem „Elfentanz“, wo die graziöse Elfe mit dem so gar nicht graziösen, aber desto emphatischer sich blähenden Frosch eine Runde hopst.

Héroux sieht das Leben mit Vorliebe von der heiteren Seite an, die Natur dagegen stimmt ihn ernst. Für seine Architekturen sucht er sich stets malerische Winkel oder Fassaden mit altertümelnden Giebeln und jenen geschwungenen Linien aus, wie sie die Abbildungen des Leipziger alten Rathauses, des berühmten Renaissancebaues von Hieronymus Lotter (1555 bis 1557), und des vielleicht noch berühmteren Thüringer Hofes in Leipzig zeigen. Die Landschaft dagegen ist für ihn der Inbegriff der Poesie. Wo die Landschaft in Heroux' Werken auch auftritt, sei es als Landschaft als solche oder als Hintergrund zu dieser oder jener Darstellung, immer zeigt sie einen feierlichen Ernst, immer zeigt sie einen Zug ins Große, manchmal ins Erhabene. Für diesen Zug ins Erhabene bieten unsre Abbildungen keinen Beleg. Aber Ernst und Größe sprechen schon deutlich genug aus dem Hintergrunde auf Seffners Buchzeichen und, trotz einer gewissen nächtigen Leere, auch schon aus dem für P. Heinike. Die beiden Darstellungen der Wassermühle sind ganz landschaftliches Idyll und von jener Wärme und Gefühlsinnigkeit, wie sie für Héroux so durchaus charakteristisch sind.

Eine ganz besondere Stellung in Héroux' Lebenswerk nimmt das Buchzeichen ein.



Bruno Héroux: Bacchantenzug. (Radierung. Reine Radiertechnik.)

In ihm vereinigen sich ungefähr alle Techniken, in denen der Künstler arbeitet, und in ihnen finden auch alle die Gefühle Ausdruck, die ihn bewegen. Als Holzschnitte, als Radierungen, als Stiche, als Federzeichnungen, in der Aquatintamanier liegen sie vor; der Mensch, das Tier, die weite Natur, sofern man sie Landschaft nennt, bevölkern und beleben diese geschätzten Blätter.

Durch Klinger fand Héroux seine ersten Anregungen für das Buchzeichen, und deutlich genug stand er die ersten Jahre inhaltlich und technisch unter Klingers Einfluß. Dann aber lernte er — nun bald schon seit einem Jahrzehnt — sich davon frei zu machen. Wenn indes Klinger das Exlibris nur gelegentlich pflegte, so hat Héroux es bald zu einem besonderen Zweige seines Schaffens gemacht, und dies nicht zu seinem Nachteil. Diese Kleinarbeit verlangte nicht nur die liebevollste Vertiefung ins Objekt und trug dadurch wesentlich zu der Verfeinerung der Technik des Künstlers bei, sie ist auch zu einem einträglichen Erwerbszweig für ihn geworden und hat seinen Namen in Europa wie jenseit der großen Meere bekannt gemacht. Und er hat ein volles Anrecht auf diesen Ruf. Diese feinen exakten Blätter bedeuten ja nicht nur in technischer Hinsicht kleine Meisterwerke, sie verdienen auch insofern unsre volle Beachtung, als Héroux in jedem dieser Blätter dem Wesen oder irgendeinem charakteristischen Zuge aus dem Beruf dessen gerecht zu werden weiß, der sie bestellt hat. So stellt das Blatt für den Leipziger Plastiker Carl Seffner die Schönheit dar, wie sie vor dem Auge des Künstlers ihre Hüllen fallen läßt; der Spaten und der sehnsüchtige Blick nach einem leuchtenden Stern auf dem Buchzeichen für Heinike weisen auf das Schürfen und auf das Ringen nach einem fernen Ideal. Auf dem Exlibris für einen bekannten Buchhändler stellt Héroux die Wissenschaft an dem sprudelnden Born der Weisheit dar, und auf dem Blatt für einen Philosophen zeigt er einen in Gebeten und Zweifeln ringenden Menschen.

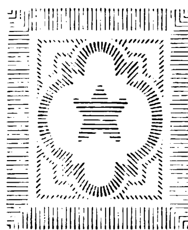
So findet Héroux überall den fruchtbaren tieferen Gedanken, weil er eben selbst ein sinniger und warm empfindender Mensch ist.

Mädchen im Garten

Was ist das für ein wunderlicher Tag!
Ich soll die Rosen gießen.
Weiß nicht, warum ich heut' nicht schaffen mag:
Ich lasse wie ein Kind
Das Wasser über meine Hände fließen.

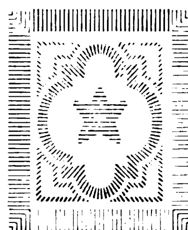
Wie leicht und fröhlich nur die Lüfte sind!
Ich will am Zaune stehn
Und meine Rosen rings verschenken — —
Mein Herz will lauter Liebes denken,
Und weiß doch nicht für wen ...

Albert Leopold.



Wie ein Adler flog ...

Erzählung von Hans Herbert Ulrich



Der junge Frühlingsmorgen tat seine lichtklaren blauen Augen auf. Ein Lerchenlied mochte ihn geweckt haben. Die Sonne legte ihren breiten vollen Glanz, schwer von purem Gold, über die ganze Döberitzer Heide. Wie Gespenster flohen vor ihr letzte Nebelschatten aus den langen Reihen der Fliegerzelte, die stumm, eine weiße reglose Stadt, auf eines Hornes Weckruf zu warten schienen. Gardisten gingen Schritt vor Schritt, das Gewehr unterm Arm, einförmig ihren Postengang die Zeltgassen auf und nieder.

Ablösungen kamen, kurze Kommandoworte schreckten die Stille. Auf dem Dache des Offizierkasinos hißte eine Ordonnanz die deutsche Fahne. Ein von Osten aufkommender sanfter Wind spielte hin und wieder mit dem schwarzweißroten Damasttuch. Die siebente Stunde schritt noch unbeirrt und stolz der Sonne voraus in den kommenden Tag hinein.

Gegen acht Uhr kam Leben in die weiße, verträumte Zeltstadt.

In Wagen und Automobilen kamen die Flieger mit ihren Monteuren. Starre Zeltwände flatterten auseinander. Flaggen aller Nationen sprangen lustig zu den Zeltfirsten empor. Russische, österreichische, französische, italienische, englische Flaggenfarben schwammen stolz in blauem Sonnenflimmer, als trüge sie alle heute das Bewußtsein, im großen internationalen Fliegerwettstreit den Weltenpreis erringen zu müssen. Alle wollten sie kämpfen: Amerikaner, Japaner, Türken, Argentinier. Eine Nation sollte den Weltenpreis erringen: einen diamantgezierten goldenen Lorbeerkranz aus der Hand des deutschen Kaisers.

Die großen, endlos sich hinziehenden Holztribünen füllten sich mit Zuschauern. Von Gendarmen geordnet reihte sich Wagen an Wagen, Auto neben Auto. Hunderte von Soldaten säumten absperrend die Döberitzer Heerstraße. Hupensignale, Prinzenfanfaren, Rufe und Lachen mischten sich zu einem brausenden Geräusch, das wogend über der Menge brandete. Auf dem Flugplatz selbst standen die Preiskonkurrenten in kleinen Gruppen. Das Komitee der Schiedsrichter, zusammengesetzt aus allen Nationen, sammelte sich um Generalstabsoffiziere, die die Dolmetscher machten. Vom deutschen Mutterlaut bis zum Esperanto waren fast alle Sprachen vertreten. Man diskutierte, lachte, erwog, prüfte den wolkenlosen azurblauen Himmel, teilte sich die Ergebnisse der Messungen der Windstärke mit und verglich die Uhren.

Behutsam wurden die Flugapparate aus den Zelten getragen, Benzinbehälter gefüllt, Zündkerzen gereinigt und erneuert. Motore liefen an und schliefen wieder ein. Noch eine Viertelstunde mußte vergehen, dann erwartete man den Kaiser.

Das Kronprinzen-Signal klang hell durch das Stimmengewirr der nach Hunderttausenden zählenden Menge. Immer mehr Menschen fanden sich ein. Kein Tribünenplatz war mehr leer. Auf dem Dache des Döberitzer Schießplatzkasinos standen Hunderte von Offizieren. Die Sonne lag auf dem bunten Bilde.

An der Schiedsrichtergruppe hielt ein graues Auto der Verkehrstruppen. Offiziere stiegen aus und begrüßten einander.

„Ist Mirbach schon da?"

„Dort drüben!"

Man schritt dem bekannten Fliegeroffizier entgegen, schüttelte ihm die Hand. Dann sprachen sie erregt zusammen.

„Wer wird denn nun Ihr größter Konkurrent sein? Stimmt das, daß Frankreich so viel bessere Maschinen gemeldet hat?"

Man wartete die Antwort des Fliegeroffiziers gar nicht erst ab. Durch die gestrigen Abendblätter waren die Nennungen zu der großen Weltflugkonkurrenz längst bekannt geworden. Noch einmal fragte man nach den Preisbedingungen. „Also Dauerflug, achthundert Meter Höhe?"

„Mindestens achthundert! In der ersten Stunde kann ein neuer Flieger in Konkurrenz treten, wenn eine Panne vorkommen sollte, die zur Landung zwingt. Dann nicht mehr. Dann kommt es darauf an, wer am längsten fliegt."

„Setzen wir also einmal den Fall — den wir nicht hoffen wollen —, Sie müssen innerhalb der ersten Stunde landen, wer springt denn dann für Sie ein?"

„In diesem Falle Herr von Poser, der Breslauer Flieger, der erst vor kurzem den guten Berliner Rundflug absolvierte. Er hat einen fast gleichguten Apparat. Auch Taube. 140 H.-P.-Motor."

„Und dann, für alle Fälle?"

„Dann wird aller Voraussicht nach die erste Stunde um sein. Genannt sind noch zwei weitere Apparate mit verhältnismäßig jungen Führern. Haben auch nicht die guten Motoren. Der eine, ein Siebenzylinder aus den Albatros-Werken, ist sogar ganz neu. Mit diesen letzten beiden Flugzeugen könnte man die Konkurrenz kaum aufnehmen. Die Franzosen haben sich höllische Mühe gegeben."

In diesem Augenblick klang die Kaiserfanfare von fern in den Morgen. Dann näher und heller. Die Unbeteiligten mußten den Startplatz verlassen.

„Flug-Heil also! Auch von den andern Kameraden!"

An der Brüstung der purpurgeschmückten Hofloge erschien die kaiserliche Familie. Se. Majestät erwiderte das donnernde Hurra mit Grüßen und Kopfnicken.

Posers Flugzeug wurde jetzt auch aus dem Zelte gerollt. Noch einmal prüfte er mit seinen Monteuren alle Verstrebungen, Motor und Propeller. Dann begrüßte er Freiherrn von Mirbach. Dieser wurde eben fertig angezogen.

„Nicht wahr, Poser, für alle Fälle machen Sie Ihre Taube vollständig flugbereit. Wenn es auch fast windstill ist, man kann nicht wissen! Den Schiedsrichter habe ich noch einmal gebeten, auf die Minute meine Abfahrt zu notieren, damit es dann nicht etwa heißt, die erste Stunde sei bereits abgelaufen gewesen, wenn Sie aufsteigen sollten. Vielleicht sagen Sie es auch noch einmal den beiden andern, die genannt haben. Gerade an solchen Tagen geht einem wohl mal etwas quer."

Die erste Rakete stieg auf. Wer noch auf dem Startplatz war, wurde von Gendarmen hinter die Leinen zurückgewiesen. Die Flieger nahmen in ihren Flugzeugen Platz.

Man schüttelte Mirbach die Hände. „Flug-Heil! Deutschland über alles!"

Im letzten Augenblick kam ein kaiserlicher Adjutant: „Se. Majestät, Kaiserin und Prinzen lassen glückliche Fahrt wünschen!"

Die Uhren in der Hand standen neben den Apparaten die Schiedsrichter. Ein Schwung der Propeller genügte, den tadellos arbeitenden Motor von Mirbachs Flugzeug anlaufen zu lassen. Die zweite Rakete knatterte in die Höhe. Fast gleichzeitig rasten die Flugzeuge über den junggrünen Rasenboden und hoben sich leicht in gerader, stolzer Fahrt der Sonne entgegen.

— — — — — — — — — — —

„Darf ich um Ihre Karte bitten, mein Fräulein?"

Das einfach, aber schick angezogene junge Mädchen nahm hastig die große Ledermappe, wie sie Juristen zu tragen pflegen, unter den Arm und suchte in den Taschen ihres Ulsters.

Der Unteroffizier in der Absperrungslinie ließ nicht locker. „Ohne Karte hat niemand zu den Zelten Zutritt." Schließlich fand sich der Ausweis. „Fräulein stud. phil. Herta Botzenhard", las der Unteroffizier langsam vor sich hin und gab die Karte zurück.

Mit eiligen Schritten ging das junge Mädchen auf die Zelte zu, die die deutsche Flagge trugen.

Ein Flieger kam ihr entgegen. „Ich glaubte schon, du würdest gar nicht mehr kommen, Liebes!"

Herta sah sich ängstlich um. „Sind viele von deinen Kameraden da? Ich möchte doch wohl lieber dort drüben zu den andern Menschen gehen! Weißt du, wenn es dir unangenehm ist! Ich meine, daß wir so hier zusammenstehen!"

„Aber ich bitte dich, Kind, warum sollen wir uns denn nicht kennen?"

„Wenn es dich nicht stört. Mir soll es gleichgültig sein, ich brauche auf niemand Rücksicht zu nehmen. Schade übrigens, daß du gestern abend nicht da warst. Ich habe gearbeitet, fast vierzig Seiten Kunstgeschichte. Wenn du das nächste Mal kommst, müssen wir endlich Mathematik zusammen machen. Du einzig Guter!" Sie drückte ihrem Freund Egbert Petersen die Hand. „Nun muß ich dir auch sagen, warum ich eigentlich hergekommen bin. Ich hatte solche Angst!"

„Angst? Um mich? Das ist das Neueste, was ich an dir kennen lerne!"

„Weißt du, ich habe einen schrecklichen Traum gehabt. Ich kann dir's gar nicht erzählen! So furchtbar war's. Und dabei flog immer ein Adler über all den Flugzeugen, himmelhoch in der Luft. Den konntest du aber nicht sehen. Ich glaube, dich blendete die Sonne. Und dann kam das Furchtbare. — Ich war heilfroh, daß du heute nicht fliegst, als ich früh erwachte. Ordentlich gezittert hab' ich noch in Gedanken an den Traum. Der arme Mirbach. Er ist so ein netter Mensch. Die Verantwortung jetzt, daß die Deutschen am besten fliegen! Alle glauben nämlich, er wird's machen und die Franzosen schlagen."

Leutnant Petersen hatte während der letzten Worte des Mädchens mit seinem Goerz-Glas aufmerksam die Bewegungen der elf Flugzeuge verfolgt. In eleganten Kurven teils höher schwebend, teils tiefer sich herabsenkend, aber immer die vorgeschriebene Mindesthöhe von achthundert Metern haltend, ein imponierend fesselndes Bild, riesigen Raubvögeln gleichend. Bald stärker, bald schwächer tönte das Surren der Propeller an die Ohren der ungeheuren Menschenmenge, die sich lautlos verhielt, als erwartete sie jeden Augenblick etwas Ungeheures. Hin und wieder blitzten blanke Metallstücke in der Sonne. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein amerikanischer Doppeldecker, der, kastenartig gebaut, stoßweise, fast ziellos hin und her glitt. Etwas höher als alle andern, dem Auge nur als heller weißer Strich erkennbar, flog in ruhigen Kreisen die Etrich-Rumpler-Taube mit Mirbach an Bord.

Die ersten dreiviertel Stunden waren vergangen. Da begann plötzlich ein Eindecker, dem bald darauf ein zweiter und dritter, ein neues englisches Modell, folgten, sich langsam zu senken. Hart über die Köpfe der Zuschauer hinweg landete der erste Apparat sicher im Gleitflug. Es war der Österreicher. Kaum hatte er den Boden berührt, als auch schon der österreichische Ersatzapparat aufstieg. Der zweite landete ebenfalls glatt. Auch für diesen sprang der Ersatzmann sofort ein. Der dritte Apparat sauste so dicht über die Köpfe der Zuschauer hinweg, daß einige ängstliche Schreie aus der Menge über den Platz tönten. Dann stieß er mehrmals hart auf, bohrte sich mit der Spitze in den weichen grünen Rasen, schien ein paar Sekundenschläge lang in der Luft zu hängen und legte sich dann langsam auf die Seite. Während der amerikanische Ersatzmann im Begriff war aufzusteigen, flog ein vielstimmiger Ruf von Tribüne zu Tribüne, von Menschenhaufen zu Menschenhaufen: „Die Taube! Die Taube!"

Es waren noch sieben Minuten bis zum Ablauf der ersten Stunde. In sicherem Gleitflug schoß der Apparat zu Boden.

Herta fühlte nur noch einen hastigen Händedruck ihres Freundes, hörte seine scharfe, helle Stimme wie im Traum „Auf Wiedersehen!" rufen, und schon war Petersen an seinem Apparat. Leutnant von Poser saß bereits fertig, die Hebel in Händen, der Monteur hatte angekurbelt. Das leichte Gestell zitterte in allen Fugen, bereit, die immer tiefer und tiefer sinkende Taube als erster Ersatzmann noch vor Ablauf der Frist abzulösen.

Auch Petersen hatte sein Flugzeug bestiegen. Seine Monteure standen am Motor. In schönem, elegantem Gleitflug landete die Taube sicher am Start. Sobald sie den Boden berührte, glitt Posers Flugzeug über den Rasen. Es fehlten noch vier Minuten zum Ablauf der ersten Stunde. Atemlose Stille herrschte am Start.

Da plötzlich klang scharf und schneidend der Befehl Petersens: „Ankurbeln!" Mit scharfen Augen hatte er die seitliche Schwankung am Poserschen Apparat beobachtet, der nun plötzlich, wie von unsichtbarer Macht gehalten, regungslos stillstand.

Wieder erklang Petersens energische Stimme: „Los!"

Im selben Augenblick glitt sein Flugzeug vorwärts und hob sich nach einigen Metern frei vom Boden. Da klangen vom nahen Heerlager her zehn helle Schläge der Lageruhr, gleichzeitig klang ein helles Trompetensignal, anzeigend, daß die erste Stunde und somit das Recht der Ablösung verstrichen sei. Anhaltendes Händeklatschen und Bravorufen begrüßte den Aufstieg Petersens, der nun in sicheren leichten Kurven, den Platz Mirbachs einnehmend, über den andern Flugzeugen schwebte.

Einer der Herren Schiedsrichter reichte Mirbach die Hand und half ihm aus dem Apparat. Dieser hatte die letzten Vorgänge nicht mehr beobachtet. Man unterrichtete ihn über Posers verunglückten Anflug und Petersens Einsatz.

Auch Poser hatte nun sein Flugzeug verlassen und trat, wie es seine Art war, die Hände tief in den Taschen des faltigen braunen Segeltuchmantels, zu der kleinen Gruppe. Er machte ein ganz gleichmütiges Gesicht: „Eigentlich müßte man sich nun ärgern oder sonst irgend etwas unternehmen. Ist mir noch nie passiert, daß beim Abflug eine Flügelspitze an die Erde stößt und mir den ganzen Apparat aus der Bahn schleudert. Gott sei Dank nur ein paar Stangen gebrochen!"

Man sprach dem Leutnant sein Bedauern aus.

Ein Monteur kam zu Mirbach. „Ich hab's gefunden, Herr Leutnant! Das Benzinzuflußrohr ist angebrochen und hält nicht mehr dicht, hätte leicht einen kleinen Brand geben können. War man gut, daß Sie gleich runterkamen. Ohne genügend Benzin ist nun einmal nischt zu machen. Aber gute Ohren, alle Achtung, die kleine Unregelmäßigkeit gleich aus der Motormusik herauszuhören."

Allgemeines Lachen folgte den Worten des jungen bartlosen Mechanikers. Nur in das blasse, angstvolle Gesicht Herta Botzenhards, die noch immer an der Abflugstelle ihres Freundes stand, kam kein Lachen.

Mirbach trat zu ihr. „Guten Morgen, Fräulein Doktor!"

Herta hörte den Offizier nicht. Starr sah sie nach dem kreisenden Punkt im Blau, der ihr Glück bedeutete und der ganze Inhalt ihres jungen Lebens war.

„Guten Morgen!" wiederholte Mirbach noch einmal etwas lauter.

Da wandte sie den schönen Kopf dem Fliegeroffizier zu. Sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. „Sehen Sie dort, Herr von Mirbach! Nicht wahr, das ist er, dort der kleine helle Strich!" Ihre Stimme zitterte.

Der Leutnant legte ihr leicht die Hand auf die Schulter. „Aber Kind! Wer wird sich denn so ängstigen. Das paßt ja so gar nicht zu der Ruhe und Sicherheit Ihres Freundes. Sehen Sie sich lieber das frische, fröhliche Gesamtbild an. Da, dort! Da hat schon wieder einer genug."

Ein Apparat senkte sich langsam dem Flugplatze zu. Der Monteur Mirbachs trat heran. „Sehen Sie, Herr Leutnant, was hab' ich vorher gesagt! Der Japaner kommt runter. So fein die neue Maschine auch ausgedacht war. Schlechte Arbeit, kein deutscher Stahl!"

„Fährt nicht Egbert heute mit neuem Modell?" wandte sich Herta Botzenhard an Mirbach, der interessiert mit dem Glas den Gleitflug des Japaners beobachtete.

„Egbert? Ach so, ja natürlich! Tadellose Ausführung! Er wird seine Sache schon machen. Und nun keine Angst mehr haben! Denken Sie doch, der Triumph, wenn er siegt. Und nun kommen Sie! Wir wollen in meinem Zelt eine Kleinigkeit frühstücken. Sie kommen doch mit, Poser?"

Herta schüttelte energisch den Kopf. „Ich bleibe hier, Herr von Mirbach!"

Dieser sagte ein paar Worte zu seinem Burschen, der bald darauf mit einer Flasche Henkell und drei Bechern aus dem Zelt zurückkam.

Mirbach goß den Schaumwein ein und rief, Herta und Poser die Becher hinreichend: „Ein Glas deutschen Sekt auf Deutschlands Sieg und auf Egberts Wohl!"

Schwer klangen die silbernen Becher zusammen. Es war kein reiner, klarer Klang.

Herta war ruhiger geworden und beobachtete mit den andern Fliegeroffizieren durch ein ihr gereichtes Glas die Bewegungen in der Luft. Nach und nach waren die Flugzeuge heruntergekommen und ohne Unfall gelandet. Nur die deutsche Taube und der französische Flieger kreisten in ruhigen Kurven in der vorgeschriebenen Höhe. Das wieder wach gewordene Interesse des Publikums steigerte sich jetzt zur Spannung. Auch in der Hofloge folgte man mit großer Aufmerksamkeit. Der Kaiser und einige Herren des Gefolges waren von der Tribüne auf den grünen Rasen hinabgestiegen, um so alle Bewegungen genau beobachten zu können.

Da ertönte plötzlich bei den Fliegerzelten der Ruf eines Schiedsrichters: „Der Franzose kommt herunter!"

Einen Augenblick später bestätigte sich die Nachricht, denn der Franzose landete im Gleitflug aus achthundert Meter Höhe. Ein tausendstimmiger Jubelruf brach los, als der Franzose landete. Herta war es, als müßte Egbert von oben all den Jubel hören und ihr im Siegesbewußtsein zuwinken.

Sie hatte hastig Mirbachs Hand ergriffen. „Also er hat gesiegt. Nicht wahr, er? Egbert?"

Herzlich erwiderte Mirbach den Händedruck. „Ja, mein Kind! Egbert hat nicht



Max Liebermann: Bauer mit Kiepe.

Mit Genehmigung von Paul Cassirer in Berlin.

nur gesiegt, sondern mit ihm die ganze deutsche Nation."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Ein Schluchzen ging stoßweise durch ihren Körper, während ein paar Tränen an den Ringen ihrer Finger wie Diamanten aufblitzten.

Der Franzose ließ gemächlich das Flugzeug in sein Zelt rollen.

„Noch dreiviertel Stunden," sagte Poser, der, die Uhr in der Hand, an Mirbach herantrat.

Hastig wandte sich Herta um. „Noch dreiviertel Stunden? Ich denke, Egbert hat doch gesiegt?"

Poser erklärte ihr, daß Egbert noch die Zeit einholen müsse, die er später als der Franzose abgeflogen sei, und setzte lächelnd hinzu: „Ist ja für Egbert eine Kleinigkeit, mit dem guten Flugzeug und dem neuen Motor. Der fliegt, wenn es verlangt wird, noch weit länger als diese dreiviertel Stunden!"

Die große Spannung im Publikum, das aus dem Programm die Konkurrenzbedingungen kannte, hatte nachgelassen und war einer ruhigen, selbstbewußten Siegeszuversicht gewichen. Die Stimmen der Menschenmassen brandeten und brausten wie ruhelose Meereswogen über die große grüne Fläche.

Herta saß auf einem niedrigen Feldstuhl und starrte hinauf nach dem feinen silbrigen Strich im Blau. Da plötzlich sprang sie auf, daß der kleine leichte Feldstuhl zur Seite fiel. Aus den Waldparzellen, die an das Döberitzer Barackenlager grenzten, stieg ein großer schwarzer Vogel kerzengerade zur Sonne. Der Traum! fuhr es Herta durch den Sinn. Hinter ihr lachte im Kreise der Maschinisten die übermütige Stimme eines Monteurs: „Kinder, seht doch den Raubvogel! Dem würde es schon passen, unsre weiße Taube da herunterzuholen!"

Das Tier stieg kerzengerade auf das Flugzeug zu, erschien immer kleiner und war schließlich nur durch das Glas erkennbar.

Mirbach war zu Herta getreten. „Haben Sie den Bussard gesehen? Als ob die Vögel das Recht ihrer luftigen Heimat wahren wollten!"

Beide sahen durch die Gläser. Wohl von dem Geräusch der surrenden Propeller erschreckt, flog der Vogel einige Male im Zickzack noch weit unter dem Flugzeug unruhig hin und her und verlor sich im Blau.

„Gott sei Dank!" sagte Herta leise vor sich hin. „Egbert ist höher geblieben!"

Mirbach hatte die leisen Worte überhört. „Noch zehn Minuten, dann haben wir ihn. Dann haben Sie und wir den Egbert und mit ihm den Sieger im Internationalen Weltflug wieder."

Zwei Musikkorps der Garde-Infanterie, die an den Tribünen konzertiert hatten, rückten durch die Absperrungslinie weiter vor in die Nähe der Hofloge, um den Sieger beim Überreichen des goldenen Lorbeerkranzes durch den Kaiser zu begrüßen.

Es fehlten nur noch einige Minuten. Die Tribünen hatten sich wieder gefüllt. Alle Plätze auf Wagen und Autos waren dichtgedrängt besetzt von einer unabsehbaren schwarzen Menge.

Da ertönte vom Startplatz her, wo die weiße Flagge der Schiedsrichter wehte, ein dumpf dröhnender Kanonenschuß. Man sah, wie das Flugzeug sich senkte und größer und größer werdend in blendender Weiße sich den Tribünen näherte.

Die Spannung war nun der Freude am Sieg gewichen. Nicht endenwollender Jubel brauste durchs Volk. Seinen stärksten Widerhall fand er im Herzen Hertas. Stolz und Freude erfüllten sie ganz. Es war ihr, als gelte all der Jubel ihr selbst, als würde ihr Herz von all dem Glück freudetrunken und schwer. Mechanisch hoben sich ihre beiden Arme dem stolzen Flugzeug entgegen, als müßte sie vor allen ihn empfangen und ihm den Dank der Nation sagen. Die Begeisterung für den Sieg der nationalen Sache drängte ihr von neuem die Tränen in die Augen, während sie unter Lachen glaubte, den Neid von allen den tausend hurrarufenden Menschen für sich beanspruchen zu können.

Nun hatte doch alles gelogen, Traum und Adler, und die Sonne hatte gesiegt. Ihr war's, als sei Egbert die Sonne, ihre goldene, strahlenreine Sonne ...

Der Sieger des Internationalen Weltflugtages, der Gewinner des goldenen, diamantgeschmückten Lorbeerkranzes, schwebte nun in leichter Kurve einlenkend über dem Startplatz. Man hörte das Knattern des Motors. Man sah ihn winken mit weißem Tuch. Er selbst mußte jetzt die unzähligen, begeistert

ihm entgegengestreckten Arme derer erkennen, die ihm zujubelten und bereit waren, ihn zu empfangen als den Sieger aller Nationen, den Sieger der Welt.

Zweihundert Meter mochten ihn kaum noch vom festen deutschen Heimatboden trennen. Zur Loge des Kaisers bahnten Gendarmen eine Gasse. Reporter mit photographischen Apparaten stritten sich um die besten Plätze. Die beiden Musikkorps setzten gemeinsam ein: Deutschland, Deutschland über alles!

Eine Stimme irgendwo hinten in der Tiefe der schwarzen Menschenmasse stimmte laut in das alte Nationallied ein, andre sangen mit. Bald brauste der Gesang, getragen vom Spiel der Militärkapellen, über die weite Döberitzer Heide.

Herta Botzenhard stand, die Hände fest gefaltet, erhobenen Hauptes wie eine Prophetin, ganz gefesselt von der Weihe und Wucht des Augenblicks.

Da brachen plötzlich die Musikkorps im Spiel ab. Das Volkslied zerriß. Mitten im Klang.

Ein paar gellende Schreie zerschnitten hart die Luft. Es war, als sei in die schwarze, zu Tode erschrockene Menschenmenge mit ungeheuren langen Peitschen geschlagen worden. Die Köpfe duckten sich. Die jubelnd erhobenen Arme sanken bleischwer herab. Ein gewaltiges Zittern, Aufstöhnen, Nach-vorn-stürzen-wollen und dann doch eisernes Gebanntsein durchlief die unruhig durcheinanderwogende Menschenflut. Offenen Auges war sie erstarrt, ohne helfen zu können. Tatenlose Zuschauerin der gräßlichen Katastrophe.

Die Taube hatte sich steil emporgebäumt. Wie vom Blitz getroffen schoß sie senkrecht der Erde zu. Kein Feuerstrahl, kein Donner, kein Todesschrei des mutigen Piloten. Tief im Boden unter einem Trümmerhaufen surrte der Motor.

Weit abseits lag Egbert Petersen — tot.

Fliegeroffiziere, Monteure, Ärzte, Freunde eilten zu dem verunglückten Kameraden. Poser drückte ihm niederkniend die Hand. Die Stabsärzte zuckten wortlos mit den Schultern. Schließlich nahm man eine große rotgeränderte Wolldecke und breitete sie über den toten Sieger.

Mirbach hatte die ohnmächtig in sich zusammengesunkene Herta Botzenhard in seinem Automobil in ihre kleine Mansarde gebracht.

Am Morgen des dritten Tages endlich fand das Mädchen Tränen um den toten Freund. Am Arme Mirbachs schritt sie blaß und stolz als Erste vor all den Leidtragenden. Und sah, wie in den silbernen Propellern am Ende des Eichensarges gleißend die Sonne brannte und nicht weichen wollte.

Weißt du noch?

Weißt du noch? — Es war im Maien —
Zitternd um das junge Grün
Uns zu Häupten floß die Sonne,
Und des Lenzes Duft und Wonne
Ließ das Herz uns still erglühn.

Weißt du noch? — Es war im Maien —
Traumverloren, trunknen Schritts,
Einsam wandern wir und wandern —
Jedes sucht die Hand des andern,
Und die Hand des andern litt's!

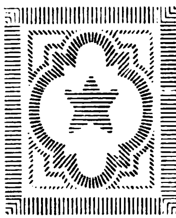
Weißt du noch? — Es war im Maien —
Durch der Finger eng Verstrick
Heimlich ging ein heißes Fluten,
Und verzehrend sich in Gluten
Tauchte trunken Blick in Blick.

Weißt du noch? — Ein süß' Erschauern
Bannte plötzlich uns den Fuß!
Leise fand sich Wang' zu Wange,
Mund zu Mund, und heiß und lange
Brannte unser erster Kuß!

Weißt du noch? Wir standen, standen —
Schweigend um uns sank der Tag.
Deinen Puls nur hört' ich hämmern
Durch des Abends sel'ges Dämmern
Und der Nachtigallen Schlag. —

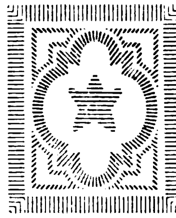
O des Rausches dieser Stunde!
Reiner, heil'ger, heißer doch
Nie mehr schlug das Herz uns zweien,
Nie mehr als an jenem Maien —
Weißt du noch? —

Johannes Bärwinkel



Das Totentagebuch

Eine Balkan-Erinnerung von Colin Roß



Nachstehende Blätter sind eine Kriegserinnerung. Ich fand sie in einem Dorfe, das Krieg und Seuche entvölkert hatte. Die Augen waren müde und entzündet von Nachtwachen, die Glieder steif vom langen Reiten und der Körper durchgefroren von den kalten Nächten im Freien. So ging ich in eins der halbzerfallenen Häuser, obgleich ich wußte, daß in allen Fugen die Seuche saß.

Die Hunde scheuchten auf von den Kadavern und schlichen scheu von den angefressenen Leichen fort. Ein armseliger Schuppen war leidlich frei von Tod und Verwesung. Verfaultes Schilf deckte den Boden, beschmutzte und zerrissene Uniformstücke und Decken lagen umher, Ausrüstungsgegenstände, Kochgeschirr, als hätten die Bewohner eben erst das Haus verlassen. Gebückt zogen wir unter dem niederen Türbalken durch, mein Pferd und ich, die einzigen Lebewesen im Dorfe; außer uns nur Hunde, Aasvögel und Ungeziefer.

Dort fand ich die Blätter; verstreut lagen sie umher, als seien sie aus einer Tasche geflattert.

Um mir die Zeit bis Sonnenuntergang zu vertreiben, las ich darin, mit bekleideten Händen, denn an jedem Stück konnte der Infektionskeim haften.

Ich las noch darin, als die Sonne in roter Glut erloschen, bei meiner letzten Kerze, mit brennenden Augen. Alle Erlebnisse dieses Feldzuges wurden wieder lebendig, und übermächtig wurde die Sehnsucht nach Hause.

Noch in der Nacht sattelte ich und ritt ab, nach Osten, nach Stambul. Jetzt erst sah ich den Tod, der aus der Verwesung zu mir hinauflangte, und ich wollte nicht sterben, nicht so wie die Tausende, die ich am Wege hatte verenden sehen.

Wer diese Blätter schrieb, habe ich nie erfahren, noch welches sein Schicksal war. Irgendwo am Wege wird er liegen, oder in einem der Massengräber, in die Bauern und Soldaten so stumpfsinnig und gleichgültig zu Hunderten die Leichen warfen.

Konstantinopel, 21. 10. 12.

In Rumänien verlautete, daß es schlecht mit den Türken stünde. Ich kann nicht daran glauben. Dieses mächtige, riesige Reich, dieses alte Heldenvolk sollte nicht mit diesem Balkangesindel fertigwerden, dieser kläffenden Bande, die schon allzulange die vornehme, ruhige Gelassenheit ihres großen Nachbarn mißbraucht! Und wenn mir je die geringsten Zweifel aufgestiegen wären, so hat sie der erste Tag in dieser Stadt widerlegt. Diese großartige Ruhe, diese selbstbewußte Sicherheit! Man hört und merkt nichts vom Kriege; alles geht seinen gewohnten Gang. Der Balkanbund — ein mitleidiges Lächeln! Der Krieg ist eine Sache, die die Hauptstadt nichts angeht, der wird da draußen an den Grenzen geführt. Unsre Truppen werden ihn bald in das Land des Feindes tragen.

Unsre Truppen, sage ich schon; ich fühle mich bereits ganz als türkischer Soldat. Hoffentlich komme ich bald in die Front. Auf dem Schiffe lernte ich Black Bey kennen, den Wiener Militärattaché. Auch bei ihm diese überlegene Ruhe. Es liegt gar nichts von Protzerei oder Prahlerei darin; es ist das sichere Bewußtsein der eignen Stärke, ein Vertrauen auf den eignen Sieg, das von grandioser Selbstverständlichkeit ist.

Konstantinopel, 23. 10. 12.

In der Nacht weckte mich Stampfen und Trampeln aus dem Schlaf. Es war, als zöge eine unabsehbare Menschenmenge am Hause vorbei. Ich stürzte ans Fenster. Die Nacht war trübe, regnerisch. Das Licht der Laternen reflektierte schillernd auf den nassen Steinen. Menschenmassen zogen vorbei, ein endloser Zug, einem Heerwurm gleich. Langsam gewöhnte sich das Auge an das Dunkel: es sind Leute in bunten Trachten, roten weiten Hosen, blauen Jacken, Tücher um den Kopf gewickelt. Ah, es sind Redifs, eingezogene Reservisten!

Macht es das Dunkel, das trübe Wetter? Die Massen kommen so trostlos daher. Müde, schleppend ist ihr Schritt, gebeugt die Haltung. Fast wie ein Zug Gefangener ziehen

sie zwischen den begleitenden Unteroffizieren ihren Weg.

Dann kommen Reiter. Das Klappern der Hufe widerhallt in den menschenleeren Straßen. Reiter, Reiter, Reiter, endlos, wie vorhin der Zug des Fußvolks. Die Hufe klappern über das harte Pflaster, daß es sich anhört wie eine riesige Mühle.

Aber auch hier das gleiche Bild. Die Reiter hängen auf den Gäulen. Es sind kleine struppige Ponys, oft nicht größer als ein Esel oder Maultier. Eine bunte Gesellschaft hockt auf den schweren Sätteln, mit und ohne Flinten, in Mänteln, Tüchern, Burnussen. Seltsam, unwirklich, gespensterhaft wirkt das alles, wie eine nächtliche Vision.

Am Tage sah ich neue Scharen, das Bild war nicht besser. Am Bahnhof lagerten asiatische Truppen; sie schrien nach Brot.

Ich sah Truppen, die hinauszogen. Teilweise kamen sie gut daher, aber sie machten doch im ganzen einen wenig frischen, unlustigen Eindruck. Und diese merkwürdige Ungleichheit in den Altersklassen! Neben weißhaarigen gebeugten Greisen laufen junge, kaum ausgewachsene Burschen. Ich verstehe dies alles nicht. Ich suche einen Diener. Es laufen genug junge, kräftige Burschen herum, aber überall diese ängstliche Frage, ob sie denn dann zu den Soldaten müßten. Was bedeutet dies alles?

Konstantinopel, 24. 10. 12.

Man macht mir endlose Schwierigkeiten. Man ist sehr höflich und liebenswürdig zu mir — ich habe erstklassige Empfehlungen. Aber was nützt das alles? Ich habe das Gefühl, als wolle man mich hinhalten. Wenn es wirklich ungünstig um die Türken steht, so sollte man doch um jeden waffenfähigen Mann, um jeden geschulten Offizier froh sein, den das Ausland schickt.

Ich sprach heute mit verschiedenen Reformern. Niemand von ihnen durfte in die Front außer Lossow, Veith und Hochwächter, und die kamen auch mehr durch Zufall hinaus. Irgendein Pascha, mit dem sie liiert sind, nahm sie mit.

Es herrscht eine sonderbare Stimmung unter unsern Instruktionsoffizieren. Wir Neuankömmlinge werden etwas über die Achsel angesehen, und unser Vorhaben, in die Front zu gehen, wird belächelt. Nun, wir werden ja sehen. Ein Teil der Herren ist sehr verstimmt; andre scheinen nicht so unbedingt darauf zu brennen, an den Feind zu kommen.

Ich komme wieder einmal vom Seraskierat. Wieder nichts als leere Versprechungen! Es ist zum Verzweifeln! Allein ich hoffe, es wird doch gehen. Ich habe Empfehlungen an einflußreiche Paschas; einige sind noch hier. Vorhin sprach ich Sadoullah Bey, ein Mitglied des Staatsrats, der höchsten Körperschaft im Osmanischen Reich. Er zieht als einfacher Soldat in den Krieg. Es steckt doch Begeisterung und Patriotismus in dem Volke; man merkt es nur nicht. Wir verstehen bloß nicht die Art des Orientalen, daher die falschen Urteile. Viele Paschas ziehen als Gemeine in den Krieg, auch kaiserliche Prinzen. Wer ein Automobil hat, stellt dieses zur Verfügung. Die alten Leute in den Regimentern sind Freiwillige, erklärte mir Sadoullah. Siebzigjährige sind darunter; man kann sie nicht abweisen. Vielfach haben sie schon gegen die Russen und gegen die Griechen gekämpft, gegen Albanesen und Araber. Viele tragen noch Kugeln von früheren Kriegen im Leibe. Wunden und Alter halten sie nicht ab, für ihren Glauben zu streiten. Auch Sadoullah Bey hat schon angegraute Schläfen.

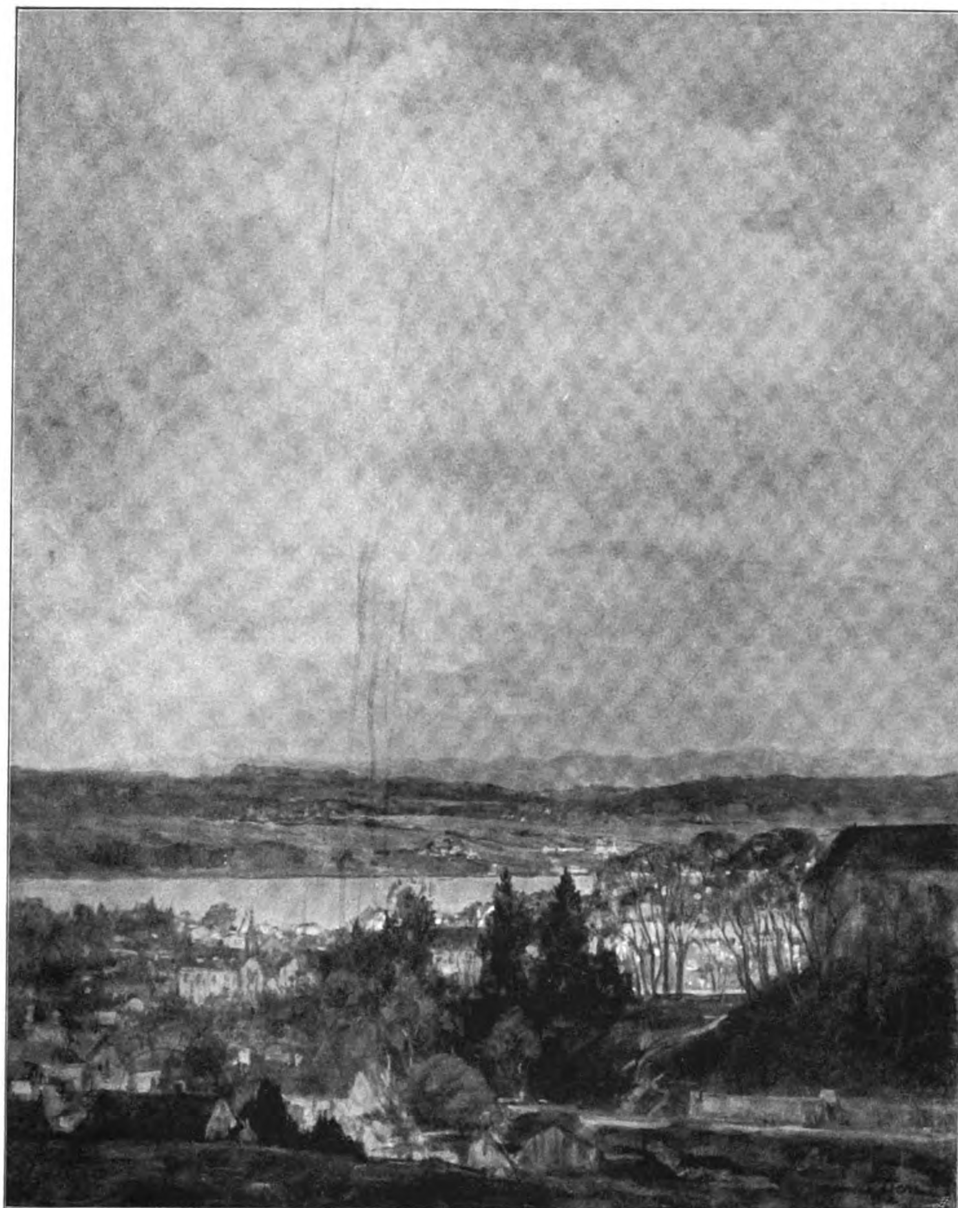
Von meinen neuen Freunden höre ich, daß wir bei Kirk-Kilisse eine kleine Schlappe erlitten haben. Aber die Gerüchte von einer großen Niederlage sind unwahr, maßlos übertrieben.

„Die Bulgaren sind uns noch zu sehr überlegen," sagte Asis Pascha, der heute zum Hauptquartier abreist. „Wir müssen uns noch in der Defensive halten. In acht Tagen ist unsre Mobilisation beendet. Dann werden Sie sehen, wie wir die Feinde vor uns hertreiben. Auf Wiedersehen in Sofia!"

Im Militärzug, 28. 10. 12.

Ich bin mit den Militärattachés hinausgefahren. Offiziell wollte man mir es nicht erlauben. „Allein, wenn Sie sich im Hauptquartier vorstellen wollen, es auf eigne Verantwortung tun?" Man zuckte die Achseln. Verantwortung scheint hier etwas zu sein, das man gern meidet und nach Möglichkeit auf einen andern abschiebt.

So habe ich mich selber zum türkischen Offizier ernannt. Niemand scheint sich darüber zu wundern, die türkischen Offiziere am wenigsten.



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Paul Thiem: Fernblick über den Starnberger See.

Es ist eine bunte Gesellschaft in unserm Zuge. Militärattachés, Korrespondenten, Prinzen, die als Kriegsfreiwillige hinausgehen, eine ganze Reihe attachierter Offiziere, dann ein Militärtransport, Telegraphentruppen, Infanterie, schwere Geschütze, Munition und Lebensmittel, alles mögliche durcheinander.

Die Prinzen machen keinen sehr militärischen Eindruck. Ihr kriegerischer Auszug mutet etwas operettenhaft an. Die Offiziere, größtenteils Generalstäbler, sind sehr gebildet und gewandt. Sie sprechen perfekt Deutsch und Französisch, scheinen überhaupt sehr europäisiert. Mir kommen jedoch langsam Bedenken, und sie machen mir etwas den Eindruck von Blendern. Die ganze Stimmung ist mir auch zu frivol für die ernste Zeit. Es wird Sekt getrunken. Abends halten wir lange auf truppenüberfüllten Stationen; da werden sorgfältig Türen und Fenster verschlossen und verhängt gehalten. Ich höre, daß es den Truppen an Lebensmitteln fehlt, da will man ihnen den Anblick prassender Offiziere ersparen. — Ich bewunderte die selbstbewußte, überlegene Art der jungtürkischen Offiziere. Ist es am Ende nicht etwa nur eine besondere Art von Prahlerei?

Tschorlu, 29. 10. 12.

Wir sind in Tschorlu, dem Hauptquartier. Das Durcheinander wird immer größer, Truppen aller Waffengattungen, Transporte, Munition, Lebensmittel, Geschütze, Schanzgerät, dann Verwundete, Flüchtlinge, Bauernweiber und Kinder bilden einen einzigen, unentwirrbaren Knäuel.

Es regnet, der Boden ist aufgeweicht; in der Nacht ist es bitter kalt. Die Truppen starren vor Schmutz, nicht alle haben Zelte.

Bewundernswert sind die Verwundeten. Ärzte und Verbandmittel am Verbandplatze reichen nicht aus. Geduldig warten sie, bis sie an die Reihe kommen; man hört keinen Schmerzenslaut, keine Klage. Es fehlt an Tragbahren. Die Verwundeten schleppen sich ohne Hilfe zum Bahnhof. Da liegen sie stunden- und tagelang, bis Platz in den Zügen wird, die nach Konstantinopel zurückfahren.

Überhaupt, der türkische Soldat wahrt seinen Ruf. Er ist entschieden ein gutes, williges Soldatenmaterial. Ich sprach mit verschiedenen. Es sind fast durchweg Anatolier. Der Militärdienst muß furchtbar auf diesem Lande lasten. Nur sieben Millionen Türken zählt man dort, und sie stellen den größten Teil der Truppen. Alle inneren Kriege und Aufstände im weiten türkischen Reiche, von denen man in Europa kaum etwas hört, wurden mit anatolischen Regimentern geführt. Sie sind die zuverlässigsten und willigsten Truppen. Jahrelang werden sie über die gesetzliche Dienstzeit hinaus unter den Fahnen gehalten; der Sold wird gar nicht oder nur mangelhaft ausbezahlt. Es ist ein hervorragendes Material, aber es fehlt an der Ausbildung. Die Offiziere unterscheiden sich im Aussehen kaum von der Mannschaft, ihre militärischen Kenntnisse scheinen gering. Wie stechen die modern ausgebildeten jungtürkischen Offiziere von ihnen ab! Das sind zwei verschiedene Welten.

Ähnlich ist es bei den Gemeinen. Die christlichen Elemente sind entschieden die gewandteren, intelligenteren; viele sprechen Französisch. Aber ob sie zuverlässig sind?

Es ist ein furchtbarer Wirrwarr. Niemand weiß recht, was los ist. Abdullah Pascha mit dem Armeeoberkommando hat in der Kavalleriekaserne von Tschorlu sein Hauptquartier aufgeschlagen; man bekommt ihn nicht zu Gesicht.

Ständig donnern die Kanonen. Truppen kommen zurück; man redet von Aufnahmestellungen, Befestigung der Höhenzüge. Nichts geschieht.

Im Militärzug, 30. 10. 12.

Die Militärattachés sind wieder abgedampft, angeblich nach Visa an den rechten Flügel. Ich glaube, man will sie nicht so nahe an der Front haben. Ich wollte nicht wieder zurück. Sie waren noch nicht fort, da traf ein Zug mit dem 4. Infanterieregiment von Konstantinopel her ein. Niemand weiß, warum es nicht schon längst in die Front abgegangen ist. Überhaupt steht in Konstantinopel noch unbegreiflich viel Militär. Es sind aktive Nizams; an denen ist Mangel in der Front. Man scheint allzuviele unausgebildete Redifs den Bulgaren entgegengestellt zu haben. Die Leute vom 4. sind stramme Kerle. Sie brennen darauf, an den Feind zu kommen. Vorteilhaft stechen sie von den hier biwakierenden verwahrlosten Truppen ab. Sie schwenken rote Fähnchen und antworten begeistert auf die Zurufe der Attachés. Der Zug hat

einen kurzen Aufenthalt hier. Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf. Rasch lasse ich Pferd und Gepäck umladen. Wie wir fertig sind, fährt der Zug an. Jetzt geht es mit den Vierern direkt gegen den Feind.

Tschongala, 1. 11. 12.

Seit gestern liege ich in der Front, bald hier, bald dort; niemand kümmert sich um mich.

Vor Baba Eski mußten wir den Zug verlassen. Die Strecke ist vom Regen unterwaschen, Baba Eski schon in den Händen des Feindes. Auf offener Strecke wurde ausparkiert. Rampen gab es nicht, die Pferde mußten springen. Mein Gaul kam zum Glück mit heilen Beinen davon. Die Kompagnien wurden, wie sie ausparkiert waren, regellos gegen den Feind geworfen. Es war am späten Nachmittag. Die Leute hatten seit dem gestrigen Abend nichts gegessen; allein wenn auch Zeit gewesen wäre, zum Essen war nichts da. Das ist überhaupt das Schlimmste: nichts zu essen, kaum Wasser.

Die Leute sind tapfer. Sie liegen tadellos im feindlichen Feuer. Mit bewundernswertem Gleichmut lassen sie die Schrapnelle vor sich und über sich krepieren. Aber was ihnen da zugemutet wird, ist einfach unerträglich; da müssen die Nerven versagen. Die Leute sind geschwächt, ausgemergelt bis aufs äußerste; sie schießen schlecht, regellos, vielfach ohne zu zielen. Es fehlt an der Feuerleitung; manche scheinen den Mechanismus des Gewehrs nicht zu kennen.

Auch fehlt es an Munition; die wenigen Munitionswagen kommen nicht vor. Von einem geregelten Ersatz keine Rede. Weit hinter der Front stehen Batterien und warten auf Befehl. Hier wären sie bitter not. Wir werden uns nicht mehr lange halten können. Die Truppen bröckeln langsam ab. Offiziere — es sind einzelne schneidige Kerle darunter — schießen die Weichenden nieder. Man schickt ihnen frische Kavallerie entgegen; umsonst!

Sinekli, 4. 11. 12.

Ein ganzes Heer auf voller Flucht, hemmungslos, regellos; durch Morast, Schlamm und Regen, in durchnäßten, zerrissenen Kleidern, ohne Nahrung, ohne Obdach. Trotz Auflösung aller Ordnung benehmen sich die Soldaten tadellos. Kein Versuch einer Plünderung, keine Gewalt gegen die Einwohner. Ich weiß nicht, was ich denken soll: ist diese Haltung der Truppen bewundernswerte Manneszucht und Disziplin oder elende Schwachheit und energielose Ergebenheit in das Schicksal? In den Dörfern sind noch Lebensmittel genug. Warum requiriert man nicht, nimmt mit Gewalt? Die Bedürfnisse des Heeres gehen doch vor!

Die Bauern sind Griechen und Bulgaren. Den mohammedanischen Soldaten weisen sie die Tür, die Christen nehmen sie auf. In allen Häusern hocken sie herum, vertauschen die Uniform mit dem Bauernkittel, desertieren massenhaft.

Hademköj, 12. 11. 12.

Das Wunderbare, kaum Glaubliche ist geschehen. Den Bulgaren steht wieder ein schlagfertiges Heer gegenüber. Mein Glaube, daß es nur an energischen Männern fehle, daß eine eiserne Faust die Truppen wieder gegen den Feind führen könne, scheint sich zu bewahrheiten. Allerdings sind, was hier in der Tschataldschalinie steht, zum größten Teil neue, frische Truppen. Die Transporte aus dem inneren Asien sind eingetroffen. Alle Völkerschaften dieses riesigen Reiches sind jetzt hier vertreten. Neben den Anatoliern sieht man jetzt Kurden, Lasen, Araber und Tscherkessen, mesopotamische und syrische Regimenter.

Sie scheinen frischer, widerstandsfähiger, unverbrauchter als die kleinasiatischen Truppen. Wilde, verwegene Kerle sind unter den Kurden und Tscherkessen. In Vorhutgefechten haben sie den Bulgaren schon böse zu schaffen gemacht. Vor wenig Tagen war ich mit zehn Tscherkessen auf Patrouille. Trotzdem wir gegenseitig unsre Sprache nicht verstanden, hätte ich mir keine besseren Leute wünschen können. Sie verstanden mich und folgten auf den Blick. Bei einer Schießerei mit bulgarischen Vortruppen, deren Stärke wir nicht kannten, bewährten sie sich tadellos.

Auch die Artillerie ist jetzt besser. Die neuen Truppen können besser mit den modernen Geschützen umgehen. Deutsche Offiziere haben sie aufgestellt und eingegraben.

Hätte man nur mehr von ihnen hinausgelassen! Unbegreiflich ist mir diese plötzliche feindselige Kälte. Im Volk, beim gemeinen Mann hat der „Aleman" noch einen guten Klang. Mein Empfehlungsschreiben von der Goltz-Paschas wirkt da Wunder. Aus mancher schwierigen Situation hat es

mich herausgezogen. In den höheren Ständen verfängt es nicht. Ist Algeciras oder Tripolis die Ursache? Allerdings scheint man anderseits auch merkwürdige Ansichten über Deutschland und die Großmächte zu haben, als hätten diese die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, der Türkei zu helfen. Dieses kleinmütige Schielen nach der Hilfe der Großmächte und das demütige Bitten und Betteln um Intervention kontrastiert seltsam mit der anfänglichen Überhebung der Jungtürken. Die sonderbarsten Ansichten kann man da im Gespräch mit türkischen Offizieren hören. Unsre Politik scheint freilich viel schuld zu haben. Das vielbewunderte Wirken Marschalls erscheint einem hier in wesentlich anderm Lichte.

Muhmond Pascha, 17. 11. 12.

Die Sache der Türken ist hoffnungslos. Was Ausdauer, Mäßigkeit, Mut und Improvisationstalent gutmachen, das verderben wieder Sorglosigkeit, Schlamperei und bodenloser Leichtsinn. Wie viele Posten habe ich schon schlafend angetroffen, wenn sie es nicht vorzogen, sich überhaupt zu entfernen! Neulich ist die „Hamidie“ von einem bulgarischen Torpedoboot gerammt worden, weil die ganze Besatzung schlief. Man hat sie nach Konstantinopel schleppen müssen. Das bedeutet einen großen Verlust für uns.

Muhmond Pascha, 18. 11. 12.

Die Cholera ist ausgebrochen. Mich wundert nur, daß es nicht früher geschah. Die hygienischen Zustände sind unerhört. Menschenmassen sind auf engstem Raum zusammengepfercht; Pferdekadaver und Exkremente verderben die Wasserstellen. Von einer hygienischen Fürsorge ist nicht das Mindeste, Selbstverständlichste zu merken. Die Ärzte sind zu einem großen Teil Griechen; übermäßigen Eifers für die osmanische Sache sind sie also nicht verdächtig. Es sind wohl auch zu wenige, zu junge und unerfahrene.

An Desinfektionsmitteln fehlt es nicht. Die Türkei war mit allem Kriegsbedarf gut, ja verschwenderisch ausgestattet. Allein, wie im Gefecht nichts am rechten Platze war, wie die Aeroplane verbrannt werden mußten, weil man sie nicht transportieren konnte, wie die Telephon- und Telegraphenapparate verdarben, weil man nicht mit ihnen umgehen konnte, so ist auch medizinischer Bedarf nicht zur Stelle.

Ahmed Pascha, 19. 11. 12.

Die Leute sterben massenhaft; bei meinem Regiment waren's heute über hundert neue Fälle. Niemand kümmert sich um sie. Die Kranken schleppen sich zurück, die Toten verscharrt man notdürftig.

Dabei wird in der Front heftig gekämpft. Die Bulgaren versuchten mit dem Bajonett unsre Stellungen zu stürmen.

Vorn der Feind, hinten die Seuche, schlechte Unterkunft, ungenügende Verpflegung, und keine Rebellion, keine Meuterei unter den Truppen! Vielfach fassen die Offiziere sehr scharf, nach unsern Begriffen allzu schneidig, zu. Die Peitsche spielt da keine kleine Rolle. Ich werde noch immer nicht recht klug aus diesem Volk und seinen Führern. Aber ich habe doch wenig Hoffnung mehr. Alles scheint morsch und faul, die höheren Schichten verkommen und degeneriert, das Volk stumpf und ausgepreßt.

Ich war vor einigen Tagen in Konstantinopel, um mich neu zu equipieren. Es war dort dasselbe Bild wie bei meiner Ankunft. Alles geht gelassen seinen Gang. Im Tokatlian-Café politisieren jungtürkische Offiziere und Politiker nach wie vor, man macht kleine Putsche und Revolutionen; das Volk hat an dem allen keinen Anteil. Hodschas suchen hier und da die ungebildeten Massen zu fanatisieren. Mit wenig Erfolg. Auch zum Heer hat man einige Hundert Hodschas und Softas geschickt, um den Mut der Truppen zu entflammen.

Der heilige Krieg ist ein Phantom geworden, ein kraftloses Gespenst, das keine kleinen Kinder mehr schreckt.

Fremde Kriegsschiffe liegen in Massen vor Pera und Stambul. Matrosendetachements sind gelandet. Ich glaube, man hätte sie ruhig zu Hause lassen können. Der europäische Islam hat weder Kraft noch Fanatismus mehr für Christenmassakers.

Ahmed Pascha, 20. 11. 12.

Die Seuche nimmt immer noch zu. Man hat nicht Hände genug, die Toten zu bestatten. Die ganze Tätigkeit der Ärzte besteht darin, daß sie Chlorkalk auf die Toten streuen. Sie nehmen sich nicht die Zeit, zu untersuchen, ob die Gefallenen auch wirklich tot sind. Dann brennt das scharfe Desinfektionsmittel den noch Lebenden die Augen aus.

Ahmed Pascha, 21. 11. 12.

Mein Magen ist durch die unregelmäßige Ernährung in den letzten Tagen völlig ruiniert. Auf hartnäckige Verstopfung folgen plötzlich entsetzliche Diarrhöen. Cholera? Ich esse an Opiaten, was ich habe. Es nützt nichts. Einen Arzt mag ich nicht fragen; ich will nicht in das Konzentrationslager der Verdächtigen kommen; aus dem gibt es kein Entrinnen. Man schafft jetzt zu Tausenden und Zehntausenden Tote, Kranke und Verdächtige nach rückwärts, nach San Stefano und Makrikoi.

Ich will nach Stambul reiten. — Nein, nein, es braucht ja keine Cholera zu sein, es kann Dysenterie sein. Sicher ist es Dysenterie! Aber besser ist besser. Es geht noch ganz gut. Nur diese schneidenden Schmerzen, dieses ständige Erbrechen; mit explosiver Gewalt entleeren sich die Därme.

Tatschalik, 23. 11. 12.

Es geht nicht mehr, ich kann nicht mehr reiten. Ganz allein liege ich hier. Einem verwundeten Flüchtling gab ich mein Pferd, all mein Geld. Er soll einen Ochsenkarren holen. Einen Och—sen—kar—ren.

— Er kommt nicht.

Ich kann nicht mehr — — — ich schreie. Niemand hört mich.

Altersweisheit

Wenn man so über Achtzig tut zählen,
Kann wohl die Frage auch nicht fehlen:
Geht's nun ins Nichts oder ins Himmelreich?
Man soll nicht sagen, es gilt mir gleich,
Denn diese Frage ist so alt wie die Welt
Und wird bis zum Jüngsten Tage gestellt.
Aber wozu mit der Antwort sich quälen?
Früher war deshalb der Tod ein Grauen —
Und den Vorteil hatten die Schlauen.

Soviel scheint sicher: wir sollen's nicht wissen!
Daß man der Frage sich hat beflissen,
War gut — nur, wenn Gewisse sich brüsten
Und so tun, als wenn einzig sie's wüßten,
Wenn sie wuchern mit heiligem Hoffen,
Dann heißt's: Haltet die Augen offen!

Blickt in die Welt, die wir kennen dürfen!
Seht die herrlichen Täler und Höh'n,
Seht die Frauen, so hold und schön,
Wort und Gebild und lieblich Getön,
Das ihr dürft mit den Sinnen schlürfen.
Gibt's nicht zu schaffen in jedem Kreise?
Nicht zu wirken nach allerlei Weise? —
Also abwarten! Und unterdessen
Zugreifen, wo die Freude geboten,
Nur nie das Maß und den Takt vergessen!

Adolf Glaser



Phot. Deiß, München.

Emil Adam: Baron F. von Breidbach-Bürresheim.



Arbeiten im Garten. (Wickersdorf.)

Das Landerziehungsheim

Von Dr. Everhard Schmidt (Holzminden)

Das Landerziehungsheim ist in dem modernen Schulleben des Deutschen Reiches ein fester Begriff geworden. In der Allgemeinheit dagegen ist die Vorstellung von ihm noch reichlich unklar und beschränkt sich auf Äußerlichkeiten. Man hat wohl hier und da ein paar rote oder blaue Tellermützen auftauchen sehen, hat sich von der Eisenbahn durch eine angenehme Landschaft an großen Häuserkomplexen, an Villengruppen und neuzeitlich ausgebauten Schlössern vorbeiführen und sich sagen lassen, das sei ein Landerziehungsheim, hat wohl auch in der Tagespresse eine theoretische Erörterung oder eine Polemik gelesen, ohne daß aber diese oberflächlichen Kenntnisse sich zu einem klar umrissenen Bilde vereinigten. Es ist daher eine dankbare Aufgabe, an dieser Stelle einem größeren Kreise das „Landerziehungsheim" und seine Verwandten vorstellen zu dürfen. Für ihre theoretische Seite und ihre Stellung in der Schulreformbewegung sei auf den wertvollen Beitrag von Elias: „Pädagogische Reformbestrebungen" (im Oktoberheft 1912 dieser Zeitschrift) hingewiesen. Hier soll gezeigt werden, wie im Landerziehungsheim gelebt und gearbeitet wird.

Vorausgeschickt sei, daß es jetzt in Deutschland acht Erziehungsheime gibt, deren Betrieb dem hier gezeichneten Bilde im wesentlichen entspricht. Es sind dies zunächst die drei „Deutschen Landerziehungsheime" (D. L. E. H.) des Dr. Hermann Lietz in Ilsenburg, Haubinda in Thüringen und Bieberstein in der Rhön, die dieser Ende der neunziger Jahre ins Leben rief, in Anlehnung an das in Abbotsholme in England schon länger bestehende Heim des Dr. Reddie. Lietz hat für Deutschland das unbestreitbare Verdienst des Gründers und hat für weitere Heime den Boden bereitet. Zu diesen gehört auch das Mädchen-Landerziehungsheim in Gaienhofen am Untersee sowie das am jenseitigen Ufer liegende schweizerische Landerziehungsheim Schloß Glarisegg. Beide sind in enger Fühlung mit den D. L. E. H. begründet. Am Solling bei Holzminden hat seit drei Jahren das „Landschulheim" seine Stätte gefunden, das, wesentliche und bewährte Einrichtungen der Lietzischen Landerziehungsheime kopierend, doch in manchem über diese

hinausweist. Weiter von Lietz hinweg weisen die Wege der „Freien Schulgemeinde“ in Wickersdorf, hoch oben im Thüringer Wald. Sie steht theoretisch wenigstens auf einem andern Boden als die D. L. E. H. Doch rechtfertigt es sich, sie im Zusammenhange mit diesen zu nennen, da sie ohne Lietzens bahnbrechendes Vorgehen schwerlich zum Leben erweckt worden wäre. Ihre Gründer sind in den Landerziehungsheimen tätig gewesen und haben die wesentlichen Züge der Tagesarbeit diesen entlehnt. Das gleiche gilt für die Odenwaldschule in Oberhambach bei Heppenheim. Reine Landerziehungsheime sind dann wieder das märkische Sieversdorf und Schondorf am Ammersee. An demselben See, in Breitbrunn, besteht seit einiger Zeit auch ein Landerziehungsheim für Mädchen.

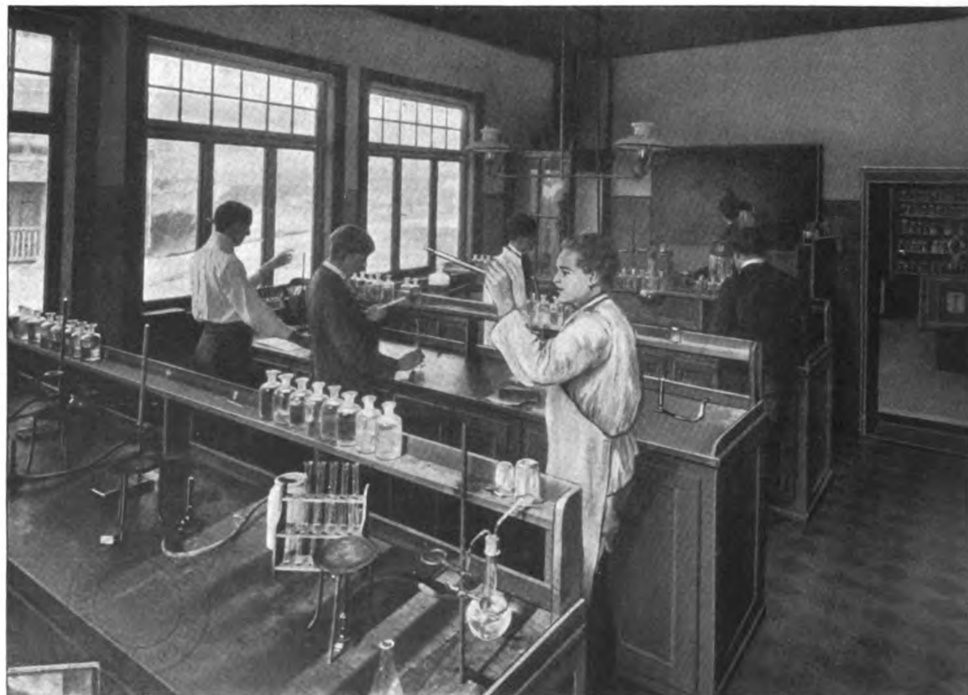
Wir treten nun in das Tagesleben eines solchen Schulheims ein, und zwar an der Hand des nachstehenden Tagesplanes des „Landschulheims Am Solling“. Ihm gleichen die Tageseinteilungen der andern genannten Schulen in den Grundzügen, aus dem gleichen Bedürfnis heraus, den Tag möglichst vielseitig zu nützen. In den Einzelheiten finden sich selbstverständlich aus örtlichen, seltener aus inneren und sachlichen Gründen allerlei Abweichungen.

Tagesplan

(Sommerhalbjahr).

6^{00}	Aufstehen.
6^{15}	Dauerlauf.
6^{45}	Morgenimbiß (Kakao, Brötchen, Eingemachtes).
7^{00}— 7^{45}	1. Unterrichtsstunde.
7^{45}— 8^{00}	Bettmachen.
8^{00}— 8^{45}	2. Unterrichtsstunde.
8^{45}— 9^{15}	Frühstück (Milch, Kakao, Hafergrützbrei, Butterschnitten).
9^{15}—10^{00}	3. Unterrichtsstunde.
10^{00}—10^{30}	Freiübungen oder Luftbad.
10^{30}—11^{15}	4. Unterrichtsstunde.
11^{30}—12^{15}	5. Unterrichtsstunde für die Klassen von Unter-Tertia aufwärts, für die unteren Klassen Freizeit.
12^{15}—12^{45}	Schuhputzen und Händewaschen.
12^{45}	Mittagessen (Suppe, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Obst oder süße Speise. Einmal in der Woche wird nur vegetarisch gespeist).
2^{00}—4^{00}	Zeichnen, Malen und Modellieren für die eine Abteilung, Außenarbeit, Tischlerei für die andern.

Der Mittwoch- und Sonnabendnachmittag bleibt bis zur Arbeitsstunde um 5 Uhr frei für selbständige Beschäftigung, Spiel und Wanderung.



Chemisches Praktikum. (Wickersdorf.)



Morgensprache. (Wickersdorf.)

4^{00} Vesper (Kakao und Brötchen).
$4^{15}-5^{00}$ Turnspiele, Geräteturnen, militärische Übungen.
$5^{00}-6^{30}$ Arbeitsstunde, für die Kleineren bis 6^{15}. Die Arbeiten werden in den unteren Klassen unter Beaufsichtigung hergestellt.
6^{45} Abendessen (Milch und Butterbrot, dazu entweder Aufschnitt, Fisch, Käse, oder eine warme Milch- oder Mehlspeise).
Nach dem Abendessen Spiele im Freien, Vorlesen oder Musikvortrag.
8^{00} oder 8^{30} Bettgehen.

Im Winter verschiebt sich der Tagesplan infolge späteren Aufstehens um eine halbe Stunde.

Der Laie wird zunächst stutzen über das Vielerlei, daß ihm dieser Tagesplan zeigt, den bunten Wechsel von körperlicher und geistiger Betätigung, überhaupt über vieles Neue und Eigenartige, was hier unter den Begriff „Schule“ fällt, bis er entdeckt, wie sich alle diese Tätigkeiten ergänzen, eine die andre bedingt, wie ein ursächlicher Zusammenhang die Tagesarbeit leitet.

Schon der frühe Morgen beginnt mit einer dem gewöhnlichen Sterblichen gewiß ungewohnten Handlung, dem Dauerlauf. Bald nach dem Wecken treffen sich Schüler und Lehrer vor dem Hause und eilen in kleinen Gruppen in halbstündigem Laufe durch Feld und Wald. Diese körperliche Bewegung treibt frische Luft in die Lungen und den Schlaf aus den Augen. Sie dient nicht dem sportlichen Training, wenn sich auch die Leistungen stufenweise steigern, so daß ein Neuling den Lauf mit einem älteren Heimbürger bald als aussichtslos aufgeben wird. Dieser frische Auftakt gibt dann der Arbeit des ganzen Tages das Gepräge.

Der Vormittag ist der Lernarbeit gewidmet; es folgen 4—5 Unterrichtsstunden, d. h. Kurzstunden von je 45 Minuten Dauer, die eine Ermüdung weniger leicht aufkommen lassen. Sie sind durch reichliche und zweckmäßig ausgefüllte Pausen getrennt. In die zweite Pause fällt das Hauptfrühstück, das wohl in allen Heimen unter dem Zeichen des muskelstärkenden „Porridge“ steht. Das Luftbad in der Hauptpause, vereint mit körperlicher Bewegung durch Laufen und Spiele, dient wiederum zur Belebung und zur Frischhaltung des Körpers für die letzten Unterrichtsstunden. Auch diese können daher noch gründlich ausgenutzt werden, und man ist



Erdarbeiten. (Wickersdorf.)

dadurch in der Lage, den Nachmittag von jeglichem geistigen Unterricht freizuhalten. Der Unterricht selbst richtet sich in der Stoffverteilung und dem Lehrplan meistens nach den für die Oberrealschulen gültigen Bestimmungen. Neuere Sprachen und Naturwissenschaften geben ihm das Gepräge, doch behauptet zwischen ihnen die eigentliche „Kulturkunde" (Deutsch—Geschichte—Erdkunde) einen beherrschenden Platz. Die Methode des Unterrichts wird dadurch bestimmt, daß die Schülerzahl der einzelnen Klassen aus prinzipiellen Gründen die Zahl 10 nirgend wesentlich überschreitet. Die leichte Möglichkeit, in dieser kleinen Schar auf den Einzelnen einzugehen und ihn zu munterer Mitarbeit heranzuziehen, belebt den Unterricht sehr und fördert ihn im Sinne der „Arbeitsschule". Dieser Grundforderung, geistigen Besitz selbständig zu erarbeiten, wird durch Studienstunden und Studientage entgegengekommen. In dieser Richtung am weitesten vorgeschritten ist die Odenwaldschule. Hier ist auch die alte Klasseneinteilung fallen gelassen; die Kinder werden ohne Rücksicht auf ihr Alter nur nach ihrer Begabung für das einzelne Fach in Fachgruppen eingeteilt. Sie treffen sich auch nicht mehr in Klassen, sondern in Fachzimmern, in denen alle notwendigen Lehrmittel, wie Bücher, Karten, Bilder, vereinigt und schnell zum Gebrauch bereit sind.

Der Nachmittag enthält als notwendiges Gegengewicht gegen die geistige Tätigkeit am Vormittag die praktische Arbeit. Ihr wichtigster Bestandteil ist die Außenarbeit, vornehmlich Gartenbau. Die meisten der genannten Schulen, zumal die Lietzischen Heime, sind mit mehr oder weniger großen landwirtschaftlichen Betrieben verbunden, in die die Kinder nach Maßgabe ihrer Kräfte und ihrer Zeit tätig helfend mit eingreifen. Diese Beschäftigung verbindet Aufenthalt in frischer Luft, körperliche Bewegung mit dem wichtigsten Dritten, durch eigner Hände Arbeit etwas zu gestalten, durch Tätigkeit zu lernen. Manches Kind lernt es, wie ein Landwirt sich um sein Stück Land, sein kleines Beet zu sorgen und in sich ein Naturgefühl großzuziehen, das verhütet, später die Stadt als das allein Seligmachende zu betrachten. Liegt doch auch in der Bezeichnung Landerziehungsheim eine bewußte Abkehr von der großen Stadt.

Im Vergleich hierzu mechanischer ist die Tätigkeit in der Tischlerei und der neuerdings einigen Heimen angegliederten Schlosser-

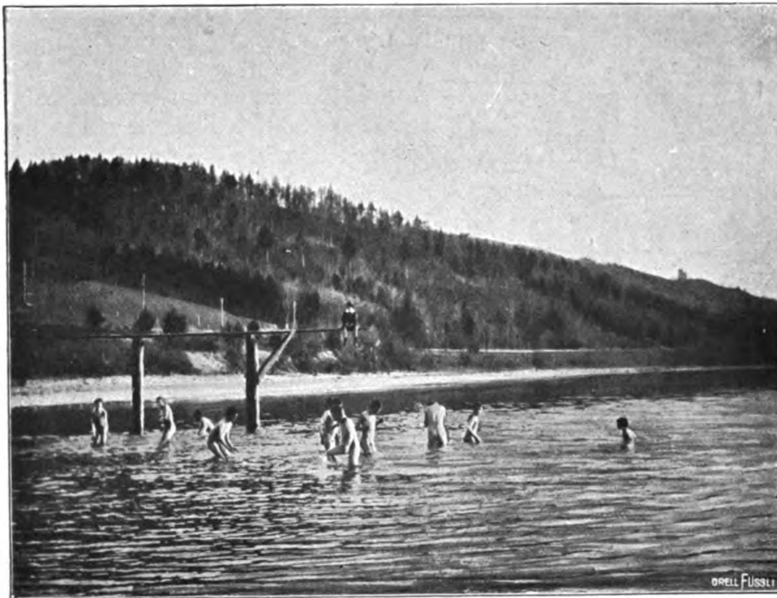
werkstätte. Hier werden Bilder gerahmt, Schränke gezimmert, hier wird gehobelt, geklebt und gefeilt, und zumal vor Weihnachten, wenn es gilt, für die Angehörigen zu Hause selbstverfertigte Geschenke mitzubringen, ist der Andrang oft beängstigend. Über manche Unvollkommenheit an den kleinen Kunstwerken hilft die Freude hinweg, durch eignes Nachdenken und Fleiß etwas Greifbares gebildet zu haben. In das Gebiet der praktischen Arbeit gehört es auch, daß die Heimbürger ihre Betten selbst machen, auch die Schuhe eigenhändig putzen, beides wertvoll für die Erziehung zur Selbständigkeit in kleinen Äußerlichkeiten.



Heuen. (Glarisegg.)

Ein Teil des Nachmittags wird ferner verwandt für das Turnen, für Turnspiele und Sport. Er umfaßt im wesentlichen das Fußball-, Hockey- und Tennisspiel, die im Winter durch ausgedehnten Wintersport abgelöst werden. Der ganze Sportbetrieb hat nicht die Absicht, besonders auffallende Leistungen zu erzielen oder gar Rekordmannschaften, wie etwa in England, herauszubilden. Er steht vielmehr im Dienste der allseitigen Ausbildung des Körpers, und, was nicht weniger wichtig ist, er erprobt die Leistungsfähigkeit und den Mut des Einzelnen und stachelt den Ehrgeiz.

Die späteren Nachmittagsstunden sind wieder geistiger Arbeit gewidmet, nämlich der Vorbereitung für den Unterricht des kommenden Tages. Die Zeit dazu ist nicht allzu reichlich bemessen; um sie voll zu nützen, arbeiten daher die kleineren Schüler meist unter Aufsicht, die man bei den älteren deren eignem Pflichtgefühl überläßt. Mit dieser „Arbeitsstunde" endet der an Beschäftigung so reiche Tag im Landerziehungsheim. Ihn auch künstlerisch abzurunden und zu beschließen, ist der Zweck der nach dem Abendessen stattfindenden „Kapelle" oder „Abendsprache" (so genannt in Wickersdorf). Sie dient



Baden im See. (Glarisegg.)



Landschulheim am Solling (Unterhaus).

dazu, noch der Organisation der Heimbürger kurz zu gedenken.

Jedes Heim beherbergt durchschnittlich sechzig bis achtzig Kinder. Diese sind zu je acht bis zehn in einzelne Gruppen, die „Familien“, eingeteilt, denen ein Lehrer als „Familienvater“ vorsteht. Auch räumlich tritt die Familie in die Erscheinung, da — wie im Landschulheim — ihre Schlaf- und Spielzimmer beisammen und den Zimmern des Familienvaters benachbart liegen. Dieser beeinflußt seine kleinen Freunde im Sinne der charakterlichen Erziehung, überwacht ihre Entwicklung und pflegt die Verbindung mit ihren Eltern, ist ihr Vertrauter und Berater in jeder Frage ihres Heimlebens. Bei größeren Schülern wandelt sich dies Verhältnis in eine Art Kameradschaft, in der der Lehrer eher eine gleich- als übergeordnete Stellung einnimmt. Familie und Kameradschaft sind die Grundlage der Organisation des Landerziehungsheims. Sie findet darüber hinaus ihren Ausdruck in dem „Öffentlichen Abend“ („Landgemeinde“ in Glarisegg, „Schulgemeinde“ in Wickersdorf), an dem von den Schülern in parlamentarischer Form Anträge gestellt werden über alle möglichen Fragen des Heimlebens, wo Beschlüsse gefaßt werden, doch immer so, daß die Autorität der höchsten Instanz, des Direktors und der Lehrerschaft, gewahrt bleibt. Aber auch in dieser gemäßigten Form bildet die Schulverfassung ein äußerst belebendes Element; sie weckt in den Schülern viele Interessen und stärkt das Gefühl der Gemeinsamkeit. Diese Organisation ist in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, wie schon deren Name besagt, am höchsten entwickelt. Hier bildet sie nicht nur einen Bestandteil des Heimlebens, sondern überhaupt die Grundlage, auf der die Schule sich aufbaut.

der Sammlung, der Konzentration auf ein gutes Buch, das in gemütlichem Kreise vorgelesen wird, oder auf die Musik. Doch ist ihre Form wie ihr Inhalt nicht in allen Heimen gleich. So bilden sich dort, wo ältere Schüler vorhanden sind, kleinere Interessengruppen, die in zwanglosem Kreise mit einem gleichgesinnten Erzieher Fragen aus der Literatur, der bildenden Kunst besprechen oder die Musik pflegen. Einmal in der Woche gibt es auch einen gemütlichen Abend, der zu geselligen Spielen aller Art verwandt wird. Er heißt auch Familien- oder Kameradschaftsabend, weil an diesem Abend die einzelnen Gruppen, die Familie oder die Kameradschaft, unter sich sind. Diese Namen führen uns



Gartenbau. (Landschulheim.)

Das engste Band um Familie und Kameradschaft schließen die alljährlich zweimal statt-

findenden Wanderungen. Zu Pfingsten und im Herbst schwärmen die Heimbürger aus ihren Pforten und zerstreuen sich in kleinen Gruppen gemeinsam mit einem ihrer Erzieher über die verschiedenen, landschaftlich wie kulturell wertvollen Gegenden Deutschlands. Während bei den jüngeren Kindern mehr touristische Zwecke den Plan der Wanderung bestimmen, lassen sich für die älteren Schüler die durchwanderten Landschaften schon mehr wissenschaftlich ausbeuten. Die politische Geschichte wie die der Kultur, die Naturwissenschaften und nicht zuletzt die Geographie und Geologie, sie alle verlieren ihre blasse Schulstubenfarbe, sie werden in Einzelbildern sichtbar und bleiben den Kindern plastisch in Erinnerung. Wesentlich ist, daß diese Wanderungen nur mit geringen Mitteln unternommen werden. Die Kinder müssen oft mit bescheidenem Nachtlager und dem einfachsten Essen vorliebnehmen; sie lernen es, sich auch in solchen Lagen zurechtzufinden.


Wanderung. (Landschulheim.)

Hierbei sei bemerkt, daß auch die Heime selbst bei aller Gediegenheit und unter Berücksichtigung aller hygienischen Forderungen doch verhältnismäßig einfach eingerichtet sind. Dabei ist Wert darauf gelegt, bei allen Einrichtungsgegenständen die Dauerhaftigkeit, die ja bei Kindern das Gebotene ist, mit gefälliger Form zu vereinen. Schlafsäle gibt es nicht, die Kinder hausen meistens zu dritt in einem Raum. Dazu haben sie noch eigne Spielzimmer zur Beschäftigung an den Sonntagen und an ihren freien Nachmittagen.

Wo Knaben und Mädchen gemeinsam erzogen werden, gibt es auch besondere Mädchenhäuser. Im übrigen sind die Knaben und Mädchen den ganzen Tag hindurch zur gleichen Arbeit vereint. Auch gibt es kein freundlicheres Bild, als Mädchen und Jungen in bunter Folge an den Familientischen gruppiert zu sehen. Die Koedukation fordert zugleich eine stärkere Heranziehung auch von weiblichen Lehrkräften. Die natürlichste Gemeinschaft einer großen gleichstrebenden Familie kommt dadurch zustande, und das Wort „Heim" erhält seinen wahren Wert. Heime dagegen, die nur einem der Geschlechter dienen, können leicht an starre Internate und Pensionate alten Stils erinnern.

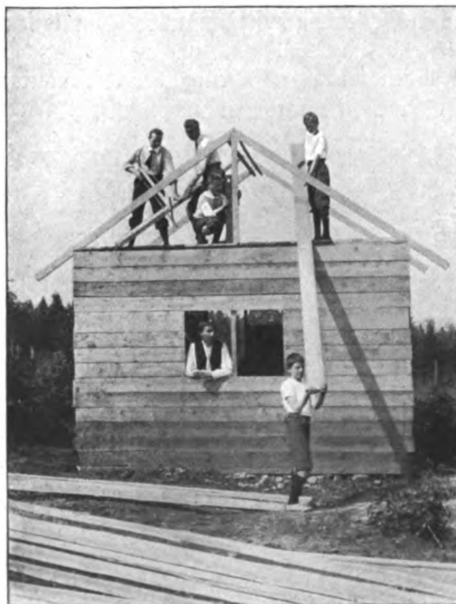
Die Koedukation ist in vorbildlicher Weise durchgeführt in der „Odenwaldschule" und in der „Freien Schulgemeinde". Auch die Lietzischen Landerziehungsheime und das „Landschulheim" stehen grundsätzlich auf dem Boden der Koedukation, doch ist bei den Lietzischen Anstalten der Zuzug weiblicher Zöglinge noch zu schwach, um die guten Erfolge der gemeinsamen Erziehung wirksam werden zu lassen, während im Landschulheim aus technischen Gründen die Durchführung der Koedukation erst in absehbarer Zeit möglich sein wird.


Abkochen auf der Wanderung. (Landschulheim.)



Mit Maschinengewehr im Gefecht. (Landschulheim.)

Wie regelt sich nun, mag man fragen, die gemeinsame Arbeit und der wechselseitige Verkehr einer solchen Gemeinschaft, wie sie das „Landerziehungsheim" ist? Nun, da ist zu sagen, daß es Gesetze nicht gibt; der „Glaube an die Jugend", um das schöne Wort des Wickersdorfer Programms zu gebrauchen, ist der Boden, auf dem der Erzieher im Heime wurzelt. Keine geschriebenen Gesetze und Vorschriften, keine Hausordnung engen das ungebundene Jugendleben ein. Freiheit im reinsten Sinne genießen hier die Kinder, eben weil man ihnen vertraut und sie nicht mißtrauisch und argwöhnisch beaufsichtigt. Die Freiheit artet aber nicht in Willkür und Anarchie aus, sie ist gedämpft durch die Rücksicht auf die Ehre des Heims und auf den Erzieher, und zwar keine Rücksicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus innerer Anständigkeit. Durchaus nicht jeder Heimbürger weiß sich in dieser Freiheit zurechtzufinden. Überhaupt wird für die Mehrzahl der Kinder eine strengere Disziplin, wie sie die Staatsschule oder ältere Erziehungsanstalten in der Art Schnepfenthals oder Schulpfortas gewährleisten, das



Hüttenbau. (Landschulheim.)

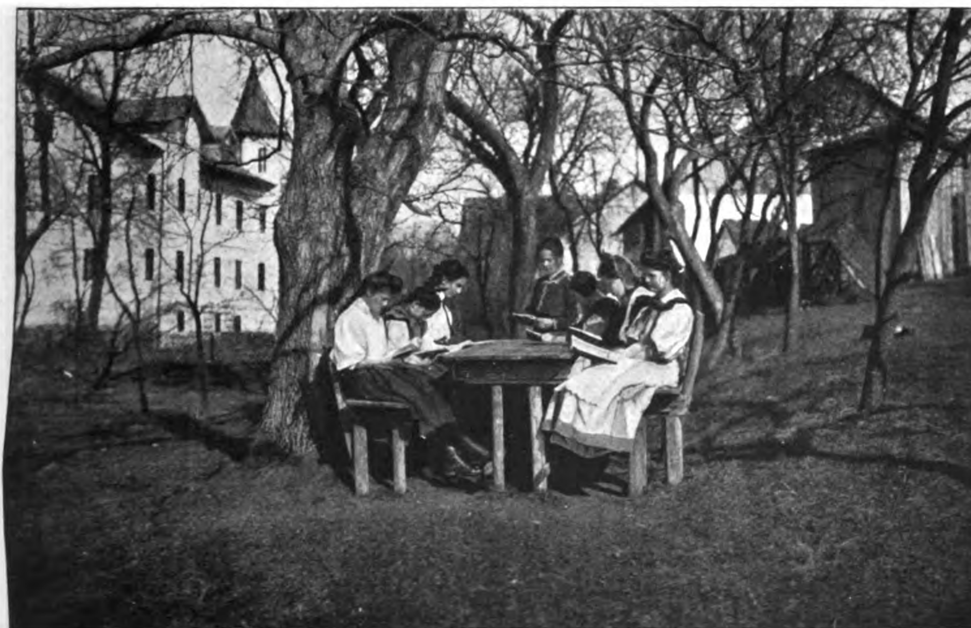
Gegebene sein. Aber diese Mehrzahl will das „Landerziehungsheim" auch gar nicht haben. Es hat nicht den Ehrgeiz, dieser Art von Schulen Konkurrenz zu machen, sondern will neben ihnen eine besondere Aufgabe erfüllen.

Man betrachtet in Deutschland die Staatsschule so sehr als Norm, daß jedes Abweichen von ihr als anormal, und zwar als anormal in schlechtem Sinne, gedeutet wird. Aus diesem Vorurteil heraus stellt man selbst in gebildeten Kreisen Deutschlands die Landerziehungsheime und ihre Verwandten in eine Reihe mit den „Pressen", glaubt nicht anders, als daß sie nur der geistig und körperlich schwächlichen Jugend dienen wollen. Man vergißt dabei, daß es auch ein Anormal in gutem Sinne gibt, daß über das Durchschnittsmaß der Staatsschule hinaus entwicklungsfähige Kinder leben. Diese zu sammeln, vor dem Massenbetrieb der Staatsschule zu bewahren und zu einem höheren Menschentum heranzubilden als eine über der Masse stehende Auslese, ist eine Forderung, der gerade das „Landerziehungsheim" gerecht werden will, nicht aber ist es sein Ehrgeiz, den Abfall der Staatsschulen zu sammeln und durch intensive Lernarbeit zu einem mäßigen Durchschnitt zuzustutzen. Von diesem Ideal ist das tatsächliche Bild aus dem Grunde noch ziemlich weit entfernt, weil nur wenige Heime in der Lage sind, unter ihren Schülern eine Vorlese zu halten. Die meisten sind aus wirtschaftlichen Gründen genötigt, zu nehmen, was vermögende Eltern ihnen anbieten. Manches ungeeignete Kind läuft da mit unter, und dadurch werden

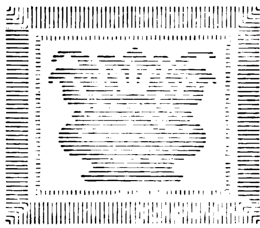


Keulenschwingen. (Breitbrunn am Ammersee.)

nur zu leicht die wahren Zwecke des „Landerziehungsheims“ verschleiert. Aber mit der zunehmenden wirtschaftlichen Sicherheit wächst auch die Möglichkeit, würdige und begabte Kinder weniger bemittelter Kreise der Segnungen der Landschulheimerziehung teilhaftig werden zu lassen. In diesem Sinne ist zu wünschen und zu hoffen, daß dem „Landerziehungsheim“ ein Verständnis entgegengebracht werde, wie es seine edlen Ziele und seine in erster Linie der Nation zugute kommende Kulturarbeit verdienen.



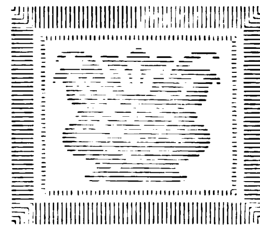
Lesestunde im Freien. (Breitbrunn am Ammersee.)



Auf stillem Wege

Roman von Else Höffer

I



Der mächtige weiße Schiffsleib der „Brioni" schob sich dicht an den Molo San Carlo heran mit einer eleganten, gleichsam anschmiegenden Beweglichkeit. Die Taue knirschten, und der Landungssteg fiel dröhnend auf das blanke Pflaster. Eine dichte Menschenfülle drängte sich auf dem Molo, Lastträger kreischten, Reisende hasteten, Neugierige gafften. Ein buntes Gewoge greller Farben, dazwischen die schlichte blaue Uniform der Lloydmarine, die farbigen Röcke der Soldaten, die hohen Käppis der Offiziere. Viel Lebhaftigkeit und Lärmen; fast orientalisch schon das ganze Gepräge des Bildes. Darüber ein zauberhaft blauer Himmel, tief und wolkenlos, und draußen vor dem Hafen die blaue Adria in märchenhaftem Glanze.

Die Dächer und Häuserfronten des stolzen Triest sind mit Rosenglut überflutet, bis hoch zu den Karstbergen hinan kriechen die Straßen und schieben sich die Häuser. Doch der Hafen ist das Herz der Stadt, das stark pochende, von dem aus das Leben in die Straßenadern pulsiert. Ein Duften von überreifen Südfrüchten liegt in der Luft und durchdringt die Hafenatmosphäre von Tang und Teer.

Dann erlischt die Sonne langsam, die Karstberge erblassen, die Stadt nimmt den Schleier der Dämmerung, und die Adria wird grau und reizlos.

Einen Augenblick scheint es, als warte die Welt auf den Schlaf. Da flammt mit einem Schlage die große Fensterfront des Lloydpalastes auf, die lange Reihe der Bogenlampen auf dem Kai und den Molen wird lebendig, langsam erstrahlen auch einzelne Schiffe.

Wie ein helles, elegantes Hotel ist die weiße „Brioni". Sie öffnet ihre Tore und nimmt ihre Gäste auf, und ein Troß von Portiers, Lastträgern, Stewards schwirrt durcheinander. Herren in Reiseulstern und weichen Mützen stehen gleichmütig dazwischen, Damenhüte schwanken aufgeregt über den Gruppen, und weiche Schleier wehen in der linden Brise.

Ein Riesenkoffer nach dem andern wankt über den Landungssteg und verschwindet in dem Bauch des Schiffes. Der Obersteward lächelt diskret; es ist fast nur „erstklassiges" Gepäck, helle Rohrplatten- und elegante Lederkoffer, einige mit prangenden Wappenkronen über den Initialen.

Diesen folgt der Blick des Oberstewards besonders zärtlich, sie gleichsam beschützend, und als ein Lastträger einen davon hart gegen eine Eisenbarre stößt, schüttelt er ihn wütend am Ärmel; eine graue Segeltuchtasche, die hilflos in dem Gedränge am Boden liegt, stößt er selbst mit dem Fuße wegwerfend zur Seite. Wie das Gepäck, so der Herr, so die Trinkgelder. Es verlohnt sich nicht, sich nach der Segeltasche zu bücken, mag der Verkehr über sie hinweggehen!

Doch als eine hochgewachsene Dame darüber stolpert und schwankt, entschließt er sich doch rasch, sie aus dem Wege zu räumen.

Die Dame wendet sich energisch an ihn: „Bitte Salonkabine Nr. 5, für Frau Gerolshofen und Frau von Fontenay reserviert."

Er knickt zusammen.

Die Dame sieht zurück. „Komm, Inge!"

Eine junge Frau in tiefer Trauer versucht sich näherzuschieben, aber sie steht eingekeilt zwischen dem Geländer und dem breiten Rücken eines Lastträgers. Sie sieht hilflos und befangen um sich.

„Ah, da ist unser Gepäck!" sagt die Hochgewachsene, und ihre hellen Augen fliegen suchend und zählend über den Stapel von Gepäckstücken, der sich vor ihr staut. Der Obersteward steht dienstbereit. Sie hält die kleine Ledertasche in der Hand und sieht fragend in das verschmitzte Italianogesicht des Trägers.

„Otto corone!"

Sie zieht die Brauen zusammen, daß um die Augen ein dichter Fältchenkranz steht, und wendet sich an die Tochter. „Du erinnerst dich, Inge, fünf Kronen habe ich mit ihm ausgemacht. Es ist eine Unverschämtheit."

Die großen Augen der andern haften ratlos auf ihr. „Ich erinnere mich an nichts, Mutter."

„Aber liebes Kind!" Es klingt ärgerlich.

„Quäle mich nicht," sagt die Tochter ganz leise, und ihr Gesicht wird blaß.

Da wendet sich die Mutter wieder an den Träger, der mit einem demütig harmlosen Lächeln den Kopf schüttelt und nichts versteht. „Ich habe fünf Kronen abgemacht, und es bleibt dabei." Sie reicht ihm das Geld.

Er schüttelt den Kopf und hebt dabei acht Finger empor.

In das energische Gesicht der Frau schießt eine jähe Röte. „Auf keinen Fall erhält er mehr, das ist Prinzipiensache." Aber an dem blöden Ausdruck des Mannes erkennt sie, daß er sie nicht verstehen will.

Da taucht eine Schirmmütze vor ihr auf mit silberner Schrift: „Cook & Son" — ein Dolmetscher. Mit einem Redeschwall stürzt sich der Italiener auf ihn, gestikuliert, und seine Augen blitzen.

Der Dolmetscher zählt das Gepäck, schüttelt den Kopf und sagt liebenswürdig: „Bitte, gnädige Frau, fünf Kronen!" Dann taucht er im Gedränge unter, und der Italiener zieht laut scheltend mit tückischem Blick ab.

Der Obersteward entwirrt die Damen aus dem Gewühl, die Mutter faßt die Tochter leicht unter dem Arm, als wollte sie die zarte, gertenschlanke Gestalt stützen. „Es ist unglaublich, wie unzuverlässig die Südländer sind, ich habe mich so geärgert!"

„Ach, Mutter, du bist doch froh, daß du eine Betätigung für deine Energie hast," antwortete die Tochter leise, „und ich bin froh, daß ich mich um nichts zu kümmern brauche."

„Wie könntest du auch!" antwortete die Mutter und sieht mitleidig in das blasse kleine Gesicht, in dem die Augen wie gebrochen vor Jammer sind. „Willst du dich nicht gleich hinlegen?" Sie weist auf das flache Kabinenbett, vor das sich ein blütenweißer Vorhang schiebt.

Die Tochter sieht sich gequält in dem engen Raume um, über ihr dröhnen die schweren Schritte, und durch die runde Luke kommt nur ein fast unmerklicher Luftzug. Sie denkt angstvoll: Wie dumpf ist es hier, wie eng — und droben sind die vielen Menschen mit ihren hellen, neugierigen Gesichtern, und all die Schönheit des Abends, die mir so weh tut!

„Komm lieber auf Deck, schlafen kannst du doch nicht bei dem Lärm!" Die Mutter legt den Arm um ihre Hüften und nimmt sie mit, willenlos und müde paßt sich die zierliche Gestalt dem flotten, federnden Schritt der Älteren an. Die Mutter schiebt einen Klappsessel in den Schutz des vorspringenden Daches, das sich über die Kajüte spannt. Instinktiv ist diese Bewegung, ganz unbewußt, denn der Abend ist milde und warm, und die Brise ist weich, die über die Adria streichelt. Aber es ist ihr, als müsse sie dies zarte Wesen immer schützen, auch wenn nichts es bedroht. Einen Augenblick setzt sie sich neben die Tochter und sieht geradeaus auf das dämmernde Meer, aber dann regt sich wieder ihr rascher Betätigungsdrang, und sie sagt entschuldigend: „Ich will eben auspacken, die Kleider wenigstens, die wir nachher zu Tisch brauchen."

Inge von Fontenay schmiegt sich in den Sessel und schauert fröstelnd zusammen, obwohl der Wind ganz besonders lind über sie hinstreicht. Sie fröstelt immer, auch wenn die warme Südsonne sie umprallt, sie hat überhaupt das Gefühl, als fließe ihr Blut gleichgültig und kühl durch ihre Adern, als sei etwas in ihr tot und kalt und für immer erloschen, seit — Erwin nicht mehr ist.

Tiefer duckt sie sich zusammen, und ihre Zähne schlagen leise klirrend aufeinander. Wie dieser Frost sie quält, der aus den Tiefen ihres Körpers dringt und ihre Glieder überschauert! Vor diesem Frost flieht sie immer weiter nach Süden: irgendwo muß es doch ein Fleckchen geben, wo die Sonne und die Erde und das Meer so warm sind, daß sie auch sie wieder durchwärmen.

Sie lächelt schmerzlich. Ob diese bittersüße Fahrt sie heilen wird? Um ihre Brauen zuckt es. Ah, sie will sich ja gar nicht heilen lassen, sie will ja gar nicht gesunden! Sie will ihren Schmerz behalten und wahren wie einen Schatz, sie will ihn auskosten Zug für Zug, nur für ihn leben, sich ganz in ihn einhüllen und das laute fröhliche Leben, das sie umbrandet, vergessen.

Und ihr Wille ist so stark, daß das Rufen und Lärmen und Schreien, Schelten und Lachen, das von dem Molo zu ihr heraufschallt, sich zu einer dumpfen Woge verdichtet, die an ihrem Ohr vorüberbrandet. Ihr Blick gleitet nicht über die wimmelnde Menschenmasse, stumpf und müde liegt er auf dem erblassenden Meer.

Da leuchtet es in der Ferne auf, gleich einer Fata Morgana. Als sammelten sich die

letzten verlorenen Sonnenstrahlen auf einer Stelle, so entsteigt ein schimmerndes Bild dem Grunde. Ein weißes Märchenschloß, von Rosenglut überhaucht, vom kosenden Meer umspielt, von dunklen Gärten umschattet — ein Wunder: Miramare.

Inge von Fontenay zuckt zusammen.

Da liegt das Glücksschloß, das ein seliger Mann seiner Liebe baute. Verödet steht es, der Mann ist tot, und die, die er liebte, sank vor Jammer und Gram in die tiefste Geistesnacht. Nur das Schloß steht noch wie ein Wahrzeichen dieser leuchtenden Liebe.

Heiße Tränen steigen in Inges Augen. Gibt es denn auf Erden kein dauerndes Glück? Hebt sich gegen jedes Gefühl, das, ganz stark und ganz heiß, weit über den lauen Durchschnitt steigt, die mörderische Hand des Schicksals? Sollen nur kleine Gefühle in enger Brust leben? Muß alles, was groß ist, sterben? Sie preßt ihre Hände ineinander.

Die Frau, für die das weiße Schloß gebaut ward, hat das Schicksal nicht so hart geschlagen. Es nahm ihr das Liebste, aber es zerbrach ihren Geist, daß er die Qualen nicht mehr fassen konnte, daß sie niemals ganz begriff, wie elend und einsam sie geworden war.

Inges Gesicht war blaß und starr, und bitter der kleine stolze Mund.

Warum war ihr Verstand lebendig geblieben? Warum kamen und gingen ihr die Gedanken so klar und scharf und malten ihr jede Stunde der seligen Vergangenheit täglich vor Augen und zeigten ihr höhnisch, was sie verloren und was sie nie, nie mehr wiederfinden konnte?

Warum lag vor ihr ein endlos langes Leben wie eine graue Straße, die auf die Schattenseite des Lebens führt? Und warum hatten ihre blassen, matten Hände nicht die Kraft zu einer heroischen Tat, die dem Jammer ein Ende machte?

Ach, sie wußte es ja, sie würde allabendlich am Geländer lehnen und auf die leichten tanzenden Wogen sehen und denken: Nur ein kurzer, rascher Entschluß, und die Qual ist aus! Nur ein Nichtwollen, und die Hände lassen das Gitter los, die Füße gleiten aus, und die leichten tanzenden Wogen nehmen mich in den Arm, und alles ist still.

Aber sie würde mit den Händen das Geländer umkrampfen, ihr Wille würde auf halbem Wege stehenbleiben wie immer, denn sie war ja die kleine sanfte Inge Fontenay, die wohl ein Leben lang leiden konnte, die stillhalten konnte, wenn das harte Geschick sie zerrte und stieß, aber zur Tat, die sie befreite, die ihr Frieden brachte, dazu fehlten ihr die Kraft und der Mut.

Sie sank ganz in sich zusammen und schlang die Hände um die Knie; das rosige Märchenschloß in der Ferne versank, und müde lagen die traurigen Augen der Frau auf dem lichtlosen Meer.

Sie achtete nicht auf die Passagiere, die neugierig aneinander vorbeistrichen, sich musterten, Sympathien und Antipathien konstatierten und die ersten Annäherungen überlegten. Einzelne Gruppen hielten sich in vornehmer Unnahbarkeit zurück und deuteten durch das kühle Übersehen ihrer Mitreisenden an, daß sie keine Bekanntschaften zu machen wünschten. Andre hatten in den Augen die fröhliche Erwartung neuer Erlebnisse und schienen bereit, alles zu genießen, was sich ihnen unterwegs bot. Wieder andre trugen eine Gelassenheit zur Schau, als sei es für sie das Alltäglichste, auf dem schönsten Salondampfer des Österreichischen Lloyd auf die schimmernde Adria hinauszufahren. Einige saßen schon in ihre rotgebundenen Reiseromane vertieft, andre notierten die Auslagen für Gepäck in kleine Heftchen. Am unverkennbarsten waren die Neulinge, die keinen Augenblick den Baedeker aus der Hand legten und über dem Nachschlagen und Orientieren vergaßen, sich das grandiose Hafenbild anzusehen.

Inge sah nichts von den Menschen um sie, sie war seit Monaten gewöhnt, sich in völliger Einsamkeit zu fühlen, auch wenn das regste Leben um sie war.

Sie bemerkte nicht, daß ein Herr im grauen Ulster in ihrer Nähe am Geländer lehnte und sie ansah, und als ihr Blick zufällig über ihn hinglitt und er sie tief und ehrfurchtsvoll grüßte, dankte sie nicht, denn sie fühlte gar nicht, daß der Gruß ihr galt, so völlig losgelöst war sie aus ihrer Umgebung.

Nur als der rasche und leichte Schritt der Mutter hinter ihr klang, schrak sie empor und stand auf.

„Wir wollen uns umziehen, Inge, um sieben Uhr wird gegessen."

Sie gingen zusammen über das Deck der Treppe zu, sehr einfach und vornehm in den schwarzen Kleidern, die sich eng um gute Figuren schlossen. Sie hatten beide in ihrer

Kleidung eine diskrete und unbewußte Eleganz, die von den lebhaften Farben und dem überreichen Schmuck der Südländerinnen vorteilhaft abstachen.

Die Mutter lächelte ein wenig spöttisch, als sie an zwei Griechinnen vorüberschritten. „Sieh mal, Inge, wie das aussieht, ein Brillantkollier zur Reisemütze!"

Inge sah gar nicht zur Seite, sie hatte jeden Sinn für den kleinen harmlosen Alltagshumor verloren.

Die Mutter seufzte ungeduldig und enttäuscht. Würde es ihr je gelingen, Inge aus der trostlosen Apathie zu reißen? Es waren nun zehn Monate seit dem Tode ihres Gatten verflossen, sie konnte doch langsam wieder beginnen, aufzuleben.

Aber Inges Gedanken gingen den Weg der Vergangenheit.

Vor einem Jahr um diese Zeit hatte sie die gleiche Reise gemacht — als Hochzeitsreise, und nun folgte sie den Spuren des verlorenen Glücks.

Als sie im Begriff waren, die Treppe zu ihren Kabinen hinabzusteigen, sah sie den Herrn im grauen Ulster, der immer noch am Geländer stand und ihnen mit den Augen folgte. Es fuhr ihr rasch durch den Kopf: Den kenne ich doch — wo habe ich ihn schon gesehen? Da zog er die Mütze, und sie sah ein blasses, scharfgeschnittenes Gesicht, in dem merkwürdig helle Augen unter einer breiten Stirn lagen. Nun wußte sie bestimmt, daß sie ihn kannte, aber noch konnte sie ihn nicht unterbringen.

Als Inge Fontenay das weiche schwarze Chiffonkleid überstreifte, an dem der Krepp raschelte wie welkes Laub, stieg ihr der Jammer vom Herzen in die Augen empor, und große, langsame Tränen glitten über die blassen Wangen.

„Vor einem Jahr", sagte sie mit klangloser Stimme, „habe ich das rosa Pailettenkleid getragen zum ersten Diner an Bord. Erwin mochte es so besonders gern, er fand immer so hübsche Vergleiche dafür. Ich konnte die lange Hakenreihe nicht allein schließen — da half er mir." Ein Schluchzen zerbrach ihre Stimme. „Er war so ungeschickt, und wir haben so gelacht, und nachher lief er noch einmal zurück, weil ich meinen Pelz vergessen hatte. Oh, ich weiß alles noch ganz genau, jedes Erlebnis, jedes Wort — jeden Kuß —"

„Inge!" mahnte die Mutter mit gepreßter Stimme. „Du sollst dich nicht so aufregen!"

Jetzt wußte sie, daß der Plan zu dieser Reise eine große Unklugheit war, daß sie nie dem leidenschaftlichen Wunsche ihres Kindes hätte nachgeben dürfen; denn diese Fahrt brachte ja keine Gesundung, sie verschärfte und vertiefte nur die Wunden. Ihr war, als müsse sie eilends die Koffer wieder schließen und ans Land eilen, heimwärts streben. Aber da ging ein Beben durch den Schiffskörper, ein tiefes Aufatmen der Maschinen, und dann setzte die Arbeit mit aller Kraft ein. Vor den Kabinenfenstern schäumte das Wasser auf, und langsam begann der Koloß sich zu drehen.

Inge saß mit weißem zuckendem Gesicht vornübergeneigt, ihre Augen brannten. „Alles weiß ich noch ganz genau — oh, es war so schön, so schön! Und alles will ich noch einmal durchleben, so als ob er bei mir wäre. Wenn ich die Augen schließe, dann glaube ich ja auch felsenfest, er ist da, er steht vor dem kleinen Spiegel und quält sich mit der Smokingkrawatte herum." Ein ganz schattenhaftes Lächeln schlich um ihren Mund. Sie preßte die feinen, nervösen Hände ineinander und sann vor sich hin. „Bei Tisch saß uns ein bulgarischer Konsul gegenüber, er hatte ein feuerrotes Gesicht und fette, gemeine Hände. Ich habe mich immer vor den Händen gefürchtet, aber Erwin lachte mich aus. Und eine wunderschöne Amerikanerin war auch da —"

„Inge, Inge, nimm dich zusammen! Ich dachte, du wolltest Trost suchen auf dieser Reise, und nun wird es eine grausame Quälerei."

„Trost —" sagte Inge, und ihr Mund verzog sich bitter. „Ich will ja gar keinen Trost," sagte sie müde. „Ihn vergessen hieße ja, ihm untreu werden."

Die Mutter schlang einen seidenen Schal um die schmalen Schultern. „Komm, Kind, sei jetzt tapfer." Draußen gellte eine Glocke schon zum zweitenmal. „Wir wollen sehen, daß wir nette Tischplätze bekommen."

Inge folgte ihr durch den engen Gang, der hell erleuchtet war, so daß alle Messingbeschläge blitzten und funkelten. Ein kaum merklicher Geruch von Lysol mischte sich mit dem Parfüm der Damen, die in Abendtoilette aus ihren Kabinen kamen, und ein ganz diskreter Küchenduft stieg irgendwo aus der Tiefe des Schiffsbauches.

Inge ging mit gesenktem Kopfe, ihre Lippen zitterten, und ihre Brauen zuckten.

Da begegnete sie einem neugierigen Blick, der über ihr Gesicht hinkroch, als ob er jede Linie, jedes Beben erforschen wollte. Und dieser Blick, der so schonungslos war, gab ihr ihre Haltung wieder und weckte ihr das Bewußtsein, daß sie ihren Gram nicht zur Schau tragen durfte. Sie hob den Kopf und verschloß ihre Seele hinter kühlen, matten Augen und einem herbgeschlossenen, stolzen Mund. Aber der Schrecken über den aufdringlichen Blick bebte ihr noch in den Nerven nach, ihr war, als hätten rohe Hände eine wehe Stelle berührt, und sie schämte sich, daß sie die Wunde bloßgetragen hatte.

Draußen sank die Dunkelheit rasch auf das stolze Triest, so daß man nur das Heer der Lichter sah und schattenhaft am Nachthimmel die scharfen Konturen des Karstes. Im Hafen war es stiller geworden. Die dunklen Schiffsleiber schaukelten sich in den Schlaf und blinzelten aus müden Augen nach der weißen „Brioni", die majestätisch wie ein Riesenschwan über das glatte Wasser glitt, während ein kleiner Schleppdampfer im grauen Arbeitsgewande sie pustend und schnaufend, gleichsam mit Aufbietung aller seiner Kräfte, aus dem Hafen schleppte. Bald eilte er zurück in den sicheren Port, und sie begann mit eigner Kraft ihre Meerfahrt.

Einen Augenblick blieb Inge Fontenay an dem Geländer stehen und sah ihm nach. Damals schleppte uns auch der kleine Pluto heraus, dachte sie, und Erwin sagte glücklich: Aber er holt uns nicht in den Orkus. Sie fröstelte. Es war doch ein böses Omen, dachte sie, und es war ihr auf einmal, als sei auch damals über das glückliche Gesicht ihres jungen Gatten ein schwerer Schatten geflogen. Sie suchte in der Erinnerung. Hatte sich sein helles Auge nicht verdüstert? Ach nein, seine Glückseligkeit konnte kein Schatten und kein böses Omen trüben. Er glaubte an sein Glück und an dessen Beständigkeit.

Die Tischglocke lärmte zum drittenmal. Inge sah sich nach der Mutter um. Die stand hellbeleuchtet von der Lichtflut, die aus der Speisekajüte quoll, in dem kleinen blauen Vorraum und sprach mit einem Herrn, der groß und schlank, ein wenig vornübergebeugt vor ihr stand. Inge konnte sein Gesicht nicht sehen, denn er stand mit dem Rücken ihr zugekehrt, aber sie sah sein weiches blondes Haar, auf dem silbern der Lichtschein lag.

Inge seufzte leise. Nun hatte Mutter schon eine Bekanntschaft gemacht. Nun mußte man sich unterhalten, aufmerksam zuhören! Mutter wußte doch, wie gern sie allein bleiben wollte.

Sie kam zögernd näher, da drehte sich die Mutter in ihrer hastigen, lebhaften Art nach ihr um. „Inge, es wird dich interessieren und freuen: Doktor Eggermann. Er war auf deiner Hochzeit."

In Inges Augen stand, daß sie sich nicht erinnerte, daß sie dem Gesicht fremd gegenüberstand.

Doktor Eggermann verbeugte sich. „Gnädige Frau werden mich wohl kaum beachtet haben, es war ja ein großes, buntes Fest, und eine Braut hat wohl kaum Zeit und Gedanken für fremde Gäste übrig."

Inge versuchte höflich zu lächeln. Das Gespräch quälte sie, und doch ging ein ruhiger, warmer Strom von dem Manne aus. Seine Augen fragten nicht und forschten nicht, sie lagen nur groß und ernst auf ihr, als wollten sie einen starken Trost in sie hinüberströmen.

„Ich war ein Freund von Erwin Fontenay," sagte er gedämpft und wich der raschelnden Schleppe einer kleinen Frau aus, die dicht an ihnen vorüberrauschte.

In Inges Augen kam ein lebhafter Blick. „Ein wirklicher Freund?" fragte sie zaghaft.

„Sein bester vielleicht," sagte Doktor Eggermann und sah an ihr vorbei, während sich auf seiner Stirn zwischen den hellen dichten Brauen eine aufrechte Falte bildete.

„Aber er hat nie Ihren Namen genannt," sagte Inge verwirrt. „Ich sah auch nie ein Bild —"

„Wir sind auseinandergekommen, ich habe ihn auf seiner Hochzeit zum letztenmal gesehen."

„Warum?" fragte Inge. Sie fühlte deutlich die warme Sympathie, die von dem Manne ausging, und verstand nicht, was ihn von dem Geliebten getrennt haben konnte.

Doktor Eggermann errötete rasch, wie nur blonde, sehr sensible Männer erröten können. „Warum?" Er biß sich einen Augenblick tief in die Unterlippe. „Das Leben bringt so viele Möglichkeiten des Sichauseinanderlebens mit sich, Meinungsverschiedenheiten —" In seiner Stimme klang Befangenheit.

Inge reckte ihre weiche Gestalt. „Ich kann mir nicht denken, daß Erwin je Unrechtes getan oder gedacht hat!" sagte sie mit fester metallischer Stimme, und ihr Ton war schroffer, als sie es wollte. Es klang nicht wie ein Aufruf zum Widerspruch oder zur Bestätigung, es war eine gläubige, selbstverständliche Wahrheit, die keinerlei Erklärung und Begründung bedurfte.

Und Eggermann fühlte: es war das Evangelium dieser Frau, das in ihrem tiefsten Wesen wurzelte.

Das kleine blasse Gesicht strahlte in einer tiefen Begeisterung. „Nicht wahr, er war ein seltener Mensch?" sagte sie mit schwankender Stimme.

Da senkte Eggermann den Blick auf den Teppich. „Ja," sagte er erschüttert.

Und da war es Inge Fontenay, als gehörte er zu ihnen: er hatte ja Erwin gekannt und liebgehabt, er war der einzige unter diesen fremden lauten Menschen, der von ihm wußte.

Die Mutter hatte mit dem Obersteward rasch und energisch verhandelt, sie winkte mit den Augen. „Ich habe dafür gesorgt, daß wir zusammensitzen, es ist so wichtig, daß man sympathische Tischnachbarn hat. Uns gegenüber sitzt ein österreichischer Offizier mit seiner jungen Frau. Der andern Gesellschaft, den Griechen, Türken und Serben traue ich nicht recht, die essen am Ende mit dem Messer!"

Inge saß zwischen ihrer Mutter und Doktor Eggermann, und es war ihr zumute, als schützte sie von beiden Seiten ein Wall vor dem lauten Leben rundum. Sie hörte gar nicht auf das Gewirr der Sprachen, das um die Tafel ging, die Mutter unterhielt sich mit einem Holländer, der zu ihrer Rechten saß, und Doktor Eggermann quälte sie nicht mit konventioneller Unterhaltung. Er sagte nur ab und an ein paar gedämpfte Worte, um sie aus ihren schweren Träumen zu reißen, schob ihr das Brotkörbchen zu und versorgte ihr Glas mit Mineralwasser.

Sie dankte ihm mit einem warmen Blick, sie hatte ihm gegenüber das befreiende Gefühl, sich nicht zusammennehmen zu müssen zu gesellschaftlicher Unterhaltung, von der ihr Herz nichts wußte, und die sie quälte. Sie konnte schweigen und ihren Gedanken nachhängen; er verstand sie wohl, er wußte ja, welch schweres Leid sie trug. Und Eggermann wurde immer stiller; es war, als lege sich ihr Gram auch auf ihn.

Wenn Inge die Augen hob, sah sie in das Gesicht des jungen Österreichers, das sich hell und lachend über die gelben Chrysanthemen des Tafelschmuckes hob. Immer begegnete sie seinen raschen, lebensfrohen Augen, die über die lange Tafelreihe hinsprühten und immer wieder zu ihr zurückkehrten.

Es war ein junges bildhübsches Gesicht mit kleinen regelmäßigen Zügen, die einen strahlenden, goldenen Leichtsinn spiegelten. Um den weichen Mund saß ein halbverstecktes übermütiges Lächeln. Man konnte sich nicht denken, daß dieses Gesicht jemals ganz ernst werden oder gar in Schmerz erstarren konnte. Es hatte treuherzige Jungenaugen, die zu sagen schienen: Verzeiht, daß ich so leichtsinnig bin, aber das Leben ist so schön, und seid mir gut!

Doktor Eggermann fühlte den Zauber, der von dem jungen Offizier ausging, und lächelte ihm unwillkürlich zu; da hob der andre mit liebenswürdiger Grazie sein Glas und trank ihm zu. Inge sah den Österreicher mit ihren weltfremden Augen an und verschloß sich gegen seine Art. Er machte ein leichtbedauerndes Gesicht, denn der Instinkt des Sieggewohnten sagte ihm, daß er hier auf Widerstand gestoßen war.

Er beugte sich eifrig tuschelnd zu seiner jungen Frau und sah ihr tief in die braunen Augen, und sie gab ihm den Blick groß und dankbar zurück. Über ihrem ernsten Gesicht lag einen Augenblick die sanfte Weichheit einer jungen Madonna. Sie hatte in ihrem Blick etwas unsäglich Scheues und Unberührtes. Es schien, als ließe sie sich von der sprudelnden Lebhaftigkeit ihres Gatten tragen, ohne sie mitzufühlen.

Jede Bewegung des Offiziers verriet, daß er mit der Gruppe ihm gegenüber gern in Verbindung treten wollte, daß er voll Ungeduld eine Gelegenheit und einen Gesprächsstoff suchte.

Inges Mutter kam ihm entgegen; ihr gefiel seine flotte und dabei doch distinguierte Art. Sie bat ihn um das Menü, das vor seinem Gedeck lag.

Er reichte es ihr mit einer Verbeugung, und seine schmale feste Reiterhand schob sich zwischen den Chrysanthemen hindurch. „Von Schramm. — Meine Frau." Er sah zärtlich auf die junge Frau neben ihm.

Frau Gerolshofen beugte sich lächelnd über den Tisch. „Ich rate gewiß nicht falsch: die Herrschaften sind auf der Hochzeitsreise?"

Die junge Frau errötete tief und versuchte unbefangen zu lächeln; Herr von Schramm lachte, daß seine wundervollen Zähne blinkten. „Gewiß, Gnädigste, wir können's nicht verheimlichen! Nicht wahr, eine Fahrt auf der Adria ist das Schönste, das sich ein junges Paar wünschen kann?“ Er wendete sich mit fragendem Blick an Inge.

Die war ganz blaß geworden und konnte ihre zuckenden Lippen nicht zum Lächeln zwingen. Sie legte ihre Finger fest um den Fuß ihres Glases, und mühsam sagte sie: „Ja, sehr schön!“

Der Österreicher war froh, daß sie überhaupt sprach, und richtete seine ganze bezaubernde Liebenswürdigkeit auf sie. „Sehen Gnädigste die Adria zum erstenmal?“

Inge blickte ihn mit gequälten Augen an. Sie hätte aufschluchzen und mit den Händen ihr armes zuckendes Gesicht bedecken mögen: Frag nicht, rühr' mich nicht an!

Herr von Schramm sah ihre Qual gar nicht, er hatte sich vorgenommen, ihre Abwehr zu besiegen.

Da legte sich die Hand seiner Frau auf seinen Arm. „Laß, Ferdy,“ sagte sie leise. „Siehst du nicht, die gnädige Frau ist müde, sicher von einer weiten Reise.“

„Die Herrschaften sind Reichsdeutsche?“ Der Österreicher nahm das Gespräch wieder mit Frau Gerolshofen auf, die vergnügt und lebhaft darauf einging.

Inge sah dankbar zu der jungen Frau hinüber, und der Blick der stillen braunen Augen tat ihr wohl. Gewiß sind die beiden so glücklich, wie wir damals, dachte sie schmerzlich, und ein Gefühl, heiß und stechend wie Neid, wollte in ihr emporsteigen. Sie zwang sich zu einem Gespräch mit Doktor Eggermann: „Wollen Sie auch nach Korfu?“

Wieder stieg ihm eine rasche und lichte Röte bis unter das blonde Haar. „Ja,“ sagte er, und seine Stimme klang ein wenig befangen. „Nach Korfu und dann weiter nach Athen. Aber vorerst gedenke ich ein paar Wochen in Korfu zu bleiben.“

„Das ist auch unser Ziel,“ sagte Inge. „Da werden wir uns wohl oft sehen.“ Ihre Stimme klang nur liebenswürdig, mit einem müden Unterton. Eggermann bemühte sich, einen herzlichen Ton herauszuhören, aber er fühlte, daß ihre Gedanken nicht bei ihren Worten waren, daß es ihr im Grunde gleichgültig war, ob sie ihn in Korfu sah oder nicht. Seine Hand spielte mit dem Besteck, und er sah auf das unruhige Spiel seiner Finger herab.

Wenn sie ahnte, daß er nur ihretwegen die Reise unternommen, daß ihn der Gedanke an sie nicht mehr losgelassen, seitdem er sie damals als glückselige Braut gesehen! Seit er durch Zufall, durch einen Bekannten, von ihrem Reiseplan gehört hatte, hatte ihn eine unwiderstehliche Unruhe gepackt, eine stechende Sehnsucht, sie zu sehen und zu erfahren, ob ihr Weg weit sei zu einem neuen Glück.

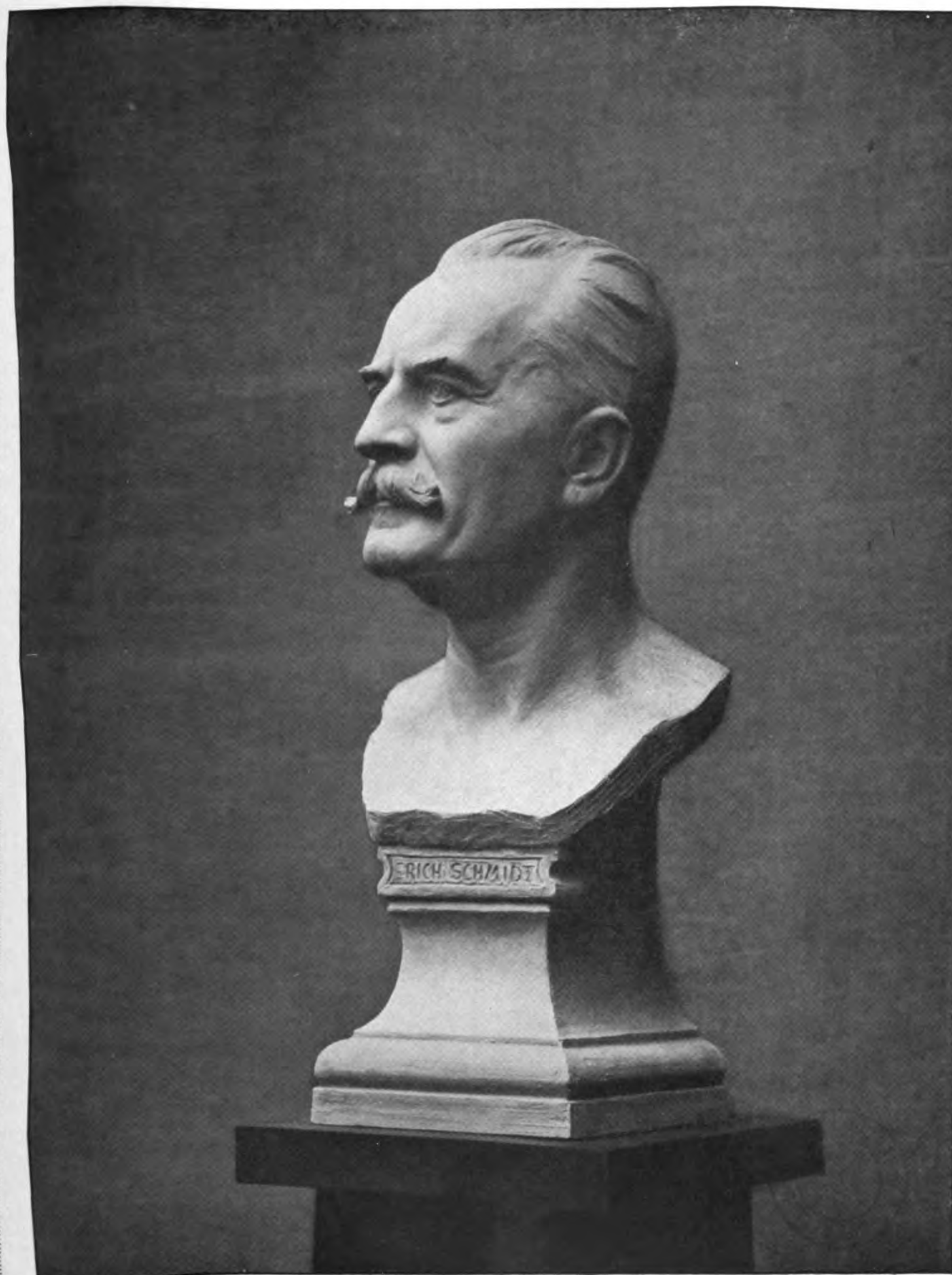
Aber seit er sie gesehen, hatte eine tiefe Mutlosigkeit ihn beschlichen. Sie gehörte noch mit ganzer Seele dem andern; der hielt sie fest mit starker Hand, über den Tod hinaus. Sie dachte nicht daran, sich von ihm zu lösen, sie wollte ihm gehören für immer.

Er hatte das Gefühl, als täte er Unrecht, weil seine Gedanken zu einer Frau gingen, die ihre Seele an einen andern gebunden hatte. Durfte er denn versuchen, ihre Sehnsucht von dem andern zu lösen und einem neuen Ziele zuzuwenden?

Er grübelte vor sich hin und begriff nicht mehr, woher er den fröhlichen Mut zu dieser Reise genommen; er erwog, ob er nicht in Dalmatien die Fahrt unterbrechen und erst gar nicht den hoffnungslosen Kampf beginnen sollte. Er hatte ja Zeit, sich alles zu überlegen, und dann — nun eben in Ragusa zu bleiben.

Frau Gerolshofen ging nach Tisch mit den Österreichern in den Musiksalon. Frau von Schramm war sehr musikalisch, und der junge Gatte konnte nicht genug von den Sitten und Zuständen in den Offizierskreisen „draußen im Reich“ erfahren. Er wurde nicht müde, zu fragen, und Frau von Gerolshofen erzählte ihm gern, denn ihre Gedanken flogen dabei in die Heimat zurück, wo ihr Mann als Regimentskommandeur in einer kleinen Garnison saß und sich nach ihr sehnte.

Er hatte sie sehr ungern reisen lassen, denn er vermißte sie zu jeder Stunde, aber das Mitleid mit seinem armen schwergeprüften Kinde hatte seine persönlichen Wünsche überwunden. Es tat Frau Gerolshofen wohl, von daheim zu erzählen, und ihre Augen bekamen einen warmen, fröhlichen Glanz dabei. Im Grunde genoß sie die Reise nur aus dem Gedanken heraus, wie sie später



Fritz Schaper: Erich Schmidt.

Aus der Berliner Akademieausstellung vom Frühjahr 1913.

ihrem Manne alles erzählen und schildern wollte; sie sah die Menschen, die ihr begegneten, mit seinen Augen an, indem sie erwog, welchen Eindruck sie ihm nach ihren Berichten wohl machen würden. Mit der unverbrauchten Frische ihres Temperaments gab sie sich jeder neuen Bekanntschaft hin und bedauerte ihr Kind, das unberührt und einsam zwischen den Menschen hindurchging und sich für niemand mehr Interesse abringen konnte.

Inge war auf der Schwelle des Musiksalons umgekehrt, als sie die strahlende Helle und die Gruppen sah, die sich zusammengefunden hatten und plauderten und lachten.

Was sollte sie hier? Sie war hier ganz überflüssig, Mutter hatte ja bereits mit dem jungen Ehepaar Freundschaft geschlossen und entbehrte sie nicht.

Sie ging auf das Promenadendeck und schmiegte ihre leichte Gestalt in einen der großen Schrägstühle, die im Schutze des Sonnendachs standen.

Um sie war es still und dunkel. Aus den Kajüten klang nur ganz verloren ein ersterbender Ton der Musik und nur zuweilen ein anschwellendes Gewirr von Stimmen, das rasch wieder in sich zusammensank.

Das Atmen und Stöhnen der Maschinen war wie eine starke, gleichmäßige Melodie, wie die Stimme der Nacht, die dunkel und schwer auf dem Meere lag. Um den Schiffsleib plätscherte und brauste das Wasser, so als fühlte die Adria die Wunden, die der Kiel ihr riß.

Zuweilen leuchtete vorn am Bug der Scheinwerfer auf, und ein gewaltiger Lichtkegel huschte suchend über das Wasser bis zum fernen Ufer hin und zeigte die kleinen gekräuselten Wogen und in der Ferne wie ein Traumbild eine schlafende Ortschaft dicht an eine Bucht geschmiegt.

Inge fühlte, wie die große dunkle Stille sich um sie legte, gleich einem warmen Mantel. Sie schloß die Augen und trank den feuchten Atem des Meeres, und zum erstenmal seit Monaten schien es ihr, als würde ihr zitternder Herzschlag ruhiger. Ihr war, als versänke dies letzte gramvolle Jahr hinter ihr, als würde ihr Glück noch einmal jung.

Denn dicht neben sie schob sich ein andrer Sessel, und ein Arm legte sich um ihre Schultern, eine Hand drehte ihren Kopf, daß zwei Lippen glühendheiß ihren Mund finden konnten. Und sie lächelte unter dem Kusse und rührte sich nicht und hielt die Augen geschlossen und atmete ganz leise, als der heiße Mund sich auf ihre Schulter senkte, daß ihre kühle Haut unter dem leichten Stoff des Kleides erschauerte.

Ihr war, als müsse sie weinen und beten vor Glück, und sie faltete ihre Hände um die schmale Männerhand, die sie so liebhatte, diese Hand, die ihr nur Liebes getan...

Inge seufzte und wehrte sich gegen das Erwachen aus dem seligen Traum. Ihre Gedanken blühten wie Blumen, und leuchtende Bilder standen vor ihrer Seele, ihr Herz flammte auf wie in den seligsten Tagen. In dieser Stunde war der Geliebte nicht tot für sie. Sie sah ihn und fühlte seine Nähe, seinen Atem und den Druck seiner Hand, sie zitterte seinem Kuß entgegen.

Regungslos lag sie mit geschlossenen Lidern. Wie bin ich ihm nahe, dachte sie, so nahe, wie seit langem nicht. Diese Reise — es war doch das Rechte. Hier lebt er mir wieder, nur droben unter dem grauen Himmel, da ist er mir tot.

Doktor Eggermann hatte gesehen, daß Inge Fontenay vor der Helle des Musikzimmers zurückgewichen war. Er wußte, daß sie auf Deck gehen würde, um allein zu sein mit schweren oder seligen Gedanken; es litt ihn nicht mehr unter den lauten Menschen, die sich gegenseitig, nachdem sie vom Zwange der Tafel befreit waren, anfreundeten oder aus einer gewissen Entfernung kritisierten und bespöttelten.

Für ihn existierte nur ein Mensch, und das war Inge Fontenay mit ihrem weißen Gesicht, mit den gramvollen Augen und dem stolzen Mund. Seine Gedanken umklammerten diese Frau mit einer tiefen, schmerzlichen Innigkeit, seit dem ersten Augenblick, wo er sie gesehen hatte, wo sie nur den oberflächlichen, allerflüchtigsten Blick gesellschaftlichen Interesses für ihn gehabt hatte.

Für ihn war ihr Anblick ein Erlebnis gewesen...

Doktor Eggermann löste sich etwas gewaltsam aus dem Gespräch mit dem Holländer, der ihm über seine Tabakeinkäufe in Griechenland sprach. Er ging die Treppe zum Promenadendeck empor, die Sehnsucht nach Inge, nach einem raschen Blick auf ihre feine, weiche Gestalt trieb ihn. Und gleich-

zeitig brannte in ihm eine Scham, daß er wie ein törichter, verliebter Gymnasiast in seinem Herzen eine Frau umwarb, die noch niemals einen Gedanken an ihn verschwendet hatte, daß er ihr nachgereist war, daß er die heimliche Hoffnung nicht lassen konnte.

Er fühlte deutlich, er würde das Schiff in Ragusa nicht verlassen; Inge hielt ihn fest, und sein ganzes Wesen strebte ihr entgegen.

Langsam ging er über das Deck, er bemühte sich, leise aufzutreten, um sie nicht zu erschrecken, aber die Planken dröhnten unter seinen Schritten. Da sah er ihre Gestalt lang ausgestreckt in dem großen Sessel liegen. Ihr Gesicht hob sich hell von dem schwarzen Kleide, ein Lichtschein von der Kommandobrücke traf sie.

Doktor Eggermann sah, daß ihr Gesicht einen weltentrückten, seligen Ausdruck trug; und er erschrak, denn er fühlte, daß sie ihm jetzt ferner und unerreichbarer sei als im höchsten Leid. Er fühlte, daß ihre Liebe zu dem Toten einen Wall um sie türmte, den keines Mannes Wünsche übersliegen konnten.

Sie schlug die Augen nicht auf bei den nahenden Schritten. Doktor Eggermann wandte sich, er durfte sie nicht stören, sie war ja bei dem andern — und mit müden Schritten ging er auf die andre Seite des Decks.

Er lehnte sich über das Geländer und sah zu, wie die Wellen ihre weißen Leiber am Schiffskörper aufbäumten und schäumend auseinanderstoben.

Er biß die Zähne aufeinander, daß die Muskeln an seinen Schläfen sich strafften. Er nahm seinen Willen zusammen, um seiner Gedanken Herr zu werden, denn er fühlte, wie sie ihn entwürdigten.

Er beneidete einen Toten, er mißgönnte ihm das Andenken und die Treue seines Weibes! Er, der Lebende, wollte alle Überzeugungskraft des Lebens aufbieten, um dem Toten zu nehmen, was sein war!

Er war auf dem Wege, niedrig zu werden, weil er seiner Sehnsucht nicht mehr Meister war. Und der Tote war doch sein Freund gewesen. —

Eggermanns Gedanken wollten vor den Bildern der Vergangenheit ausweichen, weil er fürchtete, den Kampfesmut für die Gegenwart zu verlieren, wenn die Vergangenheit siegte. Aber hartnäckig tauchten die alten Bilder auf; Erwin von Fontenay stand vor ihm mit seiner zarten, jünglingshaften Gestalt und dem Gesicht mit den weichen heißen Augen.

Sie waren Studiengenossen, und waren gemeinsam ins Referendarexamen gestiegen, sie hatten jedes Erlebnis miteinander geteilt, und Heinrich Eggermann hatte die vielen Lieben und Abenteuer Fontenays getreulich miterlebt, als gutmütiger, ein wenig skeptischer Beobachter. Er wurde eigentlich nie das Gefühl los, daß es seine vornehmste Freundschaftspflicht sei, den Freund vor Dummheiten zu bewahren.

Nach dem Examen kamen sie auseinander, Eggermann blieb in der Universitätsstadt, und Fontenay wurde in ein kleines, abgelegenes Nest verschlagen.

Nach wenigen Monaten erschien Fontenay plötzlich unangemeldet in Eggermanns Junggesellenwohnung. Er sah sehr elend aus, und in seinen Augenhöhlen waren blauschwarze Schatten; es schien Eggermann, als sei seine schmale Figur vornübergebeugt. Er war nervös und konnte seine innere Unruhe nur schwer bemeistern. „Denke dir," sagte er mit leiser, aufgeregter Stimme, „ich bin hierhergekommen, um einen eurer Professoren zu konsultieren, eine von den Größen —" Sein Lachen sollte überlegen sein und war gequält. „Ich hatte letzten Winter einen schweren Katarrh und bin seither nicht ganz in Ordnung, Fieber zuweilen — natürlich nur eine Lappalie! Aber ich wollte die Sache gern loswerden, und darum kam ich hierher —" Er schob die Journale und Broschüren auf dem Tische hin und her, sein Fuß wippte unruhig auf und nieder.

Heinrich Eggermann stand aufrecht am Tisch und sah ihn gespannt an. Die sanfte Herbstsonne fiel in einem schrägen Strahl durch das Fenster auf den blauen Anzug des Freundes.

„Und weißt du, was der alte Kerl mir ohne jede Sentimentalität ins Gesicht sagt?! — Tuberkeln."

Ein Aufstöhnen kam nach dem Worte, und Eggermann sah, daß in den Augen Erwins helle Tränen der Angst standen. Er fühlte, daß das Erschrecken wie ein Schlag durch seinen Körper fuhr. Mit beiden Händen nahm er die unruhige Hand des Freundes.

„Aber, Erwin, Junge, das ist doch jedenfalls übertrieben! So etwas verheilt doch

selbstredend bei vernünftigem Leben. Da ist doch noch lange kein Grund zum Verzagen."

Fontenay senkte den Kopf auf seine Brust, und ein Schauer ging über seine Haut. „Mir graut allein schon vor dem Wort."

Auch Eggermann fühlte, daß er fröstelte. Es war ihm, als ob ein Dritter, Unheilbringender bei ihnen im Zimmer sei. Er zwang sich gewaltsam zu einem leichten Ton. „Weißt du, Erwin, der Professor hat dir dies Wort gesagt, um dich zu erschrecken, um von vornherein jedem Leichtsinn vorzubeugen, um dir eventuelle Folgen klarzumachen. Gewiß mußt du dich schonen und nach der Vorschrift leben —"

Fontenay flammte auf. „Das ist's ja gerade! Mein ganzes Leben soll unter einem Drucke stehen: sich schonen — sich alles versagen — entbehren! Immer an diesen elenden Körper denken, wenn andre das Leben genießen! Das kann ich ja gar nicht aushalten! Lieber ein paar Jahre früher ins Gras beißen!" Er stockte, wurde ganz blaß, und leise sagte er: „Du glaubst nicht, wie schwer es ist, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ein Damoklesschwert über einem schwebt! Man fühlt plötzlich eine Kluft zwischen sich und den andern Menschen, so als ob man gezeichnet wäre!"

Heinrich Eggermann legte den Arm um Fontenays Schulter und drückte die schmale Gestalt einen Augenblick fest an sich. „Erwin, übertreibe doch nicht so! Es ist ganz bestimmt nicht so ernst, wie du in der ersten Stunde denkst! Deine zähe Natur wird den Krankheitskeim niederzwingen. Der Professor hat ganz bestimmt übertrieben!" Seine Stimme klang so überzeugend, und er glaubte auch an seine Worte. Er fühlte jetzt noch, nach Jahren, daß er damals angesichts des jungen, lebensfrohen Freundes nicht an eine ernstliche Erkrankung geglaubt hatte.

Und Erwin hatte ihm so gern geglaubt! Seine Augen waren ganz hell geworden, und er hatte aufgeatmet. „Du weißt ja, daß ich immer gleich geknickt bin, sowie etwas in meinem Leben nicht ganz glatt geht! Ich glaube jetzt selbst, daß der alte Herr den Mund etwas voll genommen hat. Schließlich ist's wohl auch Geschäftsinteresse bei ihm. Ich kann ja wohl ein paar Wochen nach St. Moritz gehen. Ganz amüsant dort in der Sportsaison. Jetzt wollen wir aber von der Sache nicht mehr reden, sie ist abgetan!"

„Erwin, aber versprich mir, vorsichtig zu sein und die Vorschriften zu befolgen!"

„Nichts verspreche ich dir, alter Freund; ich denke nicht daran, etwas zu entbehren! Ich will dasselbe vom Leben haben wie ihr auch, und nichts will ich mir versagen. Bitte, nun rede nicht mehr davon! Sei doch froh, daß ich es so leicht nehme."

Sie hatten nie mehr davon gesprochen. Tagelang war Heinrich Eggermann den Gedanken an die drohende Gefahr nicht losgeworden, aber als die Briefe aus St. Moritz so vergnügt und übermütig klangen und von Krankheit niemals darin die Rede war, da hatte auch er die ganze Sache leicht genommen und schließlich nicht mehr daran gedacht.

Bis ihm eines Tags Erwin von Fontenays Verlobungsanzeige auf dem Schreibtisch lag.

Das harte Blatt hatte zwischen seinen Fingern gezittert, und ein Heer von erschreckten Gedanken war auf ihn eingestürmt.

Ob Erwin sich wohl den Ernst dieses Schrittes überlegt hatte? Ob er seiner Gesundheit so völlig sicher war? Er konnte doch unmöglich ein andres Leben leichtsinnig an sich gefesselt haben, ohne sich die Folgen zu überlegen! Vielleicht war er völlig ausgeheilt. Aber der Professor hatte es doch klar und erbarmungslos ausgesprochen. Das sagte er doch nicht so obenhin — das war doch schwerer Ernst.

Heinrich Eggermann begriff auf einmal nicht mehr, wie er die ganze Sache so leicht hatte nehmen können. Er hatte sich von Erwins Leichtsinn anstecken lassen, statt ihn zu warnen. Er hätte doch wissen müssen, wie optimistisch Fontenay war und wie seine ganze Natur sich stets gegen eine unangenehme Gewißheit sträubte. Der übergoß alles mit rosigem Licht und glaubte stets nur, was ihm gut und schön dünkte.

Eggermann hatte plötzlich das Gefühl, als hätte er sich zum Mitschuldigen einer schlimmen Tat gemacht, ihm war, als laste die Verantwortung auf ihm allein.

Er schrieb an Fontenay, aber es war kein Glückwunsch, es war ein Brief voll ernster Warnungen, voll von großer Sorge.

Erwin antwortete ihm empört, er las aus dem Brief nichts weiter als die böse Absicht, ihm sein Glück zu vergällen, und er ließ den Freund fühlen, daß er ihn für mißgünstig hielt.

Heinrich Eggermann war zuerst gekränkt, aber dann überwand er sich und schrieb dem Freunde noch einmal ernst und eindringlich, und er meinte, die Worte müßten an das Herz des andern rühren. Aber er bekam keine Antwort, lange nicht; er wußte nicht, was Erwin beschlossen hatte.

Und dann war er auf einmal wieder bei ihm, vergnügt und harmlos wie immer, nur blasser und schmaler erschien er Eggermann. „Weißt du, Heinrich, dein Unkenruf, so sehr er mich verdrossen hat, läßt mir doch keine Ruhe. Ich will doch noch einmal zu dem alten Zeloten gehen und mich beklopfen lassen. Ich weiß ja doch, was er sagt. Es ist ja alles in Ordnung! Das bißchen Fieber hat doch nichts auf sich."

„Um so besser! Es ist ein anständiger Entschluß von dir, Erwin! Und nun erzähle mir von deiner Braut." —

Doktor Eggermann richtete sich heftig auf und trat von der Reeling zurück, er nahm die Reisemütze ab und warf sie hinter sich auf eine Bank; der kühle Meeresatem strich ihm über das Haar. Er wandte sich um und sah Inges Kopf, der sich schattenhaft über der Lehne des Sessels erhob. Noch immer saß sie bewegungslos und träumte in die blauschwarze Nacht. —

In jener Stunde hatte er zum erstenmal von ihr gehört. In heißen, glückseligen Worten hatte ihm Erwin die Braut geschildert, und er hatte ihm zugehört, aufmerksam und leise lächelnd, wie immer, wenn Fontenay seiner Begeisterung in feurigen Ausrufen Luft gemacht hatte. Er kannte das ja schon lange, er hatte den Freund ja schon so oft verliebt gesehen! Er blieb kühl, bis er das Bild in der Hand hatte.

Das Gesicht der jungen Braut hatte sofort zu ihm gesprochen, eine starke Sympathie, ein instinktives Verständnis für die Art des Mädchens war in ihm. Er hatte die Empfindung, als kennte er diese Züge längst, als hätten sie schon oft vor seiner Seele gestanden in unbewußten Träumen. Ihm war, als hätte er dies Antlitz immer gesucht, wenn er unter Menschen ging.

Sie hatte sehr ernste Augen und einen stolzen Mund, um den aber ein kleines glückliches Lächeln schwang. Eine süße Mädchenhaftigkeit lag über der Gestalt, und in der Haltung war eine verhaltene Innigkeit.

„Ist sie nicht süß?" fragte Fontenay und nahm Eggermann das Bild aus der Hand, um seine Blicke darin zu versenken. „Du machst dir von ihrer Grazie, von ihrer scheuen Zärtlichkeit keinen Begriff. Weißt du, der Professor kann sagen, was er will, ich lasse sie nicht!"

Eggermann hatte das Bild wieder genommen, er konnte sich von dem Gesicht nicht losreißen. „Sie ist bezaubernd!" sagte er mit belegter Stimme, und er dachte: Wenn sie einem schweren Schicksal entgegenginge, es wäre grausam.

Verstohlen sah er auf den Freund. Er erschien ihm zarter und nervöser als je, so gar nicht geeignet, ein feines Glück zu behaupten und vor dem Leben zu schützen.

Und da tauchte ein Gedanke in ihm auf, jäh und heimtückisch, aus den dunkelsten Gründen seiner Seele: Ich könnte sie besser schützen, ich, der Gesunde —

Bis ins tiefste Herz erschrak er vor der sündhaften Regung, und noch viele Wochen später litt er bei dem Gedanken an diesen Augenblick, der ihn vor sich selbst hatte erschrecken lassen.

Er hatte sich rasch ermannt. „Komm, wir gehen jetzt zu deinem Professor. Ich bin sicher, du bekommst guten Bescheid. Ich gehe mit dir und warte in den Anlagen auf dich."

Sie waren langsam durch die Stadt geschlendert, Fontenay mit verhaltenem Schritt, es war ihm doch ein wenig unbehaglich zumute. Als er vor der Tür des Arztes stand, war sein Gesicht ganz fahl. „Es ist doch unangenehm," sagte er gepreßt, „man kann doch nie wissen —"

Es legte sich wie ein Alp auch auf Eggermanns Brust, aber da lachte Erwin schon wieder. „Ich bin nur nervös, das ist alles!" In der Tür drehte er sich noch einmal lachend nach dem Freunde um und winkte.

Eggermann setzte sich in die Anlagen, die dem Hause des Arztes gegenüberlagen. Er hatte die Tür im Auge und wartete voll Ungeduld auf den Augenblick, wo Fontenay auf den hellen Sandsteinstufen erscheinen würde. Er hielt seine Gedanken fest und wünschte aus mitfühlendem Herzen, daß der Freund eine günstige Auskunft erhalten möge. Die häßliche Regung eines Augenblicks lag versunken hinter ihm.

Es schien ihm, als sei eine Stunde vergangen, seit Erwin hinter der schweren Eichentür verschwunden war, und in Wirklichkeit war es kaum eine halbe. Er wartete voll



Reinhold Ewald: Blumen.

Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1912.

Ungeduld, und trotzdem, als Fontenay aus dem Hause trat, war er tief erschrocken, sein Herz begann rasend zu klopfen.

Und als er dies seltsam fremde Gesicht sah mit dem stumpfen Ausdruck in den Augen und die müde Haltung der schmalen Gestalt, da wußte er alles. Da sah er die Brillengläser des Arztes mit ihrem kalten, erbarmungslosen Funkeln, da wußte er, daß der Freund ein Todesurteil gehört hatte. Ein gewaltiges Erbarmen betäubte ihn fast.

Mit einigen hastigen Schritten ging er Fontenay entgegen und schob seine Hand in dessen Arm. Erwin sah ihn groß an: „Ach ja — richtig — du hast ja gewartet!"

Er ging willenlos neben Heinrich Eggermann her und fragte nicht nach der Richtung, er starrte gedankenlos auf seine Füße, die sich schwer und gleichmäßig vorwärtsschoben.

Eggermann spürte, wie ihm das Herz gegen die Rippen hämmerte. Er wagte nicht zu fragen, er wußte, er hatte keine Gewalt über seine Stimme.

Sie gingen am Kanal entlang, dessen grünes Wasser kühl und leblos aussah und in der Dämmerung kaum blinkte. Von der Stadt her drangen alle Geräusche weich gedämpft zu ihnen. Der Friede des Abends folgte ihnen auf den Spuren.

„Erwin," sagte Heinrich Eggermann erschüttert, und in seiner Stimme wollte schon ein Trost mitklingen.

Fontenay fuhr zusammen und sah ihn verwirrt an. „Was willst du eigentlich? Du sollst mich gar nicht trösten, es ist nicht nötig! Er hat mir nichts Schlimmes gesagt — wirklich nicht!"

Heinrich fühlte die Unwahrheit im Ton der Stimme. Er nahm die Hand des Freundes und hielt sie ganz fest. Die Hand brannte und zuckte unter seinem Griff.

„Ich habe es dir ja gleich gesagt, daß er nichts finden würde. Es ist alles in Ordnung! Wir heiraten in drei Wochen." Vor einer Bank blieb er stehen. „Wir können uns auch setzen," sagte er obenhin.

Sie starrten schweigend auf das Wasser des Kanals, das schwer schien wie Öl.

Aber auf einmal sank Fontenays Oberkörper vornüber, und ein hartes, qualvolles Schluchzen stieß und rüttelte ihn so, daß Eggermann meinte, das Schluchzen müsse ihm die Brust zerreißen.

„Erwin, lieber Kerl, sprich dich doch aus!"

Erwin stieß seine Hand von sich. „Ich bitte dich, geh — geh fort! Laß mich allein. Ich will mich nicht aussprechen! Kein Mensch soll es wissen! Niemand darf es hören! Geh doch, um Gottes willen! Wenn du noch eine Minute bleibst, sage ich es, und niemand — auch du nicht — darf es wissen."

Heinrich ließ seine Hand nicht los, da sank ihm der Kopf des Freundes an die Brust. „Ich kann es nicht allein tragen — ich gehe daran zugrunde — ich werde wahnsinnig — ich zerbreche. Heinrich — es ist alles aus — hoffnungslos, hoffnungslos! Ah, der Kerl, der Professor, ist eine Bestie! Er hat es mir so schonend gesagt, aber er blieb dabei trotz meiner Verzweiflung: Heiraten sei ein Verbrechen! Verbrechen! sagte er. Ich hätte ihn erwürgen mögen. Weißt du denn, was das heißt, Heinrich? Weißt du, daß ich dich hassen könnte, weil du leben wirst, wenn es längst mit mir vorbei ist! Ah — jeden kann ich hassen, jedes Kind, das mir über den Weg läuft, sogar die elendesten Krüppel — die leben doch wenigstens, werden weiterleben. Ich soll nicht heiraten — wenn ich einen Funken Ehrgefühl im Leibe habe — sagte der Kerl! Meine Inge hergeben — allein bleiben, mich zu Tode nach ihr sehnen — irgendwo allein zugrunde gehen. Sie einem andern lassen." Er riß sich aus Eggermanns Armen. „Der Gedanke allein macht mich irrsinnig. Ich kann sie nicht lassen, kein andrer soll ihren lieben Mund küssen, ihren süßen Körper in den Armen halten. Was weiß der Professor, der alte Mann! Pah, ich lache über ihn und sein Geschwätz. Höre es, Heinrich, ich lasse sie nie, niemals!" Sein Atem keuchte, und Fieberschauer flogen über seine Glieder. „Und wenn es ein Verbrechen ist — so nehme ich es auf mich! Und wenn ich es mit Höllenqualen büßen muß — lieber drei Tage sie ganz besitzen und jammervoll sterben, als ohne sie hundert Jahre alt werden —"

Er nahm sich gewaltsam zusammen und versuchte seine Erregung niederzuzwingen. Er setzte sich wieder neben Eggermann. „Ich muß das mit mir allein abmachen — ich werde es tragen. Ein kurzes Glück ist mir das Leben schuldig. Ich nehme es mir, und ich werde es halten bis zum letzten Atemzuge."

Eggermann saß wie betäubt, ein grenzenloses Mitleid lähmte ihm jeden Gedanken, er fühlte nur eins: das Schicksal des Freun-

des war grausam, zu schwer für Menschenkraft. Er hätte ihn an sich ziehen und schützen mögen wie ein Kind.

„Inge — Inge," murmelte Fontenay, „bei dir will ich alle Qual vergessen."

Das traf Eggermann wie ein Stich. „Erwin," sagte er mit schwerer Stimme, „überlege, was du tust! Das — das darfst du nicht!"

Da packte es Fontenay wie sinnlose Wut; er stieß Heinrichs Hand von sich. „Siehst du, hätte ich doch nichts gesagt! Du bist auch so einer, so einer von den Harten! O pfui! Du gönnst mir auch mein bißchen Glück nicht. Schweig, schweig, sag ich' dir! Ich will nichts hören. Es geht dich gar nichts an! Ich tue es doch! Du bringst mich nicht davon ab, niemand auf der Welt —"

Eggermann sah auf einmal das zarte Mädchengesicht vor sich mit den großen ernsthaften Augen. Eine furchtbare Gefahr war über ihr. „Erwin, du mußt ruhiger werden! Gewiß ist dein Schicksal nicht so hoffnungslos, wie du heute denkst, es wird sicher alles wieder gut! Aber eins mußt du dir klarmachen: Deine Braut darfst du nicht gefährden!"

In Fontenays Blick glomm ein böser, tückischer Funke. „Ich verzichte auf deinen Rat!" sagte er scharf.

„Erwin, alles, was in dir anständig und vornehm ist, muß es dir sagen: Es ist ein Verbrechen!"

Erwins Gesicht war verzerrt vor Wut. „Willst du mir die Braut aus den Armen reißen? Sie hat dir wohl selbst gefallen, du möchtest mich wohl aus dem Wege haben?"

„Besinne dich, Erwin," sagte Heinrich traurig. „Ich will dich ja nicht quälen, du wirst selbst den rechten Weg gehen."

„Ich habe genug von dem Gerede, ich fahre heute abend noch. Verschone mich bitte mit deiner Begleitung." Er tauchte ins Dunkel der Nacht, und Eggermann hörte noch eine Weile seinen flüchtigen Schritt auf dem Pflaster der Kanalstraße. —

Es kamen qualvolle Tage für Heinrich Eggermann, nicht eine Stunde wurde er den Gedanken an Inge und das grausame Schicksal des Freundes los. Eine heiße Angst saß in ihm um das Mädchen, das ahnungslos seine Gesundheit, vielleicht sein Leben aufs Spiel setzte. Dann wieder fühlte er jeden der fürchterlichen Gedanken, durch die Erwin sich hindurchringen mußte, er litt mit ihm und sehnte sich, ihm das große Leid tragen zu helfen.

Wie mochte er sich entscheiden? Welchen Weg mochte er gehen? Er glaubte den Freund bis in den tiefsten Grund zu kennen, er glaubte zu wissen, daß er den harten Weg gehen würde.

Und doch, er wurde immer wieder irre. Kannte er die Tiefe von Erwins Leidenschaft? Kannte er die rasende Todesangst, die ihn umklammert hielt, die ihn gewiß trieb, das letzte Glück zu halten mit aller Kraft, mit Lug und Trug, wenn es sein mußte! Doch immer wieder kehrte ihm die Hoffnung zurück, daß Erwin männlich das tragische Schicksal der Entsagung wählen würde.

Da erhielt er die Einladung zu Erwins Hochzeit.

Fontenay hatte sie selbst geschrieben, aber die Schriftzüge waren unsicher, die Hand hatte ihm beim Schreiben gebebt, und trotzdem fühlte Eggermann den Trotz, der in diesen selbstgeschriebenen Zeilen lag: Und doch! Ich tue es doch, dir und aller Welt zum Trotz.

Eggermann war wie zerschlagen, er konnte sich gar nicht von dem Schrecken erholen, und die Erkenntnis, daß Fontenay dem eignen Glück skrupellos die Geliebte opferte, drückte ihn nieder.

Gedanken und Pläne jagten sich in seinem Hirn. Sollte er der Braut schreiben, sie warnen, aufklären? Jeder Blutstropfen in ihm wehrte sich gegen diesen Plan, niedrig und gemein schien es ihm, hinter dem Rücken Fontenays die Braut zu beeinflussen. Das hieß ja zum Verräter, zum Angeber werden!

Und doch, gab es irgendwelche Bedenken, da es hieß, vielleicht ein junges Leben zu retten? Sollte er nicht lieber die Schmach und Verachtung auf sich nehmen und tun, was er für recht hielt?

Oder sollte er sich an die Eltern wenden? Aber das war ja das gleiche, die Eltern würden dann wohl mit allen Mitteln die Heirat hindern, und seine Tat blieb die gleiche: feiger Verrat.

Er fühlte, er würde niemals darüber hinwegkommen, sein Leben lang würde er das Bewußtsein mit sich schleppen, an seinem besten Freunde heimtückisch gehandelt zu haben. Ein Fluch würde ihm das werden. Er mußte schweigen, um so mehr, als sein

Herz beim Gedanken an Inge heftiger schlug. Vielleicht war im tiefsten Grunde seiner Seele ein egoistischer Wunsch. Und dann wurde seine Tat gemein. Er mußte schweigen. Es gab für ihn keinen andern Weg.

Unablässig rangen seine Gedanken mit dieser Frage, er ging gar nicht aus, so sehr war er in den Kampf verstrickt. Es ist ein Verbrechen an dem Mädchen — und dies Verbrechen mußte er zulassen, weil er nicht die Kraft hatte, die Verachtung der Menschen zu tragen.

Am nächsten Tage erhielt er einen Brief von Fontenay. Der Stil war fiebrig und konfus, zerrissen von Glück und Qual, und am Schlusse stand mit flüchtiger Schrift wie hingehaucht: „Du kannst dich beruhigen, Inge weiß alles. Sie ist trotzdem entschlossen, mein zu werden. Ich denke, nun bist du zufrieden.“

Als Eggermann diese Worte las, hatte er ein vages Gefühl, das hinterlistig an ihn herankroch: Es ist nicht wahr. Er hat es ihr nicht gesagt, er schreibt das nur, weil er ein Einschreiten von meiner Seite fürchtet.

Aber sofort schämte er sich dieser Empfindung und rang sie nieder. Und eine große Erleichterung kam über ihn. Nun gab es für ihn keine Frage der Pflicht oder Verantwortung mehr. Wenn Inge Gerolshofen freiwillig diesen gefährlichen Weg ging, so hatte niemand das Recht, sie zu hindern. Sie hatte ihre Selbstbestimmung, und wenn sie nach dem kurzen seligen Glück griff und sich selbst opferte, um dem Geliebten die Sehnsucht zu erfüllen, oder wenn ihre eigne Leidenschaft so stark war, daß es für sie keine Hemmungen gab — wer durfte sich ihr dann in den Weg stellen?

Sie ging einem schweren Geschick entgegen, aber es war ihr freier Wille. Sie hatte den Opfermut heroischer Frauen und setzte gewiß ihr Leben freudig aufs Spiel.

Seine Gedanken umkleideten ihr Haupt mit dem Heiligenschein junger Märtyrerinnen. Immer stärker wurde in ihm der Wunsch, sie zu sehen, einmal ihre Stimme zu hören und ein Bild von ihr in seine Seele aufzunehmen. Und dann wollte er dem Freunde die Hand drücken, er hatte ihm ja in Gedanken tausendfach Unrecht getan. Bis heute hatte er ja gedacht, daß Fontenay sich sein Glück erschleichen wollte.

Er fuhr zur Hochzeit. — — —

Die Adria rauschte eintönig, in regelmäßigen Zwischenräumen leuchtete der Scheinwerfer auf, und der Lichtkegel fuhr suchend über die Wasserfläche.

Doktor Eggermann machte eine jähe Bewegung, ihm war, als hätte Inge von Fontenay sich geregt. Vielleicht bedurfte sie seiner Hilfe.

Aber er sah den Umriß ihres Kopfes regungslos auf der Lehne des Sessels. Vielleicht schlief sie. Nein, sie schlief gewiß nicht, sie träumte von dem Manne, dem sie sich so freudig geopfert zu einem kurzen Liebesrausch.

Eggermann hielt die Blicke auf die zarte Kontur des kleinen Kopfes geheftet, und er sah eine Haarsträhne, die sich unter dem Schleier hervor gelöst hatte und leise im Luftzuge spielte. — — —

Fontenays Hochzeitstag. Mit den andern Brautführern stand er unter dem Kirchenportal und hatte irgendein niedliches unbedeutendes Mädchen am Arm, er konnte sich nicht einmal mehr auf ihr Gesicht besinnen, obwohl er bei Tisch stundenlang mit ihr geplaudert hatte.

Sie hatten alle erwartungsvoll dem Brautpaar entgegengesehen. Da erblickte er, als der Wagen noch nicht hielt, das Gesicht des Freundes. Ganz schmal und blaß mit weißlicher Haut und fiebrig glänzenden Augen. Hinter ihm sagte jemand halblaut: „Donnerwetter, sieht Fontenay schlecht aus!“

Und dann sah er Inge. Ihr Antlitz war von einer ergreifenden Lieblichkeit und einer kindlichen Andacht, die großen Augen ernst, aber es stand kein Gram darin, kein verborgener Schmerz, kein Wissen um eine lauernde Gefahr, um ein baldiges Ende. Der Blick war klar und tief, und zuweilen leuchtete eine grenzenlose Glückseligkeit darin auf. Der Mund lächelte das süßeste bräutliche Lächeln.

Ein starkes Gefühl sprang in Eggermann auf: Sie weiß nichts, sie ahnt nichts — dieses Lächeln, dieser Blick wären sonst nicht möglich.

Das Brautpaar schritt langsam an ihm vorüber, aus Fontenays Augen traf ihn ein scheuer Blick.

Und als Eggermann sah, daß das Gesicht der jungen Braut vorm Altar in schwerem Ernst erstarrte, da fühlte er: Sie weiß es doch, sie trägt es lächelnd ihm zuliebe. Und sie war ihm eine Heilige, zu der seine Ge-

danken in Ehrfurcht wallfahrteten. Als das Fest verrauscht war, wußte er, daß es in seinem Leben keine Frau für ihn geben würde neben Inge von Fontenay.

Die nächsten Monate zehrten an seiner Seelenkraft. Mit eisernem Willen bändigte er seine Gedanken an sie, denn jeder Gedanke schien ihm sündhaft, und die Sehnsucht war wie ein Wunsch, dessen Erfüllung nicht unmöglich ist. Es war nicht das wesenlose Verlangen nach dem Weibe eines andern, denn dieser andre besaß sie ja nur für eine kurze Frist, dann würde sie wieder frei.

Daß der Gedanke an des Freundes Tod sich ungewollt und leise in seine Sehnsucht mischte, das erniedrigte Eggermann vor sich selbst. Das machte ihn elend. Oft sagte er sich in verzweifelten Stunden: Ich warte auf Erwins Tod, ich bin der erbärmlichste Mensch. Und doch war sein Herz erfüllt von einem grenzenlosen Erbarmen mit dem Ärmsten, der sein Glück nur hielt, um täglich von ihm Abschied zu nehmen...

Als die Nachricht von Fontenays Tode ihn erreichte, traf sie ihn tief, als hätte er den Tod durch heimliche Wünsche verschuldet. Er kam sich vor wie ein Verbrecher und konnte sein seelisches Gleichgewicht nicht wiederfinden. Immer wieder horchte er in sich hinein, ob in der dunkelsten Tiefe seines Ichs nicht eine Freude aufsprang, daß Inge wieder frei sei, oder ein begehrlicher Gedanke — aber in ihm war nur Trauer um des Freundes Geschick und Mitleid mit der jungen Frau.

Mühsam erkämpfte er sich die innere Ruhe wieder bis zu dem Tage, an dem er durch Zufall von ihrer Reise erfuhr. Da trieb es ihn, sie wiederzusehen.

Doktor Eggermann hatte die Stirn in die Hand gestützt, und die schweren Gedanken hatten ihn überwältigt. Er war müde und hoffnungslos. Er hörte nicht, daß Frau von Fontenay aufgestanden war und mit leisen, leichten Schritten über das Promenadendeck schlenderte. Sie gewahrte ihn erst, als sie dicht vor ihm stand; instinktiv wollte sie ausweichen und zurückgehen. Da hob er rasch den Kopf, und sie erkannte ihn. Mit einer weichen Bewegung reichte sie ihm die Hand. „Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich Sie störte." Sie lächelte ein Lächeln, in dem all die zärtlichen Träume und süßen Gedanken der letzten Stunde noch einmal auflebten.

Eggermann rang nach einem leichten Wort, mühsam sagte er: „Es war Ihnen wohl auch drunten zu laut, gnädige Frau?"

Da sank ihre gehobene Stimmung ganz jäh zusammen, es war, als verlöschte ein Licht in ihren Augen. „Ja," sagte sie, „ich kann frohe Menschen nicht mehr ertragen. Es ist so häßlich, aber es ist so, ich glaube, ich bin neidisch. Immer wieder frage ich mich: Warum traf es mich?"

„Weil Sie wohl auch glücklicher waren als die Durchschnittsmenschen —" Er wußte nicht, warum er das sagte, vielleicht um zu hören, ob ihr Glück wirklich so groß gewesen sei.

Sie legte ihre schmalen nervösen Hände fest um die Reeling und atmete tief auf. „Ja, so glücklich wie wenig Sterbliche. So groß und ungetrübt war mein Glück bis zu der Stunde, da Erwin krank wurde." Sie wandte den Kopf, als schämte sie sich ihrer Offenheit.

Eggermann dachte grüblerisch: Wie seltsam! Und die drohende Gefahr? Das Bewußtsein, daß dieses Glück nur kurz sein würde wie ein Hauch? Hat sie das vergessen können? Ich meine, ihr Glück müsse leidvoll gewesen sein von Anbeginn. Ein heißes Bohren war in ihm, das ihn zwang, zu forschen und zu fragen. „Wie tief mußte Erwin Ihnen dankbar sein, daß Sie sein schweres Los auf sich genommen haben und ihm es tragen halfen!"

Sie lächelte ein wehes Lächeln. „Sie meinen die Pflege? Aber das war doch selbstverständlich, niemals hätte ich einen andern Menschen an seinem Lager geduldet. Oh, ich geizte mit jedem Augenblick —" Ihre Stimme brach.

Ich sollte schweigen, dachte Eggermann, aber ich kann es nicht. „Ich meine, daß Sie von vornherein wußten, welch schweres Geschick auf Sie wartete, da Erwin leidend war."

Sie sah ihn groß an. „Ich verstehe Sie nicht. Erwin war vollkommen gesund, als wir uns verheirateten. Er hat sich auf der Hochzeitsreise erkältet, an einem Regentage in Lussin. Ich kann es noch nicht fassen, daß ihn die Krankheit so jäh und fürchterlich ergriff." Ihre Hände zuckten auf dem Geländer.

Eggermann stand regungslos, er dachte immer wieder: Es ist nicht möglich, er kann mich nicht belogen haben!



Gari Melchers: Dame mit Delfpferdchen.

Frau von Fontenay wandte sich ihm zu. „Ach, Sie dachten, Erwin sei schon früher krank gewesen? Nein, das Fieber packte ihn erst in Lussin, wir konnten nur mit Mühe noch die Heimat erreichen. So oft, wenn ich ihn verzweifelt fragte: ‚Wie hat dich das nur so plötzlich fassen können?‘, lächelte er und sagte: ‚Die Götter waren neidisch, es wird wieder gut!‘ Bis zuletzt glaubte er an die Besserung.“ Ihre Schultern bebten, und die Tränen standen groß und glänzend in ihren Augen.

Eggermann meinte, eine eiserne Klammer hielte seine Schläfen gepreßt. So hat er doch gelogen — weiter gingen seine Gedanken nicht. Er erschrak bis ins Herz, und die Erkenntnis packte ihn mit furchtbarer Gewalt. Durch eine Lüge hatte Fontenay sich seine Ehe erkauft, und diese Lüge hatte er aufrechterhalten bis zuletzt. Seine Frau sah und liebte ihn so wie er sich ihr gezeigt, nicht so, wie er im Grunde seines Wesens war: ein rücksichtsloser, krasser Egoist.

Frau von Fontenay stand still neben ihm und wartete auf eine Antwort, aber seine Gedanken waren verwirrt, und er war unfähig, zu sprechen. Sie nahm den seidenen Schal fester um die Schultern. „Morgen früh sind wir in Ragusa, nicht wahr?“ Sie hatte das Gespräch jäh abgebrochen, und es schien, als bereute sie, so viel gesagt zu haben. „Ich will meine Mutter aufsuchen.“ Sie reichte ihm freundlich die Hand. „Gute Nacht!“

Eggermann hatte das Gefühl, als müsse er sie zurückhalten, um ihr etwas zu sagen. Er besann sich mühsam. Was sollte er ihr sagen? Sollte er in ihre traurigen Augen sehen und ihr sagen: Ihr Gatte war ein Lügner, er war nicht der, für den Sie ihn halten. Er hat nur an sich gedacht und daran, wie er sich sein Stück Glück sicherte. Daß jeder Kuß Ihnen Unheil bringen konnte, das hat ihn nicht gestört —?

Eggermann sah den Freund in einem neuen entstellenden Licht, ein starker Zorn gegen den Verstorbenen ergriff ihn, keine Regung des Mitleids hatte Raum in ihm, er begriff nicht, wie Fontenay eines Glückes hatte froh werden können, an dem so viel Unrechtes und Erlogenes haftete.

Konnte er nicht zu der Frau sagen: Reiße die Erinnerung aus deinem Herzen, du liebst ein Phantom, das wahre Gesicht des Geliebten hast du nie gesehen. Überwinde ihn, schaffe dir Raum für neues Leben —?

Ah, das hieße wieder zum Verräter werden! Zum Verräter an einem Toten, der wehrlos war. Das hieße einem Toten das reine Andenken trüben. Und vielleicht, vielleicht verschärfte er die Qual der Frau nur, wenn sie die Augen nicht mehr gläubig zu Erwins Bild erheben konnte, wenn sie Menschlichkeiten an ihm sah, die sie verurteilen mußte.

Mit müden Schritten ging Eggermann auf und nieder, er fühlte sich matt von den seelischen Erregungen der letzten Stunden. Er sah keinen Weg zum Ziel, und er beschloß, in Inges Nähe zu bleiben und zu warten, ob seine Stunde nicht käme.

Als er in seine Kabine hinabging, kam er an der Tür vorbei, hinter der er Inge und ihre Mutter wußte. Es war ihm, als hörte er ein leises unterdrücktes Schluchzen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Lied im alten Ton

In dem himmlischen Rosengarten
Sitzet die Jungfrau Marie;
Den kleinen Jesus tut sie warten,
Und Englein spielen um sie.
Und Englein spielen und singen um sie
Und singen ein Lied vom Mai,
Vom Maien, der so schön war wie nie,
Und Vöglein sitzen dabei.
Sie lauschen ob der Englein Gesang
Und schweigen in ihrer Schalmei,
Und keinem wird's in der Seele bang,
Als Gott, der Herr, geht vorbei.
Und der segnet die heilige Jungfrau Marie,
Und die Vöglein und Engelein
Singen zusammen ein Lied wie nie,
Kein schön'res möchte sein.
Sie singen von Gottes heiliger Macht
Und von dem schönen Mai.
Und der, der dieses Liedlein erdacht,
Wäre gerne gewesen dabei.

Fritz Schloß



Emil Adam: Agárder Jagdgesellschaft. (Original im Besitz des Grafen Franz Nádasdy in Nádasd-Ladany.)

Von Kunst und Künstlern

Zu Emil Adams siebzigstem Geburtstage — Paul Thiems „Fernblick über den Starnberger See" — „Im Garten" von Richard Vogts — „Blumen" von Reinhold Ewald — „Straße in Havelberg" von Max Uth — „Blühende Kastanien" von Hermann Göhler — „Regenwetter" von Niels Pedersen Mols — „Felsenufer" von Ludwig von Hofmann — „Dame mit Delftpferdchen" von Gari Melchers — „Bauer mit Kiepe" von Max Liebermann — „Eselreiter" von August Gaul — Bildnisbüste Erich Schmidts von Fritz Schaper — Nachruf auf Erich Schmidt

Nicht weniger als sechsundneunzig Adam zählt das neue biographische Künstlerlexikon von Thieme-Becker, darunter über fünfzig von deutscher Abkunft. Wie ein Turm aus festgefügten Quadern hebt sich aus dieser Flut von Namen, Schicksalen und Schöpfungen die bayrische Künstlerfamilie Adam heraus, die nun schon durch vier Generationen Pinsel und Palette führt. Albrecht Adam, geboren 1786 zu Nördlingen als Sohn eines Konditors, gestorben 1862 zu München als berühmtester Pferde- und Schlachtenmaler seiner Zeit, war der Stammvater; aber schon als Hyazinth Holland vor zwanzig Jahren in einer Lichtdruckmappe das Werk der Künstlerfamilie Adam sammelte und erläuterte, konnte er dem Namen Albrecht noch fünf andre hinzufügen: Benno, Emil, Eugen, Franz und Julius. Heute ließen sich wohl noch ebenso viele neue nennen, und wer weiß, wieviele mit ihrer Kunst außerdem bescheiden im Dunkel blühen.

Den wir hier grüßen, der Maler des Reiterbildnisses, das als Einschaltbild erscheint, sowie der beiden Jagd- und Pferdebilder, die auf diesen Textseiten stehen, jetzt der Senior der Familie, rüstet sich in diesen Tagen zu seinem Jubel- und Ehrentage: am 20. Mai vollendet Emil Adam, der Pferde- und Jagdmaler in München, sein siebzigstes Lebensjahr. Er ist der Tradition, die sein Großvater Albrecht, eine echte, rechte Schwabennatur voll Temperament, Klugheit und Geradheit, begründete und sein Vater Benno, der Tier- und Sportmaler, fortsetzte, treu geblieben. Jedoch mit einem friedlicheren Einschlag sozusagen. Denn wenn er nach den Stoffen seiner Malerei einen Platz einnehmen sollte, so fände er ihn mitten zwischen den beiden Ahnen: gleich weit entfernt und doch auch wieder gleich nahe dem Großvater, der uns fast als einziger — durfte er doch im Gefolge Eugen Beauharnais' den gesamten Feldzug mitmachen — die furchtbaren Katastrophen der russischen Expedition von 1812 gemalt und, ein Menschenalter später, dem Hauptquartier Radetzkys zugeteilt, die Schlachten bei Custozza, Vicenza und Novara ver-



Professor Emil Adam.

ewigt hat, und dem Vater, der am liebsten Haus- und Jagdtiere in kameradschaftlicher Verbindung mit dem Menschen malte und sich von Hochjagd und Fuchshetze gern beim behaglich-exakten Illustrieren landwirtschaftlicher Werke ausruhte. Von beiden hat Emil Adam ein Erbteil in die Wiege gelegt bekommen; aber daneben dürfen wir nicht vergessen, daß von weiblicher Seite her romanisches Blut in seine Adern geflossen ist: seine Großmutter, eine geborene Sander aus Mailand, war eine Italienerin von heiter-liebenswürdigem Wesen, phantasiereich und witzig, seine Mutter eine Tochter von Domenico Quaglio, dem berühmten Architekturmaler aus angesehenem altitalienischem Geschlecht. In der sogenannten „Adamei", dem schönen Anwesen seines Großvaters in der Schillerstraße zu München, wuchs Emil Adam in aller Freiheit auf. Eine glückliche Kindheit bescherte ihm früh schon vielseitigen und anregenden Verkehr, und dieser Verkehr bildete bald eine Weltläufigkeit und gesellschaftliche Anpassungsfähigkeit in dem Knaben aus, ohne daß ihm sein nachdenklicher Ernst und eine bescheidene Zurückhaltung darüber verloren gingen.

Kaum dreizehn Jahre alt, kam er aus der Lateinschule zur Kunst, übte sich fleißig im Naturzeichnen und im Kopieren und tat dann unter Führung seines Vaters und seines Onkels Franz Adam, der später aus dem Deutsch-Französischen Kriege so manches Schlachtenbild heimgebracht hat, die ersten Schritte zur Selbständigkeit. Schon 1861 zeigte die Große Kölner Ausstellung eine österreichische Lagerszene von ihm, die bei Publikum und Kritik viel Lob erntete. In Hohenheim bei Stuttgart, auf den Königlichen Gestüten zu Weil und Scharnhausen trieb er dann eifrig theoretische und praktische Studien des Vollblutpferdes, und so konnte er schon die Münchner Ausstellung von 1863 mit größeren Bildern aus dem ungarischen Pferdeleben sowie mit einer Komposition „Arabische Mutterstuten und Fohlen" beschicken. Dann führte ihn eine Einladung des Fürsten Max zu Fürstenberg auf dessen Schloß Lána i. B. in die „große Welt". Den letzten künstlerischen und technischen Schliff holte er sich 1865 in Brüssel. Hier trieb er in der Schule von Portaels zugleich mit Wauters figürliche Studien und gewann durch seinen väterlichen Freund Cesare dell'Acqua die ebenso angenehme wie lehrreiche Gelegenheit, so berühmte Maler wie Gallait, Leys, de Haas und später in Paris Stevens kennen zu lernen. Er war noch nicht fünfundzwanzig, als sein Ruf als Sport- und Pferdemaler schon begann, durch Europa zu dringen. 1867 wurde er vom Prinzen Egon Taxis nach Pardubitz berufen, um ein großes Jagdgemälde mit sechzig Bildnissen von meist berittenen Sportsleuten mit Meute zu malen, und wenn darauf auch die Hunde und die Landschaft noch von der Hand seines Vaters stammten, so müssen doch die geschmackvolle bildliche Anordnung und die solide Durchführung allein auf sein Verdienstkonto gesetzt werden. Sein nächstes großes Bild „Lippspringer Jagdgesellschaft" brachte ihn in nähere Berührung mit dem Hofe des Herzogs Adolf von Nassau, dessen Gast er 1870 zu Frankfurt a. M. war. Weitere Aufträge führten ihn auf fürstliche Herrensitze Westfalens, Böhmens, Niederösterreichs, Ungarns und Schlesiens. 1885 ging er zum ersten Male nach England, und auch hier hatte er bei den verwöhnten fürstlichen Sportsleuten bald erstaunliche Erfolge, errang sich auch des Königs Gunst und konnte im Laufe der Jahre nicht weniger als hundertfünfzig Pferdeporträte, darunter viele Derbysieger, zählen. Nicht minder wurde er von französischen Sportsmännern geschätzt, so daß er schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts als der erste Pferdemaler, besonders als Meister des edlen Rassepferdes, betrachtet werden konnte.

Es liegt in der Natur dieser Malerei, die ja meistens in festem privatem Auftrage arbeitet, daß nur wenige Gemälde Emil Adams in öffentlichen Besitz übergegangen sind. Erst seit dem vorigen Jahre hat selbst die Pinakothek seiner Vaterstadt München in dem frei komponierten Bilde „Einfangen der Pferde auf einem ungarischen Halbblutgestüt" ein Zeugnis dieser so vielgeschäftigen und vielbegehrten Kunst. Man weiß, daß Sportsleuten, wenn sie sich und ihre Pferde gemalt haben wollen, vor den malerischen Werten die Exaktheit der Erscheinung gilt. So steht denn auch in Emil Adams Bildern, zumal in der ersten Zeit, die Zeichnung im Vordergrunde, und sie zeigt sich nicht selten so sehr betont, daß im Kolorit und in der Stimmung manche Härten auffallen. Später aber, mit der wachsenden Herrschaft über seine künstlerischen Mittel, kommt eine größere Weichheit im Ton und in der Farbe zum Vorschein und mit ihr eine ausgesprochene malerische Behandlung. Auch an diesem Künstler ist schließlich die Wandlung, die unsre Kunst in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, nicht spurlos vorübergegangen, so sehr er sich auch immer von „Richtungen" und „Tendenzen" der Malerei ferngehalten hat. Indem er seiner Kunst nachging, hat er viel von dem großen bunten Leben der Welt gesehen; um so dichter werden sich, nun leise sein Abend anbricht, all jene Erinnerungen und Erfolge um ihn stellen und heiter-fröhlich den Schatten der Einsamkeit wehren.

Paul Thiem — wo ist uns doch der Name dieses Malers schon begegnet? Ach ja, vor einer Reihe von Jahren brachten die „Monatshefte" zwei Bilder aus Dinkelsbühl von ihm (Februarheft 1908), und in dem von Georg Muschner verfaßten Begleittext wurde er als ein viel zu wenig beachteter Meister deutscher Land-

schaft gerühmt. Und zwar einer Landschaft, die ihr Prädikat „deutsch“ mit besonderem Nachdruck und Stolz trägt, die eine feine sachliche und doch persönliche Auffassung verlangt, aber keine subjektive Vergewaltigung duldet; die ein unermüdliches Studium der Wolken und Wasser, der Bäume und Sträucher, der Lichter und Stimmungen als selbstverständlich voraussetzt; die sich aber weder mit der Studie und Skizze noch mit der Impression begnügt. Altmeisterliche Innigkeit ist hier mit modernem Empfinden einen Bund eingegangen, der diesen Maler vor aller Schablonenhaftigkeit, aber auch vor aller überspitzen Individualitätswut schützt. Muß es durchaus ein Schul- oder Richtungsname sein, so könnte man Paul Thiem vielleicht am ehesten als modernen Neu-Romantiker bezeichnen. Seine Kunst ist vollgesogen von alter Kultur, aber sie braucht nicht mehr die herkömmlichen Requisiten der alten Malerei, sie kann bei ihren Straßen-, Städte- und Landschaftsbildern den alten Theaterzauber von Mauerzinnen, Rittern, Pferden und Wagen entbehren. Doch deshalb fehlt ihr nicht das „Poetische“, das Gefühlsmäßige, der tiefere seelische Gehalt. „Ein Weg, ein Baum, ein Fluß“ — das sind Worte aus Thiems eignen Bekenntnissen — „genügt dem Malerdichter von heute, und er zeigt euch, daß diese drei Lebewesen unzählige Gedichte liefern können, Gedichte voll Schwung, voll Größe, voll innerlichster Tiefe. Der Baum ist ein Rätsel, der Fluß und der Weg. Drei Rätsel miteinander verwoben geben tausend und abertausend Möglichkeiten, eine Seele zu erschüttern.“ Wozu braucht es dabei des alten Fabelgetiers der Nixen, Kobolde, Faune und Nymphen, mit denen unsre Großväter die Landschaft „belebten“? Lebt nicht jedes Ding für und aus sich selber? Erzählt es nicht mit eigner Zunge von seinen Schicksalen und Erlebnissen? Darum ist es auch ganz überflüssig, in die Weite zu schweifen, um „interessante Motive“ zu erjagen. Das Alltägliche, das Einfachste und Nächste bietet übergenug, wenn die Seele des Malers nur versteht, es mit ihrer Kraft zu bereichern, mit der Kraft, die aus der Liebe fließt. Wozu da noch genrehafte Zugaben in Gestalt von Dingen, die man künstlich den mit der Natur verschwisterten, wie Weiher und Baum oder Feld und Zaun, hinzugesellt! ... Hat man sich diese Gedanken zu eigen gemacht, diese Auffassung von Kunst vertraut werden lassen, so wird der „Fernblick über den Starnberger See“ in seiner eignen Sprache zu uns sprechen, wird der weite Horizont uns mit seinen Geheimnissen locken, werden die Wolken mit ihrem zarten Duft uns nicht tot bleiben.

Der dies Bild gemalt hat, ist jetzt ein Fünfundfünfziger. Sein Weg ist nicht auf der großen Heerstraße der „malerischen Entwicklung“ gegangen, hat sie kaum einmal gekreuzt, und sein Los wird auch in Zukunft die Einsamkeit sein. Aber eine Einsamkeit, die aus sich selber Kraft und Zuversicht schöpft. Seine künstlerischen Ahnen, die Schwind, Richter, Böcklin, Thoma, kennt Thiem wohl, und er ehrt sie, indem er weiter noch stetig von ihnen lernt, wenn auch seine Art zu sehen und zu arbeiten ihm eigentümlich ist, und das Menschliche, mit dem er alle seine Werke durchleuchtet, ihm niemand geben oder vererben konnte. Die schöne Gelassenheit, die Thiems Bilder kennzeichnet, scheint eine Tugend auch des Künstlers und Menschen zu sein. Daß man ihn, der nach gründlicher Schulbildung und gewählten Universitätsstudien früh nach München kam und seit langem schon dort vor den Toren der Stadt, in Starnberg, lebt und schafft, so lange auf die „Erfolge“ hat warten lassen, hat ihn nicht bitter machen können. Gehorcht hat er immer nur seinem eignen künstlerischen Drange. Er malte zunächst Phantasien, Grotesken, Humoresken, von denen im Dezember vorigen Jahres eine Ausstellung bei Heinemann in München allerlei zeigte: Märchen-, Legenden-, Schwank- und Possenbilder. Dann zog es ihn eine Weile zur Bildnismalerei, ehe er sich ganz und ausschließlich der Landschaft ergab, der romantischen Landschaft in neuzeitlichem Sinne. Auch literarisch und musikalisch hat sich Thiem betätigt. Er schrieb einen Roman „Der Prinz und der Onkel“, dem es nicht an Gedanken und grotesker Satire fehlt, und er komponierte musikalische Phantasien, in denen nach Muschners Ausdruck „die gleiche deutsche Melodik strömt wie in seinen Landschaften, als wenn das alte deutsche Wunderhorn bei ihm noch tönte“.

Von Richard Vogts haben wir schon häufiger Bilder gezeigt, meistens in farbiger Wiedergabe, denn die Farbe spielt bei ihm eine wichtige, oft eine entscheidende Rolle. Wir erinnern an „Rhododendron“ (Maiheft 1910), an „Mutters blaues Kleid“ (Aprilheft 1911) und an das Kinderbildnis „Renate“ (Augustheft 1912) — immer sind es farbige Eindrücke, die da zuerst auftauchen, und immer war es weibliche Anmut oder kindliche Lieblichkeit, mit der der Düsseldorfer uns erfreute. Diesmal, auf dem Blatt „Im Garten“, helfen Sonnenlicht und Blumen, die stille, gesammelte Anmut der Mädchengestalt zu betonen und einzuhüllen, zu isolieren gleichsam von dem Lärm der Welt, der in dies Gehege des Friedens und der Stille nicht zu dringen vermag.

Die „Blumen“ von Reinhold Ewald erläutern sich selbst. Hier hat einmal der Vierfarbendruck seine Schuldigkeit getan; sogar die feine gedämpfte Tonigkeit, die vielleicht den apartesten Reiz dieses Bildes ausmacht, hat er getreulich wiedergegeben. Im übrigen darf man nach dieser Leistung die Kunst des jungen, knapp dreiundzwanzigjährigen Malers, der aus Hanau stammt und in Berlin hauptsächlich seine Ausbildung erfahren hat, heute kaum noch messen.



Emil Adam: Sac-à-Papier, berühmter Hengst im Vollblutgestüt des Fürsten Ladislaus von Lubomirski.

So mag das Blatt mehr als Studie denn als Gemälde wirken und auf eine spätere Veröffentlichung vorbereiten, mit der wir dem gereiften Wollen und Können des neuerdings eifrig in Berlin und der Münchner Sezession ausstellenden Malers gerechter zu werden hoffen.

Drei Landschaftsbilder zeigen Frühlings- und Sommerstimmungen. Max Uths „Straße in Havelberg" mit dem frühlingsmunteren Spiel des Sonnenlichts auf den Dächern, Wänden und Pflastersteinen bitten wir sich als Vorläufer eines eignen Aufsatzes gefallen zu lassen, den wir dem geschmackvollen, alles unmittelbar aus den Händen der Natur empfangenden Berliner Maler längst schuldig sind. Wir gedenken diesen Aufsatz mit möglichst viel farbigen Reproduktionen auszustatten, denn in der Farbe liegen Uths feinste und eigenste Schönheiten. Diese wohlgelungene farbige Wiedergabe macht uns Mut dazu.

Hermann Göhlers „Blühende Kastanien" erscheinen vielleicht auf den ersten Blick als eins jener etwas theatermäßig zurechtgemachten Biedermeierbilder, die neuerdings so häufig Gäste auf unsern Ausstellungen sind. Aber auch abgesehen von der Staffage geht von diesem Bilde des Karlsruher Malers eine so heitere, reine Frühlingsstimmung aus, daß es wohl vor jedem, auch dem leisesten Verdacht oberflächlicher Effekthascherei geschützt ist.

Hat dieses Bild eine ausgesprochene süddeutsche Note, so würde sich das „Regenwetter" von Niels Pedersen Mols auch ohne den unverkennbar dänischen Namen des Malers sofort als ein bodenständiges Gewächs nordgermanischer Naturbetrachtung verraten. Es hat die Schwere und den Ernst der nordischen Landschaft, aber auch Mensch und Vieh, die ganze Atmosphäre des Bildes wirken so echt, daß über die Heimat dieser Kunst kein Zweifel aufkommen kann. Der Maler (geb. 1859) ist auf dem flachen Lande in kleinen Verhältnissen aufgewachsen und hat als Hirtenknabe im engsten Umgange mit der Natur Baum und Strauch, Wolken und Erde, vor allem aber die Tiere in der freien Luft, unter den wechselnden Einflüssen des Lichts und des Wetters lieben gelernt. Dann hat er ein wenig auf der Akademie in Kopenhagen studiert, weitaus das meiste aber autodidaktisch in sich entwickelt, zumal während des Sommers in Westjütland, wo er am Meere oder auf der Heide sein Studio aufzuschlagen pflegt.

Absichtlich haben wir in diesem Heft eine größere Anzahl von Werken schon bekannter und fertiger künstlerischer Persönlichkeiten zusammen-

gestellt. Es wird, hoffen wir, den Lesern erwünscht sein, die Schöpfungen der Jungen, die wir für gewöhnlich bevorzugen, an denen der Alten, Berühmten und Bewährten einmal wieder nachprüfen und abwägen zu können.

Zwei Weimarer Meister, beide Lehrer der dortigen Akademie, haben je ein höchst charakteristisches Werk ihrer Kunst beigesteuert: Ludwig von Hofmann, der Neuidealist mit der keuschen hellenischen Sinnenfreudigkeit, das „Felsenufer", dessen Schönheiten hauptsächlich in der vollendeten Zeichnung und der geistvollen Komposition zu suchen sind; Gari Melchers, der wieder zum Deutschen gewordene Amerikaner, die „Dame mit Delftpferdchen", ein Porträt, in dem beseelter Ausdruck der inneren Persönlichkeit mit Intimität der Auffassung und malerischer Technik um den Vorrang streitet.

Zwei Berliner Meister, beide Führer der Sezession, stellen daneben je ein neueres Werk, das gleichfalls für das innerste Wesen seines Schöpfers zeugt. Max Liebermann zeigt den „Bauer mit der Kiepe", ein oft und gern benutztes Motiv, in dem sich die Ursprünglichkeit seines Sehens und die elementare Kraft seiner Zeichnung offenbaren; August Gaul, der Tierbildhauer, kommt mit dem erst vor kurzem entstandenen „Eselreiter", der lebensvollste Naturtreue mit plastisch geschlossener Einfachheit vereinigt.

Fritz Schaper, der Berliner, heute ein Mann von zweiundsiebzig, ist mit einer Porträtbüste Erich Schmidts vertreten, des Berliner Germanisten und Literarhistorikers, aus dessen durchgeistigten Zügen mannhafte Energie des Denkens und edle Liebenswürdigkeit des Herzens sprechen. Namentlich die kühne, wie aus Erz getriebene Stirn und das lebendige, bezwingende Auge des Gelehrten sind dem Künstler trefflich gelungen. Und was man einem plastischen Bildnis nur selten nachsagen kann: Porträtähnlichkeit — die freilich immer nur eine Auslese des Charakteristischen sein kann, soll sie künstlerisch bleiben —, sie eint sich hier mit dem überzeugenden Ausdruck geistiger Bedeutung und dem Streben nach Stil und Monumentalität. Trat man in den Saal, gleichviel ob in den großen Plastikraum der vorjährigen Berliner Kunstausstellung oder in den Repräsentationsraum der jüngsten Berliner Akademie-Ausstellung, so fühlte man sich von diesem Kopf unter all den andern Büsten und Bildwerken alsbald wie mit sanfter Gewalt angezogen, und wenn wir längst wieder bei unsern Geschäften waren, klang die prächtige Fuge dieses Hauptes immer noch in uns nach. Schaper hat früh schon die Kunst geistiger Gestaltung geübt. Als Dreißigjähriger bildete er den „Schaperschen Goethekopf", den Meister Fontane zu den spärlichen, aber um so dankbarer genossenen Freuden seines Alters rechnete; als Vierzigjähriger schuf er den Hamburger Lessing und den Braunschweiger Gauß; als Fünfzigjähriger vollendete er den Luther für Erfurt; als Sechzigjähriger formte er den Großen Kurfürsten für die Siegesallee; als Siebzigjährigem glückte ihm dies deutsche Denker- und Gelehrtenbildnis...

Den Lebenden sollte dies Blatt grüßen, ein stiller Festschmuck sollte es sein zum sechzigsten Geburtstage Erich Schmidts am 20. Juni, für den er sich jede laute Feier verbeten hatte — zum Kummer aller derer, die es drängte, dem seit Jahren Kränkelnden Dank und Liebe ihrer Herzen jetzt mit doppeltem Eifer darzubringen. Doch ehe dies Blatt, ein Denkmal aus den Tagen seiner noch blühenden Gesundheit, an die Öffentlichkeit treten konnte, senkte sich der Schleier des Schweigens auf das geliebte Haupt. So wird aus dem Feiergesang eine Totenklage, und das Auge, das mit festlicher Freude auf diesen männlich schönen Zügen zu ruhen gedachte, umflort sich mit Tränen.

Stand je ein Mann auf deutschen Lehrstühlen, dem die Liebe seiner Schüler so entgegengeflogen, so treu geblieben ist wie unserm Erich Schmidt? Seine Bücher, die große monumentale Biographie Lessings, die Charakteristiken, die aus fünf Jahrhunderten deutschen Lebens eine Kette bedeutsamer Menschen und Werke mit solcher schöpferischen Kunst zu schildern wissen, daß sie alle leibhaftig unter uns wandeln, die zahlreichen, aber stets selbstwüchsigen, stets eigengeprägten Gedenkaufsätze und Klassikereinleitungen — sie kennt, schätzt und bewundert, wer durch den Buchstaben in den Geist, durch Gewand und Schale in den lebendigen persönlichen Kern unsrer Literaturgrößen einzudringen gesucht hat. Aber hoch über dem Gelehrten und Schriftsteller stand der Mensch Erich Schmidt, und wenn sich je an einem Tüchtigen und Erfolgreichen das Wort Goethes bewährt hat, daß der Mensch mehr wert ist als sein Schaffen, so war es dieser. Darum können nur die recht von ihm künden und zeugen, die ihm nahe waren, die das Wort von seinem Munde, die Klarheit aus seinem Auge, die Tapferkeit von seiner Stirn, die Güte aus seinem Herzen getrunken haben.

Segen und Fruchtbarkeit ruhte auf den Körnern, die er, aufrecht, milde und freigebig wie ein altgermanischer Heerfürst, mit königlicher Hand ausstreute. Tausendfältig blüht seine Saat in deutschen Landen. Durch deutsche Universitäten, durch deutsche Schulen, durch deutsche Vereine, überall, wo das Kleinod deutscher Sprache und deutscher Dichtung wachgehalten wird, waltet lebenweckend, lebenzeugend das Erbe seines Geistes. Und nicht zuletzt sind es die Redaktionen deutscher Zeitschriften, die ihm Erfrischung ihrer Arbeit, Vertiefung ihrer Aufgaben, Erhöhung ihrer Ziele verdanken. So werden wir alle, wollend oder nicht, zu Schuldnern seines Reichtums, und unser Dank umflutet ihn, so weit er auch von uns ging. F. D.

Literarische Rundschau

Clara Viebig: „Das Eisen im Feuer" — Max Dauthendey: „Der Geist meines Vaters" — Wilhelm Steinhausen: „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen" — F. Gräfin zu Reventlow: „Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil" — Selma Lagerlöf: „Der Fuhrmann des Todes" — Hermann Hesse: „Aus Indien" — Berichtigung

Eine so reife und bewußte Künstlerin Clara Viebig seit ihren Eifelgeschichten geworden ist, man unterscheidet es in ihren Büchern heute noch, was gewachsen und was erworben ist. Ob historischer oder moderner Stoff, spielt dabei keine Rolle. Auch das „Eisen im Feuer" (Berlin, Fleischel & Ko.), dieser neue Berliner Roman aus dem Vormärz, der Zeit, da Preußens Residenz die ersten Sprünge zur Großstadt macht, kann den sauren Schweiß der vorbereitenden Studien nicht verbergen, so resolut die Dichterin den Stoff auch umarmt. Ja, darin zuerst erkennen wir ihre alte, ungebrochene Kraft und Herrlichkeit: wie sie rasch und beherzt zupackt, wie sie ohne langes Fackeln immer gleich zum Greifen anschaulich ihre Menschen und Konflikte auf die Beine stellt. Die Lust und Gabe zum Dramatischen muß ihr tief im Geblüt sitzen — wie könnten sich ihr sonst gleich die Situationen so plastisch runden, wie sonst die Figuren, die Personen, die Individualitäten dem Leser so lebenatmend entgegenspringen? Ungemindert ist ihre Meisterschaft, gleich zu Anfang in einer markanten Szene das symbolische Gesicht des Ganzen zu zeigen und doch auch wieder jede einzelne Episode in strotzender Sinnlichkeit für sich selber sprossen und blühen zu lassen. Vollgesogen mit bodenständigen Dialektwörtern und saftigen Wendungen, weiß sie manchmal ihren jungen Reichtum kaum zu bergen. Dann kommt es wohl zu einem sich befreienden Auftrumpfen der Derbheit, an dem nicht jedermanns Nerven Gefallen finden werden; aber solch kernige, sachfreudige Volkstümlichkeit ist gewiß das eigentlich Gewollte und Bewußte an diesem Roman, der den Werdegang und die Entwicklungskrisen einer Stadt sich spiegeln läßt in einem verhältnismäßig engen Kreise einfacher, kleinbürgerlicher Menschenschicksale. Stärker als bisher treten jetzt die simpeln volkstümlichen Elemente in Clara Viebigs epischer Kunst hervor.

Freilich, was sie geben will, soll ein Zeitroman sein, eine Geschichte, die von den Jahreszahlen 1847 und 1866 nicht bloß zufällig umrahmt wird, nein, die diese Zeitspanne nach ihrem historischen Gehalt und ihrer eigentümlichen Kulturbedeutung ausschöpfen möchte. Manchmal hat man wirklich den Eindruck, als antworteten sich Völkerschicksal und Menschenleben wie aus einem inneren, geheimnisvollen Einklang heraus. In den ersten Kapiteln sind Frühlingsschwellen der Natur, Lenzsturm der Politik und Sinnendrang junger Menschen zu einer Symphonie brausenden Sturms zusammengeflossen, der man nur schwer widersteht. Dann aber folgen lange Strecken Weges, wo sich das Gestirn des Weltenlaufs hinter dem Gewölk der idyllisch-kleinbürgerlichen Handlung versteckt, deren handfester, mehr sinnen- als geistbegabter Held der Schlosser, dann Schmied, gar Hofschmied Hermann Henze am Belle-Alliance-Platz ist. Gewiß, er stand auf der Barrikade, als die Märzstürme von 48 tobten; aber kaum ist sein Streifschuß geheilt, da scheint mit seiner Liebe zu Minne Schulze auch das bißchen Feuer fürs Vaterland verraucht zu sein: er geht auf in der Lust am Besitz, am bürgerlichen Wohlstand und — an den Weibern, denn seit er mit der respektabeln, aber nicht mehr ganz jungen Meisterin verheiratet ist, glaubt er sich für seine angeborenen Paschagelüste noch weniger Zwang schuldig zu sein als früher in den tollen Junggesellentagen, da seine strotzende Manneskraft von einer zur andern schoß. Wo bleibt da die Idee von der Volksfreiheit und dem deutschen Vaterland? Erst zu Schluß, als Bismarck die deutsche Politik auf den böhmischen Kriegsschauplatz kommandiert, fängt Henzens preußisches Herz noch einmal Feuer, und in seine Esse bläst der Sturmwind einer neuen, freilich gründlich veränderten Zeit.

Aber da besinnen wir uns. Was lag denn zwischen 48 und 66? War das Bewegung oder Stillstand, war es Vorwärtsdrang oder Reaktion? So wäre das Abflauen starker, mächtig fordernder Jugendgefühle, das Clara Viebig in den breiten mittleren Partien ihres Buches schildert, also doch das rechte Spiegelbild der Zeit? Und die überbehagliche Selbstgenügsamkeit, in der all diese Berliner Schmiedemeister, Weißbierwirte und Kleinfabrikanten dahinleben, wäre nur der notwendige Zwischenzustand, den die Larve durchmacht, ehe sie zum Schmetterling wird? All die Jahre der Ruhe und Stille brauchte das Eisen, um im Feuer zu glühen? Eher konnte es nicht geschmiedet werden? Zugegeben; aber die Dichterin traut solcher tauben Zeit zuviel Tragkraft zu, sie überlastet sie mit Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten und vergißt, daß nichts so bald ermüdet wie dies Plätschern in dem Tümpel philiströser, materieller oder kraß sinnlicher Alltäglichkeiten. Der Fluß der Zeit fließt unterirdisch — ja, aber da interessiert er uns nur halb. Manchmal ist da auch der Leser versucht, es dem Studenten nachzutun, der als Henzens treuer Kamerad mit auf der Barrikade stand, dann aber für lange Jahre verschwindet und, gründlich abgekühlt, erst zu Schluß der Geschichte wieder als Prediger John auftaucht, um Verzicht und Resignation zu lehren.

Max Dauthendey, der Lyriker des „Ultra-Violett", der „Reliquien" und der „In sich versunkenen Lieder", zählte bis vor kurzem zu den Dichtern, deren mit sieben Siegeln verschlossene Schönheiten sich nur einem kleinen esoterischen Kreise Gleichgesinnter enthüllen. Dann versuchte er mit Dramen den Bann zu brechen; der Ausfall geschah aber so stürmisch und hastig, daß man ihm kaum den Ernst der Bemühung glauben mochte. Jetzt ist ihm die Fee der Erinnerung, die graue altmodische Frau, zu Hilfe gekommen, und ihr erstes Geschenk war ein Lebensroman, mit dem, wenn nicht alles trügt, dieser Philisterschreck und Erfolgverächter in das Paradies der Popularität eingehen wird. Dabei ist dies Buch mit dem noch etwas mystischen Titel „Der Geist meines Vaters" (München, Langen), nicht etwa ein Buch, in dem Ideale oder Überzeugungen verraten werden. Der Dichter bleibt Dichter, auch wenn er ganz schlicht die Geschichte seines Vaters und seiner eignen Jugend erzählt. „Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert" benennt Dauthendey die Erzählung, und in der Tat mutet uns das, was des alten Dauthendey Leben und Streben, Kampf, Leid und Glück ausmachte, heute fast schon wie eine verklungene Sage an. Und doch war dieser Karl Dauthendey um das Jahr 1840 schon ein Optiker in Leipzig, der die ersten Daguerreotypbilder machte. Ein Wunder für jene Zeit! Er ward an Fürstenhöfe geladen, um seine Zauberkünste zu zeigen, und nach Rußland empfohlen, wo er als erster Photograph Seide spann, bis sich nach zwei wechselvollen Jahrzehnten sein Glück wandte und er in Würzburg von neuem anfangen mußte, es aufzubauen. Wie lebt das alles vor uns auf! Die Wirklichkeit ist geschäftig, immer neues, interessantes und lehrreiches Material herbeizutragen, aber zum Kunstwerk macht es erst der Dichter. Er füllt das Überlieferte mit Wärme und haucht den Zufälligkeiten den vergeistigenden Sinn ein. Die Natur meinte es vielleicht besonders gut mit diesen beiden Generationen, daß sie den robusten Tatmenschen so dicht neben den Träumer und Lyriker stellte. Und sie lernen sich schließlich gegenseitig respektieren — darin liegt wohl der eigentliche Schlüssel für den Zauber dieses Buches, das statt billiger Sentimentalität tapfere Gerechtigkeit und beherzten Lebensmut predigt.

Ins ew'ge Licht das Irdische getaucht,
Das ist's, was deine Seele braucht —

Die Verse stehen in den Erinnerungen und Betrachtungen, die der Maler Wilhelm Steinhausen unter dem Titel „Aus meinem Leben" gesammelt hat (Berlin, Warneck). Wie eng verbunden Denker, Dichter und Bildner in ein und derselben Persönlichkeit sein können, wissen wir aus Meister Thomas Buch „Im Herbst des Lebens"; warum sollte es uns wundern, daß in seinem Freunde Steinhausen, einem Freunde schon aus der Jugendzeit, dieselbe fromme Dreieinheit fröhlichen Schaffens waltet. Hier wie dort gibt es keinen Zwiespalt zwischen den neben- und ineinander wirkenden Kräften, denn sie steigen aus demselben Quellboden der Seele und streben zu dem gleichen Ziel weltüberwindender Sehnsucht. Der religiöse Ernst, der uns in Steinhausens Bildern ergreift, er geht auch durch dieses Buch, und dabei ist es doch voller Sonne und Heiterkeit. Wir lauschen den Lebenserinnerungen, die der Meister aus seiner Berliner, Karlsruher, italienischen, Münchner und Frankfurter Zeit erst zage und ein wenig unsicher, dann mutiger und ergiebiger beschwört, und wir glauben aus den Wurzeln dieses inneren Erlebens seine Bilder herauswachsen zu sehen, so vollendet ist bei ihm der Einklang zwischen Mensch und Künstler. Dabei werden jedoch nirgend „Probleme" aufgerollt oder Spezial- und Streitfragen des Handwerks erörtert. Jedes Theoretisieren und Polemisieren liegt diesem Schaffend-Denkenden und Denkend-Schaffenden fern. Dafür tun sich nicht selten hinter den greifbaren Dingen, von denen so schlicht erzählt wird, Gedankenpfade auf, die ins Tiefe, Große und Ewige führen, weit hinweg und hoch hinaus über die Dinge des Alltags, über die bloßen Erscheinungen des Auges. Denn diese Erinnerungen und Bekenntnisse sind denen gewidmet, „die auch in der vergänglichen Kunst die Ewigkeit suchen, die alle Kunst vergessen können!" Vergessen über dem, was höher steht und wertvoller ist: über dem Menschlichen. „Daß der Mensch den Sieg behalte, das laßt unsre Sorge sein!" Dieser Triumph des Charakters und des Herzens schreitet auch durch all die andern Beiträge des zudem mit vielen Steinhausenschen Bildern geschmückten Bandes, durch die Bilderbetrachtungen, die Gespräche, die Aphorismen und Gedichte. Es gibt so viele stille Menschen heutzutage, die sich aus dem übergeschäftigen Lärm der Zeit nach einem gleichgestimmten Gefährten ihrer Innerlichkeit sehnen — wohlan! hier ist einer, der ihnen viel zu geben hat.

Ist das noch dieselbe Welt, wenn wir nach Steinhausens Erinnerungen zu „Herrn Dames Aufzeichnungen" greifen, die herauszugeben Gräfin Reventlow so menschenfreundlich war? (München, Langen.) Kunst dort, „Kunst" hier — aber eben „Kunst" in Gänsefüßchen. Man braucht nicht lange daran herumzuraten, welcher „merkwürdige Stadtteil" mit dem „Wahnmoching" gemeint ist, aus dem der Herr mit dem ganz und gar nicht herrlichen Namen seine Erlebnisse und Beobachtungen sammelt, um sie scheinbar völlig unbeteiligt, völlig naiv niederzuschreiben, als ahnte er gar nicht, in was für Ruhm und Ehren dieses vulgo Schwabing genannte Dorado der erhabenen Pose und des ichseligen Größenwahns bei alt und jung schon steht. Griesgrämige Leute werden das Buch eine Satire, vielleicht sogar

eine boshafte Satire nennen, andre — und hoffentlich auch die Schwabinger selbst, sonst wären sie gewiß nicht von den „Besten" — werden gescheit genug sein, über all diese Schildbürgereien und Schwabinger Streiche zu lachen, auch da, wo das Buch von dem Ideal eines humoristischen Romans, das der Verfasserin wohl vorgeschwebt hat, recht weit entfernt bleibt. Denn darin hat doch wohl Herr Dame recht: es bedürfte einer „geübteren Hand", um aus dem, was er in Wahnmoching erlebte und erleben sah, eine zusammenhängende Handlung zu gestalten. Katastrophen und Höhepunkte finden sich in dieser Geschichte nicht. Aber wozu auch? Schon im ebenen Tale gibt es so vieles, was über die höchsten Berge geht und wozu man nur immer wieder das Zauberwort murmeln kann, das der „Philosoph" Wahnmochings bei allen großen und geheimnisvollen Angelegenheiten des rätselhaften Lebens im Munde führt: „Mirobuk!"...

Es gibt nur eine Dichterin heute, die es wagen darf, selbstschöpferisch mit der Sage und der Legende den Wettstreit aufzunehmen. Leider ist diese Phantasie- und Sprachgewaltige keine Deutsche, sondern eine Nordländerin, die Schwedin Selma Lagerlöf. Ihre neue Erzählung „Der Fuhrmann des Todes" (deutsch von Pauline Klaiber; München, Langen) zählt noch nicht zweihundert Seiten, aber ihr Lebensgehalt ist so stark, daß man gar nicht zu fragen den Mut hat, ob auch die Fabel, die den Antrieb zu der inneren Geschichte liefert, ihre eigne Erfindung ist oder eine Überlieferung alter Zeiten.

Fuhrmann des Todes für ein Jahr, so will es diese Fabel, muß jener Mensch werden, der mit dem letzten Schlag der Neujahrsmitternacht seinen Geist aufgibt. Dann muß er mit dem erbärmlichen Karren des Todes umherkutschieren und die Sterbenden ins Jenseits abholen. Diesmal fällt die traurige Würde auf David Holm, den Trunkenbold, den seine Krankheit, die Tuberkulose, nicht gehindert hat, an Weib und Kindern alle nur erdenklichen Roheiten auszuüben. Er sträubt sich, das Amt zu übernehmen, und er bringt es richtig dahin, daß sein Vorgänger, der Todesfuhrmann des letzten Jahres, kein andrer als sein alter Saufkumpan Georg, einstweilen noch weiter das Amt verwaltet. Aber David Holm muß ihn geleiten; er muß gefesselt all die Besuche bei den Sterbenden mitmachen, die es zur letzten Fahrt abzuholen gilt. So kommen sie an das Sterbebett der guten Schwester Edith, wohin David zu seinen Lebzeiten nicht zu bringen war, und weiter zu seinem Bruder, einem armen, im Gefängnis schmachtenden Opfer seiner Verführung. Das alles vermag sein starres, trotziges Herz nicht zu erweichen. Erst als der Karren vor seine eigne Wohnung rollt und er sehen muß, wie sein geschiedenes Weib eben Anstalten trifft, sich und die Kinder aus dem Leben zu schaffen, um sie vor ihm zu schützen, schlägt sein Gewissen, und der heiße Wunsch nach Besserung beginnt in ihm zu keimen. Weinend und bußfertig sinkt er der Lebensüberdrüssigen zu Füßen, und indem er sie rettet, rettet er sich selbst. Noch in ihrer Todesstunde erfährt die junge Heilsarmeeschwester, die den wüsten Gesellen trotz all seinen Lastern liebt, von seiner Bekehrung und Läuterung. Und Georg, der Todeskutscher vom vergangenen Jahr — was kommt es ihm darauf an, statt des Freundes noch ein weiteres Jahr die Schindmähre zu den Gezeichneten zu lenken. Mag David Holm noch einmal zu den Seinen zurückkehren und an ihnen gutmachen, so viel er kann!

Die Geschichte ist nicht ohne sentimentale, auch nicht ohne lehrhafte und seelsorgerische Anwandlungen, deren salbungsvoller Ton sich mit tendenzloser, zweckbefreiter Kunst nicht immer gut verträgt. Aber die elementaren Kräfte in dieser Erzählung sind so stark, ihre seelenbezwingende Gewalt greift so mächtig an Herz und Nieren, daß man ganz vergißt, nach dem Wie zu fragen. Es ist, als käme diese Geschichte aus Zeiten und ginge in Zeiten, wo niemand die Seele nach ihrem Gewande fragen darf. Nur bei Tolstoj noch haben wir im letzten Menschenalter Ähnliches erlebt, widerstrebend vielleicht, aber am Ende gleichermaßen bezwungen.

Auch der Dichter des „Peter Camenzind" und der feinen, leidenschaftslosen Erzählungen, er, den wir uns am liebsten im einsamen Boot mit eingezogenen Rudern auf dem schilfumsäumten Bodensee dahintreiben denken, hat jetzt seine Weltreise hinter sich. Aber niemand wird erwarten, daß Hermann Hesse aus Indien und Sumatra eins jener Globetrotterbücher heimgebracht hat, in denen so mannigfaltig gelogen und so einförmig immer wieder dasselbe aufgetischt wird. Seine „Aufzeichnungen" (Berlin, S. Fischer) sind ein Dichterbuch, das nirgend Natur und Wesen seines Schöpfers verleugnet. In beschaulicher Gelassenheit, gleich einem gedämpft leuchtenden Stern, zieht es seine Bahn durch die bunten völkerwimmelnden Reiche des fernen Orients, und all die wilden Wogen, die da aufschäumen, reichen nicht an die beherrschte Ruhe seiner künstlerisch geschlossenen Persönlichkeit heran. Der Ethnologe, dem es um neue Details und Realien zu tun ist, wird wenig oder gar nichts in diesen Blättern finden; wer malerische Impressionen liebt und fein abgetönte Nuancen zu schätzen weiß, wird sich desto reicher belohnt fühlen. E. W.

*

Berichtigung. Durch ein Versehen der Redaktion ist auf dem im Maiheft erschienenen Einschaltbilde „Prater-Winter" der Name des Malers falsch angegeben worden. Er heißt nicht Schrader, sondern: Karl Schade.



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Szenenbild aus Tim Kleins Schauspiel „Veit Stoß“ im Kgl. Schauspielhause zu Berlin. (Von links nach rechts: Sommerstorff als Albrecht Dürer, Kraußneck als Veit Stoß, Helene Thimig als dessen Tochter und Nuscha Butze als Schaffnerin Veits.)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

„Veit Stoß“ von Tim Klein — Parlament und Königliches Schauspielhaus — Ferdinand Gregoris Mannheimer Intendantenerfahrungen — „Der Schleier der Pierrette“, Pantomime von Arthur Schnitzler, und „Tante Simona“, Musik von Ernst von Dohnányi — Harry Waldens Gastspiel im Deutschen Schauspielhause — „Die Einnahme von Berg-op-Zoom“ von Sacha Guitry — „Das Säuglingsheim“ von Ludwig Thoma

Wer uns so zur Bescheidenheit in unsern Ansprüchen erzogen hat wie das Königliche Schauspielhaus in Berlin, erntet schon Dank, wenn er neben albern sentimentalen Nichtigkeiten wie „Wieselchen“ und „Der Austauschleutnant“ das Erstlingswerk eines jungen Dramatikers auf die Bühne läßt, der Theaterblut in den Adern hat und mit ehrlicher Handwerkerhand aus dem Stein einer historischen Anekdote ein paar Funken tragischer Künstlerleidenschaft zu wecken weiß. Viel mehr des Guten läßt sich dem fünfaktigen Schauspiel „Veit Stoß“ von Tim Klein beim besten Willen nicht nachsagen, und mit dem beliebten Schlagwort von der „vielversprechenden Hoffnung“ ist hier vollends nichts anzufangen. Denn mehr als in die brausenden Worte und schäumenden Gefühle scheint dieser junge Dramatiker — ein Sohn übrigens des tapferen Fröschweiler Chronisten von 1870 — in den historischen Apparat, in die Staffage und die Requisiten verliebt zu sein. Man spürt es an der geschäftigen Behaglichkeit, mit der er bei Werkstatt-, Burg- und Gerichtsszenen verweilt, augenscheinlich beglückt, all seine frischen Zeit- und Ortstudien wie ein blankgeputztes Licht auf den Scheffel setzen zu können (Buchausgabe bei Georg Müller, München).

So frei Tim Klein in allen Einzelheiten seiner dramatischen Begebenheiten verfährt, den inneren Widerstreit, in dem sich die Angeln seiner Tragödie bewegen, hat er aus der Geschichte. Die wenigen historischen Quellen, die uns von den Lebensschicksalen Veit Stoßens, des berühmten Nürnberger Bildhauers und Holzschnitzers, zu berichten wissen, stimmen darin überein, daß er ein ernster, gediegener Meister seines Faches, aber ein unruhiger, gesetz- und zuchtloser Bürger war, mit dem seine rechtseifrige Vaterstadt mancherlei abzusetzen hatte. Gerade diesen inneren Zwiespalt zwischen Solidität des Künstlers und Gewissenlosigkeit des Bürgers hätte uns Klein zuvor deutlicher zeigen müssen, ehe er uns in einer wesentlich monologischen und deshalb stumpfen Szene mit dem Diebstahl und Betrug überrascht, den Stoß, eben in friedlichem Gedankenwettbewerb um ein kostbares Stiftungswerk unterlegen, zu-

gleich an dem bevorzugten Kollegen und dem vor seinen Augen sterbenden Stifter begeht, indem er die Auftragsurkunde mit einem entwendeten Siegelstock zu seinen Gunsten fälscht. Nicht Habsucht noch sonst ein materieller Grund treibt ihn dazu. Es ist allein der innere, heftig fordernde Schöpferdrang, der von dem einmal im Geist erschauten Bilde seines zukünftigen Werkes im voraus so ergriffen wird, daß er nicht mehr davon zu lassen vermag. Und wie besessen von diesem glühenden Rausch der Schöpferwonne bildet und schnitzt Veit Stoß den „Englischen Gruß", der noch heute in blühender Pracht und doch auch keuscher kristallner Innigkeit die Lorenzkirche zu Nürnberg ziert. Er ist stolz auf sein Werk, stolzer noch als auf seine über alles geliebte Tochter Bärbel, und dieser Stolz, ihm von den Besten der nürnbergischen Künstlerzunft, selbst einem Albrecht Dürer bestätigt, verzehrt in ihm alle Reue, alle Erinnerung an die verbrecherische Tat, durch die er sich die Möglichkeit solches Schaffens erschlichen hat. Doch bald muß er fühlen, daß er nicht frei und losgelöst von der bürgerlichen Gemeinschaft dasteht, sondern durch mehr als ein Band verhängnisvoll an sie gefesselt ist. Ein jähzorniger Gehilfe, der für seine Leidenschaft zu der lieblichen Tochter des Meisters keine Erhörung findet, verrät das Geheimnis des Betruges, ehe er von der Hand des rechtmäßigen Verlobten in jähem Streit erschlagen wird. Alle drei müssen nun vor dem Blutbann flüchten; aber auch auf der Burg des Raubritters, eines geschworenen Feindes der Stadt Nürnberg, erlebt Veit Stoß noch einmal den Triumph, vielleicht den höchsten seiner egoistischen Persönlichkeit: als er die Tochter vor die Wahl stellt, sich entweder mit dem Verlobten nach Welschland in Sicherheit zu bringen oder mit ihm, ihrem Vater, dem drohenden Hochgericht entgegen nach Nürnberg zurückzukehren, gibt sie den redlich Geliebten preis und wirft sich in die ausgebreiteten Arme des schuldigen Vaters, des angebeteten Künstlers, dem sie gläubig dienendes Modell und begeisternde Muse ist. Auch vor seinen Richtern trägt Veit Stoß Kopf und Nacken noch aufrecht. Da wird ihm peinlich genau vorgehalten, wie er sich an Recht und Sitte seiner Vaterstadt vergangen habe, da muß er zugeben, daß er sich wie ein gemeiner Verbrecher betragen hat, aber kaum ist das Geständnis über seine Lippen, so ruft er es den Herren zu, was ihn vor sich selber davon befreit und entsühnt: „Vergeßt mein Werk nicht, ihr Gerechten! Vom Himmel habe ich es empfangen, zum Himmel habe ich's wieder emporgehoben. Ja, ich ward schuldig, aber dann — dann hab' ich den Rosenkranz geschnitzt."

Dies ist weitaus die mächtigste Szene des Dramas, und hier — nur Stumpfheit könnte es verkennen — ertönt überzeugend und bezwingend der Seelenlaut eines dichterischen Empfindens



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Arthur Kraußneck (Veit Stoß) und Helene Thimig (Bärbele, seine Tochter) in Tim Kleins Schauspiel „Veit Stoß". Nach der Aufführung im Kgl. Schauspielhause in Berlin.

und eines Künstlerglück und Künstlerlust künstlerisch verstehenden Mitgefühls. Aber nur zu bald erlischt diese Stimme wieder in breit gelassen vorgetragenen Äußerlichkeiten, die das innere tragische Thema verbrämen, statt es zu durchleuchten. Während Veit Stoß nächtlicherweile am Pranger steht, kommt seine Tochter zu ihm geschlichen. Um ihn zu trösten und zu erquicken, wie er glaubt; tatsächlich aber um Abschied für immer von ihm zu nehmen, denn was an dem Panzer seines Selbstbewußtseins wirkungslos abgleitet, das ist schwer und hart genug, um sie zu zerbrechen. Ihr Vater entehrt, ihr Verlobter gefangen und schmählich zum Galgen geführt — so viel Schmach und Schande erträgt ihr unschuldiges Herz nicht. Als der Meister in seine Werkstatt zurückkehrt, um sich im Morgengrauen von seinem noch im Gewinde hängenden Werke das Recht seines Trotzes bestätigen zu lassen, kommt zwar Dürer — der leider von dem Dichter wenig eigengeartete Züge mitbekommen hat —, um ihm die Hand zu drücken, das Bärbele aber findet er nicht daheim. Vor Gram und Scham ist sie in die Pegnitz gegangen; stumme Männer

bringen sie dem Vater auf der Bahre. Da greift er selbst zum Dolch, um ein Ende mit sich zu machen: Recht und Gesetz konnten seinem eignen stolzen Ich nichts anhaben, aber woanders traf das Schicksal ihn desto furchtbarer.

Was der junge Tim Klein gestalten wollte, ist ein tragischer Stoff von solcher Zartheit und Empfindlichkeit, daß er mit beträchtlich feineren Fingern angefaßt sein will, als er ihm glaubte schuldig zu sein. Nur von innen, durch tief eindringende Erkundungen und Enthüllungen des Seelenlebens dieses verirrten Bürgers und intakten Künstlers ließe sich sein hoher Flug und tiefer Fall begreiflich, tragisch notwendig und zu einer tieferen Erschütterung der Zuschauer machen. Das bißchen zuversichtliche Theatralik, so herzhaft auch ihr Atem ist, tut es nicht. Sie treibt den Stamm, dessen Wipfel in den freien Äther tauchen sollte, gerade nur bis zur Knieholzhöhe; dann verzweigt, verästelt und verwirrt sich sein Wuchs so, daß der Saft ins Stocken gerät und die Blüten vor der Entfaltung abfallen. Deshalb soll die Freude am bühnengerechten dramatischen Handwerk, die fast aus jedem dieser fünf (eigentlich sogar sechs) Akte spricht, nicht mißachtet werden. Es ist sicher, daß eine Wiedergeburt des deutschen Dramas nur da erzielt werden kann, wo die Lust und Liebe zum tätigen sinnfälligen Geschehen mit am Werke ist. Doch muß diese vis dramatica aus dem Wurzelpunkte aufsteigen und den Grundstock durchdringen, anstatt sich in die Nebenschößlinge zu verlieren. Die beiden Gegenspieler, der Vater-Künstler in seiner robusten moralischen Ungebundenheit und die Tochter-Bürgerin in ihrer erdgefesselten empfindlichen Sittlichkeit, beide hätten sie vom Dichter eine reichere Mitgift für ihr Innenleben davontragen müssen, wenn uns ihr Geschick mehr denn eine historische Anekdote bedeuten sollte.



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Szenenbild aus Schnitzlers „Schleier der Pierrette" im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg (Einar Linden und Elsa Galafrès als Pierrot und Pierrette).

So macht denn auch Arthur Kraußneck, der Darsteller des Veit Stoß, nur noch mehr auf die innere Leere des Helden aufmerksam, wenn er gleich zu Anfang den ungestümen Eigenwillen, die wilde Aufgeregtheit und problematische Zerrissenheit dieser Künstlernatur zur Schau trägt, die doch der Dichter mit so wenig Fülle und Tiefe beschenkt hat. Er gibt sich damit zu früh aus und erringt sich von uns so lange schon mit klingenden Worten Abgespeisten auch da nur mühsam Glauben und Gefolgschaft des Herzens, wo doch, wie in der Gerichtsszene, ein Tropfen echten Schmerzes aus dem kargen Boden springt. Helene Thimig gab das Bärbel, die vom Vater mit einer nicht ungefährlichen Hitze geliebte Künstlertochter und nürnbergische Bürgerin. Sie war die einzige, die sich nicht, wie die andern alle so leicht, überwinden konnte, zu „spielen", was Dichter und Regie von ihr verlangten. Oder geschah es ungewollt und unbewußt, wenn ihr ganzes verhaltenes, effektloses Wesen, das still vor sich hinblühte, wie ein stummer Protest gegen das laute Getriebe erschien? Seit wir sie in Lauchstedt als „Schusterchen" in Hauptmanns „Gabriel Schilling" gesehen haben, wissen wir, was wir an ihrer innigen Deutschheit haben.

Wie sich die ganze Verwüstung eines zerrütteten Bodens erst dann völlig offenbart, wenn wir an einer einzelnen verlorenen Stelle wie von ungefähr ein Büschel grüner Halme hervorsprießen sehen, so kommt uns die taube Öde des Königlichen Schauspielhauses, dieser von Rechts und Namens wegen ersten Bühne Deutschlands, erst völlig zum Bewußtsein, wenn einmal ein Werk darauf erscheint, in dem auch nur ein wenig Ernst und Gehalt zu spüren ist. Wohlmeinende Leute haben auf diesen „Veit Stoß" als mildernden Umstand hingewiesen, als just in der Woche seiner Aufführung im Preußischen Abgeordnetenhause bei der Beratung des allgemeinen Finanzetats ein Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei heftige Angriffe, insbesondere gegen die Oper, aber auch gegen die Leitung des Königlichen Schauspielhauses richtete. Er hatte es leicht, durch einfache Verlesung des Januarspielplans, mit Lauffs „Großem König", dem „Austauschleutnant" und dem „Wieselchen" in anmutigem Wechsel, die ganze kunstverlassene Barbarei dieser Bühne zu demonstrieren.

Nicht der Tatsache, daß es solche seichten oder bloß repräsentativen Stücke überhaupt am Schiller-

platz gibt, gilt seine und unsre Empörung, sondern daß sie allgemach anfangen, die Herrschaft im Spielplan an sich zu reißen und ernste Werke, auch die unsrer Klassiker, nur noch als unbequeme Unterbrechungen neben sich zu dulden scheinen. Das Königliche Schauspielhaus als das „Haus des Kaisers“ soll und muß wohl eine konservative Bühne bleiben; niemand wird von ihm verlangen, daß es sich zu einer Experimentierbühne mache, auf der das Neue und Unerprobte Trumpf ist. Dazu sind die überzahlreichen Privatbühnen Groß-Berlins da, und ihnen muß bei ihrer Bewegungsfreiheit ein doppelt schwerer Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie diese Verpflichtung neuerdings mehr und mehr als nackte Geschäftsangelegenheit behandeln, die fast nur noch nach dem Gewinn fragt. Aber einer unentschuldbaren schmählichen Selbsterniedrigung kommt es gleich, wenn eine mit so reichen Mitteln gesegnete Bühne wie das Königliche Schauspielhaus die ernste zeitgenössische Produktion schier grundsätzlich und konsequent ausschaltet. Wenn sie so tut, als sei alles, was heutzutage von unsern ernsten Dramatikern geschaffen wird, Teufelsware, vor der man ein dreifaches Kreuz schlagen müsse. Die höfischen Rücksichten in allen Ehren — aber haben Wien, Dresden, München, Stuttgart, Weimar nicht auch höfische Rücksichten zu üben? Und nun sehe man sich deren Spielplan an! Vergleiche ihn mit dem Berliner! Stuttgart vor allem könnte ein ermunterndes Beispiel abgeben. War nicht der Berliner Generalintendant selber unter den Festgästen, die bei der vorjährigen Einweihung der neuen Häuser in Stuttgart die vornehme, aber auch weitherzige und freimütige Leitung dieser Institute priesen mit viel schönen Reden? Und konnte heimkehren mit dem Entschluß, in seinem eignen Reich alles hübsch beim alten zu lassen?

Es ist nicht sein Reich, höre ich erwidern, es ist das Reich des Kaisers, und der will es nicht anders. Wo sind die Beweise dafür? Ist man auch hier nicht mal wieder kaiserlicher als der Kaiser selbst? Fehlt es nicht vielleicht nur an dem nötigen Rückgrat, an dem Mut des Wagens? Heißt es nicht die Vorurteilslosigkeit, die Elastizität und Aufnahmefähigkeit dieses Monarchen, der selbst von sich sagen durfte, er sei ein moderner Mensch und ganz und gar kein Philister, gröblich unterschätzen, wenn man annimmt, er verachte und verabscheue alle moderne dramatische Produktion durchweg und schlechthin? Heißt es nicht das Gesicht unsrer Gegenwart fälschen, wenn man in dies königliche Haus als Repräsentanten der zeitgenössischen Dramatik Blumenthal, Lubliner, Skowronnek, Leo Lenz, Richard Wilde und allenfalls noch Sudermann und Tim Klein einläßt? Fragen wir uns doch einmal, wer alles auch von unsern „Klassikern“ noch heute nicht auf dem Spielplan des Königlichen Schauspielhauses stünde, wenn die Verneinung des Lebendigen, Jungen und Kühnen, die für die Zeitgenossen herrscht, in Permanenz erklärt wäre. Kleist nicht, Hebbel nicht, Otto Ludwig nicht, vielleicht nicht einmal Schiller.



Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Else Galafrès als Pierrette in Arthur Schnitzlers Pantomime „Der Schleier der Pierrette“ (Musik von Ernst von Dohnányi). Nach der Aufführung im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg.

Das alles ist so zahm gesprochen wie nur möglich. Wir wollen und verlangen nur, daß diese „erste Bühne Deutschlands“ mit ihrer Zeit gehe, während es doch eigentlich die Aufgabe eines Kunstinstituts sein sollte, auch einmal der Zeit voran, ja gegen die Zeit zu gehen. Anders entfernt es sich auf die Dauer unweigerlich von der Kunst überhaupt, denn es sind nicht die schlechtesten unter den Künstlern, die sich von dem Zeitgeist bewußt entfernen, die gegen ihn anrennen oder ihm ungeduldig voranstürmen. Den braven Bürger mag das chokieren; aber es ist und bleibt so. Auch die Gutbürgerlichkeit sei einem Königlichen Schauspielhause gern in höherem Maße zugestanden als einem Privattheater, und zumal in Berlin, inmitten all der wurzellosen Geschäftsunternehmungen, hätte es damit noch einen besonderen Ruf zu erfüllen; aber zur Regel darf man diese Flucht vor allem Vorwärtsdrängenden nicht machen, will man nicht vor der Geschichte den Vorwurf der Philister-



Phot. Rembrandt, Charlottenburg.

Szenenbild aus „Tante Simona" im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg (Eleanor Paintner als Donna Simonas Nichte Beatrice und Carl Waschmann als Graf Ghino).

haftigkeit oder gar der Feigheit auf sich laden. Schon allein um des tüchtigen Darstellermaterials wäre es jammerschade und unverantwortlich, wollte man ihm hartnäckig alle Möglichkeiten abschneiden, die Talente an neuen, aus der Zeit geborenen Aufgaben zu erweitern und zu erfrischen. Vollends der junge dramatische Nachwuchs aber hat ein heiliges, unverbrüchliches Recht darauf, seinen Ehrgeiz auf die Bühne des Reiches zu richten, die nach ihrer Stätte und ihren Mitteln verpflichtet wäre, ihm als höchstes Ziel und Krone alles Strebens voranzuleuchten.

Was von der Ministerbank her auf die Vorwürfe gegen Opernhaus und Schauspielhaus geantwortet wurde, erschöpfte sich in nichtssagenden Sentiments, die in dem Satze gipfelten, man sei kein Kunstkenner, aber man habe „doch immer das Gefühl gehabt, daß unsre Berliner Theater sich neben allen Theatern sehen lassen könnten". Etwas merkwürdig im Munde eines sozialdemokratischen Abgeordneten nahm sich dann ferner die Forderung aus, Opern- und Schauspielhaus sollten „der Staatsverwaltung unterstellt werden". Die parlamentarische Kritik würde dadurch freilich wirksamere Hebel gewinnen, ihren Einfluß auf die Leitung auszuüben, schon weil dann statt des Finanzministers der Kultusminister Rede und Antwort stehen müßte. Aber ist es ausgemacht, daß es bei staatlicher Verwaltung, vielleicht mit einer „Kunstkommission" an der Spitze, besser werden würde? Vestigia terrent. Zufällig in diesen Tagen hat Ferdinand Gregori eine lehrreiche Denkschrift über seine nur zweijährige Mannheimer Theaterleitung veröffentlicht (Wien, Hugo Heller & Ko.). Darin mag man nachlesen, was für Schwierigkeiten und Schikanen einem Theaterleiter, sogar einem „Intendanten" eine siebenköpfige Laienkommission bereiten kann, die Gefallen daran findet, „den Überintendanten oder sogar mehrere Überintendanten zu tragieren", und wo es nur angeht auch in rein künstlerische Fragen einzugreifen. „Es war ein fortgesetztes Auflauern auf ihrer Seite," schreibt Gregori, „und die dürftigsten Anfragen mußte ich oben umständlich beantworten." So untergräbt man die Autorität, und der, dem man die „selbständige und ausschließliche künstlerische Leitung" vertragswörtlich anvertraut hat, erscheint bald als Spielball jener sieben Paar Hände. Man stellte mit theoretischem Bedacht einen Mann an die Spitze, der den seltsamen, von vielen Leidenschaften bewegten Staat im Staate besser versteht als der tüchtigste Beamte, der eifrigste Kunstfreund, der warmherzigste Volksmann, und dann will man doch alles besser verstehen?... Mir scheint, es gibt nur ein Heilmittel gegen solche Mißstände, bei denen schließlich doch immer die dramatische Kunst und das Theater die geschlagenen Achiver sind: Vertrauen zu der mit Bedacht gewählten fachmännischen Persönlichkeit und so viel Achtung vor dem Ernst und der Verantwortung ihres Amtes, daß auch der Machthaber es sich freiwillig versagt, anders als im äußersten Notfall daran zu tasten.

Ein Abend des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg bekam durch das von Arthur Schnitzler entworfene Szenarium zu einer Pantomime einen halbdramatischen Charakter, der es wohl rechtfertigt, daß an dieser Stelle und nicht erst in der nächsten Musikalischen Rundschau davon gesprochen wird. Dieser „Schleier der Pierrette" entpuppt sich bald als eine Bearbeitung, genauer als eine primitiv-pantomimische Übersetzung der älteren Schnitzlerschen Renaissancetragödie „Der Schleier der Beatrice". Sie hat etwas von dem wehen und rätselumhüllten Lebensleid, das jenes Drama von 1900 durchblutet, auch in ihre Wortstummheit herübergerettet, und Ernst von Dohnányi hat eine Partitur dazu geschrieben, die nirgend den geborenen Musikdramatiker und den meisterhaften Beherrscher des Orchesterstils verleugnet.

Pierrot, der Maler, hat mit seiner Pierrette gebrochen. Aber sie kann ihn nicht vergessen. An ihrem Hochzeitstage stiehlt sie sich von der Seite Arlechinos, ihres ungeliebten Gemahls, im Brautkleid zu Pierrot. Beide beschließen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. Aber nur

Pierrot findet den Mut, das Gift wirklich zu trinken. Pierrette läßt den Becher in kraftloser Todesfurcht zu Boden sinken, verliert dabei ihren Schleier und flüchtet voller Schrecken zur Hochzeitsgesellschaft zurück. In fieberhaft ausgelassenem Tanze sucht sie ihr Gewissen zu betäuben und den Argwohn des Gemahls zu zerstreuen. Vergebens! Überall erscheint ihr die bleiche, gespenstische Gestalt Pierrots, und endlich fragt Arlechino nach dem Schleier. Voll Angst und Grauen muß sie mit ihm in die Wohnung des Malers. Man findet den Schleier am Boden bei dessen Leiche. Jetzt nimmt Arlechino grausige Rache. Er lehnt den Toten, als lebte er noch, in einen Stuhl und zwingt Pierrette, mit ihm anzustoßen. Dann verläßt er das Zimmer und schließt die Arme mit dem Toten zusammen ein. Schrecken und Entsetzen fassen sie, und in ihrer Verzweiflung weiß sie sich nicht anders zu trösten als durch Tanz, unaufhörlichen, wahnsinnigen Tanz, der immer wilder und wilder wird, bis sie schließlich neben der Leiche des Geliebten tot zusammenbricht, das Antlitz mit dem verhängnisvollen Schleier bedeckt.

Diese gruselige Geschichte könnte abgeschmackt und roh wirken, wenn nicht durch ihre starken romantischen und phantastischen Elemente über sie selbst ein Schleier gebreitet wäre. Dazu kommt die phantasievolle Musik, die wohl gelegentlich unterstreicht, weit mehr aber noch streichelt, lindert und sänftigt, besonders dann, wenn das Cello die Führung hat, um Liebesglück und Liebesschmerz auszumalen. Elsa Galafrès' Spiel als Pierrette war merkbar geschulter und namentlich auch mimisch durchgebildeter, als wir es sonst in Pantomimen gewöhnt sind. Nur ihre Tanzkunst ließ es etwas an jener beseelten Grazie fehlen, die wir an andern Dienerinnen dieser Muse neuerdings kennen und bewundern gelernt haben.

„Tante Simona", die einaktige Oper desselben Komponisten, die voranging (Text von Viktor Heindel), ist eine Harmlosigkeit, zu deren simplen und durchsichtigen Vorgängen — glückliche Vereinigung zweier junger Liebender dank dem eignen überraschenden Liebesglück der gestrengen Tante — die anspruchsvolle Musik mit ihrem großen Orchester und ihren ausgesuchten Raffinements in verstimmendem Mißverhältnis steht.

Elsa Galafrès, die gewandte und vielseitige Wienerin, war mehrmals auch Harry Waldens Partnerin bei dessen Gastspiel im Deutschen Schauspielhause. Da sah man denn wieder all die Glanzrollen dieses „bestrickenden Charmeurs": den Prinzen Heinz in Meyer-Försters „Alt-Heidelberg", den „Dummkopf" Fuldas und den lebenstollen, ein wenig sentimental geschminkten Inkognito-König aus irgend einem märchenhaften, vielleicht noch ungeborenen Balkanstaate, den Arène, Caillavet und Flers zum „Helden" ihrer Possengroteske gemacht haben.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Harry Walden (König von Sardonien) und Elsa Galafrès (Madame Bourdier) in der Burleske „Der König" von Flers, Caillavet und Arène.

An dem neuen französischen Repertoirestück der Kammerspiele — sie entwickeln sich immer mehr zu einem Petit-Trianon — ist das witzigste der Titel: „Die Einnahme von Berg-op-Zoom". Aha, denkt man, eine Episode aus der niederländischen Geschichte, aus den Tagen des österreichischen Erbfolgekrieges, da es galt, die Barriere gegen Frankreich zu schützen, der Krieg aber so schwach und ungeschickt betrieben wurde, daß bald alle Festungen verloren gingen. Wie hieß er doch, der dänische General in französischen Diensten, der die Festung Bergen-op-Zoom nahm? — ja, da muß nun freilich das Konversationslexion heran, ehe man weiß, daß es Graf Ulrich Friedrich Waldemar von Löwendal war, dem es am 16. September 1747 endlich nach hartnäckigem Widerstande und nur durch Überrumpelung gelang, die Stadt einzunehmen. Kommt man so aufs beste präpariert ins Theater, so merkt man bald, daß die Komödie von Sacha Guitry trotz dem historischen Namen mit Geschichte und Politik gar nichts zu schaffen hat, daß es sich um ein regelrechtes Pariser Boulevard- — nein, nicht um ein regelrechtes Ehebruchsstück handelt, sondern im Gegenteil um eine höchst zahme Lieeskomödie, in der sich die Ehefrau des andern erst in aller Form scheiden lassen muß, bevor sie sich dem einen ergeben darf.

Charles Heriot verfolgt die schöne Frau Paulette Vannaire seit Monaten unausgesetzt auf Schritt und Tritt — als Polizeikommissar scheint er gar nichts andres zu tun zu haben —, ohne

daß er selbst dabei auch nur einen Schritt vorwärtskäme. Endlich hat er sie so weit, daß sie ihn, ahnungslos, daß der galante Fremde und der Polizeikommissar dieselbe Person, in seiner Wohnung besucht. Und nun — ja, wenn der Leser meint, jetzt seien wir an dem Punkte angelangt, wo in den Berichten über solche Stücke die schamhaften Gedankenstriche in Funktion treten, so irrt er sich. Die Szene, die sich da zwischen den beiden abspielt, könnte beinahe im Töchteralbum stehen. Ein Abreißkalender ist das einzige Requisit der Liebe. Monsieur erzählt Madame die Geschichte von Berg-op-Zoom und dem Grafen Löwendal. Wie jener um die Festung, so habe er um Paulette geworben und gerungen. Und er gebärdet sich dabei ganz wie ein deutscher Toggenburg, ritterlich, dienstbeflissen, artig und geduldig. Nur, da doch gerade der 11. September ist, wäre es nicht hübsch, wenn am 16., ganz wie damals in den Niederlanden, auch hier die Tore der Seligkeit sich auftäten? „In fünf Tagen schon!" jubelt Charles. „Erst in fünf Tagen!" seufzt Paulette und reißt ritsch ratsch ein paar der langweiligen Kalenderblätter von der Wand, damit schneller der 16. nahe... Alles andre ist gleichgültig — in jener einen Szene lebt und webt die Seele dieses nach der neuesten Pariser Mode „moralischen" Stückes, jene unnachahmliche französische Grazie, die so kühn sein darf, weil sie ihres Geschmackes so sicher ist... Hans Waßmann hat in diesem Charles Heriot ein Gegenstück zu seinem Freund Teddy und in Leopoldine Konstantin (Paulette) eine Partnerin von Temperament und Takt gefunden.

Von solcher wohltemperierten Artigkeit, wie sie bei den Franzosen zu blühen beginnt, ist unser urbajuvarischer Ludwig Thoma ganz und gar kein Freund. Er packt derb zu und geniert sich keinen Augenblick, mit den Waffen der Bühne mitten in den politischen Tageskampf hineinzufahren. Wer erinnert sich nicht mit Schmunzeln seiner „Lokalbahn"; wer hat sich nicht offen oder heimlich an seinem Abgeordneten Filser ergötzt, der dann später in „Erster Klasse" auch auf die Bühne gekommen ist? Dies alles aber erscheint zahm und zage gegen seine neueste, von den Münchner Kammerspielen aufgeführte Burleske „Das Säuglingsheim" (Buchausgabe bei Langen, München). Ob die preußische Zensur solche Deutlichkeiten je hätte durchgehen lassen, wenn sie sich gegen Preußen richteten statt gegen Bayern? Denn wie die „Hauptstadt des Kulturstaates" heißt, in der dieser Einakter „zur Zeit der Parität" spielt, das pfeifen die Spatzen von den Turmkrügen der Frauenkirche, und den Hofbräugästen ist es leicht gemacht, auf jeden einzelnen der verulkten Würdenträger vom Ministerpräsidenten und noch allmächtigeren ultramontanen Kammerpräsidenten bis zu den Ministerialräten Semmel-, Nudel-, Hammel- und Rammelmayer mit Fingern zu zeigen.

Man spürt schon an diesen Namen, daß Thoma in seinen komischen Mitteln diesmal nicht gerade wählerisch war. Auch mit der Fabel hat er's sich nicht gar sauer werden lassen. Eine jüdische Witwe hat eine Stiftung für Säuglinge gemacht, die nach dem Willen des Erblassers ohne Ansehen des Glaubens verwaltet werden soll; der Ministerpräsident, der genau weiß, was die Glocke im Parlament geschlagen hat, stellt aber für die Annahme dieser Stiftung die Bedingung, daß die Aufnahme in das Asyl nur nach den Grundsätzen der Parität, das heißt nach der statistischen Bevölkerungsziffer der drei Konfessionen erfolgen dürfe: katholische, protestantische und mosaische Säuglinge im Verhältnis von 17:2:0,33. Was soll die arme Frau Sarah Eichenlaub tun? Sie muß sich fügen, um doch wenigstens zum Teil das Vermächtnis ihres Seligen zu erfüllen. Mit diesem Erfolge meint sich der Präsident nun wunder groß Lob und Dank von den Klerikalen verdient zu haben, als plötzlich aus der Kammermehrheit ein gewaltiges Unwetter über ihn hereinbricht: der Unvorsichtige hat, ohne sich vorher mit der gebotenen Sorgfalt zu informieren, aus Versehen einen protestantischen Hausmeister, den heiratsbedürftigen Schwiegersohn seines Kanzleidieners, für das Säuglingsheim angestellt, während doch für die Hausmeister das Paritätsverhältnis schon zuvor erfüllt war. Es fehlt nicht viel, und um dieses einen Überschüssigen willen wäre das Budget verweigert, wäre das gesamte Ministerium gestürzt worden. Rettung vor dem Schlimmsten kommt allein von dem „gesunden Sinn des Volkes", indem der Rowdy von Ministerialdiener-Schwiegersohn und Säuglingsheim-Hausmeister erklärt, einfach katholisch werden zu wollen. „Warum nacha net? Dös is ja mir ganz wurscht!..." Kundige Thebaner versichern, daß es Thoma leicht gehabt hätte, mit feinerem und charakteristischerem Material zu arbeiten, wenn er sich einfach an die Wirklichkeit gehalten hätte. Doch er war nun mal in Simplizissimus-Laune und versprach sich auch wohl für die Wirkung mehr, wenn er mit dem Birkenbesen statt mit dem Haarwedel dreinfuhr. Sein quicker, saftiger Humor verläßt ihn auch hier nicht, wenn der Knaster, den er raucht, auch mehr auf die Bauernkirta als in „Kammerspiele" paßt.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5.
Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Sophus Hansen: Aus einem Hamburger Bürgerhause.

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 114. II Juli 1913

Um die tote Stunde

Novelle von Agnes Harder

Sie freuten sich beide, als sich der Freund anmeldete. Er kam nicht oft. Die Leitung der Frauenklinik nahm ihn stark in Anspruch, und er war mit voller Seele bei seinem Beruf. Regine besann sich noch gut darauf, wie er sie nach der Operation die Treppe emporgetragen hatte. So zart und doch so fest hatte er sie gehalten, so geborgen und geschützt war sie sich vorgekommen. Und doch war er damals noch junger Assistent gewesen. Damals war zum erstenmal wieder etwas wie Zuversicht in ihr erwacht, nach dem schweren Sturz mit dem Pferde und all seinen häßlichen Folgen, und durch ihn hatte sie ja auch Fedor kennen gelernt. Heute morgen, als das Telegramm kam, hatten sie wieder davon gesprochen. Sonderbar, eigentlich schienen die beiden Männer gar nicht zueinander zu passen. Der Dichter, der das Reich seiner Träume so weltfern, so still für sich haben wollte, daß er vor jedem Geräusch der Außenwelt zurückschrak, und der scharfblickende Arzt, der vorzügliche Operateur, dessen Augen für alles Wirkliche so scharf waren, daß sein Blick fast wehtun konnte.

Wenigstens sollte es ihm bei ihnen gefallen. Die Gaststube im Giebel mit dem Blick auf die weichen Linien des Schwarzwaldes war in Ordnung gebracht, der Mittagstisch gedeckt und mit den feinen Ranken der großblühenden Passionsblume geschmückt, die Regine selbst von der Sonnenseite des Hauses gelöst hatte. Nun zog sie sich sorgfältig an. Obgleich sie mit ihrem Manne sehr still lebte, trug sie sich immer anmutig und schön, fern von den Launen der Mode, die er an ihr verachtet hätte, weil er in ihnen Unselbständigkeit und Gedankenlosigkeit der unerzogenen Frau sah. Die Ruhe, die seine wandernde Seele beständig suchte, sollte ihm die Gegenwart des geliebten Weibes verkörpern. Schon eine veränderte Haarfrisur störte ihn. Ein beständiger Wandel in der Tracht wäre ihm häßlich und unvornehm erschienen. So trug Regine im Hause immer Gewänder denen des Empire ähnlich, trug sie in zarten Farben, von denen Ruhe ausströmte, in weichen Stoffen, deren Falten sich weich brachen und ihre schlanken Glieder nirgend hemmten. Von den großen Passionsblumen hatte sie eine an dem runden Ausschnitt ihres blaßlila Kleides befestigt. So trat sie auf die Schwelle des Ankleidezimmers ihres Gatten, der gerade im Kampf mit seiner Krawatte war. Sie setzte sich auf die Fensterbank, schlang die halb entblößten Arme um das Fensterkreuz und sah über den sanften Abhang, der das kleine Landhaus trug, hinüber

zur Fahrstraße, die in schönen Schwingungen zu dem kleinen Städtchen im Tal ging, wo in der Ferne ein Wagen heranrollte.

„Berneck kommt, Fedor, der Wagen nimmt eben die Brücke. In zehn Minuten kann er hier sein."

„Um so besser, Regine. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe das Gefühl, als könnten wir beide ihn gut brauchen."

Sie wandte den Kopf, und ihre großen grauen Augen hingen nachdenklich und zärtlich an dem Gatten.

„Obgleich wir beide nicht krank sind, die Schlaflosigkeit abgerechnet, die mich den ganzen Sommer gequält hat, weil ich den toten Punkt in meinem neuen Drama nicht heben kann und parallele Kreise um ihn lege wie um einen Globus. Wie Berneck dabei helfen soll, weiß ich nicht. Er hat einen tadellosen Geschmack, aber das Eigentliche in der Kunst ist ihm nie aufgegangen."

Dabei kann er freilich nicht helfen, dachte sie, und ihr Herz zog sich zusammen. Fedor hatte nur von seinem Drama gesprochen. Aber auch sie hätte ihr Empfinden nicht anders ausdrücken können. Der tote Punkt, um den man künstlich Kreise legt!

Er war fertig und trat zu ihr an das Fenster. Der Wagen im Tal war um die Waldecke verschwunden. Der junge Sommerwind beugte zierlich die Zweige der Bäume, die den Anhang besiedelt hatten. Ein bunter Bestand von Birken, Tannen und einzelnen Buchen, alles noch in seinem eignen verschiedenen Grün, stark absetzend gegen die Gleichmäßigkeit der Waldberge.

Sie lehnten nebeneinander in dem offenen Fenster, zwei Menschen in der Kraft und jungen Fülle des Lebens, in Liebe vereint, geborgen und geschützt — und dennoch wie in den Halbschatten getaucht, der plötzlich Unausgesprochenes da schafft, wo bisher Klarheit war. —

Eine Stunde später stand Regine vor den beiden Männern von Tisch auf, winkte den Freunden freundlich zu und sagte, sie wolle den Kaffee auf der Veranda machen, ganz langsam und mit Liebe, damit Berneck zufrieden sei. So lange dürften sie sich alle Geheimnisse ihres Herzens mitteilen, sie wäre nicht neugierig. Gegen Abend wollte man zu einer nahen Aussicht fahren. Es gäbe ein Picknick bei Mondschein, denn wenn Berneck wirklich nur einen Tag bliebe, so müßten sich die ländlichen Freuden eben häufen. Fedor fand solche Eile ein wenig protzenhaft und versicherte, er hätte den Mondschein nicht bestellt und lehne jede Verantwortung für ein vorbereitetes Idyll ab.

Als Regine ging, sah ihr Berneck nach und nickte mit dem Kopfe. „Es ist heute wie damals, Fedor. Die oder keine, wenn sie imstande gewesen wäre, mir Kinder zu schenken. Es war wirklich nötig, daß du mit deiner törichten Abneigung gegen das kleine Volk, in dem unsre wahre Unsterblichkeit heranwächst, damals nach Baden-Baden kamst und mich nach der schönen Reiterin fragtest, die neben dem alten General aus dem Waldweg bog. Tom der Reimer, wie er leibt und lebt, und es werden ja wohl nun wirklich sieben Jahre sein, daß du die silbernen Glöckchen am Zaumzeug ihres weißen Zelters klingen hörtest."

„Ja," sagte Fedor, „in diesen Tagen werden es wirklich sieben Jahre."

„Und ihr seid glücklich?"

Der andre schwieg eine Weile. Dann, als er das kühne Auge des Freundes auf sich gerichtet sah, hob er abwehrend die Hand. „Ich hätte mich mit dem ‚Ja' mehr beeilen müssen, Hermann. Einem Arzt, den man auf die Spur einer Unvollkommenheit bringt, überliefert man sich mit gebundenen Händen."

„Doch nicht in diesem Falle. An Meinungsverschiedenheiten hätte es bei Regine und mir auch nicht gefehlt."

„Davon ist bei uns kaum die Rede. Meine Konflikte erschöpfe ich in der Gedankenwelt, und Regine ist eine so harmonische Natur, daß ihr kaum irgendwelche nahetreten. Ich hätte in der Tat deine Frage mit einem vollklingenden ‚Ja' beantwortet, wenn der Dichter in mir in diesen Jahren weitergekommen wäre. Ich habe von der Ehe eine unendliche stete Befruchtung erwartet, und die ist ausgeblieben. Jener Band Liebeslieder, den ich in unserm Frühling schrieb, hat seinen Weg gemacht und liegt wahrscheinlich auf dem Nähtisch manch einer Frau, die nicht wert ist, Regine die Schuhriemen zu lösen. Ich hänge an dem alten Vergleich, denn er ist bezeichnend."

„Ihr seid eben zu ästhetisch geworden, das ist es." Bernecks Auge streifte die Tafel, den runden Tisch mit dem schönen durchbrochenen Leinentuch, das feine Silber, die edlen Formen der Gläser und die Passions-

blumen, die noch im Welken ihre zarte Schönheit bewahrten.

„Nein, das kann es nicht sein. Wir verzärteln uns nicht. Wir machen weite Wanderungen, zuweilen sogar nachts. Wir treiben Wintersport und härten uns körperlich ab. Ich befürchte, daß das heimische Behagen sich lähmend auf meine Seele legt, und ich fürchte mich vor Geistern der Vergangenheit, die sich in der Stille um mich erheben, wie man es von den Toten großer Schlachtfelder sagt. Darin ist Regine freilich andrer Meinung als ich, und ich verschwende meine ganze Beredsamkeit, um sie zu überzeugen."

„Sie hat dir nie gesagt, daß sie sich ein Kind wünscht?"

Fedor schwieg betroffen. „Wie könnte sie das, nach ihrem rührenden Geständnis damals, als ich um sie warb? Daß sie sich zur Ehelosigkeit entschlossen, weil jener Unfall sie zur Kinderlosigkeit verdammt hätte."

„Sagtest du ihr, daß ich die Diskretion des Arztes gebrochen und dir davon Mitteilung gemacht, als du in Flammen für sie gerietest?"

„Nein, wie sollte ich? Ich habe wohl später hin und wieder daran gedacht. Aber es ist ein Punkt, den wir nie berühren. Sie kennt meine Abneigung gegen Kinder, und ich würde höchstens erreichen, daß sie unsre Ehe nicht für eine glückliche Fügung, sondern für ein abgekartetes Spiel hielte, in dem du der Mitschuldige wärest."

Berneck sah den Ringen seiner Zigarre nach. Dann erhoben sie sich und gingen zu Frau Regine auf die Veranda.

Den Abend verbrachten sie auf einer Bergwiese, auf die einzelne Bäume wie stumme starke Wächter herausgetreten waren. Ein paar alte Steinbänke standen unter einer Buche. Auf einem weißen Tuch lag der mitgebrachte Imbiß und eine Flasche Wein. Regine hatte die Brötchen selbst zurechtgemacht, weil sie wußte, daß ihr Mann das liebte.

Fedor hatte ein paar silberne Becher aus dem Korb genommen und stellte sie neben sich auf die Bank. „Regine und ich trinken bei solchen Gelegenheiten immer aus unsern Patenbechern. Nur daß wir sie vertauschen, denn die guten Feen haben es besser mit ihr gemeint, und sie hat schon ihre erste Kindermilch aus dem handfesten Gefäß getrunken. Das meinige ist ziemlich dünn ausgefallen, und ich weiß nicht einmal, wessen Anfangsbuchstaben da unter meinem Namen stehen. Nur daß es mein Becherchen ist, darauf besinne ich mich, und daß ich es mit allem Eigensinn gegen den großen Bruder verteidigte, der es mir fortnehmen wollte."

„Was ist denn aus ihm geworden? Man hört nie mehr etwas von ihm."

„Ich glaube, seine Geige singt im Ausland, wenn sie nicht beide still geworden sind. Bald nach unsrer Verheiratung bekamen wir einen Gruß von ihm aus Südrußland. Seither habe ich nichts mehr von ihm gehört. Du wolltest wissen, Hermann, woher meine Abneigung gegen das Familienleben im engeren Sinne kommt. Damals, als wir beide jung waren und uns auf der Universität fanden, da sprach ich nicht gern davon. Diese ganze fürchterliche Misere der Kindheit! Ein Vater, der ein Künstler werden wollte und froh war, sich als Gesanglehrer durchzuschlagen. Eine Mutter, der es ähnlich gegangen, und die nun mit dem besten Wollen und allem Zusammenraffen körperlicher und seelischer Kraft sich nicht recht über Wasser halten konnte. Fünf Kinder, die oft genug hungrig von Tisch aufstanden. Der Lärm und die Unrast einer Kinderstube, deren Tür der verzweifelte Vater oft genug zuwarf, wenn ihm seine letzten musikalischen Gedanken auf- und davongejagt wurden. Die Krankheiten, die Begräbnisse, bis schließlich nur mein Bruder und ich übrigblieben, der frühe Tod der Mutter, die wirklich vor Leid in die Grube gefahren — das alles ist mir immer gegenwärtig geblieben. Kinder brauchen Opfer, und auch die Kunst braucht Opfer. Rivalen im Herzen tragen bringt kein Glück."

Regine hatte die Hände im Schoß gefaltet und sah in die Ferne, dort, wo das rote Sonnengold über der Ebene langsam verblich. Vom Walde rief der Kuckuck. Die andern Vögel schliefen schon.

„Was denken Sie, Frau Regine?" fragte Berneck.

„Ich höre auf den Kuckuck. Er ist so geheimnisvoll. Zuweilen versuche ich ihn zu belauschen, aber es ist kaum möglich. Dann kommt er plötzlich, setzt sich in einen meiner Gartenbäume und neckt mich, als riefe er mir ins Ohr. Er weckt mich mitten in der Nacht. Ich weiß nichts von ihm, nicht wo er schläft, nicht wo er wohnt. Und wenn sein Rufen nicht so fröhlich klänge, so würde

er mir leid tun, daß er kein Nest hat und sein Gefieder nicht über seine Eier drücken darf und sie schützen vor Regen und nächtlicher Kälte, daß er nicht Futter suchen darf und sich nicht aufopfern und verzehren. Wenn ich ihn höre, muß ich plötzlich an uns denken, an Fedor und mich, und es ist mir wie ein Gleichnis."

Die Männer schwiegen. Bernecks Augen verschleierten sich einen Augenblick. Man packte zusammen, winkte dem Kutscher, der mit den Pferden in der Nähe hielt, daß er den Korb auf den Wagen trüge, und begab sich zu Fuß auf den Heimweg. Eine gute Stunde hatten sie bergauf, bergab durch das Vorholz zu wandern. Aber die Sommernacht schritt ihnen voran und ließ den Ginster am Wege erglühen. Lautlos schritten sie, und keiner von ihnen sprach, bis vom Hügel her die hellen Fenster des Hauses aufleuchteten.

Da wandte sich Regine zu dem Freunde. „So will's Fedor haben. Wenn wir fort sind, muß in meinem Wohnzimmer Licht brennen, daß es uns von weitem grüßt. Er wird ein Buch schreiben: ‚Das Haus auf dem Hügel', das wird noch schöner sein als ‚Der Liebesfrühling'."

Am nächsten Morgen, ehe Berneck abfuhr, hatte er noch eine Aussprache mit Regine. Sie wußte von ihrem Manne und aus sich selber, daß er sie einmal sehr geliebt hatte, und es war zwischen ihnen jenes zarte und schöne Vertrauen geblieben, das die Folge besiegter Wünsche zu sein pflegt. Fedor hatte wichtige Nachrichten von seinem Verleger bekommen und wünschte, daß Berneck die Antwort sofort mitnehme und durch den Schnellzug befördere. So waren Regine und der Freund allein.

„Es ist vieles in Ihrem Herzen, was ich nach sieben Jahren doch nicht zu finden dachte," sagte er. „Sie dürfen Ihren Nerven nicht nachgeben, sich nicht von Stimmungen beherrschen lassen."

„Ich fürchte, ich beginne mich zu verlieren. Tiefe Schwermut steigt aus dem Grunde meines Daseins auf wie Nebel aus Bergtälern. Ich habe das einmal in der Schweiz gesehen, als ich mit meinem Vater zur Schynigen Platte stieg. Wir hatten Lauterbach bei klarem Wetter verlassen und waren schon halbwegs oben. Die weißen Berge lagen licht vor uns, eine einzige Silberfluh, das märchenhafte Gebiet der Eisfräulein. Da ballte es sich plötzlich im Tal zusammen. In weißen Flöckchen stieg es mit fabelhafter Schnelligkeit an den Bergwänden empor, löste sich, verfing sich, breitete sich aus wie Wolken, legte sich um Firne und Berge — und als wir das Gasthaus erreicht hatten, saßen wir in einem Nebel, der wie nasse Tücher um uns hing. Ich sehe meine Firne noch, lieber Freund, aber ich sehe auch, wie rasch die Nebel steigen, und ich fürchte mich vor mir selber."

„Sie haben Ihren Vater sehr betrauert?"

„Gewiß, denn wir standen uns sehr nahe. Dennoch sind diese Schmerzen, die im Laufe der Natur liegen, nicht gefährlich für gesunde Menschen. Wir sind auf sie vorbereitet. Sie erschüttern uns, aber sie erfüllen uns auch mit unendlicher Wehmut, die sich in Harmonie auflöst. Eine Mutter kann über den Tod des Kindes in Verzweiflung geraten. Der Tod des Vaters, noch dazu wenn er spät kommt und die geliebte Gestalt schon halb der Verklärung angehört, wird überwunden werden."

Er horchte auf. „Und die Kindersehnsucht ist nie zur Ruhe gekommen?"

Er sah sie wieder, von Tränen überströmt, fast gebrochen, in dem Vorzimmer des Arztes. Der Professor, dessen Assistent er war und der die Operation vornehmen sollte, hatte mit ihr gesprochen. Ihr Vater stand hinter ihrem Stuhl und hatte seine Hand auf ihre Haare gelegt. Damals hatte er sie lieben gelernt.

„Wie nun, wenn Fedor sich nur mit der Tatsache einer kinderlosen Ehe abgefunden hat mir zuliebe? Wie nun, wenn hier allein der Grund für die große Stockung in seinem Schaffen liegt, die wir beide unausgesprochen so schwer empfinden? Ein Kind führt immer zur Natur zurück, belebt, befruchtet. In ihm beginnt das Leben täglich sichtbar von neuem, während in den Herzen der Eltern sich gleichsam die Erkenntnis dieses Lebens spiegelt, läutert und verklärt. Man kommt dem Boden näher und greift doch zu gleicher Zeit nach den Sternen. Man streut Samen, die segenvollste Beschäftigung des Lebens, das Symbol für alles Wirken. Ich spreche hier gar nicht von der persönlichen Befriedigung des Instinkts der Mutter. Ich denke nicht in erster Linie an mich. Ich spreche von der moralischen Kraft, die Vaterliebe gibt. Die

das Wesen trägt und stärkt und der Arbeit den Stempel letzter Würdigkeit aufdrückt. Wie nun, wenn Fedor das alles vermißt, meinetwegen vermißt, und in seinem Talent über einen gewissen Punkt der gleißenden Schönheit, der geglätteten Ausführung, kurz über das rein Ästhetische nicht hinwegkommt? Wenn die Nebel so weit gestiegen sind, dann könnten sie mich aus diesem Haus vertreiben."

„Frau Regine," sagte er, und seine Stimme klang verschleiert, „ich möchte Ihnen ein Bekenntnis machen, auf die Gefahr hin, daß Sie mir Ihre Freundschaft entziehen. Ich war dabei, als Fedor Sie zum erstenmal sah. Der Eindruck war sehr stark. Er vertiefte sich noch, als ich ihn Ihrem Vater und Ihnen vorstellen durfte. Aber er war fest entschlossen, nicht zu heiraten. Der Fluch seiner Kindheit lag auf ihm. Da erzählte ich ihm Ihr Schicksal — und von dem Augenblick an war auch das seine besiegelt."

Sie war sehr blaß geworden. „Er hat vor mir nie geliebt?"

„Der Dichter? Wie wäre das möglich, Frau Regine? Er hat gesucht wie wir alle. Es war ihm auch manches von selbst zugeflogen. Die Mädchen hingen an seinen Augen. Aber er hatte alle dauernden Verbindungen abgebrochen. Es war ein heißer Drang in ihm, ganz unabhängig zu sein, auch unabhängig von seinem Gewissen. Vergeben Sie mir, Frau Regine?"

Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah vor sich nieder. Sie saß in ihrem Erker, vor einem zierlichen altmodischen Nähtisch, dessen Schubfächer sie vorhin in der Verwirrung geöffnet und geschlossen hatte. Sie machte gern feine Nadelarbeiten, und ihre Hand hatte vorhin, als sie sprach, unaufhörlich über den weißen Battist gestrichen. Jetzt lag sie ganz schlaff. Berneck sah auf ihre Finger. Sie waren müde.

„Vergeben Sie mir?" fragte er noch einmal.

„Ich weiß, daß Sie mich beruhigen wollten. Vielleicht vergreift sich auch der Arzt einmal. Doch da kommt Fedor. Diese Stunde bleibt unser Geheimnis." —

Fedor brachte den Freund selbst zur Bahn. Er war noch erfüllt von den Schwierigkeiten mit dem Verleger und sprach darüber ein wenig gereizt, in seinem Selbstgefühl verletzt. Die Herren sollten doch die Dichter nicht mit den Besitzern von Fabrikanlagen verwechseln, mit denen sie Kontraktabschlüsse nach Belieben machen könnten. Er wäre den ganzen Sommer über in schlechter Arbeitsstimmung gewesen, und vorläufig wäre auch keine Aussicht auf Besserung.

„Ja, wenn du wenigstens vierzehn Tage hierbleiben würdest, Hermann! Der starke Reflex einer so andersgearteten Intelligenz, die Spannkraft, die von dir ausgeht, hätte vielleicht angesteckt. Man verstimmt mit der Zeit seine eigne Laute. Findest du nicht auch, daß Regine wie unter einem Druck lebt?"

„Siehst du es denn?"

„Ich empfinde es mehr. Ich schiebe es auf den Tod des Vaters."

„Ich habe dir einen Vorschlag zu machen, Fedor, der für euch beide gedacht ist. Geh auf Reisen ohne deine Frau. Dieses ewige Ineinanderklingen tut nicht gut. Geh nach dem Süden, nach Spanien, nach Italien. Ja, gerade jetzt, zum Sommer. Ich werde dir doch keinen Nordkapdampfer mit den obligaten Kommerzienräten und sechs Stunden Tischzeit täglich verordnen! Im Süden findest du jetzt das Eigenste des Landes, seine Seele. Keine Fremden, keine erstklassigen Hotels, denn die sind geschlossen. Aber die warme Brust der Mutter Erde, an der sich ihre Kinder gesund trinken. Nimm nur einen Koffer mit, und mache keine Studien, sondern lebe nur. Und Regine schicke zu mir. Nicht in meine Klinik, da kann ich sie nicht gebrauchen. Aber in eine gut geleitete Pension, die ich kenne. Vielleicht gebe ich ihr auch bei mir zu tun. Ich weiß es noch nicht. Jedenfalls verpflichte ich mich für sie. Der Gedanke ist mir eben gekommen. Ich schreibe noch ausführlicher. Es schadet nicht, daß sie weiß, der Plan geht von mir aus, du kannst ruhig mit ihr darüber sprechen. Schade, daß uns die Weisheit immer beim Abschied aufgeht."

Sie waren an der kleinen Station, wo täglich ein Schnellzug hielt. Seine schwarze Schlange wälzte sich schon von der nächsten Bergecke her. Es war gerade noch Zeit, die Karte zu lösen und in den Abteil zu springen. Ein Winken, ein Grüßen, und das Gesicht des Freundes hinter dem herabgelassenen Fenster wurde undeutlich. —

Als Fedor in Regines Zimmer trat, fand er sie über der ewigen Durchbrucharbeit. Der

Leinenstreifen zitterte ein wenig in ihrer Hand, als er die letzten Grüße des Freundes bestellte.

„Wir leben wahrlich gar zu einsam, Regine. Ich glaube, der Besuch hat dich angegriffen."

Sie verneinte hastig. „Hat Berneck noch irgend etwas gesagt?"

Er breitete den Plan des Freundes vor ihr aus, ganz ohne Vorbereitung. Er war gewohnt, ihr nichts zu verbergen. Er warf seine Stimmungen wie eine Handvoll Blüten in das Quellwasser ihres Herzens. Da wirbelten sie umher, bis dieses starke Herz sie zum Kranz geordnet an das Ufer trug.

Sie hatte die Arbeit sinken lassen und sah ihn an. „Er ist also mit uns beiden nicht zufrieden gewesen, Fedor, nicht mit dir und nicht mit mir, wenn wir ihm schon das Recht zugestanden, Einfluß auf das Geschick seiner Freunde zu haben."

„Wir sind nicht reich an Menschen, die sich um uns kümmern, Regine!"

„Für dich wird er das Rechte gewählt haben. Ich selbst wollte dich schon bitten, deine Arbeit zu unterbrechen, etwas ganz andres dazwischenzuschieben, die Kulissen vollständig zu verändern. Weißt du, wie du mir selbst erzählt hast, Kleist hätte ein paar hundert Tage und Nächte ununterbrochen an seinem Guiscard gearbeitet und ihn dann ins Feuer geworfen? Wirf dich lieber selbst ins Feuer, das ist besser. Du brauchst nicht einmal an mich zu schreiben, wenn du nicht willst, nicht einmal ein Tagebuch zu führen. Gehe und werde hart, denn darauf wird es wohl herauskommen, wenn ich mich auf Bernecks Augen besinne."

„Und du?"

„Ich weiß nicht, was ich soll. Ich bin ganz gesund. Ich hasse Duschen und kalte Bäder auf Befehl, und die seelische Abhärtung, die ein großer Kreis Nervöser verlangt, der sich an einer schlecht gedeckten Tafel auf schlecht bereitete und servierte Speisen stürzt, ist mir widerwärtig."

Es hätte nahegelegen, daß die vergangene Leidenschaft seines Freundes ihn eifersüchtig gemacht hätte. Aber diese beiden Menschen hatten ihre Gedanken in eine solche Harmonie gebracht, daß sie das Häßliche und das Triviale nie berührten. Jene Leidenschaft war überwunden, das wußten sie, und auch nicht der Schatten von Eifersucht regte sich in seinem Herzen.

„Laß mich den Plan noch ein paar Tage herumtragen, ehe wir uns entscheiden."

Aber der Gedanke an die Trennung, an einen Entschluß, dessen Kraft sie beide aus der Gewohnheit ihres Lebens ausgemerzt hatten, störte sie. Sie legte sich wie ein Schatten des Nachts zwischen sie. Sie wußten einer vom andern, daß er wache; aber sie lagen ganz still und regten sich nicht und sagten kein Wort, während der Nachtwind die weißen dünnen Vorhänge des Fensters leise blähte und bauschte. Jedes ging seinen Träumen nach. Diese Träume gingen immer um den andern herum. Sie gingen nicht mehr frisch und selbstverständlich mit dem andern mit.

Wenn ich ihm Kinder hätte schenken können, so hätte er mich nicht geheiratet, sagte Regine sich. Er liebte mich also nicht mehr als seine Gewohnheiten, er scheute vor der Kraft zurück, vor der großen letzten Kraft des Schaffenden. Es ist ein Bruch in ihm, den ich nicht kannte. Was mir edelstes Entsagen schien, ist Selbstsucht.

Und auch Fedor dachte anders als bisher über das Weib nach, das nicht Mutter werden kann, und es schien ihm, daß sie dadurch die letzte Tiefe verliere, die letzte Süßigkeit und Reife. Gewiß, er wollte keine Kinder haben. Aber er wollte verzichten aus eignem Willen und sich nicht dem Muß beugen.

So stieg, was in ihrer Seele geschlummert hatte, nun keimschwer zur Oberfläche empor und entfaltete sich. Und als vier Wochen ins Land gegangen waren, packte Fedor seinen Koffer, und sie brachte ihn zur Station hinunter, und beide hätten nicht für möglich gehalten, als das Korn noch grün war, daß sie trennungsfroh sein würden, wenn es zur Reife ansetzte.

Er schrieb ihr auch einen langen Brief von dem ersten Halt, den er irgendwo in Südbayern gemacht hatte, wo ein Kloster auf einem Berge lag, ein rascher Fluß dahinrauschte und die grünen Weiden, auf denen das fette Gras kniehoch stand, zum zweitenmal geschnitten wurden. Wie gepuppt standen sie, wie grüne Wiesenkinder mit dicken Köpfen und hängenden Röckchen, die zum Spiel aufmarschiert waren. Er schrieb ihr einen langen Brief, in dem er die ganze Vergangenheit ihrer Liebe noch einmal durch-

lebte, ohne doch einen Schluß zu ziehen. Dann schrieb er wieder, schon jenseit der Berge, aus einer der verträumten kleinen Residenzen der Lombardei, die im Glutenstrom des Sommers schliefen. Etwas später kam noch eine Karte mit einem flüchtigen Gruß. Dann Schweigen.

Sie erhielt die Karte schon in dem kleinen Erholungsheim der nördlichen Universitätsstadt, das sie aufgesucht hatte. Verneck hatte ihr geschrieben, als sie ihm die Abreise ihres Mannes mitteilte, und sie dringend ersucht, zu kommen, nicht eigentlich um eine Kur zu gebrauchen, sondern um das Haus als Stützpunkt für Ausflüge an die See zu benutzen, die nahe der kleinen Universität ihre Wogen an den Strand warf.

„Ich empfehle Ihnen das Kurhaus, in dem ich selbst meine Rekonvaleszenten gern unterbringe, ehe ich sie in die Heimat sende. Jedenfalls werden wir uns oft sehen, und das ist mir vorläufig die Hauptsache."

Sie erzählte ihm, wie seltsam sein Besuch gewirkt hätte, wie sie beide, die bisher wie mit scheuen Händen über verschlossene Truhen gestrichen, nun die Deckel zurückgeschlagen und in bleichen Erinnerungen, in Träumen und in unerfüllten Sehnsuchten gewühlt hätten.

„Wir haben uns voneinander fortgelebt von Tag zu Tag. Wir haben es uns nicht gesagt und haben es dennoch gewußt. Als hätten wir uns am Kreuzweg zu magischer Stunde getroffen. Nun wissen wir noch nicht, welchen Weg wir in Zukunft einschlagen werden."

Sie hatte ihn, während sie so sprach, nach der Gartenpforte begleitet. Er hatte heute in ihrem Hause zu Mittag gegessen und mußte jetzt wieder in seine Klinik. Als sie an dem niedrigen Gitter standen, läutete es drüben in der großen Volksschule vier Uhr, und gleich darauf quoll ein Strom von Knaben in die Gasse. Die Augen der jungen Frau, die ganz nach innen gesehen hatten, bekamen plötzlich ein schönes Licht. Das junge Leben drängte herüber, wurde von der niedrigen Mauer des Sanatoriums zurückgeschlagen und ordnete sich nun langsam auf dem schmalen Bürgersteig. Lachen, Lärm, mutwillige Rauflust von Knaben zwischen zehn und vierzehn Jahren, die an einem heißen Sommernachmittag dem Druck der Schulstube entgangen sind. Ein kecker Junge mit dickem kurzem Blondhaar und ein paar strahlenden lebensfrischen Augen stürmte, von einem andern gejagt, gerade auf das Gitter zu. Plötzlich sah er die Dahinterstehenden, erkannte den Doktor, wurde dunkelrot, zog rasch den Strohhut und trabte mit einer Schwenkung nach links davon.

Und ganz unvermittelt sagte Verneck, Regine voll in das Gesicht sehend: „Haben Sie nie daran gedacht, ein Kind anzunehmen, Frau Regine?"

Ihre Hände ließen die Stäbe los, so erschrak sie. Es war ihr, als hätte jemand sie mitten ins Herz getroffen. „Verneck, Sie wissen doch am besten, daß Fedor nicht einmal ein eignes Kind wollte! Bedenken Sie seine Neigung zur Schwermut, sein Grübeln über vererbte Instinkte, seine Unduldsamkeit. Und dann ein fremdes Kind!"

Er zuckte ein wenig ungeduldig mit den Achseln. „Fedor und immer wieder Fedor! Ich habe Sie gefragt, ob Sie nie daran gedacht haben, Frau Regine?"

Ihr Blut war noch in Erregung, ihre Ruhe noch nicht zurückgekehrt. „Ich habe nicht mehr an mich gedacht, seit ich seine Frau bin."

„Das ist ein Ausweichen und keine Antwort."

„Man denkt nicht an Unmöglichkeiten."

„Unmöglichkeiten?" Der Arzt schüttelte den Kopf. „Warum Unmöglichkeiten? Aber ich darf mich nicht länger aufhalten. Ich habe heute morgen eine schwere Operation gehabt und muß nach meiner Kranken sehen. Morgen nachmittag hole ich Sie ab. Ich bin dann frei. Wir fahren an die See und essen im Strandhotel zur Nacht."

Einen ganzen Tag hindurch überließ er sie sich selbst. Als er am nächsten Nachmittag kam und sie ihm entgegentrat, im einfachen Straßenkleid, einen Schleier um den großen Hut gebunden, der ihm ihr Profil entzog, sah er an der heftigen Bewegung in ihren Zügen, daß sein Vorstoß wirksam gewesen war.

Es waren viele Menschen in dem Abteil des Zuges, der die Verbindung mit dem Strand vermittelte. So sprachen sie nur das Notwendige. Als sie ausstiegen, belegte er einen Tisch auf der Terrasse, die aufs Meer ging, und bestellte zu einer bestimmten Stunde das Essen. Dann stiegen sie zum Strand hinunter und gingen der sinkenden Sonne entgegen. Zuerst mußten sie vorsichtige Um-

wege um Strandburgen und Kanäle machen, die eifrig von Kindern mit nackten Beinen umspielt wurden. Dann wurde es einsamer. Und zuletzt lagen nur noch die dunklen Silhouetten der umgekippten Fischerboote gegen den goldenen Himmel. Die Strandwellen schlugen regelmäßig auf wie das Pendel einer Weltenuhr.

Sie hatten sich auf eins der Boote gesetzt und sahen in das gleichmäßige intensive Licht. Ohne Wolkenformationen stieg die Sonne wie ein Rund aus glühendem Eisen, oben und unten ein wenig abgeplattet, ruhig ins Meer.

Und plötzlich sagte Berneck, daß er eigentlich gar keinen Grund habe, so ruhig zu genießen, denn ihm drohe eine rechte Widerwärtigkeit. Die Leiterin seiner Klinik, eine sehr umsichtige Frau, die wieder heiraten wolle, hätte den Termin dieser Hochzeit plötzlich um vier Wochen beschleunigt. Da seine neue Leiterin aber erst nach dieser Zeit eintreten könne, so wäre er augenblicklich ratlos.

„Natürlich ist Frau Sommer ganz in ihrem Recht. Ihr künftiger Mann muß seine Stellung, die Verwaltung eines Gutes, vier Wochen früher antreten, als eigentlich gerechnet war. Selbstverständlich braucht er ihre Hilfe. Ich aber bin der Leidtragende, und Sie wissen, Frau Regine, daß mir diese Rolle schlecht steht."

Sie schwieg eine ganze Weile, dann sagte sie ruhig: „Lieber Freund, das wissen Sie sicher schon lange, und ebensolange sind Sie überzeugt, daß ich für diese vier Wochen bei Ihnen einspringe, denn Sie haben mir ja in gelegentlichen Gesprächen genügend klargemacht, daß die Vorsteherin dieser Klinik zwar alles können müsse, trotzdem aber eine Art Herrendasein führe. Ja, vielleicht haben Sie diesen ganzen Plan schon eingefädelt, als Sie uns damals besuchten. Sie wollen mich jedenfalls auf irgendeine Weise vier Wochen unter Ihre Oberaufsicht bringen. Sie sehen, daß ich Ihren Zweck erkenne. Wenn ich trotzdem ja sage, auf die Gefahr hin, daß Ihre Kranken unzufrieden sein werden, so leugne ich gar nicht, daß ich auch meine Pläne habe. Sie hätten offen sein dürfen, und der Umweg über das Sanatorium wäre überflüssig gewesen."

Sie sahen sich lange in die Augen, aber ihr Blick war frei. Nur ein großes Zutrauen und eine große Freundschaft sprachen daraus.

Und so siedelte Regine schon am nächsten Tage in die Klinik über, um wenigstens eine Woche lang als Frau Sommers rechte Hand sich das Feld ihrer künftigen Wirksamkeit zu betrachten. Es war natürlich nicht so plötzlich gekommen, wie Berneck es dargestellt hatte, darin hatte sie recht gehabt. So war alles geregelt, die Zahl der Kranken möglichst beschränkt und alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt.

„Auf die Schwestern, besonders auf die Operationsschwester, können Sie sich verlassen, gnädige Frau. Und das Hauspersonal steht ja unter Lisbeths Leitung. Es handelt sich hauptsächlich um die Bücher, und daß Sie sich natürlich ein wenig persönlich um die Kranken kümmern und die Anmeldungen entgegennehmen," sagte Frau Sommer.

„Lisbeth," sagte Regine nachdenklich, die immer an Bernecks geheime Absicht dachte, „wer ist sie?"

„Der Herr Doktor hat Lisbeth mitgebracht aus seiner Heimat und sie hier als Wirtschafterin angestellt. Sie hat ein uneheliches Kind, einen Jungen, der bei ihr wohnt und hier zur Schule geht. Ein guter Griff ist es gewesen. Sie können sich ja denken, was die Leute reden. Aber das geht niemand etwas an, meine ich. Ich wollte es der gnädigen Frau nur gleich mitteilen, damit sie orientiert ist."

Regine sah die tatkräftige Frau lächelnd an. „Und was denken Sie, Frau Sommer, daß ich Ihren Platz für vier Wochen einnehme, so ganz ohne Befähigung, ihn auch wirklich auszufüllen?"

Frau Sommer wurde rot und strich sich die krausen Haare aus der Stirn. „Das geht mich doch gewiß noch weniger an, gnädige Frau. Aber denken tut man freilich sein Teil. Vor allem, wenn man so mit lauter kranken Menschen zu tun hat. Da habe ich mir gedacht, wie gnädige Frau gekommen sind, es fehlte vielleicht ein wenig an Willen. Das ist oft so bei den reichen Leuten, und da macht der Herr Doktor, daß die gnädige Frau sich einmal tummeln müsse. Das ist auch eine Medizin, und bei vielen hilft sie."

Regine wurde von der fröhlichen Herzlichkeit angesteckt. Aber sie wußte, daß Doktor Berneck nicht allein darum zu tun sei, daß die Freundin sich tummelte, früh aufstand und bei der Hand war. Es war auch nicht

das Arbeiten für andre. Das war sie gewohnt von klein auf, vor allem im Zusammenleben mit dem alternden Vater. Was war es?

Und dann wußte sie es plötzlich, noch am ersten Tage. Sie war durch alle Räume gegangen, und alles Hauspersonal war ihr vorgestellt, auch Lisbeth. Das große blonde Mädchen, das kaum dreißig sein mochte, hatte sie seltsam angesehen, fast prüfend. Wahrscheinlich hatte sie ihr Schicksal vorsichtig gemacht.

Sie stand ganz für sich allein in ihrem Reich. Sie hielt sich den andern fern, und ihre uneheliche Mutterschaft baute eine Mauer um sie. Auch der Junge hatte eine Zwischenstellung. Frau Sommer hatte sie ihr erklärt. Er tat wohl für den Doktor einen Botengang, nie für eins der Mädchen, die Schwestern oder die Patientinnen.

Sie ging am ersten Abend in den Garten, als er von den Gemüsebeeten her, wo er Unkraut gezogen hatte, auf sie zukam. Ehe er noch die Mütze abnahm, erkannte sie ihn. Es war jenes Kind, das damals gegen sie angelaufen war und den Doktor gegrüßt hatte. Und wieder empfand sie die eigentümliche Beklemmung.

War es das? Um dieses Kindes willen hatte er sie hergelockt? Sie blieb stehen und sah dem Jungen nach. Etwas an ihm rührte sie, daß sie ihm gut sein mußte. Und doch scheute sie sich vor sich selber und redete ihn in den ersten Tagen nicht an.

„Ich glaube, Sie kennen Fritz noch nicht," sagte Berneck eines Tags. Er pflegte seine Krankenbesuche in ihrem Zimmer zu beenden und nahm dort auch den Kaffee. Ohne ihre Antwort abzuwarten, klingelte er und ließ ihn hereinrufen.

„Fritz, ich empfehle dir hier diese Dame. Sie hat es schwerer bei mir, als sie gewohnt ist, und wenn du ihr deine Dienste leihen willst, wird sie es dir danken. Du kannst ihr auch deine Zeichnungen bringen und ihr manchmal etwas vorlesen. Sie macht so gern Handarbeiten, und als ihr Arzt habe ich ihr verboten, dabei zu träumen. Du kannst dich hin und wieder bei ihr melden und fragen, ob etwas für dich zu tun ist."

Und so geschah es. Fritz erschien mit seinem Lesebuch, und eines Tags brachte er ein Päckchen sauberer Blätter mit seinen Zeichnungen. Wenn aber Regine der Kinderstimme gelauscht hatte, die mit der etwas hackenden Betonung eifriger Schüler die verschiedenen Kapitel des „Kinderfreundes" an ihr Ohr trug, so war sie wie in einem Bann, als die naiven Zeichnungen des Jungen in ihren Händen lagen. Darin steckte ein mehr als gewöhnliches Talent, ein keckes Auf-die-Dinge-zugehen, ein Lauschen auf die Wirklichkeit, das sie entzückte. Von jetzt an ließ sie Fritz bei sich zeichnen, an ihrem Tisch, und über dieser Arbeit wurden sie unmerklich gute Freunde. Nur vor Lisbeth hatte sie Scheu, und wenn diese zuweilen zur Abrechnung heraufkam, während der Junge bei ihr war, wurde sie fast verlegen.

Zwischen Lisbeths Brauen stand dann eine tiefe Falte. „Möchtest es wohl immer so haben, Fritz?" fragte sie.

Er sah die Mutter liebevoll an. „Weißt ja, was ich möchte, Mutter. Immer dasselbe, lernen und zeichnen."

„Mußt aber nachher noch in den Garten gehen und mir Grünes zum Abend holen, und den Salat ziehen und die Radieschen. Du machst es besser als die Trine, du bringst mir weichere Blättchen."

Der Junge nickte, und mit höflichem Gruß an Regine verließ Lisbeth das Zimmer.

War Fritz wirklich ihr und Bernecks Kind? Kaum. Dann hätte Berneck geradezu mit ihr gesprochen. Denn wenn es ihm auch ganz ähnlich gesehen hätte, für ein früheres Liebchen, das durch ihn Mutter geworden, in besonderem Maße zu sorgen, so war er doch zu klug und rechnete nicht nur mit dem Sein, sondern auch mit dem Schein des Lebens. Dennoch mußte er Gründe haben, das Mädchen und das Kind bei sich zu behalten und eben diesem Schein so sorglos zu trotzen. Als er kurz nach Lisbeth bei Regine eintrat, fragte sie ihn danach.

„Sonderbar, daß Sie mir diese Frage erst nach vierzehn Tagen stellen, Frau Regine. Nein, natürlich ist Fritz nicht mein Sohn. Seine Mutter kam damals zur Entbindung in die Poliklinik meines Professors. Ein prachtvolles Mädchen, ganz Rasse, echter Schwabentypus, tapfer und fanatisch."

„Den Vater kennen Sie nicht?"

„Warum fragen Sie mich so unruhig?"

„Weil ich Anteil an Fritz nehme, weil ich das Wort nicht vergessen habe, das Sie mir damals sagten, Berneck. Es nicht vergessen kann. Es ist die ganze Zeit her mit mir

gegangen, es kommt des Abends mit auf mein Kopfkissen und steht des Morgens mit mir auf. Wenn Sie deshalb allein mich hierhergelockt haben, wenn Sie glauben —"

Sie schwieg, wie erschöpft. Das Blut kam und ging in ihrem Gesicht. Ihre Hände zitterten.

„Frau Regine!" sagte er beruhigend.

Aber sie hatte in ihrem Herzen etwas niedergerungen und mußte nun sprechen.

„Wenn es möglich wäre, Verneck. Wenn es diese Hoffnung geben könnte, für mich und ihn! Denn ich weiß, daß es eine Hilfe wäre. Weil wir uns selbst finden könnten in einem Dritten, weil es uns verzehrt, daß wir uns immer nur einer im andern finden. Das mag gut sein für Menschen, die in einem harten Beruf leben und mit dem Schrei der Erlösung nach getaner Pflicht aufeinander zustürmen. Uns beide erstickt es, ihn und mich. Es hindert uns in der Entfaltung unsers Wesens. Es ist eine beständige Selbstbespiegelung. Es schnürt uns schließlich die Kehle zu, daß wir das rechte Wort nicht mehr finden. Wir verzehren unsre Liebe, nicht die Zinsen, sondern das Kapital. Wir treiben dem Augenblick zu, wo wir bankrott werden, wo wir die letzten Zehrpfennige ausgegeben haben. Wir brauchen einen andern Mittelpunkt für unser Leben, eine andre Sammlung unsrer Energie. Wenn es möglich wäre, in Fedor dieses Gefühl zu erwecken, dann würde ich wieder an eine Zukunft für uns glauben."

Verneck war erschüttert. Er hatte nicht gewagt, sie anzusehen, während sie sprach. Er stand mit dem Rücken gegen das Zimmer und blickte in den Garten zu Fritz, der vor dem Salatbeet kniete. Nach einer Weile wendete er sich um. „Es muß alles versucht werden im Leben, Frau Regine. Die Möglichkeiten sind zu weitläufig. Sie haben recht, vielleicht habe ich an Fritz gedacht, als ich damals mit Ihnen sprach. Und doch braucht er es nicht zu sein. Er ist nicht ganz unbemittelt. Sein Vater hat sich losgekauft bei seiner Geburt. Er war keiner von denen, die es sich zutrauen, regelmäßig am Ersten des Monats eine bestimmte Summe an so ein verlassenes Mädchen zu schicken. Er hat es mit einem Male abgemacht, und Lisbeth hat den kleinen Schatz gehütet wie ein Drache. Am liebsten hätte sie ihn in einen Strumpf gesteckt. Es hat meiner ganzen Autorität bedurft, um sie zu einer vernünftigen Anlage zu bewegen. Nun schreibt sie mit Eifer an jedem Neujahr das kleine Sümmchen Zinsen zu dem Ganzen. Bewahrheitet sich sein Talent, was man heute noch nicht wissen kann — denn wie viele Kinder haben nicht Talent, Regine, es sproßt und blüht auf dem Boden der Jugend wie Mohn und Winden und Kornblumen im Acker und kommt doch nicht in die Scheuern —, steckt also in dem Jungen wirklich das Zeug zu künstlerischer Tat, so soll ihm ein Weg geöffnet werden."

„Man müßte wissen, ob er die Begabung von seinem Vater hätte," sagte sie mühsam und schwer. Etwas Unbestimmtes lag wie ein Druck auf ihr. Ihre Nerven waren gespannt. Ein Schauer lief durch ihre Glieder.

„Ja," sagte er scheinbar gleichgültig, „da müßte man eben Lisbeth fragen. Oft läßt sich in solchen Fällen nichts erreichen. Sie kennen ja das Goethische Gedicht. Oft findet eine Frau das rechte Wort. Wollen Sie es einmal versuchen?"

Sie blieb noch lange in kaum veränderter Stellung sitzen, als er gegangen war. Die festen Linien ihres Seelenlebens hatten sich gelöst, waren zerflossen, wogten in ihr wie ein Chaos.

Nein, der kleine Fritz hatte durchaus nicht im ersten Anlauf ihr Herz gewonnen. In seiner Stimme, in seinen Augen war etwas, was sie beunruhigte. Erst der ursprüngliche Ausdruck seines Talents hatte die feinsinnige Frau erwärmt und gefesselt. Der Knabe war offen, aber spröde. Die unsichtbare Mauer, die um seine Mutter gebaut schien, lief auch um ihn. Sie beide standen zusammen, draußen waren die andern. Wenn sie eben auch nicht Feinde waren, als ihresgleichen sahen sie sie doch nicht an. Er war ein guter Schüler, darum war er der Erste, und seine schlanken Glieder waren sehnig und fest, darum verteidigte er die Autorität seines Postens. Aber verteidigen mußte er sie in doppeltem Sinne, das wußte er. Auch seine Mutter war nicht wie die übrigen Mädchen. Sie hatte eine Vertrauensstellung und stand für sich. Das war das Glück des Doktors, behaupteten die Kollegen, und sie rechneten es ihm als Klugheit an, daß er gerade diese Wirtschafterin behielt. Sie steckte mit niemand unter einer Decke. Aber das waren lauter äußerliche Dinge. Wo war die innerliche Lösung, wo war der Schlüssel?

Regine in ihrem großen Vertrauen zu dem Freunde grübelte und grübelte. Und eines Nachts fand sie den Weg, griff sie nach dem Faden, entschlossen, ihm zu folgen, koste es, was es wolle. Sie hatte ein paar schüchterne Werbeversuche gemacht, die Lisbeth mit fast trotziger Gelassenheit aufgenommen hatte. Nun kam sie eines Sonntags in die Küche herunter. Es war Nachmittag, die Mädchen hatten Ausgang. Lisbeth ging nie aus. Sie stand an dem großen weißgescheuerten Tisch des kachelausgelegten Raumes, der vor Sauberkeit blitzte, und legte den feinen Aufschnitt auf die länglichen Schüsseln. Es gab am Sonntagabend kaltes Essen und Eier. Eins der Hausmädchen kam früher zurück und brachte die fertiggestellten Tablette zu den Schwestern.

Lisbeth sah von ihrer Arbeit auf, als Regine eintrat. „Wünschen die gnädige Frau etwas?“

„Ja, Lisbeth, ich möchte mit Ihnen sprechen. Ich kann Ihnen vielleicht ein wenig helfen, daß es schneller geht.“

Sie reichte Lisbeth die Schüsseln hin, auf die diese den Schinken legte, den sie schnitt. Dann rückte sie alles zurecht, und Lisbeth bat die gnädige Frau in ihr Zimmer.

„Fritz ist fort. Seit er das Skizzenbuch von der gnädigen Frau hat, ist er den ganzen Sonntag am Strande. Er hat Butterbrote mitgenommen und ein paar Groschen für Milch. Vor Sonnenuntergang kommt er nicht zurück.“

Sie hatte Regine gebeten, in einem der Stühle Platz zu nehmen, die um den Tisch mit der gehäkelten weißen Decke standen. Das Zimmer war groß. Ein Bettschirm stand vor dem Bett der Mutter. Ängstlich suchten Regines Augen an den Wänden nach irgendeiner Anknüpfung, nach einem Bilde der Eltern dieser selbständigen Frau, einer Jugenderinnerung. Es fand sich nichts als der eingerahmte Konfirmationsspruch und ein paar farbige Steindrucke, wahrscheinlich Weihnachtsgeschenke oder Gaben von Patienten. Denn Lisbeth erkundigte sich zuweilen bei den Kranken nach ihren Lieblingsspeisen oder besonderen Wünschen. Sie richtete die Pflege gern persönlich ein, und manche Leiterin eines großen Hausstandes, die die Klinik verließ, wäre dankbar genug gewesen, sie mitnehmen zu können.

„Es ist mein Konfirmationsspruch,“ sagte sie, als die wandernden Augen der Frau wieder darauf hafteten. „Bete und arbeite, der beste, den ein Mädchen aus dem Volke bekommen kann. Aber die gnädige Frau haben doch einen Wunsch, nicht wahr?“

Regine überwand sich. „Ja, Lisbeth, einen großen Wunsch. Die größte Bitte, die ein Mensch an den andern richten kann. Ich möchte Ihr Vertrauen — ich möchte Ihr Leben kennen lernen.“

„Mein Leben? Das heißt, Sie möchten wissen, wie ich zu meinem Fritz gekommen bin, und vielleicht —“ Sie schwieg eine Weile. Dann fuhr sie tapfer fort: „Vielleicht möchten Sie ihn mir nehmen. Nicht daß ich eine Mutter bin, die sagt, sie könne nicht ohne das Kind leben. Dazu hat keine ein Recht, wenn sie dem Kinde damit im Lichte steht. Und ich sehe ja alle Tage, wie das Blut in ihm spricht. Ich hätte ihn auch von Anfang an auf eine bessere Schule gegeben. Aber der Herr Doktor hat gemeint, das wäre Torheit, vorläufig lerne er in der Volksschule gerade genug. Ich solle es mir nicht unnötig schwer machen und eine Kluft aufreißen zwischen ihm und mir. Wir würden beide darunter leiden. Da habe ich es gelassen. Aber lange kann es nicht mehr dauern, das weiß ich. Es steht aber etwas im Wege, daß ich das Kind nicht fortgeben kann an eine andre Frau.“

„Sein Vater,“ sagte Regine. „Sie bewahren ihn für seinen Vater auf.“

„Sein Vater hat nie nach ihm gefragt. Er hat das Kind nicht einmal sehen wollen. Er ist schon fortgewesen, als ich geboren abe, und ich hätte denken können, daß es mir allein gehört, daß es mir vom Himmel herabgefallen ist wie jene paar Stunden Seligkeit. Ich bin eine Lehrerstochter und gut erzogen, wenn Sie es doch wissen wollen. Deshalb hat er vielleicht ein wenig länger an mir Gefallen gefunden, denn ihm gehört habe ich gleich in der ersten Stunde, als wir uns gesehen haben. Es hat so kommen müssen, habe ich gedacht, und ich bin auch nicht leichtsinnig gewesen, sondern habe gewußt, daß ich die Folgen würde tragen müssen, ich allein. Meine Eltern waren streng und mußten streng sein, und war kein Platz bei ihnen für ‚so eine‘, wie sie mich nannten. Und von ihm habe ich dann auch nichts gefordert. Er hat gegeben, ohne daß ich ihn

fragte. Aber das Kind ist doch sein Kind, und eines Tags kann er sich darauf besinnen. Und wenn der Herr Doktor mir hilft, daß ich keinen Fremden brauche, dann soll alles so bleiben, wie es ist."

Regine war aufgestanden. Es schien ihr so heiß in dem Zimmer. Ihr Herz schlug bis zum Halse. Sie schritt zum Fenster, wo der einfache kleine Nähtisch stand, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Und plötzlich nahm sie dieses Buch und preßte es an ihr Herz. Nun schien sie Kraft zu haben.

„Lisbeth, warum wollen Sie mir den Namen des Vaters nicht nennen, wenn ich ihn doch weiß? Warum lesen Sie Sonntags in seinen Gedichten, die mir gehören, wenn sein Kind auch Ihnen gehört? Warum haben Sie kein Vertrauen zu mir?"

Auch Lisbeth hatte sich erhoben. Sie war ein wenig größer als Regine. Ihre Jahre mochten die gleichen sein, aber sie hatten das Schwabenmädchen härter angefaßt. Ihre Gestalt war breiter und schwerer, um ihren Mund lag ein ernster Zug, die Arbeitshände waren hart. „Er hat seines Vaters Augen. Ich dachte, die müßten Sie kennen."

„Ja," sagte Regine, „sie haben mir Unruhe gegeben vom ersten Blick. Weiß es denn der Doktor?"

Lisbeth nickte. „Sie waren doch zusammen damals, unten am Neckar, in ihren Studentenferien. Sie hatten ja gar kein Geheimnis voreinander. Zu dem Herrn Doktor bin ich dann auch gegangen, in meiner Not. Der hat ihm geschrieben. Ich hätte es nimmer getan. Und er hat getan, was er konnte, denn er war nicht reich. Er hat mir alles gegeben, was er hatte, und Schulden dazu gemacht, nur los und ledig hat er sein wollen wie vordem. Und der Herr Doktor hat mir auch gesagt, daß er nie nach meinem Kinde gefragt hat und nie nach mir. Seinen Namen hörte ich hin und wieder, und einmal habe ich bei einer Patientin das Buch gesehen. Da habe ich es mir gekauft und habe gewußt, daß er eine andre hat, und daß er glücklich ist. Als Fritz anfing zu zeichnen, meinte der Herr Doktor, Talent bildete sich um, und in der Familie wären sie alle Künstler gewesen. Aber desto vorsichtiger müßte man den Jungen anfassen, denn es könnte ein Aufstieg sein, aber auch ein Abstieg. Da habe ich ihn gefragt, ob sein Vater eigne Kinder hätte, und der Herr Doktor hat nein gesagt. Und dann sind Sie mit Frau Sommer in die Küche gekommen, und Frau Sommer hat mich Ihnen vorgestellt, und ich wußte gleich, wer Sie waren. An dem Abend habe ich zu dem Herrn Doktor gesagt: Jetzt soll ich meinen Fritz hergeben!"

Regine trank jedes Wort. Ja, so war er...

Und in der Nacht lebte sie ihr Leben noch einmal durch. Sie, die nach dem frühen Tode der Mutter ganz von selbst das Mütterchen des Hauses geworden war, die es versucht hatte, dem Vater jenes Behagen, jenen wohltuenden Frieden zu bereiten, die gerade für rasche Menschen, für heftige Naturen den Zauber des Hauses ausmachen. Alle feinen Kräfte liebenden Verstehens, Mitempfindens und Ahnens hatte so die Zeit in ihr entwickelt, bis zu jenem Tage, an dem sie erfuhr, daß sie kinderlos sein würde.

Sie war noch jung damals, achtzehn Jahre. Von überall am Horizont flammten die Wachtfeuer der Liebe auf. Da zog sie sich in sich selbst zurück und riegelte die Tür ihres Herzens zu. Damals entschloß sie sich, in ein Kinderheim zu gehen, irgendeine Krippe oder Fürsorgeanstalt zu gründen, wenn der Vater tot wäre. Den Bewerbern gegenüber verstummte sie. Und dann kam Fedor. Er riß die Schranken nieder und warb voll Ungestüm. Sie verteidigte sich schwächer und schwächer. Dann sagte sie ihm alles. Gut, sie würde ihn verlieren. Aber besser das, als dieser unaufhörliche Kampf mit sich selbst. Sie begriff seine Gleichgültigkeit nicht. Dann sah sie, daß ihrer hier eine ähnliche Aufgabe harrte wie bei ihrem Vater.

Hier liebte sie ein Mann, in dem das Talent das Kind wachgehalten hatte, der nicht nur die Hingabe des Weibes, sondern stärker noch die seelische Hingabe der Mutter beanspruchte. Zum erstenmal sah sie die Möglichkeiten eines Glückes trotz dem Versagten, und mit zitternden Händen griff sie zu und trug ihre goldene Kugel vorsichtig und heilig durch die ersten Jahre. Bis sie dann zu fühlen begann, daß der Strom der Sympathie nicht mehr stark genug war, der Ausgleich zu lau. Bis sie seine Arbeit ermatten sah und ihre Liebe anfing, vorsichtig zu werden.

Da kam der Freund und sagte ihr, was Klärung brachte. Als sie erfuhr, daß das Unglück ihres Lebens ihr scheinbar zum Glück

verholfen hatte, sah sie Fedor mit andern Augen an.

Würden sie sich wiederfinden? Vorläufig hatte sie diese lange Zwischenzeit wie eine Erleichterung empfunden.

Aber in dieser Nacht wachte die Eifersucht auf, die Eifersucht auf eine Vergangenheit, die nicht ihr gehörte, die Eifersucht auf dieses Kind, gegen das sie sich instinktiv gewehrt hatte vom ersten Augenblick an. Und doch hatte es Macht über sie bekommen und war ihrem Herzen nähergetreten, Schritt für Schritt. Das Kind, nicht die Mutter. Nicht umsonst hatten sich beide Frauen mit prüfenden Augen angesehen, als sie sich zum erstenmal gegenüberstanden. Jene wissend, im Vorteil über sie, voll Argwohn — schon als sie ihren Namen hörte. Sie nur mit den tastenden Händen einer suchenden Seele, vorwärtsschreitend wie im Dunkeln.

Ihre Gedanken klammerten sich an Berneck. Der hielt die Fäden wie in einem Puppenspiel. Und auch gegen den Freund empörte sie sich in dieser Nacht. —

Als sie ihm am nächsten Vormittag gegenübersaß, sagte sie ihm alles, ohne Umschweife und ohne Verschönerung. Er gab alles zu. Für das Mädchen hatte er von Anfang an Interesse gehabt. Sie war von kerniger schwäbischer Art, und des Freundes Rausch war kurz.

„Lisbeth hat recht. Ich habe ihr geholfen. Einmal habe ich dann später auch versucht, ihm von dem Kinde zu berichten. Aber hier war eine leere Stelle in seiner Seele, und ich gab es auf. Nur wollte ich dieses Kind unter meinen Augen behalten. Lisbeth war tüchtig und überall zu brauchen. Was sie meinem Hause geworden ist, wissen Sie ja. Von Opfern ist nicht die Rede. Dann kam mein Besuch bei Ihnen. Nicht unüberlegt nahm ich Ihnen jenen Glauben an die schrankenlose Liebe Fedors. Seine Furcht vor Pflichten, die ihn von sich selbst abzogen, war damals fast krankhaft. Sie, Frau Regine, bereicherten seine Seele, und mit dem Egoismus seiner Jugend und seines starken Talents riß er Sie an sich. Nun wollte ich Sie vor die Wahl stellen. Darum lockte ich Sie hierher, ein wenig in eine Falle. Der Köder war das Kind. Was werden Sie nun tun?"

„Das Kind mit mir nehmen und nach Hause gehen, das steht fest. Fedor mag Fritz bei mir finden und sich entscheiden. Wie die Dinge liegen, für uns beide oder gegen uns." —

Und so geschah es. Als die ersten Sommeräpfel in das Gras fielen, ging sie mit dem Kinde in ihr Schwarzwaldheim. Da dufteten die Tannen, und Wanderer zogen bergauf, bergab und füllten Wald und Tal mit Leben. Sie regelte alles mit der nötigen Umsicht, die ihrem Wesen eigentümlich war. Vorläufig erhielt Fritz Privatstunden. Später sollte er auf das Gymnasium des kleinen Städtchens unten im Tal. Seine Zeichnungen schickte sie an einen bekannten Maler. Das Bodenständige darin war am auffallendsten. Sie bekam die Antwort, daß sie das Kind vorläufig sich selbst überlassen solle, und daß nur perspektivischer Unterricht nötig sei, wie ihn jeder Lehrer erteilen könnte.

Fritz hatte sich ganz bei ihr eingelebt, schrieb regelmäßig an seine Mutter und streifte aufmerksam durch die Gegend. Berge kannte er ja noch nicht. Als sie einmal zusammen nach jenem Hügel wanderten, wo sie im Frühsommer mit Berneck gesessen, war er sehr nachdenklich. „Hier ist es feierlich schön, so wie du bist," sagte er.

„Und dort war's, wie Mutter ist?"

Der Junge schüttelte den Kopf. „Mutter ist auch ernst. Aber wie der Alltag. Du bist wie Sonntag."

Da wußte sie, daß er sie den Alltag des Lebens lehren würde, den fröhlichen Alltag, den Fedor und sie in ihrer Ehe nicht gekannt hatten.

Eines Tags im Spätherbst, als die Kirschbäume vor den Bauernhäusern auf den Bergen schon blutrote Kleidchen trugen, kam Fedor nach Hause. Er hatte sich nicht angemeldet und war von der Station zu Fuß gekommen. Wie ein Fremder stand er in der Tür, im Mantel, den weichen Hut aus der Stirn geschoben. An dem runden Tisch im Wohnzimmer, vor dem Biedermeiersofa, über dem die feinen schwarzen Silhouetten hingen, saß ein fremder Knabe mit blondem Haar und verträumten Augen. Der Junge machte offenbar seine Schularbeiten. Der Schieferstift knirschte ein wenig in der festgeballten Hand. Denn wenn Fritz rechnete, was gar nicht so einfach für ihn war, hielt er den Griffel ganz anders als beim Zeichnen. Er betrachtete ihn dann wie einen Dolch, mit dem er einem Ungetüm zu Leibe gehen mußte.

Die Frau und das Kind sahen au , und Fritz, der wußte, daß der Mann, dem dieses Haus gehörte, jeden Tag zurückkommen könnte, legte seinen Griffel mit einem Seufzer der Erleichterung nieder, stand auf und sagte selbstverständlich: „Da ist er."

Regine trat auf Fedor zu. „Willkommen, Fedor. Wir hätten dich so gern abgeholt, Fritz und ich, wenn du uns Nachricht gegeben hättest. Nun geh in dein Zimmer, Junge, und beende deine Arbeiten. Zum Abendessen hole ich dich und sehe sie durch."

Sie standen sich gegenüber. Er hatte Hut und Mantel abgenommen, während sie die gehäkelte Decke wieder über den Tisch legte.

„Ich konnte dir nicht Nachricht geben, Fedor, denn ich wußte nicht, wo du warst. Ich habe mir den Jungen mitgebracht. Er ist das Kind der Wirtin aus Bernecks Klinik. Ich will versuchen, ob er Leben in unser Heim bringt, das rechte Leben, das seine Wurzeln in die Tiefe senkt und seine Arme zum Licht breitet. Sage nicht gleich nein, denn ich würde jetzt nicht darauf hören. Warte eine Weile ab und lebe mit uns."

Er konnte auch nicht nein sagen. Er kam in dieses Haus zurück wie einer, der lange im Traum gegangen war. Viel bunte, farbige Bilder grüßten ihn aus diesen Träumen. Die Sonne hatte ihn weiter und weiter gelockt. Wie ein Kind war er ihr nachgegangen, von einem Blinken zum andern. Und dann war er irgendwo geblieben, in einem Städtchen der sonnigen Campagna, wo der tiefe Schatten der dunklen Steineichen bis an die Häuser kam. Am See von Nemi hatte er gelegen und geträumt, uralte Märchenträume. Ein braunes Mädchen war bei ihm gewesen, und er hatte die blassen Blüten der wilden Alpenveilchen, die um diese Zeit unter jedem Efeublatt hervorsprießen, gepflückt und in ihren Schoß gestreut. Erst als die Kastanienernte begann, als die Wälder am Nemisee widerhallten von Rufen und Lachen, als man von überall das Schlagen der Stöcke hörte, die die harten Früchte trafen, als sie aus ihrer stachligen Hülle samtbraun hervorlugten, erst da erwachte er. Auch sein braunes Mädchen ging in die lustige Maronenernte, und sie nahm ihn mit, daß er ihr sammeln half und am Feuer lag, wenn sie in der warmen Asche die frischen Früchte brieten, bis sie platzten, und sie mit spitzen Fingern herausholten und fast glühend verschlangen, wie gefräßige kleine Ungetüme. Ein Feuer grüßte das andre. Sanft und duftend stieg der Rauch in die Höhe. Wie lauter Opfer umgaben sie den Kegel des Monte Cavo. Ein Jauchzen füllte die Luft. Maronenernte war lustiger als Olivenernte. Und auf ihren Köpfen trugen die Frauen in schwankenden Körben die reiche Beute heim.

Da war er einmal unter den fallenden gelben Blättern und braunen Früchten fort den steilen Pfad zum Berg emporgeklettert. Oben auf der Umfassungsmauer des alten Klosters hatte er gelegen und weit in die Ferne gesehen. Es war ein klarer Herbsttag, über die Campagna grüßte St. Peter, und in der Ferne blaute das Meer. Auf der alten heiligen Straße mit ihrem regelmäßigen Lavapflaster kamen Fremde herauf: vornehme Frauen in schlichten Reisekleidern, mit wehenden Schleiern. Als er die deutschen Laute hörte, wachte er auf.

„Regine," sagte er. Und dann wiederholte er den Namen noch einmal, ob ein Echo ihn wiedergeben würde. Aber alles blieb still. An dem Abend kehrte er nicht nach Nemi zurück, sondern wanderte weiter nach Frascati und erreichte gerade die letzte Elektrische, die nach Rom ging. Nur seinen Mantel hatte er mit und das Geld, das er in der Tasche auf der Brust trug. Er setzte sich oben auf das Deck und fuhr durch die dunkle Campagna. Die kleinen Städte auf den Bergen grüßten herüber wie Lichtbündelchen. Sonst war Einsamkeit ringsumher. Nur die Schienen knirschten unter den sausenden Rädern.

Als er am Lateran aussteigen mußte, ging er gleich zum Bahnhof. Man sah ihn am Schalter prüfend an, als er eine Fahrkarte erster Klasse löste. Aber der Beamte beruhigte sich, als eine feine Hand, gebräunt und ungepflegt, das Geld hinlegte. Einer von den verrückten Deutschen, der sich in Italien verbummelt hatte. Das kam nicht selten vor.

Als Fedor die Alpen überschritten hatte, dachte er nur noch an Regine, und ob er sie wiederfinden würde. Das war ihm nicht sicher. Dann, bei der Biegung des Pfades, leuchteten die Fenster ihres Wohnzimmers auf. Der alte Gruß, der sein Herz schlagen machte. Und als er in der Tür stand, sah er sie über ein fremdes Kind geneigt. Da wußte er, daß die alten Lebensbedingungen

zerronnen waren wie Wasser im Sand, und daß es galt, neue zu schaffen.

Er fand bei seiner Heimkehr, daß die Zimmer oben anders geordnet waren. Das Kind hatte sein Ankleidezimmer bekommen, damit es neben Regine schlief. Für ihn war das Gastzimmer im andern Giebel zurechtgemacht, dasselbe Zimmer, das damals Berneck innegehabt hatte. Es war, als hätte man ihn erwartet. Seine Sachen waren herübergeschafft, seine Wäsche in tadelloser Ordnung. Er brauchte nur ein Bad zu nehmen, sich umzukleiden und zum Abendessen herunterzugehen.

Aber als er die Tür zum Eßzimmer öffnete, saß unter der Lampe neben seiner Frau das fremde Kind. Und nach dem Nachtmahl brachte Regine es nach oben und beaufsichtigte das Waschen, und als sie herunterkam, ging sie nicht in sein Zimmer, sondern blieb in ihrem Wohnzimmer. Die beiden Zimmer trennte sonst nur ein Vorhang. Wenn er zurückgeschlagen war, konnte er von seinem Schreibtisch gerade nach ihrem Platze sehen, wo sie ruhig den weißen Faden durch das Leinen zog, wenn sie nicht las. Jetzt aber war die Tür eingesetzt worden und war geschlossen. Es stieg etwas wie Trotz in ihm auf, daß er sie öffnete und hinüberging. Da hatte sie die kleine elektrische Stehlampe an sich herangezogen, und neben ihr auf einem Schemel stand ein flacher Korb mit Kinderwäsche, an der flickte sie und hatte gerade ein einfaches Nachthemdchen ausgebreitet und nähte Knöpfe an.

„Wenn du dich setzen willst —“ sagte sie freundlich. „Ich habe eigentlich immer etwas mit Fritz zu tun. Er hat ja vieles neu bekommen, aber doch nur als notwendige Ergänzung seiner alten Sachen, denn ich will ihm den Übergang in das reichere Leben nicht so fühlbar machen. Wir essen auch einfacher als früher. Du kannst leicht eine Schüssel mehr zum Frühstück haben. Aber ich finde, wir haben zuviel gewürzte Kost gehabt, und für das Kind wäre das nicht gut.“ Und als er schwieg, fügte sie hinzu: „Weil es doch nur ein Versuch ist, Fedor. Wenn es nicht geht, so muß ich die Sache natürlich anders einrichten.“

Aber was sie darunter verstand, sagte sie nicht.

Sie erzählte dann von Berneck und seiner Klinik. Und als sie mit ihrer Arbeit fertig war und Wäsche im Korb glatt geschichtet und sauber neben ihr stand, legte sie die feinen Hände ineinander und sah ihn fragend an.

Aber er fand wenig Worte. Nur, daß er von Rom komme und den Sommer in der Campagna verbracht habe, und daß sie natürlich abwarten wollten. Das Leben ginge immer seine eignen Wege.

„Ja,“ sagte sie, „das tut es.“

Sie fühlte sich ihm so überlegen, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg und sie fein rot wurde wie ein junges Mädchen. Und weil ihre Seelen immer miteinandergegangen waren, durch Jahre, so verstand er sie und errötete auch. Da wollte sie ihm das Schuldbewußtsein ersparen und legte ihre Hand ganz leicht auf seine Schulter, als sie ihm gute Nacht sagte. —

Einige Tage des Zögerns, des Suchens folgten. Seit das Kind da war, hatte Regine in der Tat viel mehr zu tun. Der Lehrer gab die Stunden in ihrem Zimmer. Sie saß gern mit einer Arbeit dabei.

„Später möchte ich die Bibliothek zum Unterricht nehmen. Aber da du an den neuen Zustand unmöglich schon gewöhnt sein kannst, möchte ich dich noch nicht stören.“

Fritz hatte im Garten eine tüchtige Ecke umgegraben, auf der er im Frühling pflanzen wollte. Dann richtete er einen Futterplatz für die Vögel ein. Der erste Schnee hatte am Morgen auf der Höhe gelegen, und er wollte Meisen und Amseln, die einzelnen Finkenmännchen und was von Singvögeln zurückgeblieben war, früh herangewöhnen. Er freute sich auf den Winter und auf die Dompfaffen und legte ordentliche Vorräte von Beeren und Samen an. Zuweilen, wenn Fedor durch das Haus ging, lag ein Ast Ebereschen, eine Buchecker, ein Tannenzapfen im Flur oder auf der Treppe. Oft störte ihn das alles. Nur bei den Mahlzeiten war ihm das Kind angenehm. Es vermittelte ganz selbstverständlich zwischen ihm und seiner Frau. Da Fritz immer mit Regine zusammen war, so fiel jede Aussprache fort. Das war eine große Erleichterung. Abends saß jeder in seinem Zimmer, die Tür blieb geschlossen, denn Fedor arbeitete.

Er hatte die alte Arbeit vorgenommen, über die er damals davongelaufen war wie ein Schulbube, und er ging sie sorgfältig durch. Noch fand er keine neuen Beziehungen

zu ihr; aber sie beschäftigte ihn beständig. Er machte kleine Änderungen, nahm hin und wieder einen Anlauf, und eines Tags, als schon die Dämmerung das Zimmer füllte und das Feuer im Kamin zu ihm herüberleuchtete, während er in einem Ledersessel saß und alten Gedankengängen nachging, erhob er sich, ergriff das Manuskript und warf es in die Flammen. Als sich die Blätter langsam hoben, glühende Ränder bekamen und dann scheu in sich zusammenkrochen, öffnete Regine die Tür. Sie pflegte um diese Stunde immer zu kommen und nach dem Feuer zu sehen. Erstaunt stand sie vor der Glut. Die strahlte ihr zartes Gesicht an und gab die lieblichste Silhouette. Er hatte den Reiz ihres Wesens nie so stark empfunden, als wenn sie sich so zum Feuer neigte. In dem Frühlingsband galt mehr als ein Gedicht dieser Stunde und dieser Verklärung des heimischen Herdes.

„Du hast dein Manuskript verbrannt?"

„Ja," sagte er gleichmütig. „Es ist nicht schade darum. Es gibt keine Verknüpfung von einst und jetzt. Es wäre mir doch in zwei Teile zerfallen."

„Und nun?"

„Nun werde ich es von neuem beginnen. Ich werde die Angriffspunkte verlegen. Die Perspektive war falsch darin. Ihr sprecht ja immer von der Perspektive. Der Zeichenlehrer, der heute da war, hat ein Organ, das durch Türen und Wände dringt."

Sie wurde ganz lebhaft. „Ich wußte ja, Fedor, daß dich die Stunden nebenan stören würden. Dürfen wir denn die Bibliothek benutzen?"

„Noch nicht," sagte er kurz. Aber er fügte nicht hinzu, daß er zuweilen sich dabei ertappte, wie er dieser eigentümlich vibrierenden Kinderstimme lauschte, wenn sie bedächtig, mit innerem Vorwärtsstreben, ihre Antworten gab.

Als sechs Wochen vergangen waren, war sich Regine noch nicht darüber klar, wie sich ihr Mann zu dem neuen Gast stellte. Aber daß er selbst arbeitete, wußte sie. Die beschriebenen Blätter auf seinem Tische wuchsen. Er pflegte von jeher ein Stück Marmor von der Akropolis daraufzulegen, das er sich von einer Jugendfahrt durch Griechenland mitgebracht hatte. Und da sie am Morgen seinen Schreibtisch selbst abstäubte, so sah sie mit innerlicher Beruhigung, wie der Stoß wuchs und wuchs. Aber sie fühlte nicht mehr das Recht, den Marmor beiseitezuschieben und in den Blättern zu lesen.

So kam Weihnachten heran. Es war immer ein schönes, poetisches Fest bei ihnen gewesen. In allen Zimmern hatten Christrosen gestanden und Stechpalmen mit roten Beeren aus den hohen Vasen geglänzt. Aber all die neue Heimlichkeit und das Raunen und Flüstern in den Adventswochen, das hatte bei ihnen gefehlt. Jetzt steckte Regine auf der kleinen Tanne ein Lichtlein an, als der erste Advent kam, und am zweiten Sonntag wurde ein zweites hinzugefügt. Sie umgab Fritz mit Heimlichkeit und leiser Neckerei, warf Lebkuchen in sein Zimmer und steckte Äpfel in seine Pantoffeln. Sie hatte gefürchtet, daß er sich in dieser Zeit nach seiner Mutter sehnen würde, und sie merkte auch, wie er manchmal tapfer den Schmerz verbiß. Er hatte sich vollkommen an sie angeschlossen, aber er hatte große Scheu vor dem Manne, der ihm zwar nie ein böses Wort sagte, aber auch nie ein herzliches. So hatte sich das Familienleben in ein gemeinsames Leben von Regine und Fritz und in ein Einzelleben Fedors getrennt und ging scheinbar in geregelten Bahnen.

Aber als dann die Weihnachtslichter an der Tanne brannten, die diesmal nach der Freude eines Kinderherzens mit Äpfeln und Zuckerzeug und Leuchtkugeln behängt war, da brannte auch Fedors Herz. Ernst und still hatte dieser Baum sonst vor ihnen gestanden, nur im Schmuck seiner Wachskerzen. Er fühlte sich vereinsamt, und ein heißer Schmerz durchzuckte ihn. Alle Zimmertüren waren heute geöffnet, Duft und Behagen lagen in allen Räumen. Fritz war spät, mit glühenden Wangen, nach oben gegangen. Unter dem Tannenbaum hatte er viel mit Regine zu plaudern gehabt. Ob das Paket an Mutter jetzt da sein würde, das sie zusammen gepackt hatten, das große herrliche Paket, das seinen schöngeschriebenen Glückwunsch enthielt und die Zeichnung, die er ihr schickte und die Regine hatte rahmen lassen? Auch auf dem Platze von Fedor hatte solch eine Zeichnung gelegen. Ein paar Skiläufer, die von einem der Berge herabsausten. Es war erst in den letzten Tagen vor Weihnachten Schnee gekommen. Der Junge hatte seine ersten Beobachtungen von Schneeschuhläufern mit dem ihm eignen Blick für alles



Carl Piepho: Besuch.

Wesentliche auf dem Papier festgehalten. Alles war mit wenigen Strichen gegeben, aber gut und übersichtlich, ohne ein Zuviel. Fedor hatte ein paar anerkennende Worte zu ihm gesagt, die ihm das Rot ins Gesicht trieben, und dann hatte er die Schneeschuhe geprüft, die Regine auf den Platz des Jungen gelegt hatte. In der Ebene, aus der Fritz kam, kannte man den Sport nicht. Am liebsten hätte er die Dinger schon im Zimmer angeschnallt.

Er hatte von diesen Freuden der kommenden Ferientage auch noch mit Regine geplaudert, als er glückselig im Bett lag. So kam sie erst spät herunter, ging durch die Zimmer und blieb nachdenklich in ihrem Wohnzimmer stehen, wo wie alljährlich der weißbeperlte Mistelbusch an dem elektrischen Leuchtkörper hing, der selber nur ein großer Mistelstrauch war. Denn Regine liebte den mythischen Zweig, und Fedor hatte diesen Leuchtkörper für ihr Zimmer nach eigner Zeichnung anfertigen lassen. Da stand sie in ihrem weißen Kleid und hielt die Hände über der Brust gekreuzt. Ein Lächeln, noch zaghaft, aber doch voller Hoffnung spielte um ihren Mund. Das Kind hatte ihr das Herz warm gemacht. Sie wußte nicht, daß Fedor sie beobachtete. Er saß in einem der tiefen Stühle seines Zimmers und sah nach dem schmalen Spiegel, der in einer Ecke so angebracht war, daß er gerade das Bild von Regines Zimmer auffing, wenn die Tür geöffnet war. Es hatte einmal nicht genug Beziehungen zwischen ihnen beiden geben können. Er dachte, wie er im vergangenen Jahr noch aufgesprungen war, um sie dort unter der Mistel zu küssen, mit doppeltem Recht, und wie gern sie es ihm gewährt hatte. Was hatte alles so verändert? Er wußte es nicht. Er schöpfte immer nur aus der dunklen Tiefe des Seins. Letzte Klarheiten töteten für ihn. Sein Dichterinstinkt sagte ihm, daß kein irdischer Gedanke zu Ende gedacht werden kann, ohne sich wie zum Hohn in sein Gegenteil zu verkehren. Aber an diesem Weihnachtsabend stand er noch lange in seinem einsamen Zimmer, und er kam sich wie ein Verbannter vor.

Am nächsten Tage, als Fritz mit seinen Schneeschuhen herausging, griff auch er nach den seinen. „Paß auf, ich werde es dich lehren!" sagte er wie selbstverständlich. „Kommst du mit, Regine?"

Ein feines Rot war in ihr Gesicht gestiegen. „Ich komme nach, ich ziehe mir nur einen kurzen Rock an. Ich hatte es Fritz sowieso versprochen. Er war nur zu ungeduldig und wollte nicht auf mich warten."

So fing ein Spiel der Kraft und Gewandtheit an, das den Knaben und den Mann in Tagen rascher verband, als die vorhergehenden Wochen es vermocht hatten. Fedor und Regine waren vorzügliche Skiläufer. Der Junge hatte die Behendigkeit der Knabenjahre, ihren Wagemut und ihren Ehrgeiz. Das Wetter blieb gut. Zu Neujahr kam noch starker Neuschnee. So fuhren sie über die Berge und durch die Wälder. Auch gab ihnen der Sport immer neue Gesprächsstoffe. Die Grenzen fielen allmählich, Regine fühlte mit stockendem Herzen, daß Fedor anfing, den Knaben als zu ihnen gehörig zu betrachten.

„Wann soll er zu seiner Mutter zurückkommen?" fragte er sie einmal im Februar, als der Knabe lebhaft behauptet hatte, der Kreuzschnabel brüte schon, obgleich der Schnee noch hoch lag.

„Im Sommer will ich wieder zu Berneck. Ich habe es ihm versprochen. Dann nehme ich ihn mit."

Fedor schwieg. Berneck hatte ihnen zu Neujahr geschrieben, daß er hoffe, im Frühling ein junges Weib in sein Haus zu führen. Er war kein Mann von öffentlichen Verlobungen, und für die Ansprüche des Brautstandes langte seine Zeit nicht. Der Brief klang glücklich. Lichte Zukunftshoffnungen taten sich vor dem Strebsamen auf. Er fragte auch nach Fritz, aber er ging nicht weiter auf das Kind ein.

Nein, Fedor war nicht eifersüchtig. Seines Lebens Pol war sein Verhältnis zu Regine gewesen. Dazu paßte keine Eifersucht auf einen andern Mann. Eifersucht auf das Kind, das war etwas andres. Wie ihr Schritt rascher geworden war, ihre Bewegungen entschiedener, seit der Junge im Hause war! Wie das Frauliche bei ihr durchbrach! Sie war immer sein Mädchen gewesen, und er hatte sie auch so genannt. Jetzt entfaltete sie in seinen Augen stündlich neue Reize. Wie sie sich zu dem Kinde bog, wie sie eifrig seine Schiefertafel abwischte! Einmal, als große Eile war und die Rechnung noch nicht in Ordnung, da hatte sie sogar auf die Tafel gespuckt, ehe sie mit dem Schwamm darüber-

fuhr. Sie war ganz entsetzt über sich selbst gewesen und hatte sofort das Näpfchen benutzt, das immer auf dem Tische stand. Es war aber doch geschehen, und er, der Fritz zum Schneeschuhlaufen abholen wollte und nun gerade noch auf dieses langwierige Exempel warten mußte, er hatte es gesehen. Zum erstenmal wieder hatten sich seine und Regines Augen im geheimen Einverständnis getroffen. Er hatte ein Lachen verbissen und war ans Fenster getreten, und Regine war noch dunkelrot, als sie gingen.

Dann mehrten sich die Frühlingsstimmen. Der Tauwind brach von den dunklen Bergen her ins Vorland und toste um das Haus. Die weiße Schneedecke bekam Risse. Überall lief das Eiswasser, auch der Bach war breit geschwollen, der unter der Brücke ins Tal ging. Die Wiesen unten waren überschwemmt. Dazwischen kam wieder neuer Frost und Neuschnee, die die alte Herrlichkeit für einen Tag zurückbrachten, wenn sie auch das Wasser nicht mehr bändigen konnten. An solch einem Vorfrühlingstag, der rasch versilberte, was schon abbröckelte, hatten die drei noch einmal zu den Schneeschuhen gegriffen. Noch einmal wollten sie talab fahren, aber wie immer löste sich ihre Kette und trennte sich ihre Bahn. Und dann ertönte ein Aufschrei. Fritz, der Leichteste von ihnen, war zur Seite geschleudert. Seine Fahrt machte einen Winkel, und er sauste jetzt auf das Schneewasser zu. Ehe Fedor ihn erreichen konnte, tauchte er mit den Schuhen in dem geschwollenen Bach unter. Der trieb wie rasend zur Brücke, und dorthin eilte der Mann und sprang in das Wasser. Es ging ihm bis an die Brust, und er lehnte sich fest gegen den Pfeiler, um Kraft zu gewinnen. Er kam noch zur Zeit. Die unbeholfenen Schuhe, die jetzt zerbrochen waren, hatten den Treibenden aufgehalten. Er nahm ihn in die Arme und trug ihn ans Ufer, wo Regine stand. Er verständigte sie rasch, machte sich von den lästigen Skiern frei, die ebenfalls zerbrochen waren, nahm das Kind in die Arme und ging dem Städtchen zu. Es war von hier aus in einer Viertelstunde zu erreichen. Aber bis sie zum Arzt gelangt waren, war doch die doppelte Zeit vergangen. Fritz hatte ein paar blutige Hautabschürfungen davongetragen. Das eine Bein war gebrochen, sonst war er frisch. Der Doktor legte einen Notverband an und bestellte einen Wagen. Er war nicht ängstlich um das Kind, mehr um den Mann, der sich bei ihm umziehen mußte. Er fuhr mit ihnen zurück, hielt den Jungen auf seinem Schoß und ordnete die Krankenstuben. Dann schiente er den Knaben ordentlich. Fedor wurde nur aus Vorsicht ins Bett gesteckt und gedachte auch am andern Morgen wie gewöhnlich aufzustehen. Aber es ging nicht, ihn schwindelte.

Regine brachte ihm das Frühstück, rückte ihm das Tischchen zurecht und machte es ihm behaglich.

„Was macht der Junge?"

„Alles gut. Das Stilliegen wird ihm schwer werden. Aber er hat ja sein Zeichenbrett, und sein Unterricht kann morgen schon fortgehen. Aber du, Fedor! Ich glaube, ich habe dir noch gar nicht gedankt!"

Da brach die Eifersucht durch, und er sagte ausweichend: „Warum sollst du mir danken? Bist du denn seine Mutter?"

Regine schwieg eine Weile. Ihr Herz wurde groß in ihr. „Nein," sagte sie ruhig, „Lisbeth ist seine Mutter. Die Lisbeth vom Neckar, weißt du noch? Sie ist jetzt bei Berneck in der Klinik, der ein Auge auf ihr Kind haben wollte. Weißt du nun, wen du aus dem Wasser geholt hast?"

Er schwieg und sah sie an. „Hast du das aus Liebe zu mir getan, Regine?"

„Aus Liebe und aus Not, Fedor. Und nun laß mich gehen, das Kind ruft."

Wirklich klang Fritzens Stimme über den Korridor, und als Regine bei ihm war, bat er sie, die Tür zu öffnen, damit er gehört werden könne. Dann rief er seinen Dank frisch und kräftig herüber. Der tönte in Fedors Zimmer wie das Zwitschern der Lerche. —

Tagsüber ließ Regine den Mann allein. Aber am Abend kam sie, hatte ihre Arbeit mitgebracht und richtete sich behaglich ein. Zutraulich wie früher setzte sie sich auf das Bett und griff nach seinen Händen.

„Kommst du, Regine," fragte er leise, „und willst du eine Antwort haben?"

„Ja, Fedor. Ich will dich fragen, ob ich das Rechte getan habe, nicht nur für mich, sondern auch für dich."

Er sah sie lange an. „Wenn der Junge aufsteht, soll er lernen, Vater zu sagen."

Das Elend des Musikunterrichts

Von Dr. Karl Storck

Allen, denen das Wohl unsrer Musikkultur eine Herzenssache ist, wurde im heurigen Frühling eine frohe Botschaft zuteil, die ihnen als ein Frühlingsbote einer lange ersehnten bedeutsamen Reform unsers Musiklebens erscheinen durfte. In der Etatsberatung des Preußischen Abgeordnetenhauses hat dieses Mal der Regierungsvertreter die vorgebrachten Beschwerden über Mängel im Unterrichtswesen nicht einfach beiseitegeschoben, sondern erklärt, die Regierung habe diese Mißstände längst erkannt und bei der Reichsregierung deshalb beantragt, zur Gewerbeordnung eine Novelle bezüglich der Musikschulen beim Reichstage einzubringen. Auch solle nach der neueren Reichsgerichtsentscheidung, daß die Kabinettsorder vom 10. Juni 1834 über die Aufsicht des Privatunterrichts noch in Geltung stehe, von derselben Gebrauch gemacht werden.

Das mag manchen nicht eben viel erscheinen. Und doch, es ist ein Frühlingsbote, dem ein neuer Lenz für unser ganzes Musikleben und ein blühender Sommer mit schönen Früchten folgen kann. Diese Zuversicht wächst, da die sächsische Regierung mit dem 1. Mai 1913 eine Musiklehrerprüfung einrichtet, die zwar nicht obligatorisch ist, aber dem strebsamen Lehrer doch die Möglichkeit bietet, sich ein Befähigungszeugnis zu erwerben. Es steht zu hoffen, daß der ernste Teil des Musikunterricht suchenden Publikums sich nunmehr an solche geprüften Lehrer halten wird. Allerdings wird vorerst nur in Sachsen diese Möglichkeit geboten.

Es kann nicht laut und oft genug gesagt werden, daß der schwerwiegendste Grund für die musikalische Minderwertigkeit der ungeheuren Masse von Musikdilettanten im schlechten Unterricht liegt. Unleugbar ist die Tatsache, daß der größte Teil der Riesenschar jener, die Musikunterricht erhalten, der Musik gegenüber völlig versagt, daß diese Unzähligen weder technisches noch geistiges Können in der Musik besitzen, daß sie durchweg einer üblen Geschmacksverbildung verfallen, daß sie weder als Ausüber noch als Genießer guter Musik in Betracht kommen. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen; das Ergebnis könnte bei der unleugbaren Musikveranlagung unsers Volkes kein so jämmerliches sein, wenn nicht die Vorbildung so völlig versagte.

Vergegenwärtigen wir uns, daß in Deutschland für den privaten Musikunterricht alljährlich ein Kapital von wenigstens fünfzig Millionen Mark aufgebracht wird, und halten wir die kläglichen Ergebnisse dagegen, so liegt hier eine geradezu ungeheuerliche Vergeudung von materieller und geistiger Kraft vor. Können wir uns aber über diese Tatsache wundern, wenn wir uns einmal ruhig überlegen, daß der Musikunterricht ein vogelfreies Gebiet ist, auf dem jeder nach Belieben sich austoben kann? Daß also gerade auf einem Felde, auf dem der Laie, ja sogar der Liebhaber die Lehrtätigkeit niemals beurteilen kann, keinerlei Gewähr vorhanden ist, ob die als Musiklehrer sich anbietende Person dazu irgendwie berufen ist?

Jeder, der einigermaßen Lebenskenntnis besitzt, überschlage einmal in seinem Gedächtnis seine Erfahrungen über die Personen, die Musikunterricht erteilen. Wie viele, die selbst kaum notdürftig spielen können, unterrichten! Wie vielen klimpernden Damen ist Musikunterricht das Mittel zu einem Nebenverdienst! Zahlreiche Lehrer, die für andre Fächer eine ernste Prüfung bestehen mußten und die sich niemals erlauben würden, in einem wissenschaftlichen Fach, in dem sie kaum über die Elementarkenntnisse verfügen, Unterricht zu erteilen, tun es nebenher für Musik. Zahllose Musikanten, die irgendein Instrument blasen oder fiedeln, geben Unterricht.

Und diese alle sind eigentlich noch die Gutartigen. Daneben gibt es noch ein Heer völlig Gescheiterter, die geradezu Betrüger sind, und eine Masse von Spekulanten, die herausgefunden haben, daß auf diesem Gebiete ein gutes Geschäft zu machen ist. Gegen diese richtet sich in erster Reihe die Maßnahme, die die Regierung in Aussicht stellt. Denn diese Spekulanten haben meistens Schulen, oft unter den hochtönendsten Titeln, eingerichtet, in denen sie selbst wieder andre arme Musiklehrer in unerhörter Weise sozial ausbeuten. Es ist das ein Zustand, den man vor einem halben Jahrhundert noch gar nicht gekannt hat, der sich aber in den letzten vier Jahrzehnten in ganz erschreckender Weise herausgebildet hat. Der wachsende Wohlstand und auch die ganze Einstimmung der Zeit haben es mit sich gebracht, daß eine immer größere Zahl von Menschen sich Musikunterricht als zur Bildung oder auch bloß zum guten Ton gehörig leistet. Während früher privaten Musikunterricht nur erhielt, wer sich irgendwie als besonders musikalisch begabt bereits erwiesen hatte, wird seit einigen Jahrzehnten schier jedes Kind, besonders jedes Mädchen, ein Opfer dieser Bildungswut, die oft nichts andres ist als Großtuerei. „Man" kann es sich leisten, „man" will hinter seinem Nachbar nicht zurückstehen. Es schmeichelt der elterlichen Eitelkeit, wenn die Kinder vorklimpern können.

Eine so üble Einstellung hat natürlich schlimme Folgen gehabt, unter denen jetzt auch die vielen Tausende leiden, die aus echter Musikliebe, oft mit schweren Opfern, sich Unterricht verschaffen. Denn die große Nachfrage hat ein Riesenangebot von Musiklehrkräften zur Folge gehabt. Das war um so leichter, als, wie gesagt, keinerlei Hindernis zu überwinden war, um sich als Musiklehrer auszugeben. Die Eltern aber und auch die selbständigen Musikbeflissenen, die ja ihrerseits kein Urteil haben können, was zum Unterrichten gehört, wählen ihre Musiklehrer zumeist nach der Billigkeit, allenfalls nach dem, was sie als „Erfolg" beurteilen können. Wenn der betreffende Lehrer selber ihnen einen schmachtenden Walzer oder einen flotten Marsch hinlegen kann, so spielt er offenbar ausgezeichnet. Wenn die Kinder nach wenigen Wochen ein Stückchen vorklimpern können, so hat er „glänzende pädagogische Erfolge". Unterstützt wird dieses ganze Verhältnis durch die Tatsache, daß den meisten Menschen die Kunst, die Musik zumal, als ein Spiel erscheint.

Die Kunst aber ist auch dann, und erst recht dann, wenn sie wirklich das Leben erheiterndes und bereicherndes Spiel sein soll, eine sehr ernste Sache. Nur dem, der wirklich kann, wird die Kunst ein solches Spiel sein können. Man braucht nur die Augen zu öffnen, um die verheerenden Folgen unsrer heutigen Lage zu sehen. Wer kennt nicht Frauen, die als Mädchen jahrelang Klavierunterricht genommen haben und nach wenigen Jahren der Ehe das Instrument nicht mehr anrühren? Nicht, weil sie keine Zeit haben, sondern weil sie nichts können. Wieviel Dilettanten gibt es denn überhaupt, die wirklich erträglich spielen, und wieviel geringer ist noch die Zahl jener, die wirklich musizieren? Aber ist das auch anders möglich, wenn man eigentlich von allem dem nichts versteht, was man tut? Wenn man genau wie ein Papagei rein mechanisch, äußerlich technisch Noten spielt, vom inneren Bau, von der ganzen Struktur des Gespielten aber keine Ahnung hat? Beherrscht man etwa dadurch eine fremde Sprache, wenn man sich eine Anzahl in ihr geschriebener Gedichte auswendig eingeprägt hat, ohne den Sinn dieser Gedichte zu verstehen, ohne selbst einen Satz bilden zu können?

In der Musik ist das die Lage der Mehrzahl der Dilettanten. Daß das möglich ist, liegt — noch einmal sei es gesagt — an den Musiklehrern. Natürlich nicht an den guten, deren es eine große Zahl gibt, sondern an den schlechten. Aber die guten Lehrer sind beim Publikum den schlechten unterlegen, weil sie nicht jene äußerlich blendenden Erfolge in den ersten vier Wochen erzielen können, weil sie von ihren Schülern eine viel ernstere Arbeit und eine viel sachlichere Hingabe fordern müssen. Und doch, diese kleine Eitelkeit der Eltern, die möglichst bald ihr Kind etwas vorspielen hören wollen, ist so leicht begreiflich. Und erst recht entschuldbar, weil sie ja gar nicht wissen, mit welch schlimmen Mitteln dieses äußere Getue erkauft ist, welch üble Folgen es haben wird. Wie soll sich überhaupt der Laie gegen schlechten Musikunterricht schützen? Wie kann er sich dagegen wehren, daß er einem Pfuscher oder einem üblen Spekulanten in die Hände fällt?

Die Antwort ist leicht. Der Staat muß ihn auf diesem Gebiete ebensogut schützen, wie er es auf allen andern Unterrichtsgebieten tut. In jener obenerwähnten Kabinettsorder vom 10. Juni 1834 wird ausdrücklich von Personen, die gewerbsmäßig in solchen Lehrgegenständen, die zum Kreise der öffentlichen Schulen gehören, Privatunterricht in Familien oder in Privatanstalten erteilen, verlangt: Anzeige bei der Ortsschulbehörde, Zeugnis über wissenschaftliche Befähigung, Ausweis über sittliche Tüchtigkeit.

Leider ist diese segensreiche Verordnung ganz in Vergessenheit geraten, und es ist eine so unglaubliche Verwilderung eingetreten, daß nun seit Jahren immer stärker aus den Kreisen aller ernsten Musiklehrer der Ruf nach einer solchen staatlichen Prüfung für die Berechtigung zum Musikunterricht verlangt wird. Nur über die Bedingungen vermag man sich nicht zu einigen, und diese Zersplitterung, die zumeist auf materiellen Interessen beruht, schwächt natürlich die Stoßkraft dieses Verlangens. Aber daß ein Mittel gefunden werden muß, wodurch der Musiklehrberuf allen üblen Eindringlingen, die heute fast die Mehrzahl in ihm bilden, verschlossen werden muß, ist eine unbedingte Notwendigkeit im Interesse der Kunst wie des Publikums.

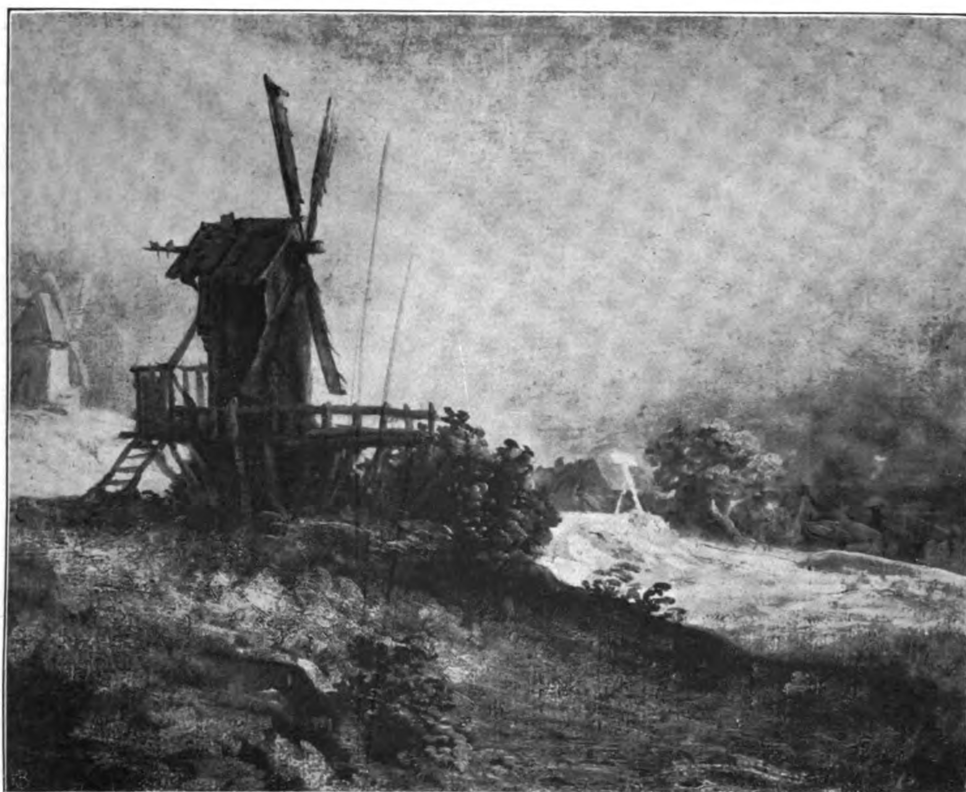
Verhältnismäßig leicht wird es sein, gegen jene verhängnisvollen Schulen vorzugehen, die oft unter dem Titel von Konservatorien und Akademien ihr übles Handwerk treiben. Aber wenn nicht auch der einzelne private Musiklehrer, wie jeder andre Lehrer, einen solchen Nachweis seiner Lehrbefähigung erbringen muß, nutzen auch die strengsten Maßregeln gegen die Schulen nichts. Man lasse sich nicht durch den törichten Einwurf, „die Kunst sei frei", beirren. Es handelt sich hier nicht um die Ausübung der Kunst, sondern um den Unterricht in der Kunst, um die elementare Vorbereitung zur Kunstausübung. Nicht die künstlerische Fähigkeit wird geprüft, sondern die Lehrbefähigung.

Nun, wir dürfen jetzt zuversichtlich hoffen. Wenn der Staat erst gegen die Schulen vorgehen wird, so bleibt ihm nichts andres übrig, als auch das Privatlehrerwesen zu regeln. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb in einem Staate, in dem jeder Turnlehrer, jede Handarbeitslehrerin ihre Lehrbefähigung durch eine Prüfung erweisen muß, gerade der Musikunterricht jedem beliebigen Pfuscher- und Spekulantentum ausgeliefert sein soll.



Jean François Millet: Das Fischerweib.

Zu dem Aufsatz „Das Museum Mesdag im Haag" von Ernst Altkirch.



Georges Michel: Windmühle.

Das Museum Mesdag im Haag

Von Ernst Altkirch

„Er war ein großer Liebhaber von allerlei Kunststücken an Gemälden, Handrissen, Kupferstichen und allerhand fremden Seltsamkeiten, deren er eine große Menge gehabt und hierinnen sehr kurios gewesen; deswegen er auch von vielen sehr hoch geschätzet und gepriesen worden.“ Diese Worte gelten nicht einem reichen Curieux, einem Sammler, sondern Hollands größtem Maler, Rembrandt.

Die Freude an kostbarem, erlesenem Kunstbesitz steckt seit alters den Niederländern im Blute. Besonders wertvoll sind uns ihre aus dem siebzehnten Jahrhundert erhaltenen Privatsammlungen, die uns in den Werken bedeutender Künstler den Glanz der reichen Handelsstadt Amsterdam oder der vornehmen Residenz 's Gravenhage unvergeßbar vors Auge führen. Sie verdunkeln die Erzeugnisse moderner Kunst so sehr, daß der wohlhabende holländische Privatmann nur wenig für diese übrig hat. Den Gemälden der besten heutigen Maler Hollands begegnet man darum in ihrem Lande höchst selten, abgesehen natürlich von öffentlichen Sammlungen. Das meiste wandert ins Ausland, hauptsächlich nach Amerika. Um so dankenswerter, daß ein resoluter Künstler, der einer alten reichen Kaufmannsfamilie entstammt, von den Schätzen, die zu seiner Zeit und zumeist unter seinen Augen entstanden, das Feinste und Charakteristischste herausgelesen hat, um damit zunächst seine Werkstatt und seine Behausung zu schmücken, bis er im Alter diese Sammlung, von dem Gefühl durchdrungen, daß sie Künstlern und Kunstfreunden erhalten bleiben müsse, dem Staate schenkte. So ist das Museum Mesdag im Jahre 1903 Staatseigentum geworden. Das dem Sammler Rembrandt einst gespendete Lob aber möchte man über der Pforte dieser Galerie zum Ruhme ihres Gründers lesen.

Nicht weit vom Alten Weg, der den Haag mit Scheveningen verbindet, liegt die Laan van Meerdervoort, in der sich das schlichte Haus des Malers H. W. Mesdag und



Narcisse Diaz: Einsamkeit.

bei dem Maler Buys, dann bildete er sich bei Egenberger weiter. 1866 begab er sich, unterstützt von dem Rate seiner Frau, nach Brüssel, wo sein Verwandter und Freund Alma Tadema, der bekannte Maler, damals wohnte. Bereits 1868 wagte er einige große Studien in Brüssel, Groningen und Amsterdam auszustellen. In demselben Jahre verbrachte er den Sommer in Norderney. Dieser Aufenthalt war für Mesdag besonders fruchtbringend, denn von nun ab malte er das Meer, und um ihm immer nahe zu sein, verlegte er seinen Wohnsitz nach dem Haag und wurde im nahen Scheveningen der einzigartige Künstler, den wir heute kennen. Mit der Zähigkeit und dem Ernst eines gereiften Mannes hat er dann seinen Weg verfolgt. Maler vom Range eines Millet beglückwünschten ihn zu seinen Schöpfungen, und an der Seite einer kunstverständigen Frau und im Besitze großer Mittel führte er das Dasein eines beneidenswerten Menschen, der als Maler und

das von ihm geschaffene Museum in einem Gartenhaus befinden. Mesdag, der unermüdliche Maler des Meeres, gilt heute, nachdem Jozef Israels dahingegangen ist, als der verehrungswürdigste der älteren Künstler Hollands. Seine prächtigen Seestücke sind auch in Deutschland bekannt und geschätzt. Daß sich unter seinen vielen guten Schöpfungen zuweilen Mittelmäßiges befindet, das hängt wohl mit seiner großen Produktivität zusammen. Trotz seinem hohen Alter ist er noch überaus tätig.

Von seinem Leben sei berichtet, daß er 1831 in Groningen geboren ist. Bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre war er dort in dem Geschäft seines Vaters tätig. Es wird ihm nachgesagt, daß er es an kaufmännischer Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit niemals fehlen ließ. Von Jugend auf aber zeichnete Mesdag in seinen freien Stunden viel. Seinen ersten Unterricht genoß er

Kunstsammler sich der gleichen Erfolge rühmen konnte.

Wie sehr dieses Leben auch von dem Rembrandts verschieden ist, so wird man es doch als schön und würdig eines großen holländischen Künstlers empfinden müssen.

Die fürstliche Pracht im Inneren des Mesdagschen Hauses und im Atelier erweckte in mir die Vorstellung, daß hier ein Grandseigneur wohnen müsse. Aber ich erblickte vor einem mit Briefen bedeckten Tische einen schwerfälligen alten Herrn, dessen Füße in dicken Filzschuhen steckten. Der Hinterkopf war mit einem Hute bedeckt, und hinter den Brillengläsern fixierten mich ein paar wenig lebhafte Augen, in denen sich jedoch ein schönes mildes Feuer entzündete, als der Künstler mich vor ein angefangenes Gemälde führte, und ebenso später, als er von seinen Beziehungen zu Millet und Courbet zu sprechen begann. Seine polternde Stimme, die



Charles Daubigny: Villerville-sur-mer.

Folge einer Krankheit, ist schwer zu verstehen, aber durch ein flüchtiges Wort oder auch nur durch eine Geste kommt einem ganz plötzlich zum Bewußtsein, daß die fast plumpe Gestalt des Malers ein reiches und starkes Innenleben verbirgt, und auch daß in ihm eine ungewöhnliche Güte und Liebe für seine Mitmenschen wohnt.

Erstaunlich ist der Reichtum an wundervollen Zeichnungen, die sich in der Behausung des Künstlers finden, und von denen, wie mir an Ort und Stelle gesagt wurde, nach seinem Tode eine Anzahl dem Museum überwiesen werden soll. Es sind darunter Arbeiten von Millet, Tadema, Bosboom und von Mesdag selbst. Wem sich die Gelegenheit bietet, nach einer Besichtigung des Museums auch noch diese Kostbarkeiten studieren zu dürfen, der wird von der Kunstkennerschaft Mesdags einen hohen Begriff erhalten.

Zu verwundern ist es, daß von dem starken dekorativen Sinn des Künstlers und der farbenleuchtenden Pracht alter Teppiche, orientalischer Bronzen und edler Gefäße, die ihn umgibt, so gar nichts in seine Gemälde übergegangen ist. Da schafft in Holland ein junger Künstler mit Namen Mari Bauer, von dem das Museum Mesdag einige sehr eindrucksvolle und kräftige Zeichnungen besitzt. Als Radierer hat er sich von Rembrandts Technik beeinflussen lassen, völlig aber ist ihm dieses Meisters „Orientromantik" in Fleisch und Blut übergegangen. Ein Epigone und doch kein Epigone, denn, um



Camille Corot: Landschaft.



Jean François Millet: Ruhender Weinbauer.

ein charakteristisches Beispiel zu wählen, seine 2925 Sepiazeichnungen, mit denen er ein Exemplar der Mardrusschen französischen Ausgabe von Tausendundeiner Nacht geschmückt hat, zeigen eine ungemein selbständige Phantasie und überraschende Vielseitigkeit.

Ganz anders Mesdag. Dieser lebt inmitten einer farbenfrohen Welt, aber sie hat ihn nicht dazu verführt, einen Schritt vom Wege abzuweichen. Seine einfache, gerade Natur schaut das Meer mit den Augen eines holländischen Fischers an, der sein ganzes Leben nichts andres als Strand, Wasser und Wolken sieht. Und gerade in dieser Einseitigkeit und Festigkeit steckt wohl das Große und Feine, das uns in den besten Werken des Künstlers so fesselt. Man hat recht daran getan, ihn den klassischen Maler des Meeres zu nennen.

Von Mesdags künstlerischem Geschmack zeugt die Aufstellung seiner Sammlung. So möchte man alle Gemäldegalerien eingerichtet sehen. Die etwa 350 niederländischen und französischen Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts (vereinzelt finden sich auch englische und italienische) hängen im Erdgeschoß und in den beiden Stockwerken verteilt. Im Erdgeschoß ist der angewandten Kunst ein besonderes, weites Gemach eingeräumt, das wie ein stiller Vorhof ist, in dem man sich sammeln soll. Flämische Teppiche an den Wänden, altholländische Truhen, japanische Satsumagefäße, chinesische Cloisonné-Vasen, chinesische, japanische, persische und arabische Bronzen bereiten uns auf eine Welt von Schönheit vor, die sich dann vor uns auftut. Auch in den mit Gemälden angefüllten Räumen begegnen wir alten geschnitzten Möbeln, japanischen, persischen und chinesischen Kunstwerken und vor allem einer großen Zahl der köstlichen Alt-Delfter und Rozenburger Fayencen. Im Erdgeschoß ist eine Bronzebüste H. W. Mesdags von T. Dupuis aufgestellt. Ferner sind Bronzen von Constantin Meunier, van der Stappen und andern vorhanden.

Von den modernen Galerien Hollands sind besonders die im Reichsmuseum und Stadtmuseum in Amsterdam befindlichen zu



Constant Troyon: **Schafherde.**

nennen, aber keine kommt an Bedeutung dem Museum Mesdag gleich. Es ist für die heutige Kunst eine ebenso unvergleichliche Gemäldesammlung wie diejenige im Mauritshuis im Haag für die alte. Nur strahlt der Ruhm niederländischer Maler im Mauritshuis ganz anders als im Museum Mesdag, wo die Franzosen die unbestrittenen Herrscher sind. Aber wie wunderbar, ihr innerlichstes Leben und das starke Gefühl für die Heimat haben diese aus den Werken der alten Holländer gesogen! Da ist zuerst **Georges Michel**, ein in Deutschland fast unbekannter Künstler, der 1843 in Paris starb. Erst einige Jahre nach seinem Tode erkannte man seine Bedeutung und lernte ihn schätzen, nachdem Paul Lacroix und Burger-Thoré auf ihn nachdrücklich hingewiesen hatten. Der Einfluß von Rembrandt, Ruisdael, Hobbema und Cuyp ist in seinen Gemälden unverkennbar, die sich mit ihren kräftigen braunen Tönen von der Malweise der alten Meister nur wenig unterscheiden. Aber es drängt sich darin eine so ungebärdige Naturliebe ans Licht, es waltet hier so kühn und mächtig die Kunst, alle Tinten der Atmosphäre wiederzugeben, daß er als Vorläufer der Fontainebleauer gelten könnte. Er ist noch ganz Stürmer und Dränger, das zeigt seine Vorliebe für phantastische Lufteffekte. Kann man Michel auch nicht zu den ganz großen französischen Malern rechnen, so wird man ihn doch nicht wieder vergessen, nachdem man ihn aus den vier Landschaften, die das Museum Mesdag von ihm besitzt, kennen gelernt hat.

Was die neuen vor den alten Meistern voraushaben, das ist das reichere Naturgefühl; und das feine Abwägen der Farben, die ungekünstelte Verteilung der Licht- und Schattenmassen sind ihnen die wichtigsten Ausdrucksmittel. Die Landschaft ist für sie nicht Alltäglichkeit und Szenerie, sondern Offenbarung, ein Wunder, das sie mit den Augen von Sonntagskindern schauen. Rousseau, Dupré, Corot, Diaz und Daubigny sind die ersten, die, noch ganz unter dem Einflusse der alten Holländer stehend, die


Gustave Courbet: Selbstbildnis.

ihm in seiner künstlerischen Anlage verwandt. Er war ein äußerst anspruchsloser Mensch, und da er von den Machenschaften der vom Staate und der Menge begünstigten Künstler sich bald angewidert fand, zog er sich in die Einsamkeit zurück, selten mit seiner Arbeit zufrieden und ohne Aufhören seine Gemälde verbessernd und übermalend.

Aus ganz anderm Holz ist Narcisse Virgilio Diaz geschnitten, der von Spaniern abstammt und in Bordeaux geboren ist. Er war zuerst Porzellanmaler, aber unter dem Einfluß von Correggio, Delacroix und Prud'hon wurde ein Künstler ersten Ranges aus ihm, der mit erstaunlichem Geschick das Sprühen und Flimmern des Lichts und besonders das funkelnde Spiel der Sonnenstrahlen im Schatten der Bäume wiedergegeben hat. Seine Waldinterieure zeigen ihn als einen der feinsten Koloristen, und wie er von dem durchsonnten grünen Hintergrunde nackte Frauenleiber, sitzende und stehende, sich abheben läßt, ist des höchsten Lobes wert. Diese edel modellierten Gestalten sind in ihrer keuschen Schönheit von unaussprechlicher Grazie.

ernste und vielgestaltige Schönheit der Natur malen. Es sind moderne Großstadtmenschen mit sehnsüchtigen und hungrigen Herzen, und jedes ihrer Gemälde wirkt wie ein Erlebnis in Träumen.

Man findet von diesen fünf Malern im Museum Mesdag eine nicht geringe Anzahl ihrer besten Werke. Théodore Rousseau, von dem Corot gesagt hat: C'est un aigle, war der Jury des Pariser Salons lange Zeit ein Schrecken. Wir sehen hier sein Meisterwerk „Abstieg der Kühe in den Jurabergen", das im Jahre 1835 zurückgewiesen wurde. Auf einen teerhaltigen Grund gemalt, sind einige Partien schneller nachgedunkelt, aber wie ein Wunderwerk der Glasur sprüht das Rot, Weiß und Schwarz der Kühe. Ein skizzenhaftes Bild in braunen Tönen „Gefällte Bäume im Walde von Fontainebleau" zeigt noch mehr, wie groß Rousseaus Naturauffassung war. Man hat ihn mit Rembrandt und Dürer verglichen. Sein Ernst, seine Wahrheitsliebe und sein bedeutendes Können geben diesem Vergleich Berechtigung.

Jules Dupré, der mit Vorliebe Sonnenuntergänge und Abendstimmungen malte, ist

Charles Daubigny, der Sohn eines Malers, führte ein an Entbehrungen reiches Leben. Granet und Paul Delaroche bildeten ihn aus. Vielleicht verdanken seine Bilder ihre köstliche Frische besonders dem Umstande, daß er unablässig nach der Natur malte. Um ihr zu allen Stunden nahe zu sein, schaffte er sich ein Boot an, womit er die Oise, die Marne und die Seine befuhr. Eins der interessantesten Bilder von Daubigny, die das Museum Mesdag besitzt, „Villerville-sur-mer", hat der Künstler völlig im Freien gemalt.

Als der liebenswerteste unter diesen Malern gilt uns Camille Corot. Seine Anmut und seine Gabe poetischer Gestaltung sind einzigartig. Muther sagt von ihm: „Als Kunstfreund kann man von entzückendem Silberklang, von wundervollen perlgraugrünen Harmonien reden. Als Mensch



Gustave Courbet: Schlafendes Weib.

schweigt man still.“ Ich entsinne mich genau, daß mir, als ich im Amsterdamer Reichsmuseum zum ersten Male die Corots sah, der Atem stockte; es überkamen mich ähnliche Gemütsbewegungen wie vor Rembrandts „Judenbraut“. Das Museum Mesdag besitzt von Corot ein Dutzend Bilder; einige davon zeigen seine ganze Meisterschaft, so der entzückende „Morgen an der französischen Küste“ und der „Blick auf Villeneuve les Avignon“. Es läßt sich kaum begreifen, daß Frankreich für einen Künstler, dessen Werke heute mit Gold aufgewogen werden, und von denen so viel Fälschungen existieren sollen, daß er etliche hundert Jahre hätte malen müssen, wenn alles das, was sein Signum trägt, echt wäre, zu seinen Lebzeiten so wenig übrig hatte. Aber Maler und Schriftsteller haben von Anfang an einem der größten und seelenvollsten Künstler ihre Huldigung dargebracht, und neben Théodore Rousseau steht Corot als einer, dessen Werke die Jahrhunderte überdauern werden.

Von den Fontainebleauer Tiermalern sind Constant Troyon und Charles Jacque zu nennen, die im Mesdag-Museum mit Kabinettstücken vertreten sind.

Troyon war zunächst Landschaftsmaler. Erst nach einer holländischen Reise spürte er das Verlangen, auf seinen Bildern Tiere wiederzugeben. Seine großen Gemälde sind nicht so wertvoll wie seine impressionistischen Skizzen. Seine geschickte trockene Malweise, die den Einfluß von Potter verrät, aber verschwindet ganz auf seinen saftigen Studien, die voll lebendiger und stark gefühlter Farbeneindrücke sind.

Jacque war ursprünglich Holzschneider und Radierer, erst mit zweiunddreißig Jahren begann er zu malen. Er wohnte in der Nähe Millets in Barbizon. Mit Vorliebe stellte er Hühner dar, die er so gut kannte, daß er eine beachtenswerte Abhandlung über Hühnerzucht schreiben konnte, die von ihm illustriert ist. Die Tiere haben in ihm einen ihrer liebevollsten Schilderer gefunden.

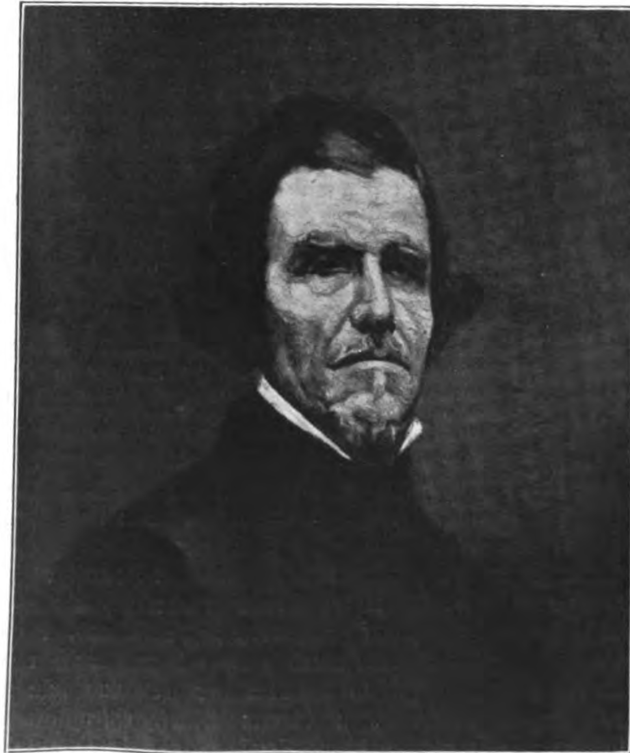
Und nun der Menschenmaler Jean François Millet! Leider befindet sich kein einziges seiner Hauptwerke in Deutschland. Aber jeder Kunstfreund auch bei uns weiß von dem großen Bauernmaler und von seinem Leben. „In blauem Kittel, einen alten, wettergeprüften Strohhut auf dem Kopfe, Holzschuhe an den Füßen, sah man ihn in

Barbizon Feld und Wald durchstreifen. Er baute sich einen Hühnerhof, pflanzte Gemüse, pflügte selbst ein Stück Acker. Er verkehrte mit den Bauern nicht wie ein zugereister Tourist, sondern wie ein Mensch, der in diese Welt gehörte. So war er berufen, das Bauernleben als erster nicht in jenen Äußerlichkeiten, die der Städter sieht, sondern in seinem Wesen, vom Standpunkt des Bauern aus zu schildern. Der vierte Stand, dem er angehörte, schuf sich seinen eignen Interpreten."

Man lernt von Millet im Museum Mesdag hervorragende Werke kennen. Merkwürdigerweise werden sie in einem Verzeichnis der Hauptwerke, das von Muther herrührt, nicht aufgeführt. Auch Reproduktionen davon dürften nur wenigen zu Gesicht gekommen sein. Aber seht dieses Weib am Meere, diese Fischersfrau, ein Gemälde, das Millet wahrscheinlich in seiner Heimat, der Normandie, geschaffen hat! In kühnem, großem Wurf ist das Bild heruntergemalt. Die eherne sitzende Gestalt erinnert an die Sibyllen Michelangelos. Die matten, stumpfen Farben lassen die wunderbare Plastik der Figur noch grandioser hervortreten. Man erkennt, daß in Millet ein Plastiker von robuster, gewaltiger Kraft steckte.

Ein andres Gemälde von Millet stellt „Hagar und Ismael" dar. Der verdurstende Ismael und die verzweifelnde Mutter im Wüstensande, dieses Thema bot dem Künstler Gelegenheit, seine große Seele zu offenbaren, indem er in der einfachsten Komposition das ganze erschütternde Leid der Armen und Verlassenen malte. Das Bild zeigt zwar wie die meisten seiner Gemälde nüchterne, trübe Farben ohne alle koloristische Wirkung, aber das künstlerische Herz Millets und der Ernst seiner Lebensauffassung haben auch diese Schöpfung mit dem Atem ewiger Schönheit beseelt.

Seinen Bauernbildern zuzurechnen ist das Pastellgemälde „Der ruhende Winzer", ein ungeschlachter Kerl, der in der glühenden Sonne breitbeinig mit bloßen Füßen zwischen Weinstöcken ausruht. Er ist wie aus einem Gusse, und auch hier sehen wir, daß Millet stets nach plastischer Geschlossenheit strebte. „Ich will, daß meine Gestalten etwas Zwingendes, Notwendiges haben, daß sie mit dem Boden verwachsen scheinen, daß man den Gleichklang zwischen ihnen und ihrem Beruf empfindet."



Eugène Delacroix: Selbstbildnis.

Eigentlich sonderbar, daß es Millet niemals dazu gedrängt hat, ein Werk der Plastik zu schaffen, denn daß er kein guter Maler war, und daß nur in der Zeichnung seine Stärke lag, ist ihm nicht entgangen. Freilich wurde er erst in vorgeschrittenen Jahren Maler, und vielleicht ist er deshalb des Technischen niemals recht Herr geworden.

Den Reigen der prächtigen französischen Künstler zwischen 1850 und 1870 beschließen Daumier und Courbet. Der geniale, unerschöpfliche Karikaturenzeichner Honoré Daumier, dessen Gemälde erst nach seinem Tode Beachtung fanden, ist mit zwei schwatzenden Bauernfrauen im Museum Mesdag nicht besonders gut vertreten, um so besser aber

ist es Gustave Courbet. Sein Selbstporträt mit der Widmung „A mon ami Hypolite; souvenir d'amitié de Gustave Courbet“ kann dem im Louvre befindlichen Jugendbilde an die Seite gestellt werden. Die kraftvolle Natur des Malers, der von Bauern abstammt, fand in der Kunst kein Genüge, sie mußte sich auch im Sozialismus ausleben. Er war ein Freund und Gesinnungsgenosse des Anarchisten Proudhon und ein so leidenschaftlicher Sozialist, daß er seine sozialen Ideen in jener politisch aufgeregten Zeit mit einem harten Tode bezahlen mußte. Sein schönes Selbstporträt zeigt nicht etwa einen einseitigen Fanatiker, sondern eine offene, warmherzige und sinnliche Natur, einen Menschen von liebenswürdigen und feinen Charaktereigenschaften.



Bernardus Joh. Blommers: Scheveninger Kinder.

Daneben hängt ein Selbstporträt von Eugène Delacroix. Beide Bildnisse wird man nicht so bald wieder vergessen; das prachtvolle durchgeistigte Antlitz Courbets und die abweisenden zusammengekniffenen Züge von Delacroix bilden merkwürdige Gegensätze. Daß auch dieser ein Großer war, davon überzeugen uns die Zeichnung „Die Kreuzabnahme“ und ein Gemälde „Nach der Schlacht von Waterloo“.

Von Courbets Arbeiterbildern befindet sich keins im Mesdag-Museum, dagegen sehen wir einen seiner wundervollen Akte, die um 1860 noch das Entsetzen der Ausstellungsbesucher bildeten. Ein schlafendes junges Weib liegt in natürlicher Anmut auf einem Ruhebett, über dem ein dunkelgrüner schwerer Vorhang hängt.

Viele sehen Courbet für den größten französischen Maler des neunzehnten Jahrhunderts an. Jedenfalls bezeugt alles, was er geleistet hat, eine so reiche und edle Natur, daß man die schwärmerische Verehrung, die ihm besonders von seinen Berufsgenossen entgegengebracht wird, wohl verstehen kann. Er gehört zu den kraftvollen Realisten, die uns die Augen für die Schönheit der Gegenwart geöffnet haben.

Es wird mir fast schwer, mich von ihm ab nun zu den Holländern zu wenden. Die französische Malerschule, die aus der niederländischen des siebzehnten Jahrhunderts wie ein kraftstrotzender Baum hervorgewachsen ist, hat der Malerei neue Wege gewiesen. Die Kunst aller Länder hat von ihr gelernt. Auch die modernen Holländer hat sie beeinflußt. Aber dennoch! Sie leisten technisch sehr Tüchtiges, und ihr meerumspültes Land, das für Maler wie geschaffen ist, bringt Helligkeit und Weichheit, den verträumten Silberglanz in ihre Bilder. Aber wahrhafte Größe und Kraft, mit einem Worte: Genialiät, sucht man bei ihnen allen, sucht man selbst bei Jozef Israels, dem bekanntesten und geschätztesten Maler des heutigen Hollands, vergebens.



Jacob Maris Windmühle.

Haupt ihm zuwendend, in einem kleinen Hause zu Gesicht gekommen ist.

Ich liebe die Werke Israels', weil ich Holland liebe. Er verkörperte mit seiner Kunst das gegenwärtige Holland wie kein zweiter. Und hatte wenigstens den Mut, sich in die Nähe Rembrandts zu stellen und über ihn ein paar warmblütige Aufsätze, frisch von der Leber weg, zu schreiben, die dem Künstler alle Ehre machen. Aber was er als Maler im Vergleich zu Rembrandt gekonnt hat, das zeigt sein Bild „David spielt die Harfe vor Saul" im Reichsmuseum in Amsterdam. Man sieht und spürt es kaum, sobald Rembrandts erschütterndes Gemälde im Mauritshuis vor der Phantasie auftaucht, das die gleiche Historie behandelt.

Dagegen freut man sich, im Museum Mesdag ein so schönes und stilles Gemälde wie „Allein auf der Welt" zu sehen. Ein Bauer sitzt am Bette seines eben verstorbenen Weibes. Die Mütze ist ihm vom Schädel auf die Erde gefallen, und sein Antlitz läßt erkennen, daß er noch nicht zu fassen vermag, was sich da ereignet hat. Dieses Bild zeigt Israels' ganze Meisterschaft. Ein Fensterladen ist geöffnet, durch den das Licht wie ein milder Verklärer eindringt. Die süße und ernste Poesie des Mitleids, frei von aller Sentimentalität, greift uns ans Herz. (Als Einschaltbild veröffentlicht im Oktoberheft 1911.)

Beachtenswert ist eine Aktstudie des Meisters. Er hat wohl nicht viele gemalt. Ein junges Mädchen sitzt nach dem Bade am Ufer eines Weihers. Da erkennt man, daß Israels' Abhängigkeit von den Franzosen größer ist, als man gewöhnlich annimmt. Es steckt in seinen Gemälden mehr ein ungewöhnlich fein und tief empfindender Mensch als ein selbständiger, überwältigender Künstler.

Dennoch ist sein Einfluß auf die übrigen Maler Hollands kein geringer gewesen. Als die bedeutendsten sind Jacob, Matthys und

Wir haben in Deutschland einen Israels sehr ähnlichen Künstler gehabt, der ihm auch in der Statur glich: Adolf Menzel. Von beiden ist durch ihren eisernen Fleiß, ihren Ernst und ihre Ehrlichkeit Großes geleistet worden. Die unermüdliche Arbeitskraft, die sich Menzel bis ins hohe Alter bewahrt hatte und ohne die er nicht atmen und leben konnte, war auch Israels eigen. Um ihn aber als Künstler treffend zu kennzeichnen, kann man von ihm nichts Besseres sagen, als daß er der malende jüdische Rabbi war, und die Holländer nennen ihn noch heute das kleine Joodche. Als seine beiden köstlichsten Schöpfungen möchte ich das zarte, ergreifende Bild „Ein Sohn des alten Volkes" und den prächtigen langbärtigen „Thoraschreiber" bezeichnen. Sein Herz schlägt darin, und man lese in seinem wundervollen Buche über die Reise nach Spanien darüber nach, wie ihm das Modell des Gesetzschreibers, beide Arme auf das Pergament gestützt und sein fürstliches

Willem Maris, Anton Mauve, H. W. Mesdag, Chr. Bisschop, B. J. Blommers, A. Neuhuijs, J. H. Weißenbruch, Willem de Zwart, Mari Bauer und G. H. Breitner zu nennen. Ein eigenartiger und selbständiger Künstler muß noch Erwähnung finden, der bereits 1817 im Haag geboren wurde und als das einzige beachtenswerte Talent gelten kann, das vor 1850 die Blicke auf sich zog. Er heißt Johannes Bosboom. Seine Kircheninterieure sind von großer Schönheit. Sie können sich neben denen der alten Meister sehen lassen. Ob er das Innere einer christlichen Kirche oder einer Synagoge malt, stets wird man erfreut und erwärmt durch das Feierliche und stilvoll Große seiner Schöpfungen. Man begegnet im Museum Mesdag einer Anzahl seiner besten Gemälde und Aquarelle.



Matthys Maris: Mädchen am Herd.

Von den drei Brüdern Maris ist mir der verträumte Jacob der liebste. Ansichten holländischer Städte, Windmühlen, die Grachten von Amsterdam und bei Scheveningen weiß er mit der duftigen Anmut eines Daubigny zu umkleiden. Keiner unter den modernen Holländern hat die zitternde, von Feuchtigkeit erfüllte Atmosphäre mit mehr Liebe und Verständnis gemalt. Matthys ist ihm innerlich verwandt. Von ihm besitzt das Museum das liebreizende „Mädchen am Herd“, eine mit feinem poetischem Empfinden geschaffene Gestalt, und den fröhlichen „Kirchgang“. Robuster ist Willem Maris. Er fürchtet sich nicht, seine Modelle scharf und gründlich aufzufassen. Seine Landschaften fesseln durch Eigenart der Naturbetrachtung. Auch als Tiermaler hat er Gutes geschaffen.

Nach ihnen hat keiner die holländische Natur mit solcher Wärme und Hingebung auf die Leinwand zu bannen vermocht wie Anton Mauve. Für seine Bilder werden heute schon erstaunlich hohe Preise gezahlt, und besonders die Amerikaner sollen in ihn vernarrt sein und seine Gemälde nicht selten mit Gold aufwiegen. Die Verehrung, die man ihm zollt, ist begreiflich. Über seinen Landschaften liegt der Duft und das köstliche silberne Licht gebreitet, wie es durch die Nähe des Meeres hervorgezaubert wird. Da ist z. B. sein Bild „In Scheveningen“. Auf einer Terrasse am Badestrande sitzen ein paar Damen und blicken auf die See. Ein Kellner und Fischersfrauen beleben den Hintergrund. Dieses altväterliche Gemälde ist ein Idyll, und wer das heutige Scheveningen kennt, wird das Bild nicht ohne Wehmut anschauen.

Auch dem kräftigen und interessanten Schilderer G. H. Breitner müssen hier ein paar Worte gewidmet werden. Seine Gemälde, auf denen er alles mögliche dargestellt hat, sind frisch und breit heruntergestrichen, und besonders seine in den letzten Jahren geschaffenen Ansichten von Alt-Amsterdam, erfüllt von modernem Leben, stellen meisterliche Leistungen dar.

Daß Mesdag selbst in dem von ihm geschaffenen Museum gut vertreten ist, wird



Hendrik Willem Mesdag: Hafenbauten bei Enkhuizen.

man natürlich finden. Das bewegte gewaltige Meer hat in ihm einen seiner berufensten und gründlichsten Schilderer gefunden. Ebenso eindrucksvoll aber sind seine Darstellungen des ruhigen Meeres bei Sonnenuntergang oder bei Mondschein. Auch Gemälde wie die neuen „Hafenanlagen bei Enkhuizen" und die Studie nach der Natur für das Panorama von Scheveningen im Haag zeigen Mesdags Können. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Man muß dieses Wortes eingedenk sein, um einem Maler wie Mesdag gerecht zu werden.

Seine Frau, S. Mesdag-van Houten, hat erst in vorgeschrittenem Alter zum Pinsel gegriffen. Das Porträt ihres Gatten aus dem Jahre 1888 läßt erkennen, daß sie nicht ohne Talent war. Ihr eigentliches Verdienst aber beruht wohl auf ihrem Anteil an der Schöpfung, die heute beider Namen trägt. Die vortreffliche, einfache Frau hat auch für junge aufstrebende Künstler viel getan, und so ist das Wirken des Maler-Ehepaars für das gesamte Holland außerordentlich segensvoll geworden.

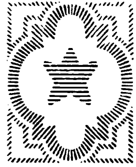


S. Mesdag-van Houten: Bildnis von H. W. Mesdag.

Es befindet sich eine dem Museum gewidmete Publikation „Das Museum Mesdag und seine Stifter" von P. A. M. Boele van Hensbroek und G. H. Marius in Druck, die über hundert Reproduktionen in Photogravüre enthalten wird. Wer die schöne und gediegene Ausstattung der Werke, die bei Scheltema & Holkema in Amsterdam herauskommen, kennt, wird diese wertvolle Veröffentlichung nicht unbeachtet lassen. Sie kann als ein Denkmal gelten, das man zwei Menschen errichtet, die verdienen, im Herzen von Künstlern und Kunstfreunden dauernd fortzuleben. Unsre Abbildungen sind nach den gleichen Photographien hergestellt, die für das genannte Werk Verwendung fanden.

*

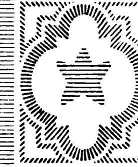
Diesem Beitrage wird eine Reihe ähnlicher Aufsätze (von verschiedenen Verfassern) folgen, in denen die wichtigen, noch unbekannteren Galerien des In- und Auslandes gewürdigt werden sollen. Es folgen zunächst illustrierte Darstellungen der Ravené-Galerie in Berlin und der neugegründeten k. k. Staatsgalerie in Wien.



Scharnhorst

Ein Vorkämpfer des neuen preußischen Idealismus

Von Hans Haefcke



Zwei Mächte rangen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts miteinander um das deutsche Volk: der französische Materialismus und der preußische Idealismus. Planmäßig fast war das deutsche Volk durch das Beispiel seiner Fürsten, die nur durch rücksichtslose Verfolgung selbstischer Ziele emporgekommen waren, zur Verleugnung jeglichen Gemeininteresses bis zum Verrat an Kaiser und Reich erzogen worden. Da brachte Friedrich Wilhelm I. auf dem Boden der verachteten Mark die Tugenden zur Blüte, durch die sein Volk zu einer Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung wurde. Und weit öffneten sich dem neuen Geist die Herzen der männlichsten Deutschen, als sie ihn sich auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges bewähren sahen, als das Preußen Friedrichs des Großen dieses Geistes voll den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte, als Roßbach auch den deutschen Humor seine Rechnung finden und die so lange bewunderten Franzosen als Windbeutel verlachen ließ. In den großen Hohenzollern zur Person geworden, vermochte der Staatsgedanke seine werbende Kraft auf die Deutschen auszuüben, indem er sie bei dem altgermanischen Instinkt der Gefolgstreue packte. Mit unwiderstehlicher Gewalt begann Preußen zahlreiche hervorragende Männer „aus dem Reiche“ an sich zu ziehen. Von allen Seiten kamen sie, um hier ihre Kräfte in den Dienst eines großen Ganzen zu stellen. Aber auch außerhalb Preußens erwachte der neue Geist der Hingabe an den Staat, gepflegt von Fürsten wie Karl Friedrich von Baden und Friedrich Christian von Sachsen. So war das deutsche Volk auf dem besten Wege, aus den Niederungen der Eigenbrötelei emporzusteigen zu den Höhen unbedingter Staatsgesinnung. Die Deutschen begannen den Staat als das zu begreifen, was er ist: die über allen Einzelpersonen und Gemeinschaften schwebende Persönlichkeit, die die Kräfte des in ihm organisierten Volkes in Taten umsetzt, um die Existenz dieses Volkes zu sichern und sein Leben in fernste Zeiten zu tragen, die darum aber auch berechtigt ist, erhaben über Gegenwartsbedürfnisse und Einzelinteressen jeden einzelnen an sich zu ketten durch das eiserne Band der Pflicht.

Aber neben der Gefolgstreue wohnt in der deutschen Brust seit alters der verhängnisvolle Persönlichkeitsdrang. Und durch dieses Tor hielt eben jetzt der französische Materialismus seinen Einzug. Zwar jene ausschweifende Unsittlichkeit, die schon lange so viele Fürstenhöfe und weite Kreise der vornehmen Gesellschaft in den Bannkreis von Versailles gezogen hatte, wäre gewiß von dem im Kerne noch immer gesunden deutschen Wesen gerade mit Hilfe des preußischen Geistes überwunden worden. Verderben aber drohte von jener feineren Form des französischen Materialismus, die das Verhältnis zwischen Staat und Mensch auf den Kopf stellte. Die rein individualisierende Betrachtung der Aufklärung machte den Staat der Einzelperson gegenüber rechtlos, erniedrigte ihn zum Diener egoistischer Bestrebungen. Und gerade die edlen Geister in Deutschland waren es, die sich von dieser staatsfeindlichen Gesinnung anstecken ließen. Auf dem Boden eines ungezügelten Subjektivismus, der voll krankhafter Achtung vor jedem Charakter, ob gut oder böse, sich mit erschlaffender Sentimentalität erfüllte und lediglich den ästhetischen Maßstab gelten ließ, war hier ein Weltbürgertum erwachsen, dessen begeistertste Apostel gerade die größten Denker der Zeit wurden.

In diesem Wolkenkuckucksheim, das jede Verbindung mit der geschichtlichen Wirklichkeit verloren hatte, war freilich für den Staat kein Platz. Verständnislos und darum gleichgültig oder gar mit Abscheu stand die einseitig ästhetische, humane, weltbürgerliche Bildung ihm gegenüber: sie trug ihn allenfalls als Sicherheitswächter, sie haßte ihn als Zwangsanstalt. Verloren schien die Lebensarbeit des harten Friedrich Wilhelm, des genialen Friedrich. Denn selbst der preußische Geist war angekränkelt von der staatsfeindlichen Sentimentalität des Weltbürgertums. Daß das hatte geschehen können, war nicht zuletzt die Schuld auch der Staatsgewalt. Sorgfältig hatte man sich bemüht,



Scharnhorſt.
Nach dem Gemälde von Gebauer.

die Fiktion des perſönlichen Regiments aufrechtzuerhalten. Und doch fühlte das Volk bald ſehr wohl, daß die Stelle, an der einſt ein ebenſo genialer wie gewiſſenhafter König geſtanden hatte, jetzt von einer vielköpfigen Regierung eingenommen wurde, deren Beamte ihre geringe intellektuelle und moraliſche Kraft in ſtändigen Kompetenzkonflikten und Intrigen erſchöpften. Um ſo ſchärfer und tiefer aber ſchnitten die Feſſeln des von oben her ſorgſam gepflegten, von jeder tätigen Teilnahme am Staatsleben ängſtlich ferngehaltenen Untertanenbewußtſeins in die Glieder der auf allen andern Lebensgebieten ſich frei reckenden und ſtreckenden Perſönlichkeit. Das Ergebnis war, daß auch hier, im Lande der Wiedergeburt des Staatsgedankens, von wo man das Heil des deutſchen Volkes erwartet hatte, die Loſung lautete: „Frei vom Staate!“ Bis zu welcher Gehäſſigkeit ſich dieſe ſtaatsfeindliche Geſinnung ſteigerte, zeigt die Tatſache, daß der in Berlin erſcheinende „Telegraph“ es im Jahre von Tilſit fertigbrachte, den Jahrestag von Jena mit dem Bemerken zu feiern, daß ganz Europa ſich zu der Erniedrigung Preußens Glück wünſchen könne.

Dieſer feindliche Gegenſatz zwiſchen Staat und Volk machte eine Neugeſtaltung des

preußischen Idealismus nötig. Und in der Freiheit im Staate wurde die Basis gefunden, auf der Staatsgedanke und Subjektivismus sich versöhnt die Hand reichten. So wurde der preußische Idealismus wieder zu dem, was jeder gesunde Idealismus ist, zu einer siegfähigen Macht. An diesem Werke hat eine ganze Reihe von Männern gearbeitet, an ihrer Spitze der Reichsfreiherr vom Stein. Im übrigen aber wird man eine Abstufung nicht vornehmen können, ohne das Verdienst der einzelnen zu schmälern. Es kann sich nur darum handeln, festzustellen, was jeder an seinem Teil zu dieser Neuschöpfung beigetragen hat. Und da erscheint uns Scharnhorst als der, der die Versöhnung zwischen Subjektivismus und Staatsbewußtsein auf dem Gebiete zuwege gebracht hat, dem das sentimentale Weltbürgertum mit dem größten Abscheu gegenübertrat.



Leipziger Pressebureau, Leipzig-Schleußig.
Scharnhorst.
Relief am Scharnhorst-Denkmal bei Groß-Görschen von Bildhauer Juckhoff.

In einer Zeit, wo die vom Blut ihrer eignen Kinder berauschte Republik sich waffenklirrend auf ganz Europa stürzte, verdammten gerade die Männer, auf deren Wort das deutsche Volk mit unbegrenzter Achtung lauschte und auf die es mit Recht allezeit stolz sein wird, den Krieg schlechthin als die ärgste Barbarei. Kant sah in dem Kriege die Wurzel der schlimmsten Übel. In seinem Projekt eines ewigen Friedens heißt es: „Gleichwie wir die Anhänglichkeit der Wilden an ihre gesetzlose Freiheit, sich lieber unaufhörlich zu balgen, als sich einem gesetzlichen, von ihnen selbst zu konstituierenden Zwange zu unterwerfen, mit tiefer Verachtung ansehen und als Rohigkeit, Ungeschliffenheit und viehische Abwürdigung der Menschheit betrachten, so, sollte man denken, müßten gesittete Völker eilen, aus einem so verworfenen Zustande je eher desto lieber herauszukommen." Noch deutlicher brachte Herder es zum Ausdruck, daß der Protest gegen den Krieg in dem Namen der Menschlichkeit erfolgte.

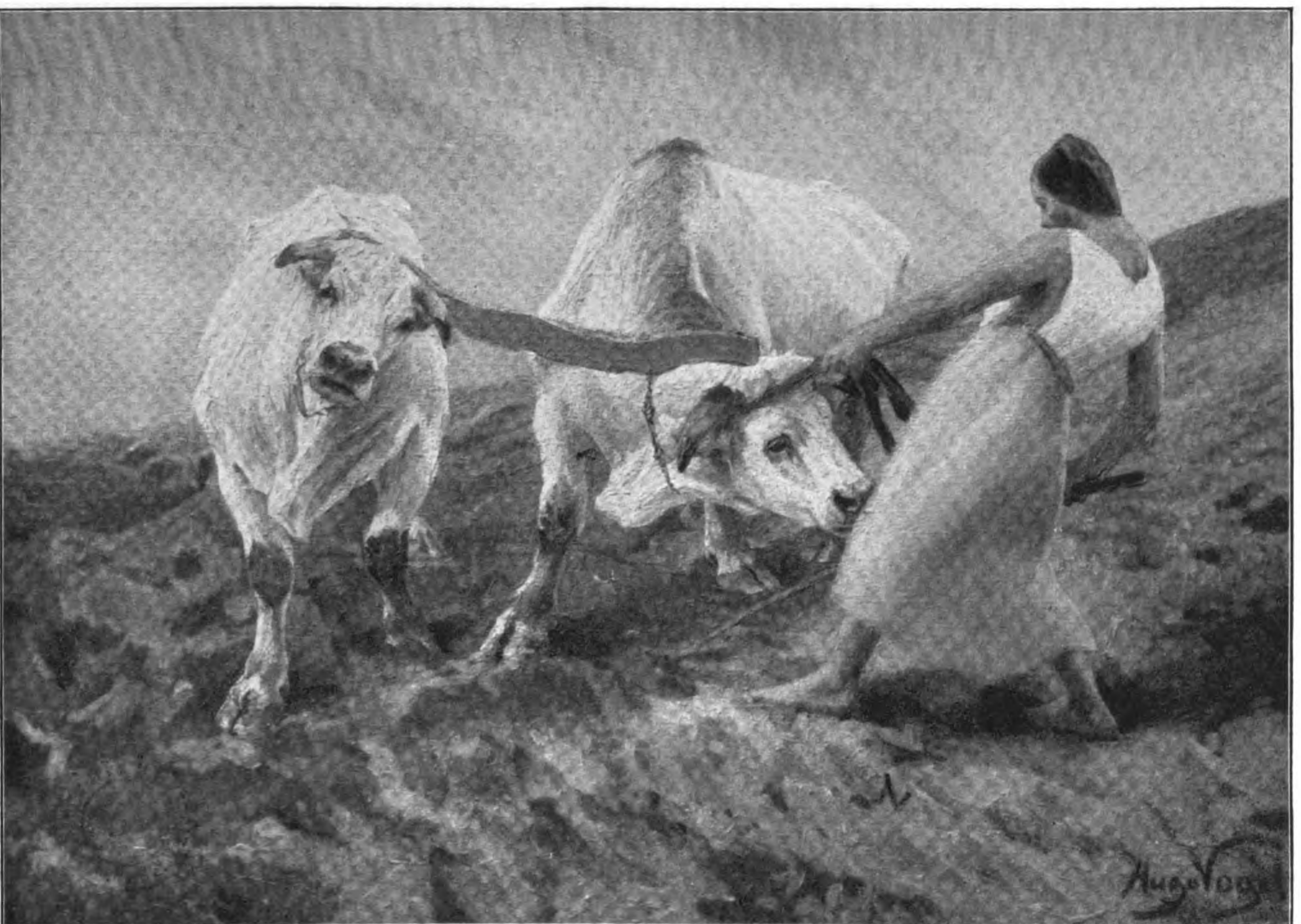
Auch einem Scharnhorst war solche Weichheit der Empfindungen keineswegs fremd. „Wie oft", schreibt er im April 1794 aus dem Felde an seine Frau, „kommen mir die Tränen, wenn ich eine Frau mit einem Kind sehe, wenn ich einen Jungen oder ein Mädchen von der Größe unsrer lieben Kinder sehe." Und der Anblick zu Krüppeln geschossener Kinder läßt ihn ausrufen: „Der Krieg ist entsetzlich!" Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er, sich selbst überwindend, gerade hier, wo Staatsgesinnung und Subjektivismus am härtesten aufeinanderstießen, einer verirrten Humanität entgegengetreten ist. Er ließ sich weder durch die weite Verbreitung dieser Anschauungen noch dadurch, daß die größten Denker des damaligen Deutschlands ihre Autorität für sie einsetzten, irremachen. „Der ewige Friede", erwiderte er, „ist eine Schimäre. Solange die Menschen Leidenschaften haben, werden sie dieselben zeigen und aus Ehrgeiz, Rachgier usw. miteinander in Krieg verwickelt werden. Das einzige, was den Krieg ver-

mindern wird, mag die Ausſicht eines ſchlechten Erfolges ſein. Wenn ein Staat ſich erhalten und den Krieg von ſich abwenden will, ſo muß er beſtändig bereit ſein, ſich allen Angriffen widerſetzen zu können.“ Führte er ſo ſeine Gegner auf den Boden der Wirklichkeit zurück, ſo hieß ihn ſein geſchichtliches Denken alsbald zum Angriff übergehen. In dem Kriege, den die Propheten der Humanität kulturhemmend, ja kulturfeindlich ſchalten, erkannte er auf dieſem Wege der Betrachtung geradezu einen Förderer der Kultur. „Wären die Könige von Preußen nicht gezwungen geweſen, ſich gegen ihre Nachbarn furchtbar zu machen, ſo hätten ſie vielleicht nicht alle Kräfte ihres Landes angeſpannt, das heißt mit andern Worten Kultur und Aufklärung oder Glückſeligkeit befördert. Der Krieg iſt alſo in gewiſſer Hinſicht Veranlaſſung zur Vermehrung der Glückſeligkeit.“ Die Glückſeligkeit freilich ſah er, dem das Leben ein Amt war, nicht im ungeſtörten Genuß ſei es der materiellen, ſei es der geiſtigen Güter, ſondern in harter Arbeit. So fand er ſich hinweg über die entnervende, verweichlichende Geiſtesrichtung der Zeit mit dem geſunden preußiſchen Geiſte, wie ihn einſt Friedrich Wilhelm I. geſchaffen hatte. So gab er ſich ſelbſt Rechenſchaft über die ſittliche Berechtigung derjenigen Erſcheinung im Völkerleben, der ſeine Arbeit gewidmet war. So ſchuf er die ſittliche Baſis für das große Werk ſeines Lebens, die **Wehrhaftmachung eines ganzen Volkes**.

Die ſo ſelbſt erworbene Härte der Empfindungen im Verein mit dem guten Gewiſſen ſtets bewieſener Pflichterfüllung befähigte ihn zur Erneuerung des unverfälſchten Pflichtbewußtſeins in der Armee. Wie ſehr der preußiſche Geiſt auch auf dieſem zentralen Gebiete des Staatslebens von der Sentimentalität der Zeit angekränkelt war, zeigt in klaſſiſcher Weiſe die Antwort Rüchels auf den Befehl Hohenlohes bei Jena zur Hilfeleiſtung: „Ich helfe gern und als Freund“, worauf Hohenlohe nicht minder gefühlvoll antwortete: „Sie ſind ein braver Mann und rechtſchaffener Freund.“ In dieſen Wuſt von Gefühlen erſcholl jetzt wieder das Wort des großen Realiſten von Potsdam, das Wort von der „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit“. Man weiß, wie ſcharf die nach dem Tilſiter Frieden eingeſetzte Unterſuchungskommiſſion gegen die pflichtvergeſſenen Offiziere des letzten Krieges vorgegangen iſt. Scharnhorſt ſelbſt gehörte zwar der Kommiſion nicht an, da er ſich wegen ſeiner eignen Gefangennahme in Lübeck rechtfertigen und bei der Unterſuchung über die Kapitulationen zu Prenzlau und Ratkau als Zeuge auftreten mußte. Daß aber ein ſo ſtrenges Gericht gehalten wurde, iſt gleichwohl ſein Verdienſt. Denn er brachte es zuwege, daß in der anfangs nicht vielverſprechenden Zuſammenſetzung der Kommiſſion eine Änderung zugunſten der „Reformer“ vorgenommen wurde, die namentlich in der Berufung Gneiſenaus und Grolmans zum Ausdruck kam. Unmittelbar dagegen war die Reinigung des Heeres von den gebrandmarkten Offizieren Scharnhorſts Werk. Sie iſt zugleich ein Zeugnis ſeines ſtolzen Unabhängigkeitsgefühls. Denn er führte ſie durch, unbekümmert darum, daß er dadurch dem Groll des preußiſchen Adels gegen den „Ausländer und Emporkömmling“ neue Nahrung gab. Nicht minder verſchaffte er dem harten Pflichtbewußtſein in der Inſtruktion für Feſtungskommandanten Geltung. „Der ſchlechteſte Ort iſt eines großen Widerſtandes fähig, wenn der Kommandant entſchloſſen iſt, alle Hinderniſſe wegzuräumen, und mit Mut dies Geſchäft antritt“, hieß es da, und als höchſtes Ziel wurde es bezeichnet, den Platz ſo lange zu halten, bis der Mangel an nichtverwundeten Truppen, an Lebensmitteln und an Munition gleichzeitig einträte.

Es wehte wieder der „preußiſche Wind“ durch das Heer. Bald konnte es wieder heißen: „Ein General, der in andern Heeren für tollkühn gelten würde, tut bei uns nur ſeine Pflicht.“

Schon dieſe Wiederbelebung des kriegeriſchen Sinnes und des alten Pflichtbewußtſeins hätte Scharnhorſts Namen unſterblich gemacht. Aber erſt die Weiterbildung des preußiſchen Idealismus hat ihn zu dem gemacht, als der er im Gedächtnis des Volkes fortleben wird, zum Waffenſchmied Preußens. Es iſt die Wehrhaftmachung des Volkes, die ihm dieſen Ehrennamen eingebracht hat. Wie leicht ſpricht es ſich heute aus, das Wort „allgemeine Wehrpflicht“! Aber es war ein ſteiler Weg, der zu dieſem Ziele führte. Handelte es ſich doch um die Löſung eines Problems, deſſen Schwierigkeit zum Teil in Anſchauungen lag, in denen Scharnhorſt ſelbſt aufgewachſen war, auf Grund deren er ſelbſt einſt die Gegner der ſtehenden Heere bekämpft



Hugo Vogel: Pflügende Ochsen.

hatte. Seit der Entstehung der Ritterheere war der Krieg, war die Vorbereitung auf ihn ein Beruf, der so gut wie jeder andre den ganzen Mann in Anspruch nahm bis zu seiner Dienstuntauglichkeit. Die Errichtung der stehenden Heere hatte hierin nichts geändert. Nach wie vor bildeten die Soldaten ebenso einen abgesonderten Stand mit eigner Kunst wie die Handwerker, die Künstler, die Gelehrten, die Beamten. Dazu kam das Werbesystem, das das Heer mit Elementen füllte, die ein barbarisches Strafsystem nötig machten. Die Wirkung war, daß sich zwischen dem Soldatenstand und den übrigen Berufen eine unüberbrückbare Kluft auftat. Wie konnte unter diesen Verhältnissen an die Verwirklichung des Grundsatzes auch nur gedacht werden, den Friedrich Wilhelm I. aufgestellt hatte: Jeder Untertan wird für die Waffen geboren! Nun kam freilich das Ergebnis der Koalitionskriege einem Bankrott der stehenden Heere gleich. Während aber die Siege der fanatisierten levée en masse über die disziplinierten Truppen bis tief in die Kreise des Offizierkorps den Gedanken hineintrugen, das stehende Heer durch die Miliz zu ersetzen, die erst im Augenblick der Not unter die Waffen treten sollte, hielt Scharnhorst, damals noch im hannoverschen Dienst, es für ein Unding, aus Ausnahmefällen die Überlegenheit der „Schwärmerei“ über die Disziplin überhaupt folgern zu wollen. Als echter Sohn seiner Zeit die Vernunft über alle andern Kräfte stellend und von jeher gewohnt, die Forderungen seines Berufs wissenschaftlich zu erfassen, hielt er an der „Kunst“ und folgerichtig auch an einem besonderen Soldatenstand fest. Für ihn ergab sich aus den jüngsten Erlebnissen nur die Notwendigkeit von Reformen des stehenden Heeres. Wenn nun auch ihre Verwirklichung zur Verallgemeinerung der Wehrpflicht geführt hätte, wie sie anderseits die Abkürzung der Dienstzeit zur Folge gehabt und damit die Verallgemeinerung der Wehrpflicht ermöglicht hätte, so ist doch der Unterschied zwischen den Anhängern der Miliz und Scharnhorst wohl zu beachten. Er liegt darin, daß dieser der Verwirklichung des von Friedrich Wilhelm I. aufgestellten Grundsatzes sich näherte, ohne die Bahnen des rein militärischen Denkens zu verlassen. Von größter Bedeutung aber für die innere Entwicklung Scharnhorsts sowie für das Zusammenlaufen der beiden Linien, stehendes Heer und Volksbewaffnung, wurde es, daß Scharnhorst im Jahre 1801 in den preußischen Dienst übertrat. Aus der Stickluft der kleinstaatlichen Verhältnisse in die mit der Erinnerung an eine große Vergangenheit erfüllte Atmosphäre Preußens versetzt, lernte er die sittlichen Kräfte ganz anders schätzen. Welche Umwälzung in der Bewertung von Vernunft und Begeisterung dieser Wechsel in ihm hervorrief, beweist schon die Tatsache, daß er bereits 1806 vor dem Ausbruch des Krieges die Volksbewaffnung forderte, noch mehr aber die Art und Weise, wie er den Nachweis führte, daß man gerade in Preußen mit Leichtigkeit eine Miliz bilden könne. „Preußen hat in allen Klassen von Staatsbürgern eine Menge patriotischer Männer, welche die Lage des Staates fühlen und welche das Gefühl für Nationalehre mit dem der militärischen Ehre vereinigen und welche nicht allein Kenntnis vom Militär haben, sondern auch durch eine höhere Kultur des Geistes sich auszeichnen.“ Das Hauptgewicht liegt hier auf der Vaterlandsliebe. Ja, in der entfesselten moralischen Kraft findet er, der noch vor kurzem die „Kunst“ über alles gestellt hatte, vollen Ersatz für einen etwa fehlenden großen Mann und die notwendige Ergänzung der einseitig überschätzten „Kunst“. „In einem Kriege, wo jeder einen großen Anteil an dem glücklichen Ausgang hat, wo die Nation für ihre Freiheit oder Unabhängigkeit ficht, wo sie mit Unterjochung oder Beraubung bedroht wird, da vertritt der allgemeine Wille das, wozu unter andern Umständen die größte Weisheit erfordert wird... Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen. Dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten. Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes; wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst in dem Laufe großer Siege.“ Ob die Würfel des Krieges anders gefallen wären, wenn Scharnhorst schon jetzt durchgedrungen wäre, kann bei der damaligen Erschlaffung des preußischen Geistes billig bezweifelt werden. Erst die Aussaugung des bei Jena Besiegten und in Tilsit in Ketten Geschlagenen sowie die Erstickung jeder freien Regung durch Spionage und brutale Exekutionen ließen die Not des Staates auch den Einzelnen als

allerperſönlichſte Not empfinden. So fielen im Läuterungsfeuer der Fremdherrſchaft die Schlacken der Sentimentalität und des Weltbürgertums von dem preußiſchen Geiſte ab, und jene Tugenden, auf die Scharnhorſt ſchon vor dem Kriege ſeine Hoffnungen geſetzt hatte, erwachten zu neuem Leben. Wie mancher Preuße mag beim Hauſen der welſchen Quartiergäſte im grimmerfüllten Herzen den Wunſch gefühlt haben, des früher ſo verabſcheuten Waffenhandwerks kundig zu ſein! So fügte es ein grauſames, aber gerade in ſeiner Grauſamkeit gütiges Geſchick, daß hier die Intereſſen des Staates und des Einzelnen ſo vollkommen zuſammenfielen, daß die von Scharnhorſt geleitete Reorganiſationskommiſſion bei der Neugeſtaltung des Heeres geradezu von der Auffaſſung ausgehen konnte, daß „die Regierung gleichſam mit der Nation ein Bündnis" ſchließen müſſe. Die militäriſchen Leiſtungen ſollten keine dem Untertanen auferlegte Pflichten ſein, vielmehr ein Ehrenamt, das der freie Mann ausübte. Wie der Freiherr vom Stein den Untertanen zum Bürger gemacht hatte, ſo erhob ihn Scharnhorſt zum „Heermann". Für die Ausbildung, das Straf- und Belohnungsſyſtem ſowie für die Ergänzung des Offizierkorps ergaben ſich aus der neuen Auffaſſung der Waffenführung, als der ehrenvollſten Beſchäftigung des unbeſcholtenen Freien, Grundlagen, die dem ausländiſchen Söldner fremd geweſen, die aber vorhanden waren in einer vom kategoriſchen Imperativ beſeelten Bruſt. Und Scharnhorſt hat, als die entſcheidende Stunde ſchlug, in völliger Übereinſtimmung mit der Anſchauung des Volkes, das den beginnenden Krieg als einen heiligen anſah, tief hineingegriffen in das menſchliche Seelenleben bis in ſein innerſtes Gebiet, das religiöſe. In der Landſturmordnung vom 21. April 1813, deren weſentliche Grundlage eine gemeinſame Eingabe Scharnhorſts und Gneiſenaus iſt, werden etwa vom Feinde beſetzte Orte mit dem Interdikt belegt. „In einer vom Feinde beſetzten Stadt wird, wie bei tiefſter Trauer, verboten, irgendein Schauſpiel, Ball oder öffentliche Luſtbarkeit zu beſuchen. Kein Geiſtlicher darf darin ohne beſondere Erlaubnis einer dem Feinde nicht unterworfenen höheren Behörde ein Paar ehelich einſegnen." So wurde die ganze Perſönlichkeit bis hinein in ihre religiöſe Grundlage wieder an das Schickſal des Staates gekettet. Mit welch feinem Verſtändnis aber das Volk den von Scharnhorſt geſchaffenen Ausgleich zwiſchen Staatsgedanken und Perſönlichkeitsdrang aufnahm, zeigte ſich, als der Frühlingsſturm des Jahres 1813 die letzten „Exemtionen" (Ausnahmen) von der allgemeinen Wehrpflicht hinwegfegte und ſelbſt den Landſturm ins Leben rief: bewußt und beharrlich lehnte man die Bezeichnung „Soldat" ab, „Krieger" nannte man ſich, „Krieger" wollte man heißen.

Zum Reformator des preußiſchen Idealismus war Scharnhorſt durch ſeine Perſönlichkeit berufen, die ſo auffallend mit dem preußiſchen Weſen übereinſtimmt, daß man faſt von einer Verkörperung des Preußentums in dem niederſächſiſchen Bauernſohn ſprechen könnte. Allen, die ihm nähergetreten ſind, hat ſich die Beobachtung aufgedrängt, daß die volle Hingabe an die Sache, ſeit Friedrich Wilhelm I. der Grundzug preußiſchen Weſens, im Mittelpunkte auch ſeines Weſens ſtand. Sie befähigte ihn, ſtill und unter Verzicht auf den jubelnden Beifall der Menge zu arbeiten, der ihm zuteil geworden wäre, wenn er ſein Ziel aller Welt hätte zeigen dürfen. Sie ließ ihn Nebenſächliches preisgeben und ſelbſt Opfer bringen, die ſeinem Ehrgeiz gewiß nicht leicht geworden ſind. Er, der, wie er ſelbſt einmal bekannt hat, gern ſein Leben für das Kommando nur eines Tages gegeben hätte, ſetzte durch, daß das Heer der Freiheitskämpfer Blüchers Befehl unterſtellt wurde. „Ich habe", ſchrieb er an ſeine Tochter, „kein Kommando nehmen können. Ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen. Ich konnte dies nur durchſetzen, wenn ich allem entſagte." Sein rein ſachliches Denken hat ihm auch bei aller Gelehrſamkeit die Augen offengehalten für die Wirklichkeiten des Lebens. So vermochte der vermeintliche „Theoretiker" die ſachlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die auf dem Wege zur allgemeinen Wehrpflicht lagen. Hemmender haben ſchließlich die perſönlichen Schwierigkeiten gewirkt, weniger wegen der Stärke und Vielgeſtaltigkeit der Oppoſition, die ſich aus Altpreußen, Junkern, Intriganten und Franzoſenfreunden zuſammenſetzte, als wegen der unglücklichen Neigung des Königs, jedermann um Rat zu fragen. Denn erſt hierdurch wurden die Gegner der Reform inſtand geſetzt, ihre Kräfte geltend zu machen. Die Frage, wie dieſe Schwie-

rigkeiten zu beseitigen seien, setzte sich also in die andre um, wie der König für das „Bündnis zwischen Regierung und Nation" zu gewinnen sei. Für die Lösung dieser Aufgabe aber war gerade Scharnhorst der geeignete Mann. Denn so wenig ihn je das Bewußtsein, ein Kind des Volkes zu sein, verlassen hat, so war er anderseits überzeugter Monarchist und gerade Friedrich Wilhelm persönlich ergeben. Darum ketteten ihn König und Volk an das unglückliche Preußen. „Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staates und der Nation" ließen ihn nach seiner eignen Erklärung den gegen Ende des Jahres 1806 an ihn ergehenden Ruf nach England ablehnen. Bei dem König und im Lande harrte er auch aus, als im Jahre 1812 patriotische Ungeduld viele seiner Freunde nach Rußland führte. Diese enge Verbindung, in der König und Volk in Scharnhorsts Empfinden lebten, im Verein mit seinem dem König sympathischen ruhigen, anspruchslosen Wesen sowie mit seiner Geschicklichkeit, den schwer zu behandelnden Monarchen zu nehmen, hat Scharnhorst zum Sieger über die persönlichen Schwierigkeiten gemacht.

Aber damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Sie hat vielmehr letzten Endes Scharnhorst zum Retter des monarchischen Gedankens gemacht. Welche Rolle spielt denn dieser Gedanke in der Dichtung der Freiheitskriege? Der König wird kaum erwähnt. Selbst der Reichsfreiherr vom Stein schrieb im Dezember 1812: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland; mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig." Bei diesem Verblassen des monarchischen Gedankens war die Gefahr groß, daß die Bewegung im Frühling des Jahres 1813 über den König hinwegging. Schon begannen die Generale bis hin zu dem „in Förmlichkeiten atmenden Königsgünstling" von Borstell auf eigne Verantwortung zu marschieren. „Wir leben", erklärte York, „in einem Zeitalter des Handelns, nicht des Fragens. Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Tue recht und scheue niemand!" Da ist es Scharnhorst gewesen, der die Geister bannte. Auf Bitten Hardenbergs schrieb er beschwichtigend nach Berlin, und er erhielt von Eichhorn die Antwort: „Ihre Wünsche sind mir und allen wahren Freunden des Vaterlandes heiliges Gesetz." Mindestens hat Scharnhorst es durch sein Eingreifen verhindert, daß in dem heiligsten Augenblick der preußischen Entwicklung die bereits vorhandene Spannung zwischen König und Volk zum offenen Gegensatz wurde. Vielleicht aber verdankt die Monarchie ihm noch mehr. Vielleicht verdankt sie ihm, daß sie der wesentliche Bestandteil des Preußentums geblieben ist, zu dem sie dank der Verdienste der Hohenzollern geworden war.

Gefolgstreue und Persönlichkeitsdrang sind die beiden Strebungen, deren Widerstreit das deutsche Volk hin und her gerissen hat zwischen unvergleichlichen Großtaten und jener elenden Nichtigkeitskrämerei, der unsre Nachbarn in der Redensart „querelle d'Allemand" ein Denkmal gesetzt haben. In Scharnhorsts Brust waren beide Strebungen ausgeglichen. Sollten die Wirkungen dieses Ausgleichs auf Preußen beschränkt bleiben? Preußen hat sie über die schwarzweißen Grenzpfähle hinausgetragen in treuer Ausübung seines deutschen Berufs und damit zugleich eine Dankesschuld gegen Scharnhorst abgetragen. Denn Scharnhorsts Empfinden, Denken und Handeln wurzelten — darin vollendet sich die Übereinstimmung seines und des preußischen Wesens — in einem starken Deutschbewußtsein. Zu klar im Denken, als daß er nicht vom Feinde gelernt hätte, war ihm der fremde Ursprung einer Einrichtung keineswegs ohne weiteres eine Empfehlung, eher eine Ermahnung zu um so aufmerksamerer Prüfung. Nichts hat ihm die Opposition gegen die stehenden Heere so verdächtig gemacht wie ihr ausländischer Ursprung. Sollten die Deutschen sich wieder durch das Geschrei der Fremden betören lassen? Warnend wies er darauf hin, daß Kaiser Josef II. die Barriereplätze in den Niederlanden hatte abtragen lassen, als die Franzosen die Nutzlosigkeit der Festungen behaupteten. Sie selbst hätten sich weislich gehütet, ihre Worte in die Tat umzusetzen. Anders die Deutschen, „die unglücklichen Nachahmer jener so veränderlichen Nation" — zu ihrem eignen Schaden. Gleichwohl war er nicht blind für das Gute und Nachahmenswerte, das sich bei den Gegnern fand. Die Erfolge der Franzosen erschlossen ihm vielmehr zuerst die Vorteile, die die freie Entfaltung der Volkskräfte erzeugte. Verschloß sich so sein Ver-

stand keineswegs dem fremden Wesen, so war ihm sein Gefühlsleben so heilig, daß es ausschließlich dem Vaterlande offenstand. „Über die Fehler der eignen Nation spotten, das kann der Franzose und Engländer wohl. Aber mit teilnehmendem Gefühl die Taten seiner Feinde zu schildern, das vermöchte er nicht“, rief er den deutschen Bewunderern zu, die die Eroberung Hollands und Belgiens der französischen Tapferkeit zuschrieben, die ihresgleichen nicht in der Geschichte habe. „Es hat mich immer traurig gemacht, daß wir Deutsche so wenig Vaterlandsliebe und so wenig Nationalstolz besitzen.“ Mit Eifer suchte er in Deutschland alles Gute und, wo er es fand, rühmte er es. Um so mehr beklagte er, daß die mangelhafte Verfassung des Reiches verhinderte, die guten Einrichtungen der einzelnen Territorien zum Gemeingut des Ganzen zu machen. Nur die Vorherrschaft eines Staates konnte nach seiner Überzeugung Segen stiften. Der Mann, der so dachte, konnte dem Einzelstaat nur dienen, um die Gesamtheit zu fördern. Das Glück des deutschen Volkes hat ihn nach Preußen, der Zukunft Deutschlands, geführt. So wurde sein Werk deutsches Gut, und es ist eine der edelsten Gaben, die Preußen dem deutschen Volke gebracht hat.

Und seine Person? E. M. Arndt hat für den nur allzufrühen Tod Scharnhorsts — schwer verwundet in der Schlacht bei Großgörschen, starb er zwei Monate darauf in Prag, am 28. Juni 1813 — Trost in dem Gedanken gefunden, daß er als „Germaniens bester Mann“ dazu berufen gewesen sei, den Helden der Vorzeit die Botschaft zu bringen:

Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Aber er soll auch uns Urenkel mit jenem eisernen Geschlecht verbinden, soll durch die Wirkung seiner Persönlichkeit, seiner reinen, edlen Natur, seiner Berufsfreudigkeit, seines opferfreudigen Patriotismus uns abwenden von der Erschlaffung des Staatsbewußtseins hin zum stählernen preußischen Idealismus.

Morgenruf

Bruder, heraus!
Heut' wandern wir in die Welt hinaus!
Die Sommernacht auf dem Bergtal lag,
Nun gibt sie es frei, es ist leuchtender Tag!
Wohin wir nur unsere Blicke lenken,
Dehnt sich mein Reich, ich will es dir schenken.
Und morgen ist's grade so —
Junge, was bin ich doch froh!

Bruder, heraus!
Heut' jubeln wir in die Welt hinaus!
In heller Sonne den Waldpfad entlang!
Über den duftenden Wiesenhang!
In das einsamste Felstal wollen wir dringen!
Den zackigen Gipfel wollen wir zwingen,
Wie hoch und steil er auch sei —
Junge, heut' sind wir ja frei!

Bruder, heraus!
Heut' lachen wir in die Welt hinaus!
Wo das fröhliche Lied uns widerhallt,
In den tiefen märchenstillen Wald.
Da tanzen Kobolde lustige Reigen,
Da sitzt ein Prinzeßlein auf schwankenden Zweigen
Und lacht mir die Nacht aus dem Sinn —
Fühl' doch, wie glücklich ich bin!

Ernst Schick



Phot. J. Krieger, Krakau.

Krakau: Die Barbakasse und das Florianitor.

Ein Ausflug nach Westgalizien

Von Thaddäus Rittner

Am ältesten und begreiflichsten ist die Popularität der „malerischen" Länder. Sie kommen auch nie aus der Mode. Kulturelle Blasiertheit schützt ebensowenig vor dem Golf von Neapel wie z. B. das Alter vor einer schönen Frau. Diese farbigen Orte wirken ewig trotz ihrem Bekanntsein, trotz den unzähligen Kopien ihrer Reize — sie wirken wie Jasminduft im Sommer, wie die Melodien der Rossinischen Opern, wie die elementarsten Pas einer Prima ballerina.

Später kam man in die Länder, die schweigen. In die Länder, denen unsre Seele so viel zu sagen hat, weil sie — unsern Sinnen so wenig sagen. In die Länder, denen die Ansichtskarten nichts anhaben können, weil sie sich überhaupt durch Zeichnung und Farbe nicht ausdrücken lassen. Skandinavien ist nicht durch gute Bilder und nicht durch miserable Öldrucke, sondern durch Ibsen, Lie, Hamsun, Kielland bekannt geworden. Lediglich durch das Wort und vielleicht noch durch Griegsche Musik.

Aber Galizien — Galizien ist überhaupt nicht bekannt geworden. Wer heute dorthin reist, hat nichts zu vergessen, um naiv zu empfangen. Hier sieht man das meiste zum erstenmal. Und Westgalizien, das der Reisende zuerst kennen lernt, wirkt auf den Fremden in mancher Hinsicht neuer und ursprünglicher als das entlegenere Ostgalizien.

Dies gilt insbesondere von **Krakau**, dem Herzen des gleichnamigen Großherzogtums, das viel „charakteristischer" ist als Lemberg, der Mittelpunkt Ostgaliziens und die Hauptstadt des Landes. Dies Lemberg ist mehr eine Beamtenstadt, in unausgesetztem Verkehr mit Wien, dem Zentrum des Reiches; es hat zu verwalten und nicht seine Eigenart zu pflegen. Krakau, die alte Residenz- und Krönungsstadt der polnischen Könige, hat heute wenig politisch-repräsentative Pflichten, aber dafür ein gutes Gedächtnis und überhaupt ... Charakter. Krakau hat — dramaturgisch gesprochen — ein Minimum an „Handlung", aber viel Poesie und schöne Ideen. Es ist eine kulturell und historisch sehr noble Stadt, mit herrlichen Denkmälern und dabei nicht ohne Gegenwart. Hier wird nicht nur geträumt, sondern auch viel nüchterne, praktische Gedankenarbeit für die Nation verrichtet.

„Malerisch", von sehr lebhaftem Kolorit ist hier das Volk. Es liebt die hellen Feld-

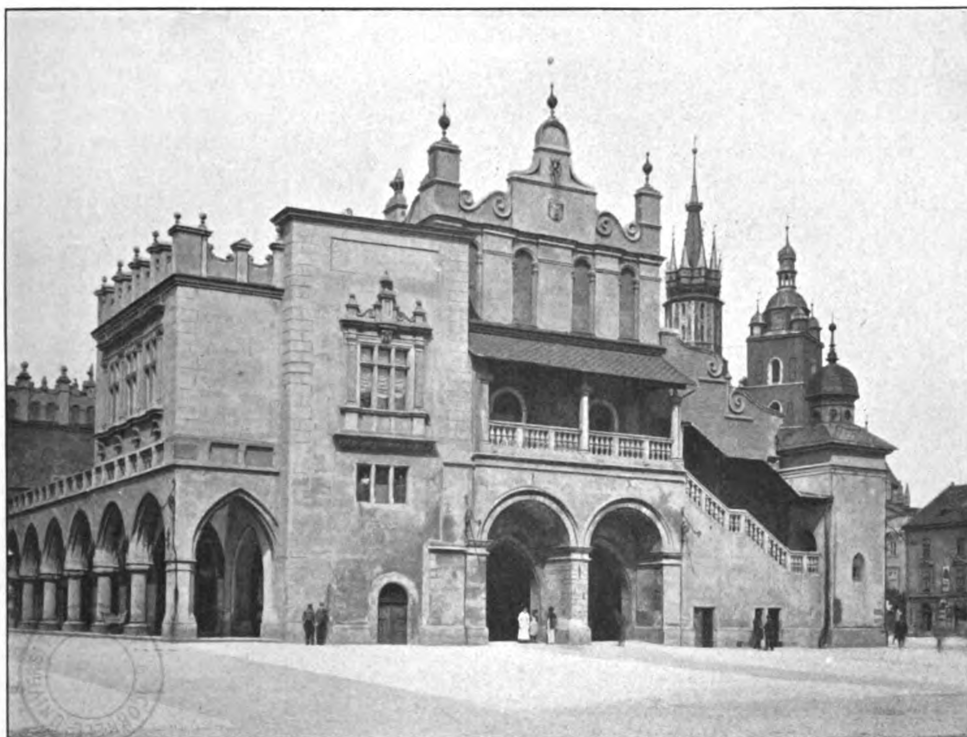
blumenfarben. Das nationale Weißrot blüht gleichsam ganz natürlich auf dem großen Ringplatz in Krakau. Es leuchten dort am sonnigen Vormittag zur Marktzeit unwahrscheinlich viele und große Mohnblumen — die Kopftücher und Röcke der Bäuerinnen; weiß schimmern dazwischen die schmucken Tuchröcke der Bauern. Und dies Farbenscherzo ist umrahmt von einer stolzen, ernsten Architektur. Von „steinernen Gästen“ sozusagen, deren Anwesenheit man keinen Augenblick vergißt. Ein seltsamer Gegensatz, bezeichnend für die Stadt und für das Volk. Trotz der Sonne und den Mohnblüten hat man ein Gefühl der Halbwirklichkeit. Man denkt an Brügge. Besonders, wenn der Uhrturm der Marienkirche zu musizieren beginnt. Aber die Musik ist dort und hier verschieden. In Brügge ein altes Glockenspiel — hier die lebendige Stimme einer Trompete. Wiederum ein symbolisch nicht unwichtiges Detail. Dort im flämischen Venedig ist alles gedämpft, Menschen und Dinge. Dort kleidet sich das Volk nicht in Feldblumenfarben — in Krakau ist selbst das Tote noch lebendig.

In dieser tausendjährigen Stadt empfindet man das Vergangene fast sinnlich unmittelbar. Es gibt hier viel alte Kunst aus der romanischen, gotischen, Renaissancezeit und von berühmten Künstlern verschiedener Völker, aber alles bekommt hier, nur weil es hier ist, eine besondere Lokalfarbe. Es paßt sich von selbst dem Ton und Charakter des Ortes an. Die Stadt ist nicht groß, und so wohnt alles dicht beieinander — das Gewesene und das Leben. Der Wawel mit dem prächtigen Renaissanceschloß, wo die Fürsten Polens residiert haben, und der alten Kathedralkirche, wo sie in Ewigkeit schlafen, ist ganz nahe dem städtischen Treiben. Er erhebt sich stolz über der Weichsel, aber auf einer Seite grenzt er ganz intim an das frische Grün der Gemeindeanlagen, wo Krakaus kleine Mädchen durch Reifen springen und seine Greise träumen. So wird der Wawel nicht nur von den Fremden, sondern täglich auch von seinen Landsleuten besucht. Er ist der stete Gedanke und die ewige Sorge seiner Mitbürger, zu denen nicht nur die Krakauer, sondern überhaupt alle Polen gehören. Der prächtige Arkadenhof des Schlosses mit seinen langstieligen feinen Säulen, mit den reizvollen, durch mannigfache architektonische Details fesselnden



Phot. J. Krieger, Krakau.

Krakau: St. Marienkirche und ein Teil der Tuchlauben.

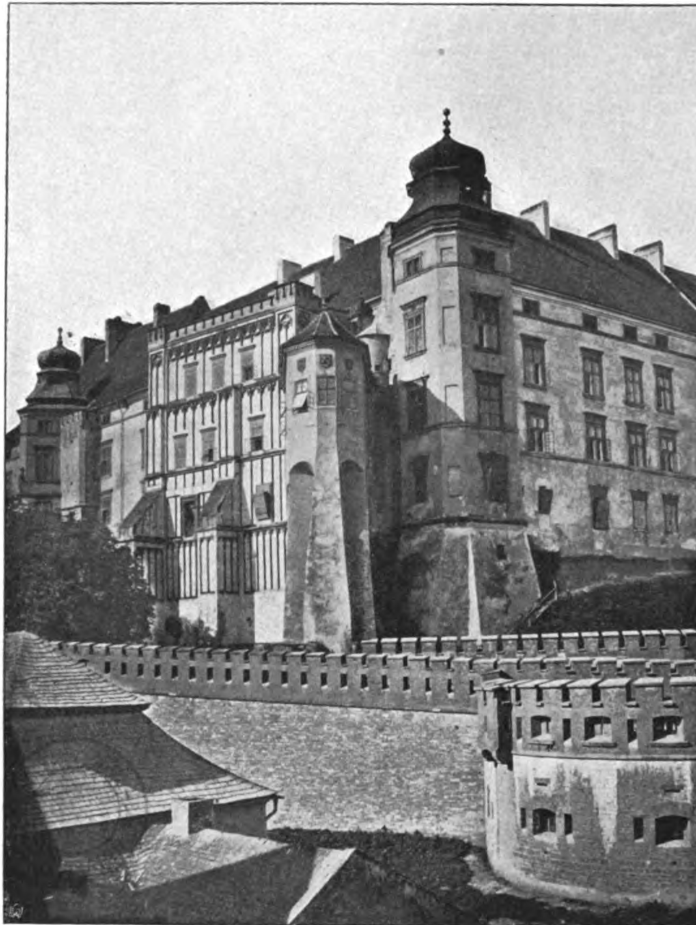


Krakau: Tuchhalle. Südseite.

Galerien, einst der Schauplatz bunten Hof- und Ritterlebens, mutet an wie eine leere Bühne mit imposanten Dekorationen, die so suggestiv wirken, daß man Stimmen, Bewegungen und Aktionen nicht vermißt. Dichter und Kinder finden hier nicht weniger Anregung als die Kunstgelehrten. Im Inneren des Schlosses aber gibt es ein Labyrinth von Sälen, wie im Traum, wie im Märchen, mit Resten ehemaliger Wirklichkeit und voll unaussprechlicher seltsamer Stimmung. In seiner jetzigen Gestalt ist der Bau ein Werk des sechzehnten Jahrhunderts, aber einzelne seiner Teile, wie der berühmte „Hahnenfuß", sind um Jahrhunderte älter.

Nach Verlegung der königlichen Residenz nach Warschau unter Sigismund III. begann eine tödliche Ruhe im Schlosse und damit eine Dekadenz. Und als später die Uhr des Polenreiches stillstand, wurde die Wawelburg zur Militärkaserne und bekam so ein Leben, das noch schlechter konservierte als die frühere Leere. Erst vor etlichen Jahren wurde das Schloß durch einen hochherzigen Akt Kaiser Franz Josefs I. Eigentum des Landes; ein Teil soll als kaiserliche Wohnung, ein andrer dem reichhaltigen Nationalmuseum als Unterkunft dienen.

Denn das Schloß und der Dom auf dem Wawel sind für dies Volk mehr als alte Denkmale — sie sind Symbole seiner selbst. Im Inneren des Schlosses war alles — aber in dem gotischen, im vierzehnten Jahrhundert unter König Ladislaus Lokietek erbauten Dom (mit Überresten der früheren, im elften Jahrhundert errichteten romanischen Basilika) ist noch alles. Sozusagen mehrere Jahrhunderte polnischer Historie und europäischer Kunst. In der imposanten, durch mannigfache baukünstlerische Formen und zahlreiche Kapellen und Zubauten eigentümlich pittoresken Kirche stehen die Denkmäler der Könige; in der Unterkirche befindet sich die königliche Gruft. Was hier an Kunstschätzen vorhanden ist, läßt sich weder kurz hersagen noch schnell besichtigen. Unzählige Beweise in Stein und Farbe dafür, welche Anziehungskraft dies polnische Rom auf die Fremden ausübte, wie deutsche, insbesondere Nürnberger und italienische Meister hier schufen und heimisch wurden, wie sie ihre Kunst in Krakau gleichsam in den besonderen Schriftzügen des örtlichen Milieus ausdrückten, hier Schüler heranbildeten und überhaupt Spuren von bedeutsamem kulturellem Einfluß hinter-



Krakau: Schloß Hahnenfuß. Phot. J. Krieger, Krakau.

ließen. Werke von Veit Stoß, dem großen Kunstschnitzer und Bildhauer, von Hans Dürer (Bruder des berühmten Albrecht), von den italienischen Renaissancekünstlern Bartholomeo Berecci, Gian Maria Padovano und vielen andern sind in dieser Kirche, deren besonders charakteristischen Schmuck die eben erwähnten (zwanzig) Kapellen bilden, darunter die wundervolle, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von Berecci und den Bildhauern Giov. Cini von Siena und Antonio da Fiesole im Renaissancestil geschaffene Sigismund-Kapelle, die Kreuzkapelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit dem Marmorgrabmal Kasimir Jagellos von Veit Stoß, die vom Polen Michalowicz von Urzendow erbaute Marienkapelle mit einem Werk von Thorwaldsen, und andre.

Veit Stoß verbrachte in Krakau die fruchtbarsten Jahre seines Lebens, heiratete hier und hinterließ der Stadt außer dem Denkmal im Dom noch viele bedeutende und charakteristische Werke seiner großen Kunst — vor allem den prachtvollen Hauptaltar in der Marienkirche.

Diese Kirche beherrscht den weiten sonnigen Ringplatz, wo auch der ehrwürdige Rathausturm, das uralte romanische St. Adalbertkirchlein (der heilige Adalbert soll hier vor seinem Märtyrertode gepredigt haben) und die berühmte Markt- oder Tuchhalle (Sukiennice), ein Renaissancebau mit schönen Arkadengängen, stehen. Der festlich heitere Platz — die Laubengänge der Sukiennice wecken Erinnerungen an die venezianische Piazza — bildet den Mittelpunkt des Krakauer Bürgerlebens im Gegensatz zum Wawel, mit seinem prächtigen Pathos, der Residenz der Fürsten. Dies prägt sich auch in dem architektonischen Ausdruck der Marienkirche aus. Trotz ihrer imposanten Größe ist sie doch so reizvoll „frauenhaft", trotz ihrer respektgebietenden Gotik so jung, ja in den Einzelheiten, z. B. in den acht Türmchen, welche die höhere ihrer beiden Spitzen krönen, so graziös. Diese höhere Spitze ist die populäre, einfach der „Marienturm"; von dort bläst der Wächter allstündlich sein Lied, den „Hejnal". Der Sage nach soll der Schöpfer dieses größeren Turmes von seinem leiblichen Bruder, dem Erbauer des kleineren Turmes, aus Eifersucht erstochen worden sein. Zum Andenken an diese künstlerische Kain- und Abel-Geschichte hängt ein unwahrscheinlich großes Messer an einem Tore der Markthalle, in der heute ein so buntes Leben herrscht. Hier und überhaupt in der Mitte des Platzes bewegt sich das Volk; hier guckt, wie auch sonst auf gali-

zischen Marktplätzen, das gesunde Land herein. Auf den um das große Viereck laufenden Bürgersteigen aber, insbesondere auf der bevorzugten Linie A—B, lustwandelt (vorwiegend zur Mittagszeit) die vornehme Welt, die Krakauer von heute. Blickt man genauer hin, so gewahrt man Gesichter wie aus alten Porträten, rassige Züge, wie man sie auch auf dem römischen Pincio sehen könnte.

Wie gesagt, Gegenwart und Vergangenheit wohnen hier Wand an Wand. Man geht z. B. vom Ringplatz, dem Zentrum des heutigen Lebens (wo übrigens, wie in ganz Krakau, viele alte sehenswerte Häuser stehen), durch eine der hier einlaufenden sehr belebten Gassen, an modernen Hotels und Kaffeehäusern vorüber, und plötzlich steht man vor einem typisch mittelalterlichen Bau, dem Floriantor, das, wie die benachbarte schöne Barbakasse (vulgo „Rondel"), zu den merkwürdigsten bis heute erhaltenen alten Festungswerken gehört. Und wieder einige Schritte davon erhebt sich in der blühenden Umrahmung der die Stadt umgebenden Anlagen das städtische Theater, ein Institut, das, in den schönsten artistischen Traditionen wurzelnd, unabhängig vom Wechsel der Direktoren stets viel eigenartig Schönes, auch für den Nichtpolen Verständliches und Interessantes bietet. Diese Stadt war ja immer das Herz des polnischen Kunstlebens, seit den ältesten Zeiten bis heute. In Krakau entstehen die verschiedenen „neuen Richtungen" auf allen Kunstgebieten. Hier erhält das Talent den Ritterschlag, obwohl die Stadt als so vorsichtig konservativ verschrien, obwohl sie so still und klein ist und weder über ein riesiges Publikum noch über eine große und reklamegewandte Presse verfügt.



Phot. J. Krieger, Krakau.

Krakau: Kgl. Schloß und Domkirche am Wawel.

Zwei Männer möchte ich hier erwähnen, zwei für Krakau sehr charakteristische, nur auf diesem Grunde mögliche und für die polnische Kultur von heute überaus bedeutsame geniale Persönlichkeiten — Jan Matejko, einen der größten Historienmaler der neueren Zeit, und den vor kurzem jung verstorbenen großen Maler und noch viel größeren Dichter Stanislaw Wyspianski, dessen tiefe, seltsam schöne dramatische Schöpfungen leider nicht übersetzt, ja vielleicht unübersetzbar sind. Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung dieser beiden Männer, die zeitlich und künstlerisch ein Menschenalter voneinander trennt, auch nur andeutungsweise zu würdigen. Aber so viel sei festgestellt, daß sie — jeder in seiner und jeder auf höchst originale und gewaltige Art — die Seele ihrer Vaterstadt und ihres Vaterlandes zum höchsten künstlerischen Ausdruck

gebracht und viele zunächst rein polnische Dinge zu Symbolen von allgemein menschlicher Gültigkeit erhoben haben.

Krakau hat auch eine der ältesten Hochschulen in Mitteleuropa: die bereits im vierzehnten Jahrhundert unter Kasimir dem Großen gegründete, im Jahre 1400 von König Wladislaw Jagello neu errichtete Jagellonische Universität, die sich viele Jahrhunderte hindurch der größten Berühmtheit erfreute und zu deren stolzesten Zierden der Name Nikolaus Kopernikus gehört. Die Jagellonische Bibliothek mit ihrem prachtvollen Hof ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten Krakaus, deren Zahl — auch nur der wichtigsten — ganz imposant ist und die die gute Eigenschaft haben, daß sie gar nicht so berühmt, ermüdend und obligat und doch wirklich über alle Maßen sehenswert sind. Jedes Gäßchen, jedes Haus, jeder Hof — alles hat hier seinen mehr oder minder verborgenen Reiz. Und dabei ist die Stadt nichts weniger als ein großes Museum. Sie lebt, und zwar in einer sehr malerischen, naiven und, was die nächste Umgebung betrifft, sanft-heiteren, lieblichen Gegend.

Die für den Fremden ganz merkwürdigen Dörfer mit ihren Strohdächern, welche den Häuschen einen gleichsam unschuldigen Ausdruck verleihen, schwer auf ihnen lasten und sie doch wie mütterliche Hände schützen, gehören gleichsam zur Natur. Sie scheinen auf der warm duftenden Erde gewachsen und nicht von Menschen gebaut zu sein. Das Gold der Fruchtbarkeit ruht nicht nur auf den Feldern, sondern auch auf diesen Hütten. Ein Zauber ist darin, eine Sonnen- und Lerchentriller-Stimmung, deren einziger Ausdruck vielleicht das Volkslied ist. Die Bewohner dieser Dörfer, die Masuren, haben auch viel Musik in ihrem Lebensrepertoire, sehr rhythmische Lieder, die so helle, ungemischte Farben aufweisen wie die Trachten. Es ist ein lebhaftes, intelligentes, religiöses Volk mit vielen ritterlichen Passionen, das sich hoch zu Roß ebenso natürlich ausnimmt wie hinter dem Pflug — das nicht nur arbeitet, sondern auch tanzt, bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten sehr dekorativ auftritt und in allerlei ländlichem Prunk sich gefällt. Der Maler dieser Bauern ist Wladimir Tetmajer. Den stillen Gottesfrieden dieser Landschaft aber, die Poesie dieser kleinen Häuschen, Blumengärten und Felder hat keiner so meisterhaft samt Luft, Sonne und Vogelgezwitscher auf die Leinwand übertragen, wie der vor einigen Jahren dahingegangene Maler Jan Stanislawski.


Krakau: Heilige Markuskirche. Phot. J. Krieger, Krakau.

Das Volk ist in seinen interessantesten Typen schon an den Perrons der kleinen westgalizischen Bahnhöfe zu sehen. Die Bäuerinnen mit ihren dunklen breiten Gesichtern und Kornblumenaugen, deren farbige Erscheinungen sich so merkwürdig von der rußigen Welt der Loko-

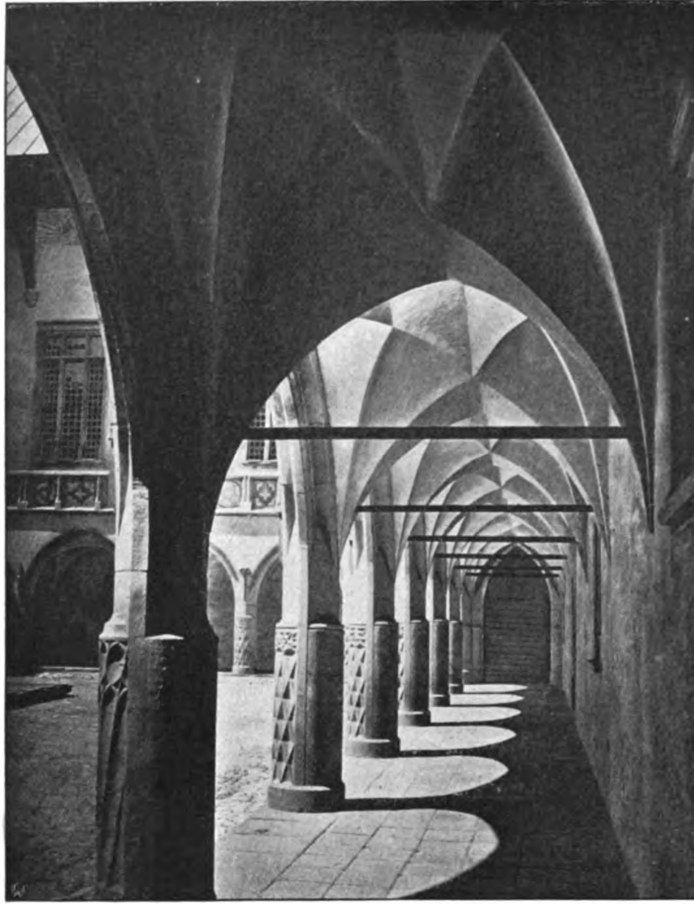


Phot. J. Krieger, Krakau.

Krakau: Eingang in die Barbarakirche. Die Steinarbeiten über dem Eingang von Veit Stoß.

motiven abheben, die Bauern, die mit ihrer natürlichen Noblesse wie lebende Anachronismen unter uniformierten Bahnwärtern und nüchternen Stadtmenschen wandeln, und dann der Jude, der berühmte sprichwörtliche, durch Anekdoten, ja sogar Literatur und Oper in ganz Europa bekannte galizische Jude, in seinem langen schwarzen Kaftan, im Zylinderhut und mit den traditionellen bei den Ohren kokett sich ringelnden Löckchen, den sogenannten „pejsy". Sein Verhängnis ist die humoristische Wirkung seines ganzen Wesens. Das ist seine Rolle — rein künstlerisch, sozusagen literarisch genommen. Er ist die „komische Figur" par excellence — in den ältesten Volksschwänken, Weihnachtsspielen und auch im Leben, wenn sich das Volk gut unterhält. Praktisch genommen ist seine Rolle in diesem Lande viel wichtiger. Der Bauer hat Phantasie, Temperament, sogar künstlerischen Sinn und feineres Empfinden; aber der ganze verzwickte, dunkle Komplex der ökonomischen Erscheinungen dieses erbärmlichen Daseins bleibt ihm immer etwas Unfaßliches, Fremdes, Verschlossenes. Er verdient redlich das Geld, aber er bekommt es meistens vom Juden. Das Geld bleibt ihm immer etwas im Grunde ganz Rätselhaftes, wofür er kein Organ besitzt. Der Jude hat das Ressort des „Praktischen" in den galizischen Dörfern, Märkten und Städtchen, er hat die Finanzen und den Handel oft in ganz tragikomisch kleinen Verhältnissen. Der jüdische arme Teufel ist oft gleichzeitig der Bankier. Er hat zwar nichts, aber er weiß damit umzugehen; gegebenenfalls würde er mit Luft Geschäfte machen. Er ist der Geschäftsmann schlechthin, fungiert als solcher nicht nur bei Bauern, sondern häufig auch auf herrschaftlichen Schlössern; der terminus technicus für seinen Beruf ist „Faktor". Der Jude ist eine außerordentlich typische Erscheinung in diesem Lande, und wäre er nicht hier, so müßte er schon aus literarischen Gründen erfunden werden. Der größte polnische Dichter, Adam Mickiewicz, hat ihm in einer Episodenfigur seines „Pan Tadeusz" ein Denkmal gesetzt.

Wer in Krakau war, der wird zweifellos den mit Recht bewunderten großen Salzbergwerken in Wieliczka einen Besuch machen. In diesem Teil des Landes ist das Salz der wirtschaftliche Clou, sowie in andern Teilen Galiziens das Petroleum. Und das



Phot. J. Krieger, Krakau.
Krakau: Kreuzgang im Hofe der Jagellonischen Bibliothek.

seiner schönen Barockkirche, das herrlich an der Weichsel gelegene, ehemals den Benediktinern gehörige Tyniec und andre Reliquien mehr oder minder verblaßter Pracht besichtigen und dabei auch landschaftliche Eindrücke von ganz ungewöhnlichem intimem Reiz empfangen.

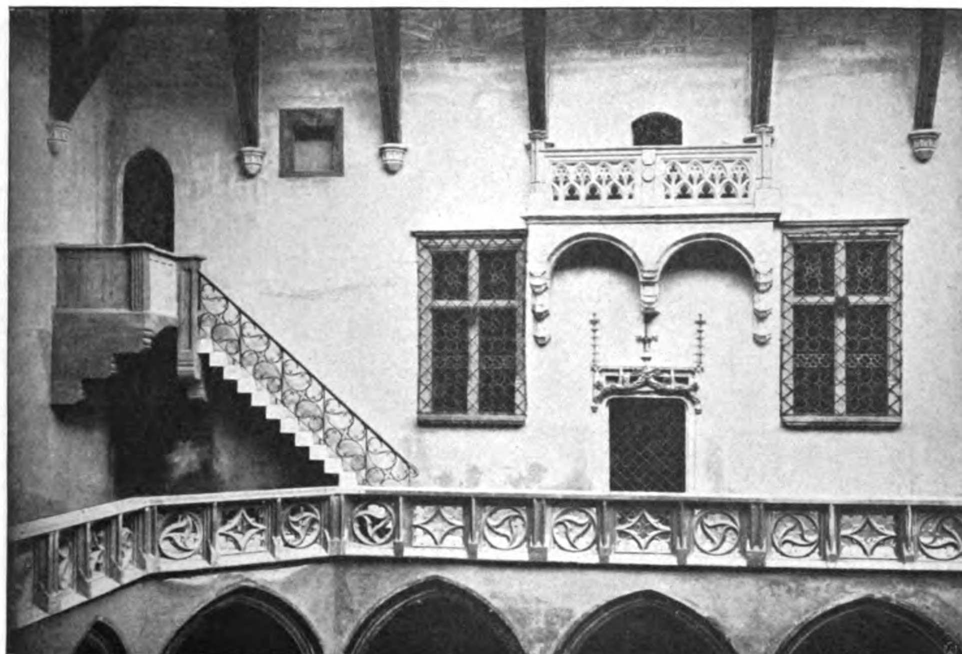
Aber hier wollen wir hauptsächlich nur auf zwei gleichsam repräsentative Punkte auf der Karte Westgaliziens hinweisen, auf Krakau, das kulturelle Zentrum, und auf Zakopane, die Perle der österreichischen Hohen Tatra, die „Sommerresidenz Polens", den Mittelpunkt der Naturromantik dieses Landes.

Der Ort ist einige Schnellzugsstunden von Krakau entfernt. Vor ungefähr einem Jahrzehnt dauerte die Reise viel länger; das letzte Stück des Weges von Chabowka bis Zakopane fuhr man mit dem originellen primitiven, von kleinen Pferden gezogenen Goralenwagen, und das war natürlich romantischer und schöner. Solche Equipagen gibt es noch heute in der polnischen Tatra. Es ist eine Art Korb mit einem Leinwanddach, im Inneren sind zwei Sitzbretter, das vordere für den Kutscher, das rückwärtige für den Gast. Man wird stark gebeutelt und geschüttelt, aber die Gegend ist wie ein Traum, die Luft wie Champagner, und einen ähnlichen Menschen wie den auf dem vorderen Brett hat man vorher nie gesehen. Es ist der „Gorale", der Bewohner dieser schönen wilden Berge.

Seine äußere Erscheinung ist ebenso fesselnd wie sein Innenleben. Er ist schlank, sehnig, fast zierlich gebaut, mit sehr scharfen, oft geradezu heroischen Gesichtszügen. Man sieht unter diesem Volke ganz ausgesprochene

unterirdische Wieliczka wird den Besucher nicht nur rein sachlich als kolossales Bergwerk, sondern auch ästhetisch als phantastisches Inferno der Arbeit im großen Stil, als sonnenlose Märchenstadt gewaltig anregen. Eine ganze Armee Arbeiter verrichtet den Dienst in dieser Unterwelt, die sieben Stockwerke mit unendlich vielen Korridoren und Gassen zählt, eins der größten, mühsamsten menschlichen Ameisenwerke. Die Dimensionen dieser „Stadt", die außer Straßen und Plätzen auch eine Kirche, einen riesigen Tanzsaal und noch andre Wunder besitzt, sind ganz imposant.

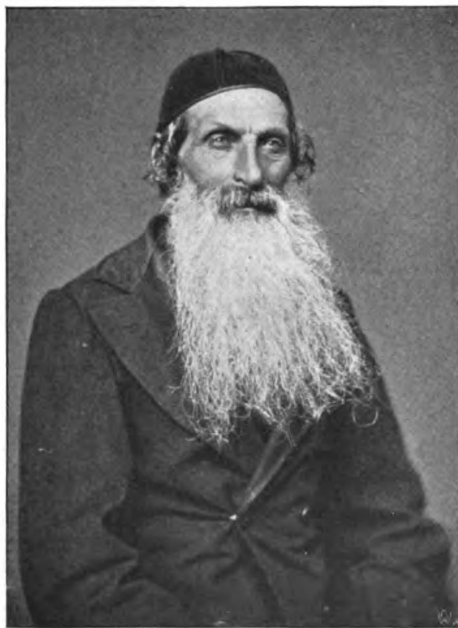
Wer in Krakau war, wird ferner auch die historisch und künstlerisch so interessanten Schlösser und Klöster dieser Gegend, das Czartoryskische Renaissanceschloß in Wolajustowska aus dem sechzehnten Jahrhundert, das Kameldulenser Kloster in Bielany mit



Phot. J. Krieger, Krakau.

Krakau: Hof der Jagellonischen Bibliothek.

Indianertypen; manche Gesichter gleichen vom langen Haupthaar bis zum Kinn jenen auf den Bildern im „Lederstrumpf" oder in der „Blume der Prärie". Für diese Gesichter gibt es übrigens keine Regel; einige blicken dich an wie Falken oder Adler, andre mit den Augen eines etwas verträumten Prinzen oder Dichters oder auch — Räubers. Die Goralen tragen über die Schultern umgehängte kurze Röcke, eng anliegende buntgestickte Hosen, dunkle, mit einem Kranz winziger Glasmuscheln verzierte Hüte, ihre Füße stecken in Sandalen. Sehr eigenartig sind auch ihre ärmellosen, mit Schaffellen gefütterten und gestickten Lederröcke; ihr Bergstock ist eine schwere, ziemlich kurze Axt, die ihnen heute nicht mehr zu so unheimlichen Zwecken dient wie einstmals. Es sind heroische Typen — Kasimir Tetmajer hat ihnen prächtige Novellen gewidmet —, und sie passen wundervoll zu der heroischen Landschaft, in der sie leben. Die Berge hier sehen so gefährlich aus wie die Nordsee bei Sturm. Ihre Köpfe, Hälse und Schultern sind nackt, nur ihre Unterkörper bis ungefähr 1500 m Seehöhe sind in herrlichen Smaragdkleidern dichter, unendlicher Wälder; Nadelhölzer in verschiedenen Formen und Farbennuancen mit einem unbeschreiblich würzigen Duft, der unvergeßlich ist, nach dem man sich später wie nach dem herben Salzgeruch des Meeres heiß und schmerzlich zurücksehnt. Eine ungeheure Abwechslung herrscht in diesem unten mehr idyllischen, oben aber so wilden Tatra-



Phot. J. Krieger, Krakau.

Ein galizischer Jude.



Phot. A. Szubert, Krakau.

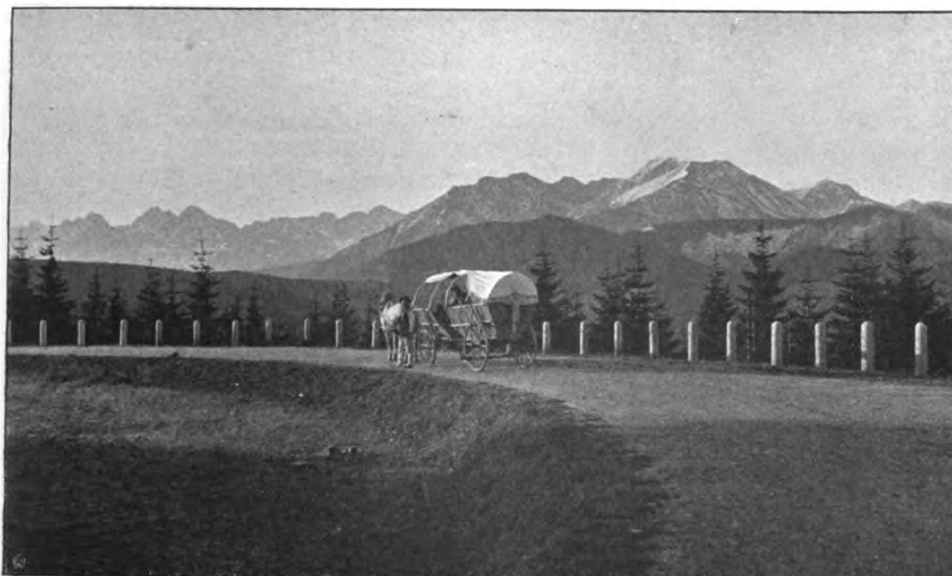
Goralen, Bewohner der polnischen Tatra.

nern, Knaben und Mädchen, die ihre Schafe weiden und den Wanderer mit ihren glänzenden Rehaugen anstarren, oft auch eine Art Konversation anknüpfen, ihm von ihrem Leben erzählen und ihn nach dem seinen ausfragen. Sie behandeln den „Gast" wie ihresgleichen: freundlich, gutmütig, aber ohne eine Spur von Unterwürfigkeit oder Demut. Hübsche, graziöse Gestalten, trotz der harten Existenz, die sie da oben bei Sturm, Frost und Schnee führen, heiter und sonnig wie ihre Alm. Ihre Sprache ist plastisch, bilderreich; Phantasie und Wirklichkeit, Tatsachen und uralte Märchen und Sagen wechseln in ihren Erzählungen ab wie Sonne und Regen in den Bergen. Besonders bei Erzählungen alter Leute weiß man oft nicht, was gutes Gedächtnis und was starke Einbildungskraft ist; sie sagen ihre Wahrheit im besten Glauben und können nichts dafür, daß sie Dichter sind. Ein solcher Dichter von Gottes Gnaden, ein solcher genialer Erzähler war der uralte, erst vor einigen Jahren verstorbene Gorale Sabala. Der berühmte Henryk Sienkiewicz hat ihm eine seiner gesprochenen Halbdichtungen nacherzählt. Daß diesem alten einfachen Bauern unten in Zakopane ein Denkmal gesetzt wurde, ist ein schöner Beweis für die Liebe der polnischen Intelligenz und Künstlerschaft zu ihrem Bergvolk.

reiche: geheimnisvolle Wege führen in stille, einsame, von seltsamen Felsen umgebene Täler, auf helle, mit Blumen üppig bewachsene Wiesen und Weiden und dann wieder in das kühle ernste Walddunkel, in dem man sich so herrlich allein und mitten im saftigen Leben fühlt. Der Hauptreiz dieser Welt ist ihre stille Einsamkeit, ihre keusche Unberührtheit. Man hört nur das Rauschen der vielen Gebirgsbäche und die Stimmen der Vögel. Es ist ungemein wertvoll, daß man hier seinen Weg findet, ohne durch allzu grelle Markierungen an das Dasein irgendeines „Vereins" erinnert zu werden, daß man sich hier unausgesetzt als Mensch und keine Sekunde als „Kurgast" fühlt.

Je höher, desto einsamer und stiller. Zuerst kommt man noch auf sonnige Almen, begegnet kleinen und großen Goralen: Män-

Ganz oben aber hört scheinbar jedes Leben auf. Es beginnt die Welt der Steine. Kahle Felsen, nur hier und da mit schönfarbigem duftigem Moos, mit Edelweiß, Enzian, Alpenrosen bewachsen. Ein charakteristisches Merkmal der höheren Tatraregionen sind die unzähligen, unaussprechlich stimmungsvollen



Phot. A. Szubert, Krakau.

Hohe Tatra: Die neue Straße nach dem Meerauge.

Bergseen. Der größte von ihnen auf polnischer Seite ist das berühmte Meerauge (auch „Fischsee“ genannt), zu dem von Zakopane eine ideale, unausgesetzt von Wagen und Automobilen befahrene Chaussee führt. Noch schöner sind aber die vielen andern in märchenhafter Einsamkeit liegenden Seen, zu denen keine Fahrstraße, sondern nur schmale und steile Fußwege führen, an denen keine Riesenhotels, sondern nur bescheiden bewirtschaftete Hütten stehen. Da wäre vor allem das Tal der polnischen „Fünf Seen“ zu nennen, ein kleines Traumland von merkwürdiger gelblich-grünlicher Gesamtfärbung — eine Wasser- und Bergsymphonie, die an gewisse Stimmungen auf Segantinischen Bildern erinnert.

Die Berge sind oben kahl, an manchen Stellen das ganze Jahr vom Schnee bedeckt,



Phot. A. Szubert, Krakau.

Das Meerauge in der Hohen Tatra.



Phot. A. Szubert Krakau.

Hohe Tatra: Der schwarze See.

aber ohne Gletscher. Auf polnischer Seite herrscht der Granit vor; das ist die angenehmste technische Seite der galizischen Bergtouristik. Man fühlt sich so fest und sicher auf dem ehrlich harten Stein, auch wenn man auf ganz schmalen Gemsenpfaden schreitet, wenn man auf Klammern und ähnliche künstliche Stütz- und Hilfsmittel angewiesen ist, wenn man wie der Mondsüchtige auf scharfen Kanten zwischen zwei Abgründen wandelt. Und mehr als dies alles, verläßlicher sogar als der Stein ist der Führer, der Gorale, der um dich nicht nur wie ein Vater, sondern wie eine Mutter sorgt, der, ohne es merken zu lassen, dich als ein hilfloses, blindes, taubes und ungeschicktes Kind behandelt, dich erheitert, wenn du traurig, dich ermutigt, wenn du ängstlich bist, der nicht nur darauf achtet, daß du intakt, sondern daß du auch ohne Schnupfen nach Hause kommst — dieser Führer, der vor allem die Natur empfindet, die er dir zeigt.

Am Fuße dieser Berge liegt die Ortschaft Zakopane, ein Dorf mit etwa 5000 bis 6000 Einwohnern. Es hat die Eigentümlichkeit, daß es nicht wie ein Luftkurort, sondern wie ein Dorf aussieht und doch vortrefflich die vielen Fremden beherbergt und verpflegt, die alljährlich im Sommer hierherkommen. Trotz seiner Romantik hat dies polnische Tatraparadies auch Hotels. Ich halte es für angezeigt, dies besonders festzustellen. Der Komfort ist nicht konventionell und versteht es vielleicht nicht, sich in Szene zu setzen, aber er ist da und kostet vielleicht weniger, sicher nicht mehr als woanders. Man lebt hier nicht nur poetisch, sondern auch gut; die polnische Küche ist nach der französischen zweifellos die beste. Dies alles muß man hervorheben, um jene zu beruhigen, die etwa glauben, man wäre hier der wilden Natur schutzlos ausgeliefert.

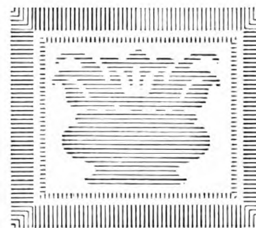
Zakopane ist das Zentrum der polnischen Tatratouristik. Man lernt hier im Sommer nicht nur die Berge und die Goralen mit ihrer Kunst, die sich in Wohnungen und Geräten, in den Stickereien und Kleidern ganz eigenartig ausdrückt, sondern auch das vornehme und artistische „Ganz-Polen" kennen. Maler, Dichter, Fürsten, Schauspieler, Finanzleute aus Österreichisch-, Deutsch- und Russisch-Polen kommen in dies Bauerndorf, nicht nur im Sommer. Im Winter blüht hier der Ski- und Rodelsport. Für Brustkranke ist Zakopane eine Art Davos; das außerhalb der Ortschaft auf einer bewaldeten Anhöhe gelegene Sanatorium mit mustergültigen Einrichtungen ist ihnen gewidmet. Aber schöner ist es hier, seine Gesundheit zu haben und — nicht damit zu geizen.



Auf stillem Wege

Roman von Else Höffer

II



Es hatte sich auf dem Dampfer bald ein kleiner Kreis fest zusammengeschlossen, in dem Frau Gerolshofen mit ihrem jugendlich sprühenden Temperament der Mittelpunkt war. Das österreichische Ehepaar war fast unzertrennlich von ihr, denn Herr von Schramm schwärmte für die alte Dame mit dem grauen Haar und den lachenden Augen. Die junge Frau saß meist still dabei und wünschte glühend mit Inge Fühlung zu bekommen, deren trauriges Geschick sie in aller Ausführlichkeit von der Mutter erfahren hatte.

Aber Inge hielt sich scheu zurück, und die junge Frau war viel zu bescheiden, um eine energische Annäherung zu wagen. Doktor Eggermann war dem Kreise lose angefügt, im Grunde liebte er es gar nicht, wenn jede Stunde des Tages von andern in aller Liebenswürdigkeit mit Beschlag belegt wurde und man so das freie Bestimmungsrecht verlor. Aber um Inges willen fügte er sich dem leichten Zwang.

Eine hübsche, sehr elegante Frau hatte sich, durch den Österreicher eingeführt, noch dazugefunden. Es war eine Frau von Moorbrandt, eine Dame Mitte der dreißig.

Eigentlich paßte ihr äußerer Stil nicht recht in diesen Kreis, in dem eine diskrete, selbstverständliche Eleganz herrschte, in dem man das Gefühl hatte, daß jeder einzelne eine gewisse durch Generationen erworbene Kultur in sich trug und mit Bewußtsein hegte. Frau von Moorbrandt war etwas zu schick, um ganz ladylike zu sein, und etwas zu lebhaft, um diskret zu wirken. Es machte sie unruhig, wenn sie nicht fortwährend beachtet wurde; sie liebte es, wenn die Augen der ganzen Tafelrunde auf ihr hafteten. Da erhöhte sich ihre Schönheit um einige Grade. Sie war kokett, von einer reizenden Koketterie, die sie jedem zuwarf wie einen Spielball; selbst die Art, wie sie den Stewards kleine, törichte Befehle gab, war allerliebst, und die Leute rissen sich darum, sie zu bedienen, weil jeder, auch der Letzte, von ihr als „Mann" empfunden und behandelt wurde.

Herrn von Schramm machte dies Spiel sichtlich Spaß. Er reagierte sofort auf ihre kleinen Albernheiten, und seine junge Frau lächelte nachsichtig. Eggermann sah vollkommen über sie hinweg. Sie repräsentierte einen Frauentyp, für den ihm jedes Verständnis fehlte; sie interessierte ihn gar nicht, er wurde ihr nicht einmal gerecht und erkannte ihre angenehmen gesellschaftlichen Talente nicht an.

Auch Frau von Moorbrandt fühlte sofort, daß ihre Art ihm nicht lag, und sie paßte sich ihm instinktiv an, war ernster und stiller und versuchte ihm wichtig und interessant zu werden. Sie fühlte nicht, daß er keinen einzigen Gedanken für sie übrig hatte, daß die alle in einer andern, ganz bestimmten Richtung wanderten.

Als sie merkte, daß nichts ihn fesselte, gab sie ihm ihre Lebensgeschichte preis. Sie verfolgte keinen bestimmten Zweck mit seiner Eroberung, nur das Bewußtsein, daß ein Mann ihr gegenüber vollkommen kalt blieb, störte sie.

Sie saßen unter dem Sonnenzelt, und Eggermann war ganz in seine grüblerischen Gedanken versunken. Er begriff nicht, daß die Frau neben ihm nicht das Feingefühl besaß, zu schweigen und zu gehen. Aber Frau von Moorbrandt hatte sich vorgenommen, sein Interesse zu erzwingen. „Wissen Sie, was ich in Korfu will? Ich gebe mir dort ein Rendezvous!"

Ihre Augen blitzten über ihn hin, er zwang sich zu einem kleinen Lächeln.

„Ich hab' da ein Rendezvous mit meinem eignen Jungen! Sie können sich das sicher nicht erklären, aber das ist so: ich lebe von meinem Manne getrennt, geschieden sind wir nicht. Aber er hat vor Jahr und Tag einen kleinen Flirt von mir entsetzlich tragisch genommen, und da haben wir uns denn so geeinigt, und es geht sehr gut. Er lebt in Moosdorf, ich in München. Jeder da, wo er am besten hinpaßt. Aber den Jungen hat er behalten. Von Zeit zu Zeit habe ich schreckliche Sehnsucht nach dem lieben Kerl" — ihr leichter Ton wurde sentimental —, „und da geben wir uns dann Rendezvous, von denen der alte Herr nichts weiß. Jetzt ist Fritz

Seekadett auf der ‚Melusine‘, und die liegt für ein paar Wochen vor Korfu. Darum gehe ich dorthin, und wir können uns oft sehen. Ich freue mich schon wie ein Kind auf den großen Jungen."

„Das glaube ich," sagte Eggermann mit mühsamer Liebenswürdigkeit.

Sie setzte sich etwas in Positur. „Jetzt sagen Sie mal, haben Sie schon eine Mutter gesehen, die sich mit ihrem eignen Sohne heimliche Rendezvous gibt? Das ist doch drollig, das müssen Sie doch zugeben!"

„Es ist wirklich originell," sagte Eggermann, und ärgerlich dachte er: Sie drapiert sich mit allem, alles ist Pose.

Frau von Moorbrandt gab ihre Bemühungen auf. Der ist anderweitig verliebt, dachte sie resigniert.

In diesem Augenblick kam Inge die Treppe herauf. Ihr Gesichtchen sah ganz klein und weiß aus über dem Kreppstreifen am Halse, und die Augen waren dunkel und gedankenschwer.

Eine rasche, lichte Röte stieg Eggermann bis unter das blonde Haar. Aha, dachte Frau von Moorbrand und stand mit einem kleinen maliziösen Blick zur Seite auf. Sie winkte Eggermann noch ironisch mit der Hand und ging.

Er hatte ihren Ausdruck gar nicht beachtet. Er sah Inge entgegen, die direkt auf ihn zukam.

Sie setzte sich neben ihn. „Zu Ihnen muß ich mich flüchten," sagte sie lebhafter, als es sonst ihre Art war. „Sie sind der einzige Mensch hier, mit dem man sich anschweigen kann, wenn es einem danach zumute ist."

„Wissen Sie, daß es ein großes Maß von Sympathie bedeutet, wenn man miteinander schweigen kann? Es setzt doch das tiefste Verständnis des einen für den andern voraus."

Sie nickte ihm zu. „Ja, das ist so!" Sie überlegte, und eine Falte zitterte zwischen ihren Brauen, dann sagte sie herzlich: „Meine Sympathie für Sie ist selbstverständlich, da Sie Erwins Freund sind."

Nur darum! dachte er bitter, und trotzdem war er glücklich, daß sie zu ihm kam, weil sie sein Verständnis fühlte und es ihr wohl tat.

Sie saßen lange still nebeneinander und sahen in den sonnigen Morgen hinaus, der auf der blauen Adria schimmerte und die Küste drüben mit goldigem Dunst überhauchte.

Eggermann fühlte beseligt ihre Nähe, er genoß jede kleine Bewegung ihrer zarten Hände, jede Wendung des feinen Kopfes, um den das Haar sich in großen, in der Sonne kupfern glänzenden Wellen bauschte. Er hatte sich weit zurückgelehnt, während Inge leicht vornübergebeugt saß und das Kinn in die Hand gestützt hielt. So konnte er sie heimlich und zärtlich betrachten, und er fühlte, daß seine Liebe so tief in ihm wurzelte, daß er niemals aufhören würde zu hoffen.

Inge träumte die Bilder der Vergangenheit. Damals — da hatten sie auch morgens unter dem Sonnensegel gesessen, aber nicht in beschaulicher Ruhe wie heute. Erwin hatte nicht einen Augenblick ihre Hand losgelassen, das Lächeln der Vorübergehenden war ihm ganz gleichgültig, er kannte gar keine Rücksicht, es war, als wollte er nicht eine Minute verlieren, als ahnte er, daß die Frist kurz sei.

Sobald sie allein waren, hatte er sie heiß und heftig an seine Brust gerissen, und wie hatte er gelacht, wenn seine tolle Zärtlichkeit sie matt und müde gemacht hatte! Und Sie! Sie hatte an seiner Schulter gelächelt und den goldenen Morgen nicht gesehen — wozu auch, es war ja selbstverständlich, daß die Tage leuchteten und die Adria funkelte!

Nicht einen eignen, heimlichen Gedanken ließ er ihr, alles wollte er wissen, was hinter ihrer Stirn vorging, jedes Lächeln erforschte er, jeden Blick wollte er ergründen; er wollte ihr ganzes Wesen erfassen und besitzen in rascher Eroberung, er gönnte ihr nicht die Zeit der langsamen Entwicklung, des allmählichen Sichgebens. In jede Stunde wollte er ein starkes Erleben drängen, als ob er gewußt hätte, daß die Stunden gezählt waren.

Inge fröstelte. Ach nein, er hatte es nicht gewußt, er hatte wohl nur bange geahnt wie alle Glücklichen, daß Schatten ringsum das Glück bedrohten.

Sie lehnte sich hintenüber und traf Eggermanns Blick. „Ich bin eine schlechte Gesellschafterin, ich lebe ganz in der Vergangenheit, die Gegenwart hat keine Macht über mich."

„Ich kann es verstehen, daß die Menschen Ihnen nichts sind, aber es gibt doch Freu-

den, die Sie dankbar genießen können, ohne Ihrem Schmerz Abbruch zu tun. Sehen Sie doch diese berauschende märchenblaue Farbe des Meeres und die silbernen Schaumkronen, die wie Möwen darüber gleiten. Der gewaltige Rhythmus der Wogen muß Ihren Nerven doch wohltun, er muß doch eine Stille geben —"

Sie folgte seiner ausgestreckten Hand und lächelte ein wenig. „Ich muß wieder sehen lernen. Sie können es mich vielleicht lehren, weil Ihr Trost so gar nichts Gewaltsames hat." Sie versuchte für einige Sekunden ihre Seele von den vergangenen Bildern zu lösen und frei über das schimmernde Bild schweifen zu lassen, aber sie hatte keine Schwungkraft. „Ich bin der Freude verloren," sagte sie leise.

„Erlauben Sie mir, sie Ihnen ein wenig nahezubringen," sagte Eggermann mit verhaltener Innigkeit.

Sie erschrak. Was wollte er von ihr? Wollte er sich zwischen sie und ihren Schmerz stellen? Wollte er die schmerzliche Weihe ihres Grams stören und sie dem Leben zurückerobern? Sie zog sich scheu in sich zurück.

Er fühlte sofort ihre schweigende Abwehr, und ganz sacht nahm er ihre Hand. „Ich will mich nicht in Ihre Gedanken drängen, ich möchte nur neben Ihnen stehen dürfen und schweigen, wenn Sie schweigen wollen, und reden, wenn Sie hören wollen."

Sie drückte seine Hand. „Sie sind so zart," sagte sie. „Ich freue mich, wenn Sie bei mir sind." Sie wurde plötzlich verwirrt. Daß ich das einem andern sage — das ist ja wie Treubruch, dachte sie, und auf einmal lächelte sie: Er ist ja sein bester Freund, ich kann mit ihm von Erwin reden. Sie wandte sich ganz zu ihm: „Unser gestriges Gespräch hat mich die ganze Nacht beschäftigt. Halten Sie es wirklich für möglich, daß Erwin eine Krankheit in sich trug?"

Eggermann errötete wieder auf seine jähe, flüchtige Art. „Er war zart," sagte er befangen. „Hat er Ihnen nie von früheren Krankheiten gesprochen?"

„Nein," sagte Inge, „und darum glaube ich auch, daß dieser fürchterliche Regentag in Lussin —" Ihre Stimme brach. Sie ermannte sich. „Nicht wahr, Sie halten es auch für ganz ausgeschlossen, daß er von einem Leiden gewußt hat —"

Eggermann fühlte, daß er erblaßte, und seine drängenden Gedanken sagten ihm: Jetzt, jetzt ist der Augenblick — wenn du jetzt zugibst — du tust keine Schlechtigkeit, es ist doch nur die Wahrheit. Jetzt kannst du dem Toten sein Bestes nehmen, den Glauben seines Weibes. Seine Leidenschaft flammte auf: Es ist die erste, vielleicht die einzige Möglichkeit — Da erhob er den Blick und sah ihr schmerzgezeichnetes, gläubiges Gesicht. Und ruhig und überzeugt sagte er: „Ich halte es für ganz ausgeschlossen."

Da strahlten ihre Augen ihm zu. „Denken Sie nicht, daß ich Sie fragte aus irgendeinem Verdacht heraus! Ich bin noch nicht eine Sekunde an ihm irre geworden, aber meine Mutter — sie hat zuweilen derartiges geäußert, und als Sie gestern auch meinten — Es hat mich immer beschäftigt, aber geglaubt habe ich es nicht." Ihr Lächeln war gläubig und rührend wie das Lächeln eines Kindes.

Eggermann starrte vor sich hin und grübelte. Eben war ich im Begriff, eine Gemeinheit zu begehen, einen Toten zu denunzieren, ihm den Glauben seiner Frau zu stehlen. Das hätte ich fast getan, um sie — vielleicht einmal — selbst zu besitzen. Wie darf ich ihn verurteilen, daß er log, um sie zu erobern! Ist das nicht begreiflich, vielleicht verzeihlich? Wie kann ich hart denken über einen Menschen, der sich ein letztes Fünkchen Glück nimmt! Aus tiefster Überzeugung heraus sagte er: „Selbst wenn er es gewußt hätte, könnte ich es verstehen und verzeihen!"

Sie sah in die blauende Ferne. „Gewiß," sagte sie langsam, „aber verzeihen setzt einen Makel voraus. Ich bin froh, daß ich ihm nichts verzeihen muß, daß ich ihn mit untadeliger, lauterer Gesinnung sehe und so lieben kann."

Eggermann seufzte. Sie ist weit von mir, ob sie mir jemals nahesein wird?

Hinter ihnen klang Lachen und ein Schwall von lebhaften raschen Wechselreden. Frau Gerolshofen kam mit den Österreichern. Vergnügt und unbefangen setzten sie sich und zogen Inge und Eggermann in ihr Gespräch.

„Weißt du, Inge, jetzt fange ich wirklich an, mich auf Korfu zu freuen. Schramms bleiben auch ein paar Wochen dort, auch Frau von Moorbrandt. Wir haben schon verabredet, daß wir alle im gleichen Hotel

absteigen wollen, es wird eine vergnügte Zeit werden."

Inge erschrak, sie fühlte sofort: die hatten alle ein Komplott geschmiedet, die wollten sie wieder froh und lustig machen. Ihre Augen bekamen einen verängstigten Ausdruck.

„Das glaube ich wohl," sagte sie und sah Eggermann hilfesuchend an. Der nickte ihr kaum merklich zu, und sie verstand ihn; er wollte sie schützen vor der Lustigkeit und dem systematischen Trost der andern. Sie fühlte sich bedrückt, denn sie empfand, daß man sie zum Mittelpunkt machen wollte, daß jeder bereit war, ihr aus Mitleid zu dienen und sie zu verwöhnen. Herr von Schramm umgab sie mit seiner Ritterlichkeit, seine junge Frau sah sie aus ihren frommen Augen schwärmerisch an, und selbst Frau von Moorbrandt hielt sich zurück und gönnte ihr die Aufmerksamkeit aller.

Inge litt. Die gute Mutter hatte in ihrer Herzensgüte und völligen Verständnislosigkeit den ganzen kleinen Kreis aufgeboten und angespornt, ihr Kind zu erfreuen und zu zerstreuen. Und Inge war es zumute, als läge ihr Gram bloß vor den fremden, mitleidigen Augen, und sie wollte doch keinen Einblick geben in ihr Herz.

Sie fühlte, es gab nur eins: das Mitleid abwehren, sich zusammenzunehmen. Sie lächelte liebenswürdig, aber ein wenig kühl, und wendete sich zu Eggermann: „Herr Doktor, bitte, erzählen Sie mir von Ragusa, ich möchte die Stadt doch mit einigem Verständnis sehen."

Eggermann sah, sie wollte sich gewaltsam aus ihrer Versunkenheit emporreißen, und er sollte ihr dabei helfen.

„Das ist recht, Kind," sagte Frau Gerolshofen mit starker Betonung, „ich bin so froh, wenn du wieder Interesse hast."

Um Inges Mund zuckte es herb, aber sie ließ sich geduldig von Herrn von Schramm auseinandersetzen, daß die dalmatischen Garnisonen bei den Offizieren verhaßt und gefürchtet seien. „Man ist ganz aus der Welt hier unten," sagte er, „und Cattaro ist noch schlimmer."

Eggermann war an die Reeling getreten und sah hinüber auf die wildzerklüftete Küste Dalmatiens, an der das Wasser fraß und bohrte, so daß die Felsenriffe ausgemergelt gleich Skeletten ins Meer hinausragten. Das Wasser arbeitete wie in Haß und Wut, aber die uralten Felsen leisteten ihm eisernen Widerstand. Hochauf spritzte der Gischt, es sah aus, als bäumten sich weiße Rosse aus den blauen Fluten an den Felsen empor. Einzelne Klippen waren vom Festlande losgesprengt und ragten weit draußen aus dem Meere, schwarz und trotzend. Und die Wogen tändelten und spielten um ihre Leiber, als wollten sie kosen, wo sie zerstörten. Ein hoher, großliniger Berg hob sich an der Küste. Auf seinem Gipfel leuchtete das Fort Imperial, und zu seinen Füßen, an seine Brust gebettet, lag Ragusa.

Mit einer langsamen und feierlichen Wendung glitt die „Brioni" in den Hafen von Gravosa. Ein Menschenfülle wartete am Kai auf das fröhliche Ereignis ihrer Ankunft. Tücher winkten, Uniformen blitzten, und grelle Farben glühten unter dem Mittagshimmel.

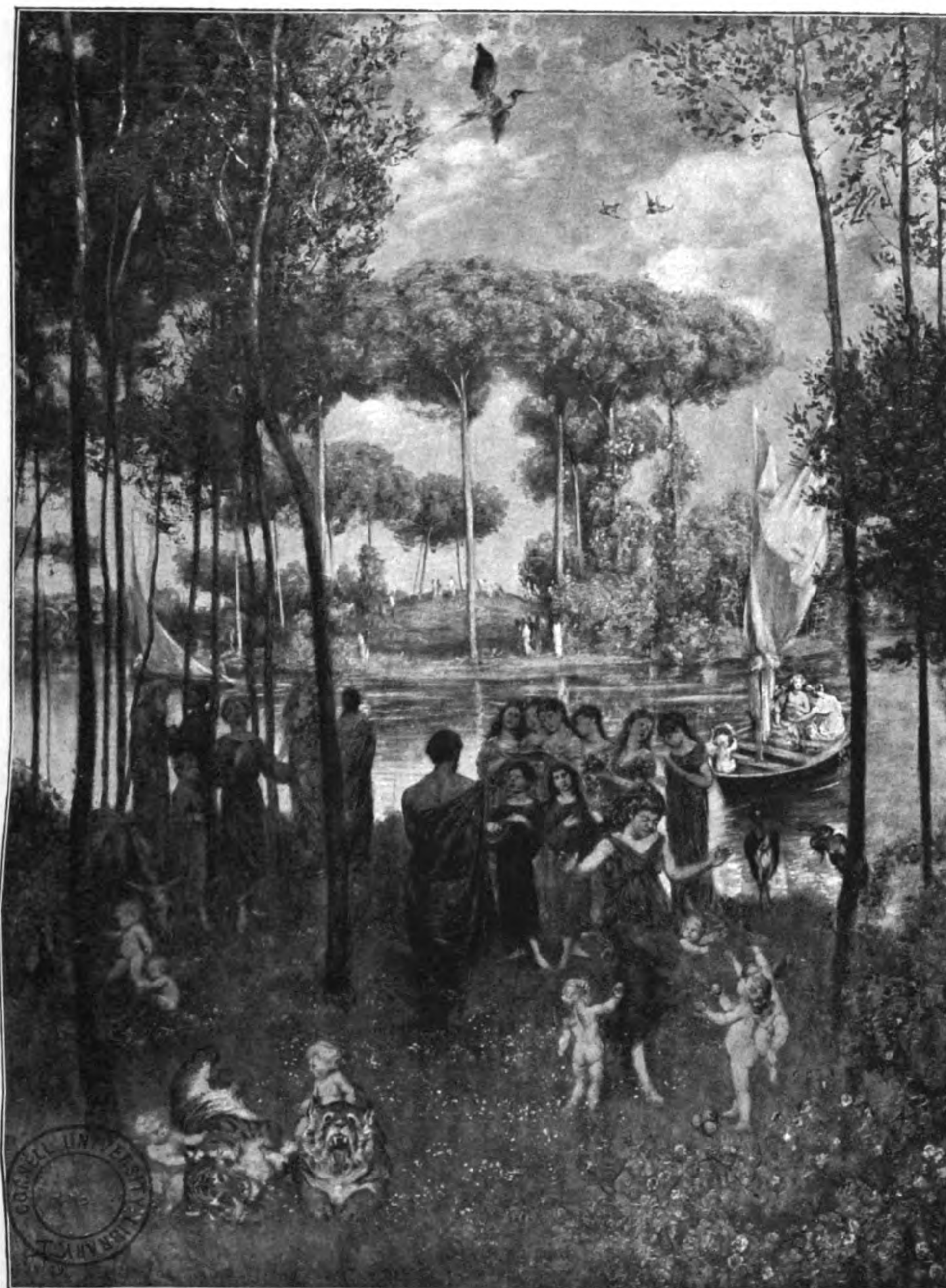
An der Reeling standen die Passagiere voll Ungeduld, die meisten wollten nach Ragusa hinüberfahren.

Doktor Eggermann hielt sich dicht an Inges Seite. Er sah, daß auf ihren Wangen eine helle Glut brannte; in den Augen war ein ungestümer Glanz, ihre Hand auf dem silbernen Schirmgriff bebte. Sie hatte den schwarzen Schleier herabgezogen, um ihr Gesicht vor Neugierde und Mitleid zu schützen.

Schweigend bot er ihr den Arm, als sie sich durch die Menschen drängen mußten. Kaum fühlte er den leichten Druck ihrer Hand, aber ihre große Erregung spürte er wohl an dem unsicheren Schritt.

Die andern waren schon weit voraus und hatten bereits zwei Wagen herangewinkt. Frau Gerolshofen schwenkte den Schirm, aber Eggermann beschleunigte seine Schritte nicht, und er erreichte, daß die vier in den Wagen stiegen, ihnen noch einmal zunickten und dann vorausfuhren. Sie selbst folgten ihnen im zweiten Wagen in einiger Entfernung.

Über die weißleuchtende staubige Chaussee geht es hin, zwischen duftenden Gärten hindurch, vorbei an hellen Villen, die alle aussehen, als könnten sie nur glückliche Menschen bergen. Auf der Straße ist ein fröhliches Gewimmel prächtiger Volkstrachten, deren Goldstickereien flimmern und deren satte Farben malerisch leuchten. Große schöne Gestalten sind unter dem Volke, mit guter Haltung und geschmeidigen Bewegungen.



Hans Thoma: Gefilde der Seligen.

Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.
Original im Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.

Rechts türmt sich die stolze Feste San Lorenzo auf einem mächtigen Felsenkoloß, stolz emporragend aus den schäumenden Fluten, die an dem Gestein bohren und wühlen. Und draußen im Meer schwimmt die Waldinsel Lacroma wie ein grünes Schiff auf blauer See.

Eggermann sieht mit weiten Augen auf die zauberische Landschaft. Ihm ist, als müßten seine begeisterten Worte an Inges Herz rühren und in ihr denselben Schönheitstaumel wecken, von dem er selbst erfaßt ist. Er vergißt, daß neben ihm eine vom Leben schwer Verletzte sitzt, und sein Entzücken reißt ihn fort, sein Enthusiasmus ist so jung und stark!

Da trifft ihn jäh ein gequälter Blick. Er verstummt sofort und errötet heiß. Er hat das Gefühl, als habe er eine Taktlosigkeit begangen.

„Verzeihen Sie," sagt Inge traurig, „ich störe Ihnen die Stimmung, aber ich kann mich nicht mit Ihnen freuen. Sehen Sie dort — das große weiße Hotel Imperial. Dort die Terrasse im zweiten Stock — da haben wir acht Tage gewohnt. Acht schöne Tage! Mit dem Blick auf das blaue Märchenmeer. Die letzten acht Tage, in denen wir vollkommen glücklich waren. Es war kurz vor dem Ausbruch der Krankheit." Ihre Augen hingen mit einem verzückten Blick an der Terrasse, ihr ganzer Körper zitterte. „Die Abendstunden", sagte sie leise, „wie ein Hauch, wenn der Mond seine goldene Bahn auf die Adria warf."

Eggermann nahm ihre kalte Hand; ihr Gesicht hatte den Ausdruck einer Erschöpften.

Sie preßte leidenschaftlich seine Hand. „Bitte, lassen Sie beim Hotel halten! Ich will versuchen, das Zimmer noch einmal zu sehen. Die Tapete war blau wie der Himmel draußen, die Vorhänge wie lichte Sommerwölkchen, und in dem großen Sessel haben wir beide gesessen." Sie sah ihren Begleiter nicht mehr; wie ein Fieber hatte es sie gepackt.

Mit beiden Händen hielt er ihre unruhige Hand fest. „Sie dürfen nicht, Inge! Welche Qual für Sie, welche Selbstzerstörung, welche Enttäuschung vielleicht! Das Zimmer wird Ihnen häßlich und nüchtern erscheinen, es werden Kleider und Spuren fremder Menschen darinnen sein."

Sie hatte sich halb im Wagen aufgerichtet. „Ich will das Zimmer sehen!" sagte sie flehentlich.

„Inge, Sie werden zusammenbrechen. Bitte, lassen Sie von dem Gedanken ab, wollen Sie dem gesamten Personal ein Schauspiel geben?"

Das traf sie. Sie zuckte auf, sank in sich zusammen und sah mit blicklosen Augen vor sich hin.

Er ließ ihre Hand nicht los. Er wußte, daß sie litt, und doch war ein leises Frohgefühl in ihm, denn zum erstenmal war die Vergangenheit vor den harten Anforderungen der Gegenwart gewichen.

Sie fuhren durch die Porta Pille, über deren altes Gemäuer blutrotes Blattwerk kroch, wie ein Netz von Adern, das den alten Stein belebte. Inge hatte keinen Blick für das bunte, fröhliche Leben des Stradone, für die köstlichen Auslagen der Schaufenster und für die vornehme Front des Rektorenpalastes. Sie saß wie gebrochen im Wagen, und als die Mutter vor dem Palast ausstieg und an den Schlag trat, in der Erwartung, Inge würde auch aussteigen, wehrte sie müde ab: „Bitte, laßt mich, ich bin müde!" Da traf sie ein aufmerksamer Blick aus Frau von Moorbrandts flinken Augen, und sie fügte hinzu: „Ich kenne ja alles schon, es ist mir nichts neu."

Als Eggermann auf dem Wagentritt zögerte, zuckte ihre Stirn in leiser Ungeduld. „Bitte, sehen Sie sich nur alles an, ich bin gern eine Weile allein."

Er fühlte, daß seine Gegenwart sie störte, und ging.

Inge dachte erbittert: Warum hat er mich nicht gelassen? Vielleicht war das Zimmer doch unverändert, und wenn ich fünf Minuten hätte drinnen träumen dürfen, dann hätte ich all die wonnigen Stunden noch einmal durchkostet.

Sie hatte das Gefühl, als hätte Eggermann ihr widerrechtlich etwas genommen. Da traf sie sein Blick über den ganzen Platz hinweg. In seinen Augen stand eine tiefe, ernsthafte Innigkeit. Er hatte doch wohl recht. Wenn sie zusammengebrochen wäre vor indiskreten Domestikenaugen, wie grausam! Er beschützte sie, das fühlte sie deutlich, er beschützte sie vor sich selbst. Warum tat er das? Warum opferte er ihr die Sorglosigkeit seiner Reise und beschwerte sich mit

ihrem Geschick? Nur weil er Erwins Freund war?

Ohne daß sie es wollte, halb unbewußt, glitten ihre Gedanken aus der Vergangenheit zu dem Lebenden hinüber, der sich an ihre Seite gestellt hatte, als gehöre er dorthin von Anbeginn. Ein leises Bangen war in ihr, wie das Ahnen einer neuen Schicksalsmacht, die nach ihr griff, aber herb verschloß sie sich. Eggermann sollte ihr nichts sein als der Freund des Geliebten, ein feinfühliger, lieber Weggenosse für eine kurze Strecke.

Das hübsche leichtsinnige Lachen der Frau von Moorbrandt schallte zu ihr herüber. Die flirtete offenbar mit dem Österreicher, der strahlend auf das leichte Spiel einging. Jetzt tauchten beide in das Gewühl der Stradone unter, Frau von Moorbrandt wollte unzählige Einkäufe machen.

Frau von Schramm ging neben Frau Gerolshofen. Sie konnte nicht genug von Inge hören und fragte immer wieder nach allen Einzelheiten ihres Schicksals. Sie hatte eine backfischhafte Schwärmerei für die junge Witwe und träumte von einer tiefen Freundschaft. Die Wochen in Korfu würden das vielleicht entwickeln.

Sie kamen mit Eggermann gleichzeitig bei Inges Wagen an, und man beschloß nun, zu viert vorauszufahren, da die Mittagsglut Inge sichtlich angegriffen hatte.

Sie fuhren an Frau von Moorbrandt vorbei, die bereits eine Menge bunter Schals und Stickereien über dem Arm trug und mit ihren hübschen Augen die Vorüberfahrenden glückselig anstrahlte. Sie sah allerliebst und vergnügt aus, wie viele Frauen, wenn sie ohne Zweck und Überlegung kaufen, was ihnen einen flüchtigen Augenblick gefällt.

Herr von Schramm stand eben vor einem Waffenhändler und hielt einen großen goldstrotzenden Krummsäbel in der Hand. Er sah sich gar nicht nach dem Wagen um, so vertieft war er in den Handel.

Frau von Schramm machte eine jähe Bewegung, als ob sie aus dem Wagen springen wollte. Sie war ganz nervös, und ihr ruhiges Madonnengesichtchen bekam einen gequälten Zug. „Gewiß kauft Fredy diese Waffe," sagte sie gedrückt. „Er kann gar nicht mit Geld umgehen, er ist so leichtsinnig und rechnet nie; wenn ihm etwas gefällt, vergißt er seine Grenzen. Ich hätte ihn nicht allein gehen lassen sollen. Er macht mir oft Geschenke, über deren Kostbarkeit ich bitterlich weinen muß! Aber ich wage nie, ihm die Freude zu verderben. Ach, er kann sich wundervoll freuen." Sie richtete sich im Wagen auf und versuchte die Straße hinabzuspähen. „Wenn er nur diesen Säbel nicht kauft —"

„Ich glaube kaum, gnädige Frau," sagte Eggermann. „Diese Dinge sind meist Fälschungen, das wird ihm auch bekannt sein."

„Ach, Sie kennen Fredy nicht," sagte die junge Frau mit einem schüchternen spöttischen Lächeln. „Wenn ihm etwas gefällt, würde er dem besten Kenner nicht glauben, daß es unecht ist."

Inge sah zum erstenmal mit Interesse auf die junge Frau. Die hatte ihr doch bisher so glückselig geschienen, und doch trug sie ein heimliches Leid, das an ihr fraß, das sie unsicher und ängstlich machte. Das verriet das nervöse Spiel der Brauen und das schmerzliche Zucken der Mundwinkel. Und dies Leid verschuldete der geliebte Mann? Er war es, der ihr die Ruhe nahm und ihr Glück gefährdete?

Inge dachte daran, daß in ihrer Ehe nicht eine Stunde des Bangens oder der Sorge gewesen war, bis das Schicksal gewalttätig eingriff. Die kleinen Nöte des Alltags, die häßlichen, kleinlichen Schatten waren ihr alle erspart geblieben; sie hatte nur ein ganz großes Glück besessen und einen großen Schmerz. Und auf einmal schien es ihr, als müsse sie dankbar sein, daß in ihrem Leben nur das Große gewesen war.

Als sie aus ihren Grübeleien aufsah, waren sie nahe am Hafen von Gravosa. Sie hatte das weiße Hotel mit der Terrasse nicht mehr gesehen, sie hatte vergessen, ihrem Herzen von neuem den Stachel einzubohren.

Dicht hinter ihnen kam der Wagen mit Frau von Moorbrandt und Herrn von Schramm. Als er seine Frau sah, schwenkte er den goldenen Krummsäbel triumphierend über seinem Kopfe, daß die Gehänge klingelten.

„Er hat ihn doch gekauft," sagte die junge Frau tonlos. „Ich wußte ja, er kann nie widerstehen." Eine sanfte Traurigkeit breitete sich über ihr Gesichtchen.

Frau Gerolshofen tätschelte ihr aufmunternd die Hand. „Lassen Sie den Kopf nicht hängen, Liebste, er wird mit den Jahren

schon bedächtig werden. Solch ein goldenes Temperament ist doch wie Sonnenschein."

Da lächelte Frau von Schramm tapfer, und als ihr Mann ihr das Schwert in die Hand legte, bewunderte sie es; kein Blick verriet, daß sie den Kauf mißbilligte. Die strahlende Freude des Gatten war unwiderstehlich.

Eggermann sah sofort, daß die Waffe eine wertlose Nachahmung war — er hatte ein fein ausgeprägtes Gefühl für alles Echte —, aber auch er mochte Schramm die Freude nicht verderben. —

Inge fühlte sich zu matt, um sich noch zu Tisch umzuziehen, sie zog sich gleich zurück und legte sich zur Ruhe. Sie hatte das Gefühl, unendlich viel erlebt zu haben in den wenigen Stunden, Dinge, die außerhalb ihres Schmerzes lagen.

Sie sah nicht mehr, daß ein goldener Abend sich auf die Berge Dalmatiens senkte.

Den ganzen nächsten Tag zog sich Inge scheu vor Eggermann zurück. Sein Einfluß, den sie in Ragusa so stark gefühlt hatte, ängstigte sie, und ihr war, als finge in seiner Nähe Erwins Bild an leise zu verblassen. Denn sie bemerkte wohl, daß Eggermann wenig von dem verstorbenen Freunde sprach, und wenn er ihn erwähnte, klang seine Stimme seltsam kühl. Sie fühlte, zwischen beiden stand etwas, das ihr fremd war und sie beunruhigte.

Eggermann sah, daß sie ihn mied. Zuweilen wallte seine Ungeduld stark auf, und er dachte ungestüm: Ich habe doch das Mittel in der Hand, Erwins Macht zu brechen. Wenn ein unbedachter Augenblick mir das Wort entreißt, ist ihr Glaube verloren.

Wenn er sie nicht sah, wuchs seine Liebe zu leidenschaftlichem Verlangen, und eine süße Sehnsucht trieb ihn rastlos umher. Sein Blut drängte ihn dann zu einer raschen Entscheidung und begehrte nach ihrem Besitz. Und wenn er sie dann kommen sah, mit der weichen, müden Grazie ihrer Bewegungen und der mädchenhaften Haltung des feinen Kopfes, dann war ihm, als habe nie ein Mann sie besessen, als müsse er der erste sein, der den stolzen Mund küßte.

Doch wenn er in ihre Augen sah, in denen noch all ihr Witwenleid stand, dann sanken seine wilden Gefühle zusammen in einem tiefen Erbarmen, und er wußte, daß er noch lange still und wunschlos neben ihr herschreiten müßte, denn noch gehörte sie ganz dem andern. Dann hielt er Blick und Worte zurück, damit sie sein sehnsüchtiges Werben nicht fühlte, und war ihr nur der Freund, der ihre Seele am besten begriff.

Sie waren selten allein. Der kleine Kreis schloß sich fest um sie beide. Nur manchmal, wenn Frau von Moorbrandts Munterkeit und Schramms Lebhaftigkeit für Inges müde Nerven zuviel wurden, dann zog sie sich zurück, und auch Eggermann wagte dann nicht, ihre Einsamkeit zu stören.

Einmal aber war sie gekommen und hatte ihre Hand leise auf seinen Arm gelegt. „Ich halte das Alleinsein nicht aus, Herr Doktor, bitte, setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir von Erwins Studentenjahren. Ich weiß so wenig aus seiner Vergangenheit, wir haben immer nur von der goldenen Gegenwart gesprochen."

Da hatte er ihr aus der gemeinsamen Jugend erzählt, und über den alten frohen Erinnerungen hatte er die Kluft vergessen, die sie zuletzt geschieden, und Erwin war wieder sein alter Freund, den er von Herzen geliebt hatte.

Inge fühlte den warmen Hauch, der durch seine Worte ging, und ihre Augen leuchteten in stiller Freude. Plötzlich beugte sie sich weit vor und sah ihn groß an. „Sagen Sie mir, Erwin hatte wohl ein leicht entflammtes Herz? Er hatte viele Lieben, nicht wahr? Die Frauen spielten eine große Rolle in seinem Leben?"

Eggermann errötete rasch und flüchtig. Konnte er den traurigen Augen die Wahrheit sagen, daß Fontenay seine Liebe verschenkt hatte wie Kupfergeld? Das war doch nicht möglich! Er mußte wieder lügen: „Er war ein Frauenliebling," sagte er zögernd.

Inge atmete schwer. „Sie wollen mich nur schonen. Ob seine Liebe zu mir vorgehalten hätte, bis ans Ende? Zum erstenmal denke ich das —"

„Sie dürfen nicht daran zweifeln," sagte Eggermann herzlich. „Damit tun sie ihm unrecht. Seine Liebe zu Ihnen war tief und stark!"

„Ja," sagte Inge andächtig, und alle Zweifel versanken.

Eggermann dachte: Wie schwer ist das, ich muß ihn verteidigen gegen meine Überzeugung, ich muß sein Andenken schützen vor

dem kleinsten Mißtrauen, und ich weiß doch, daß er oft heiß und toll geliebt hat und Ewigkeitsschwüre tat, die er nach einigen Monaten vergessen hatte. Und wieder packte ihn die Bewunderung für die Liebeskraft dieser Frau, die jeden Zweifel lächelnd im Keim erstickte und ihren Glauben an den Mann hochhielt wie ein Banner. —

Sie hatten goldene Tage, an denen die Adria in ihrer tiefsten Leuchtkraft sprühte und mit der Sonne spielte. Das Schiff fuhr wie durch flüssiges Gold, das sich vor seinem Bug teilte und an seinen Lenden emporflimmerte. Die Natur entfaltete die ganze Zauberkraft des blauen Südens. Die Küste zeigte weiche, sanfte Silhouetten und wilde Klippen, stille Buchten und schäumende Strudel. Wie ein Fjord, fern von der Meeresstraße, war die Bocche von Cattaro, und die Stadt leuchtete weiß am Fuße der schwarzen Berge.

Inge saß mit stillen Augen, und ganz leise schlich sich die Wunderschönheit dieser Tage in ihre Seele. Die schmerzlichen Erinnerungen verloren an Schärfe und Qual, es war nur noch ein stumpfes Weh in ihr, das sie nicht blind machte für die leuchtenden Tage. Sie sah Schönheiten, die sie an Erwins Seite nicht gesehen, weil ihr junger Liebesrausch sie blind gemacht hatte, und obwohl diese zweite Reise eine Erinnerungsfeier war für den Toten, ein Opfer für ihren Schmerz, kam leise und unmerklich das Neue an sie heran, und das Leben schob sich ganz sacht in ihre Gedanken und Gefühle. Sie wehrte sich dagegen, denn sie meinte, sie sei jeden Gedanken dem Toten schuldig, aber mit der Sonne, mit der Luft, mit den göttlichen Farben atmete sie neue Eindrücke ein, die in ihr hafteten und ihr wohltaten.

Eggermann war der einzige, der die leise Wandlung in ihr spürte, denn er hatte seine Seele so fein auf sie eingestellt, daß er jede Schwingung, die kleinsten Stimmungswechsel in ihr wahrnahm. Die andern sahen in Inge immer nur den Schmerz, der sie wie ein Panzer umgab.

Auf der Höhe von Korfu, als die Insel schon wie ein goldenes Schiff am Horizont stand, verdunkelte sich der Himmel mit einer jähen und unheimlichen Geschwindigkeit, die Adria sah schwarz aus wie der Rachen eines Ungeheuers, und die weißen Schaumkronen wirkten wie verängstigte Sturmvögel.

Ein rasendes Gewitter brach los. Über den albanischen Bergen zuckten die Blitze wie Feuerschlangen auf, der Donner krachte unmittelbar mit einem scharfen, fürchterlichen Knattern, die Adria schien zu kochen, und ein toller Regen stürzte betäubend mit fürchterlicher Wucht hernieder, so daß alles ringsum von Wasser sprühte. Die Donnerschläge folgten einander in beängstigender Geschwindigkeit, und eine Windsbraut sprang auf, jagte über die Wogen und wirbelte eine Wassersäule vor sich her, gerade auf das Schiff zu. Wie ein Seegespenst in wahnsinniger Geschwindigkeit jagte die Wassersäule heran.

Sämtliche Passagiere flüchteten in die Kajüten, und der Sturm war so stark, daß sie nur mühsam die offenen Türen gewinnen konnten.

Da brach der Wassersturz auf das Deck hernieder, ein ohrenbetäubender Lärm dröhnte bis in die tiefsten Schiffsräume hinab. In diesem Augenblick scholl über das Lärmen von der Kommandobrücke eine helle grelle Stimme herab: das Schiff stand.

Die Passagiere starrten sich in die weißen Gesichter, jeder glaubte an eine Katastrophe, doch schon nahm der Dampfer seinen Kurs wieder auf. Der erste Offizier trat herein und sagte mit einem kleinen Lächeln: „Es war nichts, meine Herrschaften, ein Fischerboot war von dem Wirbelwind erfaßt und in den Kurs des Dampfers geschleudert worden, aber es ist mit heiler Haut davongekommen, weil wir rechtzeitig stoppten. Das Wetter ist auch vorüber."

Wirklich war es draußen stiller geworden, der Regen fiel sanfter. Die Passagiere wurden rasch lebhaft, und Frau von Moorbrandt sagte laut und fröhlich: „Gottlob, daß wir etwas erlebten!"

Eggermann stand neben Frau Gerolshofen. „Ihre Frau Tochter ist in ihrer Kajüte?" fragte er gedämpft durch das Lärmen der Stimmen. Sie nickte. Aber eine Unruhe trieb ihn hinaus auf das nässetriefende Deck, auf dem einige Verheerungen noch von dem Überfall des Wetters sprachen. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß Inge mit dem Tode gespielt hatte.

Und da sah er sie, vorn am Bug, an das Geländer gelehnt, ruhig und gleichmütig in ihren triefenden Kleidern. Ein heißer Schreck packte ihn. „Gnädige Frau, wissen Sie, daß Sie leicht hätten von Bord gespült werden können?"



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Karl Kaltenmoser: Langtauferertal.

Sie schwieg und sah ihn an mit einem ganz kleinen Lächeln, als spöttelte sie über seine Angst. Begriff er denn nicht, daß es für sie gar keine Todesfurcht gab, daß die Lebensfurcht viel, viel schlimmer war? Ahnte er denn nicht, daß sie nur darauf gewartet hatte, in die wilde See hinabgewirbelt zu werden?

Sie sah in seine traurigen Augen und reichte ihm freundlich die Hand. „Um den Tod zu fürchten, muß man das Leben liebhaben," sagte sie.

Da brach seine tolle Sehnsucht aus ihm heraus. „Solch eine Liebe ist mit dem Leben nicht zu teuer bezahlt!" sagte er wie erstickt.

Die Sonne brach in diesem Augenblick froh und klar aus den Wolken, und über Korfu stand ein farbenprächtiger Regenbogen. Die weißen Häuserfronten am Hafen leuchteten freundlich herüber, und in der Bucht wimmelte es von Booten, die durcheinanderschwirrten wie Ameisen. Ein paar große Schiffskolosse lagen träge in der Sonne, wie schlafende Ungeheuer, und über einem hellen Schiffsleib flatterte in der leichten Brise die deutsche Kriegsflagge.

Einen Augenblick stand Inge in das Sonnenbild versunken, und die Erinnerungen wollten sie packen und schütteln. Sie hatte damals mit Erwin auch an der Reeling gestanden und hatte auf die weißen Häuser und das graue Kastell geschaut, und er hatte heiß an ihrem Ohr geflüstert: „Hier bleiben wir, das ist der Ort für unsre Liebe." Ein Schluchzen stieg ihr in die Kehle.

Da sagte Eggermann leise neben ihr: „Sie müssen sich umziehen, gnädige Frau, sonst sind Sie nicht rechtzeitig fertig."

Und wieder griff die Notwendigkeit des Alltags nach ihr und riß sie aus ihren bangen Träumen.

Frau von Moorbrandt kam aus der Kajüte geflattert in einem hellen Kleid, jugendlich und voll Erwartung. „Oh, ein deutsches Kriegsschiff! Das ist ja schon die ‚Melusine'! Geben Sie mir Ihr Glas, Herr Doktor! Ich muß sehen, ob es das Schiff meines Jungen ist. Wahrhaftig! Oh, wie wundervoll! Wie freue ich mich! Ob ich ihn heute sehen kann? Ob man wohl zu dem Kriegsschiff fahren darf, um ihn zu besuchen?"

Sie wartete gar keine Antwort ab, sie vergaß alles über dem einen Gedanken, ihrem Jungen so nahe zu sein. Zum erstenmal fühlte Eggermann eine Regung von Sympathie für sie. Ihre Freude war so stark, so rührend in ihrer Ungeduld.

Sie zählte die Koffer, beschäftigte Stewards und Stewardessen, gab fürstliche Trinkgelder und war aufgelöst vor Erwartung.

Eggermann beobachtete schweigend, wie der weiße Körper der „Brioni" von den Booten umschwärmt wurde, wie die Korfioten flink und behend die Treppe emporklommen und sich mit ihren Angeboten auf die Fremden stürzten. Man konnte sich nur mühsam seiner Haut wehren. Er winkte einem Portier: „Hôtel Belle Venise." Es war das Hotel, in dem man gemeinsam logieren wollte.

Herr von Schramm arbeitete sich zu ihm hindurch. „Da wären wir also!" rief er, und sein sorgenloses Gesicht strahlte. „Ich freue mich wie ein Kind auf die nächsten Wochen."

Auch das Gesicht der Frau war hell, der ernste Zug war verschwunden. Es war, als atmete die helle Insel Lebensfreude und Ruhe dem Schiff und ihren Gästen entgegen.

Nach vielem Hin- und Herreden und Laufen, zahllosen Fragen, zwecklosen Antworten war man endlich in den Booten verstaut, die schwankend und schaukelnd von der „Brioni" abstießen. Am Ufer warteten offene Wagen, und nach einer ganz kurzen Fahrt am Kai entlang leuchtete ihnen das Hotel schon entgegen.

Frau von Moorbrandt konnte sich kaum zügeln. „Wie wunderschön ist's hier! So nahe am Meer, und gegenüber die alte Fortezza auf ihrem grauen Felsen! Ich will ein Zimmer mit dem Blick aufs Meer, damit ich immer die ‚Melusine' sehen kann."

Im Vestibül des Hotels hörte Eggermann Inges Stimme leise und hastig sagen: „Ich möchte Zimmer Nr. 14."

Der Portier warf einen Blick auf die schwarze Tafel und bedauerte, daß das Zimmer für mehrere Wochen besetzt sei.

Inge war blaß, es war, als wollte sie umdrehen und davongehen. Frau Gerolshofen nahm leise ihren Arm. „Sei vernünftig, Kind."

Aber Inges Blick blieb trostlos, willenlos und gleichgültig ging sie die breite Hoteltreppe hinauf. Es war ihr, als sei ein Licht in ihrer Seele ausgelöscht, da sie nicht das Zimmer erhielt, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte.

Sie erhielt ein großes luftiges Zimmer mit dem Blick auf das Meer, über dem in der Ferne die zarte Kontur der Berge von Albanien schwamm.

Frau Gerolshofen öffnete weit die Fenster. „Sieh, wie hell und gemütlich wir es haben werden, Kind, ich gleich nebenan mit der Verbindungstür. Wie schön sind diese Zimmer zum Ruhen und Erholen!"

Inge antwortete nicht; sie sah mit müden Augen den flinken, energischen Händen der Mutter zu, die einen Koffer nach dem andern aufschloß und die Kleider in die Schränke und Schubladen einräumte. Sie hatte die Gabe, mit wenigen Kleinigkeiten einem Zimmer ein persönliches und behagliches Aussehen zu geben. Sie verteilte ein paar Kissen, einige Bilder, legte die Schreibmappe zurecht, und das Hotelzimmer hatte seine kahle Fremdheit verloren.

Inge empfand die Fürsorge der Mutter wie eine Wohltat, sie enthob sie jeder Mühe und jeder Entscheidung in den praktischen Dingen der Reise. Sie gehörte ganz sich selbst. „Ich möchte heute nicht mit unten essen," sagte sie.

„Dann bleibe ich auch hier oben."

Inge wehrte ab. „Nein, Mutter, bitte nicht, ich möchte früh schlafen." Und sie begann sich langsam auszukleiden, obwohl die Dämmerung erst zaghaft durchs Fenster sah und von der Straße gedämpfte Laute des regen Lebens zu ihnen hinaufdrangen.

Sie fühlte eine bleierne Müdigkeit in allen Gliedern und eine seltsame Schwere der Gedanken. Es war ihr, als breitete sich der Schlaf schon über sie, aber sie wehrte sich: „Ich will an Erwin denken. Ich will an die erste Nacht denken, die wir hier verlebten." Und wie das Bild des Geliebten lächelnd vor ihr aufstieg, sank sie in einen tiefen, süßen Schlummer, und als Frau Gerolshofen sich später erstaunt und ungläubig über sie beugte, da lagen die dunklen Wimpern fest auf den Wangen, in die ganz sacht eine leise Röte gestiegen war.

„Gottlob!" sagte die Mutter leise, und als unten im Speisesaal Eggermann ihr erwartungsvoll entgegensah, nickte sie ihm vergnügt zu: „Sie schläft."

Da lächelte auch er vor sich hin, wie über eine frohe Botschaft. Sie schlief und zerquälte sich nicht mit trostlosen Gedanken — welch stiller und guter Verbündeter war doch der Schlaf!

In dem hellen Speisesaal, in dem ein unhörbares Hin und Her der Kellner, ein kaum merkliches Klirren von Porzellan verriet, daß der erste Gang serviert wurde, trafen sich Eggermann und Schramm, und in dem gleichen Augenblick kam auch Frau von Moorbrandt in Abendtoilette die Treppe herunter.

„Ich habe bereits Plätze belegen lassen," sagte Schramm eifrig. „Wir treten ja fast wie eine Familie auf."

Man setzte sich, und Schramm und Frau von Moorbrandt betrachteten die übrigen Gäste mit einem diskreten, gespannten Interesse. Sie wisperten sich ihre kleinen Bemerkungen gegenseitig zu und verzogen dabei keinen Muskel ihrer Gesichter, nichts verriet ihre Neugierde und ihre Beobachtungen. So übermütig und kindlich ihr Verhalten auch war, nach außen hin wirkten sie durchaus comme il faut.

Frau Gerolshofen und Frau von Schramm unterhielten sich über ihre Zimmer, und Eggermann sah schweigend vor sich nieder. Er fühlte, daß nichts ihn mit diesen Menschen verband und daß er sich allein und unbehaglich fühlte, sobald Inge fehlte. Wenn es mir nicht gelingt, sie zu erobern, dachte er, dann werde ich mein Leben lang ein Einsamer bleiben. Er konnte sich gar nicht für die kleinen pikanten Beobachtungen der andern interessieren, die gemeinschaftlich begannen, die andern Gäste durchzuhecheln.

„Sehen Sie den blassen eleganten Herrn drüben? Den großen schlanken meine ich, mit dem müden aristokratischen Gesicht? Das ist ein dänischer Graf, daneben die Dame in Lichtgrün seine junge Frau."

„Auf der Hochzeitsreise?" fragte Frau von Schramm interessiert.

Frau von Moorbrandt hob blitzschnell das goldene Lorgnon, eine Sekunde genügte ihr für einen scharfen, musternden Blick. „Sie sieht mir zu sehr nach Wintersport aus," sagte sie kritisch. „Der Teint ist von der Sonne und dem Schnee ruiniert, die Knochen sind auch zu schwer. Sie wirkt erdrückend neben seiner blassen Vornehmheit."

„Verlebt sieht er aus, Gnädigste," sagte Schramm leise lächelnd. „Ich wette, seine Vornehmheit ist Blasiertheit. Was meinen Sie, Doktor?"

Eggermann sah hinüber. Er sah ein sympathisches müdes Gesicht ohne Temperament

und Feuer, daneben eine rotbackige robuste junge Frau mit heißen, lebensfreudigen Augen. „Er wirkt dekadent," sagte er zustimmend.

„Sie wird ihm Hörner aufsetzen," sagte Frau von Moorbrandt bestimmt — sie liebte es nun mal, kleine Pikanterien in ihre Beobachtungen zu flechten.

Das Paar saß schweigend nebeneinander in korrekter Haltung. Beide beachteten ihre Nachbarn gar nicht, sie wirkten gewollt distinguiert und unnahbar. „Hochmütig," sagte Frau von Moorbrandt zwischen zwei Bissen, „mit denen ist's nichts. Aber einer, der mir gefällt, ist der da drüben!"

Sie wies mit dem Blick auf einen auffallend großen gut aussehenden Herrn in tadellosem Smoking. Schramm folgte ihrem Blick, und auch Eggermann sah unwillkürlich hinüber. Der Herr hatte ein großgeschnittenes, dunkelgebräuntes Gesicht mit tiefen Furchen und leidenschaftlichem Ausdruck, ein Gesicht, das auffiel und fesselte, doch wenig sympathisch war, denn die dunklen Augen hatten einen unruhigen, hin und her flatternden Blick. Er fühlte sich sofort beobachtet und quittierte mit einem raschen prüfenden Blick.

„Nachher im Rauchsalon, gelt, da machen Sie seine Bekanntschaft," bat Frau von Moorbrandt.

Doch Schramm neckte sie: „Soll das mein Konkurrent werden? Er hat — wie soll ich sagen? — ein gefährliches Gesicht!"

Eggermann nickte, auch er hatte einen unbehaglichen Eindruck.

„Ich finde ihn sehr interessant. Es kann nicht jeder blauäugig und blondhaarig sein," sagte Frau von Moorbrandt spitz.

Frau Gerolshofen hob den Blick flüchtig vom Teller, ihre leise materielle Veranlagung kam bei dem guten Menü sehr auf die Kosten. „Wir werden ja sehen!" sagte sie ohne Neugierde.

Frau von Schramm sah den Fremden mit stillen, prüfenden Blicken an, in denen die offene Frage stand: Wer und wie bist du wohl? Ohne die Reden der andern hätte sie ihn kaum beachtet, denn eigentlich interessierte kein Mann sie außer ihrem Fredy. Nun frappierte sie dies dunkle, seltsam gefurchte Gesicht doch.

Da hob der Fremde den Blick und sah sie an, betrachtete sie aufmerksam, prüfte die klaren Linien ihres reinen Gesichts, schaute in die großen Madonnenaugen, und in seinem Blick züngelte es rasch und heiß auf.

Frau von Schramm erschrak so sehr, daß sie erblaßte und nicht mehr wagte, nach der unteren Tischseite zu sehen. Aber die dunklen Augen des Fremden kehrten immer wieder zu ihrem feinen, liebreizenden Profil zurück, über dem die rötlichen Haare sich in Anmut türmten. Zuweilen kreuzte sich sein Blick mit Frau von Moorbrandts kecken Augen, und er nahm ihre kleinen Manöver wahr, mit denen sie seine Aufmerksamkeit fesseln wollte, aber in seinen Mundwinkeln saß ein verstecktes Lächeln, das sagte: „Diesen Typ kenne ich zur Genüge!"

Frau von Schramm fühlte mit dem feinen Instinkt aller Frauen das glutvolle Interesse, das sie entfacht hatte. Sie war tief verwirrt und begriff nicht, daß die Gegenwart ihres Gatten, der so selbstsicher und ritterlich neben ihr saß, sie nicht vor fremdem Begehren schützte.

Frau von Moorbrandt ließ ihre Augen immer wieder über die Gäste gleiten. „Die andern interessieren mich nicht sehr. Alte Ehepaare sind nur interessant, wenn sie sich zanken, die beiden dürren Engländerinnen sind die üblichen: schlechte Haltung, große Zähne; die Griechinnen sind fürchterlich — wo die wohl seinerzeit das Venusmodell herhatten?"

Schramm sekundierte ihr lachend. Er fand diese Frau wirklich amüsant und unterhaltend und dachte verstohlen: Wenn doch mein liebes kleines herziges Frauchen von ihr lernen wollte! Sie sitzt immer so stumm und scheu daneben und imponiert keinem.

Es verletzte seine Eitelkeit ein wenig, daß seine Frau so ganz in den Hintergrund trat neben der mondänen Frau von Moorbrandt und neben Frau von Fontenay, die der Nimbus des großen Schmerzes über den Durchschnitt hob und adelte und allen Menschen eine ehrfürchtige Beachtung auferlegte. Und dabei war seine kleine Frau weit hübscher als die beiden, sie konnte nur nichts aus sich machen, die rührende Schlichtheit der Kleinstadt haftete ihr an.

Da sah sie ihn mit ihren ernsthaften braunen Augen so lieb und still an, daß er über seine törichten Gedanken errötete, und auf einmal war ihm, als hielte er einen Schatz, den er hüten und halten mußte mit frommen Händen. Ein beklemmendes Gefühl

wollte in sein leichtes, fröhliches Herz schleichen, aber er unterdrückte es wie etwas Fremdes. Ihr Blick weckte in ihm nur eine jähe Verliebtheit, und unter dem Schutze des Tischtuches suchte er ihre kühle Hand und beugte sich so dicht zu ihr, daß er den Duft ihrer Haut atmete.

Ein ganz leises Wehgefühl beschlich die junge Frau. Seine Verliebtheit verletzte sie in diesem Augenblick. War das denn die einzige Form, in der er auf sie einging? Kannte er den Blick tiefsten Verstehens nicht, den sie suchte? Antwortete ihr immer nur sein rasches Blut?

Sie entzog ihm ihre Hand mit einer leichten, ungeduldigen Wendung. Da traf sie in das beobachtende Auge des Fremden, und ihr war, als habe er ihr die Gedanken aus der Seele gestohlen. Sie hätte am liebsten geweint, so einsam fühlte sie sich plötzlich.

Nach Tisch saß man in den hübschen Korbsesseln der Halle. Jeder hielt das winzige Mokkatäßchen zwischen den Händen und kämpfte ein wenig mit der Abspannung der Reise. Eggermann sehnte sich nach Alleinsein, er zog den Ulster über den Smoking und verabschiedete sich, um einen Spaziergang zu machen. Die andern waren etwas enttäuscht, daß er allein ging, sie hatten schon einen so ausgeprägten Korpsgeist bekommen, daß sie sich wunderten, wenn einer der Ihren einen selbständigen Weg einschlug. Dann besannen sie sich aber auf ihre Abendtoiletten, deren knisternde Schleppen einen Spaziergang verboten.

Frau von Moorbrandt zündete sich eine Zigarette an und rauchte sie mit allerliebster Koketterie. Sie war sich wohl bewußt, in dem engen Kleide, in dem weiten Sessel, der lässigen Haltung ein gutes Bild zu sein, und tatsächlich traf sie der Blick eines jeden Mannes, der durch die Halle ging.

Schramm nötigte seiner jungen Frau eine Zigarette auf, weil er meinte, es müsse ihr gut stehen. Sie rauchte mit einem hilflosen Gesicht, mit ungeschickten Lippen, und er freute sich, er hatte gar keinen Blick dafür, daß ihr ganzes Wesen im Mißklang zu der eleganten kleinen Zigarette in ihrer Hand stand.

Frau Gerolshofen hatte einen Stoß deutscher Zeitungen erobert und sich mit Hingabe hineinvertieft. Es bereitete ihr eine kleine Genugtuung, zu wissen, daß genau dieselben Nachrichten in genau derselben Zeitung ihr Mann daheim abends in seinem roten Klubsessel sitzend in sich aufgenommen hatte, und außerdem war es erfreulich, daß sie keine Fortsetzung ihres interessanten Feuilletonromans verlor. —

Eggermann atmete auf, als er allein im Dunkeln war. Die Enge des Schiffsraums hatte ihm das Gefühl gegeben, als gehöre er nicht mehr sich selbst, als müsse er jeden Augenblick des Tages mit den Menschen teilen, die so dicht neben ihm atmeten und ihm durch das gemeinsame Schiffsheim eng verknüpft waren.

Nun war er wirklich allein. Er ging rasch eine Allee entlang, neben der, unterhalb einer weißleuchtenden Mauer, das Meer friedlich plauderte; zuweilen, wenn eine kleine Woge aufsprühte, klang es wie ein schelmisches Kichern. In den alten Bäumen flüsterte es ganz leise, als sprächen winzige Nachtgeister im Traume.

Von der Stadt her klang kein Laut, der Menschen verriet. Eggermann kostete das Gefühl vollkommenster Einsamkeit.

Aus dem Dunkel leuchtete eine helle Steinbank. Er setzte sich und sah zu der Fortezza vecchia hinüber, die sich trotz der Dunkelheit als schwere Masse gegen den Nachthimmel hob. Ein einziges Licht flimmerte droben wie ein gefallener Stern. Über der Stadt lag ein Lichtschein, und draußen im Hafen leuchteten auf den Schiffen die roten und grünen Lichter wie Augen, die still und wachsam in die Nacht spähen. Er mußte immer wieder hinübersehen zu diesen ruhigen Schiffsaugen, die nicht zuckten noch blinzelten, und er fühlte, daß eine große, gefaßte Ruhe über ihn kam. Die Nervosität des ungewissen Sehnens und Hoffens schwand, und in dieser Stunde war es ihm Gewißheit, daß Inge auf dem Wege zu ihm sei, wenn der Weg auch noch weit war.

Ihm war, als müsse solch eine tiefe, starke Liebe, die das Wesen des andern ganz begriff und umfaßte, ein Echo finden. Er meinte Inge ganz zu kennen, ganz zu verstehen, aus der starken Sympathie heraus, die aus dem Grunde seines Herzens emporgeflammt war wie ein Blitz, und die seither wie ein Licht sein Leben erhellte. Als sei ihre Seele ein Teil der seinen, so wesensverwandt und von gleicher Art erschien sie ihm. Er ahnte jeden ihrer Gedanken und



Helene von der Leyen: Geigenspielerin.

spürte ihm nach bis in die geheimsten Gänge ihres Wesens. Jedes Gefühl, ob Qual oder Freude, so leise angedeutet es sich auch an der Oberfläche zeigte, erfaßte und fühlte er mit. Er liebte jede ihrer Bewegungen, das Zucken ihres Mundes, die Klangfarbe ihrer warmen Stimme. Sie war sein, ob sie es auch nicht wußte; er hatte sie ganz in sich aufgenommen und lebte für sie, für sie ganz allein.

Und sie sollte nicht dieselbe starke Wesensgleichheit spüren? In ihr sollte nicht derselbe mächtige Zug erwachen, der sie zu ihm führte wie ein Naturgesetz, das in ihrem Inneren wurzelte?

Er lächelte den Schiffslichtern zu. Das Glück mußte ja kommen, es saß in ihnen beiden und wartete nur auf die Stunde der Reife. Und wenn ihr Herz auch an Erwin von Fontenay hing, der ihr junges Blut zum erstenmal geweckt und ihr den seligsten Jugendrausch geschenkt hatte, und der sie das Leiden gelehrt, das sie zum Weib, zur schmerzgeprägten Persönlichkeit gemacht hatte — diese reife, vollendete Persönlichkeit war frei, gehörte Erwin Fontenay nicht mehr. Der hatte nur das Sonnenlächeln der Erwachenden, das reife Weib hatte er nicht mehr gekannt, das war erst aus dem Leid geboren worden.

Und dieses Weib würde heute vielleicht den leichtlebigen, heißblütigen Erwin nicht mehr verstehen, würde wohl nie begreifen, wie man sich ein Glück durch Lug und Trug erschleichen konnte. Vielleicht würde die Zeit sie lehren, den Verlorenen zu sehen, wie er war, ein Mensch mit liebenswürdigen Gaben und großen Schwächen, kein Heros, wie ihr Kummer ihn verklärte. Und dann würde sie ihm die wehmütige Erinnerung weihen und ihr Leben dem Lebenden schenken. —

Eggermann erschrak. War der Weg zum Glück so klar? Oder gaukelte ihm die sehnsüchtige Hoffnung Trugbilder vor die Seele?

Sein Herz arbeitete so stark, daß es ihn von seinem Sitz emporriß. Er begann auszuschreiten, immer geradeaus, der Straße nach, die aus dem Dunkel hell leuchtete. Er sah nicht um sich. Er hatte die Empfindung, als wölbten sich über ihm mächtige fremdartige Bäume, die mit ihrer feuchten Wärme lind und schwer zugleich auf ihm lasteten.

Seine Gedanken klammerten sich an Inge fest und vergegenwärtigten sich jeden Ton und jeden Blick. Gewiß, sie war nicht mehr fremd und verschlossen gegen ihn, ihr Wesen öffnete sich ihm leise, sie suchte seine Gesellschaft und fühlte, daß keiner sie verstand wie er. Sie nahm seine Hilfe und dankte ihm mit innigem Blick. Er hielt die Fäden in der Hand, die ihre Schicksale verknüpfen konnten. Er konnte frohgemut auf dem Wege weitergehen.

Und leidenschaftlich wallte alles Blut in ihm auf. Er würde sie in seinen Armen halten, sie fest, fest an seine Brust pressen, den bangen Schlag ihres Herzens spüren und den Duft ihres losen Haars. Und küssen würde er sie, wie er noch nie eine Frau geküßt hatte.

Ein heißer Schauer rieselte über ihn hin. Dann kroch es an ihn heran wie Entsetzen, und ein Frost schüttelte ihn. Vielleicht träumte sie jetzt von Erwins Küssen, indes das Begehren eines andern Mannes sich um sie wand ...

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, die feucht war von Schweiß. Dann wandte er sich zurück, ohne sich umzusehen, wohin sein Weg ihn geführt hatte. (Schluß folgt.)

Rosen

Wenn der Wind den ersten schönen
Rosenkelch geöffnet hat,
Pilgert Jahr für Jahr mein Sehnen
Heim in meine Vaterstadt.

Windzerzaust und sonnenmüde
Schlummert halbvergessen hier
Eine junge Menschenblüte
Unter roter Rosen Zier.

Auf die schwarzumflorten Flügel
Nimmt es all mein junges Weh,
Bettet es an einem Hügel
Weinend in den Blütenschnee.

Lippen, die mich fröhlich küßten,
Die mich oft gesund gelacht,
Hände, die zu bannen wüßten
Alles, was mich traurig macht.

Bruno Wunderlich

Die Alten und die Jungen

Ein Mythos von Friedrich Carl Badendieck

Der Prophet der Jungen führt zu den Bergen und spricht:

„Kommt, wir wollen uns besprechen,
Kommt, wir wollen uns verbinden
Und die alten Tafeln brechen
Und die neue Losung finden!

Kommt, laßt uns die Ebnen fliehen
Und die engen dumpfen Gassen;
Oh, wir wollen nicht mehr knien,
Wo sie feig das Hassen hassen!

Kommt, laßt uns im Morgengrauen
In die Gletscherfirnen steigen
Und die Eisaltäre bauen
Mitten in das große Schweigen!“

Der Prophet der Alten führt zu den Tälern und spricht:

„Kommt zu mir, ihr stillen alten
Leute mit den Kinderseelen!
Laßt uns heute Zwiesprach halten,
Daß die Seelen sich vermählen.

Kommt, wir wollen zu den Wäldern,
Zu den Tälern niedersteigen
Und uns in den alten Feldern
Vor den alten Göttern neigen

Und in unsern stummen Hütten
Kauern vor des Herdes Scherben
Und um warmes Alter bitten
Und um stilles Sterben werben.“

Der Prophet der Jungen sieht die Alten von ferne und spricht:

„Seht, da gehn sie, die ihr Leben
An die feuchten Tiefen kleben!
Seht sie, die mit lahmen Lenden
Tiergleich in den Höhlen enden!
Wahrlich, ich nun will euch sagen:
Wer gewinnen will, muß wagen!
Ragend — wollt ihr mir vertrauen —
Will ich euer Leben bauen!“

Der Prophet der Alten sieht die Jungen von ferne und spricht:

„Seht, da gehn sie, die in Schweigen,
Wie wir einst, zu Berge steigen!
Seht sie, die mit großen Augen,
Wie wir, nicht ins Leben taugen.
Selig, die in kargem Lieben
An dem engen Herd geblieben!
Selig, die in kargem Hassen
Nie ihr warmes Tal verlassen!
Jeder kommt von droben wieder,
Wer hinauf, muß wieder nieder!

Wenn wir in die Gräber fallen,
Werden sie zu Tale wallen.“



Abbild. 1. Opfergefäße aus Bronze mit Reliefverzierungen. a für Wein, viereckig, mit Tierköpfen; b mit Ausguß und Griff; c mit zwei Griffen auf drei Füßen. b, c aus dem kaiserlichen Schatzhause zu Japan. Erstes Tausend n. Chr. (Aus Kokka, Heft 163.)

Vom chinesischen Kunstgewerbe

Von Dr. Oskar Münsterberg

Wir Europäer sind durch die Entwicklung der Techniken und Industrien gewohnt, zu fragen, ob ein Gegenstand praktisch, dauerhaft und billig ist; erst an zweiter Stelle fragen wir, ob er hübsch ist. Das Ideal der Schönheit hat in Europa immer neue Formen erhalten und ist auch heute noch im ewigen Flusse der Veränderung. Regierungsformen und Staatengebilde, Gesetze und Ideale sind wir stets zu wechseln bereit, sobald wir sie als unpraktisch erkannt haben. Um wieviel leichter wechseln wir unsre Sitten, nun gar unsre Geräte und unsern Zierat! Aus der ganzen Welt holen wir fremde Natur- und Rohprodukte zusammen, in fieberhafter Tätigkeit erspähen wir jede Möglichkeit, das Alte durch Neues, nach unsrer Überzeugung Besseres, zu ersetzen. Wir haben keine Pietät für die Tradition, der Fortschritt ist unser Ideal.

Diese Auffassung müssen wir ganz beiseite lassen, um dem ostasiatischen Kunstgewerbe gerecht zu werden. Dort ist Tradition alles, und den Fortschritt lehnt man grundsätzlich ab, sobald alte, von den Ahnen geschätzte Vorbilder vorhanden sind. Selbstverständlich wird für Dampfschiffe und Eisenbahnen, Bergwerke und Gewehrfabriken das Neue anerkannt, da sie bisher noch nicht Dagewesenes waren. Aber warum die Steinsiegel, die Bronzeschale oder die Porzellanschale ändern? Wird etwas Schöneres, Praktischeres geschaffen? Sicher nicht! Vielleicht ist das neue Material billiger, aber dafür auch um so viel unschöner, unsolider und vor allem um so viel unfeiner. In China ist jedes Streben, einen Fortschritt für die Dinge zu bringen, die einmal vorzeiten eingeführt und im Laufe der Zeit technisch zur Vollendung gebracht sind, unbekannt.

Es ist ein Gewohnheitsgesetz in China und Japan, daß für jeden Gegenstand Material und Stil zur Zeit seiner ersten Einführung beibehalten bleibt; natürlich gibt es auch Ausnahmen, zum Beispiel durch die Er-

findung des Porzellans, aber die Regel ist das konservative Festhalten. Die erste Form wird durch Zufall geschaffen, aber sobald die Wertschätzung der Ahnen den Enkeln vererbt ist, handelt es sich gleichsam um heilige Symbole des Ahnenkultus. Die überlieferte Form bleibt maßgebend für Jahrtausende. Übrigens sind derartige Gewohnheiten, in begrenztem Umfange und oft lokal verschieden, auch in Europa nicht unbekannt. So trinken wir das Bier aus Zinn- und Steinkrügen des Mittelalters, die Modegetränke des achtzehnten Jahrhunderts, Tee und Kaffee, aus dem gerade damals erfundenen Porzellan, während in den Ländern, in denen die Porzellanfabrikation erst später entstand, wie Rußland, Spanien usw., das Glas üblich wurde und blieb. Aber dies gilt nicht als geheiligte Regel für Europa, sondern ist eine freie Gewohnheit, die in einem Falle sich im Volke erhält, im andern abgelöst wird; so trinkt man Bier nicht nur aus Steingut und Zinn, sondern aus praktischen Gründen auch aus Gläsern. Dagegen würde dem Chinesen eine Teetasse zum Beispiel aus durchsichtigem Glas statt aus dem altgewohnten Porzellan undenkbar sein. Material, Form und Ornament werden in Ostasien zu einem Kanon gestaltet, an dem wie an einem heiligen Vermächtnis der Ahnen ebenso festgehalten wird wie an der Verehrung der Ahnen selbst.

Diese Regel ist so unerschütterlich, daß umgekehrt aus dem Material der einzelnen Gebrauchsgegenstände die Zeit ihrer ersten Entstehung oder Einführung im chinesischen Lande erkannt werden kann. Die Amulette, kaiserliche Siegel und kaiserliche Zepter sind stets aus Stein, meist Jade, gefertigt und weisen dadurch auf ihre erste Anwendung in frühen Zeiten hin, als noch der Stein das begehrteste Material war und Jade durch die Handelsbeziehungen mit Zentralasien eingeführt und für den Kaiser reserviert wurde. Auch die tönernen Gefäße für die Getränke der Ge-



Abbild. 2. Opfergefäße aus Bronze, zur Aufnahme des Blutes der geopferten Tiere. Cernuschi-Museum in Paris. Im Stil der vorchristlichen Zeit; spätere Ausführung. (Originalaufnahme.)



Abbild. 3. Große Vasen mit zwei Henkeln auf Randfuß, a und b mit Deckel, aus Bronze mit Reliefverzierung. Cernuschi-Museum in Paris. (Originalaufnahme.)

selligkeit lassen ihre Entstehung in den ältesten Zeiten erkennen. Ebenso sind die Opfergefäße, aus denen später Räucherbecken und Vasen entstanden, die Spiegel und gewisse buddhistische Kultgegenstände stets aus Bronze gefertigt, denn sie sind in der Bronzezeit zuerst geformt worden.

Erwachsen durch die Entwicklung der Zeit neue Sitten, neue Probleme, so werden zu ihrer Befriedigung die inzwischen neu entstandenen Techniken dienstbar gemacht. Für die durch das Alter geheiligten Gegenstände bleibt aber jeder Wechsel ausgeschlossen.

Es entspricht dem Kultus des Ahnenglaubens, der Auffassung des Kaisers als des „Himmelssohns", der Wertschätzung der Werke des Konfuzius als kanonischer Bücher, der unveränderten Beibehaltung der alten Bilderschrift — kurz, der ganzen Kultur Chinas, daß die einzelnen Symbole dieser Kultur konserviert werden wie die Kultur selbst. So entstand in Ostasien nicht die Frage, ob praktisch und billig, sondern ob durch die Tradition geheiligt und den Vorschriften der Ahnen entsprechend. Nicht nur der Gegenstand selbst, sondern auch das Material, die Form und das Dekor erhielten symbolische Bedeutung.



Abbild. 4. Opfergefäße für Wein, später als Blumenvasen verwendet, aus Bronze mit Reliefverzierung. Cernuschi-Museum in Paris. (Originalaufnahme.)

Diese Auffassung schließt nicht etwa eine Stiländerung im Lauf der Zeiten aus; aber der Stil berührt nicht die Auswahl des Materials oder der Grundformen im Dekor und im Aufbau, sondern ausschließlich die technische Durchführung. Es läßt sich an der großzügigen Erfassung der Gesamtform oder an der schärferen Ausarbeitung der Verzierungen oder an der delikaten aber kleinlichen Durchführung



Abbild. 5. Wasserkessel mit Deckel und Bügel aus Bronze mit Reliefverzierung. a Tiger auf drei Füßen mit Kind im Rachen, Deckel mit Tiergriff; c auf vier Füßen. (a, b Aus Kokka, Heft 163; c Cernuschi-Museum in Paris. Originalaufnahme.)

der Einzelheiten eine Entwicklungsreihe feststellen, die für alle Gebiete des Kunstgewerbes ebenso gilt wie für die Malerei, die als die wirkliche hohe Kunst stets das grundlegende Schema für alle Arbeiten des Kunstgewerbes in Asien gebildet hat und bildet. Die alten Werke wurden immer in neuer Übersetzung der jeweiligen Zeitsprache wiederholt. Es waren Wiederholungen, keine Nachbildungen.

Daneben scheinen zu allen Zeiten bis zur Neuzeit alte Stücke auch direkt kopiert worden zu sein, oder bei Bronzen sind auch Nachgüsse gefertigt, in denen das Original in der Gußform eingedrückt wurde. Besonders zu gewissen Zeiten des Antiquitätensammelns — ganz wie bei uns — sind direkte Nachahmungen der alten wertvollen Stücke ausgeführt worden. Aber auch bei derartigen Stücken dürfen wir nicht von Fälschungen sprechen, denn zum Beispiel in den japanischen Annalen lesen wir wiederholt, daß Handwerkern ein Ehrentitel verliehen wurde, weil sie eine chinesische Töpferei so vorzüglich nachgeformt hatten, daß man die Kopie nicht vom Original unterscheiden konnte. Derartige kunstvolle Nachahmungen waren vielleicht schwieriger und zeitraubender herzustellen als die Originale selbst. Sie wurden daher als kostbare Seltenheiten diesen gleichwertig geschätzt. Wesentlich ist, daß alle derartigen Nachahmungen nicht fabrikmäßig und nicht in geringwertigem Material oder in schlechter Technik ausgeführt wurden; derartige Arbeiten sind zwar keine Originale für den, der eine Sammlung nach dem Alter der Gegenstände anlegt, aber für den Kunst- und Kulturhistoriker hat eine gute Einzelkopie denselben Wert wie das Original. Die vortrefflichen Kopien der Holzfiguren aus dem Nara-Tempel in Japan, die jetzt im Völkermuseum zu Berlin stehen, sind glänzende Kunstwerke, während die sogenannten Originale späterer Verfallzeit, die meistens die Sammlungen füllen, völlig unkünstlerisch und wertlos sind.

Wir erhalten somit ein weiteres Gesetz, das unsern europäischen Begriffen völlig widerspricht oder das wir doch nur bei kirchlichen Arbeiten vereinzelt anwenden. Nachahmungen alter geheiligter Stücke sind sowohl im jeweiligen Zeitstil als Wiederholung, auch im Stil der Überlieferung als Nachahmung stets ausgeführt und sind bei gleicher Qualität künstlerisch den Originalen gleichzuschätzen, insofern sie von Künstlern ausgeführte Einzelwerke sind. Besonders für den Kultus ist eine unübersehbare Fülle von ähnlichen Gegenständen geschaffen, die während Jahrtausenden immer an Material, Form und Dekor gleich sind, aber sich in der Qualität der

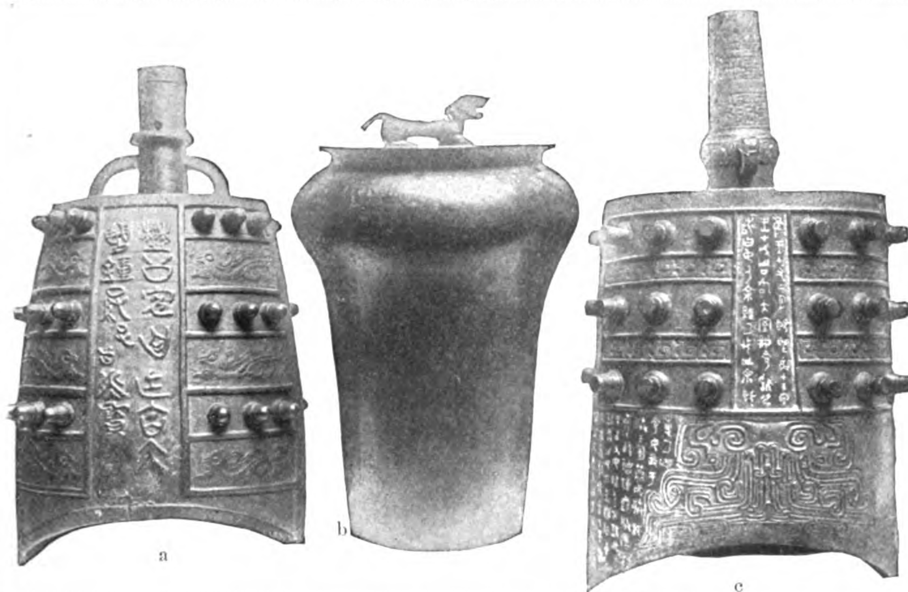
Ausführung unterscheiden. Die Technik des Steinschliffs in seiner Einzelarbeit, der Bronzeguß in stets verlorener Form, oft mit Handziselierung, sowie die Glasurtöpferei in der vom Zufall des Feuers abhängigen Farbe schließt jede Massenfabrikation eines Modells, wie der Guß in Formen es gestattet, völlig aus. Also kleine Abweichungen sind durch die Technik bereits bedingt und tatsächlich bei jedem Stück vorhanden, so daß es sich immer um Originalarbeiten handelt.

Erst in der modernen Zeit unter europäischem Einfluß sind minderwertige Fabrikate entstanden, wirkliche Fälschungen im europäischen Sinne.



Abbild. 6. Wassergefäß in Gestalt eines Schwanes, mit Deckel und Bügel. Cernuschi-Museum in Paris. Ming-Zeit, 1368—1644. (Originalaufnahme.)

Es bestand also nicht der Wunsch, stets etwas Neues zu schaffen, sondern im Gegenteil der Wunsch war, das neue Stück in alter Form zu geben. So wurden die alten Ornamente immer und immer wieder kopiert. Aber wenn Kopien von Kopien in fortgesetzter Reihe — also nicht immer wieder von neuem nach dem Original — gemacht werden, so wird sehr bald — wir können täglich an uns selbst die Beobachtung machen — die ursprüngliche, meist der Natur nachgebildete Vorlage völlig unkenntlich, so daß schließlich Ornamente entstehen, die sinnlos erscheinen. Diese Ornamente, die nicht als primitive Kulturbetätigung aus ältester



Abbild. 7. Glocken aus Bronze mit Reliefverzierung. Cernuschi-Museum in Paris. Im vorchristlichen Stil, spätere Arbeiten. (Originalaufnahme.)

Zeit angesehen werden dürfen, sind in Wirklichkeit nicht der Anfang, sondern der dekadente Ausklang einer einst naturalistischen Darstellung. Wenn später wieder mehr realistische Kunstströmungen aufkommen, dann wird den alten Linien und Punkten nach Gleichnissen in der Natur eine neue Symbolik verliehen, und es entstehen entweder neue Bilder oder jene Phantasiegestalten, welche Träger einer mystischen Symbolik werden. An dem Stil derartiger Verzierungen können wir ihre Entstehungszeit feststellen und eine Entwicklung der Ornamentik erkennen. Aber daneben bleiben gleichzeitig andre Handwerker dem alten Schema treu und schaffen immer von neuem in der Tradition erstarrte Formen und Verzierungen.

Bei der Wertschätzung, die in ihrer Symbolik Stein- und Bronzearbeiten schon in vorchristlicher Zeit genossen, war es nur eine natürliche Entwicklung, daß derartige Werke schon in früher Zeit als Geschenke des Kaisers an Fürsten und Generale dienten. Wie das Blutopfer durch das Gebet abgelöst worden ist, so wurden die wertvollen Geschenke der Fürsten in einer moderneren, demokratischen Zeit Europas durch Orden und Titel ersetzt. In China hat sich aber die alte Sitte erhalten, und in gleicher Bedeutung wie bei uns das Verleihen von Orden werden dort noch heute moderne und auch antike Bilder und Kunstgegenstände gewisser Art, wie Bronzen, Bilder, Stoffe u. a., verehrt. Kaiserliche Manufakturen wurden begründet, die für den Dienst des Hofes und die kaiserlichen Geschenke arbeiteten — wie zum Beispiel die keramischen Fabriken Ching te chen —, oder es wurden Hofkünstler ernannt, die Stücke in vorgeschriebener Art anfertigen mußten. Der Kaiser Huitsung (1101—1126) hatte eine Malakademie eingerichtet, in der weiße Falken, das kaiserliche Lieblingsmotiv, in großer Anzahl für Geschenkzwecke gemalt wurden. Und die 1908 verstorbene Kaiserinwitwe verehrte bunte Blumenbilder, die nicht von ihr selbst, sondern von Hofmalern im Geschmack der Kaiserin gemalt und nur von ihr mit dem kaiserlichen Siegel gleichsam signiert worden sind.

Wir müssen daran festhalten, daß, im Gegensatz zu dem ewigen Wechsel der europäischen Moden, in China in symbolischer Bedeutung Material, Form, Farbe und Verzierung für bestimmte Gegenstände der alten Tradition stets beibehalten bleiben. Dieses Gesetz hat in der Praxis in verschiedenster Weise gewirkt.

Der Motivenschatz bleibt begrenzt. Daher ist im Laufe der Jahrhunderte eine Durcharbeitung und Vielheit der Variationen in Formen und Verzierungen innerhalb der begrenzten Zahl von Vorbildern durchgeführt, wie wir sie in Europa nicht kennen. Die Durchführungen sind durch viele tausend geschulte Augen und geschickte Hände so ausgearbeitet, daß sie als mustergültig gelten können. Und nicht nur das Auge des Handwerkers, sondern ebenso das des Käufers ist durch diese Tradition geschult. Nicht mit groben Effekten der Modeschnörkel, sondern durch raffiniert geschulte Empfindungen für die Feinheit der Linien und Farben wird eine Vollendung auch in der einfachen glatten Form erzielt, die griechische Vasen vielleicht noch übertrifft. Die Konzentration auf die wenigen Materialien und Formen scheint das Auge des Chinesen — und nicht nur das des Kenners, sondern auch das des Privatmannes — so geschult zu haben, daß er Unterschiede z. B. in der Patina der Bronze wahrnimmt, die unser an Wechsel und Prunk gewöhntes Auge kaum begreifen kann. So wird das Interesse nicht darauf gelenkt, mit Phantasie neue Wirkungen zu erzielen, sondern die Überlieferung durch feine, kaum wahrnehmbare Nuancen immer wieder zu adeln. Wir dürfen bei chinesischen Werken eines guten Kunstgewerbes nicht neue Ideen, nicht geistreiche Einfälle, nicht kostbare Materialien erwarten, dagegen eine vollendete Ausführung in Material und Technik. Arbeiten in Jade oder in Bronze, die unserm Auge kaum eine Variation in der Arbeit zeigen, können durch den Schliff der Politur oder die Patina des Metalles dem Chinesen von größtem Unterschiede sein.

Diese Nuancenunterschiede lassen sich im Bilde nicht zeigen und auch bei den Originalen nur von geschulten Augen erkennen. Wir müssen daher von dem, was die Qualität der Arbeit am wesentlichsten ausmacht, völlig absehen und uns auf die Beurteilung nach dem Stil in Form und Technik beschränken.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß sich für gewisse Arten, besonders für Kultgefäße, eine Tradition der Formen und Dekore feststellen läßt und anderseits eine historische Entwicklung in der Ausführung. Dagegen



Abbild. 8. Vergoldete Bronzefiguren, fünftes Jahrhundert. a Buddha mit Flammengloriole und fünf kleinen Buddhareliefs, gez.: 470. b Maitreya mit gebuckelter Gloriole, gez.: 485. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art, **Band** XII.)

kann man das Alter der einzelnen Stücke selbst gar nicht angeben, da stets Wiederholungen und Nachbildungen aus Freude an der Schönheit des Originals, oft in vollendeter Arbeit hergestellt wurden. Der Stil ist historisch interessant; aber maßgebend für die Wertschätzung des einzelnen Gegenstandes ist ausschließlich die Qualität des Materials und der Arbeit, ohne Rücksicht auf das Alter der Herstellung. Ebenso ist die Ordnung einer Sammlung von Stein und Bronzen nach der Zeit nicht durchführbar. Es empfiehlt sich daher, die verschiedenen Typen der gleichen Formen nebeneinanderzustellen und zu versuchen, innerhalb jeder Form eine Entwicklung zu zeigen.

Die heutigen Chinesen haben schon bald nach ihrer ersten Ansiedlung (etwa 2500 v. Chr.) im Norden Chinas in den heutigen Provinzen Schensi, Schansi und Schantung Bronze gekannt. Arbeiten der eigentlichen Bronzezeit etwa bis 500 v. Chr. sind nicht bekannt geworden, aber dieses Fehlen erklärt sich leicht, da systematische Ausgrabungen bisher nicht erfolgt sind.

Um so reicher ist das literarische Material. Chinesische Annalen berichten uns von neun Bronzen, die als kaiserlicher Kronschatz jahr-

tausendelang verehrt wurden. Es waren die ersten Opfergefäße aus Bronze, die der halb mythische Kaiser Yü der Große (2205—2198 v. Chr.) für die wichtigsten Opfer benutzte, und deren Besitz gleichsam mit dem Besitz der kaiserlichen Macht indentisch wurde. Nur in diesen Gefäßen durften die Nachfolger die kaiserlichen Opfer darbringen. Dieser Bronzeschatz wurde 255 v. Chr. durch Eroberung dem Kaiserhause geraubt. Vielleicht handelte es sich um ähnliche Stücke, wie sie auf einem Steinrelief aus dem Jahre 147 n. Chr. dargestellt sind, auf dem ein dreifüßiger schwerer Kessel aus dem Fluß aufgefischt wird. Die Mühe des Auffischens würde man sich wohl kaum gegeben haben, wenn es sich nicht um ein antikes, besonders geschätztes Stück gehandelt hätte. Wenn wir die ältesten Abbildungen in chinesischen Werken zum Vergleich heranziehen, so finden wir als Opfergefäße „Ting"-Bronzekessel auf drei Füßen gezeichnet, die in der Form durchaus dem auf diesem Steinrelief entsprechen; und noch heute stehen derartige Bronzevasen mit Vorliebe sowohl in den Tempeln als auch neben dem kaiserlichen Thron.



Abbild. 9. Buddhistische Bronzefigürchen. Sammlung Ronart in Paris. Im Stil des siebenten Jahrhunderts; spätere Arbeit. (Originalaufnahme.)

Kaiser Huitsung (1101—1126) war der größte Antiquitätensammler unter den Kaisern der neueren Zeit. Er hatte eine berühmte Sammlung von fremdländischen Dingen wie Tieren und Steinen, aber auch vor allem von den einheimischen Kunstprodukten vergangener Zeiten. Er beauftragte den Gelehrten Wang Fu, ein Verzeichnis seiner Sammlungen mit Abbildungen und beschreibendem Text herauszugeben, der 1107 bis 1111 gedruckt worden ist. Wir finden etwa 900 Umrißzeichnungen in dem Teile — genannt Pokotulu —, welcher speziell die Bronzen behandelt; es sind Gegenstände, die in Zeiten der Dynastien Schang, Tschou und Han (insgesamt 1766 v. Chr. bis 222 n. Chr.), hergestellt sein sollen. Diese Angaben gründen sich auf das zehnbändige Sammelwerk Kaukutu (1086 bis 1094) mit zahlreichen Abbildungen von Nephrit- und Bronzegefäßen, Glocken und Geräten nebst beschreibendem Text und das noch nicht illustrierte Werk Tinglu (sechstes Jahrhundert) mit Beschreibungen von Opfervasen, „Ting" genannt, welche dem schon erwähnten Bronzegefäß auf dem Steinrelief entsprechen. Vielleicht gibt es noch ältere verlorengegangene Texte, aber jedenfalls sind illustrierte Bücher aus der vorchristlichen Zeit nicht wahrscheinlich, und daher sind auch alle Zeitbestimmungen vor der Zeit des Konfuzius, also ungefähr vor dem sechsten Jahrhundert v. Chr., durchaus unzuverlässig. Sie gründen sich auf mündliche Überlieferung und entbehren des historischen Beweises. Über die Kunst in den Zeiten vor der Han-Dynastie kann erst eine wissenschaftliche Feststellung erfolgen, sobald — wie in Japan — auch in China an den Stellen der ältesten Ansiedlungen systematische Ausgrabungen besonders in den ungeheuer zahlreichen Grabhügeln gemacht sein werden; ob die Zeit für derartige Erforschungen bald eintreten wird, ist bei dem stark wirkenden Ahnenkultus fraglich.

Wenn somit eine Entwicklung der Ornamentik festzustellen an der Hand der chinesischen Literatur unmöglich ist, so sind doch drei große Gruppen zu erkennen, die jeweilig durch neu auftretende fremde Einflüsse bedingt sind. Im Jahre 64 n. Chr. wird vom Süden der Buddhismus und mit ihm die reiche indisch-griechische Formensprache eingeführt. Durch das erobernde Vordringen der Han-Dynastie im dritten Jahrhundert v. Chr. erfolgte ein Verkehr mit Westasien,

und ein griechisch=westasiatischer (nach Hirth baktrischer) Einfluß bereicherte die altchinesische Kunst mit Menschen=, Tier= und Pflanzendarstellung sowie mit der Ornamentik der Griechen. Ziehen wir diese neuen Kunstelemente ab, so bleibt ein Rest charakteristischer Motive von geometrischen Mustern und stark stilisierten Tiermotiven, die wir als die altchinesischen ansprechen müssen und deren weitere Klassifizierung bisher nur in freier Spekulation möglich ist.

Dieser altchinesische Stil wird im wesentlichen für die verschiedenen Arten von Opfergefäßen bis auf den heutigen Tag angewendet. Allerdings ist im Laufe der Zeit der Zweck der Gegenstände oft verändert worden. So sind z. B. gewisse Opferweinvasen später als Blumenvasen (Abbild. 1 a), Öllampen als Räuchergefäße und Gefäße mit Deckel, in denen vielleicht Tierblut verdampft wurde, als sandgefüllte offene buddhistische Räucherbecken (Abbild. 1 b, c) zum Einstecken der Räucherkerzen verwendet. Aber Form und Dekor blieben stets beibehalten.

Die Ausführung ist sehr verschiedenartig, aber das Grundschema ist stets das gleiche geblieben. Bald steht die Schale auf drei, sehr selten auf vier Füßen, meistens auf einem Rand. Bald ist ein Deckel aufgesetzt und der Rand oben verjüngt, bald ohne Deckel ausladend gestaltet.

Die Verzierung bewegt sich ebenfalls in einem begrenzten und doch tausendfach ausgestalteten Motivenschatz. Das Grundschema bilden das Spiralenmuster in runder und eckiger (Mäander=)Form, das gebuchtete Wolkenmuster und die Tierbilder — meist Ochsenköpfe, Vögel und langgestreckte Reptilien — in stark stilisierter, oft nur noch symbolisch angedeuteter Durchführung. Diese wenigen Elemente wurden im Laufe der Jahrhunderte in gegenseitiger Durchdringung zu immer neuen, oft klassischen Ornamenten ausgestaltet. Aus dem Reptil wird eine Art schlanker Drachen gestaltet, während die Erinnerung an den Ochsenkopf sich bis zu stilisierten Augornamenten verflüchtet.

Das Mäandermuster — das klassische Mäanderband kommt erst in späterer Zeit unter gräco=indischem Einfluß auf — überzieht als Untergrund ganze Flächen oder bandartige Streifen oder bildet auf glattem Grunde selbst Muster. Die eckige Spirale wird als



Abbild. 10. Buddhistische Figur aus Bronze im Ryugaijitempel Jamato in Japan. Achtes Jahrhundert. (Aus Kokka, Heft 178.)

Füllung in den verschiedensten Größen wie zufällig nebeneinandergesetzt, während auch eine vortreffliche Ausgestaltung in S=Form zu einem selbständigen Muster stattfindet. Die gebuchteten Linien des Wolkenmusters, die in der ältesten Zeit nur diskret vorkommen, wurden, wohl durch die ebenfalls gebuchtete indische Wolkendarstellung beeinflußt, ein stark hervortretendes Motiv. Alle eckigen und runden Formen wurden in der gebuchteten Linienführung — ähnlich wie in Europa der Rokokoschnörkel — aufgelöst und zu neuen Kombinationen vereint.



Abbild. 11. Buddha als Kind, auf Himmel und Erde zeigend, in einer Schale aus Bronze im Todaijitempel Nara in Japan. Stil Ende des siebenten Jahrhunderts. (Aus Tajima, Selected relics of Japanese art, Band XIII.)

Von größter, fast klassischer Schönheit sind die der Töpferei entlehnten, aber zu selbständigen Kunstwerken der Bronzetechnik entwickelten Gefäßformen. Etwas Monumentales, Großzügiges liegt in der Linienführung der Außenkontur, und erst in der späteren Zeit kommt eine mehr schlanke und elegante Form auf, die in moderner Zeit — besonders in Japan — zu einer koketten, jeder kraftvollen Entschlossenheit entbehrenden Grazie ausartet. Die gleiche Entwicklung zeigt sich auch bei allen andern Bronzegeräten — es ist der Abglanz der gleichzeitigen Kulturentwicklung.

Ebenfalls dem ältesten Kultus entlehnt sind eigenartige Tiergestalten (Abbild. 2), die als Hohlgefäße das Blut der geopferten Tiere auffingen und noch heute als Opfergefäße verwendet werden. Die Formen erscheinen wie die Urformen des christlichen Aqua manila, die Weihwasser enthielten. In stilisierter Ausführung finden wir Widder (a) und Ochsen, Vögel (b, d) und Elephanten, phantastische Einhörner und drachenartige Vierfüßler und den in China unbekannten Hippopotamus (c). In fast gleicher Gestalt finden sich in ägyptischen Gräbern aus dem Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. Votivtiere aus Ton mit leuchtend dunkelblauer Glasur und überraschender Weise ebenfalls mit Spiralen und geschwungenen Linienmustern völlig bedeckt, wie meistens auf den chinesischen Bronzen. Während in Afrika die Linien in Schwarz aufgemalt sind, hat die Bronzetechnik die vertiefte oder erhabene Verzierungsart bedingt. Jedenfalls scheint die Sitte der Opfertiere viel älter als der Bronzeguß und in China erst unter Anlehnung an westliche Sitten und Vorbilder gestaltet zu sein. Auch der Opferwagen (e) auf vier Rädern sowie der geflügelte Vierfüßler (f) erinnern an ähnliche Darstellungen im mykenäischen Kulturkreis, in Persien und im alten Szythenlande, dem heutigen Südrußland. Diese eigenartige Tierkunst scheint der ins Chinesische umgeformte Rest einer alten Kulturschicht des Mittelländischen Meeres zu sein.

Die reiche Formensprache der vorchristlichen Bronzevasen ist vorbildlich geblieben in China und in Japan bis zum heutigen Tage. Nur sind in den letzten Jahrhunderten die monumentalen Opfergefäße (Abbild. 3) durch die dem Hausgebrauch besser angepaßten, mehr zierlichen



Abbild. 12. Frauenfiguren aus Bronze. a Ärmel als Blumenvasen ausgestattet; drittes Gefäß auf dem Rücken. Sammlung Ronart in Paris. (Originalaufnahme.)

Blumenvasen und Räuchergefäße (Abbild. 4) verdrängt.

Den verschiedenen Zwecken, zum Beispiel Opfer von Korn, Weihwasser, aromatischem Wein oder bei Festen zum Servieren von Wein, Likören und Wasser, sind auch die Formen angepaßt. Neben den offenen und bedeckelten Vasen finden sich auch solche mit beweglichen oder feststehenden Bügeln (Abbild. 5), die häufig mit einem Ausguß in Gestalt eines Vogelkopfes versehen sind. Auch ganze Tiergebilde kommen vor (Abbild. 6).

Die Glocken in China (Abbild. 7) werden nicht von innen mit einem Klöppel, sondern von außen wie ein Tamtam angeschlagen. Neben charakteristisch antiken Formen (a, c) findet sich auch eine für die Klangwirkung sehr ungünstige Gestaltung, die offenbar in Nachahmung eines irdenen Topfes mit Deckel (b) entstanden ist.

Nicht altchinesischen Ursprungs, sondern von den eroberten Südstaaten übernommen sind Bronzepauken, die mit reichen Ornamenten verziert sind. Die Form entspricht den seit uralten Zeiten verwendeten Kriegstrommeln aus Holz mit Fellbespannung, aber die häufig aufgesetzten Tiere sind dadurch ganz besonders merkwürdig, daß auf alten Arbeiten vorwiegend Frösche dargestellt werden. In keinem andern Lande der Welt wird sich in der Bronzezeit eine künstlerische Verwertung dieses quakenden Geschöpfes finden. Die sternförmige Anordnung des Mittelbildes mit seinen reich ornamentierten Rändern läßt den Einfluß einer höheren Kultur erkennen, als sie das alte China in der Bronzezeit besaß, wahrscheinlich Indiens.



Abbild. 13. Räuchergefäß aus Bronze mit Reliefverzierung in Form eines Tempels auf Opferkessel, im Tempel auf der Silberinsel bei Chinkiang. (Originalaufnahme von Franke in Berlin.)

Eine lebendige Tierdarstellung beginnt erst, als unter Kaiser Wuti (140—86 v. Chr.) der Verkehr mit West- und Zentralasien hergestellt war und die Ausklänge der klassischen Kunst Griechenlands ihren Weg nach dem Osten fanden. Besonders sind es runde Metallspiegel, auf deren Rückseite Affen und Bären, Pferde und Vögel, in China unbekannte Löwen und Phönixe zwischen eleganten Pflanzenranken in Relief gegossen sind. Auch sind hier zum erstenmal Pflanzen und Insekten dargestellt. Das traditionelle Tierornament war zu einer bewußten Tierdarstellung gestaltet. Ein neuer Geist des Naturalismus hatte die chinesischen Künstler angeregt und die seit tausend Jahren erstarrte konventionelle Ornamentik auf die Kultgegenstände beschränkt. Auf Steinreliefs wurden auch Menschen in Silhouette graviert, während kein Bronzeguß der früheren Zeit Menschen abgebildet hatte.

Die hohe Kunst, die künstlerische Darstellung des Menschen, begann, als der Buddhismus aus Indiens alter Kulturstätte im Jahre 64 n. Chr. nach China kam und neben der Ahnenverehrung und den Lehren des Konfuzius und des Laotse als vollberechtigter Glaube anerkannt wurde. In China sind alte buddhistische Bronzen bisher nicht bekannt geworden, wahrscheinlich gar nicht erhalten,



Abbild. 14. Kessel in Gestalt eines Hahnes mit Bügel und Deckel aus Bronze mit Reliefverzierung und Gravierung. Cernuschi-Museum in Paris. Ming-Zeit, 1368—1644. (Originalaufnahme.)

da wohl die vielen Kriege und Revolutionen das Einschmelzen zu „cash“ und Waffen veranlaßt haben. Dagegen sind in Japans Klöstern zahlreiche Stücke erhalten, deren Tradition auf ihre Entstehung in China und in die Zeit der Einführung des Buddhismus (552 n. Chr.) und die folgenden Jahrhunderte weist. Ein Vergleich der Stile mit den in China erhaltenen und durch Chavannes uns bekannt gewordenen Steinreliefs aus dem fünften bis achten Jahrhundert sowie mit den turkestanischen Fresken und Tonskulpturen aus dem dritten bis achten Jahrhundert bestätigt die Richtigkeit der alten japanischen Überlieferung.

Die ältesten Bronzen (Abbild. 8) weisen noch völlig den reliefartigen, etwas verschwommenen Majolikastil Turkestans auf, der sich im Norden Indiens, in Gandhara, aus den antiken Vorbildern entwickelt hatte. Auch die Haarfrisur, die Mütze und der Glorienschein sind typisch für die indisch-turkestanische Auffassung; nur die blattförmige Ausgestaltung der Gloriole und die Ausbuchtungen am Thron sind chinesische Zutaten. Wahrscheinlich dem siebenten Jahrhundert gehört eine stark stilisierte sitzende Buddhafigur an, die zwar noch in Stellung, Kostüm und Sockel den griechischen Einfluß erkennen läßt, aber doch schon eine Weiterentwicklung im Sinne der Bronzetechnik und der freistehenden Figur zeigt. Diadem, Frisur, Armbänder und der Faltenwurf des Gewandes weisen eine mehr der Natur nachgebildete Durcharbeitung auf, die von der alten Konvention abweicht. Im Stile der aus der gleichen Zeit in japanischen Klöstern erhaltenen Götterfiguren mit ihren schlanken, eleganten Leibern und dem fließenden Gewand sind die kleinen Statuetten gegossen (Abbild. 9). Das Diadem sowie die Halsketten sind übertrieben groß gestaltet, um die fremdländischen, in China unbekannten Symbole der Gottheit besonders zu betonen.

Weitere hundert Jahre später beginnt eine naturalistische Durcharbeitung der Menschengestalt (Abbild. 10). Gesicht, Hände und Füße werden schon etwas individualisiert, der Faltenwurf wird dem natürlichen Falle des Gewandes nachgebildet, und nur die traditionellen Göttersymbole, Diadem und Kette, haben eine immer mehr phantastische Gestalt erhalten. Besonders zu beachten ist, daß die Figuren geschlechtslos ausgeführt sind. Die



Abbild. 15. Vase mit Deckel und zwei Henkeln aus Bronze mit Reliefverzierung und Silbereinlagen. Cernuschi-Museum in Paris. Stil achtzehntes Jahrhundert. (Originalaufnahme.)

Göttin Kwanyin (japanisch: Krannon) wird erst im Mittelalter als Frau dargestellt, während in der alten Zeit sie ein männlicher Gott war und in indischer Weise ebenfalls geschlechtslos abgebildet wird.

Eine feine Arbeit ist der kleine Buddha in der Schale, der seine Vermittlerrolle zwischen Himmel und Erde durch die Richtung der Arme andeutet (Abbild. 11).

Mit den buddhistischen Göttergestalten wurde das große Pantheon der Inder vermengt. Die fratzenhaften Riesen mit übernatürlicher Muskulatur, mit den großen runden Augen, dem starkknochigen Gesicht und dem breiten Munde gehören dieser altindischen Göttergruppe an. Als im frühen Mittelalter der vom Aberglauben erfüllte Taoismus immer mehr in Aufnahme kam, da wurden in diesem alten Stile die neuen Götter dargestellt.

In den letzten Jahrhunderten begann der Bronzeguß, neben seiner traditionellen Verwendung für alle heiligen Opfer und kirchlichen Gefäße sowie für Heiligendarstellungen, immer mehr zum Schmuck der Wohnung verwendet zu werden. So begegnen wir gar zierlichen Statuetten von Frauengestalten (Abbild. 12), und besonders beliebt waren Götterfiguren auf Ochsen, Hirschen und Pferden reitend. Auch praktische Verwertung fanden diese Statuetten, zum Beispiel sind die Ärmel einer Frau (a) zu kleinen Blumenvasen gestaltet, zu denen sich noch eine dritte auf dem Rücken gesellt.

Zum Schmuck der Gärten und Höfe wurden riesige Tierfiguren oder elegante Laternen in hohem turmartigem Aufbau (Abbild. 13) aufgestellt. Die alten Opfergefäße wurden in liebevoller Detailarbeit mit feinen Gravierungen (Abbild. 14) oder Einlagen von Gold und Silber (Abbild. 15) versehen, auch realistische Pflanzenmotive wurden in Bronze nachgebildet (Abbild. 16).



Abbild. 16. Blumenvase mit Henkeln, aus Bronze mit Schriftzeichen und aufgelegten Zweigen und Früchten in Relief. Cernuschi-Museum in Paris. Achtzehntes Jahrhundert. (Originalaufnahme.)

War früher die großzügige monumentale Gefäßform, die Schönheit der Patina und die geschmackvolle Verteilung des Ornaments auf der Fläche das besonders Geschätzte, so wurde jetzt innerhalb der Grundelemente der Tradition eine mehr kleinliche, etwas gekünstelte Ausarbeitung bevorzugt. Es wurden technische Meisterwerke der Kleinkunst geschaffen, aber es fehlte ihnen jener hohe Schwung, der die alten Künstler beseelte, die auch in dem schlichten Bronzegefäß einen symbolischen Ausdruck ihrer hohen sittlichen Ideale und ihrer philosophischen Anschauung angestrebt hatten.

Armut

**Vor meinem Fenster die Linden
Sind wieder am Blühen,
Und durch die duftenden Zweige
Goldspielende Lichter glühen.**

**Ich tat mein Kind in das Grab
Und will vom Sommer nichts wissen.
Ich halte auf meinen Knien
Ein naßgeweintes Kissen.**

**Drauf lag das winzige Köpfchen
In meinen seligsten Tagen.
Ich hab' keinen lieben Gott mehr,
Zu dem ich mein Leid mag tragen.**

**Ich möchte beten und kann nicht,
Muß dennoch die Hände falten,
Als könnte der Herr der Welten allein
Mir helfen, das leere Kissen halten.**

E. Albrecht-Doussin.

Herbert Eulenberg

Von Peter Hamecher

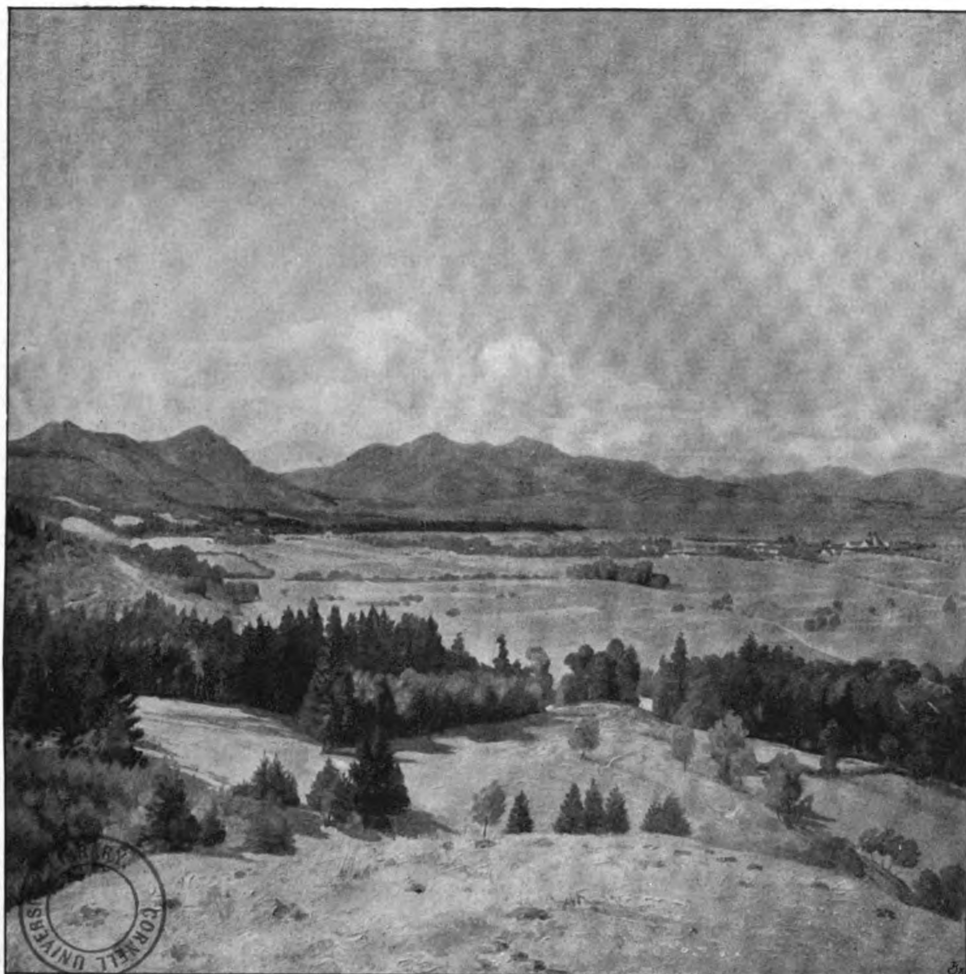
Es gilt, das Bild dieses merkwürdigen Dichters klarzustellen, der so sehr für sich zu stehen scheint, so ganz ein Einzelner und Einziger in unsrer zeitgenössischen Dichtung. Er ist mehr Dichter, ausgestattet mit einem ganz andern Fond des Persönlichen als hundert neben ihm; und doch erscheint sein Werk oft geringer als das andrer, deren enger begrenztes Wesen eine vollkommenere Vollendung der Form und des Bildes zu erreichen vermochte. Er hat viele Elemente der genialen Persönlichkeit, aber er macht drei Schritte vor dem Genie halt. Materialien zu Riesenbauten sind in ihm aufgelagert. Man ahnt Konzeptionen von einer Kühnheit, wie sie seit Shakespeare und Kleist die Welt nicht mehr erschüttert haben. Seine Helden scheinen aus dem Holze, aus dem man die großen Idealisten schnitzt. Und die sprachschöpferische Unmittelbarkeit und Erfülltheit seines Gefühlsausdrucks wirkt in unsrer Dramenwelt wie ein aufgehendes Frühlingswunder.

Aber das Werk gerät immer viel kleiner, als Idee und Anlage erwarten lassen. Es fehlt ein Letztes zur Größe, eine beherrschende Kraft der Verteilung und Vollendung, die zu den ungeheuren Verhältnissen des Unterbaues die Kuppel gewaltig zu wölben imstande wäre, die fähig wäre, die Erscheinung an das Gesetz zu knüpfen. Giganten sehen wir Lasten heben, aber wir sehen nicht das Werk entstehen, das sie türmen sollten. Krachend rollen die Felsblöcke, die sie losgerissen, in die Tiefe. Wir träumen von etwas urweltlich Heroischem; aber wenn wir erwachend danach ausschauen, ist es nicht da. Irgend etwas muß in dem Dichter sein, das seinen Arm hemmt, seinen Willen bindet. Man kann diesen Menschen nicht ohne Liebe ansehen, und doch auch nicht ohne leisen Schmerz, wie eine schöne Gestalt, deren freie Bewegung durch einen organischen Fehler behindert ist. Wehmütig gedenkt man des Bildes, das Jean Paul in der Vorschule zur Ästhetik von den passiven Grenzgenies entwirft, die zwischen dem Genie und dem Talent stehen: „die Stummen des Himmels“, „die stillen, echten, aufrechten Wald- und Nachtmenschen des Genies, denen das Verhängnis die Sprache abgeschlagen“, die halben Helden, von denen man doch wiederum sagen darf, daß halb oft mehr als ganz. Und die Charakteristik einer Art dieser problematischen Geister deucht mir für Eulenberg recht zutreffend: „Ihre Besonnenheit, welche auf fremde Schöpfungen so hell fiel, wird über der eignen zur Nacht — sie verliere n sich in sich, und ihnen geht zum Bewegen ihrer Welt, bei allen Hebeln in den Händen, der Stand auf einer zweiten ab.“



Herbert Eulenberg.

Man muß die seelische Disposition Eulenbergs verstehen, um sein Werk zu verstehen. Unzeitgemäß: das ist der erste Eindruck, den man von der Erscheinung hat. Man sucht vergebens nach der Heimat seiner Seele. In die Tage des Urmenschlichen fühlt man sich zurückverschlagen. Oder in Träume, wo, den bewußten Willen überschäumend, das Chaos wilder Triebe, die die Zucht am Tage



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Josef Henfling: Blick vom Vogelherd.

in Banden hält, sich losreißt und uns in ein tolles, unheimlich zwangvolles Fratzenspiel hineinzieht. Die ganze Welt ist wieder ein Tummelplatz, ein Spielball dämonischer Mächte, denen das Individuum sich preisgegeben sieht. Grauen und panischer Schreck erfüllen die Seele, die angstgelähmt die dionysische Schar mit Becken- und Zimbellärm heranrasen hört und sich von ihr erfaßt und zerrissen fühlt. Ein Gefühl der Fremdheit ist es, das Eulenbergs Daseinserfahrung kennzeichnet, „das ungeheure, fast hilflose Gefühl, womit der stille Geist gleichsam in der wilden Riesenmühle des Weltalls betäubt steht und einsam" (Jean Paul), und von ihm künden alle Werke des Dichters. Und von der beirrenden, zerstörenden Wirkung des Dämonischen. Draußen lauern höhnende Masken, hinter denen sich grauenhafte Mächte verbergen. Und im Inneren ist das Dämonion der Triebe, das leicht aufreizbare, Qual und Verderben beherbergende. Inmitten aber steht der Mensch, die Kreatur Gottes, rein und unverdorben, wie sie aus der Hand des Schöpfers gekommen, nun ein Opfer der Gewalten, herausgerissen aus der natürlichen Ordnung, der Instinktklarheit des Gefühls, zitternd und klagend, wehrlos gegen den Ansturm der Dämonen, die den Ärmsten peinigen und jagen, bis seine Seele nichts ist als kranker Aufruhr und wilde, richtungslose Anarchie. Es ist die Tragödie des isolierten Individuums, der Träumernatur, deren Empfinden zu glühend, zu idealistisch ist, um sich zum Tatsachenleben in die Wage zu bringen, und deren Wille zu schwach ist, um sich gegen die Welt durchsetzen zu können. Eulenbergs Helden begreifen gar nicht den Sinn des ganzen Daseins, das außer ihnen ist. Was an sie herantritt, macht sie nur irre und treibt sie zurück in die Einsamkeit ihrer Ichwelt, bis sie alle Berührungen fürchten und fliehen.

Mit einem Scherz, und doch die Situation beleuchtend, könnte man sagen: die Natur wagte mit Eulenberg einen Anachronismus. Sie wollte den in unbeirrter Instinktsicherheit und Reinheit handelnden natürlichen (Rousseauschen) Menschen schaffen. Die Zeit jedoch und ihr Menschenprodukt, der Bürger, hatte keine Lust, sich darauf einzulassen. Sie machte den Wilden krank und unsicher, spaltete ihn. Sie unterband das Motorische und wühlte, Unfrieden und Empörung stiftend, im Gefühlsleben des Naturwesens. So wurde es ein kulturelles Anpassungsproblem. Und damit haben wir die Situation, die uns die Erscheinung Eulenberg bei aller scheinbaren Unzeitlichkeit in ihrem Zeitcharakter erklärt und auch das Werk dem Verständnis näherrückt. Allgemein gesehen steht das Drama Eulenbergs auf dem subjektiv gefaßten Gegensatz von Traum und Wirklichkeit, von Gefühlswelt und Tatsachenwelt. R. M. Meyer sagt richtig: „Das ist die eine tragische Fabel Eulenbergs, die Enttäuschung durch die Wirklichkeit." Es ist das Drama der Gefühlsverwirrung, das im Zusammenstoßen des heißen leidenschaftlich geöffneten Empfindens mit der starren, rätselhaften, feindseligen Verschlossenheit des Weltwesens im Individuum entsteht. In Eulenberg scheint irgendwie ein Glaube an die ursprüngliche unverderbte Güte der Menschennatur und an den durch keine soziale und moralische Konvention gebrochenen Instinkt als reine Handlungsquelle lebendig zu sein. Trübe wird diese Quelle erst, wenn unnatürliche Verhaltungsmaßregeln, und unsittliche, weil in niedriger Art egoistische Interessen sie zurückdämmen und verstopfen. Da wird das Gefühl verwirrt, die Geradlinigkeit des Handelns gebrochen. Was eine reine Flamme war, wird wilder Brand und irre Sucht. Hier, wo das subjektive, in sich selbst gegründete Gefühl mit dem sozialen Bedingungswillen sich in Widerspruch findet, setzt der Dichter ein. In einigen Broschüren und in dem köstlich persönlichen, krausen Roman „Katinka die Fliege" äußert Eulenberg sich zu diesen Dingen in direkter Rede. Das Problem Eulenbergs enthüllt sich hier als ein moralisches: als der Widerstreit zwischen dem physischen und dem moralischen, oder besser zwischen dem natürlichen und dem gezüchteten Menschen. Er wendet sich in diesen Schriften gegen das Christentum und seine Sittengesetze, gegen unsre Geschäfts- und Bürgerwelt und gegen unsre verlogene Kulturbarbarei mit all der einseitigen, leidenschaftlichen Unbedingtheit, deren nur das fanatische Gefühl fähig ist, und er träumt von jener Zeit, wo jeder dem andern die Freiheit schenkt und alles wieder herrlich in Ordnung gebracht ist. Die geistige Haltung Eulenbergs wie seine Auffassung vom Menschen weisen auf den Sturm und Drang hin, zu dem auch seine ersten Werke in Verwandtschaft stehen, während anderseits seine unwirkliche, tagfremde

Art zu sehen und seine Gegenwartflucht ihn romantischem Wesen annähern und ihn im Verlauf seiner Entwicklung immer mehr Elemente der romantischen Kunst aufnehmen lassen.

Betrachten wir uns jetzt das Antlitz des Dichters näher, so werden wir die Züge eines guten Bekannten wiederfinden und gleichzeitig ein typisches Zeiterlebnis erkennen. Es ist der alte deutsche Schwärmer und Idealist in einer Zeitsituation, die ihm in keiner Weise konform ist und gegen die sein Gefühl revoltiert. Aber sein ethischer Wille, der Welt gegen Welt setzt, zerbricht an der Übermacht und dem harten, materialistischen Tatsachencharakter des Geschehens. Sein Wesen findet sich nicht zurecht am Dasein und wird ein Herd einsamer Leiden und Träume.

Eulenbergs künstlerischer Wille geht im wesentlichen auf dramatische Gestaltung seiner Daseinserfahrung. Drama ist die Widerspiegelung der Dynamik, des Kräftespiels des Daseins in einer bestimmten Weltsituation. Es stellt die sittlichen Kämpfe der Individuen dar, gesehen von einem erhöhten Weltstandpunkt, der dem Geschehen die Bedeutung des Überpersönlichen, schicksalhaft Notwendigen gibt. Die Entscheidungen werden Schicksalsentscheidungen, Kämpfe des Individuums mit ewigen Daseinsgesetzen. Der Dichter erfaßt das Dasein als ein von sittlichen Mächten beherrschtes Ganzes auf, als Welt, der er das Einzelwesen mit seinem individuellen Wollen einfügt. Hierin besteht die Gewalt des großen Dramas, daß es uns den Menschen und in ihm uns selber im Ringen mit den Mächten vorführt, so ein plastisches Sinnbild unsers eignen Seins schaffend, wie wir es im Verhältnis zum Weltganzen fühlen. Aber hier versagt Eulenberg, und meines Erachtens rühren die zu Anfang zitierten Worte Jean Pauls sehr nahe an das Problem seines Künstlertums. Seine Stellung zum Leben ist problematisch; es ist die Problematik unsrer Zeit. Aber es gelingt ihm nicht, die Weltsituation, in der sein Erlebnis sich abspielt, als volles Drama vor uns zu stellen. Er überschaut die Situation nicht. Er ordnet das Erlebnis nicht ein, distanziert es nicht. Die Sonne der genialen Besonnenheit, die ihr Licht leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte, der Weltstandpunkt außerhalb seiner selbst ward nicht sein Teil. Er stellt seinen Menschen nicht in die Verhältnisse einer klar und einheitlich geschauten Welt, setzt sie nicht in Beziehung zum Weltgeschehen. Was ihm fehlt, ist die Fähigkeit der Objektivation, des wachen Schauens, das die Dinge glühend erlebt und sie doch von einem erhöhten Gesichtspunkt aus in einer notwendigen gesetzmäßigen Ordnung ansieht. Alles, was gefühlsmäßiges Erfassen der Dinge, ist bei ihm stark und eindrucksfähig, und er würde gewiß einer der größten Dramatiker sein, wenn ihm nicht wichtige Organe abgingen, durch die die Seele sich zur Welt in Verhältnis setzt.

Eulenbergs Organ, durch das er die Welt aufnimmt, ist das Gefühl. Seine Problematik ist Gefühlsproblematik. Er steht weder als Wollender noch Erkennender den Erscheinungen gegenüber, sondern läßt sich von den Erregungen des Gefühls gleichsam verschlingen. Was er gibt, ist ein einseitiges Bild subjektiver Stimmungen. Kleist spricht einmal von „jener traurigen Klarheit, die mir zu jeder Miene, jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt". Eulenberg kennt diesen Zustand nicht. Der Schaffensprozeß scheint bei ihm unterbrochen, bevor die letzte Distanz genommen ist. Die innere Welt wird nicht freies, in sich gegründetes Sein, das sich vom Dichter ablöst und aus sich da ist als ein Stück Leben. Das Dasein ist für Eulenberg nicht plastischer Ausdruck eines erkannten Gesetzes, es ist ihm ein Gefühl im Inneren. Die Welt wirft ihre Bilder in ihn hinein, aber er erfaßt sie nicht als Struktur, sondern als eine groteske Phantasmagorie, die ihr gesetzloses irres Spiel mit ihm treibt, und dieses vom Gefühl gefärbte und verschobene Spiegelbild projiziert er außer sich, irgendwohin ins Unbestimmte, Weltweite. Anstatt daß wir körperlich-plastisches Leben sehen, das sich vor dem Hintergrunde des Daseins, ein erkanntes Lebensgesetz verwirklichend, abspielt, erleben wir den Spuk kolossalischer Träume, deren Schauplatz die Seele des Dichters ist.

Oder des Helden. Denn dieses Drama steht immer auf der Mittelperson, deren eigentümliche Gefühlserlebnisse es malt. Eulenberg vermag auf Grund seiner ganzen Organisation die Dinge immer nur durch das Subjekt zu sehen. Sein Werk ist durchaus monologisch. Was sich um den Helden bewegt, ist nur bildhafte Ausstrahlung, subjektive Projektion seines Empfindens, im

Grunde ohne eignes Leben. Es sind Zerrbilder von irgend etwas, das den Helden reizt: eine dämonische Fratzenwelt, die die Angstdelirien eines Leidenden erfüllt. Auf diese Art baut sich das Drama nicht zur Welt auf, es bleibt ein qualvoller Traum von der Zwiespältigkeit der Welt in einer absonderlich gearteten Seele. Will man die Werke vom Subjekt trennen, so schweben sie in der Luft, sie sind nicht aus sich da. Auch darstellerisch haben sie nicht die Geschlossenheit eines Lebensvorganges, sondern runden sich rein äußerlich als stimmunghafte Bildeinheit.

In seinen ersten Werken blieb der Dichter den traditionellen Gepflogenheiten im Dramenbau näher; sie kennen eine Grundsituation mit Spieler und Gegenspieler. Doch löst der Held sich allmählich aus dieser Verknüpfung los und spielt sozusagen für sich. Während hier die ersten Akte eine Plastik zeigen, wie die späteren Werke des Dichters sie nicht mehr kennen, schien die Spannkraft gegen den Schluß hin immer stärker nachzulassen. Die letzten Akte flossen aus in Lyrismus oder waren nur notdürftig unter Dach gebracht. Es konnte nicht anders sein, weil die Grunddisposition des Helden handlungsfremd und undramatisch ist. Mit der „Kassandra" gelangt Eulenberg dazu, seinen Intentionen eine eigne Form zu geben. Er legt das Werk als Stimmungsbild an, in dem das Seelendrama sie vollendet. Es sind Gedichte, als Bildtraum auf die Szene gestellt. Das lyrisch-monologische Drama ist in einen bildhaften, stimmunghaft mit ihm zusammenhängenden Rahmen geschlossen. In dieser Kunst bildmäßiger Simmungserregung ist Eulenberg ein Meister. Es mag sein, daß er bei der Empfänglichkeit seines sensitiven Apparats hier des öfteren Beeinflussungen erfährt, wie im „Blaubart" durch Maeterlinck, im „Natürlichen Vater" und in „Alles um Geld" durch Hoffmann und Jean Paul, aber er wandelt dieses Fremde doch zu etwas ganz Eignem, echt Eulenbergischem um, das sich nicht vergessen läßt. Wer könnte, der künstlerisch empfänglich ist, die düstere Balladik der „Anna Walewska", die schwermütige Volksliedsüße der „Leidenschaft", das schaurige Halbdunkel des „Blaubart" und die skurrilen Bilder der letzten Stücke aus dem Inventar seiner schönsten Erinnerungen streichen?

Die Eulenbergische Dramenform ist eine Geburt der inneren Not, die den Dichter für seine Konzeptionen den adäquaten Ausdruck zu suchen zwingt. Ob man sie aus einem andern als diesem Gesichtspunkt gutheißen kann, ist eine andre Frage. Sie bedeutet vor allem ein Verzichten auf jede Entwicklung, die uns den Menschen des Stückes und sein Erlebnis erschließt. Wir stehen von vornherein vor dem fertigen Helden, der sich mit den Spukgestalten seiner Einbildungskraft herumschlägt; mögen wir sehen, wie wir uns mit ihm auseinandersetzen. Er ist für uns eine fremde Seele, und der Dichter tut nichts dazu, uns einen Weg zu ihr freizumachen. Der Dichter ist, und mit Recht, ein geschworener Feind alles überflüssigen Motivierens und Psychologisierens im Drama, das sich ja auch erübrigt, wo die Menschen aus einem allgemein menschlichen Wesenskern heraus handeln. Wir verstehen jede Ausnahme, wenn wir sie aus der lebendigen Menschenwelt herauswachsen sehen und an dieser einen Maßstab für sie haben. Bei Eulenberg aber sind alle Verhältnisse verschoben, und wir sind gezwungen, durch die Augen der Ausnahme zu sehen. Die Art der Helden ist so subjektiv, daß ihr Lebensgesetz uns nur auf dem Umwege über die psychologische Einfühlung und über den Dichter selber klar wird. Eigentlich sehen wir den Helden gar nicht in seiner vollen Körperlichkeit. Die Dramen bleiben uns nicht als Menschendarstellung im Gedächtnis, sondern als eine Stimmung wie ein schönes Gedicht. Alles Blut ist in den Worten, nicht in den Menschen. Das liegt daran, daß das reine Gefühl eigentlich ein lyrisches, aber kein dramatisches Element ist. Man fühlt sich vor einem Eulenbergischen Drama an ein Bild des Plato erinnert: wir sitzen vor einer Höhle, hinter uns brennt ein Feuer, im Lichtschein bewegen sich Gestalten und werfen ihren Schatten auf die Wandfläche vor uns. So, als Riesenschatten, nicht als das Lebendige als solches, sehen wir Eulenbergs Menschen. Was uns erfüllt und trunken macht, sind diese herrlichen, blutschweren Worte, diese wie von einem seltsam ahnungsvollen, sehnsuchtsweiten Fluidum durwehte Atmosphäre voll dunkelströmendem Lyrismus, glühender Phantastik und romantischem Dämmerweben. Merkwürdig plastisch werden bei Eulenberg allerdings die Frauen. Mit einer

wunderbaren Hoheit umkleidet, groß und erhaben stehen Irene, Kassandra, Belinde vor uns. In ihrem von Natur rein gefühlsmäßigen Sein läßt der Dichter wie durch eine geheime Wesenssympathie viel verwandtes Erleben und viel anklammernde zarte Sehnsucht Gestalt werden. In ihr Wesen lebt er sich vollkommen ein, und sie sind vollkommen und wirklich geschaut.

Eulenbergs Kraft, das muß man festhalten, liegt im Gefühl. Titanen sind seine Helden, aber nicht solche des Willens, der Tat, sondern Gefühlstitanen. Sein Weltverhältnis ist kein geschautes, sondern ein gefühltes, sagen wir lyrisches. Es liegt darin etwas Passivisches, das auf eine verschwärmte Träumernatur hinweist, wie sie wirklich die Grundlage seines Wesens zu sein scheint. Das Gefühl ist seine Lebensquelle und die Einbildung, der Traum seine Daseinsatmosphäre. Auf diese Art ist Eulenbergs Dichten stets subjektiv gebunden, und seine Werke haben die Schönheit, aber auch das Irrationale und Vage der Träume. Das ist seine Hemmung, die ihm das Höchste, zu dem er nach manchen Anzeichen hätte berufen sein können, verschließt: er erlebt infolge seiner einseitigen Anlage nicht die Welt, sondern nur sich und seine Träume. Traumgesichte einer in ihrem Wuchs herrlichen, aber leidenden Schwärmerseele dichtet er: ist das ein Mangel, der ihn hindert, einer der großen Lebensdeuter zu werden, so ist es aber auch wieder eine Besonderheit, die, echt deutsch wie die ganze Erscheinung, ihn uns so lieb, so schmerzlich lieb macht. Wir erkennen in ihm einen Teil unsrer Seele wieder. Vermag man erst sich richtig einzustellen, so wird einem Lohn, der reichlich lohnt. Man erlebt wirkliche Dichtung, wenn nicht aus den Tiefen der Welt, so doch aus den Tiefen einer erwählten Dichterseele. Und in der Entwicklung unsers Dramas scheint er trotz allem nicht wenig zu bedeuten. Wie ein erratischer Block, in unsre Zeit hineinverschlagen, ist er da durch die Tatsache des Gegensatzes. Man muß zu ein paar ganz genialen und elementaren Erscheinungen zurückgehen, um das zu finden, was er hat: diese Intensität des Gefühlsausdrucks, diese dichterische Unmittelbarkeit und magische Leuchtkraft des Wortes. Ist er das Vorspiel zu einem kommenden Großen? Ist er der Ausklang der Vergangenheit? Gleichviel, er gemahnt an das Große. Und wieder gedenkt man eines Wortes Jean Pauls, das zur Ehrfurcht mahnt vor den edlen Geistern, die den Riß des genialen Werkes in sich tragen, ohne ihn doch in monumentaler Weise ausführen zu können: „Jeder halte sie heilig, der Tiefere und der Höhere! Denn eben diese sind für die Welt die Mittler zwischen Gemeinheit und Genie, welche gleich Monden die geniale Sonne der Erde zuwerfen."

Es ist ein moralischer Erkrankungsprozeß, dessen katastrophalen Ausgang Eulenberg immer wieder darstellt. Ein tragischer Gegensatz ist im Individuum aufgetan, den nur der Untergang schließen kann. Will man die Grunderlebnisse ganz rein und unmittelbar kennen lernen, muß man die prachtvollen „Deutschen Sonette" lesen, die so trunken sind vom Blute des Dichters, daß sie uns wie auf purpurnen Wogen davontragen, bis wir nichts mehr kennen als den rotschäumenden Gischt, die sich anklammernde verzweifelte Angst vor dem eignen Rausch und Überschwang, das Gefühl der Fremdheit und des Weltgrauens und die bleiche Trauer des Welkens und der Vergängnis. Diese Stimmungen kehren auch in den „Sonderbaren Geschichten" wieder, die manch einem um der mühelosen psychologischen Zugänglichkeit willen schöner erscheinen mögen als die Dramen. Die naturgemäße Aussprache ist jedoch für Eulenberg das dramatische Bild, dieser mächtige riesenhafte Schattenzug, den er aus der Laterna magica seines Inneren gegen den nächtlichen Horizont wirft. Da sehen wir die wilde Jagd vor uns, hören sie in Sturm und höhlenhaft weitem dunklem Windesklagen heranbrausen, daß uns das Herz erschauert. Alle Gelächter der Hölle gellen hinein. Schattenkampf sehen wir in Lüften: einen Riesen, den eine Meute kleiner lächerlicher Gestalten jagt. Jetzt macht er halt, sinkt zusammen. Der mächtige Leib zittert, wirft sich im Fieber, und die kleinen Teufel stehen höhnend um ihn. Aber da springt er blind, toll, besinnungslos empor. Die Hände greifen würgend um sich. Kein Halten in diesem Rasen. Kein Widerstand gebietet dem Vernichten. Bis die Gestalt aufs neue zusammenstürzt und alle über ihn her mit Knütteln und Stangen, um ihn zu erschlagen. Schwärmer, Träumer sind Eulenbergs Menschen, die die Realität aus ihrer



Ernst Oppler: Am Badestrand von Dieppe.

Traumwelt gerissen und mit Dingen vermischt hat, die sie nicht zu begreifen vermögen. Jedem Ding geben sie die Farbe des Traumes und stehen verwirrt und erschreckt, daß die ganze Welt nicht diese Farbe trägt. Bis zum äußersten verletzlich sind sie, als ob ihre Nervenendungen zuckend bloßliegen. Ihre Seele ist ein Zerrspiegel, der alle Verhältnisse ins Unnatürliche steigert und zur Fratze macht. Jeder Nadelstich wird zu einer Höllenqual, jedes Philistergesicht zu einer grausamen, seelenlosen Karikatur. Alles wächst für sie ins Spukartige, Furchteinflößende. Nicht das Taglicht fällt auf die Dinge, sondern eine romantische Gefühlsbeleuchtung, ein ungewisser schattendurchhuschter Zwielichtschein. In dem Unmaß ihres Fühlens und in dem Wuchern ihrer Einbildungskraft kennen sie keine Grenze. Das ausgleichende Vernunftbedürfnis ist einfach ausgeschaltet. Immer haben sie nur das Rauschen ihres Blutes im Ohr oder seinen Widerschein im Auge, und alles ist ihnen von dieser Trunkenheit gefärbt, gleichviel ob in Haß oder Liebe. Das ist ihr tragisches Verhängnis: sie können ihr weit ausschwingendes Gefühlsleben nicht zum enggezogenen, aus Klugheiten, Rücksichten und Beschönigungen zusammengeflickten Dasein des Alltags in die Wege bringen. Nachtwandler sind sie im hellen Tage, die nur in Träumen wahrhaft leben können. Sie möchten Herzen öffnen, daß sie im selben Gefühlston reden wie sie selber. Unter den andern Menschen, die nicht wie sie im Froste brennen und in Gluten frieren; die nicht auf Gefühle, sondern auf Interessen Rücksicht zu nehmen gewohnt sind und Seelen und Träume mit gleichgültiger Hand schänden, können sie nicht aushalten. Verstoßen aus dem Märchen-Dschinistan, unfähig, unter den Menschen sich eine Heimat zu bereiten, empfinden sie die Erde als ein Zwischenreich voll Fegfeuerqualen. Sie sind wie jene Albatros, die Herren im Azur, die hilflos sind, wenn sie, auf das Schiffsdeck niedergestürzt, sich dort bewegen sollen. Sie finden sich verwaist und fremd vor Gott und den Menschen und ziehen sich, aufgewühlt, krank gemacht, in ihr Ich zurück wie in eine große dunkle Höhle voller Schatten und Schauer. Ihre Seele wird wie Eiter und Brand. Nichts ist mehr heil an ihnen. Aus dem reinen Gefühl wird eine irre Sucht. Ihr Blut verwildert, und aus dem Inneren steigen Fieberbilder zuchtlos und schauerlich empor, bis sie über dem Individuum, das in Vernichtungsdelirien rast, zusammenschlagen wie eine Flamme, die den schönen Tempel der Seele verzehrt. Wie in einen Abgrund des Grauens, aus dem widerlich Gezücht heraufkriecht, starrt der Mensch, „hineingerissen in sein Schicksal wie in ein fremdes vorüberfahrendes Ding, aus dem er nicht mehr herauskommt", in sein herrenlos gewordenes Innere. Leidend schaut er das Schauspiel seiner Vernichtung. Aber kein Wehren hilft; seit dem Tage, da sein Traum ins Leben hineinlangen wollte, ist er das willenlos getriebene Opfer dämonischer Mächte geworden. Die Enttäuschung der Träume ist gleichbedeutend mit der beginnenden Zersetzung seines sittlichen Lebenskerns und der allmählichen Verwüstung des Individuums, die sich nach außen hin zu lebenzerstörendem, verbrecherischem Handeln zu steigern vermag und in der Gegenwehr der andern Wesen alsdann den äußeren Zusammenbruch, der dem inneren folgen muß, vollendet.

Das erste Werk Eulenbergs, das Drama „Dogenglück", ist ein kolossales Etwas ohne Verhältnisse, das weder gehen noch stehen kann, ausschweifend und maßlos in den überschwellenden, bilderbeladenen Dialogen, die von Shakespeare und den Kraftgenies aus der Taufe gehoben wurden. Es ist die Geschichte vom Dogen Falieri, die auch Hoffmann in der Novelle „Doge und Dogaressa" behandelt hat. Was in diesem Drama voll Sinnengier, Betrug, Verrat gut ist, das ist die Stimmung einiger Szenen, in denen sich schon die Art Eulenbergs ankündigt. Von unheimlicher Grandiosität ist der letzte Akt in einer Irrenanstalt, der Gesundheit und Irrsinn so durcheinanderwirrt, daß man sich nicht auskennt und verblüfft steht vor diesem Bilde des Daseins in seiner bedeutungsvollen Verzerrung... Das Lichtchen der Seele erlischt in diesem wüsten Sud, diesem unauflöslichen blut- und brunstbefleckten Wirrwarr ohne Sinn und Zweck, und wie bitterster Hohn klingt es, wenn ein armer Narr ausruft: „Wie ein Riese rage ich empor aus dem Kot mit meinen Gedanken. Der Geist sei euer König, der Geist."

Dieses Drama mit seinem hoffnungslosen Pessimismus ist gewissermaßen die Grun-

dierung für Eulenbergs weiteres Schaffen. Auf dem hier aufklingenden Gefühl der Verlassenheit und Verlorenheit, der Gottlosigkeit des Daseins steht sein ganzes Werk. Dem Dogenglück folgt die Tragödie der Inzest-Liebe: „Anna Walewska“, die der Dichter, im Bewußtsein, hier beinah Vollkommenes gegeben zu haben, nach Jahren neu bearbeitet und durch kluge Streichungen vorteilhaft zusammengeschlossen hat. Dieser polnische Edelmann Walewski ist ganz der tagfremde, scheue Eulenbergische Träumer in seinem unbegreiflichen Gefühlsüberschwang. Er ist der Einsame, der eine Heimat und keine Heimat hat. Auf seinem Schlosse sitzt er allein mit seiner Tochter und träumt hinaus in die Nacht; jagt durch die Wälder, rast über die weiten Schneeflächen. Und er weiß sein Herz nicht zu bewahren in den Träumen. Die Einsamkeit entfesselt das Labyrinth der Triebe in seiner Brust. Er liebt seine Tochter, wie kein andrer Mensch zu lieben vermag. Die andern nennen es fast schon Blutschande, wie er seine Tochter ansieht, und sie tadeln ihn, beargwöhnen ihn. Und da frißt dies Gefühl sich weiter in ihm, tritt ins Bewußtsein; es verschlingt die Vernunft, daß er wie in einer Umklammerung feuchtkalter Gewächse sich fühlt, die ihn in einen Sumpf hinabziehen. Der Traum wird Tat, das reine Gefühl verbrecherische Gier. Und mit hinab in seinen sündigen Taumel reißt er die Tochter, die sich mit der Kraft all ihrer Liebe zu ihm drängt und nichts andres weiß als ihn. In diesem Werke ist eine Kraft des Tragischen, die Eulenberg nie wieder erreicht hat. Dazu ist die Stimmung von einer schwermütigen, grausigen Dichtigkeit, voll einer unheimlichen Balladenluft, die man mit schauerlicher Beklemmung, und doch trunken von ihrer schweren Süße, in sich einsaugt.

Schwächer, fragmentarischer ist das nächste Stück: das deutsche Schauspiel „Münchhausen“. Dieser arme Glücksritter, der nur unter der Maske seiner lügenhaften Erfindungen bei den Menschen leben kann, und dessen Tragödie es ist, daß er für die Menschen mit seiner Maske verwächst, während innen sein Herz verblutet, ist ein bleicherer, weicherer Bruder des Walewski. Auch er ein reiner Träumer, der daran zugrunde geht, daß Traum und Wirklichkeit nicht übereinstimmen wollen. Freilich wird sein Verlangen nach der Gattin des besten Freundes nicht zum tatsächlichen Zugreifen. Er geht aus dem Leben, dem er nicht gewachsen ist, weil er nicht schlecht werden mag, und zum erstenmal zeigt der Lügner sein reines Herz in seiner Unverhülltheit und Unbewehrtheit. Das Werk ist in der Tat nicht gekonnt. Es ist zuviel hineingetan an Motiven. Die Tragik des Künstlermenschen, des Lügners unter den ewig andern und die Tragik des zarthäutigen Schwärmers gehen nur eine Weile zusammen; dann löst die Liebestragödie sich heraus und spielt in allzu larmoyanter Sentimentalität weiter. Aber die Schönheit der ersten Akte: deutsches Rokoko, gemischt mit Empfindsamkeit und Gefühlstiefe, bleibt als ein wundervoller, elegischer Klang.

Das Nebenmotiv des „Münchhausen“: der Künstler und die andern, will die kleine Gegenwartkomödie „Künstler und Katilinarier“ gesondert durchführen. Künstlerisch hat diese Abfallarbeit nichts zu besagen. Immerhin ist sie interessant und beleuchtend in der Art, wie sie zwei urgeschiedene Welten, die des Bürgers und die des Künstlers, gegenüberstellt, das kunstfeindliche Element in echt Eulenbergischer Unbedingtheit bis zur Karikatur verzerrend und ablehnend.

Köstlich in der Stimmung, aber als Werk ungeschlossen und brüchig, ist das Soldatendrama „Leidenschaft“. Die Irene, des Werkes Heldin, ist die Frau, die sich ganz an den Mann hingibt; der die Liebe Wesen bedeutet; die um der Liebe willen duldet und zum Schlusse doch nichts als die große, lebenvernichtende Enttäuschung heimbringt. Ein wehmütiger Volksliedton geht durch das Stück und hält die drei ersten Akte, die die Atmosphäre des Lagerlebens, wie es vor zweihundert Jahren gewesen sein mag, füllt. Der Fortgang jedoch ist ein breites, undramatisches Versanden.

Im Mittelpunkt des nächsten Werkes steht wieder der Träumer, der sein Gefühl den Tatsachen nicht anpassen kann. „Der halbe Held“ heißt das Werk, das in der friderizianischen Armee spielt und den Lokalton gut festhält. Der Hauptmann von Kreith wird beargwöhnt, weil sein Bruder als General in österreichischen Diensten steht. Sein Bruder möchte ihn zu sich hinüberziehen; aber sein Gefühl ist so mit seinem Offiziersrock verwachsen, daß er trotz allen Demütigungen nicht von ihm loskommt. Und auch als man

seine Menschlichkeit geradezu mißhandelt, glaubt er noch an das Menschliche und an die Gerechtigkeit, bis er erkennen muß, daß in der Armee Disziplin vor allem geht. Und ein tief am Menschen Erkrankter, dessen Gemüt zu wuchern und zu verwildern beginnt, stellt er sich der heiliggesprochenen Disziplin entgegen; ein Wahnwitziger, den man wie einen tollen Hund niederschießt.

Reich an lyrischen Schönheiten ist das „Kassandra“-Drama. Es ist die Tragödie des prophetischen Geistes, der, belastet mit dunklem Wissen wie mit einem Götterfluche, unter den andern Menschen einherwandelt, ein Feind der Gemeinschaft und eine Furcht für sie durch den Blick, der hinter den Lebenstraum sieht. Das Seelengemälde ist hier in sich vollendet. Erhaben, von reinem Weiß umflossen, steht die Seherin da, und leidend unter ihrem fremden Schicksalsgebot schreitet sie die Stufen hinunter, die zu den Schatten führen. Weniger sorgfältig ausgeführt ist der Rahmen, der sich um das Bild der Kassandra schließt.

Ein düsterer Schattenspuk ist das Drama „Blaubart“. Hier lebt noch einmal der Walewski-Typ auf; aber die Gestalt ist tiefer, die Träume sind unheimlicher. Blaubart ist ein Grübler, der das trügerische Leben fassen möchte, der zum Lustmörder wird, der das Geheimnis des Blutes, des Lebens mit dem Messer aufschließen will. Alles ist hier spukhaft, eine wahnsinnige Mischung von Schauerlichem und Groteskem, unheimlich unwirklich und phantastisch in der wechselnden Beleuchtung von hell und dunkel. Und die Worte sind schauerlich wie das Rauschen des Wasgenwaldes, der sich um das einsame Schloß des Ritters schließt.

Eulenberg hat mit diesen Werken die Form gefunden, die man ihm zugestehen muß, weil sie die einzig mögliche ist, in der er seine Visionen verkörpern kann. Von dieser Form irrt das Drama „Ulrich von Waldeck“ ab. Hier sind Konzessionen gemacht; hier ist motiviert; aber gerade dadurch werden die Mängel in Eulenbergs Wesen um so sichtbarer. Die Motivation bleibt äußerlich. Die Helden Eulenbergs sind schöne Fremdlinge von anderm Stern; Kranke vielleicht für uns, Neurastheniker. Jedenfalls ist an ihnen etwas Unbegreifliches von Anbeginn her, und Ulrich gibt nicht die Genesis dieses Menschen, sondern nur die seiner Erkrankung. Er deckt den Zwiespalt erst recht auf, der zwischen seiner und unsrer Welt klafft, ohne uns doch die Gesetze jener Welt sichtbar zu machen.

Mit dem folgenden Werke, dem Lustspiel „Der natürliche Vater“, scheinen neue Elemente der Betrachtung und der Darstellung in das Schaffen Eulenbergs zu treten. Im Mittelpunkt steht auch hier der enttäuschte, bindungsflüchtige Träumer. Es ist die Eulenbergische Komödie der Ehe: der Mann, der vor der Enge und Nüchternheit des Familienbildes flieht. Aber die Dinge sind hier ironisch behandelt. Die Bitterkeit löst sich in Lächeln auf. Zwar ist die alte Fremdheit gegenüber der Wirklichkeit nicht überbrückt. Aber der Dichter steht freier da, sieht das Ganze in einem milderen Lichte. Das Skurrile des ganzen Treibens ist ihm aufgegangen. Man sieht eine Verwandtschaft mit Jean Paul und Hoffmann, die ihm wohl auch geistige Helfer waren. Eingestellt ist die Dichtung in eine mit romantischem Auge angeschaute Biedermeierwelt, die ganz naturgemäß etwas Lächerliches und zugleich doch unendlich Anheimelndes hat, wie Spitzweg-Bilder. Das unendlich Zarte, Verträumte in Eulenbergs Seele kommt in manchen mondscheinschönen und frühlingssüßen, von einem leisen Hauch des Verblichenen überwehten Szenen wunderbar zum Ausdruck.

Die Tragödie „Simson“ scheint mir nicht so echt Eulenbergisch. Sie ist wohl mehr bewußtes, absichtliches Kunstprodukt, prächtig in der Bildwirkung mit ihrem kraftstrotzenden Barockstil, aber doch etwas uneigentlich. Die Linie des „Natürlichen Vaters“ führt indes die Komödie „Alles um Liebe“ weiter, die ganz aufgelöst ist in romantische Ironie; in eine Stimmung, die zwischen Weinen und Lachen steht. Dieses Werk, in dem zwischen all den rörenden, kollernden, seufzenden Brunsttierchen der weise menschliche Narr Emanuel von Treuchtlingen umherstolziert, der sich durch eine Binde einäugig gemacht hat, damit er um so besser, um so innerlicher mit dem in sich gekehrten Auge über die von ihren Lüsten gehetzten Menschlein lachen kann, während das andre darauf achtet, daß die Ordnung nicht aus den Fugen kracht, dünkt mir entscheidend in der Entwicklung Eulenbergs. Als Kunstwerk kann man das Stück freilich bemängeln und ihm nachsagen, daß es in Szenen, wenn auch in

herrliche Szenen zerfällt, die nur durch die Person Emanuels zusammengehalten. Aber es gibt uns doch die Ahnung von einem deutschen, übermütig-tiefen Lustspiel, wie wir es ersehnen, und es ist nicht zu verkennen, daß sich das Wesen Eulenbergs immer reiner und dichterischer zu erschließen trachtet, nachdem die heftigen eruptiven Komplexlösungen, die die früheren Werke bedeuten, die Seele entlastet haben. Die Bilder werden schwebender, die Trauer wird zum Lächeln, der Traum zur kühnen Phantasiekraft, die sich freier in ihre Heimat, in das Reich des freien Geistes, aufschwingt.

Da ist sodann der arme Vincenz in „Alles um Geld“, der Märchenfürst in der Welt des Goldes, dem auch der Goldstrom ein Traum ist, und dem die Krämer doch auf seine reinsten Menschengefühle keinen Vorschuß gewähren wollen. Gewiß ist dieses Werk von tiefer Tragik umweht; aber Vincenz steht doch in seinem reinen Menschen-, seinem reinen Torentum so hoch über dem Getriebe, daß es nicht an seine tiefste Seele rührt, und daß er über die Komik der Erdgebundenen lächeln kann.

Fast von der Wirklichkeit gelöst ist auch das Schauspiel „Belinde“, diese rührende, verhaltene Klage um die Vergänglichkeit des Besten und Reinsten selber und um die unbegreifliche Verwirrung der Gefühle von Treue und liebendem Verwachsensein.

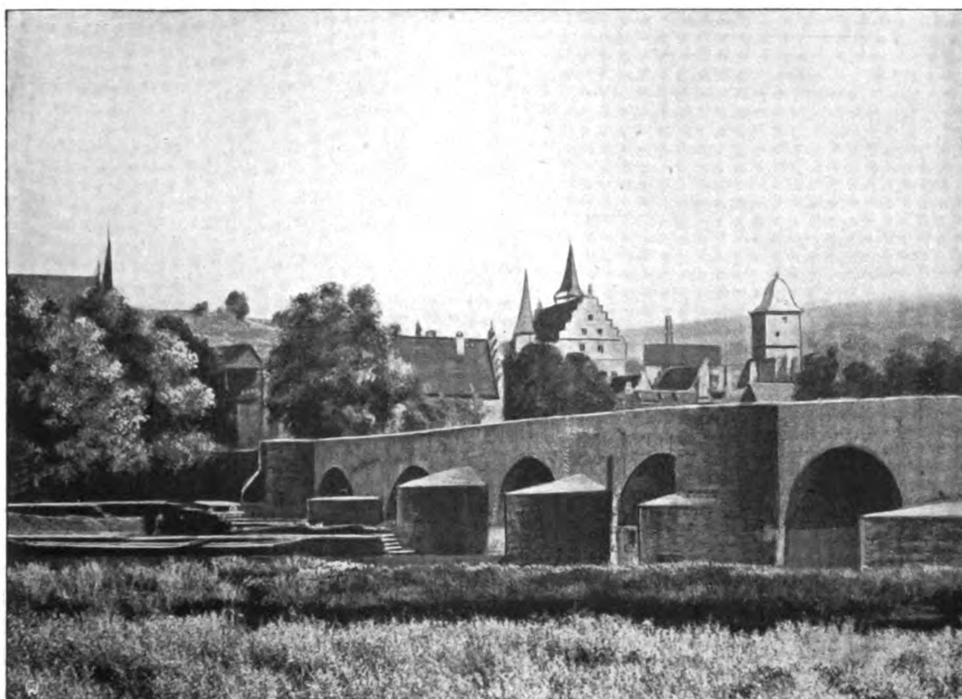
Eulenberg steht heute in dem Alter, wo der Mensch, von sich selber frei, die Welt zu gewinnen, anstatt des subjektiven Lebens das Leben selber zu fassen und zu gestalten sucht. Ob er je in ein klargeschautes Verhältnis zu den Dingen unsrer Welt kommt, aus dem ein überpersönliches Weltbild sich ablösen könnte, erscheint mehr als fraglich. Auch in den letzten Werken ist es immer wieder der Dichter, die Persönlichkeit, die stärker anzieht als das gestaltete Gebilde. Man setzt das Werk unwillkürlich in die subjektive Beziehung zum Autor; zu diesen veilchenblauen Träumeraugen, die man liebt und hinter denen man Wunderländer der Phantasie in tiefem Glanze aufleuchten sieht. Ein leidvoller Traum von der Erde war sein bisheriges Dichten. Wir wollten mehr von ihm: das Wissen um die Erde und ihr Leid. Wie konnte er es geben, der in Wahrheit nicht von dieser Erde ist? Wir tun ihm vielleicht unrecht, wenn wir ihn neben die Dichter dieser Erde stellen, unter denen er ein schöner Fremdling bleiben muß, und eines Tags erleben wir, daß die Helden seiner jugendlichen Geniedramen, die gebundenen Titanen aus Marlows und Grabbes Familie, in denen Kraft und Unkraft sich so schmerzlich mischen, vollends ihre Fesseln sprengen und zurückkehren in ihr Heimatreich, in jenes lockende azurtiefe Reich, wo die Phantasie die Flagge der Romantik hißt. Schon erheben Emanuel, Vincenz, Hyazinth sich um einige Menschenmaße über den Dunstkreis des Irdischen. Aber vorerst träumt nur ihre Sehnsucht über die Wolken. Noch schwangen sie sich nicht kühn und ungebunden aus dem Reich des Zwanges in die Gefilde der Freiheit und des phantastischen Überschwangs. Noch ist ihre Welt uns mehr eine Ahnung als ein klares Gesicht. Wer aber in „Katinka“ das Nachtfest der Tiere in seiner düsteren Phantastik, wer die geradezu kosmisch ergreifende Schilderung von Katinkas Ende oder so manche überirdisch leuchtende Szene in Eulenbergs letzten Dramen erlebt hat, kann nicht zweifeln, zu welchen Himmeln dieser Dichter die Schlüssel besitzt. Je weiter er sich von uns entfernt, um so näher wird er uns sein; denn die deutsche Seele liebt die Träume.

Steig auf, schöne Mongolfiere!

*

Die dichterischen Werke Eulenbergs sind jetzt alle vereinigt im Verlag von Kurt Wolff (Ernst Rowohlt) in Leipzig. Die Dichterporträte, die mit vielem Glück Persönlichkeiten der Literaturgeschichte sowie andre große Männer gestalten, sind unter dem Titel „Schattenbilder“ und „Neue Bilder“ bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen.





Ochsenfurt.

Malerische Winkel in Unterfranken

Von Dr. Hermann Sprenger

Mit zwölf Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers

Es ist eigenartig, wie der Geschmack für Schönheit und malerischen Reiz sich wandelbar zeigt! Was uns gestern erfreute und ergötzte, das kritisieren und verwerfen wir heute. Viele Jahre hindurch war „altfränkisch" ein Ausdruck des Spottes und Hohns für langweilige, zurückgebliebene Philister und Reaktionäre, die aus Eigensinn oder Dummheit es nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, den „glänzenden Zug unsrer Kulturentwicklung" mitzumachen. Und heute suchen wir jene Gegenden auf, die wir damals mit beißender Ironie übergossen haben, freuen wir uns jener altfränkischen Städtlein mit ihren Türmen und Zinnen, ihren alten Toren und Stadtmauern, ihren verträumten, stillen Straßen und Plätzen, entdecken wir gleichsam neu jene Gegenden, die so lange verschlafen abseits des Weges lagen, und prägen ein neues Schlagwort: „Volkskunst". Aber ich glaube, daß dieses Erwachen unsers Interesses für jene mittelalterlichen Städtchen, die besonders in Franken und Schwaben unser Auge entzücken, einen tieferen Grund hat. Es ist die unbewußte Sehnsucht nach jenem stillen Frieden, jenem selbstzufriedenen, ruhigen Genießen, selbst in beschränkteren Formen, das unsre Sinne reizt, das uns aus dem Hasten und Jagen unsers modernen Lebens wie ein Jugendmärchen verlockend erscheint und Sehnen nach Ruhe und Frieden in uns auslöst. Und wie von einigen Malern, die vielleicht den Zeitgeist erkannt haben, Rothenburg ob der Tauber, die Perle aller fränkischen Städte, seinerzeit wiederum neu entdeckt wurde, so haben wir in einer ganzen Anzahl Städte und Städtchen Frankens reizvolle Bilder mittelalterlicher Kultur gefunden, die des Beschauens und der Freude am intimen Reiz in ihren derben, unkonventionellen Formen und Erscheinungen wert sind.

Wenn Rothenburg, Dinkelsbühl, Schwäbisch-Hall, das reizvolle Eßlingen uns die alten freien Reichsstädte repräsentieren, deren kraftvolles Bürgertum es verstanden hatte, in schweren Kämpfen seine volle Freiheit zu behaupten, so liegen, besonders in der Mainebene, eine Reihe von kleinen Landstädtchen,


Iphofen: Oberes Tor.

die uns ein getreues Abbild dieser mittelalterlichen Zeitepoche treu bewahrt haben.

Und da ist es vor allem Iphofen, jenes mauerumgürtete fränkische Städtlein, das am Fuße des Staigerwaldes als treue Grenzwacht fürstbischöflichen Würzburgischen Besitzes seine Tore dem Andringen der machtvollen Nachbarn verschlossen hatte. Würzburgisches Verdienst ist es auch gewesen, das im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das Städtebild so erscheinen ließ, wie es fast unberührt noch heute zu finden ist. Iphofens Daseinsberechtigung ist aber vor allem in dem noch heute blühenden Weinbau zu suchen, der die Hänge des Staigerwaldes nach dem Maintal zu bedeckt, und der hier gewisse Wohlhabenheit und Kraft dem Städtchen erzeugte und erhielt.

Wie beschaulich, stillzufrieden liegt es da im Sonnenschein, darüber der waldige Keupergürtel, von dessen Höhe über dem weinbedeckten Hang Schloß Schwanstein in die lichtdurchflutete Mainebene hinausgrüßt! Der Hauptreiz Iphofens liegt in seiner vortrefflich erhaltenen, die Stadt umgebenden Befestigung, die so nichts Drohendes, Herausforderndes, Waffenklirrendes hat, die ein so gemütliches und behäbiges Gesicht macht, als ob sie sagen wollte: „Ich will nur meine Ruhe haben!“ Der Erbauer des prächtigen Rödelseer Tores ist sicherlich ein Schalk gewesen, denn er hat dem flankierenden Türmchen solch gemütliche Schlafmütze aus Ziegelsteinen aufgesetzt, daß man seine helle Freude an diesem originellen Bilde hat. Aber damit ist auch die Stimmung gegeben, mit der wir dieses Städtchen betreten und die anheimelnden Bilder kleinstädtischer Baukunst betrachten, und die uns in ihrem Banne hält, solange wir in dem reizvollen Städtchen weilen, und aus der heraus wir so manchen malerischen Winkel entdecken.

Da sind es vor allem das obere und untere Tor, welche uns Bilder von großem Reize liefern: alte Häuser, auf und in die Stadtmauern gebaut und aus dem Grün des mit Obst bewachsenen ehemaligen Stadtgrabens in prächtigen Farben hervorleuchtend. Dann ein Brunnen vor dem imposanten Rathause, ein Gäßchen, ein Stück der alten Stadtmauer, ein trotzig in die Höhe sich reckender Eckturm. Und zu all diesem ein kräftiger acker- und weinbautreibender behäbiger Menschenschlag, innig verwachsen mit dem Straßenbilde und dieses als Staffage belebend.

Es ist echte altfränkische Stimmung, wohin man sich wendet: all jene originellen Wasserspeier, die so trotzig in die Gasse ragen, die vorspringenden, unten abgerundeten Eck-


Iphofen: Rödelseertor (Inneres).

häuser, die Heiligenbilder an den Häusern, die eigenartigen altarähnlichen Bäckerläden alte Inschriften und Fachwerkhäuser, uralte Kapellen und mauerumfriedigte Höfe mit gewaltigen steineren Toren und darüber die Türme der beiden Kirchen, die das Stadtbild beherrschen.

All jene Gassen und Gäßchen, wie gemütvoll laufen sie in krummen Linien, stets Abwechslung zeigend und neue Bilder dem Wanderer weisend! Vor den kleinen Fenstern stehen auf Außenbrettern überall blühende Geranien und gelbe Pantoffelblumen, deren leuchtendes Rot und Gelb zu dem altersgrauen rauhen Bewurf der Häuser in seltsamem Kontraste stehen.

Und gleichsam in der Luft liegt ein Hauch halb trotzigen, halb kleinlichen Ackerbürgertums, stolz auf das Erbe der Väter und stolz auf die eigne Scholle, die in schwerer Arbeit genügsamen Menschen ihren Lebensunterhalt gibt, ein Hauch von weinfröhlichem Frohsinn, von Glück und Selbstzufriedenheit, der gut paßt zu dem humorvollen und doch trotzigen Rödelseer Tor, dem Wahrzeichen der Stadt.

Nördlich von Iphofen, in weiterer Entfernung des Steilabfalles des Staigerwaldes, liegt Prichsenstadt innerhalb prächtig gepflegten Ackerlandes. Auch dieses Städtlein,



Sulzfeld: Gassenkreuzung.

kleiner als Iphofen, hat sein altertümliches, altfränkisches Gepräge treu bewahrt. Seine Tore blicken halb neugierig, halb protzig den Fremden an, der sie durchschreitet, um auf den sich weitenden Markt zu treten. Ganz originell ist der große Glockenturm, der, trotzig und breitbeinig wie ein schnauzbärtiger Landsknecht hingepflanzt, die Hauptstraße in zwei Teile teilt und dem Straßenbilde einen markigen Abschluß gibt. Auch hier herrscht Ackerbürgertum, das ein beschauliches Leben erzeugt, ohne große Ansprüche und in weiser Zufriedenheit mit den Gaben des Alltags. Wie Iphofen, so umgibt auch Prichsenstadt eine wohlerhaltene Mauer mit teilweise prächtigen Ecktürmen und schafft so dem behäbigen und selbstzufriedenen Städtlein Stil und Form.



Iphofen: Brunnen am Marktplatz.

Von Kitzingen, das nur noch wenige Überreste seiner alten Eigenart bewahrt hat und modern, ja industriell machtvoll vorwärtsschreitet, begleiten wir den schnellfließenden Fluß stromabwärts. Gar bald baut sich von dem eingerissenen Strombett aus zu der mäßigen Randhöhe terrassenförmig aufsteigend das alte prächtige Sulzfeld, umgeben von Weinbergen, vor unsern Blicken auf, ein Bild von hohem malerischem Reiz.

Es ist noch ganz Mittelalter, was sich dort zeigt. Eine niedrige, das Vorflutgelände des Mains begrenzende bröckelnde

Mauer mit vielen kleinen, halbzerfallenen Wehrtürmen, größeren Ecktürmen und hausähnlichen, wirkungsvollen Stadttoren, darüber eng zusammengedrängt die Giebel der Stadt, aus denen manch beachtenswerter Treppengiebel hervorschaut, vor allem die überreiche, eigentlich nicht recht in die sonstige Einfachheit des Gesamtbildes passende Fassade des üppigen Rathauses mit seinen beiden wirkungsvollen Torbogen.

Und wo auch immer in diesem reizvollen fränkischen Nest unsre Augen hinfallen — überall Bilder voll außerordentlichem Reiz, von besonderer Eigenart! So urecht, in seinen engen Grenzen ein prächtiger Spiegel vergangener Jahre! Besonders in dem schmalen Gäßchen, das an der grauen zerfallenden Stadtmauer entlang um das Städtlein führt, finden wir Bilder, so packend in Farben und Linienführung, so unberührt von unsrer hastenden Zeit, daß man glaubt, eine alte Merianische Zeichnung zu betrachten. Und all diese köstlichen Bilder altfränkischer Kleinkunst lösen in uns mit breitem Behagen Stimmungen aus, wie wir sie selten genießen.

Es ist merkwürdig, mit wieviel sicherem Geschmack all diese krummen malerischen Gäßchen angelegt sind, die in ihrem Aufbau und ihrer Silhouette so einwandfrei vor uns stehen! Dieser künstlerische Instinkt muß auch den breiten Massen, dem gesamten Volke eigen gewesen sein, denn löbliche Baupolizeiordnungen nach unsern heutigen Mustern gab es sicherlich damals nicht. Hier fügt sich eins in das andre, dieses tritt hervor, jenes wird gemildert, und es entsteht so ein köstliches Ganzes, das als ein Überbleibsel alter, wirklich allgemeiner Volkskunst uns mehr lehrt und zeigt, als das beste Museum in der Lage ist, es zu tun. Aber sicherlich hat man sich damals auch Zeit genommen, oft und gern beim Dämmerschoppen mit dem Baumeister, den Nachbarn oder sonstigen Persönlichkeiten alle Einzelheiten der Pläne besprochen, und manch Schöpplein Mainwein wird notwendig gewesen sein, bis der Plan geboren war und die Ausführung beginnen konnte. Aber dieses gemütvolle Zeithaben, das uns hier in Franken überall entgegentritt, bildet ja für uns moderne Menschen den Hauptreiz dieser Städtchen.



Prichsenstadt: Marktplatz.

Da ist ein prächtig aufstrebender Eckturm, niedrige, mit großen Treppen versehene bewohnte hausähnliche Türme, kleine in und an die Mauer gebaute Häuschen mit nie fehlendem Blumenschmuck vor den niedrigen Fenstern, ein fast unmöglicher Giebel, der, an einer Gassenkreuzung so unglaublich kühn und doch wiederum so praktisch abgerundet, spitz in die Luft sich reckt. Dann wieder köstliche, in bemerkenswerter Arbeit ausgeführte Heiligenbilder, grell in ihren schreienden Farben aus dem grauen Steinbewurf der Häuser hervorleuchtend. Ein echtes Stück ländlichen Mittelalters repräsentiert dieses eigenartige Städtlein, und wer einmal den Zauber genossen, der wird mit stiller Freude sich jener Bilder erinnern, die fast überreich diese Frankenstadt ihm geboten hat.

Wenn wir Sulzfeld aus dem Südtor verlassen, so liegt hart an der Stadtmauer am Bergeshang eine kleine köstliche Friedhofskapelle — friedlich und friedenbringend grüßt sie in die sonnige Mainebene hinaus.

Der Bergrand der Hochebene weicht nun nach Westen in großem Bogen zurück, um in weiterer Ferne erst wieder in der Segnitzspitze als scharf profilierter Steilabfall zum Main zurückzukehren. Es ist ein Becken voll schöner Felder, reich bebaut und gut gepflegt. Noch einmal schauen wir zurück auf das alte Sulzfeld mit seinen Türmen und Giebeln, über die die Abendsonne ihre

Strahlen sendet. Uns zur Seite der Strom, auf dessen Spiegel Reflexlichter grell auftauchen und verschwinden. Uralte Heiligenbilder, lange Schlagschatten werfend, erheben ihre schönen Silhouetten in die blaue Luft. Es ist noch alles unberührt wie dereinst, als Meister Albrecht Dürer von Bamberg aus auf dem Strom gen Niederland desselben Weges zog und sein Künstlerauge sich an dem farbenprächtigen Bilde weidete.



Straße in Prichsenstadt.

An der Segnitzspitze macht der Main sein drittes gewaltiges Knie, und in der äußeren Ausbuchtung des Winkels liegt, teils in die Mündung des Breitbaches eingezwängt, teils an dem Steilufer des Flußbettes angelehnt, das alte Schifferstädtchen Marktbreit mit seinem Wahrzeichen, dem alten Kran mit hochgerecktem Ladearm und dem Speicher am Kai.

Das alte Stadtbild, terrassenförmig aufsteigend, mit seinen Türmen und ragenden Giebeln ist im alten Charakter gut erhalten.

Durch ein etwas üppiges Tor treffen wir, mit diesem verbunden, das machtvolle Rathaus, das in kühnem Bogen den Breitbach überfängt. Auf der zum Marktplatz führenden Gasse fallen vor allem zwei üppige Barockhäuser, die sogenannten Strehlingshäuser uralter Patriziergeschlechter, in die Augen. Wie sie dem Straßenbilde einen von den kleinen Landstädtchen völlig verschiedenen Charakter geben! Eine hohe, steinerne Treppe führt zu dem hochgelegenen Friedhof, der in einer offenen Halle die Grabgelege alter adliger Familien beherbergt. Marktbreit, einst ein wichtiger, den Hohenzollern gehöriger Markt, zeigt deutlich die Wohlhabenheit, welche Schiffahrt und Handel mit dem weiten Hinterlande, das sich bis zu den Frankenhöhen hinüber erstreckt, an diesem Stapelplatze aufgehäuft haben.

Haben Iphofen und Sulzfeld uns erfreut durch ihre derbe, schlichte und doch wirkungsvolle Gesamtarchitektur, so finden wir hier, wo größerer Reichtum und leichterer Handelsgewinn vorhanden waren, viele köstliche Einzelheiten, Schmuckstücke mit großer Sorgfalt geprägt. Wie wenn ein Goldschmiedemeister mit besonderer Vorliebe und Bedacht den Deckel einer Silberkassette kunstvoll gestaltet hätte, so ist es hier ein Erker, dort ein Türmchen oder eine reichgeschnitzte Fassade oder ein schön ornamentiertes Haustor, die, ohne anspruchslos aufzufallen, dennoch die Blicke von dem einfacher gestalteten Hause auf sich lenken, und die doch immer wieder so sicher verstehen, sich dem Ganzen in Form und Farbe einzufügen.

Über die lange Mainbrücke zurück gelangen wir wieder nach dem gegenüberliegenden Segnitz, das wie all jene Mainstädtchen in die geringe Breite des Talbodens dem Strom entlang gelagert ist. Eine interessante Kirchhofstür mit origineller Widmung eines früheren Bürgermeisters gibt Zeugnis von der humorvollen Auffassung des Lebens dieses weinfrohen Volkes.

Während die gegenüberliegende Talseite flacher wird, steigt neben uns als südlicher Abhang der Hochebene der mit Reben besteckte Berg zu beträchtlicher Höhe hinauf und ist, dem Gesamtbilde Stimmung und Eigenart gebend, mit Weinberghäuschen, klei-



Marktbreit.

nen Kapellen, Heiligenbildern und einem Stationswege besetzt, von dessen Höhe eine Kapelle neben einem einsam und schwarz gegen den Himmel ragenden, hohen Kreuze herunterblickt. Der Weg führt auf sonniger, weißer Kalkstraße neben dem eilenden Flusse an den mit Heiligenbildern besetzten Weinbergsmauern entlang. Eine heitere, weinfröhliche Landschaft breitet sich vor uns aus, in der der Strom sein blinkendes Silberband zieht. Jenseits im Erlengestrüpp des Flutgeländes werden Flöße zusammengesetzt, während darüber mit qualmender Lokomotive und hastenden Rädern der Weltverkehr nach München und dem Süden seines Weges zieht. Hier Ruhe und Frieden, fast sonntägliche Stille um die im Sonnenbrande brütenden Weinberge! Da taucht vor uns, lang an den Strom gestreckt, das altertümliche Frickenhausen mit seinem spitzen, schlank aufragenden Turme, seinen Mauern und Toren auf, während fern im Westen, scheinbar über dem Main gelagert, die hohen Türme von Ochsenfurt, der größten und bedeutendsten Stadt der Gegend, das Tal abschließen.

Frickenhausen ist ein würdiges Gegenstück zu dem alten Sulzfeld. Besonders sind es seine drei Tore, die wie stets hier am Main in oberes, unteres und Maintor sich gliedern. Die niedrigen, zum Teil abgetragenen Stadtmauern, hier und da mit zerbröckelnden Türmchen besetzt, geben, besonders vom Wasser aus, dem Bilde einen ausgeprägt mittelalterlichen Charakter.

Sein originelles, behäbiges Rathaus mit spitzem Turm und mit prächtiger Freitreppe in Maßarbeit, seine Winkel und Gäßchen, seine stolzen Herrenhäuser, sein malerischer Friedhof mit ragendem Kruzifix passen so prächtig in den Rahmen dieser lachenden Landschaft, sind so verwachsen mit dem Gesamtbilde des Tales, daß wir uns unwillkürlich tief zurückversetzt fühlen in die Vergangenheit, als dereinst würzburgische Amtmänner oder gar der Fürstbischof selbst zu den Toren der hörigen Stadt einzogen und den Eid der Treue von der Bürgerschaft erheischten.

Wir haben das trotzige, hochgereckte untere Tor durchschritten und treten nach kurzer Wanderung über eine alte, schöne Steinbrücke mit kraftvollen Pfeilern und geschwungenen Bogen in Ochsenfurt ein. Wenn bis jetzt der kleinstädtische Ackerbürger und Weinbauer in den trauten, verzauberten Nestern am

Main geherrscht hat, so sehen wir sofort an dem Straßenbilde dieser Stadt, daß sie einen bedeutsamen Mittelpunkt der gesamten Gegend darstellt, die, reich und fruchtbar, mit dem Ackerland im Süden auf der Hochebene bis an die württembergische Grenze als alter Ochsenfurter Gau sich ausdehnt. Originell und weit bekannt ist das Rathaus zu Ochsenfurt mit seiner kostbaren, etwas spielerischen Uhr im spitzen Türmchen und dem Domkapitel, dem jetzigen Bezirksamt. Reich ist es an schönen Gassen und Häusern; besonders der stolz aufragende Dom gibt in seinen kräftigen Formen Kraft und Erhabenheit. Und dann des Nachts, wenn der Vollmond mit seinem zerstreuten Licht die Gassen und Plätze der Stadt füllt und scharf und schwarz die Silhouetten der Treppengiebel der Häuser auf die flimmernde Straße wirft, wenn die Türme und Türmchen in weichen verschwommenen Konturen sich vom Nachthimmel absetzen und nur selten ein knarrender Wagen, ein fernes Hundegebell, der schwere Schritt des Wächters die Stille der Nacht unterbricht, erst dann wirkt die alte Stadt gar mächtig auf uns ein. Formen und Farben sind verwischt in dem auflösenden Mondlicht der Sommernacht. Und wie ein Märchen schauen wir staunend die alten Winkel und Gäßchen



Marktbreit: Strehlinghäuser.

mit ihren weitgestreckten Schildern und Heiligenbildern, auf denen die Strahlen des Mondes sonderbare Reflexe hervorzaubern, oder deren flackerndes Lämpchen im Schlagschatten einen verglimmenden Strahlenschein hervorzaubert, auf die trotzigen ragenden Türme, die festen, liebevoll und sorgsam erbauten mächtigen Tore! Und leise rauscht der Nachtwind in den Bäumen auf dem alten, die Stadt umgebenden Walle. Der tiefe Stadtgraben, scheinbar abgrundtief, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt, während die graue Stadtmauer im Mondlicht grell darübersteht. Es gleißt und glänzt in phosphoreszierendem Lichte der Vollmondnacht die alte Frankenstadt so wundersam, so märchenhaft auf und webt uns ein in uralter Zeiten Geschichte, nimmt uns gefangen in ihrer alten Pracht und Schönheit — ein unvergeßliches Bild voll Reiz und wundersamer Stimmung!

Eine breite feste Straße, mit prächtigen Obstbäumen besetzt, führt aus dem Tale hinaus an der Kapelle zu St. Wolfgang vorbei auf die wellige, fruchtbare Hochebene. Noch einmal schauen wir zurück von der Höhe auf das türmereiche Stadtbild, dann wenden wir uns gen Süden. Hart an der Württemberger Grenze liegt Aub, ein großer, reinlicher Marktflecken mit stadtähnlichen



Marktbreit: Maintor.


Sommerhausen: Oberes Tor.

Häusern und einigen prächtigen alten, galeriebesetzten Höfen, beherrscht von einem einst fürstlichen Jagdschloß, in dem heute das Amtsgericht untergebracht ist.

Von hier überschreiten wir sehr bald die Grenze, und in der Niederung, in einer tiefen Bodenfalte verborgen, taucht nach kurzem Marsche wie ein verwunschenes Märchenschloß das alte Waldmannshofen auf. Es erscheint so plötzlich, so überraschend, dieses mittelalterliche Bild dort vor uns, so eigenartig, so verzaubert in seiner versonnenen Einsamkeit, daß wir unwillkürlich nach der Rosenhecke Umschau halten, die dieses verschlafene, türmereiche Bild umziehen sollte. Von seinem früheren Besitzer viele Jahre völlig vernachlässigt, ist es jetzt von der Gemeinde angekauft, die notdürftig dieses wunderlich plumpe und doch so malerische und imponierende alte Schloß im Stande hält.

Als wir das hier beginnende kleine Tal abwärtsschritten, sahen wir noch lange rückwärts seine Türme und Zinnen im Morgenlichte glänzen.

Dann zogen wir weiter abwärts mit dem Strome. Einander gegenüber gelagert, erscheinen bald Winter- und Sommerhausen. Wenn es möglich wäre, noch eine Steigerung in diesen intimen fränkischen Mainstädtchen hervorzubringen, so würden wir sie hier finden. Selten begegnet einem eine solch erdrückende Menge Motive in einem Ort wie in diesem prachtvollen Sommerhausen. Sein unteres Tor, durch das wir von der steinernen Mainbrücke aus den Ort betreten, ist so einladend und behaglich, so bieder und schlicht, daß es dem Wanderer ums Herz warm werden muß, wenn er durch dies Tor in das Innere des Städtchens einzieht. Und welche Gassen und Straßenbilder, Ecken und Winkel in diesem alten, weinfröhlichen Nest! Dazu eine liebenswürdige, von Malern gut gezogene, auf ihre Heimat stolze Bevölkerung! Draußen am Main liegt der uralte, von Pappeln umrauschte Gasthof zum Anker, eins der schönsten Bilder der Mainlandschaft. In dem Städtchen selbst finden wir gar köstliche, intime Bilder echt fränkischer Eigenart.

Wie humorvoll und breit steht nicht die Ritterfigur auf dem laufenden Brunnen da, als ob der alte durstige Herr zur Strafe für seine dereinstige Wasserscheu Wache halten müßte über das unter ihm sprudelnde Naß! Und wie prächtig steht dieser Brunnen im Straßenbilde! Nicht, wie wir es gewohnt sind, in dem mathematischen Mittelpunkt eines größeren Platzes breit und protzig herausfordernd, sondern bescheiden, den Verkehr nicht hemmend, zur Seite gerückt und doch just auf dem richtigen Platze. Welch reiz-


Randersacker: Altes Torhaus.

vollen Abschluß und Ruhepunkt gibt er ab für das Auge, das die Gassen entlang blickt! Wie hat man überall aus Überlegung oder Instinkt immer wieder architektonische Abschlüsse für die Straßenbilder gefunden, einen Turm der Stadtmauer, ein hochgiebliges Tor, ein breit in die Straße gebautes, vortrefflich gegliedertes Haus! Da springt scharf und gewaltsam eine Hauskante in die Gasse, und ihre Überschneidung nimmt sofort dem Bilde das tödliche Einerlei und gibt ihm ausgesprochene Eigenart und Gestaltung. Welch köstlicher, ungelenker Gesell ist allein der alte Rumorknechtsturm, der die Südostecke der Stadtmauer flankiert! Welch eigenartiges altfränkisches Bild die alte Eich mit ihrem unmöglichen kindlichen Anbau, der hohen äußeren Treppe an dem prächtigen großgeschwungenen Hoftor! Ist es nicht, als ob der gestrenge und ehrsame Herr Eichmeister selber mit Zopf und Hornbrille aus dem Fenster schauen müßte, die ganze Wichtigkeit seiner Persönlichkeit auf seinem alten faltigen Gesicht? Meister Spitzweg würde uns auf diesem prächtigen Hintergrunde ein gar köstliches Bild von ihm gemalt haben.

Im Gegensatz zu dem unteren ist das obere Tor kräftiger entwickelt, einfach und doch wirkungsvoll mit seiner originellen Torstube, in der die alte Wittib des früheren Nachtwächters von Sommerhausen einsam und weltvergessen mit ihren Ziegen haust. Hier in diesem uralten, verräucherten Häuschen gab es Bilder, die so zauberhaft waren in Form und Farbe, die so zusammengehen mit der runzligen, weißsträhnigen Alten im Halbdunkel, daß wir glaubten, ein Märchen unsrer Kinderwelt zu erleben.

Und weiter mit dem eilenden Strome ziehen wir das Maintal abwärts. Noch manches mauerumgürtete Städtlein mit Giebeln und Türmen, mit Toren und bröckelnden Zinnen spiegelt sich in dem Strome. Da ist zunächst Eibelstadt mit seiner prächtigen spätgotischen Stadtkirche und seiner fast vollständig erhaltenen Umfestigung. Hier im Abendsonnenschein bietet der einsame Friedhof mit seinem Blick auf das obere Tor ein reizvolles Stimmungsbild.

Zerfallen und schmutzig, aber wundervolle malerische Bilder zeigend, streckt sich das alte Winzernest Randesacker an dem Strom entlang. Wie überall finden wir eine Fülle von Motiven, hier ein altes, mitten im Orte stehendes Torhaus, dahinter die romanische Kirche, dort eine von hohen Häusern begrenzte Wasserrinne, in der Gänse und Enten ihr Wesen treiben, eine alte steinerne Brücke, eine Gassenkreuzung und was das Herz sich sonst noch wünscht.

Und hinter dem Orte, gleichsam als Hintergrund, ragt stolz und hehr im Abendsonnenschein die Herrin des Frankenlandes, die Stadt des Barocks und der Kirchen, der alte gefürstete Bischofssitz, das einzigschöne, weinfröhliche Würzburg!

Im Waldkonzert

Heut' singt der Wald nur einen Ton;
Der klingt mir in den Ohren
Wie ein Gebet, das längst ich schon
Am Wege wo verloren.

Dazwischen schweigt er andachtsvoll,
Als sollt' ich Antwort geben.
Noch sinne ich; doch ohne Groll
Fühl' ich das junge Leben,

Das Leben, das sich höher reckt
Auf Millionen Zweigen,
Als hätt' ihm Gott das Ziel gesteckt,
Zum Himmel aufzusteigen,

Das Leben, das nie mürrisch klagt,
Weil dies und das mißlungen,
Das, wenn der Lenz ihm Tanz ansagt,
Stets freudig aufgesprungen.

Ein Fink setzt sich zu Häupten mir —
Das ist ein neues Klingen!
Du sollst, mein frohentschloßnes Tier,
Dem Wald die Antwort singen!

Karl Schewe



Dunkelheit

Von Walter von Molo

Die staubige Landstraße schlich, in vielen Krümmungen und Windungen den Hindernissen und Unebenheiten des Bodens folgend, durch die goldgelben Felder, bis sie sich im Walde verlor. Der Abendwind flutete in rhythmischen Wellen über die Ähren, die reichen Segen trugen, und sang in den Bäumchen am Wegrain. Weiße Flecke sahen aus dem Grün der Wälder, das schon hier und da die Farben des Herbstes zeigte. Die einsamen Bauernhöfe träumten im Sonntagabend und fingen auf ihren Giebelseiten die letzten rötlichen Lichter, die die sinkende Sonne achtlos in den Wald warf.

Die kleine mittelalterliche Dorfkirche schlief auf ihrem Erdhügel, inmitten der sprossenden Felder und all der Schlummernden, die das Leben überwunden hatten und die den Gottesacker füllten, daß dessen niedere Umfriedungsmauern unter dem schweren Drang der modernden Knochen zu bersten drohten.

Das graue Band der Landstraße war leer und verschwamm. Nur dort, wo der Feldweg kreuzte, sprang ein Hase auf und zeichnete seine zierliche Spur in den Staub. Die Sonne sank tiefer und tiefer. In langsamem, schwerem Trott kam eine Gestalt zum Vorschein, ein müder Mensch, der noch immer seine Bahn zog, derweil schon die Sonne, die Ewige, zur Ruhe ging.

Der schwarze Punkt ward größer und kam der Höhe näher, unablässig folgte der Mann der einsamen Straße; beim Gefälle schrumpfte und bei der Steigung wuchs der Menschenfleck. Doch auch von der andern Seite, wo die Straße aus dem Walde trat, kam Leben daher. Es war eine Gruppe Bauern mit zwei oder drei Weibern, die jetzt im Sonntagsstaat den Heimweg suchten.

Die Köpfe waren wirr vom Dunst und Rauch in der engen Wirtsstube, wo sie gesessen hatten, seit die Messe zu Ende gewesen. Die ganze Breite der Straße nahmen sie ein, mit ihren schweren Tritten und dem stickigen Geruch der alten Truhen, in denen ihre Feiertagskleider während der Woche ruhten.

„Ja, ja," sagte die alte Schadin und wackelte mit dem silberweißen Kopf; sie sprach von ihrem medizinischen Nebenberuf: „keine sonst kann ‚abwenden' wie ich, und ich kann's auch niemand lehren. An's Kopfend' vom Kranken stellen und ein schnelles Vaterunser beten, ohne Amen, und dann schnell hinterdrein ein Vaterunser und dreimal das Kreuz machen und zweimal Amen sagen, das hat noch jeden gesund gemacht, dem ich's getan hab'. Aber die Augen darf man nicht vom Kranken lassen, sonst hilft's nicht."

Der Kornbauer wollte noch immer nicht glauben: „Und wenn die Gesundheit dann nicht kommen will, so hilft's erst recht nichts?"

Die Schadin bekreuzigte sich: „Um Jesu willen! Du bist auch so ein Neumodischer, der nichts glaubt."

Der Kornbauer war ängstlich besorgt, kein „Neumodischer" zu sein: „Geh' ich 'leicht nicht geradeso in die Kirchen wie Ihr? Geb' ich nicht geradeso meine Eier und Butter dem geistlichen Herrn wie Ihr?" eiferte er und faßte den Hollensteiner beim flatternden Rock. „Du, sag', du mußt's ja wissen, als Vorbeter!"

Der Hollensteiner hielt die ausgegangene Pfeife mit den braunen Zähnen fest und wiegte den Kopf. Erst ein Rippenstoß des Kornbauers löste seine Zunge.

„Na ja, ist ja wahr," begann er politisch, als einer, der sich's als armer Kleinhäusler mit einem Großbauern nicht verderben durfte, „da kann kein Mensch nicht gegen dich aussagen. Aber du solltest in der Kirchen bei der Predigt nicht so ungläubig dreinschauen; denken is was anders als dreinschauen! Ich hab' mir's erst heut' denkt, wie du dir den Kopf kratzt hast, als der Herr Pfarrer gesagt hat: ‚Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet! Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuer; und euer

himmlischer Vater ernähret sie.'" Gewohnheitsmäßig, in gleichem Tonfall, wie er zu beten gewohnt war, wenn er an der Spitze eines Leichenzuges zog, hatte er die Sätze des Evangeliums in die Dämmerung geleiert und sah nun mit scheu abwartendem Blick unter den Wimpern seiner Augen hervor auf den Kornbauer. Der war vor Aufregung krebsrot geworden.

„Alle Achtung und Demut vor dem geistlichen Herrn, aber wer gebet denn mir Geld und ein Gewand, wenn ich nicht selber meine Scheuern füllen tät?"

Sie zogen schweigend weiter, stolpernde Flecke im Abend, bis der Winkler Sepp, der erst vor drei Wochen geheiratet hatte und doch schon drei Buben hatte, stehenblieb und auf die dunkelnde Straße zeigte: „Wer ist denn da?"

Die Gestalt war näher gekommen und war darum besser zu unterscheiden: wie sie mit langsamen Schritten der Gruppe der Bauern entgegenzog, erwies sie sich als ein alter, hagerer Mann, der einen Werkelkasten über der schiefen Schulter trug.

„Die Gendarmen sollten schärfer aufpassen, geradeso hat der ausgesehen, der meine Erdäpfel vor zwei Jahren vom Felde gestohlen hat," murrte der Kornbauer.

Der Winkler Sepp blies die breite Brust auf und pfiff ein uralt Soldatenlied, das er in der Großstadt beim Militär gelernt hatte; es wollte nicht recht gelingen, weil ihm der Weindunst im Schädel saß, so hob er einen Stein auf und schmiß nach den Krähen am fernen Waldrand. Sie blieben sitzen. Dann nahm er den Sengstschmied unter den Arm und brüllte einen Juchzer durch die stille Abendluft.

Der Hollensteiner schlug in die hornharten Hände: „Habt's schon recht, Buben, seid's nur lustig!"

Nun hatten sie den Fremden, der, verschlossen wie die nahende Nacht, herankam, fast erreicht und begannen ihn zu mustern.

Ein langer, zausiger Bart flog um die mageren, sonnverbrannten Wangen, der Leierkasten schlug dumpf bei jedem der müden Schritte auf. Am linken Arm trug er einen zusammengeklappten Sessel, und ein kugelrunder brauner Kopf mit glänzenden schwarzen Augen sah aus dem bis oben zugeknöpften groben Lodenrock, auf dem eine militärische Denkmünze schwankte.

„Haderlump, hergelaufener!" knurrte der Kornbauer.

Ohne die gaffenden Blicke der Bauern zu beachten, zog der alte Mann an ihnen vorbei; dem finsteren Tann entgegen, aus dem die Bauern kamen.

„Guten Abend, der Herr!" grüßte der Sengstschmied, mit höhnischem Lächeln und beleidigender Demut.

Der alte Mann gab keine Antwort, seine Blicke hingen im Staub der Straße; er sah trostlos und ergeben drein.

„Ist dir 'leicht's Maul zugewachsen?" schrie der Winkler.

Vom alten Kirchlein her begann die Abendglocke zu läuten, daß sich die zitterigen Klänge über die Felder schwangen und mit dem Abendwind davonzogen. Rotgolden sank die Sonne über dem Rand der Berge und lieh dunkle, satte Farben dem fernen Wald. Die Bauern rissen die Hüte vom Kopf, mit der hastigen, von Kindesbeinen geübten Bewegung, die, ohne zu denken, Verrichtungen des Glaubens unternimmt. Die alte Schadin zog klappernd die Holzperlen des Rosenkranzes durch ihre Zahnlücken und hielt die Hände gefaltet.

So standen sie schweigend, derweil die friedliche Glocke weiterschwang und die Grillen am Wegrain ihre eintönige Weise sangen. Als sie fertig waren, sagte der Kornbauer: „Hat der Lump vielleicht kein' Herrgott?"

Der alte Mann war weitergegangen, den Hut auf dem Kopf. Er achtete nicht auf die Rufe der Bauern.

„Hut runter!" brüllte der Kornbauer, „sonst hau' ich dir'n runter!"

Der Fremde wendete sich nicht um und ging gleichmäßig weiter. Auch als ein spitzer Stein neben ihm in den Staub sauste, drehte er nicht den Kopf.

„So eine Todsünd' für ein' Christenmenschen," jammerte die alte Schadin, „nimmt den Hut nicht ab beim heiligen Abendläuten!"

Der Wind hob einen Zipfel vom Rock des alten Mannes, daß eine rote gestickte Gurtbinde sichtbar wurde.

„Ah, ist's um die Zeit!" johlte der Winkler, „ein ‚Roter', ein Sozialist!"

„Einer, der kein Herrgott hat und 's Geld von den andern will?" schrie der Kornbauer. „Wart, Haderlump, verdächtiger." Und gebückt fuhr er mit den Händen in den Straßengraben nach Wurfsteinen. Vorher schrie er noch einmal: „Hut 'runter!"

Schon flogen andre Steine und trafen.

Lautlos fiel der alte Mann zu Boden, während der kleine Affe, der bisher aus dem Lodenrock des Alten gesehen hatte, auf die Straße sprang und grinsend in den mißfarbigen Feldern das Weite suchte.

„Marie und Josef," kreischte die Schadin, „Mannerleut', ihr habt's ihn 'troffen!"

Noch standen sie mit den zackigen Steinen in den Händen, die Hüte unter den Armen eingeklemmt.

„Das muß dein Stein g'wesen sein, Sengstschmied!" murmelte der Winkler.

„Und deiner eh' auch!" gab der zurück.

Mit Holpern und Beten kam die alte Schadin zum Gestürzten, der regungslos lag. In dünnem Bach floß das Blut aus der Stirnwunde. Mit ihren zitterigen, gichtischen Fingern nestelte die Alte am Halse des Gestürzten herum.

Die Abendglocke klang friedlich.

Das alte Weib schrie auf. Der geöffnete Rock des Bewußtlosen ließ im letzten Licht des Tages eine kleine Blechtafel sehen, die über der Brust hing. Mit weißen, verkratzten Lettern stand, gerade noch zu lesen, auf dem schwarzlackierten Grunde: „Man bittet um milde Gaben für den taubstummen Ludwig Huber, Veteranen von Custozza".

Jäh sank die Nacht, die Abendglocke klang weiter.

Tanzballade

Jung Elsbeth liebte nichts so sehr,
Kein Glück der Welt gefiel ihr mehr
Als Tanzen.
Der raschen Füße flinker Schritt
War Gang nicht, Lauf nicht und nicht Tritt,
War nur ein zierlich Tanzen.

Ging ihr zu Ohr ein Reigenschall,
Ihr Herz hub an, im Widerhall
Zu tanzen.
Sie wirbelt mit herum im Kreis;
Kopf tanzt und Brust sie fieberheiß
Und hört nicht auf zu tanzen.

Doch einstmals, als um Mitternacht
Jung Elsbeth noch die Runde macht
Im Tanzen,
Reißt sie der Rausch durch Saal und Tür,
Durch Hof und Gassen jäh herfür
Ziellos zum Weitertanzen.

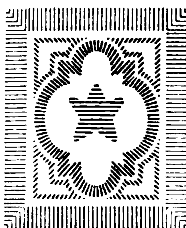
Durch Feld und Matten, Busch und Baum
Muß in den dämmerdunkeln Raum
Sie tanzen.
Im Walzertakt reißt sie empor
Mit durch die Luft ein Geisterchor,
Und tanzen soll sie, tanzen.

Noch tanzt sie nah, schon tanzt sie fern,
Und Wolke nicht hält auf noch Stern
Ihr Tanzen. —
Wer weiß, wo jetzt Jung Elsbeth wohnt? —
Ich glaube, mit dem Mann im Mond
Muß sie nun ewig tanzen.

Christian Schmitt



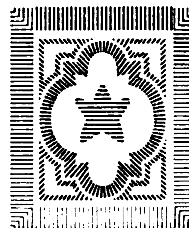
Oskar Zwintscher: Dame in braunem Sammetkleid.



Humanismus

Versuch einer neuen Weltanschauung

Von Prof. Dr. Ludwig Stein



Wie Bücher ihre Schicksale haben, so auch Schlagworte, Parteibezeichnungen und Schulbenennungen. Man denke nur an den Bedeutungswandel der Parteinamen Whigs, Geusen, Sansculotten oder Proletarier im Laufe der Zeiten. Ehemalige Unnamen können unter Umständen zu Ehrentiteln umgewertet werden. Ja, innerhalb desselben Zeitalters können Parteibenennungen einen Gegensinn erhalten, wofern sie auf verschiedene Schichtungen unsers Kultursystems bezogen werden. So ist z. B. die Schulbezeichnung „Positivist", auf einen Philosophen angewendet, das Kennzeichen vorgeschrittenster, mit Skepsis durchsetzter Denkweise, auf Theologen hingegen übertragen, der Ausdruck starrster, durch keinen Zweifel beirrbarer Strenggläubigkeit. Fritz Mauthners „Kritik der Sprache" hat uns diese schillernden Übergänge der Wortinhalte in schneidend scharfer Dialektik zu lebendigem Bewußtsein gebracht. Ein deutsch-französischer Gelehrter, der jüngst verstorbene Professor Michel Bréal in Paris, ein Schwager Ludwig Bambergers, hat die Lehre vom Bedeutungswandel des Wortes zu einem besonderen Wissenszweig ausgestaltet, welchem er die seither vielfach adoptierte Bezeichnung „Semasiologie" beigelegt hat. Wie die Phonetik die Gesetze des sprachlichen Lautwandels zu ermitteln sucht, so will die Semasiologie den Gesetzen des Bedeutungswandels nachgehen.

Der Humanismus ist nun ein ansprechendes Schulbeispiel des Bedeutungswandels bestimmter Schulbenennungen oder Richtungsbezeichnungen. Anfänglich taufte man die Erneuerer der Antike, die Wiederbeleber des griechischen Altertums, die im fünfzehnten Jahrhundert sich zu einer förmlichen Schule zusammenschließen, auf den Namen Humanisten. Hier steht der Humanismus, welcher der barbarischen Verwilderung des mittelalterlichen Latein den Todkrieg erklärte und die heidnischen Vorbilder der griechischen und römischen Klassiker auf den Schild hob, als Parallelbewegung neben Reformation und Renaissance. Wie das Rinascimento im Quattro- und Cinquecento auf die alte Kunst als unvergängliches Musterbild zurückblickte, so die Reformation auf die alte Religion, das Urchristentum auf die beiden Testamente in der hebräischen und griechischen Ursprache, endlich und insbesondere der Humanismus auf die alten Texte der römischen und griechischen Autoren. Die alte Devise alles Humanismus, Homo sum, humani nil a me alienum puto, bedeutet hier noch das Zurückgreifen auf den gereinigten Klassikertext im Gegensatz zu jener Verballhornung, welche diese Texte während des Mittelalters erfahren haben. Humanistische Gymnasien nennen wir daher heute noch diejenigen Bildungsstätten, welche sich die Pflege der alten Sprachen im Sinne der großen Humanisten Erasmus, Reuchlin, Melanchthon und vieler andrer ganz besonders angelegen sein lassen. Eine humanistische Bildung — im Gegensatz zu einer technisch-realistischen — besitzt nach unserm Sprachgebrauch derjenige, dessen wissenschaftliches Augenmerk in erster Linie auf die Humaniora gerichtet ist, neben welchen die Realia zu bloßen Nützlichkeitsfunktionen im Haushalt unsrer Kultur herabsinken. Unter Humanismus verstand man daher anfänglich und begreift man zum guten Teil heute noch eine bestimmte Bildungsrichtung, also einen geistigen Habitus, aber keinerlei moralische Wertbezeichnung.

Ein völliger Wandel in der Anwendung des Wortes Humanismus vollzieht sich im Aufklärungszeitalter, also im Übergang vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Es verschiebt sich nämlich der Begriff des Humanismus von der sprachlich-formalen nach der religiös-moralischen Seite. Humanisten heißen nunmehr diejenigen Vertreter unter den deutschen Aufklärern, welche sich um den sogenannten Philanthropinismus scharen. Nicht eine Bildungsrichtung des Verstandes, sondern eine Gemütsrichtung des Herzens wird jetzt vom Begriff des Humanismus umschlossen. Die Gefühlsseligen, Weichherzigen, Sentimentalen, welche eine warme Humanität als Inbegriff alles Fortschritts preisen, werden nunmehr von ihren Anhängern als Humanisten gepriesen, von ihren Widersachern weidlich durchgehechelt. So spottet Goethe über den rührseligen Humanismus Herders: es werde dereinst, wenn sich die Ideale des Völkerfriedens erfüllen, welche Herder in den höchsten Tönen humaner Verzückung verherrlicht hatte, der eine des andern „humaner Krankenwärter" sein.

Unter der Fahne des Humanitätsideals kämpften die philosophischen Gegenfüßler Kant und Herder, welche bei aller Gegensätzlichkeit in ihrer Naturdeutung und Welterklärung doch in ihrer Geschichtsphilosophie einen gemeinsamen Treffpunkt hatten — die Humanität. Als obersten Sinn der Humanität preist Kant „die vollkommene Kultur der menschlichen Gattung aus eigner Vernunft". Die spezifischen Kulturlaster, wie Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, werden durch den Erziehungsprozeß der Geschichte gemildert. Als Bestien und Kannibalen haben wir Menschen

unsre Laufbahn auf Erden begonnen, aber die Religion hat uns gebändigt (Lessing), die Kunst hat uns geadelt (Schiller), die Geschichte hat den „Antagonismus der Kräfte“ gemindert und gemildert (Herder), so daß der „Tempel der Selbstsucht“ dermaleinst in eine „notwendige Vernunftidee“ sich verwandeln wird (Kant). Die Stufengänge dieser Entwicklung heißen: Solidarität, Toleranz, Humanität. Humanismus heißt also die ethische Überzeugung, daß wir nur durch andere leben, daß in jedem unsrer Blutstropfen das Leben unsrer ganzen Gattung pulst, woraus folgt: Hingebung der Starken für die Schwachen, Verehrung der Schwachen für die Starken, als ehernes Gebot der Arterhaltung (Comte). Hatte also das Wort Humanismus von Haus aus eine mehr pädagogische Bedeutung, so gewinnt es seit Lessing, Herder und Kant eine ethische Biegung.

Augenblicklich aber vollzieht sich eine völlig neue Wandlung im Begriff des Humanismus. Er soll zu einer Parteirichtung für logische Wertung umgestempelt werden.

Die heutige Umwertung des sprachlichen Wertes ist von einem englischen Philosophen deutscher Abstammung, dem Oxforder Universitätslehrer Dr. F. C. S. Schiller, für den Humanismus neuerdings vollzogen worden. Schiller nennt diejenige Abschattung des Jamesschen Pragmatismus, welche er vertritt, Humanismus. Der rührige Herausgeber des Wörterbuchs der Philosophie und der philosophisch-soziologischen Bücherei, Dr. Rudolf Eisler in Wien, hat kürzlich (bei Dr. Werner Klinkhardt in Leipzig) eine Anzahl philosophischer Aufsätze Schillers vortrefflich verdeutscht und unter dem von Schiller eingeführten Kennwort „Humanismus, Beiträge zu einer pragmatischen Philosophie“ herausgegeben. Der „Humanismus“ Schillers hat auf den philosophischen Kongressen von Heidelberg und Bologna die Feuertaufe empfangen. Die temperamentvolle Persönlichkeit Schillers kämpft für jene Denkweise, die nach seinem Dafürhalten bestimmt ist, „die größte Popularität zu erringen“, nach zwei Fronten. Dem absoluten Idealismus der modernen Hegelianer tritt er nicht minder schroff und hitzig entgegen als dem Materialismus und Naturalismus derer um Haeckel. Gegen jene verficht er das Recht der sinnlichen Erfahrung, gegen diese den Indeterminismus. Für die Vernunftforderungen Kants: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, weiß der Schillersche Humanismus bei aller Gegensätzlichkeit zu Kant Argumente ins Treffen zu führen, die sich an die von James eingeführte Formel „Wille zum Glauben“ anlehnen.

Der Humanismus Schillers gemahnt an das Wort Goethes: Wir mögen an der Natur beobachten, messen, rechnen, wägen, wie wir wollen: es ist doch nur unser Maß und Gewicht, wie der Mensch das Maß der Dinge ist. Diesen Kernsatz des Sophisten Protagoras nimmt der Humanismus zu seinem Ausgangspunkt. Humanismus heißt: bewußte Vermenschlichung der Natur. Statt Anthropomorphismus, wie man diese von Feuerbach ausgehende Denkweise früher benannte, wobei ein mitleidig-ironisches Zucken der Mundwinkel dieser Umstempelung einen abschätzigen Beigeschmack gab, bevorzugt James den Namen Pragmatismus für das von ihm „wieder-anthropomorphisierte Universum“. Schiller hingegen will die Lehre, daß es nur Wahrheiten gibt vom Menschen für Menschen, aber keine nichtmenschliche, ewige, für sich seiende Wahrheit, von dem Odium des Schimpflichen reinigen und ihr die Bezeichnung Humanismus um so lieber beilegen, je besseren Klang diese altbewährte Philosophenfirma besitzt. Schiller leugnet die Verwandtschaft seines Humanismus mit dem Ausspruch des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, so wenig, daß er sich vielmehr unumwunden zu diesem Satze bekennt, ja in diesem Wort den Inbegriff alles Pragmatismus und Humanismus sieht. Richtig aufgefaßt, sagt er, ist dieser Satz das Wahrste und Bedeutendste, was jemals ein Denker gelehrt hat. Nur in den Mißdeutungen, die Platon diesem Satze gegeben hat, scheint er zum Skeptizismus zu führen, wie Schiller in einer besonderen Abhandlung, Plato or Protagoras (Oxford 1907), dargetan zu haben glaubt. Das Messen, so argumentiert Schiller, war ja eben das, was die Wissenschaft des Altertums verfolgt hatte. Indem also Protagoras darauf hinwies, trieb er eigentlich die Wissenschaft an, zu untersuchen, wie denn der Mensch zu messen vermag, und mittels welcher Kunstgriffe er seine Messungen mit jenen seiner Zunftgenossen in Übereinstimmung bringt. Der Humanismus braucht sich daher nach keinem besseren oder passenderen Ausgangspunkt umzusehen. Der Humanismus verzichtet aus methodischer Überlegung auf jede aprioristische Erfahrungskonstruktion, vollends auf „ewige Wahrheiten“; er bescheidet sich vielmehr bei dem Feuerbachschen „Begnüge dich mit der gegebenen Welt!“ Die menschliche Erfahrung ist der einzige Schlüssel zu allen, auch den geheimsten Schubfächern der Welt. Der Mensch allein formt das Normalmaß zur Messung aller Ordnungsserien in Natur und Geist, das er nach Analogie seiner eignen Seelenfunktionen bildet und gestaltet. Der Mensch allein ist Erzeuger wie aller Wissenschaft, so aller Zwecke und Werte. Auch die logische Wahrheit ist nur menschliches Erzeugnis; sie ist nicht, sondern sie wird. Im Pragmatismus von James sieht Schiller nur die Anwendung seines Humanismus auf die Theorie der Erkenntnis.

Der Pragmatismus von James, dessen Wesen ich in meinen „Philosophischen Strömungen der Gegenwart“ (Stuttgart, Enke, 1908; S. 33—76) charakterisiert habe, ist seinem Kerne nach eine

biolozisch begründete Theorie der Wahrheit. Lebendig ist für James eine wissenschaftliche, insbesondere auch eine philosophische Hypothese nur dann, wenn sie heuristischen Wert hat, Perspektiven eröffnet, Horizonte weitet, für die Zukunft also etwas verheißt. Die Wahrheit ist ein teleologischer Anpassungsprozeß. Alle Logik hat Sinn nur als zweckmäßige Reaktion auf das Leben, wie alle Religion darin ihren tiefsten Sinn hat, daß wir auf das Leben als Totalität mit unserm Gefühl reagieren. Der Intellekt ist darum die tauglichste Waffe, die sich der Mensch im Kampfe mit seiner Umwelt geschmiedet hat, weil er vermittels dieses Geistes und seines Organs, der Logik, auf die störenden Einflüsse der Außenwelt am zweckmäßigsten zu reagieren und die fördernden auf die ökonomischste Weise auszumitteln vermag. Die Welt ist, so führt Schillers Humanismus diesen Jamesschen Gedanken weiter, ihrem Wesen nach Hyle, biegsamer Stoff, der zu dem gestaltet werden kann, was wir Menschen vermittels der von uns eingeführten Denkmethoden aus ihm machen. Es hat keinen Zweck, die Welt durch das definieren zu wollen, was sie von Anfang an war, oder das, was sie losgelöst von uns ist; die Welt ist das, was wir Menschen aus ihr machen. Anders ausgedrückt: sie ist plastisch.

Freilich müssen unsre einzelnen, zusammenhanglos in uns eindringenden Erfahrungseindrücke organisiert werden. Aber zu diesem Behufe genügt es dem Humanismus, wenn man diese Orientierungen als erfahrungsgemäß abgeleitete Grundsätze hinstellt, ohne ihnen den Rang und die Würde von ewigen Wahrheiten beizulegen, welche unsrer geistigen Struktur erbeigentümlich anhaften sollen. Unsre obersten Wahrheiten sind für den Humanismus vielmehr nur Denkforderungen, Setzungen. Auch die mathematischen Axiome sind nichts andres als solche Postulate. Die sogenannten endgültigen Wahrheiten gehören nach einem etwas burschikosen Wort von James in ein „Kuriositätenmuseum“. Wir setzen die Axiome nur deshalb an die Spitze aller exakten Wissenschaft, weil diese Denkforderungen uns nützen, helfen, Zusammenhänge erklären. Selbst das oberste logische Axiom des Identitätssatzes ($A = A$) bliebe ein leerer Gemeinplatz, wenn aus seiner Anwendung auf die Wirklichkeit keine eventuellen Einsichten in den Weltzusammenhang sich ergeben würden. Der Satz $A = A$ bedeutet nicht, daß diese Identität wirklich existiert, sondern nur, daß sie sein soll, daß wir sie fordern, weil wir sie brauchen. Wir kennen kein beharrendes Sein, wie es die absoluten Idealisten mit den Eleaten lehren, sondern nur ein ewiges Werden, wie es die Evolutionisten mit Heraklit annehmen. Nur bedeutet für uns das Werdende unter Umständen ein Seiendes, wenn wir die Hypothese des Seienden für unsre Zwecke der Welterklärung brauchen. Jeder Versuch der Erkenntnis, so sagt der Humanismus, beruht auf der fundamentalen methodologischen Forderung der Erkennbarkeit der Welt, daher müssen wir zum Zwecke der Orientierung in dieser Welt voraussetzen oder fordern, daß diese Welt aus der Analogie des Menschen auch menschenähnlich gedeutet werde. Humanismus heißt nach alledem: die Welt bewußt vermenschlichen. Ohne Konformität mit der menschlichen Natur gibt es keine Begreiflichkeit, und die menschliche Natur selbst ist durch und durch teleologisch.

Alle Wissenschaft ist, wie Comte richtig gesehen, Voraussicht des Kommenden oder, wie Ostwald neuerdings betont, Prophezeiung. Das wahre Wesen eines Dinges erhellt für uns aus dem, was es leistet, und so müssen wir, sagt der Humanismus, seine Geschichte studieren. Wir untersuchen seine Vergangenheit, um seine Zukunft vorauszusehen und herauszufinden, was es in Wirklichkeit vorhat. Jede vollständige Erklärung ist daher teleologisch und schließt eine Erkenntnis von Zwecken und Zielen ein, die wir oft nur unvollkommen zu entdecken vermögen. Jede Behauptung ist daher nur soweit „wahr“, wie sie „wertvoll“ ist. Sie muß in ihren Konsequenzen für das Menschengeschlecht „gut“ sein. Alles, was ein Interesse erweckt oder einen Zweck erfüllt, gilt als „gut“, was ihn vereitelt oder schädigt, als „schlecht“. Über jede Wahrheit, sei diese eine religiöse oder eine wissenschaftliche, entscheidet letzten Endes nur ihr Erfolg. Wahrheiten sind für den Humanismus nur logische Werte, die dazu befähigt und berufen sind, uns den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Denn alles Seelenleben ist seiner innersten Natur nach zielstrebig. Wir vollziehen nur solche Handlungen, von denen wir uns eine Förderung, sei es der eignen Person, sei es des ganzen Menschengeschlechts, versprechen. Jedem dieser Zwecke messen wir einen Wert bei, und an der Hand dieser Wertungen studieren wir in der Wissenschaft den Weltzusammenhang, weil eine gute und sichere Orientierung in der Welt uns in jedem Betracht offenkundig förderlicher ist als jenes blinde Tasten, auf welches unsre fetischistischen Vorfahren angewiesen blieben. Deshalb fordert der Humanismus die Herrschaft menschlicher Wertungen über jedes Gebiet unsrer Erfahrung, und er leugnet, daß es gelingt, von einer solchen Wertung bei der Betrachtung irgendeiner Wirklichkeit abzusehen. Die Logik des Humanismus ist nach alledem nichts andres als die systematische Bewertung des tatsächlichen Erkennens. „Sie ist eine normative Wissenschaft, weil sie nicht nur beschreibt, sondern auch vorschreibt; sie erwägt die tatsächlich erhobenen Ansprüche und schreibt Methoden zu deren Verwertung vor.“

Entscheidend für jede Bewertung ist das anhaltende Interesse, auf welches vor Schiller schon

der jüngst verstorbene österreichische Denker Gustav Ratzenhofer den Nachdruck gelegt hat. Den logischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Sinneseindrücken stellt das Interesse an ihrer Gruppierung und Zusammenwirkung behufs besserer Übersichtlichkeit her. Die Zielstrebigkeit unsers Denkens bringt es mit sich, daß wir eine Auslese unter den Gegenständen unsrer Aufmerksamkeit treffen, indem wir das unserm Denkzweck Gemäße annehmen, das ihm Widerstreitende hingegen ablehnen. Je tauglicher ein erklärter Zusammenhang zur Beherrschung der Natur ist, desto „wahrer“ ist die Erklärung. Das „Falsche“ ist für den Humanismus ebensowenig absolut wie das „Wahre“. In der Regel bezeichnet das Falsche vielmehr eine frühere Phase des Prozesses, der die „Wahrheit“ gezeitigt hat. Die absolute Wahrheit ist aber trotz alledem kein bloßes Irrlicht, sondern ein in der Ferne winkendes Ideal. Die Vertreter des absoluten Idealismus behaupten, dieses Ideal sei in den „ewigen Wahrheiten“ der Mathematik und Logik schon erreicht, während die relativistisch verfahrenden und evolutionistisch denkenden Humanisten erklären, diese „ewige Wahrheit“ sei nicht zeitlos vollendet, sondern wir seien an der Hand der Wissenschaft unausgesetzt bemüht, sie zu erzeugen. Der Humanismus möchte das System der Wahrheit, wie es die Logik formuliert, und das System der Wirklichkeit, wie es die Psychologie darstellt, durch eine und dieselbe zielstrebige Verarbeitung des Stoffes der wahren oder unmittelbaren Erfahrung konstruieren. Die Erkenntnis der Wirklichkeit und die Erhärtung der Wahrheiten sollte nicht einmal begrifflich getrennt werden. Denn aus der Erfahrung allein lernen wir, daß die Natur im allgemeinen unsrer Forderung der Regelmäßigkeit aller Erscheinungen entspricht und diese unsre Forderung so anwendbar macht, daß wir sie für „wahr“ halten können.

Der Humanismus berührt sich mit seiner Behauptung, daß alles Logische in seiner tiefsten Wurzel „zielstrebig“, also teleologisch zu deuten sei, mit dem Voluntarismus von Schopenhauer und Wundt ebenso wie mit der Wertlehre von Windelband, Rickert und Münsterberg. Der Humanismus Schillers leidet, wie ich es auch dem Pragmatismus von James vorgerückt habe, an einem krampfhaften Sperren und Sträuben gegen jedes a priori, dem er schließlich doch erliegt. Nur heißt sein a priori nicht Ursache, sondern — Zweck. Und wenn man über den Logismus Kants gespottet hat, daß er uns zumute, der Mensch komme mit einer fertigen Kategorientafel im Kopfe zur Welt, so vergesse der Humanismus nicht, an die eigne Brust zu schlagen. Wir sind apriorische Sünder allzumal. Es verschlägt an sich wenig, ob der Mensch nach Kant mit einer fertigen Kategorientafel, nach Hume mit fertigen Assoziationsgesetzen, nach Avenarius und Mach mit einer fertigen, automatisch funktionierenden Denkökonomie, nach James und Schiller endlich mit einem fertigen Nützlichkeits- und Ausleseapparat, gleichsam mit einer eingeborenen Skala der Werte, zur Welt kommt.

Der englische Denker Bradley hat einmal jene dialektische Methode, welche Karl Marx von Hegel übernommen hat, als ein „unterirdisches Ballett blutloser Kategorien“ verspottet. Der Humanismus Schillers komponiert eine neue Begleitmusik zu diesem unterirdischen Ballett. Das Leitmotiv schöpft er aus seiner biologisch begründeten Logik. Hegel vollzog die Gleichsetzung von Wahrheitserzeugung und Wirklichkeitserzeugung auf Grund einer rein logischen Konstruktion ohne Zuhilfenahme der Erfahrung. Der Pragmatismus von James und der Humanismus Schillers kommen von ihrem radikalen Empirismus aus zu demselben Ergebnis, daß nämlich die Erzeugung der Wahrheit, welche der logisch operierende Verstand vollzieht, wie die Erzeugung der Wirklichkeit, die wir unsern Sinnen danken, im letzten Grunde ein und dasselbe sei. Und so mündet der Humanismus, ungeachtet aller polemischen Spitzen und humorvollen Ausfälle gegen den absoluten Idealismus, wie ihn Hegel in förmlicher Reinkultur gezüchtet hat, in einen (biologisch zugestutzten) Neu-Hegelianismus aus, der ja die philosophische Signatur unsers gegenwärtigen Zeitalters ist.

Unlöslich

Eine Erde trägt uns beide,
Uns küßt einer Sonne Licht,
Was verschlägt's, wenn auch der Einheit
Fessel zwischen uns zerbricht?

Eines Himmels Sterne schweben
Schimmernd über mir und dir,
Wird dir einst ein Glück gegeben,
Eine Wonne wird es mir.

Trägst du Leid, in heißen Qualen
Fühlt es meiner Seele Weh,
Wo ich bin, zu tausend Malen
Ich doch bei dir geh' und steh' ...

Und umschlingt die gleiche Erde
Dich wie mich zum letzten Staub —
Wo du bist und wo ich werde,
Bleibst du meiner Liebe Raub!

Maria Stona.



Paul Lumnitzer: Kornfeld.

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

Österreich in den Befreiungskriegen 1813

Vom General der Infanterie E. von Woinovich

Während die deutsche Geschichtschreibung den ruhmvollen Kämpfen und Siegen des preußischen Staates und des preußischen Volkes in den Jahren 1813 bis 1815 in vollem Maße gerecht geworden ist, hat Österreich im Gegensatz hierzu fast ein Jahrhundert lang nichts getan, um seinen Anteil an der Befreiung Europas vom Napoleonischen Joch gebührend geltend zu machen. Und doch ist dieser Anteil keineswegs gering. Denn schließlich war es Österreichs — Metternichs — Politik, die durch ihr Werk, die Allianz, diese Befreiung überhaupt ermöglichte, und Österreichs bewaffnete Macht war es, die die Wagschale des Krieges zugunsten der Allianz zum Sinken brachte.

Preußens Aufschwung zu jener Zeit kann in seiner ganzen Größe erst gewürdigt werden, wenn man sich den vorausgehenden trostlosen Zustand des Staates und seines Heeres vor Augen hält. Österreich war weder politisch so gebeugt noch moralisch so niedergetreten wie Preußen, aber dennoch war die Lage der Monarchie nicht minder verzweifelt. Ihre Hilfsquellen waren durch die vorangegangenen, fast zwei Jahrzehnte währenden anstrengenden und unglücklichen Kriege kaum weniger erschöpft als die des Nachbarstaates. Der Friede von Schönbrunn 1809 hatte Österreich 2150 Quadratmeilen mit $3^1/_2$ Millionen Einwohnern gekostet, es vom Meere abgeschnitten, die Staatseinnahmen um 20 Millionen Gulden, die Heeresstärke auf 150000 Mann herabgesetzt. Abgesehen von allen Kriegsauslagen und Kontributionen mußte Österreich an Kriegsentschädigung allein an 85 Millionen Gulden zahlen. Mit wahrhaft infernalischer Bosheit hatte Napoleon seinen Organen eingeschärft, die ausgeschriebenen Kontributionen mit aller Strenge einzutreiben, die Provinzen ihres Wohlstandes zu berauben, die Grundfesten ihrer Steuerkraft zu untergraben, alles zu vertilgen, was auf irgendeine Art zur Verteidigung und zum Kriege dienen konnte. Die Nation sollte herabgewürdigt, alles Selbstbewußtseins und alles Gefühls innerer Kraft beraubt, sie sollte so arm als möglich gemacht werden, damit drückender Mangel sie zur Empörung gegen die Dynastie hetze. Bis zu einem gewissen Grade gelang dies Vorhaben auch tatsächlich, denn die Monarchie geriet durch den finanziellen Bankrott des Jahres 1811 an den Rand des Abgrundes. Das namenlose Elend untergrub das Vertrauen des Volkes wie der Regierenden, und im Heerwesen machte sich notgedrungen eine Sparsamkeit geltend, die an Wehrlosmachung grenzte.

Durch die Gebietsabtretungen war Österreichs Heer um nicht weniger als sechs Grenz- und acht Infanterieregimenter mit einem Stande von 54000 Mann geschwächt worden. Nun sollte gar das Kriegsbudget auf jährlich 40 Millionen Gulden herabgedrückt werden, was sich aber trotz allen Bemühungen als unmöglich erwies. Immerhin mußten die Truppenstände auf das Äußerste eingeschränkt werden, mußten alle durch die vorausgegangenen Feldzüge nötig gewordenen Nachschaffungen an Kriegsmaterial unterbleiben. In solchem Zustande befanden sich Staat und Armee, als Napoleon 1812 von Österreich die Stellung von Hilfstruppen forderte.

Daß unter diesen Verhältnissen 1813 die Mobilmachung der Streitkräfte nicht mit einem Schlage durchgesetzt werden konnte, ist begreiflich. Sie mußte vielmehr ruckweise, in stetiger Anpassung an die politische Lage erfolgen. Zeit zu gewinnen war nun die Aufgabe der österreichischen Diplomatie, und Metternich löste sie in meisterlicher Art. Hier liegt auch der Grund, warum Österreich nicht schon, wie Preußen und Rußland mit Ungeduld erwarteten, im Frühjahr losschlagen konnte. Metternich mußte vermeiden, daß sich Napoleon während der Rüstungen auf Österreich werfe. Daß es dem Kaiserstaat aber von Anfang an mit seiner Stellungnahme für Preußen und Rußland ernst war, daran kann angesichts der ablehnenden Haltung Metternichs gegenüber den französischen Anerbietungen, Österreich durch Preußisch-Schlesien zu entschädigen, nicht gezweifelt werden. — Metternichs Politik ist es zu danken, daß die Monarchie schon im August 1813 auf dem Hauptkriegsschauplatze mit 120000 Mann an die Seite der Verbündeten treten konnte.

Im Laufe des Jahres 1813 hat Österreich dann fast Übermenschliches geleistet. Noch Ende April betrug der Effektivbestand der Armee 199000 Mann und 28000 Pferde, zu Ende desselben Jahres schon 548000 Mann und 61000 Pferde. Im Laufe von acht Monaten hat die Monarchie die Armee um nicht weniger als 204 Bataillone und 7 Eskadronen verstärkt und ihr an neuen Kräften 348000 Mann mit 32000 Pferden zugeführt. Vergleicht man diese Zahlen mit den Anstrengungen der Verbündeten, so steht die Leistung Österreichs achtunggebietend da: sie übertrifft die Rußlands und steht nur relativ hinter der Preußens zurück.

Nach den Trachenberger Vereinbarungen sollten die drei alliierten Armeen auf Leipzig vorrücken, wo man Napoleons Hauptmacht zu finden hoffte. Sie hatten einem entscheidenden Schlage auszuweichen, denn Napoleon sollte zunächst ermüdet und geschwächt, dann erst angegriffen und geschlagen werden. Nachträglich hat man diesen Operationsplan, der allerdings nicht kühn war, vielfach bekrittelt. Er war aber der „Napoleonscheu" entsprungen, die um jene Zeit so allgemein verbreitet war, daß der Plan widerspruchslose Annahme fand. Selbst Scharnhorst stimmte ihm in Prag auf seinem Totenbette bei.

Höchst verwickelt waren bei den verbündeten Heeren die Kommandoverhältnisse. Daß daran die Operationen nicht scheiterten, ist wohl Schwarzenbergs Verdienst, das auch Blücher, sonst in mancher Hinsicht des österreichischen Feldherrn Antagonist, nach dem Kriege in seinem berühmten Trinkspruch auf Schwarzenberg offen zugestand: „Der Mann soll leben, der uns trotz der Anwesenheit dreier Monarchen zum Siege zu führen gewußt hat." Die drei im Feldlager befindlichen Monarchen sollten sich grundsätzlich an den Operationen nicht beteiligen. Trotzdem griffen sie — namentlich Kaiser Alexander — wiederholt ein. Die Souveräne hatten gewünscht, daß der Oberbefehl dem Erzherzog Karl übertragen werde, doch hatte Kaiser Franz dem nicht zugestimmt, vielleicht in Voraussicht der Schwierigkeiten, die dem Erzherzog aus seiner Stellung zu den Monarchen erwachsen wäre.

Zweifellos war Schwarzenberg für das Oberkommando der geeignetste Mann. Ein hervorragend einsichtiger Soldat, ruhig und geschickt in Behandlung der Menschen, ließ er nur eine Gabe vermissen, die übrigens auch kein andrer General der verbündeten Armeen besaß: den göttlichen Funken eines genialen Feldherrn. Aber da er kein Herrscher war, hätte ihm an der Spitze dieses vielgliedrigen Heeres das seltene Göttergeschenk nur Schaden gebracht. Bisher ist Schwarzenberg vielfach ungerecht, weil einseitig beurteilt worden. Mit Napoleon, Friedrich oder Eugen darf er nicht verglichen werden; doch gebührt ihm der Ruhm eines Heerführers, der unter schwierigsten Verhältnissen erfolgreich war, der nicht nur den Feind, sondern auch die größten Reibungen innerhalb der ihm anvertrauten Armeen zu beseitigen gewußt hat. Mit mannhafter Festigkeit übernahm Schwarzenberg seine Mission. „Napoleon ist der größte Feldherr unsrer Zeit", so schrieb er, „und einer der größten, die es je gegeben, und ist er deshalb unbesiegbar? Und wenn er besiegbar ist, warum soll ich ihn nicht besiegen können? Mich beunruhigt es nicht, ihm entgegenzutreten."

Nicht wenig trug zu den Schwierigkeiten der Kommandoführung die Zusammensetzung der Generalstäbe der verschiedenen Heere und der Einfluß gewisser Personen in der unmittelbaren Umgebung der Monarchen bei. In Schwarzenbergs Generalstab befanden sich Radetzky und Langenau, der kurz vorher aus sächsischen Diensten übernommen worden war, im Hauptquartier des Königs von Preußen Knesebeck und im Generalstab Alexanders Barclay, Wittgenstein, Toll, Jomini, später auch der alte vom Kaiser aus Amerika berufene Revolutionsgeneral Moreau. Bei Kaiser Franz spielten auch Duka und Kutschera eine gewisse Rolle. Gewiß waren alle sehr bedeutende Persönlichkeiten, aber ihre große Zahl schuf mitunter Verwirrung, um so mehr, als fast jeder von ihnen eine ausgeprägte Persönlichkeit mit eignen Ansichten war. Bei der Leitung so großer Massen aber kommt es hauptsächlich auf die Einheitlichkeit in Gedanken und in der Ausführung an.

Verhältnismäßig gut kam noch das Schwarzenbergische Hauptquartier mit den preußischen Generalen aus. Sie waren erfüllt von Hingebung an ihre große Aufgabe und brachten der Leitung vollstes Verständnis entgegen. Selbst der Feuerkopf Blücher konnte durch den Einfluß des genialen Gneisenau, der meist in verständnisvollem Einvernehmen mit Schwarzenberg blieb, gezügelt werden.

Die „böhmische Hauptarmee", so genannt, weil sie in Böhmen ihren Aufmarsch vollzog, trat am 20. August den Vormarsch an der Eger über das Erzgebirge an. Auf die Nachricht, daß Napoleon sich gegen Blücher nach Schlesien gewendet habe, wurden alle vier Kolonnen der Armee auf Dresden dirigiert. Am 25. August langten sie mit ihren Spitzen vor der sächsischen Residenz an. Napoleon hatte jedoch mit seiner Hauptmacht rechtzeitig von Blücher abgelassen und war nach Dresden geeilt, von wo er am zweiten Schlachttage, dem 27. August, hervorbrach und die Verbündeten warf. Denn diese hatten es versäumt, sich noch am 25. August der Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen. Am 26. August hielten die Heerführer der Verbündeten auf der Höhe bei Räknitz, südlich von Dresden, Kriegsrat; die überlieferten Mitteilungen über den Verlauf der Beratung widersprechen einander vollkommen, und völlige Aufklärung wird wohl niemals zu erreichen sein. Fest steht nur, daß die Entschlüsse in ein Schwanken gerieten, das in den Dispositionen der Verbündeten für den nächsten Tag zum Ausdruck kam. Vielleicht war auch der brausende Ruf „Vive l'empereur!", der sich am Vormittag die französischen Linien entlang fortpflanzte und des Kaisers Ankunft verkündete, mit schuld daran. Tatsächlich hatten sich die Verbündeten dahin geeinigt, nicht anzugreifen, als plötzlich die als Angriffssignal verabredeten drei Kanonenschüsse erdröhnten. Nun war das Losgehen unvermeidlich. Wer das Zeichen gegeben, ob ein Mißverständnis vorlag, das blieb

in Dunkel gehüllt, und was man später darüber erzählte, war widerspruchsvoll. Der König von Preußen soll sich übrigens aus soldatischen, durchaus zu würdigenden Gründen für den Angriff ausgesprochen haben.

Das Ergebnis der Kämpfe des 27. August ist bekannt: in übler Verfassung und bei elendestem Wetter mußten die Verbündeten den Rückzug über das Erzgebirge antreten. So tief war der Eindruck der erlittenen Niederlage, daß man im ersten Augenblick von einem Rückzug bis hinter die Eger sprach.

Groß waren die Verluste der böhmischen Hauptarmee. Nicht weniger als 252 Offiziere und 16000 Mann verloren allein die Österreicher, die allerdings die Hauptlast des Kampfes zu tragen gehabt hatten. Moreau war tödlich verwundet worden und starb wenige Tage darauf in Prag.

Düstere Wolken ballten sich nun über den Verbündeten zusammen. Napoleon hatte das Korps Vandamme von Pirna über Nollendorf nach Böhmen gesandt: so konnte es noch vor den Alliierten an den Südrand des Erzgebirges gelangen und dort die aus den schwierigen Gebirgsengen hervorrückenden Abteilungen anfallen. Ganz Österreich war aufs äußerste bestürzt, als der unglückliche Ausgang der Schlacht von Dresden bekannt wurde. Besonders in Böhmen erreichte der Schrecken den Charakter einer großen Panik. Viele Einwohner des Egertales rafften schon jetzt ihre Habe zusammen und flüchteten nach Prag oder in das Innere des Landes — die Katastrophe des Jahres 1809 stand aller Welt vor Augen. Auch im Kabinett des Kaisers bangte man für die nächste Zukunft: die Erfahrungen, die man bis jetzt mit dem Bündnis gemacht, waren nicht danach angetan, besonderes Vertrauen einzuflößen. Schon dachte Metternich daran, wieder die Hand Napoleons zu ergreifen, die der Franzosenkaiser nie ganz zurückgezogen hatte, und mit gewissen Vorbehalten willigte der Kanzler bereits darein, Prag neutral zu erklären und einen Friedenskongreß zu beschicken. König Friedrich Wilhelm eilte nach Teplitz, um mit Kaiser Franz Rücksprache zu pflegen und ihn von Schritten zurückzuhalten, die das Unglück der Koalition, das Verderben Preußens sein mußten.

Nach Dresden hatte es fast den Anschein, als ob Goethes Ausspruch: „Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß", recht behalten sollte. Aber schon wenige Wochen später, als sich in den Ebenen Leipzigs das Schicksal des Eroberers erfüllte, schrieb er:

> Der Mensch erlebt, er sei auch wer er mag,
> Ein letztes Glück und einen letzten Tag...

Der schwierige Rückzug der großen Massen der böhmischen Armee über das Erzgebirge auf wenigen damals noch recht schlechten Fahrwegen, bei fortwährendem Regen, war durch den Vorstoß Vandammes, der die Flanke und den Rücken des Heeres traf, ernstlich gefährdet. Den ersten Stoß hatte Graf Ostermann-Tolstoj, Kommandant der schwachen russischen Flügelkolonne, auszuhalten. Zum Glück erkannten Schwarzenberg, der König von Preußen und Zar Alexander in gleichem Maße die Gefahr der Lage und wendeten alle Mittel zu ihrer Abwehr an. Ostermann wurde vom Zaren, der sich das Verfügungsrecht über die russischen Garden vorbehalten hatte, angewiesen, am 29. August mit aller Kraft den Ausgang bei Priesten zu halten, allen aus dem Gebirge vorrückenden Truppen wurde befohlen, ihn zu unterstützen. Heldenmütig hielt sich Ostermann, der bei dieser Gelegenheit einen Arm verlor, mit nur 8000 Mann gegen die wütenden Angriffe Vandammes. So gewannen die herbeieilenden österreichischen Truppen Zeit, am frühen Morgen des 30. August entscheidend einzugreifen. Es waren dies die beiden österreichischen Divisionen Hieronymus Colloredo und Bianchi, dann die Kavalleriebrigade Sorbenburg (Herzog Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha), im ganzen 24 Bataillone, 12 Eskadronen und 24 Geschütze. Gleichzeitig ließ König Friedrich Wilhelm auch die rechte preußische Nachbarkolonne Kleist, 20000 Mann, die noch im Gebirge zurück war, dringend zum Vorrücken auffordern. Am Morgen des 30. griffen die österreichischen Divisionen über den steilen Strisowitzer Berg die Franzosen in der Flanke an, nahmen Arbesau, Anschine und Tellnitz, während die Kavalleriebrigade Sorbenburg und die russische Reiterbrigade Knorring diesen wichtigen Angriff durch glänzende Attacken unterstützten. Vandamme, in der Front durch die Russen festgehalten, in Flanke und Rücken durch die unwiderstehlichen Angriffe der Österreicher bedroht, wehrte sich verzweifelt. Angesichts seiner gefährdeten Lage faßte er, als ihm das Herannahen der Preußen gemeldet wurde, den heldenmütigen Entschluß, seine Artillerie zu opfern, sie zur Abwehr gegen die Russen in ihrer Stellung zu lassen und sich mit aller Kraft den Rückzug über Tellnitz-Nollendorf durch die Österreicher und Preußen hindurch freizumachen. Dieser Stoß traf die Spitze des preußischen Korps Kleist, das auf den schwierigsten Wegen herbeigeeilt war. Wohl gerieten die ersten, an der Tete der langgestreckten Kolonne marschierenden preußischen Bataillone in nicht geringe Bedrängnis, bald aber löste sich bei den Franzosen jede Ordnung, und ein allgemeines Sauve qui peut! begann, das jedoch nur wenigen half. 8000 Franzosen wurden gefangen, 82 Kanonen, 2 Adler, 3 Fahnen, der gesamte Train erbeutet. Von einigen Johann-Dragonern, denen sich etliche Kosaken angeschlossen hatten, wurde Vandamme, der eben mit der Karte in der Hand einen Ausweg suchte, gefangen-

genommen. Vier französische Generale blieben auf dem Schlachtfelde.

Die Österreicher hatten nahezu tausend Mann verloren.

Durch diesen schönen Sieg ward die erschütterte Allianz wieder gefestigt, das gegenseitige Vertrauen kehrte zurück, und in der Tat, mit gerechter Hand hatte das Schicksal die Rollen gleichmäßig verteilt: der todesmutige Widerstand der russischen Garden am 29. hatte die Möglichkeit, das Eingreifen der Österreicher am 30. die Tatsache des Sieges geschaffen, das Erscheinen Kleists endlich die Niederlage der Franzosen besiegelt.

Die Bedeutung des Sieges bei Kulm ist sonach nicht zum geringen Teil darin zu suchen, daß er die bis dahin lockeren Bande zwischen den verbündeten Heeren festigte.

Wie groß die Reibungen innerhalb der Führung während dieses ersten Abschnittes des Feldzuges gewesen, davon gibt die Stelle eines Briefes Schwarzenbergs an seine Frau Zeugnis. „Es ist unmenschlich," so schrieb er, „was ich leiden muß... Bei Dresden griff man nicht an, als ich es befahl, nicht am selben Tage, wo ich es wollte, sondern am folgenden Tage, und dazumal hätte ich schon meine Dienste niedergelegt, wenn ich des Ruhmes halber und nicht des hohen Zweckes meines Vaterlandes halber diente." Und an Kaiser Franz schrieb er: „S. M. der Kaiser von Rußland, für seine Person mit dem besten Willen und der besten Einsicht begabt, verläßt mich weder im Hauptquartier noch im Gefecht; er erlaubt mit der höchsten Nachgiebigkeit fast jedem General in den dringendsten Augenblicken jeden Rat und jede Bemerkung und läßt sich dafür gewinnen... Der General Barclay hat weder Sinn für Gehorsam noch für Geschäfte und ist dabei im hohen Grade eifersüchtig. Es entsteht daraus das Unglück, daß nicht allein auf ihn und seine Truppen durchaus nie mit Bestimmtheit zu rechnen ist, sondern daß auch die ihm unterstehenden Generale Wittgenstein und Kleist Befehle zu spät und häufig so ganz widersprechend erhalten, daß daraus schon bis jetzt die allerunglücklichsten Folgen entstanden... Ich finde mich daher genötigt, E. k. k. Majestät alleruntertänigst zu bitten, entweder den Kaiser von Rußland zu vermögen, daß er die Armee verläßt, den General Barclay entfernt und die Korps meinen unmittelbaren Befehlen unterordnet, oder den Oberbefehl über alle Armeen einem andern anzuvertrauen, der mit den Talenten eines Generals die übermenschlichen physischen und moralischen Kräfte verbindet, die zur möglichen Ausführung wichtiger Operationen unter so ganz widrigen Umständen gehören."

Dieses Schreiben hatte immerhin die Wirkung, daß der Zar in der nächsten Zeit weniger oft in die Operationen eingriff als in der Periode vor Dresden. Das Eintreffen der etwa 60000 Mann starken russisch-preußischen Reservearmee unter Bennigsen ermöglichte es Schwarzenberg, den langgehegten Plan eines allgemeinen staffelförmigen Vorrückens der großen böhmischen Armee nach Sachsen mit vorgeschobenem linkem Flügel in der Richtung auf Leipzig auszuführen. Die Aufklärung vor der Armeefront, deren Verschleierung und die Unterbrechung der feindlichen Rückzugslinie war den sogenannten „Parteigängern" übertragen, denen als Rückhalt die österreichische leichte Division Feldmarschalleutnant Moritz Liechtenstein folgte. Die Ergebnisse dieser Aufklärung ermöglichten es Schwarzenberg, die Disposition zum Vorrücken der großen böhmischen Armee auf Leipzig zu erteilen. Wie unzutreffend die von mißgünstiger Seite so lange festgehaltene Fabel von Schwarzenbergs Mangel an Unternehmungsgeist war, zeigt nun diese Disposition. Es wird darin nämlich ausdrücklich gesagt, daß die Vorteile der augenblicklichen Situation der Verbündeten es erlaube, an die Möglichkeit der Vernichtung der feindlichen Armee zu denken. Und für den 14. Oktober ward die Konzentrierung der Armee zwischen Saale und Pleiße sowie das Zusammenwirken mit Blücher westlich von Leipzig, also eine Entscheidungsschlacht mit der Front nach Osten, ins Auge gefaßt: gewiß ein Unternehmen, das einem Napoleon gegenüber kühn zu nennen war und das leicht die Vernichtung der mit verkehrter Front kämpfenden französischen Armee herbeiführen konnte. Der Einfluß des russischen Generals Grafen Toll auf Kaiser Alexander bewirkte jedoch, daß dieser Plan fallengelassen und ein Stirnangriff in Aussicht genommen wurde.

Die Völkerschlacht bei Leipzig bestand entsprechend den großen Streitkräften, wie sie seit dem mythischen Altertum wohl zum erstenmal wieder einander gegenübertraten, aus einer Reihe von Schlachten und Gefechten im Raume um Leipzig. Insgesamt dauerte sie vom 14. bis zum 19. Oktober. Der Zusammenstoß am 14. Oktober in der Gegend von Liebertwolkwitz war durch die erwähnte Dispositionsänderung leider zu einem reinen Rekognoszierungsgefecht geworden. Es sei hervorgehoben, daß sich darin das vierte österreichische Korps Graf Klenau als Träger der Hauptlast des Kampfes mit Ruhm bedeckte, und daß der große Kavalleriekampf dieser Schlacht, in dem Murat 57 Eskadronen gegen Güldengossa vorführte, wesentlich durch österreichische Reiter entschieden wurde. Dem französischen Kavalleriestoß warf sich in erster Linie russische und preußische Reiterei entgegen. Während diese ins Handgemenge verwickelt waren, brach Klenau persönlich an der Spitze einiger zusammengeraffter österreichischer Schwadronen in die Flanke der französischen Kavallerie, brachte sie in Unordnung und durch den folgenden Stoß der

Regimenter Dreilly-Chevauxlegers und Kaiser-Kürassiere zum Weichen.

Im Laufe des 15. Oktobers beschloß Schwarzenberg, am nächsten Tage die Franzosen mit den zur Stelle befindlichen Kräften anzugreifen, um nicht Napoleon die Initiative zu überlassen. Die Armeen des Kronprinzen von Schweden und Bennigsens sollten nicht erst abgewartet werden, obwohl diese schon am 17. eintreffen sollten. Man kann also auch diesen Entschluß Schwarzenbergs keineswegs als „zaghaft" bezeichnen.

Am Vorabend der Entscheidungsschlacht fand der Feldmarschall inmitten der Reibungen des Hauptquartiers wie immer seinen sicheren Schwerpunkt in sich selbst und in seinem nie wankenden Gottvertrauen. In tiefer Empfindung schrieb er an seinen besten Freund in diesen Tagen, an seine Frau: „Wenn ich zum Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer erblicke, die sich vor mir ausbreiten, wenn ich bedenke, daß mir der größte Feldherr unsrer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser gegenübersteht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müßten unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet, zusammenbrechen. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siegt, und dafür halte ich die unsrige, so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es sein Wille, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. Überlebe ich es, so werde ich in deinen Augen, meine Nani, deshalb nicht kleiner, nicht wertloser erscheinen. Im Falle des Gelingens wie des Mißlingens habe ich im voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urteil der Welt wird mich lohnen oder strafen."

Wieder aber waren es die Ratgeber Kaiser Alexanders, die den Zaren bewogen, sich Schwarzenbergs Schlachtidee zu widersetzen. Statt den rechten Flügel der Franzosen mit überlegenen Kräften anzugreifen, zog er die Mehrzahl der hierfür bestimmten Kräfte an das Zentrum heran. Hierdurch wurde die Absicht Schwarzenbergs, zumindest in der Schlacht einen Druck auf Flanke und Rücken Napoleons auszuüben, ebenso vereitelt wie früher die große Idee der Verlegung der ganzen Armee auf die Rückzugslinie der Franzosen. Aber selbst ein kräftigeres Einwirken der wenigen dort verbliebenen österreichischen Truppen auf dem rechten Flügel der französischen Front bei Connewitz wurde dadurch unmöglich gemacht, daß Kaiser Alexander im Laufe des Vormittags auch noch den Abmarsch eines Teils der dort angesetzten österreichischen Truppen in das Zentrum forderte und durchsetzte. Wie sehr sich Napoleon der Gefährdung seines rechten Flügels bewußt war, beweist die Verleihung des Marschallstabes an Poniatowski als Anerkennung für dessen tapfere Haltung bei jenem Anlaß. Die an das Zentrum herangezogenen österreichischen Reserven trugen allerdings auf dem rechten Ufer der Pleiße zur Abwehr des von Napoleon unternommenen mächtigen Gegenstoßes wesentlich bei: in heißem Ringen warfen die Divisionen Nostitz, Bianchi und Weißenwolf den Gegner über Markkleeberg bis Döblitz zurück.

Bekanntlich fanden am 17. Oktober keine Kämpfe statt, da die Verbündeten das Eintreffen der Verstärkungen — etwa 100000 Mann — erwarteten. Napoleon hatte den beim Übergang über die Pleiße gefangengenommenen General der Kavallerie Grafen Merveldt mit Friedensanträgen an seinen Schwiegervater gesandt; Kaiser Franz empfing ihn aber nur in Gegenwart der Souveräne, die sich dahin entschieden, die Anträge unbeantwortet zu lassen.

Am 18. und 19. Oktober spielte sich nur noch der Schlußakt der Völkerschlacht ab. Die Schlacht des 18. war für Napoleon im großen und ganzen nur ein Kampf zur Deckung des bereits eingeleiteten Rückzuges. Wie anders wären wohl da die Ergebnisse gewesen, wenn sich nach der ursprünglichen Schlachtdisposition Schwarzenbergs 50000 Mann an der Rückzugsstraße der französischen Armee befunden, oder gar, wenn sich die gesamten Armeen den Franzosen westlich von Leipzig vorgelegt hätten! Denn Napoleons Stellung war eine der eigentümlichsten geworden, die die Kriegsgeschichte kennt. Sie bildete einen Kreis von etwa zwei Meilen Umfang, der mit 160000 Mann besetzt war und von 300000 Mann angegriffen wurde. Daß der Rückzug aus dieser Stellung überhaupt noch möglich wurde, war wohl nur der Umgebung des Kaisers Alexander zu danken. Die Opfer, mit denen die Verbündeten den Sieg erkauften, waren, hauptsächlich infolge des Frontalkampfes, außerordentlich. 53800 Tote und Verwundete, darunter 21 Generale und 1804 Offiziere, deckten das Feld. Die österreichische Armee verlor 8 Generale, 411 Offiziere und 14500 Mann, die Franzosen an 60000 Mann. So weit geschichtliches Erinnern reicht, stellen diese Zahlen die größten Kampfverluste dar.

An seine Frau richtete Schwarzenberg unmittelbar nach der Schlacht die Zeilen: „Zu Deinen Füßen, meine Nani, lege ich die heiligen Lorbeeren, die mir der Allmächtige gewährte. Gott hat unsre Waffen gesegnet, des Feindes Niederlage ist beispiellos..." In dem ganzen Schreiben kein stolzes Wort, keins, das von eignen Verdiensten spricht!

Dankbaren Sinnes ließ der Fürst zum Gedächtnis der Tage von Leipzig auf seinem Landsitz zu Worlik eine Kapelle errichten; das schönste Denkmal aber setzte er seiner ritterlichen Gesinnung, indem er am Wendepunkt jener Unglücksperiode, die bei Ulm ihren Ausgangspunkt ge-

nommen, vom Kaiser die volle Begnadigung seines alten Waffengefährten Mack erbat und erlangte.

Der Rückzug der französischen Armee vollzog sich durchaus nicht, wie vielfach behauptet wurde, ohne Verfolgung. Daß sie nicht mit dem von Schwarzenberg ersehnten Nachdruck durchgeführt werden konnte, ist auf die Gleichgültigkeit der Russen und ihres Herrschers zurückzuführen, die sich allen weiteren größeren Anstrengungen und Opfern abgeneigt zeigte. Immerhin genügten selbst die gleich nach der Schlacht zur unmittelbaren Verfolgung bestimmten meist österreichischen Truppen, 42000 Mann Fußvolk und 17000 Reiter, um den aus jeder Ordnung geratenen Franzosen erhebliche Verluste zuzufügen. Beim Abzuge von Leipzig war die französische Armee noch fast 150000 Mann stark. Aber kaum die Hälfte überschritt den Rhein. Hierüber sagt ein hervorragender militärischer Schriftsteller: „Die Verbündeten waren den Franzosen vom Schlachttage aus ohne Ruhetage gefolgt, sie hatten bei Regenwetter, bei aufgeweichten Feldwegen täglich drei bis vier Meilen gemacht, ihre leichte Reiterei war dem Gegner stets auf dem Fuße geblieben, nicht einen Moment war die Fühlung verloren gegangen, der Gegner war bis Erfurt nie zur Ruhe gekommen, täglich hatte er kämpfen müssen, oft — wie bei Kösen und Freyburg — hing das Schicksal des geschlagenen Heeres nur an einem Haare!“

Kein andrer Feldherr als Napoleon hätte es vermocht, sich sechs Tage später bei Hanau durch Österreicher und Bayern in heißem Kampf den Weg zu bahnen. Jedenfalls ist, was Schwarzenberg erreichte, erhaben über alle ähnlichen Operationen der Neuzeit, und fast einzig steht die Art und Weise da, wie der Feldherr nach Leipzig dem geschlagenen Gegner nachfolgte.

Zur Vervollständigung dieses Bildes der österreichischen Kämpfe im Jahre 1813 gehört noch eine kurze Erwähnung der **Kriegsereignisse in Innerösterreich**. Der Vizekönig von Italien hatte am Tagliamento und Isonzo etwa 60000 Mann gesammelt und sich gegen die österreichische Grenze in Bewegung gesetzt. Ihm gegenüber stand das zweite Reservekorps Hiller (30000 Mann), die sogenannte Armee von Innerösterreich. Sie hatte nach einem heftigen Kleinkrieg an der Drau, in den Karawanken und an der oberen Militärgrenze den Vizekönig an den Isonzo zurückgedrängt. Dann machte sie ihn durch eine Flankenbewegung in seinen Rücken von der Drau nach Trient so besorgt um seinen Rückzug, daß er das Venetianische und Illyrien preisgab. Nach der Säuberung Istriens von den Franzosen hatte auch die überaus tätige Brigade Nugents zu diesem Erfolge wesentlich beigetragen, und Ende Oktober konnte sich General Tomasic nach harten Kämpfen der oberen Militärgrenze und des ganzen ehemaligen österreichischen Dalmatiens aufs neue bemächtigen. Zara mußte sich nach fünfwöchiger Einschließung ergeben.

Bis zum 8. Oktober hatten die bayrische Armee und das österreichische Reservekorps einander gegenübergestanden. Als Metternich am 8. Oktober die Loslösung Bayerns vom Rheinbunde gelang, übernahm Wrede am 17. den Oberbefehl über beide Korps (60000 Mann) und führte sie gegen Würzburg an den Main, um den Franzosen den Rückweg an den Rhein zu verlegen. Am 30. Oktober bahnte sich jedoch Napoleon, wie erwähnt, nach dem blutigen Kampfe bei Hanau, bei dem sich die österreichischen Truppen besonders hervortaten, seinen Weg durch die Verbündeten.

Allerdings war Österreich gezwungen, sehr bedeutende Kräfte auf Nebenkriegsschauplätzen zu verwenden, aber es darf nicht übersehen werden, daß dadurch auch fast 100000 Mann des Gegners vom Hauptkriegsschauplatz abgezogen wurden.

Nun trat ein sechswöchiger Operationsstillstand bis zum Ende des Jahres 1813 ein. Man hat mit Unrecht versucht, auch diese Verzögerung der Heerführung Schwarzenberg in die Schuhe zu schieben. Im Gegenteil: Schwarzenberg konnte nur mit Mühe Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm bewegen, den Feldzug in französisches Gebiet zu übertragen. Allerdings brauchten die Truppen, die zum Teil aus dem Inneren Rußlands, aus Ostpreußen und Siebenbürgen nach zahlreichen Schlachten und Gefechten bis an den Rhein marschiert waren, dort dringend eine mehrwöchige Pause, sollten sie nicht dem Zusammenbruch preisgegeben werden. Wohl konnte auch der Gegner diese Unterbrechung der Operationen zu seiner Erholung benutzen, immerhin aber zogen die Verbündeten größeren Nutzen aus der Rast: sie konnten nun zahlreiche Verstärkungen an sich ziehen, während Frankreich nahezu erschöpft war.

Die Ergebnisse dieses Feldzuges hätte nach den Niederlagen von Lützen und Bautzen wohl niemand zu erhoffen gewagt. Daß alles so ausgegangen, war in erster Linie Österreich zu danken, demselben Österreich, das in zehn Feldzügen die Hauptlast des Kampfes wider Frankreich und Napoleon getragen, trotz allen erlebten Enttäuschungen, allen erlittenen Wunden, mutvoll an die Seite der Besiegten von Lützen und Bautzen getreten war und sein gewichtiges Schwert in die Wagschale geworfen hatte. Denn alle Volksbegeisterung hätte, wie diese beiden Schlachten beweisen, für sich allein den Gewaltigen kaum zu beugen, seine Macht kaum zu brechen vermocht.



Original.-Phot. Dr. Klintz.

Abbild. 1. Laubfrösche, und zwar links: normal, Mitte: verzwergt (aus einem „Dütenei" entwickelt), rechts: Nachkomme des Zwergfrosches, unter normalen Bedingungen entwickelt, trotzdem kleiner.

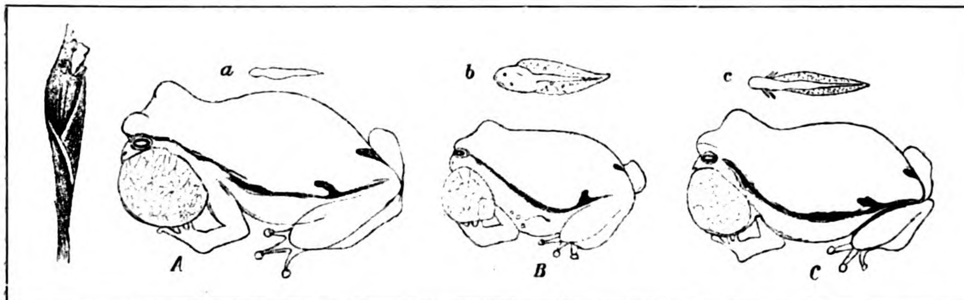
Zuchtversuche zur Eugenik

Von Paul Kammerer (Wien)

Mit zwölf Abbildungen

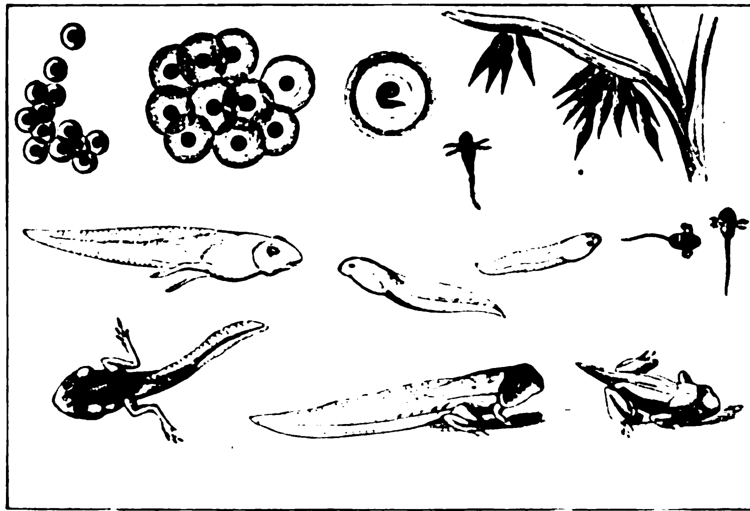
Es ist von höchstem kulturhistorischem Interesse, welchen Schwierigkeiten es jedesmal begegnet, irgendeine wissenschaftliche oder technische Entdeckung auf die Lebensführung des Menschen anzuwenden. Nach Erfindung der Eisenbahn sträubte man sich dagegen, in ihr ein Mittel der Personenbeförderung zu sehen; davon, die Gesetze der Vererbungslehre zugunsten der menschlichen Rassen nutzbar zu machen, wollen maßgebende Kreise noch heute nichts wissen. Und doch ist es bald zwanzig Jahre her, seit Galton die „Eugenik" begründete — jene Wissenschaft, die sich Höherzüchtung des Menschen und Erforschung der dafür geeigneten Wege zum Ziel setzt.

Allerdings beging Galton einen Rechenfehler, der dem Prinzip nach ebenso durch Rousseau in die Erziehungs- und durch Malthus in die Bevölkerungslehre hineingetragen wurde: Überschätzung unsrer Innenwelt, Geringschätzung der Außenwelt und ihrer gestaltenden Einflüsse auf Körper und Geist. Nach Malthus sollte der menschliche Fortschritt darauf beruhen, daß nur die Tüchtigsten im Wettbewerb ums tägliche Brot übrigbleiben, daher nur sie untereinander zur Fortpflanzung gelangen und nur ihre eignen, vorzüglichen Fähigkeiten in stets gesteigertem Maße auf die folgenden Generationen übertragen. Nach Rousseau hätte die Erziehung gleich dem züchtenden Krieg aller gegen alle



Abbild. 2. Laubfrosch.

Ganz links: junges, gerolltes Blatt des Korbstengels (Aspidistra), wohin die Laubfrösche abnormerweise ihre Eier legen; a aus einem Wasserei, b aus einem Blattdütenei frisch ausgekrochene Larve; A Laubfroschmännchen normaler Größe (aus der Wasserlarve), B verzwergt (aus der Dütenlarve); c frisch geschlüpfte Larve und C daraus entwickelter Frosch, unter normalen Bedingungen (also im Wasser) entwickelte Nachkommen von b B. An der Kehle der Frösche ist ihre Schallblase aufgebläht dargestellt, um zu zeigen, daß der Frosch (eben auch der kleinste, B) geschlechtsreif ist. (Nach Kammerer, aus Przibrams Experimentalzoologie III).



Abbild. 3. Entwicklungszustände der Eier und Larven des Frosches.
Obere Reihe von links nach rechts: frisch abgelegte Eier, Eier mit gequollenen Gallerthüllen, Ei vor dem Ausschlüpfen, (an den Blättern) frisch geschlüpfte Larven, links darunter eine schon mit äußeren Kiemen. Mittlere Reihe von rechts nach links: Larven mit äußeren Kiemen in Rückbildung, fußlose Larven mit inneren Kiemen, Larve mit Hinterbeinen. Untere Reihe von links nach rechts: Larve knapp vor Durchbruch der Vorderbeine, vierbeinige Larve, fertiger Frosch mit Schwanzstummel. (Nach Brehms Tierleben, VII. Band, Seite 638.)

so abgeschwächten Spur bei den kommenden Geschlechtern nachwirken. Was aber allen jetzt skizzierten Lehrmeinungen fehlte, was heute erst teilweise nachgeholt erscheint, ist das **planmäßige Experiment.**

Ich will eine Reihe eigner Zuchtexperimente vorführen, die an Tieren endgültig zu beweisen scheinen, wie einseitig es war, zu behaupten, alles sei nur Veranlagung; ebenso einseitig wie der entgegengesetzte, von

keine andre Aufgabe, als die guten Anlagen, die das Kind von vornherein mit auf die Welt bringt, ungehemmt sich entfalten zu lassen. Ebenso arbeitet Galton nur mit denjenigen Eigenschaften, die dem Individuum angeboren sind, die zusammen sein Ahnenerbe ausmachen; auf Grund statistischer Erhebungen schuf Galton ganz exakte, ziffernmäßige Vorstellungen hiervon: die Hälfte der Kinder erbt nach den Eltern, und zwar je ein Viertel nach Vater und Mutter; ein weiteres Viertel nach den Großeltern, je ein Sechzehntel nach Großmutter, Großvater väterlicher-, mütterlicherseits; noch ein Achtel nach den Urgroßeltern, von jedem der acht Urgroßeltern ein Vierundsechzigstel usw. Für Eigenschaften, die von Erziehung und Erlebnissen an uns und in uns erst neu geschaffen werden, ist hier kein Raum gelassen; sie spielen laut allen bisher erwähnten Anschauungen höchstens eine Rolle im flüchtigen Leben des Einzelwesens, aber gar keine in dessen Generationsfolge.

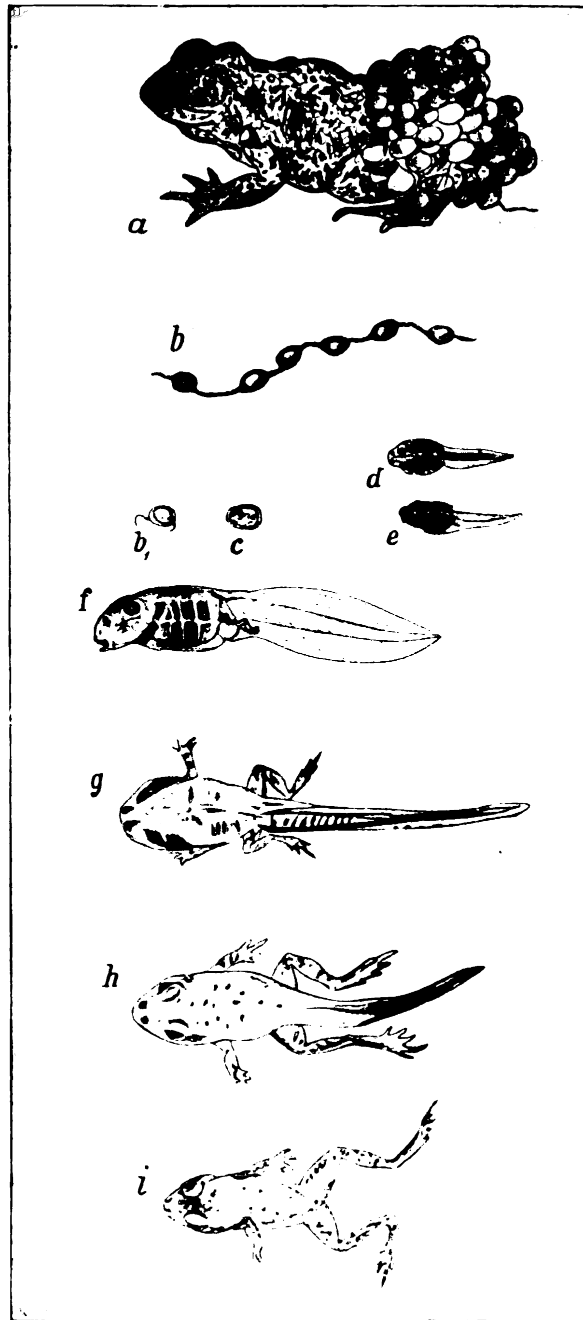
Darwin, der die Malthussche Bevölkerungslehre auf die gesamte lebende Natur verallgemeinerte, blieb vom Malthusschen Rechenfehler frei; er nahm es als selbstverständlich hin, daß alle Ereignisse, die als körperliche und seelische Erschütterung an das Geschöpf herantreten, in irgendeiner, wenn auch noch

Herbart in der Erziehungs-, von K. Fr. Wolff in der Entwicklungslehre vertretene Standpunkt, alles sei nur vom persönlichen Erleben geschaffen. Vielmehr müssen Innen- und Außenwelt organisch zusammenwirken, soll ein richtiges, für den Daseinskampf taugliches Lebewesen entstehen: das neu Errungene muß selbstverständlich an vorhandene Begabungen anknüpfen, um zu dauerndem Besitz zu führen; aber ohne solche Bereicherung des von den Vorfahren übernommenen Merkmalschatzes, ohne äußere Vermehrung des inneren Erbes gäbe es keinerlei Entwicklungsfortschritt...

Alle Leser kennen unsern grünen **Laubfrosch**: ist er doch der einzige unter seinesgleichen, der vor den Augen des Menschen Gnade gefunden hat. Das Einsiedeglas oder Froschhäuschen mit Leiter oder Kletterbaum bietet freilich keine Gelegenheit, die interessanteste Lebensbetätigung des Laubfrosches kennen zu lernen: seine Fortpflanzung (Abbildung 3). Gleich den übrigen Fröschen und Kröten unsrer Heimat legt der Laubfrosch Hunderte von kleinen Eiern ins Wasser ab, die durch eine Gallerthülle umgeben und zu Klumpen vereint sind. Daraus schlüpfen nicht etwa sogleich kleine Frösche, sondern fischähnliche, mit Flossenschwanz versehene fußlose Wesen, die Froschlarven oder Kaul-

quappen. Sie erhalten zuerst ihre rückwärtigen, dann ihre vorderen Gliedmaßen, worauf noch der Schwanz einschrumpft: das erst jetzt fertige Fröschchen hüpft ans Land. Wichtig für das zu beschreibende Experiment ist die Entwicklung der Atmungswerkzeuge: wenn die Quappe das Ei verläßt, besitzt sie in der Regel keinerlei besonderes Respirationsorgan, sondern der Gaswechsel vollzieht sich durch die Haut; bald nachher wachsen äußere Kiemenbüschel, die auch wieder eingezogen werden und inneren Kiemen Platz machen, bis endgültig an Stelle der Wasseratmung die Luft- und Lungenatmung tritt.

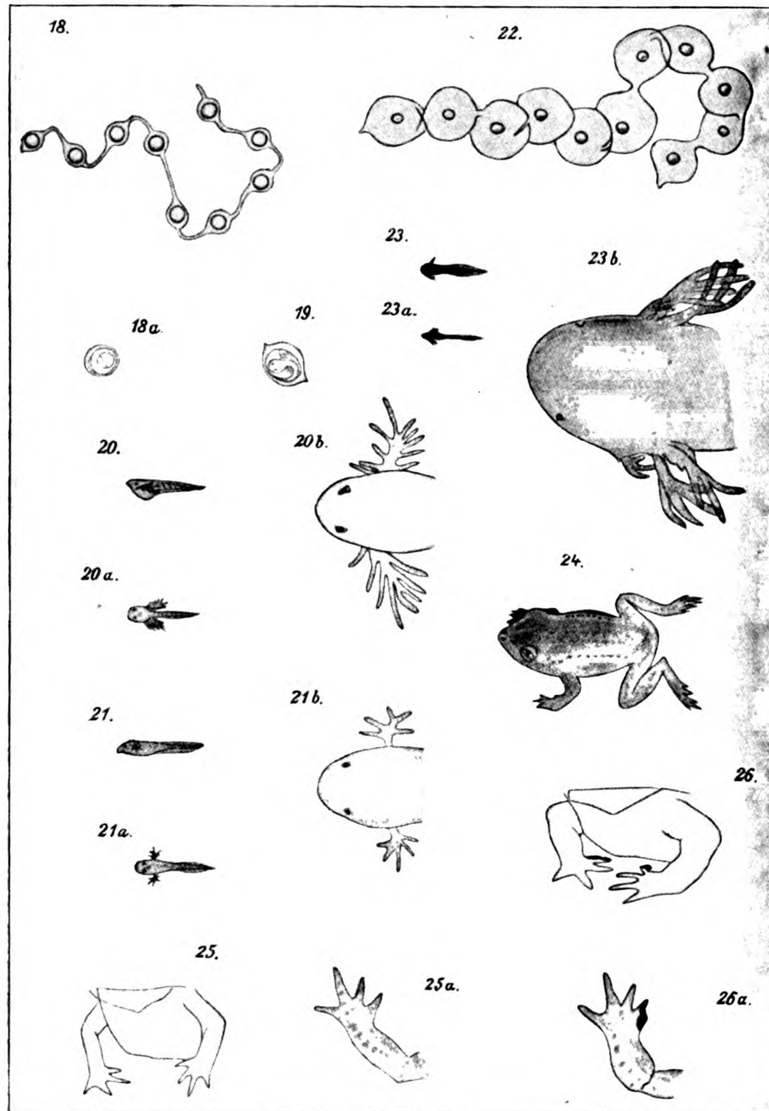
Ich entzog meinen Laubfröschen das Wasserbecken, wohin sie ihre Eiklumpen hätten absetzen können; in ihren Wohnbehältern waren aber zahlreiche Blattpflanzen vorhanden, deren jugendliche Blätter dütenförmig zusammengerollt sind, wie z. B. bei Korbstengel und Blumenrohr (Abbild. 2, ganz links). In diesen Düten sammelt sich gern etwas Feuchtigkeit an, und hier legten die Laubfrösche in Ermangelung größerer Wasseransammlungen ihre Eier ab. Die Klümpchen kleben flach auf der Blattspreite, ihre Gallerthülle trocknet ein, wodurch jedes einzelne Ei viel kleiner erscheint: das Ganze verliert vollkommen das Aussehen von Froschlaich, ähnelt viel eher Schneckenlaich. Die Quappen, welche den nur feucht erhaltenen Düteneiern ihre Entstehung danken (Abbild. 2b), kamen erst auf später Entwicklungsstufe aus den Hüllen, nämlich erst dann, wenn sie bereits innere Kiemen aufwiesen; das normale Ausschlüpfstadium ohne (Abbild. 2a) und das Stadium mit äußeren Kiemen waren noch innerhalb des Eies durchlaufen worden. Die fertigen Frösche blieben zeitlebens sehr klein (Abbildung 2B; 1, Mitte), sie stellen eine neue Rasse von Zwerglaubfröschen dar; daß sie geschlechtsreif sind, erkennt man an der mächtigen Schallblase, welche die kleinen Männchen ebenso tragen wie sonst die großen (Ab-



Abbild. 4. Geburtshelferkröte, normale Entwicklung.
a Männchen mit den Eiern; b Stück einer Eierschnur, entwirrt; b_1 einzelnes Ei daraus, frisch gelegt; c dasselbe vor dem Ausschlüpfen; d frisch geschlüpfte Quappe von oben; e dieselbe von der Seite; f Quappe mit Hinterbeinen; g dieselbe auch mit Vorderbeinen; h mit beginnender Schwanzschrumpfung; i junge Kröte nach eben beendeter Verwandlung. (Nach Kammerer.)

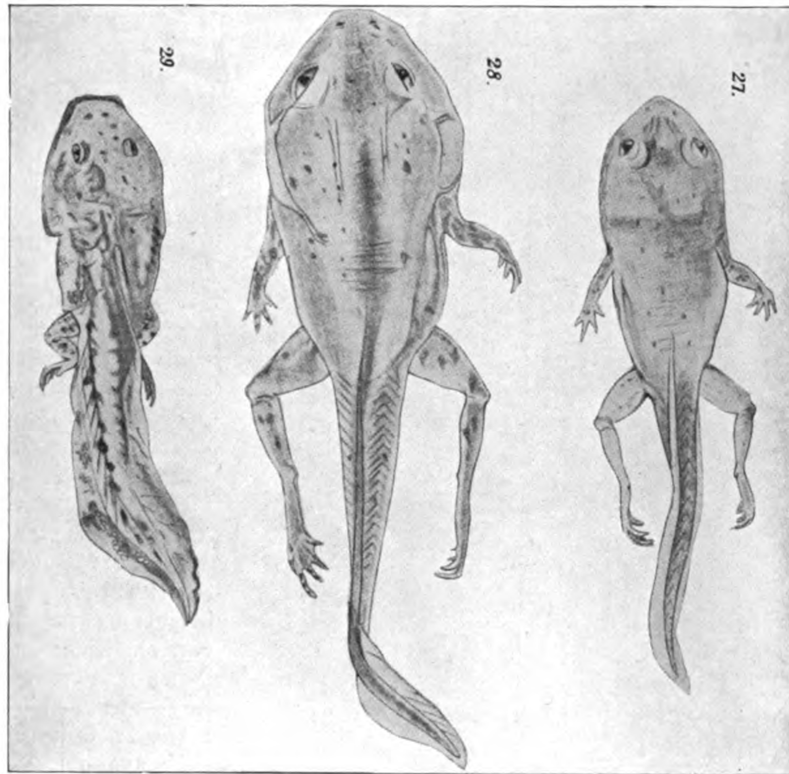
bildung 2A; 1, links). Die Zwergfrösche wurden zur Paarung gebracht inmitten einer Umgebung, wo sie dütenbildende Gewächse wie auch ein Wasserbecken zur Verfügung hatten: sie legten ihre Eier ins Wasserbecken, gaben also zwar die von ihren Eltern angenommene Instinktänderung auf; trotzdem wiederholten diese Wassereier abgeschwächt die Entwicklungseigentümlichkeiten der in Pflanzendüten abgelegten Landeier. Die Quappen (Abbild. 2c) krochen auf dem Stadium mit äußeren Kiemen aus, also zwar nicht wieder erst auf demjenigen mit inneren Kiemen, aber auch nicht schon auf dem ohne Kiemen. Und die ausgewachsenen Frösche (Abbild. 2C; 1, rechts) hielten in ihrer Größe ungefähr die Mitte zwischen ihren zwerghaften Eltern und den in bezug auf ihre Dimensionen normalen Großeltern.

In Westeuropa lebt eine Krötenart, deren Eientwicklung schon von Natur aus nicht mehr im Wasser verläuft: die *eiertragende* oder *Geburtshelferkröte* (Abbildung 4). Bereits ihr Name deutet an, daß noch eine eigenartige Brutpflege hinzukommt: das Männchen leistet seinem Weibchen Geburtshilfe, indem es ihm die zu einer Schnur verbundenen Eier aus dem Leibe zieht; die Eischnur selbst wickelt es um seine Schenkel (Abbild. 4a) und trägt sie herum, bis die Jungen zum Ausschlüpfen bereit sind. Das sind sie aber, genau wie wir dies bei den in Blattdüten gezeitigten Laubfroscheiern künstlich erzwungen



Abbild. 5. Geburtshelferkröte, Entwicklung aus Wassereiern.

18 Schnur von Wassereiern; 18a einzelnes Ei daraus mit gequollener Hülle; 19 dasselbe vor dem Ausschlüpfen; 20 frisch daraus geschlüpfte Larve von der Seite, 20a von oben; 20b Kopf derselben vergrößert; 21 soeben aus einem Wasserei gekrochene Larve zweiter Generation, von der Seite, 21a von oben; 21b Kopf derselben vergrößert; 22 Schnur von Wassereiern der Ururenkelgeneration; 23 frisch daraus geschlüpfte Larve von der Seite, 23a von oben; 23b Kopf vergrößert; 24 frisch daraus verwandelte Kröte; 25 Vorderbeinstellung des normalen, 26 des aus einem Wasserei der Ururenkelgeneration stammenden Männchens; 25a Vorderbein des normalen, 26a des abgeänderten Männchens. (Nach Kammerer.)

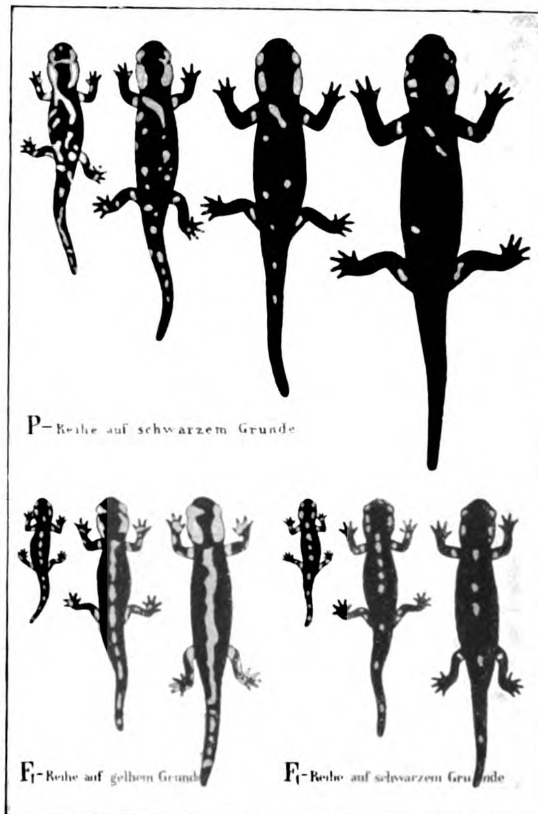


Abbild. 6. Beibehalten des Quappenzustandes bei der Geburtshelferkröte.
27 verspätet, doch vor Geschlechtsreife zur Verwandlung gelangende Quappe; 28 geschlechtsreife Quappe; 29 Nachkomme davon. (Nach Kammerer.)

hatten, erst auf dem Stadium mit inneren Kiemen (Abbild. 4d, e). Die übrige Entwicklung vollzieht sich von da ab übereinstimmend mit derjenigen der andern europäischen Kröten: zweibeinige (f), vierbeinige (g) Quappen, Schrumpfen des Schwanzes (h) und Übersiedlung ans feste Land (i).

Hatte bei dem Laubfrosch das Experiment Unabhängigwerden vom Wasser begünstigt, so schlägt es hier den entgegengesetzten Weg ein: es führt die Geburtshelferkröte zur ursprünglichen, vom frisch gelegten Ei an unter Wasser verlaufenden Entwicklung ihrer Gattungsgenossen zurück (Abbild. 5). Hält man nämlich die Geburtshelferkröten in hoher Temperatur, so suchen sie im Wasser Kühlung: hier finden dann auch die Eiablagen statt, und eben hier wird es dem Männchen nicht möglich, die Eierschnur (Abbild. 5, Detail bei 18, 18a) auf seinen Hinterbeinen zu befestigen. Sie bleibt daher im Wasser liegen, wo sich trotzdem etliche Eier entwickeln (19). Aus ihnen schlüpfen die Quappen auf zeitigerem Stadium aus, und zwar solange sie noch die äußeren Kiemen haben (20, 20a, b). Im Verlaufe der späteren Eierlegeperioden sind auch bereits die Eier selbst verändert: ihre Zahl und Fähigkeit, sich unter Wasser zu entwickeln, hat zugenommen; doch sind die Wassereier dotterärmer als Landeier, daher kleiner und etwas dunkler gefärbt.

War die Fortpflanzungsanpassung bei den Eltern schon feste Instinktabänderung gewesen, so daß sie sich schließlich bereits ohne den Zwang abnorm erhöhter Temperatur übereinstimmend benahmen, dann ließ auch die Vererbung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: die Wassereier späterer Generationen sind noch kleiner und besitzen noch dickere Gallerthüllen (Abbild. 5, bei 22); und die aus Wassereiern entstandenen Quappen späterer Generationen (21, 23) zeigen Zunahme dunklen Farbstoffes, Abnahme des Dottersacks bis zu dessen gänzlichem Schwund, sowie Vereinfachungen, Vergröberungen an den Kiemen (21b, 23b), die dafür zu dreien auf jeder Halsseite, statt wie früher nur in je einem Ast hervorsprossen. Die geschlechtsreifen Männchen endlich bekommen in Anpassung an das schwierigere Festhalten des Weibchens im Wasser an ihren Daumen rauhe Brunftschwielen (26) und ganz besonders verstärkte Armmuskeln, die dem Vorderbein eine mehr einwärts gedrehte Haltung verleihen (26a) — äußere Geschlechtsmerkmale, die für alle im Wasser kopulierenden Krötenmännchen zutreffen, nur nicht für die sonst auf dem Lande sich begattende Geburtshelferkröte (25, 25a).



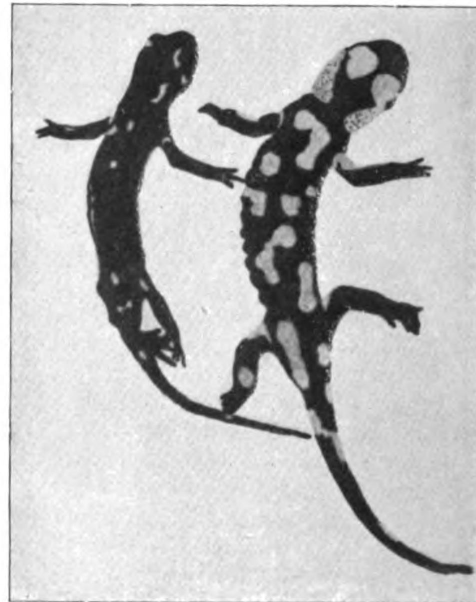
Abbild. 7. Farbanpassung des Feuersalamanders (Salamandra maculosa) an schwarze Gartenerde und Vererbung dieser Anpassung nebst Auftreten symmetrischer Zeichnungsverteilung in der Tochtergeneration.

P-Reihe und F_1-Reihe bezeichnet immer den Umfärbungsprozeß eines einzelnen (P Eltern-, F_1 Kinder-) Exemplars. Das Zeitintervall zwischen je zwei Stadien beträgt in der P-Reihe zwei Jahre, in der F_1-Reihe ein Jahr. (Nach Kammerer.)

Allein man kann die Anpassung ans Wasser noch weiter treiben; man kann nicht bloß den Anfang der Quappenentwicklung zeitiger ins feuchte Element verlegen, sondern auch ihr Ende sehr verzögern. Mit Hilfe von Dunkelheit, Kälte, Mästung nach vorausgegangener knapper Ernährung erzielt man Krötenlarven, die sich nicht rechtzeitig in fertige Kröten verwandeln und im Larvenzustand bereits stattliche Größe erlangen (Abbildung 6, bei 27). Durch Kombination aller genannten verwandlungshemmenden Faktoren gelang es, sogar eine geschlechtsreife Larve (28) zu erziehen: ihre Nachkommen (29), obwohl aus künstlicher Paarung dieser einzigen (weiblichen) Quappe mit einem voll entwickelten Männchen gewonnen, kamen jahrelang nicht über das Stadium mit Hinterbeinen hinaus und offenbarten gar keinen Verwandlungstrieb.

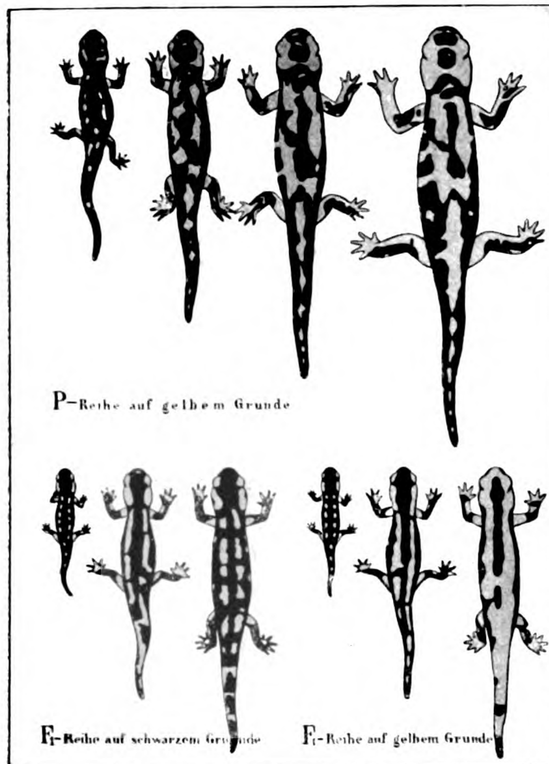
Bei den bisher beschriebenen Versuchen handelte es sich um **Triebveränderungen**, und zwar um solche des **Fortpflanzungstriebes**. Unter allen Umwegen, die zu körperlichen Veränderungen hinüberführen, ist naturgemäß der kürzeste, der den modifizierten Zeugungsakt als Brücke benutzt. Wir sahen überall, daß es mit der Gewohnheit, Eier dahin oder dorthin abzulegen, nicht sein Bewenden hat; sondern die engsten Beziehungen verknüpfen dies Ereignis mit darauffolgenden **Entwicklungs- und Gestaltungsveränderungen**. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir eines derartigen Umwegs zur Erzielung von **Körperveränderungen** überhaupt bedürfen: das Äußere eines Lebewesens ist auch auf geradem Wege modifizierbar, am leichtesten seine **Farbe**.

Hält man den gelbschwarzen **Feuersalamander** jahrelang auf gelber Lehmerde, so bereichert sich seine gelbe Zeichnung auf Kosten der schwarzen Grundfarbe (Abbild. 9). Zieht man die Jungen solcher stark gelb geworde-



Abbild. 8. Veränderungen des Feuersalamanders bei Haltung auf gelbem Papier.

Links: Anfangs-, rechts: Endstadium der Fleckenvergrößerung. (Nach Kammerer.)



Abbild. 9. Farbanpassung des Feuersalamanders (Salamandra maculosa) **an gelbe Lehmerde und Vererbung dieser Anpassung nebst Auftreten symmetrischer Zeichnungsverteilung in der Tochtergeneration.**
Alle Details wie in Abbild. 7, s. d. (Nach Kammerer.)

nen Exemplare abermals auf gelber Erde, so wächst die Menge des Gelb und erscheint in breiten, regelmäßig verteilten Längsbinden; die andre Hälfte der Nachkommen wird auf schwarzer Erde großgezogen und bekommt weniger Gelb, immerhin aber viel im Verhältnis zur konträr wirkenden Umgebungsfarbe und ebenfalls in regelmäßiger Anordnung, diesmal in Fleckenreihen, längs beider Körperseiten.

Zieht man schon die Elterngeneration des Salamanders auf schwarzer Gartenerde, so erscheint sie nach Jahren vorwiegend schwarz (Abbild. 7). Abermals auf schwarzer Erde verpflegte Junge haben in der Mittellinie des Rückens eine Reihe kleiner Flecken; bei Jungen, die im Gegensatze zu den Eltern auf gelber Erde großgezogen werden, verschmelzen diese Flecken zu einer Binde.

Nehmen wir statt der gelben Erde gelbes Papier und beginnen den Versuch (wie schon vorhin) mit ausgewählt wenig gefleckten Exemplaren (Abbild. 8), so erhalten wir Vergrößerung, aber keine Vermehrung der Flecken; die Nachkommen davon sind auf gelbem Papier rein längsgestreift, ohne zwischenstehende Flecken. Nehmen wir schwarzes Papier (Abbild. 10), so bekommen wir Verkleinerung der Flecken, ohne daß diese an Farbensattheit einbüßen; die Jungen tragen ihre wenigen Flecken in der Mitte, während die normalen Jungen aus der Kontrollzucht in gemischter Umgebung sogleich unregelmäßige Zeichnungsverteilung aufweisen.

Auch starke Feuchtigkeit (Abbild. 11) bewirkt Vermehrung des Gelb, aber nur Vermehrung der Fleckenzahl, keine solche der Fleckengröße; zahlreiche, aber klein bleibende Flecke sieht man auch bei der in weniger nasse Umgebung zurückversetzten Nachkommenschaft. Relative Trockenheit (Abbildung 12) bewirkt Verdüsterung, aber nahezu keinen Größenverlust der Flecken;



Abbild. 10. Veränderungen des Feuersalamanders bei Haltung auf schwarzem Papier.
Links: Anfangs-, rechts: Endstadium der Fleckenverkleinerung, darunter die jeweils zugehörigen Nachkommen. (Nach Kammerer.)



Abbild. 11. Veränderungen des Feuersalamanders bei Haltung in der Nässe.
Links: Anfangs-, Mitte: Endstadium der Fleckenvermehrung, rechts: Nachkomme des mittleren Exemplars. (Nach Kammerer.)

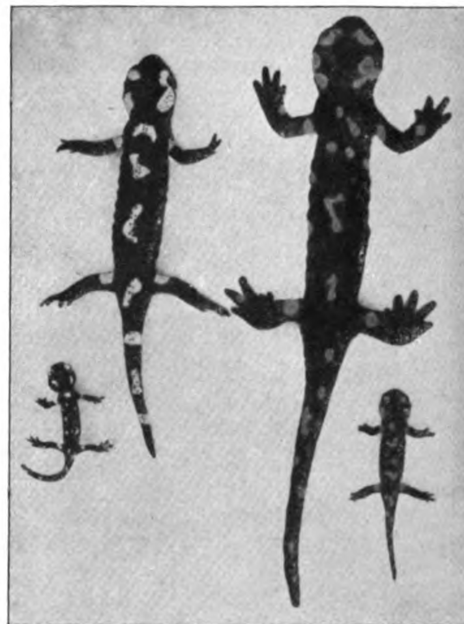
nischen Gebildes, kommt erst in zweiter Reihe die Nützlichkeitsfrage zu ihrem Recht.

Wir haben einen landlebenden Frosch von der Notwendigkeit befreit, wenigstens seine Kindheit im Wasser zuzubringen, womit auch für die Erwachsenen der Zwang verknüpft war, wenigstens einmal im Jahre aus luftiger Baumhöhe in den Sumpf hinabzusteigen, um dort neue Kinderexistenzen zu zeugen; und wir haben umgekehrt eine ohnehin schon hochgradig dem Trockenaufenthalt angepaßte Kröte zur Wasserentwicklung zurückgebracht. Welche Entwicklungsrichtung war die zweckmäßige, die zum Wasser oder die fort vom Wasser? Gewiß keine von beiden in jedem und sicher nur eine von ihnen im bestimmten Falle. Es könnten hydrographische Verhältnisse eintreten, wo Entfernung vom Wasser für Erhaltung der Art sehr wünschenswert wäre; dann bringt der umgekehrte Weg Schaden. Und es könnten klimatische Bedingungen sich verwirklichen, die enge Befreundung mit dem feuchten

dieselbe Erscheinung ist bei der wiederum feucht gehaltenen Nachkommenschaft zu sehen, besonders im Vergleich zu der unter identischen Bedingungen lebenden Kontrollnachzucht.

Was sollen uns all diese Erfahrungen für die Eugenik, die gewollte Höherentwicklung der Menschheit beweisen? Beabsichtigen wir eine scheckige Menschenrasse zu erziehen, vielleicht mit Riesensommersprossen behaftet? Für den Biologen mußte **jede** Veränderung einer experimentell behandelten tierischen oder pflanzlichen Art von Interesse sein; für den Eugeniker nur eine **zweckmäßige** Veränderung, die eine Unterstützung im Lebenskampfe verspricht. Dringender wiederholt sich daher die Frage: Welchen Beitrag leistet uns dazu die besprochene Reihe von Tierversuchen?

Beginnen wir mit dem letzten, so lehrt uns die Wandlung des Salamanderkleides, wie es uns gelingt, ein Merkmal so in unsre Hand zu bekommen, daß wir ihm jede erdenkliche Form aufzuzwingen vermögen und daß wir umgekehrt von seinen mannigfachen Gestalten, die uns in freier Natur entgegentreten, das Schicksal seines Trägers ablesen können. Neben diesem obersten Prinzip, dem der willkürlichen Beherrschung eines orga-



Abbild. 12. Veränderungen des Feuersalamanders bei Haltung in relativer Trockenheit.
Links: Anfangs-, rechts: Endstadium der Fleckenverdüsterung, darunter die zugehörigen Nachkommen. (Nach Kammerer.)

Element zur Notwendigkeit machen; dann führt wieder die andre Straße ins Verderben. Was hier gut, was schlecht ist, darüber entscheiden keine allemal gültigen Gesetze, sondern die Konstellation des Ortes und der Zeit. Hauptsache ist es, daß wir über Vor- und Rück- und Seitwärts Herren sind, um der jeweiligen Lage gemäß die richtige Richtung einschlagen zu können. Dazu liefern uns allerdings die zoologischen Zuchtexperimente mindestens die Methodik. Gleichwie Tiere in der Hand des Physiologen und experimentellen Pathologen uns die geeigneten medizinischen Eingriffe probieren lehrten, da wir längst wissen, daß aus dem Rahmen der bei Tieren erhobenen Gesetzmäßigkeiten auch die menschliche Natur nicht herausfällt, so muß die Entdeckung der eugenetischen Maßregeln im Tierversuch vonstatten gehen. Ebenso wie es medikamentöse und operative, mechanische, strahlende, Feuchtigkeits- und Temperaturenergie anwendende Mittel gibt, um krankhafte Eigenschaften zu beseitigen, so müssen analoge Mittel auch gefunden werden, um gesunde, zugleich höherentwickelnde Eigenschaften planbewußt hervorzurufen.

Die tote Gattin

Ganz ferne, leise summt der Welt Gewühl —
Hier ist die Stille wie ein weicher Pfühl,
Auf dem ich ruh' an einem Sonntagmorgen,
Geborgen.

Mir ist, als sei nach banger Fiebernacht
Zu neuem, besserm Leben ich erwacht.
Der bittre Nachgeschmack schmerzreicher Stunden
Ist schon geschwunden.

Ich strecke mich und liege kühl und stumm.
Kein Wunsch geht ruhlos pochend in mir um.
Mein Herz — es feiert wie ein Schiff im Hafen,
Verankert und verschlafen.

Und doch — und doch — ein kleines, wehes Leid
Folgt ängstlich mir bis in die Ewigkeit,
Ein erdgeborner Rest von Alltagssorgen
Am Sonntagmorgen.

Denn daß ich nun nicht mehr, du lieber Mann,
Den Kummer von der Stirn dir streicheln kann
Und nicht dein Haupt in meinem Schoße betten,
Drückt mich wie Ketten.

Ein heißes Tränlein, rund und blank und schwer,
Glänzt mir im kalten Aug'. Wo kommt es her?
Ein kleines, wehes, erdgebornes Leid
Folgt ängstlich mir bis in die Ewigkeit.

Julius Berstl

Albanien

Von Dr. D. Klementi

Der Balkankrieg hat die orientalische Frage nicht gelöst. An die Stelle der alten Probleme sind nur neue getreten, und die ungeahnte Raschheit, mit der die kleinen Balkanstaaten den Statusquo zertrümmerten, hat Situationen geschaffen, denen die bedächtige Diplomatie der Großmächte nicht gewachsen ist. Neben der panslawistischen Idee, die allerdings schon heute an dem Hader zwischen Serben und Bulgaren krankt, schafft das Entstehen eines neuen Staates — Albaniens — bedeutsame Interessengegensätze. Ein friedlicher und gerechter Ausgleich dieser Schwierigkeiten ist nur dann denkbar, wenn bei der Abgrenzung des neuen Reiches die natürlichen geographischen Bedingungen und die berechtigten nationalen Ansprüche der bodenständigen Bevölkerung berücksichtigt werden. Durch Grenzverschiebungen, die dem Zwange des Augenblicks ihr Entstehen verdanken, kann der Wunsch Europas, dauernden Frieden auf dem Balkan zu begründen, niemals erreicht werden.

Als ältestes in Europa ansässiges Volk erheben die Albanier unter der Devise „Der Balkan den Balkanvölkern" gerechte Ansprüche auf ihr Land, das sie in zusammenhängenden Massen bewohnen und von dem schon aus wirtschaftlichen Gründen niemals Teile zugunsten der Nachbarn abgetrennt werden können. Serben und Montenegriner pochten auf ihre militärischen Erfolge, nicht minder auf die nie erhoffte und jetzt eingetretene Vermehrung ihrer Gebiete, und so verlangten sie Zugänge zur Adria, die über das rassen- und glaubensfremde Albanien führen, ein Verlangen, dem sich Österreich-Ungarn, gestützt auf seine eigne militärische Kraft und die seiner Verbündeten, bekanntlich mit Erfolg widersetzt hat. An dieser Stelle allerdings soll nicht weiter auf die Folgen eingegangen werden, die der Konflikt zwischen den Albaniern und ihren slawischen Nachbarn für die Großmächte hat. Hier soll vielmehr Antwort auf die Frage gegeben werden: Was war Albanien und was ist es jetzt?

Schon Ptolemäus spricht von den freien Stämmen, die um Albanopolismus (Elbassan) wohnen und deren Rasse und Sprache verschieden von der der benachbarten Balkanvölker sei. Und obgleich seit den Römerzeiten die Halbinsel das Endziel aller großen Eroberungszüge nordischer und östlicher Völker war, hat sich diese Rasse mit ihrer Sprache bis heute in ihrer Eigenart erhalten. Der allgemein gültige Grundsatz, daß die geographische Grundlage und das Bodenrelief eines Landes die Geschichte, den Charakter, ja selbst die Sprache der Einwohner bestimmend beeinflussen, zeigt sich nirgend so deutlich wie auf dem Balkan, insbesondere in Albanien. Dank der fünfhundertjährigen Osmanenherrschaft konnten Kultur und moderne Verkehrsmittel, die schnellsten Ausgleicher volklicher Unterschiede, hier erst spät oder noch gar nicht ihren Einzug halten. Und aus dem Völkerkonglomerat, das sich im Laufe der Jahrhunderte in den Ebenen und an der Küste abgelagert hat, ragen die schwer zugänglichen Hochgebirge gleich Trutzburgen empor, die ihren Insassen unvermengte Rassenreinheit und den Urtypus ihrer Wesenheit bewahrten. Solch eigentümliche, noch mit beiden Füßen im Mittelalter stehende Völker lernen wir in den Bergen Montenegros, in der Heimat der Pindus-walachen und im albanischen Hochlande kennen.

In Albanien selbst, dessen Volk einer einheitlichen Rasse angehört, zeigt uns der Norden in seiner felsigen Abgeschlossenheit den biederen Urtypus der Ghegen, während der leichter zugängliche Süden eine Mischung mit fremden Elementen zuließ, die sich in der Sprache und — leider auch im Charakter der Südalbanier (Tosken) erkennen läßt.

Wir wissen, daß das heutige Albanien bis 395 n. Chr. eine römische, später byzantinische Provinz war. Die bewegten Zeiten der Völkerwanderung haben dort keine Spuren zurückgelassen, wohl aber haben um den Besitz der albanischen Küste Byzantiner, Bulgaren, Serben, Venetianer mit wechselndem Erfolge gestritten. Erst um 1356 finden wir ein genauer umgrenztes albanisches Reich; damals vereinte das Geschlecht der Balscha die Gebiete des heutigen Montenegros und Nordalbaniens unter seinem Zepter. Unter den Nachkommen Balschas I. kommen noch Berat und Valona unter die Herrschaft dieses Geschlechts, Balscha II. erstürmt 1385 Durazzo, dessen Herzogtitel er annimmt — Albanien ist auf dem besten Wege, die Hauptmacht an der mittleren Adria zu werden. Doch schon sendet Murad I. den Beglarbey von Rumelien mit 40000(?) Türken gegen das Bergvolk. So wie das Serbenreich auf dem Amselfelde, findet das Albanerreich in der Schlacht in der Ebene von Savra nächst Berat (um 1385) sein frühes Ende — nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß die Albanier selbst in ihren Bergen frei und unbezwungen bleiben, ja, daß sie bald darauf, unter ihrem Nationalhelden Georg Kastriota Skenderbeg militärisch und politisch geeint, den osmanischen Eroberern die Stirn bieten können.

In die Zeit Georg Skenderbegs, der noch heute in den albanischen Sagen und Volksliedern eine bedeutende Rolle spielt, fällt die Glanzperiode



Franz Martin Lünstroth: Annaels und Elsewith.

des Landes. Allerdings erheben auch die Serben Anspruch auf Skenderbeg, weil seine Mutter eine Serbin war. Die Kastriotas sind jedoch rein albanischen Ursprungs, denn der Stammsitz des Geschlechts war Kroja in der Nähe von Tirana, und dort sowie in Dibra lagen auch ihre Besitzungen. Übrigens scheint Albanien unter Skenderbeg in freundschaftlichen Beziehungen zu Serbien ebenso wie zu Montenegro gestanden zu haben, denn damals galt es, einen gemeinsamen Feind, die Heermacht des Sultans, zu bekämpfen.

Um die sogenannten historischen Ansprüche zu verstehen, die heute Serben und Montenegriner auf albanischen Boden erheben, müssen wir noch einen Blick auf die Zeit vor dem osmanischen Einfall werfen. Die Serben hat schon im Jahre 545, kurz nach ihrem Erscheinen auf der Hämushalbinsel, der Drang zum Meere von Widdin über Naissus (Nisch) und Skoplia (Üsküb) nach Dyrachium (Durazzo) geführt, von wo sie jedoch bald wieder verschwinden. Unter Bodin, 1110, kommen die Serben noch einmal nach Durazzo, werden aber vom Byzantinerkaiser Manuel Komnenos vertrieben und bleiben von da an in Rascien (dem heutigen Sandschak Novibazar), wo der Groß-Zupan Stephan Nemanja 1189 das serbische Königreich der Nemaniden begründet.

So treten schon zu jener Zeit die beiden Gebiete in die Interessensphäre der Slawen, die sie auch heute den Albaniern abnehmen wollen: Die Küste sowie die fruchtbaren Ebenen des Sandschaks Novibazar und des Kossovopolje (Amselfeldes). Die Küste aber wurde den Albaniern auch noch von andern Wettbewerbern streitig gemacht. Nach den Römern saßen hier die Byzantiner, diesen nimmt der Bulgarenkönig Simeon (914 bis 927) den Küstenstrich gegenüber Korfu, Samuel (986 bis 989) erobert Durazzo und Avlona (Valona). Dann ziehen 1018 unter Basileus neuerdings die Byzantiner ein. Der normannische Kondottiere Guiscard erobert 1082 Durazzo und den ganzen Epirus. Später finden wir wieder einen Johann Angelo als Herzog von Patras und Durazzo; 1804 erwirbt Philipp von Tarent diesen Hafen, zeitweise dehnen die bosnischen Könige ihr Reich bis zur Adria aus, dann wiederum hausen in Durazzo und in Epirus die Söldner Ludwigs von Navarra, bis endlich Venedig mit den gleichen Interessen, die heute Italien verfolgt, sich längs der Adriaküste von Cattaro bis Valona festsetzt.

Ein ähnliches Ringen spielt sich im Norden ab. Von Rascien aus erweitert Nemanja II. die Grenzen des Reiches über das Amselfeld und läßt sich 1221 in Pristina zum König von Rascien und Serbien krönen. Duschan der Mächtige nennt sich Kaiser und schiebt die Grenzen weit gegen Süden über Ipek, Djakova und Prizrend vor. Hiermit wäre das Entstehen des sogenannten Altserbischen Reiches skizziert, das aber nach kurzem Bestande in die Brüche ging.

Das Amselfeld und Rascien liegen an der geographischen Leitlinie, die den kürzesten Weg vom mittleren Balkan zum kultivierten Westen weist. Auf dieser breiten Völkerstraße, deren Bedeutung erst wieder im Jahre 1878 in den Vordergrund trat, als Graf Andrássy den Sandschak für Österreich erwarb, war auch ursprünglich der große Siegeszug der Osmanen gegen Wien geplant. Die erste Etappe ist das Amselfeld, das 1389 erobert wird und von da an mit Rascien im türkischen Besitze bleibt. Die Albanier dieser Gebiete treten zum Islam über und werden unter türkischer Oberhoheit wieder Herren ihres Landes. Auch von den unwirtlichen Bergen kommt albanisches Blut in die fruchtbaren Ebenen zurück, nimmt den mohammedanischen Glauben an und verdrängt die Slawen aus ihren kaum gewonnenen Wohnsitzen. Bis 1692 hält diese Entwicklung an, bis die Serben, endlich des Kampfes mit den Albaniern und der türkischen Bedrückungen müde, unter ihrem Patriarchen Czernojewits das Land verlassen. Mehr als 30000 serbische Familien wanderten damals aus Albanien nach Südungarn aus und besiedelten die österreichische Militärgrenze; das serbische Patriarchat wurde von Ipek nach St. Andrä bei Pesth verlegt (heute in Karlowitz). Die serbischen Fürsten residierten seit der Schlacht auf dem Amselfelde in Nisch und Belgrad, bis endlich der letzte Rest eines serbischen Staates unter der osmanischen Hochflut verschwand.

Ein Serbenstamm jedoch hat, ähnlich wie die Albanier durch die geographische Lage begünstigt, seine Freiheit gegen die Türken bewahrt: die Montenegriner. Von den serbischen Kämpfern, die nach der Niederlage auf dem Amselfelde entkamen, hatten sich einige Flüchtlinge unter ihrem Anführer Ivo Czernoj (d. h. der Schwarze, Geächtete, der Rebell) in den Felswüsten Montenegros festgesetzt. Seither nennen sich ihre Nachkommen Czernagorzen (Söhne der schwarzen Berge). Ivo Czernoj soll sich mit Skenderbegs Schwester vermählt haben, was auf ein ursprünglich freundschaftliches Verhältnis zwischen Montenegrinern und Albaniern schließen läßt. In das Goldene Buch von San Marco, wo der mächtige Ivo im Jahre 1474 seinen Namen neben denen der venetianischen Großen eingetragen fand, ward einige Jahre später auch die Vermählung seines einzigen Sohnes mit einer Venetianerin eingezeichnet. Zum Danke dafür entsetzte Ivo der Schwarze das venetianische Skutari, das damals von den Türken belagert wurde. Auf diese Waffentat nun gründet König Nikolaus heute seine Ansprüche auf ein Gebiet, dessen lückenhafte Geschichte nur aus montenegrinischen Volksliedern und Heldengesängen geschöpft wird.

Die einzige Gestalt, die aus dem historischen Dunkel dieser Zeit ans Licht tritt, ist Georg Skenderbeg Kastriota. Georgs Vater soll 1410 von Evrenos Pascha besiegt worden sein

und den Sohn als Geisel nach Konstantinopel geschickt haben. Tatsache ist, daß Georg Kastriota bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre Mohammedaner war, an den Feldzügen des Sultans gegen die Christen teilnahm und noch 1443 gegen Hunyadi kämpfte, dann aber in seine Heimat zurückkehrte und den christlichen Glauben annahm. Mit seinen Dibranern überfiel er die türkische Garnison von Kroja (nordöstlich von Durazzo), rieb sie völlig auf und entriß seine Stammländer der türkischen Gewalt. Bald gelang es ihm, mit Hilfe seines Neffen Hamza Beg in kurzer Zeit ganz Südalbanien zu erobern. Die folgenden Jahre bringen vielfältige Kämpfe zwischen Murad II. und Skenderbeg, der 1444 von den albanischen Stammesführern zum Oberfeldherrn gewählt worden war. Auf der Versammlung von Alessio nahm Skanderbeg allerdings den etwas illusorischen Titel „Rex Illyriae Macedoniae et Epiri" an.

Seit Skenderbegs Zeiten ist sich die Geschichte Albaniens ihrem Wesen nach so ziemlich gleichgeblieben: ununterbrochener Kampf gegen die Türken, bald im Bunde mit den Montenegrinern, bald gegen diese geführt. Denn die wiederholte Waffenbrüderschaft gegen die Türken hat es niemals vermocht, die Abneigung der katholischen und mohammedanischen Albanier gegen die orthodoxen Montenegriner zu beseitigen. Im 19. Jahrhundert sehen wir die Albanier vereint mit den Türken gegen die Montenegriner ins Feld ziehen. 1840 fochten Malissorenstämme unter Hassan Aga bei Zabljak, 1850 und 1851 bei Kuci gegen die Montenegriner, und auch 1876 waren die Malissoren im türkischen Lager zu finden.

Nur dem grausamen Vorgehen der Jungtürken gegen die Malissoren haben es die Montenegriner zu danken, daß sich in den letzten Jahren der albanische Volksstamm wieder mit ihnen vereinte. Ebenso sicher aber ist anzunehmen, daß nach der Besiegung des gemeinsamen Feindes die alten Gegensätze wieder aufleben werden. Schon heute stehen die Stämme von Gruola und Hotti wieder bewaffnet und bereit, sich der Einverleibung ihres Landes in das Königreich Montenegro zu widersetzen.

Den Serben gegenüber haben sich jedoch die Albanier stets als die überlegenen Herren gefühlt. Das ganze Kossovo bis Üsküb und bis zum Vardar sowie der Sandschak Novibazar waren nach der Schlacht auf dem Amselfelde wieder unter albanische Herrschaft gekommen, und bis zum Beginn des Balkankrieges hatte sich nur eine unbedeutende slawische Minderheit in den dortigen Städten erhalten. Zu den vielen Überraschungen, die der Feldzug gebracht hat, gehörte gewiß auch die Leichtigkeit, mit der die Serben durch diese, von einer rein albanischen, wehrhaften Bevölkerung besiedelten Gebiete vordringen konnten. Doch auch hier hatten die Jungtürken — gewiß sehr gegen ihren Willen — den Slawen vorgearbeitet: vier große Aufstände gegen die Jungtürken hat das Kossovo mitgemacht, zweimal wurden die Albanier von den Jungtürken entwaffnet oder lieferten im Vertrauen auf Österreichs Schutz ihre Waffen ab — und als die Korn- und die Rüstkammern leer waren, rückten die Serben mit ihren Maschinengewehren und Schnellfeuerkanonen ein. So konnten sie nach achthundert Jahren das Kossovo zum zweitenmal erobern. Doch auf wie lange?

Das, was die Geschichte Albaniens seit mehr als tausend Jahren lehrt, tritt heute mit historischer Konsequenz wieder in den Vordergrund. Gekämpft wird um die Küste und um die breite Völkerstraße des Amselfeldes; die unfruchtbaren Felsgebirge aber, in denen ein Teil des Volkes bis heute ungekannt und kulturfremd lebt, will man den Albaniern nicht bestreiten. Eine solche Grenzregelung kann die albanische Frage nicht lösen, sie erneuert nur den gewaltigen Prozeß, in dem sich ein eigenberechtigtes Volk durch blutiges Ringen den Landbesitz wiedererobern muß, dessen es zur Lebensfähigkeit seines Staatswesens bedarf.

Die Albanier nennen sich Skipetaren, d. h. Söhne des Adlers. Von den Slawen werden sie Arnauten genannt. Die albanische Sprache gehört dem indogermanischen Stamme an, ist reich an Vokalen und hat weder mit der serbischen noch mit der griechischen irgendwelche Ähnlichkeit. Die ganze Landbevölkerung, die von der Türkei mit Absicht in Unwissenheit erhalten wurde, muß zu den Analphabeten gezählt werden; selbst dort, wo es Schulen gab, störte der Kampf der Jungtürken gegen das lateinische Alphabet den Unterricht. Erst jetzt, nach dem Zusammenbruch der Türkei, wird die albanische Sprache mit lateinischen Schriftzeichen gelehrt.

Unter einem sonnenbeglückten südlichen Himmelsstrich breitet sich das Land aus, das die verschiedensten Bodenformationen aufweist. Nur in ihren nördlichen und südlichen Teilen fällt die Küste steil und felsig ins Meer ab, sonst ist sie flach und sandig. Ans Meeresufer grenzen Ebenen, deren reicher Humus, heute noch schlecht bearbeitet oder gar versumpft, später einmal eine Kornkammer Europas sein wird. Östlich vom Skutarisee ragen steil und trotzig Felsriesen bis in die Regionen des Hochgebirges, Berge mit tief eingeschnittenen Tälern, mit malerischen Kämmen und Spitzen, die noch von wenigen Wanderern betreten, deren höchste Gipfel niemals gemessen wurden und deren Gliederung nur aus den Berichten spärlicher Kundschafter bekannt ist.

Bei Bugova vereinen sich der Schwarze und der Weiße Drin im Bette eines breiten Wildbaches, der nun der Drin schlechtweg heißt. Aber sein Lauf ist wissenschaftlich nur ungenau festgelegt; er bildet die Südgrenze der Nordalbanischen Alpen, der Heimat der Malissoren. Majestätisches Schweigen liegt über dieser steinernen

Welt, nur wenige Hütten finden sich dort für die Hirten, die während des heißen Sommers mit ihren Herden die dürftigen, im Karst eingebetteten Weiden bevölkern. Und steigen wir tiefer in die Täler hinab, so finden wir auch dort keine Ortschaften, sondern nur einzelne Gehöfte, deren jedes für sich abgeschlossen eine kleine Festung bildet. Das albanische Haus, die Kula, trägt den kriegerischen Charakter des Volkes. Des Albaniers Heim ist aus Stein gebaut. Kein Fenster blinkt freundlich in der Sonne, drohende Schießscharten zeichnen sich dunkel auf den kahlen Wänden ab. Ein viereckiger Turm ist zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet, und seine Diele trägt Schießlöcher, damit der gewalttätige Eindringling noch im Hause selbst bekämpft werden könne. Für die Rechtsverhältnisse des Landes sind diese primitiven Ritterburgen ungemein bezeichnend. Alte patriarchalische Sitten, aber auch die mittelalterliche Blutrache haben sich bei diesem Volk erhalten, das keine andre Obrigkeit anerkennt als den Bajraktar (Fahnenträger), den Stammesältesten. Jedes erlittene Unrecht sühnt das Mausergewehr, der unzertrennliche Begleiter des Albaniers und wohl die einzige Kulturerrungenschaft, mit der er sich befreundet hat. Die Kula aber ist nicht nur ein festes Bollwerk gegen den Feind, sondern auch ein unverletzliches Asyl der Gastfreundschaft. Nie wird der Nordalbanier seinem Gaste Schlimmes zufügen, und selbst den Mörder seines Bruders wird er schonen, wenn und solange er in seiner Hütte Zuflucht sucht. Dieser ritterliche Zug macht uns das Volk bei all seiner Unkultur sympathisch, und in seinen wilden Bergen finden wir noch Ehrbegriffe und Mannestugenden aus längst vergangenen Zeiten in frischer Ursprünglichkeit erhalten. Leider ist der Albanier — der katholische nicht ausgenommen — Orientale. Er arbeitet nicht mehr, als er eben muß, um des täglichen Brotes willen, und dieses Urübel auszumerzen, wird wohl die schwierigste Aufgabe des neuen Reiches sein, wenn es in die Reihe der Kulturstaaten treten will.

Gegen Süden werden die Gebirge zugänglicher. An die katholischen Malissoren grenzen hier die Wohnsitze der Merditen, an diese, bis zum Skumbi, die vier Stämme der Matja, das ist die geschlossene Masse der Katholiken, die seit dem Frieden zu Szöny (1644) unter dem geistlichen Protektorat Österreichs steht. Kraft dieses Schutzrechtes hat die Monarchie Schulen und Kirchen, in den größeren Städten auch Spitäler gebaut und außerdem in Skutari ein geistliches Kollegium errichtet. Viele junge Albanier studieren auf Österreichs Kosten in Priesterseminaren oder an gewerblichen Schulen in Wien und Innsbruck.

Südalbanien zeigt im allgemeinen den Charakter des bewaldeten Mittelgebirges. Nur östlich von Valona erheben sich die ewig schneebedeckten Höhen des Tomor bis über zweitausendvierhundert Meter. Zahlreiche gute Häfen und gangbare Pässe, die nach Griechenland führen, haben das Volk des Südens, vor allem die Epiroten, mit fremden Elementen in rege Berührung gebracht, und hier hat der größte Teil der Bevölkerung den griechisch-orthodoxen Glauben angenommen. Wohl ist der orthodoxe Albanier schmiegsamer als sein Stammesverwandter im Norden, aber den ehrlichen, biederen, zuverlässigen Charakter des Nordalbaniers suchen wir im Süden vergeblich.

Die dritte große Gruppe bilden die albanischen Mohammedaner des Kossovo und des Sandschaks Novibazar. Zum Kossovo gehören vor allem die bedeutendsten Städte des Landes, die durch regen Gewerbefleiß, nicht minder durch die Fruchtbarkeit der umliegenden Ebenen zu Wohlstand und zu großen Einwohnerzahlen gelangt sind. Ipek, Djakova, Prizrend und Dibra gelten als die Hauptthandelsplätze des nordöstlichen Albaniens und vermitteln den Verkehr vom Berglande nach den gesegneten Feldern des Kossovo. Ebenso fruchtbar ist der Sandschak. Hochstämmige Wälder, vorzügliche Weiden und gutbestellte Felder unterscheiden dieses Gebiet wohltuend von der kahlen Unfruchtbarkeit der Nordalbanischen Alpen. Der Hauptort des südlichen Sandschaks war bisher Berane, auf dessen Wochenmärkten sich die Herdenbesitzer der Berge zum Tauschhandel mit den Ackerbauern der Ebene zusammenfanden.

Reiche albanische Städte sind ferner Sijenica, Novibazar, Mitrovitza und Pristina. Trotz ihrer geringen Entfernung von der früheren serbischen Grenze waren sie fast durchweg von Albaniern bewohnt. Die Eisenbahn Üsküb—Mitrovitza, die 1909 als Sandschakbahn bis an die bosnische Grenze verlängert werden sollte, stellt die einzige Verbindung der Bergvölker mit der Außenwelt dar. Wir sehen also, daß Herz und Lungen Albaniens an der Küste und im Kossovo liegen. Was zwischen dem Amselfeld und der Küste liegt, ist meist unfruchtbares Land, dessen Schätze noch unter hartem Gestein liegen und nur von einem industriekräftigen Staate gehoben werden könnten. Das aber sind Aussichten, die für die Merditen, Malissoren, Hotti, Klementi, Nikraj, Schalla und wie die Bergstämme da alle heißen, wohl noch in unabsehbarer Ferne liegen. Was Albanien zunächst braucht, das sind Grenzen, die seinem ausschließlich Viehzucht und Ackerbau treibenden Volke den wirtschaftlichen Bestand ermöglichen. Die Herdenbesitzer der Berge leben vom Getreide der Ebene, und diese wiederum bezieht aus den Alpen ihren Viehbedarf. So ist der eine Teil des Landes vom andern abhängig. Skutari aber, die reichen Städte und die fruchtbaren Ebenen des Nordens von Albanien lostrennen, hieße einem gesunden Menschen Arme und Beine wegschneiden.

Wandlungen des deutschen Waldes

Von Dr. Fritz Gräntz

Das Charakterbild der deutschen Landschaft, einer Landschaft des feuchtkühlen Klimagürtels, der sich mitten zwischen Pol und Gleicher um die Erde legt, wird bestimmt durch den Wald. Aber dieser Wald hat sich von vorgeschichtlichen Zeiten an bis in die Gegenwart, indem er sich ungezählte Male verjüngte, stetig nach innen und außen gewandelt. Seine eigne Natur, die Natur jedes seiner so verschiedenartigen Bäume, Verwandlungen seines Lebensraumes, räumliche Ausbreitungsmöglichkeiten, all das war von Anfang an entscheidend für den langsamen oder raschen Wechsel. In uralten Mooren liegen Fichtenwälder begraben, Wald wuchs, wo heute Sandheiden liegen.

Als der Mensch diesen Boden betrat, gesellte sich seine Tätigkeit jenen natürlichen Faktoren zu. Der Steinzeitmensch, dessen Siedlungsspuren sich in vielen offenen, leicht zugänglichen Tälern, an Gebirgsrändern, auf Hügeln und an den Küsten Deutschlands erhalten haben, hemmte, so dürfen wir annehmen, die Ausbreitung der Wälder von ihren Rändern aus, ohne in das geschlossene Innere vorzudringen. Erst allmählich lernte das der Mensch, er lernte, Raum für Hof, Weide und Feld schaffend, den Wald bekämpfen und zurückdrängen, er lernte ihn schließlich innerlich umgestalten, er formte ihn, die natürlichen Eigenschaften der Bäume erkennend und benutzend, nach seinen Zwecken. So entstand die Forstwirtschaft und mit ihr der Nutzwald.

Am augenfälligsten wird der äußere Einfluß des Menschen, wenn man an der Hand der Überlieferungen, Urkunden und Siedlungsnamen den geschichtlichen Wandel in der Ausdehnung des deutschen Waldes verfolgt.

Die Römer haben die erste große Rodetätigkeit im Westen und Süden des Landes ausgeübt. Aus dem Rheintal und seinen dichtbesiedelten Seitentälern, die sie mit Feldfrüchten aller Art, auch mit Obst und Wein bepflanzten, stiegen sie auf die rauheren Hochflächen der Eifel und des Hunsrücks, um aus strategischen Gründen Wald zu roden. Der Taunus, die Wetterau, das Oberrheintal, die weiten Talmündungen des Schwarzwaldes wurden zu Schauplätzen römischer Rodungen, auch manche Stellen des Gebirgsinneren, wo Erze oder heilkräftige Quellen lockten. Dabei wußten jene Fremdlinge recht wohl den besseren, kulturfähigeren Boden des Laubwaldes vom unfruchtbaren Nadelholzboden zu unterscheiden. Gradmann hat auf die interessante Tatsache aufmerksam gemacht, daß sich der Verlauf des Limes auf schwäbisch-fränkischem Boden genau mit der Grenze des südwestdeutschen Laubwaldgebietes deckte und das alte, den Nordosten Süddeutschlands bis zum Fichtelgebirge hin überziehende Nadelholzgebiet ausschloß.

Jahrhunderte hindurch haben dann die deutschen Stämme nur wenig an der großen Walddecke verändert. Manche waldumgebene Siedlung ging wieder ein. Während der Völkerwanderung, die manche Landstriche verödete, drang der Wald auf schon urbar gemachten Boden wieder vor. Auf den Trümmern des römischen Juvavum, des alten Salzburg, siedelten sich Waldbäume an. Bis ins achte Jahrhundert blieben die großen Urwaldflächen unangetastet, und nur an den Tälern rodete man, soweit der Boden nicht schon von den Römern vorbereitet war, Dörfer und Fluren allmählich in die Waldgebirge hinein.

Die erste deutsche Rodungsarbeit großen Stils begann in der Karolingerzeit mit der Ausbreitung des Frankenreiches. Jetzt erst rückte man dem Urwald auf den Leib. Es waren die Klöster, die Träger und Spender mittelalterlicher Kultur, die auch hierin den weltlichen Mächten voranwirkten. Denn Wald roden hieß soviel wie Kultur verbreiten, und manches bayrische Kloster am Saum des Hochgebirges oder inmitten der Hochebene gehörte zu den Rodeklöstern jener Zeit.

Wir können für die meisten deutschen Landschaften diesem jahrhundertelangen Kulturkampf gegen den Wald urkundenmäßig nachgehen. Das Wichtigste ist zuletzt von Hausrath übersichtlich zusammengestellt worden. Wir sehen, wie der Schwarzwald sich von seinen sanfteren östlichen Abhängen aus früher



Karl Locher: In Gottesnamen.

mit Menschen besiedelt als vom steileren Westen, wo erst am Ende des elften Jahrhunderts die Klöster der Freiburger Gegend, St. Peter, St. Märgen, St. Ulrich und höher im Gebirge St. Georgen eine eifrige Tätigkeit entfalten. Wir erfahren, daß dann der aufblühende Bergbau, die sich rasch entwickelnde Flößerei der nördlichen Schwarzwaldtäler die Entwaldung förderten und erst gegen das Jahr 1400 die Besiedlung und damit die Rodung des Gebirgswaldes in den Hauptzügen beendet war. In Oberschwaben können wir die einwandernden Alemannen verfolgen, wie sie römischen Kulturboden, der verwildert war, von neuem roden und ihre Wohnsitze neben den alten, eingegangenen gründen, bis später auch hier die Klöster, wie Schussenried und Weingarten, die Arbeit fortsetzen. Wir sehen, wie um die Wende des elften Jahrhunderts die langsame Aufschließung der bayrischen Alpenwildnis einsetzt, um bis in die neuere und neueste Zeit fortzuschreiten.

Während wichtige und vom Klima bevorzugte Tallandschaften wie die Würzburger Gegend sehr früh schon reich bebaut und besiedelt sind, finden wir in benachbarten kleinen Waldgebirgen, wie im Spessart und in der Rhön, eine auffallend späte und unvollkommene Rodung und Erschließung, die stellenweise noch heute ihren Landschaftsbildern das Gepräge gibt. Ein ähnlicher Unterschied läßt sich zwischen den fruchtbaren Tälern des Rheinlandes und den Flächen seiner Gebirge, besonders der Eifel, bemerken. Je östlicher wir gehen, desto zäher sehen wir den Wald im Kampfe mit Axt und Beil sich behaupten. Fast der fünfte Teil der Thüringer Waldorte ist erst nach 1600 entstanden. Im Erzgebirge, von dessen Kamm sich noch gegen das Ende des ersten Jahrtausends geschlossene Wälder bis in die Leipziger Tieflandsbucht vorschoben, dauerte die Urbarmachung, die hier großenteils von Bergleuten ausging, bis 1600. Große Urwälder erhielten sich lange auf den Sudeten und blieben als Grenzwälder unberührt, wie denn der Wald als trennender Grenzgürtel im großen und im kleinen an vielen Stellen willkommen war und ist.

Auch im norddeutschen Tiefland finden wir, dem Gang der Geschichte und Kultur zufolge, neben frühbesiedelten Flächen des Westens, aus denen selbst die Wälder der Lüneburger Heide und die Eichenwaldungen des inneren Schleswig-Holsteins bis auf kümmerliche Reste hinwegschwanden, nach Osten hin immer später gerodetes Kulturland, zumal da die Slawen, die vor den Deutschen das Land besaßen, es nur wenig urbar gemacht hatten.

Dem Eifer jener großen Rodungsperiode folgte vielerorten ein Rückschlag. Wirtschaftliche Krisen, die die Bodenerzeugnisse entwerteten, Seuchen und die Unruhe der Fehden, die Abwanderung von Bauern in das Kolonisationsgebiet des Ostens, nicht zum geringsten die Einsicht, daß weite Bodenstrecken gerodeter Nadelwälder, besonders im Gebirge, einen dauernden Ackerbau nicht lohnten, führten zur Verödung ganzer Landstriche und halfen dem Walde in einem neuen Siegeszuge viel verlorengegangenes Gelände zurückzugewinnen. Manche Wüstung, die in der Volksüberlieferung dem Dreißigjährigen Kriege zugeschrieben wird, ist viel älter. Dörfer gingen ein, während Städte wuchsen. Verlassene Bergwerke wurden vom Walde zugedeckt. Die Zisterziensermönche, einst die eifrigsten Waldfäller, erweiterten ihren Grundbesitz und entvölkerten hier und da die Gegend, so daß der Wald in menschenleere Dörfer eindrang. Ihnen folgten auch darin weltliche Herren, und noch für das neunzehnte Jahrhundert läßt sich im östlichen Odenwald eine solche Vereinsamung und Vergrößerung der Waldfläche feststellen.

Aber neben solchen Schwankungen bahnte sich ein ganz andrer, bedeutsamerer Umschwung an. War lange Zeit hindurch die Waldrodung die Vorstufe der Kultur und dadurch selbst eine Kulturtat gewesen, so mußte es doch dahin kommen, daß man den Wert des Waldes und die Gefahren einer immer weiter fressenden Waldzerstörung erkennen lernte. Aus dem vierzehnten Jahrhundert, als die Ausdehnung der deutschen Walddecke sich schon der heutigen annäherte, sind uns die ersten Verfügungen bekannt, die sich auf die Schonung von Wäldern und auf die Wiedergewinnung von Wald beziehen. Die Jagdherren traten der Zerstückelung ihres liebsten Besitzes entgegen, die ausgiebig betriebene Eichelmast der Schweine verlangte ebenso einen Schutz der Waldungen wie der wachsende Holzbedarf der Städte, die damals schon zum Teil auf die Flößerei aus entfernteren Gegenden angewiesen waren.

Rhein und Neckar, Main und Saale trugen schon damals viel Nutzholz in die Niederungen.

Das Jahr 1368 ist ein Markstein der deutschen Forstwirtschaft, deren Anfänge freilich noch weiter zurückreichen. In diesem Jahre ließ der Nürnberger Rat die ersten Kiefernsaaten machen, und Hunderte von Schonungen entstanden nach und nach auf dem sandigen Gelände der Reichsstadt. Nürnberg, mitten im süddeutschen Nadelholzgebiet gelegen, wurde zum Ausgangspunkt der deutschen Forstkultur, eine Samenhandlung tat sich auf, Städte wie Frankfurt, Fürsten wie der Markgraf von Baden, der Pfalzgraf Otto Heinrich ließen sich in späteren Jahrzehnten Nürnberger Kiefernsamen, „Tannensamen", senden, oft auch die Leute dazu, die sich auf die Kunst der Aussaat verstanden. Seitdem wuchsen, namentlich in der Oberrheinebene, große Nadelforste heran, wo früher Laubwälder gestanden hatten. Später folgte Norddeutschland dem Beispiel des Südens und begann an vielen Stellen die Aufforstung.

Der dreißigjährige, landverheerende und entvölkernde Krieg hatte viele neue Vorstöße des Waldes zur Folge. In Oberbayern, wo fünftausend Höfe eingegangen waren, lag noch 1781 der dritte Teil des Landes öde. Andre Landschaften, vorzüglich solche, wo neue Industrien, wie die Glasindustrie, neue Bergwerke und Eisenhämmer entstanden oder die Flößerei guten Erwerb versprach, lockten neue Siedler an und verkleinerten ihr Waldkleid abermals. Doch haftet vielen dieser nach dem bösen Krieg gegründeten Dörfer im Wald oder am Waldsaum bis auf den heutigen Tag äußerlich und innerlich eine gewisse Dürftigkeit an.

Die kolonisatorische Tätigkeit des großen Kurfürsten und der preußischen Könige bildet in der äußeren Geschichte des deutschen Waldes einen eignen Abschnitt. Außer vielen Bruchwäldern des Ostens gingen damals auch zahlreiche Küstenwälder an der Ostsee, zumal auf den Nehrungen, verloren. Während so in der Zeit bis 1800 doch noch hier und da größere Rodungen stattfanden, war man sonst allenthalben darauf bedacht, das vor dem Ausbruch des verhängnisvollen Krieges urbar gewesene Land neu zu gewinnen.

Erst mit dem vorigen Jahrhundert setzte wieder, durch die größere wirtschaftliche Freiheit hervorgerufen oder begünstigt, eine stärkere Rodetätigkeit ein, die manchen Schaden stiftete, manche Gegend verdarb und verarmen machte und schließlich wieder große Aufforstungen veranlaßte. Wenn in dem letzten Halbjahrhundert, einer Zeit riesigen Wachstums der Bevölkerung, der Städte, der raumheischenden Industrie und Technik, der Waldbestand vieler, wenn auch nicht aller Teile Deutschlands zugenommen hat, so prägt sich darin zunächst die klare Erkenntnis des wirtschaftlichen Wertes der Wälder aus. Die Bauern beginnen stellenweise schon selbst damit, wenig ertragfähigen Ackerboden oder unergiebige Gebirgsweiden wieder aufzuforsten. Daß einzelne Länder wie Bayern und die preußischen Ostprovinzen in manchen Jahren viel mehr abgeholzt als angepflanzt haben, ist eine Ausnahme und kann den guten Ruf der deutschen Forstwirtschaft nicht wesentlich beeinträchtigen, wenn es auch auf Arbeit, die noch zu tun ist, hindeutet. Neuerdings wird über eine allzu starke Ausforstung des Schwarzwaldes geklagt. Erfolgreich nimmt sich jetzt der Staat der Bewaldung von Heiden und Dünen an, während die Versuche, Moore in Wald umzuwandeln, bisher nur zum kleinen Teil gelungen sind. Durch Kiefernpflanzungen auf dem Flugsandboden der Wanderdünen, die man dadurch wie durch die Sandgräser zum Stillstand bringt, hat die preußische Staatsforstverwaltung in elf Jahren weit über 11000 ha Wald gewonnen. Selbst auf den stürmischen Nordseeinseln, deren Wetter dem Waldwuchs nicht günstig ist, verspricht man sich einen ähnlichen, wenn auch kleineren Erfolg. Denn schon sind auf Sylt einige Aufforstungen geglückt. —

Es gibt Stellen, wo die Größenschwankungen, das langsame Sichausdehnen und Sichzurückziehen des Waldes in eine Art raschen Oszillierens umgesetzt zu sein scheinen. Das sind vereinzelte Landstriche, zumeist an den Grenzsäumen größerer Waldungen gelegen, deren auf möglichste Bodennutzung angewiesene Bevölkerung eine Wechselwirtschaft betreibt, indem sie Waldboden eine Zeitlang als kargen Ackerboden benutzt, dann aber, damit er sich wieder erhole und zu Kräften komme, aber auch, um den Wald zu nutzen, mit Niederwald sich bewachsen läßt, der dann abermals der Feldkultur weichen muß. Dazu gehören die Reutberge im Schwarzwald, die Hauberge im rheinischen Bergland, die Hackwälder des südlichen Odenwalds. Es sind typische Grenzsaumerscheinungen eines Waldlandes, die sich, wenn sie auch wirtschaftlicher

Art sind, doch mit natürlichen Übergangszonen amphibischer Natur, wie den Watten der Nordsee, vergleichen lassen.

Eine Entwaldung hat nicht immer nur unmittelbar wirtschaftliche Folgen, sie kann auch schwerwiegende Veränderungen im Boden und im Klima hervorrufen und dadurch wieder in die Wirtschaftsverhältnisse eingreifen. Der entblößte, nicht mehr geschützte Boden wird ausgelaugt und verschlechtert sich von Jahr zu Jahr, so daß es später oft unmöglich wird, ihn wieder zum Träger und Ernährer eines ebensolchen Waldes zu machen, wie er vordem getragen hat. So ist mancher Laubwaldboden zum Kiefernboden herabgesunken. Wie groß der Einfluß des Waldes auf die Menge und Verteilung der Niederschläge ist, gehört zu den umstrittenen Fragen. Daß aber unter sonst gleichen Bedingungen ein waldreiches Land feuchter und quellenreicher ist als ein waldarmes, ist ebenso sicher wie die Regelung des Wasserabflusses durch den Waldboden, das leichte Hinweggeschwemmtwerden der entwaldeten und gelockerten Bodenmassen und die größere Häufigkeit der Überschwemmungen im waldlosen Gelände. Die deutschen Rodungen lassen sich glücklicherweise zu keiner Zeit der Geschichte mit der Waldverwüstung der europäischen Südländer vergleichen, deren Völker heute die verhängnisvollen Sünden der Vorfahren zu büßen haben. Heute darf, wenigstens bei uns, keiner vernünftigen Forstwirtschaft der weitere, auch das Künftige einschließende Gesichtskreis fehlen, und wir dürfen den deutschen Förstern heute vertrauen, daß auch sie diesen größeren Blick haben. Vielen Schaden kann auch das Fällen natürlicher Sandwälder der Küsten anrichten, wie die Geschichte der Nehrungen lehrt. Gebundener Sand wird wieder zu Flugsand, wandernde Dünen können Fluren und Dörfer unter sich begraben und seichte Meeresteile verschütten.

Über den Größenveränderungen darf man die inneren Verwandlungen nicht übersehen, die der Wald von jeher durchgemacht hat und die ohne Ende sind. Sie gestalten unsre Landschaften von innen heraus um. Daß diese Umgestaltung in vielen Dingen, genau wie bei der Wandlung der Tierwelt, des Volkes und der Siedlungen, eine Verarmung bedeutet, läßt sich nicht leugnen. Wo sind Ur und Wisent, Elch und Bär? Was für prachtvolle Baumgestalten hat der Wald verloren oder doch zu einsiedlerischen Originalen werden lassen! Wohl stehen da und dort im bayrischen Hochgebirge noch Arven oder Zirben, königliche Bäume, abseits selbst noch in kleinen urwaldähnlichen Beständen. An die großen Arvenwälder von einst aber, die gewinnsüchtigem Leichtsinn erliegen mußten, erinnert nur noch der und jener Bergname oder das alte Holzgetäfel in Bauernstuben. Was heute an einzelnen wildwachsenden Eibenbäumen und Eibenbeständen über ganz Deutschland zerstreut ist, mit Ausnahme des Nordwestens, der wahrscheinlich nie diesen Baum besessen hat, bedeutet die spärlichen Trümmer eines einst stattlichen und überall ansässigen Volkes von Waldbäumen. Auch ihnen wurde, wie den verwandten Arven, die Güte und Verwendbarkeit ihres harten, langsam gewachsenen Holzes zum Verhängnis. Im Mittelalter betrieb man mit den ein vorzügliches Bogenholz liefernden Eibenstämmen einen lebhaften Handel nach England, Holland und den Mittelmeerländern, so daß schon Kaiser Maximilian befehlen mußte, in den bayrischen und tiroler Gebirgswäldern den seltener werdenden Baum zu schonen. Der Kahlschlagbetrieb der Wälder, in denen sie wuchs, hat die Eibe in mancher Gegend vollends ausgerottet, da die jungen Bäume Schatten brauchen und eingehen, wenn sie plötzlich freigelegt werden. Größere Eibenbestände beherbergt das heutige Deutschland noch in der Tucheler Heide in Ostpreußen, im südlichen Schwarzwald, in der Hildesheimer Umgebung, auf Kalkhöhen des Werratales und bei Paternzell in Oberbayern, wo über 13000 Stämme gezählt werden.

Auch die Edeltanne, deren natürliche Nordgrenze in der Nähe des Mittelgebirgsrandes quer durch Deutschland zieht und die uns im Schwarzwald, im Wasgau, im Böhmerwald als herrlicher Charakterbaum süddeutscher Berglandschaft entgegentritt, war einst viel zahlreicher und weiter verbreitet als in der Gegenwart. Von der Eiche, dem heiligen Donarbaum der Germanen, gilt ähnliches. Wir haben in den Flußniederungen der Mitte und des Nordens unsers Landes, auf den Hängen und Rücken der Wesergebirge noch manchen Eichenwald, in dem ein Hauch deutschen Altertums weht. Aber vorüber ist längst die Zeit, wo im Thüringerwald die Eichen noch zum Rennstieg emporkletterten. Auch dieser Baum wurde schon im Mittelalter geschützt. In einigen Gemeinden waren eine Zeitlang alle

Brautleute verpflichtet, eine gewisse Anzahl junger Eichen zu pflanzen und mit Dornen gegen das Vieh zu verwahren. Von den mitteldeutschen Laubwaldgebirgen ist heute noch der Spessart am reichsten an alten Eichen, obwohl auch da gerade in unsern Tagen mehr und mehr der stolzen, wertvollen Stämme den bayrischen Äxten zum Opfer fallen. Oft treffen wir auf Wanderungen einzelne ausdrucksvolle Eichbäume außerhalb des geschlossenen Waldes an. Als sagenumschwebte Volksheiligtümer stehen sie, den schönen Einzelbuchen schicksalsverwandt, auf kahler Höhe oder freiem Rasengrund, wo ihre Altersgefährten sie einst umrauschten. Die Linde dagegen, als Einzelbaum unsern deutschen Hof-, Burg- und Dorfsiedlungen, unserm Kirchen- und Kapellengemäuer uralt verwachsen, hat als deutscher Waldbaum kaum jemals eine größere Rolle gespielt. Erst in Ostpreußen beginnt sie, ihre östliche Herkunft verratend, waldbildend zwischen den Kiefern aufzutreten.

Die Bereicherung, die dem deutschen Walde zuteil geworden ist, kann die erlittene Einbuße nicht ausgleichen. Als römisches Erbe gilt vielfach, wohl mit Recht, die Edelkastanie, die an den warmen Südhängen des Taunus, im Rheintal, in den Talmündungen des Schwarzwaldes, an der Bergstraße, in der Pfalz, im Elsaß ganze Haine und Wäldchen bildet, die zur sommerlichen Blütezeit mit den Wölbungen ihrer Kronen und den schönen Glanzlinien ihrer langen Blütenkätzchen südlich fremdartig aus dem gewohnten Waldbild heraustreten. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo die ersten tiroler Samen bei dem badischen Emmendingen ausgesät wurden, ist die Lärche, ein Gebirgskind der Alpen und der östlichen Sudeten, bei uns heimisch, ohne indessen zum echten Waldbaum geworden zu sein. Viel später wurden die Weymouthskiefer und die Robinie eingeführt. Die Robinie ist, sich rasch ausbreitend und vermehrend, in den norddeutschen Birkenwald eingedrungen. Stellenweise mildert ihr lichtgrünes Fiederlaub auch die herbe Eintönigkeit märkischer Kiefern. Ein Neuling, den mit andern verwandten amerikanischen und japanischen Nadelhölzern erst die letzten Jahrzehnte gebracht haben, ist die Douglasfichte. In der Freiburger Gegend sieht man einige Schwarzwaldhänge mit dieser stattlichen Art bepflanzt. In den Taunuswäldern in der Nähe Homburgs und der Saalburg kann man größere eingesprengte Gruppen am Wege bemerken. Zu einer wirklichen Umgestaltung des Waldes werden all diese Fremdlinge kaum beitragen.

Die natürliche Zusammensetzung des Waldes wird durch die natürlichen Eigenschaften seines Bodens, seiner Luft, seiner Bäume entschieden, durch deren Bedürfnisse und Forderungen, Ausbreitungs- und Anpassungsfähigkeiten und vieles andre. Es ist nicht immer leicht, die Fäden zu entwirren. Wenn in den östlichen Gebieten Ostpreußens die Buche fehlt und von der Weißbuche ersetzt wird, so mag sich das durch das Gebundensein der Buche an ein ozeanisch gemäßigtes Klima erklären. Während in feuchten Auenwäldern die Eiche, die die Bodennässe gut erträgt, prächtig gedeiht, scheidet die Buche hier aus, ebenso meist die Fichte, die weder zu trockenen Boden noch zu viel Oberflächenwasser, noch zu starke Feuchtigkeitsschwankungen vertragen kann. In einem Forst nahe bei Leipzig geht die Fichte ein, seitdem dem Grundwasserstrom ihres Waldes zuviel Wasser für die Versorgung der Großstadt entzogen wurde. Ein Boden, dessen Nährgehalt der Birke oder der Kiefer genügt, reicht für die Buche oder die Tanne nicht aus. Arten, die sich klimatischen Unterschieden anpassen können, behaupten sich besser und beherrschen den Raum leichter als ihre wandlungsunfähigen Genossen. So unterschied Willkomm die Küstenbuche von der Gebirgsbuche, und in der Schweiz konnte Engler zwei den unteren und den oberen Höhenlagen in ihrer Vegetationsperiode entsprechende biologische Rassen der Fichte feststellen.

Jeder Waldboden ist zugleich ein Kampfplatz. Der stumme, aber zähe und unerbittliche Kampf der Bäume spielt sich auf ihm ab. Auch bei gleichen oder ähnlichen Bodenansprüchen bedeutet für eine Art oft die schnellere Samenverbreitung oder das raschere Wachstum den Sieg. So können Nadelbäume dank dem Windflug ihrer Samen Flächen erobern, wo sie Laubhölzern, die gleichzeitig mit ihnen keimten, bald unterliegen würden. Der Baum, der zuerst keimt, zuerst sich entfaltet, hat vor den späteren immer einen Vorsprung, der zuweilen entscheidend wirkt. Eine siegreiche Kämpferin ist die Buche. Rasch wachsend und eine breitästige dichte Laubkrone entfaltend, überwächst sie schon in der Jugend andre Baumarten und raubt ihnen, das Waldinnere beschattend, das Licht. So verdrängt der Buchenwald häufig lichtverlangende junge

Eichen, Tannen oder Fichten aus seinem Reich, wie er das sicherlich seit Urzeiten getan hat. Bei der vorgeschichtlichen bodenerobernden Einwanderung der Buche nach Norddeutschland mag es immer und immer wieder solche Kämpfe gegeben haben. Zahlreiche Moorfunde sprechen dafür. Seit Beginn der geschichtlichen Zeit hat sich im norddeutschen Gebiet aus nicht völlig bekannten Ursachen die Sachlage umgekehrt, indem an vielen Stellen die Buche langsam von der Fichte zurückgedrängt wird. Auch in Gebirgswäldern siegt oft die Fichte über die hochhinaufstrebende Buche, wahrscheinlich weil sie dem kühlen Höhenklima doch besser trotzen kann als die frostempfindliche Nebenbuhlerin. Ein Forstbericht aus dem bayrischen Wald schildert, wie in einem fast reinen jungen Buchenbestand einzelne kümmerliche Fichten auftraten, wie nach einigen Jahren, im auffälligsten Gegensatz zu den tieferliegenden Wäldern, dieselben Fichten die Schirmdächer der Buchen durchbrachen, um schließlich den Hauptbestand zu bilden, unter dem die Buchen nur als niedriger Unterbestand weiterlebten. Aus Schweden wird berichtet, daß dort im Kampfgürtel beider Bäume bald die eine, bald die andre Art siege.

Auch deshalb sind Laubbäume den Nadelhölzern oft überlegen, weil sie sich aus Wurzeln und Stammstümpfen neu bestocken können, was diesen, mit Ausnahme der Eibe, versagt ist. Häufig ist die Erscheinung, daß ursprüngliche Böden wie Schotterkegel und Schutthalden im Gebirge von den genügsamen Birken und Zitterpappeln, den anspruchsvolleren Buchen und Tannen erst zubereitet werden, die dann ihre eignen Bahnbrecher unterdrücken und vertreiben. Vielleicht bereiten manche Wälder, indem sie allmählich ihren Boden verändern, den eignen Untergang und den Sieg anders zusammengesetzter Wälder vor. Untersuchungen über russische Eichenwälder deuten auf einen derartigen Wechsel hin. Hier liegt noch viel Unbekanntes verborgen.

Zu dem Kampf der Bäume tritt der Kampf der Formationen. Ein Kampfplatz ist auch jeder Grenzsaum, wo sich der Wald mit der Wiese, dem Moor, die Heide, der Bergmatte und dem Knieholzgürtel berührt. Ein dichter Bestand von Adlerfarn, der eine Lichtung bedeckte, behinderte über ein Jahrzehnt lang junge Eichen am Emporkommen. Im Kampfe mit dem Moor entscheidet die Nässe des Grundes. Beginnt das Moor auszutrocknen, so wird der Wald Sieger sein, niedere Legföhren, Fichten, Kiefern oder Birken voransendend, wie es süddeutsche Hochmoore zeigen. Bleibt das Moor lebendig und wasserstrotzend, so dringt es in den Wald ein, raubt den Baumwurzeln die Luft und begräbt die faulenden und stürzenden Stämme unter seinen Moosen. Den Wiesen ist der Wald fast stets überlegen. Daß er sie nicht erobert, ist dem sich regelmäßig wiederholenden Grasschnitt zuzuschreiben. Umstritten ist die Frage nach der Ursprünglichkeit der Heiden und ihrem Verhältnis zum Walde. Es ist anzunehmen, daß manche Heiden, wie viele außerdeutsche Steppen, eine ursprüngliche, den Wald ausschließende Formation bilden, während andre ihren Wald erst durch Menschenhand eingebüßt haben und sich ohne deren Eingriff abermals bewalden würden, wieder andre vielleicht allmählich auf verarmenden Waldboden übergreifen. Auch an die Möglichkeit eines oszillierenden Wechsels ist zu denken.

Die Waldgrenze des Hochgebirges läßt schon landschaftlich den Kampf ahnen, der da gegen Hochmatte, Moor und alpines Gesträuch gekämpft wird: in langen Reihen auf Halden und Felsrippen emporkletternd, scheinen die Bergbäume den Felsen zu stürmen, Wetterbäume sind als Vorposten vorausgeschickt, auf und nieder zieht sich an der Gebirgsflanke die gelockerte Grenze, und nicht an einer Stelle nur wird der beobachtende Bergwanderer, den jahraus jahrein das Hochgebirge zu sich emporlockt, auch ein zeitliches Vor und Zurück, Auf und Ab der Waldgrenze feststellen können.

Immer und überall steht der Wald im Kampfe mit den Elementen. Schon von scheinbar geringfügigen klimatischen Änderungen, der Luftwärme oder der Niederschlagsmenge, tief beeinflußt, muß er der Übermacht der Außenkräfte oft plötzlich erliegen. Wälder sinken mit der unterwühlten Küste ins Meer, andre werden vom Sand verschüttet und erstickt, andre vom Küstensturm entlaubt und getötet, daß ihre kahlen Stämme und Äste gespenstisch in die Luft ragen. Waldbrände wüsten entsetzlich, wie im Trockensommer des Jahres 1911. Lawinen, Windbruch, Überschwemmungen, Schneebruch, Insektenfraß, Biß der Weidetiere, das alles frißt an des Waldes Größe, Kraft und Schönheit. Trotzig stellen sich die seltsam knorrigen Wetterfichten

den Bergstürmen entgegen und schützen den Wald hinter und unter sich vor seinem Feinde.

Dafür bietet die Natur immer wieder Neuland dem Walde dar. Auf neuen Sandbänken und Inseln des Rheins und andrer Alpenflüsse, auf Felsenmeeren, Halden, Erdrutschblößen, verlassenen Steinbrüchen siedelt er sich an. Dem zurückweichenden Gletscher folgt der Bergahorn und diesem das Bäumeheer zur Höhe. Und stürbe das deutsche Volk aus oder verließe es die Heimat, so würde sein Wald, nur die Moore, die Hochgebirgsrücken, einen Teil der Heiden und der Marschen meidend, den Boden mit seinem dichten Wuchs überspinnen und über die Felder, die „Kultursteppen", in die Siedlungen einwandern, so wie er schon heute wieder in den Trümmerhöfen verfallender Burgen oder in den offenen Kirchenschiffen verschwundener Dörfer festen Fuß gefaßt hat.

Wie sehr hat auch der Mensch, seitdem er mit dem Walde zu wirtschaften lernte, gemeinsam mit den natürlichen Einflüssen das Waldbild umgeformt! Nichts zeigt das besser als das Zusammenschrumpfen des Urwaldes und das Größenverhältnis des deutschen Laubwaldes zum Nadelwald. Was wir heute noch an Urwald besitzen, an Wald, der sich, von der Axt verschont, nur durch eigne Aussaat verjüngt, besteht zumeist aus kleineren, absichtlich in ihrer Urwüchsigkeit gelassenen Beständen. Außer dem bekannten, am Rande unsers Gebietes liegenden Urwald am Kubany im Böhmerwald und einigen Teilen der Alpenwälder sind vor allem die oldenburgischen Urwaldreste zu nennen, neben ihnen ein germanischer Hudewald oder Hütewald mit ehrwürdigen Eichen und Hainbuchen.

Während Deutschland am Anfang seiner geschichtlichen Zeit wahrscheinlich mit gemischten Wäldern bewachsen war, wurde unter dem Einfluß des Menschen bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein der Nadelwald großenteils vom Laubwald zurückgedrängt. Mit dem Erwachen der Forstkultur beginnt der Umschwung. Das anspruchslosere Nadelholz wurde in Gebiete verpflanzt, denen es vorher fremd oder fast fremd gewesen war. Fichte und Kiefer schoben sich weit nach Nordwesten vor, Buchenwälder wurden durch Nadelwälder ersetzt, manch reines Laubholzgebiet mußte sich eine starke Durchdringung von Kiefern, Fichten oder Tannen gefallen lassen. Noch jetzt wird zur Aufforstung von Ödland fast nur Nadelholz verwendet. So gehören denn diesem heute mehr als zwei Drittel des deutschen Waldbodens. Das bedeutet eine Vertiefung des nordischen Zuges, den unsre Landschaft trägt.

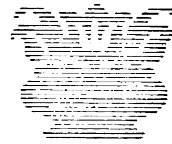
Auch in der Bewirtschaftungsform des Waldes vollzogen und vollziehen sich Wandlungen. Neben dem Niederwald, der sich durch Stockausschläge verjüngt, steht der Hochwald. Beide sind im Mittelwald vereinigt. Neben dem Kahlschlag kennt der Förster den Schirmschlag, den er vornimmt, wenn die jungen Bäume unter dem Schirm der alten herangewachsen sind. Während beide Schlagformen für gleichaltrige Bestände gelten, besteht der Femel- oder Plenterwald aus ganz verschiedenaltrigen Bäumen, die, wenn sie schlagreif sind, einzeln ausgesucht werden müssen. Wenn sich die neuere Forstwirtschaft mehr und mehr diesem Femelbetrieb mit gemischten Waldungen zukehrt, so kann das auch der Naturfreund begrüßen. Denn er sieht darin nicht nur eine Wendung zum Zweckmäßigeren, sondern auch eine Rückkehr zum Schöneren und Naturgemäßen. Der gemischte Wald kann kein abgezirkelter, einförmiger Forst mehr sein, er ist der Wald der Mannigfaltigkeit, mit alten und jungen Bäumen, mit dem Reiz der eingesprengten Einzelart, mit einem bunt zusammengesetzten Unterholz, in dem sich wieder ein reiches Vogel- und Säugetierleben entwickeln kann.

Manche Charakterlandschaft ist durch die Forstkultur vernichtet worden, manche ist in Gefahr, zu schwinden. Schon greifen aus wirtschaftlichen Gründen die Aufforstungen in der Heide, auf den Basalthöhen der Mittelgebirge um sich. Möge nicht jeder besondere Reiz deutscher Landschaft in der großen Wirtschaftsmühle vermahlen werden! Einige Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches gibt uns der kraftvoll erwachte und nach Taten begehrende Naturschutzgedanke, der die größte und treueste Gefolgschaft verdient. Möge uns auch die fortschreitende Kultur den freien deutschen Wald erhalten, dessen Bild in der ehrfürchtigen und liebenden Seele des Volkes wohnte, lange bevor es sich in der Kunst spiegelte! Möge er, der quellenspendende, uns und unsern Enkeln bleiben, was er Vätern und Ahnen war: einer der Jungbrunnen deutschen Geistes und deutscher Kraft!



Bogenzahn

Von Egon Freiherrn von Kap-herr



Grünblauer Winterhimmel. Endlose weiße Fläche, kleine Hügel, bewachsen mit Krüppelkiefern und Buschbirken, dazwischen aus dem Schnee lugend die Büschel der Zwergweiden und Polarbirken. Das Felsengebirge drüben leuchtet im tiefen Blau, und die Schneegipfel blinken im Schein der schwachen Wintersonne wie helles, flüssiges Gold. Sie meint's hier schon gut, die Sonne; rings um die Büsche haben ihre Strahlen den Schnee weggetaut, und das braune und grüne Moos schaut hervor. An den Zweigen und Ästchen der Polarbirken hängen kleine Eiszapfen und Reifperlen, gefrorenes Tauwasser vom gestrigen Tage, und je höher das Licht über die Berge steigt, je heller der Himmel wird und je lebhafter der grüngoldige Schein am Firmament, desto weiter werden die Flecke, desto klarer werden die Perlen und Zapfen. Langsam tropfen sie ab, und wo ein Zweiglein frei wurde, da richtete es sich zitternd auf oder schnellte in die Höhe. Von den Felsblöcken löst sich's in großen schweren Fladen und plumpt als nasse, weiche Masse in den Altschnee. Wie lange noch, dann wird der Lemming vor seinen Höhlen pfeifen, die Schneeeule und der Polarfalke werden aus dem Süden zurückstreichen und auf ihn Jagd machen. Und die Renntiere werden in großen Scharen über die Berge ziehen, sich durch die Pässe drängen und — ein Wald von Geweihen — über die Tundra trollen.

Schneepelz, der alte Polarfuchs, hockt auf dem Hügel. Schläfrig blinzelt er in die Strahlen der Sonne, blickt über die endlose Ebene und denkt bei sich: Es ist doch noch recht langweilig hier oben; sogar die Schneehühner, die südwärts vor Nacht und Graus flüchteten, kommen nur einzeln zurück, und es wird wohl noch so mancher Tag ins Land gehen, bis sie wieder in genügender Menge vorhanden sein werden, um einem hungrigen, von Alter und sonstigen Übeln geplagten Eisfuchs die Möglichkeit guter Jagd zu bieten.

Wenn's doch ein wenig fixer ginge mit dem Abtauen! Wenn doch endlich diese starre weiße Decke verschwinden möchte! Die grünen, braunen und weißen Moose wieder leuchten und zwischen den Steinen die roten Flechten wieder flammen möchten! Es ist wirklich ein Hundedasein. Seit zwei Tagen hat er nichts gefressen; und doch reckt und rekelt er sich behaglich, denn die Frühlingssonne wärmt schon brav und scheint ihm auf den Pelz, daß ihm die Haut wohlig prickelt. Dann spitzt der alte Fuchs die Ohren, wirft das Näschen in die Höhe, schnuppert, blinzelt, steht auf, denn über ihm surrte und burrte es, zwitschernde Stimmchen ertönten, und jetzt, dort an den kahlen Weidenbüschen, schwirrt es wie tanzende Schneeflocken. Dann fährt ein Schwarm dicht an seiner Nase vorbei, braust in weitem Bogen über die Fläche, schwirrt zurück und läßt sich auf dem Krustenschnee nieder. Dort laufen sie hin: weiße, graugesprenkelte Zwerge. Emsig hin und her fahren sie durcheinander. Schneeammern sind's, sichere Frühlingsboten! Jetzt kann's auch nimmer lange dauern, bis die Moorhühner wieder heimkehren, bis die Herden der Renntiere wiederkommen und alle Not ein Ende hat. Dann braucht man nicht mehr in den Kiefernkusseln mühsam nach den wenigen Polarhasen zu suchen oder nach langem mühseligem Graben einen lumpigen Lemming aus der harten Erde herauszukratzen. Und dann kommt die Zeit, da der Balg eines jeden rechtschaffenen Eisfuchses wieder grau wird, wenn die Gänse heimziehen, die Enten und Schwäne, wenn die Tümpel im Schein der warmen Sonne glitzern und die Flüsse ihre braunen Wasser rauschend ins Meer hinabwälzen werden.

Schneepelz ist ganz fröhlich geworden. Klar wie dieser Frühlenztag liegt die Zukunft vor ihm, hell wie der strahlende Himmel da oben. Und wie er so in das Lichtmeer hineinblinzelt, scheint's ihm, als ragten dahinten neue Hügel aus der Landschaft. Da waren doch früher keine Berge! Und Berge sind doch heutzutage noch immer weißbeschneit. Braune Hügel? Sie scheinen zu wachsen — wahrhaftig, sogar beweglich zu sein, näherzukommen. Eine ganze Menge, zehn, zwölf Stück können es sein. Immer größer, immer deutlicher heben sich die braunen Gestalten

vom Boden ab. Und dann ist's Schneepelz, als hörte er dumpfes Lärmen, Schürfen und das Krachen der harten Schneedecke. Mehr und mehr bekommen die Hügel Form, schwanken hin und her, sie bewegen sich — wiegend. Jetzt hat sie Schneepelz erkannt: Mammute sind's, die wieder nach Norden wandern.

Voran, mit langen schöngeschweiften Stoßzähnen, der Hauptelefant: ein wandelnder rotbrauner Berg, dahinter wie eine lebende Mauer andre braunzottige Gestalten. Die kleinen buschigen Ohren klappen auf und ab, die langen Schwänze pendeln, die schweren Rüssel schwanken, und der Tritt der plumpen Füße läßt den Boden erzittern.

An den Kiefern und Weidenbüschen machen die Elefanten halt. Man hört das Knistern und Brechen des Holzes, lautes Schnaufen und Pusten ertönt, die Kiefernzweige rauschen, Stämmchen krachen und splittern, und ehe sich's Schneepelz versieht, ist der ganze Hügel leer und geplündert.

Dem alten Fuchs wird's unbehaglich. Wo diese großen plumpen Burschen herumlungern, scheint's ihm nicht geheuer. Sie haben ihm zwar nie etwas getan, scheinen im allgemeinen auch recht gutartige Geschöpfe zu sein, aber wer kann's wissen, ob solch ein Rüsselvieh nicht einmal ungemütlich wird. Und in Gegenwart so großer Herren hat sich Schneepelz von jeher unbehaglich gefühlt. Darum trottet er ab, hinüber über weite Schneeflächen, den fernen Bergen zu. Er will mal sehen, ob er unter irgendeinem Felsen nicht noch einen Schneehasen erwischt, ob die Moorhühner zurück sind, und dann will er sich unter dem Block niedertun, wo er seit mehreren Tagen sein Quartier aufgeschlagen hat.

Als er über die Hügel trabt, blickt er zurück. Da stehen sie noch, hinten in der weißen Wüste, die großen rotbraunen Klumpen. Ganz still, als wären sie versteinert. Vor ihm aber im weiten Tal wimmelt's von grauen Gestalten. Wie wirres Astwerk schwankt's darüber hin und her, der Schnee knirscht, Klappern und Knacken ertönt, pfeifendes Schnauben und dumpfes Blöken. Die Renntiere sind's; in langer, endloser Reihe ziehen sie durch den Schnee, hierhin und dorthin verteilen sich einzelne Trupps, die Vorderläufe scharren, die Schaufeln schlagen, Schnee fliegt empor, Moos und Erdreich. Da setzt sich der alte Fuchs auf die Keulen, reckt den Hals, legt die Gehöre in den Nacken und stößt ein heulendes dünnes Bellen heraus, einen Freudenruf, denn jetzt weiß er's: der Frühling ist da!

Länger und wärmer wurden die Tage, immer weiter wanderten die Mammute durch den weichen nassen Tauschnee. Große braune und grüne Flecken winkten in der Tundra, die nassen Felsen blitzten und blinkten im Sonnenschein. Das helle Firmament war bedeckt von langen schwarzen Linien, Reihen von Punkten und Strichen, als wär's beschrieben von eines Riesenschreibers Hand. Die Reihen wuchsen, zogen sich auseinander, ballten sich wieder zusammen, kamen und verschwanden, und immer neue kamen herauf. Fröhliches Schnattern und Rufen tönte in der Luft, Flügelschlagen und Brausen. Durch die Büsche huschten die Schneehühner, flogen prasselnd mit hartem, schnarrendem Geräusch durch die Kusseln, fielen brausend am Hang wieder ein. Und mit klingendem Glockenruf zogen, wie Silberbrünnen in der Sonne leuchtend, der Schwäne glänzende Geschwader.

Warm wehte es vom Süden her, immer heller blinkte die Sonne, und der Wind spielte in den langen roten Haaren der Riesenleiber. Was kümmerte es Bogenzahn, den alten Bullen, wenn in den Nächten der Winter zurückkehrte, der Frost in den Sträuchern klang, wenn sich die Flüsse und Tümpel wieder mit schimmernden Krusten bedeckten, wenn die Schneereste hart wie Stein wurden; die dicken Pelze schützten ja, und drückte man die breite Schwanzklappe fest an, so konnte auch hinten der Frost keinen Schaden machen. Auf dieses Andrücken mußte man aber immer bedacht sein; das wußte Bogenzahn, denn gar so lange war's nicht her, da hatte er, der erfahrene alte Bulle, sich noch mal aus Unachtsamkeit einen bösen Frostschaden an seiner Südseite geholt, und er erinnerte sich, was seine Ahne ihm schon erzählt hatte: „Wir Mammute sind ein uraltes Geschlecht und blicken auf lange Tradition zurück. In alter Zeit soll das Klima wärmer gewesen sein. Es sollen in ewigem Sommer die Bäume und Büsche stets gegrünt, die Blumen stets geblüht haben. Da hatten wir gerade Stoßzähne, um die Bäume zu brechen, unsre Körper sollen nackt gewesen sein, und auch die Schwanzklappe soll uns gefehlt haben. Dann aber kam die kalte Zeit, und langsam mußten wir uns daran gewöhnen, Pelze an-

zuziehen, die von Generation zu Generation immer dichter und länger wurden. Unsre Stoßzähne wuchsen lang und krumm, weil wir sie wenig gebrauchten, denn zum Brechen der kleinen Büsche und Kusseln genügte der Rüssel. Daß aber unsre Südseite keinen Schaden nahm in Frost und Wintersturm, ward unsre Schwanzwurzel breiter und breiter."

Bogenzahn erinnert sich gar wohl der überlieferten Berichte. Er weiß es auch, daß nur noch wenige seiner Art auf der großen Tundra. Immer plötzlicher treten die Winter ein, immer heftiger die Schneeschmelze im Frühjahr. So mancher verkam durch grausamen Hunger zur kalten Zeit, selbst Pelz und Afterklappe versagten. Wehe aber, wenn man zu tief nach Süden zog, wo die Wälder winken! Dort waren neue Tiere aufgetaucht, Tiere, die auf zwei Beinen gehen und einen häßlichen Geruch an sich haben. Sie graben tiefe Löcher in die Erde, um die wandernden Riesen zu verderben. Bogenzahn selbst ist es schon mal beinahe übel ergangen, als er auf altgewohntem Pfade zur Äsung wanderte. Da hatte plötzlich der Boden unter ihm nachgegeben, und er war in eine tiefe Grube gestürzt. Nur vermöge seiner besonderen Größe und riesigen Kraft konnte er sich aus dem Loche retten, und ringsherum standen schon die zweibeinigen Tiere und warfen nach ihm mit schweren Steinen und stachen mit langen spitzen Stangen. Auch roten Schein hatten sie bei sich, den sie in die Grube warfen; furchtbarer Qualm entstand, dichter als der dickste Nebel, und fast wäre Bogenzahn damals erstickt! Er rettete sich aber noch mit genauer Not und kam mit ein paar Brandwunden am Rüssel und versengtem Pelz davon. Seitdem hütete er sich wohl, gar zu weit nach Süden zu wandern und in Berührung mit den Zweibeinen zu kommen.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Immer länger und härter sind die Winter geworden, immer schlimmer der Frost in den Frühlingsnächten, immer trügerischer das Eis über den Tauwässern der Flüsse. Langsam und bedächtig schreitet Bogenzahn an der Spitze der Elefanten dahin.

Am Ufer des großen Stromes haben sie haltgemacht; hier fanden sie das erste Grün, die ersten zarten Knospen und Blättchen, und taten sich gütlich daran. Meilenweit dehnte sich das gurgelnde schäumende Wasser, es flimmerte im Sonnenschein wie ein Meer. Der schlammige Boden des Ufers schmatzte unter den Tritten und wies breite klaffende Risse auf an Halbinseln und Erhöhungen, wo die Sonne ihn wärmte. Und auch der Nachtfrost riß den Boden wieder auseinander.

Hier der kleine Flußlauf scheint noch festes Eis zu haben; ruhig schreiten die Kühe über ihn hinüber. Auch Bogenzahn folgt. Jetzt hat er die Mitte des Baches erreicht. Da dröhnt das Eis, mit lautem Donnern bricht die hohle Decke zusammen; hoch schäumt das gelbe Wasser auf. Der alte Bulle sucht zu schwimmen, doch immer tiefer sinkt der Hinterleib ein. Schwarzer Schlamm spritzt empor, klatscht auf das Eis, färbt weithin den nassen Schnee. Der lange Rüssel fuchtelt hin und her, wildes Trompeten klingt...

Endlich ist alles still, und nur ein Schopf roter Haare schwimmt auf der schmutzigen Oberfläche des Schlammwassers.

Schneepelz kommt am Abend über die Tundra getrottet. Als er ans Ufer kommt, stutzt er, zieht Wind ein, schleicht vorsichtig näher. Richtig, da ist's! Längst hat der Frost das Loch geschlossen; das frische Windeis mag eines Fuchses Last wohl tragen. Da schau! Im Eise eingeschlossen, ein roter Haarbusch, und dort, wie große weiße Bögen, die langen Stoßzähne eines Mammuts. Schneepelz schnüffelt und schnüffelt. Aha, hier, hier riecht's nach was Freßbarem: zwischen den beiden Eisblöcken eingeklemmt, halb im Wasser eingefroren, die Spitze des Rüssels. Für ein paar Mahlzeiten langt's, denkt Schneepelz, kauert sich zwischen die Eisblöcke nieder und scharrt und nagt, bis wieder die Sonne die fernen Berge in Gold und Blut taucht. Dann trottet er dem Felsen zu, wo er unter einem alten verwitterten Block seit Wochen sein Quartier hat, und wo er in Ruhe warten wird, bis sein Pelz wieder grau und in den Tümpeln die Enten und Gänse ihre Dunen-Jungen haben.

Die lange träge Reihe der Jahrhunderte schlief Bogenzahn in seinem Grabe. Hügel entstanden, neue Täler, Seen und Flüsse. Es kam die kalte Zeit, es folgte die Zeit der Sommersonne. Jahr für Jahr in ewigem Wechsel. Und als endlich die Winter immer milder, die Sommer immer wärmer wurden, grub sich der Fluß ein neues Bett. Und da kam es, daß einst Kew Ennewoie,

der alte Ostjak, auf seinem Espenboote vorbeifuhr und, da er gerade Hunger hatte, sein Boot ans Land zog, aus Treibholz ein Feuerchen machte und ein paar Fische briet, die er am vorigen Tage gefangen. Da aber der Wind gar kühl und das Wetter rauh, brannte die Flamme sehr rasch nieder und Kew Ennewoie ging, um neues Treibholz zu suchen. Knüttel auf Knüttel hob er auf, klopfte sie mit der Rückseite des Beils vom halbgefrorenen Boden los und riß und rüttelte, schlug und hämmerte an einem großen krummen Aste, den der Fluß aus dem Uferschlamm losgespült hatte. Da löst sich ein braunes Blättchen ab, darunter schimmert es weiß. Neugierig kratzt der Ostjak an dem Bogenholz. Treibholz, das innen weiß, ist ihm noch nie vorgekommen. Ei schau, ganz hart! Verächtlich spuckt er aus. Mag das Zeug hier liegenbleiben, Treibholz gibt's ja ringsum genug... Und er schürt sein Feuerchen, ißt seine Fische und brütet vor sich hin. Da sieht er, wie sein Hund sich an dem Bogenholz zu schaffen macht, wie er scharrt und kratzt. Neugierig tritt der Ostjak näher.

Ei schau, Fleisch! Wie kommt das her? Er bückt sich, treibt den Hund mit der Faust zurück, schnüffelt: Wahrhaftig! Es stinkt nach Aas. Dann nimmt er sein Beil und schürft und kratzt am halbgefrorenen Erdreich: rotes wolliges Haar — Haut — blutiges Fleisch. Was geht's ihn an? Solch Aas — für ihn ist's nicht verwendbar. Mag Tanka, der Hund, sich daran sattfressen. Dann ruft er seinen Köter, packt sein Gerät in das Boot, kauert sich hinein und rudert wieder flußab. Zum Dorfe will er, um dem russischen Händler, dem Aufkäufer aus der großen Stadt, das Pelzwerk zu verkaufen, das er im Winter erbeutete. Und da, beim dampfenden Glase Tee, erzählt er, welch wunderlich Treibholz er gefunden hat, und daß auch Fleisch dabei und rote Haare. Und der Aufkäufer macht ein gar gleichgültiges Gesicht, schüttelt mit dem Kopf und meint, der Branntwein habe ihn wohl toll gemacht, Kew Ennewoie, den alten Ostjaken. Dann aber, als der Eingeborene gegangen, läuft der Russe zur Gemeindepost. Ob wohl der Bote ein Telegramm mitnehmen wollte, aufzugeben in der Station? Ein Telegramm nach der Stadt? Auf ein paar Rubel käm's ihm nicht an, er möchte es nur ja besorgen...

Längst hat Kew Ennewoie das Treibholz am Ufer vergessen. Er hockt in seiner Hütte und bindet Ruten zusammen zu einer Korbreuse: Fische will er fangen im Flüßchen, denn bald ist die Zeit, da die Maränen steigen. Da klopft's an seine Tür, und siehe, der Händler ist da, und mit ihm fremde Leute.

Wo wohl das Treibholz sei? Ob er's wohl zeigen könnte, das Treibholz mit den Haaren und dem Fleisch?

Er habe keine Zeit — das sei ja weit von hier. Und solch ein Holz gäb's ja überall in Menge. Und Fleisch? Man brauchte ja nur ein Renntier zu schlachten, da habe man genug.

Kew Ennewoie hält die Herren für verrückt, für ganz verrückt, als sie darauf bestehen, daß sie gerade nur dies Fleisch haben wollen. Noch erstaunter ist er aber, als ihm der eine Mann bare hundert Rubel bietet, wenn er sie hinbrächte. Da schüttelt er wohl den Kopf, brummt allerlei vor sich hin, zieht aber doch die Pelzjacke an, steckt das Beil in den Gurt und macht sich auf den Weg.

Richtig, da liegt das Treibholz, genau wie damals. Auf dem Schlamme sind die Spuren von Füchsen, Möwen und Krähen. Und wie erstaunt Kew Ennewoie, als mit Hacken und Spatenstich Stück für Stück des starren Erdreichs wegfliegt und immer mehr braunes Haar zum Vorschein kommt! Und schließlich liegt in tiefer Grube, als wär's im Kellerloch, ein riesiger rotbehaarter Klumpen, ein Tier mit abgefressener Nase, mit langen krummen Zähnen und dicken plumpen Beinen. Stück um Stück ziehen die Männer die Haut davon ab, Stück um Stück bergen sie die Knochen. Und um das Fleisch balgen sich die Krähen und Möwen, beißen sich die Hunde. Und dann, als alles schön verpackt und gesalzen, tutet der kleine Dampfer auf dem Flusse, und die Männer nehmen Abschied. Kopfschüttelnd blickt ihnen Kew Ennewoie nach: Verrückte Leute das — das Fleisch lassen sie liegen, und die Knochen schleppen sie mit!

Im großen Saal zwischen Hunderten von Knochengerüsten und Vogelbälgen, neben Glaskästen ist Bogenzahn aufgebaut. Ganz wie man ihn fand. Hier träumt er seinen letzten Traum: den Traum von Eis und Schnee in der Tundra, von roten und grünen Moosen, von saftigen Schößlingen und dem rauschenden Strom, den Traum, in dem Jahrtausende zur Minute werden.



Das Reich der Frau

XXII

Aus der Frauenliteratur Frankreichs

Von Anna Brunnemann

Seit den Tagen der Renaissance betätigt sich eine große Anzahl von Frauen lebhaft auf allen Gebieten des französischen Schrifttums. Berufsmäßige Schriftstellerinnen finden wir jedoch nur ganz vereinzelt. Weder Madame de Rambouillet, Madame de Lafayette noch Madame de Motteville oder auch die Maintenon nannten sich Schriftstellerinnen. Solches wäre ganz unvereinbar mit der hohen gesellschaftlichen Stellung gewesen, die diese Frauen einnahmen. Noch Jahrhunderte hindurch erhielt sich dieses Vorurteil, und manche an Selbstbekenntnissen reiche Seite der „Corinne" von Madame de Staël offenbart uns, wie schwer die Verfasserin darunter gelitten hat.

Wenn nun auch Madame de Lafayette mit ihrer unvergleichlichen „Princesse de Clèves" eine vollkommen neue Ära der Romankunst einleitete, ja als eine Vorläuferin für seine psychologische Analyse des weiblichen Herzens angesehen werden muß, so ist im allgemeinen der Einfluß der genannten Schriftstellerinnen nicht allzu hoch anzuschlagen. Weit schwerer wiegt der persönliche Einfluß der geistig führenden Frauenwelt auf die hervorragenden Männer ihrer Zeit. Ja, man darf sich zu bestimmten Epochen getrost fragen, ob die französische Literatur damals überhaupt etwas Bedeutendes hervorgebracht haben würde, wenn die Frauen dem geistigen Leben nicht in ihren Salons eine Stätte bereitet hätten. Männer wie Descartes und Pascal verdanken ihnen viel, Racine ist ohne sie nicht denkbar. Später allerdings führte ein mehr und mehr einziehender Geist der Veräußerlichung, führte der allzu hohe Wert, den die Frauen den gesellschaftlichen Talenten, den verfeinerten Manieren beilegten, zu einer zu großen Betonung von Eleganz im Schrifttum auf Kosten des Ernstes und der Tiefe. So verdankt späterhin die französische Literatur den Frauen die verfeinerte moralische Analyse, die elegante Form. Alles, was Großes und Starkes geschrieben wurde, fand jedoch im achtzehnten Jahrhundert keinen Eingang mehr in die Salons. Fontenelle, den man „le trait d'union entre les deux siècles" genannt hat, verfaßte seine „Pluralité des Mondes" als ein besonderes Buch für die Frauen; seine wirklich bedeutenden Schriften bewegen sich in einer völlig andern Sphäre. Rousseau, Voltaire und Buffon halten sich ständig fern von den Salons, nur Montesquieu ist noch bisweilen dort zu finden. Während der Revolution aber erreicht die Freiheit der Frau ihren Höhepunkt, und damit ist zugleich auch das Höchstmaß ihres Einflusses auf das gesamte Geistesleben Frankreichs gewonnen.

Der selbständigen weiblichen Produktion jedoch war das Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärungsphilosophie nur wenig günstig. Selten sind die Frauen in so geringem Maße produktiv gewesen. Wohl fiel dann die Saat eines Rousseau auf guten Boden, doch sollte sie nicht früher als in der Periode der Romantik aufgehen, leidenschaftlich verkündet von der starkgeistigen Staël und der enthusiastischen, lyrisch-deklamatorischen George Sand.

Später haben sich Realismus und konsequenter Naturalismus als Literaturströmungen erwiesen, in denen sich das Temperament der französischen Frau nicht heimisch fühlte. Vergebens suchen wir nach einem weiblichen Balzac oder Flaubert, von einem Zola oder Maupassant ganz zu schweigen. Zola wird heute noch von der französischen Frauenwelt zumeist abgelehnt.

Erst die feine psychologische Analyse der Goncourt und später Bourget und Marcel Prévost, die unerbittlichen disséqueurs de l'âme humaine, die jedoch dem emotionellen Leben der „sensibilité" eine breite Stätte gönnten, die alles Brutale vermieden und das Gewagteste in ein ästhetisch verlockendes Gewand zu kleiden wußten, wurden die Lieblinge der weiblichen Leser. Sie erweckten auch eine zahlreiche Gefolgschaft und haben vorwiegend das heutige weibliche Schrifttum Frankreichs herangebildet. Ohne absolute Nachahmerin zu werden, trat in stofflicher und künstlerischer Hinsicht beispielsweise die geistvolle Jeanne Marni, die vielgelesene Verfasserin von „Fiacres de Paris", ganz in Marcel Prévosts Fußtapfen, allerdings nicht in die des späteren frauenrechtlerischen Prévost. Manch andre un-

erschrockene Vertreterin scharfer Gesellschaftskritik ist bei ihm in die Schule gegangen.

Was jedoch außerhalb der Sphäre von Gesellschaftskritik und roman passionnel in den Werken früherer Schriftstellerinnen noch zu finden ist, verdanken sie dem Andrängen frauenrechtlerischer Ideen, die zwar erst spät in Frankreich Boden gewannen, aber dann um so sicherer, denn die Französin durfte sich jederzeit einer geachteteren, selbständigeren Stellung erfreuen als die Frauen andrer Länder.

Infolge dieser mannigfachen, für die Frauen günstigen Einflüsse erobert sich heute eine stetig wachsende Zahl französischer Schriftstellerinnen das Lesepublikum und wird von der ernsten Kritik auch durchaus ernst genommen. Aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen hervorgegangen, als Lehrerinnen, Künstlerinnen oder Journalistinnen und nicht zuletzt als Damen der großen Welt verkörpern sie das Denken und Fühlen der Frauenwelt ihrer Zeit, und das um so mehr, als sie nicht wie die hervorragenden Schriftstellerinnen vergangener Literaturperioden als Einzelerscheinungen auf den Plan treten. Das weibliche Schrifttum bildet sogar heute eine ganz bestimmte Gruppe, und es herrscht unter allen seinen Vertreterinnen ein starkes Verantwortungsgefühl füreinander. Sie alle sind sich bewußt, daß sie für eine gemeinsame Sache zu kämpfen haben, und daß der Sieg der einen, das heißt ein wohlgelungenes Werk, dem Ruf der Gesamtheit zugute kommt. Diese Solidarität hat einen äußeren Zusammenschluß hervorgerufen: die Preisrichterinnen der „Vie heureuse“, einer Frauenzeitschrift, die alljährlich den besten Frauenroman zu krönen pflegt, setzen sich aus der Elite der heutigen französischen Schriftstellerinnen zusammen, unter andern Mirjam Harry, Lucie Delarue-Mardrus, Gabrielle Reval, Marcelle Tinayre und der Journalistin Séverine.

Sie hat auch gemeinsames Streben veranlaßt, vor allem ein eifriges Bemühen um die künstlerische Form. In dieser Beziehung ist in der jüngsten Zeit wirklich viel von den Frauen gelernt worden, sogar auf den Gebieten der Lyrik und des Dramas.

Läßt sich daher trotz großer Verschiedenheit der dahinterstehenden Temperamente schon eine gewisse formale Verwandtschaft der weiblichen literarischen Produktion nachweisen, so erst recht im Inhalt, so daß wir typische, seelische Erscheinungen, Empfindungsäußerungen, Gesellschaftsanschauungen und schließlich auch frauenrechtlerische oder soziale Problemlösungen leicht herausfinden können.

Die Frauenliteratur ist künstlerisch verfeinerter, psychologisch sicherer und vertiefter geworden — anderseits aber auch offener, kühner und rücksichtsloser. Es spricht aus ihr bereits das neugewonnene Bewußtsein von der Bedeutung des weiblichen Geschlechts. Paßten sich die weiblichen Verfasserinnen noch bis vor kurzem den männlichen Anschauungen an und faßten sie nur das Verhältnis zwischen Mann und Weib ins Auge, niemals aber das Weib als für sich allein strebend und das Leben erlebend, so liegt heute der Fall vielfach gerade umgekehrt. Die Aufmerksamkeit richtet sich in erster Linie auf das weibliche Individuum. Die Charakteristik des Mannes bewegt sich mit wenigen Ausnahmen, wozu der Held von Marcelle Tinayres roman passionnel „La maison du Péché“ gehört, durchaus in konventioneller Form. Um so gewissenhafter wird das Seelenleben des Weibes mit allen Errungenschaften der littérature documentaire et analytique studiert und bis auf die verborgensten Äußerungen enthüllt.

Was uns da zunächst entgegentritt, sind Frauentypen von einer bedenklichen Hypertrophie des Empfindungslebens, um nicht zu sagen erotisch belastete Frauen, die für das schrankenlose Ausleben ihrer Neigungen nunmehr das neuerrungene Recht der Frau auf Freiheit ihres Tuns in Anspruch nehmen. Marcelle Tinayres Fanny Manolé im „Maison du Péché“, die Heldinnen von Madame Gérard d'Houville, Jeanne Marni oder Mirjam Harry offenbaren bei all den physischen und psychischen Reizen, die sie entfalten, eine Philosophie des Genusses und der eitlen Selbstbespiegelung, die an Amoralismus grenzt. Den Höhepunkt dieses Amoralismus aber erreichen die Frauengestalten der als Dichterin hochbegabten Komtesse Mathieu de Noailles in deren beiden Romanen „La Domination“ und „La Nouvelle Esperance“. Hier fällt aus dem Munde einer Frau das dafür so bezeichnende Wort: „La conscience, c'est une tristesse qu'on éprouve après un acte qu'on vient de faire et qu'on referait encore.“ Diese Frauentypen, die der weiblichen Seelenkultur ein sehr bedenkliches Zeugnis ausstellen, bilden den Gipfel durch Jahrhunderte verfeinerter Überkultur eines Landes, in dem noch heute das gilt, was Georgette Leblanc, die Lebensgefährtin Maeterlincks, einmal sehr treffend formuliert hat: „C'est à ne rien faire que la femme fleurit toutes ces fleurs et la femme qui ne travaille pas fait la beauté du monde.“ Von eignen Gnaden kommt ihnen nur ein intellektuelleres Bewußtsein von ihrem Recht auf das Glück, das sie sich früher mehr instinktiv, ohne den modernen Apparat peinlich genauer Selbstanalyse zu nehmen pflegten.

Nun aber läßt gerade die eben erwähnte Schauspielerin Leblanc in ihrem Ichroman „Le choix de la vie“ in die Seele einer solchen zu einem ganz verfeinerten Kunstwerk gewordenen Frau blicken. Ihre Heldin ist künstlerisch veranlagt und empfindet in ihrem glänzenden Scheinleben schmerzlich die Lüge ihres Daseins. Sie verlangt nach Wahrheit vor sich selbst und andern: „Aie

toujours la hardiesse d'être vraie!" gebietet sie einmal einer jugendlichen Freundin. Sie selbst möchte um der Wahrheit ihrer Seele willen begehrt und beurteilt werden, aber man will nur Schein und Lüge von einem Weibe, das zur Zierde der Gesellschaft dasein soll. Man umgibt es nur mit Schein und Lüge, um ihm diese anderseits wieder brutal vorzuwerfen.

„Ich ging in mein achtzehntes Jahr," erzählt sie. „Einmal, als ich zu einem falschen Verdacht Veranlassung gegeben hatte, hörte ich die Bemerkung: ‚Sie ist schon kein Kind mehr, sie ist schon ein Weib, denn sie lügt!' Welch grausame Worte; sie gehören zu denen, die einen Einfluß auf das ganze Leben haben können. Meine Augen öffneten sich immer mehr der trostlosen Feindseligkeit, die ihren Schatten auf das Geschick der reinsten Frauen breitet. Nichts um sie her erscheint klar, natürlich; der Zweifel belauert, die Verleumdung zersetzt sie." Und alles an sich selbst erfahrene Leid erweckt in dieser Frau auch tiefes Mitgefühl für ihre Schwestern; es gibt ihr Worte scharfer und zugleich sehr feiner Gesellschaftskritik ein, die ein Larochefoucauld, ein Vauvenargues geschrieben haben könnten: „Fast immer bietet sich uns, wenn wir eine Frau verteidigen, Gelegenheit, gegen irgendein altes Vorurteil den Todesstreich zu führen, doch aus Furcht, ein veraltetes Prinzip auch nur leicht anzugreifen, verwunden Frauen lieber die Unschuldigste ihrer Schwestern."

Neues und Altes stehen hier in seltsamer Verschmelzung nebeneinander. Innerlich ist diese Schriftstellerin und Künstlerin bereits zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangt und hat den Mut gefunden, das auch auszusprechen. So erblicken wir in Georgette Leblanc schon eine Art Rebellin, jedoch aus einer völlig andern Sphäre hervorgegangen als jene Frauengestalten, die uns Gabrielle Reval, Colette Yver und Marcelle Tinayre zeichnen. Sie alle treten für die geistige und materielle Selbständigkeit der Frau ein, und das macht sich zunächst in dem Erziehungsprogramm geltend, das sie aufstellen. Marcelle Tinayre widmet diesem Programm in ihrem Roman „Hellé" besondere Aufmerksamkeit. „In der Erziehung des jungen Mädchens", sagt sie, „müssen wir wieder zur Natur zurückkehren. Durch freie Entwicklung aller natürlichen Anlagen nur können harmonische Wesen gebildet werden, und das geschieht am besten, wenn man die Jugend mehr und mehr sich selbst entwickeln läßt, denn: **Les esprits sont pareils aux plantes sauvages qui cherchent d'elles mêmes l'ombre et le soleil qui leur convient."** Also erzogen gewinnt die junge Hellé „l'âme heureuse et libre d'un petit faune". Auf ähnliche Weise sprechen sich Mirjam Harry in „L'Ile de Volupté" und Camille Marbo in „Christine Rodis" aus.

Unverkennbar zeigt sich hier eine auffallende Rückkehr zu Rousseaus Erziehungsidealen, wie denn überhaupt das Entfalten eines freien, starken, ungebrochenen Empfindungslebens, verbunden mit einem warmen Verhältnis zur Natur, ein neuer Zug der heutigen Frauenliteratur, besonders der Lyrik ist, der mit der Literatur der Romantik eine überraschende Verwandtschaft erkennen läßt. Hinter der Romantik aber stand Rousseau.

Von allen Vorurteilen befreit, nehmen die sicherer ins Leben tretenden weiblichen Wesen nunmehr auch das Recht in Anspruch, sich voll auszuleben. Dazu muß zunächst leidenschaftlich Front gegen die alten Anschauungen vom Weibe gemacht werden. Die Resignierte, die frühere alte Jungfer, deren heimlichem Leid, Edelsinn und stummer Tragik ein Balzac, ein Maupassant, die Goncourt ergreifende Seiten gewidmet haben, ist fast völlig aus der Frauenliteratur verschwunden. Alle diese neuen Frauen fühlen sich geistig befreit und wollen als Vollmenschen leben. Sie wollen den letzten Druck gesellschaftlicher Vorurteile abstreifen und zum erstenmal ihren lebhaft erwachten Tätigkeitstrieb, ihre geistigen und seelischen Anlagen in der ihnen endlich erschlossenen Welt öffentlicher Wirksamkeit erproben. Sie sind alle in gewissem Sinne Rebellinnen, wie die Journalistin Josette, die Marcelle Tinayre in einem wertvollen Roman gezeichnet hat, den sie geradezu „La Rebelle" betitelte. Colette Yver hat, modernste Probleme der Frauenfrage anschneidend, den Typus der wissenschaftlichen Frau geschaffen, und zwar zunächst präludierend in dem Roman „Les Cervelines", sodann in „Princesses de Science", dem Roman einer Ärztin, und in „Les Dames du Palais", dem einer Juristin. Gabrielle Reval, die einstige Schülerin der Lehrerinnen-Hochschule zu Sèvres, wählt sich Typen aus den Kreisen der Elite der Lehrerinnen in den Romanen „Sèvriennes" und „Un Lycée de jeunes filles". René Tony d'Ulmès endlich schildert in „Les Vierges faibles" die sozial arbeitende Frau, die alle weltlichen Interessen aufgegeben hat und sich mit rastlosem Eifer der Befreiung ihres Geschlechts widmet.

Alle die hier gezeichneten Frauen denken gleich modern, gleich vorurteilslos, alle sind von dem leidenschaftlichen Wunsche beseelt, ihre Gaben auf eine bisher nur wenig von den Frauen gepflogene Weise zu betätigen. Sie stürzen sich mit dem Feuereifer der Neophyten auf Berufspflichten und Ämter. Keine Spur mehr von weiblicher Passivität dem Leben gegenüber, das sie alle mutig in Besitz nehmen wollen. Der Glanz eines neuen intellektuellen Lebens berauscht sie förmlich; sie bringen für ihre neuen Berufe die echte Begeisterung unverbrauchter Seelen mit. So zeigt sich Therèse Herlinge in „Princesses de Science", Marceline Rhonans in „Les Cer

velines“, Josanne in „La Rebelle“ u. a. m. Alle die jungen Sèvres-Schülerinnen fühlen sich als Kulturträgerinnen und brennen darauf, ihre Mission erfüllen zu können. Über große physische Anstrengungen und Entbehrungen trägt die Begeisterung die jungen Studentinnen der Medizin siegreich hinweg; sie leisten im Vergleich zu ihren männlichen Kommilitonen Unglaubliches an Fleiß und Eifer sowie im Erdulden aller Härten des materiellen Daseins.

Nun aber scheint sich bei diesen neuen Frauen das Gehirn auf Kosten des Herzens zu entwickeln. An Stelle früherer weiblicher Eitelkeit tritt der Ehrgeiz in Amt und Beruf, der Ehrgeiz, Bannerträgerin für ein neues, mit den Männern wetteiferndes Frauengeschlecht zu sein. Die neue Frau ist sehr, sehr egoistisch geworden trotz dem starken altruistischen Zuge der Zeit, ja trotz ihrer anscheinenden selbstlosen Hingabe an soziale Arbeit, denn ihr neues Können berauscht sie förmlich.

Wenn auch in manchen der eben erwähnten Romane altruistische Probleme im Vordergrunde stehen, wenn auch Josanne (La Rebelle) oder Sibylle (Vierges faibles) anfangs das stärkste soziale und im engeren Sinne frauenrechtlerische Interesse zeigen, keine ist so selbstlos aufopfernd wie die warmherzige, gütige Mademoiselle Bon, die mütterliche Freundin gefallener Mädchen und Beraterin Josannes. In reifer Lebensweisheit über all den Kämpfen und Fragen des heutigen Frauentums stehend, lächelt sie milde nachsichtig über die modernen weiblichen Übergangstypen, denn: fühlen sie sich wirklich so sicher auf dem neu errungenen Boden? Haben wirklich Ehrgeiz und Berufseifer alle früheren weiblichen Regungen erstickt, namentlich da, wo doch auch das Empfindungsleben mehr denn je entwickelt worden ist?

Alles Neue, die Frauen Berauschende vom modernen geistigen und sozialen Leben nimmt nur die erste Hälfte der genannten Frauenbücher ein. Wir mögen lesen, welches wir wollen, an einem gewissen Punkte wendet sich das Blatt, und die Schriftstellerinnen zeigen uns den ungeheuren Selbstbetrug ihrer Heldinnen. Ausnahmen bestätigen dabei nur die Regel. Wenn Colette Yver eine Ärztin sagen läßt: „Une femme-médecin n'a pas de cœur, une femme-médecin n'a pas de sens, une femme-médecin n'est pas une femme“, so bildet eben das Hauptthema des Romans, aus dem dieses Zitat gezogen wurde, „Princesses de Science“, einen schlagenden Beweis für das Gegenteil. Die Liebe bleibt im letzten Grunde Siegerin auch über die wissenschaftliche Frau. Nach furchtbaren Kämpfen mit sich selbst und wiederholter Rückkehr zur leidenschaftlich geliebten Berufstätigkeit gibt die Ärztin Therèse Herlinge, die mutige Tochter eines berühmten Chirurgen, endlich ihren Beruf auf, um die Gehilfin ihres Gatten zu werden. Sie hat in Tagen bitterster Seelennot eingesehen, daß sich auf der Grundlage voller Gleichstellung der Ehegatten im Beruf wahres Glück nicht begründen läßt, und daß der einst so treue, aufopfernde Lebensgefährte versucht ist, der erwachenden Neigung zu einer Frau Gehör zu schenken, die ihm mehr sein kann als sie selbst.

In „Les dames du Palais“ wird ein ganz ähnlicher Konflikt vorgeführt. Henriette, die femme-avocate, fühlt sich durch die Eifersucht ihres den gleichen Beruf ausübenden Gatten derart gepeinigt, daß sie, um ihm alle Ehren zu lassen, auf eine ruhmvolle Laufbahn großmütig verzichtet.

Colette Yver, bei der die frauenrechtlerischen Tendenzen am stärksten hervortreten, läßt ihre Heldinnen erst nach jahrelangem Ringen und aus den ernstesten Motiven zur Aufgabe ihres kühnen, neuen Ideals gelangen. Marcelle Tinayre und Gabrielle Reval geben der Liebe ein weit leichteres Spiel. Fanny Manolé, die meisterlich gezeichnete Heldin der „Maison du Péché“, wahrt sich als Künstlerin ein uneingeschränktes Recht auf Liebe. Josanne, die „Rebellin“, findet neuen Mut zur Ausübung ihres Berufs durch die Liebe zu Maurice, dem Schriftsteller, und muß schließlich die schmerzliche Erfahrung machen, daß der Geliebte, der einst hochherzig in Wort und Schrift für die Freiheit der Frau eingetreten war, ihre Freiheit nicht billigt. Willig unterwirft sie sich und wird seine Gattin.

Camille Pert, eine treffliche Kennerin der modernen Frauenseele, eine Schriftstellerin, die gelegentlich die mutigste Gesellschaftskritik zu üben weiß und in dem Roman „Les Florifères“ die Scheu vor der Mutterschaft scharf gegeißelt hat, wendet sich in einem zweiten Roman, „Leur Égale“, energisch gegen das Prinzip der Kameradschaft der beiden Geschlechter: „Faites que l'homme et la femme deviennent de goûts, de défauts égaux; de pensée, de qualités, d'aspirations pareilles, se connaissant parfaitement, s'accordant jusque dans leurs imperfections — vous aurez alors d'excellents camarades et non plus des amants.“

Daß aber der neuen Frau trotz allen verheißenden Aussichten auf öffentliche Wirksamkeit der Verzicht auf die Liebe unmöglich ist, sucht mit besonderer Deutlichkeit die leidenschaftliche Gabrielle Reval in ihren „Sèvriennes“ zu beweisen: „Gerade die asketisch lebende, ihr Gehirn überfütternde Frau, die in bezug auf das Gefühl ausgehungert ist, wird von der Liebe urplötzlich mit elementarer Gewalt gepackt. Il fond sur elle comme un malaria.“ In den „Sèvriennes“ vergleicht eine hellsichtige Neophytin ihre Kolleginnen mit Falken, die man im Dunkeln hungern ließ, damit sie sich dann desto gieriger auf ihre Beute stürzen sollen: „Peut-être ferez vous de même, le jour où, sorties de l'École, la tête enflammée par cette dangereuse culture, le cœur et la chair brûlés par la passion de ces

livres, vous rencontrerez l'amour. Comme les faucons obéissant d'instinct à la loi de la nature, il y en aura parmi vous qui éperdues de désir, s'abatteront sur cette proie. Celles-là seules auront vécu, même si elles en meurent!"

Wenn wir schon früher auf die Verwandtschaft des modernen Empfindens mit romantischen Forderungen hinweisen konnten, so dürfen wir wohl auch nach allen Umwegen über das Intellektuelle von durchaus romantischem Gefühlsüberschwang reden. Denken wir an die „Corinne" der Staël, an die George Sand! Für George Sand war die Liebe, wie einmal ein französischer Kritiker sehr treffend bemerkt, „l'unique affaire de la vie". Mit ihr nun ruft die „Sabine" der Komtesse de Noailles aus: „Qu'y a-t-il d'autre que l'amour!" Und doch möchte ich einen tiefgehenden Unterschied zwischen der Liebe einer Corinne, einer Lelia, einer Indiana und der Liebe von heute andeuten. Für die „romantischen" Schriftstellerinnen war die Liebe geradezu eine Religion göttlichen Ursprungs. Die Andacht vor ihrem Mysterium steigerte sich bis zur Exaltation. Alles wird verziehen, was durch die Liebe begangen wurde; denn „il n'y a pas de crime ou il y a de l'amour sincère". Liebende werden völlig aus dem Rahmen der Allgemeinheit herausgehoben und zu Ausnahmewesen gesteigert, die den Gesetzen für die Masse nicht mehr unterworfen sind. Wenn nun George Sand diese herrlichen Ausnahmewesen einen von allen bewunderten Kampf gegen die Gesellschaft aufnehmen läßt, so kämpft bei ihr die Frau gemeinsam mit dem geliebten Mann um ihrer beider Liebe Recht.

Anders heute. Die „Rebellin", die „Affranchie" ist von dem Wunsche beseelt, die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes zu werden. Darum kämpft sie nicht mehr gemeinsam mit dem Gefährten in Leid und Liebe gegen die Härten der Gesellschaft, sondern ausschließlich für sich allein und oft sogar gegen ihn. Der Kampf der Geschlechter ist psychologisch verfeinerter, bedeutungsschwerer geworden. Und dabei stoßen wir noch auf einen befremdenden Widerspruch: alle diese Frauen erscheinen seelisch und geistig reifer, vertiefter, nuancenreicher in ihrem Empfinden, doch trägt ihre Liebe einen viel positiveren, um nicht zu sagen gröberen, realistischen Charakter. Endlich erscheint diese Liebe auch ungleich egoistischer als früher. Sie ersehnt nicht ausschließlich das Glück des Geliebten, sondern ist vielmehr auf eigne verfeinerte Genüsse bedacht und schwelgt in Selbstanalyse, in der Freude an die eignen durch die Liebe ausgelösten Sensationen. Es steckt etwas von dem durch den Ichkünstler Maurice Barrès angeregten „Culte du moi" in diesen neuen Frauen, und mit ihnen könnte man sagen: „Elles se regardent vivre".

Das berauschende Ichgefühl, das tägliche Entdecken von neuen Wundern in der Natur, im Menschenleben und vor allem in der eignen Seele hat oft schon in Prosaschriften einen köstlichen lyrischen Schwung erreicht, vor allem in dem „Visage émerveillé" der Komtesse de Noailles, dieser naiv-überschwenglichen Liebesbeichte einer jungen Nonne. Mit Recht durfte ein französischer Kritiker schreiben: „Avec Madame de Noalis, c'était toute une petite révolution de sensibilité qui éclatait". Manche dieser Seiten kommen den leidenschaftlichen Ergüssen der Héloise, der Mademoiselle de Lespinasse oder der portugiesischen Nonne gleich, die zu den berühmtesten Dokumenten der „amour-passion" gehören: „Sainte-Vierge Marie, je vous offre le mois de mai, le mois de mai où chantant les colombes, où les douces nuits brûlent comme des veilleuses blanches, où le cœur de toutes les jeunes femmes se brise, quand au bord des fenêtres d'été, l'odeur du jasmin est plus fort que tout leur courage." Solche leidenschaftliche Empfindungsausbrüche bilden schon den Übergang zur Lyrik.

Stärker denn je durchpulst heute ein subjektiver Bekennermut die Lyrik der Frauen. Sie spricht von dem Glück, das die Frauenseele erfüllt, mit allen Sinnen, mit allen geistigen und seelischen Fähigkeiten „leben, sich selbst sein dürfen". Diese neugewonnene Freiheit hat neue Glücksmöglichkeiten geschaffen, grenzenlose. „Le trop, c'est la vie!" Und im Überschwang von Glück und Leid quellen nun aus der Frauenseele ekstatische Gesänge von unermeßlichem Glück auch in Leid und Tränen! Helène Picard, die glutvolle Verfasserin von „Les Fresques" und „L'Instant éternel", singt:

J'aime — j'aime, pleurs doux, pleurs amers, pleurs étranges,
Pleurs qui feriez plus beaux encore les yeux des anges,
Je pleure à plein soupir, a plein ravissement;
Jusqu'à la fin des pleurs, jusqu'à l'épuisement,
J'aime ... et mon cœur gonflé de tristesse et de charme
Se multiplie afin de remplir chaque larme.

Süßer, weicher, sehnsuchtsvoller sind die Töne, die die sehr talentvolle Lucie Delarue-Mardrus anschlägt, Töne einer Sehnsucht, die sich aus dem Banne des sinnlichen Begehrens in eine höhere, vergeistigte Welt aufschwingen möchte:

Grand ange désailé qui rôde dans ma vie,
Ame, mon Ame!
Violon sans archet, triste barque sans rame,
Ame, ô mon Ame inassouvie!
Toi qui voudrais aller autre part que te mène
Mon impuissante chair humaine,
A mon Ame, âme trouble, âme en peine!

Allerdings herrscht auch in diesen lyrischen Empfindungsausbrüchen ein schrankenloser Egoismus vor, ein alles überströmendes Bewußtsein vom eignen Ich, eine berauschende Freude an

den eignen Sensationen: „Moi, c'est moi," ruft die „kleine Nonne" im „Visage émerveillé" aus, „et les autres sœurs, ce sont les autres sœurs." Freude und Leid nimmt dieses stolze Ichgefühl willig entgegen nach dem mutigen Worte Vauvenargues': „Qui peut tout souffrir peut tout oser!"

Aber nicht allein Liebe und Liebesleid erklingen aus der jüngsten französischen Frauenlyrik — sie ist zugleich erfüllt von einem starken Naturgefühl, einer geradezu bedingungslosen Hingabe an die Schönheit der Welt. Und das ist eine überraschend neue Note im Empfindungsbereich der französischen Frauen, denn Dichterinnen, die ein starkes Verhältnis zur Natur gefunden haben, sind in Frankreich selten. Wir begegnen ihnen vorwiegend in skandinavischen Ländern. Gerade darum aber wirkt die Komtesse Mathieu de Noailles als Lyrikerin mit ihrem schönen Bekenntnisbuch „Le Cœur innombrable" so wundervoll neu und stark. Man hat sie nicht mit Unrecht „la dernière dryade" genannt. Germanische Verträumtheit, intimes Belauschen des Geheimnisvollen im Leben und Weben der Natur darf man nicht von diesem romanischen Temperament verlangen, dafür sind ihr gesunde Sinnesfreude, plastische Anschauungskraft und jene pantheistische Weltanschauung eigen, die ihre Schwestern auf hellenischen Gefilden beseelte. Heute möchte sie die ganze Natur in jugendlichem Entzücken umarmen: „Je vous tiens, toute vive entre mes bras, nature!" Morgen spiegelt sie mit kindlichem Wohlgefallen ihr Antlitz im Bache und empfängt den ersten Kuß des sie belauschenden Hirten. Ihre Liebe ist frische, heitere Sinnlichkeit im Einklang mit den gaukelnden Sonnenstrahlen, den summenden Insekten, den berauschend duftenden Blumen. Wie die Dryas im Waldesschatten, liebt sie die zwischen den Zweigen hereinspielende Sonne: „O soleil qui entrez dans les yeux des oiseaux, dans le cœur de la pervenche, dans les mille petites fenêtres du bonheur!"

Diesen köstlich poetischen Empfindungsäußerungen ist, um das Bild des heutigen weiblichen Schrifttums unsrer Nachbarn zu vervollständigen, noch ein interessanter dramatischer Versuch anzureihen: „Les Affranchis" von Mlle Lenéru-Dauriac, dem die Ehre einer Aufführung im Odéon zuteil wurde. Unverkennbar von Ibsen beeinflußt, zeigt Mlle Lenéru, wie jener in „Rosmersholm", das Ringen des Adelsmenschen mit der Idee einer freieren, skrupellosen Moral — der Herrenmoral, um mit Nietzsche zu reden, der gleichfalls durch das Buch geht. Philippe, der freigeistige Universitätslehrer, der in der Theorie vor nichts zurückschreckt, findet in Hélène, die als Verwandte in sein Haus kommt, auch die ihm geistig Wahlverwandte, und doch besitzen schließlich beide nicht die Kraft, ihr Glück auf einer gebrochenen Ehe aufzubauen. Über den Amoralismus der Theorie siegt die atavistische Moral, und Hélène verläßt den geliebten Mann, jedoch völlig ohne das beglückende Bewußtsein einer innerlich befreienden Tat. „Sind wir Feiglinge oder Helden?" fragt der Freund, der sie nicht mehr zu halten vermag. Und die Antwort lautet: „Ich weiß es nicht!" Wenn auch nicht ein durchaus selbständiger, so ist dieses Drama doch ein anerkennenswerter Versuch, moderne Probleme in Fleisch und Blut umzusetzen. Der Ausgang zeigt sich vielen der jüngsten Frauenbücher verwandt: willige Unterwerfung unter die alte Ordnung der Dinge, Begrenzung aller anfangs aufgestellten kühnen Freiheitsforderungen. Wir haben es hier mit zwei scharf hervortretenden Eigenschaften des französischen Temperaments zu tun: mit dem heißblütigen revolutionären Zug einerseits und dem konservativen Geist anderseits, und es ist sehr interessant zu beobachten, wie der letztere doch schließlich siegreich aus der modernen Literatur hervorbricht. So manche Nora zeigen uns die skandinavischen Bücher, die französischen keine einzige!

Wenn nun durchaus moderne Konflikte zwischen Mann und Weib meistens überraschend einfach auf althergebrachte Weise gelöst werden, so müssen wir doch den Reichtum des Empfindens bewundern, der in reifer künstlerischer Gestaltung aus allen diesen Frauenbüchern hervorbricht. Hier berühren wir das Innerlichste vom Wesen der neuen Frau, die unmittelbare Äußerung ihres befreiten Ich, das ein freieres und zugleich tieferes Verhältnis zu allen Dingen gefunden hat. Das Leben, die ganze Natur wird gleichsam von ihm aufs neue entdeckt, und es ist durchaus charakteristisch, wenn Madame Gérard d'Houville schreibt: „La grande forêt dont la vieille humanité a compté chaque arbre et chaque feuille s'étend devant nous comme si nul ne l'avait encore explorée." Und in dem beglückenden Bewußtsein eines freien, stolzen Lebensgefühls scheinen alle diese Frauen mit den Versen der Komtesse de Noailles auszurufen:

Nature au cœur profond sur qui les cieux reposent.
Nul n'aura comme moi si chaudement aime
La lumière des jours et la douceur des choses,
L'eau luisante et la terre où la vie a germé.





Josef Maria Auchentaller: Bunte Bänder.

Von Kunst und Künstlern

Albert Gartmann: „Stilleben"; „Elsässerin"; „Elsässische Bauern"; „Flickerin" — Franz Martin Lünstroth: „Annaels und Elsewieth" — Ernst Oppler: „Badestrand von Dieppe" — Paul Lumnitzer: „Kornfeld" — Carl Piepho: „Besuch" — Sophus Hansen: „Aus einem Hamburger Bürgerhause" — Helene von der Leyen: „Geigenspielerin" — Josef Maria Auchentaller: „Bunte Bänder" — Oskar Zwintscher: „Dame in braunem Sammetkleid" — Hans Thoma: „Gefilde der Seligen" — Karl Kaltenmoser: „Langtauferer Tal" — Josef Hensling-Auerbach: „Ausblick vom Vogelherd" — Karl Locher: „In Gottes Namen" — Hugo Vogel: „Pflügende Ochsen" — Waderes Wagner-Denkmal für München — Feddersen-Mappe

Wenn wir die Leser hier zuerst mit dem jungen aufstrebenden Berliner Maler Albert Gartmann bekannt machen, so geschieht es in der Hoffnung, daß sie den Künstler mit uns gleich an diesen ersten Proben als außergewöhnlich begabten Koloristen und „Maler" im engeren Sinne des Wortes erkennen werden. Sein „Stilleben" vor allem mit der fröhlichen Frische und doch auch der vornehmen Abgestimmtheit der Farben beweist, wie glücklich Gartmann seinen Farbengeschmack an den großen Meistern des malerischen Stillebens geschult, wie erfolgreich er insbesondere den unerreichten Karl Schuch zu studieren gewußt hat. Der Vierklang Weiß, Gelb, Rot, Blau ist mit einer sicheren Beherrschung der Melodie und zugleich mit einer zwingenden Steigerung des Rhythmus gegeben, den der ruhige braunrot gehaltene Hintergrund doch wieder besänftigend bindet. Das Grün der Truhe mit dem gelbroten Schild will nicht ganz darin aufgehen; ein neutralerer Ton, ein stumpfes Dunkelgrau etwa, wäre vielleicht gewählter und nobler gewesen, wenn der

Maler nicht, was wir fast annehmen möchten, gerade an dem bäuerlichen Akzent in dem Bilde seine Freude gehabt hätte.

Zu solchen beherzten Motiven der bäuerlichen Welt bunter Volkstrachten zieht es ihn auch sonst, wie die „Elsässerin" zeigt, die in erster Linie malerisches Experiment, erst in zweiter Porträt- und Charakterstudie ist. Doch auch dafür haben wir ein Beispiel in den „Elsässischen Bauern", Vater und Sohn, die mit dem Nebeneinander ihrer beiden ausdrucksvollen Köpfe für den unbestechlichen Blick zeugen, mit dem Gartmann werdende und fertige Persönlichkeiten zu erfassen weiß (S. 781).

In der „Flickerin" wiederum tritt dies Moment zurück hinter dem Reiz der Beleuchtung: der Rest des Genrehaften in diesem Bilde wird bald überwunden, viel mehr als das bißchen Erzählende darin fesselt das „Interieur", dieses durch die geöffnete Luke hereinflutende Licht, das sich so wechselvoll und mannigfach bewegt am Treppengeländer, am Fußboden und an dem Türrahmen im Hintergrunde bricht.

Auch als Porträtist ist Gartmann bereits vielfach hervorgetreten. Vor Jahresfrist war bei Schulte in Berlin eine Ausstellung seiner Bildnisse zu sehen, die schon dadurch auffiel, daß sich Eleganz der Auffassung und Technik merkwürdig gut vertrug mit einer kräftigen, resoluten Koloristik und einer sicheren Hervorhebung des Charakteristischen. Dennoch will es uns scheinen, als habe Gartmann seine tiefsten und besten Entwicklungsmöglichkeiten nicht im Porträt, sondern in den Stilleben- und Bauernbildern, wenigstens kommt uns hier deutlich etwas Persönliches entgegen, das gegenüber den Modellen aus der vornehmeren Welt wohl noch nicht überall freigeworden ist.

In dem munteren Doppelbildnis „Annaels und Elsewieth" von Franz Martin Lünstroth, das wir, wie's sich gehört, als farbiges Einschaltbild wiedergeben, wird jeder sofort die hessische Herkunft der Modelle erkennen. Lünstroth gehört zu denen, die auf den Pfaden Meister Bantzers in der oberhessischen Schwalm wandeln, einer Landschaft, die für den Maler deshalb so wertvoll ist, weil sie sich bis auf den heutigen Tag ihre farbenfreudigen Volkstrachten bewahrt hat. Lünstroth hat sich mit seinem Freunde Eichhorst dort im hessischen Lande — wo, an welchem Orte, möchte er nicht verraten — gleichsam eine zweite Heimat gegründet. Denn nicht nur flüchtig zum „Studiensammeln" hält er sich dort auf, nein, sommers und winters verkehrt er dort monate-



Albert Gartmann: **Stilleben mit Einmachegläsern.**
(Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)



Albert Gartmann: Elsässerin.

lang mit Land und Leuten tagtäglich wie mit seinesgleichen, und dadurch allein konnte er sich wohl jenes Vertrauen der Eingeborenen erobern, das nötig ist, will der Künstler tiefer in die ursprünglichen, noch unangetasteten Schönheiten dieser Gegend eindringen. Lünstroth ist übrigens mittlerweile erfolgreich dazu übergegangen, Szenen aus dem oberhessischen Volksleben zu malen. Die Große Berliner Kunstausstellung dieses Sommers bringt von ihm eine Mittagsrast im Kornfeld, die, auch abgesehen von den schon kulturhistorisch so interessanten Trachten und Physiognomien, rein malerisch höchst wirkungsvoll ist: wie die bunten Farben der Schnitter und Schnitterinnen untereinander und wiederum auch mit Himmel, Licht und Landschaft abgestimmt sind, das bedeutet ein Stück Koloristik, das mit seiner inneren Fröhlichkeit auch jeden Betrachter fröhlich macht.

In die Sommerhefte gehört ein Strandbild, und als wir auf den Kunstausstellungen des vorigen Jahres danach suchten, fanden wir in Berlin und München bei den Akademikern und Sezessionisten kein eleganteres als den „Badestrand von Dieppe", wie ihn Ernst Oppler

gemalt und in der Münchner Sezession ausgestellt hatte. Freilich, eine neue Entdeckung war das nicht: seit einer Reihe von Jahren wissen wir ja, daß Oppler von denen, die „mondäne" Strandbilder mit Gegenwartsmotiven malen, heutzutage der berufensten einer ist, und immer wirkten seine Bilder wie eine helle, lockende Fanfare in dem Durcheinander der Ausstellungen. Nur zu ihrem eignen Schaden entbehrt die diesjährige Berliner Sezession eins jener Opplerschen Strand- und Badebilder. Die Nordsee und hier wieder der südholländische oder der belgische Strand ist es, den Oppler sich für Pinsel und Palette erkoren hat; dort durfte er sich am ehesten das bewegte Leben und die Eleganz versprechen, die er suchte Er war nicht der erste, der in diesen Stoffkreis tauchte. William Powell Frith, der Engländer, der, über neunzig, erst kürzlich gestorben ist, war schon in seinen jungen Tagen ein erklärter Liebhaber des bunten Lebens jener Welt, der er, nicht selten in witzigen Gruppierungen, möglichst viele interessante Einzeltypen abzugewinnen suchte. Ganz anders als er sah der Impressionismus diese Motive: das Detail versank, und an seiner Stelle tauchte immer beherrschender der malerische Gesamteindruck des bunten Menschen- und Farbengedränges empor; das Romantische machte dem modernen Lebens- und Wirklichkeitsgefühl Platz; das Meer wurde aus der Rolle eines neutralen Hintergrundes zu einem aktiven Mitspieler erhoben. Für den Sohn des Hannoveraner Architekten Edwin Oppler, der 1886 als Neunzehnjähriger zu Löfftz auf die Münchner Akademie kam, konnte kein Zweifel bestehen, welcher Richtung er sich anschließen würde, obgleich er — anders als seine Altersgenossen — zur Vollendung seiner Studien nicht nach Paris, sondern in die konservativeren Kunstsphären von London und Holland ging. Seine Vorliebe für gedämpfte Interieurmalerei in stillen, dunklen, warmen Tönen, die seine Jugendzeit kennzeichnet, holte sich denn auch augenscheinlich manche Anregung aus jenen Ländern und bewahrte sich so vor den Verstiegenheiten des Pleinairs. Opplers Porträtmalerei, die er seit der Übersiedlung nach Berlin (1905) pflegte, zog aus dieser gutgeschulten Kultur nicht wenig Nutzen; namentlich der Einklang, in dem seine Figuren mit ihrer Umgebung standen, gab seinen Bildnissen die Note einer feinen und aparten Intimität — man konnte an die guten alten Holländer, noch häufiger vielleicht an den Dänen Hammershöi denken.

Dann plötzlich — oder war auch diese Wendung langsamer und tiefer in ihm vorbereitet, als wir es sehen? — machte sich ein Umschwung bei ihm bemerkbar. Aus den Innenräumen, die man schon als seine Domäne zu bezeichnen geneigt war, schritt er wieder ins Freie hinaus, um in Holland, wo Liebermann und Ury — unabhängig voneinander — ihre Kunst angesiedelt hatten, die Dörfer und Ebenen, das Volksleben der kleinen Städte, die schattigen Alleen der Kanäle und zuletzt das elegante Treiben an der Küste zu studieren. Hatte er sich zunächst dabei an gute Vorbilder angelehnt, so fand und ging er bald seine eignen Wege. Originell war vor allem die Fassung des Motivs, das hat schon Osborn, ein feiner Kenner jener Nordseestriche, betont: „Diese Strandecken, die von rechts oder von links her fast immer so genommen sind, daß halbkreisförmige Meerpartien zwischen dem Vordergrund und einem weiterhin in die See vorspringenden Küstenstreifen sichtbar werden, das Ganze immer von einem erhöhten Standpunkt gesehen, oft fast japanisch, so daß sich die Möglichkeit ergibt, die Riesenfülle der Details, die Menschen, Strandkörbe und Badekarren, als ein großes schwirrendes Gewimmel festzuhalten, in dem nichts Einzelnes sich vordrängt. Alles ist auf Erfassung des Gesamtbildes gestellt, auf das von prickelndem Leben erfüllte, unaufhörlich bewegte muntere Farbenspiel da unten, wo helle Sommertoiletten, weiße Herrenhosen, pikante Damenhüte, grell leuchtende Sonnenschirme, bunte Kinderkleider in der Sonne durcheinanderquirlen. Ein großes Gewoge eleganter, wohlgepflegter, heiterer, die Schönheit genießender Leute."

Das Schönste auch an diesen Opplerschen Bildern bleibt aber immer die Luftstimmung, diese klare, reine Luft, die doch so voller vibrierenden Lebens ist und oft geradezu jubelt von sommerlichem Glanz und sommerlicher Lebensfreudigkeit. Und damit korrespondiert in geheimnisvollem Einklang die Daseinsstimmung dieser modernen Weltkinder: auch sie nervös, vibrierend, aufgestachelt von der Sensation des Augenblicks und doch elastisch, unternehmend, mit Energie erfüllt und von der Luft am Sport erfrischt. Noch eins haben seine Bilder, das sie so reizvoll macht: sie beflügeln die Phantasie des Beschauers, sie zwingen ihn, gleichsam weiter an ihnen zu malen, ihre pikanten Andeutungen auszudenken, selber in diese Gesellschaft hineinzuschreiten und — um es trivial auszudrücken — nach Bekannten zu suchen. Denn merkwürdig: so aphoristisch die einzelnen Figuren gehalten sind, wir werden das Gefühl nicht los, dieser oder jene müsse uns schon in ähnlicher Umgebung begegnet sein, und wir hätten die Pflicht, einen Gruß mit ihnen zu tauschen. Vielleicht ist dies das beste Zeugnis, das man einer Gesellschaftskunst dieser Art ausstellen kann.

Mit der farbigen Wiedergabe des **Kornfeldes** von **Paul Lumnitzer** lösen wir das Versprechen ein, das wir im Aprilheft gegeben haben, wo wir unsre Leser zum erstenmal mit diesem auf nicht alltäglichen Wegen aus sich selbst ge-



Albert Hartmann: Flickerin.

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.



Albert Gartmann: Elsässische Bauern. (Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W.)

wordenen Maler bekannt machten. Bald, im Sommer, hieß es dort, gedenken wir eins seiner Gemälde in farbiger Wiedergabe zu zeigen, um ihm auch als Koloristen gerecht zu werden. Zu unsrer Freude kann es nun sogar ein ausgesprochenes Sommerbild sein, so daß es der Betrachter leicht hat, draußen in der Natur, wo nun bald in Feld und Garten das Reifen beginnt, den künstlerischen Eindruck nachzuprüfen, den Lumnitzer hier mit schlichter Bescheidenheit festgehalten hat. An die Erfüllung jenes ersten Versprechens schließt sich nun gleich wieder ein neues: im Winter wollen wir dieses Künstlers Schaffen von einer neuen Seite zeigen, indem wir, gleichfalls in Farbendruck, ein in heiterem Farbenakkord gehaltenes Interieur von ihm wiedergeben.

Carl Piephos „Besuch“ führt uns aus dem Freien in den Innenraum zurück. Braucht dies Bild sich erst dagegen zu verwahren, als ein Genrebild im landläufigen Sinne genommen zu werden, das die Tendenz der Erzählung oder gar der Anekdote hat? Wie bei allen seinen Werken, so kommt es dem Münchner Maler, der sich seine künstlerische Bildung von den Akademien in Stuttgart und Karlsruhe, mehr aber noch in Paris, Holland, Belgien und später der Bretagne geholt hat, auch hier in erster Linie darauf an, das rein malerische Moment zur Geltung zu bringen. Was ihn reizte, war die schwierige Kunst, die richtigen Tonwerte zueinander zu finden und das Atmosphärische im Bilde auszudrücken, d. h. die Farben und die Farbennuancen so zu treffen und festzuhalten, wie sie sich dem Auge des Künstlers im Lichte, in dem eigentümlichen und augenblicklichen Lichte gerade dieses Raumes darstellen. Mag das Bild den Beschauer immerhin zunächst durch die Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit des Modells erobern — es verliert nichts, es gewinnt nur noch, wenn man sich über die malerischen und koloristischen Werte Rechenschaft gibt, die diese Wirkung stützen, vertiefen und zur Dauer erheben.

Auch wenn wir Sophus Hansen, den Maler des Interieurs „Aus einem Hamburger Bürgerhause“, nach den künstlerischen Absichten seines Bildes fragten, sicher würde er antworten, daß ihm in diesem Falle daran lag, vor allem den malerischen Reiz des Farbenspiels zum Ausdruck zu bringen, zugleich vielleicht noch die räumliche und die farbige Wirkung zu gestalten,

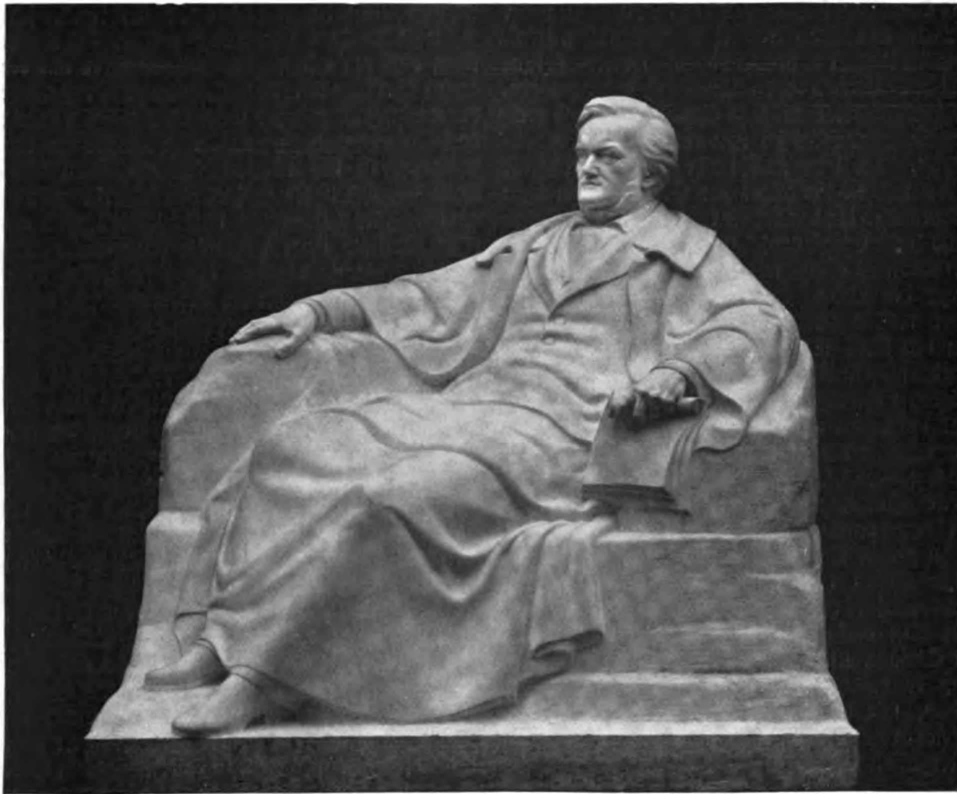
das Gegenständliche aber zurücktreten zu lassen, als in diesem Falle minder wesentlich. Auch die Verwandtschaft der pointillistischen Technik mit der Monets, Sisleys, Segantinis u. a. wird auf den ersten Blick erkennen, wer einigermaßen in den modernen Kunstausstellungen bewandert ist. Dabei muß jedoch betont werden, daß Hansen (geb. 1871 in Glücksburg in Holstein), ein Schüler der Akademien in Weimar, Karlsruhe, München und der Akademie Julian in Paris, aber im wesentlichen doch ein Künstler eigner Kraft und Bildung, keineswegs grundsätzlich und ein für allemal den heute herrschenden Standpunkt teilt, wonach das Gegenständliche in der Malerei belanglos sei. „Ganz im Gegenteil", schreibt er uns, „bin ich der Ansicht, daß in diesem Grundsatz die Quelle alles Übels, der Verflachung und Ausschweifung in der modernen Kunst zu suchen ist. Das Was muß ebenso wichtig sein wie das Wie. Ich zweifle gar nicht daran, daß man das wieder begreifen und infolgedessen wieder einen andern Maßstab bei der Bewertung der einzelnen Kunstzweige gelten lassen wird"... Sicher ist ein gut gemaltes Bündel Spargel (man denke an Manets Meisterstück!) ein größeres Kunstwerk als eine schlecht gemalte Madonna, aber eine gut gemalte Madonna steht auch als Kunstwerk unendlich viel höher als ein gut gemaltes Bündel Spargel, denn sie zu schaffen, dazu gehört eine ungleich größere, eine tiefere, eine wertvollere Persönlichkeit als zum Malen eines Stillebens. Man hat seinerzeit wieder mal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, als — im Kern der Bewegung gerechtfertigt — der Feldzug gegen die „Anekdotenmalerei" begann. Nach solchem Bekenntnis ist selbstverständlich, daß Hansen auch für die hier gewählte Technik keineswegs alleinige Geltung fordert, wie er denn überhaupt der Meinung huldigt, daß die Technik mit dem Motiv zu wechseln habe, daß sie aus dem Gegenstande herauswachsen müsse. „Nie darf man in eine feststehende Technik den Gegenstand hineinzwängen. Das führt unfehlbar zur Manieriertheit, also zum künstlerischen Tod."

Hansen hatte sich zunächst fast ganz dem Studium des Figürlichen gewidmet; erst später wandte er sich auch der Landschaft zu, die dann einige Jahre vorherrschte. Jetzt malt er wieder vorwiegend Figuren im Milieu, also in der Landschaft oder im Interieur. Jahrelang ging er beim Malen von strenger Zeichnung und Modellierung aus; die Farbe spielte zunächst nur eine untergeordnete Rolle. Das heißt nicht, daß sie ihm gleichgültig war; ganz im Gegenteil: jedem Bilde lag auch damals schon eine malerische Impression zugrunde; aber die Hauptsache schien ihm doch immer, daß die organische Struktur des Bildes „fest" sei. Nur durch Gründlichkeit, war er sich bewußt, kann man zu Sicherheit und Freiheit gelangen. Daher hält er noch heute diesen Weg für jede Begabung, und für eine ausgesprochen malerische sogar ganz besonders, für den einzig richtigen.

Farbig bringen wir auch die „Geigenspielerin" von der Münchner Malerin Helene von der Leyen. Mit der Wiedergabe sind wir nicht ganz zufrieden: der Hintergrund ist, wenn uns die Erinnerung an das Original nicht täuscht, zu schwer geraten und zuwenig in sich abgetönt. Denn dies Bild stellt nicht bloß äußerlich etwas „Musikalisches" dar, es hat „Musik in ihm selbst" und die „Eintracht süßer Töne", die in der Geige schlummert, glauben wir nachhallend auch aus den Melodien des Gemäldes herauszuhören.

Josef Maria Auchentallers Mädchenbildnis hat hier im Text eine Stelle gefunden. Schon sein Titel „Bunte Bänder" betont zur Genüge, daß es die koloristischen Reize sind, die dem österreichischen, hauptsächlich für das Wiener Kunstgewerbe arbeitenden Maler und Zeichner am Herzen lagen. Auchentaller, ein Schüler der Wiener Akademie, zeichnete anfangs hauptsächlich Plakate, und auch in seinen Bildern („Unter den Sternen", „Das Erwachen der Venus" u. a.), die von englischer Kunst nicht unbeeinflußt sind, bekundet er seine Zugehörigkeit zu der moderndekorativen Richtung. In weiteren Kreisen ist Auchentaller namentlich durch seine hervorragende Beteiligung an der dekorativen Ausgestaltung der Sezessionsausstellungen in Wien bekannt geworden, besonders als es 1902 galt, Klingers Beethoven in einer würdigen und geschmackvollen Aufstellung zu zeigen. Seine „Findigkeit", seine Begabung für alles, was Flächendekor heißt, hatte da eine Aufgabe gefunden, wie für ihn geschaffen.

Auch in Oskar Zwintschers Kunst ist ein starkes dekoratives Element unverkennbar. Aber es wird beherrscht und geadelt vom Rhythmus der Einfachheit. Wie seine Farbe sich auf starke, selbstbewußte Lokaltöne verläßt, so liebt auch seine Komposition das Gerade, Entschiedene, Feste und Klare. Mit dem Prädikat „deutsch" wird oft Mißbrauch getrieben in der Kunstgeschichte; hier aber ist es durchaus am Platze. Und diese „Deutschheit" hat Stil, ja man sieht deutlich ihren Aufstieg zur Monumentalität, sofern ein Romantiker — denn das ist und bleibt dieser Obersachse, der seit 1903 an der Dresdner Akademie lehrt — überhaupt „monumental" werden kann. Will man durchaus nach seinen künstlerischen Ahnen fahnden, so müßte man wohl Richter und Schwind oder, drei Jahrhunderte zurück, Cranach und Holbein nennen. Wie bei diesen beiden Meistern des Reformationszeitalters, so eint sich jedenfalls auch bei ihm Freiheit der Kunst mit Tüchtigkeit des Handwerks. Zwintscher ist Landschafter, Genre-, Porträt- und religiöser Maler, aber wie er die Stoffe für seine Bilder


Phot. H. Herber, München.

Heinrich Wadere: Das neue Richard-Wagner-Denkmal vor dem Prinzregenten-Theater in München.

auch wählt, die Führung behält immer die Phantasie, und das letzte Ziel bleibt stets die Seele. Seelisches und Dekoratives findet sich auch in seinen zahlreichen Bildnissen, Frauen- und Kinderbildnissen namentlich, zu einem Einklang zusammen, der selten der Feierlichkeit entbehrt. Und so innig fließt dann wohl äußerer Schmuck und inneres Wesen bei ihm ineinander, daß man nicht mehr weiß: sind die Blumen, die Vorhänge, die faltig dahinfließenden Gewänder äußerliche Attribute oder schon seelische Offenbarungen der dargestellten Persönlichkeit? Man betrachte daraufhin unser Bild „Dame in braunem Sammetkleid“ — Zwintscher liebt diese das Dekorative betonenden Bezeichnungen —, und man wird fühlen, daß hier Kleid und Mensch innerlich zueinander gehören. Das ganze Bild hat etwas vornehm Verhaltenes, etwas Schweigengebietendes, etwas, das sich vor der Welt und ihrem Lärm scheu und keusch zurückziehen möchte, und dazu hilft die fast strenge Gedämpftheit der Stoffe nicht wenig — nicht weniger als bei einem guten Gedicht die Wahl des Rhythmus und der Reime.

Das Streben nach Idealisierung, nach Erhöhung und Verewigung des Moments begegnet uns in andrer Form bei Meister Hans Thoma. Seine „Gefilde der Seligen“, die wir nach dem Original (im Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin) mit gütiger Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart wiedergeben, sind bisher ziemlich unbekannt geblieben, und doch ist dies Bild ein echter Thoma, und alles, was uns seine Werke lieb und wert gemacht hat, seine Verträumtheit, seine Märchenfreude, seine Zartheit, sein Tiefsinn und seine über alle bloßen Wirklichkeiten triumphierende Poesie, es findet sich hier beisammen.

Karl Kaltenmosers „Langtauferer Tal“ ist ein echtes, rechtes Tiroler Gebirgsbild. Man fühlt, mit welcher Liebe dieser Maler, ein schon in reiferen Jahren stehender Sohn des bekannten Genremalers Kaspar Kaltenmoser, sich in die ruhige, erhabene Größe dieser gewaltigen Natur versenkt hat. Einer näheren Erläuterung bedarf sein Bild nicht. Nur das wollen wir sagen, daß es im Vordergrunde die Häuser von Hof Malag zeigt, und daß es die Gletscher der Weißkugel (3750 m) sind, die in den Hintergrund hereinschauen.

Wie Kaltenmoser, so hat auch Josef Henselling-Auerbach (geb. 1877 zu Auerbach

i. d. Oberpfalz) sich, obgleich er in München unter Wilhelm von Diez eifriges Akademiestudium trieb, autodidaktisch an die Landschaftsmalerei herangebildet. Besonders die Landschaft der Voralpen, die Hochmoore, überhaupt Landschaften mit weitem Ausblick taten es ihm an. Den „Vogelherd“, von dem aus unser Bild gemalt ist, haben wir in der Nähe der Benediktenwand zu suchen. In der Barockzeit war er eine Art Jagdhaus und Erholungsstätte der Äbte des nahen Benediktinerklosters, auf einem Hügel unmittelbar unter der Gebirgswand gelegen, umgeben von einer dichten Hecke, die sich wie ein Kränzlein um den Kopf des Berges legte. Jetzt ist das Jagdhaus ein Bauernhaus geworden, die frohe Jägerzeit ist entschwunden, aber die herrliche Aussicht auf Moor und Berge ist noch heute so schön wie einst. Zu dem Motiv kam der Maler rein durch Zufall. Oft schon war er in der Gegend herumgestreift, mehrmals schon an dem Hügel vorübergegangen, ahnungslos, welche Herrlichkeit er zu zeigen hatte. Da, eines Tags begnadete Frau Sonne die Landschaft ringsum mit besonders festlicher Beleuchtung, und nun packte es ihn: Das mußt du malen! Gewohnt, sich mit der Staffelei unmittelbar vor die Natur zu setzen, ging er auch hier schnell ans Werk, und alla prima, wie die Maler sagen, jeder Pinselstrich „gleich richtig sitzend“, wurde das Bild „heruntergemalt“.

Das Strandbild „In Gottes Namen“ ist dänischen Ursprungs. Sein Maler Karl Locher (geb. 1851) genießt als Mitglied der Königlichen Akademie in Kopenhagen und erfolgreicher Maler zahlreicher Marinen hohes Ansehen. Auch unsre deutschen Kunstausstellungen, die Berliner wie die Münchner, haben häufig Bilder von ihm gezeigt. Am bekanntesten geworden ist wohl sein 1889 entstandenes Gemälde „Totenfeier des Königs Friedrich VII.“, das sich im Besitz der Königlichen Nationalgalerie zu Kopenhagen befindet. Auch als Radierer hat Locher, hierin ein Schüler des Professors Hans Meyer in Berlin, viele Blätter aus dem Seelenleben seiner nordischen Heimat geschaffen, gaben ihm doch seine mit König Friedrich VIII. nach Island und Grönland gemachten Reisen reichlich Gelegenheit zu landschaftlichen und ethnographischen Beobachtungen. Aber auch sein jetziger Wohnort, Skagen auf der Spitze Jütlands, mit seiner meist aus Fischern und Lotsen bestehenden Bevölkerung, liefert ihm unerschöpflichen Stoff für seine Bilder, die gern nach einem symbolischen Zusammenklang zwischen Natur und Menschenleben suchen. Es herrscht dort oben noch ein fester, unerschütterlicher Gottesglauben, und so findet jede Hantierung des Alltags ihren Widerhall in der schlichten Seele dieser schwer um ihr tägliches Brot kämpfenden Leute.

Hugo Vogels „Pflügende Ochsen“, jetzt im Münchner Glaspalast ausgestellt, waren schon eins der wirkungsvollsten Gemälde auf der letzten Berliner Akademieausstellung. Prächtig ist der wuchtige Rhythmus dieser Bewegung, prächtig das Temperament — ach, eine so seltene Erscheinung in der übersensiblen modernen Malerei! —, das in Komposition und Farbengebung waltet. Die Wiedergabe dieses Bildes geht als erster Vorbote einer größeren reich illustrierten Veröffentlichung voraus, die wir jener Ausstellung zusammen mit der Berliner Sezession im nächsten Heft zu widmen gedenken.

München, das sich gern die Richard-Wagner-Stadt nennen hört und das seit geraumer Zeit in seinem Prinzregententheater eine dem Baireuther Festspielhaus ebenbürtige Stätte Wagnerischer Kunst besitzt, hat nun zu Wagners hundertstem Geburtstag vor diesem Theatergebäude auch ein des Meisters würdiges Denkmal erhalten. Es ist von dem Münchner Bildhauer Prof. Heinrich Wadere, dem Lehrer an der berühmten Münchner Kunstgewerbeschule (geb. 1865 zu Kolmar), und stellt Wagner, in einen großen Radmantel gehüllt, barhaupt in sinnierlicher Ruhe auf einer Steinbank sitzend dar. Die Bildnistreue ist unverkennbar, doch scheint uns auch zwanglos die monumentale Steigerung der Persönlichkeit zum Kulturgedanken gefunden zu sein, zu jenem Kulturgedanken, den Wagner für die Welt bedeutet. Das Denkmal, in sehr stattlichen Maßen gehalten (die Gestalt selbst in zweieinhalbfacher Lebensgröße), ist in Untersberger Marmor ausgeführt.

*

Die Feddersen-Mappe, auf die wir uns schon im Aprilheft an dieser Stelle bezogen haben, liegt jetzt vollständig vor uns (Berlin W 35, Verlag von Meyer & Jessen). Ihre Schätze sind noch reicher, als wir nach den ersten Proben ahnen konnten: 48 auf Karton geklebte Kunstblätter in stattlichem Format (meistens 14 : 20 cm). Für weitaus die meisten dieser Blätter ist der Mattkunstdruck angewendet, den auch die „Monatshefte“ bevorzugen, wenn es sich um tonige Bilder mit mehr malerischer als zeichnerischer Wirkung handelt. Namentlich die stimmungsschweren Landschaften, an denen das Lebenswerk dieses nordfriesischen Malers so reich ist, bewahren so all ihre feinen, verhaltenen Schönheiten, aber auch die Bildnisse büßen nichts von ihrer starken Betonung des Persönlichen, von ihrer inneren, seelischen Ausdruckskraft ein. Eine Überraschung bringen die letzten acht Blätter: da setzt plötzlich die farbige Wiedergabe ein, und zu unserm wachsenden Entzücken erleben wir, was für ein starker Kolorist dieser Feddersen ist, welch klingende, schmetternde Töne er den herzhaften Farben des Nordens zu entlocken weiß. F. D.

Literarische Rundschau

Bildende Künste, Kunstgewerbe, Stadt- und Wohnungskultur

Am Anfang aller Dinge auch in der Kunst und Kunstgeschichte steht die Liebe und das Interesse. Sie zuerst gilt es zu erwecken, bevor man an Einzelfragen herantreten, bevor man sich überhaupt mit Kunst im engeren Sinne beschäftigen kann. So ist das Allernötigste und Allerwichtigste der Kunstliteratur eine gute Einführung in die bildenden Künste, ein Buch, das sich nicht scheut, die elementaren Grundbegriffe zu erörtern und durch schlichte, sachliche Erläuterungen auch das Simpelste erst einmal „klarzustellen", ein Buch mit einem Wort, das jedes „bekanntlich" verpönt, um alles, auch das Einfachste, mit dem Leser neu zu erleben und zu erwerben. Ein solches Hilfsmittel ist der Leitfaden von Alwin Schultz, dessen dritte Auflage vor kurzem Rudolf Bernoulli neu bearbeitet hat (Wien, Tempsky; mit 160 Abbild., geb. 6 M.). Diese Bearbeitung hat noch mehr dahin gewirkt, daß das Wesentliche die Herrschaft behält, daß nichts Kleinkrämerisches, Spezialistisches und Fachwissenschaftliches sich vordrängt. Die Eigenart und die Entwicklung der einzelnen Kunstzweige möglichst anschaulich darzustellen, ist sein Hauptzweck. Weniger zum Studium einer historisch-wissenschaftlichen Disziplin will das Buch anregen, als zur freien, empfänglichen Betrachtung und Würdigung dessen, was die bildenden Künste an Schöpfungen hervorbringen.

Rembrandts Handzeichnungen sollen uns jetzt sämtlich in guten Abbildungen zugänglich gemacht werden, zum Glück in einer Ausgabe, die nicht nur für Bibliotheken und Fachgelehrte bestimmt, sondern für jeden Kunstliebhaber erschwinglich und nutzbar ist. Der Verlag von Herm. Freise in Parchim i. M. beginnt im ersten Bande dieser Veröffentlichung mit den Handzeichnungen aus dem Rijksprentenbabinett in Amsterdam: 57 Abbildungen in Kunstdruck. Eine Einleitung von Dr. Karl Lilienfeld, in der die einzelnen Blätter gewürdigt werden, sowie ein kritisches Verzeichnis geben dem Werke auch wissenschaftlichen Wert. Wohl keines Meisters Handzeichnungen — die Leonardos ausgenommen — bieten eine solche Fülle von künstlerischen Eindrücken, und nichts führt so tief in die Schaffensweise und die persönliche Kunst des großen Holländers ein wie gerade seine Handzeichnungen, die man ohne Übertreibung das Brevier der gesamten neueren germanischen Kunst nennen darf, die aber auch sein eigenstes Wesen mit jedem Strich und jeder Tönung dokumentarisch belegen.

Mit bewußter Absicht verzichtet Eduard Plietzsch in seinem Buche über Vermeer van Delft (Leipzig, Karl W. Hiersemann) auf jeden fachgelehrten Ehrgeiz, ja, er wendet sich so ausdrücklich an einen möglichst großen Leserkreis, daß er auch einige Dinge erörtert, die dem mit der Malerei Hollands schon einigermaßen vertrauten Leser wohlbekannt sind, während er die nur den Kunsthistoriker interessierenden Fragen in Exkurse und Anmerkungen verweist. So ist es ihm gelungen, ein von der ersten bis zur letzten Seite höchst liebenswürdiges, immer anregendes, ja manchmal novellistisch unterhaltendes Buch zustande zu bringen, und da es auch hier nicht an einer großen Anzahl guter Abbildungen fehlt (35 Tafeln), so empfehlen wir gerade diesen Band ohne Einschränkung für die Bibliothek jedes Kunstfreundes.

Der Murillo-Band, der vor einiger Zeit den in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erscheinenden „Klassikern der Kunst" einverleibt worden ist, braucht sich um Popularität gewiß nicht zu sorgen. Über alle Diskussionen und Geschmacksschwankungen der gelehrten Kunstgeschichte hinweg hat der Kunstliebhaber sich seine Neigung zu diesem liebenswürdigen und innigen Maler, einem Meister des Helldunkels, bewahrt. Hier nun, in diesem mit fast 300 Abbildungen ausgestatteten Bande, überschaut man seine ganze Vielseitigkeit um so leichter und besser, als diesmal fast alle Reproduktionen ganzseitig ausgeführt sind. Die Einleitung hat ein jüngerer Gelehrter, aber ein schon gründlicher Kenner der spanischen Kunstgeschichte, Dr. August L. Mayer (von der Münchner Pinakothek), geschrieben.

Von August L. Mayer haben wir auch die erste deutsche Monographie des durch Meier-Graefe so jäh berühmt gewordenen Greco, alias Domenico Theotocopuli (München, Delphinverlag; mit 50 Abbildungen), zum Glück ein schmales, bescheiden gehaltenes Bändchen, das sich nicht weitschweifig in allgemeine „Probleme" verliert, sondern streng bei seinem Thema bleibt und seinen Helden aus seiner Zeit (sechzehntes Jahrhundert; erst Italien, dann Spanien) und möglichst unmittelbar aus seinen Werken selbst zu würdigen trachtet. Die Abbildungen sind verhältnismäßig klein gehalten, bringen aber oft Einzelausschnitte und lassen uns so Intimitäten der Grecoschen Kunst erkennen, die auf den Reproduktionen der ungeteilten Bilder verlorengehen würden. Die ruhige Sachlichkeit des kleinen Buches tut um so wohler, als die polemischen Erörterungen, die sich gerade um diesen Maler entsponnen, sein Bild bisher mehr zu verdunkeln als zu erleuchten vermocht haben.

Der Leipziger Verlag von E. A. Seemann reproduziert in einer hübschen, gediegenen Mappe



Reichenweier: Portal des siebzehnten Jahrhunderts.
(„Volkstümliche Kunst in Elsaß-Lothringen." Verlag von Paul Neff in Eßlingen a. N.)

Matthias Grünewalds Isenheimer Altar zu Kolmar, und auch hier muß man gestehen, daß erst die Farbe einen Begriff von der glutvollen Herrlichkeit dieses Bildwerks vermittelt, das ja leider so abseits von der großen Kunststraße Deutschlands liegt, daß nur wenige dazu kommen, das Original selbst zu sehen. Paul Schubring begleitet diese farbigen Reproduktionen mit einem erschöpfenden Text, der gerade bei dieser verhältnismäßig schwer zu verstehenden Schöpfung am wenigsten zu entbehren ist.

Wenn es nach dem Willen des Publikums und des Verlegers gegangen wäre, so hätten sich die Türen des Pantheons, das da „Klassiker der Kunst" heißt und in dem nun bald ein Viertelhundert Altäre aufgerichtet stehen, gewiß längst auch für Anselm Feuerbach schon geöffnet. Aber der Neid der Urhebergesetze wollte es nicht früher. Erst kürzlich ist das Lebenswerk dieses monumentalen und dabei empfindungstiefen Pathetikers, dieses stolzen, einsamen Adelsmenschen in der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts für die Wiedergabe „frei"geworden; bis dahin konnte nur ein einzelner bestimmter Kunstverlag darüber verfügen, und dem lag nicht gerade daran, es populär zu machen. Freuen wir uns, daß die Schranken gefallen sind und daß wir jetzt in den „Klassikern der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) des Meisters Gemälde in 200 Abbildungen vereinigt haben (geb. 8 M.). Freilich ist hier das Ideal absoluter Vollständigkeit nicht ganz erreicht worden, und eine Anzahl der Reproduktionen in ihrer Kleinheit und bei ihrem Mangel teils an Schärfe, teils an Tonigkeit genügen nur mäßig der Schönheit der Objekte — aber dennoch: die vielen Tausende, die sich an Feuerbachs Vermächtnis erbaut haben, werden das Werk mit Dank und Freude aufnehmen. Die Bearbeitung lag in den Händen des besten Feuerbachkenners, Dr. Herm. Uhde-Bernays, der in einer keineswegs blind vergötternden Einleitung das künstlerische Werden und die rein menschliche Seite, die diesem Künstler seine einzigartige Physiognomie gibt, erschöpfend darstellt. Die Anordnung des Bilderteils ist bestrebt, bei möglichster Zusammenfassung des inhaltlich Verwandten die chronologische Anordnung durchzuführen. Mancherlei tritt hier zum ersten Male hervor; fast alle Besitzer von Feuerbachschen Originalen haben gewetteifert, ein Werk zustande zu bringen, wie es schon die treue Mutter des Künstlers einstmals als herrliche Aufgabe der Kunstwissenschaft bezeichnet hat.

Will man Feuerbach farbig genießen, so greife man zu der von E. A. Seemann in Leipzig herausgegebenen Feuerbach-Mappe, die acht farbige Reproduktionen vereinigt. Darunter sind einige wie die „Musizierenden Knaben" aus der Schack-Galerie, die „Medea" aus der Nationalgalerie, die „Badenden Kinder", „Das Mutterglück" und „Francesca da Rimini" aus der Schack-Galerie, die ihre vollen koloristischen Schönheiten erst in dieser Art Wiedergabe enthüllen.

Welche Rolle Feuerbachs Mutter Henriette in seinem Leben gespielt hat, ist allgemein bekannt: die Kunstgeschichte hat kaum ein glänzenderes Ruhmesblatt des weiblichen Herzens aufzuweisen. (Wir erinnern an den Aufsatz über H. F. im Augustheft 1912.) In Feuerbachs „Vermächtnis", das wir neuerdings in einer kostbaren und doch wohlfeilen Ausgabe des Verlages von Meyer & Jessen in Berlin haben, wird nach Gebühr ihr Lob und Ruhm gesungen. Aber auch eine vollständige, aus ihren Briefen aufgebaute Biographie haben wir jetzt von ihr:

Uhde=Bernays hat sie geschrieben (ebenda). Da erfährt man denn, welch reicher und edler, schönheitsseliger und menschenfreundlicher Geist in dieser Frau wohnte, deren Bedeutung sich in ihrer „stiefmütterlichen“ Liebe zu Anselm keineswegs erschöpfte. Dichtung und Musik waren ihre Lebenselemente, aber sie hat in Redlichkeit und Tüchtigkeit auch der Wissenschaft der Archäologie gedient und sich dem politischen Leben in die Arme geworfen, als sie (1848) glaubte, Deutschlands große Stunde sei gekommen.

Ernste Anforderungen an den denkenden Leser stellt Karl Scheffler mit seinem Buche „Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert“ (Leipzig, Inselverlag) — keine Kunstgeschichte, aber eine möglichst einheitlich zusammengeschlossene Essaysammlung, die ihren Blick überall auf den Geist der Geschichte gerichtet hält. Das Geistige ist dabei zu betonen, denn Scheffler ist in erster Linie Kunstphilosoph, erst in zweiter Kunsthistoriker; er nimmt seine Maßstäbe zunächst aus dem eingeborenen Wesen und Stil der Dinge und prüft sie dann erst an den schaffenden Persönlichkeiten nach. Der bedeutsamste und wertvollste Aufsatz des Buches überschreibt sich: „Deutsche Gedankenmalerei“. Er hat programmatischen Wert, denn er stellt mit aller Schärfe die reine, von allen gedanklichen und literarischen Nebenabsichten befreite Malweise als das Ideal hin und mißt an dieser Strenge auch weiter die einzelnen Künstler, denen sich das Buch noch widmet, wie Böcklin, Klinger, Thoma, Feuerbach, Marées, Hildebrand, Chodowiecki, Schadow, Krüger, Menzel, Slevogt, Leibl, Trübner und Liebermann. Technisch vorzüglich gelungene Einschaltbilder charakterisieren die markantesten Neigungen und Leistungen der einzelnen Künstler. — Schefflers in demselben Verlage erschienene Gesammelte Essays nehmen nur zum Teil Angelegenheiten der bildenden Kunst zum Gegenstande; aber wie das bei einem so ganz im Künstlerischen lebenden Schriftsteller mit gleicher Gedankenenergie nicht anders zu erwarten, finden sich auch hier vielfache rege Beziehungen auf Kunstschaffen, Kunstleben und Kunstpolitik der Gegenwart, wenn auch alles unter dem höheren Gesichtspunkt einer einheitlichen Gesamtkultur.

Das „Hausbuch deutscher Kunst“, das Eduard Engels vor einer Reihe von Jahren bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinen ließ, hat sich seinen Namen redlich verdient: es ist wirklich zu einem guten Freunde des kunstliebenden deutschen Hauses geworden. Fast begegnet man da dem Erscheinen einer neuen Auflage mit gelindem Mißtrauen — wozu ändern, was sich in allem Wesentlichen so gut bewährt hat? Aber bald überzeugt uns diese neue Auflage, daß es eine sorgsame, vorsichtige und geschmackvoll wählende Hand war, die da den Garten aufs neue bestellt hat. Gustav Keyßner hat den Grundgedanken des Buches, nämlich den seelischen Inhalt der Bilder dem rein artistischen überzuordnen, nicht angetastet, aber im einzelnen hat er durch Umstellung, Tausch und Ergänzung doch mancherlei zu bessern gefunden. Also rufen wir dem „Hausbuch“ in der neuen Form (geb. 10 M.) ein neues Willkommen zu, und machen wir die Tür des deutschen Hauses recht weit vor ihm auf!



Straßburg: Haus Regenbogengasse 15. Um 1750. („Volkstümliche Kunst in Elsaß=Lothringen.“ Verlag von Paul Neff in Eßlingen a. N.)

Seemanns „Meister der Farbe“ stehen jetzt in ihrem zehnten Jahrgang. Sie bilden mit ihren rund 650 Blättern die Hauptgruppe der nach Ziel und Ausführung gleichartigen Ver=



Lothringer Büfett. Achtzehntes Jahrhundert.
(„Volkstümliche Kunst in Elsaß-Lothringen." Verlag von Paul Neff in Eßlingen a. N.)

die künstlerische Eigenheit des Malers beigegeben, jedes Heft führt außerdem eine zusammenhängende Kunstschau.

Eine Frau mußte kommen, um mit solchem sittlichen Ernst, solcher unerbittlichen Wahrhaftigkeit, solcher Strenge und Wucht das alltägliche Leben der Armen und Elenden unsrer Tage darzustellen, wie es Käthe Kollwitz getan hat (Kollwitz-Mappe, herausgegeben vom „Kunstwart" bei Callwey in München: 15 Reproduktionen in Tiefdruck und ein Bildnis der Künstlerin; in fester Pappmappe 5 M.). Tief aus dem Leid der Menschen und tief aus dem knirschenden Titanentrotz gegen das Schicksal sind die Schöpfungen dieser Radiererin geboren. Nur wer eine solch meisterhafte Technik sein eigen nennt, wie sie, kann das künstlerische Erleben gewaltiger Eindrücke auch im fertigen Werke so überzeugend geben. Sie schreitet Schulter an Schulter mit dem Gerhart Hauptmann der historisch-sozialen Dramen. Ihr „Weberaufstand" und ihre Komposition „Zur Waffenkammer" sind voll düsterer Kraft und doch wieder lichter Menschlichkeit. Käthe Kollwitz gestaltet mit ihrem naturalistischen Sehen weit über Naturalistisches hinaus, sie erlebt auch das unwirkliche Wahre. So entstehen Gebilde, die zwar alle von Not, Elend, Unterdrückung und Aufruhr erzählen oder gar mit gellender Anklagestimme zur Rache und Vergeltung aufrufen, aber als Phantasiegesichte an sich nur wenig ihresgleichen haben. Über dem Leid der Einzelnen und Vielen ragen diese Schöpfungen als Ewigkeitssymbole des Menschenwehs. Waren bisher die Schöpfungen der Kollwitz infolge der für Originalradierungen hohen Preise nicht jedem erschwinglich, so macht es jetzt die Kunstwartmappe möglich, daß die Kunst dieser Radiererin überall durchdringen kann, zumal da das hier angewandte Tiefdruckverfahren auch den technischen Reiz der Radierung festhält.

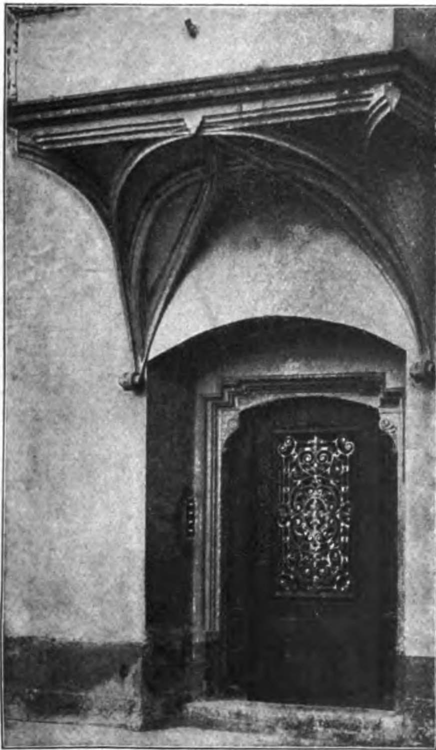
öffentlichungen des Leipziger Kunstverlages: alle wollen sie eine große Enzyklopädie der Malerei, eine Art von Universalpinakothek aufbauen, und zwar in farbigen, möglichst originalgetreuen Wiedergaben. Nicht ohne Berechtigung hat man hervorgehoben, daß bei der Unmöglichkeit, auch nur die bedeutenderen Gemäldesammlungen alle zu besuchen, diese Blätter einen höchst erwünschten Ersatz bieten. In der Mannigfaltigkeit wird eher zuviel als zuwenig getan: Feuerbach, Knaus, Ballestieri, Artz dicht nebeneinander — das ist der „Buntheit" übergenug. Freilich, es handelt sich um die „Malerei der Gegenwart"... Die auf Schauen und „Hineinsehen" gegründete Wirkung der Sammlung erhält durch einen zwiefachen Text Vertiefung und Anregung. Jedem Einzelbilde ist je eine Anleitung zum Verständnis des Gemäldes nebst biographischen Mitteilungen über

Die Arbeiten der Käthe Kollwitz sind längst vielbegehrte Sammelobjekte geworden. 1903 erschien in der Zeitschrift „Die graphischen Künste" ein Aufsatz von Max Lehrs, der ein Verzeichnis von fünfzig ihrer Arbeiten aus dem Zeitraum von 1890 bis 1902 veröffentlichte. Seitdem sind weit über doppelt soviel neue Arbeiten hinzugekommen, und die wachsende Sammeltätigkeit hat manches ältere Blatt der Vergessenheit entrissen. So rechtfertigt es sich, die große Anzahl der vorliegenden Arbeiten, die zum Teil schon heute sehr selten geworden sind, in einem

beschreibenden und illustrierten Kataloge zu registrieren. Das hat jetzt Dr. Johannes Sievers mit all der Sorgfalt und Akkuratesse getan, die wir von einem geschulten Kunstgelehrten nur verlangen dürfen („Die Radierungen und Steindrucke von K. K." Dresden, Herm. Holst). Dieser Katalog wird hinfort dem Sammler eine feste Grundlage für seine Arbeit bieten und zugleich auch dem Fernstehenden mit seinem umfassenden Abbildungsmaterial einen Überblick über die Entwicklung der jetzt sechsundvierzig Jahre alten Künstlerin gewähren.

Der Kunstwartverlag von Georg D. W. Callwey in München hat dem Andenken des Schweizer Malers und Radierers Albert Welti eine Mappe mit Reproduktionen seiner Radierungen gewidmet. Durch den Graphiker Welti kommt man vielleicht wirklich am ehesten zu dieser so eigenwüchsigen Erscheinung der modernen Kunst, die so ganz Persönlichkeit war. Es ist viel „Gelegenheitskunst" darunter, aber diese gerade ist wie geschaffen, uns mit diesem Phantasiereichen bekannt zu machen. Wir kommen auf die Mappe zurück, sobald in diesen Heften, was beabsichtigt ist, ein eigner Aufsatz über Welti erscheint. Einstweilen empfehlen wir sie als bisher beste Einführung in Weltis Werk und auch in sein Leben,


Colmar: Kaufhaus. Um 1480.
(„Volkstümliche Kunst in Elsaß-Lothringen." Verlag von Paul Neff in Eßlingen a. N.)


Straßburg: Erkerkonsole. 1575.
(„Volkstümliche Kunst in Elsaß-Lothringen." Verlag von Paul Neff in Eßlingen a. N.)

denn die Mappe wird von einer Biographie (von Leopold Weber, einem Freunde des Künstlers) begleitet.

Zwei grundverschiedene Bildermappen zweier zeitgenössischer Künstler hat Albert Langen in München, der „Simplizissimus"-Verlag, herausgebracht. Da ist zunächst Rudolf Sieck, der süddeutsche Landschafter, dessen feine, manchmal überfeine, aber immer liebenswürdige Kunst uns in Landschaften schon so viel Anmutiges geschenkt hat. Hier kommt er mit 24 Blatt farbiger Zeichnungen. Sie führen, dem Titel des Buches entsprechend, den Betrachter „Von Lichtmeß bis Dreikönig", das heißt durch alle Veränderungen der Natur innerhalb eines Jahreslaufs. Mögen diesem Künstler die Erhabenheiten der Natur verschlossen sein, für ihre Lieblichkeiten und Intimitäten hat er ein desto offeneres Auge und eine desto feinere Hand. Dr. Owlglaß, der bekannte „Simplizissimus"-Poet, hat zu den Bildern Begleitgedichte geschrieben, die sich der Sieckschen Art in Form und Stimmung gut anpassen. — Und nun nach Sieck Heinrich Kley, nach dem andächtigen Adoranten der sarkastische Satiriker, der das Menschengeschlecht am liebsten in der Gestalt von allerhand bald wilderen, bald zahmeren Bestien sieht. „Leut' und Viecher" nennt er denn auch sein mit 40 Federzeichnungen ausgestattetes Album. Seine Art erkennt man nun ja mittlerweile auf den ersten Blick und schon ganz von weitem. Überraschungen gibt es dennoch bei ihm in Hülle und Fülle, dafür sorgt schon seine rege Phantasiekraft, die sich so bald nicht mattsetzen läßt. Dabei ist er hier mannigfaltiger auch in seiner Technik: Fertiges, bis zum

letzten Ausgeschöpftes steht friedlich neben nur genial Angedeutetem.

Zur Kunst soll oder muß wohl auch das Querfolio-Album gerechnet werden, das auf 20 farbigen Bildtafeln „Deutschland in Waffen" zeigt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 5 M.), und das durch eine Einleitung sowie einen kurzen Sonderbeitrag des deutschen Kronprinzen eine besondere Bedeutung erhalten hat. Es deshalb als „sein" Buch zu bezeichnen, wie man es bei dem vor Jahresfrist erschienenen Jagdbuch tun durfte, geht nicht an. Und das ist gut. Denn weder die farbigen Darstellungen der verschiedenen Waffengattungen in ihrer militärischen Tätigkeit sind durchweg repräsentativ, noch beweisen die Texte jene Vereinigung von fachmännischen Kenntnissen und schriftstellerischer Darstellungskunst, die man bei so hoher Protektion wünschen und erwarten möchte. Auch die Ausstattung und namentlich die Druckleistung stehen nicht auf der Höhe dessen, was in dieser Art heute ohne große Anstrengungen möglich ist. —

Die nordische Malerei der Gegenwart hat bei uns hinter der Literatur des Landes an Interesse lange zurückstehen müssen. Jetzt bemüht man sich desto eifriger, sie uns nahezubringen; wir erinnern nur an die große schwedische Ausstellung, die im Herbst 1910 das Berliner Sezessionshaus veranstaltete. Einen guten Überblick über die norwegische Malerei im neunzehnten Jahrhundert (1840 bis 1900), die Namen wie Edvard Munch, Fritz Thaulow, Gerhard Munthe, Holmboe und Werenskiold aufweist, zugleich mit vielen in großen Formaten wiedergegebenen Abbildungen, vermittelt uns ein bei Klinckhardt & Biermann erschienenes Heft, für das der Text von Andreas Aubert aus dem Nordischen übernommen ist (geh. 5 M.).

Das Beste der zeitgenössischen schwedischen Malerei ist Volks- und Landschaftskunst, und so hat es seine innere Berechtigung, wenn Carl Laurin bei Albert Bonier in Leipzig ein zum größten Teil farbig illustriertes Heft mit dem Titel „Schweden im Auge des Künstlers" erscheinen läßt. Da finden wir denn alle die Künstler wieder, die vor einigen Jahren an dieser Stelle Ernst Heilborn in seinem Aufsatz „Schwedische Landschaft und Landschaftsmalerei" und später Diez in der Rubrik „Die bildenden Künste" gewürdigt hat: Prinz Eugen, den liebenswürdigen Bruder des schwedischen Königs, Liljefors, Bergh, Nordström, Engström und andre; vor allem aber sind es zwei Künstler, die die Illustrationen beherrschen: Karl Larsson und Anders Zorn, die beide mehr in das Volksleben übergreifen und deren saftige Koloristik an den farbigen Volkstrachten Schwedens eine fette Weide findet. Wer das Land Schweden einmal liebgewonnen hat, wird sich dieses Heft gern in den Erinnerungsschrein stellen.

Den Jäger sowie auch den Kunstliebhaber muß gleichermaßen die Mappe entzücken, die 32 Tiermalereien von Bruno Liljefors vereinigt (erläuternder Text von Servaes; ebenda; geb. 20 M.). Das nenn' ich Tier-Beobachtung und



Sofaecke eines Herrenzimmers. Entw. von Prof. Rich. Berndl, München. Aus Alex. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur"; Band II: Herrenzimmer.)



Bücherschrank. Entw. von J. A. Campbell.
(Aus Alex. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur"; Band II: Herrenzimmer.)

Tier-Erfassung! Und dabei welche malerischen Schönheiten! Wie selten gibt es Bücher mit solchen Bildern, denen das kunstverständige Auge und der sachkundige Blick des Jägersmannes gleichen Beifall zollen darf! Das macht, dieser Maler ist selbst ein leidenschaftlicher Jäger und intimer Naturfreund; er hat die Gabe zu sehen und darzustellen in einem empfangen. Und er ist in Ried und Schilf ebenso bewandert wie in Wald und Flur; einen Schneehasen weiß er ebenso lebendig zu erfassen und zu gestalten wie ein paar Schwäne oder einen Strich wilder Enten. Dabei sind die farbigen Wiedergaben, alle in großem Format, über jedes Lob erhaben ausgefallen.

Heimatbücher der Menschheit nennt sich eine neue Sammlung illustrierter Werke in Groß-Quart, die auf verborgene Schönheiten der Natur aufmerksam machen will, um namentlich die kulturmüden Großstädter neu zu ihnen hinzuleiten (Goslar, Nordwestdeutscher Kunstverlag; geb. je 5 M.). Das erste, was geboten wird, sind Stimmungsbilder aus der Heide und dem Moor, je in 50 Bildern und 12 größeren Kunstbeilagen gezeigt. Es sind Naturaufnahmen, mit denen da gearbeitet wird, aber Künstleraugen haben diese Bilder gesehen und den Ausschnitt aus der Umgebung für sie bestimmt: so sprechen sie auch mit Künstlerzungen zu uns und ziehen uns mit sanfter Beredsamkeit in den Bann ihrer wohltuenden, Geist und Gemüt zur Feiertagsruhe bringenden Stimmung. Wir kennen ja manches dieser Art von den Gemälden und Studien der Worpsweder her; nur daß hier noch eine viel größere Mannigfaltigkeit in den Motiven herrscht, und daß sich zu den silbernen Birkensäumen, den dunklen Wacholdersäulen, den grau aufdämmernden Hünengräbern, den aus schwarzem Moorland aufblinkenden Kanälen, den liebevoll belauschten



Eckpartie aus einem Herrenzimmer in Eichenholz. Entw. von Arch. Th. Veil und Gerh. Herms, München.
(Aus Alex. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur"; Band II: Herrenzimmer.)

deutscher Heimatkunst tut sich in diesem Bande auf, und der Herausgeber liefert in seiner Einleitung einen Führer dazu, der, ohne pedantisch zu werden, Einheit und Gruppierung in die zunächst verwirrende Fülle der Gesichte bringt. Von der Mannigfaltigkeit und Bildkraft der Illustrationen mögen die hier eingestreuten Proben Zeugnis ablegen (S. 786—789).

Ja, mehr und mehr erkennt die deutsche Kunstgeschichte die Wichtigkeit der Aufgabe, uns das Auge für die Schönheiten der Heimat zu öffnen und uns namentlich all die stillen, verborgenen Landschafts- und Städtereize sehen zu lassen, an denen wir jahrzehnte- oder jahrhundertelang achtlos vorübergegangen sind. Diesem Bestreben dient eine neue populäre Veröffentlichung des Verlages R. Piper & Ko. in München, die ihr volles Programm im Titel enthüllt: „Die schöne deutsche Stadt". In drei Bänden (geb. je M. 2.80) sollen hier die Stadtschönheiten Süd-, Mittel- und Norddeutschlands gezeigt werden, und schon der erste uns vorliegende Band „Mitteldeutschland" macht uns mit seinen 160 Abbildungen Blatt für Blatt zu entzückten Mitentdeckern überraschender, oft kaum geahnter Herrlichkeiten. Heimatkunde und Heimatliebe finden hier reichliche Nahrung, zumal da der Text von Gustav Wolf es trefflich versteht, den Blick für die einfache harmonische Art mitteldeutscher Städteschönheit zu schärfen und ihn zugleich auf die historischen Zusammenhänge zu lenken.

Interieuren und häuslichen Genreszenen gleich auch poetisch erläuternde Texte aus älteren und neueren Dichtungen gesellen, die die angeschlagene Melodie in uns weiterklingen lassen. In der Komposition von Bild und Text beweist der Herausgeber H. A. Wichmann viel Geschmack und jenen sicheren musikalischen Takt, den solche nicht ungefährliche Zusammenstellung erfordert.

Einer ähnlichen Aufgabe widmet sich ein nur ungleich reicher mit bildlichen Darstellungen ausgestattetes Werk, das Prof. Karl Staatsmann mit Unterstützung des Kaiserlichen Denkmalarchivs in Straßburg bei Neff in Eßlingen erscheinen läßt (geb. 25 M.). In diesem „Volkstümliche Kunst aus Elsaß-Lothringen" betitelten Groß-Oktavbande haben wir in 500 vortrefflichen Abbildungen eine Sammlung aller bemerkenswerten baulichen Motive sowie der schönsten Erzeugnisse des Kunsthandwerks, wie sie die Reichslande namentlich aus dem späteren Mittelalter und vor allem in Straßburg und Metz so reichlich aufweisen. Ein verschwenderischer Formenschatz für jeden Architekten, eine Fundgrube für Kunstgelehrte und ein Lustgarten für alle Freunde

Man sagt wohl nicht mehr zuviel, wenn man behauptet, das markanteste architektonische Merkmal der modernen Großstadt sei nicht mehr ihre Hauptkirche oder ihr Rathaus, sondern vielmehr ihr Hauptwarenhaus. Jedenfalls haben wir hierin dasjenige Sondergebiet der modernen Baukunst, das dem Zeitempfinden am nächsten liegt und für das am ehesten eine natürliche Anteilnahme vorhanden ist. So darf der Versuch des Königlichen Baurats Hans Schliepmann in Berlin, die Entwicklung der Geschäfts- und Warenhäuser in knappen Zügen allgemeinverständlich zu skizzieren, gewiß auf lebhaftes Interesse rechnen. Gern hätte man bei dieser frischen, anregenden und wahrhaft volkstümlichen Darstellung mehr Abbildungen gesehen, aber die Ökonomie der beiden kleinen Göschenbände litt es wohl nicht (Nr. 655 und 656; geb. M. 1.80). Sie werden

auch ohnedies ihre Leser finden und ihre Wirkung tun.

In der Reihe der Veröffentlichungen, mit denen der Verlag von J. J. Weber in Leipzig seit einigen Jahren der Kultur des deutschen Heims zu dienen bemüht ist, bedeutet der kürzlich erschienene, von Prof. Dr. Erich Haenel und Baurat Prof. Heinrich Tscharmann bearbeitete Band „Das Mietwohnhaus der Neuzeit“ (mit 200 Abbild., Grundrissen, Lageplänen und 16 farbigen Tafeln; geb. 10 M.) nicht die vornehmste, wohl aber die nötigste und wichtigste Publikation. Die Wohnung der Großstadt ist nun mal das Mietwohnhaus, das Massenmietwohnhaus, und wir treiben Donquijoterien, wenn wir bei den Bemühungen um eine neuzeitliche zugleich geschmackvolle und gesundheitliche Wohnungskultur daran vorübersehen. Das heißt weiter: daß es heute keinen feineren Prüfstein für die Tüchtigkeit eines Architekten gibt als den Bau eines Mietwohnhauses, dieses fast gänzlich traditionslosen Kindes der Gegenwart, lange „Stiefkindes der Architektur“. Diese Aufgabe ist bereits von vielen Seiten her mit Lust, Energie und Geschick in Angriff genommen, wie die praktischen Bilderbeispiele zeigen, die die Verfasser für das neuzeitliche Mietwohnhaus aus allen Gauen Deutschlands haben sammeln können. Unsre Zeit ist dabei — nach diesem Buche kann man es nicht mehr leugnen —, sich selber, ihrer eigentümlichen Art und Gerechtigkeit ein eignes Gehäuse zu schaffen. Bei den praktischen Zielen der Weberschen Veröffentlichungen versteht es sich von selbst, daß auch dieser Band, aus dem wir eine Anzahl von Proben wiedergeben, so zusammengestellt und geordnet ist, daß er dem Bauherrn und Architekten, aber auch dem Mieter ein unmittelbarer Berater bei der Überwindung ihrer Schwierigkeiten und der Beantwortung von hundert diffizilen Einzelfragen ist. Denn was die Bilder nicht sagen, sagt der Text, in dem Haenel mehr historisch, Tscharmann unmittelbar praktisch beratend verfährt. Bei dieser Methode kann auch der unkundigste Laie einen Grundriß lesen, und die Formensprache dessen, was hier empfohlen wird, ist so überzeugend aus sich selber, daß jeder sich bald damit befreunden muß.



Schreibschrank mit Regal. Entw. von Arch. C. Witzmann. (Aus Alex. Kochs „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur“; Band II: Herrenzimmer.)

Für die Verbreitung und Popularisierung eines guten modernen Interieurgeschmacks hat kein deutscher Kunstverlag solche Verdienste wie der von Alexander Koch in Darmstadt, bei dem die „Dekorative Kunst“ erscheint. Auch neuerdings wieder hat Koch diesen Ruf gerechtfertigt durch das „Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur“, das veranlaßt worden ist durch den vielfach geäußerten Wunsch nach einer knapp zusammengefaßten Gruppenübersicht über die wertvollsten und dauerhaftesten Errungenschaften der Raum- und Einrichtungskunst der letzten Jahre. Mit strenger Kritik und sicherem Geschmack hat Koch aus dem umfassenden Material, das ihm zu Gebote steht, das Zweckmäßigste, Behaglichste und Schönste ausgewählt, um zunächst einmal einen Musterband für Schlafzimmer und alles, was dazugehört, zusammenzustellen. Dankbar ist dabei anzuerkennen, daß dieser Musterband (geb. 10 M.) aus den Regionen des Luxus auch zu der Bescheidenheit gut bürgerlicher Verhältnisse herabsteigt. Er bringt auf 180 Seiten mehr als 300 Gesamt- und Einzelabbildungen. Weiter ist dann ein besonderer Band „Herrenzimmer“ erschienen, ebenso reichhaltig und instruktiv ausgestattet. Er berücksichtigt hauptsächlich die Bedürfnisse des Mittelstandes, nimmt aber auch auf

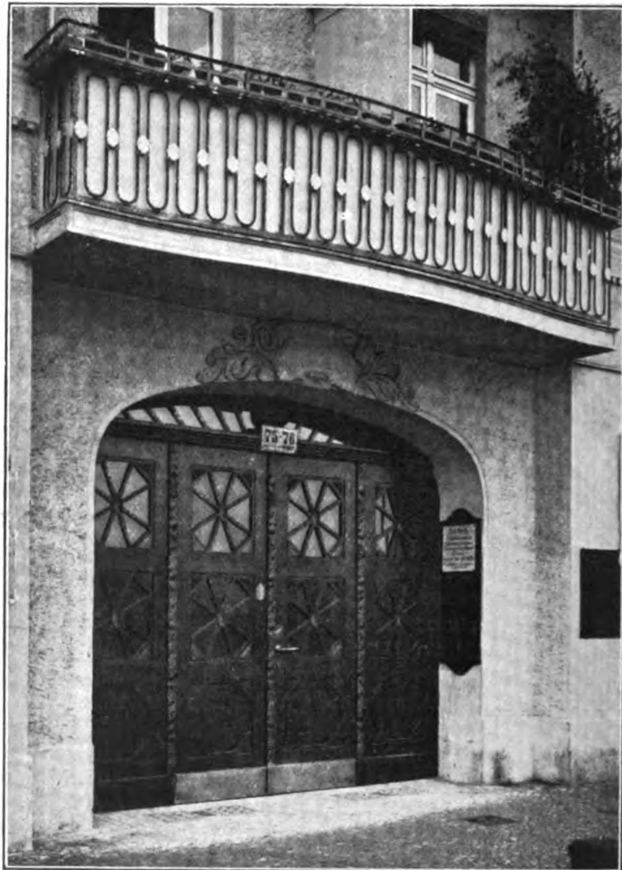


Hessemer & Schmidt, München: Wohnhausgruppe in Landsberg a. L., erbaut 1905.
(„Das Mietwohnhaus der Neuzeit" von Haenel und Tscharmann; Leipzig, Verlag von J. J. Weber.)

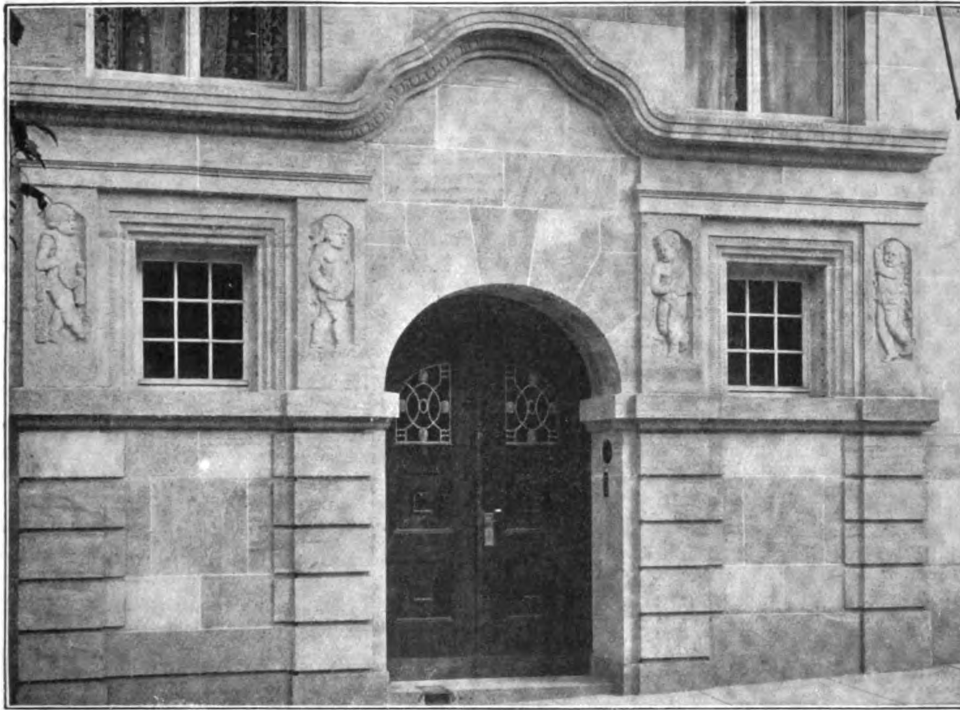
die Wohnungsbedürfnisse des Wohlhabenderen und im Einzelhause gebührende Rücksicht, immer mit der Erwägung, daß der Hausherr gerade bei der gesteigerten beruflichen und gesellschaftlichen Inanspruchnahme in unsern Tagen mehr denn je eines der Unruhe des Familienlebens entzogenen Aufenthalts, eines Raumes zu gesammelter Arbeit oder ungestörter Erholung bedarf. Von den Abbildungen, die zum Teil äußerst splendid ausgeführt sind, geben unsre Bildproben nur eine bescheidene Vorstellung, da wir uns auf die kleineren Formate beschränken mußten (S. 790—793).

Zum Bauen nach eigner Lust kommen nur die wenigsten, und man muß dankbar sein, wenn man sich in seinen vier Wänden so einrichten kann, wie es der eigne Geschmack verlangt. Diesen Geschmack zu läutern und zu zeigen, wie die Unschönheiten vieler großstädtischer Mietwohnungen zu mildern sind, dient ein bescheidenes Bändchen aus Reclams Universalbibliothek (Nr. 5156; geb. 60 Pf.) von Jos. Aug. Lux, das sogar ein paar Abbildungen bringt. Für höhere Ansprüche mag man das von demselben Verfasser in Gemeinschaft mit Max Warnatsch bearbeitete Buch „Die Stadtwohnung" kaufen (Charlottenburg, Schillerbuchhandlung), einen Ratgeber, wie man sich praktisch, schön und preiswert einrichtet, ein Buch, das von der Zimmereinteilung und den Möbeln bis zur Hausbücherei und zum Wandschmuck nichts unbesprochen läßt, was zur Behaglichkeit unsers Hausens in der Stadtwohnung beitragen kann, wenn ein fein empfindendes Auge und eine geschickte Hand darüber walten.

Gründlicher und praktischer noch als Lux faßt Dr.-Ing. Paul Klopfer dasselbe Thema an. „Wie baue ich mein Haus, und wie beschaffe ich mir eine gediegene Wohnungseinrichtung?" fragt er sich und schafft mit der durch reichliche Abbildungen illustrierten, liebevoll eingehenden Antwort darauf ein unmittelbar nutzbares Buch für Bauherren und alle die, die sich eine Wohnung



Walther Koeppen, Berlin: Hauseingang der Posadowsky-Häuser in Pankow bei Berlin.
(„Das Mietwohnhaus der Neuzeit" von Haenel und Tscharmann; Leipzig, Verlag von J. J. Weber.)



Hermann Jaeger und Hans Streit, Stuttgart: Eingangsportal zu einem Mietwohnhaus in der Bismarckstraße in Stuttgart, erbaut 1906.
(„Das Mietwohnhaus der Neuzeit" von Haenel und Tscharmann; Leipzig, Verlag von J. J. Weber.)

nach dem neuen Geschmack unsrer Zeit einrichten wollen, auch wenn sie nur zur Miete wohnen und über nur bescheidene Mittel verfügen (Stuttgart, Meyer-Ilschen). In demselben Verlage und in ähnlicher Ausstattung gibt die Stuttgarter Beratungsstelle für Gartenbau, eine höchst verdienstvolle Geschmacksbehörde, einen Ratgeber für volkstümliche Grabmalkunst und Friedhofgestaltung heraus. Da wird uns von Berz-Schilling und seinem Illustrator Löther der alte Kirchhof in der Stadt und auf dem Lande mit seinen naiven, fast immer aber geschmackvollen Schmuckstücken gezeigt, zugleich aber an guten Beispielen erläutert, wie wir auf dem Boden alter Heimatkunst oder auch auf selbständigen Bahnen zu einer neuen und würdigen Friedhofgestaltung gelangen können. H. L.

Literarische Notizen

Das Erstarken des sozialen Bewußtseins hat dazu geführt, daß man den Samariterdienst nicht mehr wie früher als bloßen Akt menschlicher Barmherzigkeit, sondern als soziale Pflicht betrachtet, als Pflicht, in deren Dienst sich hauptsächlich die großen Gemeinwesen oder wohltätige Vereine stellen, der aber auch der Einzelne sich schon der schönen Tugend werktätiger Nächstenliebe wegen nicht entziehen sollte. All denen, die sich über die Forderungen eines wirksamen Samariterdienstes unterrichten möchten, bietet sich als brauchbarer Lehrmeister der soeben erschienene „Leitfaden der ersten Hilfe" von Dr. J. Lamberg an (Urban & Schwarzenberg, Wien), der in anschaulicher und durch ein reiches Abbildungsmaterial trefflich unterstützter Darstellung all das enthält, was der Laie von der ersten Hilfe bei plötzlichen Erkrankungen wissen muß, wenn er helfend und rettend eingreifen will. Das Buch ist auch ein praktischer Ratgeber für jede Familie, schon des Schlußabschnittes über häusliche Krankenpflege wegen, der viele nützliche Winke und Anleitungen bietet.

*

Das von Hedwig Reich herausgegebene, im k. k. Schulbuchverlag (Wien I) erschienene „Handbuch für Mütter" will jungen Müttern ein Ratgeber in allen Fragen sein, die Pflege, Erziehung und Beschäftigung der Kinder betreffen. Es enthält einen ärztlichen Beitrag über Körper- und Geistespflege des Kindes von Dr. Maly, Abschnitte über Erziehungslehre, Spiel und Spielzeug, Haushaltungskunde, das Anfertigen von Kinderwäsche und Kinderkleidchen, von Puppen und verschiedenen Spielsachen, sowie eine Sammlung passender Gedichte, Wünsche und Erzäh-

lungen, sogar eine kleine Liedersammlung in Notenstich. Ein besonderer Vorzug des reich illustrierten Buches ist seine klare, leichtfaßliche Behandlung des Stoffes.

*

Mit einem „Taschenlexikon für Klavierspieler“ (Leipzig, Kahnt Nachf.) hat Walther Niemann ein ergänzendes Nachschlagewerkchen zu seinem in demselben Verlage erschienenen „Klavierbuch“ geliefert. Der Zweck dieses neuen Büchleins ist, den Klavierspieler von Beruf und Liebhaberei in prägnantester und knappster, doch durchaus selbständiger und überall auf eigner Anschauung beruhender Form über alles das zu unterrichten, was seine engere Kunst angeht: linguistisch (italienische Aussprache, Fremdwörter), sachlich-historisch (Sachlexikon), theoretisch (kleine musikalische Elementarlehre) und biographisch (Lexikon aller wichtigeren Klavierkomponisten, -spieler, -schriftsteller usw.). Gerade dieser biographische Teil möchte dem Bändchen seine Eigenart auch dadurch verleihen, daß er breiter selbst als Niemanns bekanntes Buch für das engere Gebiet der Klaviermusik die Gegenwart berücksichtigt und auf direkte Auskünfte zurückgeht. Die Verbindung von Fremdwörter-, Sach- und Tonkünstlerlexikon ist hier zum erstenmal auf die Klaviermusik angewendet worden.

*

Mittlerweile dürfen wir anfangen, uns unsrer bibliophilen Bestrebungen ehrlich zu freuen. Die Kinderkrankheiten scheinen überwunden, der Geschmack scheint in jene ruhigen, soliden Bahnen eingelenkt zu sein, die uns allein, wollen wir nicht ewig in der bedientenhaften Nachahmung fremder Kulturen steckenbleiben, zu frommen vermag. Gott sei Dank: mit snobistischen Manieren, hat sich ergeben, ist in Deutschland auf die Dauer kein Geschäft zu machen. Zu den tüchtigen, gediegenen und deshalb gut deutschen Grundsätzen einer schönen, edlen Druckarbeit bekennt sich augenscheinlich trotz ihrem antiken Namen die Ganymedes-Presse, die K. Grimm und Hugo Hartmann vor kurzem in Schwarzenberg i. Sa. eröffnet haben. Würde sie es sonst wagen, ihr Unternehmen mit einem Edeldruck von Körners „Leier und Schwert“ zu eröffnen? Der nahende hundertste Todestag vaterländischer Helden war bisher für unsre Bibliophilen selten nur Anlaß zu so schönen und kostbaren Neuausgaben. Geschmack und künstlerische Eigenart, vor allem aber Qualität im Material und in der Arbeit beherrschen den in goldgeprägtes grünes Leder oder Halbpergament gebundenen, in einer neuen kräftigen Antiqua (die deshalb nicht weniger gut deutsch ist) zweifarbig auf handgeschöpftem Van-Gelder-Büttenpapier gedruckten Band. Welcher Bücherliebhaber möchte nicht gern dieses feurigste und jugendhellste Denkmal der vaterländischen Sangesfreude von 1813 in seiner Bibliothek haben?

*

Was uns lange gefehlt hat und wonach wir von lesefreudigen und literaturbeflissenen Leuten, namentlich jungen, die sich irgendwo mit ihren Studien ansiedeln wollten, oft gefragt worden sind, war eine Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte, ein Leitfaden, der durch das Labyrinth der Bücher hindurchführt und zu Kristallen verdichtet, was aus oft sehr entfernten Ecken und Winkeln heimlich zueinanderstrebt. Ein solches Werk, ein Nutz-, kein Unterhaltungsbuch, hat uns der Wiener Universitätsprofessor und Bibliothekskustos Robert F. Arnold vor einiger Zeit gegeben, und nun es sich uns bei regem Gebrauch als ein hilfreicher Geselle bewährt hat, dürfen wir es auch andern warm empfehlen. Namentlich denen, die sich über einen bestimmten Ausschnitt der Literatur schnell unterrichten oder sich, was wohl noch häufiger vorkommt, innerhalb ihrer Bücherei über irgendein Spezialgebiet eine gut versorgte Sonderbibliothek einrichten wollen (Straßburg, Trübner; geh. 8 M.).

*

Wem ist nicht schon die Schamröte ins Gesicht gestiegen, wenn er auf einem Frühlingsspaziergang plötzlich von seinem Jungen — es kann auch ein Mädchen sein — gefragt wird: „Vater, was ist das für ein Vogel, der da so schön singt?“ und — keine Antwort zu geben weiß! Solche Beschämungen zu verhüten, gibt es jetzt ein vortreffliches Mittel: Dr. Alwin Vogts „Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen“, eine praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesang (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. 3 M.). Da wird der Naturfreund auf eine höchst geschickte und zugleich unterhaltende, mannigfach belehrende Art vertraut gemacht mit den charakteristischen Weisen des Vogelgesangs, gleichviel ob dieser hoch aus den Lüften, aus den Wipfeln der Bäume oder den Büschen und dem Dickicht des Waldes erschallt, ohne daß der Sänger selbst dem Lauscher zu Gesicht kommt. Auf den systematischen, die Sangesweisen unsrer wichtigsten Singvögel behandelnden Teil folgt ein Abschnitt „Ratschläge für Anfänger“, dann ein „Führer zu ornithologischen Ausflügen“ und zum Schluß eine Tabelle zum Bestimmen unsrer Waldvögel nach den Stimmen.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5. Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Albert Schröder: Unterbrochene Arbeit. (Altflandrisches Interieur.)

Aus der Internationalen Kunstausstellung 1913 im Glaspalast zu München.

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 114. II Aug. 1913

Die Heimkehr des Tobias Hug

Erzählung von Kurt Münzer

Die Glorie der Mutter ist meist ein inneres Licht, das ihrem Herzen entströmt. Die Größe und Ewigkeit ihrer Liebe, die Fülle ihrer Güte und die Tiefe ihres Verstehens entrücken sie dem menschlichen Maß; und wo es sich um Glück, Schicksal und Leben ihrer Kinder handelt, braucht man nur sie zu befragen, um ein klares und weises Orakel zu erhalten. Aber bisweilen findet man Mütter, deren Glorie nur geliehen ist, die ein törichtes Mädchentum nicht abzuschütteln wissen und die Bestimmung ihrer Kinder nur einem eignen selbstischen Wunsche anzupassen bemüht sind. Ohne hellseherischen Blick für Wohl und Wehe ihrer Söhne und Töchter zwingen sie den einen in einen Beruf, der ihnen schön dünkt, die andre in eine Ehe mit einem Manne, der ihnen wohlgefällt, und wenn dann eines Tags eine schwere Schuld drohend aufsteht, fühlen sie sich dennoch reinen und schuldlosen Herzens und begreifen das rätselhafte Schicksal nicht. Torheit hält sie befangen, und so arglos beherrscht sie ein gutes Gewissen und ein guter Glaube, daß schließlich auch kein strengster Richter sie schuldig zu sprechen vermöchte. Jedenfalls gibt es Mütter, die das Unglück des eignen Kindes ahnungslos beschwören; und eine solche verblendete Mutter nannte Tobias Hug sein eigen.

Stephan Hug, sein Vater, betrieb am Marktplatz des Städtchens mit bescheidenem Erfolg ein kleines Garderobengeschäft. Er führte eine billige, aber nicht unsolide Ware, und seine Abnehmer waren die kleinen Handwerker, die Arbeiter, die einen Sonntagsrock brauchten, und die Leute vom Lande. Er konnte nicht nur seine Familie, Frau, Tochter und Sohn, gut erhalten, sondern auch noch einen Sparpfennig beiseitelegen; ohne je an die Möglichkeit seines Todes auch nur zu denken, empfand er es doch als ein freundliches Glück, so für die Seinen zu sorgen oder für irgendeinen unbekannten Schicksalsschlag eine Gegenwaffe in Bereitschaft zu halten.

Aber das Leben der Familie ließ sich freundlich und gefahrlos an. Der Vater Hug hantierte mit niemals angefochtenem Gleichmut in seinem Magazin und ward nur zu den Mahlzeiten und am Abend nach Geschäftsschluß im Wohnzimmer gesehen. Die Frau Theodora Hug besorgte tüchtig und sparsam die Wirtschaft, die kleine Benigna und der kleine Tobias gingen artig ihren Schulweg und spielten in der freien Zeit beim Nachbarn Abendschein, dem seine lustige kleine Frau sieben Töchter geschenkt hatte. Ambrosia, die älteste, war gleichaltrig mit Benigna und ein Jahr jünger als Tobias. Sie und der Junge waren die besten

Spielgefährten. Herr Abendschein war Inhaber eines großen Kolonialwarengeschäfts, des größten im Städtchen; er handelte auch mit Wildbret, Obst und Delikatessen, und man sagte ihm nach, daß er unermüdlich Geld zu Geld legte und ganz im stillen ein reicher Mann sei. Aber sieben Töchter erfordern auch einen guten Batzen, und Frau Mariechen Abendschein hat man nie einen Pfennig überflüssig ausgeben sehen.

In beiden Häusern war man mit der Weltordnung zufrieden. Hier wie da herrschte ein bekömmlicher Friede. Das Leben ging einen stillen, gleichmäßigen Gang, und es wäre in seinem ruhigen Gleise geblieben, wenn nicht im Städtchen der Lesezirkel „Harmonia" ein allzu tätiges und bedeutungsvolles Wesen entfaltet hätte.

Dieser Lesezirkel bestand seit Jahrzehnten im Städtchen und hatte nur die Auslese der Bürgerschaft zu Mitgliedern. Aber allwinterlich veranstaltete er einige öffentliche Abende, an denen entweder begabte Kinder der Stadt eigne und fremde Dichtungen feierlich vortrugen oder aber ein bekannter, wenn auch nicht allzu berühmter Schriftsteller, von fernher verschrieben, aus seinen Werken las. Man war stolz darauf im Lesezirkel „Harmonia", daß man vorurteilslos auch das Neueste anerkannte. Das Neue war hier von vornherein genial. Und so lud man eines Winters einen jungen norddeutschen Dichter zu einem Vortragsabend ein, einen kaum flüggen Dichter, der sich durch zwei absonderliche Gedichtbücher schnell einen heiß umstrittenen Namen gemacht hatte. Er nahm hocherfreut an und erschien an einem eisigen Januartage in der Stadt.

Frau Theodora Hug war damals noch ein junges Ding von siebzehn Jahren und lebte allein mit ihrer Mutter, einer verkümmerten Beamtenwitwe. Das Fräulein Theodora, nicht angesehen und nicht hochgestellt genug, um Mitglied der „Harmonia" zu sein, verfehlte doch nicht, den öffentlichen Abenden des Zirkels beizuwohnen. Sie hatte von jeher eine Leidenschaft für alles Poetische und war schon auf der Schule dadurch ausgezeichnet gewesen, daß sie über eine Fülle schön auswendig gelernter Gedichte verfügte. Auch diesem Abend beschloß sie beizuwohnen und machte sich mit ihrer Freundin Mariechen rechtzeitig auf den Weg nach dem Rathaussaal.

Dort saß sie erwartungsvoll in einer der ersten Reihen. Sie hatte von dem jungen Dichter noch nie gehört, aber da er blutjung war und dennoch schon, feierlich eingeladen, hier auftrat, mußte er zweifellos eine besondere Größe sein. Und sie wurde nicht enttäuscht.

Etwas unpünktlich erschien nach einer kleinen Vorrede des Vereinspräsidenten auf dem hellen Podium ein schlanker, bleicher junger Mann. Sein dunkles Haar fiel ihm tief und schwer ins melancholische Auge, ein sanftes Bärtchen beschattete seinen weichen Mund. Er verbeugte sich leicht, lächelte trübe, als verheimlichte er tiefe Schmerzen, lehnte sich müde an das Rednerpult und begann leise, in seltsamer Betonung, gedehnt und monoton seine Gedichte zu sprechen. Die waren nun in der Tat absonderlich und ähnlich noch niemals hier gehört worden. Denn da war die Rede von Eisenbahnen und Autos, von Kaffeehaus und Großstadt, von unverständlichen Gelüsten und unheimlichen Wünschen; nicht mehr auf Wiesen, sondern in weltstädtische Straßen führte der Dichter, nicht in Mansarden, wo Künstler hungern, sondern in goldene Salons, wo exzentrische junge Mädchen kokettieren; nicht das Herz Liebender wurde seziert, sondern die Empfindungswelt etwa eines Nachtportiers oder Straßenbahnschaffners analysiert; der Alltag, das Unschöne, das Unerhörte war hier plötzlich in Form und Reim gebracht, und als unter anderm der Lift in einem modernen Hause besungen wurde, erschauerte das ganze Auditorium und jubelte in höchster Ekstase dem jungen Dichter zu. Das junge Fräulein Theodora war so hingerissen, daß sie Tränen des Entzückens vergoß, ihr Tüchlein schwenkte, abgerissene Worte stammelte und in Verzückung verging.

Fräulein Theodora brachte von diesem Abend nichts als eine Erinnerung mit nach Hause, aber eine unvergängliche und stetig wirkende. Sie war ein hübsches Mädchen, dem es nicht an Freiern fehlte. Aber wen konnte sie erhören, sie, die eines Dichters Bild im Herzen trug? Nun hatte sie ihr Mannesideal, an dem gemessen alle andern Männer versagten. Sie trug ihr süßes Geheimnis mit still verächtlichem Lächeln und würdiger Verschlossenheit. Nicht einmal Mariechen ward eingelassen, vielmehr erbarmungslos verspottet, als sie Herrn Abend-

schein in den Ehestand und den Kolonialwarenladen folgte. Aber auch Theodora war in die Zwanziger gekommen. Sie wußte wohl, daß ihr Traum von einem Manne sich nie erfüllen könnte. Ihr Dichter war für immer entschwunden; sie hatte noch des öfteren in der Leihbibliothek nach ihm gefragt, wo man aber nichts mehr von ihm wußte. Und so dichtete sie ihm einen frühen tragisch-herrlichen Tod an. Und plötzlich begriff sie etwas, erst noch dunkel, dann gewisser: wenn sie selbst auch dieses Mannesideal in Gestalt eines Dichters nicht fand, so mußte sie wenigstens die Mutter eines solchen werden. Sie sperrte ihre schönen Augen daraufhin alsbald auf und besah sich ihre Verheiratungsmöglichkeiten. Ach, da waren lauter simple, bescheidene, vielleicht gott-, aber ihr wenig gefällige Leute, schlichte Kaufleute, kleine Beamte, keiner eines großen Geistes Kind und sicherlich nicht prädestiniert, Vater eines großen Geistes zu werden.

Da starb ihre Mutter, die kümmerliche Witwe, und in ihrer Lebensnot erhörte das stolze Fräulein Theodora den ersten besten. Glücklicherweise war das Herr Stephan Hug, ein schüchterner, freundlicher Mann. In dessen Haus zog sie nun bald nach kurzem Brautstand und wurde ihm eine brave Frau. In der Ehe, die ihr die zwei Kinder brachte, schien sie auch von ihrer stillen Schwärmerei loszukommen; sie fand Arbeit und Pflichten, hielt sich keinerlei Aushilfe, war vielmehr darauf bedacht, ihres Mannes Sparsamkeit zu unterstützen, und freute sich über jeden Batzen, den sie auf die Bank tragen konnte. Aus Sparsamkeitsrücksichten ward auch kaum Verkehr gepflegt. Nur mit Abendscheins gab es ein bescheidenes Hin- und Herüber, das von den Kindern aber eifriger gepflegt wurde. Mariechen Abendschein kam nach anfänglicher jahrelanger Kinderlosigkeit pünktlich Jahr für Jahr mit einem kräftigen Mädchen nieder, bis sie nach dem siebenten energisch haltmachte.

Frau Theodora Hug, so wenig sie es sich nach außen merken ließ, war doch ganz in ihren Traum versenkt. Sie beobachtete ihren Sohn mit leidenschaftlicher Hingabe; jede seiner Äußerungen schien ihr bedeutungsvoll, jede geistige Regung ein Zeichen schlummernden Genies. Sie war im stillen und tiefsten überzeugt, daß in ihm eine herrliche Zukunft schlief. Müßte nicht das Kind einer Frau, die ganz von einem Ideal erfüllt war, diesem Ideale gleichen? Sollten die Gedanken und Wünsche einer Mutter nicht ebensoviel Kraft haben wie Blut und Fleisch? Frau Theodora verabsäumte nichts, besorgte das Haus, kümmerte sich um Mann und Tochter, aber ihr eigentliches Leben war in ihrem Sohn beschlossen. Wann nur, ach, wann würden sich seine Flügel regen, Flügel, die ihn aufhöben und auch sie mittrügen, die sich an ihr Kind klammerte!

Sie durchstöberte heimlich seine Schulbücher, ob sich da nicht irgendwo ein Gedicht, ein heimlich aufgezeichneter Einfall fände. Sie suchte in seinen Schubfächern, ob er nicht irgendwo verschämte Manuskripte verbärge. Aber nichts fand sich. Tobias, ein Junge von zwölf Jahren, schlug sich gerade recht und schlecht durch die Mittelschule. Er lernte ungern und schwer, aber was er einmal erfaßt hatte, haftete in seinem zähen Gedächtnis. Er war weit von allen Hoffnungen seiner Mutter entfernt, seine Gefühle drängten niemals nach poetischer Auslösung, und er sah die Welt durchaus nicht mit besonderen Augen an. Niemals wäre er auf die Idee verfallen, einen Lift zu besingen oder sich in die Seele eines Droschkenkutschers zu versetzen. Sein irdisches Glück war es, im Laden des Herrn Abendschein zu sitzen. Da duftete es herrlich nach allen Köstlichkeiten der Welt. Zimmet und Kaffee, Vanille und Kakao, Orangen und Pfirsiche, die Schätze der Levante, die blühenden Geheimnisse des Orients, das alles hauchte da sein Leben aus. Funkelnde Ordnung herrschte in diesem Wunderreich. Schubladen bargen Mandeln und Rosinen, scharfe und süße Gewürze, auf Glasplatten bauten sich Delikatessen auf, farbige Dosen, Glas- und Porzellankrausen, Würste in Silberpapier, rosige Schinken, gewaltige Fleischkäse. Rehe und Hasen schwankten im Raum, ein furchtbares Wildschwein dräute am Eingang, ein glühender Haufen Paprika verschönte das Schaufenster, und neben der Tür bimmelte lautlos eine Riesentraube Bananen. Hier konnte Tobias viele Stunden lang irgendwo versteckt kauern, übersehen oder freundlich geduldet, und dem Kundenverkehr zuschauen oder einfach der köstlichen Atmosphäre sich hingeben. Wenn er sich ein unerträglich schönes Geschick ausmalen wollte, so versetzte er sich als tätig und besitzend in diesen duftenden Laden und sah sich darin

als Herrn und Verkäufer zugleich walten, und es war ihm seine erste Wollust, sich vorzustellen, wie er unter diesen feinen und sauberen Dingen hantierte, sie abwog und säuberlich einpackte, ordnete und ergänzte. Ja, er war ein ganz gewöhnlicher Bub mit Alltagsidealen, anspruchslos und einfältig; er hätte sich nie träumen lassen, daß er zu welterschütternden Taten ausersehen sei.

Mit ein paar Schulkameraden unterhielt er eine bescheidene Verbindung, die über gelegentliche Raufereien und Spaziergänge nicht hinausging. Eigentliche Freunde hatte er nicht, denn er war in allen Dingen ein wenig indolent. Nur die kleine Ambrosia Abendschein näherte sich ihm zutraulicher; er war für sie eine Respektsperson, der sie dennoch mehr als Achtung entgegenbrachte; sie war sogar regelrecht in ihn verliebt, ohne es sich je merken zu lassen. Manchmal, wenn er von ihr in den geliebten Laden entwich, konnte sie traurig und bekümmert sein; ja, sie liebte Benigna Hug nur, weil sie seine Schwester war. In seine Taschen steckte sie heimlich Rosinen und Mandeln, die sie für ihn stahl. Für sich selbst hätte sie niemals etwas heimlich entwendet. Aber, elfjährig, wurde sie schon für ihre Liebe zur kleinen Verbrecherin. Im Schlaf lag sie oft mit schmerzlichem und zornigem Ausdruck. Wenn dann Frau Mariechen ihre Sieben im Schlaf kontrollieren kam, blieb sie gedankenvoll an Ambrosias Bettchen stehen, winkte ihren Mann leise herbei und flüsterte: „Du, Vater, sieh sie dir mal an. Die wird sich das Leben schwer machen. Selbst im Schlaf kommt sie von ihren Sorgen nicht los. Und was kann sie heut' schon für Sorgen haben?" Aber Papa Abendschein war nicht so zukunftsbang.

Und wirklich schwebte über der jungen Ambrosia der Kummer, denn der kleine Tobias Hug tat unversehens und ahnungslos den ersten Schritt in seine an Irrungen reiche Zukunft. Er hatte wegen einer Erkältung ein paar Tage im Hause bleiben müssen und sich in dieser Zeit heftig nach dem duftenden Nachbarladen gesehnt. Von seinem Fenster aus sah er über den stillen Markt gerade hinüber nach dem Abendscheinschen Eckhaus, wo das Ladenfenster blinkte und schillerte. Er fühlte sich bedrückt, der Kopf war ihm benommen, ein leichtes Fieber erhöhte seine Gedanken. Nichts als Stille war um ihn, und Stille war draußen. Seine Mutter hatte ihm ein altes Gedichtbuch gebracht, und er las darin, nur halb aufmerksam. Denn er hörte eine Lokomotive pfeifen, die über den Seedamm fuhr, er verfolgte die Möwen, die an dem kalten Tage vom Hafenplatz bis auf den Markt geflogen kamen. Und auf einmal rührte sich etwas in seinem Kopf, ein wunderliches Wesen begann in ihm zu schalten, ihn zu beunruhigen, er griff nach Papier und Feder, und ohne sich selbst ganz klar über diesen Vorgang zu sein, sah er da plötzlich ein paar Zeilen stehen, so etwas wie ein Gedicht, ein unbeholfenes Gereimsel verschwommenen Inhalts, hier und da anklingend an das eben Gelesene. Der Junge lachte auf, las es lachend durch und ließ es liegen.

Am selben Abend aber fand Frau Theodora dieses Gedicht. Sie glaubte, ihr Herz setzte aus. Eine Feuerquelle durchfloß sie, Schwindel packte sie, ihr Blut gerann, ein Blitz durchzuckte sie. An diesem Abend sprach sie kaum ein Wort. Diese stets gehoffte und in ihrer Plötzlichkeit doch so unverhoffte Erfüllung ihres ganzen Lebens schlug sie mit Stummheit. Ihr Glück war wortlos. Aber zum Gutenacht umarmte sie ihren Sohn wie noch nie. Sie empfand eine Liebe zu ihm, die sie fast schmerzte. Zum erstenmal wohl war sie ganz von Mutterglück durchglüht. Ihr Mann hatte seinen Kegelabend. Als die Kinder schliefen, war sie ganz allein in der stillen Wohnung. Sie hielt die Tür offen, hinter der Tobias schlief, und seine fieberlauten Atemzüge umwogten sie wie himmlische Musik. Sie ging leise in der Stube auf und nieder, stundenlang, und träumte. Sie sah sich im Rathaussaal sitzen, in der ersten Reihe, und auf das Podium trat ihr Sohn und las aus seinen Büchern vor. Nun war sie die stolzeste und gerühmteste Frau der Stadt. Ihres Sohnes Name ging durch die Welt, stand in Journalen und Büchern und auf Theaterzetteln. Es war ihr Sohn und sein Ruhm der ihre. Denn aus ihrem Schoß, aus ihren Wünschen und Gebeten war dieser Mann hervorgegangen. Sie träumte strahlende Triumphe, sah ihre Stube zur Welt geweitet; die Atemzüge des Schläfers waren das Rauschen und Brausen der Menge, die seinen Werken lauschte. Sie sah ihn selbst, schlank, blaß und fein, das dunkle Haar in die weiße

Stirn hängend, die schmalen Hände auf seinen schönen Büchern liegend. Die edelsten Frauen huldigten ihm, und große Männer schenkten ihm ihre Freundschaft.

Es wurde kalt in der Stube, der Frost klirrte am Fenster, aber Frau Theodora schwebte in glühenden Himmeln. In dieser Nacht kostete sie alles Glück von Mutterstolz und -eitelkeit, die ganze Zukunft nahm sie schwelgend und beseligt voraus; es hätte ihr zum Erleben wohl nichts mehr übrigbleiben dürfen. Als sie zu Bett ging, war sie nicht schlafensmüde, aber entkräftet, als hätte sie den arbeitsschwersten Tag hinter sich. Von den Erschütterungen ihrer Seele schmerzte sie auch ihr Körper. Wie zerbrochen lag sie da nach völlig ausgekostetem Glück, nach berauschenden Opiumträumen. Jahrelanges Erleben hätte sie nicht so erschöpfen können wie dieses in einen Abend zusammengepreßte Genießen ihres erfüllten Ideals. Aber schlafen konnte sie noch nicht, sie mußte ihren Mann erwarten und mit ihm noch in derselben Nacht sprechen. Es galt, keinen Tag zu verlieren.

Als Stephan Hug nach Hause kam, müde, durchfroren von dem kalten Seewind, saß seine Frau aufrecht im Bett und begann alsbald mit einer großen Rede. Sie brauchte nicht mehr mit ihm Rat zu pflegen, sondern konnte ohne Verzug einen fertigen Plan entwickeln. Jetzt zeigte es sich, wie sie in aller Heimlichkeit ihre Idee ausgebaut hatte und es nur eines Anstoßes bedurfte, um ihre Absichten zu enthüllen. Sie wies dem erstaunten und urteilslosen Manne das Gedicht des Tobias. Es genügte ihr, daß der Junge überhaupt auf einen jenseit des Alltäglichen liegenden Einfall gekommen war. Daß er überhaupt den Drang zu einer poetischen Entäußerung seiner Persönlichkeit spürte, war genug Zeichen eines schlummernden Genies. Auf die Güte und Originalität des Geleisteten kam es nicht an, auch verstand sie sich darauf durchaus nicht. Herr Hug, der vor seiner Frau, die er oft über ihm unverständlichen und langweiligen Büchern betroffen hatte, einen starken geistigen Respekt hatte, saß still, geduckt und ein wenig ängstlich auf seiner Bettkante und sah die Frau Theodora halb bewundernd, halb eingeschüchtert an.

Nun gelte es zu zeigen, sagte diese, daß man verständig, weitdenkend und großgesinnt sei. Was man in langen Jahren mühevoll erspart habe, müsse nun einem hohen Zwecke dienen. Tobias nämlich sei sofort von der Mittelschule zu nehmen und in ein Gymnasium zu stecken. Bei einem Hauslehrer müsse er das lateinische Pensum nachholen und dann Ostern in der Hauptstadt eingeschult werden, da ja das Heimatstädtchen über keine humanistische Lehranstalt verfügte. Man dürfe kein materielles Opfer scheuen, die Zukunft des Sohnes sei mehr wert als die behagliche Gegenwart der Eltern. Denn in ihm schlummere ein Genius, den freizumachen höchstes Gesetz wäre. Ihrer aller Existenz gewänne dadurch höhere Bedeutung. Daß ein Kind von zwölf Jahren sich gedrängt fühle, sich poetisch zu äußern, sei ein unverkennbares Zeichen. Gott sei Dank, daß sie eine einsichtsvolle und geistig weitblickende Mutter sei. Sie komme dem Schicksal zu Hilfe; hellseherisch ahne sie eine glänzende Zukunft.

Herr Hug hörte beängstigt zu; vielleicht verstand er nicht einmal alles. Aber er sagte ja und Amen zu allem; denn seine Frau mußte es wohl am besten wissen. Er war nichts weiter als ein kleiner Kaufmann, der sich darauf verstand, mit seinen Kunden umzugehen. Alles Poetische war ihm böhmisch. Er empfand es nur als schweres und unheimliches Geschick, einen solchen unbegreiflichen Sohn zu haben, Vater eines absonderlichen Geistes zu sein. Was nur Gedichtform zeigte, erschien ihm schon als Wunderwerk.

Frau Theodora, so glücklich und befriedigt sie war, schlief nicht in dieser Nacht. Fast hätte sie gewünscht, bei ihrem Manne lieber Widerstand und Verständnislosigkeit für ihre Idee zu finden als diese widerspruchslose Nachgiebigkeit. Sie hätte kämpfen, bluten und leiden mögen für ihre Mission, aus ihrem Sohn einen Dichter zu machen. Sie begriff, daß ein Held der Feder, wie sie ihn träumte, das umfassendste Wissen haben müsse. Es genügte nicht nur, ein empfindsames Herz, eine allem zugängliche Seele zu haben, man mußte auch tote Kulturen, das Wissen von Jahrtausenden, vergessene Literatur und den Geist vieler Sprachen sich aneignen. Man durfte nicht in einem kleinen Landstädtchen seinen Horizont beschränken, sondern mußte Welt und Leben im weitesten Kreise erfassen, hart am Webstuhl der Zeit stehen, mitten im Getriebe, fähig, es aufzuhalten oder zu

beschleunigen. Es war doch so etwas wie der Genius der Mutter, der ihr solche Voraussicht und Einsicht eingab.

Erst am nächsten Morgen wurde Tobias, den es doch schließlich am nächsten anging, davon unterrichtet, was sein Schicksal mit ihm vorhabe. Er starrte fassungslos sein Gedichtlein an, das ihn da in Unglück und Arbeit stürzen sollte. Seine Zukunft wurde plötzlich zu einem so drohenden und beängstigenden Gespenst, daß er in Tränen ausbrach: die Heimat verlassen, in eine fremde Stadt kommen, auf eine schwere Schule, gezwungen, Gedichte zu machen — Aber Frau Theodora nahm diese Tränen als Zeichen eines glücklich erlösten Herzens, umarmte ihren Sohn heftig, warf sich in ihren Sonntagsstaat, stellte ihre Töpfe auf ein gelindes Feuer und rauschte davon, um vorerst einen Lehrer für das Lateinische zu bestellen. Er war schnell gefunden; die Frau Theodora hatte bereits alles vorgesehen; die Ausführung ihres Planes war nur noch wie ein selbsttätiger Mechanismus; sie hatte das ganze Werk vollendet; aufgezogen, spielte es sich nun von selbst ab.

Der Lehrer erschien, und Tobias ward in strenge Lehrhaft genommen. Die freie Zeit, die ihm die Schule ließ, mußte lateinischen Regeln und Vokabeln gehören. Der duftende Laden des Herrn Abendschein war ein verlorenes Paradies und die Spielerei mit der sanften Ambrosia eine unwahrscheinliche Vergangenheit. Manchmal erschien das kleine Mädchen mit einem süßen Papiersäckchen voll Rosinen und Mandeln und steckte es ihm schnell zu; da sah er sie traurig und sehnsuchtsvoll an, und dem Kinde erschauerte das Herz. Sie dachte in höchster Bewunderung an ihren kleinen Freund, der da so Unverständliches lernen mußte und in die Hauptstadt sollte, um ein großer Mann zu werden. Sie ahnte seinen Verlust voraus.

An einem Abend erschienen auch ihre Eltern bei Hugs, um zu fragen und zu hören, was man denn da Geheimnisvolles vorhabe. Die Frau Theodora, halb zurückhaltend, halb mitteilensselig, entwickelte wieder ihren Plan. Aber da schlug Frau Mariechen ihre runden Hände zusammen und begann gar schrecklich über das klägliche Los des kleinen Tobias zu jammern, und Herr Abendschein brummte in seiner bärbeißig-liebevollen Art, der Junge sei wohl dazu geschaffen, einmal bei ihm den Kolonialhandel zu erlernen, aber nicht, Bücher zu verfassen und auf hohen Schulen zu studieren; flinke Hände seien mehr wert als ein überladener Kopf, und aus einer Ente sei noch nie ein Schwan geworden. Aber alle diese Einwände schnitt Frau Theodora hohnlachend ab und rief, sie wisse auch nicht, wie man von geistig beschränkten Leuten Weitblick und Einsicht verlangen könne; das Große erscheine den Kleinen immer unnütz und absonderlich; sie und ihr Sohn seien wie der Schwan im Entenpfuhl, sie sei auf alle Schmähungen und Mißverständnisse vorbereitet.

Darauf sagte Frau Mariechen, wenn mit den Enten ihr Mann und sie gemeint seien, so — Aber Herr Abendschein verhinderte eine lebhafte Auseinandersetzung, indem er sich erhob. Frau Theodora blieb hochmütig lächelnd und überlegen blickend sitzen, und Abendscheins verließen Stube und Haus, indes Herr Hug ihnen nachlief, in schrecklichem Zwiespalt, zu wem er halten sollte; denn weder wollte er die Frau kränken noch die Freunde verlieren. Aber die einen gingen davon, und die andre fuhr ihn an.

Benigna Hug wurde es nun verboten, das Abendscheinsche Haus zu betreten; Tobias hatte ohnehin keine Zeit dazu. Frau Mariechen schluchzte oft bitterlich über diesen Unfrieden und das Geschick des kleinen Jungen. Aber ihr Mann verbat ihr alle Annäherungsversuche. Herr Hug schlüpfte manchmal abends heimlich zu ihnen hinein und erzählte, wie der arme Tobias über lateinischer Syntax und Grammatik säße. Ambrosia lauschte mit stockendem Herzen. Sie stand an den Fenstern und sah hinüber zum Hugschen Häuschen, wo immer bei Tobias eine Lampe brannte an diesen trüben Wintertagen. Dort saß er bei seinem Lateinlehrer, und die Frau Theodora saß auch dabei, und indes sie Strümpfe strickte und Hemden nähte, hörte sie dem Unterricht zu. Diese unverständlichen Worte waren ihr ein wohlverständliches Orakel: sie hörte herrliche Zukunftsversprechungen heraus, Weissagungen von Glanz und Ruhm.

Im März erhielt sie vom Gymnasium in der Hauptstadt die Nachricht, ihr Sohn möge sich an dem und dem Tage zur Aufnahmeprüfung einstellen. Sie wollte mit ihm hinüberfahren. Die Stadt lag am andern Ende des Sees, nach Norden zu, und war in

einer guten Stunde Bahnfahrt zu erreichen. Sie bereitete alles vor, packte einiges Wenige zusammen, bestellte eine alte Frau zur Aushilfe in der Wirtschaft und schrieb an eine Familie in der Stadt, die ihr empfohlen worden war. Dort sollte Tobias in Pension bleiben, und in der Nacht vor der Prüfung sollten sie beide dort übernachten.

Am Abend fuhren sie ab. Stephan Hug und Benigna standen auf dem Bahnsteig; als sie sich vom entschwundenen Zuge abwandten, sahen beide, daß sie weinten. Sie hielten sich fest an der Hand und gingen langsam heim. In des Vaters Herzen erwachte der Wunsch, der Junge möge die Prüfung nicht bestehen und würde für immer heimgeschickt.

Indessen fuhr Tobias Hug der Zukunft entgegen. Es war seine erste Reise. Er schauerte vor der Nacht, durch die der Zug rollte, sicher und unbeirrt im Dunkel. Er ahnte dumpf, daß er nie, nie diese blinde Sicherheit des Weges haben würde, daß nie so unerschütterlich fest gelegte Schienen seinen Lauf bestimmen und vorbestimmte Stationen ihn aufhalten würden. Ein furchtbarer Zufall schien ihn zu treiben. Er saß im Wagen, von Angst erdrückt. Und seine Angst steigerte sich, als er in der fremden Stadt ausstieg. Wie unbekannt und unendlich waren diese Straßen, schon gespenstisch still, von aufregendem Vorfrühlingswind durchstrichen! Alles war neu und fremd und geheimnisvoll; die Menschen schienen absonderliche Gesichter zu haben und ihn drohend anzustarren.

Die Mutter fragte einen Fremden nach dem Wege, und sie stiegen die Stadt bergauf. Dächer sanken ringsum nieder, Lichter glänzten herauf, Gartenzäune kamen, Wiesen mit Erdgeruch, der Wind wehte stärker; plötzlich lag unten die dunkle Fläche des Sees im blitzenden Lichterrahmen. Ein wenig Mondlicht war auf ihr ausgeschüttet. Dann gab es Musik aus einem Hause, Katzengeschrei. Ein süßes Geheimnis des Lebens duftete durch diese frühe Nachtstunde. Des Kindes Herz geriet in einen ängstlichen Rausch. Hier, jetzt erlebte es sein erstes Gedicht: Sehnsucht, Glück, Angst, Rätsel ängstigten und beseligten es. Im Traum trat Tobias in ein fremdes Haus, unter fremde Menschen, ging schlafen und fiel in dumpfes Vergessen.

Am andern Tage hatte Frau Theodora eine ewig lange, angstvolle Stunde. Das war, als sie vor dem Gymnasium auf den Ausgang der Prüfung wartete. Denn obschon sie nicht an einem Gelingen zweifelte, bedachte sie doch, daß das Schicksal wohl gelegentlicher Bosheit fähig sei. Aber da trat Tobias aus dem hellen, freundlichen Gebäude in den Märzsonnenschein, und obschon er zerquält und unglücklich aussah, wußte die Mutter doch sofort, daß er bestanden hatte. Und dem war auch so. Tobias Hug, wennschon er nur gerade noch genügende Kenntnisse gezeigt hatte, war doch in die Quarta aufgenommen worden.

Frau Theodora ging wie auf Wolken, Flügel an den Schultern. Sie faßte den Entschluß, den Jungen gleich in der Stadt zu lassen. Er sollte sich hier einleben, ehe der Schulbesuch anfinge, und noch besser vorbereitet werden. Alles wurde mit den Pensionseltern besprochen. Es waren ehrbare Leute, eine kleine Stadtbeamtenfamilie mit drei halberwachsenen Söhnen. Für Tobias war ein Stübchen im Giebel bereitet; der Preis für alles war mäßig berechnet. Der älteste der drei Söhne besuchte auch das Gymnasium, war schon Sekundaner und wurde nun gegen ein geringes Entgelt verpflichtet, die Arbeiten des Tobias zu überwachen und ihm außerdem noch Nachhilfestunden zu geben. Tobias sollte der Ersten einer werden. Seine Sachen würden in den nächsten Tagen geschickt werden. So war denn alles schnell geregelt, und am Nachmittag ging Frau Theodora mit dem Sohn in der glänzenden Stadt spazieren, zeigte ihm die öffentlichen Gebäude, die Parkanlagen, die Promenaden am See und hielt ihm dazwischen lange und eindringliche Reden. Sie spreche zu ihm, sagte sie, wie zu einem Erwachsenen, denn sie wisse, er habe Verstand und Ansichten über seine Jahre hinaus. Er solle brav und fleißig bleiben, Verführungen aus dem Wege gehen, denn seine Seele sei noch schwach und nachgiebig, aber anderseits dem Leben nicht ausweichen. Was ihm an Gutem oder Bösem widerfahre, solle er nicht leichtsinnig abschütteln, sondern ernsthaft verarbeiten; er müsse lernen, aus allem einen Vorteil für seine Entwicklung zu ziehen. So schwer ihm manches auch fiele, die Schule, das Leben unter Fremden, die große Stadt, er müsse sich sagen, daß alles einem großen

Ziele diente. Die Ewigkeit vor Augen, würde er alle Hindernisse nehmen. Kein Fall dürfe ihn einschüchtern. Vor allem müsse er die Schule absolvieren, glatt und gut. Alles weitere würde sich von selbst ergeben. Wenn es ihn drängte, einen Einfall, eine Empfindung aufzuschreiben, solle er es tun und ihr senden. Sie wäre mehr als seine Mutter, sie sei seine Freundin, seine Mitstrebende, sein guter Geist. Er solle in freien Zeiten lesen, gute und poetische Werke, solle das Kunstvolle an ihnen studieren; er solle immer gute und tiefe Gedanken haben, auch die Menschen ringsum aufmerksam beobachten. Ihm blühe die Eroberung der Welt und des Lebens. Er solle sich sein zukünftiges Königtum vor Augen halten.

Noch als sie in den Zug stieg, überschüttete sie den Jungen mit den Phantasien ihres glücklichen Herzens. Sie fuhr hinaus, glücklichen, strahlenden Gesichts. Aber Tobias blieb still zurück: ein finsterer, bedrückter, unsicherer Knabe. Er ging den neuen Weg nach Haus, nach dem fremden Haus. Ihm war's, als verließen ihn alle guten Geister, als wiche der Boden unter seinen Füßen.

Es war ein süßer, feuchter, lauer Abend. Vorfrühlingsduft erfüllte die Stadt. Tobias stieg die stillen Straßen hinauf. Brunnen rauschten, sommerlicher Träume voll. Früh ergrünte Büsche zitterten an den Gartenzäunen. Glückliche Traurigkeit erfüllte die Welt. Der Himmel, in abendlichem Blau, wölbte sich sehnsuchtsvoller über dem Lande. Da unten war der See, ein schimmernder Spiegel des unendlichen Raumes, und am Horizont die Alpenkette, eine blasse Rosenmauer, deren Glanz erlosch, indes in der Stadt die ersten Lichter aufglänzten. Schon zogen die Eisenbahnschienen funkelnde Spuren ins Land hinein, bis draußen blauer Schatten die Welt umfing.

Und während der Knabe so den Berg hinanstieg, von aufgeworfener Erde, umgepflügten Äckern und Seidenbaststräuchern umduftet, wußte er plötzlich vieles: daß er viele, viele Zeit seines sehnsuchtsvollen Lebens da oben an seinem Fenster würde sitzen müssen, mit dem Blick ins Land, auf den See und die Stadt, und daß sein Trost nichts weiter wäre als das Wolkenspiel am Himmel, die Farbenwunder des Sees, nachts die blinkenden Lichter der Stadt; daß Heimweh seinen Schlaf bedrücken und sein Wachen erfüllen würde; daß er den funkelnden Bahngleisen schluchzend nachgehen würde, bis der Schatten alles verbarg. Er wußte, daß er kein Knabe mehr war, daß da etwas Rätselhaftes in ihm erwachte und sich dehnte; eine schreckliche, qualvoll-süße Verwandlung ängstigte sein Herz. Er ahnte auf einmal das Dichterische im Menschen, spürte den Dichter in sich, aber einen stummen und gebundenen Dichter, dem die Wonne des Wortes nie gegeben sein würde. Alle Not der Kreatur erfüllte auf diesem abendlichen Gang den Knaben, und als ihm dann die Vision des Glücks vorüberschwebte, trug es das sanfte, kindliche Antlitz Ambrosias. Mannesahnung erschütterte ihn, Liebe streifte ihn. „Ambrosia!" sagte er leise. Und des Namens Süße und Musik verbreitete sich in den Abend. Der sachte Wind ging stärker, klingender und duftender, heimlicher wurde der Dämmerungszauber, der die Welt dem Knaben entrückte. Und ehe er einschlief in dieser Nacht, ahnte er dumpf, daß er an diesem einsamen Abend für lange Zeit zum ersten und letzten Male glücklich gewesen war; und weiter begriff er allzufrüh die Erkenntnis, daß Glück nichts Leichtes und Frohes ist, sondern ein fast trauriges und schmerzhaftes Empfinden seines eignen erhöhten Menschentums.

Und nun folgten sieben Jahre hingegebenen Dienstes an ein Ziel, an das Tobias Hug nicht glaubte. Er arbeitete Tag und Nacht. Sein Gehirn war zäh und trüb, sein Instinkt sträubte sich, er mußte sich das Wissen qualvoll erkämpfen. Er hatte keine Freunde und keine Freuden; die Jahreszeiten forderten ihn umsonst zu Spiel und Tätigkeit heraus; er saß an seinem Tisch, neben seinem Hilfslehrer, und konnte er die Bücher zuschlagen, so war da der Stuhl am Fenster und der trostvolle Blick ins Land. An manchen Abenden stieg er den Berg vollends hinauf, in den Wald hinein, wo er allein zwischen den Bäumen wandelte, ohne Gedanken, nur dem schönen Freisein und Nichtstun hingegeben. Er konnte eine halbe Nacht oben auf dem Bergkamm zubringen, das Land unter sich. In hellen Nächten sah er das Hochgebirge, leichenweiß, traumhaft fern.

Einmal reiste er mit den Söhnen seiner Pensionseltern da hinab und machte eine Tour über Paß und Joch. Aber er genoß es ohne Freude. Denn hinter allem stand

die schwere Schule, Latein und Griechisch, das Examen, das Ziel, der Ehrgeiz der Mutter. Er hatte nur den einen Wunsch, alles bald hinter sich zu haben, und so kannte er nichts als arbeiten. Ein guter Schüler wurde er nie, immer konnte er gerade so knapp noch Klasse um Klasse steigen. Aber seine Lehrer achteten sein Streben und hatten ein stilles Mitleid mit dem blassen Jungen, dessen harter Kopf so tapfer kämpfte. Auch die Ferien benutzte Tobias dazu, zu lernen. Nur an hohen Festen fuhr er heim, und das tat er nicht einmal gern, denn dort, im Städtchen, befiel ihn stets die bittere Erkenntnis seines verfehlten Treibens. Hier, empfand er, in diesem kleinen Kreise war seine Welt, ein bescheidenes Wirken unter einfachen Menschen war seine Bestimmung. Einen reinlichen Laden haben mit sauberen Waren, die dem Tag und dem einzelnen dienten, das war wohl sein ursprüngliches Geschick.

Noch immer war ihm das Magazin des Herrn Abendschein wie eine selige Insel. Er sah Ambrosia wieder, denn zwischen seinen und ihren Eltern hatte sich wieder ein leidliches Einvernehmen hergestellt, und umduftet von den Spezereien ihres Hauses erschien sie ihm wie die Fee seines Traumlandes. Als er sechzehn und sie fünfzehn Jahre war, nahm sie plötzlich ein feines und scheues Jungfräuleinwesen an. Bewußtsein ihrer Liebe war über sie gekommen und machte sie streng, trotzig und abweisend. Nach diesen Weihnachtstagen schieden sie wie zwei Erzürnte, weil sie empfanden, daß ihr beider bißchen Menschenglück aneinander verpfändet war. Sie schrieben sich niemals.

Aber in diesen selben Tagen hatte Tobias ein Gespräch mit seiner Mutter. Er faßte sich ein Herz und erzählte ihr von der Schwere und dem Kampf seines Lebens, von der Qual seiner Anstrengungen und dem Unglauben an sich selbst. „Du glaubst nicht an dich?" sagte Frau Theodora leise und bleich. Der Sohn sah sie an, und wie er das entstellte, hoffnungslose, verzweifelte Gesicht der Mutter sah, hatte er nicht mehr den Mut zu einem lauten Nein, er schüttelte nur zaghaft den Kopf. Aber da sank die stolze und aufrechte Frau Theodora um, als hätte sie ein Blitz erschlagen, und als der Sohn ihr beisprang, sie aufzurichten, löste sie nicht hart und heftig seine Hände von sich, sondern befreite sich sanft und sacht, aber unwiderstehlich von ihnen und sagte mit erloschener Stimme: „Bist du mein Kind, Tobias?"

Nichts sonst geschah, aber Ton und Blick der Mutter zerrissen dem Jüngling das Herz. In diesem Augenblick erwachte seine Kindesliebe, die bisher nicht mehr als eine freundliche Zuneigung gewesen war. Sie gab ihm leidenschaftliche, wundervoll wärmende Worte ein; er umarmte die Mutter, gab ihr inbrünstige Versprechungen, widerrief alles und ruhte nicht, bis sie lächelte und ihn umhalste und ihn wieder ihren Stolz, ihre Hoffnung, ihr Leben nannte.

Nun war es ganz entschieden. Tobias Hug verbannte Träume und Wünsche, verbannte das Abendscheinsche Paradies und Ambrosias Antlitz aus seinem Leben. Auf einem Scheiterhaufen des Glücks verbrannte er seine Jugend. Sechzehnjährig ein alter Mann, schaltete er die Freude aus seinem Dasein aus. Stadt, See, Land und Himmel strahlten ihn vergeblich an. Er liebte seine Mutter. Er fühlte, daß sein Erfolg ihr Leben war und daß dieser Erfolg nur ihr Werk sein könnte. Wie ein falscher Messias nur von dem Glauben und der Anbetung seiner betörten Apostel lebt, so war sein Dasein auf seiner Mutter Glauben gegründet. Niemand sonst glaubte an ihn, auch Ambrosia nicht, die nur Mitleid für sein Arbeiten gehabt hatte, er selbst zweifelte ja an sich. Aber seiner Mutter Überzeugung schuf ihm die Existenz. Nun arbeitete er für sie, litt und kämpfte er für sie, und alsobald kam Lust in seine Mühe, der Kampf trug Sieg, die Arbeit Lohn in sich. Er rang sich stammelnde Gedichte ab, kleine Aufsätze über Gedanken, die ihn bewegten. Das Niederschreiben dieser Dinge war furchtbar, wie eine Kreuzigung. Die Scham, die der geborene Dichter nicht kennt, verbrannte ihn. Hatte er ein Gedicht an seine Mutter geschickt, lag er die ganze Nacht in Tränen und wand sich, als würde er auf offenem Markt an den Schandpfahl gestellt und entblößt vor hämischen Augen. Dabei wußte er, daß seine Mutter diese Arbeiten niemand im Städtchen zeigte, höchstens vielleicht dem Vater einmal, um seine Überzeugung an den Sohn nicht wanken zu lassen. Sonst schloß sie alles heimlich ein für irgendeinen späteren Zweck, um eines Tags eine vollkommene Überraschung für die Zweifler zu haben, vor

allem, um sich in den Jahren des Wartens immer wieder daran zu ergötzen, um immer wieder diese geringen und schwachen Poesien zu lesen und ihr Herz daran erglühen zu lassen.

Nein, Tobias Hug war kein Dichter. So tief erlebte er nicht, daß er den Überschuß der Empfindung hätte nach außen verarbeiten müssen, und so neu sah er die Welt nicht, daß es Sinn gehabt hätte, es auszusprechen. Seine Gedichte waren nichts als Beschreibungen des Sichtbaren, darin nichts Seelisches schaubar gemacht wurde. Aber gerade darum schien er originell, originell wie jener verschollene Poet, der seine Mutter so unheilvoll befruchtet hatte. Tobias stellte etwa das Schulzimmer dar, beschrieb die zehn Bänke mit ihren dreißig Jünglingen, die auf das Leben warteten und fruchtlosen Dienst taten; er erzählte von dem Baum, der vor seinem Fenster abstarb, der einst Blüte und Frucht getragen hatte und nun das Holz zu Särgen geben würde, billige Särge für arme Leute, die schnell zerfielen; er ließ die Fahne auf dem Dache sprechen, die so weit in die Welt hinaussah, zwei-, dreimal im Jahre, um dann zusammengerollt im Kasten zu liegen; er beschrieb die Treppe im Haus, über die Glück und Not schritt; erzählte von der Magd, die den Braten anbrennen ließ, und schluchzte, als hätte sie ihren Liebsten verloren. Ja, ein Dichter hätte daraus Tiefes und Symbolisches bilden können, aber dem Tobias ging die künstlerische Persönlichkeit ab; es blieben alles dilettantische Schilderungen, die nur den Anschein des Absonderlichen hatten.

Aber eines Tags packte Frau Theodora alles fein säuberlich ein, verschnürte und siegelte und schickte es als wohlversichertes Paket an den bekannten Herausgeber einer literarischen Zeitschrift. Denn sie hielt sich mit Hilfe der Leihbibliothek und eines Abonnements auf einen Lesezirkel von Journalen über die gesamte neue Literatur auf dem laufenden und tat nun den ersten Schritt. Damals war Tobias in die Prima aufgerückt, mit reichlicher Nachhilfe und unter verzweifelter Anstrengung seines Kopfes. Stephan Hug gab gleichmütig, freundlich und hilflos sein Erspartes hin, Semester für Semester. Der Sohn brauchte nichts Überflüssiges, verbrauchte nicht einmal das kleine Taschengeld; aber sein Leben in der Stadt verschlang doch Jahr für Jahr seine guten anderthalbtausend Franken. Aber Frau Theodora würde gehungert haben, um dem Sohn alles zukommen zu lassen; sie sparte an allen Ecken und Enden und ließ dabei doch weder den Mann noch Benigna zu kurz kommen, die ein heiteres, schönes Mädchen geworden war, ahnungslos, daß die Mutter auch mit ihr allerlei hochfliegende Pläne hatte.

An einem Abend erschien nun Frau Theodora unverhofft im Hause ihres Sohnes. Sie war von Zeit zu Zeit herübergekommen, nach ihm zu sehen, aber heute kam sie unangemeldet und in fieberhafter Erregung. Aber dazu war auch aller Grund vorhanden. Denn in zitternden Händen hielt sie einen Brief jenes bekannten Herausgebers, und er schrieb ihr, daß sich ihm in den Proben ihres Sohnes ein starkes, urwüchsiges Dichtertalent anzukünden scheine, das wohl nicht der Begabung, aber noch eines stärkeren Formgefühls entbehre. Er könne zu Hoffnung und Weiterarbeit ermuntern und behielte zur Bekräftigung seiner Ansicht zwei Gedichte zum Abdruck zurück. Das eine davon war auch schon im letzten Heft der angesehenen Zeitschrift erschienen. Es war das Gedicht über die Treppe im Hause, die fühllos so viel Menschengeschick auf- und abtrug, und Frau Theodora führte es mit sich.

Da stand es nun, mit dem Namen des jungen Tobias Hug gezeichnet, und die glückselige Frau Theodora fühlte wieder Flügel an den Schultern und Wolken unter sich. Aber mit dieser Anerkennung seiner Arbeit von berufener Seite war auch Tobias verwandelt. Also war der Glaube seiner Mutter an ihn kein Wahn! Draußen in der Welt erkannte man ihn an, druckte man ihn, ermunterte man ihn. In seinem Herzen ward etwas Gutes ausgelöscht und die Flamme der Eitelkeit entzündet. Er reckte sich vor der Mutter stolzen Augen, schon schien ihn von ihr etwas Rätselhaftes zu trennen: die Einsamkeit des Künstlers. Jahrelange Not wollte sich ihm in Tränen lösen, aber er widerstand. Er war ein Mann, auf den die Augen der Welt gerichtet waren. Nun hörten Tausende seinen Namen und tranken die Musik und Traurigkeit seines Gedichts. Und im Augenblick durchlebte er alle jahrelangen Visionen seiner Mutter, erlebte Ruhm und Triumph, Anbetung und Neid und sank erschöpft, glücklich-müde an Frau Theodoras Herz.

Nun begann Frau Theodoras Leben. Brief und Zeitschrift waren ihr Brevier, ihr Stolz, ihre Unterhaltung. Wer wollte und wer nicht wollte mußte Kenntnis von allem nehmen. Und wirklich wandten sich die Meinungen; selbst Abendscheins schüttelten anerkennend die Köpfe; nur Ambrosia weinte. Sie wollte glauben und konnte nicht. Und sie wollte auch nicht, denn Ruhm — das wußte sie wohl — Ruhm, Erfolg, Kunst entrissen ihr für alle Zeiten den Freund. Mit diesem ersten gedruckten Gedicht hatte er den ersten Schritt von ihr weg getan.

Aber Tobias arbeitete nun mit tausend Freuden. Er spürte die Zeit fliegen. Seine Lehrer hatten durch Zufall von dem ersten Erfolg gehört. Der Direktor der Schule hatte ihn zu sich rufen lassen, hatte verständig mit ihm gesprochen, ihm geraten, alle dichterische Arbeit bis nach dem Examen zu verschieben, und ihm verboten, während der Schulzeit seine Arbeiten zu veröffentlichen. Tobias Hug, der noch vor zehn Tagen auf solche Vorhaltungen schüchtern und geängstigt geantwortet hätte, zeigte nun ein stolz-bescheidenes Benehmen und trat so edel-selbstbewußt auf, daß sein Direktor den besten Eindruck von ihm erhielt und im Lehrerkollegium dem Jüngling eine hoffnungsvolle, zukunftsreiche Begabung zusprach. Er wurde von nun ab auf der Schule fast mit Achtung behandelt und galt als Stolz der Klasse, der seinem Jahrgang einmal noch die schönste Ehre machen würde. Und Tobias trug sich von jetzt ab kühn und ein wenig exzeptionell, ließ sich das Haar wachsen, band sich farbigere Krawatten oder hüllte sich ganz in tiefes, lichtloses Schwarz. Er ließ sich auf stillen Bänken träumend überraschen, begann Verkehr zu pflegen, wo er dann den Sonderling herauskehrte, auf gemeinsamen Partien sich etwa plötzlich in die Büsche schlug, stundenlang verschwunden blieb, um bei seinem Erscheinen andachtsvolles Flüstern hervorzurufen, indem er einen beschriebenen Zettel eilig-nachlässig verbarg. Junge Mädchen schwärmten ihn an, er las ihnen im Walde Gedichte vor; und wenn er etwaige darin vorkommende Liebesempfindungen doch nur ins Leere hinaus geschildert hatte oder in blassen Gedanken an Ambrosia, so ließ er doch in solchem Kreise alle Möglichkeiten offen, und jedes der Jungfräulein fühlte sich als Herrin seiner Träume. So entzündete er Liebe und Eifersucht, wurde schnell der Mittelpunkt einer kleinen bewegten Welt und konnte, dank reichlicheren Geldzuwendungen seiner beglückten Mutter, auch beinahe luxuriös auftreten. So hatte ihn der Glaube an sich selbst verwandelt. Ein wenig Druckerschwärze hatte seinen Charakter gefärbt. Er wurde auch vor dem Spiegel eitel. Er war ein hübscher, hoher, blasser Mensch, dessen Haut von jahrelanger Kopfarbeit fein und durchsichtig geworden war. Sein Haar dunkelte ständig nach, und seine prächtigen gesunden Zähne machten ihn als lachenden Gesellschafter unwiderstehlich. Auch die jungen Männer zog er an. Er hatte Freunde und Kameraden, als er endlich ins Examen stieg. Viele Augen folgten seinem schlanken jungen Körper, dem man den Mangel an Sport nicht ansah. Ein harmloser Bacchant, bei aller Eitelkeit und Einbildung doch reinen und unverdorbenen Gemüts, genoß er seine achtzehn und neunzehn Jahre. Er schüttelte sich die Locken aus der weißen Stirn, ließ die blauen Augen schwermütig-fröhlich blitzen und brach Herzen und bestach Meinungen. Wer an sich selbst glaubt, erobert die Welt. Tobias Hug erfuhr diese alte Wahrheit an sich und fand es plötzlich riesig leicht, Herr des Lebens zu werden. Er bestand sein Examen, sagte leichten Herzens der Stadt, den Freunden, den Verliebten Adieu und fuhr vorerst in die Heimat.

Es hatten ihn viele junge Menschen zur Bahn gebracht und seinen Wagen umstanden. Einige würdige Eltern hatten sich mehr im Hintergrunde gehalten und ihm zugewinkt. Als er nun in den Osterglanz hinausfuhr, mit Blumen zurückwinkend, von wehenden Tüchern gegrüßt, da erschien er vielen wie ein junger, schöner Gott, der ihnen mit sich Licht und Freude entführte. Manches Jungfräulein starrte ihm mit nassen Augen nach, die Kameraden lachten gewaltsam, und die Eltern nickten sich bedeutsam zu. Noch am Anfang seines Weges, galt Tobias vielen schon als gemachter Mann. Von unsichtbarem Lorbeer schien seine Stirn beschattet, und um seinen Mund lag in unbeobachteten Momenten ein vielwissender, schmerzensreicher Zug.

Auf der heimischen Station standen die Mutter und Benigna, beide strahlend und festlich angetan. Als sie dann, Tobias in

der Mitte, ins Städtchen hineinschritten, ernteten sie manch anerkennenden Gruß, ehrfürchtige und neidische Blicke, gutgemeinte Worte. Abendscheins hatten einen Korb erlesensten Obstes hinübergeschickt, und Frau Mariechen kam dem jungen Herrn Hug mitten auf dem sonnigen Markt entgegengelaufen. Sechs Mädchen folgten ihr, von sechzehn bis zehn Jahren, eine lichte Schar freundlichster Genien. Wie eine Glucke hüpfte die runde Frau Abendschein mit ihren Jungen auf dem Platze, und es gab ein helles Geschrei. Die sechs umringten ohne Scheu den hübschen Nachbarssohn, Frau Mariechen küßte ihn und die stolze Frau Theodora und die süße Benigna. Tobias fand das alles reizend und natürlich, ihm ging es sekundenlang wieder auf, daß doch hier, nur hier sein Mutterboden war, seines Herzens Heimat, seiner innersten Wünsche Ziel. Er sah sich um. „Ambrosia!" sagte er suchend. „Tante Nachbarin, wo ist Ambrosia?" Ja, dieses Mädel! Frau Mariechen schüttelte sich vor Ärger. Gott weiß, wo sie steckte. Sie war nirgend zu finden gewesen und hatte doch noch selbst den Fruchtkorb aufgebaut und Blumen dazwischengesteckt. „Und überhaupt," sagte Frau Abendschein und geriet plötzlich ins Flüstern und zog Tobias an sich, „also ich glaube, die Brosi hat was. Sitzt da, das Maidli, und geht nicht vor die Tür und sinniert und träumt. Du, sie ist verliebt, sag' ich dir. Und du mußt zuschauen, daß du rausbekommst, wer's ist, wer, wer!" Aber Frau Mariechen wußte ja längst, wer im Herzen ihrer Ältesten stak. Tobias wurde still, wie er das hörte. Der Tag verdunkelte sich ihm. Aber er lachte tapfer und zog mitten in der hellen Frauenschar hinüber zum Vaterhaus, wo der sanfte und stille Herr Hug ihn in der Ladentür erwartete.

Als Tobias in der Dämmerung zum Hafen hinabschlenderte, sah er dort auf einer Bank unter den alten Ulmen Ambrosia Abendschein sitzen. Er wagte nicht, sie mit einem Scherzwort aufzuschrecken. Laut trat er heran, aber sie mußte sein Kommen längst gespürt haben; sie erschrak nicht und verfärbte sich nicht. Sie rückte ein wenig, um ihm Platz zu machen, und streckte ihm die Hand hin und sagte leise ihr „Grüß dich Gott!" Aber er sagte nichts, stand da, und sein Herz, das so oft in den letzten Jahren schnell aufgeglüht und wieder erkaltet war, fühlte sich von wundersamer Wärme umflossen. Da saß ein so strenges, feines, holdes Jungfrauenwesen mit einem süßen, ernsten Gesicht, mit warmen, aber sicheren Augen; ihre Hände, ihre Schultern, die ganze Figur war so zart und schlank und doch von stiller Kraft gefüllt. Er fand sie schöner, besser und liebenswerter als andre Mädchen, die er kannte, und voll Zärtlichkeit setzte sich der neunzehnjährige Mann neben sie. Aber sie begann gewandt und zierlich ein Gespräch über naheliegende und doch gleichgültige Dinge, lenkte bedachtsam ins immer Fernere und endete schließlich, wo andre beginnen: beim Wetter. Bei diesem schönen Vorosterabend, bei dem See vor ihnen, bei dem klaren Aprilhimmel und den Wetterhoffnungen für die nächste Zeit. Er war ihr unwiderstehlich gefolgt, hatte mit Unwillen und doch wieder mit Wohlbehagen empfunden, wie sie ihn lenkte und er sich süß ausruhend ihrem Willen ergab. Aber nun, da sie gleichmutsvoll von der ersten Saat und der Obstblüte sprach, trat er böse auf und sagte, in Zorn flammend: „Bist du auf der Tanzstunde, Ambrosia, und ich ein Tölpel, den du unterhalten mußt? Oder sind wir Jugendgespielen und Freunde, die sich seit Jahr und Tag nicht gesehen haben, und verdiene ich nicht einen rechten Glückwunsch und ein bißchen Mitfreude von dir?"

„Ich habe dir wohl meinen Glückwunsch gesagt," antwortete das Mädchen. „Aber du sahst so selbstvergessen aus und abwesend —"

„Brosi," sagte er leise und beugte sich zu ihr hinüber, „nicht abwesend, Brosi, ich war allzusehr bei dir. Ich hörte dich nicht, weil ich dich immer nur anschauen mußte."

Da stand sie auf und sagte kalt: „Ja, da sehe ich nun doch, was du alles Schönes gelernt hast. Deine Mutter hat ja erzählt, wie du dich drüben unter den Leuten umtust und allenthalben lieb Kind bist. Da hast du wohl gelernt, so geleckte Sachen zu sagen. Aber ich mag das nicht hören. Und jetzt geh' ich —" nach Haus, hatte sie sagen wollen, aber sie brachte es doch nicht übers Herz, sich so schnell von ihm zu trennen, und sagte: „zum Schloß hinauf." Und die Pause darauf war sehr erwartungsvoll.

Aber der Herr Tobias stand schon neben ihr, trug ihr leise und schmerzlich, als wäre es eine Trauersache, seine Begleitung an, und sie schritten nebeneinander durch das Gäßchen den Schloßhügel hinauf. Sie waren still,

sprachen nichts, fühlten sich aber durch ihre Nähe wunderlich tief und süß bewegt und setzten sich oben auf den Rand eines Mäuerchens, wo sie manchmal als Kinder gesessen und über den See geblickt hatten. „Weißt du noch?“ sagte er leise. Und sie lächelte, sah ihn an, dann fort, ins Land hinaus, wo alles unverändert war wie damals vor zehn Jahren. Die Linien der Berge schwangen sich gleich sanft und malerisch durch den Raum, und nicht mehr als höchstens ein neues Dach war am Ufer des Sees hinzugekommen. Und selbst die Geräusche waren dieselben geblieben, verlorene Stimmen aus der Stadt, das Knarren einer Segelstange im Hafen, das an- und abschwellende Brausen eines Zuges und der Pfiff der Lokomotive, die auf den Seedamm hinausfuhr. Im Kleinsten war die Ewigkeit der Welt.

Und hier mußte Tobias endlich loswerden, was ihm das Herz abdrückte. „Ambrosia,“ sagte er unvermittelt, weil es ihn allzusehr brannte, „wer ist's denn, an den du dein Herz verloren hast? Erschrick nur nicht. Ich weiß es wohl, und alle wissen's. Du bist verliebt, du liebst. Liebst du glücklich? Mir will es so nicht scheinen.“

„Hast du ein Recht —“ rief Ambrosia zitternd und flammend rot. Aber er unterbrach sie, nahm ihre Hand, die sie ihm schnell entzog, und sagte heftig: „Einmal waren wir Freunde. Ich sehe, du hast es längst vergessen. Aber ich hatte als Freund gefragt. Ich maßte mir das Recht der Freundschaft an. Ich sehe wohl —“

So sehr sie sich beherrschte, hier stieß sie doch einen entsetzten kleinen Schrei aus. So verdächtigt er mich, dachte sie fassungslos, das denkt er von mir! O Scham, o Liebe! Er hat mich ja nie, nie geliebt! Und das Herz von Trotz erfüllt, sagte sie, so hart sie konnte: „Was geht's dich an! Ja, ich liebe einen andern, einen Einzigen, und werde nie einen andern lieben. Da hörst du's. Aber ich sage es dir nicht, weil ich dich für meinen Freund halte. Du hast Freunde genug in der Stadt und wirst auch Liebste dort haben, nicht eine einzige, sondern viele, viele. Du bist ein andrer geworden, du bist uns hier entwachsen. Du brauchst andre Menschen, als wir sind, andre Liebe, leichtsinnige und kurze.“

Es war ja sein erstes Erlebnis. Er verstand sich ja nicht auf Menschen, auf ihre Masken und Widersprüche. Er glaubte noch, was er hörte. Er wußte nicht, daß Milde alle Irrtümer heilt und Trotz alle Schlösser verrammelt. Er sagte: „Gut, gut, du machst zu viele Worte. Ich weiß allein, was mir frommt. Was ist das für ein Mädelgeschwätz! Ein Mädel, das von der Welt eine Quadratmeile kennt. Komm mir mit deiner Weisheit! Liebe, wen du willst. Immerhin wünsche ich dir, werde glücklich.“

„O Gott,“ rief Ambrosia und lachte mit sieben Schwertern im Herzen, „was der Herr leutselig sind! Nun bekomm' ich noch einen Glückwunsch obendrein. Ich glaube, ich kann ihn entbehren. Sein Glück und Unglück zimmert man sich allein, da helfen tatenlose Wünsche nicht zu. Die machen sich gut und kosten nichts. Spar' dir nur alle Empfindungen fein auf für deine Bücher. Vielleicht verwendest du mich auch noch mal als kleinstädtische Jungfer, die von der Welt gerade eine Quadratmeile kennt und dann großartig daherredet. Ich habe ja bald Angst, mit dir zu reden. Denn du wirst ja wohl nun auch Romane schreiben und große Theaterstücke und Gedichte nur so nebenbei. Wenn's nur nicht Kirschlorbeer ist, den du pflückst. Glaubst du, ich glaube an dich? Tobias Hug bist du und deines Vaters Sohn, und noch nie hat Muttterehrgeiz und eigne Verblendung einen Dichter gemacht. Du steckst dir Pfauenfedern an, sie wachsen nicht aus dir. Du bist ein ganz gewöhnliches Entlein, plustere dich nur auf, ein Schwan kommt doch nicht heraus.“

Ganz erschöpft mußte sie Atem holen, und da erschrak sie, wie sie den Tobias entgeistert, bleich und schwankend vor sich stehen sah. „Tobias!“ rief sie erschrocken, und Liebe durchströmte sie. Aber da sagte er schon leise: „Jetzt kenne ich dich. Neid und Mißgunst. O Ambrosia —“ Und er wandte sich kurz und lief den dunkelgewordenen Weg hinab, und Ambrosia blieb oben zurück im stillen, leeren Schloßhof, indes der Abend hereinbrach, und sagte lange, lange vor sich her: „Tobias, Tobias, Tobias!“ Zärtlich und sehnsüchtig und so lange, bis der geliebte Name in heißen Tränen ertrank. —

Aber Tobias lief und lief; er war im Tiefsten getroffen. Nicht nur seine Liebe litt, auch sein junger Dichterstolz war schwer verwundet. Seit anerkannte Männer seine Arbeit gewürdigt hatten, war ihm der Hochmutskamm geschwollen. Seit sein erstes Gedicht

gedruckt worden war, in einer ernsthaften Literaturzeitschrift, glaubte er an seine Berufung. Was er an unklaren Gefühlen in sich brodeln spürte, nahm er für das dichterische Chaos, aus dem eines Tags der Stern steigen würde. Ob er die Kraft zur Gestaltung besaß, danach fragte er nicht; er traute sie sich voraussetzungslos zu. Und nun hatte Ambrosia ihm ihren Unglauben ins Gesicht geschleudert, hatte laut an seiner dichterischen Mission gezweifelt. Konnte sie ihm je auch nur Freundin gewesen sein? Und erbittert wurde er sich bewußt, daß es doch am allersüßesten gewesen wäre, könnte sie an ihn glauben. Ihre Zuversicht hätte ihm das Ziel am schönsten erhellt und ihn am schnellsten dahingetragen. Er lief am See umher, zum erstenmal in Liebesweh und gekränkter Eitelkeit. Umsonst gingen ihm die Sterne auf, umsonst kam die Abendmusik der Glocken über die Flut hin und her geschwungen; nichts gab Trost. Und schließlich kehrte er heim und erklärte, er wolle am liebsten schon morgen reisen, spätestens aber sofort nach den Osterfesttagen.

Da begann denn alsbald Frau Theodora die letzten Beratungen mit ihm; aber das meiste war ja schon längst im letzten Jahr beschlossen worden. Tobias sollte nicht eine der Universitäten des Landes beziehen, wo doch überall eine gewisse Beschränktheit, wenn nicht der Ideen, so doch des Wirkungskreises herrschte, sondern sollte außer Landes gehen auf eine Hochschule im Süden Deutschlands, in eine Stadt, die bekannt war durch ihre vielfältigen Kunstbestrebungen. In ihr trafen sich die jungen Künstler aller Länder, das Neue hatte dort am meisten Entfaltungs- und Erfolgsmöglichkeit, auch erschien dort jene Zeitschrift, deren Herausgeber so freundlich von Tobias' Begabung dachte, und der ihn gewiß am schnellsten in passende Kreise einführen würde; das Leben dort wurde als ebenso heiter wie billig und anspruchslos geschildert und sollte doch eindringlichen Fleißes nicht entbehren. Es wurde viel dort produziert, aber auch der Absatzmarkt war günstig. Die Universität war hochberühmt, die besten Männer lasen an ihr und bildeten eine feurige Jugend heran.

Welcher Fakultät Tobias sich anschließen sollte, war aber ganz ungewiß. Mutter und Sohn kamen schließlich überein, er solle wie im Leben so auch auf der Universität in alles hineinhorchen, sich frei überall betätigen, um schließlich in weiser Wahl sich für eine bestimmte Richtung zu entscheiden; nur die Kenntnis des Ganzen könnte die schließliche Bevorzugung eines einzelnen rechtfertigen. Nicht ein sogenanntes Brotstudium war ja das Ziel, sondern eine freie literarische Betätigung. Daß für eine solche ein gut bürgerlicher und solid rentabler Beruf das beste und vielleicht notwendige Fundament war, wußten weder Mutter noch Sohn. Auf ihren windgefüllten Schwingen hatten sie sich weit über die Erde und ihre Bedingungen erhoben, schwerkraftslos hingen sie im strahlenden unendlichen Raum.

Nachdem so das Ideale erledigt war, begann die Realität und Banalität des Kofferpackens. Tobias war aufs schönste und haltbarste ausgestattet worden. Vater Hug mußte nun, statt Quartal für Quartal einen Batzen bei der Bank einzulegen, ebensooft von dort ein tüchtiges Stück Geld abheben. Auch jetzt wurde ein Beutelchen mit deutsch gemünztem Gelde gefüllt und dem wohlzufriedenen Sohne zugesteckt. Aber zu oberst in den Koffer kamen alle poetischen Versuche des jungen Dichtersmanns, die Gedichte und Aphorismen und Essayversuche und sonstigen Fragmente. Im letzten, angestrengten Examenjahr war nicht mehr viel gedichtet worden, aber es war im ganzen doch ein nettes Konvolut, das die Mutter schön geordnet und himmelblau verschnürt hatte. Das war des Tobias künstlerischer Reisepaß, und zu allstündlichem Ausweis zog er schließlich aus dem Paket noch ein paar ihm besonders wohlgefällige Poeme heraus und barg sie in seiner Brusttasche. Nun sollte ihm einer kommen! Er war sogar bereit, Ambrosias Zweifel damit niederzudeklamieren, falls sie ihm noch einmal so unziemlich gegenübertrat.

Aber er sah sie nicht wieder. Als er im Hause Abendschein seinen Abschiedsbesuch machte, war sie rätselhaft verschwunden und wieder einmal nicht zu finden. Frau Mariechen sagte: „Sie kommt zur Bahn, Tobias, natürlich kommt sie.“ Aber zu Hause schlich Benigna um den Bruder herum und schien schwere Lasten auf dem jungen Herzen zu tragen. Sie war ja Ambrosias beste Freundin und kannte vielleicht ihr schmerzliches Liebesgeheimnis. Wollte sie vermitteln, aufklären, ein letztes Stelldichein zustande bringen? Es kam zu nichts von alledem mehr. Die

Frau Theodora verließ ihren Sohn nicht mehr, solange sie ihn noch hatte. Und schließlich war auch Benigna von unüberwindlicher Scham in dieser Liebesangelegenheit erfüllt und errötete schon, wenn sie nur „Liebe“ dachte.

Und also reiste Tobias Hug ab. An einem Tage, der eitel Licht versprach, im silbernen Morgengrauen, mit dem ersten Zuge. Diesmal ging es weiter als bis zur Stadt am unteren See. Es galt, die Grenze zu überschreiten, mehr als nur eine Landesgrenze. Das Mannesalter wartete drüben, die unschuldigen Träume waren ausgeträumt, nun hieß es, mit Schuld, Verführung, Neid, Ruhm und Glück kämpfen. Aber Tobias, seiner so sehr gewiß, fühlte sich allem gewachsen. Er sah die Eltern und Schwester zurückbleiben, sah sein Städtchen entschwinden, dann die Stadt seiner ersten Lehrjahre, der See verblaute, die Berge sanken, Hügel wölbten sich sanfter; dann kam die Fahrt über den himmelblauen Bodensee, das heimische Ufer floh zurück, der letzte Gletscher, die weiße Stirn der Scesaplana glänzte aus des Landes Tiefe, dann war die Grenze da, die alte deutsche Inselstadt, ein andrer, fremder Dialekt, eine neue Welt. Und wieder stieg ein Gebirge auf, weicher und flacher als das verlassene, reiner wurde die Sprache, zum erstenmal hörte der junge Reisende die Sprache der Bücher gesprochen, er empfand seine Kehllaute plötzlich wie etwas Rückständiges und doch wieder urwüchsig Schönes und eigen Kraftvolles. Und dann wurde er durch die platte Hochebene getragen. Beklemmung, Heimweh befiel ihn plötzlich, da er sich im grenzenlosen flachen Raume sah. Aber noch hatte er sich nicht ganz besonnen, da war die große Stadt schon da, Häuser schossen auf, schlossen ihn ein, Kirchen, Brücken, Kasernen schoben sich vorüber, die Bremsen knirschten, und eine riesige dunkle Halle umfing den taumelnd aussteigenden Tobias Hug.

Aber noch waren nicht zehn Tage eines strahlenden Frühlings ins Land gegangen, da hatte sich Tobias Hug in der hellen Stadt der Jugend zurechtgefunden, so schwerfällig sein Temperament auch war. Doch der biedere und aufrichtige Menschenschlag des Landes, die lebenshungrige Jugend der Hochschulen, die allgemeine Bereitschaft, Fremde aufzunehmen, hatten es ihm leicht gemacht. Kaum hatte er ein Zimmer gefunden, dessen Fenster auf den großen Stadtpark gingen, so machte er sich mit seinem Manuskriptenbündel auf, den Herausgeber der Zeitschrift, die ihn gedruckt hatte, heimzusuchen. Dieser sonst nicht einsichtslose Mann, der nur kritisch begabt war, sich aber auch bisweilen arg täuschen konnte, brachte der Jugend ein lebhaftestes Interesse entgegen. Selbst zum Phantasieschaffen nicht bestimmt, hatte er dennoch keinen Neid gegen die schöpferischen Naturen, sondern bemühte sich vielmehr, dem Talent beizustehen. Er begrüßte den neuen Jünger mit heller Freude, las in kürzester Zeit die letzten Arbeiten, und wenn er auch noch keinen Fortschritt bemerkte, behielt er doch einige Kleinigkeiten zum Abdruck zurück. Er lobte den originellen Ausdruck, die, wenn auch ungefüge und schwere, so doch vielversprechende Kraft des Worts, den Mangel aller Banalität. Leider vermißte er die bildhafte Gestaltung innerlicher Vorgänge. Aber Tobias solle vorerst nur leben, ermahnte er, sich tüchtig den Wind um die Nase wehen lassen, in Beziehungen zur Gegenwart, zur lebendigen Kultur treten und die Elemente der Zeit in sich aufnehmen.

All das schleunigst zu beginnen, half er ihm gern. Tobias ward eingeführt in literarische, künstlerische, gesellschaftliche Kreise. Und er hatte Glück. Von Hause erhielt er reichliche Mittel und lernte schnell, sein Äußeres kultiviert zu pflegen, ja, ein leiser Zug zum Dandy gab ihm eine kokette Nuance, die gar sonderlich interessant zu seinem harten, hageren Gebirgswesen stand. Er war ein schlanker dunkler Typ seines Landes, eine keusche Jünglingsanmut, träumerisch verschleierte Herbheit machten ihn schön und den Menschen eines andern, weicheren Landes verführerisch. Sein Glaube an sich selbst umstrahlte ihn, machte ihn glücklich, froh, zuversichtlich. Und solche strahlenden Menschen ziehen immer die Umwelt an. Das Geheimnis, Liebe zu gewinnen, ist: wie ein Geliebter auszusehen. Melancholie ist ein kalter Abgrund, der einen von den Menschen trennt. Aber zu den glücklich Lächelnden führen tausend Brücken, und Tausende eilen diesem Glanze zu. So saß denn auch der junge Tobias in seiner Gloriole der Hoffnungen und zog seine Mitmenschen an. Ehe er sich's versah, war er der Mittelpunkt

einer ganzen kleinen Welt. Man fragte in dieser Welt nicht nach der Leistung, sondern einfach nach der Verheißung. Der schöpferische Wille genügte zum Ausweis des Künstlers.

Es war nicht der Kreis der eigentlichen Kunstzigeuner, in dem Tobias stand, jener meist zukunftslosen Leute, die in romantischer Armut ein Kaffeehaus- und Atelierleben führen, die sich in Worten, Plänen und exzentrischen Attitüden ausgegeben und ihr bißchen Schöpferkraft in Aphorismen und vergänglichen Zeitschriften verströmen. Es war ein Kreis, der eine Stufe höher stand, der die Pose des bürgerlichen Wohlanstandes und der Zugehörigkeit zur Gesellschaft annahm. Nicht so sehr Kaffeehaus als vielmehr Bar war ihr Sammelpunkt, die großen Nachtlokale und Tanzsalons ihr Aufenthalt. Man traf sich in den Gesellschaften der reichen Bankiers, bei den Tees der eleganten Frauen der Stadt. Und so gehörten denn auch zum Teil wirkliche Künstler dazu; obgleich Tobias bald einsah, daß die wahrhaft Bedeutenden sich diesem geselligen und weltstädtischen Treiben fernhielten. Vergeblich suchte er die großen Männer; die blieben in ihren Stuben, in kleinen gewählten Kreisen; sie empfingen wohl den jungen Dichterling freundlich, blieben aber in kühlem Abstand zu ihm und vergaßen, ihn zu sich zu laden. Tobias mußte sich mit dem Mittelgut begnügen, mit den Künstlern, die eines Tags unter den Namenlosen verschwinden, ins Bürgertum zurückkehren oder im Alltag verkommen, die Dichter als kleine Journalisten, die Maler als Porträtisten nach Photographien, die Musiker als armselige Lehrer und Repetitoren. Aber sie alle haben eine Periode des Glanzes und der Zuversicht. Und Talmi hat immer mehr Glanz als Gold. Das alles war wie Maskenschmuck. Was fragt der Fastnachtskönig danach, ob die Krone, die ihn heute umfunkelt, morgen schwarz ist!

Der glückliche Tobias lebte. Er arbeitete nicht. Er hatte wohl Vorlesungen bei einigen bekannten Professoren belegt und ging auch gelegentlich hin, um sich ihnen in vielem überlegen zu fühlen, aber seine Zeit ging doch auf in Geselligkeit, Flirt und leerer Disputation. Ihm behagte die schrankenlose Freiheit der Existenz, dieses hemmungslose Austoben von Meinungen und Empfindungen, das kritiklose Einschätzen der Persönlichkeit. Wer nicht ganz wie die andern war, galt von vornherein. Schon eine neue unerhörte Nuance der Kleidung war ein Zeichen von geistiger Originalität. Tobias Hug galt schnell als Genie; seine Gedichte wurden begeistert deklamiert, er las sie in dämmerigen Salons und üppigen Ateliers. Jede neue Zeile, die er mühsam schrieb, trug er seinem Kreise vor. Man glaubte wahrhaft an ihn, weil man in ihn verliebt war. Die Frauen hatten sich in den schlanken, herben, geheimnisvoll schauenden Jungen versehen; er konnte mit einem Lächeln, in dem seine ganze geistige Überlegenheit in Adoration zu schmelzen schien, die Strengste betören. Die Männer suchten seine Freundschaft; die männliche Härte des Gebirglers zog sie an; sie sahen in ihm etwas wie das Ideal ihrer Körperlichkeit. All das hob Tobias auf; er blühte und schwebte; er schien der Sonne immer nah, sie ging ihm niemals unter.

Aber manchmal, in den warmen Nächten des Sommers, wo die unbekannte Glut der großen Stadt ihn nicht schlafen ließ, kam der Jüngling zu sich. Er war zurückgekehrt etwa von einem Gartenfest, von einer Landpartie, wo aber nicht die heitere Harmlosigkeit natürlicher Menschen gewaltet hatte. Großartige Dispute, unreine Liebeleien hatten Herz und Kopf verwirrt. Nun lag er entkleidet im Fenster. Die Stube war schwül, schwül draußen die Nacht, aus dem dunklen Park kam kein frischerer Hauch. Unten auf der Straße glänzten trübe die Laternen, alles war still, kein Blatt regte sich. Da erwachte das Herz des Schlaflosen. Heimweh rührte daran. Wo war der ewig stille Marktplatz unter seinem Fenster, der frische Wind vom See, der sehnsuchtsvolle Pfiff der Lokomotive? Wo der Friede dieses fernen Landes, die Reinheit seiner Lüfte, die Entschiedenheit seiner Jahreszeiten? Er sah den stillen Wandel der Menschen seines Städtchens, und plötzlich schüttelte ihn ein Grauen vor dem Treiben der Gegenwart. Er sah die Heuchelei, die Falschheit, die niederen Gelüste hinter den bunten Schleiern. Er dachte an die schönen Frauen, die ihn streichelten und küßten. Und da klang wie Musik ein süßer Name auf. „Ambrosia, Ambrosia!“ Es umsäuselte ihn lieblich und duftend. Ein reines, strenges Gesicht glänzte freundlich auf, aber abgewandten Blicks. „Sieh mich an,“ flehte er, „sieh mich an!“ Es zerfloß in Nacht, ein Trunkener sang auf der Straße, ein schnelles



Alfred Lüdke: Sommerlied.

Gespann rollte vorüber. Schon erblaßten die Sterne. Der erste Schauer der Morgenkühle kam erfrischend von der Erde.

Tobias warf sich aufs Bett. Heimweh nagte an seinem Herzen. O blauer See, grünes Gebirge, leuchtende Firnen am Himmelsblau! Die Kuhglocken auf den Wiesen, der Tannenduft, die aufrechten, harten, wortlosen Menschen! Und dann wehte ein üppiger Duft daher, Spezereien atmeten ihr geheimnisvolles Leben aus, Zimmet und Vanille, Kakao und Kaffee, Orangen und Pfirsiche, alles duftete um ihn, das Magazin des Herrn Abendschein baute sich auf, ein Traum führte ihn an Apfelfässern und Bananenbündeln vorbei hinter den Ladentisch, wo die Stilleben der Delikatessen glänzten. Er zog saubere, duftende Schubladen auf, aber ein unbekanntes Tier sprang ihn an, warf ihn durch die Falltür die Kellertreppe hinab, und er erwachte mit Schmerzen. Nur noch im Traum hatte er eine Heimat, eine unbeständige, vergängliche. Er hörte wenig von daheim, von Ambrosia nichts. Die Mutter schrieb oft, ging aber kaum auf die heimischen Zustände ein; nur das Leben des Sohnes gab es für sie, und alle ihre Betrachtungen galten ihm. Der Vater begnügte sich mit einer Anschrift, und die Schwester Benigna erwähnte niemals den Namen der Ambrosia. Vielleicht war es ihr auch von der Freundin verboten worden.

Im übrigen hatte auch Benigna ihr Erlebnis. Es war in der Stadt ein fremder Herr aufgetaucht, der Agent eines großen Hauses, der geheimnisvolle Geschäfte betrieb. Er trat reich und sicher auf und verhandelte mit einigen Fabrikanten wegen großer Lieferungen. Durch einen Zufall hatte er Benignas Bekanntschaft gemacht; er besuchte die Eltern und bestach sofort die Frau Theodora durch sein weltmännisches Auftreten. Er hatte die nachlässigen Allüren und die sichere Ungezwungenheit eines Herzogs; er reiste im eignen Auto. Frau Theodoras Wünsche beschäftigten sich sofort mit ihm. Sie sah, daß die süße Unberührtheit Benignas ihn tief beeinflußte. Benigna, die ein Instinkt vor ihm warnte, erhöhte ihre jungfräuliche Herbheit noch durch ihre Zurückhaltung und heimliche Angst. Aber das steigerte wohl nur die Leidenschaft des Fremden. Nach fünftägigem Aufenthalt in der Stadt, den er offenbar nur Benignas wegen so lange ausgedehnt hatte, hielt er um sie an, und Frau Theodora setzte es durch, daß Benigna ja sagte. Benigna wurde eine stille, ernste, angstvolle Braut.

Noch vor dem Herbst sollte die Hochzeit sein, klein und ohne kirchliche Feierlichkeit. Das ging der Frau Theodora sehr gegen den Strich, denn am liebsten hätte sie das ganze Land zum Fest entboten, um zu zeigen, welches Glück ihr Kind machte. Aber auch Benigna war nicht geneigt, ihre Tränen vor Zuschauern fließen zu lassen. Der Bräutigam war in all der Zeit von rührendster Liebe und großartigster Verschwendung gewesen. Frau Theodora verlachte alle Ratschläge, sich eingehend über ihn zu erkundigen. Er war trotz französischem Namen ein Deutscher, sein Gesicht war das ehrlichste von der Welt, sein funkelndes Auto benahm den letzten Zweifel. Seine Papiere waren in bester Ordnung, das genügte. Über seine Geschäfte ließ er sich auch dem Schwiegervater gegenüber nicht aus; aufs geschickteste umging er alle direkten Antworten und versicherte nur, Benigna würde es wie eine Fürstin bei ihm haben. Was verlangte die stolze Frau Theodora mehr! Sie weinte nicht, sie strahlte, als der Schwiegersohn ihre Tochter bald nach der Trauung in das Auto hob, an dem die hoch aufgeschnallten kupferbeschlagenen Koffer funkelten. Der edle Mann hatte sogar auf eine Aussteuer der Braut verzichtet. Sie wollten ohnehin vorerst auf Reisen leben, ohne festen Wohnsitz; auch führten seine Geschäfte ihn weit herum. Nun tönte die Hupe, die Leute auf dem Markt fuhren auseinander, durch ein gaffendes, schreiendes Spalier ratterte das Auto, bei Abendscheins standen alle sieben Mädel vor der Tür und winkten, aber Benigna sah nicht mehr zurück. Blaß und starr fuhr sie in den Septemberglanz hinein, in ein aufregend unbekanntes Schicksal, und entschwand dem Städtchen wie ein Märchen. Schon schoß das Auto die Seestraße hinab, seine Hupe tönte bis zum Marktplatz zurück. Frau Theodora schien es wie die Fanfare des Glücks, und sie faltete dankbar die Hände. Und als sie ihren Mann weinen sah, sagte sie nur: „Du versündigst dich."

Tobias war nicht zur Hochzeit der Schwester gekommen. Ihn hielt eine unbestimmte Angst von der Heimat fern, und er hatte irgendeine Ausrede ersonnen. Er war aber auch in der Tat mit einigen Bekannten auf

eine Reise gegangen, die ihn durch deutsche Städte führte, meist kleine, abgelegene, dem Fremdenstrom entgangene. Von dort schrieb er hier und da einen Reisebrief an eine Zeitung, deren ihm bekannter Redakteur ihn dazu aufgefordert hatte. Es war eine schwere Arbeit für ihn. Er saß einen mühevollen Tag lang hinter den wenigen Seiten und mühte sich ab, um in urwüchsiger Sprache persönliche Eindrücke zu fixieren. Im Grunde sah er alles, wie andre es ihm zuvor gesehen hatten. Er machte keine Entdeckungen, fand immer nur das Bekannte und Banale und quälte sich, den Genius loci zu finden. Aber es war der Bankrott seiner Beobachtungsfähigkeit. Er sah nicht mehr als sein Reiseführer für fünfzig Pfennig, der die Sehenswürdigkeiten trocken schwarz auf weiß abgedruckt hatte. Dennoch quälte er sich nun ab, originell zu sein, er erfand mühsam allerlei Nichtvorhandenes und schrieb ein Gemisch von Tatsachen und Erdachtem zusammen. Das war in der Stadt unten nicht kontrollierbar, und seine Aufsätze erschienen und fanden Beifall. Man rühmte an ihnen wieder die Kraft des Ausdrucks, die doch nichts als Schwerfälligkeit und Unfähigkeit zur Leichtigkeit war, und die originale Art des Sehens. Auch brachten diese Artikel dem Dichter einen nicht unbeträchtlichen Honorarbetrag, wofür er sich sogleich neu und elegant einkleidete. Sonst mußte der Vater Hug immer weiter sein Bankkonto vermindern und sah schon den Tag voraus, wo das winzige Kapital aufgezehrt und sein Laden wieder sein ganzer Geldquell sein würde. Aber bis dahin war Tobias ein großer Mann. Und schließlich hatte ja Benigna das Einkommen einer Fürstin und würde die Ihren wohl nie vergessen.

Tobias kehrte müde und verstimmt von der Reise zurück und nahm mit dem beginnenden Spätherbst sein altes Leben wieder auf. Der Winter verging in Zerstreuungen, Liebeleien, Müßiggang. Die sehnsuchtsvollen Träume wurden häufiger, der Glaube an sich zuweilen schwankend, aber das erhöhte nur die Lust zum Vergnügen. Oft war es schon nichts andres als Betäubung, die er suchte. Denn er empfand, daß er das Rechte nicht kannte. Seine Gedichte kamen von Zeitschriften zurück, seine Essays fanden keinen Platz. Und hatte einmal der erste Abdruck ihn selbstherrlich erhöht, so warf ihn nun die erste Ablehnung nieder und ließ ihn sofort verzagt an sich zweifeln.

Aber da bildete sich ein neues, hochinteressantes Kabarett, wo die jungen Dichter ihre eben entstandenen Werke vortrugen. Unter einem bedeutungsreichen Namen etablierte es sich an einem Abend in der Woche in einem entlegenen und zweideutigen Hause, was den Reiz erhöhen sollte. Es waren keine leichtfertigen, tändelnden, varietémäßigen Vorträge, die da geboten wurden, sondern ernsthafte Dichtung rang da ums Publikum. Und man fand sich ein. Es war sehr reizvoll, in einem trüben Saal, den exzentrische Bilder schmückten, jungen, leidenschaftlichen, ringenden Menschen zuzuhören. Aber auch ein alter Mann war dabei, ein Poet, der seine Lieder sang, ohne sie aufzuschreiben, tiefe und sehnsüchtige Lieder, Anklagen der Welt, Hymnen auf die Armut. Niemand wußte, wie und wovon er lebte; er hatte keine Stube, keinen Freund. Über sein Liebesleben gingen Sagen um. Eine junge Dichterin begleitete ihn bisweilen in Knabengewändern, sie schrieb heimlich seine Gesänge auf. Als er bald darauf starb, draußen auf einer Landstraße, von zwei bösen Hunden überfallen, war von ihm nur dieses Heft übrig, ein Schulheft, in das die Dichterin seine Gedichte geschrieben. Auch sie selbst trug in diesem Kabarett vor, Verzückungen einer exaltierten Seele, die sich hundertfacher Verwandlungen bewußt zu sein schien. Sie trug sich immer knabenhaft, eng angezogen, mit Kragen und Manschetten, um die Hüften ein breites grellfarbiges Atlasband gewunden. Dann war da ein junger schmaler Elegant, der die formenstarrenden Gedichtgepränge antiker Zeiten neu zu prägen suchte, der in hellenistischer Kühle das Leben besang, in homerischen Zeilen Weisheit ausgoß, indem er seidene Strümpfe in feinsten Lackschuhen, einen tadellosen Frack mit schimmernder Hemdbrust zeigte und nervös die Gardenia im Aufschlag zerzupfte. Dann gab es einen kleinen blassen Jungen, einen hungernden Studenten, dem man die Askese ansah und der von allen Lüsten der Welt in jauchzenden Worten sang. Junge Männer mit den ernsthaften Berufen eines Juristen oder Architekten lasen aus ihren Manuskripten vor. Im Publikum sah man neben der eleganten Welt, die überall eine Sensation sucht, Verleger und Kritiker, ernsthafte Männer, denen die Dichtkunst am Herzen lag.

Und hier trug auch Tobias Hug seine Gedichte vor. Er sprach sie noch immer mit den seltsamen Kehllauten seiner Muttersprache; eine absonderliche Schwere und Tiefe schien schon durch die Art seines Vortrags in seinen spärlichen Gedanken zu liegen. Man hörte ihm aufmerksam zu. Wenn sonst Glanz der Sprache und schnelle Folge neuer Bilder blenden, so verblendete bei ihm gerade die sprachliche Schwere und die Eroberung des Alltags, des Banalen fürs Gedicht. Es genügte, daß er etwa das dumpfe, muffige Garderobengeschäft seines Vaters, daß er einen Wagen billiger Äpfel, wie er in den Straßen stand, besang oder den Laternenmann, der nachts die Lichter löscht, das Spülmädchen im Souterrain eines Hotels. Die neuen Themata verblüfften; der Stoff verwirrte das Urteil; man überhörte die Banalität des Reims, die Ängstlichkeit der Form, die Unfreiheit der Empfindung, und daß nirgend die Gestaltung und Verbildlichung von Gefühlen sichtbar wurde, die Beziehung der Beschreibung zur Persönlichkeit.

Ein junger, mit großen Idealen beginnender Verleger näherte sich eines Abends dem jungen Dichter, und zwei Tage später hatte Tobias Hug seinen ersten Vertrag in der Tasche. Im Frühjahr sollte ein schmales Bändchen Gedichte von ihm erscheinen. Honorar allerdings erhielt und beanspruchte er auch nicht. Aber dafür sollte das Büchlein aufs schönste gedruckt werden und ein wunderschönes Pergamentgewand erhalten. Es sollte ferner nur in einer kleinen Auflage erscheinen, zu ziemlich hohem Preise, um unter Umständen später einmal als wohlfeiles Volksbüchlein in neuer Auflage herauszukommen. Im Kabarett wurden Subskriptionslisten ausgelegt, und es kamen in der Tat so viel Zeichnungen zustande, daß der ideale Verleger sein Risiko bereits gedeckt fand und mit Genugtuung ersah, daß der hohe Sinn auf der Welt noch nicht ausgestorben und mit Idealen doch noch ein wenn auch nicht rentables, so doch lebensfähiges Geschäft zu machen sei. Tobias erntete Neid und freudigen Anteil. Schon sah er sich in allen edlen Büchereien stehen, in zarten Frauenhänden liegen, in ernsten Journalen rühmlich gepriesen. Er las ordentlich Korrekturen und setzte dem Büchlein, das er schlicht „Aus frühen Tagen“ nannte, eine wirklich tief empfundene Widmung an seine Mutter als an seinen Genius voran.

Als sein zweiter Frühling in der deutschen Stadt anbrach, sah Tobias Hug sein erstes Buch vor sich liegen. Das gelbliche Pergament schmiegte sich an die schön bedruckten, ausgefransten Blätter, und wo er es aufschlug, strömte ihm die Musik seiner Gedichte entgegen. Er wuchs in dieser Stunde, der Rest von Bezauberung fiel über ihn, und seine Welt wurde Wahn. Er sandte das Buch nach Hause und erhielt von der Mutter einen Brief, in dem Frau Theodora fast selbst zur Dichterin wurde; in solche seelische Ekstase hatte das Glück sie entrückt. Tobias ging lächelnd einher. Auch sein Vater schrieb, endgültig bezwungen und überzeugt. Die Frau Abendschein raffte sich zu einem Brief an ihn auf, und da erfuhr er, daß auch sie zwei Töchter schon verheiratet habe; nur die Älteste, Ambrosia, tue so etwas wie schmollen und wolle durchaus ledig bleiben; ob er denn nicht bald heimkehren und sich in Ruhm und Ehren zeigen wolle. Nur Benigna schwieg seit langer Zeit. Ihre letzten Berichte, leer und gleichgültig, kühl, ohne Vertrauen, waren aus Brüssel und Paris gekommen. Nun schwieg sie seit Monaten. Aber Frau Theodora hier und Tobias dort dachten, sie sei allzu glücklich und habe im Glück alles vergessen. Denn Tobias wußte, wie Seligkeit schmeckt, und Frau Theodora auch. Es gab ein Glück, in dem die Welt ertrinkt.

Aber indem Tobias sein erstes Werk der Welt übergab, gab er es auch ihrem Urteil preis. Es dauerte nicht lange, so erschien hier und da eine Besprechung, darin ein erfahrener und scharfblickender Mann die innere Leere, die Gestaltungsunfähigkeit, die falsche Originalität der Gedichte durchschaute und sie energisch aus der Literatur verwies. Andre — was weit weniger traf — spotteten nur und parodierten das seltsame Stoffgebiet. Aber immer zahlreicher und nachdrücklicher erhoben sich Stimmen gegen diese Art moderner Lyrik, für die des Tobias Buch ein Paradigma sei; in ihm wollte man die unkünstlerische und affektierte Richtung überhaupt treffen; er mußte für den ganzen Kreis der jungen Halbdichter büßen. Die edle Ausstattung, die vornehme, exklusive Aufmachung nährte nur den Unwillen und die Berechtigung zum Einspruch gegen diese

literarische Impotenz. Auf Kosten der Könner, hieß es, würden die blutlosen Artisten und dilettierenden Ästheten herausgestellt; die echte Kraft des Schrifttums würde verdrängt von künstlichen Empfindungen; und was solcher wohlberechtigter Einwendungen mehr waren.

Tobias Hug las das alles mit stockendem Herzen. Und so tief war er nicht in seinem Wahn verstrickt, daß er nicht in allen diesen Ausstellungen die vernichtende Wahrheit wohl empfunden hätte. Sein Glaube an sich war ja nicht so echt und eingeboren, daß er nicht hätte wanken müssen unter diesen Zweifeln und Stößen. Er bedachte, wie diese Gedichte entstanden waren: nicht als Fixierung und Verdichtung innerlicher Vorgänge, nicht aus einem Rhythmus der Seele heraus, aus einem chaotisch aufgerührten Nachfühlen der Welt, sondern als einfache Aufzeichnung eines Eindrucks, als Beschreibung einer äußerlichen Tatsache, wobei das Gemüt so gut wie unbeteiligt blieb. Und jetzt sah er auch ein, daß seine von den falschen oder verblendeten Freunden so gerühmte Bodenständigkeit und Originalität der Sprache doch nichts als Schwerfälligkeit und Unvermögen war. Aber mit tieferer Scham entsann er sich der Gedichte, die nach einem altgeübten Rezept entstanden waren: denn wer nur über einiges rhythmisches Gefühl verfügt, braucht nur etwa neunundvierzig Gedichte Stück auf Stück zu lesen, um dann das fünfzigste selbst zu machen. Je nach der Vortrefflichkeit der gelesenen fällt dann das eigne Kunststück aus. Das Gedächtnis behält Klang und Worte, die Empfindung den Rhythmus, die Ideen verbinden sich, rufen neue Assoziationen hervor, und wie in einem Trancezustande kann man schließlich fast bewußtlos etwas niederschreiben, das wie ein Gedicht anzusehen und zu hören ist. Auf solche Weise war dem Tobias mancher Einfall aus der Feder geflossen, und nun zählte er mit Schrecken, wieviel von den fünfzig Gedichten des Bändchens im eigentlichen Sinne auf andre große Lyriker entfielen. Schließlich, wenn er gewissenhaft wie einer jener objektiven Kritiker prüfte, blieb nichts übrig, was wahrhaft aus dem Grunde seiner Seele geflossen wäre. Das geliebte Büchlein enthüllte ihm plötzlich erbarmungslos seine Armut und Leere oder doch wenigstens seine Unfähigkeit des künstlerischen Gestaltens. Denn entdeckte er irgendwo etwas Eignes, so war es Rohstoff geblieben; und was also das Büchlein an persönlichem Besitz aufwies, war der beste Beweis für sein Versagen.

Vielleicht hätte schon hier die Stunde seiner völligen Einsicht und Umkehr sein können, wäre nicht das Schicksal auf weiteren Umweg und tieferen Fall und also nachdrücklichere Wirkung zum Eigentlichen hin bedacht gewesen. In diesen schweren Tagen nämlich erhielt Tobias einen tröstlichen Brief jenes Literaten, der ihn seinerzeit in seiner Zeitschrift entdeckt hatte, mit der Bitte, ihn bald aufzusuchen. Niedergeschlagen sprach der Jüngling bei ihm vor, um alsbald wegen seiner Zerknirschung ausgelacht zu werden. Das passiere allen, die sich auf einen hohen Weg machten, bekam er zu hören, diese Mahnungen zur Umkehr, diese Zweifel am Können und Gelingen. Aber nur den Blick aufs Ziel gerichtet und mit Bedacht den Weg genommen. Jedes Hindernis erschwere wohl, aber glorifiziere auch zugleich das Ziel. Nun hieße es jedenfalls den Beweis des Könnens erbringen.

Der verdienstliche Mann, der so sprach, befand sich in einer eigentümlichen Verblendung, die bisweilen auch einen kalten und scharfen Geist zu befallen vermag. Vielleicht wollte er auch in einer Anwandlung von leichter Eitelkeit einen doch verzeihlichen Irrtum nicht eingestehen und ihn mit aller Gewalt durchsetzen. Vielleicht hatte ihn die seltene jünglingshafte Anmut des jungen Tobias gerührt und gefangen und seinen Blick getrübt, daß er wirklich echten Glauben an ihn hatte. Denn manche Menschen erwecken einfach durch die Art und die Schönheit ihrer Existenz die Überzeugung von einer höheren Bestimmung, die in ihnen liegt, daß es schwerfällt und bitter ist, sie in den Schatten der Namenlosen hinabsteigen zu sehen.

Und so sprach auch jetzt jener Mann zu Tobias: „Es scheint mir, mein lieber Freund, daß Ihre eigentliche Begabung doch mehr auf dem Gebiet der Erzählung liegt. Nicht der modernen, psychologisch zergliedernden, sprachlich blendenden, von Einfällen funkelnden Novelle, sondern der guten alten Erzählung, die oft einen banalen, alltäglichen Fall aufgreift, um ihn zu einem glänzenden Kristall zu schleifen, dank der Sprache, der formalen Auseinanderlegung und der schließlichen Zusammenfassung in einen goldenen



Hans Bremer: Festtag auf dem Lande.   Aus der Elften Internationalen Kunstausstellung in München, Sommer 1913.

Rahmen. Sie stammen nicht umsonst aus einem Volke, das uns die Meister der Erzählungskunst geschenkt hat, und ich spüre wohl in Ihrer Sprache die Urtiefe und die Klarheit und Präzision jener. Ich glaube auch, sie dürfen keinen modernen, sozusagen nervösen Konflikt aufgreifen, sondern vielleicht ein historisches Thema, einen ganz alltäglichen Fall des tätigen Lebens, hinter dessen Beschränktheit doch die ganze Weite der Welt und Fülle des Lebens steht. Versuchen Sie's. Meine Zeitschrift steht Ihnen offen. Ich erkläre mich prinzipiell bereit, Ihre erste Prosa-Arbeit zu veröffentlichen, wenn sie das hält, was ich erwarte. Wenn ich die Bücher Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers lese, so staune ich immer über das Phänomen, daß diese Meisterprosaisten auch zugleich die tiefsten Lyriker waren, daß sie zugleich zwei Formen beherrschten, die so grundverschieden sind wie Erzählung und Gedicht. Mir scheint jetzt, daß Sie die ausschließliche Begabung zur Erzählung haben. Als ich wieder Ihre Gedichte im Zusammenhang las, schien mir oft, als sei es nur eine Erzählung, die aus Irrtum in lyrische Form gegossen sei."

So und ähnlich sprach der vertrauensvolle Mann zu Tobias, dem bei solchen eingehenden Analysen seiner Arbeit wieder Mut und Hoffnung stiegen. Es war ihm süße, sehr notwendige Musik, die er da hörte und die ihn wohltuend umströmte. Zusehends raffte er sich auf, erblühte wieder in Selbstherrlichkeit und Zuversicht, und als er wahrhaft dankbar Abschied nahm, stand er vor seinem Gönner wieder als der strahlende Jüngling, der schon durch die Siegkraft seines Blicks überzeugt. Mit frischen Schwingen trat Tobias in den Frühling der hellen Straßen. Heiterer erschienen ihm alle Menschen, höher alle Kirchtürme, leuchtender die Fassaden, freier gewölbt die Arkaden, unter denen er wandelte, indes sich sein Blick in südlichen Landschaften verlor, die die Wände schmückten. Im Hofgarten saßen Kaffeegäste, und Meisenscharen bettelten um Kuchenbrocken. Freunde, bekannte schöne Frauen grüßten ihn von kleinen Tischen, aber er war so froh, daß er allein sein mußte. Denn es gibt ein Glück, das man andern nicht zu zeigen wagt, um sie nicht die Glücklosigkeit der eignen Existenz fühlen zu lassen. Und der so schnell wieder vom Wahn besessene Tobias meinte, daß keiner je die Fülle seines Glücks im eignen Herzen besessen habe. Alle bemitleidete er. Er glaubte fest an die Worte seines verständigen Gönners, daß er nur die falsche Form gewählt und nun nur nach der richtigen zu greifen habe, um sie mit Köstlichem und Ewigem zu füllen. Er eilte in den grünen Park und genoß dort an weißen Wasserläufen, auf stillen Bänken seine hohe Freude. Als der Abend einbrach, erstieg er das Säulentempelchen auf dem Hügel. Von dort sah er im Süden die Wand des Gebirges, von letzter Sonne goldig umdünstet. Da befiel ihn mitten in Glück und Hoffnung plötzlich ein bitterliches Heimweh. Süßer als Ruhm erschien ihm ein Streiflein Seeufer, ein Ruderplätschern, ein rot erglühender Firn, ein blühender Kirschbaum an der Landstraße, die Stille des Marktplatzes und Ambrosias strenges Lächeln. Der Jüngling wußte nicht ein und aus; nun war das Chaos in seinem Gemüt, und da es den Ausweg in die Kunst nicht gab, mußte er weinen, bitterlich weinen in Glück und Not und Hoffnung und Ratlosigkeit.

Am folgenden Tage schon begann er, auf die verlangte Arbeit bedacht zu sein. Er wußte, daß es nicht Zweck hatte, zu warten, bis sich aus seinem Erleben und Empfinden ein Stoff und die seelische Notwendigkeit seiner Gestaltung loslöste. Er hatte in diesem Jahre manches in der Stadt erlebt, hatte nicht nur fremder Schicksale Gang, Verkettung und Tragik mit angesehen, sondern auch hier und da selbst eine kleine Erschütterung durch Beziehung zu andern Menschen gespürt; er war ein leidenschaftliches Verhältnis eingegangen, dessen Flamme ebenso hoch aufloderte, wie sie plötzlich rasch in sich zusammensank; er hatte Liebe von sich gewiesen, selbst eine Zuneigung überwunden. Es war doch so, als stünden alle in Ambrosias Schatten; nur Ambrosia selbst traf das liebe Licht und zeigte, wie rein sie war. Aus allen diesen Erlebnissen schöpferisch zu schürfen, war Tobias nicht gegeben. Sie waren wohl doch nicht tief oder er eben nicht Dichter genug. Er entzündete seine Erfindungs- und Gestaltungskraft nicht am warmen Leben, sondern an der Flamme andrer und größerer Künstler. Er lag nicht am Urquell und schöpfte nicht Ursprünglichkeit.

So sah er ein, daß nicht sein Leben ihm den Stoff geben konnte; er mußte ihn anderswo suchen. Er las eifrig die Zeitungen, wo

er glaubte, doch in einen Spiegel des Welt- und Lebensgeschehens zu blicken, um dort einen Menschenfall zu finden, der ihm geeignet schiene, ihn zum Symbol tiefgültigen Erlebens zu erweitern. Das Historische, auf das man ihn verwiesen hatte, lag ihm fern. Niemals vermochte er die bedeutungsvollen Gesetze vergangener Ereignisse zu erkennen und den Sinn geschichtlicher Existenzen zu deuten. Eher durfte es ein Chronikenstoff sein, ein einfaches, großzügiges Geschehen, das einem alten und klugen Schreiber bedeutungs- und beziehungsreich genug erschienen war, um es der Nachwelt zu überliefern. Und so zog denn Tobias in die großen Bibliotheken der Stadt ein, suchte sich einen lichten Platz an den grünen Tischen und häufte um sich alte Folianten, die ihn schnell in Moderduft und traumhaftes Empfinden hüllten.

Er las mit Hingabe. Aber bald nicht mehr als Suchender, sondern als einfach Genießender. Wohl fand er oft Stoffe, die den schönen und saftigen Kern einer Novelle oder Erzählung enthielten; aber er fand da alle Arbeit schon getan und begriff nicht, welcher weiteren Ausarbeitung es noch bedürfen könnte. Er fühlte sich außerstande, die Anekdote zur größeren Form auszugestalten. Seinen Verkehr hatte er nach Möglichkeit eingeschränkt, um in seinem Arbeiten nicht gestört zu werden. Auch verließen beim Nahen eines schönen und trockenen Sommers die meisten die heiße, staubige Stadt, um im Grünen oder im Gebirge zu ruhen oder Winterpläne auszuführen und neue reifen zu lassen. Und Tobias dachte oft mit Neid daran, wieviel schöpferische Kraft auf der Welt waltete und in Hütten und Häusern, vor Staffeleien und am Schreibtisch, am Klavier, in Ton und Stein in lebendiges Werk sich umsetzte. Nur er, schon durch seinen Wunsch dazu berufen, schmachtete vergeblich nach der Tat. Sein Eifer erlahmte. Er fühlte, er könne nichts und versage beim ersten Anlauf. Und es überkam ihn weniger ein Grauen vor diesem Unvermögen als vor dem Spott der Freunde und Feinde. Plötzlich glaubte er zu wissen, daß alle auf seine Niederlage warteten und hämischen Trost längst in Bereitschaft hielten. Er hatte ja nicht einen wahren Freund gefunden, nur eine Fülle von Freunden. Und er wußte wohl, daß mit der Menge der Freunde die Freundschaft sich verflüchtigt. Liebe verbindet nur zwei Menschen; schon der dritte stört sie. Und Tobias entsann sich, wie jene abfälligen Kritiken von seinen Bekannten lächelnd gelesen worden waren, mit einem Widerspruch, der Zustimmung bedeutete. Ja, er stand wohl ganz allein, von Feinden umgeben. Er durfte nicht fallen, und wenn, dann tapfer, blutend, ehrlich erschlagen. Aber fliehen konnte er nicht, alles im Stich lassen und die Flinte ins Korn werfen — er hörte schon das Lachen und Spotten hinter sich.

Aber woher das Werk nehmen, das er als Waffe aufheben und schwingen könnte! Ein einziger Gedanke! flehte er, wenn er nachts durch den Park strich, Tiere aufstörte, schwülen Duft ermattend atmete. Er stürzte sich wieder auf die alten Bücher, er griff wahllos nach vergilbter Literatur, er geriet in die Tempel, Gärten und Hallen der Romantiker. Und diese alten Novellen taten es ihm an. Die feine Sprachkunst, die wohlziselierten Verbindungen, die lebensblassen, aber anmutigen und schönen Erfindungen jener schwärmerischen Männer erfüllten ihn mit reinem Entzücken. Er las da an dem grünen Tisch, sah manchmal zum hohen Fenster hinaus ins Himmelsblau, auf einen wunderlichen Turm, der wie aus einer solchen verschnörkelten Novelle wuchs, auf Wipfel, die rauschten, als hörten sie unter sich die Lieder von Achim und Clemens, als erzähle Tieck in ihrem Schatten seine italienischen Geschichten und läsen Hölderlin und Jean Paul aus ihren Romanen die lyrisch aufflutenden und singenden Stellen.

Wie das alles, was nun geschah, eigentlich kam, hat Tobias Hug so recht eigentlich nie gewußt. Da war an inneren Erklärungen: das Verlangen jenes Herausgebers, ihn durch eine schöne Erzählung zu rehabilitieren, und sein guter Glaube an seine Kraft; da war die Angst vor der öffentlichen Schande, freiwillig abdanken zu müssen; denn er sah verblendet nicht ein, wie schön und ehrenvoll solches freimütige Eingeständnis verfehlten Strebens sein kann; da war die Liebe zur Mutter und eine Art Entsetzen davor, sie enttäuschen zu müssen; da empfand er weiter den heißen Unwillen gegen die ungläubige Ambrosia, den Wunsch, sie zu demütigen. Und dann gab es so manchen äußeren Grund: der vorzeitig schwüle Sommer, der den der Stadt Ungewohnten arg bedrückte und ver-

wirrte, die gelegentliche Zuflucht zum Wein, den er abends irgendwo im Freien zu trinken pflegte in tiefen, durstigen Zügen; kurz die ganze Verwirrung seiner Sinne und Nerven, die merkwürdig angstvolle und lebendige Träume, die ihm selbst tags nachgingen, noch erhöhten.

Er las nämlich eine dieser alten, vergessenen Novellen immer und immer wieder. Das war etwas, was er zu schreiben wünschte; hätte er erfinden und gestalten können, solch ein Werklein wäre ihm entstanden. Wenn er heimging oder nachts durch den Park die stillen Straßen wanderte, wiederholte er, dessen zähes Gedächtnis so viel festhielt, leise in sich ganze Seiten dieser köstlichen, klingenden Geschichte. Er verschnörkelte sie hier und da noch mehr, teilte eine Figur in zwei Gestalten, trieb ein merkwürdig belebendes und erregendes Spiel mit diesem Phantasiewesen. Schließlich wußte er gar nicht mehr, was von dem alten Romantiker oder von ihm selbst stammte. Die Novelle war ganz sein eigen geworden, er besaß sie Wort für Wort und liebte jedes innig. Er fuhr hinaus auf eine Wiese, lag da in Sonne und Kräutern und trug sie laut und melodisch sich selber vor, den Lerchen in der Luft, den Fröschen im nahen Sumpf. Nachts lag er im Fenster und sprach sie zu den Sternen hinauf, zu den Bäumen im Park hinüber. Es war Italien, das unbekannte Land, in dem er seine schwärmenden Menschen spazieren ließ; ein großer Maler trat darin auf, schöne, edle Mädchen, und ein einfach großes Schicksal wurde in schönen Bildern abgewandelt.

Eines Tags war der Himmel grau und tief, ein Regen setzte ein und strömte rauschend nieder; die Stadt, das Land schwamm in Trauer und Beklemmung. Da setzte sich Tobias hin und schrieb jene Novelle auf. Die Arbeit ging ihm von der Hand wie keine andre zuvor. Indem sein Geist lässig ruhte und sein Gemüt in stiller Freude sich wiegte, strömte es ihm aus der Feder in wohlgeordneten Worten, in schöner, gleichgemessener Folge, eine ruhevoll dahinfließende Erzählung. Bisweilen hielt er inne und lauschte. Auf irgend etwas. Aber es hatte nicht an die Tür geklopft, noch war draußen ein Wagen gerollt. Nur der Regen floß still und sacht rauschend und wiegte wieder Geist und Gemüt ein; aber es war in ihm gewesen, wo sich etwas geregt hatte, eine ferne mahnende Stimme, eine dumpfe, wunderliche Angst, ein traumhafter Unglaube an das, was da geschah. Manchmal, am Abend, stand der fleißige Schreiber da und sah auf sein zierliches Schreibewerk hinab, das so glatt und sauber vorwärtsschritt, und schüttelte den Kopf und lächelte, als wollte er sagen: Wozu denn das? Morgen muß ja dieses Papier verbrannt werden! Und in einer Nacht erwachte er und mußte wieder einmal weinen. Aber sein Herz tat ihm so weh vor Ratlosigkeit und Sehnsucht und Heimweh nach allem Guten, nach Kindheit, nach dem Urdunkel des Mutterschoßes, wo er in süßem Nichtswissen geschlummert hatte. Er schluchzte bitterlich in einer namenlosen Bedrängtheit, die ganze Welt erhob sich gegen ihn, er war verirrt in ausweglosem Labyrinth. Er lief ans Fenster und suchte Sterne, Sterne; aber Regen floß und rauschte, rauschte, und ihn schauerte, und er rief laut: „Ein Mensch, ein Mensch! Komm doch, hilf mir! Ich liebe dich, ich schrei' nach dir, ich brauch' dich so." Er war nichts als Sehnsucht und Liebe, er, allein im ewigen Regen, der Menschen, Welt und Liebe von ihm fortschwemmte.

Am andern Morgen erhob er sich mit tiefer Scham vor sich selbst. Er wurde rot, als er sich im Spiegel sah. Wie mager war er geworden, wie wirr und trocken sein Haar, wie fiebrig seine Augen! Er setzte sich hin und schrieb den Schluß der Novelle auf. Seine Hände waren feucht, seine Lippen sprangen auf, während er schrieb, sein Herz wurde kalt und schwer. Am selben Nachmittag packte er die Arbeit ein, verschnürte und siegelte sie und sandte sie ohne Zögern und Bedenken an den Herausgeber der Zeitschrift, der seit Wochen im Gebirge lebte und ihm seine Adresse hinterlassen hatte.

Am gleichen Abend tat Tobias, was so manche Unglückliche vor ihm getan hatten, und was nur verstehen kann, wer selbst so verzweifelt war, daß er sich selber nicht mehr ertrug. Man kann sich töten oder auf eine andre Weise selbst vergessen. Tobias ging zu Wein und lustigen Mädchen. Er tanzte in einem reichen Saal, trank in toller Gesellschaft, ging mit fremden Menschen in fremde Zimmer und kam tagelang nicht nach Haus. Was der Sommer in der Stadt gelassen hatte an leichtsinnigen Menschen, war armseliges und wüstes Volk. Aber Tobias achtete nicht auf das Antlitz der Lust, son-

dern nur auf den Rausch ihrer Empfindungen. Eines Tags erwachte er in einer fremden, trüben Stube, draußen war Juliblåue, gleißende Sonne auf alten Dächern, Kinderlärm. Er lag auf einem schmutzigen Sofa, drüben schliefen die unbekannten Kameraden seiner Gelage. Er taumelte auf und die Treppe hinab, er schlich in seine Wohnung, trat ein, fand Briefe auf dem Tisch, und darunter war der eine, vor dem er geflohen war. Es schien ihm, es sei die mutigste Tat seines Lebens, als er ihn öffnete. Der Herausgeber schrieb: „Mein lieber Freund, im Septemberheft wird Ihre schöne und edle Novelle die Welt von Ihrer Berufung überzeugen. Ecce poeta. Ich grüße die Zukunft in Ihnen."

Einen Augenblick lang stand Tobias Hug still da, dann schwankte er, fiel über den Tisch und lachte in furchtbarem Erzittern. Seine Wirtin stürzte herein, da sie ihn hörte, und erstarrte vor Schreck, als sie den Lachenden allein sah. Er beherrschte sich. Am Abend fuhr er aufs Land, blieb dort in ungestörter Einsamkeit und kehrte in die Stadt erst zurück am Tage der Ausgabe jenes Heftes, das seine Erzählung enthielt. Sie hieß „Das Abenteuer des Raffael", stand also in der angesehensten Zeitschrift der Moderne und lag da vor aller Welt, um sie zum Glauben an ihren Dichter Tobias Hug zu bekehren.

Tobias stand in seiner Stube und hielt das schöne Heft in Händen. Die Namen, die darinstanden, waren von vornherein bedeutungsvoll und zukunftsreich. Er schlug es auf, und als Erstes stand seine Novelle darin, sie umfaßte fast ein Drittel des ganzen Heftes und war in ihren schönen, lichten Lettern nun nicht mehr fortzuwischen. Im selben Augenblick lag sie vor den Augen aller Welt.

Drei Tage lang wagte Tobias Hug sich nicht aus seiner Stube. Ihm war zumute wie wohl einem Mörder, der in seiner Zelle auf den Scharfrichter wartet, der unverhofft in einer frühen Morgenstunde eintritt, das gnadenlose Todesurteil verliest und ihn zum Richtplatz führt. Aber dieser Mörder hat den Vorzug, vor den Augen Weniger sein Leben zu lassen. Seiner, des Tobias, Hinrichtung würde die ganze Kulturwelt beiwohnen. Denn er war dieses Urteils so gewiß! Er war ja kein einfacher Dieb, kein Dieb aus Not und Hunger; er war ein feiger und sinnloser Verbrecher, ein gemeiner Betrüger. Wenn er die Türglocke hörte oder einen Schritt, dann faßte ihn kalter Schreck. Aber es war ihm nicht gegönnt, so kurz zu leiden. Drei ewige Tage verstrichen. Nur in der Nacht wagte er sich hinunter, setzte sich in den Park und schlief bisweilen auf den feuchten Bänken ein. Es war ein schwüler, trüber Herbst mit allzufrühen Abendnebeln. Der Lärm der Stadt drang kaum bis in die stille Straße. Wie allein war Tobias! Selbst die Gedanken hatten ihn verlassen. Und dennoch schien ihm, als müßte sein Kopf platzen und sein Herz springen. Mutter! dachte er manchmal, Mutter! Aber auch sie würde ihn wohl verlassen. Und da überkam ihn eine maßlose Sehnsucht nach dem Tode, ein bitterliches Heimweh nach dem Urzustand des Noch-nicht- oder Nicht-mehr-seins. War seine Verbindung mit dem Urdunkel des Unbewußtseins noch nicht ganz gelöst und zog es ihn an dieser unsichtbaren Nabelschnur, daß er plötzlich so inbrünstig ins Dunkel und Nichtwissen zurückbegehrte?

Aber am vierten Morgen war der Brief da. Tobias wußte, was drinnen stand. Er zitterte nicht, als er ihn öffnete. Er erschrak vor der Kälte und Festigkeit seines Herzens. Der Herausgeber der Zeitschrift schrieb ihm in kurzen, dürren Worten, er hätte wohl auch das letzte Abendblatt der Stadtnachrichten gelesen und möchte sich umgehend darüber äußern.

Tobias nahm lächelnd seinen Hut. In diesem Augenblick atmete er auf: das Schicksal war entschieden! Es gab weder Angst noch Warten mehr. Gott sei Dank! Er stand vor seinem Richter. Er wußte, es gab kein Wort der Entschuldigung, der Verteidigung. Konnte er seine Mutter hinstellen und sagen: Das ist sie, die mich ins Verderben getrieben hat? Vielmehr nahm er in dieser Stunde alle Schuld allein auf sich. Alle waren reinen und schuldlosen Herzens, nur er ein unreiner Mensch.

Er ging hinunter, kaufte sich beim ersten Zeitungsmann jenes Abendblatt und fand schon auf der ersten Seite, was er suchte. Der erste und geschätzteste Kritiker der Stadt hatte da unter seinem vollen Namen einen langen Aufsatz geschrieben mit dem groß gedruckten Titel „Das Plagiat des Tobias Hug". Und Tobias setzte sich auf eine Bank,



Robert Engelhorn: Meine Tochter.

weder bleich noch bebend, und las. Der Kritiker hatte im ersten Zorn geschrieben, jedes Wort war wie der Schrei einer maßlos empörten Gesinnung, eines geschändeten Glaubens. Er deckte den Betrug auf; er entschuldigte den Herausgeber, der die echte alte Novelle nicht gekannt hatte. Ludwig Tieck war ja längst vergessen, kaum kannten noch Historiker seine sämtlichen Werke. Und an einer Novelle Tiecks hätte Tobias Hug sich vergriffen, hätte weder im Gang der Handlung noch in der Form etwas geändert, nur eine Figur gespalten, die Sprache stellenweise umstilisiert, einen modernen Ausdruck hier und da eingeschoben, im ganzen jedenfalls einen schamlosen Diebstahl begangen. Darauf folgte ein Exkurs über das Plagiat im allgemeinen und die Psychologie des Plagiators; davon fühlte Tobias sich nicht getroffen. Nein, in seine, des Tobias Seele hatte jener Kritiker nicht geblickt. Dann stand da das Wort pathologisch und gab Tobias zu denken. Und schließlich waren allerlei Vermutungen aufgestellt, wie er sich wohl aus dieser Schlinge ziehen würde. Gar nicht! dachte Tobias lächelnd, darinbleiben und ersticken. Denn nun stand das alles wohl auch schon längst in den andern Zeitungen, machte die Runde durch die Welt. Wenn seine Mutter —

Er lief wieder in die Stadt zurück und kaufte alle Morgenblätter. Ja, in allen stand mit hämischen, schadenfrohen, empörten, vernichtenden Bemerkungen jener Artikel nachgedruckt. Da fühlte Tobias sich ebenso gefangen wie verlassen. Er konnte ja nicht einmal in seine Stube zurück. Da hatte ja auch die Wirtin schon die Zeitung gelesen und wußte um die Schande ihres Zimmerherrn. Er lief an den Fluß und an seinen Ufern hinab, die anstiegen und Wiesen und Wälder trugen. Wasserwerke schickten Steindämme in den wilden Gebirgsstrom hinein; aber in den Bergen mußte es schon regnen, denn das Wasser war gestiegen und schmutzig. Ein grauer, starrer Himmel überspannte das Land, ein altes Schloß tauchte zwischen den Bäumen auf, ein buntes Dorf kletterte zum Ufer hinunter, stille romantische Wege wanden sich in Hügel und Wälder hinein. Und Tobias lief und lief. Er sehnte sich, tot zu sein, diese furchtbare Not loszuwerden, freiwillig eine Welt zu verlassen, die ihn verstieß. Aber doch war seine Lebenskraft und -lust noch stark. Sein Blut war der Bewegung froh, seine Augen jung und entzückt, seine Ohren wollten noch Wellen und Vögeln lauschen, seine Zunge die frische bittere Luft schmecken; seine Füße trugen ihn so leicht, und nur das Herz war schwer, versteinert und doch so sehnsuchtsvoll. Es kam eine warme Nacht, und Tobias blieb im Freien. Er legte sich ins Moos unter eine alte Tanne, oben über dem Fluß, der unter dem steilen Ufer frisch und gleichmütig rauschte. Da lag er die ganze Nacht auf dem Rücken und rührte sich nicht. Nur wenig Sterne hingen über ihm, die Tanne duftete stark und gesund, Wild huschte nah und fern zur Tränke. Es war die sanfte Dämmerung des freien Landes um ihn gespannt, die Nacht wurde nicht finster und drohend, das Licht war nicht ganz versiegt. Tobias atmete, als wäre er soeben erst zur Welt aufgetaucht, tief und langsam, als müßte die Lunge sich zum erstenmal mit dem köstlichen Element füllen. Und zugleich erstarkte sein Wille zum Leben. Fortgehen, in ein fremdes Land, mit fremdem Namen, zu neuer Arbeit, als bescheidener, schlichter Mensch. Er war ja jung, so herrlich jung. Aber dann überfiel ihn wieder Scham und Verzweiflung, und die ganze Nacht lang, während er unentwegt unter seinem Baume lag und in den Raum blickte, stürzte seine Seele von Verzagtheit in Hoffnung und von Zuversicht in Ratlosigkeit.

Dann schüttelte er den Morgentau ab; er war doch eingeschlafen und erwachte von der Kühle des trüben Morgens. In einem Wirtshause trank er Milch, und dort las er auch die letzten Zeitungen aus der Stadt. Da hatte der unglückliche und blamierte Herausgeber eine Notiz an die Redaktionen versandt, die eine gequälte Ausrede war; sie wollte lustig und überlegen sein und war doch nur das Eingeständnis eines schrecklichen Irrtums. Er gab das Ganze als einen Scherz aus, als eine Prüfung der Literaturkenntnis der Gegenwart. Im letzten Moment hatte ihn die Feigheit vor der Wahrheit überkommen; er wollte nicht eingestehen, daß ihm das Urbild der Novelle unbekannt gewesen war. Oder, dachte Tobias in inniger Dankbarkeit, er wollte seinen Schützling vielleicht noch immer nicht ganz fallen lassen, hoffte vielleicht noch immer ... Da ließ sich Tobias schnell Papier und Feder geben und schrieb dem Manne: „Nein, ich habe Sie

betrogen. Beschönigen Sie nichts. Erklären Sie mein Vergehen ohne alle Rücksicht für mich. Ich weiß noch nicht, wie ich weiterleben soll. Aber wo und wie, ich werde nie aufhören, Sie dankbar zu lieben. Vergeben Sie mir, zu verstehen ist es nicht. Ich selber schaudre vor mir." Wirklich schüttelte sich Tobias vor sich selbst. Plötzlich stiegen heiße, heiße Tränen in ihm hoch, er lief hinaus und stand wieder über dem Flusse. Der strömte und schoß und sprang dahin, dem wundervollen Ziele zu, ins Meer sich ergießen zu können. Einziger und ewiger Bestimmung folgte er, war nur ein Kleines im All und doch so tief bedeutungsvoll, spendete weise verteilt Glück und Unglück und vollendete mit jeder Welle sein Geschick. Und Tobias sah des weiteren zu den Bäumen hinauf, die jeder für sich heiligen Lebenszweck erfüllten. Fest gegründet in die Erde, in hoher reiner Luft die Krone wiegend, waren sie sich ihrer selbst so wohl und sicher bewußt. Jedes Kraut zu ihren Füßen hatte sein zweckvolles Schicksal, jeder Stein am Ufer Wert und Sinn. Nur er, Tobias Hug, stand außerhalb des Rings des Lebens! Nutzlos und schädlich eher, ohne innere Triebbestimmung, ohne Weg und Ziel stand er in der einzigen Einsamkeit, die die Welt hat, verlassen von allen guten Geistern, verlassen von aller Selbstbestimmung, sich selber fremd.

Als es dämmerte, stand er in den äußersten Straßen der Stadt, wo spärliche Laternen Müllplätze, Baugruben und Brandmauern beschienen, wo eine abseitige Straßenbahn gellend in der Kurve kreischte, eine trübe Schankstube Betrunkene entließ und aufsichtslose schmutzige Kinder selbst so spät noch an den Bordschwellen spielten. Der niedere Himmel rötete sich von den Lichtern der Stadt, und Tobias Hug schritt hinein und weiter, müde, stumpf, gedankenlos. Er vermied die hellen Straßen. Kein bekannter Mensch durfte ihn sehen. Wie sollte er aufblicken können! Er erreichte den Park, sein Haus — und da sah er, daß die beiden Fenster seiner Stube erhellt waren ... Voll Schreck lief er in einen Parkweg hinein, stieß an eine Bank, sank hin. Wer wartete dort auf ihn, welches Gericht? Er schluchzte ganz laut auf, aber ohne Tränen. Was nutzte es, zu warten. Es galt, zu tragen. Es galt, zu zeigen, daß er Mensch war und mehr als leiden konnte: verantwortlich sein. Und wie er so entschlossen aufstand, empfand er plötzlich das andre: kein Gericht erwartete ihn hinter diesen hellen Fenstern, sondern der Trost. Die lichten Scheiben verhießen ihm ja Liebe, Verstehen, Vergebung. Die Zärtlichkeit sah nach ihm aus, schickte diesen Lampenschein in die trübe Nacht wie das Leuchtfeuer des festen Landes, wo er endlich den Hafen und die Ruhe fände. Ja, die Mutter, die Mutter saß dort oben, erwartete ihn in Liebe, und an ihrer Brust wurde alles gut.

Und Tobias lief, lief. Sein Haus war still, die Treppe leer, er flog hinauf, schloß auf, schritt leise durch den Korridor; aber auch in der Wohnung schien kein Mensch zu sein. Und da war seine Tür, und durch das Schlüsselloch kam ein Strahl Licht: wie ein Stern stand es da im Grunde des dunklen Flurs. Leise öffnete er seine Tür. Und wirklich, da saß jemand mitten in der Stube auf einem Stühlchen und sah nach der Tür, blaß und angstvoll. Aber nicht die Mutter war es. Da saß Ambrosia mit ihrem kleinen strengen Gesicht, aber nun, wie Tobias eintrat, lächelte es selig und blühte schier auf, wurde rosig und strahlend. Nur aufstehen konnte sie nicht. In den Knien war noch kein Leben. Sie streckte nur die Hände aus, glücklich und stumm. Er machte ganz vorsichtig die Tür zu und kam langsam näher, auf den Zehen; galt es doch, diesen süßen Traum nicht zu stören. Auch er streckte die Hände aus, und da fanden sich die vier. Er erbebte, als träfe ihn ein Blitz. Sie zog ihn sacht heran, sie sprach die einzigen Worte, die ihm jetzt helfen konnten. Nichts andres, nur das konnte ihn trösten, ihm Mut und Hoffnung und Leben wiedergeben. Als er dicht bei ihr stand, sprach sie sehr leise: „Tobias, ich liebe dich, Tobias." —

Nun ist eigentlich alles gut, und es brauchte vielleicht nichts weiter über den Lebenslauf des Tobias Hug gesagt zu werden. Denn hat ein Mann die echte Liebe der Frau gefunden, so ist er bewahrt und aufgehoben, und die Welt kann ihm fürderhin nichts mehr anhaben. Aber einiges bleibt doch noch zu berichten von dem klugen Walten der feinen jungen Ambrosia. Als sie also ihre wunderschönen wenigen Worte gesagt hatte, fiel Tobias schwer und laut seufzend neben ihr auf die Knie. Aber sie hatte ihr zierliches Reiseköfferlein neben sich gestellt, und daran

stieß sich der Jüngling so, daß er mit einem lauten „Au!“ wieder auf seine Füße sprang; und darüber mußte Ambrosia, von der aller Kummer genommen war, sobald sie ihren Geliebten nur lebend wiedergesehen hatte, so herzlich lachen, daß Tobias nicht umhinkonnte, mit einzustimmen. Und lachend fielen sie sich um den Hals, denn nun war auch das Leben in die Knie der Ambrosia zurückgekehrt und sie von ihrem Stühlchen aufgestanden. Aber unversehens wandelte sich des Tobias Lachen in ein bitterliches Schluchzen. Es schüttelte seinen ganzen Körper, er sank hin über den Tisch, auf dem noch immer die unheilvolle Zeitschrift lag, sagte: „Geh, geh! Ich bin's nicht wert! Weißt du's denn? Und wenn, kannst du mich jetzt noch lieben?“, und hob sein schönes verweintes Gesicht auf und sah sie an.

Aber Ambrosia sagte ganz ernst: „Immer liebte ich dich und jetzt am innigsten. Alles weiß ich und bin ja darum nur gekommen.“ Und es stellte sich heraus — wobei Ambrosia im Eingeständnis ihrer alten Liebe zu dem Jugendfreunde nun doch heftig errötete —, daß sie daheim eine Zeitung dieser Stadt gehalten hatte, um von den Vorgängen und Bestrebungen zu wissen, in deren Mitte der heimlich Geliebte lebte, um Tag für Tag seinen Namen suchen zu können. Daher hatte sie denn auch Kenntnis von diesem Unglück erhalten, und in der Angst um Tobias, für den sie alles Schlimme befürchtete, hatte sie sich Hals über Kopf in die Bahn gesetzt und war hierhergefahren, die Nacht durch, und wartete nun schon zehn Stunden auf ihn. Ihre Eltern wüßten um alles, die Mama hätte ihr die schönsten Grüße mitgegeben, der Papa ließe sagen — aber das käme später. Und die stolze Frau Theodora? Ja, die saß ahnungslos daheim und spann wohl den Glücksfaden weiter zu einem Krönungsmantel für ihren Sohn und ahnte noch nichts.

Aber da war etwas, was Tobias vor allem andern zu beunruhigen schien. Denn nichts schien es jetzt mehr für ihn auf der Welt zu geben als die Liebe der Ambrosia. „Einmal,“ sagte er unvermittelt, und nun kniete er richtig bei ihr und drückte sich wie ein Kind an sie, „aber einmal, Ambrosia, hast du gesagt, du liebtest einen einzigen — weißt du noch? — und könntest keinen andern lieben.“ Da mußte sie doch wieder lachen. „O schlauer Tobias,“ rief sie, „du Blinder, Tauber, wohl werd' ich nie einen andern lieben als dich allein! Denn du warst es doch, der eine einzige, schon damals, von jeher. Aber dir stand dein Kopf nach andern Dingen —“

„Ja,“ sagte er, wieder bedrückt. „Nach andern Dingen.“ Und er wollte beginnen, lange und breite Anklagen gegen sich zu erheben. Aber sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Mußt du sprechen, um dich zu erleichtern, Tobias, dann rede. Aber sonst sollst du davon schweigen. Ich weiß alles und kann es mir wohl erklären, und es gibt da nichts erst zu verzeihen. Du solltest eben durch eine harte Schule, das Leben hat dich lieb und will dich stark und erfahren sehen. Das war halt dein Drachenblutbad, dein Kampf mit dem Lindwurm. Und wie ich da zu Hause sah, daß du mitten im Kampfe bist, da hatte ich Angst um dich und dachte, du wärst allein vielleicht nicht stark genug. Darum kam ich so schnurstracks daher, um dir beizustehen. Ich, siehst du, sehe jetzt den geraden Weg, da darf ich dir doch die Hand geben und dich ein Stücklein führen, bis du ihn fest unter den Füßen hast. Du hast ja gar nicht einmal so einen langen Umweg gemacht. Die Zeit jedenfalls war ja nicht verloren. Laß mich mal ein bissel jesuitisch sein und bekennen, daß der Zweck noch immer die Mittel heiligt. Schau an, Tobias, was hast du denn Schlimmes gegen die Menschen begangen? Du hast ihnen nichts fortgenommen, bloß Stoff zur Schadenfreude und zum Spott gegeben. Also hast du ihnen im Grunde nur was Angenehmes erwiesen. Und der Herausgeber wird jetzt mehr achtgeben und vorsichtiger sein bei jungen Talenten. Lieber ein echtes unterdrücken als ein falsches befürworten; denn das echte ringt sich immer durch, das falsche großgewordene stiftet aber Unheil. Aber nun denke nur nicht, Tobias, daß ich deine kleine Untat so ganz und gar billige; sie hat schon ihre dunkle Seite, aber die ist allein dir zugekehrt. Das Schlimme hast du nur dir selber angetan. Du hattest da irgendwo was Dunkles in der Seele, aber das, siehst du, ist nun draußen. Das kannst du gutmachen und verschmerzen. Gebüßt hast du es gewiß schon genug in diesen Tagen. Nun wirst du es zum Guten weiterbenutzen. So, siehst du, können wir alles Schlechte und Niedrige entwaffnen, indem

wir es ins Gute kehren. Alles Häßliche, was uns trifft, können wir in Segen verwandeln. Es gibt eine Zauberformel dafür. Wir zwei zusammen werden sie schon finden. Einer hilft halt dem andern ein, nicht wahr? Und das war nun die erste Rede meines Lebens, und erst wenn du mein Mann bist und zu spät vom Kegeln nach Hause kommst, wirst du die zweite zu hören bekommen."

Aber er konnte auf ihre Heiterkeit noch nicht eingehen. „Ja," sagte er, „jetzt warst du mein Richter, und ich bin in himmlischer Gnade von dir freigesprochen. Aber ich will alle Schuld selber büßen. Ich verspreche dir, Ambrosia, ich will alles Schlechte aus meinem Leben verbannen, ich will ganz Liebe sein und Zuversicht und Mut, ich will ein Bürger werden, aber keiner von den satten und lauen, sondern im Bürgerberuf ein tüchtiger, ernster Mensch mit guten Gedanken und einem Ziel im höchsten Menschentum. Ich will wert sein, daß du mich liebst, Ambrosia. Vielleicht werde ich einmal kegeln gehen, aber ich werde nie glauben, daß das des Daseins Lust und Höhe ist. Ich habe erfahren, was es heißt, Mensch sein. Ich habe Schuld und Verbrecherangst kennen gelernt. Aber wenn dieser Fleck aus meiner Seele gelöscht ist, wird sie so rein sein, daß du sie lieben darfst, Ambrosia."

„Glaube nicht, daß ich weine," sagte Ambrosia, weil ihr die Tränen aus den Augen sprangen. „Das sieht nur so aus. Mein Herz lacht und jubiliert wie die Amseln in unserm Garten zu Hause. Aber jetzt hast du wahrhaftig dahergeredet wie ein Buch. Ich versteh' mich nicht auf Bücher, und ich weiß nicht, ob's gut oder schlecht war. Aber dein Herz hab' ich drin gehört, und sein Schlag gefällt mir wohl. Es geht ganz in meinem Takt, und ich spür's, wie die beiden zusammengehören."

Hier fielen sich die Liebenden wieder um den Hals und hielten sich fest und still und lauschten ganz hingegeben der holden Musik in sich. Aber dann ließen sie wieder voneinander, denn noch stieg immer wieder das Finstere in Tobias auf und verhüllte ihm die Zukunft. Er war wieder ratlos, aber Ambrosia hatte alles schon bedacht. „Heimkehren mußt du," sagte sie. „Ich kam dich ja holen. Du gehörst nicht in diese Stadt, hier bist du entwurzelt und dennoch unfrei." Und schier absichtslos begann sie von daheim zu erzählen, wie alles unverändert geblieben sei, das Land, der See, die Stadt. Und immer enger zog sie den Kreis, nun umfing sie schon der alte, stille Markt und dann das Haus Abendschein und zuletzt der Kolonialwarenladen, wo es nach Früchten und Spezereien und Geräuchertem duftete. Und sie schüttete vor Tobias so allmählich das ganze Paradies seiner Jugend aus, die Orangenkisten und Äpfel- und Zitronenfässer, Delikatessen und Wildbret, Schubladen voll Mandeln, Vanille, Zimmet, Tee und Rosinen. Die Zuckerhüte standen Wache oben auf den Regalen, weißverhüllte Schinken schaukelten sacht unter der Decke. „Ja, ja," sagte Tobias, „und wie die Katze immer so gern bei den Bücklingkisten saß und lauerte."

„Ja, da sitzt sie noch," rief Ambrosia eifrig. „Vier Junge hat sie neulich geworfen, eins will deine Mutter haben, denn es sind Mäuse in euren Keller eingebrochen. Einmal hatte sie sich schon die alte Katze geborgt." So spann sie ihn in die Heimat ein. Und sie erzählte weiter von dem klaren Herbst, der sonnig im Lande glänzte, wie Tag für Tag die Firnen des Hochgebirges über die Voralpen schimmerten. Unversehens überflutete Heimweh sein Herz. „Komm," sagte sie rasch, „komm! Da ist dein Koffer. Ich packe schnell. Ich weiß, heut' nacht geht ein Zug. Dann sind wir in aller Frühe daheim. Laß mich nur machen."

„Aber wie kann ich fliehen?" klagte er. „Was wird man sagen?"

Da wurde sie streng. „Hängst du so an der Nachrede der Leute? Warst ja nicht immer so darauf bedacht! Auch fliehst du nicht, ich entführe dich ja. Du wirst halt verschwinden für die alle hier. Glaubst du, es wird dir einer nachtrauern? Oder sag', hast du einen Schatz hier oder einen Freund?"

„Niemand, niemand!" rief er eifrig, als erhöbe sich schon Eifersucht gegen ihn. „Da ist kein Mensch, dem ich auch nur Vergelt's Gott! zum Abschied sagen möchte. Aber jenem Manne, der den Betrug durchschaut, und dem, der ihn in seiner Zeitschrift gedruckt hat, meinem armen Entdecker, denen möcht' ich wohl was Liebes tun."

Ambrosia hatte schon Kasten und Kommode geöffnet, den Koffer von der Wand abgerückt, aufgeschlagen und angefangen, zu packen. Nun hielt sie inne und sagte bedächtig: „Warte nur, warte, wenn du ein

rechter Mann geworden bist, dann schreibst du den beiden und weisest dich als brav und gut aus. Das freut sie dann, und sie sehen ein, daß sie beide nur Gutes an dir gestiftet haben.“ Und schon packte sie weiter und war bald fertig mit allem. Auch ein Handköfferchen wurde gepackt, und nun sollte die Wirtin einen Wagen holen. Aber die war nicht im Hause, überhaupt war niemand da, und so schrieb ihr Tobias einen Zettel mit Dank und Adieu, und sie möchte ihm den Koffer nachschicken. Dann belud er sich mit den beiden Handtaschen, aber das duldete wieder Ambrosia nicht. Sie nahm die ihre an sich, und so stiegen sie die Treppe hinab. Sie sprachen nichts, und Ambrosia fühlte, wie sehr Tobias innerlich bewegt war. Da legte sie die freie Hand auf seine Schulter, und so traten sie aus dem Hause. Draußen hatte sich die absonderliche Schwüle in einen starken Regen gelöst, es war frisch, und der Park duftete. Drüben unter seinen Bäumen war mehr Schutz gegen das strömende Wasser, und also ging das Paar hinüber. Sie sahen nach dem Hause zurück. Die Lampe hatten sie zu löschen vergessen, und so glänzten die beiden Fenster noch immer voll Ruhe und Frieden in die nasse Nacht. Davon fühlte sich Tobias wunderlich gehoben, daß es licht hinter ihm geblieben war. Er stellte sein Köfferchen hin und riß Ambrosia so ungestüm an sich, daß auch ihr die Tasche entpolterte. Da standen sie nun Brust an Brust unter den Bäumen, es tropfte ringsum und rieselte und rauschte, daß sie sich auf einer Insel wähnen konnten, und sie sahen sich in die leuchtenden Augen, küßten sich, hielten sich wieder voneinander, erkannten sich immer wieder beglückt aufs neue und als die unverändert Alten und näherten wieder Mund an Mund. Und so hätten sie wohl die ganze Nacht stehen mögen und den Zug versäumt, wäre nicht plötzlich der Regen durch ihren lieben Baum geschlagen und hätte einen kalten Guß in Ambrosias Halsausschnitt gegossen. Da fuhr sie auf, schüttelte sich, rief: „Lauf, lauf, es wird spät!“ Und sie nahmen ihre Koffer auf und liefen Hand in Hand durch den Regen.

Endlich fanden sie einen Wagen, stiegen ein, fuhren zum Bahnhof, und da glitt nun die Stadt vorüber, die schönen Kirchen und Plätze, die Banken und Theater, die vielen Menschen, zwischen denen Tobias gewandelt war. Ihn überkam keinerlei Wehmut. Er spürte schon den Frieden, dem er entgegenfuhr. Er umfaßte seine Ambrosia. Und sie hielten sich wieder und wußten nichts vom Rumpeln und Stoßen des Wagens und merkten auch nicht, daß er endlich stillstand. So hätten sie vielleicht bis zum jüngsten Tag im Wagen in ihrer Umarmung gesessen, hätte nicht endlich ihr Kutscher, der vom Bock gesprungen war, ängstlich die Tür geöffnet und nach seinen Fahrgästen hineingeschaut. Da erst fuhren die Liebesleute auseinander und hatten die Witzworte ihres Kutschers zu leiden. Der hob ihnen lachend die Koffer hinaus, schmunzelte über den unverhofft hohen Fahrlohn; aber er wußte auch nicht, welchem Glücke er die beiden entgegengefahren hatte. Sie stiegen in ihren Zug, fanden einen leeren und bequemen Wagen und glitten in die regnerische Nacht. Sie schliefen nicht, sie hatten ja Unendliches zu bereden. Je weiter sie fuhren, um so schöner wurde die Nacht. Der Regen blieb hinter ihnen, und als sie um den Bodensee fuhren, da glänzten die Sterne darüber, die Lichter der Uferstädte spiegelten sich im unbewegten Wasser, und das Heimatland war unversehens da, unversehens der heimische Dialekt draußen auf der Station. Und der Zugbegleiter, der neu einstieg und in den Wagen der Liebenden blickte, die Zollbeamten boten den heimischen Gruß. Tobias erwiderte ihn laut im selben Dialekt, und sein Mund zuckte und sein Auge glänzte.

Als sie ein paar Stunden später daheim ausstiegen und in die Stadt hinabgingen, da wurde Tobias doch von Scham bedrückt. Und wäre Ambrosia nicht guten Mutes und heiteren Mundes neben ihm dahergeschritten, vielleicht hätte er wieder umgedreht und wäre irgendwohin ins Fremde gefahren. Doch so gelangten sie durch die gerade erwachende Stadt auf den Markt, wo das kleine Garderobengeschäft des Stephan Hug noch geschlossen war, aber oben im elterlichen Schlafzimmer waren die Vorhänge schon hochgezogen, und die Eltern saßen gewiß schon beim Morgenbrot.

Nun duldete aber Ambrosia nicht, daß Tobias so ohne alle Umstände und Vorbereitung ins elterliche Haus fiele. Er solle nur erst drüben bei ihr einkehren, und die Mama, die sich jetzt mit der großartig blickenden Frau Theodora sehr gut stand,

hinüberschlüpfen und da das Notwendige ausrichten. Tobias stimmte von vornherein allem zu, was die kluge Jungfrau beschloß, und ward von ihr fast feierlich ins Abendscheinsche Eckhaus hinübergeleitet. Dort war man auch eben erst beim Aufstehen, und gerade kam die Frau Mariechen, mit allen hundert Schlüsseln klappernd, ein herrlich aufgegangenes Weißbrot im Arm, die Treppe herunter. Aber wie sie die beiden sah, ließ sie es im Schreck fallen, denn sie mußte die rundlichen Hände zusammenschlagen, und rief: „Ja, das Mädel, da hat sie uns wirklich den Ausreißer zurückgebracht! Aber nun bleibt er da!“ Und sie lief schnell die letzten Stufen herab und umarmte den Tobias wie ihr eigen Kind. „Maidli, Maidli,“ sagte sie entzückt, „das hast du brav angestellt! Was sagst du, Tobiasli, zu dem Ding da? Zwei Schwestern hat sie verheiraten lassen und selber hat sie —“ Aber auf einmal schlug sie wieder die Hände zusammen. „Kinder,“ rief sie, „Tobias, wo ist denn deine Mutter geblieben?“ Und da stellte es sich heraus, daß gestern abend Frau Theodora Knall und Fall nach der deutschen Stadt gefahren war und heute früh dort angekommen sein mußte, um ihrem Sohne beizustehen. Denn sie hatte aus der „Landeszeitung“, die den sensationellen Plagiatskandal berichtet hatte, das Unglück erfahren und hatte sich aufgemacht, ehe Mariechen Abendschein ihr sagen konnte, daß ihre Ambrosia schon zum selben Zweck die Reise gemacht habe. Der arme Stephan Hug war erst in spätester Abendstunde trostbedürftig zu Abendscheins gekommen und hatte sich dort das Herz ausgeschüttet. Aber sie hatten alle geglaubt, die Frau Theodora würde die Kinder noch in der Stadt treffen; daß Ambrosia so schnell überreden und handeln würde, hatten sie sich nicht träumen lassen. Nun war das kluge Mädchen sofort wieder gefaßt. Sie wollte zuerst zur Post und ein Telegramm an Tobias' alte Adresse aufgeben, worin die Frau Theodora beruhigt und zurückgerufen werden sollte; und dann wollte sie zu Stephan Hug hinüber und ihm die Ankunft des Sohnes mitteilen. Tobias aber, der stumm und beschämt, in einem argen Martyrium, dastand, sollte vorerst hierbleiben, gestärkt werden und ruhen. Und schon zog ihn Frau Mariechen in die große Eßstube, wo die vier Töchter, die noch im Hause waren, ihn so unbefangen und herzlich begrüßten, als wäre nichts vorgefallen und gehörte er schon zum Hause. Und Papa Abendschein kam auf die frohe Botschaft noch ohne Rock und Kragen herunter und schüttelte den Jüngling derb zur Begrüßung und sagte: „So ist's recht. Hat dich der Wind wieder heimgeblasen? Ein ambrosischer Wind, was? Und hier bist du im Hafen, Junge.“

Das fühlte Tobias wohl. Er half den Laden aufmachen, spähte zum Vaterhaus hinüber, wo Ambrosia eben mit wehenden Röcken eintrat, und setzte sich dann aufatmend auf eine Orangenkiste. Da schloß er die Augen und atmete die geliebten feinen und scharfen, süßen und herben Düfte, die hundert Spezereien märchenhafter Länder. Und erst als die Ladenglocke vor der wiederkehrenden Ambrosia ein helles Geläut anhub, erwachte er; denn er war eingeschlafen, und wie er nun das strahlende Mädchen vor sich sah, hinter ihr seinen altgewordenen Vater, da dachte er, es wäre alles wohl ein Traum und er müßte wieder in der großen Stadt erwachen, voll Angst und Bedrückung. Aber er war wirklich daheim, und Stephan Hug küßte ihn mit vielen Tränen. Von Frau Theodora kam bald die Antwort, daß sie noch heute zurückkehrte. Und flugs hatte sie am Schluß ein Liebeswort für den Sohn beigefügt.

Am Abend ließ man dann Tobias allein. Er saß in der Wohnstube oben, die Fenster waren offen, der laue, stille Herbstabend atmete sacht herein. Es wollte niemand das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn stören. Und Tobias wußte nicht, was kommen würde und was er sagen sollte. Jetzt stand ihm die bitterste Stunde bevor. Denn seiner Mutter hatte er ja das Schlimmste angetan.

Aber da trat sie schon ins Zimmer. Er erschrak, so alt war sie, grau und gebückt. Eine namenlose Zärtlichkeit durchströmte sein Herz. Sie war an der Tür stehengeblieben. Da sagte er leise: „Mama!“, und stand auf, ihr entgegen. „Mama!“ So viel Liebe war in seiner Stimme, daß Frau Theodora plötzlich aufschluchzend an die Tür fiel. „Du liebst mich noch?“ sagte sie zitternd und ungläubig. „Du verdammst mich nicht?“

„Mama! Mama!“ rief der Jüngling und hielt sie umschlungen. „Ich dich? Du vergib mir, sprich mich frei oder schlag mich. Was du willst, Mama.“

„Sohn,“ sagte die Mutter, „armer Sohn, ich allein hab' ja alle Schuld. Ich begriff's, wie ich gestern nacht zu dir fuhr. Ich glaubte, ich treffe dich nicht lebendig mehr. Ich glaubte, du müßtest mich hassen und mich von dir stoßen. Und da hab' ich, in dieser Nacht, glaube ich, alle Schuld abgebüßt. So hab' ich gelitten. Aber jetzt bleibst du mein Sohn. Bleibst du, bleibst du?“

Er blieb's in starker Liebe. Er sagte ihr so viel Gutes, daß sie wieder wuchs und strahlte. Und im rechten Augenblick kamen der Vater und Abendscheins mit Ambrosia. Man saß bis in die Nacht beisammen und Tobias und sein Mädchen Auge in Auge und stumm. Von der Zukunft wurde nichts geredet, aber allen schien sie wohlgeordnet zu sein und schon im besten Gange. Da hörten sie plötzlich unter den offenen Fenstern ein Schluchzen und ein Klopfen an die Tür. Tobias eilte hin und sah hinab, Ambrosia neben ihm. Gerade gellte der Pfiff der Lokomotive, die über die Seebrücke dampfte. Unten stand eine feine Dame in einem schimmernden Mantel, in einem großen Hut, dessen weiße Federn üppig in der Nachtluft wallten. Alle, die hinabsahen, wurden still vor dieser glänzenden, seltsamen Erscheinung. Auf einmal schrie Frau Theodora auf, drängte sich ans Fenster, sah hinab und rief: „Benigna, mein Kind Benigna!“

Ja, auch Benigna war heimgekehrt, von einem heißen Sturm an die väterliche Schwelle geweht. Man trug sie herauf, da sie noch unten zusammengebrochen war, und bettete sie gleich in ihrem unversehrten Jungfernstübchen. Da lag sie nun in ihrem glänzenden Staat, in einer märchenhaften Balltoilette, Perlen am Halse, Brillanten an den Fingern; aber die seidene Schleppe war zerrissen, die Spitze abgetrennt, als wäre sie in all der Pracht durch Busch und Strauch gelaufen. Und so ähnlich war es auch gewesen.

Ihr Mann hatte sie, wie es schien, immer geliebt; es war vielleicht ihre Reinheit und Unwissenheit, die es ihm angetan hatte und die er verehrte. Aber das Geheimnis, das sein Leben erfüllte, lüftete er auch vor ihr nicht. Er reiste oft allein fort, ließ sie im Luxus eines großen Hotels mit ihrer Zofe zurück und kehrte nach einigen Tagen oder Wochen wieder, oft glücklich und strahlend, bisweilen verstimmt. Sie konnte unbeschränkt über Geldmittel verfügen, ward mit Schmuck und kostbarer Toilette überschüttet. Aber sie litt. Andre Frauen hätten diesen verschwiegenen, rätselhaften Mann mit wilder Eifersucht geliebt; aber Benigna empfand vor dem Fremden in ihm nur Grauen und Abscheu. Dann, im Sommer, reiste sie mit ihm in die belgischen Seebäder, und dort endlich lüftete er seine Maske so weit, daß sie zu ahnen anfing, er sei ein Hochstapler, ein Falschspieler. Aber sie hielt er von allem fern; sie war ihm wohl zu rein für sein zweites Leben; das eine, das er mit ihr führte, war voller Rücksicht und Güte. Er begann in seinen Hotelsalons Gesellschaften zu empfangen. Es wurde gespielt. Indessen ging Benigna in großer Toilette ins Theater oder Kasino; er bestand darauf, daß sie sich unterhalte. Eifersüchtig war er nicht; er war ihrer Tugend so gewiß. An diesem letzten Abend nun — sie war gerade bereit, ins Theater zu fahren — traten zwei Unbekannte bei ihnen ein. Und im nächsten Augenblick war der Mann verhaftet. Benigna ließ man alle Wege offen; man war wohl davon unterrichtet, daß sie gar nicht teil hatte an den Unternehmungen ihres Gatten. Den führte man ab, einen stolzen, lächelnden Gefangenen. Er rief ihr ein Liebes- und Trostwort zu. Aber sie war, so wie sie dastand, fortgestürzt, von Angst, plötzlicher Erkenntnis gejagt, und war nach Hause gefahren. Nun lag sie da, in Fieber glühend, und warf der Mutter in leidenschaftlichen Worten vor, daß sie sie an den fremden Mann fortgegeben und ins Elend gestürzt habe. Die arme Benigna fühlte sich Mutter.

Die stolze Frau Theodora fiel zusammen; allzuviel brach in diesen Tagen über sie herein. Beider Kinder unseliges Geschick war ihr Werk. Tobias aber tröstete sie und vergaß darüber, an sich zu denken. Unversehens glitt er aus seinem Unglück in Ruhe und Seelenfrieden hinüber. Nur Benigna, die leidenschaftlichere Natur, vergaß nicht und litt. Als sie aus einer Zeitung erfuhr, daß ihr Mann sich im Gefängnis die Pulsadern geöffnet habe und gestorben sei und gleichzeitig sein Abschiedsbrief an sie eintraf, voll glühender Bitten um Vergebung, gebar sie zu früh ein Kind, das bald nicht mehr lebte.

In diesen traurigen Tagen hatte aber Tobias zu tun. Im Laden des Herrn Abendschein fehlte Hilfe; ein junger Mann war dort plötzlich erkrankt. Für den sprang

er ein. Nun stand er hinter dem Ladentisch, und sein Knabentraum war erfüllt: er konnte die feinen, schönen Dinge abwiegen, säuberlich einschlagen und mit einem kleinen Lächeln den Kunden reichen; er konnte in diesem reinlichen, duftenden Raume walten und lernte schnell, was nötig war. Mit seinen dünnen weißen Nichtstuerhänden säbelte er Schinkenscheiben ab, schnitt er Mortadella, schaufelte er Kaffee und Zucker in blaue Düten. Eine stille Zufriedenheit kam über sein Herz, und das ganze Haus Abendschein umschmunzelte ihn. Ja, hier wuchsen nicht Ruhm und Lorbeer, hier ward die Zeit nicht bewegt und gestaltet, aber es war ihm ja auch nicht gegeben, aus eigner Kraft dabei mitzuwirken. Er gehörte nun einmal zu den Bürgern, nicht zu den Künstlern.

Im Städtchen verstummte das Gerede über ihn schnell. Das Literarische lag den Bürgern zu fern. Benignas Erlebnis, das der Bürgerphantasie viel mehr Stoff gab, wurde ausgiebiger beredet. Die junge Frau verließ kaum das elterliche Haus, war, als sie erst wieder gesund geworden, auch zu der Mutter in besseres Einvernehmen getreten und nahm ihr nun die Wirtschaft ab, um tätig zu sein. Frau Theodora aber war eine stille und schreckhafte Frau geworden, ängstlichen Blicks, behutsamen Wortes, und spendete nichts als eine Liebe, die eine leidenschaftliche Bitte um Vergebung war. Ob sie im Herzen ihren Hoffnungen nachtrauerte, hat sie nie jemand gestanden. Aber doch mag es so gewesen sein, und viele, viele Nächte mag sie wach gelegen und zerstörten Träumen nachgehangen haben, das ahnte Tobias viele Jahre später, als sie zum Sterben kam.

Tobias hatte nämlich Ambrosia heimgeführt; auch die übrigen vier Abendscheinschen Mädchen hatten ihren Mann gefunden, und der alte Abendschein hatte seinen schönen Laden an Tobias Hug abgetreten. Also war der endgültig heimgekehrt, und der falsche Weg war längst verschmerzt. Aber es war doch etwas wie ein Segen, der davon zurückgeblieben war. Denn Tobias wurde kein fauler, fetter Bürger, der nach der Arbeit die Ofenbank sucht. Er hatte ja erlebt, gelitten, getragen, gekämpft und sein Menschentum gerettet. Oft fand er wohl, daß es ihm zu gut ginge, und klagte es seiner Frau. Aber die hatte ein festes, gutes Wort für ihn und fand, daß er, der Beste, des Besten wert wäre. Jeder tüchtige Kerl müsse einmal in seinem Leben eine ordentliche Dummheit machen, sonst würde er kein rechter Mann. Damals schrieb Tobias auch an jene beiden Männer, wie er sich vorgenommen, und dankte ihnen. Und beide antworteten mit herzlichen Worten und erkannten die Berichtigung seines Irrtums durch den unverzüglichen Rückzug ins Bürgerliche an.

Ambrosia wurde Mutter von drei Buben, und der jüngste schien ein Kind von eigner Phantasie zu sein. Er wurde der Liebling der Großmutter Theodora, die ihm heimlich alle Märchen ihrer eignen Kinderzeit erzählte und Gedichte vorlas. Und ehe sie sich mit fünfundfünfzig Jahren zum Sterben hinlegte, hatte sie noch eine stolze Freude. Es war an ihrem Geburtstage, da trat der jüngste Enkel an ihr Bett, in dem sie, ohne zu leiden, lag, und trug ihr ein langes Gedicht vor, das er selbst gemacht hatte. Er war noch nicht zehn Jahre alt. Die Frau Theodora lauschte ihm wie einem Himmelsboten. Sie begann zu strahlen, als fiele schon Himmelslicht auf sie. „Der wird ein Dichter!" sagte sie selig und küßte dem Kinde andachtsvoll die Hand. Dann drehte sie sich stumm, aber lächelnd zur Wand, und so war sie in der Nacht für immer eingeschlafen. Sie lächelte noch im Tode, und so mußte ihr wohl verziehen worden sein. In Liebe trug man sie zu Grabe.

Aber ihre Hoffnung wurde auch hier nicht erfüllt. Die Hugs blieben ein zünftiges Bürgergeschlecht, das niemals einen Dichter in die Welt entließ. Nur bisweilen regte sich in dem einen oder andern ein poetischer Drang, der sich aber in einem kleinen scherzhaften Gelegenheitsliedchen schnell erschöpfte. Die stille Tante Benigna lebte bei ihrem Bruder; nach dem Tode des Vaters wurde das alte Häuschen verkauft und das Geschäft aufgelöst. Aber der Kolonialwarenladen duftete und blühte weiter, und vielleicht waren es die köstlichen Spezereien, die allen Kindern des Hauses das Wesen verfeinerten und durchdufteten. Aber der beste Segen ging doch aus von Tobias und Ambrosia Hug; und wer in ihre Nähe kam, empfand: es war ein glückhaft Schiff, das sie steuerten.



Canale grande mit Landhaus von Capo d'Istria, Kampanile und Rotunde.

Die Wiener Adria-Ausstellung

Von Ludwig Hirschfeld

Mit zehn Abbildungen nach Aufnahmen von Kilophot, Wien XIX.

Wer schon einmal auf einer Bühne war, an einem Premierenabend, in den letzten Minuten, ehe der Vorhang aufgeht, dem ist diese Stimmung wohlbekannt. Hoffnungen und Befürchtungen, Aberglaube und Erfahrung, Zuversicht und Verzagtheit mengen sich zu einer sonderbaren Konfusion der Gemüter. Und erst auf der Bühne selbst, da sieht's gar zum Verzweifeln aus. Ein scheinbar ganz planloses Durcheinander von Dekorationen, von Requisiten und Behelfen, ein Hin und Her von halb kostümierten Schauspielern, Arbeitern, Handlangern. Der Direktor beschimpft den Regisseur, der die Grobheiten an den Inspizienten weitergibt; alles ist erregt, ungeduldig, verzweifelt, denn draußen hört man schon die Neugierde und Ungeduld des Publikums beängstigend rauschen. Es fehlen nur noch wenige Minuten bis zum Beginn, und jetzt kann unmöglich alles noch in Ordnung kommen. Aber da klatscht jemand dreimal in die Hände und ruft: Bühne frei! Alles Überflüssige verschwindet, ein Glockenzeichen ertönt, die vierte Wand geht in die Höhe, und das Spiel beginnt in unglaublicher Exaktheit...

So ungefähr geht es auch jedesmal zu, wenn drunten im Prater eine große Ausstellung eröffnet wird. In den allerletzten Tagen sieht ja jede Ausstellung am unfertigsten aus — meistens ist sie erst vier Wochen nach ihrer Eröffnung fertig —, und weil man das aus langjähriger Erfahrung weiß, so ist man darüber gar nicht mehr beunruhigt. Auch nicht über die pessimistischen Propheten, die raunzenden und nörgelnden Lokalpatrioten, die bei solchem Anlaß immer ihre Stimme erheben: es werde doch wahrscheinlich „wieder nichts heißen“, Wien tauge nicht zur Ausstellungsstadt, ja, in München, dort verstehen sie's ... genau wie beim Theater, wo auch jeder vorher von dem neuen Stück das Unmöglichste zu erzählen weiß.

So ganz unrecht haben übrigens die Raunzer nicht. Die Wiener Ausstellungen sind ein bißchen in Mißkredit gekommen, schon durch die Nüchternheit ihrer Themen: Gewerbe, Land- und Forstwirtschaft, Hygiene — da denkt man sofort an langweilige Tabellen und Vitrinen, es fehlt die besondere Attraktion, der lebendige Reiz der Aktualität.

Diesmal aber ist es keine von diesen theoretisierenden Fachausstellungen, durch deren



Landhaus in Capo d'Istria.

Säle man einmal pflichtschuldigst und gleichgültig wandert, um sich dann endgültig den Kosthallen zuzuwenden. Diesmal handelt's sich ja auch nicht um einen nüchternen Ausstellungsbegriff, sondern um ein Stück Leben, um ein Stück österreichische Wirklichkeit, das hier zum Ausstellungsobjekt wird. Und zwar um eins der schönsten Stücke, dessen Reiz und Bedeutung halb Gegenwart, halb Zukunft ist: die Adria. Wir sind ja im Grunde rechte Landratten, und die meisten Österreicher haben nicht das Bewußtsein, daß auch wir ein Stück Meer besitzen und damit den Zugang zu großen Problemen. Das Kriegsjahr hat uns erst ein bißchen aus dieser Gleichgültigkeit gegen unsern Süden aufgerüttelt, den wir bisher vernachlässigt und unterschätzt haben. In diesen sorgenschweren und gefahrvollen Tagen ist es dem österreichischen Bewußtsein klar geworden, wie viel Wert und Bedeutung dieses Stückchen Meer für uns hat, und wir haben endlich erkannt, wie viel dort noch zu leisten ist — eine Erkenntnis, die wir hauptsächlich den begehrlichen Mienen unsrer lieben Balkannachbarn verdanken. Und nun, nachdem die Gefahr für diesmal vorüber ist, wird diese Adria-Ausstellung zu einem politischen Epilog, weil sie uns das alles, wovon in endlosen Konferenzen und Leitartikeln die Rede war und wofür unsre Soldaten monatelang schweren Grenzdienst getan haben, in bunter, lebendiger Anschaulichkeit vor Augen bringt. Man erfährt in dieser Ausstellung, daß wir eine in heftiger Entwicklung begriffene erstarkende Kriegsmarine haben, daß die Adrialänder nicht bloß wunderbare Reisegegenden von großer landschaftlicher Schönheit sind, sondern auch ein unverbrauchtes Land von ungeahntem Reichtum und weiten Entwicklungsmöglichkeiten, daß dort unten schon manches getan wurde und noch mehr zu tun übrigbleibt. Dies alles sagt die Adria-Ausstellung, und der Besucher, der vielleicht mit der Absicht gekommen ist, sie einmal flüchtig und zerstreut zu durchbummeln, erkennt zum Schluß erstaunt, daß er, ohne es recht zu wollen und zu merken, politische und kulturelle Belehrungen erhalten und ganz neue Begriffe gewonnen hat, und daß es ihm fast nach dem biblischen Beispiele Sauls erging: er wollte bloß eine Ausstellung besuchen und fand — ein Stück österreichischer Zukunft.

Das Hübsche ist, daß man der Adria-Ausstellung alle diese belehrenden Absichten, die Probleme und Schlagworte zunächst gar

nicht ansieht. Noch nie hat es eine Ausstellung mit so wenig Tabellen und graphischen Darstellungen gegeben, mit so wenig Theorie und Fachsimpelei. Es ist eine richtige Ausstellung für die Augen, und sie will vor allem durch plastische und bunte Ausdrucksmittel wirken, sie will nicht dozieren, sondern durch die unmittelbare Anschauung, durch den lebendigen Eindruck belehren. Gleich beim Haupteingang: nähert man sich ihm von der Hauptallee, so hat man kaum das Gefühl, aus der Natur ins Künstliche zu geraten. Denn diese gelbe Stadtmauer macht einen sehr echten Eindruck. Sie ist eine Nachbildung des alten Stadttores von Zara, und mit ihren Wappenschildern und dem Markuslöwen sieht sie sehr trotzig aus, was aber durch die Kassen und die Drehkreuze einigermaßen gemildert wird. Das erste, was man nach dem Eintritt erblickt, ist ein mächtiger Schiffsanker, der vor dem Südportal der Rotunde liegt, gleichsam als eisernes Leitmotiv der Ausstellung.


Georgshaus in Lovrana.

Sie zerfällt, wie alle Wiener Ausstellungen, in die zwei Teile Rotunde und Park, und in diesen Teil mit seinen bunten Bauten, dem blinkenden Wasserspiegel, den grünen Bäumen und dem ganzen wohlgemuten sommerlichen Getriebe zieht es den Besucher natürlich zuerst. Aber auch hier ist es ratsamer, vor dem Vergnügen die Pflicht zu erledigen, nämlich die Rotunde, die den sachlichen Teil enthält. Nur keine Angst, diesmal bedeutet das wirklich nicht Nüchternheit und Langeweile. Gewöhnlich war es ja bisher so, daß in der Rotunde, diesem gewaltigen eisernen Überbleibsel der Weltausstellung von 1873, das Uninteressante untergebracht wurde, die „Expositionen“ von Geschäftsleuten, und deshalb pflegte man hier auch nur bei sehr schlechtem Wetter einzutreten. Diesmal hält man sich auch beim schönsten Wetter gern ein paar Stunden in der Rotunde auf, denn sie enthält das Interessanteste, Dinge, die die meisten Besucher sonst nie mit eignen Augen zu sehen kriegen. Zum Beispiel die innere Einrichtung eines modernen Kriegsschiffes: der Flottenverein, der hier der Aussteller ist, führt nämlich im Süd- und Südostbau die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine vor. Gleich nach dem Eintreten steht man vor der allerletzten Entwicklung und dem Clou des Ganzen, einer Kommandobrücke mit allen technischen Details, mit dem Signalmast und einer beängstigenden Fülle von Geschützen, Mitrailleusen, Schnellfeuerkanonen, Geschossen. Am meisten imponiert dem Laien das


Türkisches Haus in Buccari.



Trau: Klostergang.

langgestreckte 30,5-cm-Geschütz, das wie ein moderner grauer Lindwurm vor der Brücke gelagert ist. Aber auch an den Wänden des Raumes, der sich mit seinen martialischen Bildern, Statuen und Flaggen zu einer Art österreichischer Heldenhalle ausgestaltet hat, gibt's genug zu sehen: alte historische Bronzegeschütze und Schlangen der Republiken Venedig und Ragusa und daneben zum Kontrast die Modelle der neuesten Typen, Munitions- und Pulversorten, Panzerplatten, Handwaffen und sonstiges kriegerisches Werkzeug. Am meisten angestaunt werden aber die Torpedos und Minen, diese unheimlichen Dinge, von denen man so viel Schreckliches gelesen hat, und die, in der Nähe betrachtet, sich als zierliche, elegante Mechanismen erweisen, denen man nichts Böses zutrauen möchte. Aber das Kriegsschiff zeigt sich auch von seiner behaglichen Seite, und man blickt im Weiterschreiten in eine Offiziersmesse, wo der Tisch bereits gedeckt ist, in die sehr komfortabel aussehende Wohnung des Kommandanten, Schlafraum, Wohnraum und ein Badezimmer mit allen Schikanen, und auch die Schiffsküche kann vor dem Urteil jedes französischen Küchenchefs bestehen. Die realistisch nachgebildete Kajüte des Schiffszahnarztes bildet wieder den passenden Übergang zu den Schrecken des Krieges.

Auf Tischen und in Schaukasten ist dann die ganze Entwicklung und die Geschichte unsrer Kriegsmarine ausgebreitet. Da gibt's minuziös gearbeitete Modelle unsrer berühmtesten Kriegsschiffe, und jedes dieser Modelle kostet schon ein kleines Vermögen. Pirogen, Prahmen, Dampfschaluppen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein schwerfälliger Raddampfer aus dem Jahre 1835, der später auf einer Fahrt von Venedig nach Triest untergegangen ist. Dann kommen schon die Kanonenboote und Panzerfregatten, darunter das Flaggenschiff Tegetthoffs aus der Seeschlacht von Lissa. Die zwei Namen kehren überhaupt hier ständig wieder: Lissa und Tegetthoff, weil sie die große heroische Zeit unsrer Marine bedeuten. Da sind Fallreepköpfe, die noch die Spuren der italienischen Geschosse tragen, und eine ganze Sammlung von Erinnerungen an den Vizeadmiral Wilhelm von Tegetthoff, denn zum Admiral hat er es bekanntlich nicht gebracht, weil er bloß unsre bedeutendste Seeschlacht gewonnen hat — und jene höchste Charge ist nur in Friedensmanövern zu erwerben. Da sind sein Säbel und seine Epauletten, das Binokel, das er bei Lissa verwendete, Ehrengeschenke, Gedenkmünzen, ein Tapferkeitszeugnis und schließlich der Anfang und das Ende seiner Karriere: der Schülerkatalog des Marburger



Musterherberge Hotel „Dalmatia".

Gymnasiums, worin er als Vorzugsschüler steht, und seine Todesanzeige. Ferner eine Fülle von Marinebildern, zumeist Schlachtszenen, ganze Bibliotheken, die Uniformierung bis ins kleinste Detail, die Ernährung, das Sanitätswesen und schließlich die Kriegswissenschaften: Maschinenbau, Elektrotechnik, Signalwesen, Optik, Kartographie — komplizierte Dinge, die deutlich zeigen, was für eine gelehrte und tiefgründige Sache der moderne Krieg eigentlich ist.

Einen Schritt weiter, und man ist im tiefsten Frieden, bei der Handelsmarine. Hier zeigen der Österreichische Lloyd und die übrigen großen Schiffahrtsunternehmungen und Reedereien in anschaulicher und gründlicher Weise den mächtigen Aufschwung, den unsre Handelsschiffahrt in den letzten Jahren genommen hat, und auch die Entwicklung des Handelshafens Triest wird durch viele Modelle belegt.

Der Nachbar dieser praktischen und nützlichen Dinge ist die Kunst- und Kulturgeschichte, die historische Abteilung, wo die antiken und mittelalterlichen Kunstschätze und Denkmäler der Adrialänder in rückblickender Zusammenstellung zu sehen sind. Zumeist sind's natürlich Nachbildungen, denn die kostbaren Originale sind ängstlich gehüteter Museumsbesitz. Zum Beispiel die Plastiken aus der römischen Kaiserzeit, Götterbilder, Kaiserstatuen, die in Aquileja, Salona und Zara gefunden wurden. Die berühmte Arena von Pola wird in Form eines Dioramas gezeigt, und eine auf Brioni ausgegrabene römische Wirtschaftsanlage veranschaulicht ein vorzügliches Modell. Eine Reihe von kleinen sehr hübschen Dioramen führen die bedeutendsten Baudenkmäler vor Augen: den Palast des Diokletian in Spalato, und zwar den Hof des Kastells, ein dalmatinisches Kloster, den Rektorenpalast in Ragusa, lauter wundervolle Bilder, von denen das große Publikum noch viel zuwenig weiß. Dazwischen Gipsabdrücke von Grabsteinen und Inschriften, Nachbildungen von Skulpturen, Sarkophagen, Mosaikböden, Modelle von Ruinen, Photographien, Bilder. Auch der flüchtigste Ausstellungsbummler hält da und dort den Schritt an und merkt erstaunt, wieviel unbekannte Schönheit der österreichische Süden birgt.

Die reichhaltigen numismatischen und ethnographischen Sammlungen bilden den Übergang zu der Naturwissenschaft. Manchem werden da böse Schulerinnerungen an die Physikstunde aufsteigen, an die Botanik und Zoologie, wo man sich mit den Staubfäden und Tierskeletten gar nicht befreunden konnte. Aber die Naturwissenschaft zeigt hier kein solches pedantisches Schulgesicht, und namentlich die



Dalmatinische Südfruchthandlung.

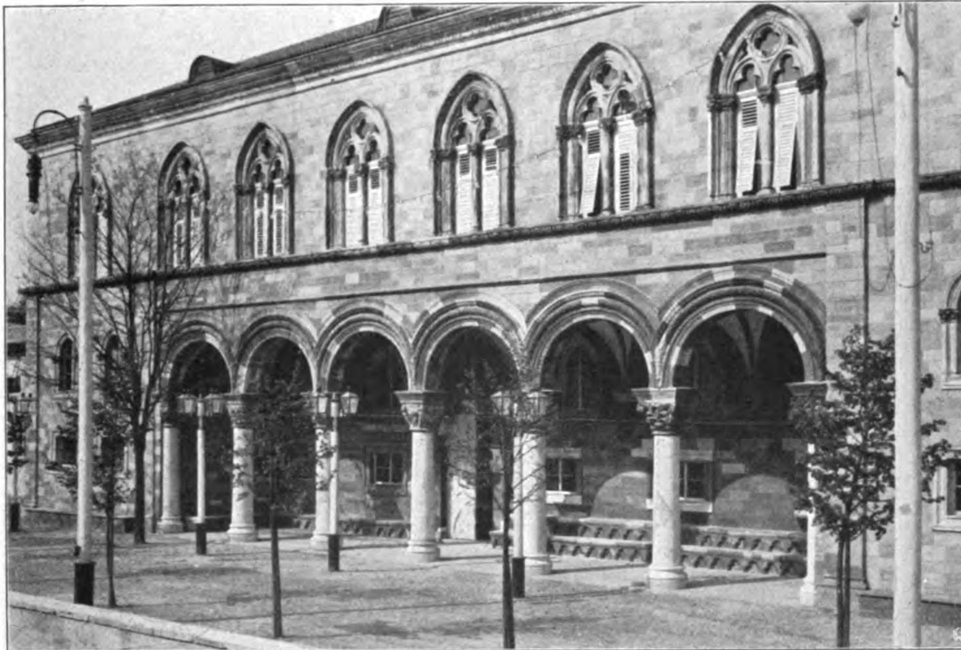
Zoologie scheint die amüsanteste Sache zu sein, die sich denken läßt. An den Schaukasten mit Skeletten kann man ja vorübergehen und sich um so länger vor dem Diorama aufhalten, das die Fauna der Adria, insbesondere das Vogelleben an der Narentamündung, so bunt veranschaulicht. Am dichtesten drängt sich aber das Publikum vor den Seewasseraquarien, Erwachsene und Kinder, und alle sind entzückt und begeistert. Es ist auch etwas, was man nicht so leicht zu sehen kriegt: ein Blick auf den Meeresgrund, mit allen seinen Wundern, Tiefseeidyllen in Miniaturformat. Man hat eigens von Triest Meerwasser kommen lassen, das durch ein Pumpwerk beständig erneuert wird. In jedem dieser Behälter, in die der Besucher durch eine dicke Glasscheibe blicken kann, wird ein Stück Tierleben vorgeführt. Da sieht man Muscheln, Korallen, Schwämme, Seeaale, Langusten, Hummern — die bunten Tafeln aus dem Naturgeschichtsbuch scheinen lebendig geworden zu sein, und auf diese Art ist das Lernen wirklich ein Vergnügen.

Außerdem gibt's noch eine reichhaltige Sammlung von Präparaten der Adriafauna, und auch von der Flora des Meeres und der Küstenländer sind größere Sammlungen ausgestellt. Daran schließt sich die geodätische und kartographische Ausstellung des Militärgeographischen Instituts, die einen Begriff von der Herstellung der Generalstabskarten gibt. Die Abteilung „Grottenkunde" umfaßt die unterirdischen Wunder der Höhlen von Adelsberg, St. Canzian und Opcina. In der wissenschaftlichen Sektion sind Skelette von Höhlentieren, Tropfsteingebilde und Aufnahmen zu sehen. Der volkstümliche Teil befindet sich draußen im Ausstellungspark und besteht aus einem großen Erdhügel, in dessen Innerem das Hausen einer prähistorischen Höhlenmenschenfamilie drastisch dargestellt ist.

Stundenlang kann man durch die Galerien der Rotunde wandern und gelangt noch immer zu neuen Abteilungen: Jagd und Fischerei, Ackerbau, Viehzucht, Hausindustrie, und tritt man in die Mitte des Riesenraumes, so gelangt man erst zu allerlei industriellen und geschäftlichen Sonderabteilungen, sieht wiederum Modelle, Maschinen, Motore, Krane, Reflektoren und, als anmutigen Kontrast dazu, in der Mitte eine Konditorei. Und will man nun nach einer wohlverdienten Rast die



Rektorenpalast mit Blick auf die Rotunde.



Ragusa: Rektorenpalast.

Rotunde endlich verlassen, so entdeckt man, daß man das Sehenswürdigste übersehen hat, nämlich die großen Dioramen der Südbahn und des Ackerbauministeriums. Durch ein Felsportal betritt man einen Tunnel, und nach einigen Schritten im Halbdunkel wird es hell, und man hat einen wundervollen Ausblick auf den Semmering, und in der halb gemalten, halb plastischen Wiedergabe erscheint das wohlbekannte Bild beinahe noch eindrucksvoller als in der Wirklichkeit. Ein paar Schritte weiter, und man ist mitten in den Dolomiten, am Dürrensee mit dem rötlichen Monte Cristallo im Hintergrund. Vorbei an einer vollendeten Nachahmung der Adelsberger Grotte mit echten Tropfsteingebilden — und nun folgt das schönste Bild: die blaue Adria mit dem Hafen von Triest in blendendem Mittagslicht. Keine Anpreisungen und begeisterten Schilderungen können für den österreichischen Süden so wirksame Propaganda machen wie er selbst durch sein eignes liebliches Gesicht.

Nun kann man endlich mit halbwegs ruhigem Gewissen in den Park hinaustreten. Das ist freilich nur so gesagt, denn wenn jemand wirklich all die tausend großen und kleinen Stücke in der Rotunde besichtigt und studiert hat, dann ist er kaum noch imstande, den Rundgang, das Besichtigen und Bewundern ohne weiteres fortzusetzen. Er bedarf erst einer gründlichen Erholung. Zunächst ein Blick von der Terrasse des Westportals über die ganze Anlage hin. Der erste Eindruck ist der einer kuriosen wienerisch-südlichen Mischung. Südlich sind die bunten kleinen Häuser, die Palazzi, ist der Kanal mit den gewölbten venezianischen weißen Brücken und den bunten Chioggiaseglern; südlich ist die neu angelegte Vegetation von Palmen, Lorbeer, Tujen, Oleander. Wienerisch sind die guten alten Praterbäume, von denen keiner gefällt werden durfte, ist der Hintergrund von Häusern, Dächern, Kirchen der nahen großen Stadt; wienerisch ist die Luft, das Getriebe, die ganze Stimmung. Und ehe man noch etwas besichtigt hat und sich ein genaues Urteil bilden konnte, fühlt man sofort, daß dies eine der architektonisch und malerisch schönsten Ausstellungen ist, die in Wien je veranstaltet worden, und daß diese südlich-wienerische Anmut ihren besonderen Reiz und ihre große Anziehungskraft ausmacht.

Auch in dem Ausstellungspark ist das Besichtigen keine so einfache Sache. Man weiß nicht: soll man sich eine systematische Einteilung machen, nach dem Plan des Kataloges umherwandern, oder das anschauen, was



Lloyddampfer „Wien“ und Inselcafé.

das Auge lockt und reizt? Zum Beispiel gleich rechts, am Ende der sich längs des Kanals hinziehenden Riva ein würfeliges Gebäude mit rotweißem Leuchtturm: das Marinekino, darin Naturaufnahmen aus dem Leben unsrer Kriegs- und Handelsmarine zu sehen sind. Gegenüber, auf der andern Seite des Kanals, ein kleiner weißer Pavillon, eine Miniatur-Zigarettenfabrik der österreichischen Tabakregie — selbstverständlich, daß die hier erzeugte Sorte den Namen „Adria“ führt. Geht man ein paar Schritte um die Ecke, so kommt man in ein stimmungsvolles Alt-Abbazzianer Gäßchen, in dem namentlich das St. Georgshaus von Lovrana durch sein schönes Tor auffällt. Noch einen Blick in das Hotel Dalmatia, das als eine vorbildliche Musterherberge für Dalmatien eingerichtet ist, und dann vorbei an dem Ca d'oro von Pirano, einem schönen gotischen Palast, wieder zum Kanal zurück, der die Hauptstraße der Ausstellung bildet und an dessen beiden Ufern die bemerkenswertesten Gebäude stehen. Jedes stellt ein berühmtes Baudenkmal der Küstenländer vor. Der mit städtischen Wappen gezierte steinerne Bau ist das Landhaus von Capodistria und beherbergt das Generalkommissariat der Ausstellung sowie das Post- und Telegraphenamt. Daneben der wirklich sehenswerte Garten des Franziskanerklosters von Trau in Dalmatien, ganz in das tiefgrüne Dunkel der üppigen Vegetation getaucht und umgrenzt von einem Kreuzgang mit Brunnen und Grabmälern. Daran angebaut ein hoher Kampanile und eine Kirche, in der eine Ausstellung vorchristlicher Kunstwerke untergebracht ist. Jedes der Gebäude enthält im Inneren Sehenswertes, eine Spitzenschule, bosnische Erzeugnisse — aber man hat schon an der Außenseite so viel zu sehen und zu bewundern, daß man gar nicht Zeit findet, einzutreten.

Den stärksten künstlerischen Eindruck macht der Rektorenpalast von Ragusa. Dieses berühmte historische Gebäude ist ja fast jedem Besucher aus Abbildungen wohlbekannt, und wenn man jetzt davorsteht, so glaubt man, es sei wirklich das Original, so getreu ist die Nachbildung, so stark die Wirkung der unvergleichlichen Steinfassade mit der rundbogigen Straßenhalle und den gotischen Fenstern. Verblüffend echt wirkt aber der Säulenhof, der wohl das Schönste ist, was die Ausstellung dem künstlerisch empfindenden Besucher



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Julius Exter: Obsternte.

zu bieten hat. In den Innenräumen ist die gemeinsame Ausstellung der zum erstenmal vereinigten Wiener Künstlerverbände und die Sonderausstellung der dalmatinischen Künstler untergebracht.

Wer ganz gründlich sein will, müßte noch viel besichtigen: den Pavillon des Ackerbauministeriums, den der Gemeinde Wien, den des Landes Niederösterreich, den des Gewerbeförderungsamtes, die allgemeine Gewerbehalle — das bloße Aufzählen ermüdet schon. So gewissenhaft muß man die Pflichten des Ausstellungsbesuchs aber doch nicht nehmen, und es ist überhaupt höchste Zeit, sich endlich auch dem Ausstellungsvergnügen zu widmen. Es winkt auf allen Seiten. In Form von zierlichen, eleganten Cafés, eins landeinwärts, eins auf einer kleinen Insel des Kanals, der sich am Ende zu einem See erweitert, und hier ist auch eine von den besonderen „Attraktionen", die man schon von ferne sieht: das nahezu lebensgroße Lloydschiff „Wien", ein kolossaler Vergnügungsdampfer, der da vor Anker liegt. Er hat beiläufig eine halbe Million gekostet; nur gut, daß die Inneneinrichtung für den nächsten neuen Passagierdampfer des Österreichischen Lloyd verwendet werden soll. Im Maschinenraum gibt es aber keine Dampfmaschinen, sondern mächtige Herde und Spieße und Roste, weil das Schiff nämlich das — Hauptrestaurant der Ausstellung ist. Im großen Salon und auf allen Verdecken, bis hinauf zur Kommandobrücke, stehen kleine weiße Tische, und statt seemännischer Kommandorufe hört man nur die bekannten Interjektionen der Wiener Kellnersprache: „Abservieren auf drei links!" — „Sauce, bitte!"

Die Gefahr des Verhungerns und Verdurstens ist überhaupt gänzlich ausgeschlossen. Es gibt eine Reihe von Bierhallen, in denen man nach Münchner oder Pilsener Fasson selig werden kann, dalmatinische und istrianische Weinstuben und Osterien, Kaffeehäuser und Konditoreien, selbstverständlich eine Würstelfabrik, eine Waffel- und eine Beugelbäckerei, ein dänisches Büfett, ein Automatenbüfett, eine American Bar und sogar ein Nachtlokal Trocadero. Bemerkenswert ist auch die Verschiebung der Sperrstunde. In der Jagdausstellung wurden um elf Uhr die Lichter ausgelöscht, im Vergnügungspark um ein Uhr. Diesmal bleiben alle Objekte bis ein Uhr offen, die Vergnügungslokale bis drei Uhr früh — der gerechte Beurteiler aus der Fremde wird also zugeben müssen, daß die Wiener im Punkte des Nachtlebens und der großstädtischen Schlaflosigkeit entschiedene Fortschritte gemacht haben.

Einen gesonderten Vergnügungspark gibt es diesmal nicht, vielmehr sind alle diese Etablissements über den ganzen Raum verteilt. Das meiste hat natürlich wieder den jetzt modernen englischen Zuschnitt: das Riesenfreudenrad und vor allem der sensationelle Clou, das Unterseeboot, das tatsächlich unter Wasser taucht und die Wunder des Meeresgrundes zeigt. Dann gibt's noch ein Tanagratheater, ein sehr aufregendes Entenwerfen, ein ägyptisches Dorf mit Derwischen, Fakiren, Wahrsagern. Und natürlich Musik, reichlich Musik: Militärkapellen, eine Marinekapelle, Salonorchester, Zigeunermusik, italienische Musikanten und Wiener Heurigensänger. Dazu das grelle Licht der Bogenlampen, das Glühen der Lichterketten, und überall Menschen, gutgelaunte, animierte Menschen, Wiener, Fremde, elegantes und volkstümliches Publikum und sehr viel schöne Frauen und Mädchen. Also, wer da nicht in eine südlich-wienerische Stimmung kommt und den tieferen Sinn der Adria-Ausstellung begreift, dem ist nicht zu helfen. Der soll sich meinetwegen zu den statistischen Tabellen und den Skeletten setzen und in dieser Gesellschaft über sein verfehltes Leben nachdenken.

Schirokkostimmung

Glutheiße Klippen starren umher.
Vor mir dehnt sich von Sand ein Meer.
Auf mir lastet der Himmel so schwer,
Als ob er aus Stahl geschmiedet wär'.
Aber mit Palmen vom hohen Altane
Winkt mir mein Glück — eine Fata Morgane!

Karl Schewe

Das schlesische Heer im Jahre 1813

Von Prof. Gustav Roloff (Gießen)

Wie oft wird in diesen Tagen der allgemeinen Feiern die Frage aufgeworfen worden sein: Wodurch ist eigentlich Napoleon vor hundert Jahren besiegt worden? Etwa durch die größere Truppenzahl der Verbündeten, deren Überlegenheit das Genie des großen Feldherrn nicht wettmachen konnte? Eine Übermacht war allerdings vorhanden — ungefähr 500000 Streiter gegen 450000 bei Beginn des entscheidenden Herbstfeldzuges —, aber das bildete keinen beträchtlichen Unterschied, und er wurde zum Teil ausgeglichen durch die einheitliche Führung auf französischer Seite, während unter den Verbündeten, wie in jedem Koalitionskriege, nicht immer Übereinstimmung herrschte. Oder waren die Verbündeten besser ausgebildet und bewaffnet als die rasch zusammengerafften französischen Mannschaften nach dem Untergange der großen Armee im Jahre vorher? Nein, in diesem Punkte hatte schwerlich eine Partei vor der andern viel voraus: auf beiden Seiten gab es neu ausgehobene Truppen ohne längere Schulung und Kriegserfahrung. Die preußischen Landwehren wie die österreichischen und russischen Ersatzmannschaften waren erst in den letzten Wochen eingezogen worden, zum Teil kaum im wehrfähigen Alter, zum Teil weit darüber hinaus, der Waffen ebenso wie der Strapazen ungewohnt, ja viele — so ein Teil der schlesischen Landwehren — stammten aus Volkskreisen von geringer körperlicher Kraft, wie die Leineweber des Glatzer und Hirschberger Landes. Die verbündete Reiterei war allerdings der französischen, die den riesigen Pferdeverlust des russischen Feldzuges nicht hatte ersetzen können, weit überlegen, dafür hatte aber die preußische Infanterie unter Waffenmangel zu leiden, so daß die ersten Glieder mehrerer Regimenter den Feldzug mit Piken beginnen und ihre Hoffnung auf die Erbeutung feindlicher Gewehre setzen mußten. An Kleidung und Schuhwerk fehlte es hier wie dort; an Kriegserfahrung war das französische Offizierkorps mit seinen in zwanzigjährigen Kämpfen erprobten Marschällen und Stabsoffizieren dem der Verbündeten gewiß überlegen. Mochten auch zahlreiche Offiziere der niederen Grade in Rußland geblieben und durch junge, eben erst den Bildungsanstalten entnommene Männer ersetzt worden sein: auch bei den Verbündeten reichte die Zahl der regelmäßig ausgebildeten Offiziere bei weitem nicht hin, um die aus der Erde gestampften Regimenter genügend besetzen zu können. Der Zusammenhalt unter den Truppen ließ daher auf beiden Seiten viel zu wünschen übrig.

Nur in einem, freilich hochwichtigen Punkte ließen die Verbündeten ihre Gegner weit hinter sich: in der Begeisterung für die Sache, in der Bereitwilligkeit, das Höchste zu dulden und zu vollbringen, um den Sieg zu gewinnen, und diese Überlegenheit des Willens mußte sich in höhere kriegerische Leistungen umsetzen. Wir kennen die Ursachen dieser moralischen Verschiedenheit: der Haß der Preußen gegen die französischen Blutsauger, ihre Sehnsucht, den Ruhm der preußischen Waffen und die Größe des Staates wiederherzustellen, sowie der Wunsch der Russen, für die Verbrennung Moskaus Rache zu nehmen. Wenn unter den Österreichern die populäre Empfindung des Hasses schwächer als bei Preußen und Russen war, so lebte doch auch in ihnen das Gefühl, daß ohne Überwältigung Napoleons ein dauernder Friede nicht möglich sei. Anders im Heere Napoleons: hier fochten die Bundesgenossen längst mit Unlust, und die Franzosen waren ebenfalls des langen Kampfes müde. Schon in der Vorbereitung des Krieges zeigt sich diese Verschiedenheit. Während auf der Seite der Verbündeten sich die Bevölkerung zu den Waffen drängte, suchten sich in Frankreich Tausende der Wehrpflicht zu entziehen und mußten durch Polizei und Militär mit Gewalt eingefangen werden; in Preußen setzten Familie und Gemeinde eine Ehre darein, ihre waffentüchtigen Angehörigen zur Fahne zu senden und auszurüsten; in Frankreich bemühten sich die Gemeinden häufig, jene Fahnenflüchtigen zu verbergen und um die Geldopfer herumzukommen. Freilich war der napoleonische Staat stark genug, solches aktiven und passiven Widerstandes Herr zu werden.

Trotz allem fand der Imperator Mittel und Leute genug, um dem Kampfe zuversichtlich entgegensehen zu können. Und mochten die Truppen auch vielfach widerwillig ins Feld gezogen sein, der Korpsgeist in der Armee war doch so stark, daß er selbst die widerstrebenden Elemente mitriß, und Napoleons dämonische Gewalt, die Menschen zu beherrschen und zu begeistern, tat das übrige: unter seiner persönlichen Führung haben sich die jungen Truppen stets mit großer Tapferkeit geschlagen und es nicht an Hingabe fehlen lassen, nur unter seinen Marschällen, denen jene Zauberkraft nicht zur Verfügung stand, haben sie häufig versagt.

Aber mit diesem qualitativen Unterschied war die Entscheidung noch nicht gegeben. Es fragte sich, ob die verbündete Heeresleitung imstande war, dieses Plus richtig zu erkennen und zu verwenden, ob sie Einsicht und Kühnheit genug besaß, um im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Truppen dem bisher in der Schlacht nie Besiegten wirklich die Spitze zu bieten.

Man darf sagen, daß die maßgebenden Stellen der Verbündeten allerdings das Gefühl der Überlegenheit hatten, wobei sie ebenso an die numerischen als die moralischen Größen dachten. Der Feldzugsplan, den sie während der Waffenruhe (4. Juni bis 16. August) entworfen hatten, läßt das deutlich erkennen. Wie bekannt, hatten die allgemeinen Verhältnisse es mit sich gebracht, daß die verbündeten Truppen in drei große Massen hatten zerlegt werden müssen: die Hauptmacht (250000 Mann) in Böhmen unter dem Oberfeldherrn, dem Fürsten Schwarzenberg, die kleinste Armee (an 100000 Mann) in Schlesien südwestlich von Breslau unter Blücher, die Nordarmee (150000 Mann) unter dem Kronprinzen von Schweden in der Mark. Zwischen ihnen stand die Hauptmacht Napoleons in Sachsen und den westlichen Teilen Schlesiens. Trotz dem Bewußtsein der Überlegenheit fühlte das Oberkommando der Alliierten richtig heraus, daß man zu einem raschen allseitigen Angriff und einer baldigen Entscheidungsschlacht noch nicht stark genug sei: die durch große Flüsse und mehrere Gebirge getrennten Armeen hätten schwerlich in voller Übereinstimmung operieren und gemeinsam an den Feind kommen können, sondern wären vermutlich einzeln von Napoleon geschlagen worden. Es galt deshalb, die Entscheidung zu verschieben, bis die Differenz in den Streitkräften durch Teilerfolge und eigne Verstärkungen erheblich vergrößert worden sei. Man durfte sich solchen Hoffnungen hingeben, denn eine russische Reservearmee von 50000 Mann unter dem General Bennigsen war auf dem Anmarsche, und bei der Überlegenheit der verbündeten Kavallerie konnte man bei einigem Geschick wohl auf günstige Gefechte rechnen. Die Schlachten bei Großgörschen und Bautzen hatten ja erwiesen, daß Napoleon trotz seiner damaligen Überlegenheit stärkere Verluste als Russen und Preußen erlitten hatte. Um nun solche kleinen Zusammenstöße herbeizuführen, schrieb der Operationsplan allen drei Heeren die Offensive vor — ein deutliches Zeichen von Optimismus —, verbot aber zugleich einen Kampf mit einer feindlichen Übermacht, vor allem mit Napoleon selbst. Vielmehr sollte jede Armee, die auf Überlegenheit stoße, langsam zurückgehen in der Erwartung, daß die beiden andern Armeen dann um so kräftiger die ihnen gegenüberstehenden schwächeren Truppen bedrängten und dadurch auch die Hauptmacht des Feindes zur Umkehr zwängen. Natürlich sollte hierauf das zurückgedrängte Heer sogleich den Rückmarsch einstellen, sich wie ein Bleigewicht an den bisherigen Verfolger hängen und ihn nach Kräften belästigen. War es gelungen, durch dieses Hin und Her dem Feinde beträchtliche Verluste zuzufügen, ohne selbst in gleichem Grade zu leiden, und war Bennigsen heran, so konnte man nach einigen Wochen „das Feldherrnzelt Napoleons zum allgemeinen Sammelpunkt" bestimmen und den Kaiser mit großer Übermacht erdrücken.

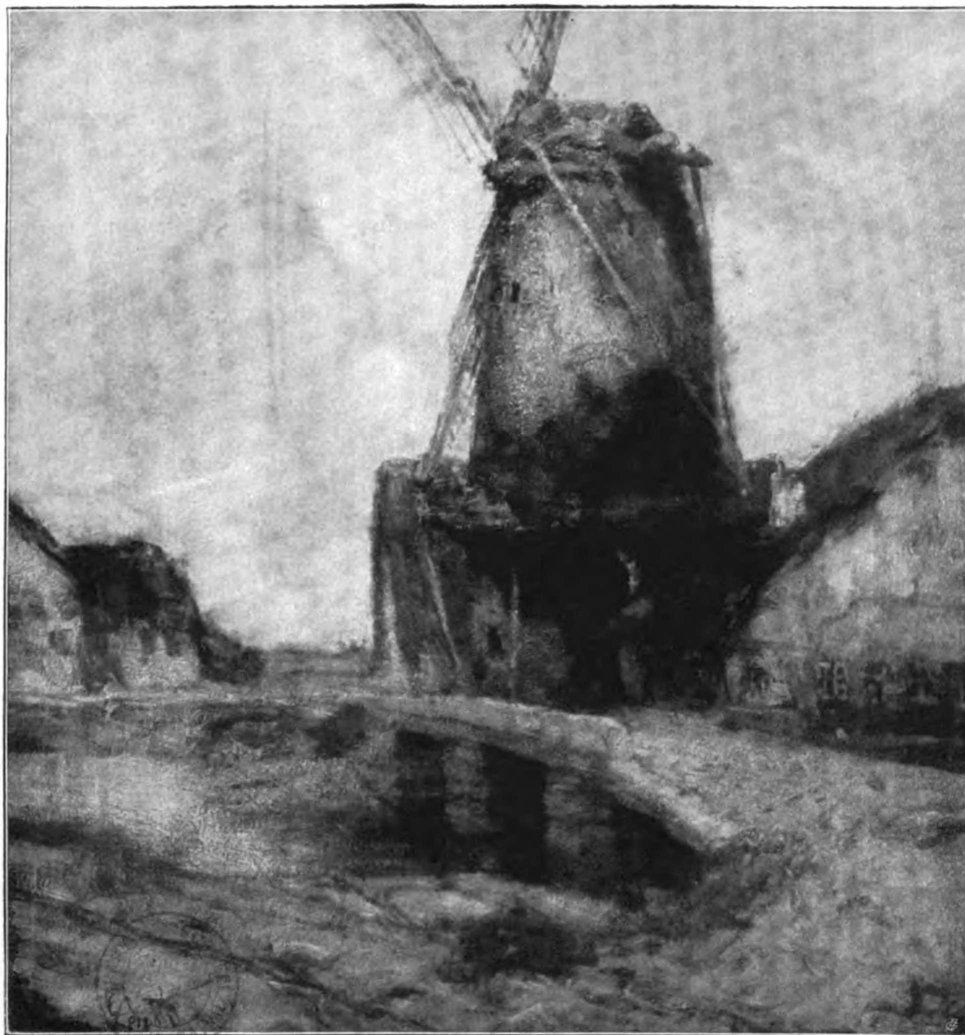
Der Kriegsplan scheint einfach und den allgemeinen Verhältnissen angemessen, war aber außerordentlich schwer durchzuführen. Denn viel wurde den Mannschaften und Führern zugemutet: stets hat ein geordneter Rückzug vor einem kampfbegierigen Feinde als überaus schwierig gegolten, und vollends mühsam ist der hier verlangte Wechsel von Defensive und Offensive. Da man Absichten und Stärke des Feindes nur selten sicher in Erfahrung bringen kann, so sind vergebliche Märsche, die den Truppen große Strapazen auferlegen, in der Regel unvermeidlich, und es ist zu befürchten, daß die Mannschaften, die natürlich den strategischen Zusammenhang nicht überblicken können, den unbegreiflichen

Wechsel von Vor und Zurück auf Planlosigkeit im Kommando zurückführen und ihre kriegerische Begeisterung verlieren. Es war Aufgabe der Führung an Ort und Stelle, diese Gefahren zu vermeiden. Daß man aber den Truppen diese Leistungen zumutete, zeigt, daß man nicht nur auf ihre Zahl, sondern auch auf ihren inneren Wert seine Hoffnung setzte. So kündigten die Verbündeten in ernster, aber zuversichtlicher Stimmung den Waffenstillstand (am 10. August): nach sechs Tagen durften die Feindseligkeiten eröffnet werden.

Freilich fragte es sich, ob Napoleon nicht ein Mittel fand, diesen Plan zu durchkreuzen und trotz aller Vorsicht eine große Entscheidung vor der Zeit herbeizuführen. In der Tat war es sein innigster Wunsch, eine große Schlacht, an deren günstigem Ausgang er nicht zweifelte, zu erzwingen, aber er war weit entfernt, wie Schwarzenberg und die Monarchen annahmen, die Entscheidung in Böhmen zu suchen. Denn ein Sieg jenseit des Erzgebirges hätte schwerlich große Ergebnisse gebracht, da der Geschlagene sich tief ins Innere zurückziehen konnte, ohne daß der Sieger ihm folgen durfte: unterdessen hätten Bernadotte und Blücher das französische Hauptdepot Dresden genommen und die Verbindung mit Frankreich unterbrochen. Deshalb wollte Napoleon vielmehr seinen ersten Angriff gegen die Nordarmee richten, sie zertrümmern, Berlin nehmen und seine belagerten Festungen Küstrin und Stettin entsetzen. Damit hatte er von dieser Seite Ruhe; vielleicht wichen gar die Russen und Preußen in der Besorgnis, von Norden her umgangen zu werden, aus Schlesien nach Polen zurück: dann hatte er mit den Feinden in Böhmen leichtes Spiel. „Die Einnahme von Berlin, die Entwaffnung der Einwohner, die Zersprengung einer Masse schlechter Truppen, die der Feind dort hat, die Befreiung von Küstrin und Stettin, vielleicht die Einschiffung der Schweden, alles das wäre ein gutes Resultat." Ernsthaften Widerstand erwartete er von der Nordarmee nicht. Er unterschätzte ebenso ihre Zahl wie ihre Beschaffenheit, da sie vielfach aus Landwehren bestand; die 110000 Mann, die er den Marschällen Oudinot und Davout gegen sie zur Verfügung stellte, würden, meinte er, leicht mit ihr fertig werden. Er selbst wollte sich unterdessen mit der Hauptmacht zwischen Dresden und Liegnitz defensiv halten, bereit, jede der andern Armeen mit zermalmender Wucht zu packen, die sich ihm nähere und eine Schlacht ohne große Entfernung von seiner sächsischen Basis gestatte. Mitten in diesen Erwägungen ging ihm eine Nachricht zu, die ihn mit den freudigsten Hoffnungen erfüllte: eine feindliche Armee rückte in Eilmärschen heran und wurde unmittelbar nach Ablauf des Waffenstillstandes mit seinen Vortruppen handgemein. Es war das schlesische Heer, das hier zum erstenmal in die Operationen eingriff und die Feindseligkeiten überhaupt eröffnete.

Als die verbündeten Monarchen jenen Feldzugsplan entwarfen, waren sie überzeugt, daß die Hauptlast der Ausführung auf die beiden größeren Gruppen, die böhmische und die Nordarmee, fallen werde; die schlesische betrachteten sie nur als eine Art Verbindungsglied zwischen den andern. Aber wieder einmal sollte der Beweis geliefert werden, daß nicht die Truppenstärke allein, sondern unberechenbare persönliche Faktoren im Kriege den Ausschlag geben. Denn die Armee, die man als quantité négligeable behandeln wollte, wurde die bestimmende Macht für den ganzen Feldzug. Ihr Führer, der alte Blücher, war der populärste preußische General, einer der wenigen, die 1806 Mut und Entschlossenheit in höheren Stellungen gezeigt hatten. Das geniale Naturkind, dessen Briefe mit ihrer himmelschreienden Interpunktion und Orthographie so viel originalen Geist und Witz atmen, besaß einen sicheren Blick für alle Vorgänge auf dem Schlachtfelde und schnelle Entschlußkraft; in dem, was ihm mangelte, fand er reichen Ersatz in seinem Generalquartiermeister Gneisenau, dem ruhmvollen Verteidiger Kolbergs, dem Schüler und Mitarbeiter Scharnhorsts, der seine kriegerischen Anschauungen an den Feldzügen des großen Feindes selbst gebildet hatte. Es traf sich günstig, daß Blücher zu Gneisenau unbedingtes Vertrauen hegte, neidlos seine Vorzüge anerkannte und das Bewußtsein hatte, in ihm einen Ratgeber, ebenso verwegen und kampflustig wie er selbst war, zu besitzen; so konnte er seinen Ratschlägen auch folgen, wenn es den eignen Eifer zu zügeln galt, ohne fürchten zu müssen, daß Gneisenaus Mahnungen zur Vorsicht einem ängstlichen Herzen entsprängen.

In Schlesien fielen also die ersten Kanonenschüsse nach dem Wiederbeginn der Feind-



Karl Leipold: Rolandsmühle.

seligkeiten. Schon während des Waffenstillstandes schob Blücher seine Truppen so weit vor, daß sie Fühlung mit dem Feinde gewannen, etwa in der Linie Jauer (an der Wütenden Neiße) bis Lähn (am Bober zwischen Goldberg und Löwenberg); am ersten Tage des Feldzuges warf Yorcks Avantgarde in einem hitzigen Gefecht bei Goldberg die Franzosen über die Katzbach zurück (17. August). „In diesem Augenblick", schrieb Blücher triumphierend, „habe ich die Franzosen derbe auffgehauen sie haben 2000 Mann verlohren und 6 Kanonen nebst 300 auch manche gefangen."

Aber nicht minder erfreut war, wie bemerkt, Napoleon über diese Ereignisse: die schlesische Armee, die er nur auf 50000 Mann anschlug, schien sich ja in ihr Verderben zu drängen. „Die Sachen gehen gut," sagte er. „Der Feind manövriert, wie wenn er darauf rechnete, daß ich das rechte Elbufer geräumt hätte." Sogleich befahl er seinen Vortruppen an der Katzbach und Wütenden Neiße, langsam in der Richtung auf Bunzlau zurückzugehen, um Blücher zum Nachdrängen zu reizen; er hatte keinen Zweifel, daß der leidenschaftliche Alte, den er für einen ungestümen Haudegen ohne höhere strategische Begabung hielt, in seinem Kampfeseifer sich ganz umgarnen lassen werde. Der Feind rücke vor ohne Rücksicht auf seine Verpflegung und gesicherten Rückzug; „man sieht, mit was für Leuten man zu tun hat", meinte Napoleon geringschätzig. Als Blücher in den folgenden Tagen in der Tat gegen Löwenberg und Bunzlau vorging und sich zum Überschreiten des Bober anschickte (20. August), glaubte der Kaiser seine Zeit gekommen. Durch einen umfassenden Angriff von Norden und Süden mit sechs Armeekorps wollte er die Blüchersche Armee mit doppelter Übermacht anfallen und aufs Haupt schlagen. Zwar hatte er jetzt ihre wahre Stärke erfahren, aber um so größer war der Vorteil ihrer Überwältigung. Nach Blücher sollte Schwarzenberg den Todesstoß empfangen. Da Oudinot die Nordarmee in Schranken hielt, so konnte Napoleon bis Prag ohne Gefahr für seine Verbindungen vorgehen, und da konnte sich ihm Schwarzenberg schwerlich entziehen. „Es scheint mir," schrieb er, „daß die Feinde sich großen Schlägen ausliefern und daß dies uns in wenig Wochen große Resultate bringen muß."

Alle diese Berechnungen und Hoffnungen waren eitel, denn ihre Voraussetzung, ein schleuniger großer Sieg über Blücher, war irrig. Das schlesische Oberkommando schloß aus dem plötzlichen Standhalten der Franzosen nach mehrtägigem Weichen, daß sie Verstärkungen empfangen hätten, und als sie gar zur Offensive übergingen, als man von drüben her die Rufe „Vive l'Empereur!" vernahm und die Uniformen der kaiserlichen Garde bemerkte, war kein Zweifel, daß man es mit dem Kaiser selbst, also gewiß mit einer Übermacht zu tun habe. Ohne Zaudern ging man entsprechend dem allgemeinen Kriegsplan zurück. So hart es Blücher ankam, die errungenen Erfolge aus der Hand zu geben und den Eifer der Truppen anscheinend übel zu belohnen, so ließ er sich doch von Gneisenau zur Umkehr bestimmen (21. August). Nun galt es, die schlimmen Folgen des Rückzuges zu vermeiden. „Der Feind will uns zu einer entscheidenden Schlacht nötigen, aber unser Vorteil erheischt, daß wir solche jetzt vermeiden," heißt es in einem von Gneisenau aufgesetzten Tagesbefehl. „Die meinem Befehl anvertraute Armee sehe diesen Rückzug nicht als einen abgenötigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn in sein Verderben zu führen." Die fröhliche Siegeszuversicht, die Blücher stets zur Schau trug, verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Armee zog sich in den nächsten beiden Tagen in guter Ordnung zurück, obgleich die Strapazen des Marsches im Regenwetter und zum Teil bei Nacht außerordentlich groß waren, und in den Nachhutgefechten, die wiederholt geliefert werden mußten, hielten sich alle Truppen vortrefflich. Ein Landwehrbataillon blieb auch, nachdem es zweimal mit dem Bajonett angegriffen hatte, im Zurückgehen unter Kartätschfeuer geordnet, und ihr Führer weigerte sich, es in Tirailleure aufzulösen: denn, sagte er, wenn er es in Tirailleure lockre, habe er es bei dem Mangel gedienter Offiziere nicht mehr in der Hand, und lieber wolle er sterben, als sein Bataillon auseinanderlaufen sehen. Schließlich mußte das Bataillon wegen Mangel an Munition zurückgenommen werden: der strenge, im Loben so karge Yorck ließ die Truppen, an denen es vorübermußte, antreten und salutieren.

Schon nach zwei Tagen erkannte Napoleon, daß Blücher die ersehnte Schlacht geflissent-

lich vermeide, und da er zugleich die Nachricht erhielt, daß Schwarzenberg in Sachsen eingedrungen sei, so beschloß er, von den Schlesiern abzulassen und sich zum Schutze seiner Basis gegen die böhmische Armee zu wenden (23. August). Aber immerhin glaubte er doch der schlesischen Armee durch die vielen kleinen Gefechte herbe Verluste zugefügt und namentlich ihren moralischen Halt erschüttert zu haben. Er meinte deshalb seinem Marschall Macdonald, der den Befehl erhielt, mit drei Korps die weichenden Feinde bis hinter die Katzbach zu drängen und an dem Wiedervorbrechen zu hindern, keine schwierige Aufgabe zu übertragen. Einen doppelten Erfolg hatten Blücher und Gneisenau erstritten: nicht nur hatten sie Napoleons Absicht vereitelt, sie hatten ihn auch durch ihren geschickten Rückzug über ihren wahren Zustand getäuscht. Sie waren weit weniger mitgenommen, als ihr Gegner meinte, und dieser Irrtum Napoleons ist Macdonalds Verderben geworden.

Während der Kaiser mit 80000 Mann zur Rettung Dresdens von Löwenberg nach Westen eilte, führte sein Marschall ebensoviel nach Osten. Sein Glaube an die geringe Widerstandsfähigkeit der schlesischen Armee wurde verstärkt dadurch, daß Blücher und Gneisenau nicht sogleich die veränderte Lage erkannten und deshalb den Rückzug noch zwei Tage, bis hinter Striegau, fortsetzten (23. und 24. August). Erst dann waren sie sicher, keinen überlegenen Feind vor sich zu haben, und sofort machten sie wieder Front gegen den Feind. So wenig fühlten sie sich geschlagen, daß Blücher am Tage des neuen Vormarsches (25. August) seiner Gemahlin schreiben konnte: „Ich bin sehr vergnügt, daß ich dem großen man eine naße angedreht habe, er soll wüttend sein, daß er mich nicht hat zur Schlacht bringen können, es hat uf beide Theile Menschen gekostet. Der Feind hat drei mahl so vihl wie wir verlohren, wir haben bereiz 1500 man gefangen gemacht der Feind von uns nicht hundert.“ Zum drittenmal mußten die Truppen denselben Weg nach der Katzbach und dem Bober binnen zehn Tagen zurücklegen, natürlich unter vergrößerten Mühseligkeiten, da die Wege durch den Regen verschlechtert und alle Vorräte des Landes von Freund und Feind aufgebraucht worden waren. Aber die Beharrlichkeit wurde glänzend belohnt. Als am folgenden Mittag (26. August) die schlesische Armee sich der Katzbach näherte in der Absicht, sie zu überschreiten und den Feind drüben anzugreifen, erfuhr man, daß Macdonald selbst sich zum Übergang anschicke, also offenbar selbst Angriffsabsichten hege. Wider Erwarten auf beiden Seiten stießen also zwei Offensiven aufeinander. Rasch entschlossen machte Blücher halt, um eine beträchtliche Zahl Feinde herüberzulassen und dann mit voller Wucht anzufallen: eine Verbindung von Verteidigung und Angriff unter günstigen Umständen, denn die Franzosen mußten den Kampf nach dem mühevollen Überschreiten des angeschwollenen Flusses mit geschwächter Kraft beginnen, und wenn sie geworfen waren, fanden sie an der Katzbach ein Hindernis für den Rückzug. Es ist bekannt, daß die Erwartungen sich herrlich erfüllten. Das französische Zentrum wurde durch den energischen Angriff geschlagen, Macdonald mußte unter starken Verlusten eilig über die Katzbach zurück, aber Ruhe fand er drüben nicht. In ununterbrochener Verfolgung jagten ihn die Sieger sechs Tage lang weiter über Bober, Queis und Neiße bis zur Spree, ohne ihm Zeit zu lassen, an diesen Abschnitten eine Defensivstellung einzunehmen. Gewaltig waren seine Verluste: ein Drittel seiner Armee war tot, verwundet oder gefangen, und der Rest war durch die wochenlange Flucht so erschüttert, daß er einem einigermaßen ebenbürtigen Feinde nicht mehr gegenübergestellt werden konnte.

Leicht war der Triumph nicht errungen worden. „Zerrissen und zerlumpt“, schreibt Gneisenau an Hardenberg, „geht die Armee einher, aber sie mag stolz sein auf die Anstrengung und die Tapferkeit, womit sie diesen blutigen Feldzug eröffnet und binnen wenigen Wochen entschieden hat ... Der Soldat entbehrt Brot und Branntwein. Im Schlamm, unter unaufhörlichem Regen brachte er seine Nächte zu. Auf seinem Marsche watete er bis an den Gürtel in angeschwollenen Regenbächen. Er murrte nicht und suchte seinen Feind auf. Wo er ihn traf, ging er mit Entschlossenheit auf ihn los. So ist der Soldat ehrwürdig.“ Daß solche Strapazen auch die siegreiche Armee vermindern mußten, liegt auf der Hand. Gewiß an 20000 Mann hatte Blücher bei seiner Ankunft zwischen Neiße und Spree verloren; viele davon freilich hatten sich zerstreut, um

Lebensmittel zu suchen, manche der neu ausgehobenen Soldaten, die in der Nähe zu Hause waren, entfernten sich, um einige Tage auszuruhen und sich mit allerlei Vorräten zu versorgen. Solche Marodeure bedeuteten keinen dauernden Verlust, da sie bald wieder zur Fahne zurückkamen ohne das Bewußtsein, sich einer groben Pflichtverletzung schuldig gemacht zu haben. Was von den Franzosen liegen blieb, wurde dagegen eine sichere Beute der verbündeten Kavallerie und des schlesischen Landsturms, der ebenfalls zur Verfolgung aufgeboten wurde.

Aber die Wirkung des Sieges an der Katzbach ging noch weit über die Befreiung Schlesiens und die Schwächung der Macdonaldschen Armee hinaus: sie durchkreuzte die Pläne Napoleons aufs empfindlichste. Der Kaiser hatte mittlerweile den Vorstoß der böhmischen Armee bei Dresden zurückgeschlagen (26. und 27. August) und bereitete sich vor, nun selbst gegen die Nordarmee zu ziehen, vor der Oudinot bis Wittenberg hatte weichen müssen. Er hoffte, durch Macdonald gegen Blücher gedeckt und ungestört durch den geschlagenen Schwarzenberg, den Kronprinzen vernichtend zu treffen. Da erfuhr er die völlige Niederlage Macdonalds und mußte nun seinen Angriff auf Bernadotte fallen lassen, um jenem zu Hilfe zu eilen. Wiederum zog er nach Osten und schmeichelte sich mit der Hoffnung, diesmal den durch den Sieg vielleicht weniger vorsichtig gewordenen Blücher endlich mit Übermacht zu fassen. Deutlich erkennt man an dieser Stelle die gewaltige Bedeutung der Schlacht und der unermüdlichen Verfolgung in Schlesien. Wie anders hätte der Krieg verlaufen müssen, wenn Napoleon ohne Sorge für seine rechte Flanke einen Gewaltstoß nach Norden hätte richten können. So aber mußte er den Marschall Ney mit der Besiegung des Kronprinzen betrauen und konnte ihm dazu nur die schon einmal geschlagene Oudinotsche Armee zur Verfügung stellen. Wie man weiß, genügte diese auch unter der neuen Führung nicht zur Lösung ihrer Aufgabe, sondern wurde bei Dennewitz (6. September) entscheidend geschlagen.

Um so höher ist das Verdienst der Schlesier anzuschlagen, als das Oberkommando mit unberechenbaren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; nicht nur mit Hindernissen, die der Feind und das Wetter bereiteten, vor allem auch mit Widerwärtigkeiten innerhalb der eigenen Armee. Von den drei Korpsgeneralen war allein Sacken, der Befehlshaber des kleinsten, ein Soldat, wie ihn Blücher sich wünschte: tätig, pünktlich, voll guten Willens, zuverlässig nennt ihn Gneisenau. Der andre russische Korpsgeneral dagegen, General Langeron, war unbedeutend und ängstlich; bei jedem Herannahen des Feindes fürchtete er das Schlimmste und wollte sogleich zurückgehen, wodurch die ganze Armee wiederholt aufs höchste gefährdet wurde. Er sah dann zwar nachher seine Fehler ein und wollte sie wieder gutmachen, aber es bedurfte stets besonderer Anstrengungen, ihn vorwärts zu bringen. Der Führer der Preußen endlich, General Yorck, war weder moralisch feig noch unfähig, im Gefecht sogar von außerordentlicher Tapferkeit und Umsicht, aber der Operationsleitung bereitete er ähnliche Hindernisse wie Langeron. Er hatte viele unliebenswürdige Eigenschaften: er war herb, bisweilen geradezu boshaft und hämisch, selbstbewußt und rechthaberisch, und sah auf Vertreter fremder Anschauungen mit grimmiger Verachtung herab. Blücher insbesondere betrachtete er als strategische Null, als bloßes Instrument in den Händen Gneisenaus, und der war ihm ein Verwegener ohne nähere Kenntnis der Truppenführung, der aus Ehrgeiz und vorgefaßten Meinungen zuliebe die Armee in Gefahr bringe und nicht an die täglichen Bedürfnisse der Truppen denke. Von Natur pessimistisch gerichtet, war er stets zu trüben Gedanken geneigt, wenn er etwas ins Ungewisse wagen sollte. Da er nun die Kriegslage nicht übersah und dem Obergeneral wenig zutraute, so konnte er in dem ewigen Wechsel von Angriff und Rückzug keinen vernünftigen Gedanken finden. Er sah die Armee zusammenschmelzen und fühlte sich verpflichtet, um so mehr für das materielle Wohl der Truppen zu sorgen, als das Hauptquartier ihm darauf zuwenig Wert zu legen schien. So protestierte er wiederholt gegen die Anordnungen und führte sie oft nur widerwillig und langsam aus; auch nach der Schlacht ließ er es aus Mitleid mit den abgehetzten Leuten und Pferden an Eifer fehlen, wodurch ihm manche Vorteile entgingen. Er bedachte nicht, daß sich die augenblicklichen Anstrengungen reichlich belohnen mußten und daß jedes Bataillon, das der Feind jetzt rettete, später noch einmal mit

größeren Opfern bekämpft werden mußte. „Gehn wir dem Feinde nicht auf den Leib," schrieb ihm das Oberkommando unter vielen Ermahnungen, „so steht er natürlich wieder, und wir müssen durch eine neue Schlacht erreichen, was wir aus dieser erhalten können, wenn wir mit Energie verfahren." So haben Blücher und Gneisenau ihre Siege nicht nur gegen den Feind, sondern zum Teil gegen die eignen Mitarbeiter erfochten.

Die glorreichen Ergebnisse des Sieges und der Verfolgung rechtfertigten freilich die Maßregeln des Oberkommandos und hoben das Vertrauen der Mannschaften zum „Marschall Vorwärts", wie sie ihn seitdem nannten. Daher konnte, als Napoleon zum zweitenmal heranrückte, die alte Strategie mit größerer Zuversicht aufgenommen werden, und wiederum verlor der Kaiser den Prozeß: er mußte nach zweitägigen fruchtlosen Märschen bis zur Görlitzer Neiße nach Dresden zurück, weil Blücher auswich und zugleich Schwarzenberg abermals übers Erzgebirge vordrängte (6. September). Selbstverständlich folgte Blücher dem Zurückgehenden sofort wieder und verhinderte ihn dadurch, mit seiner Hauptmacht eine längere Offensive gegen die beiden andern Armeen zu unternehmen. So hatte sich in den ersten vier Wochen des Feldzuges die Zuversicht der Verbündeten erfüllt: sie hatten zahlreiche Vorteile über Napoleon erfochten und die moralische und materielle Differenz zwischen den beiderseitigen Streitkräften zu ihren Gunsten vergrößert; auf allen Seiten waren ihre Heere näher an den Feind herangerückt: Schwarzenberg stand am Erzgebirge, Blücher an der oberen Spree bei Bautzen, Bernadotte an der mittleren Elbe bei Wittenberg. Man konnte jetzt daran denken, zum letzten entscheidenden Akt des Krieges überzugehen. Wiederum waren es die Schlesier, die die Initiative dazu ergriffen. Gneisenau schlug dem Hauptquartier in Böhmen vor, die schlesische Armee solle nach Norden abmarschieren und mit dem Kronprinzen von Schweden in Verbindung treten; beide sollten dann oberhalb und unterhalb Wittenbergs die Elbe überschreiten und gemeinsam auf Leipzig vordringen. Dann, meinte er, sei Napoleon umgangen und könne sich bei Dresden nicht mehr halten. Die böhmische Armee, verstärkt durch die bereits an der Oder angelangte Reservearmee Bennigsens, könne ungehindert das Erzgebirge überschreiten, sich in der sächsischen Ebene ausbreiten und die Vereinigung mit den andern Heeren zur Entscheidungsschlacht suchen. Mancherlei Gefahren waren bei dem Unternehmen zu bestehen. Man mußte Napoleon über den Rechtsabmarsch der schlesischen Armee täuschen, damit er ihr nicht durch einen Parallelmarsch auf dem linken Ufer beim Übergang entgegentrete; sodann war man nicht sicher, ob der Kronprinz bei seiner Bedächtigkeit sich zum Überschreiten der Elbe entschließen werde, ehe die Kooperation mit Schwarzenberg sichergestellt war. Indessen Gneisenau und Blücher glaubten über alles hinwegkommen und den Kronprinzen mit ihrer eignen Siegeszuversicht erfüllen und fortreißen zu können.

Das Glück war den Kühnen hold. Es gelang, Napoleon durch einige an der Spree zurückgelassene Truppen den Abmarsch zu verheimlichen, so daß größere Vorbereitungen zum Schutze der mittleren Elbe nicht getroffen wurden. Nur ein schwaches Korps suchte den Übergang zu verhindern, wurde aber von York bei Wartenburg (oberhalb Wittenberg) völlig geschlagen (3. Oktober). Bernadotte ließ sich in der Tat zum Wagnis des Übergangs bewegen, und so stand eine Armee von gut 150000 Mann im Rücken Napoleons bereit. Erst einige Tage nachher erfuhr der Imperator seine Überlistung und die Veränderung der strategischen Lage, und sofort war ihm klar, daß jetzt von Norden her die größte Gefahr drohe. Ohne Verzug brach er mit 150000 Mann gegen Blücher und Bernadotte auf, während sein Schwager Murat mit 50000 Mann die dreifach stärkere böhmische Armee beschäftigen sollte. Blücher und Gneisenau hätten am liebsten seinem Angriff, gestützt auf die festen Brückenköpfe an den Übergangsstellen, standgehalten, bis Schwarzenberg, Murat vor sich hertreibend, ihn im Rücken fasse: in fünf bis sechs Tagen konnte die böhmische Armee auf dem Schlachtfeld erscheinen, und so lange konnten ihm schlesische und Nordarmee zusammen gewiß Widerstand leisten. Aber zu einem solchen Entschlusse war Bernadotte nicht zu bewegen. Er setzte durch, daß man ein großes Engagement noch vermied und lieber dem Feinde nach Westen, über die untere Saale, auswich, um Napoleon hinter sich herzuziehen und Schwarzenberg Gelegenheit zu geben, seine Truppen in Sachsen zu ver-

sammeln. Blücher mußte sich fügen, und beide marschierten, verfolgt von Napoleon, über die Saale (10. und 11. Oktober). Aber bald mußte der Kaiser von ihnen ablassen, da unterdessen Schwarzenberg im westlichen Sachsen vordrang und Napoleon eine Vereinigung aller seiner Feinde bei Leipzig oder an der mittleren Saale befürchten mußte, wenn er nicht schleunigst dem böhmischen Heer zu Leibe ging.

Es braucht nicht mehr ausgeführt zu werden, daß auch diesmal der Wunsch des Unermüdlichen nach einer Schlacht gegen einen isolierten Gegner nicht in Erfüllung ging. Und zwar war wiederum die schlesische Armee der Fels, an dem sein Glücksschiff scheiterte. Sobald sie das Nachlassen der Verfolgung bemerkte, zog sie sich an Leipzig, den natürlichen Vereinigungspunkt mit Schwarzenberg, heran, unbekümmert um die Behutsamkeit des Kronprinzen, und zwang ihn dadurch, ihr zu folgen. Dies energische Vorrücken Blüchers zwang Napoleon, ein starkes Korps unter Marmont nördlich von Leipzig zu seiner Abwehr zurückzulassen. So konnte er der Schwarzenbergischen Armee im Süden nicht mit Überlegenheit entgegentreten und daher keinen Sieg erfechten, während Marmont von Blücher völlig geschlagen wurde (16. Oktober). Da in den nächsten beiden Tagen Bernadotte und Bennigsen heranrückten, war endlich eine große Übermacht versammelt, und der 18. Oktober vollendete die Niederlage des großen Feindes.

Glänzend hatte sich das strategische Manöver des Rechtsabmarsches bewährt, und mit Recht sagte Clausewitz später, bei Leipzig habe die schlesische Armee allein Napoleon um den Sieg gebracht. Gneisenau, der Urheber jener Idee, war überglücklich: „Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt," schrieb er. „Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und Stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit." Wie nach der Schlacht an der Katzbach war ihm und Blücher der Sieg nicht genug, sie wollten ihn durch Verfolgung bis aufs höchste ausnutzen. Schon am 18. Oktober abends, noch ehe Leipzig gestürmt war, gaben sie die ersten Befehle zur Verfolgung aus, aber bei Schwarzenberg und seiner Armee fand ihre Energie nicht die nötige Unterstützung, und bei den eignen Untergebenen stieß man auf ähnliche Hemmnisse wie im August. Die Abspannung, die sich nach den Strapazen der letzten Woche geltend machte, erzeugte bei vielen Unterführern den Wunsch, ihren Mannschaften als Belohnung für das Geleistete einige Ruhe und Siegesfreude zu gönnen, und man schalt, daß die Armee „zum Spielball der Launen und Eitelkeit des Blücherschen Generalstabes gemacht werde". Manche französische Truppenteile, die man bei größeren Anstrengungen hätte abfangen können, vermochten daher noch zu entfliehen, und es ist begreiflich, daß Gneisenau in derselben Stimmung wie früher an Hardenberg schrieb: „Die Menschen verstehen wohl, einen Sieg durch Tapferkeit zu erfechten, aber nicht, ihn zu benutzen. Man liebt es gar zu sehr, auf seinen Lorbeeren auszuruhen."

Aber man darf sich nicht verleiten lassen, wegen solcher Worte des Tadels das Erreichte zu gering anzuschlagen. Was geschah, genügte, um Napoleon über den Rhein zu hetzen und seine Armee fast zu vernichten. Nur an 50000 Streiter brachte er nach Frankreich in Sicherheit, Deutschland war befreit, und seine Herrschaft war auf den Tod getroffen. Jener Tadel zeigt nur, wie ungeheuer schwer die Aufgabe des Feldherrn ist, wie wenige Naturen hinreichend Spannkraft und Einsicht besitzen, ihr voll zu genügen, wie wenige imstande sind, von sich und allen andern stets das Höchste zu fordern, mit dem Entschluß, zur rechten Zeit schmerzliche Opfer zu bringen, um in Zukunft größere zu ersparen. Die Tragik, die jedes Genie ertragen können muß, daß das, was ihm natürlich erscheint, von andern nicht verstanden oder gar für verwerflich gehalten wird, blieb auch Gneisenau, wie wir sahen, nicht erspart: er mußte lange Zeit dulden, daß seine und seines Generals Leistungen weder in diesem noch im folgenden Feldzuge nach ihrem vollen Wert gewürdigt wurden, so daß er einmal unmutig schreiben konnte: „Die Welt wird erstaunen, wenn sie die geheime Geschichte dieses Krieges erfährt." Aber schon damals sammelte sich doch ein Kreis um ihn, der ihn als den eigentlichen Überwinder Napoleons und den Erretter des Vaterlandes betrachtete. So blieb der höchste Lohn, das Lob der Besten seiner Zeit, ihm doch nicht vorenthalten.



Goethe: Blick auf St. Peter.

Früchte aus Goethes italienischer Reise

Von Dr. Hans Timotheus Kroeber

(Die Goethischen Zeichnungen werden mit besonderer Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums in Weimar wiedergegeben)

Ist es eine innere Gesetzmäßigkeit, die wir als Polarität bezeichnen möchten, welche von jeher in dem Nordländer ein merkwürdiges Gefühl der Sehnsucht nach dem Lande Italien weckte? Die Tatsache besteht, soweit wir die Geschichte zurückverfolgen, und sie gewinnt an Umfang und Bedeutung, je mehr wir unsern Tagen uns nähern. Laut verkünden es die glänzenden Romfahrten deutscher Könige, in der Stille könnten es viele längstvergessene Tagebücher alter Klosterbrüder erzählen, die sich an den Herrlichkeiten dieses Landes und der Märchenpracht der ewigen Stadt nicht satt sehen konnten, Luthers und Dürers Lebensgeschichte beweist es uns ebenso wie die Aufzeichnungen Winckelmanns und Goethes; an dieses Land knüpften sich für einen Thorwaldsen und Böcklin die Jahre ihrer größten Schaffensfreudigkeit. Aber auch mancher, der zuviel von dem süßen südlichen Gifte sog, verträumte unter dem blauen Himmel Italiens seine besten Jahre; gefesselt durch den Zauber der Natur und die Allgewalt der Kunst, erstickt durch die Fülle der neuen Eindrücke, verlor er im Gefühl der eignen Ohnmacht seine Selbständigkeit. Andre hingegen, die die Kraft hatten, sich im richtigen Augenblick aus dieser Umgebung loszureißen, kehrten, in ihren Anschauungen gewandelt und innerlich gereift, nach der Heimat zurück. So ging es Luther, so Goethe. Aber während sich Luther nach seiner italienischen Reise klar bewußt von allem welschen Wesen lossagte, gestaltete sich Goethe aus allen Anregungen, die er durch Natur und Kunst und den Umgang mit Menschen dort empfangen hatte, eine ganz neue Welt.

Die vielseitige Bedeutung, die Italien in Goethes Leben gewonnen hat, ist bis heute noch keineswegs erschöpfend dargestellt worden, und auch wir wollen uns darauf beschränken, nur einen kleinen Ausschnitt aus diesem umfangreichen Kapitel hier zu geben.

Immer von neuem wird man überrascht sein, wenn man sich die Früchte dieses nur anderthalb Jahre währenden Aufenthalts vergegenwärtigt. Es ist, als ob die erwärmenden Strahlen der südlichen Sonne Ernte auf Ernte bei ihm in ungeahnter Fülle reifen lassen und viele unfruchtbare Gedanken an Vergangenes in ihm langsam versengen wollen. Sein anfänglicher Aberglaube, er werde diese Reise nach Italien nie ausführen, wenn er nicht in aller Heimlichkeit sich von der Weimarer Gesellschaft losreiße, schwindet in dem Augenblick, als er sich jenseit der Donau sieht, von Tag zu Tag fühlt er seine Hoff-

nung erstarken, seinen Wunsch in Erfüllung gehen, den von frühester Jugend an die alten Kupferstiche an den Wänden des väterlichen Hauses am Hirschgraben und manche Erzählung des italienbegeisterten Vaters in ihm wachgerufen und genährt hatten und der ihm nun „fast zu alt in seiner Seele geworden schien". Je weiter er sich vom Norden entfernt, um so mehr wächst in ihm der Glaube an das Gelingen seines Planes, und noch ehe er die Grenze erreicht hat, bekennt er zuversichtlich: „Mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm." Das angenommene Inkognito des Herrn Möller, der später durch die Gunst des Hofrats Reiffenstein zum „Baron gegen Rondamini über" avanciert, lassen ihn noch obendrein von seinem sonderbar scheinenden Unternehmen, wie er dem Herzog schreibt, das Beste hoffen. So betritt er voller Begeisterung den Boden Italiens, am 14. September 1786 gelangt er nach Verona, vierzehn Tage später nach Venedig, und nirgend sieht er sich in seinen Erwartungen getäuscht; schon in Oberitalien wird ihm so heimatlich zumute, als ob er in diesem Lande geboren und erzogen wäre und nur von einer Grönlandfahrt zurückkäme. Dennoch treibt ihn eine unbeschreibliche innere Unruhe weiter nach Süden. Rom ist sein einziger Gedanke, der Inhalt seiner ganzen Sehnsucht. Darüber vergißt er die glänzenden venezianischen Paläste, die Bilder eines Tintoretto, die Meisterwerke der Plastik und Malerei, wie sie ihm Florenz seit den Tagen der Donatello und Botticelli, Michelangelo und Raffael hätte zeigen können — ein flüchtiger Blick auf den Dom und das Baptisterium, eine eilige Stunde in den Giardini Boboli genügt ihm, dann weiter, weiter, vorbei an Assisi, den Tiber abwärts, und als die Vettura über den Ponte Molle rollt und sich der Porta Flaminia nähert, da schlägt sein Puls schneller, sein Herz klopft lauter, aber gleichzeitig stellt sich auch ein beseligendes Gefühl der Ruhe ein, das ihn, wie er selbst sagt, auf sein ganzes Leben beruhigt. Nun werden die Träume der Jugend vollends lebendig, und es beginnt ein neues Leben für ihn.

Wenn damals jemand außer Goethe selbst ahnte, was Italien, was Rom ihm zunächst sein konnte, so war es Frau Aja. Zwar hatte des Sohnes unerwartetes Schreiben aus dem Süden begreiflicherweise auch sie sowie manche andre Freunde in der Heimat zunächst sehr überrascht. „Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus

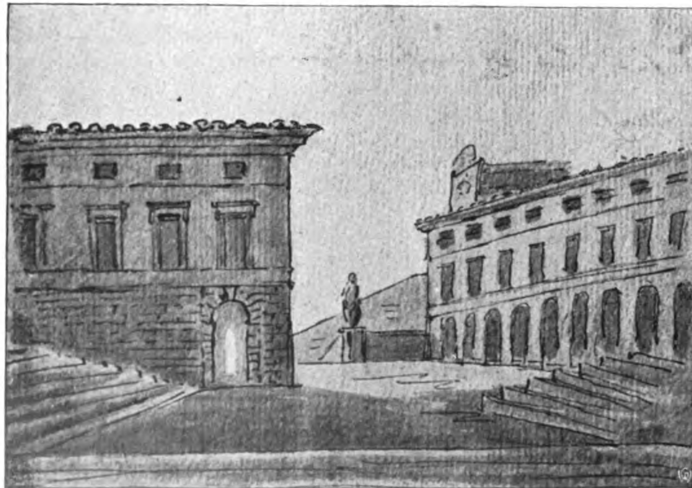


Goethe: Villa Medici auf dem Monte Pincio.

Rom," schreibt sie ihm am 17. November 1786 aus Frankfurt, aber dann fährt sie fort: „jubeliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist — Einem Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnüssen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein dich, sondern alle die das Glück haben in deinem Wirckungskreiß zu Leben. Ewig werden mir die Worte der Seligen Klettenbergern im Gedächtnüß bleiben ‚wenn dein Wolfgang nach Maintz reißet bringt Er mehr Kenntnüsse mit als andere die von Paris und London zurückkommen' — Aber sehen hätte ich dich mögen beym ersten Anblick der Peterskirche!!! Doch du versprichst ja mich in der Rückreiße zu besuchen, da mußt du mir alles Haarklein erzählen." Rom wird ihm eine neue Heimat, hier faßt er festen Boden; nicht rasch und nur mit schwerem Herzen kann er sich zur Weiterreise nach Neapel und Sizilien entschließen; und wenn ihm auch Siziliens Naturschönheiten die Worte entlocken, es sei die Krone Italiens, und nur der könne Italien recht verstehen, der Sizilien kennt, so treibt es ihn doch wieder nach Rom zurück. Als dann die letzte Abschiedsstunde von der ewigen Stadt wirklich schlägt, da tritt er wie betäubt den Heimweg an, und noch nach mehr als fünfundzwanzig Jahren gesteht er dem Kanzler von Müller gegenüber, daß er seit dem Scheiden aus Rom keinen glücklichen Tag mehr gehabt habe.

Man könnte diese Worte fast für übertrieben halten; indessen zeigen sie am deutlichsten, was Goethe selbst in Gedanken an jene Zeit empfand. Es waren die Tage intensivster Schöpferkraft, die Tage, in welchen alte Pläne zur Vollendung reiften, neue Pläne auftauchten und für das zukünftige Leben ein fester Grund gelegt wurde. Die mehrmals umgearbeitete „Iphigenie auf Tauris" wurde damals in die Versform gebracht, in der sie später veröffentlicht wurde; der schon in Frankfurt geplante und in Weimar wieder vertrödelte „Egmont" kam zur Ausführung, auch „Tasso" und „Faust" beschäftigten des Dichters Seele, und nebenbei erwuchsen in der Stille die günstigen Vorbedingungen für die römischen Elegien, für Kunst und Altertum, die Biographien Hackerts und Winckelmanns u. a. m. Als persönlichste und zugleich unmittelbarste Erinnerung aber an diese glückliche Zeit entstand, wenn auch erst viel später, in den Jahren 1814 bis 1817: „Die italienische Reise".

Bekannt ist es, daß Goethe dieses Werk als eine Art Fortsetzung, als zweite Abteilung seiner Autobiographie „Aus meinem Leben" beabsichtigte, die er in „Dichtung und Wahrheit" von seiner Jugend bis zu seinem Eintritt in Weimar im Jahre 1775 fortgeführt hatte. Einen eignen Charakter erhielt es dadurch, daß nach Goethes eigner Äußerung an Zelter ihm Papiere zugrunde liegen, die im Augenblick geschrieben worden, nämlich die Briefe und Tagebücher aus Italien, und daß er sich so viel wie möglich hütete, daran zu ändern. Das Unbedeutende des Tages sollte nur weggelöscht werden sowie manche Wiederholung; auch vieles, ohne dem Ganzen die Naivität zu nehmen, besser geordnet und ausführlicher dargestellt werden. Mit der Absicht, Dichtung und Wahrheit in diesem Büchlein zu verflechten, brach



Goethe: Platz auf dem Kapitol.

der Dichter, und die Darstellung der tatsächlichen Erlebnisse überwog schließlich so sehr, daß er sich entschloß, diesem Umstande durch die Wahl des selbständigen Titels Rechnung zu tragen.

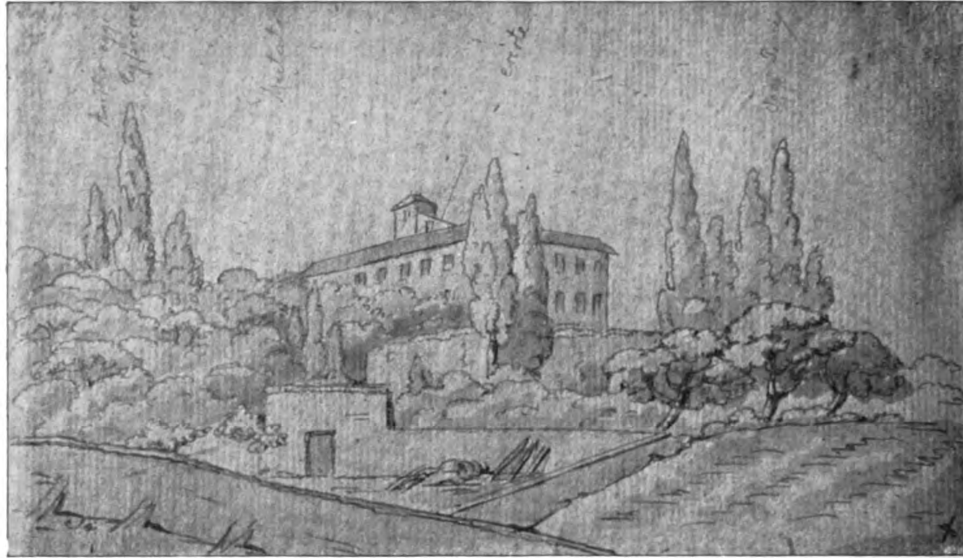


Goethe: Freitreppe einer Villa.

Wir haben diese Verschiebung, die auf Kosten der Dichtung geschehen mußte, nicht zu beklagen; denn die Summe an objektiven Beobachtungen über das Land Italien und seine Bewohner, über Sitten und Zustände der damaligen Zeit, über Kunst und Künstler machen uns dieses Buch noch heute zu einer Quelle von universaler Bedeutung, vor allem aber schöpfen wir aus ihr reichste Kenntnis über Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten, ein Kapitel, das unsre Zeit stärker als je beschäftigt. Interessiert es uns doch immer von neuem, zu erfahren, welche Stellung Goethe zu den einzelnen Künstlern vergangener Zeiten einnahm, wie er ganze Epochen der Kunstgeschichte beurteilte, mit welchen zeitgenössischen Künstlern er in persönlichem Verkehr stand und wie weit er selbst auf diesem oder jenem Gebiete der Kunst ausübend war. Und alle diese Fragen finden durch die italienische Reise eine Beantwortung.

Goethes Stellung zur Antike, zur Renaissance, zu Mantegna, Raffael und Michelangelo, um nur einige hervorzuheben, lernen wir hier kennen; hier treten die Gestalten eines Hackert, Meyer, Kniep, Tischbein, Bury und der Angelika Kauffmann uns entgegen — ohne Goethe sicher längst vergessene Größen —, hier erscheint uns mehr als an irgendeiner andern Stelle Goethe selbst als — Zeichner.

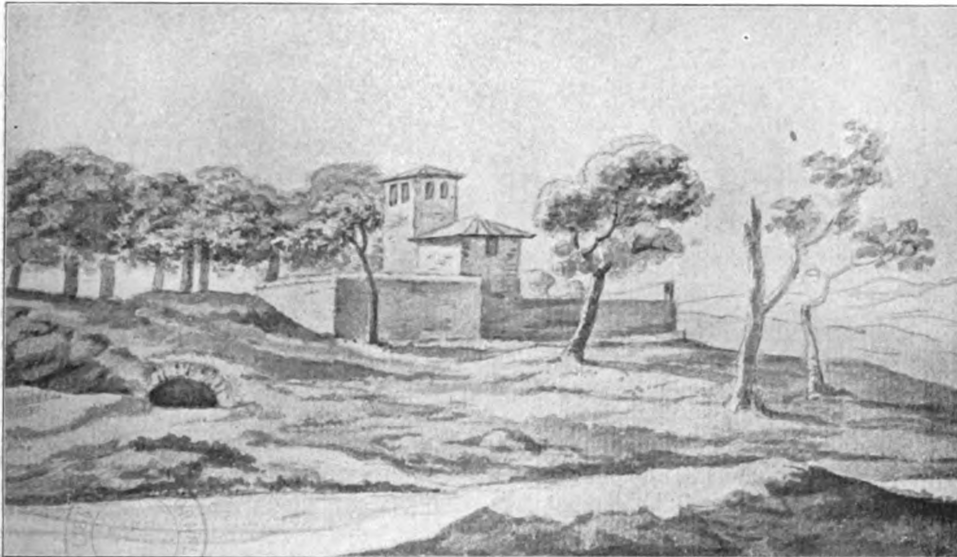
Schon auf dem Wege nach Rom beginnt jene bedeutende Umwälzung seiner künstlerischen Anschauung: der glühende Enthusiast für Erwin von Steinbach geht stillschweigend an dem Regensburger Dom vorüber, und in Venedig tut er seine Abneigung gegen die Gotik angesichts eines antiken Gebälkstückes laut kund: „Das ist freilich etwas andres als unsre kauzenden, auf Kragsteinlein übereinandergeschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas andres als unsre Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los.“ In Vicenza vor den Bauten Palladios hatte er sich schon entschieden, welchen Weg er von nun an nehmen will: „Wenn man diese Werke gegenwärtig sieht, so erkennt man erst den großen Wert derselben, denn sie sollen durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen und durch die schöne Harmonie ihrer Dimensionen nicht nur in abstrakten Aufrissen, sondern mit dem ganzen perspektivischen Vordringen und Zurückweichen den Geist befriedigen; und so sag' ich von Palladio: er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen.“ Palladio war ihm, wie er bekennt, die rechte „Einleitung in die Antike“. In Foligno, wo er das erste Denkmal der alten Zeit in Gestalt eines bescheidenen Tempels erblickt, ist er ganz von der



Goethe: Landgut Apollinare von Villa Borghese aus.

Vollkommenheit dieses Bauwerks hingerissen. Es ist so „schön gedacht, daß es überall glänzen würde. Seitdem ich in Vitruv und Palladio gelesen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude stellen müsse, habe ich einen großen Respekt vor solchen Dingen." Und nachdem er die Lage des Tempels, die „genialisch konsequent" behandelte Fassade und die Säulenordnung ausführlich geschildert hat, schließt er: „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen." Überall findet er fortan in den Werken der Alten das Wahre, das Lebendige. Die Fassade des Pantheons sowie dessen Inneres werden für ihn der höchste Ausdruck künstlerischer „Großheit", an den Tempelruinen von Girgenti, an dem Theater von Taormina sieht er alle idealen Forderungen der Baukunst erfüllt. Und ebenso nimmt ihn die antike Plastik gefangen: in seiner Wohnung am Corso richtet er sich ein kleines Antikenkabinett ein, damit er alle seine Lieblinge täglich um sich hat.

Was Goethe damals als sein künstlerisches Glaubensbekenntnis unter dem unmittelbaren Einfluß der Antike aufstellte, daran hat er bis in sein hohes Alter festgehalten. Wir können uns kaum ein anschaulicheres Zeugnis dafür denken als des Dichters Wohnstätte am Frauenplan. Noch heute empfangen den Eintretenden im Flur drei antike Bildwerke: der betende Knabe, ein Faun und ein Windspiel aus dem Vatikan — auf dem Treppenabsatz über den Türen begegnen in Nischen die Büsten des Apollo von Belvedere und Ares Borghese, am Eingang zum Gelben Saal die Ildefonsogruppe. Die Wände des Treppenhauses sind geschmückt mit zwei mächtigen Kartons nach den Parthenonskulpturen und der Zeichnung einer hellenistisch-römischen Medusenmaske. Im Gelben Saal selbst steht neben der Büste der Klytia das „wundersame Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgendein andres Problem auf uns ausübt", das Haupt der Medusa Rondanini. Wie oft hat Goethe das Marmororiginal dieses Werkes betrachtet, das sich in dem seiner römischen Wohnung gegenübergelegenen Palazzo Rondanini befand, und wie freute er sich, als seine „kühne Bitte" um einen Abguß der unvergleichlichen Meduse vom König von Bayern 1825 gewährt wurde! Und von der Medusa gleitet unser Blick zu einem Kolossalkopf, dessen Original Goethe in Frascati mit besonderem Entzücken gesehen hatte, dem Antinous von Mondragone, als dessen Pendant hier der Zeus von Otricoli erscheint. An diese Werke reihen sich im Büstenzimmer Abgüsse eines Fragments eines antiken weiblichen Kolossalkopfes, die Büste der Venus von Arles und der sogenannte Ilioneus, Reliefs der Leda mit dem Schwan, des jungen Bacchus, der Apotheose Homers u. a. m.



Goethe: Aus der Villa Borghese.

Ein Werk der Antike aber, das Goethe „seine erste Liebschaft in Rom“ genannt hat, gab sogar einem Raum die Benennung Junozimmer, nach der dort aufgestellten Juno Ludovisi, dem „erhabenen, einzigen Götterbild“.

Als Goethes zweite Liebe müssen wir neben der Antike die geistesverwandte Renaissance, besonders das Cinquecento mit seinen großen Persönlichkeiten, nennen. In Padua sah er Mantegna, und je tiefer er ins Land kam, um so schöner offenbarte sich ihm die Hochrenaissance. Zwar waren die kunsttheoretischen Auseinandersetzungen Oesers, von denen Goethe bis zu seiner italienischen Reise erfüllt war, wenig dazu angetan, ihm angesichts der Werke Raffaels und Michelangelos den richtigen Maßstab in die Hand zu geben, und so empfand er denn auch sehr stark den daraus entstehenden inneren Widerspruch, für dessen Lösung er kein andres Mittel fand, als sich bedingungslos den großen Meistern anzuvertrauen. In Bologna steht er vor der „Heiligen Cäcilie“ Raffaels: „Es ist, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemalt, was andre zu machen wünschten ... fünf Heilige nebeneinander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht... Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn wieder nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt, miteinander wetteifernd die Pyramide stufenweise in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vorteilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzt, über und neben dem kein andrer stehen kann.“ Wie weit ist Goethe hier unsrer Zeit überlegen, in der ohne Widerspruch Kathederweisheit das Urteil prägen konnte, Raffael sei ein Stümper gewesen!

Für Goethe wird Raffael der gute Stern, der ihn sicher nach Rom geleitet, wo er schon in den ersten Tagen alle die bekannten Orte aufsucht: die Stanzen, die Loggien, die Farnesina mit den Amor- und Psychefresken, deren farbige Nachbildungen daheim seine Zimmer schmückten. In S. Pietro in Montorio auf dem Janiculus-Hügel verbringt er in Begleitung seiner Freunde eine Stunde vor dem „herrlichen Bild“ der Transfiguration. Man streitet über „die doppelte Handlung“, und Goethe ergreift Partei für den Meister: „Wundersam bleibt es indes immer, daß man an der großen Einheit einer solchen Konzeption jemals hat mäkeln dürfen. In Abwesenheit des Herrn stellen trostlose Eltern einen besessenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; sie mögen schon Versuche



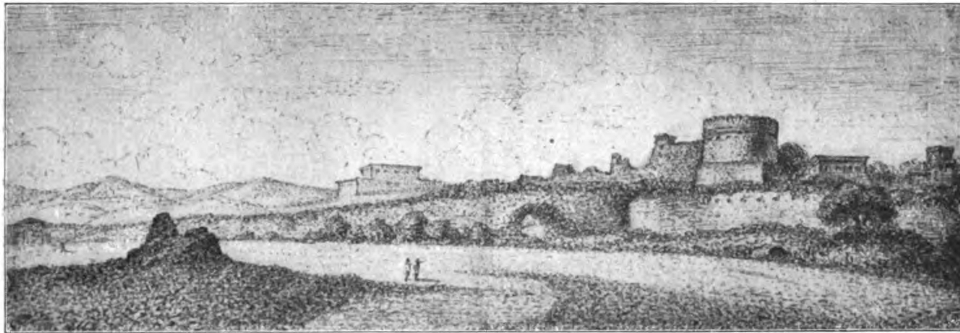
Goethe: Nemisee mit Nemi.

gemacht haben, den Geist zu bannen; man hat sogar ein Buch aufgeschlagen, um zu forschen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieses Übel wirksam könne gefunden werden; aber vergebens. In diesem Augenblick erscheint der einzig Kräftige, und zwar verklärt, anerkannt von seinem großen Vorfahren, eilig deutet man hinauf nach solcher Vision als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere kennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hilfreiche, beides aufeinander sich beziehend, ineinander einwirkend... Raffael zeichnete sich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegnadete Mann, den man eben hieraus durchaus erkennt, soll in der Blüte seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! Er hat wie die Natur jederzeit recht, und gerade da am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen."

Einer der denkwürdigsten Augenblicke war es, als am Cäcilienfest des Jahres 1786 die Propheten und Sibyllen Michelangelos auf den größten Mann des achtzehnten Jahrhunderts herniederblickten, als er es wagte, zu ihnen emporzuschauen. Was in jener Stunde alles in Goethes Seele vorging, wissen wir nicht, und nur aus den wenigen überlieferten lakonischen Sätzen können wir es erraten. Er sieht und staunt, er bewundert die „innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters", er empfindet seine „Großheit, die über allen Ausdruck geht". Es ist bezeichnend für seine Schätzung Michelangelos, daß er an ihm denselben Wert hervorhebt wie an den Werken der Alten. Wir fragen: wollte er ihn sich dadurch näherbringen?



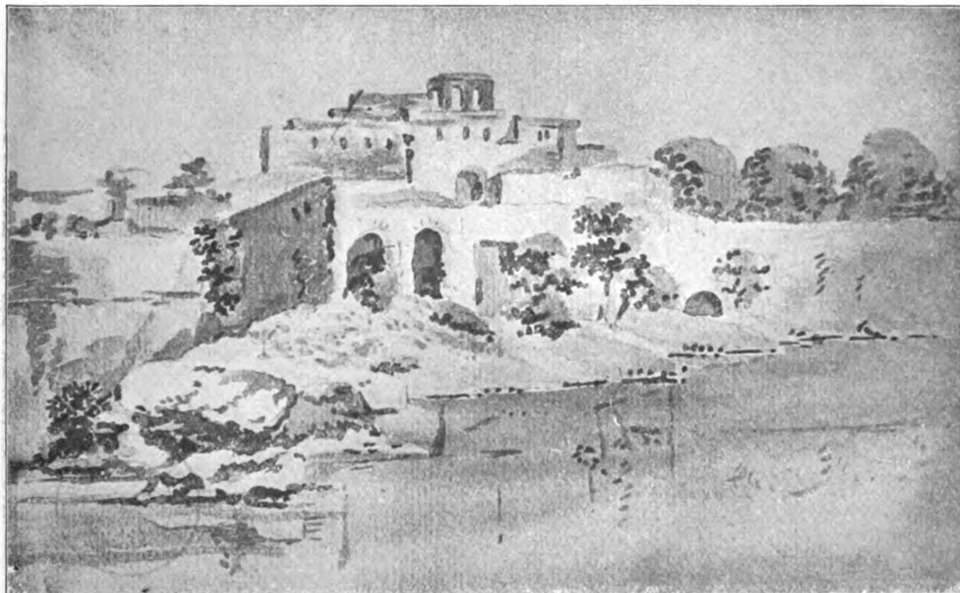
Goethe: Römische Campagna bei Frascati.



Goethe: Grabmal der Cecilia Metella.

Jedenfalls führte weder der Versuch eingehenderer Betrachtung, indem er sich die Galerie aufschließen läßt und zwischen Wand und Eisenstangen sich hindurchklemmt, um den Gestalten näherzukommen, noch die Erwerbungen von Nachbildungen der Propheten und Sibyllen in Kupferstichen und Zeichnungen zu einer solchen Würdigung Michelangelos, wie er sie später Leonardo da Vinci zuteil werden ließ. So sind wir um ein kulturhistorisch und für die Geschichte des Geschmacks bedeutendes Denkmal gekommen: einen Aufsatz über Michelangelo aus Goethes Feder! Was Goethe abhielt, Michelangelo ein so tiefes Verständnis entgegenzubringen, wie wir es eigentlich von ihm erwarten dürften, das war seine im Geist der Antike zu sehr befangene Anschauung, und ebensowenig konnte der Umgang mit den bekannten Künstlerfreunden ihm hierbei förderlich sein.

Das Verdienst, das diese sich um Goethe erwarben, lag darin, daß sie ihm bei seinen Zeichenstudien behilflich waren. Goethe, der Dichter, als Zeichner in Italien ist uns kein fremdes Thema mehr, wissen wir doch, daß er gerade hier noch mit sich kämpfte, ob er zu diesem oder jenem Beruf geschaffen sei! Soweit wir heute sehen können, ist dieser vielleicht etwas seltsam scheinende Gedanke durchaus zu begreifen, wenn wir die Menge der erhaltenen Goethischen Handzeichnungen ins Auge fassen. Dürfen wir doch von mehr als 1500 Blättern sprechen, die nach den letzten Ordnungsarbeiten im Goethe-National-



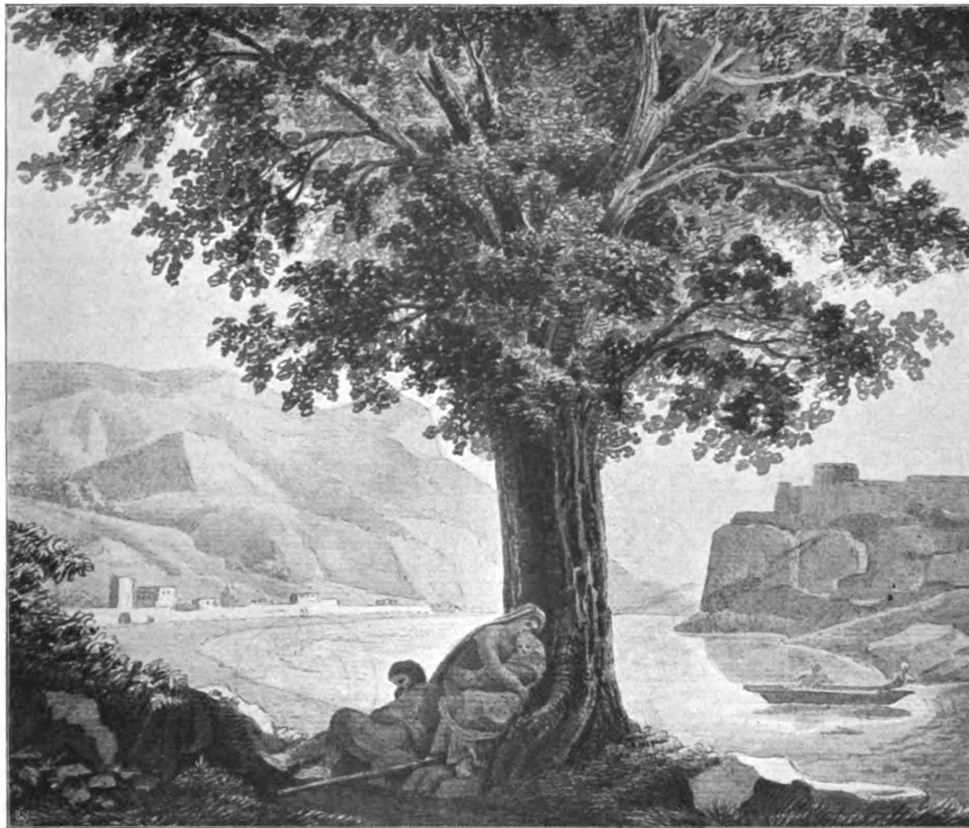
Goethe: Der Aventin.

museum zutage gefördert worden sind, und es entsteht nun die Frage, ob an der Hand dieser bald mehr, bald weniger ausgeführten Skizzen von einer steigenden Entwicklung gesprochen werden darf. Im allgemeinen lassen sich die noch vorhandenen Zeichnungen in drei verschiedene Perioden ziemlich klar voneinander scheiden: die erste umfaßt den Zeitraum bis zur italienischen Reise und ist ausgefüllt mit Zeichnungen des jungen Goethe, mit Skizzen aus der Leipziger, Straßburger und Frankfurter Zeit, mit den Erinnerungsblättern an die Schweizreise; die zweite Periode erstreckt sich auf seinen italienischen Aufenthalt, während die dritte etwa die Jahre 1808 und folgende umschließt und sich vorwiegend auf Jena und Karlsbad bezieht.

Von diesen drei Perioden ist die mittlere, obwohl die kürzeste, doch an Umfang und Inhalt die bedeutendste: mehr als ein Drittel sämtlicher Blätter gehören ihr an und zeigen in einer geradezu fieberhaft gesteigerten Produktion immer von neuem das Ringen und den Kampf Goethes um Vervollkommnung. Unter Anleitung von Tischbein und Hackert sucht er seinen Blick für den Reiz der römischen Landschaft zu schärfen, wozu ihm die Campagna und die Bergnester Tivoli, Frascati, Albano und Nemi auf Schritt und Tritt die herrlichsten Gegenstände bieten. Dorthin wandert er mit den Freunden zu gemeinsamer Arbeit; am Abend werden die Blätter, welche den Tag über gezeichnet und skizziert worden sind, vorgelegt. Man spricht darüber, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter der Gegend getroffen ist, ob die allgemeinen Bedingungen der Kunst erfüllt sind u. a. m. In Rom macht er unter Verschaffelts Führung Studien in der Perspektive, und Architekturskizzen nach den antiken Monumenten werden der Prüfstein, wie weit er in deren Verständnis einzudringen vermag. Daneben zeichnet er fleißig nach antiken Plastiken, um sich in der Anatomie weiterzubilden, auch verfolgt er mit immer erneutem Interesse die Methode des Aquarellierens bei Hackert und Kniep. So wird diese Periode in Wahrheit zum Höhepunkt seines bildnerischen Schaffens. Daß aber all seinen Bemühungen und seinem Können besonders in technischer Hinsicht Grenzen gesteckt waren, darüber wurde er selbst sich am ehesten klar. Glücklicherweise machte ihn diese Erkenntnis der Zeichenkunst nicht ganz untreu, und es ist durchaus begreiflich, daß schon seine Zeitgenossen seinem Zeichentalent besondere Beachtung geschenkt haben. So fühlte sich Hüsgen 1790 bewogen, „Hrn. von Göhte, auch wenn er selbsten wiedersprechen würde“, in seinem „Artistischen Magazin“ als bildenden Künstler aufzuführen. Um so bedauernswerter ist es, daß Goethes ehemaliger Sekretär Christian Schuchardt in der Einleitung seines erst 1849 erschienenen Katalogs der Goethischen Kunstsammlungen den italienischen Zeichnun-



Goethe und Lieber: **Ruine am Meer bei Sonnenuntergang.**



Goethe und Lieber: Ruhende Familie.

gen Goethes keinerlei Würdigung zuteil werden läßt und sie auch im Katalog vollständig unerwähnt läßt, während doch gerade sie Goethes künstlerische Eigenart am deutlichsten hervorheben.

Noch nach einer andern Seite hin sind gerade diese Zeichnungen von besonderer Bedeutung: sie wollen als außerordentlich wertvolles Illustrationsmaterial zu Goethes großem Lebenswerk betrachtet sein.

Daß Goethe diesen Zweck mit seinen Zeichnungen in erster Linie verband, dafür liefert uns wieder die italienische Reise den besten Beweis. Wer Goethes Tagebücher und Briefe an Frau von Stein und Herder aufmerksam durchblättert, findet auf den ersten Seiten mehrere laufende Nummern, die jedoch sehr bald abbrechen. Nur bei einigen hat Goethe ihre Bedeutung durch kurze Beischriften klarergelegt, so bei Nr. 2 „an der Donau gezeichnet“, Nr. 3 „Kochelsee“ und Nr. 4 „Walchensee“. Diese Nummern beziehen sich, wie wir jetzt wissen, auf eine Reihe von Zeichnungen, die Goethe gleich beim Beginn seiner Reise verfertigte und eigenhändig numerierte. Der Dichter hatte offenbar die Absicht, systematisch so alle die Gegenden, die ihm besonderen Eindruck machten, wenn auch nur durch flüchtig hingeworfene Skizzen sich festzuhalten, um sie gleichzeitig als Illustration zu seinen Briefen an die Freunde daheim zu benutzen. Allerdings ist er mit der Durchführung der chronologischen Anordnung auf der Reise selbst nicht sehr weit gekommen, sondern erst später (wann, wissen wir nicht genau) hat er an die dreihundert Blätter in einem Sammelband vereinigt, und als er 1814 an die Bearbeitung seiner „Italienischen Reise“ ging, tauchte bei ihm der Gedanke auf, seinem Text als willkommene Beigabe ein Heft seiner eignen Zeichnungen folgen zu lassen. Zu diesem Zweck hat er, wie wir annehmen können, eine ganze Reihe von Zeichnungen mit einem Kreuzchen eigenhändig versehen und mit dem Kupferstecher Roux in Jena über die Vervielfältigung

Unterhandlungen eingeleitet.

Ein glücklicher Zufall hat uns einen sehr wichtigen Brief Goethes an Roux erhalten, aus dem wir am besten das ganze Projekt ersehen können:



Michelangelo: Josiasstichkappe in der Sixtinischen Kapelle.

Ew: Wohlgeborenen danke zum schönsten, daß Sie mich so freundlich an das in Jena besprochene erinnern; ich gebe hierüber folgende vorläufige Auskunft: So eben bin ich beschäftigt die Papiere, welche sich auf meine italiänische Reise beziehen, zu sichten und zu redigiren. Hierbey sah ich nun freylich, daß dieser wörtlichen Darstellung sehr zum Vortheil gereichen müßte, wenn, aus meinen eignen Skizzen sowohl, als denen der Freunde und Kunstgenossen, was bedeutend ist und erläutern könnte in Kupfer gestochen, dem Werklein beygefügt würde. Es sollte mir angenehm seyn wenn Ew: Wohlgeb. diese Arbeit übernehmen wollten, da alle die dazu erforderlichen Eigenschaften sich bey Ihnen gar glücklich verbinden.

In gedachter Rücksicht aber, will es nöthig sein, daß man eine strenge Auswahl treffe, damit ein Unternehmen, welches ohnehin weit aussehend ist, innerhalb seiner Grenzen bleibe.

Ich gestehe, daß ich darüber schon seit einiger Zeit mit meinem vieljährigen Freunde und damaligen Kunstgefährten, zu Rathe gegangen, wie die Sache anzustellen sey, damit vergebliche Mühe und Kosten entfernt werden. Vor allen Dingen wäre ein Format zu setzen, daß alle Platten von einer Größe würden. Klein Folio wäre hierzu das Schicklichste: man könnte alsdann, wenn der Gegenstand Reichthum und Werth genug hat, Ein Bild es sey nun stehend oder liegend darauf bringen, oder den Raum in die Länge und Quere, nach Belieben eintheilen. Brächte man mehr Bilder auf Eine Platte so müßte man solche Gegenstände wählen, welche der Zeit, der Nachbarschaft oder dem Interesse nach zusammen gehören. Sodann würde man nach Maßgabe des darzustellenden Gegenstandes, bald bloße Umrisse, bald mehr und weniger ausgeführte Blätter, vielleicht auch wie es sich schicken soll, Aquatinta anbringen, und so dem Charakter dieser Sammlung am nächsten kommen und den Zweck auch am schnellsten erreichen. Geht man nun so zu Werke, daß diese Abbildungen sich aufs Buch, das Buch sich auf sie bezieht, so ist höchst wahrscheinlich, daß der Verleger des Werkes, auch den Verlag der Kupferplatten übernähme, die man ihm für einen billigen Preis überlassen könnte, und dabey der Mühe und Gefahr eines selbst Verschleißes überhoben wäre. Da aber die Einleitung sowohl als die Ausführung dieser Sache, auf das planmäßigste zu ordnen ist, und meine öftere Abwesenheit von Weimar, Irrungen oder Stockungen erzeugen könnten, so wird Herr Hofrath Meyer solange ich gegenwärtig bin mitwirken, und wenn ich mich entfernen sollte meine Stelle mit Rath und That versehen.

Sobald es mit Vorarbeit und Überlegung weiter gediehen, so hoffe ich das Vergnügen zu haben in Weimar oder Jena mich mündlich mit Ew: Wohlgeboren davon zu unterhalten. Der ich recht wohl zu leben wünsche mich geneigten Andenken empfehlen. Ergebenst

Goethe.

Leider ging Goethes Verleger Cotta nicht weiter auf das Vorhaben ein, und so scheiterte der Plan; erst unsrer Zeit war es vorbehalten, Goethes „Italienische Reise" illustriert herauszugeben. (Mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums herausgegeben von George von Graevenitz. Leipzig 1912, im Inselverlag.) Mit doppeltem Interesse folgen wir nun an alle die bekannten Orte: an den Gardasee, nach Venedig, über Terni nach Rom, auf das Kapitol, in die Villa Borghese, auf den Pincio, an den Tiber und hinaus vor die Stadt auf die Via Appia, vorbei an dem Grabmal der Cecilia Metella hinauf in die Al-



Michelangelo: Salmon-Booz-Obeth-Lünette in der Sixtinischen Kapelle.



Kurt Jaeckel: Goethes Gartenhaus.

baner Berge, an den Nemisee nach Castel Gandolfo und Frascati bis hinunter nach Neapel auf den Vesuv und nach Sizilien an das Grabmal des Theron.

Und noch einmal kehren wir zurück in die Sixtinische Kapelle und sehen Goethe in schwindelnder Höhe in nächster Nähe der Gestalten am Plafond. Ein Seufzer entringt sich seiner Brust: „Gäbe es nur ein Mittel, sich diese Gestalten recht in der Seele zu fixieren!"

Er hat es gefunden; was er oben an der Decke voneinander getrennt sah, das wurde in einem Bilde neu zusammengefügt: die ruhende Familie unter einem Baum ist eine Konzeption, die wir uns in jener Stunde entstanden denken können. Der Mann am Seeufer ist kein andrer als der Alte aus der Josiasstichkappe, und der Mutter mit dem Kind begegnen wir in der Salmon-Booz-Obeth-Lünette wieder!

Was so eine einzelne Beobachtung an Erkenntnis uns gebracht hat, das gibt uns Veranlassung, auch fernerhin den Zusammenhängen zwischen Goethe und Italien nachzugehen; denn von hier aus werden sich immer neue Wege zum Verständnis der künstlerischen Leistungen und Anschauungen Goethes finden lassen.

Die märkische Landwehr bei Hagelberg (26. August 1813)

Hangende Wolken, endloser Regen!
Tiefer Morast auf Wegen und Stegen!
In den Gewehrlauf trieft das Naß;
Doch die märkische Landwehr trieft — von Haß!
Und die ehrlichen Bauernherzen schrei'n:
„Rache für tausend Schinderei'n!
Vorwärts! Was trödelt der General?
Wir gehen dran! Sackerlot noch einmal!"

Und vorwärts geht's durch Schmutz und Pfützen,
Voran dreihundert märkische Schützen,
Lebuser Bauern und Oderbrücher,
Sind baumlange Kerls und schießen sicher!
Aber heute, wer heut' wohl schießt,
Wo schier die Sündflut ins Pulver fließt?
„Der Herrgott schickt uns ein gutes Wetter —
Scheetprügel rum! Et flutscht so better!"
Die märkische Landwehr versteht nicht Spaß,
Wo die hinschlägt, da wächst kein Gras.
Der märkische Grimm, der spricht kein Wort,
Die Schädel nur krachen in einem fort.
Sie dreschen den Bregen nach der Regel,
Wie sonst das Korn mit dem Eschenflegel.

Durchs Dörflein schleicht der Abendfrieden —
Da lagen die Leichen wie Pyramiden.
Geschichtet bis an den Mauerrand
Ein Wall von viertausend Menschen stand.
Bei Hagelberg, an der Gartenmauer,
Da schrieb die Quittung der märkische Bauer
Mit Blut für tausend Schinderei'n —
Und der Herrgott gab seinen Segen darein.

Fritz Erdner



Frau Gerolshofen und Inge frühstückten in dem allerliebsten Palmengarten, der sich an die Hinterfront des Hotels schloß und das Entzücken aller Gäste war. Unter den mächtigen Wedeln der Kokospalmen standen kleine Tische im Schatten, Korbsessel rundum, Liegestühle, Hängematten. Dieser Garten gab dem Hotelleben etwas Intimes, gab ihm einen Anstrich von Familienleben, denn man hatte die Möglichkeit, im Freien zu sein, ohne Straßentoilette machen zu müssen, und man war sozusagen unter sich, im Kreise der Hotelpensionäre, die aus gutem Publikum bestanden.

Inge hatte einen rosigen Schein auf der Haut und einen helleren Blick, hatte sie doch tief und traumlos geschlafen, bis in den hellen Morgen, wie seit Monaten nicht. Sie begriff sich selbst nicht. War es nicht gefühllos, daß sie hier, gerade hier so süß geschlummert hatte? Ihre Jugend hatte einen Ausgleich herbeigeführt gegen die täglichen seelischen Erregungen, die ihre Gesundheit zu vernichten drohten.

Sie fühlte sich nach dieser seltsam friedlichen Nacht so klar und frisch, und die Erinnerungen, die auf Schritt und Tritt aus dem Boden wuchsen, hatten einen wehmütigen Hauch, hatten nicht mehr die Schärfe der Verzweiflung.

Sie grübelte in sich hinein und begriff die Wandlung nicht. Sie verstand nicht, daß ihre Seele einen Höhepunkt der Spannung und des Schmerzes erlebt hatte, über den hinaus es keine Steigerung mehr gab, dem naturgemäß ein langsames Erschlaffen folgen mußte.

Dies ängstigte und beunruhigte sie. Wie, bin ich treulos? fragte sie sich bang. Vergesse ich Erwin? Das wäre furchtbar.

Auf einmal glitt ein Lächeln über ihre Züge. „Mutter, sieh doch, die große bunte Katze, die dort auf der Fächerpalme klettert! Die war damals schon hier. Gleich am ersten Morgen sahen wir sie und freundeten uns mit ihr an. Sie ist uns auch treu geblieben. Erwin wollte sie mir schenken, aber ich dachte, die weite Reise würde sie ängstigen." Lebhaft stand sie auf und lockte die Katze, die sich träge und geschmeidig an ihrem Kleidersaum rieb. „Ob sie mich wohl erkennt?"

Sie nahm das Tier auf den Arm und legte das Gesicht gegen das weiche Fell, dann fütterte sie sie und freute sich an dem zutraulichen Geschöpf. Die Mutter beobachtete sie verstohlen und dachte zufrieden: Gottlob, sie lebt wieder auf!

Herr von Schramm trat unter das Portal und winkte herüber. „Guten Morgen! Nun kann das schöne Leben beginnen!" Er kam näher. „Mit Frau von Moorbrandt ist heute nichts anzufangen, sie ist schon seit einer Stunde auf der Suche nach ihrem Sohne." Seine Augen lachten das harmlose, sorglose Lachen, das seinem hübschen Gesicht so gut stand.

„Wo ist denn Ihre Gattin?"

Da kam Frau von Schramm eilig aus dem Dämmerlicht der Halle, an ihrer Seite ging der Fremde und beugte sich liebenswürdig und aufmerksam zu ihr herab. Sie machte einen etwas verschüchterten Eindruck, während ihr Begleiter eine selbstverständliche Sicherheit hatte, die imponierte.

„Herr Merkenthin," sagte Schramm halblaut. „Wir haben seine Bekanntschaft gemacht. Wer und was er ist, weiß ich nicht. Gentleman auf jeden Fall, das fühlt man bestimmt."

Der Fremde ließ sich vorstellen, verbeugte sich ganz leicht mit einer undefinierbaren, internationalen Eleganz; sein Gesicht war kühl und vollkommen beherrscht.

Frau von Schramm setzte sich sofort dicht neben Inge und drückte ihr die Hand mit einer verstohlenen Zärtlichkeit, die Inge sofort fühlte und ganz leise, fast unbewußt erwiderte.

Die Herren standen einen Augenblick zögernd, dann sagte Schramm: „Dürfen wir uns zu Ihnen setzen? — Bitte, Herr Merkenthin."

„Ich möchte nicht stören!" Es war eine konventionelle Phrase, wie der Augenblick sie erforderte, aber die Stimme, die sprach, klang

tief und seltsam vibrierend, als käme sie aus einem leidenschaftbewegten Inneren. Unwillkürlich bezwang dieses schöne Organ und besiegte ein gewisses Unbehagen, das das durchfurchte Gesicht weckte.

Es entspann sich eine leichte, gleichgültige Unterhaltung über die Insel, die Korfioten, das Hotel. Man hörte aus Merkenthins Antworten, daß er viel gereist war und viel gesehen hatte.

Frau Gerolshofen, die gern allen Sachen auf den Grund ging, fragte: „Sind Sie beruflich hier?"

Auf dem dunklen Gesicht erschien ein ablehnender Zug. „Ich reise zu meinem Vergnügen, es ist sozusagen mein Lebenszweck."

Frau Gerolshofen sah ihn bewundernd an, sie fand ihn interessant und freute sich der Bekanntschaft. Inge hatte sich wieder scheu in sich selbst zurückgezogen und spielte sinnend mit der Katze.

Frau von Schramm saß in ihrer eigentümlich gedrückten Haltung, die ihr etwas Verängstigtes gab, und wehrte sich gegen den Wohllaut dieser fremden Stimme. Sie wollte den Mann unsympathisch finden, denn sie fühlte wohl, daß seine Blicke immer wieder zu ihr kamen wie dunkle, unheilvolle Vögel; sie spürte das seltsame Vibrieren, das von ihm ausging und bei ihr leise Resonanz suchte. Und sie ängstigte sich und wagte es nicht, sich ihrem Manne mitzuteilen, denn der war von Merkenthin begeistert, kritiklos entzückt, wie es seiner optimistischen Natur entsprach.

Merkenthin stand ganz im Mittelpunkt des Interesses. Jeder deutelte und rätselte an ihm herum und vermutete etwas Besonderes in ihm. Er fühlte die leise Neugierde, die ihn diskret umstrich, und ein überlegenes Lächeln kam wie ein Schatten über seine Lippen.

Eggermann hatte in der Tiefe des Gartens gesessen und bereits einige Briefe erledigt. Eben wollte er ins Hotel zurückkehren, da stieß er auf den kleinen Kreis am Frühstückstisch. Als er sich Merkenthin vorstellte, sahen sich die beiden Männer zufällig sekundenlang in die Augen, der Fremde mit einem prüfenden, wachsamen Blick, Eggermann mit einer Frage in den klaren, kühlen Augen, die dem andern auf den Grund des Wesens zu dringen versuchte. Sie wurden beide nicht auseinander klug und fühlten nur instinktiv, jeder vom andern, daß da ein starkes feindliches Element auf der Hut war.

Der Eindruck verwischte sich bei Eggermann sofort wieder beim Anblick Inges, die ihm noch nie so mädchenhaft und frisch erschienen war wie in diesem Augenblick. Es schien ihm, als sei ein Schleier von ihrem Wesen genommen, und sein Herz jubelte auf. Mit fröhlicher Bereitwilligkeit ging er auf die Pläne Frau Gerolshofens ein, die gleich am Nachmittage eine Tour nach dem Achilleion arrangieren wollte.

„Darf ich die Wagen besorgen?" fragte Merkenthin.

Es hatte noch niemand mit seiner Beteiligung gerechnet, aber man fühlte, daß man ihn auffordern müsse, wenn man seine Dienste in Anspruch nahm. Frau Gerolshofen freute sich, daß sich die Sache so leicht machen ließ; sie war immer auf der Suche nach interessanten Menschen und sah sich jede neue Bekanntschaft daraufhin an. „Sie fahren doch mit?" fragte sie sofort.

Merkenthin verbeugte sich, und sein Blick zuckte zu Frau von Schramm hinüber. Die hatte gehofft, er würde ablehnen; sie hatte wirklich Angst vor ihm und ärgerte sich gleichzeitig über diese kindische Furcht. Sie hatte doch ihren Ferdy, was gingen andre Männer sie an im Guten und im Bösen! Aber überflüssig war es doch, daß Ferdy diesen Fremden so ausgesucht liebenswürdig behandelte, etwas mehr Reserve wäre sicher klüger...

Man erhob sich; jeder dachte den Vormittag irgendwie nach seinem persönlichen Geschmack zu verbringen. Während man noch plaudernd in der Halle beisammenstand, tauchte auf der weißleuchtenden Straße Frau von Moorbrandt auf. Sie war in Weiß vom Scheitel bis zur Sohle und sah aus wie ein junges Mädchen mit ihren flotten, forschen Bewegungen, wie sie schon von weitem mit ihren langen Handschuhen winkte. Sie hatte sich in den Arm eines jungen Menschen gehängt, der in der weißen Marineuniform lang und schlank neben ihr herschritt, mit schüchternen, etwas linkischen Bewegungen.

„Das ist also der ‚große Junge'?" sagte Schramm. „Er überragt seine Mama."

Frau von Moorbrandt strahlte vor Seligkeit. Sie ging so beschwingt, und immer wieder drückte sie die braune Hand rasch und glücklich. „Das ist er!" rief sie schon auf

den Treppenstufen. „Hier habe ich ihn endlich. Herrgott, er ist so gewachsen! Ich muß mich fast genieren und komme mir alt vor. Ist's nicht ein lieber Kerl, ein beau garçon, mein Fritzel?" Der junge Mensch wurde blutrot, und seine Augen huschten hilflos über alle Gesichter. „Das sind meine Freunde, Fritz. Hoffentlich gefällst du ihnen so gut wie deiner kleinen Mama!"

Sie sah ihn mit zärtlichen Augen an, während er sich mit einer scheuen Tanzstundenverbeugung vor der Gesellschaft verneigte. Sie verfolgte jede Bewegung mit liebevollen Augen, und der Stolz strahlte über ihr Gesicht.

„Wir fahren heute nach dem Achilleion," sagte Schramm. „Sie sind doch auch von der Partie, Gnädigste?"

„Aber gewiß!" sagte sie sofort, „Fritzel, du fährst mit!"

Fritz machte ein enttäuschtes Gesicht und sah sie bittend an. Er wollte sie so gern den ersten Tag allein für sich haben, irgendwo, wo er immerzu ihre feine Hand festhalten konnte.

Sie verstand ihn wohl, aber sie dachte gar nicht daran, einen Wunsch aufzugeben für ihn; sie kannte nur die Gesetze ihres eignen kapriziösen Willens. Es blieb dabei: sie fuhren mit.

Als sie zusammen im Garten saßen, kämpfte der Sohn noch mit seiner Enttäuschung, aber er wagte keinen Vorwurf, er war ja so froh, daß er seine angebetete Mutter so nahe bei sich hatte. Ob er ihr wohl sagte, wie einsam sein Leben war? Wie er sich täglich nach ihr sehnte? Wie er oft so krank war vor Einsamkeit, Sehnsucht und Liebe? Es war so schwer, Worte zu finden — vielleicht fragte sie ihn und half ihm. Aber sie tätschelte immer nur seine braune Hand und genoß die Wiedersehensfreude; nach den langen trostlosen Monaten fragte sie nicht.

„Du bist doch auch froh, Bub?" sagte sie und sah ihn schelmisch an. Sie wußte gar nicht, daß sie mit ihrem eignen Jungen kokettierte; sie wollte ihm so gern gefallen und ihn ganz bezaubern; er sollte über ihr ganz und gar den grämlichen Mann droben in Moordorf vergessen.

„Ach ja, ich freue mich schon, aber ich fürchte mich schon jetzt vor der Trennung!"

„Junge, was hast du für schweres Blut! Das hast du von deinem Vater! Genieße doch den Augenblick und freue dich, daß wir beisammen sind. Man muß ein bißchen leichtsinnig sein!"

Er schüttelte schwerfällig den Kopf, und nun sah sie mit Unbehagen, daß er seinem Vater wirklich glich: dieselbe eigensinnige Stirn. Sie stand hastig auf.

„Ach Mutter, bleib doch ein bißchen! Wenn wir ins Hotel gehen, gehörst du gleich wieder den fremden Menschen — und ich, ich habe nichts von dir."

Sie hörte eine leidenschaftliche Sehnsucht in seinem Tone, aber sie begriff ihn nicht. Warum störten ihn die andern? Das waren doch alles so nette Menschen! Die Hauptsache war doch, daß man beisammen und vergnügt war, und dabei störten doch andre Leute nicht! Sie setzte sich wieder neben ihn und betrachtete ihre kleinen weißen Schuhe; ihre starke Wiedersehensstimmung verblich ein wenig, sie sehnte sich schon wieder nach etwas anderm.

Und der Junge tastete mit scheuen Blicken und kindlichen Worten nach ihrer Seele, aber wie ein kleines Vögelchen entflatterte sie ihm immer wieder, und er verzehrte sich umsonst nach ihr. „Den nächsten Urlaub muß ich in Moordorf sein!" sagte er unvermittelt.

Sie nickte nur, und eine kleine Falte stand auf ihrer klaren Stirn; sie liebte das Thema nicht.

„Ich wäre lieber bei dir, Mami, aber Vater ist so einsam, er tut mir so leid." Er blieb hartnäckig. Auf einmal nahm er ihre Hand. „Mutter, geh doch mit mir hin, ich weiß, daß er sich freuen würde."

„Um Gottes willen!" Sie lachte ihr helles, leichtsinniges Lachen. „Wo denkst du hin! Ich bin froh, daß ich endlich aus der Mausefalle heraus bin, nie gehe ich freiwillig wieder hin."

„Auch mir zuliebe nicht?" fragte er mit zuckendem Munde.

Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn lachend. „Nein, Junge, mein Leben ist so wundervoll, nie gebe ich das wieder auf."

Er ließ den Kopf hängen, und nach einer kleinen Pause sagte er scheu: „Du hassest den Papa —"

„Hassen? Wozu die großen Worte? Ich hasse ihn gar nicht, im Gegenteil, aus der Entfernung finde ich ihn riesig vornehm, gescheit — er ist ja auch sehr large gegen



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Otto Gampert: Alte Burg im Jagsttal.

mich, aber er ist kein Mann für mich, viel zu schwerblütig, pedantisch und hart. Ach, das verstehst du nicht, Jungchen! Und wozu sollen wir uns den schönen Tag damit verderben?" Sie stand jetzt energisch auf. Der Junge war doch ein wenig unbequem! Sie sah nicht, daß er tapfer ein paar helle Kindertränen hinunterschluckte. Und wieder hängte sie sich in seinen Arm und schlenderte vor dem Hotel auf und nieder. Es machte ihr Spaß, zu wissen, welch anmutiges Bild sie boten, die jugendliche Mama mit dem großen Jungen, und sie drapierte sich mit einer drolligen kleinen Mütterlichkeit.

Der junge Mensch wehrte sich gegen ein trostloses Gefühl, das ihn beschleichen wollte, und zwang sich, alles an seiner Mama entzückend zu finden. „Da kommt Kapitänleutnant Sehrten," sagte er plötzlich und grüßte einen Herrn, der aus den Anlagen mit raschen Schritten nach dem Hotel ging.

Frau von Moorbrandt betrachtete den neuen Ankömmling ganz unverhohlen. Es war eine große, mächtige Erscheinung mit einem auffallend hübschen, etwas materiellen Gesicht, das von der Sonne tief gebräunt war; ein paar ganz helle Augen leuchteten besonders stark aus den Höhlen.

„Sehr hübsch," sagte Frau von Moorbrandt anerkennend. „Die Seeoffiziere haben etwas Apartes an sich. Magst du ihn gern?"

„Ja, sehr!" erwiderte Fritz von Moorbrandt. „Er ist so frisch und gar nicht fremd zu mir."

„Das freut mich aber! Ich werde ihn doch kennen lernen und daraufhin sehr nett behandeln."

Fritz lächelte. „Dann werde ich eifersüchtig!" sagte er mit einem leisen Anflug von Schalkhaftigkeit.

Sie lachte so hell und übermütig, daß der Kapitänleutnant Sehrten, der in der Halle stand und mit dem Portier verhandelte, sich umwandte und sie aufmerksam betrachtete. Man sah, daß der Portier ihn über die Dame orientierte.

„So, nun weiß er Bescheid," sagte sie amüsiert, „nun wird er sich bald heranpirschen."

Und richtig, als der Gong zum zweiten Frühstück rief, stand er ihnen wie zufällig im Wege. „Bitte, Moorbrandt, stellen Sie mich Ihrer Frau Mutter vor!"

Fritz Moorbrandt war etwas verlegen, aber die Mutter strahlte den Kapitänleutnant an. „Mein Sohn hat mir schon von Ihnen erzählt. Er schwärmt für Sie!"

Der Kapitänleutnant lachte und dachte: Das ist ja eine goldige Frau, und jung!

Fritz wurde noch verlegener.

Man ging nebeneinander in den Speisesaal.

„Sie essen hier?"

Sehrten bejahte.

„Dann können wir ja zusammensitzen."

Der Kapitänleutnant stutzte einen Augenblick und sah sich die Frau genauer an. Sollte sie einem kleinen Flirt zugänglich sein? Als er ihre sprühenden Augen sah, den weichen, ausdruckslosen Mund und die bewußt feschen Bewegungen des zierlichen Figürchens, erfaßte er sie sofort: Leicht zu durchschauen, dachte er, aber hübsch, sehr sogar, also meinetwegen!

Er saß ihr bei Tisch gegenüber, und ihre Augen trafen sich fortwährend, wie zwei Magnete. Frau von Moorbrandt war stark angeregt durch Sehrtens hübsche Männlichkeit. Sie war amüsant, witzig, kindlich, allerliebst mütterlich und jungenhaft übermütig; sie zog alle Register ihres funkelnden Witzes und eroberte den Mann so völlig, daß er sogar die Rücksicht auf den Jungen vergaß und ihr hingebungsvoll den Hof machte.

Fritz Moorbrandt saß dabei wie ein Störenfried. Er war vollkommen verwirrt. Halb bewunderte er die Mama, halb kränkte er sich. So benahm sich doch keine Mutter, so ausgelassen, so zutraulich und spielerisch! Gefiel ihr denn Sehrten so gut? Er machte ihr ja den Hof — er verliebte sich wohl in sie — Aber das ging doch gar nicht, das war doch ganz unmöglich! Wie konnte sie ihn nur so ganz vergessen! Am ersten Tage ihres Zusammenseins! Sie beachtete ihn kaum, sie warf ihm ab und an einen kleinen drolligen Witz zu, aber alles galt nur dem andern, und er saß dabei, traurig und überflüssig.

Auf einmal sagte sie keck und übermütig: „Herr Sehrten, mein Junge ist eifersüchtig auf Sie."

Fritz zuckte auf wie unter einem Stich. Zum erstenmal war er empört über seine Mama. Das war ja taktlos!

Sehrten lachte ein wenig geniert. Die geht aufs Ganze, dachte er mit einem Ge-

misch von Befriedigung und Verlegenheit. Sie war doch immerhin eine Dame — Mutter eines Untergebenen. Aber wenn sie es so wollte — er tauchte seinen Blick tief in ihre Glitzeraugen.

Die übrige Gesellschaft saß an der langen Frühstückstafel, und Schramm beobachtete höchlichst amüsiert Frau von Moorbrandts neuen Flirt. Er hob sein Glas, aber sie sah ihn nicht, bis Fritz mit trockener Stimme sagte: „Mama, drüben will dir jemand zutrinken!"

Da lachte und nickte sie hinüber und besann sich auf die andern Freunde. Und sofort fiel ihr die Nachmittagstour ein. Sie forderte Sehrten auf, sich zu beteiligen. Wie konnte er anders, als mit einem lächelnden Blick des Einverständnisses zuzusagen.

Das Herz des Jungen wurde immer schwerer. Galt er denn der Mutter so wenig, daß sie gar nicht genug fremde Leute um sich haben konnte? Aber vielleicht war sie das so gewöhnt in ihrem einsamen Leben? Sofort hatte er Gründe und Entschuldigungen zur Hand, um ihr seltsames Wesen zu erklären.

Als man von Tisch aufstand, schob er seine Hand in ihren Arm und zwang sie, langsamer zu gehen. Sehrten ging voraus. Fritz raunte dicht an ihrem Ohr: „Mutter, der Kapitänleutnant ist verlobt —" Es war ihm, als müsse ihr diese Tatsache wehe tun.

Sie sah ihn groß an. „Warum? Ich sah den Ring wohl!" Und als er tief errötete und die Augen abwandte, lachte sie hell auf. „O Junge, o du großes, großes Kind, was du dir wohl denkst! Soll ich es ihm wiedererzählen?"

„Mutter!" Es klang so entsetzt, daß sie einen Augenblick aufmerksam wurde und in dies ernsthafte, gequälte Kindergesicht sah. Dann war die Sache abgetan.

In der Halle machte sie Sehrten mit den übrigen bekannt. Sie schwirrte vergnügt von einem zum andern, und Fritz stand abseits und konnte die Augen nicht von ihr wenden.

Inge saß in einem Sessel. Dicht neben ihr stand Eggermann, als wolle er sie mit seiner Person von dem lauten Treiben absperren.

Er sah, daß sie mit sich kämpfte, und sie erklärte denn endlich auch: „Ich kann wirklich nicht mit heute, ich fühle es, es ist ganz unmöglich. Ich will mir ja gern Mühe geben, nicht zu stören, nach außen hin heiterer zu sein, aber dieses Tempo der Freude ist viel zu stark für mich. Ich kann nur ganz langsam gehen, wenn ich aus meiner Einsamkeit heraus soll."

Er sah sie an und verstand sie wohl: sie paßte nicht in diesen Kreis der Lebenslust, aber er, er würde sie vielleicht nicht stören. „Darf ich bei Ihnen bleiben? Vielleicht könnte ich Sie auf einem Spaziergang begleiten?"

Sie zögerte einen Augenblick, dann nickte sie ihm zu. „Wir gehen in den Park von Mon repos!"

Als sie in ihrem Zimmer stand, fiel ihr ein, daß sie in dem Park all die verschwiegenen Plätze hatte aufsuchen wollen, an die selige Erinnerungen sich knüpften. Was sollte ihr dabei ein Fremder? Auf einmal sah sie Eggermanns klares, stilles Gesicht, und es war ihr zumute wie einem Schiffer, der dem Heimathafen entgegenfährt. Wenn ich elend werde und unter meinem Gram zusammenbreche, ist er der rechte Helfer.

Sie sahen zu, wie die andern sich verstauten und unter Lachen und Plaudern die Plätze wählten, die sie längst innerlich beschlossen hatten.

Frau von Moorbrandt fuhr mit Sehrten und Fritz voraus, dann folgte Herr Merkenthin, der sich mit selbstverständlicher Sicherheit neben Frau von Schramm gesetzt hatte, trotz ihrem kühlen Gesicht, und zuletzt kam Schramm, der ritterlich und mit unverwüstlicher Laune Frau Gerolshofen unterhielt und sich innerlich freute, daß seine kleine Frau einen Verehrer hatte, daß sie sich neben Frau von Moorbrandt behauptete. Er kannte keine Eifersucht und war verliebter denn je, wenn er sah, daß seine Frau auch andern gefiel; seine Liebe brauchte zuweilen einen solchen kleinen Eitelkeitssporn.

Eggermann und Inge gingen schweigend die Strada marina entlang durch die Vorstadt Kastradhes. Das Meer glitzerte ihnen zur Seite, und die Sonne goß ihre ganze Leuchtkraft auf die weiße Fläche und auf die grüne Insel. Neben der Straße standen helle, freundliche Häuschen, hinter riesenhafte Kaktushecken geduckt, die etwas Drohendes, Gefährliches hatten. Hinter den starren Hecken blühten kleine Gärten, Kinder spielten darin,

und Ziegen tollten in drolligen Bocksprüngen umher.

Die Straße stieg langsam bis zu einem uralten Park, der sich den Hügel emportürmte. Inge suchte die kleine Pforte, die ihr so vertraut war, und sie tauchten in eine grüne Dämmerung, die sich wie ein Schleier von einem Baum zum andern spann.

Inge ging mit gesenkter Stirn, und sie kam nicht über den Gedanken hinweg, daß sie hier auf Erwins Spuren mit einem andern ging. Aber er ist mir doch gar nichts, dachte sie wie in Verteidigung gegen eine Anklage. Nur ein zufälliger Begleiter —. Und doch unterschied sie scharf, daß sie Eggermanns Begleitung wünschte, daß ihr seine Gegenwart eine stille Freude war. Sie fühlte, daß er etwas Neues in ihr Leben brachte, daß er sie leise beeinflußte, daß ihre Gedanken, die bisher alle nur dem einen gehört hatten, sich mit ihm beschäftigten. Ich muß mich von ihm zurückziehen, dachte sie, er muß verstehen lernen, daß alles in mir dem Toten gehört. Und wieder empfand sie, daß die Gegenwart sie so stark beschäftigte, daß sie der Erinnerung die Gedanken stahl.

Eggermann genoß den grünen Märchenfrieden des Parkes; er hatte nicht das Bedürfnis, zu sprechen, und er wußte ja auch, daß Inge ihn um seines Schweigens willen litt.

Die weiche Dämmerung wob ihre Schleier um sie beide. Über ihnen reckten Palmen ihre gewaltigen Wedel, und neben ihnen schwankten die schlanken Schäfte des Papyrus und Bambus leise hin und her, daß es ein Flüstern und Knistern im Ried gab. Wie bösartige Ungeheuer reckten sich die Kakteen aus dem Dämmer, und sie trugen ihre brennendroten Blüten wie gestohlenes Gut, so fremd saßen sie auf den stacheligen Zweigen. Silberne Oliven, deren Stämme alten gekrümmten Gnomen glichen, ließen ihre grauen Blättergewänder leise wehen, die Zypressen standen wie Herolde im Leichenzuge eines Königs, krumme Pinien duckten sich zu Füßen ihrer dunklen Majestät. Die Feigen streckten ihre großen Blätterhände aus, und die Agaven standen ganz vereinzelt, wie ein köstliches Kunstwerk, und reckten ihre wunderbaren Blütendolden auf starkem Stamme dem Licht entgegen.

Der Weg kroch schmal und behend durch diesen Tropengarten, als wollte er heimlich in Märchengründe führen. Eine feuchtwarme Luft haftete unter dem Blätterdach, und ein Duft wogte, so süß und schwül, als stiege er aus dem Kelch einer unsichtbaren Blüte. Feine Farnkräuter warfen zitternde Schatten auf den Weg, so daß er ein Muster trug wie ein Teppich.

Inge hörte neben sich den festen, gleichmäßigen Schritt Eggermanns, und sie versuchte mit aller Energie ihrer Seele die Vorstellung in sich zu wecken, daß dicht neben ihr Erwin schritte, daß gleich seine heiße Hand sich um ihre Schulter legen müsse und er jeden stillen Dämmerwinkel benutzen würde zu heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Aber der neben ihr ging, atmete ruhig und tief, und sie spürte, er genoß diese mächtige Natur wie eine Offenbarung — für Erwin war sie nichts gewesen als eine schöne Kulisse für seine Leidenschaft. Wie selig war sie gewesen, daß neben ihr alles verblich, daß er nichts andres fühlte und dachte als sie, immer nur sie.

Aus ihren Gedanken heraus fragte sie: „War Erwin eigentlich ein Naturfreund?"

Eggermann zog ein Farnblatt zwischen den Fingern hindurch mit einer kosenden Bewegung. „Nein," sagte er, „es fehlte seinem Wesen die Stille, die dazu gehört, sich in die Natur zu versenken. Er war immer zu stark mit sich und seinem Erleben beschäftigt."

Und Inge dachte: Er hat wohl recht! Seinem Wesen fehlte die Stille, es war etwas Unrastiges in ihm, das mich mitriß. Wie gut Eggermann ihn kennt, vielleicht besser als ich! Und zum erstenmal kam ihr schattenhaft und beängstigend der Gedanke, daß sie den Geliebten nur im seligen Flitterwochenrausch kannte und dann in der großen Tragik seines Endes. Sein Alltagsgesicht, vielleicht sein wahrstes Gesicht, der Kern seines Wesens vielleicht — war ihr fremd. Sie erschrak so sehr, daß ihr Fuß stockte und sie ihre Hand auf das Herz preßte für eine kurze Sekunde. Dann ging sie weiter.

Aber ihre Gedanken arbeiteten unablässig. Da neben ihr ging ein Mann, der hatte den Geliebten gekannt, wie er war, wie er sich im Leben gegeben, wenn sein Tag ohne Erregungen still und klar dahinfloß, wenn die großen Triebe schliefen und alles ans Licht kam, was in den Sonntagsstunden des Lebens versunken war. Eggermann kannte

wohl auch seine Schwächen. Ein leidenschaftliches Gefühl in ihr wehrte sich gegen den Gedanken, daß der Geliebte Schwächen gehabt habe, untadelig stand er vor ihr, aber ihr Verstand sagte zum erstenmal kühl und gerecht: Er war ein Mensch wie jeder andre, nur für mich stand er himmelhoch. Ein Reißen und Bohren war in ihr, ein schmerzhafter Trieb zu fragen, zu erfahren, was Eggermann von ihm wußte und sie selbst nicht ahnte. Sie hatte doch ein Recht, alles, alles zu wissen.

Der Weg endete vor einer weißen Villa, der Sommerresidenz des Kronprinzen von Griechenland. Sie sahen nur flüchtig hinüber, die Läden waren geschlossen, das Haus schlief in der Sonne. Ein schmaler Weg schob sich zwischen Klippen und Felsen zum Meere hinab. Sie gingen bergab und kletterten auf ein weißes Riff, das weit in die blaue Flut hinausragte. Das Meer breitete sich licht und still bis in eine unendliche Weite vor ihnen, ganz fern stand im Duft die Kontur der albanischen Berge, und links schob sich der Klotz der Fortezza vecchia vor. Still war es, nur der Atem des Meeres ging und kam und zuweilen ein Flüstern über dem Uferried.

Inge faltete die Hände um das Knie und sah auf das Meer hinaus. So hatte sie auch gesessen vor einem Jahr, und Erwin hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt und hatte immer nur emporgeschaut in ihr Gesicht, und wenn ihr Blick sich aus dem seinen lösen wollte und hinausfliegen auf das Meer, dann hatte er mit beiden Händen ihren Kopf zu sich herabgezogen und leise gesagt: „Mich sollst du ansehen". Ihr war, als spüre sie den Druck seines Kopfes auf ihrem Knie, und der Schmerz um den Verlorenen war so stark wie in der ersten Stunde. Und ganz zaghaft kam wieder der Gedanke: Habe ich ihn denn recht gekannt? War denn seine Seele ganz mein eigen? Ich habe ihn doch nur so kurz besessen, sechs Wochen im höchsten Glück, sechs Wochen in tiefster Qual. Habe ich da sein wahrstes Wesen erkannt, oder gab es geheime Winkel in seiner Seele, in die mein Blick nie gedrungen ist?

Sie sah verstohlen auf Eggermann. Sein Profil hob sich klar und in ruhigen Linien von dem lichten Dunst des Hintergrundes ab, er hatte einen gesammelten Ausdruck in den Augen und um den Mund Güte und Energie. Welch ein ernstes, sympathisches Gesicht! dachte Inge plötzlich, und sie hatte den Wunsch, die Gedanken zu kennen, die hinter dieser Stirn wohnten. „Herr Eggermann," sagte sie zaghaft, „ich habe zuweilen das Gefühl, daß Sie Erwin besser kannten als ich."

Er sah sie aus seinen hellen Augen an und lächelte ein wenig. „Ich glaube kaum, gnädige Frau; objektiver vielleicht, aber die besten Eigenschaften seines Wesens — die zeigte er wohl Ihnen."

„Ja, aber ich habe oft den Wunsch, alles, alles von ihm zu wissen, Schwächen, Fehler —"

Eggermanns Gesicht war hart. Wieder dachte er: Jetzt ist der Augenblick da — sie selbst begehrt es zu wissen. Ich kann ihm den falschen Nimbus nehmen, ich kann sagen: er war ein Lügner — ein Egoist. Und wieder standen seine Gedanken still wie vor einem Abgrund. Und wenn er log, um diese Frau — ich kann es verstehen! Die Erkenntnis stieg leuchtend in ihm auf und machte ihm das Herz frei.

Er lächelte Inge zu: „Gewiß hatte er Schwächen, und ich mag sie auch gekannt haben, aber jetzt verklärt sich alles in dem Lichte seiner liebenswürdigen Eigenschaften."

Inge grübelte vor sich hin. „Und trotzdem habe ich das Gefühl, daß Sie nicht rückhaltlos in meine Begeisterung einstimmen, daß etwas in Ihnen widerspricht."

„Ein Freund sieht den Freund doch anders als die geliebte Frau!"

Sie sah ihn fest an. „Bitte, sagen Sie mir: was hat Sie mit Erwin entfremdet, daß er nie Ihren Namen nannte. Was hat zwischen Ihnen gestanden?"

Dem Manne schoß das Blut bis unter das helle Haar, dann wurde er blaß.

Und langsam sagte Inge weiter: „Je länger ich Sie kenne, um so klarer fühle ich, daß auch Sie nichts Unwürdiges getan haben. Wenn zwei Persönlichkeiten wie Erwin und Sie auseinanderkommen, so ist es nicht um eine Kleinigkeit."

Eggermanns Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und auf seiner Stirn stand eine steile Falte. „Es ist unmöglich, daß ich darüber spreche," sagte er mühsam.

In Inges Gesicht wechselte fortwährend die Farbe. „Fühlen Sie nicht, wie es mich quält? Begreifen Sie nicht, daß meine Ge-

danken unablässig daran arbeiten? Daß ich Mißtrauen empfinde? Den einen oder den andern verdächtige?"

Eggermann sah an ihr vorbei, und in ihm stand ein Gedanke auf, klar und schlicht: er mußte den Toten, den Wehrlosen schützen um jeden Preis. „Werfen Sie Ihren Argwohn auf mich, Frau von Fontenay, Erwin trifft keine Schuld."

Einen Augenblick strahlte Freude in ihrem Blick, dann sagte sie ganz leise: „Es ist nicht möglich. Ich kann niemals Schlechtes von Ihnen denken."

Er sah sie dankbar an.

„Ich möchte denken, daß Sie sich auseinandergelebt haben, aber ich fühle, es ist eine Sache, die groß und trennend zwischen Ihnen steht. Es quält mich, es wühlt in mir. Und es ist furchtbar, daß ich unter dem Eindruck des Lebenden zuweilen anfange, das Unrecht bei dem zu suchen, der sich nicht mehr rechtfertigen kann." Sie zitterte.

Da nahm Eggermann seine ganze Kraft zusammen. „Erwin wußte, daß ich anfing, seine Braut zu lieben." Die Worte rangen sich schwer aus seiner Brust, er sah in die Weite, er wußte, daß er zerstört hatte.

Inge war zusammengezuckt, und dann saß sie regungslos, nur ihre Hände bebten, und in den Augen war ein tiefes Erschrecken. Das ist's — ja, das ist's — weiter dachte sie nicht.

Sie saßen schweigend nebeneinander, wie zermalmt von der Wucht der Erkenntnis. Nun habe ich sie verloren, dachte Eggermann, aber ich konnte nicht zum Verräter werden. Er wartete auf das erste Wort von ihr.

Inge rang mit den Gedanken, die plötzlich auf sie einstürmten: Gottlob! Erwin ist frei von jeder Schuld. Ich kann ohne Verdacht an ihn denken, aber — aber ist es denn besser so? Ist es besser, daß ich weiß, daß einer um mich leidet, daß einer sich hoffnungslos sehnt? Sie hatte ein leises Schmerzgefühl, nahm vorsichtig Eggermanns Hand und fühlte, daß die Finger wie in hartem Krampf geschlossen waren.

Er spürte, es war nur Mitleid in der zagen Berührung der Frauenhand. Das traf ihn. Er wandte sich ihr zu. „Soll ich reisen?"

Sie nickte.

Er preßte die Zähne in die Lippe und dachte bitter: Ich habe alles vernichtet. Um ihrer Ruhe willen habe ich das Opfer meines Geheimnisses gebracht, und nun kann ich gehen. Er hatte nicht die Kraft, seine Hand aus ihren Fingern zu lösen, er spürte das schmerzliche Glücksgefühl und nannte sich schwach und unmännlich, daß er sich nicht losriß.

Inge hielt seine Hand ganz fest und dachte: Es ist besser, er geht — für ihn. Ich werde ihn vermissen, denn noch nie fühlte ich mich so geborgen, wie neben ihm, aber seine Liebe darf nicht wachsen, ich gehöre ja Erwin. Sie hob den Blick zu ihm, sie wollte ihn bitten, zu reisen. Da sah sie, daß sein Gesicht von Schmerz durchfurcht war und sein Mund hart geschlossen, und sie sah, er litt um sie, wie sie um Erwin litt, er sehnte sich wie sie, hoffnungslos wie sie, er war ihr gleich und schmerzverwandt. Und sie sagte: „Bleiben Sie hier!"

Sie erschrak vor ihren eignen Worten, sie erschrak vor dem jähen Glücksleuchten in den Augen des Mannes. Sie verstand sich selbst nicht: sie liebte den Toten und konnte den Lebenden nicht lassen. Da legte sie ihr Gesicht in ihre Hände und weinte leise und trostlos vor sich hin.

Eggermann atmete schwer. Ihm war, als müsse er ihren Kopf an seiner Brust bergen, aber ein starkes Gefühl warnte ihn: Hier nicht, dies Reich gehörte dem andern, hier war Erwin Fontenay stärker als das Leben. So saß er still neben der Weinenden und hielt ihre Hand ganz fest in der seinen, und die Hand zuckte und blieb doch bei ihm, und ein starker Strom von Stille und Hoffnung ging von ihm zu ihr.

Als sie gingen, wagten sie nicht, einander in die blassen Gesichter zu sehen. Inge ging schwer, wie unter der Last einer Schmach. Sie fühlte, daß ihre Sehnsucht sich freimachen wollte und ins Leben zurückdrängte.

Inge wich Eggermann aus. Er fühlte ihr Zurückweichen und litt darunter. Der leichte Ton völliger Unbefangenheit wollte sich nicht mehr zwischen ihnen einfinden; sein Geständnis trennte sie. Um das Alleinsein mit Eggermann zu vermeiden, schloß Inge sich enger an Frau von Schramm an, doch die füllte ihre Gedanken nicht aus, und eine unruhvolle Sehnsucht blieb in ihr ungestillt.

Sie erschrak und dachte: Sehne ich mich nach Eggermann? Mit ihm allein kann ich von Erwin sprechen, das ist es, was mich an ihn fesselt. Nur das allein kann es sein, darf es sein.

Aber das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit ließ sich nicht mehr übertönen, die unmerklich feinen Fäden des Verstehens spannen sich weiter, und wenn in dem allgemeinen Gespräch Ansichten und Urteile auftauchten, fühlten sie, ohne daß ihre Augen sich trafen, daß sie auf dem gleichen Boden standen.

Inge flüchtete immer tiefer in ihren Schmerz, wie vor einer Gefahr. Ihr war, als könne ihr Leid sie umpanzern und schützen, wenn sie sich an Erwin von Fontenays Bild klammerte.

Eggermann fühlte, wie sie ihm wieder leise entglitt, und alles, was männlich und energisch in ihm war, lehnte sich dagegen auf. Als müsse er jetzt mit harter Hand eingreifen in ihr Geschick und sie zu sich zwingen, sie festhalten und vor den Phantomen der Vergangenheit bergen.

Als sie eines Tags neben ihm auf der weißen Mauer am Hafen saß und mit einem trostlosen Ausdruck auf das Meer starrte, sagte er unvermittelt: „Gnädige Frau, Sie sollten die Blicke nach außen wenden, sie sollten ins Leben schauen und nicht nur den eignen Gram betrachten! Sie würden lernen, daß auch andre leiden — manche ebenso heiß und tief wie Sie — und doch den Geboten des Alltags gehorchen und doch dem Dasein mutig neue Möglichkeiten abtrotzen."

Inge sah ihn erschrocken an, es tat ihr weh, daß sie eine leise Ungeduld in seinem Tone spürte. „Sagen Sie mir, was Sie denken!" sagte sie zaghaft.

Er atmete auf. „Ich denke," erwiderte er sinnend und sah an ihr vorbei auf das Meer hinaus, „daß ein großer Schmerz die Persönlichkeit adeln muß und über sich selbst hinausheben. Daß er die Augen nicht schließen soll, sondern öffnen für das Leiden der andern, daß die Tore der Seele sich weit öffnen sollen für das Verständnis der andern Gramgebeugten."

Inges Lippen zitterten, und große Tränen standen in ihren Augen. Ihr weiches Gesicht hatte einen hilflosen, kindlichen Ausdruck. „Und ich, ich bin egoistisch geworden," sagte sie gedrückt, „das wollen Sie mir sagen —"

Eggermann war erschüttert von dem Ausdruck ihrer Züge, beugte sich stumm über ihre Hand und küßte sie. Es war wie eine Abbitte.

Aber Inge atmete rasch. „Ja, ich denke nur an mich, ich wühle in meinem Kummer."

Eggermann sah auf ihre Hand herab, die so leicht und weich auf der grauen Mauer lag, daß er meinte, der alte Stein müsse erschauern. „Ihre Hand muß lindern können wie keine andre," sagte er zärtlich.

Inge fuhr sich über die Augen. „Aber ich sehe kein Leid, überall nur Frohsinn, die Menschen scheinen mir alle so glücklich, wer braucht mein Verständnis? Wer meine Hilfe? Keiner trägt, was ich trage!"

„Sie sehen nur die Oberfläche, in manch einem Lächeln keimt das Schluchzen."

Sie saßen noch eine Weile schweigend, und Inge dachte: Er hat recht, ich will das Leben sehen. — Da kam mit müden Schritten eine Frau den Kai entlang. Die Sonne umflorte sie wie mit einer Gloriole. Um die hohe, hagere Gestalt hingen grelle Lumpen, die mageren Arme trugen ein Kind.

Inge sah ihr entgegen mit gleichgültigen Augen, noch waren ihre Blicke nicht erlöst. Da traf ihr Auge in das kleine, kümmerliche Gesicht des Kindes und in zwei trübe, erloschene Augensterne, die in den leuchtenden Tag starrten. Ihr Herzschlag stockte vor Entsetzen, ihre Augen öffneten sich weit vor Grauen.

Da glomm in den Augen der Frau ein düsterer Blick wahnwitzigen Schmerzes, und als wollte sie ihr Kind vor fremder Neugierde schützen, drückte sie das Köpfchen an ihren Hals und ging rasch vorüber.

Inge saß wie erstarrt. Sie hatte die Empfindung, als sei in dieser hohen, hageren Gestalt das Leid der Menschheit verkörpert, mahnend an ihr vorübergeschritten. „O Gott!" sagte sie tonlos.

Da legte sich Eggermanns warme, kraftvolle Hand auf ihre Rechte und hielt sie ganz fest. „Nicht verzweifeln sollen Sie," sagte er leise, „erstarken!"

„Ich will es versuchen," antwortete sie, und ihre Stimme erstarb in einem Schluchzen. „Wie oft wohl bin ich blind und taub

an traurigen Menschen vorübergegangen — immer nur an mich habe ich gedacht. Vielleicht hätte ich manch einem helfen können. Schlecht bin ich gewesen, selbstsüchtig.“ Sie war blaß vor Erregung und glitt von der Mauer.

„Sie hatten das Recht, ihrem Schmerz zu leben,“ sagte Eggermann, erschrocken über ihre Leidenschaftlichkeit, „aber Sie dürfen sich nicht selbst verlieren.“

Ihre Blicke hafteten auf ihm, und es war ihr, als könne sie nur von seinen Lippen das Evangelium des neuen Lebens nehmen. Er war der erste, der mit sicherem Gefühl an die verschlossenen Pforten rührte, der ihr Worte sagte, die allein einen Widerhall in ihr fanden. Er verschonte sie mit banalen Trostreden und Vernunftgründen, er weckte das große Mitleiden der Frau, das in ihr schlief, das aber stark werden konnte und hilfsbereit.

Als sie nebeneinander schweigend dem Hotel zuschritten, irrten Inges Gedanken immer wieder zu dem Manne neben ihr, und sein Gesicht schien ihr herber und verschlossener als je zuvor. Er leidet auch, dachte sie beklommen. Ich weiß es jetzt, denn er liebt mich — ohne Hoffnung. Und er ist der einzige unter allen Menschen, dem ich, nur ich allein helfen könnte!

Der Gedanke verwirrte sie, und doch stieg ganz leise ein Glücksgefühl in ihr auf: das Bewußtsein, einen Menschen aus dem Dunkel ans strahlendste Licht führen zu können. Ein wonniges Machtgefühl lag in dem Wissen, das Schicksal dieses Mannes in den Händen zu halten.

Da legte sich ein Schatten auf ihre warme Hilfsbereitschaft. Wenn er ihre Hilfe begehrte — ihm mußte sie sie weigern, ihn mußte sie mit leeren Händen gehen heißen, für seine Wunde war ihre linde Hand nicht bereit. Aber er würde sie ja nicht bitten — helfen wollte er ihr, die Sonne wollte er ihr zeigen, und das Leben wollte er sie wieder lieben lehren. Für sich selbst begehrte er nichts.

Ihre Gedanken stockten. Wußte sie das denn? Kannte sie seine geheimsten Wünsche? Wußte sie, ob sich seine Sehnsucht mit der Freundschaft begnügen wollte? Und wieder strich ihr Blick verstohlen über sein Gesicht, aber kein Zug im Mienenspiel verriet ihr seine Gedanken. Er hatte sie aufgestört aus der tiefen Versunkenheit ihres Witwenleides, und doch konnte sie ihm nicht zürnen.

Es war, als seien vor Inges Blicken Schleier gewichen. Mit vollem Bewußtsein wandte sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre Umgebung und beobachtete die Menschen, die um sie waren. Und allmählich sah sie, was ihren gleichgültigen Blicken bisher entgangen war. Sie sah neben der Sonne auch die Schatten und neben dem Lächeln zuweilen ein wehes Zucken der Lippen. Und mit feinem Spürsinn witterte sie geheimes Leid, das sich stolz verbarg. Sie lernte ihren Gram verbergen wie einen teuren Schatz, damit kein dreister Blick ihn entweihte. Sie fühlte plötzlich, daß sie der Gegenstand des Mitleids für die ganze Tafelrunde war, daß selbst die Fremden auf ihr Trauerkleid sahen und den unverhohlenen Schmerz von ihrem Gesichte lasen. Nein, sie wollte kein Schauspiel mehr sein, sie wollte sich beherrschen lernen und nicht von allen Rücksichten verlangen. Ihr Blick wurde heller und ihre Bewegungen lebhafter und sicherer, ein leises körperliches Aufleben kam über sie.

Sie suchte das Zusammensein mit Frau von Schramm immer mehr, denn sie spürte, daß in diesem jungen Flitterwochenglück die ersten Schatten auftauchten; sie empfand, daß die junge Frau eine Stütze suchte, einen Menschen, der schweigen konnte und schweigend verstehen.

Frau von Schramm wurde von Tag zu Tag blasser. In ihr sanftes Madonnengesichtchen trat ein nervöser Zug, und die Augen verloren ihren stillen, gläubigen Blick. Eine Unrast war in ihr, es litt sie nirgend, nur in der Nähe ihres Gatten wurde sie ruhiger.

Aber ihr Gatte vernachlässigte sie, unmerklich fast, nur ihr selbst und dem verschärften Instinkt Inges fühlbar. Seine Ritterlichkeit war weniger herzlich, wurde lauer, gewohnheitsmäßiger; er vermied einsame Spaziergänge und suchte stille Kosestunden nicht; wie ein Magnet zog ihn Merkenthin an. Der starke, überlegene Zauber dieser Persönlichkeit beherrschte ihn ganz, er ließ sich vollkommen von ihm beeinflussen.

Abends, wenn die Damen sich verabschiedeten und auch Eggermann sich zurückzog, küßte er seiner Frau flüchtig die Hand. „Geh voraus, Schatz, ich rauche noch eine Zigarette.“ Er übersah ihre traurigen Augen

und ihr gequältes Gesicht und blieb. Und Inge schob dann die Hand unter den Arm der jungen Frau, und oft saß sie noch bei ihr auf dem kleinen Balkon, der über dem Palmengarten hing. Lange schwieg Frau von Schramm dann wohl, nur ihr beklommener Atem verriet, daß ihre Gedanken arbeiteten. Es wurde jeden Abend später, Schramm und Merkenthin saßen bis in die späte Nacht beieinander, und Inge konnte sich nicht entschließen, die junge Frau allein zu lassen. Sie fühlte, daß ihre Gegenwart ihr ein Trost war, und das machte sie froh und legte ihr zugleich eine Pflicht auf.

Eines Nachts hörte sie aus dem Dunkel ihr gegenüber ein leises, verhaltenes Schluchzen. Da stand sie auf — ihr war, als habe sie lange auf diesen Augenblick gewartet — und legte beide Arme um die feine Gestalt. Und Frau von Schramm verlor die letzte Selbstbeherrschung. Sie preßte ihren Kopf an Inges Brust und weinte lange und schmerzlich. Dabei bebte ihr Körper in Inges Armen und drückte sich wie hilfesuchend an sie. In Inge erwachte ein warmes, mütterliches Gefühl. Sie war losgelöst von ihrem eignen Schicksal, sie fühlte nur noch das Leid der andern, und sie dachte an Eggermann: Er hat recht, helfen ist der beste Trost.

Und dann begann Frau von Schramm leise zu sprechen: „Ich muß es einem Menschen sagen. Ich kann es nicht mehr allein tragen. Ich glaube, Ferdy spielt —"

Inge fühlte ihren Herzschlag, so tief war sie erschrocken.

„Dieser Merkenthin — er ist mir so unheimlich," fuhr Frau von Schramm fort. „Ich kann seine Nähe nicht ertragen und seine heißen, begehrlichen Blicke. Und Ferdy merkt nichts, will nichts merken! Oh, sicher ist er von ihm abhängig, sicher hat er verloren —" Sie schauderte und rang nach Atem.

Inge dachte beklommen: Wie können Menschen, die einander liebhaben, sich so wehe tun! Laut aber sagte sie: „Sprechen Sie doch mit Ihrem Manne, sagen Sie ihm Ihre Angst und Ihren Kummer."

Frau von Schramm schüttelte den Kopf. „Er weicht mir aus, es ist ja auch nur ein Verdacht."

Da stand Inge entschlossen auf. „Ich will hinuntergehen und mich überzeugen."

Mit beiden Händen hielt Frau von Schramm sie fest. „Um Gottes willen," sagte sie angstvoll. „Das wage ich nicht —"

Aber Inge war fest entschlossen. „Sie müssen doch Gewißheit haben!"

„Dann gehe ich mit," sagte die junge Frau mit zitternden Lippen.

Beiden klopfte das Herz vor Aufregung, und das Blut rauschte ihnen vor den Ohren. Sie gingen aneinandergedrückt, wie auf bösen Pfaden.

In den Korridoren war es fast dunkel, nur kleine, vereinzelte Lichter brannten. Der dicke Teppichläufer dämpfte ihre Schritte. Auch im Erdgeschoß war es dunkel, der Speisesaal lag öde, aus dem Lesesalon schlug ihnen eine dicke, eingeschlossene Luft entgegen. Sie wagten sich nicht in die Räume, eine Art Kinderfurcht hatte sie erfaßt. „Vielleicht im Wintergarten —" hauchte Frau von Schramm.

Sie glitten in den Garten hinaus, ein linder duftender Wind strich ihnen entgegen. Drüben im Wintergarten glomm Licht, aber die Vorhänge waren zugezogen. Ihre Schritte knirschten auf dem hellen Kies, und dann standen sie an den Glasfenstern und spähten durch einen Spalt der gelben Vorhänge.

Frau von Schramm umklammerte leidenschaftlich Inges Arm. „Ich habe es ja gewußt!" Es war wie ein Aufstöhnen. Wieder legte Inge den Arm um sie.

Drinnen an einem kleinen runden Tisch saßen in großen Korbsesseln Merkenthin und Schramm und mit dem Rücken nach dem Fenster der dänische Graf. Ein dichter Zigarettenschwaden zog blaue Streifen um die Gruppe. Sie sahen schweigend in ihre Karten, nur Schramms Blick zuckte immer wieder über einen Haufen Gold und Scheine, die auf dem Tische lagen. Er war sehr blaß, sein Gesicht sah viel älter und schärfer aus.

„Ich habe es gewußt," murmelte Frau von Schramm immer wieder. „Er verliert."

„Wir wollen gehen." Inge versuchte die junge Frau mit sich zu ziehen, doch die wehrte sich. „Ich kann nicht, ich muß ihn sehen —"

Schramms Hände bebten unmerklich, die Schatten unter seinen Augen wurden dunkler. Das Schweigen lastete auf den Spielern, sie saßen selbstvergessen und fühlten nur ihre Leidenschaft.

„Sie haben kein Glück, Herr von Schramm," sagte Graf Bleue mit gleichmütiger Stimme.

Schramm biß die Zähne aufeinander.

„Dafür in der Liebe!" sagte Merkenthin zynisch. „Ich tauschte sofort — um Ihr Glück in der Liebe gäbe ich gern mein Glück im Spiel."

In Schramms Gesicht zuckte es, aber er schwieg.

Frau von Schramm zitterte am ganzen Leibe. „Er hat ihn in der Hand — der andre — ich fühle es —"

„Bitte, kommen Sie," sagte Inge dringend, aber die junge Frau hörte sie nicht, ihre Blicke hingen am Gesicht ihres Mannes. Sie fröstelten beide, und ihre Erregung wuchs mit jeder Minute.

Drinnen ging das Spiel weiter, still und gleichmäßig, nur die tödliche Blässe des jungen Österreichers verriet, daß er verlor.

„Jetzt aber Schluß!" sagte Graf Bleue endlich. „Ich mag Ihr Pech nicht mehr mit ansehen, Herr von Schramm."

Schramm machte eine ablehnende Bewegung, aber Bleue hatte sich schon erhoben.

Merkenthin knüllte mit einer gleichgültigen Bewegung einen Haufen Scheine zusammen und schob sie in die Tasche seines Smokings. In seinem Gesicht zuckte keine Muskel, aber in Schramms Augen flackerte ein nervöses Feuer.

Der Däne verabschiedete sich kurz; sein fades, blondes Gesicht sah übermüdet aus.

Einen Augenblick standen sich Merkenthin und Schramm schweigend gegenüber; dann sagte der junge Offizier heiser: „Sie müssen mir Revanche geben!"

„Mein Lieber, diese Spielerei jede Nacht geht auf die Nerven, ich bin zu meiner Erholung hier." In dem tiefen Organ war nicht ein Hauch von Erregung.

„Sie müssen, Merkenthin." Schramms Stimme war ganz klanglos.

Um den Mund Merkenthins ging ein schattenhaftes Lächeln. „Müssen? — Aber um der schönen Augen Ihrer Frau willen will ich Ihnen den Gefallen tun —"

Schramm war nervös, er verlor die Beherrschung. „Das hat doch mit meiner Fran nichts zu tun!" sagte er gereizt.

„Warum nicht? Vielleicht lächelt mir Ihre Frau zum Dank, wenn Sie gewinnen."

Einen Augenblick schwankte Schramm, in seinen Augen loderte es, dann straffte er sich plötzlich, und hochmütig sagte er: „Um diesen Preis danke ich für die Revanche."

Der andre zuckte die Achseln und lächelte liebenswürdig.

Frau von Schramms Kopf war schwer gegen Inges Schulter gesunken. Die zog sie mit sich über den hellen Kiesweg ins Haus, die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Als Herr von Schramm in die Tür trat, lag seine Frau ohnmächtig auf dem Bette. Er stand einen Augenblick entsetzt und sah ratlos auf Inge, die sich um die Ohnmächtige bemühte.

Inge sagte leise: „Wir haben Sie im Wintergarten gesehen. Wir sahen durch das Fenster."

Schramm taumelte. Dann stand er neben seiner Frau und sah verzweifelt in ihr bleiches Gesichtchen. Als ihre Lider zuckten, sank er n die Knie, küßte ihre matte Hand und preßte sie an seine Augen: „Verzeih mir, verzeih mir, mein Lieb!"

Inge ging leise hinaus, und als sie über den dunklen Korridor schritt, liefen ihr unaufhörlich die Tränen übers Gesicht. Ein harter Druck wich von ihrer Brust, sie weinte, weil die Freude sie überwältigte, weil sie zum erstenmal einem Menschen in dunklen Stunden geholfen hatte.

Ihr erster Gedanke galt Eggermann. Klar fühlte sie, wie ihr inneres Erleben sich an ihn lehnte, wie untrennbar er von ihrer neuen Lebensrichtung war. Sie sehnte sich danach, sich mit ihm auszusprechen, ihm zu danken, daß er sie auf den Weg gestellt hatte, der in die Sonne führte.

Als sie ihm am nächsten Morgen die Ereignisse der Nacht erzählte und ihre Stimme noch von Erregung und Mitgefühl vibrierte, da wurden seine Augen froh, denn er begriff, daß sie nun nicht mehr zurückfliehen würde in ihre Herzenseinsamkeit: das Leben würde sie festhalten. Er sah wohl, daß ihre Blicke sich sekundenlang verdunkelten, als Schramms strahlend vor Glück auf sie zuschritten; er fühlte, daß schmerzhafte Erinnerungen aufstiegen, aber als Frau von Schramm Inge wortlos küßte, war ihr Auge wieder hell.

Schramm errötete und küßte Inges Hand, Dankbarkeit lag in dem Kusse. Dann war es zwischen ihnen, wie es immer gewesen war, kein Wort berührte die gemeinsamen Erlebnisse.

Merkenthin war wenig sichtbar, er machte große Ausflüge ins Innere der Insel, und wenn er zur Table d'hote erschien, machte er Frau von Moorbrandt den Hof, die ihn ohne Besinnen vor ihren Triumphwagen spannte, schon weil sie Sehrten damit ärgerte.

Nach einigen Tagen reiste er ab, ohne daß jemand hinter den wahren Kern seines Wesens gekommen war.

Frau Gerolshofen bedauerte seine Abwesenheit. Sie vermißte sein interessantes Gesicht, in das man so vielerlei hineindeuteln konnte.

„Ich halte ihn für einen Hochstapler," sagte Eggermann unumwunden, und damit war die Episode abgetan.

Nur Frau von Schramm dachte zuweilen mit leisem Grauen an das dunkle, vieldurchfurchte Gesicht, und dann drückte sie sich heimlich an den Arm ihres Gatten. Das junge Paar lebte auf wie unter einer neuen Glückssonne; mit dem Egoismus der Verliebten vergaß es die Umgebung und lebte nur für sich und seine Liebe.

Inge vermißte Frau von Schramm zuerst, aber mit einem wehmütigen, nachsichtigen Lächeln verzieh sie ihr die kleine Treulosigkeit. Von ihrer Mutter hatte sie nicht viel. Frau Gerolshofen schrieb viele und lange Briefe und las viel, für Spaziergänge war sie nicht sehr empfänglich. So kam es, daß Inge und Eggermann sich aneinanderschlossen mit einer Sicherheit, die in ihrem innersten Wesen wurzelte. Von Tag zu Tag wurde Inge stiller, und das Bild Erwins bekam in ihrer Seele einen milden Glanz. Eggermann vermied jedes Gespräch, das sie erregen konnte. Sie sprachen über fernliegende Dinge, aber die Art, wie sie davon redeten, gab allem einen warmen, persönlichen Hauch.

Sie saßen oft auf den weißen Klippen von Mon repos und sahen den Korfioten zu, die mit bronzebraunen Beinen in der grellblauen Flut wateten und Tintenfische fingen. Stundenlang konnten sie dabei schweigen. Jeder empfand die Gegenwart des andern wie eine stille Wohltat, und auch Eggermanns ungestüme Sehnsucht wurde still, denn in ihm erstand leuchtend die Gewißheit eines werdenden Glücks.

„Nun sehen Sie doch keine Schatten mehr in unserm kleinen Kreise?" sagte Inge einmal lächelnd zu Eggermann. „Jetzt ist doch keiner da, der Hilfe brauchte, ich bin nun wieder lahmgelegt! Schramms sind glückstrahlend, Mutter freut sich täglich über meine roten Backen, und Frau von Moorbrandt genießt vergnügt ihren neuen Flirt."

Eggermann sah nachdenklich vor sich hin. „Da ist noch der kleine Seekadett Fritz Moorbrandt. Der Junge tut mir leid."

Inge horchte auf. „Ach, ich dachte, er wäre selig, daß er seine Mama da hat! Der junge Mensch erschien mir immer so harmlos, wie ein Kind eigentlich."

„Blicken Sie nur tiefer!" sagte Eggermann mit einem ernsten Lächeln.

„Wirklich, ich muß erst sehen lernen, immer noch bleibe ich an der Oberfläche. Ich kann es mir wohl denken, der Junge leidet, wohl aus Eifersucht. Weil seine Mutter ihm nicht allein gehört. Vielleicht durchschaut er das lose Spiel. Flirt ist ein leichtes Wort, aber es kann viel verbergen."

„Ich halte Frau von Moorbrandt eines ernsteren Gefühls für unfähig, sie spielt mit allem, auch mit ihrem Jungen."

Dies Gespräch klang in Inge nach. Wieder war der warme, hilfsbereite Eifer erwacht. Konnte, durfte sie da eingreifen? Hatte sie das Recht, ungebeten zu helfen? Durfte sie aus dem reichen Schatz ihres Verständnisses hier einen Kummer mildern?

Sie mußte, mußte helfen! Wie ein Zwang war es, wie ein starker Trieb, der sich betätigen wollte, der nicht mehr schlafen konnte. Wie eine gebieterische Pflicht.

Und mit leisen Händen ging sie ans Werk. Fritz Moorbrandt stand für sie plötzlich im Mittelpunkt ihrer Gedanken. Sie sah sich das hagere braune Jungensgesicht an, in dem neben der aufblühenden Männlichkeit neben einigen schroffen Linien so viel kindliche Weichheit und Schwärmerei lag. In den Augen stand es noch wie Kinderträume, und nur manchmal, wenn er mit kritischen Blicken auf das verliebte Spiel zwischen Sehrten und der Mutter sah, blitzte es darin auf wie eiskaltes Wissen.

Inges ganzes Herz war warm von Sympathie. Das Bewußtsein, daß dieser junge Mensch litt und kämpfte, machte ihn ihr lieb wie einen Bruder. Sie hatte ihn immer im Auge und beobachtete jeden Wechsel seiner Züge. Immer wieder zog sie ihn ins Gespräch, und wenn er zuweilen einsam in der Halle saß und nicht wußte, was er mit sich

anfangen sollte, setzte sie sich zu ihm und versuchte ihm nahezukommen.

Aber er gab sich ihr gegenüber befangen. Nur flüchtig ging er auf ihre Gespräche ein, denn er interessierte sich gar nicht für sie; er hatte nur Augen und Ohren für seine Mutter und für Sehrten. Nur aus Höflichkeit beantwortete er ihre Fragen, und Inge dachte traurig: Ich quäle ihn nur.

Frau von Moorbrandt bemerkte gleich, daß Inge sich für ihren Sohn interessierte, und ihre Eitelkeit war geschmeichelt. „Mögen Sie meinen Fritz gern?" fragte sie geschmeichelt und wartete kaum auf die Antwort.

Da nahm Inge ihren ganzen Mut zusammen. „Er tut mir leid," sagte sie.

Frau von Moorbrandt fuhr herum. „Leid? Wieso? Ich verstehe Sie nicht!"

„Er leidet, das fühle ich," antwortete Inge und sah die Frau fest an.

Frau von Moorbrandt wurde dunkelrot, und in ihren Augen war plötzlich ein feindseliges Leuchten. Sie erinnerte Inge in diesem Augenblick an eine kleine hübsche, gereizte Katze. Offenbar suchte sie nach einer Antwort; schließlich lachte sie und sagte leichthin: „Ach bewahre, er ist ganz vergnügt."

Aber sie nahm sich von nun an in acht, und vor den Blicken ihres Sohnes beherrschte sie das kecke Spiel ihrer Augen und hielt Sehrten in festeren Schranken.

Inge meinte in Fritz Moorbrandts Wesen eine Erleichterung zu fühlen, aber trotzdem blieben seine Augen argwöhnisch und wachsam. Es war, als läge er auf der Lauer, als witterte er eine nahende Gefahr.

Über die goldene Statue des Achilles im Park des Achilleion strich der letzte Schein der Abendsonne. Weit hinaus leuchtete das mächtige Antlitz und grüßte die Schiffe auf ihrer Fahrt.

„Ich finde den sterbenden Achilles viel ergreifender," sagte Frau von Moorbrandt und tauchte in die grünen Boskette, die das Marmorbild umdrängten. Sehrten folgte ihr auf dem Fuße, und Fritz stand einen Augenblick allein und sah mit trostlosen Augen um sich.

Inge trat neben ihn. Sie bat ihn, ihr in die Jacke zu helfen, und er war ihr behilflich mit ungeschickten, ungeduldigen Händen. Sie blieb bei ihm, und nun gingen sie beide nebeneinander über die Parkwege. Fritz Moorbrandts Augen aber folgten instinktiv seiner Mutter.

Zuweilen sah man zwischen den Büschen Sehrtens weißen Flanellanzug leuchten, der ihm lose und schick um die elegante Figur saß, und ganz dicht daneben Frau von Moorbrandts lila Leinenkleid. Dann schritt der Seekadett rascher aus, wie um sie einzuholen.

Inge hatte ein banges, beklommenes Gefühl, als dürfte sie den jungen Menschen nicht allein lassen. Sie hatte die wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Kapitänleutnant und der jungen Frau wohl beobachtet, die Atmosphäre um die beiden war ja wie erfüllt von Koketterie und Verliebtheit. Auch diese zweite Fahrt nach dem Achilleion war eine Idee von Frau von Moorbrandt, denn sie bot ihr Gelegenheit, stundenlang mit Sehrten zusammen zu sein.

Inge sah sich nach Eggermann um, doch der war mit ihrer Mutter in die weiße Villa getreten. Sie war allein mit Fritz, und sie fühlte, wie seine fieberhafte Unruhe wuchs. Sehrten und Frau von Moorbrandt waren verschwunden.

„Wollen wir nicht zu den Wagen gehen?" fragte Inge.

Der Seekadett schüttelte den Kopf, sein Gesicht zuckte, er konnte sich nicht mehr länger zusammennehmen. „Ich will zu meiner Mutter. Ich will bei ihr bleiben. Dieser Sehrten soll sie doch nicht immer allein für sich haben."

Inge fühlte wieder das starke, erbarmungsvolle Herzklopfen, das sie erbeben machte, wenn sie jäh vor dem Leiden eines andern stand. Ihr ganzes Wesen begriff diesen jungen Menschen und fühlte mit ihm, aber er war so schroff, so ungebändigt in seinem Schmerz, daß sie ihm nicht nahekommen konnte.

Plötzlich blieb er stehen und sah sie aus bangen, ratlosen Kinderaugen an. „Was soll ich tun, wenn sie ihn liebt?"

Inge nahm seine braune Hand. „Sie liebt ihn nicht, Herr von Moorbrandt, glauben Sie mir! Sie sind ihr das Liebste auf der Welt, sie hat es oft gesagt, Sie müssen es doch selbst fühlen."

Sein Gesicht wurde heller. „Wenn sie ihn nicht liebt — warum denn aber — was ist dies?"

„Flirt." Inge fühlte, daß ihre Lippe sich verächtlich bog, und schnell fügte sie hinzu: „Sie dürfen es nicht schwer nehmen, es ist nur eine Spielerei, ohne Überlegung, ohne tiefere Bedeutung. Ihre Mutter ist so hübsch und anmutig, so jung und temperamentvoll, es kann Sie doch nicht wundern, daß sie vielen gefällt! Und daß sie es bemerkt, sich daran freut, ist doch nur natürlich."

Fritz von Moorbrandt sah sie aus hellen, dankbaren Augen an; er atmete leichter. „Es ist wohl dumm von mir, aber ich möchte sie für mich allein haben. Wir sind ja nur noch ein paar Tage hier, dann gehen wir wieder in See. Den nächsten Urlaub gehe ich zu ihr nach München."

Sein Gesicht bekam einen kindlich-sehnsüchtigen Ausdruck, und als Sehrten mit der Mutter aus den grünen Dämmerungen des Parkes auftauchte, sah er nicht, daß ihre Wangen heiß und ihre Augen flimmernd waren. Er ging ihr rasch entgegen. „Mutter, ich habe es mir überlegt, den nächsten Urlaub komme ich zu dir, aber du mußt mir versprechen, daß du mir ganz, ganz allein gehörst!" Ein flüchtiger Blick streifte Sehrtens Gesicht. Der errötete verlegen.

Frau von Moorbrandt strich ihrem Sohne über das Gesicht, ihre Stimme klang befangen. „Natürlich gehöre ich dir allein, das weißt du doch!"

Da hielt sich Fritz an ihrer Seite und ließ sich nicht mehr verdrängen. Wenn sein Auge in Sehrtens Blick traf, sprang ihm ein trotziger Zug um den Mund. Frau von Moorbrandt wollte sich zuerst ärgern, aber dann fühlte sie den warmen Strom, der von der anbetenden Liebe ihres Jungen ausging, und sie freute sich darüber wie über eine neue Eroberung.

Es war eine stille Fahrt. Inge saß neben der Mutter, die müde in die verdämmernde Landschaft hinaussah und sich heimsehnte nach ihren Pflichten und nach ihrem Manne, für den es ohne sie kein Behagen im Hause gab.

Wenn Inge den Blick hob, sah sie in Eggermanns helles ernstes Gesicht, und sie fühlte, daß er den Zauber dieses weichen, sinkenden Abends genoß wie sie.

Die Leute von Gasturi umdrängten die Wagen und riefen drollige deutsche Worte; an den Straßenecken standen halb verwischt deutsche Willkommen für den Kaiser, und welke Girlandenfetzen hingen schlaff und traurig an den Häusern. Frauen in der wunderschönen bunten Tracht des Landes kamen vom Brunnen. Sie trugen Krüge von antiker Form auf den Schultern und schritten mit großen, ruhigen Bewegungen einher. Unter der überreichen Haarpracht, die das Gesicht wie ein breiter Rahmen umgab, sahen die Züge ernst und regelmäßig aus und erinnerten an den Typ der Römerinnen. Die scharlachroten Bänder, die durch die Haarmassen geflochten waren, hoben das Bronzebraun der Gesichter. So schritten sie in den dämmernden Abend hinein.

Die Fahrt ging auf der schönen Automobilstraße rasch zu Tale. Am Wege drohten überall die wilden Kakteen, und zur Seite breiteten sich silberne Olivenhaine, in denen der Abendwind lispelte. Riesenhafte Baumexemplare standen wie vorweltliche Ungeheuer in der Dämmerung. Kleine Dörfer lagen auf den Hügeln, der offene Glockenturm hob sich gegen den Himmel, man sah das eilfertige Schwingen der kleinen Glocken beim Abendläuten.

Zuweilen zog auf der Straße eine kleine Karawane heimwärts, im Vorüberfahren leuchtete irgendeine grelle Farbe auf, und dunkle Augen sahen neugierig auf die Fremden. Drüben auf der Fortezza vecchia glomm das große Lichtauge auf, auch auf den Schiffen im Hafen wurde es hell. Rasch fiel die Dunkelheit über das Land her, so daß man die Stadt kaum mehr erkennen konnte.

Inges Gedanken flogen in die Vergangenheit, und ihr Herz fühlte die Einsamkeit wie ein bitteres Weh. Aber ihre Sehnsucht nach Erwin war weicher und verschwamm in einem uferlosen Heimweh nach Liebe und Verständnis, nach einer Hand, die ihr Leben sorglich hielt und leitete. Und ihr Blick traf immer wieder in Heinrich Eggermanns helles Gesicht, über dem die Stirn wie von einer Verheißung leuchtete. —

Am nächsten Tage kündigten Schramms ihre Abreise an. Sie wollten nach Brindisi und durch Italien heimwärtsfahren. Der Abschied wurde den beiden Frauen seltsam schwer. Die schicksalschweren Stunden, die sie gemeinsam durchlebt, hatten sie eng verknüpft.

Frau von Schramm hielt Inges Hand und sah ihr in die Augen. „Ich wünsche Ihnen ein neues Glück. Versäumen Sie keine Stunde, das Leben ist kurz."

Inge senkte den Blick. „Ich kann nicht," sagte sie verwirrt.

„Sie müssen wollen!"

Dann küßten sie sich schweigend.

Inge dachte in einer schlaflosen Nacht immer wieder an die Abschiedsworte. „Ein neues Glück —" hieß das nicht treulos werden? Hieß das nicht Erwin vergessen? Würde Eggermann nicht verlangen, daß sie ihre Gedanken ihm allein gab?

Aber da sah sie sein ernstes Gesicht vor sich mit den klaren Augen und der Stirn, hinter der nichts Kleinliches, Niederes wohnte. Eine tiefe Ruhe kam über sie, es war ihr, als ließe sie sich willenlos treiben von einem Strome, der sie warm und schmeichelnd umfloß. —

Sehrten kam seltener ins Hotel, er hatte die peinliche Verlegenheit, die Fritz von Moorbrandts Augen ihm verursacht hatten, nicht mehr ganz überwinden können und zog sich unmerklich von Frau von Moorbrandt zurück. Diese war tief verstimmt und langweilte sich. Zuweilen trieb eine Laune sie dazu, Inges Nähe zu suchen, und zuweilen warf sie Eggermann den Spielball ihrer Koketterie zu, aber die beiden waren ihr in der Zwischenzeit noch ferner gerückt und hatten wenig Verständnis für ihre leichte Art. Es war, als lauschten sie nach innen, als seien sie vom eignen Erleben erfüllt.

Als das Schulschiff in See ging, entschloß sich Frau von Moorbrandt kurz, nach Triest zurückzukehren, es hielt sie nichts mehr auf der Insel.

Inge und Frau Gerolshofen brachten sie an den Hafen, und auch Eggermann hatte sich mit einigen Blumen eingefunden. Frau von Moorbrandt sah in ihrer schicken Reisetoilette allerliebst jung und kapriziös aus, und sie ließ noch einmal alle ihre kleinen Feuer sprühen. Aber sie fühlte mit einer öden Enttäuschung, daß sie diesen Menschen nichts bedeutete, daß sie von andrer Art waren und daß es keine Brücken zwischen ihnen gab.

Sie winkte noch lange mit ihrem weichen Schleier, aber die inneren Beziehungen waren erloschen, noch bevor das Boot den Dampfer erreicht hatte.

Eggermann atmete auf, ein starkes, egoistisches Gefühl sprang in ihm auf. Nun waren die Damen allein auf seine Gesellschaft angewiesen, nun konnte er den ganzen Tag um Inge sein; ihm war, als würde ihm dadurch sein Ziel nähergerückt, als brauchte er nur noch die Hand auszustrecken.

Durch die Verschiebung der Tischplätze saß Inge neben der Gräfin Bleue, und die Gespräche knüpften sich nur lose an. Die junge Gräfin machte einen energischen, lebensvollen Eindruck; es war sichtbar, daß sie den schwächeren Gatten leitete und bevormundete. Aber in ihrer Art lag eine starke mütterliche Färbung, die seltsam zu ihrer Jugend stand. Man hatte die Empfindung, daß Rücksicht und Mitleid stärker waren als die Verliebtheit, und der Gatte hatte eine müde Lässigkeit, mit der er alles über sich ergehen ließ. Es war, als fühlte er sich behaglich und geborgen in ihrem Schutze.

Inge dachte oft: Was mag diese Frau tragen? Steht sie in der Sonne, oder gehört sie auch zu den stillen Helden? Und sie forschte mit nachdenklichen Augen in diesem energischen, sonnverbrannten Gesicht, aus dem eine unendliche Frische und ein unbesieglicher Frohsinn strahlte. Aber zuweilen war es ihr, als flackerte auch in diesen hellen Augen eine ungestillte Sehnsucht auf.

Sie sprach einmal mit Eggermann über die Gräfin. Der meinte: „Mir ist das Paar nicht sonderlich sympathisch. Er ist so feminin, und sie ist mir zu robust, etwas zu laut in Farben und Formen und in ihrem Denken. Es fehlt eine leise Weiblichkeit —"

Inge fühlte deutlich, daß er die Gräfin mit ihr im stillen verglich, und das machte sie verlegen und froh zugleich.

Man hatte eines Nachmittags verabredet, nach Canone zu wandern, um den hübschen Blick auf die blaue Bucht zu genießen. Eggermann ging mit dem Grafen voraus, das Gespräch schlich gleichgültig und lau zwischen ihnen hin. Die beiden Damen folgten in einiger Entfernung. Frau Gerolshofen litt an Migräne und war zu Hause geblieben.

Inge und Gräfin Bleue fühlten, daß sie sich nicht viel zu sagen hatten, aber der Grund ihres Wesens war doch in einer gewissen instinktiven Sympathie aufeinander gestimmt. Inge träumte in die dunstige Landschaft hinaus; die Gräfin sah mit hellen, nüchternen Augen geradeaus und beobachtete jedes Lebewesen mit sachlichem Interesse.

Eine Gruppe Kinder lungerte an der Straße und wurde durch die Fremden aufgestört wie ein Vogelschwarm. Sie drängten sich neugierig heran, und einige hoben in schmutzigen Händen kümmerliche Blüten, um sie zum Kauf anzubieten.

Gräfin Bleue blieb sofort stehen und warf einen scheuen Blick vorwärts; die Herren bogen gerade um die Wegbiegung. Mit rascher Bewegung bückte sie sich und zog mit beiden Händen die Kinder an sich heran, die sich in tödlicher Verlegenheit sträubten und die Finger in den Mund steckten. Sie streichelte die Kinder und sprach weiche dänische Worte zu ihnen, dabei lag ihre große schöne Hand auf dem verwirrten Haar mit einem so guten, mütterlichen Ausdruck, daß Inge ihre Augen gar nicht von dieser weißen, ausdrucksvollen Hand lösen konnte. Dann zog die Gräfin ein kleines Mädchen auf ihren Schoß und küßte das heiße Gesichtchen, auf dem der graue Straßenstaub lag. In ihrem Gesicht stand ein tiefer, sehnsüchtiger Schmerz. Sie begegnete Inges Blick und errötete dunkel. Dann ließ sie das Kind plötzlich los, schenkte jedem ein Geldstück und ging mit ihren elastischen, sicheren Schritten weiter. Auf ihrem Gesicht zuckte noch die Erregung, aber sie rang schwer dagegen an. „Verzeihen Sie — — —" sagte sie befangen. „Ich liebe Szenen gar nicht, sie haben etwas Theatralisches an sich. Aber wenn ich Kinder sehe, kann ich mich so schlecht beherrschen. Meist ist ja mein Mann dabei, und dann muß ich's. Aber wenn ich allein bin, kommt es über mich, dann ist's, als ob meine ganze Natur aufschriee vor Sehnsucht." Sie sprach mit abgewandtem Kopfe, eintönig, gleichmütig, und doch bebte ein leidvoller Unterton in ihren Worten. „Ich sehne mich leidenschaftlich nach Kindern, eine ganze Herde möchte ich haben, lauter Blondköpfe mit strammen, festen Gliedern. Aber ich werde nie eigne haben. Ich weiß es längst und kann mich doch nicht damit abfinden. Die berühmtesten Ärzte habe ich befragt. Aber das Geschlecht der Bleue ist müde und will untergehen, dem hilft meine junge Kraft nicht mehr zu neuem Leben."

Sie schwieg, und Inge dachte voll Mitgefühl: Auch sie trägt ein großes Leid.

„Mein Mann wünscht sich Erben seiner Güter und Herrschaften wegen, von meiner Sehnsucht darf er nichts wissen, das würde ihn niederdrücken. Vor ihm habe ich immer die Maske aufrechterhalten, daß ich zu den Frauen gehöre, denen Kinder eine Last sind, denen Sport und Ungebundenheit über alles geht. Er glaubt mir und ist zufrieden." Sie lächelte ein tapferes Lächeln, und als ihr Mann sich nach ihr umwandte, winkte sie ihm mit einer großen, frohen Gebärde. Inge wurde das Herz schwer. Wohin sie sah, begegnete ihr Menschenleid, Sehnsucht und Qual. Die meisten trugen ihr Geschick mit einem stillen Heldentum, nahmen doch dankbar hin, was ihnen das Leben an Schönheit und Freude bot, und bauten sich auf den Ruinen ihrer Hoffnungen und Wünsche neue Lebensmöglichkeiten auf.

Ihr Blick hing an Eggermann, und ihr Herz wurde warm. Er wollte ihr helfen, er wollte immer bei ihr sein. Er war ihr verwandt in seiner stillen, geschlossenen Art, er konnte tiefes Glück schenken, das fühlte sie.

Als sie in Canone mit ihm an der Steinrampe stand und hinabsah auf die blaue Bucht, auf der mit ihren schwarzen Zypressen die Insel Ponticonisi schwimmt, da suchte sie vergeblich in ihrem Gedächtnis nach einer Erinnerung an diesen Ort. War sie hier niemals gewesen mit Erwin? Sie empfand nur die Gegenwart und den Gegenwärtigen mit einem leisen Weh und einer tiefen Freude.

Er wies auf die Insel hinab. „Sehen Sie, die Toteninsel, genau so ernst und feierlich stehen die Zypressen auf Böcklins Bild."

Sie nickte und hob den Blick. Drüben auf grüner Höhe leuchtete der Achilleion, und der goldene Held wies hinaus aufs weite Meer. Sie nahm es wie ein Omen.

Fest legte sie die Hände um den Schirmgriff und sagte leise: „Ich möchte wohl mit Ihnen nach Griechenland."

Da antwortete ihr aus seinen Augen ein Aufleuchten, als hätte seine Sehnsucht die letzte Fessel zerrissen. Aber er sprach nichts, er fühlte, daß seine Stimme ihm nicht gehorchen würde. Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie heiß. Doch jubelnd dachte er: Sie verläßt die alte Spur, jetzt folgt sie mir auf meinem Wege.

Als sie Frau Gerolshofen den neuen Plan mitteilten, war diese sofort dafür begeistert. „Ich finde es wundervoll, daß wir nach Griechenland fahren. Mir war es hier schon ziemlich langweilig."

Eggermann kam mit seinen Vorschlägen. „Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir mit dem Dampfer bis Patras und von dort mit der Bahn am Golf von Korinth entlang nach Athen. In Korinth könnten wir vielleicht Station machen?"

„Bester Doktor, das überlassen wir ganz Ihnen, Sie sind von nun an unser Reisemarschall!"

„Sie werden uns gut führen," sagte Inge überzeugt, und sie sahen sich in die Augen.

Frau Gerolshofen unterdrückte ein frohes Lächeln. Abends schrieb sie an ihren Mann: „Hab' noch Geduld, Alterchen! Was sagst Du dazu, wenn ich Dir eine völlig geheilte Tochter wiederbringe?"

Der Hafen von Patras wimmelte von Schiffen aller Art. Weit draußen lagen zwei italienische Kreuzer, im Innenhafen weiße Lloyddampfer, Segelschiffe und eine Flotille von kleinen hochbepackten Booten. Man vergaß über dem lebendigen Bilde die häßlichen, prosaischen Hafenbauten.

Ein kleines armseliges Bähnchen wartete fauchend am Hafen. Es wollte heute noch, in neun Stunden, Athen erreichen. Inge und Frau Gerolshofen saßen bereits in ihrem Abteil und warteten auf Eggermann, der die Zollformalitäten erledigte. Inge sah ihm entgegen, wie er über den sonnenbestrahlten Platz auf sie zuschritt, und unbewußt lächelte sie ihm zu.

Er winkte einen Händler heran und reichte Inge einen Korb mit köstlichen Früchten. „Die Fahrt wird heiß," meinte er wie zur Entschuldigung. Dann stieg er ein und zeigte auf das gegenüberliegende Ufer des Golfes, wo sich eine blaue Gebirgskette aus dem Duft des Tages hob. „Dort liegt Missolunghi," sagte er. „Dort kämpfte Byron. Es ist ein wunderbares Weihegefühl, daß man hier in Hellas überall auf heiligem Boden steht."

Inge fühlte mit ihm die Schauer der alten Kultur, der sie entgegenfuhren; sie spürte einen frischen Wagemut in sich und die Fähigkeit, viel Neues aufzunehmen. Aus seinen Händen wollte sie es nehmen.

Die Fahrt ging dicht am Golf entlang. Man hatte die Empfindung, als müßten die Uferwogen über die Schienen hüpfen. Eine zauberhafte, stets wechselnde Landschaft glitt vorüber. Pinienwälder, die sich bis dicht an den Strand schoben; Felsenklüfte, die zerrissen und zerborsten herniederdrohten; alte Brücken, schlafende Dörfer, Miniaturbahnhöfe mit riesigen Haufen getrockneter Korinthen, die auf den Versand warteten. Griechen in ihren drolligen Trachten, dem weißen kurzen Röckchen, das an unsre Balletteusen erinnert; waldige Schluchten, und immer der Golf mit seiner starken, unwahrscheinlichen Bläue, die den Nordländer erregt und ihm unheimlich und rätselhaft erscheint.

Inge saß mit gefalteten Händen und genoß die Märchenschönheit, die an ihr vorüberglitt. Ihr Herz wurde leicht und weit, sie fühlte sich wieder jung und hoffnungsfroh.

In Korinth stiegen sie aus. Inge lachte vergnügt über den kleinen primitiven Bahnhof, sie lachte noch mehr über das kleine kümmerliche Dorf, das so gar nicht dem Bilde entsprach, das sie sich von Korinth gemacht hatte. Die Häuser waren so niedrig, daß man mit der Hand zum Dach hinaufreichen konnte; ein dicker weißer Staub hatte sie ganz überpudert, alles sah verwahrlost und unsauber aus. Das einzige Hotel machte einen leidlich freundlichen Eindruck.

„So — das wäre also Griechenland," sagte Frau Gerolshofen, und auf ihrem Gesicht stand eine vernichtende Kritik.

Eggermann mußte lächeln: „O nein, gnädige Frau, das ist nur die Kehrseite. Sie werden sich doch noch begeistern!"

Sie zog die Brauen hoch.

„Fahren Sie mit nach Akro-Korinth," fuhr Eggermann fort, „es ist doch erst Spätnachmittag, es ist kühler geworden, und wir erleben droben den Sonnenuntergang."

Ach nein, Frau Gerolshofen wollte an ihren Mann schreiben, sie mochte nicht eingestehen, daß sie sich für Alt-Korinth gar nicht interessierte.

So stiegen Inge und Eggermann allein in einen Wagen und fuhren hinaus, am lichtsprühenden Golf entlang, auf dem Feuerfunken tanzten und Farben hervorlockten, die atemloses Entzücken weckten.

Auf dem Wege zogen Schafherden friedlich dahin, und die Hirten trieben sie ihren Hütten zu, die gleich Pfahlbauten hoch über dem Boden thronten und nur mit der Leiter erreicht werden konnten. Frauen gingen mi trägem Gang die Straße aufwärts, sie hielten in der Hand eine Spindel und spannen

im Gehen, während die Männer mit lässigen Fingern an der dicken Kette aus Holzperlen spielten, die jeder zum Zeitvertreib in der Hand trug.

„Welch fremdes, sonderbares Volk!"

Eggermann nickte. Es war ein stilles Wissen in ihm um ein nahes Glück. Er sah alles wie im Traum.

Ein schmutziges Dorf, eine Handvoll Lehmhütten, armselige Menschen, bissige Hunde: Alt-Korinth, und hier hatte einst eine der stolzesten Städte Griechenlands sich weit bis ans Meer hinab erstreckt. Einige Säulenstümpfe über dem Unterbau eines Apollotempels sprachen traurige Worte von der alten Herrlichkeit. Hoch oben auf mächtigem Bergkegel thronte die Burg Akro-Korinth.

Tapfer schritt Inge über den steilen steinigen Weg. Sie war körperliche Anstrengungen gar nicht gewohnt, aber Eggermann zuliebe überwand sie die Schwierigkeiten.

An einem malerischen Brunnen, der tief in den Felsen eingehauen war, stand eine hochgewachsene Frau und hielt einen schöngeformten Krug unter den Strahl, Maultiere umdrängten sie und warteten auf den Trunk.

„Es ist ein biblisches Bild," sagte Eggermann.

Sie gingen aufwärts, und der Weg kroch steil an. Als sie das erste Tor der Burg erreicht hatten, klang aus der Ferne das süße, traurige Lied einer Schalmei, und vom Berge gegenüber antwortete eine zweite, eine dritte. Die Hirten saßen auf Felsblöcken inmitten ihrer Herden.

Inge preßte die Hand aufs Herz: „Wie schön!" sagte sie andächtig.

„Pan lockt die Nymphen."

Durch dichtes Heidekraut führte der Weg zur Kuppe, über alte Festungswerke und Tempelquadern. Zuweilen raschelte es zur Seite, und Inge zuckte zusammen. „Eine Schlange!" sagte sie erblassend.

Da nahm Eggermann ihren Arm und führte sie.

Unendliche Einsamkeit war um sie. Unheimlich still war es. Über der Burg kreisten zwei Falken in zärtlichem Spiel. Vor ihnen breitete sich ein grandioser Rundblick, und ihre Seelen öffneten sich heiligsten Schauern. Zu ihren Füßen lag Hellas, das Land der Schönheit und der Sehnsucht.

Über dem strahlenden Golf schneebedeckte Höhen, wie Blut das gewaltige Gebirge des Peloponnes, in Flammen getaucht, die zum Himmel loderten, die Täler von Argolis atmeten grüne Einsamkeit, und die Dämmerung spann in den tiefen Gründen bläuliche Schatten, die leise emporflatterten. Der Saronische Meerbusen gleißte kühl und blank wie Stahl und umgürtete die Inseln Salamis und Ägina.

Eggermann hatte Inges Arm fest an seine Brust gedrückt, ihrer beider Herzschlag ging im gleichen Takt, ruhig und still. Sie erlebten eine Feierstunde. Es war ihnen, als stünden sie auf einem Höhepunkt des Lebens mit einem Ausblick in goldene Fernen.

Langsam gingen sie durch das raschelnde Kraut, dicht nebeneinander, im gleichen Schritt. Da — ein leiser Aufschrei aus Inges Mund und ein jähes Zurückweichen Eggermanns, mit beiden Armen stützte er sie, die taumelte. Dicht vor ihnen, vom Heidekraut tückisch überbuscht, öffnete sich eine tiefe Zisterne, um eine Handbreit standen sie am Rande. Aus der schwarzen Tiefe blinzelte Wasser trübe empor wie ein böses, lüsternes Auge.

Inge zitterte am ganzen Körper. „Dort unten war der Tod," sagte sie entsetzt. „Für uns beide."

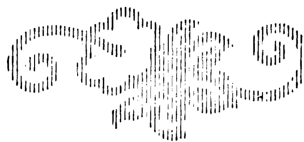
Eggermann legte den Arm um ihre Schulter und sah in ihr erblaßtes Gesicht. „Und du willst den Tod nicht mehr?" sagte er leise. „Du willst das Leben?"

Da schloß sie die Augen und lächelte: „Mit dir."

Und sein Mund küßte ihr das Lächeln von den Lippen.

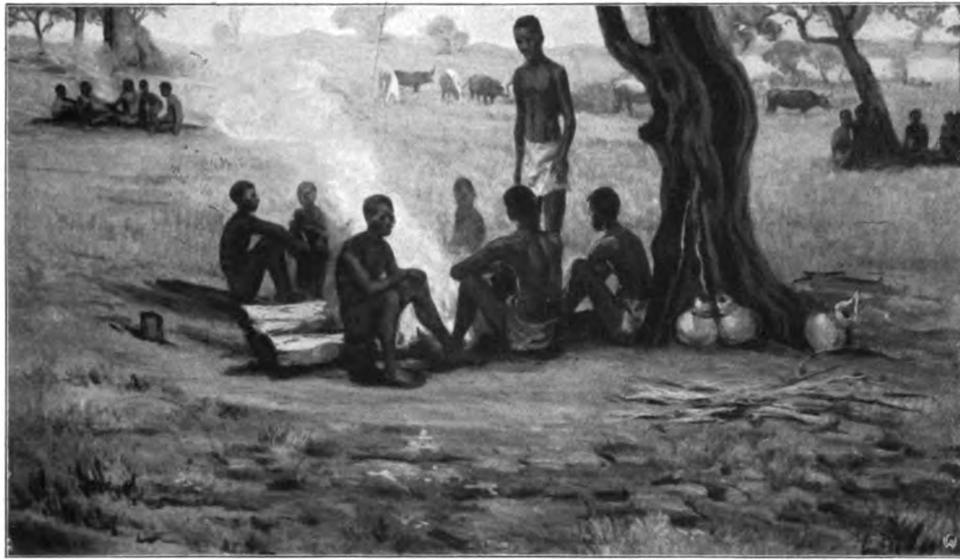
Regungslos standen sie, dicht aneinandergelehnt; um sie webte die Stille goldene Schleier.

Und wie sie die Augen hoben, stand am fernen Himmel wie eine Fata Morgana, wie ein verheißendes Bild leuchtender Zukunft die Akropolis im Glanze ewiger Schönheit.





Albert Schröder: Damenbildnis.



Eingeborene in Südwest (Ovambos) auf der Wanderschaft (Deutsch-Südwestafrika).

Wie ich Kolonialmaler wurde

Text und Bilder von Ernst Vollbehr (München)

Fünf Jahre nach dem Französischen Kriege, 1876, bin ich an der Wasserkante, zu Kiel, in einem großen Kaufhause geboren. Das Haus lag dicht am Hafen und war stets das erste, das bei Hochwasser unter Wasser stand. War das ein Vergnügen für uns Jungens! Kisten und Kasten schleppten wir herbei, kitteten die Fugen wasserdicht aus, fuhren im Hause herum und spielten „Weltreisen“.

Dann kamen ernstere Jahre, und mit ihnen schwiegen solche See- und Überseegelüste! In der Schule hörten und sahen wir von einem Groß-Deutschland, von unsern Kolonien nichts; es gab nicht einmal Anschauungsbilder, die etwas davon gezeigt hätten. Am Hafen aber, von den Matrosen, vernahmen wir desto mehr. Sie erzählten uns von ihren großen, weiten Reisen, von den Palmenhainen, von den bunten Papageien und den schwarzen Menschen im heißen Afrika. Die Insel Samoa kam plötzlich in aller Knaben Mund, denn drei schöne, schlanke deutsche Kriegsschiffe, „Olga“, „Adler“ und „Eber“, waren dorthin aus dem Kieler Hafen gefahren, und schon einige Monate später hörten wir zu unserm Schrecken von dem Taifun, der in der Südsee gewütet und uns zwei unsrer Schiffe zugrunde gerichtet hatte. Nur die „Olga“ kehrte zurück.

Ach nein, in der Schule war ich kein Lumen; selbst im Zeichnen hatte ich eine „4“. Ich weiß es noch wie heute: mein Zeichenlehrer fragte mich vor dem Austritt aus der Schule: „Vollbehr, was wollen Sie werden?“ — „Kunstmaler“, war meine Antwort. Unter schallendem Gelächter verriet er mir, daß ich im Abgangszeugnis auch wieder eine „4“ bekommen würde. Meine Schulfreunde lachten auch, aber sie lachten über ihn; denn sie kannten meine Zeichnungen und Malereien, die ich für mich im stillen machte, und hielten mich in ehrlicher Überzeugung für einen angehenden „Künstler“. Es war doch auch zu verlockend, eine wertvolle Bereicherung meiner Freimarkensammlung dadurch zu bewirken, daß ich für dreißig seltene Exemplare meinen talentloseren Mitarbeitern die Probezeichnungen machte. Nur schade, daß ich dann für meine eigne Probearbeit keine Zeit mehr fand und schnell irgend etwas hinsudelte.

Mein Soldatenjahr wollte ich beim Seebataillon abdienen, weil ich hoffte, dadurch hinaus in ferne Länder zu kommen. Auf diese Weise sollte es mir aber einstweilen noch nicht gelingen; ich wurde „nicht genommen“. Mein Jahrgang machte später die China- und Südwestaufstände mit. Stolz zogen sie aus, die braven Jungen, gebrochen kamen sie wieder heim. Ihren Körpern sah man die ausgestandenen Strapazen an, aber

ihr Mund und ihre glänzenden Augen erzählten von den Schönheiten fremder, abenteuerlicher Länder, die nun unter deutsche Schutzherrschaft gestellt waren.

Ich war gleich nach der Schulzeit beim Hoftheatermaler Wilbrandt in Schwerin in die Lehre gegangen; jeden Abend durfte ich nun umsonst die herrlichen Theatervorstellungen besuchen. Meine Phantasie fing an, ihre Flügel zu regen, und ich wurde ein fleißiger, gelehriger Schüler. Wilbrandt, glaub' ich, war's, der mich zuerst die Welt und meine Kunst „großzügig" anschauen lehrte. Leider starb er bald, und ich mußte wohl oder übel lernen, auf eignen Füßen zu stehen. Da es mir für meine spätere Laufbahn gut erschien, machte ich eine praktische Malerlehre durch und half tüchtig an den großen Kirchenfresken in Wismar, Rostock, Doberan und anderswo. Ging's, dachte ich mir, später mal mit der Kunst nicht nach Wunsch, gut, so konnte ich immer wieder Dekorationsmaler werden!

In Berlin studierte ich am Kunstgewerbemuseum; später zur Hauptsache Porträt in Dresden, München, Rom und lange Zeit in Paris. Sehnsucht aber trieb mich oft aus den Ateliers in ferne Länder; namentlich das märchenhaft schöne, schon halb vom Hauch des Orients umwitterte Dalmatien hatte es mir angetan.

Später lernte ich auf Korfu den österreichischen Konsul von Durazzo kennen, den Baron Bornemissa, der mich dann auf seinen Expeditionen ins Innere von Albanien mitnahm. Noch in Korfu fragte er mich aus blauem Himmel: „Vollbehr, können Sie reiten?" — „Na, und ob, Baron haben mich ja soeben auf einem Esel zum Achilleion reiten sehen."

Ich ahnte nicht, daß es eine ernste Frage war.

In Durazzo nämlich holte er mich vom Dampfer ab, und in der Freude des Wiedersehens verriet er mir gleich, daß er mir zu



Sonnenuntergang auf der Reede von Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika).
Die ganze Luft ist oft mit feinem Dünensand angefüllt; da jedes Molekül von der untergehenden Sonne beleuchtet ist, erscheint alles wie in gleißendes Gold getaucht.



Wasserstelle Regenstein (Deutsch-Südwestafrika).
Ein von der 4. Kompagnie der Schutztruppe 1908 erbauter Staudamm beim Truppenposten Regenstein. Regenstein liegt 17 Kilometer von Windhuk entfernt in den Auasbergen, 2100 Meter hoch. Es ist der „Sterbeposten" der 4. Kompagnie, d. h. der Platz, den die Kompagnie während der Regenzeit bezieht, da hier ihre Pferde vor der „Pferdesterbe" genannten Einhuferseuche, die besonders stark in Niederungen auftritt, sicher sind.

Ehren am folgenden Tage eine Sauhatz veranstalten wolle. Er war in so glücklicher Stimmung, und ich habe ein so gutes Herz, daß ich ihm nicht gleich die Freude nehmen und ihm verraten wollte, daß ich gar nicht reiten könne. Ich verschob daher die Beichte bis zum Abend. Aber auch da gelang sie mir nicht. Ich verschob sie auf den andern Morgen, da saß der Baron aber schon zu Pferde, grüßte zu mir herüber und rief mir nur zu: „Stets rechts reiten, Sie sind mein Ehrengast!"

Mein Pferd wurde gebracht. Ich biß die Zähne zusammen, murmelte in mich hinein: „Du mußt!" und nahm einen mächtigen Aufschwung. Leider einen zu mächtigen! Der Überschuß an Kraftentfaltung beförderte mich auf der rechten Seite ebenso sicher hinunter, wie ich auf der linken hinaufgeschnellt war. Das zweite Mal glückte es mir aber, und ich blieb im Sattel. Dann kamen jedoch einige enge Straßen, links und rechts offene türkische Verkaufsbuden, in den Weg hängende rote Fahnen und viel schreiendes Volk. Das ungarische Pferd meines Freundes bäumte auf und tanzte auf den Hinterfüßen. Der Baron als alter Honvedhusar sprang ab, und das Pferd lag. Nun hatte ich Angst, daß mein edler Renner dieselben Mucken bekommen möchte, und wollte ihm die Augen zuhalten, damit er sich nicht von den Unarten des andern anstecken ließe. Meine Kawassen (Diener) lachten. Das ärgerte mich, bis ich glücklich aus dem Gewirr der engen Straßen ins Freie kam.

Dort endlich wollte ich dem Baron, der mittlerweile nachgeritten kam, beichten, fing aber ungeschickterweise mit den Worten an: „Ich habe Angst, daß ..." Entgeistert sah mein Begleiter mich an und ward aufgeregt: „Was, das Wort ‚Angst' kennen Sie? Wir wollen eine gemeinsame Expedition in dies Land hinein machen, ein Land, das wilder und unbekannter als Afrika ist — ich muß mich dabei auf Sie und Sie sich auf mich verlassen können! Mein Vater setzte mich auf ein wildes Pferd, als ich das Wort ‚Angst' aussprach." ... Also konnt' ich meine Beichte wieder nicht an den Mann bringen.



Der Dornbusch (Deutsch-Südwestafrika),
für Reiter und Soldaten fast undurchdringlich, bot den Hereros wirksame Deckung bei den Angriffen der deutschen Truppen, die unsägliche Qualen durch die bis zehn Zentimeter langen Dornen erlitten. Im Vordergrunde Pontoks der Hereros.

Wir mußten mit den Pferden durch den Fluß Arzen schwimmen, an dem steilen Ufer wieder hinaufklettern, dann erst waren wir an der Stelle angelangt, wo die Saujagd anfangen sollte. Mir als Gast sollten die Schweine zugetrieben werden, damit ich auch ja zu Schuß käme. Es hätte mir bestimmt große Freude gemacht, wenn mir nicht vom ungewohnten Reiten alle Körperteile weh getan hätten.



Bildnis einer jungen Bondeifrau (Deutsch-Ostafrika).

Plötzlich liefen aber einige wild aussehende Albanier auf mich zu und redeten schreiend auf mich ein. Ich verstand nichts, doch mein Kawasse, der zugleich Dolmetsch war, übersetzte mir erregt, daß in dem nahegelegenen Ort Kruja Revolution ausgebrochen sei und daß wir Europäer uns nicht sehen lassen dürften. Ich gab Notschüsse ab, der Baron erschien darauf sofort und hielt es gleichfalls für ratsam, sofort nach Durazzo zurückzureiten, damit sein griechischer und sein italienischer Kollege sahen, daß er nichts mit dem Aufstand zu tun hatte. Gesagt, getan. Also ging es in wildem Tempo wieder durch den Arzen, durch gebirgiges Terrain, später dann stundenlang durch Lagunen. Das Wasser spritzte nach beiden Seiten hoch auf. Erst spät abends waren wir glücklich wieder in Durazzo.

„Jetzt nach diesem Ritt müßten Sie, lieber Vollbehr, noch Czardas tanzen können!“ sagte der Baron und klopfte mir anerkennend auf die Schulter. „Ich bin aber auch ohnedies mit Ihren Leistungen zufrieden.“ Wenn er geahnt hätte, daß dies mein „erster“ Ritt war, ich glaube, er wäre „voll und ganz“ mit mir zufrieden gewesen. Ihm verdanke ich jedenfalls, daß ich das Wörtlein „Angst“



Militärtransport durch die Namib (Deutsch-Südwestafrika).
Ein etwa hundert Kilometer breiter Küstenstreifen wasserloser Wüste mußte während des Krieges von Tausenden Soldaten und ihrem Kriegsmaterial durchzogen werden. Des Tages Hitze und der Frost der Nacht legten den Menschen und dem Vieh unsägliche Qualen auf. Hunderte von Tierkadavern bezeichnen heute noch den zurückgelegten Weg.

seitdem aus meinem Lexikon gestrichen habe. Und wahrlich, nichts ist mir auf all meinen brasilianischen und afrikanischen Inlandreisen so zustatten gekommen wie diese Absage.

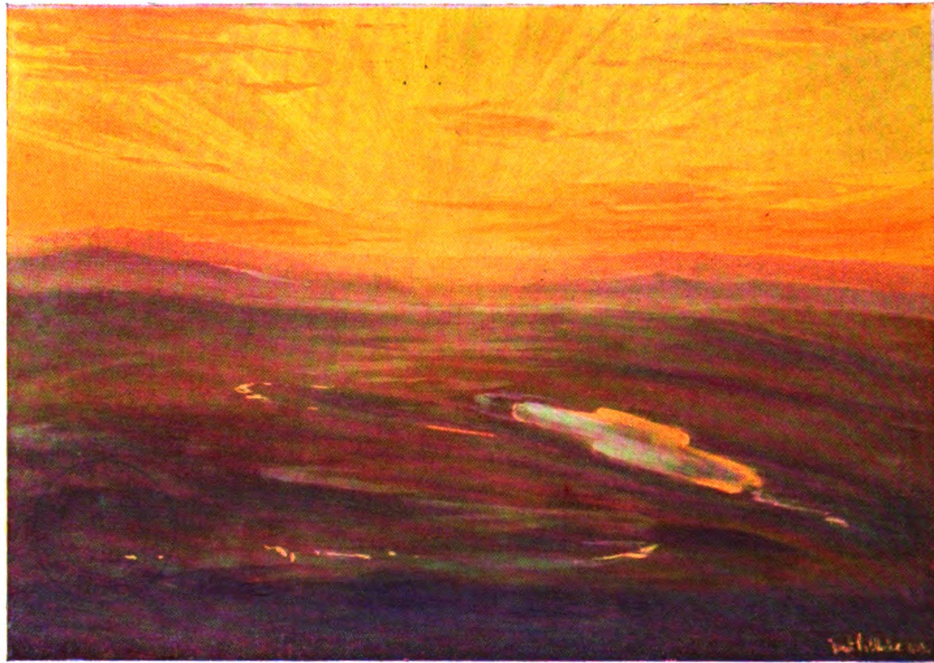
Nordafrika, Griechenland und die Türkei habe ich auf meinen Irrfahrten gründlich kennen gelernt. Mit vielen Studien kam ich nach Paris zurück, und ich glaube, meine Verwunderung war gar nicht mehr so groß, als ich dort auf meine Bilder „Sonnenuntergänge“ die Medaille erhielt. Dann lernte ich den großen französischen Maler Menard kennen und wurde sein ehrlicher Bewunderer. Ich durfte sein Atelier besuchen und ihm meine mitgebrachten Studien und Skizzen zeigen. Eines Abends erntete ich besonders viel Lob, und ich erinnere mich noch deutlich an den in Abenddämmerung liegenden Atelierraum. Oh, wie glühten mich die farbenprächtigen Bilder aus Griechenland an, während mir der Künstler einen wundervollen Vortrag hielt, aus dem die heiligste Hochachtung vor der Natur, namentlich vor den Wolkengebilden, sprach! Seine Bilder waren die Illustration zu seiner Rede.

Gern wäre ich in Paris geblieben, hätte nach meinen Studien Bilder gemalt, hätte Menard gezeigt, was ich durch ihn gelernt hatte, ich mußte aber nur zu bald nach der Insel Madera aufbrechen, wo ich einen kleinen bescheidenen Auftrag auszuführen hatte.

Bei Schnee und Eis fuhr ich aus dem Hamburger Hafen, aber bald wurde es wärmer und wärmer, so daß ich wieder zu Pinsel und Palette greifen konnte, um Meeresstudien zu malen. Dies brachte mir



Bildnis eines Hereromädchens (Deutsch-Südwestafrika).

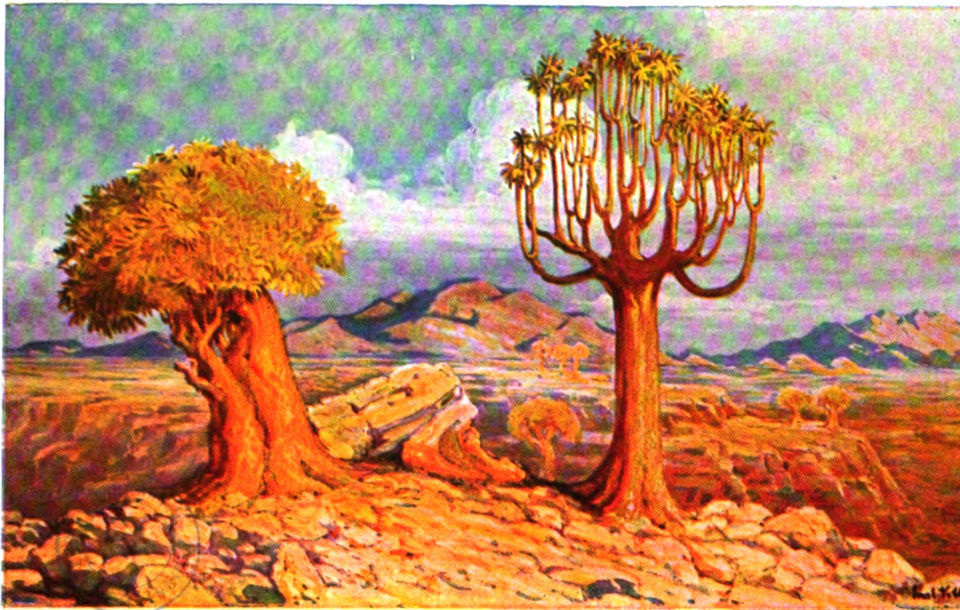


Blick auf die Masaiebene und den Mangasee bei Sonnenuntergang (Deutsch-Ostafrika).

die Freundschaft eines kunstbegeisterten Arztes ein, der nach Brasilien, zum Amazonenstrom reiste. Er gab mir Bücher von Alexander von Humboldt zu lesen und entfachte dadurch noch mehr meine Sehnsucht nach den Tropen. Aber damit nicht genug. Er überredete und veranlaßte mich auch, gleich an Bord zu bleiben, hinzureisen, sie zu schauen und in

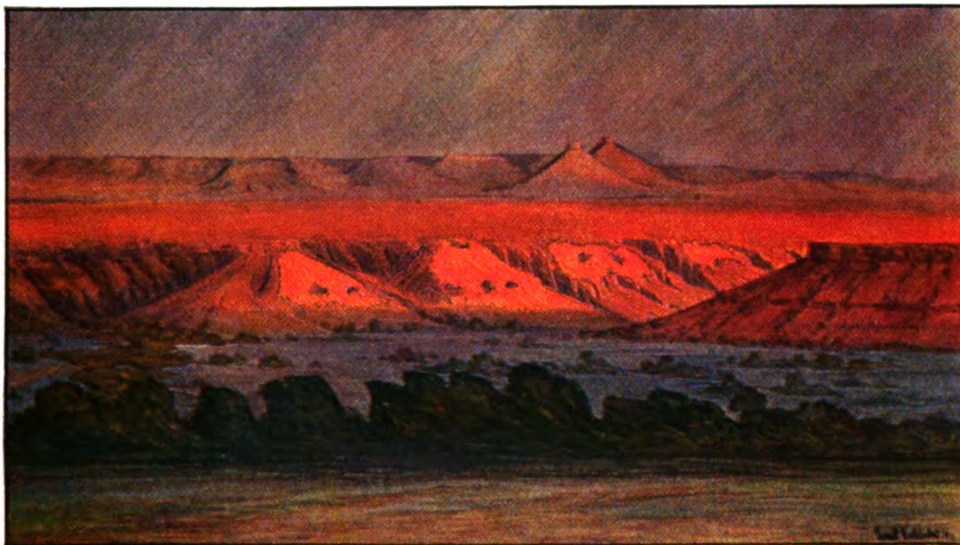


Der Wambuguhäuptling Kitodio mit seinen beiden Frauen vor der Hütte (Deutsch-Ostafrika).



Kökerbäume, Landschaft bei den großen Karrasbergen (Deutsch-Südwestafrika).
Schauplatz vieler Kämpfe gegen die aufständischen Hottentotten, die guten Schutz in dem unebenen Terrain finden. Im Vordergrunde Aloe Dichotoma, auch Kökerbaum genannt, eine außerordentlich merkwürdige Baumart.

Bildern festzuhalten. Also fast unvorbereitet stand ich plötzlich den tropischen Urwäldern, den intensiven, kurz anhaltenden Sonnen-auf- und -untergängen gegenüber. Ich fuhr viele Tagereisen auf dem größten Strome der Welt, dem Amazonas, aufwärts in den Rio Negro hinein bis zu dem vom Gelbfieber verseuchten Manaos. Ich sah und hörte nichts von den Gefahren, ich fühlte nur den Tropenzauber, und in der gewaltigen Natur wuchs meine Kraft zur Arbeit; trotz Hitze und Abspannung hatte ich die Willenskraft, Bild auf Bild zu malen. Namentlich die märchenhaften Abendstimmungen hatten es mir angetan. Auf der Heimreise blieb ich dann einige Monate auf Madera, er-



Wüstenglühen am Fischfluß (Deutsch-Südwestafrika).



Der Häuptling Njoja von Bamum (Kamerun).

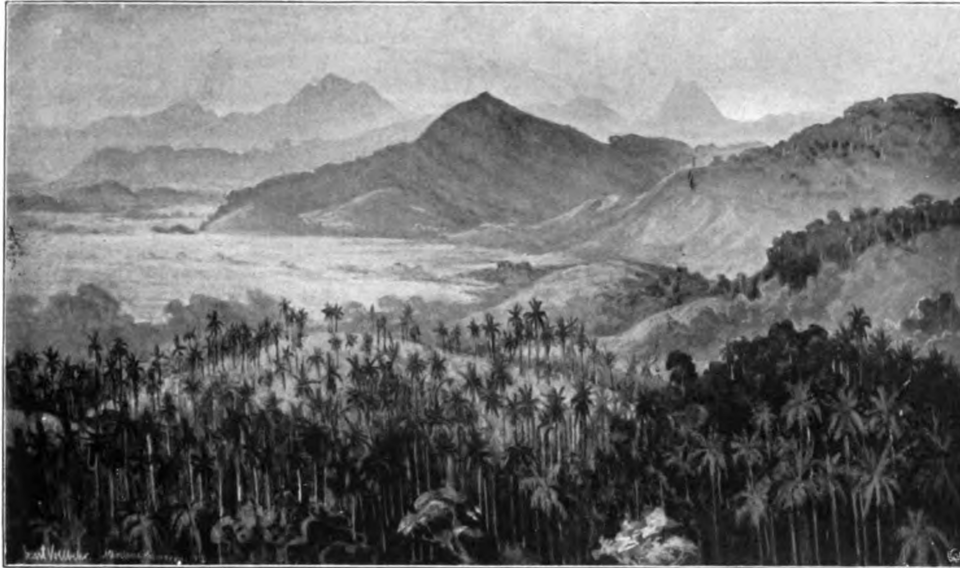
ledigte meine kleinen Aufträge und fand daneben Ruhe und Muße, einige große Bilder zu malen. Sonderbarerweise war das erste große Bild, welches ich dort malte, ein Motiv aus Albanien, das zweite ein Schneemotiv aus den bayrischen Alpen. Ich hatte mich schon lange danach gesehnt, diese beiden Motive als Gemälde auszuführen. Später erst entstanden viele große Bilder vom Amazonenstrom, denn die ganze Farbenpracht des Geschauten kam wieder über mich, als ich meine Studien auspackte und danach malte. In Europa wollte ich diese Bilder Menard zeigen, hatte sie aber trotz den hohen Preisen, die ich forderte, gleich verkauft und konnte mein edles, uneigennütziges Vorhaben daher nicht ausführen.

Die Hamburg-Amerika-Linie sandte mich bald nach meiner Rückkehr wieder nach Brasilien. Diesmal waren die Orte Rio de Janeiro, Santos und St. Paulo mein Ziel, und in den Bildern habe ich ihre eigentümlichen Reize festzuhalten gesucht.

Diese zweite Reise war gleichzeitig meine Hochzeitsreise. Auf Madera machte ich wieder für einige Monate halt. Deutsche Offiziere, die die Feldzüge gegen die Hereros und die Hottentotten mitgemacht hatten, sahen zu, wie meine großen Brasilbilder entstanden. Sie waren ungehalten darüber, daß ich, ein Deutscher, so viel zum Bekanntwerden Brasiliens tat, und schilderten mir in glühenden Farben unsre Kolonien. Sie erzählten von den erbarmungslosen Wüsten, aber auch von den märchenhaften Sonnenuntergängen, die die Tafelberge erglühen machen, von den Strapazen und Entbehrungen, die sie im Kriege gehabt, und wie bitterlich wenig Interesse das deutsche Volk an den mühseligen Kämpfen gezeigt hatte — aber auch von der Freiheit und Manneslust, die es dort drüben zu kosten gab, floß ihr Mund über. „Vollbehr," endeten alle diese Gespräche, und die Hand zeigte über das unter uns liegende weite Meer nach Afrika hinüber, „Vollbehr, gehen Sie in die deutschen Kolonien, malen Sie dort und tragen Sie durch die Bilder, die Sie dann heimbringen, dazu bei, daß die im lieben Vaterlande einsehen lernen, was wir an unsern Kolonien haben. Helfen Sie mit, daß Deutschland Interesse für ein Groß-Deutschland bekommt." So entstand auf Madera mein Plan, alle unsre Schutzgebiete zu bereisen und meine Bilder von ihren ungekannten oder verkannten Schönheiten berichten zu lassen. Das Geld, das ich durch meine Brasilbilder verdiente, wollte ich für diese afrikanischen Reisen sparen.



Die „Nah", Mutter des Häuptlings Njoja von Bamum (Kamerun).



Aussicht vom Rasthaus „Sandju" auf Ölpalmenwälder und die von Hochgebirgen umgebene Mboebene (Kamerun).

Gleich nach der Geburt meines ältesten Buben trat ich wirklich die Reise nach Deutsch-Ostafrika an. Auf dem Wege nach Marseille blieb ich einen Augenblick in Monte Carlo kleben, setzte auf das Geburtsdatum meines Sohnes, gewann eine hübsche Summe und sandte sie ihm noch spät abends zu, ein erstes Fundament für sein Sparkassenbuch. Gleichzeitig am Schalter wollte ein Herr Geld nach Tanga in Ostafrika abschicken. Ich kam mit ihm ins Gespräch und erbot mich lachend, sein Geld dorthin mitzunehmen, denn tags darauf wolle ich eine Reise nach Tanga beginnen. „Ich auch," antwortete er, und in einem Atemzuge riefen wir denselben Dampfernamen. Ich mußte ihm nun erzählen, was ich in Ostafrika wollte, und er war so begeistert von meiner Idee, daß er, ein großer Plantagenbesitzer, der mit Land und Leuten in Ost genau Bescheid wußte, sich liebenswürdig erbot, mich stets zu begleiten, für die nötigen Träger meiner Karawane zu sorgen und mein Führer zu werden. Ich sollte nur malen, damit sein liebes Ostafrika in vielen Bildern dargestellt würde. Er hat Wort gehalten: ihm verdanke ich es, daß ich so viel Schönes zu sehen bekommen und so viele Bilder habe mit heimbringen können.

Wir, Herr Justizrat Dr. Thomsen, Herr von Lekow und ich, wir zogen nun in Ostafrika stets am Panganifluß entlang, bis wir später von der Masaisteppe aus den Aufstieg zum Schumewald unternahmen. Oben angelangt, sahen wir unter uns die Masaisteppe, umsäumt von den großen afrikanischen Randgebirgen. Fieberhaft habe ich hier gemalt; die große Natur half mir und führte mir die Hand. Es war nötig, denn schnell muß hier die Hand über die Leinwand sausen. Gar kurzlebig sind die tropischen Stimmungen: die Sonne, die noch eben alles in gleißendes Gold badete, ist in wenigen Augenblicken verschwunden, und bald darauf ist die Landschaft in dunkelviolette Nacht getaucht (Abbild. S. 882 oben).

Meine Leute lagerten um mich herum und froren fürchterlich trotz den Wolldecken, die wir ihnen geschenkt hatten. Denn es herrscht ein großer Temperaturunterschied zwischen der tropischen Hitze der Ebene und der Gebirgskühle in dieser Höhe von 2300 m. Die Leute wollten aber an dem Abend um keinen Preis weiter, sondern hier im Freien übernachten, und doch wußten wir, daß sie ihre Gesundheit dadurch einer ernsten Gefahr aussetzen würden. So bedurfte es unsrer ganzen Energie, um sie endlich zu bewegen, die Lasten wieder aufzunehmen und vorwärtszugehen. Im Gänsemarsch ging's durch den Urwald, eine vorgetragene Stallaterne und der Halbmond erleuchteten den Weg. Mil-



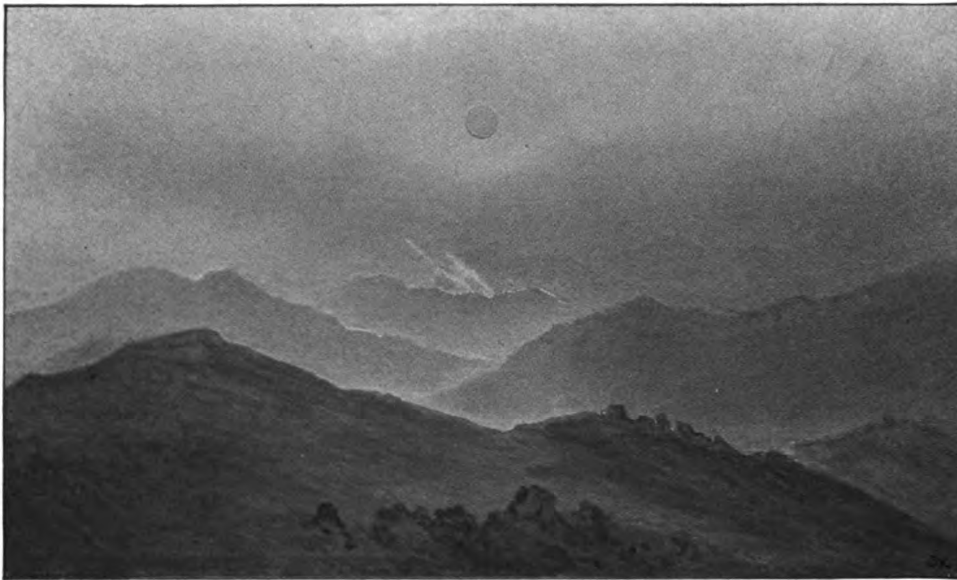
Bildnis eines Mschamba (Deutsch-Ostafrika).

lionen Glühwürmer umgaukelten uns. Ich ließ mich, als der Weg besser und die Leute munterer wurden, in einem Stuhle tragen. So träumte ich von dem vielen Schönen, das ich geschaut hatte, träumte ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, dachte an die alten Römer, die sich dereinst von uns Germanen in ähnlicher Weise hatten tragen lassen, wie wir es jetzt von den schwarzen Eingeborenen verlangen. „Cäsarenwahn“ ... Nun, der Hochmut währte nicht lange. Einer meiner Träger glitt in der Dunkelheit aus, und ich fiel aus Schulterhöhe von meinem Thron in den Dreck. Ängstlich kamen meine Leute mit der Laterne, sahen aber dann bald an meinem fröhlichen Gesicht, daß ihr „Bana“ (Herr) guter Laune geblieben und ihm nichts passiert war. Sogar ihren Nationalgesang „Mamba hie, mamba ho, oi mamba coco teno“ stimmte ich zu ihrer Freude an, zog aber doch vor, von jetzt ab zu Fuß zu laufen. Erst gegen Mitternacht konnten wir den Leuten in Eingeborenenhütten Lagerplätze anweisen, während wir Europäer noch lange in unsern Zelten lagen und den Tierstimmen des Urwaldes lauschten.

Allmählich lernte ich gar viele Völkerstämme kennen, auch die scheuen, im Hochgebirge wohnenden und mit den Masai verwandten Wambugu (Abbild. S. 882 unten). Bei einer Wambugufrau zählte ich allein 109 schwere Ohrringe. Alles, was diese Frauen erben, müssen sie tragen, und da sie im Aussterben begriffen sind, die Erbschaften sich also immer mehr zusammenziehen, müssen sie oft recht gewichtige Lasten von Schmuck durchs Leben schleppen. Der Ohrlappen würde ausreißen, wenn sie nicht einen breiten Lederriemen über dem Kopf trügen, der die Ohrlappen beim Tragen der Schmuckmassen unterstützt.

Ich malte einen schlau ausschauenden Mschamba (siehe die obige Abbildung), der mir im Laufe unsers Gesprächs durch einen Dolmetsch mitteilen ließ, daß er ein „Kollege“ von mir sei. Ein Kollege! Ich, in meinem europäischen Dünkel, lächelte. Dann zeigte er mir aber später kleine schwarze Tonfigürchen, Bildwerke von so charakteristischer Ausführung, daß ich sofort jeden dargestellten Stamm angeben konnte. Manch junger deutscher Akademiker würde stolz sein, wenn er solche Kunstwerke aufweisen könnte! Ich drückte ihm kräftig die Hand als Zeichen, daß ich ihn gern als Kollegen anerkannte.

Mein Boy Solima (S. 889 unten) war ein frecher Bub und so faul, daß er oft zu bequem war, den Arm hochzuheben, um mir den Weg zu zeigen. Der Gott der Gnade und Gerechtigkeit hatte ihn aber mit einem so großen Lippenwerk bedacht, daß er dieses nur vorzuschieben brauchte, um mit dieser etwas ungewöhnlichen Geste die Wegrichtung anzugeben.



Sonnenaufgang im Harmattannebel (Kamerun).
Während der Trockenzeit ist die Luft mit aus der Sahara und von den vielen Grasbränden herrührenden Staubteilchen angefüllt.

Ost- und Westusambara habe ich genau kennen gelernt, und bereits bei der Abfahrt aus Tanga hatte ich Sehnsucht, bald wiederzukommen, um dann auch den Victoria-Njansa, Tabora und Ruanda zu bereisen.

Um Afrika herum fuhr ich nach Deutsch-Südwest. Kreuz und quer habe ich dieses Schutzgebiet durchreist, teils auf Eisenbahnen, teils auf Kriegsautomobilen oder Ochsenkarren. Auf den öden Diamantfeldern fand ich 23 Diamanten, war aber so ehrlich, sie alle abzugeben. Ich erhielt sie in Berlin nach Erlegung des Zolls zurück. Beim Malen geriet ich dort einmal in einen gefährlichen Sandsturm, aus dem ich beinahe nicht wieder herausgekommen wäre. An der Küste erlebte ich eigenartige Sonnenuntergänge (Abbildung



Blick auf die Hauptstadt Fumban (Bamum-Hinterland von Kamerun).



Sonnenaufgang am Küstenurwaldfluß (Kamerun).

(S. 878), war im Hinterlande bei den Karras- und Auersbergen und bei den Otavi-Kupferminen und habe alle Hauptorte von Südwest gesehen und gemalt. Vor allen Dingen habe ich stets, in Gedanken an die tapferen deutschen Soldaten, die Schlachtfelder in Bildern festzuhalten gesucht.

Auch an Jung-Deutschland dachte ich, und daher erwuchs hier mein Plan, mit tüchtigen Pädagogen und Geographen vereint, aus meinem in Afrika entstandenen Bildermaterial von jeder deutschen Kolonie zehn charakteristische Bilder auszusuchen und sie mit gütiger Hilfe von Karlsruher Künstlern als große billige Künstlersteinzeichnungen für Schule und Haus herauszugeben. Ich möchte wohl wünschen, daß diese Bilder, von denen hier vier (S. 879, 880, 881 u. 883 oben) abgebildet sind, in die Schulen kommen, damit auch Jung-Deutschland mehr noch als bisher Interesse für ein Groß-Deutschland gewinnt.

Der erhabenste Moment, den ich in Südwest erlebt habe, war ein Wüstenglühen am Fischfluß. Ich entnehme meinem Tagebuch folgende Aufzeichnungen darüber:

Auf dem Rückritt in später Nachmittagsstunde gelangte ich an eine Stelle, die, hoch über dem Fischfluß, im Orlog (Krieg) als Befestigung gedient hatte (Abbild. S. 883 unten). Da diese Höhe eine herrliche Fernsicht vermuten ließ, hieß ich den Bambusen die Pferde halten, während ich mit meinen Malsachen nach oben kletterte. Das ging nun freilich nicht so leicht; aber es gelang schließlich doch, obgleich ich im Geröll mehrmals wieder tief hinunterrutschte. Bei der zerfallenen, mit Schießlöchern versehenen Befestigung bekam ich Halt und konnte mich dort vor dem Sturme schützen. Durch die Schießscharten hatte ich einen freien Blick auf die weite Wüstengegend. Ich saß, wartete und beobachtete. Ein Regenschauer zog über mich hinweg, verfinsterte zuerst alles und nahm mir die Aussicht. Dann brach plötzlich die Sonne durch, und wie mit einem Zauberschlage spannte sich ein gewaltiger Regenbogen über den dunkelvioletten Himmel, während sich vor mir glühend das rotgelbe Wüstenplateau erstreckte, begrenzt durch die Tafelberge und die Schlangenköpfe. Der im Vordergrunde fließende Fischfluß und das mit Bäumen bestandene Überschwemmungsgebiet waren in kalte Schatten getaucht...

In höchste Aufregung wird der schaffende Künstler versetzt, wenn er urplötzlich in weltentrückter Einsamkeit solchen Naturgewalten gegenübersteht. Die Farbentöne, die man auf der armseligen Palette hat, reichen nicht annähernd aus, diese Glut der Natur wiederzugeben, und doch werden später die Beschauer kopfschüttelnd vor dem Bilde stehen und nicht glauben, daß eine solche Farbenpracht wirklich und naturwahr sein kann. Aber ich muß dennoch sagen, daß meine

Farben die Glut der Wirklichkeit nicht annähernd erreicht haben. Ein Offizier, dem ich am Abend mein Bild zeigte, saß lange still davor und fragte mich dann nur: „Können Sie jetzt verstehen, warum wir trotz aller Trostlosigkeit Heimweh nach diesem Lande haben?" Hier in Südwest kommt außerdem noch die große, gewaltige Einsamkeit hinzu; man hat noch das Gefühl dafür, daß der Mensch in dieser Einsamkeit eine Größe ist, nicht eine Nummer, wie in der europäischen Kultur.

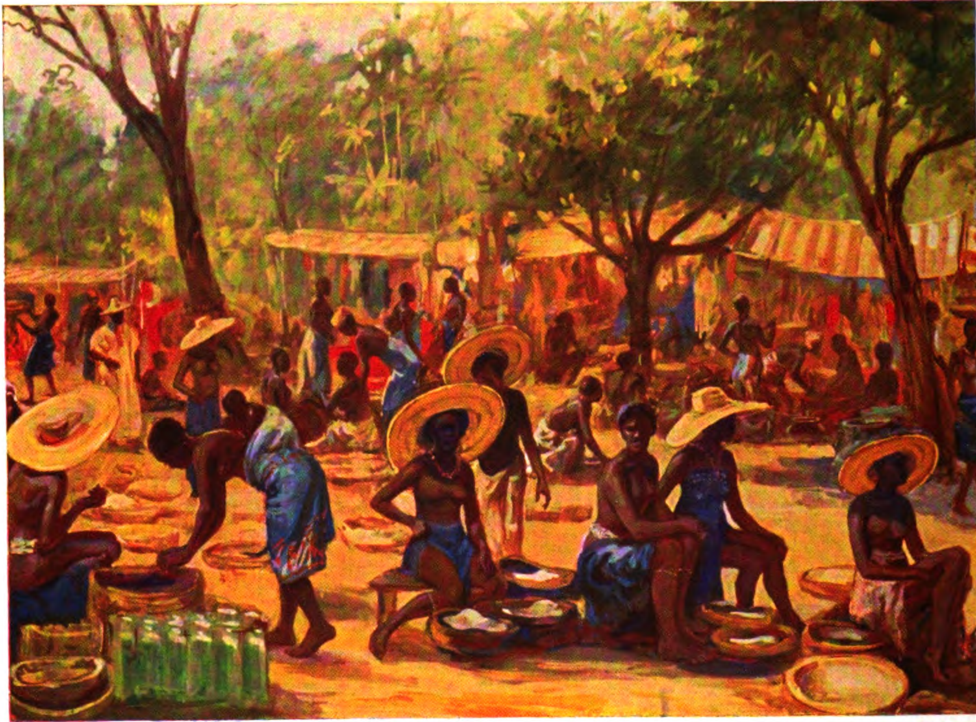

Togosoldat.

In Kamerun war ich zweimal, das erstemal an der tropischen Urwaldküste (Abbildung S. 888). Dort machte ich Fußwanderungen am Meer entlang und lernte alle Küstenorte kennen. Das zweitemal kam ich mit meiner Karawane durch den 150 km breiten Urwaldgürtel, durch die Mboebene (Abbild. S. 885), durch das Grasland, über Tschang, Bamenda bis zu den interessanten, kulturell so hochstehenden Bamums. Der Häuptling dieses Stammes ist der große Njoja (Abbild. S. 884 oben links), ein intelligenter, deutschfreundlicher Herrscher über 80000 Untertanen. Sein Land ist sechs Tagemärsche breit und zwölf lang (Tagemarsch: fünfeinhalbstündiger Ritt). Er besitzt 425 Frauen, deren jede Anspruch auf eine eigne Hütte hat. Mein Empfang bei diesem Häuptling war das Farbenprächtigste, was ich je gesehen und erlebt habe. Ich hatte mit meiner Karawane die erste große Ringbefestigung, die um ganz Fumban (Abbild. S. 887 unten), die Hauptstadt von Bamum, in Form eines breiten, tiefen Grabens läuft, hinter mir, als der Weg breiter wurde und eine große Anzahl Reiter, die, zu je vier geordnet, in rasendem Galopp auf uns zuritten, kehrtmachten und sich an meiner Seite aufstellten. Einer war stets phantastischer gekleidet und dicker mit Watte gepanzert als der andre. Auch die Pferde waren reich geschmückt, wie bei alten fremdländischen Turnieren. Von diesen stolzen Reitern eskortiert, kam ich endlich durch ein schmales Tor in die Stadt.


Mein Boy Solima (Deutsch-Ostafrika).

Dort empfing mich unter schattigen Bäumen, auf einer reichgeschnitzten Tragbahre sitzend, die Nah, die schöne, aber sehr umfangreiche Mutter des Njoja (S. 884). Von wohlgepflegten, im Gegensatz zu denen des Graslandes völlig bekleideten Frauen wurde mir aus schönen, mit Perlen überzogenen Mimbokalabassen ein kühler Trunk gereicht. Darauf stellten sich die Tausende von Bamums und Haussas malerisch vor dem 150 m langen und 81,60 m breiten Palast in geordneten Gruppen auf. In der Mitte ließ sich die Nah niedersetzen.

Der Njoja selbst war krank, und ich besuchte ihn später in seinem Palast. Zum



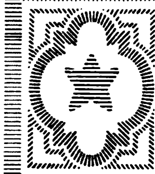
Eingeborenenmarkt in Togo.

Glück wurde er bald wieder gesund und konnte staunend zusehen, wie ich seine älteste Lieblingstochter malte. Er selbst wollte mir für ein Profil- und ein en-face-Porträt Modell stehen. Da ich alles könnte, flüsterte er mir leise und etwas geniert ins Ohr, möchte ich ihm, obwohl er keinen Bart habe, einen aufrechtstehenden Schnurrbart malen. Ich lehnte dies höflich, aber bestimmt ab, was ihn nicht wenig zu schmerzen schien. Als seine beiden Porträte endlich vollendet waren, suchte er eins für sich aus. Seine Wahl fiel sofort auf das en face, weil „alle beide Augen" darauf waren. Das andre wäre er doch nicht, denn das wisse er ganz genau, daß er zwei Augen habe.

Ich hatte das Glück, die Regen- und Trockenzeit mit ihrem alles verschleiernden Harmattannebel kennen zu lernen, so daß ich gerade von Kamerun die meisten Stimmungsbilder mit heimbringen konnte (Abbild. S. 887 oben).

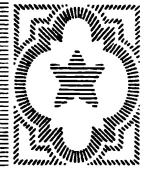
Auch in Togo war ich verschiedentlich, aber stets nur vorübergehend. Ich hoffe aber bald Gelegenheit zu haben, auch das Hinterland gründlicher kennen zu lernen.

Auf dem Marktplatz in Lome malte ich das oben wiedergegebene Bild. Die hübschen Evefrauen verhielten sich dem Maler und seinem Tun gegenüber zuerst ruhig, wenn auch mißtrauisch. Dann aber siegte die Neugierde, und sie wurden aufdringlich, so daß ich einen Pinsel mit weißer Farbe nehmen mußte, um den gar zu Naseweisen die Nase weiß zu machen. Statt ärgerlich zu sein, waren sie kindlich erfreut darüber. Mittlerweile wurde mir das Verfahren zu dumm, und ich übergab das Amt meinen Boys, ohne im geringsten an die Folgen zu denken. Was sie sich von mir gern, fast geschmeichelt hatten gefallen lassen, empörte sie bei den Jungen. So entstand schließlich unter vielem Lachen eine Balgerei. Die Jungen lagen unten, die Frauen oben und waren Sieger. Einige zappelnde Füße trafen meine Staffelei, das Bild fiel auf die Balgenden, und ich bedauerte nur, daß ich keinen Kodak bei mir hatte. Andernfalls hätte ich jetzt das Vergnügen, den Lesern mit Hilfe von photographischen Aufnahmen zu zeigen, daß es im heißen Afrika oft gar nicht so leicht ist, Bilder zu malen und heil heimzubringen.



Der elsässische Garten

Von Dr. Karl Storck



Als einstens viele deutsche Fürsten zu Worms im Kaisersaal mit schönen Reden ihrer Länder Herrlichkeiten priesen, war keiner, der des Elsasses gedachte. Das war nun wohl nicht deshalb, weil hier des Preisens kein Grund gewesen, sondern eher, weil um seiner Schönheit und seines Reichtums willen das Land in so viele kleine Stücke zerrissen war, daß keiner sich seinen Herrn nennen konnte. Selbst der Sonnenkönig Ludwig XIV., der doch die „dolce France“ sein eigen nannte, brach, als er von den Höhen des Gebirges das ihm so leicht zugefallene Land überschaute, in die bewundernden Worte aus: „Quel beau jardin!“

Ein schöner Garten!

Jahrhunderte zuvor hatte eine elsässische Äbtissin das Buch, aus dem ihre Nonnen von Welt und Leben erfahren sollten, als „Hortus deliciarum“ bezeichnet. Ein Garten der Wonnen der Natur ist das elsässische Land bis auf den heutigen Tag. Fruchtbar bis in den letzten Winkel der Ebene, reift es an den Bäumen ein Obst, das die Süße des Südens mit der herben Saftigkeit des Nordens eint. An den welligen Hängen, die in überreicher Gliederung gleich toskanischen Hügeln durcheinandergeschoben sind, gedeiht ein Wein, der die Feuerglut des Burgunders mit der Duftschwere rheinischen Rieslings eint. Dahinter starren die kühn-trotzigen Hänge des Wasgaues mit seinen Wäldern, voll der Feierlichkeit der Dome und der geheimnisvollen Ahnungen an Urstätten menschlicher Geschichte.

Auch der größte Garten ist klein. Ein Garten ist immer persönlicher Besitz und reicht kaum weiter, als ein Einzelner wirklich sich zu eigen zu machen vermag. Darum ist das Elsaß übersät mit Dörfern, Gehöften, alten Klostersitzen und Schlössern. Dicht aneinander waren sie geschmiegt. Da gab's keine weiten Herrschaften, keine Großgrundbesitze, darum eigentlich auch keine Knechte. Der unvergleichliche Reichtum liegt nicht in dem unfruchtbaren Riesenbesitz einiger Weniger, sondern in der Wohlhabenheit der Gesamtheit.

Das ist seit Jahrhunderten so gewesen und hat seinen wunderbaren Ausdruck in der Kunst gefunden, in jener Kunst, die die Genossin der Wohlhabenheit ist, Ausdruck eines Lebensbehagens, das nicht mehr Kampf ums Dasein, sondern Freude, Genuß an ihm ist. Vor allem in der Architektur. In der Wohnstätte des Einzelnen, im Bauwerk einer Gemeinschaft bis zum steinernen Denkmal der Gesamtheit äußert es sich immer zuerst, wenn der Mensch aus dem Knecht der Lebensnot, dem Kämpfer um die Lebenskraft zum Herrn und bewußten Genießer der Lebensschönheit geworden ist. Das Bauwerk der Gesamtheit erhebt sich stolz und stark schon auf einer viel früheren Stufe, als das Haus des Einzelnen von einer Lebenshöhe zu künden vermag.

Nun, es gibt keinen zweiten Landstrich, in dem so bis ins letzte Dörfchen hinein Wohnstätten einzelner Menschen von wohligem Behagen und Genußfreude des Lebens zu künden wüßten, wie das Elsaß. Die Genußfreudigkeit dieses Landstriches war schon vor Jahrhunderten berühmt. Die elsässische Küche fand ihre begeisterten Lobredner zu jener Zeit, als die Gastronomie eine fröhliche Wissenschaft war, und bis auf den heutigen Tag trinkt wohl nirgendwo der Winzer selber so oft seinen besten Wein, wie gerade hier.

Allerdings eine eigenartige Erscheinung zeigt auch die Architektur. Diese starken Zeugnisse eines bewußten Volkstums wie auch der lebensstolzen Einzelpersönlichkeit liegen früher, als Ludwig XIV. sein bewunderndes Wort sprach. Sie gehören schier alle zu dem, was wir gefühlsmäßig als deutsches Mittelalter empfinden und was doch nicht nur der Zeit nach, da es noch übers sechzehnte Jahrhundert hinausreichte, sondern vor allem im Empfinden der Erbauer vielfach von einem so starken neuzeitlichen Geiste der Persönlichkeitsgeltung erfüllt war, wie ihn bis zum heutigen Tage eine volkstümliche Baukunst nicht wieder erreicht hat.

Es sind auch nach dem siebzehnten Jahrhundert im Elsaß viele stolze und stattliche Bauerngehöfte entstanden, auch sie beseelt vom Geiste eines deutschen Bauerntums. Was aber an herrschaftlichen Bauten geschaffen wurde, das steht heute wie in einer verträumten,

stillen, fremdartigen Schönheit da. Überraschend oft treffen wir in den meist engen Gassen der alten Städtchen, gleichwie in Straßburg, Bauten, die aus den letzten Zeiten des Barocks und aus der Blüte des Rokokos überkommen sind. Sie haben kein Verhältnis zu der Scholle, auf der sie stehen, und man spürt es, daß auch der Bewohner des Landes in ihnen immer ein Fremdes sah. Ein Fremdes freilich, das er bewunderte, so sehr bewunderte, daß daraus Liebe wurde in dem Augenblick, als man ihm sagte, daß es fremd sei und deshalb von ihm die Ablehnung verlangte. Es beginnt heute ein Kultus dieser elsässischen Baudenkmäler aus dem achtzehnten Jahrhundert, der aus dem Streben, diese Hochblüte französischer Kultur irgendwie noch festzuhalten, entstanden ist und etwas Artistisches hat, das freilich verklärt wird vom Schimmer einer melancholischen Sentimentalität. Wir erleben bei altgewordenen Mädchen einen Trauerkultus um einen Verstorbenen, der einmal ihr Liebhaber, niemals ihr Gatte gewesen ist. Ein Ähnliches gibt es auch im geistigen Leben.

Noch merkwürdiger sieht es um das Blühen der andern Künste in diesem Garten aus. Von der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens zeugt am längsten das Kunstgewerbe. Das bewahrt in echter Bodenständigkeit volle Kraft bis über das siebzehnte Jahrhundert hinaus, und ich meine, bis in unsre Zeit hinein. Jedenfalls bis zum Kriege hat das elsässische Handwerk nicht nur gediegen gearbeitet, sondern auch die von der französischen Hauptstadt überkommenen Muster den eignen Bedürfnissen gemäß abzuwandeln verstanden.

Viel gewaltsamer hört die malerische Kultur auf. Die Hochblüte der deutschen Malerei ist glänzend vertreten. Von Martin Schongauer birgt das oberelsässische Kolmar noch heute die herzinnige „Madonna im Rosenhag", von Matthias Grünewald sein gewaltigstes Werk. Man könnte wohl die Linien, die von der grandiosen Farbigkeit des Isenheimer Altars nach Italien weisen, mit verwandten Kulturbedingungen starker Lebensfülle in Verbindung bringen, die auch anderseits von der üppigen Nacktheit der Frauenakte des geborenen Elsässers Hans Baldung, genannt Grien, zur strotzenden Lebensfülle des niederrheinischen Rubens und weiter hinab ins saftige Flamland führen. Dann aber hört es mit der Malerei im Elsaß für lange auf.

Noch seltsamer steht es in diesem Garten um die Beete der Literatur. Vielleicht konnte die in der europäischen Ritterepik ganz einzigartige Schöpfung Gottfrieds von Straßburg in ihrer Mischung von romanischer Formkultur, weltmännischer Skepsis und deutschem Lyrismus nur in diesem Landstrich gedeihen, wo auch das Beste der Lebensbedingungen beider Länder sich innig kreuzte. Daneben steht die etwas blasse Rose Reinmars von Hagenau und sonst eigentlich lauter stachlichte Gewächse. Die großen deutschen Satiriker von Sebastian Brant über Geiler und Murner zu Moscherosch entstammen alle diesem Winkel, und gerade jene Schwankdichter, die wie Pauli scharfe Lichter aufzusetzen liebten, weisen hierher. Darin zeigt sich, wie bürgerlich diese elsässische Kultur war, wie städtisch. Der Hang zum Epischen, der selbst mit der Behaglichkeit noch gern einen heroischen Zug verbindet, wie er den schweizerischen Alemannen auszeichnet, fehlt hier ganz und bis auf den heutigen Tag. Dagegen ist die Lust zu Spott und Satire, wenn auch in schlimmer Verkleinerung, erhalten geblieben. Das mag wohl an der Mischung des alemannischen mit dem leichteren fränkischen Blute liegen, zum Teil auch keltischer Einschlag sein.

Ganz fehlt jedenfalls fast immer das wirklich Musikalische, trotzdem das Volk so gern sang und seine alten Lieder so treu hegte, daß das Elsaß für Herder zu einer reichen Fundstätte ward und einem Goethe sich hier der Quell des Volksliedes erschloß.

Es gibt vielleicht keinen stärkeren Beweis für die überwältigende Bedeutung der Zugehörigkeit zum verwandten Volksverbande als die Entwicklung der Kunst im Elsaß. Wir haben hier ein hochbegabtes Volk, die denkbar günstigsten sozialen und ökonomischen Vorbedingungen: trotzdem ist das künstlerische Vermögen dieses Volkes so gut wie lahmgelegt, seitdem es aus dem deutschen Länderverbande herausgerissen ist. Wäre diese Losreißung damals schmerzlich empfunden worden, hätte sie eine Wunde in der elsässischen Volksseele geschlagen, so hätte aus dieser die Quelle einer neuen Kunst entsprießen können. Das war aber nicht der Fall. Wer wußte im siebzehnten Jahrhundert etwas vom deutschen Reiche? Wem war nicht in ewigen Zänkereien, wechselnden Standesherrschaften das Gefühl



Phot. Quidde & Müller, Berlin.

Albert Schröder: Die Erzählung des alten Seefahrers.

Original im Besitz des Kunstsalons „Rheinland“, W. Louran, Berlin.

für ein deutsches Vaterland geschwunden? Und mußte nicht ein Volk, das so gern gut lebte, die Zugehörigkeit zu dem mächtigen Frankreich als Glück empfinden? Zumal da diese französische Regierung fern war und sich klug hütete, in das elsässische Leben irgendwie hart einzugreifen. Eine vereinzelte Bauerntrutzerei, wie die der Münsterthaler, verblutete sich bei der Zerrissenheit in lauter kleine Herrschaftsverbände hinter Kerkermauern und wirkte auf das Volk wie eine fremde Ballade.

Dafür schickte Frankreich den Glanz seiner Kunst. Es war ein fremder Glanz, und er blieb fremd. Aber man bewunderte ihn. Dann entwickelte sich eine neue deutsche Kunst aus Leiden und Schmerzen, aus einer mühseligen Auflehnung gegen Druck und Zwang. Die Elsässer haben das Leid, haben diese Not nicht mitempfunden, so konnten sie auch die deutsche Kampfesschönheit und die in dieser Form nur in Deutschland gewonnene geistige Freiheit bei körperlicher Knechtschaft nicht mitleben. An sehnsüchtigen Blicken aus dem schönen elsässischen Garten hinüber nach den geistigen Früchten, die drüben im ärmeren Deutschland in so überraschender Fülle reiften, hat es nicht gefehlt. Aber es waren Vereinzelte, die diese Sehnsucht empfanden, und sie konnten sie ja auch leicht befriedigen. Die adligen einheimischen Familien, die Gelehrten, zumal in den Städten, und die evangelische Geistlichkeit auf dem Lande hatten viele Familienbeziehungen nach dem alten Deutschland. Man empfand da keinerlei Gegensätze, sogar eher viel geistige Verwandtschaft, die man um so ruhiger pflegen konnte, als von deutscher Seite ja außer geistigen keinerlei Ansprüche gestellt wurden.

Aber das ist nicht zu verkennen: das geistige Leben des elsässischen Volkes im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war in jedem Betracht kümmerlich, und nur die kleinen protestantischen Volkskreise hatten in der Lutherbibel und im alten Kirchenliede eine kräftige Nahrung, die auch das andre überlieferte Gut deutscher Vergangenheit am Leben erhielt. Die Volksliedquellen Herders und Goethes lagen im protestantischen unterelsässischen Bauernlande.

Da kam die Französische Revolution und nach ihr die Napoleonische Zeit. Nirgendwo hat diese Französische Revolution so nachhaltig gewirkt, wie gerade im Elsaß. Es war, als ob ihr Blutstrom die Vergangenheit auslöschte. Diese ganze deutsche Vergangenheit hatte ja nur gelebt, weil niemand sich bemühte, sie zu zerstören. Jetzt flog sie zu allererst zum alten Gerümpel. Und gleichzeitig erhielt dieses Volk endlich wieder einen neuen Lebensinhalt, erlebte es wieder Geschichte durch Napoleon. Der Anteil der Elsässer an den Napoleonischen Kriegen ist viel größer als das Verhältnis der Bewohnerzahl, und nirgendwo hat bis in die jüngste Zeit der Napoleonkultus so stark und so natürlich geblüht wie hier. Nun erst setzte die geistige Französierung des Landes ein. Man hat sich eifrig um sie gemüht, natürlich mit wenig Erfolg. Das Volk war im Blute und in der Sprache deutsch. Mochte es mit noch so heißer Liebe das Französische wählen, es mußte es erst lernen. Angeboren war es ihm nicht. Muttersprache, Mutterwitz, Mutterempfinden waren nicht französisch. Man hat leidenschaftlich um dieses Französische gerungen, aber es blieb immer ein Bildungsideal, wurde nie zu einem Teil des Volkstums. Darauf beruht die in dieser Form lächerlich wirkende Verehrung und Bewunderung alles Französischen, seine oft verspottete Nachahmung und äußerliche Aneignung. Aber man darf nicht verkennen, daß dieses Verlangen nach dem Französischen durch mehrere Generationen ins Blut gedrungen ist.

Nun sah es um den Garten des geistigen Elsasses recht schlimm aus. Der Boden war gut, das Erdreich fruchtbar, und was sich mit rein gärtnerischer Kunst erreichen läßt, also das Wissenschaftliche, die Anteilnahme an erlernbaren Berufen, wurde in anerkennenswertem Maße erreicht. Was aber schier von selber heraussprießen muß, die heimischen Blumen des Mutterbodens, die konnten nicht aufkommen. Man rottete sie ja aus oder achtete sie jedenfalls gering; das fremde Gewächs aber, das man dafür aussäte, gedieh nicht.

Seit 1815 war aber auch das Verhältnis zu Deutschland ein andres. In den Freiheitskriegen hatte sich zum erstenmal gezeigt, daß es ein deutsches Volk gab. Das Bild eines künftigen deutschen Reiches, das als politische Kraft nach Betätigung verlangte, war von nun ab für die Deutschen wie für ihre Gegner nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Auch wenn es nicht von den weitsichtigeren deutschen Politikern immer verkündet worden wäre, die Elsässer hätten es fühlen müssen, daß sie wieder einmal der Zankapfel des Ringens zwischen beiden Völkern werden mußten.

Und gerade dadurch vollzog sich der innigere politische Anschluß, das starke staatliche Zugehörigkeitsgefühl zu dem damals schon einheitlichen Frankreich; hinzu kommt, daß der Elsässer Urdemokrat ist und Frankreich immer wenigstens um ein Menschenalter in demokratischem Empfinden Deutschland voraus ist.

Inzwischen erwachte in Deutschland die Romantik. Sie war im Grunde auf geistigem Gebiete der Gewinn eines einigen Deutschlands. Da die Gegenwart, da die nahe Zukunft diesen Gewinn nicht bot, schuf man ihn sich aus vergangenem Gut. Bis auf den heutigen Tag liegt das wirklich geeinte Reich deutschen Geisteslebens in dieser romantisch verklärten Vergangenheit. Und je schwerer es ist, dem Deutschland der Gegenwart aus dem Leben dieser Gegenwart heraus geistig und künstlerisch einende Aufgaben zu stellen, um so stärker wirkt der romantische Zauber der Vergangenheit.

Mit diesem romantischen Empfinden im Herzen zogen die Deutschen in den Krieg von 1870; aus dieser Romantik heraus zog man nach dem Siege ins Elsaß mit dem Traume, die lange verlorenen Brüder nun endlich wieder umarmen zu dürfen.

Es mußte eine furchtbare Enttäuschung geben. Die Elsässer hatten diese Romantik nicht miterlebt und wußten von dieser Volksbrüderschaft nichts mehr. Das Empfinden dafür war seit Geschlechtern erstorben. Und wenn der Deutsche auf die herrlichen Reste einer deutschen Vergangenheit hinwies, so sah der Elsässer darin entweder nur die romantische Ruine oder einen bewußt künstlerischen Kulturbesitz, nirgendwo eine Verpflichtung für gegenwärtiges Leben. Daß aus dieser natürlichen Ablehnung nachher eine absichtliche und künstlich gesteigerte wurde, brachten die politischen Verhältnisse mit sich, die hier nicht zu erörtern sind.

Wie aber wurde es nun um den Garten der elsässischen Kunst?

Man muß von vornherein zugeben, daß die Kultur des elsässischen Hauses durchweg höher stand, als sie die Häuser der Eingewanderten aufzubringen vermochten. Dagegen stand es um eine eigentlich geistige Bildung in den elsässischen Häusern schlecht, erst recht, nachdem durch die Option der größte Teil der gebildeten Schichten das Land verlassen hatte. Beim elsässischen Bürgertum reicht, man mag so viel dagegen sagen, wie man will, die Kenntnis der französischen Sprache für ein wirklich inniges Verhältnis zur französischen Literatur nicht aus. Aber es stand eigentlich noch schlimmer um das Verhältnis zur deutschen Sprache, erst recht, als hier — den ganz engen Kreis der evangelischen (nicht der reformierten) Theologen ausgenommen — aus der anfänglichen Gleichgültigkeit im Laufe der Zeit geradezu eine Ablehnung alles Deutschen wurde. Diese Ablehnung ging so weit, daß man sich sogar dem deutschsprachlichen Theater, ja selbst der deutschsprachlichen Oper fernhielt.

Da sah es denn um die Pflege der Poesie in unserm Garten recht übel aus. Gewiß, es waren einige recht ehrenwerte Poeten da. Nur die Brüder Stöber seien genannt. Auch ein Dialektgedicht gedieh hier und da. Von den Deutschen stürzten sich viele auf die elsässischen Stoffe und verwerteten sie in der mannigfachsten Art; aber wenn es mit Eigenart geschah, wie z. B. bei Wilhelm Jensen, so war diese Art nicht elsässisch. Das übrige blieb durchweg epigonenhaftes Wortgeklingel. Wir dürfen auch hier nicht vergessen, daß die deutsche Literatur der siebziger und achtziger Jahre nicht dazu angetan war, volkliches Leben und tieferliegende Zeitprobleme zu erfassen, geschweige denn stark zu gestalten.

Es mußte erst ein neues Geschlecht heranwachsen, das sich vor die Notwendigkeit der geistigen Kulturwahl gestellt sah. Das fiel zeitlich mit der Aufgabe des unfruchtbaren Protestes zusammen. Der Einbruch der Sozialdemokratie erzwang um das Jahr 1890 eine aktive Politik der verschiedensten Parteien. Die einzig wirksame Parole, die sich jetzt finden ließ, wenn man nicht die Verhältnisse der deutschen Reichspolitik einfach übernehmen wollte, war: Elsaß den Elsässern. Üble politische Rudimente (Paßzwang, Diktaturparagraph) begünstigten dieses politische Sondertum und verschafften ihm sogar in weiten Kreisen des Reiches Unterstützung.

Diese politische Strömung wurde zur Wiege einer neuen künstlerischen Bewegung, die man unter dem Stichwort einer elsässischen Heimatkunst begreifen darf, wenn man sich darüber klarbleibt, daß diese Heimatkunst ganz andre Triebfedern und einen ganz andern Nährboden hat, als die im übrigen Reiche. Das ist der Fall, trotzdem man gewöhlich den Elsässer Friedrich Lienhard als den

Führer der deutschen Heimatkunst im allgemeinen nennen hört. Aber es sollte zu denken geben, daß eben dieser Lienhard seine elsässischen Werke hinter sich hatte, als er das Los von Berlin! verkündete. Lienhard war der erste echte Vollelsässer, der vom neuen deutschen Geistesleben, wie es sich in der neudeutschen Literaturrevolution kundgab, ergriffen wurde. Seine stürmischen Dramen „Naphthali" (1888) und „Revolution" sind dessen Zeugen. Der Roman „Die weiße Frau" zeigt dann, wie sich ihm in der Großstadt Berlin, in die er aus der heimatlichen Enge geflüchtet war, das Problem der Heimat aufzwang. Seine „Lieder eines Elsässers" aber sind nicht Heimatkunst im späteren Sinne, sondern das neue Programm, in einem völligen Aufgehen in deutscher Kultur und durch Befruchtung mit dieser die Kräfte des eignen Stammeswesens in großdeutschem Sinne nutzbar zu machen.

Es verschlägt hier gar nichts, inwieweit es Lienhard gelungen ist, seine großen Absichten in die Tat umzusetzen. Wichtig ist, daß schon seine Absichten nicht voll erfaßt wurden, auch nicht von jenen, die dazu guten Willens waren. Der Kreis dieser Willigen wird am besten mit dem Namen der Zeitschrift „Erwinia" umschrieben. Die ihm Zugehörigen sind eigentlich die treuen Fortsetzer der Brüder Stöber. Elsässisch ist an ihrem Schaffen der Stoff. Vom elsässischen Volke nicht miterlebt wurde ihr Versuch, über die nationalen Probleme dadurch hinwegzukommen, daß man sie zu ignorieren suchte. Lienhard selbst steht dieser Gruppe näher in seinen Dramen „Odilia" und „Gottfried von Straßburg", obwohl es auch hier bei ihm an Ausblicken ins Großdeutsche nicht fehlt. Schon seine „Wasgaufahrten" zeigen ihn aber auf „dem Wege nach Weimar", zu einem deutschen Ideale der Humanität. Es ist denn auch bezeichnend, daß Lienhard als Gegner empfunden wurde und auch als Bekämpfer auftrat jener Richtung der Heimatkunst, die ihr elsässisches Sondertum auch in der Mundart bekannte. Das **elsässische Theater** wuchs rasch zu einer Spezialität, deren Bedeutung wenigstens nach der positiven Seite weit überschätzt wurde. Auf die Schuldseite ist ihm zu buchen, daß es eine Fülle von Selbstgerechtigkeit und Selbstüberschätzung großzog, die verhängnisvoll wirken mußte, weil sie in einer armen Enge festhielt.

Weit glücklicher wirkte diese Heimatkunst auf die **Malerei**. Schon zur französischen Zeit war es einigen Elsässern (G. Brion, G. Jundt und Th. Schuler) gelungen, durch die Wahl elsässischer Vorwürfe ein gesundes Genrebild zu schaffen, das zwischen französischer und deutscher Kunst eine eigne Note anschlägt. Jetzt erwies sich — zum erstenmal 1897 auf einer Straßburger Ausstellung —, daß eine Reihe elsässischer Kräfte herangereift war, die nicht nur stofflich elsässische Heimatkünstler waren, sondern auch in glücklicher Weise die sonst immer so zwiespältig wirksamen Einflüsse der Doppelkultur zeigten, und zwar in der Art, wie sie die maltechnischen Probleme ziemlich kampflos überwanden. Was in Deutschland nur wenigen gelang — die Eindeutschung der französischen Sehweise des Impressionismus —, ergab sich zwanglos bei einer Reihe von Elsässern, die in einer klugen Mäßigung die Errungenschaften der französischen Technik zu verwenden wußten, ohne gegen ihr Volkstum aufzutrumpfen. Dieses Volkstum bedeutet hier die Rettung vor jeder Maßlosigkeit, vor einem Ganz-im-Technischen-aufgehen dank der Liebe zu den von der Heimat gebotenen Stoffen. Dieses Heimatliche behinderte anderseits auch den es so scharf betonenden **Karl Spindler** nicht in einer echten Modernität, die ihm zu einem sehr vielfältigen Schaffen aus dem Geiste ganz verschiedenartigen Materials heraus verhalf (Intarsien, kunstgewerbliche Arbeiten aller Art).

In der **Musik** war es still und ist es eigentlich still geblieben bis auf den heutigen Tag. Seitdem er in Paris den Billigungsstempel erhalten, durfte man ja Richard Wagner mitgenießen. Die Zahl der opernaufführenden Theater hat sich gemehrt, das Konzertleben trägt den überall üblichen Charakter der Überfülltheit. Trotzdem ist die innere Anteilnahme an diesem musikalischen Leben nicht stark, und wenigstens bisher ist es selbst dem als Regisseur und Organisator geradezu genialen **Hans Pfitzner** nicht gelungen, diesen inneren Widerstand gegen alles aus deutschem Geiste heraus Geborene zu überwinden. Das würde sich vielleicht ändern, wenn ein starkes einheimisches Talent sich Geltung erzwänge. Aber die stärkste kompositorische Begabung des Landes, **Karl Maria Erb**, ist (sicher mit unter dem Zwange der Verhältnisse) meistens auf das

Schaffen in kleinen Formen beschränkt geblieben, und für die Gesamtlage charakteristisch ist es, daß den jungen im Elsaß geborenen von Waltershausen, den Komponisten des „Oberst Chabert“, nichts im Lande festhielt.

Es bleibt eben doch die Literatur, in der allein sich solche geistig schwer belastete Probleme stärker auszuleben vermögen.

Eine „Literaturrevolution“ im kleinen spielte sich um die Jahrhundertwende in der Südwestecke ab, die auch darin der Literaturrevolution aus der Mitte der achtziger Jahre glich, daß einige kurzlebige Zeitschriften den Kampf aufnahmen. „Stürmer“ hieß die eine. Aber diese Stürmer waren von keinem großen Zeitgedanken in den Kampf getrieben. Es waren nicht soziale Nöte, nicht kreisende Geistesprobleme wie bei allen bedeutsamen Literaturrevolutionen. Das Problem der elsässischen Doppelkultur wurde mehr selbstgefällig gestreift. Diese Stürmer waren Artisten. Man war des alten Tones satt und wollte plötzlich zu den Modernsten gehören. Zu Paris und Berlin hatte man die besten Beziehungen, und man fühlte sich durch die eigentümlichen Verhältnisse der elsässischen Kulturentwicklung besonders berufen, die französische Moderne in deutscher Sprache lebendig werden zu lassen. Die hier tätigen Talente haben sich bisher nicht stark genug erwiesen, um im gesamten Schrifttum hüben oder drüben so sehr aufzufallen, daß man sie als eine besondere Kraft empfände. Aber darüber können wir uns nicht täuschen, daß, selbst wenn solche Talente entständen, auf diesem Wege einen etwaigen Gewinn ihres Schaffens immer nur das deutsche Schrifttum als Ganzes haben wird, niemals die elsässische Kultur. Wie das elsässische Volk als Gesamtheit für ein literarisch künstlerisches Geistesleben zu gewinnen sei, das ist heute noch eine genau so ungelöste Frage wie vor Jahrzehnten.

Den Willen, als stiller Arbeiter in den elsässischen Garten zu gehen, bezeugt ein kürzlich erschienenes Buch, das den Titel „Der elsässische Garten“ führt, „ein Buch von unsers Landes Art und Kunst“ (Straßburg, Verlag von Carl J. Trübner). Herausgeber sind Friedrich Lienhard, Hans Pfitzner und Karl Spindler — drei Namen, mit denen sich wohl ein Programm verbinden ließe. Aber sie vermeiden es, ein solches Programm aufzustellen: „In Zeiten der Unruhe tut ein ruhiges Wort gut. Wir wollen der Welt in diesem Buche ein ruhiges Elsaß zeigen, ein Elsaß als Land der Schönheit und des Friedens.“

Soweit es nicht das alte Kulturland ist, das hier gefeiert wird, klingen schier nur bekannte Töne an unser Ohr in deutscher und französischer Sprache. Zwei scheinen mir besonders charakteristisch. Auf der einen Seite das Schwelgen in Erinnerung. Ich fürchte immer mehr, das kann gefährlich werden. Die Romantik, die an die mittelalterlichen Ruinen knüpft, ist nicht gefährlich, aber jene, die in den stumm gewordenen Palästen des achtzehnten Jahrhunderts wohnt. Diese Zeit des schönen Rokokos war eine Kulturspielerei, die in diesem Lande immer fremd war. Das Schwelgen in ihr ist Artistentum, und mit einer unüberwindlichen bangen Ahnung werde ich Vergleiche nicht los mit dem in seiner Resignation, in seinem Kultus des Sterbens und der Müdigkeit ja gewiß reizvollen, aber doch letzterdings unfruchtbaren Flamentum.

Ein andrer Ton hat mir mehr Freude gemacht. Er klingt aus einem Gedicht von Luise Curtius. Es ist das Menschliche darin, was mir wenigstens für einen Teil der im Garten geleisteten Arbeit Zukunftshoffnungen einflößt:

Elsaßland, mir vertraut,
Hast mich trotzig angeschaut!
Danklos muß ich um dich werben,
Fühlen deinen Blick, den herben;
Dennoch such' ich deine Hand,
Elsaßland!

Elsaßland, mir vertraut,
Du gabst mir den schönsten Laut:
„Mutter“ hört' ich erstmals sagen;
Kann von dir nun alles tragen,
Wo der Söhne Wiege stand,
Elsaßland!

Das ist die Gesinnung, aus der die Arbeit der im Elsaß von Altdeutschen Geborenen auch für eine elsässische Zukunftskultur fruchtbar werden kann. Die jenseit der Grenze von den Franzosen, wie Barrès, gepflegte Erinnerungsliteratur des Trotzes wird es nicht; dafür werden die Bajonette und die Kanonen sorgen.

Wo werden die Urelsässer sich den Samen gewinnen, aus dem sie für ihren Garten den ihm natürlichen Blumenflor ziehen können? Auch hier sehen wir gleich Goethes Faust den Rat in dem einen: „Im Anfang war die Tat“.



Albert Schröder: Bildnis meiner Frau.



Giglio

Von Albert von Trentini

Als Axel von der Bank am Waldrand ein weißes Kleid schimmern sah, wußte er: Das ist sie! Und nun lief er über den Pfad, der in der Nacht bleich leuchtete, auf die Bank zu, und als er herzklopfend vor ihr angekommen war, lächelte er, weil Maria seine Freude ja doch nicht sehen konnte, und sagte bittend: „Darf ich mich hersetzen?“

Eine leise, versteckte Stimme antwortete: „Ja.“

„Klemens und Fritz spielen drin,“ sagte er, nur um etwas zu sagen, während er sich behutsam niederließ. Er hatte Angst, Maria höre seinen Herzschlag. „Ich weiß nicht, mit wem.“

„Die spielen immer.“

Er lachte kurz auf. „Ja.“

Dann fiel kein Wort mehr. Beide, Maria und er, saßen völlig unbeweglich. Hinter ihnen standen drei große Zirben, die ihre Pyramiden so hoch über die Bank hoben, daß der dunkelblaue Himmel durch sie herabglänzte. Vor ihnen dehnte sich, endlos scheinbar, die Matte der Alm. Schwarz, weil der dicke Wald zu ihren Seiten sie verdüsterte, und nur weit draußen, wo die Bogenlampen des Hotels sie bestrichen, duftig und licht. Über ihren letzten, kaum erkennbaren Wellen und Buckeln aber ragten die Massen der Dolomiten, von allen Sternen lampenhell aus der Nacht gerissen, in wildem Zirkus empor, und fern, fern hinter ihnen gleißte ein bleiches Stück Eis: die Stirn des Giglio.

„Wo waren Sie heute abend?“ fragte endlich Axel. Das war ein Wagnis! Seine Stimme klang aber nur verhaltener noch als vorher.

„In Prà de sora oben.“

„Allein?“

„Ja.“

Wieder eine Pause. Eine Welle Walzer flog durch die lautlos blaue Nacht herüber. Die machte es, daß Axel sich bewegte. Und gleich sah er Marias Gesicht. Es war ihm abgewendet; bleich und reglos. Die Augen schauten starr nach dem Giglio hinüber, auf dessen Stirn sich immer mehr Licht sammelte. Der rote, traurige Mund war fest geschlossen.

Warum, warum war dieser Mund immer so traurig?

„Sie sind viel allein?“ begann Axel von neuem. Er sah sie immer noch an. Die fest an die Bank gelehnten Schultern erkannte er, die Brust, die unter dem Hermelin nicht zitterte, die weißen Hände, die im Schoß gefaltet waren.

„Das lernt man so, wenn man keine Eltern und Schwestern hat.“

„Deshalb?“

Sie kehrte sich ihm zu. Lächelte ein klein bißchen. „Nein! Sie haben recht. Ich bin gern allein.“

Er wußte nicht, daß die Brust unter dem weißen Hermelin ebenso tobte wie die seine. Sich ebenso mutlos verbarg wie die seine. Darum fühlte er sich zurückgestoßen.

„Dann ... soll ich fortgehen?“

„Nein! Nein!“ Zögernd, unschlüssig war das gesprochen.

Wieder entstand eine Pause. Axels Herz raste. Fand er denn niemals das rechte Wort? Gelang es seiner so offenbaren Liebe denn niemals, diese seltsame Seele zu überwinden?

„Mir ist so gut bei Ihnen!“ stieß er zuletzt, fast stammelnd, hervor.

Sie fuhr erschreckt auf. Sagte nichts. Preßte sich mit leidenschaftlicher Kraft an das Holz der Bank. Wenn schon die Seele der Versuchung nicht entfliehen wollte, sollte wenigstens der Leib ihr feindlich entgegenschauen!

„Ich ... rede so ungeschickt!“ fuhr er gequält fort. „Verzeihen Sie! Wahrscheinlich komme ich Ihnen wie ein Knabe vor oder wie ein Verrückter ...!“ Fast verzweifelt senkte er den Kopf in die aufgestützten Arme. „Aber ... mir ist so gut bei Ihnen.“

Sie sprang ungestüm empor. „Was ist das für ein Walzer?“ rief sie überlaut.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er traurig. Und gleich darauf, bestürzt: „Wollen Sie heimgehen? Ist Ihnen zu kalt?“

Sie ließ sich, wie willenlos gezogen, wieder auf die Bank fallen. In ihrer gefolterten Seele drin war nun die Musik und seine Stimme zu einer süßen Harmonie vereint und warf lockende Träume vor ihr auf.

„Nein. Mir ist nicht kalt."

„Vier Wochen lang kenne ich Sie nun," begann er jetzt hartnäckig von neuem. „Und trotzdem hat es genügt, um durch Sie mich selbst kennen zu lernen."

Siehst du denn nicht, wie ich dich liebe? schrie jede Fiber ihres Herzens ihm zu. Und doch brachte sie kein Wort heraus!

„Wenn Sie neben mir sind, ist mir mein ganzes bisheriges Leben offenbar. Ich sehe alles ganz klar."

Du also auch! wollte sie ihm jubelnd zurufen. Du also auch! Aber sie zerdrückte mit den zitternden Händen nur die Spitzen des Kleides, zertrat mit den Füßen das tauige Almgras und sagte nichts.

„Bisher war ich mir immer ganz recht! Kam ich zu Männern oder zu Frauen ... ich gefiel mir ganz gut! Die waren kein Haarbreit besser, hatten keine andern Grundsätze als ich ... oder hatten so primitive, jünglings- und backfischartige, daß ich mir ihnen gegenüber wie ein großer kluger, erfahrener Herr vorkam ... Aber seitdem ich Sie kenne ..."

Er hielt angewidert inne. Das war ja alles grenzenlos lächerlich und geschmacklos!

In Maria aber riefen hundert drängende Stimmen: Sage ein Wort! Nur ein Wort! Denn noch eine Minute Schweigen, und er beherrscht sich nimmer. Und dann? Und dann?

„Ich sah Sie gleich beim erstenmal allein und ganz in Weiß, von oben bis unten weiß! ... Mitten im Walde, ohne Sonne ...! Und seitdem ist es vorbei mit der Blindheit! Voll von Schmutz und Schlechtigkeit sehe ich mich. Alles, was ich erlebt habe, ist unrein, gedankenlos, ohne guten Zweck gewesen. Alles, was ich gedacht habe, unlauter! Verdorben und unwürdig komme ich mir vor, wenn ich Sie sehe ... denn Sie sind rein! Rein!"

Er sprang auf. Jetzt, jetzt verbarg er es nicht mehr! —

Aber Maria war vor ihm aufgesprungen. „Sie haben mir's neulich gesagt," sagte sie in atemloser Erregung, während sie sich schon von ihm entfernte, ... „wie heißt der Gletscher da drüben?"

Wie taub blieb er stehen. Sein Gesicht verlor alles Glühen der Freude.

„Da drüben!" wiederholte sie, während sie noch weiter in den Pfad hineinlief, der nach dem Hotel zurückführte, und deutete nach dem Scheitel des glühenden Gletschers hin.

„Der Giglio!" sagte er tonlos, indem er ihr nachkam.

„Hoch?"

„Viertausendsiebenhundert."

„Viertausend?"

„Dreitausendsiebenhundert!"

„Gefährlich?"

„Nein! Ich war dreimal oben."

„Von hier aus?"

„Von hier aus und ... von der andern Seite."

„Heuer?"

„Als junger Mensch."

„Mit Führern?"

„Allein."

„Allein?"

Unterdes waren sie wie Fliehende geeilt. Jetzt schaute er sie aus seiner traurigen Betäubung heraus an. Sie waren ja schon da; knapp vor dem Portal. Ein Boy stand davor und riß die Tür auf.

„Gute Nacht!" sagte er jäh, fast bewußtlos. „Gute Nacht!"

„Ja ... gute Nacht!" Wie aus rasendem Flug reichte sie ihm die Hand hin. Für eine Sekunde!

Oben in ihrem Zimmer riß sie dann alle Fenster auf und warf sich müde nieder. Alpenrosen standen in großen Büschen auf einem Tisch; im dämmerigen Licht, das von den Fenstern kam, leuchteten sie und dufteten sie.

Aber keine Minute noch ruhte sie, als es an ihre Tür pochte.

„Bist du da, Maria?" fragte eine besorgte Stimme.

„Ja. Gute Nacht!"

Der Schritt entfernte sich zögernd. Klemens oder Fritz war das. Ihre Brüder! Die hatten ja keine Ahnung! Von nichts! Sie erfüllten gemessen und formvoll ihre Pflicht, auf die verwaiste Schwester achtzugeben: daß sie sich nicht verkühlte, sich gut unterhielt, ihnen niemals einen Vorwurf zu machen hatte. Aber sonst ...!

Sie lief ans Fenster, beugte sich hinaus. Nein, er war nicht mehr unten!

Dann lief sie zu den Alpenrosenbüschen. Die waren von ihm. Jeden Tag brachte er Blumen! Er liebte sie!

„Ich liebe dich auch!" sagte sie leise. Ganz leise. „Ich liebe dich auch!"

Aber als triebe sie die Glut dieser geheimen Worte weiter, lief sie wieder ans Fenster und beugte sich weit hinaus. „Wenn du wüßtest," flüsterte sie, „was es heißt, dich zu lieben und es nicht zeigen zu dürfen!" — — —

Eines Tags war er gekommen. Sie hatte vor dem Hotel gestanden — morgens, ein ganz blauer Tag hing über den Augustbergen — und sah ihn aus dem Wagen steigen. Aber Männer machten ihr keinen Eindruck! Ein Mann? Um Gottes willen! Lieber allein sein! Durch einen Zufall machte er zwei Tage darauf ihre Bekanntschaft. Nichts ist leichter als das in einem Alpenhotel. Man sieht sich beim Frühstück schon, dann im Wald, begegnet sich auf einer Partie, spielt Tennis mit denen, die gerade da sind, und trifft sich beim Souper wieder. Und nach dem Souper nochmals! — Aber dieser Gast machte den bequemen Zufall rasch vergessen! Bald war er jeden Tag an ihrer Seite. Immer fand er den passenden Augenblick, sich ihr zu nähern, und mit den Brüdern wußte er wie ein alter Freund zu verkehren. Wann sie dann zum erstenmal gewußt hatte, daß sie ihn liebte, daran erinnerte sie sich jetzt nicht mehr. Vorher noch hatte sie entdeckt, daß er sie liebte. Eines Morgens waren seine Augen, sonst frei und überlegen, innig und gütig gewesen. Seine Ritterlichkeit hatte über Nacht etwas Warmes und Teilnehmendes, seine sichere Weltmannart etwas sonderbar Unsicheres angenommen, und häufig schwieg er nun. Sie konnten stundenlang zusammen gehen, er redete nichts. Oder, was er fragte, war eigentümlich ungeschickt und unbeholfen.

Und dann war er eines Abends mit ihr auf der Bank draußen gesessen und hatte plötzlich über die Überraschungen gesprochen, die auch einem scheinbar Gefestigten das Leben bereite. Oft dächte man es mitsamt der Zukunft in der Hand zu halten und mit einem Augenzwinkern, einer leisen Bewegung lenken zu können ... und oft wieder sehe man verblüfft, wie es ein kleiner lächerlicher Zufall, ein ganz äußerlicher Zufall jäh aus der Bahn riß.

Ein andres Mal hatte er gesagt: „Ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß ein Sommer so schön sein kann — und so neu!"

Und noch ein andres Mal: „Könnten Sie erraten, wie dankbar ich Ihnen bin!"

„Mir? Wofür?"

„Dafür, daß Sie da sind, und daß ich das weiß! Ich habe schon lange nicht mehr daran geglaubt, daß es Menschen gibt, die einem etwas geben. — Am wenigsten junge Mädchen, die vom Leben nichts wissen!" — —

Aufgepeitscht von all diesen Erinnerungen lief sie vom Fenster zurück und riß die Blumen aus den Vasen, daß sie wie ein glühender Regen über ihr weißes Kleid fielen. „Wüßtest du — wüßtest du meine Qual!"

Am nächsten Tag begegneten sie sich bei den drei Brunnen. Und siehe, nun war alle Qual und Bangnis wieder tot. Die Seligkeit dieses Wiedersehens machte sie beide sorglos, wunschlos lachen. Ihre Gesichter strahlten. Sie reichten sich die Hände so fröhlich, als gäben sie in diesem Augenblick sich gegenseitig ihre ganzen Seelen. Zusammen schritten sie durch den Wald, erkannten jede seiner unscheinbaren Schönheiten, ergaben sich seinem Schweigen, tranken den Glanz des über dem Walde strahlenden Himmels. Die ganze Welt war schön, kein Fehler an ihr. Es gab auf der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen, der Maria nahestand: Axel! Auf der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen, der Axel nahestand: Maria. Ob sie auch stumm einhergingen, sie erzählten sich ungeduldig und eifrig von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend; Axel von den Vergeudungen und Glaubenslosigkeiten seiner Reise, Maria von den Geheimnissen, an denen sie überschwer trug. Alles sagten sie sich, was sie noch niemals einem andern Menschen anvertraut hatten. Sie konnten sich vorstellen, daß sie, wenn sie nur beisammen waren, in einer Sandwüste, in einem galizischen Dorf, in einer rußigen Großstadt ganz gleich glücklich und zukunftsfreudig sein würden wie jetzt im sommerlichen Wald da. Und ob sie auch nicht gewiß wußten, daß die Stunde kommen werde, in der sie einander gehörten ... im stillen Einherschreiten durch das dunkle Grün glaubten sie ihr entgegenzugehen. Vielleicht war es schon die nächste!

Aber mit einem Male, jäh, unvermittelt, war diese ganze freudige Zuversicht dahin! Eine Minute vorher hatte Maria noch gelacht, die Sonne war hell über ihrem weißen Kleide gewesen ... nun war sie entzaubert!

Axel merkte es sogleich: das Trennende, das Geheimnisvolle war wieder da! Er wollte fragen: Was ist es? Aber ein Blick auf Maria — und auch heute wagte er's nicht. Bedrückt gingen sie den Heimweg. Als sie sich vor dem Portal die Hände gaben, blickte Maria Axel fremd an, ganz fremd. Jede innere Gemeinsamkeit war wieder zerschnitten!

Der nächste Tag brachte die ersehnte Stunde auch nicht. Auch nicht der übernächste. Jeden Morgen kamen sie einander mit vollem Herzen, beschwichtigten Zweifeln entgegen, vertrauten der Hoffnung, die die blanke Sommersonne gab, stahlen sich so nahe zueinander, daß ein einziges Wort genügen mußte, um sie zu vereinen. Aber wenn der Abend da war, stand das Geheimnisvolle, das Trennende schon wieder zwischen ihnen, und sie nahmen hoffnungslos voneinander Abschied.

Nachts dann, in diesen kurzen, hellen, kühlen Sommernächten, riefen sie einander leidenschaftlich und heiß. Maria lehnte am Fenster — Axel ging draußen über die dunklen Hügel der Almen.

Wage es endlich! sagte er sich unablässig. Wage es endlich!

Wage es endlich! befahl auch sie sich. Endlich sei mutig!

Dann kam ein Abend, Axel sah Maria draußen auf der Bank warten — ja, sie wartete gewiß! —, aber er ging nicht hinaus zu ihr. Ganz plötzlich kam dieser Entschluß. Sie wies ihn ja doch nur wieder ab! Und klar über sie wurde er neben ihr auch nicht! Nimmermehr!

Er ging, einem schnellen Einfall folgend, in die Schwemme. Da saßen allabendlich die Führer beisammen. „Bologna!" rief er entschlossen.

Ein alter bärtiger Mann stand hinter dem Weinglas auf und zog langsam, nach Bauernart, den Hut.

„Wie ist denn der Schnee auf dem Giglio heuer?"

„Ausgezeichnet."

„Spalten?"

„Leicht zu übersteigen."

„Und die Venezia-Hütte offen?"

„Die Geggia ist heuer oben, soviel ich weiß ... Wollen Sie hinauf?"

„Ja, aber allein!"

Er lachte, nickte und ging. Draußen, unter der Sternennacht, blickte er noch einmal hinüber nach dem weißen Kleide. Merkwürdig! Nach so viel Abenteuern, nach so viel Abenteuerinnen hatte ein weißes, unschuldiges Mädchen es ihm angetan! Pflegte nicht Nico zu sagen: Solange wir unsre Reinheit noch haben, suchen wir die der Frauen nicht? Aber wenn wir zuletzt getäuscht, angewidert und leer dastehen ... darf so eine unbefleckte Seele den Teufelsruß von uns waschen!

„Maria, Maria, Maria!" rief er leidenschaftlich in die Nacht, von Schmerz und Sehnsucht durchzittert. Aber er ging doch nicht zu ihr hinaus. Vielleicht brachten zwei einsame Tage im Eis die Klarheit, die er da unten nicht fand! —

Als er am andern Morgen gerüstet aus dem Hotel trat, schaute er vorsichtig nach allen Seiten aus. Nein, sie war nicht da!

Aber kaum hatte er die Ecke des Hotels geschnitten, riefen ihn zwei Stimmen an. „Wohin? Wohin?"

Er blieb angewurzelt stehen: Maria und ihre Brüder hielten vor ihm!

„Wohin?"

„Auf den Giglio," antwortete er leise.

„Allein?"

„Ja."

Er wollte nicht nach Maria hinsehen. Nein! Er fühlte gut, daß der Entschluß, sich auf zwei Tage von ihr zu befreien, sogleich versank, wenn er sie anblickte. Zwei Tage ohne sie! — So stand er, ihr abgewendet, vor den Brüdern und beschrieb diesen hastig und verwirrt den Plan der Tour.

Rede und Gegenrede.

„Also viel Vergnügen!" sagten zuletzt, nach einer sinnlosen Pause, die Bequemen. Und Axel wollte gerade die Hand reichen und Adieu sagen, da trat Maria, das Gesicht von der Glut eines plötzlichen Willens gerötet, die Augen heiß auf ihn geheftet, vor und rief erregt: „Nehmen Sie mich mit!"

Er setzte den Hut wieder auf. Hatte gar nicht verstanden. — Da sagte sie's aber nochmals, erregter: „Nehmen Sie mich mit!"

Schweigen entstand. Er blickte Maria angestrengt an. Das war ja unmöglich, daß sie mitwollte! Mit ihm!

Da, während die beiden Brüder verlegen lächelten, sagte sie aber zum drittenmal: „Nehmen Sie mich mit!"

Und nun schoß ihm das Blut wie jähes Feuer ins Gesicht. Maria wollte mit! Maria wollte mit! Stockend, in der herzklopfenden Furcht, daß die nächste Sekunde dieses Wort gewiß wieder zurücknehmen würde, stieß er hervor: „Wenn Ihre Brüder..."

„Ihr habt doch nichts dagegen?"

Axel sah Klemens und Fritz atemlos an. Wenn sie ja sagten! Wenn sie ja sagten!

Wenn sie aber nein sagten?

„Ist es eine schwierige Tour?" fragte endlich Klemens.

Axel, fanatisch: „Ganz leicht! Eine Damentour!"

„Aber du hast kein Training!" warf Fritz ein.

Maria, trotzig: „Ich? Woher wißt ihr das?"

Verhandlungen begannen. Befangen, zögernd sahen sich die Brüder an. Dann, nach einer Weile, blickten sie auf den Rasen nieder. Es war das zweifellos eine recht heikle Sache.

„Entschließt euch! Wir dürfen nicht aufhalten."

Wie einfach sich so ein Mädchen so heikle Dinge vorstellte! Klemens und Fritz sahen sich noch immer zweifelnd an. Am Ende war es Axel auch gar nicht recht, Begleitung zu bekommen?

„Und ... auf einen Tag?" brachten sie endlich gemeinsam heraus.

„Nein, vor morgen abend wären wir nicht zurück."

Wieder blickten die beiden Brüder auf den Rasen.

Da verlor endlich Maria die Geduld. „Nehmen Sie mich mit oder nicht?" Ihre ganze Gestalt fieberte. Ihre Augen, wie sie nun zu klarem Ja oder Nein aufforderten, sprühten.

„Aber" — er reckte sich wie aus einer Verzauberung auf — „aber das ist doch natürlich!"

„Also dann?" Schlank, jung, unendlich jung stand sie vor den Brüdern. „Oder wollt ihr mich ihm nicht anvertrauen?"

Wie angestoßen hob Klemens seinen Kopf und sah Axel an. „Ja, wenn er so freundlich ist?"

„Wenn Sie die Güte haben...?" Auch Fritz blickte gerettet auf.

Ein Alp sank von Axel. Maria geht mit! Maria geht mit! sang es rauschend in seiner Brust drin. „In zehn Minuten bin ich da!" rief Maria und lief ins Haus hinein. Aber er hörte es gar nicht, sah es gar nicht. Er redete laut, lachend, hell lachend mit den Brüdern weiter, ließ sich Ratschläge, Bitten, Ermahnungen geben, beruhigte, beschwichtigte, versicherte und dachte mit glänzenden Augen nur eins: Maria geht mit! Denn sie liebt mich!

Je höher sie stiegen, um so siegreicher tat sich die plötzlich geschenkte Schönheit dieses Tages vor ihnen auf. Die ganze letzte Zeit schwand in ihrem Strahl dahin. Alles Feindliche, Widerstrebende war tot. Sie gingen der Stunde entgegen, endlich!

Oft blieben sie stehen. Dann blickten sie sich wortlos an. So innig! Sie redeten nicht. Jetzt war auch das Schweigen sprechend. Nicht der Zufall hatte sie vor Wochen zueinandergeführt! Nicht eines betäubenden Sommers süße Laune hatte sie aneinandergeschlossen. Eines jeden einsames, irrendes Leben hatte blind und doch sicher den andern gesucht.

Maria, die immer voranschritt, staunte nicht über ihr Lächeln. Die Ruhe, die seit dem jähen Entschluß des Morgens über sie gekommen, die feste Gewißheit, heute noch das Glück mutig zu erfassen und sich zu eigen zu machen, waren ihr jetzt selbstverständlicher Besitz. Ob sie durch den Wald emporstieg, der noch kühl und tauig war, ob sie über die Bergwiesen schritt, unterm heißen, wolkenlosen Himmel, ob sie neben Axel an der Quelle rastete, sie fand sich voll Kraft und Zuversicht. Alle Zweifel waren wie durch ein Wunder verstummt. Und Axel, der jubeln wollte, sooft die junge Hand da vorn den Bergstock bewegte, der tausendmal rufen wollte: Warum hast du mich so glücklich gemacht! schwieg ebenso dankbar und reich wie sie, weil er nun ihrer Seele sicher war und damit all des Zaubers, der in der weißen Gestalt da vorn noch auf ihn wartete.

Der Morgen ging mit tiefblauem Schimmer in den Himmel des Mittags über. Aus der Flut hohen Lichts lösten sich frei und groß die nackten Leiber des Steins.

Dann blieb der Wald zurück, und zu ihren Füßen breitete sich mit Kesseln und Tälern das Land der Almen aus, grün und glänzend. Und rings an den Grenzen des Horizonts stiegen die weißen Häupter der Gletscher auf.

Die Stille, die am Morgen die enge Klamm des Hochwaldes gefüllt hatte, ward nur noch tiefer, je weiter der Raum ward, über den sie sich ergoß. Der Nachmittag schritt aus dem Westen heran. In der Glut seiner wandernden Sonne ward die wogende Fläche der Halme, durch die sie immer noch höher stiegen, lautlos und stumm, trotz ihrem göttlichen Rauschen. Plötzlich aufgetauchte Eisberge schwammen ostenzu im süßesten Blau einer heiteren Ferne, aus Schlünden, worin nahe ihrem Weg der Schatten über roten Trümmern kühl lag, aus der unzähligen Vielheit der tief zurückgesunkenen Waldzüge stieg ein unbekannter wohliger Duft, der lächeln und sinnen machte, aus dem schleierig gleißenden Süden stieß sonnbeschwert und golden je und je ein Windstoß, ohne zu tönen. Und wie aus diesem Schweigen hob sich um sie stets höher die Rundmauer des Hochlandes, tausendformig, nahe und fern zugleich, und als sie endlich die letzte kurzrasige Weide verlassen und in den nackten Fels eingestiegen waren, fanden sie sich erschauernd eingehüllt in den Hauch voller, weltloser Einsamkeit.

Und noch immer schwiegen sie.

Bis unversehens, mit einem Schlag, zwischen zwei riesenhohen schwarzen Felsflanken eines nordenzu sich öffnenden Schachtes, über dem glasblauen Fluß der Gletscherzunge das Haupt des Giglio emporstieg. Von überirdischer Weiße war es, rätselhaft geblendet von der gesammelten Brennkraft der Sonne und grell abgehoben vom metallischen Dunkelblau des Himmels.

„Ist das...?“ rief Maria mit einem heftigen Aufrecken ihrer weißen Gestalt.

„Der Giglio!“ antwortete Axel.

Sie blieben gebannt stehen, tranken das Bild mit gierigen Augen. Alles, was sie vorher gesehen hatten, verschwand vor ihm. Der Atem seines Eises strich sie an. Aber während dieser kalte, reine Hauch sie umflüsterte, stieg die Flamme ihrer Liebe jauchzend aus ihren Herzen.

„Da oben werden wir morgen sein?“ fragte Maria leise und blickte Axel an. Das kleine Wort „wir“ mit seinem verschämten Ton rief jubelnd alle Freuden ihrer endlich befreiten Seele wach.

„Ja, morgen im Sonnenaufgang.“

Axel zitterte. Tausend Rufe, die Stimmen seines frohlockenden Menschen, die Stimmen der Berge, des Himmels, der ausgebreiteten Welt lockten ihn zu Maria hin. Aber mit einem ehrfürchtigen Blick hinauf in das brennende Eishaupt wies er sie lächelnd alle zurück. Wartet, sagte er, bis morgen! Morgen, im Sonnenaufgang, will ich's ihr bekennen! Als jedoch sein seliger Blick vom Weiß des Giglio auf die weiße Maria niedersank und auf ihr liegen blieb, erlag er trotzdem der Versuchung. Jäh nahm er Marias Hand, hielt sie lange, wie etwas Wunderbares, Heiliges, und zuletzt beugte er sich nieder und küßte sie. „Darf ich — diese Hand führen?“ fragte er atemlos.

„Ja!“ rief sie.

Es widerhallte in den felsigen Flanken.

Als sie vor der Hütte ankamen, war die Sonne gesunken. Kalt stand der Himmel über der unendlichen Stille. Jagend riß er Wolken von weißem Schneestaub aus den frierenden Graten, erdrückte alle Farben der Felsenkrater, Türme, Abgründe und Schlünde rundum, ließ sie gefährlich, feindselig und böse sich zu einer Mauer um die Hütte lagern und legte nur auf die Bogen des Eises im Osten und Süden das träumende Rosenrot des Alpenglühens.

Axel schritt, um Maria schnell unter Dach und Fach zu bringen, an die Tür. Rüttelte an ihr. Rüttelte, rüttelte.

Als das umsonst war, ging sein Schritt, plötzlich von einer bangen Ahnung befallen, schnell um die Hütte herum und blieb vor jedem Fensterladen stehen.

Als auch das umsonst war, weil kein Laut aus der Hütte drang, lief er rasend wieder vor die Tür, stellte sich auf und schrie: „Hallo! Hallo!“

Minutenlang hallte der Ruf in den lautlosen, kalten Abend. „Hallo! Hallo!“

Aber keine Antwort kam.

„Hallo!“ Nochmals. Und nochmals ein wildes, erbittertes Rütteln an der Tür. „Hallo!“

In diesem Augenblick gab aber die Tür schon der Gewalt seines Zornes nach, krachend und pfeifend fiel sie ein und ließ aus dem

Spalt, darin Axel taumelte, einsames Dunkel glotzen.

„Ist die Hütte ...?" rief Maria, plötzlich von einer blitzschnellen Erinnerung gepackt, ihn an.

„Leer!"

Und von dieser Sekunde an war ihr freudiger Entschluß wieder tot. Wie die Nacht über einen Tag fällt, fielen die Zweifel ihres betäubt gewesenen Gewissens wieder über sie her, und klar und hell wußte sie: nun wichen sie kein zweites Mal. Denn diese leere Hütte — o Grausamkeit des Zufalls! — diese leere, scheinbar für sie zwei höhnisch aufgesparte Hütte erinnerte grinsend an jenen Sommerabend in Cricola mit dem leeren, ganz leeren Landhaus mitten in den Rosengärten des Vollmonds ... und in dem Landhaus wartete ...

Bleich, ganz bleich war Maria geworden. Jetzt, an der Schwelle des Glücks, waren die Hände, es zu fassen, verdorrt.

Axel, ohne diese Erinnerung zu kennen, erriet die Wandlung sofort. Das Geheimnisvolle, Trennende war wieder da. Ratlos, ohnmächtig sah er, wie es Maria wieder eroberte. „Ich kann nichts dafür!" stammelte er verzweifelt. „Der Bologna hat mir versichert, die Hütte sei bewirtschaftet."

„Können wir nicht zurück ins Hotel?" fragte sie nach einer Pause.

„Unmöglich! Neun Stunden!"

Wenn er nun etwa dachte, sie fürchte sich vor dieser Nacht und sei deshalb so verwandelt ...?

Wenn sie nun dachte, er habe gelogen, sie absichtlich in die leere Hütte gelockt, um ...?

Als sie endlich den Fuß in das Dunkel setzten, war in beiden schon eine tiefe, lähmende Bangnis. Maria wollte ihre Erregung vor dem Schuldlosen meistern, Axel immer wieder sich vor der Betroffenen entschuldigen. Aber diese freundlichen Vorsätze halfen ihnen nicht. Beide merkten sie, wie ohne ihren Willen der sonnige Glanz des Tages abgelöst ward von einem unerbittlichen Dunkel, gegen dessen zerstörende Macht sie keine Gewalt hatten. Als die Hütte, die aus zwei muffigen, unordentlichen Kammern bestand, geräumt, gelichtet und gewärmt war, wollten sie mit allerlei tapferen Ermunterungen sich wenigstens die unbefangene Harmlosigkeit wiedergeben, die dazu helfen mußte, die plötzlich eingetretene Wandlung zu verleugnen. Aber gerade das gelang ihnen nicht. Sahen sie mit jeder neuen Minute das Trennende, das sie schon für besiegt gehalten hatten, sich herrschender vor ihnen erheben, so erkannten sie mit dem Steigen der Dämmerung auch immer deutlicher, wie trotz diesem Trennenden die Nacht in dieser einsamen Hütte alle Zauber und Sehnsüchte ihrer nicht mehr zu zähmenden Liebe wachrufen und so einen unerträglichen Kampf ihnen auferlegen mußte. —

Eine der Kammern trug den Herd. Davor stand Maria, vom Schein des Feuers gehütet, und bereitete den Tee.

In der andern machte Axel, von der halboffenen Tür verborgen, ihr Lager zurecht.

Dann, als die Nacht schwarz draußen war, entzündeten sie die einzige Kerze, die gefunden worden war, stellten sie in einer Flasche auf den Tisch und aßen. Und als ob ihnen nur noch diese einzige Möglichkeit geblieben wäre, sich Liebe zu erweisen, und als ob sie diese Möglichkeit durstig ausschöpfen müßten, taten sie sich dabei gegenseitig ganz unnötige Dienste. „Sie müssen noch essen!" drängte besorgt Axel. „Sie müssen noch essen!" bat traurig Maria.

Unterdes — sie saßen sich gegenüber und blickten sich je und je scheu an, denn der andre durfte das nicht merken — verglomm auf dem Herd das Feuer. Dafür kam aus dem Nachtwerden draußen ein Mondstrahl auf den blanken Tisch herein. Gerade als das geschah, knisterte das sterbende Herdfeuer seufzend auf. Und nun wurde es totenstill.

Marias Herz raste. In der steigenden Angst betete sie. Ohne noch einen klaren Gedanken denken zu können, sah sie ein weitausgebreitetes Reich voll Sonne und Blumen vor sich, das schwebte vor ihrer fieberhaft nachsinnenden Seele auf und nieder. Es stieg aus den Händen Axels auf, flog ihr zu, und sie mußte es trotz dem schmerzenden Krampf in ihrer Brust voll einer grenzenlosen Hingebung anlächeln. Es ist ja dein, sagte eine süße Versucherstimme, für immer und ewig! Niemand teilt sich mit dir darin. Es besteht aus seinen zum Sieg geführten, aus Finsternis und Torheit ans Licht geretteten Lebenstagen. Wenn du es zurückwiesest oder stumm an dir vorbeiziehen ließest — du könntest es doch niemals mehr entbehren, würdest es immer wieder rufen müssen. Denn es ist nicht nur dein, es ist auch sein Glück!

Und, flüsterte die lockende Stimme, die Vergangenheit ist ja tot!

Sie verbarg wild ihr Gesicht in den Händen. Wenn sie ihm bekannte, warum sie das Glück nicht ergriff, dann war es kein Glück mehr für ihn. Und wenn sie dies Warum nicht bekannte, dann betrog sie ihn! —

„Die Kerze geht aus!" rief sie plötzlich. Gott sei Dank, daß etwas geschehen war.

Axel sprang erschreckt auf. Ob es auch dunkel war, er trug Marias Bild wie mit feurigen Linien eingeschnitten in seinem Auge. Er war voll ihres Duftes. Übervoll vom Klang ihrer Stimme. Zum Stöhnen voll von der Traurigkeit ihrer Rückkehr in die Trennung.

„Haben Sie keine andre gesehen?" fragte er zitternd. „Die unsre brauchen wir nachts über den Gletscher."

„Vielleicht ist in der Kammer eine?"

Sie schritten in die Kammer, suchten zusammen. Nur ein schmaler Lichtstrahl drang herein. Er fiel über das Laken des kärglichen Lagers. Maria beugte sich tastend nach einem Schrank, der in der Wand eingemauert war. Axel hinter ihr. Wenn er sie nun in die Arme reißen und sagen würde: Du, du, du, ich hab' dich lieb?

Kaum das gedacht, floh sie.

Sie streifte an ihm vorbei, er hätte sie leicht, ganz leicht halten können. Aber er tat es nicht.

Draußen setzte sie sich wieder in die Ecke hinter dem Herd. Da war es am dunkelsten. Und wieder steckte sie das zuckende Gesicht in die Hände. Der Zweifel ward nun zur Folter, die den ganzen Leib in Schmerz und Weh stieß: Wenn ich ihm bekenne, warum ich das Glück nicht nehmen darf, dann ist es für ihn kein Glück mehr. Und wenn ich es nicht bekenne, betrüge ich ihn. Gott, hilf mir! —

Eine Stunde verging so. Gegenseitig hörten sie den hämmernden Schlag ihres Herzens.

Endlich sprang Axel entschlossen aus dieser Unerträglichkeit. „Sie müssen nun schlafen gehen!" sagte er. „Wir brechen um zwei Uhr auf."

Sie folgte sogleich. Stand auf, ging durch das Dunkel der Kammer, bis sie vor ihm stand. Da aber, mit einem leidenschaftlichen Entschluß, vertrat er ihr den Weg über die Schwelle. „Kommen Sie in den Mond hinaus," sagte er wie im Fieber.

An der Wand der Hütte stand eine Bank. Darauf ließen sie sich nieder. Groß hing der Mond im wolkenlosen Himmel. Die ganze Welt unter ihm war blau. Sie hatte keine einzige der Formen mehr, die Maria und Axel tagtäglich sahen, keine, die an ihr gewöhnliches Leben erinnerte. Nirgend war Fläche oder Ebene, überall nur Höhe, aus gespenstigen, unergründlichen Tiefen aufgebaut. Und unveränderlich schien dies Bild. Aber zugleich mit dem Mond wanderte Licht und Schatten darüber hin. Bald stiegen aus dem verschwimmenden blauen Dämmer neue Länder, und dann versanken Steinstädte, Wüsten und Riesengebirge in tiefste Nacht. Bald aber legte sich, wie wundertätige Hand über tote Stirnen, der Schatten auf die prunkende Wölbung eines silbernen Eisdoms, und dann brach irgendwo, wie neue Quelle aus unbekanntem Ursprung, das Licht aus finsterer Wand, rieselte gischtend und perlend über Block und Schneefleck und Felsband und blieb zuletzt im stummen Geröll liegen.

Aus dem Norden stieß je und je der Wind. Dann schmiegte sich Maria jedesmal fröstelnder in den weißen Mantel.

Einmal — wie viele Stunden lang saß sie nun schon im Mondlicht? — kam ein Traum über sie. Axel streckte seine Arme nach ihr aus, zog sie an sich und küßte sie. Und nun tat sich ihre Seele ganz willig und aller Furcht bar ihm auf. —

„Der Giglio! Da! Sehen Sie!"

Sie fuhr zitternd auf. Schüttelte mit wehem Lächeln den Traum ab. Da draußen stand der Giglio! Vor einer Sekunde noch war er im blauen Schatten verborgen gewesen. Jetzt tat sich in seinem Gesicht ein brennendes Auge auf und schaute, von märchenhaft gleißendem Licht erhellt, herüber.

„Freuen Sie sich nimmer darauf?" fragte Axel versuchend.

Sie antwortete nicht. Kein Wort entrang sich der tobenden Brust.

Und so verging wieder eine Stunde. Der Mond wanderte weiter. Wo er den Himmel verließ, glühten die Sterne auf. Gewisse Berge standen furchtbar geduckt in höllischer Finsternis. Andre brannten, bewarfen mit dem Ausstrahl ihres Lichtes weithin das zerrissene Land.

Zu diesen brennenden gehörte der Giglio. Immer weißer, immer glühender wuchs er aus der Mondnacht empor.

Kalt war es. Ringsum knisterte der frierende Schnee.

Einmal brach irgendwo ein Stein. Wer weiß, wo? Ein Knall scholl, ein Brausen folgte. Unten, in entlegenster Tiefe, folgte brummender Donner.

Dann war es wieder totenstill wie früher.

Plötzlich — hatte sie jetzt nicht deutlich Axels Pulsschlag gehört? — sprang Maria auf. „Gute Nacht!" flüsterte sie.

Und war schon an der Tür. Aber nun war Axels Erstarrung gebrochen. Aufgeschnellt mit einem gefährlichen Ruck, stand er an ihrer Seite. Groß, zitternd. Sein Schatten bedeckte sie über und über. „Maria," flehte er, daß es in die Angst ihrer fliehenden Seele klang, und riß ihre Hände tyrannisch an sich, „Maria, ich ertrag's nicht mehr! Keine Sekunde mehr! Sagen Sie, was ist! Sagen Sie...!"

„Ja!" Sie schrie. Die ganze blaue Welt hörte es. „Jetzt sage ich es!"

Sein Gesicht wurde steinern in der gespannten Erwartung.

„Jetzt sage ich es! Ich bin nicht mehr rein. Ich habe einem andern gehört."

Mit weit aufgerissenen Augen, wie eine Wahnsinnige schaute sie in sein versteinertes Gesicht. „Das ist es! Das...!"

Und nun riß sie sich aus seinen Händen los wie aus den Fesseln eines Bedrängers und verschwand im Dunkel der Tür.

Er ging ihr nicht nach. Er blieb regungslos an die Hütte gelehnt stehen. Blickte, keiner Bewegung fähig, in das Wandern des Lichts, in die steigende Herrschaft der Nacht. Lange, lange.

Der Giglio verlor jetzt den Glanz.

Nein, das war eine Täuschung. Er brannte heller noch als vorher.

Er erinnerte sich, ihn vor Jahren um dieselbe Zeit, von derselben Stelle aus gesehen zu haben, ganz gleich wie heute. Unterdes war er ferne, ferne sein törichtes Leben gegangen.

Weinte da nicht irgend jemand drinnen in der Hütte?

Nein. Das war auch eine Täuschung. Da drinnen schlief ein unschuldiges Herz ruhig und süß. —

Vom fliehenden Mond herab raste eine Sturmwelle. Wie Eis so kalt, wie Biß so stechend. Da löste sich der Bann von ihm. Er schritt, einer wohligen Bewußtlosigkeit hingegeben, in die Hütte, kniete vor Marias Tür nieder und flüsterte lächelnd ihren Namen. Wie, wenn er es wagte, über die Schwelle zu treten, stillbehutsam, sich über die Schlafende zu beugen, seine ehrfürchtige Brust über ihre ruhig atmende Brust zu beugen und zu sagen: Nun gehörst du endlich mir?

Aber gleich darauf stieß ihn ein andrer Wille wieder aus der Hütte hinaus. Und wie er nun die Stelle sah, auf der Maria ihm vor zwei Stunden ein seltsam lautes, feindliches Wort zugerufen hatte, tauchte dieses Wort tönend aus der Vergessenheit auf und redete ihn schneidend an: „Ich bin nicht mehr rein, ich habe einem andern gehört!"

Er blickte blitzschnell in den Giglio hinüber. Siehe, nun war der Glanz von ihm fort!

Stöhnend sank er in die Bank. Das Gesicht in die zitternden Hände verborgen, sah er nicht mehr, wie nun die Gipfel alle, die bisher so weiß in der nächtlichen Sonne geleuchtet hatten, ins Dunkel zurücktauchten. Ein Riese nach dem andern sank gefällt unter. Ein Licht nach dem andern erlosch. Über die grenzenlos weit ausgebreitete Welt legte sich sieghaft die tötende Nacht. Alles Leben war nun zu Ende.

Als er erwachte, war der Himmel im Osten noch dunkel, während über dem Westen das Licht des fliehenden Mondes fahl glänzte.

Ohne sich des Vergangenen zu besinnen, trat er in die Hütte und pochte, die Uhr in der Hand, an Marias Tür. „Es ist halb zwei," sagte er leise.

Dann ging er daran, in der Kammer Ordnung zu machen und den Rucksack zu packen. Das alles tat er mit völlig wachen Sinnen. Nichts vergaß er. Alles ward mit größter Umsicht vorbereitet.

Dann, nachdem er bisher immer im Dunkel gewesen war, entzündete er die Laterne. Und im Augenblick, da er die brennende Laterne auf den Tisch stellte, kam Maria aus der Tür.

„Gut geschlafen?" fragte er voll Freude, sie wiederzusehen, und wollte auf sie zustürzen.

Und da erst, erst als er das totenbleiche Gesicht sah, das vor ihm im Laternenlicht

leuchtete, wußte er wieder, was geschehen war. Mitten in seinem freudigen Schritt blieb er stehen und senkte den Blick vor Maria. „Wollen Sie frühstücken?" sagte er tonlos.

Sie zuckte zusammen. Dann lächelte sie. „Nein," sagte sie dankend.

Er machte sich an den Sachen zu schaffen, die sie ihm reichte und die noch in den Rucksack mußten. „Haben Sie den Sweater an?" Er hob das Gesicht gar nicht von seiner Beschäftigung.

„Ja."

„Und die Gamaschen?"

„Ja."

„Festgeknüpft?"

„Ja."

„Ihre Brille habe ich."

„Gut."

Jetzt erhob er sich. Sah sie fest an. Und wie er sie so dastehen sah, weiß, müde, gebrochen, armselig, wußte er schon, daß er sie doch noch liebte. Schon tat ihm der rauhe Ton seiner letzten Worte weh, als hätte er damit ein verzweifeltes Kind von sich gestoßen. Hastig nahm er die Laterne empor, ging auf Maria zu, in einer unerträglichen Reue und Rührung, und wollte schon sagen: Ich habe dich doch noch lieb, Maria... Aber kaum stand er vor ihr, sank ihm dies Wort abgeschnitten in die Brust zurück. Ja, er liebte sie noch, aber...

„Dann ... kann's losgehen!" rief er überlaut und sah über sie weg.

Sie riß schweigend die Tür auf.

Zuerst ging es noch über vereisten Fels aufwärts, eine halbe Stunde lang. Dann brach der Grat mit einem Male in fast natürlichen Stufen gegen den Abgrund hin ab — unten lag, plötzlich und riesengroß aus der Versenkung getaucht, der Gletscher.

„Ich steige voran; hinab. Warten Sie!"

Fünf stille Minuten vergingen. Atemlos, aussetzenden Herzschlags stand Maria auf der schwarzen Felskante.

Unversehens aber war Axel wieder neben ihr und seilte sie an.

„Ich lasse Sie hinab. Neben der Laterne fassen Sie Fuß!"

Wieder fünf stille Minuten. Sie fühlte, während sie sank, daß sie am Seil hing.

„Stehen Sie?" klang es dann von oben herab.

„Ja."

Dann kam Axel nach.

„Werden Sie ohne Laterne genug sehen?"

„Genug."

Axel löschte die Laterne. Und wie unter einem Blitzstrahl glomm nun der weiße Leib des Gletschers in die Nacht empor. Ein Meer von schimmerndem Schnee tat sich nach allen Seiten hin weit vor ihnen auf. Links schoß der steile, spiegelglatte Firnhang in bang geahnte, furchtbare Tiefe. Rechts hob er sich zu wilden, gigantischen Formen, die fahl in den Himmel griffen, und verebbte erst in jener fernen, fernen Nordfinsternis zu milden Bogen, Wogen und Wellen, aus der bleich die Pyramide des Giglio aufstand.

Wieviel Stunden waren es bis dorthin?

Wo waren die Grenzen dieser unwirklichen Welt?

Woher kam diese bleierne Stille, in der der Verstand demütig schwieg, die überwältigte Brust sich an kein Wort mehr wagte? In der alles bisher Geschaute wie vor plötzlich sich auftuenden Geheimnissen des Jenseits versank, das stolzest Erlebte zur erbärmlichen kleinen Nichtigkeit wurde gegenüber der Ewigkeit dieser Welt? —

Nach einer Stunde wußten sie nicht, ob sie erst eine Minute lang gegangen waren.

Nach zwei dehnte sich das gefrorene Meer endloser, zielloser, grenzenloser aus als am Anfang.

Würden sie in dieser Uferlosigkeit zerfließen? Verschwinden? —

Ab und an riß das Seil an Axel. Dann stand er still. Sobald aber die Spannung wieder nachließ, schritt er schnell wieder weiter. Wie eine Maschine ging er. Sah den schrecklich nahen, schwarzblauen Himmel nicht, in dem die Sterne groß und still strahlten, sah die unheimliche, gesteigerte Glanzkraft der Milchstraße nicht, nicht das bläuliche Flimmern der Eiskristalle, nicht das Drohen der wild aufgerissenen Wächten tief unten, nicht den im Osten aufsteigenden fahlen Tag. Denn angestrengt, heiß arbeitete sein Gehirn. Ganz klar konnte er alles erwägen! Da, hinter ihm, ging Maria. Zwischen ihnen war alles aus. Sie hatte einem andern gehört. Er stellte sich vor, wie das gekommen war. Verfehlte Erziehung, Einsamkeit, Sehnsucht, Gelegenheit hatten es herbeigeführt. Vor zwei, vor drei, vor fünf Jahren! An einem Sommerabend. Nein,

in einer Winternacht. Ein Mann, jung, verführerisch, verführend ...

Bei dieser Vorstellung setzte das Gehirn jedesmal seine Arbeit aus. Ein brennender, beißender Schmerz stieg aus unbekannter Tiefe der Brust empor, durchraste den Körper, riß die Augen entsetzt auf und heftete sie starr in das Eis. Alles war zu Ende, unwiderruflich zu Ende!

Betäubt schritt er nun eine Zeitlang weiter. —

Aber nach einer zweiten Weile griff die Zange des Gehirns wieder in die ungeklärte Masse des Stoffs. Mußte die Seele Marias noch immer den Makel tragen? Hatten Reue, Gram, Tränen ihn nicht getilgt? War das Geschehnis nicht die alleinige Schuld jenes ... andern, der ...? Und rief nicht sein innerstes Herz ihr trotzdem zu: Ich liebe dich trotzdem! Dich allein! Dich allein! — — —

„Halt!"

Er wollte, bleich erschreckt, sofort umdrehen. Aber da bekam sein linkes Bein bereits Zug. Was geschah?

Und schon ward sein Körper gezerrt und gerissen! Abwärts! Abwärts! — Er nahm geistesgegenwärtig alle Kraft zusammen. Maria war ausgeglitten. Heiliger Gott, wenn das Seil riß!

„Festkrallen! Die Hände in den Schnee krallen! Ich halte!"

Das Seil hielt.

Er bohrte sich mit aller Gewalt in den Firn. Der Pickel steckte bis zur Haue drin. „Festhalten! Geduld! Ich ziehe!"

Er zog mit Leibeskräften. Ruckweise. Es ging ums Leben!

Endlich: „Haben Sie Fuß?"

Ein undeutliches „Ja".

Wieder zog er. Aber plötzlich setzte er aus. Nein! „Warten Sie!" schrie er. „Ich steige zu Ihnen hinab!"

Er kletterte, den Leib an den Firn angepreßt, auf allen vieren abwärts. Als er endlich bei ihr stand, atmete er wild auf. Seine Schuld wäre es gewesen, wenn ...! Das Leben Marias! — Ohne zu denken, ganz nur von der Seligkeit erfüllt, sie wiederzuhaben, nahm er sie mit zuckenden Armen an sich: „Gott sei Dank! Haben Sie sich wehgetan?" Es flimmerte ihm vor den Augen. Sie war kalt wie das Eis, stumm wie das Eis. Aber aus seinem erlösten Herzen schlug die Liebe wie Wellen inbrünstiger Wärme.

Minutenlang standen sie so. Sein heißes Herz neben ihrer starren Brust.

Dann, jäh, legte er das Seil von neuem um sie. „Also — weiter!" —

Unablässig redete nun sein heißes Herz. Ich liebe dich doch! sagte es in steigender Glut. Ich bin roh, hart, mitleidlos mit dir. Aber das ist nicht echt. Das ist falsch! Das Echte ist die Liebe!

Und, übrigens, sagte er mit wachsender Kraft ... ja, es war geschehen! Aber konnte es nicht ausgelöscht, konnte es nicht ungeschehen gemacht werden?

Er blieb plötzlich stehen. „Da," sagte er und deutete nach dem Osten, „der Tag kommt!" Und sah Maria fest an. „Der Tag!" Sinnend, wie im Traum blickte er in das aufglimmernde Dämmerlicht hinter schwarzen, feindseligen Zinken und Spitzen. Vielleicht geschah ein Wunder und tilgte den Makel! Vielleicht — —

Er drehte um. Der Giglio starrte blaß, frierend in den farblosen Himmel. Vielleicht ... es gab ihm einen Ruck! Vielleicht, wenn die Sonne kam, geschah das Wunder! Wenn sie im Sonnenaufgang auf den Giglio kamen — vielleicht kam dann das Wunder! Vielleicht vergaßen sie dann, was geschehen war, beide — im Sonnenaufgang der Lilie! —

Wie von einer fixen Idee getrieben, stieg er weiter. Hastig. Fliegenden Atems. Erst als er merkte, daß das Seil sich wieder zwischen ihnen spannte, hielt er ein. „Können Sie etwas schneller gehen?" fragte er leidenschaftlich zurück.

Erschöpft, müde blieb sie stehen. Von einer entsetzlichen Offenbarung gefüllt, hefteten sich ihre Augen auf ihn. „Ja."

„Wenn wir uns eilen, sind wir in einer Stunde auf der Punta San Matteo! Dann kommen wir über den Grat leicht bis zum Morgenrot auf den Gipfel!"

Er jagte voran. Im Osten glomm schon eine rufende Helle himmelaufwärts! Die Silhouetten der Gipfel gegen sie wurden von Minute zu Minute schwärzer und schärfer. Der Firn ringsum verlor den nächtlich weißen Schimmer und ward fahl wie Milch im Schatten. Aus dem dämmerigen Labyrinth des Hochlandes lösten sich halbdeutliche For-

men. Violette Täler krochen empor, kreidig gelbe Felsoasen, unabsehbare, tausendmal gebrochene, gerissene, eisgekittete Schneewelten. Und im Westen zitterte schon auf reinen Gletscherketten das flackernde Frühlicht.

Und immer siegreicher drang der Tag vor.

Und immer verzweifelter betete Maria. Nur diese Strafe sollte aufhören! Daß er sie nicht mehr liebte, daß er seine getäuschte Seele von ihr schon entfernt, daß er sie verachtete ... diese Strafe wollte sie tragen! Denn diese Strafe dünkte sie gerecht!

Aber daß Gott ihr nun auferlegte, geführt von dem, den ihre neu auferweckte Seele liebte, durch ein Morgenwerden zu gehen, das Schritt auf Schritt, Sekunde für Sekunde grausamer und mahnender aufzeigte, wie sie befleckt war, wie untilgbar auf ihr die Schande saß — das war zu schwer!

Solange die Nacht über das Eis gebreitet gewesen, hatte der Glanz der Sterne auf den keuschen Flächen des Firnes nur leise und milde gepredigt: Reinheit! Jetzt aber, da der Tag, der gefürchtete Tag kam, der, wie keiner noch vorher, das Verborgenste und Geheimste in sein strenges Licht riß, hoben sich aus der Tiefe des aufflammenden Himmels unzählige Engel und flüsterten mit Stimmen, die wie Posaunen in ihre gezwungen auflauschende Seele tönten: Unschuld! Und von allen Grenzen der jungfräulichen Welt, durch die sie, immer heller bestrahlt vom steigenden Feuer, mit krampfhaft geschlossenen Augen schritt, hallte die Verdammung: Du bist keiner Liebe mehr würdig!, von oben und unten her brausten die Stürme und Lichtbrände des Morgens, rissen ihr wie Verteidiger der Tugend vor den Augen des Betrogenen die ringende Liebe aus der Seele und höhnten: Durch deine Schuld ist sie verwirkt! —

„Die Sonne kommt!" rief Axel hell. Alle Kräfte seines Menschen pulsten in wirrem Wirbel. Aber er hoffte. Das Wunder, das auslöschte, mußte geschehen!

„Nur noch eine Viertelstunde, und wir sind auf der Punta!"

Keuchend jagte Maria weiter. Sie wußte nicht, was ihn emportrieb. Glaubte: er hat schon überwunden. Schnell getröstet, hebt er sich schon aus dem Schmerz seiner Täuschung!

„Der Giglio! Sehen Sie!" Stürmischer Jubel war in seiner Stimme. Ja! Giglio, die Lilie, nahm von Maria den Makel! In einer Viertelstunde! Im Sonnenaufgang!

„Nimmer zurückgeschaut! Weiter! Weiter!" Das Blut tanzte schreiend in seinem fröhlichen Glauben.

Schon tauchte der Helm des Giglio rotleuchtend aus dem prunkvoll wandelnden Blau seiner Sockel. Einsam, in schwindelnder Höhe. Nur in der blassesten Ferne hinter ihm hatten das Licht auch die Höchsten der Schweiz: Montblanc, Monte Rosa. Wie Kronen —

„Können Sie nicht mehr?" Er hatte sich jäh, jetzt erst besonnen, umgedreht. Und lief nun, plötzlich voll wilder Reue, zu Maria zurück. „Sollen wir rasten?" sagte er weich und nahm besorgt ihre tote Hand. „Sind Sie müde?"

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. „Nein! Weiter! Weiter!" —

Der Himmel im Osten ward grün wie eine Saat.

Der Himmel im Osten ward feuergelb wie ein brennendes Meer. Purpurn ragten die Gipfel in ihn.

„Was ist das?" rief Maria mit einem Male entsetzt und deutete nach einer Kugel hin, die funkenstiebend und unheimlich schnell am Himmel näherkam. Jetzt stand sie hinter dem Dreieck des Paliom, jetzt kroch sie aufwärts, jetzt — — —

„Die Sonne!" rief jauchzend Axel. „Weiter, weiter!"

Ja, die Sonne! Jetzt umlohte sie schon Maria! Jetzt zuckte das tote Eis schon ringsum auf in ihrem Strahl, alle gefrorenen, gefesselten Körper wälzten sich wie Auferstehende aus der Starre, und vorn, vorn, nahe, ganz nah und riesenhaft und brennend vom Scheitel bis zur Sohle, stand der Giglio und rief ihr zu: Nur den Reinen blühet mein Reich!

Noch hundert Schritt verzweifelt bergan: Herr, laß diese Strafe enden!

Und noch hundert Schritt ringend bergan, das Auge in diese Spiegel der Reinheit gereckt! Und nun ... wie der Blitz durchfährt sie ein Gedanke! — Herr, das ist zuviel!

„Wir sind auf der Punta!" schrie Axel anfeuernd zurück. „Nur noch eine halbe Stunde — da oben ist er!"

Wer?

Mit bohrendem Auge starrte sie den brennenden Riesen an. Wer war er? Stein? Eis? Bild? Oder — war er ein Ruf, ein Wort, ein — Symbol?

„Maria!" Axel stand dicht vor ihr. Ergriff ihre Hand. Senkte den Blick forschend, voll einer heißen Erwartung in sie. Jetzt mußte das Wunder schon zu wirken beginnen! Denn schon war sie voll Sonne! Schon getaucht in die erlösende Flut! Und sein Auge, voll Hoffnung und Glaube, trieb sie dem Wunder der Reinigung zu!

„Was bedeutet ... Giglio?" stieß sie gellend hervor.

Er ließ ihre Hand frei. Wirkte das Wunder noch nicht?

„Was heißt Giglio?"

Er trat einen Schritt zurück. Und in diesem Augenblick sank die Kraft der Idee von ihm. Ganz klar sah er wieder. Nein, da gab es kein Wunder mehr.

„Lilie," sagte er mit gesenktem Gesicht. Und plötzlich, völlig ermattet, ließ er sich in den Schnee sinken.

„Lilie?" fragte sie nochmals.

Er nickte. Ich liebe dich, tobte sein Herz; ja, ich liebe dich! — Aber! —

„Ich gehe nicht hinauf!" sagte sie hart. „Gehen Sie allein!"

Er schlug verblüfft die Augen zu ihr auf.

„Ich warte hier auf Sie," fuhr sie in wilder Qual fort. „Gehen Sie allein!"

Er sprang, wie emporgestoßen, auf, keines Wortes fähig.

„Es ist das keine Komödie von mir," sagte sie noch. Und nun ließ sie sich in den Schnee sinken. „Ich gehe nicht auf ... den Giglio!"

„Maria!" Der ganze große Mensch bebte. Aber sie regte sich nicht mehr.

„Maria!" Von einer springenden Flamme ward sein Körper übergossen. Lachte er oder weinte er?

Aber sie sah nichts. Hörte nichts.

„Maria!" Das war das Wunder! Das war ja das Wunder! „Maria!" Er hob sie wie ein Kind aus dem glühenden Schnee, umschlang sie, riß sie an seine Brust. „Maria ... ich bin nicht würdig! Ich bin nicht würdig! Aber" — ohne Scham ließ er die Tränen aus seinen verklärten Augen fallen — „wenn deine Liebe mich segnet ... und die meine dich trägt ..."

Der Pickel fiel aus seiner Hand, die Haube von seinem Kopf. Wie ein Riese ward er groß. Wie einem aus niedriger Knechtschaft zuinnerst Befreiten ward ihm der Schritt mächtig und kühn. Und Woge auf Woge peitschte die Sonne an die klirrende Wand des Giglio, während der Sehendgewordene die gerettete Seele in die Höhe trug.

Das Lied vom Sommer.

Vor Alfred Lüdkes Gemälde „Sommerlied".

Die Sommersonne glüht auf weites Land,
Ein leiser Windhauch läßt die Ähren wogen,
Die früchteschwer ihr Haupt zur Erde neigen —
Kein dunkles Wölkchen schwebt am Himmelsbogen.

Tiefbange Schwüle ruht auf Baum und Strauch,
Die Ähren zittern, wie von Angst beklommen,
Als hörten sie mit leichtbeschwingtem Schritt
Die Schnitter unter Sang und Tanz schon kommen.

Es ist die tiefe Stille vor dem Tod —
Die Ähren, reich an Früchten, müssen sterben ...
Kein Zittern hilft — wenn erst die Sense klingt,
Dann kommt der Tod und stürzt sie ins Verderben.

M. Manicke



Gemsjagden in den Alpen

Von Ernst R. von Dombrowski



Mittags hatten wir die letzte Bahnstation verlassen, unsre notwendigsten Habseligkeiten wurden auf ein paar Maultiere verstaut, und unverzüglich ging es zu Fuß weiter nach dem hoch oben an der Waldgrenze gelegenen Jagdhaus. Wir waren fünf gute Bekannte, alte Jagdgenossen, die sich schon wiederholt in den verschiedensten Revieren zu fröhlichem Weidwerk vereinigt hatten, und wie schon die Bahnreise mit dem Austausch alter Erinnerungen und neuer Erlebnisse rasch verflogen war, so wurde uns auch der vierstündige Aufstieg nicht lang.

Die Salzburger Bergwelt hatte uns mit herrlichstem Hochsommerwetter empfangen, die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel in voller Pracht hernieder, und es tat recht wohl, als die Felder und Wiesen des Tales hinter uns lagen und alter Fichten- und Tannenwald seine Pforten öffnete. Hier ist es um diese Jahreszeit schon recht still geworden, die Vögel haben über ihren Familiensorgen das Singen verlernt, man hört und sieht wenig von ihnen, nur ein Schwarzspecht fliegt mit hellem Ruf lange Zeit vor uns her, und neben dem Wege steht einmal eine Kette Haselhühner prasselnden Fluges auf. Noch weniger sieht man von den vierläufigen Waldbewohnern; die Blattzeit ist vorbei, und das Rotwild, von Blutsaugern aller Art bedroht, verläßt die schirmenden Dickungen höchstens bei Regenwetter vor Einbruch der Nacht. Nur von dem vielgestaltigen Heer der Insekten tummelt sich noch ein Rest im grellen Sonnenlicht der großen Schläge und Kulturen, aber dieses Volk ist größtenteils stumm, und wenn ab und zu der Brummbaß einer Hornis einsetzt oder irgendwo eine blau- oder rotgeflügelte Heuschrecke schnarrend auffliegt, so merkt man an diesem weithin schallenden Geräusch erst, wie tiefstill es ringsum ist.

Nach und nach wird der Baumwuchs ärmlicher und knorriger, immer häufiger drängen sich bemooste Felsblöcke und Geröllflächen, von Farnen und einzelnen Vorläufern der alpinen Flora umwuchert, zwischen die kurzschäftigen Stämme, deren Zweige und Kronen von Wind und Wetter oft arg zerzaust erscheinen. Die letzten Tannen und Lärchen, obwohl uralt, sind kaum zehn Meter hoch; wollte man eine von ihnen fällen, so fände die Säge an ihrem langsam gewachsenen Holz kaum weniger Arbeit als an einer Eiche, und man würde einer scharfen Lupe bedürfen, um auf der Schnittfläche die dichtgereihten, ineinanderfließenden Jahresringe zu unterscheiden.

Wir haben die obere Grenze der Waldregion erreicht, und hier, von einer Felswand bergwärts gegen Lawinengefahr beschirmt, liegt das schmucke Jagdhäuschen, neben ihm eine große Almhütte, wo die Jäger nebst den Treibern untergebracht sind, die uns bei unsrer Ankunft mit fröhlichem Weidmannsheil empfangen. Während wir das Jagdhaus beziehen und uns in seinen einfachen, aber bequemen Räumen häuslich einrichten, lodern vor der Almhütte zwei große Feuer auf; an dem einen versammelt sich das Treibervolk, am andern die Jägerei, zu welcher sich drei von den Gästen mitgebrachte Leibjäger gesellen, und da wie dort geht es bald lustig zu. Drüben schlägt ein junger Bursch die Zither, und zu ihren Klängen schallen teils allbekannte, teils rasch improvisierte Vierzeilige, jedesmal von einer Lachsalve und hellen Jodlern abgeschlossen. Hier aber, am Honoratiorenfeuer, werden klassische Studien betrieben. Das Jägerlatein kommt wieder einmal zu vollen Ehren. Sind nur einem Lande entstammende Jäger beisammen, so klingt diese internationale Sprache nur selten und schüchtern an, denn jeder kräftigere Gebrauch trüge dem Urheber nur Spott ein. Hier aber haben sich zu den Salzburgern ein Ostpreuße, ein Sachse und ein Wiener gefunden, und da wird gelogen, daß sich die rauchgeschwärzten Balken der Almhütte biegen.

Anfangs finden alle die haarsträubenden Erzählungen mehr oder weniger Glauben, nach und nach wird jedoch gegenseitiges Mißtrauen rege. So glauben die drei Fremden anscheinend nicht recht an den glücklicherweise schon ausgestorbenen Bartgeier, der ehemals gar oft erwachsene Sennerinnen, „und wann's glei no so g'stellt woarn," nach seinem Horst getragen hat; die drei Leibjäger zwinkern sich schmunzelnd zu, obwohl der alte Oberjäger versichert, daß er nur deshalb einschichtig wie ein Laubbock in der Welt herumlaufe, weil ihm seine Braut in dieser Weise verloren gegangen sei; er war es ja, der den letzten Bartgeier im Salzburgischen schoß, und der trug ein goldenes Kettlein mit einem Kreuz um den Hals, eben dasselbe, das er seiner Mirzl auf der letzten Kirchweih gekauft hatte.

Die fremden Leibjäger waren um Revanche nicht verlegen, den größten Heiterkeitserfolg aber erzielte zum Schluß Herr Wurzinger, der Wiener. „Vor zwei Jahr," erzählte er, „wie i mit mein Herrn in Ungarn war, da kommt auf amol a so a slowakischer Lakl g'laufen und sagt mir, im Park is a Bär. No ja, denk mir i, mögli is schon, weil's die Bären dort schonen und füttern tun; i lauf aufi ins Schloß und meld's. Da sagt der Herr Graf, dem was das Schloß

g'hört hat, mein Herr sollet den Bären schießen, und er und i sein losgangen. Der Slowak voraus. Meiner Seel, so a tausend Schritt weit vom Schloß weg steht an Endslacklbär, und mei Herr will schiaßen, aber bevor daß er no abkommen is, hat's an Kracher geben, daß er si ganz perplex umg'schaut hat. Selbiger Kracher is aber von aner Watschen herkommen, die i dem Slowaken einitatscht hab, a Weaner Patentwatschen auf Sprungfedern, so daß der Falott dreimal am Kopf gestanden is und nacher g'moant hat, Ostern und Pfingsten fallet auf an Tag. Und der Bär is ruhig dag'standen, weil's an ausg'stopfter war, den die andern Herrn dem meinigen zur Frozzelei hing'stellt ham. Mei Herr hat g'lacht und dem Slowaken a Zehnerbanknoten für die Watschen geb'n, und dann sein mir z'ruck ins Schloß. Da ham die Herrn ins Lachen ang'fangen, aber net lang, weil mir ihnen die saubern Läuf zeigt ham, aus die ka Schuß net abgeben war. ‚Ja, aber', fragt der Herr Graf, ‚es hat doch geknallt?' Seh'n's, meine Herrn, so is a Weaner Patentwatschen. Die ham's im Schloß auf tausend Schritt bei zu'g'machte Fenster patschen g'hört! — Aber jetzt is Zeit — eini ins Heu!"

Die Feuer wurden verlöscht, und alles begab sich zur Ruhe, denn die Jägerei mit den Treibern mußte schon um zwei Uhr aufbrechen, um den Trieb in weitem Bogen zu umgehen und bei Tagesanbruch auf dem Posten zu sein.

Auch wir machen uns noch bei Nacht und Nebel mit einem Hilfsjäger auf den Weg. Die vorangetragene Laterne wirft trüben Schein auf den schmalen, zwischen Krummholz und Alpenrosengestrüpp, über kahle Almen und Geröllfelder steil emporführenden Pfad. Nach einer Stunde löst sich das erste Glied der Gesellschaft ab, in Pausen von etwa zwanzig Minuten je ein weiteres, und schließlich winkt der Jäger mir als letztem, stehenzubleiben. Er selbst eilt hurtig weiter, um dem Jagdleiter die Meldung zu bringen, daß alle Stände besetzt sind. Dieser muß mit den sechzig Treibern seine Stellung jedenfalls schon erreicht haben und wartet nur noch den Anbruch des Schußlichtes ab, um das Signal zum Beginn der Jagd zu geben.

Dicht in den Wettermantel gehüllt, hocke ich auf meinem Stand und sehe dem Spiel des Nebels zu, der alles ringsum so dicht verhüllt, daß man keine zehn Schritt weit Ausblick genießt. Geht er hinauf oder hinunter? das ist für heute und die folgenden Tage die entscheidende Frage. Und das Schicksal will uns wohl, denn talwärts ballen sich die schweren Schwaden derart, daß sie fast schwärzlich grau erscheinen, über mir dagegen nehmen sie einen zarten rosenroten Schimmer an, und nicht lange währt es, da bricht mir gegenüber ein wie mit glühendem Erz übergossener Grat durch. Noch sieht er aus wie eine aus wogendem Meer aufragende Klippe, aber diese sinkt tiefer und tiefer, andre Felsen und Zacken heben sich empor, und wie die Sonne über einem Joch aufsteigt, weichen die letzten Schleier. Nur unten um die Almen haftet noch ein Nebelkranz, hier oben wölbt sich klarblauer Himmel über einem großartigen Landschaftsbilde.

Jetzt erst vermag ich meinen Stand zu mustern und auch fast den ganzen Trieb zu übersehen. Ich stehe in der Mitte einer etwa fünfzig Schritt breiten, rechts und links von hohen Wänden flankierten Scharte. Vor mir dehnt sich ein kleines, etwa sechzig Schritt weit reichendes Plateau aus, dann fällt das Terrain jäh zu einem weiten Kessel von mindestens fünf Kilometer Durchmesser ab, rings umschlossen von zackigen Wänden und Graten. Kaum habe ich mir einige Orientierung geschaffen, da ertönt durch die klare Luft der Hebschuß als Zeichen zum Beginn der Jagd. Und plötzlich sieht man durch das Glas jenseits an den Kanten des Kessels eine Menge dunkler Punkte, die Treiber. Längere Zeit weilen sie dort, schreiend und große Steinblöcke in die Tiefe kollernd, um die Gemsen locker zu machen, dann beginnen sie langsam in die schroffen Wände einzusteigen.

Nun wird es wieder still, das ganze Bild liegt in erhabener Einsamkeit da, so feierlich ruhig, daß man meinen könnte, in seinem Bereich sei alles Leben längst überwunden. Eine viertel, eine halbe Stunde vergeht, die Sonne steigt und glüht so unbarmherzig herab, daß die Augen von ihrem Widerschein an den weißschimmernden Wänden schmerzen und die Luft über den Graten zu flirren beginnt. Endlich ist die dritte Viertelstunde um, und da dringt der erste leise Ton seit dem Hebschuß durch die fast beängstigende Stille — vor mir, jenseit der Kante des Plateaus, ist Gries abgeronnen, nur ein klein wenig, aber der Ton wiederholt sich, ein paar Steine poltern nach, und jetzt taucht wie aus einer Versenkung ein Gemsbock auf. Er steht spitz gegen mich gerichtet und äugt direkt auf mich her. Ich sitze ganz frei an einen Felsblock gelehnt, aber das hat keine Gefahr, denn während die Gemse vielleicht schärfer windet und vernimmt als irgendein andres Wild, äugt sie sehr schlecht, und das Unterscheidungsvermögen mangelt ihr gänzlich. Nur rühren darf man sich nicht, dann bleibt man auch in nächster Nähe unbemerkt. Aber das Nichtrühren wird mir sauer, der Gemsbock steht wie eine Bildsäule, nur die Lauscher neben den starken schwarzen Krickeln sind in leiser Bewegung. Nun scheint er seiner Sache sicher zu sein, er wendet sich etwas, das Blatt wird frei, und im nächsten Augenblick sitzt auf diesem die Kugel, die ihn in das Alpenrosengebüsch bettet.

Nach und nach wird es lebendiger, auch von den übrigen Ständen knallt es ab und zu, und

rechts, links und vor mir poltern Steine unter flüchtigen Läufen ab. Mit einem Male wird eine ganze Galerie bekrickelter Köpfe an der Kante der Platte sichtbar, nach einer Weile steigt die Leitgeiß vorsichtig herauf, äugt zurück nach dem Trieb, und acht weitere Gemsen folgen ihr. Doch sind es diesmal mit Ausnahme eines jährigen Bockes, der auch noch geschont werden soll, lauter Geißen und Kitze. Nach längerem Verhoffen trollt die Leitgeiß los, und das ganze Rudel wechselt ahnungslos kaum zehn Schritt weit an mir vorbei. Da, in meinen Rücken gelangt, bekommt es plötzlich Wind, und nun poltert es in toller Flucht davon. Aber schon wieder steinelt es vorn, ein kapitaler Gemsbock taucht auf und flüchtet rechts in der Wand von Absatz zu Absatz empor, so daß die vier Läufe oft nur knapp Raum finden. Er kommt nicht weit, ein guter Blattschuß endet seine Bahn.

Bald hört man nun das Herannahen der lärmenden Treiber, und nach im ganzen etwa vier Stunden ist der Trieb zu Ende, der uns fünf Schützen eine Gesamtstrecke von neun Gemsböcken und einer aus Versehen geschossenen Geiß beschert hat. Vor dem Jagdhause wird die Strecke gelegt, der Jagdleiter verteilt die Brüche, und hiermit hat der erste Jagdtag sein Ende erreicht, denn zu weiteren Unternehmungen würde weder die Zeit noch die Kraft der Treiber reichen, die in dem scharfen Terrain ebenso anstrengende wie gefahrvolle Arbeit zu leisten hatten.

Der Abend wird gleich dem gestrigen zugebracht, und der alte Jagdleiter gibt, diesmal ohne Latein, allerhand Schabernack zum besten, den Franzl, der Leibjäger meines Vaters, hier und anderwärts aufgeführt hat. Ach ja, das Jagdhaus hier oben wußte viel von Franzls tollen Streichen zu erzählen. Er ließ mit seinen Späßen weder die Treiber, noch das Personal, noch vor allem die fremden Leibjäger in Ruhe, hatte dann aber einmal selbst eine böse Zeche zu bezahlen, von der allerdings der Löwenanteil meinem Vater zufiel. Die Leibjäger nebst dem Personal schliefen auf dem Heuboden, von welchem außen an der Hütte gerade über die Jauchengrube weg eine Leiter abwärts führte. Als sich alles zur Ruhe begeben hatte, schlief nur Franzl sehr bald ahnungslos ein, die übrigen blieben wach, entfernten die Leiter, dann weckten sie den Schlummernden und riefen ihm zu, er solle sich doch sputen, es sei höchste Zeit, und sein Herr habe schon zweimal vom Jagdhause her nach ihm gerufen. Da geschah das Beabsichtigte, zugleich aber auch etwas Unvorhergesehenes. Franzl sprang auf, riß die zum Putzen mitgenommenen Kleider meines Vaters von einem neben der Tür angebrachten Haken, und ehe sie die andern dem Davoneilenden entreißen konnten, lag er samt ihnen mit lautem Plumps dort unten in der Brühe.

Nun kam der Katzenjammer. Die ganze Nacht über wuschen und rieben die Jäger bei der nahen Quelle an den Kleidern herum, aber alles blieb vergeblich, sie wurden den lieblichen Stallgeruch so wenig los wie Franzl selbst. Zum Glück hatte mein Vater einen zweiten Anzug mit, aber Franzl durfte von da ab nicht zu ihm auf den Stand, er wurde vielmehr auf Seitenwechseln als Auswehrer benutzt, und nie war dieser Posten sicherer besetzt als durch ihn, denn jede Gemse bekam von ihm schon auf die riesigsten Entfernungen Wind ...

Der nächste Tag führte uns weiter abwärts nach der steilen Lehne eines Hochtales, die, von der Sohle aus gesehen, fast gänzlich bewaldet erscheint. In Wahrheit aber ist der schüttere, schlechtwüchsige Waldbestand mit zahllosen kleinen Felspartien, steilen Mauern, Schütten, Schluchten und Steinrunsen durchsetzt, die ihn wohl zu einem beliebten Standort namentlich alter einzelner Böcke, zugleich jedoch zu einem überaus schwierig gangbaren und viel gefährlicheren Terrain machen, als es manche scheinbar kaum ersteigbare Felswand ist. Hier sollten zur Unterstützung der Treiber auch sechs gut eingejagte hochläufige Bracken in Tätigkeit treten. Mir war auch diesmal der höchste Stand angewiesen, der sich auf dem scharfkantigen kahlen Rücken befand. Den jenseitigen Hang bedeckten nur Alpenerlen, die auch noch in den Trieb einbezogen werden sollten, und die sich hinter mir, wo der Waldwuchs aufhörte, auch über die diesseitige Lehne erstreckten.

Länger noch als am ersten Tage mußte ich untätig in der glühenden Sonne braten, die nirgend so empfindlich sticht wie im Hochgebirge. Kein Lebewesen war sichtbar, nur ein Kolkrabe zog mit heiserem Gekrächz hoch über den Grat. Endlich fiel tief unten ein Schuß, bald darauf ein zweiter auf einem der mittleren Stände, dann blieb es wieder lange Zeit still, bis ich von fern her das Geläute der Bracken vernahm. Aber nur sehr langsam näherte es sich, und der oftmals mit dem Jagdlaut abwechselnde Standlaut der Hunde belehrte mich, daß sie jedenfalls einen starken alten Gemsbock vor sich hatten, der sich vor ihnen immer wieder in eine der kleinen Wände einstellte und nur schwer vorwärts zu bringen war. Endlich ging die Jagd gar nicht mehr von der Stelle, etwa fünfhundert Schritt vor mir scholl ununterbrochen der tiefe Standlaut. Ich hörte die Treiber nahen, plötzlich brach es vor mir, und atemlos erschien der alte Oberjäger: „G'schwind, gnä Herr, kommen's mit, in der Schwarzwand hat si a ganz kapitalischer Gamsbock eing'stellt, er geht z'ruck, wann eahm die Hund' losbringa!"

So rasch es das unwegsame Terrain zuließ, eilte ich mit meinem Führer vorwärts, wir passierten die vorrückende Treiberlinie, und nach



Max Liebermann: Reiterin.

Zu der Rundschau „Die bildenden Künste" von Dr. Max Osborn.

etwa einer halben Stunde hielten wir am Fuße der Schwarzwand, einer senkrechten, fast glatten Felsenmauer von etwa siebzig Meter Höhe. Da bot sich uns ein prächtiger Anblick! Fünf der Hunde irrten am Fuße der Wand umher und gaben mit schon heiser gewordenen Kehlen nach ihrer Höhe zu Laut. Im oberen Viertel, auf einem kaum sichtbaren Vorsprung, stand der auffallend dunkle Bock, etwa zehn Schritt schräg unter ihm lag dicht an die Wand gepreßt die alte Hela, eine bereits elfjährige rauhhaarige Hündin, und beilte ununterbrochen, während der Bock, auf sie und die andern Hunde herabäugend, ab und zu den charakteristischen Pfiff ausstieß.

„Marand Josef," flüsterte mir der Oberjäger zu, „d' Hela is hin, von dort kimmt a Gamsbock obi, aber koa Hund!"

Das schien wohl richtig. Die Hündin hatte in ihrem Übereifer offenbar den gleichen Weg genommen wie der Gemsbock, sie war ihm, während ihre Genossen zurückblieben, auf einem ganz schmalen, schräg aufwärtslaufenden Felsenband gefolgt, das plötzlich aufhörte und sich erst weiter oben, nur für eine kühne Gemsenflucht erreichbar, fortsetzte. Aufwärts konnte sie nicht, ebensowenig aber zurück, da sie bei der Wendung rettungslos abgestürzt wäre. Jedenfalls galt es, die augenblickliche Situation so rasch als möglich zu beenden, und das tat mein Schuß, der den Gemsbock von seinem Hochstand herabholte: er stürzte von Absatz zu Absatz und blieb am Fuße der Wand liegen.

Nun mußte das Schicksal der Hündin entschieden werden, die, wohl jetzt erst die Gefahr erkennend, leise winselnd auf ihrem Posten lag und das wiederholte „Hüt, Hela! Hüt schön!" des Oberjägers mit Rutenwedeln beantwortete. Es gab nur zwei Möglichkeiten: die Hündin zu opfern und sie durch eine rasche Kugel aus ihrer Lage zu befreien oder einen Versuch zu ihrer Rettung zu unternehmen, was freilich nicht anders geschehen konnte als in der Weise, daß sich jemand von der oberen Kante der Wand abseilen ließ. Einer der Jägerburschen, die inzwischen nebst den übrigen Schützen und der Mehrzahl der Treiber auch herangekommen waren, erklärte sich bereit, das Wagestück zu unternehmen; zwei gute Seile waren gleichfalls zur Stelle, da sie, um bei etwaigen Unglücksfällen rasche Hilfe zu sichern, auf allen Jagden mitgenommen wurden, und so konnte die Aktion unverweilt beginnen.

Der Jägerbursche erstieg in weitem Bogen in Begleitung dreier handfester Genossen den Gipfel der Wand, dort wurde das Seil um die letzte, gegen die mit Wettermänteln belegte scharfe Kante zu stehende Fichte geschlungen, und dann begann der mit einem großen Rucksack ausgerüstete Bursche die Fahrt in die Tiefe. Das Ende des Felsenbandes lag von oben etwa zwanzig Meter entfernt, da aber die Wand etwas überhing, befand er sich nun in horizontaler Linie noch etwa anderthalb Meter weit von der Hündin und mußte sich in pendelnde Bewegung versetzen, um zu ihr zu gelangen. Ehe dies jedoch geschehen war, kam etwas Unerwartetes: die Hündin sprang in ihrer Todesangst dem Burschen direkt in die Arme und wurde von ihm festgehalten. Jetzt erst gestaltete sich die Situation bedenklich, da der Bursche die Hände nicht mehr frei hatte und daher außerstande schien, den Rucksack von den Schultern zu nehmen und, wie vorher bestimmt war, die Hündin dort hineinzustecken. Mit ihr in den Armen konnte er sich nicht emporziehen lassen, da er hierbei unbedingt die Hände frei haben mußte, um sich vor Verletzungen zu schützen. Auf meinen Rat hin wurde nun auch mit Hilfe des andern Seils ein zweiter, mit einem Stein beschwerter offener Rucksack hinabgelassen. Nach langem Hin- und Herpendeln gelang es dem Burschen, ihn mit den Zähnen zu fassen, rasch brachte er dann die sich gar nicht sträubende Hündin darin unter, zog die Schnüre fest zu und gab mit hellem Juchzer das Zeichen zum Emporziehen. Mit der rechten Hand schützte er sich selbst, mit der linken den Rucksack vor gefährlichem Anschlagen an die Wand, und binnen kurzem war nun das Rettungswerk gelungen.

Der alte Oberjäger, dem vor Freude die Tränen in den Augen standen, wollte seine geliebte Hela gleichwohl mit einer tüchtigen Tracht Prügel empfangen, doch wir baten für sie, und so endete dieser Jagdtag, der uns neben meinem Kapitalbock nur noch drei Gemsen geliefert hatte, da die Mehrzahl des Wildes seitlich oder rückwärts ausgebrochen und nur ein kleiner Teil an die Schützen gekommen war.

Noch drei Tage blieben wir zu fröhlichem Weidwerk vereint, dann schloß ein einem heftigen Gewitter folgender echt Salzburger Schnürlregen alle weiteren Unternehmungen ab, aber nicht ohne daß er uns am letzten Abend noch ein sehr heiteres Erlebnis beschert hätte. Unterhalb des Jagdhauses führte ein ziemlich viel begangener, nach dem Rauriser Tal führender Touristenweg vorbei, und kaum waren wir am fünften Tage wie die gebadeten Mäuse heimgekommen, als der Oberjäger dem Jagdherrn die Meldung erstattete, es seien fünf in ähnlicher Verfassung befindliche wegemüde Wanderer unten, die um Schutz vor dem tobenden Unwetter bäten. Die fünf entpuppten sich als ein alter Professor der Botanik aus Göttingen nebst Tochter und — drei böhmischen Harfenistinnen aus Počatek, die nach Gastein gewollt hatten. Mit großem Hallo wurden die unfreiwilligen Gäste empfangen, und der Abend verlief in heiterster Stimmung. Der Professor war ein drolliger, überaus gemütlicher alter Kauz, sein Töchterlein ein reizender Back-

fisch, und wenn sich die drei Priesterinnen der Kunst auch reifer an Jahren als an Reizen erwiesen, so wußten sie doch fidele Weisen zu spielen, und höhere Anforderungen wurden an sie nicht gestellt. Zunächst musterten wir unsern Vorrat an Toilette, und es ergab sich, daß genügende Kleidungsstücke, natürlich männlichen Schnittes, für alle fünf Gäste vorhanden waren, obwohl das Professorenkind die ihr zugefallene kurze Lederhose als höchst ungenügend bezeichnete. Aber auch sie fand sich in ihr Schicksal, und bald ging es hoch her. Da die Jagd doch abgebrochen werden mußte, trennten wir uns erst in später Nacht, nachdem eine tüchtige Batterie Flaschen von unsern Taten zeugte.

Im Hochgebirge mit seinen großartigen Naturszenerien ist jede Jagdart genußreich; wer jedoch über die nötige Spannkraft verfügt, wird die Birsch der Treibjagd immer noch vorziehen, schon weil ihr nicht jeder gewachsen ist, und weil jeder Bruch, den man sich da ohne fremde Beihilfe holt, ein Zeichen männlicher Tüchtigkeit bedeutet. Gar oft will solch ein Zeichen hart verdient sein. Der Tourist kann, auch wenn er ein schweres Ziel vor Augen hat, seinen Weg in verschiedener Weise wählen, dem Jäger dagegen bleibt in der Regel keine Wahl, er muß, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, von Wind und Deckung abhängig, auch unweigerlich in ganz bestimmter Art vorgehen, und wenn man im Hochgebirge etwas erzwingen will, so ist das nur zu oft ein Spiel auf Leben und Tod.

Das gilt für jede Jahreszeit und vor allem dann, wenn man sich die stolzeste weidmännische Trophäe erringen will, die das Hochgebirge zu verleihen hat, den Gemsbart. Ende November, wenn der Gemsbock in die Brunst tritt, trägt er an den Schultern sehr stark verlängerte dunkelbraune, an den Spitzen gelblichweiß bereimte Haare, Gemsbart genannt, und sie, in einer Kapsel straußförmig gefaßt, bilden ein viel stolzeres Siegeszeichen als die Krickel, weil so ein Gemsbart eben nur zu einer Zeit erworben werden kann, wo sich jeder Unternehmung in der Hochregion verdoppelte Schwierigkeiten und Gefahren entgegenstellen.

Schnee und Eis decken das Gebirge, wenn der Gemsbock zur Hochzeit auszieht. Längst sind die Herden von den Almen abgetrieben, die Hütten versperrt, die Quellen und Bäche von starren Eisfesseln umklammert, Rot- und Rehwild, die im Sommer gern in dem dichten Krummholz und den Alpenerlendickungen Schutz suchen, haben sich in die tieferen Lagen zurückgezogen, selbst der Steinadler ist nach den großen Ebenen gewandert, um dort der bequemen Hasen- und Kaninchenjagd obzuliegen, und nur die Gemse und das Schneehuhn als treueste Kinder der Alpennatur halten auch jetzt bei ihr aus, wo sie in todesähnlichem Schlummer daliegt, in weißer Zier, wie eine aufgebahrte Braut. Wundervolle Stimmungen umgeben sie gerade in dieser Zeit. Ob die Sonne den Mantel von Schnee und Eis mit Milliarden von Diamanten und zitterndem Goldflitter besät, ob brodelnde Nebel Trauergewänder um ihre Schultern und einen bleichen Kranz um ihr Haupt schlingen, ob mit ungeheurer Wucht Schneestürme gegen ihren Felsenpanzer wüten, nie empfindet man die Großartigkeit dieser hoheitsvollen, ungebändigten Natur so tief wie jetzt, wo sie teilnahmlos, wunschlos, in voller Einsamkeit ruht. Der Wald ist vergänglich, ewigem Wechsel unterworfen wie das Menschentum; hier oben steht man vor einem Ewigkeitssymbol; tausend- und tausendmal sind Frühjahr und Winter spurlos geblieben, nicht nur die Generationen, auch ganze Völker sind hier gekommen und gegangen, auf alle Zeitalter der Menschheit von ihrer Wiege an haben diese stillen Häupter herabgeblickt, und immer noch sind sie geblieben, wie sie waren.

Wer den Hochgebirgsjäger, den besten Sohn dieser Natur, kennen lernen will, muß ihn im Spätherbst und Winter beobachten, wenn er rastlos und oft todesmutig dafür sorgt, daß das ihm anvertraute Wild nicht Not leidet, oder wenn er sich als Lohn all seiner Sorgen und Mühen die stolze Trophäe, den Gemsbart, holt. Schon im Mittelgebirge ist die volle Pflichterfüllung des Berufsjägers Mannesarbeit im höchsten Sinne des Wortes. Hier aber erhöhen sich infolge des an sich schwierigeren, schon im Sommer seltene Kraft, Ausdauer und Beherztheit erheischenden Terrains, der riesigen Entfernungen und der viel plötzlicher und heftiger hereinbrechenden Elementarkatastrophen alle Anforderungen oft ins Maßlose; hier kann man nur Menschen brauchen, die vor diesen Aufgaben nicht zaghaft und verzweifelnd die Hände in den Schoß legen, sondern ihren Schwierigkeiten fast freudig entgegenblicken, weil sie Gelegenheit bieten, zu zeigen, „was a Jaga is!" In der Ebene habe ich es gar oft erlebt, daß baumlange und baumstarke junge Burschen ein sehr saures Gesicht zogen, wenn sie einen Rehbock eine halbe Stunde weit tragen sollten; hier aber zieht der Jäger seinen Bergstock durch die geschränkten Läufe zweier Gemsböcke und schafft sie drei oder vier Stunden weit heim; handelt es sich um einen Rotspießer oder ein Schmaltier, so würde er sich auch schämen, erst einen Gehilfen herbeizuholen. Stellt der mit den Verhältnissen nicht vertraute Fremde, wie das leicht geschieht, einmal eine unerfüllbare Forderung an seine Leistungsfähigkeit, so wird sie mit ruhigem Lächeln abgelehnt, und dagegen gibt es keinen Rekurs, denn der Hochgebirgler überschätzt sich nicht; liegt die Erfüllung aber im Bereiche der Möglichkeit, dann begegnet man nie einem Murren,

im Gegenteil, je höher und schwieriger die gestellte Aufgabe, desto freudiger leuchtet es in den hellen Augen auf, und oft läßt sich der Gebirgler auch durch ein Verbot nicht von einem tollkühnen Wagnis zurückhalten.

Einer meiner Bekannten schoß einmal im Steinernen Meer in Salzburg, einem überaus scharfen Gebiet, in der Brunst einen kapitalen Gemsbock, der in ein vereistes, etwa vierzig Meter tiefes Karstloch stürzte. Der Jagdherr wollte Krickel und Bart lieber verlieren, als zwei Menschenleben aufs Spiel setzen, und verbot dem Oberjäger und seinem Sohne auf das strengste jeden Versuch zur Bergung des Bockes. Scheinbar fügten sich die beiden. Um neun Uhr abends jedoch machten sie sich vom Jagdhause aus auf den Weg nach dem drei Stunden entfernten Dorfe, stahlen das Kirchturmseil, legten mit dieser schweren Last durch hohen Schnee den fünfstündigen Weg bis zu dem Karstloch zurück, holten den Bock herauf, und um acht Uhr morgens hing er, als der Jagdherr vor die Tür trat, daneben am Haken.

Unten im Dorfe hatte große Aufregung geherrscht, als am Morgen keine Glocke läutete; der Küster lief verstört umher und schrie halb wahnsinnig, der Teufel habe in der Nacht das Glockenseil geholt. Aber inzwischen hatte die Pfarrersköchin an der Pforte des Pfarrhofes einen Zettel gefunden, auf dem stand: „Hochwirten Her Pfoar, net bees sein, mir holn an kapitalischen Bock und auf mitag is Seil wiederrum da. Loisl Burgleitner Oberjaga und sei Son mit Achtung." Und der Herr Pfarrer hat nur geschmunzelt und gesagt: „No ja, wann's a so is!" Er hat auch Jägerblut in den Adern, und es handelt sich um einen kapitalen Bartbock — da wird auch der liebe Herrgott nicht bös sein, wenn's einmal beim Morgensegen nicht läutet. Das sagt er den Leuten, und das begreifen sie — ein Bartbock!

In einem kleinen Wallfahrtsort in Tirol sah ich einmal vor einem Marienbild neben zahllosen andern Votivgegenständen auch einen herrlichen Gemsbart liegen. Das war rührend, rührender als die aus Wachs geformten Hände und Beine, die grellbunt geschmückten Wachskerzen und das Silber im Klingelbeutel. Sein Liebstes hatte da irgendein armer Teufel der Mutter Gottes gewidmet, um ihre Fürbitte zu erlangen — freilich, wofür? Vielleicht wüßte dieser Gemsbart von einem blutigen Drama zu erzählen, das sich oben in den verschwiegenen Bergen abgespielt hatte.

Der ganzen Bevölkerung der Alpenländer liegt die urdeutsche unversiegliche Jagdlust im Blute. Sie bringt viel Gutes mit sich. Hier gönnt noch der Bauer dem Wild sein bißchen Äsung, er sieht es gern auf seinem Grund und Boden, er haßt und verfolgt es nicht wie der Vetter in der Ebene, der am liebsten den letzten Hasen vergiften möchte. Er lebt mit der Jägerei auf bestem Fuß — mit Ausnahmen. Es gibt auch Naturen, die dem Jagdteufel, von dem schon Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" ein Klagelied zu singen weiß, mit Leib und Seele verfallen sind und die ihm um jeden Preis opfern müssen. Verhältnismäßig selten geschieht es, daß im Hochgebirge des Nutzens, des Gelderlöses wegen gewildert wird; mehr als einmal hat man den reichsten Bauer einer Gegend als Raubschützen ertappt. Diese Sorte Menschen biegt und beugt sich nicht, haben sie erst den Stutzen zu lichtscheuem Tun in der Hand, dann lodert wilder, unbotmäßiger Trotz in ihnen auf, dann gilt nur noch das klare Faustrecht, und treffen sie mit einem Jäger zusammen, so heißt es unweigerlich: Du oder ich! Alljährlich verschwindet in den Hochgebirgsrevieren bald ein Jäger, bald ein Bauer oder Knecht. Vergebens fahndet man nach ihnen, man findet sie niemals oder erst im Frühjahr, wenn der Schnee wegtaut, mit durchschossener Brust oder eingeschlagenem Schädel. Nur die Berge wissen, wie das gekommen ist, und die schweigen.

Mitunter zeitigt der nie rastende Kampf zwischen Jäger und Wilderer auch heitere Episoden. So geschah es einst, daß ein Jäger einen ihm schon lange verdächtigen Kleinbauer über einen tief eingeschnittenen Graben hinweg aus großer Entfernung beobachtete, wie er einen Gemsbock schoß, in den Rucksack steckte und mit ihm heimwärtsging. Im Revier selbst erreichen konnte er ihn der zwischenliegenden Hindernisse wegen nicht mehr, wohl aber an seinem Hause abschneiden, und das geschah. Als der Bauer mit seiner Beute ankam, wurde er von dem hinter einer Hecke vortretenden Jäger begrüßt, nicht eben höflich, und darüber war er erstaunt. „Da hilft kein Leugnen," schrie der Jäger, „obi mit 'n Bucklsack, und außi mit 'n Gamsbock!" — „Gamsbock? Gamsbock? Ja, was denn für an Gamsbock!?" Ruhig legt der Bauer seinen Bergstock beiseite — eine andre Waffe trägt er nicht —, nimmt den Rucksack von der Schulter und zieht aus diesem eine geschlachtete Ziege hervor. „Wann der Seppl epper mi beschuldinga will, daß i raubschützn tua, nachher wachseten mir zwoa amol beim G'richt z'samm, verstandn?" Der Seppl wußte ja ganz genau, wie das zusammenhing, zusammenhängen mußte: der Bauer hatte eben auch ihn beobachtet, Gemsbock und Stutzen Gott weiß wo geborgen und sich auf dem Heimweg beim Felberbauer oder beim Graggobber eine „Goas" geholt, um ihm einen Schabernack zu spielen. Er wußte auch, daß der Felberbauer und der Graggobber nichts verraten würden, um ihr Leben nicht, und so mußte er für diesmal als Genarrter abziehen. Aber nur für diesmal!

Das ist das Merkwürdige in der Natur des Hochgebirglers: wo die Kultur noch nicht allzuweit vorgedrungen ist, kommt kaum je eine Lüge über seine Lippen, er verachtet und verabscheut sie. Aber dem Wilderer gegenüber macht er eine Ausnahme, ihm zuliebe lügt er, ihn verrät er nicht, auch dann nicht leicht, wenn er ihm persönlich wenig gewogen und mit dem Jäger befreundet ist. Er weiß, wie das tut, wenn einem der Jagdteufel im Genick sitzt und hetzt und hetzt; weiß er es nicht aus eigner Erfahrung, so kann er es doch nachempfinden.

Wie weit dieses Begreifen der untilgbaren Jagdlust mit seinen Folgen geht, lehrte mich auch ein sehr trauriger Fall. Ich hatte auf einem gepachteten Revier einen ganz prächtigen Jäger angestellt. Früher war er Bergführer, und noch früher soll er manchmal einen Gemsbart oder einen Birkhahnstoß besessen haben, von dem niemand wußte, wie er zu ihm kam. Aber jetzt, das hatte mir mehr als ein Fall bewiesen, war er treu wie Gold, unermüdlich im Dienst, und da seine Eisenfaust von der Kirchweih, sein todsicheres Blei vom Schützenstand her zur Genüge im weitesten Kreise bekannt und gefürchtet waren, blieb mein Revier lange Zeit von Raubschützen verschont. Wer es durchaus nicht lassen konnte, ging lieber anderswohin. Man kannte den schwarzen Peter, wie er seines langen Bartes wegen genannt wurde.

Einmal aber kam er doch mit einem Rehbock und einem zerlegbaren Stutzen und meldete, er habe im Gallachgraben einen Wilderer ertappt, welcher Beute und Waffe im Stich ließ und davonlief, leider sei er ihm in den Latschen entkommen. Ob er den Kerl nicht erkannt habe, fragte ich. Die Antwort lautete nein, und dabei hatte es sein Bewenden. Es fiel mir auf, daß Peter seit diesem Tage scheuer, einsilbiger, ja trübsinnig wurde, aber er wollte nicht Farbe bekennen, und an einen Zusammenhang dieser Veränderung mit dem Abenteuer im Gallachgraben dachte ich nicht im entferntesten. Etwa eine Woche später fuhr ich heim nach Wien.

Das war im Oktober. Kurz vor Weihnachten trat Peter unvermutet zu mir ins Zimmer, und ich erschrak, als ich den Menschen sah. Er war kaum wiederzuerkennen. Die Züge totenbleich, die Augen hohl, die ganze herkulische Gestalt gebrochen.

„Bist du krank, Peter? Und was machst du denn hier in Wien?"

Nein, krank war er nicht. Aber er hatte seinen Diensteid gebrochen. Damals im Gallachgraben; der Raubschütz, der war ihm nicht entwischt — ihm, dem Peter! Er hatte ihn gepackt und gewürgt und geschlagen, den Verwegenen, der es gewagt, in sein, in des schwarzen Peters Heiligtum einzubrechen. Aber dann, wie er ihn gefesselt vor sich hertrieb, hatte ihn der Mann gefragt, ob's denn nicht auch ihn einmal gefaßt hätte wie mit feurigen Krallen, ob er denn, bevor er selbst Jäger geworden, nicht auch einmal die glühende Sehnsucht empfunden hätte, oben im Gebirg etwas andres zu tun, als immer nur Edelweiß zu brocken und Fremde zu führen, und ob er, der schwarze Peter, dieser Versuchung gegenüber immer stark geblieben sei. Da war es um Peter geschehen. Noch einmal sauste der Bergstock über den Rücken des Raubschützen, dann ließ er ihn laufen.

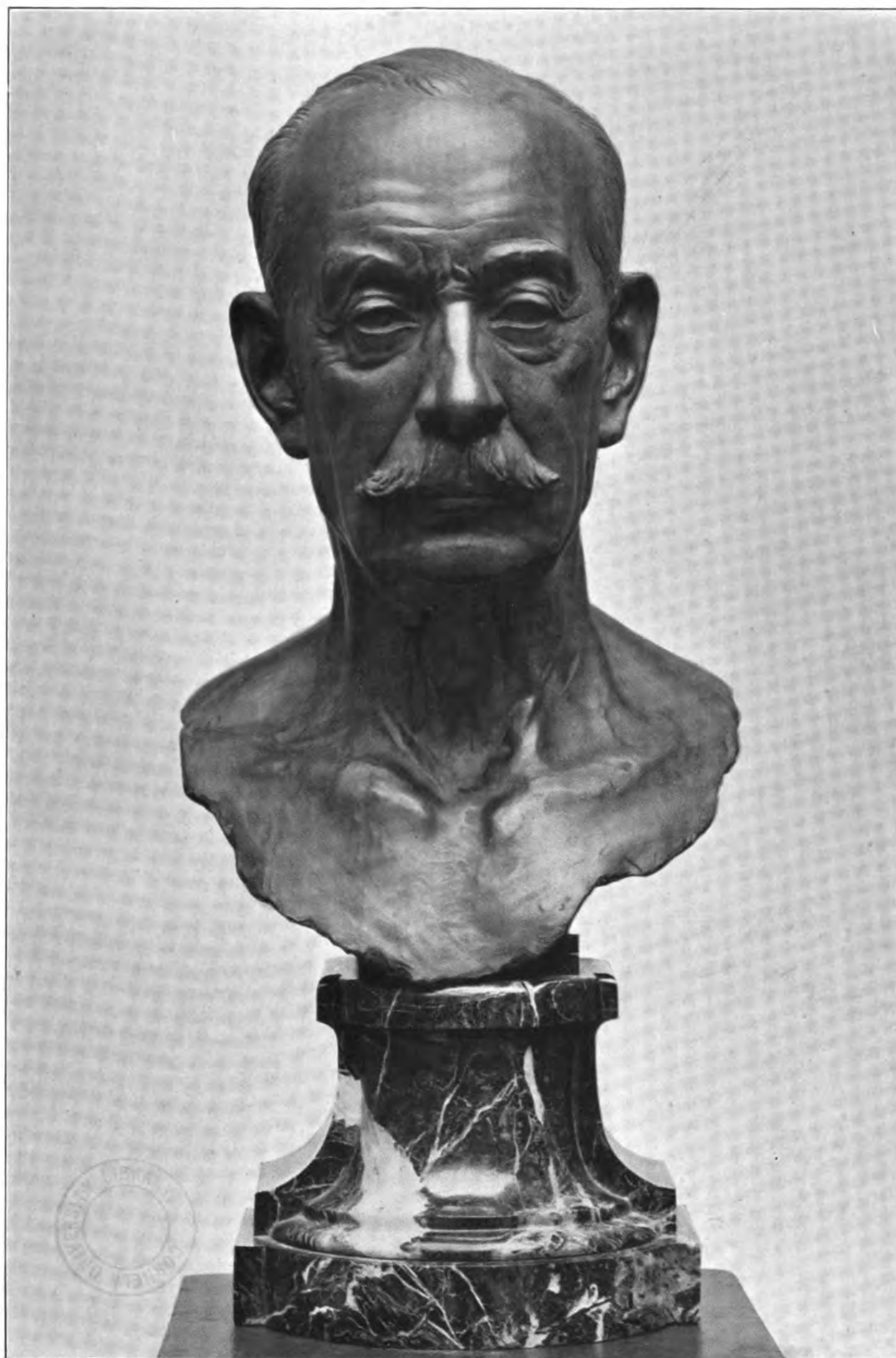
So hatte er seinen Diensteid gebrochen und mich belogen. So war er ein elender Kerl geworden. Er hätte mir das alles nur selbst sagen wollen, und jetzt solle ich ihn einsperren lassen. Aber um Himmels willen nur nicht verlangen, daß er den andern verrate — das nicht!

Peter hatte daheim Weib und acht Kinder, das älteste kaum vierzehn Jahre. Ich machte ihm keine Vorwürfe, deren standen ja genug in seinen verwüsteten Zügen. Ich zeigte ihn nicht an, ich verlangte auch nicht den Namen des Raubschützen zu wissen. Ich tröstete ihn, so gut das ging, gab ihm Reisegeld und sandte ihn heim. Er solle nur ganz ruhig in meinem Dienste bleiben, sagte ich ihm, ich wisse ganz genau, daß mein Revier trotz allem keinen besseren Hüter finden könnte als ihn.

Da weinte der schwarze Peter wie ein Kind, er wollte vor mir auf die Knie fallen und mir die Hände küssen. Ich wehrte ihn ab und schob ihn zur Tür hinaus. Ich hatte Feiertag im Herzen, in der Überzeugung, einen braven Menschen gerettet zu haben.

Zu Weihnachten sandte ich ihm eine neue Gemslederhose, seinem Weib ein seidenes Kopftuch, den Kindern Spielsachen und Zuckerwerk. Aber er hat davon nichts mehr gesehen. Am Morgen des Christtages hörte der Hilfsjäger im Gallachgraben einen Schuß. Dort fand er den schwarzen Peter mit durchschossener Brust, neben ihm lag der leere Stutzen. Er war nicht darüber weggekommen, daß er seinen Diensteid gebrochen hatte. Und als nach den Feiertagen die Amtsstube wieder geöffnet wurde, stellte sich ein reicher Bauernsohn dem Gericht und gab an, er habe im Oktober im Gallachgraben einen Rehbock geschossen und den schwarzen Peter mit dem Messer bedroht.

Diese Tragödie ist bekannt geworden, über hundert andre schweigt die Alpennatur. Und es ist gut, daß sie das tut. Auf Sturm und Not folgt Sonne und Segen, auf den Winter der Lenz, auf die Sünde Erlösung. Die Herden werden wieder aufgetrieben, hell klingen ihre Glocken und heller noch der Jodler, den Bursche und Mädel in Jugendlust hinausschmettern.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.

Fritz Klimsch: Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen.

Zu der Rundschau „Die bildenden Künste“ von Dr. Max Osborn.



Max Beckmann: Bildnis der Familie Simms.

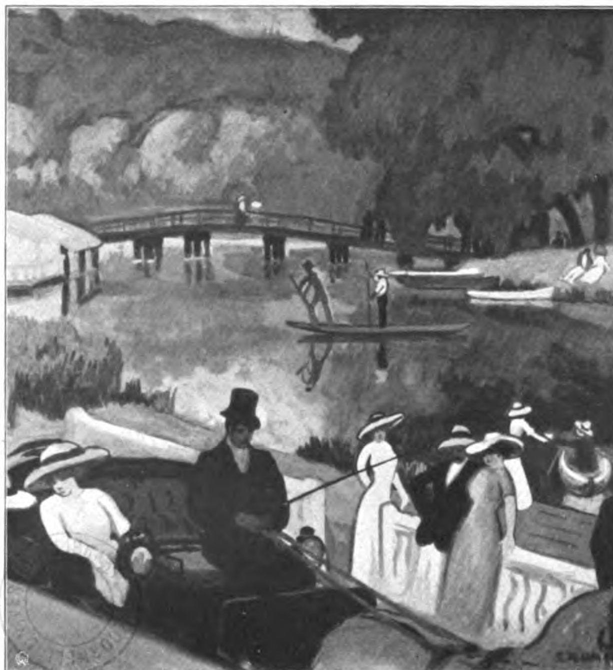
Die bildenden Künste

Von Dr. Max Osborn

Sezession und Akademie

Das Berliner und damit vielleicht das gesamte deutsche Kunstleben steckt zurzeit in einer schweren Krise. Was man seit Jahren herannahen sah, ist Tatsache geworden: die Berliner Sezession, seit anderthalb Jahrzehnten der bedeutsamste Faktor im Kunstgetriebe der Hauptstadt, ist gesprengt und vernichtet, „aufgeflogen“ und zerplatzt wie eine Bombe, nicht gerade unter Hinterlassung von Wohlgerüchen Arabiens. Wie das kommen mußte, welche leidenschaftlichen sachlichen und persönlichen Kämpfe vorausgingen, welche befremdlichen, seltsamen, unbegreiflichen und abstoßenden Begleitumstände dabei mitwirkten, ist sattsam bekannt und gehört mehr in die Lokalchronik Berlins als in einen Überblick, der die Dinge des Kunstgeschehens schon ein wenig sub specie aeternitatis zu betrachten sucht. Es kommt auch gar nicht darauf an, wer sich dabei raufte, welche Männer den Bruderkrieg entfesselten, der zur Katastrophe führte, und welche Ausdrucksformen das Temperament und der Haß annahmen, um schließlich unüberbrückbare Klüfte zu schaffen. Die historische Betrachtung hat es nur mit der merkwürdigen Erscheinung zu tun, daß die Körperschaft, in der sich so lange Jahre hindurch die mächtigsten Triebkräfte konzentrierten, wie nach einem geheimnisvollen Gebot der Zersetzung und der Auflösung entgegenging.

Man hat mit Recht gesagt: die Berliner Sezession starb am Erfolg. Ihre Mission war erfüllt. Was sie sich zum Ziel gesetzt hatte: den festen Ring der akademischen Kon-



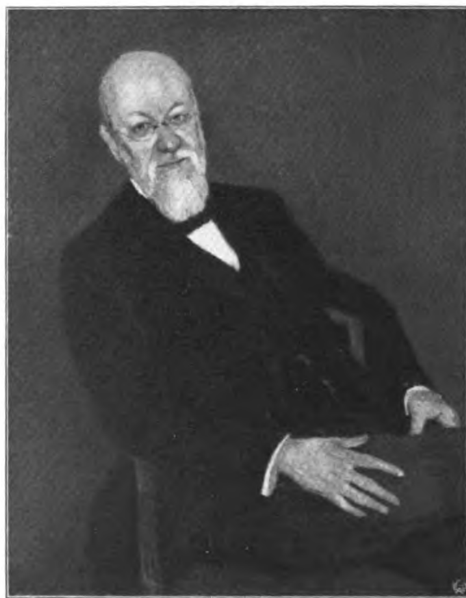
Ernst Matthes: Sommertag.

gab für alles, was an einzelnen Werken und an Ausstellungen geschaffen wurde, einen Maßstab an, regulierte die immer noch vom Akademischen beherrschte offizielle Kunstpflege und bildete namentlich unter den besonderen Verhältnissen in Berlin bei den bekannten Neigungen und Abneigungen des Hofes ein außerordentlich wertvolles Gegengewicht. Auf der andern Seite hätte die Sezession immer noch den Sammelpunkt aller frischen und jungen Kräfte abgeben können, gleichsam den festen Kern, an den sich die Ergebnisse der neuen Bewegungen und Strömungen kristallisiert hätten — wie wir gleich sehen werden, hatte man ja kurz vor dem Eklat gerade hierzu noch einen Versuch gemacht. Aber es zeigte sich wiederum, daß das Entwicklungsgesetz nicht mit

vention, die am Ende des vorigen Jahrhunderts noch allmächtig war, zu zerbrechen und an Stelle schematischer Regeln das Gesetz der freien künstlerischen Persönlichkeit aufzupflanzen, war erreicht. Die Welt- und Kunstanschauung des Impressionismus, in deren Dienst sie sich vor allem gestellt hatte, hat sich längst die Welt erobert. Was sie zu Beginn ihres Daseins dem Publikum präsentierte und was damals gescholten, belacht, verhöhnt, bespöttelt und mißverstanden wurde, ist inzwischen nicht nur anerkannt, sondern gepriesen und gefeiert. Die Revolutionäre von 1898 sind 1913 die „Klassiker der modernen Kunst", und immer weiter verbreitete sich der Gedanke und das Wort: Die Sezession hat und hatte recht.

Wer aber überall recht bekommt, der kann nicht mehr als oppositioneller Faktor weiterexistieren, und so hing das Damoklesschwert über dem Haupte der Sezession. Auf andre Erwägungen jedoch läßt sich die kunstgeschichtliche Entwicklung in ihrem Eigensinn nicht ein. Gewiß, man könnte sagen, daß die Sezession auch heute noch genügend zu tun fände. Sie war eine Art Gewissen des Berliner und des weiteren norddeutschen Kunstgetriebes geworden, das seine Macht auch nach Westen und Süden hin erstreckte. Sie

sich spaßen läßt, und daß eine Vereinigung von Künstlern, die zu bestimmter Zeit unter bestimmten Voraussetzungen und Gedanken begründet ward, nicht ohne weiteres auch für die Folgezeit einen Zentralpunkt abgeben kann. Es scheint, daß der gute Wille hier nicht



Konrad von Kardorff: Bildnis des Professors Diels.

mehr ausreicht. Die veränderten Zeitumstände verlangen wohl andre Formen und Neuorganisationen.

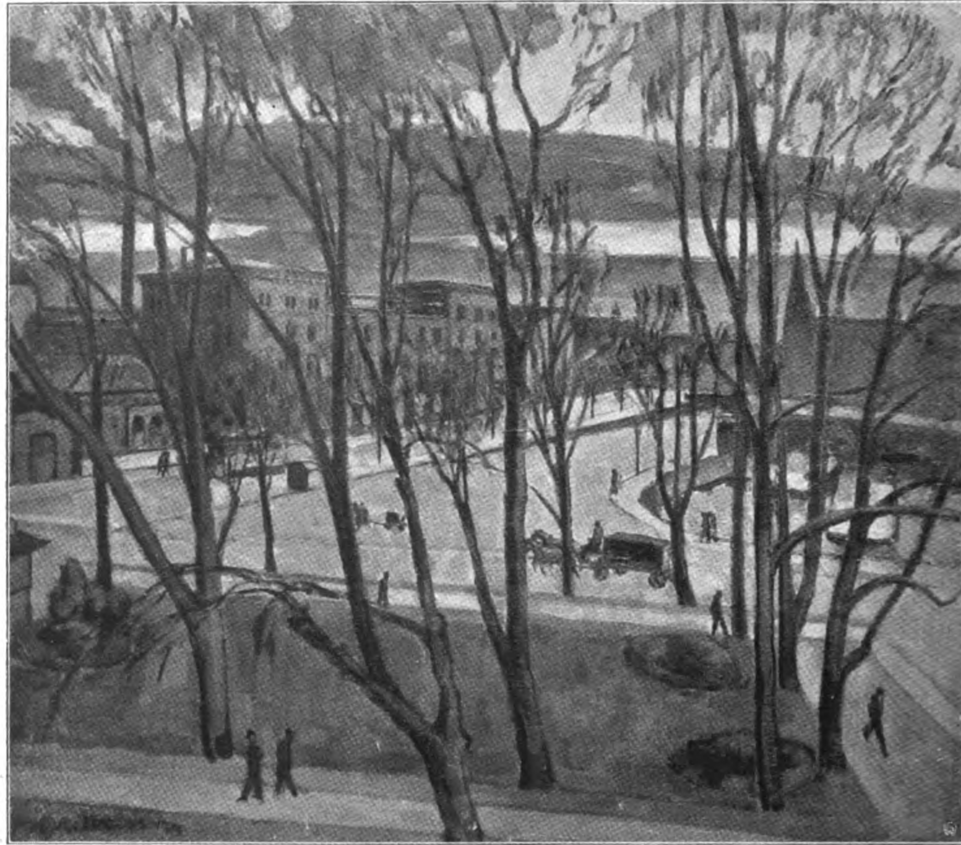
In Wahrheit besteht ja die Berliner Sezession nach wie vor. Die Dinge hatten sich so gestaltet, daß eine Minorität von Mitgliedern, die vorher schon gegen die Wahl des Kunsthändlers Paul Cassirer zum Präsidenten gestimmt hatten und sich nun bei der Sommerausstellung durch die Zurückweisung ihrer Werke gekränkt und benachteiligt glaubten, gegen die Majorität in so heftiger Weise auftrat, daß diese, darunter der gesamte Vorstand — mit der einzigen Ausnahme von Lovis Corinth —, sowie die Schar der hervorragenden und führenden Persönlichkeiten, da sie die Opposition nicht zum Austritt zwingen konnte, selbst der Vereinigung den Rücken kehrte. Die Opposition war ursprünglich zweifellos von Argumenten ausgegangen, die sich hören lassen konnten. Ihr Protest gegen die Wahl Cassirers war trotz den glänzenden, ja genialen Eigenschaften dieses ausgezeichneten Organisators, Anregers und Ideenvermittlers berechtigt; denn eine Personalunion zwischen dem Vorsitzenden und dem Kaufmann einer Künstlervereinigung wird sich auch dann kaum jemals durchführen lassen, wenn der Betreffende ein weniger streitbarer, leidenschaftlicher und temperamentvoller Charakter ist. So sehr es ins Gewicht fällt, daß fast ausnahmslos die Gesamtheit der bedeutenden Künstler in der Sezession nicht nur für Cassirer stimmten, sondern in wiederholten Erklärungen keinen Zweifel darüber ließen, daß sie, überzeugt von seiner ungewöhnlichen Tüchtigkeit und Initiative, treu zu ihm zu halten entschlossen seien — das Wagnis konnte dennoch nicht glücken, weil hier Unmögliches versucht war, wie sich nur zu bald zeigte. Aber eben die Tatsache, daß man in arger Verlegenheit um einen Präsidenten diesen Ausweg als den einzigen fand, ist bezeichnend genug für die innere Zersetzung, gleichsam für die Lebensmüdigkeit der Sezession, die aus ihrem Kreise keinen Künstler mehr zur Verfügung hatte, der Lust verspürte und Zeit genug zu haben glaubte, jene Würde und Bürde auf sich zu nehmen.



Fritz Klimsch: Jägerinnen.



Max Liebermann: Bildnis des Geheimrats Professor Nernst.



Emil Rudolf Weiß: Hafenplatz in Berlin.

Dies Symptom war deutlich genug. In den Zeiten des Kampfes, da die Sezessionisten sich durchsetzen wollten, war kein Mangel an leitenden Männern; aber in dem Augenblick, da die Besten der Gruppe „arriviert" und beinahe „saturiert" waren, hatte plötzlich keiner mehr Zeit, Muße und Kraft für die Fragen der Heeresleitung übrig. So folgte eins aus dem andern. Und auch jene Zurückweisung einzelner Mitglieder hing aufs engste mit diesen Vorgängen zusammen. Auch hier hatte die Opposition ursprünglich zweifellos ein Recht, sich zu beklagen. Aber sie überspannte nun den Bogen und trieb ihre Vorstöße ins Maßlose, bis ein wahrer Rattenkönig von Verblendung, persönlichen Invektiven, Eisenköpfigkeit und Undisziplinierheit entstand. Aus diesem Wust gab es keinen Ausweg, in diesem Krieg keinen Frieden mehr. Niemand wird behaupten, daß jene Haltung der Jury, mag sie selbst Anlaß zum Kopfschütteln und Tadel gegeben haben, so schwerwiegend, daß überhaupt die ganze Gruppe der Refusés so bedeutend war, daß es lohnte, um ihretwillen die Sezession zu sprengen. Aber die Verhältnisse hatten sich so zugespitzt, daß keine Lösung mehr möglich war als der Krach.

Somit ist die Minorität zur Herrin der Lage geworden. Sie hat gesiegt. Doch es ist ein Pyrrhussieg, an dem sie schwerlich Freude haben wird. Denn mit dem Fragment von Sezession, das nun übrigbleibt, ist vorderhand nichts anzufangen. Ob aber die größere Gruppe der Ausgeschiedenen, zu denen Slevogt, Gaul, Tuaillon, Käthe Kollwitz, Orlik, Pechstein und vor allem Max Liebermann gehören, sich aufs neue zu einer festen Organisation zusammenschließen wird, ist zweifelhaft. Es bleibt also leider bei der trauervollen Wahrheit: die Berliner Sezession — wenigstens was man fünfzehn Jahre lang darunter verstand, ist tot.

Wie schmerzlich dieser böse Ausgang ist, wird dem Besucher der jetzigen, also der letzten Sommerausstellung der Sezes-

sion doppelt klar. Denn diese Veranstaltung zeigte noch einmal ihr Wirken in voller Kraft. Über das Portal der Ausstellung hätte man als Motto die Worte setzen können: „Tradition und Freiheit". Es scheint in ihr eine bestimmte Tendenz zu walten: die festen Fundamente der modernen Kunst zu ehren, die Fortentwicklung ihrer Grundprinzipien in Erinnerung zu bringen, zugleich aber auch die stürmisch zuströmenden lebendigen Kräfte der neuen Jugend, die an die Tür klopft, einzulassen. Auch im vorigen Jahre hatte man eine Handvoll „Radikaler" aufgenommen, aber gleichsam unwirsch und ohne System. Auf der andern Seite war man dafür von einer bürgerlichen Bravheit gewesen, die langweilte. Das ergab keine Einheit und keinen Klang. Nun hat man nach beiden Richtungen energisch reformiert, und das Resultat ward eine Kunstschau von seltenem Reichtum an Qualitäten und Anregungen. Es ist, als wollte man in einer letzten Anstrengung zeigen, was man zu leisten imstande war. Ganz abgesehen von jenen Ungerechtigkeiten, die zweifellos vorlagen, erweist sich das Gesamtbild hier solid und klassisch, dort frisch und interessant. Es wird unterstützt durch eine wohlbedachte Disposition der Masse, durch eine geschmackvolle Anordnung und durch günstige Veränderungen in der Raumgestaltung.



Ernst Barlach: Bildnisbüste der Frau Tilla Durieux (Porzellan).
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W.)



Ernst Barlach: Spaziergänger.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W.)

Die „Tradition" wird vor allem repräsentiert durch einen Liebermann- und einen Trübner-Saal, zwei geschlossene Meisterenklaven von bedeutender Wirkung. Beide geben Retrospektives und Neues. Bei Liebermann führen kostbare Studien noch in den Beginn der siebziger Jahre zurück, da er an Munkacsys tiefe Schatten anknüpfte. Dann geht es weiter über die herrliche „Holländische Stickschule" von 1876, die mit der Noblesse ihrer zarten grauen Lichter die Aufhellung brachte, zu der hohen Zeit des folgenden Jahrzehnts und zur Gegenwart. Eine wundervolle Landschaft: ein saftig und mit starkem Griff gemaltes „Kohlfeld" von 1912, liefert den Beweis, daß der Meister auch in jüngster Zeit noch Freiluftbilder von alter Schönheit zu schaffen vermag. Dazwischen aber zeigen sich mehrere der Porträte, die der Kunst von Liebermanns siebentem Lebensjahrzehnt mehr und mehr den Stempel geben, neue Proben für den großen Stil des Bildnisses, den er sich gebildet hat; der weniger auf farbige Wirkung ausgeht und dadurch



Leopold von Kalckreuth: Bildnis Alfred Lichtwarks.

für seine „Malerei“ im engeren Sinne keine Offenbarungen enthält, der aber in der Beschwörung der Persönlichkeiten Großartiges leistet und die künstlerische und geistige Potenz des Meisters in letzter Reife strahlen läßt. Das alles wird klar an der „Reiterin“ (s. das Einschaltbild) und an dem Bildnis Nernsts, besonders klar aber an dem kürzlich entstandenen Bildnis Gerhart Hauptmanns, bei dem Liebermann anscheinend mit Absicht das landläufige Stilisieren nach dem Kopf Goethes vermieden und dadurch gerade einen natürlichen und ungezwungenen Ausdruck für das Antlitz des Dichters unsrer Tage getroffen hat.

Noch umfangreicher ist die Trübner-Kollektion, die in dreißig ausgezeichneten Stücken die Welt dieses Künstlers umschreibt. Und noch weiter werden Beispiele der älteren deutschen Tradition, namentlich durch eine Serie erlesener Leibls, und der französischen durch sorgsam ausgewählte Proben der führenden Meister herangeholt.

Die mittlere Generation tritt gegen die Wucht der Älteren und die wagemutige Keckheit der Neuerer ein wenig in den Hintergrund. Aber man darf das, was sie leistet, gewiß nicht unterschätzen. Wir brauchen eine Kunstübung, die mit solidem Können die allgemein anerkannten Anschauungs- und Ausdrucksformen verarbeitet. Wir brauchen diese Niveaukunst, die uns einen gesunden Stand unsrer Produktion garantiert, und sei sie selbst hier und dort eine Kunst des mittleren Niveaus. Gerade dies ergab ja stets einen für Deutschland ungünstigen Vergleich mit Frankreich: daß dort die tüchtige Art in weiter Ausbreitung ganzen Gruppen eigen war, bei uns aber neben einzelnen großen Persönlichkeiten Klüfte gähnten und erst in beträchtlichem Abstand die andern auftraten. Freuen wir uns, daß dieser Zustand aufzuhören beginnt. Werke etwa wie die Porträte von Alfred Lichtwark und Hermann Diels, die Graf Kalckreuth und Konrad von Kardorff auf die Ausstellung schickten, sind gewiß keine überragenden Meisterstücke der Bildnismalerei, aber sie besitzen so viel redliche Treue, so viel Verständnis für die Wiedergabe hervorragender Individualitäten, daß man ihnen gern begegnet. Ein Bild wie der „Hafenplatz“ von E. R. Weiß — um ein andres Beispiel aus unsern Illustrationen anzuführen — ist eine typische Probe für die Wege, die heute ein Künstler von Geschmack und kultiviertem Feingefühl einschlägt, um eine moderne Großstadtszenerie in ihrem realistisch erfaßten, aber doch auch schon wieder mit einer eigenartigen neuen Romantik erschauten Wesen zu spiegeln. Ein Bild wie die



Richard Langer: Hirtenjunge.
(Statuette aus Birnbaumholz.)



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Karl Kayser-Eichberg: Herbstabend.

„Familiengruppe" von Max Beckmann, die als neues Exempel für die Malerei des Künstlers neben den kürzlich an dieser Stelle gezeigten interessieren wird, läßt abermals erkennen, wie ernst und leidenschaftlich dieser Maler mit dem Problem ringt, Menschen unsrer Tage in ihren Beziehungen zueinander darzustellen. Und in dichtgedrängten Scharen rückt nun wider alles Erwarten die Jugend an. Natürlich nur wenig Reifes. Meist mehr Wollen als Gelingen, mehr Suchen noch als Finden. Aber alles erfüllt von jubelnder Lust am Entdecken unbegangener Wege, am Verkünden ungesagter Empfindungen und nie gespiegelter Sensationen des Auges.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Reinhold Lepsius: Geh. Regierungsrat Dr. Karl Justi.

Einer der bedeutendsten aus dem Kreise der Jüngsten ist, neben Max Pechstein, Tappert, Heckel, Matthes u. a., Adolf Erbslöh in München, der auf dieser Ausstellung besonderes Interesse weckt und auch sonst eben jetzt immer mehr hervortritt. Unter den neuen Form- und Farbensuchern steht er als ein starkes Talent. Natürlich stammt auch er von Cézanne ab. Aber in diesem Zusammenbauen leuchtender, saftiger Lokalfarbenflächen leben doch die eignen Tendenzen eines neuen Ge-



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Ludwig Dill: Gewitter im Giudeccakanal (Venedig).

schlechts. Seine Landschaften glühen vor gedrängter malerischer Kraft. Seine Akte haben eine sehr persönliche Anschauung von Körper und Fleisch. Die „Altmodernen"



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Rudolf Schulte im Hofe: Reichskanzler von Bethmann Hollweg.

(wenn ich diese Bezeichnung riskieren darf) haben sich den Stürmern gegenüber eine Formel zurechtgemacht, die man immer wieder hören kann: sie trieben „Kopfarbeit", seien Theoretiker und Pedanten ihrer Systeme. Das mag für manche und manches halb zutreffen. (Ich kann mir übrigens trefflich vorstellen, daß einst, als Monet sein „Komma" erfand und seine Landschaften darauf einrichtete, von den damaligen „Vertretern der Tradition" derselbe Einwand erhoben wurde.) Bei Erbslöh, wie er sich jetzt darstellt, ist mit diesem Lehrsatz aber nicht mehr viel anzufangen. Gewiß sieht es bei ihm oft noch nach Kunstgewerbe, nach Glaskunst aus. Auch Gewaltsames und Erzwungenes läuft mit unter. In den Akten namentlich metallische Töne, über die ich nicht wegkomme. Doch im ganzen kann man seiner Malerei sinnliche Leidenschaft und Kraft der Empfindung wahrlich nicht absprechen.

Auch die Plastik der Sezessionsausstellung steht unter jenem Zeichen „Tradition und Freiheit". Von unsern Bildproben mag die „Jägerin" von Klimsch auf diejenigen Bestrebungen der modernen Bildnerei hinweisen, die auf eine schlichte, allen Phrasen abholde, andächtige Erfassung der menschlichen Körperform ausgehen. Aus Ernst



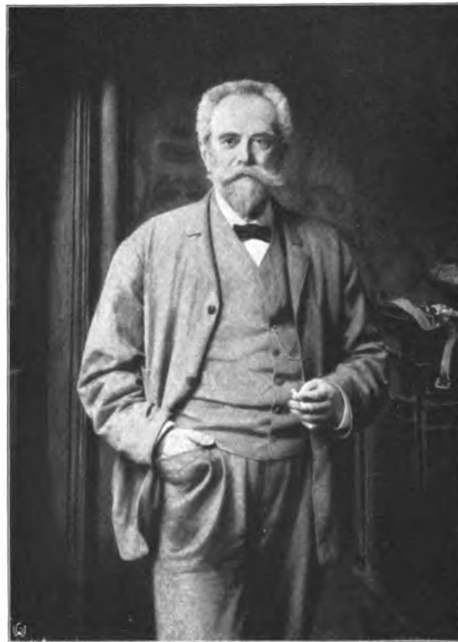
Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.

Gustav Schönleber: Vor der Schleuse.

Barlachs Holzskulpturen aber spricht ein vorwärtsweisender Geist, der aus naturalistischer Beobachtung unmittelbar zu einer neuen Form des monumentalen Ausdrucks strebt, der aus dem Rhythmus des alltäglichen Lebens durch Wahl und Synthese Gebilde schafft, die, fast erregend, in die Geheimnisse unsrer Seele blicken lassen („Der Spaziergänger"). Wie Barlach, bisher fast nur als Holzbildhauer bekannt, mit Arbeiten, die gerade in der genialen Behandlung dieses Materials ihre Besonderheit finden, da sie aus der Struktur und dem Charakter des Stoffes ihren Vortrag ableiten — wie er mit gleicher Sicherheit auch unter andern Voraussetzungen schafft, läßt seine glänzende keramische Büste der Tilla Durieux erkennen.

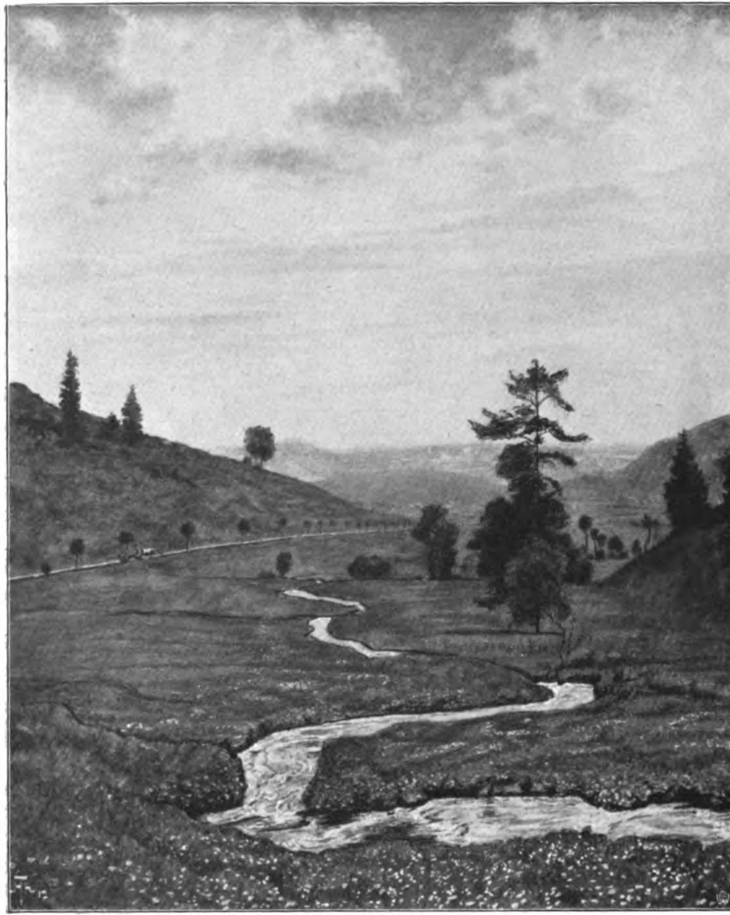
*

Die offizielle Berliner Kunst schickte sich schon im Vorfrühling an, das nahende Regierungsjubiläum des Kaisers zu feiern. Der preußischen Akademie der Künste gab dies nahende Fest den Anlaß zu einer weiteren Umschau von ungewöhnlicher Art. Sie entbot nicht nur ihre Mitglieder, die Berliner selbst, die auswärtigen, die ausländischen, sondern darüber hinaus eine ganze Reihe von Künstlern, die der würdigen und erwählten Körperschaft noch nicht angehören — in vielen Fällen fragte man sich dabei: warum eigentlich noch nicht? —, um auf diese Weise einmal „ein Bild des gegenwärtigen deutschen Kunstschaffens zu geben".



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.

Ferdinand Graf Harrach: Herr von Bethmann Hollweg auf Hohen-Finow.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Hans Thoma: Das wandernde Bächlein.
(Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.)

der Präsident Ludwig Manzel, der damit den Wegen seines Vorgängers Arthur Kampf folgte, und der akademische Senat, der auf seinen Plan einging, mit solchen Mitteln zu einem Ausgleich der kriegführenden Parteien beitragen, vielleicht sogar dartun, wie sehr die Akademie eine Zufuhr frischen Blutes brauchen könnte, und man wird dies Bemühen gern anerkennen. Aber ein wirklicher Überblick konnte naturgemäß trotzdem nicht zustande kommen.

„Akademisch" kann zweierlei bedeuten. Es kann zunächst Werke begreifen, die mit dem soliden Handwerk guter Überlieferungen zur Qualität aufsteigen. Von ihnen brachte die Ausstellung eine ganze Reihe. Dazu gehörten vor allem die vornehmen

Nun, es leuchtet ein, daß die heutigen Kunstverhältnisse es einer Akademie auch anderwärts als gerade in Berlin kaum gestatten, dem Können und Sehnen, Wissen und Ringen der Zeit wahrhaft einen Spiegel vorzuhalten. Die Akademien stellen allenthalben ihrem Wesen nach ein konservatives Prinzip dar. Sie wollen das Erreichte bewahren und pflegen — ein gesunder und schätzenswerter Grundsatz, nur daß er (in der Kunst wie in der Politik) leicht dazu führt, die Grenzen des „Erreichten" allzu weit zurückzustecken. Man entschloß sich darum am Pariser Platz zu Berlin zu dem ungewöhnlichen, aber um so willkommeneren Verfahren, über fünfzig deutsche Maler und Bildhauer, die außerhalb des akademischen Kreises stehen, heranzuziehen, damit das Bild nicht allzu schief ausfalle. Gewiß wollte und ausgeglichenen Porträte des Grafen Harrach, die älteren, meist kleinen Bildchen von Schönleber und Kallmorgen, die Landschaften von Dill oder von den Brachtschülern, wie Kayser-Eichberg — unser Heft führt Proben davon vor. Aber „akademisch" kann auch ein schlimmes Hintrotten auf ausgefahrenem Gleise bezeichnen, und daran war leider kein Mangel. Ja, in Verbindung mit der Juryfreiheit der Mitglieder auf solchen Ausstellungen der Akademie führte das sogar zu recht peinlichen Erscheinungen.

Das Mißliche ist ja, daß man Jahrzehnte hindurch mit mangelnder Kritik den akademischen Ersatz gewählt hat. Ist es nicht wunderlich, daß der Franzose Dagnan-Bouveret (geb. 1852), der auf den Schultern der Impressionisten emporstieg und immer tiefer in Süßlichkeiten hinabglitt, Mitglied



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Gustav Schönleber: Blick von Eberſteinburg auf die Rheinebene.

iſt, während die großen Alten ſelbſt: Degas (geb. 1834), Monet (geb. 1840), Renoir (geb. 1841), niemals hinzugebeten wurden? Daß Stuck als Mitglied zählt, aber Slevogt und Corinth nicht? Daß dann wieder Männer der Avantgarde erſten Ranges, wie Liebermann, Klinger, Zügel, Gaul, Lederer, hinzugezogen wurden, wie es ſich gehört; daß aber Leute wie Thoma und Trübner fehlen, die nun als Gäſte auftreten müſſen?

Die Manzelſche Ausgleichspolitik hatte immerhin für den Jubiläumszweck eine Umſchau zuſtande gebracht, die vielfach intereſſierte. Am meiſten feſſelte als Ganzes ein Seitenſaal, der geradezu — welche Keckheit an dieſem Orte! — einen „modernen Charakter" trug. Dort war ein Porträt von Liebermann, ein Corinth, waren Plaſtiken von Kolbe, Kruſe, Gaul und Tuaillon und das außerordentliche Bildnis des kurz vorher verſtorbenen Altmeiſters der deutſchen Kunſtgeſchichte, des Bonners Karl Juſti, von Reinhold Lepſius vereinigt — alſo durchweg Angehörige der damaligen (leider!) Sezeſſion. Sah man dieſe deutſchen Porträte, ſo fragte man ſich mit einiger Verwunderung, warum ſich eigentlich unſre deutſchen Ariſtokraten der Geburt und des Geldes durchaus von dem Schweden Zorn und dem Engländer (oder Dreiviertelengländer) Herkomer malen laſſen müſſen, die ſolche Aufträge, wie die Ausſtellung abermals bewies, oft herzlich äußerlich erledigen. Auch das könnte man als „Ausländerei" bezeichnen.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Fritz Behn: Staatsſekretär des Reichs-Kolonialamts Dr. Solf.

Auch sonst übrigens spielte das Bildnis auf dieser Akademieausstellung eine große Rolle. Mit Genuß betrachtete man das Porträt Karl Wörmanns, des ausgezeichneten Kunsthistorikers, von Karl Bantzer. Mit Vergnügen das auf Effekte verzichtende, sehr ehrliche Bild des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg von Schulte im Hofe. Oder, bei den Skulpturen, die Büsten des Staatssekretärs Dr. Solf von Behn und die des verstorbenen Generalfeldmarschalls von Schlieffen von Klimsch (s. das Einschaltbild). Da sind wir wieder bei den Sezessionsgästen der Akademie angelangt, zu denen unter den Bildhauern auch Georg Kolbe gehörte, der vielleicht die beste Skulptur beisteuerte — unsre Abbildung gibt eine Vorstellung von der Feinheit dieser delikaten Arbeit.

Wenn jetzt die geschlossene Organisation der modernen Künstler zu existieren aufhört und das sommerliche Ausstellungswesen in der größten deutschen Stadt sich etwa allein auf die Große Berliner Kunstausstellung beschränken sollte, so könnte die Stellung der Akademie wieder an Bedeutung gewinnen. Denn der „Verein Berliner Künstler", der statutenmäßig mit ihr als Unternehmer der großen Kunstschau am Lehrter Bahnhof auftritt, muß natürlich hinter dieser Körperschaft erheblich zurückstehen. Aber es wird dann durchaus notwendig sein, daß man endlich die jüngeren Meister hereinläßt. Ganz und gar kann eine Akademie ja niemals eine führende Stellung im Kunstgetriebe der Zeit einnehmen: das widerspricht ihrer ganzen Konstitution. Sie nimmt Künstler auf, die Bedeutendes geleistet haben, aber diese Persönlichkeiten bleiben naturgemäß Mitglieder so lange, wie Gott sie auf diesem Erdball herumspazieren läßt. Niemand wird ihnen diese Ehre und Würde mißgönnen. Aber da es im Wesen des Künstlers liegt, sich in seinem Kreise zu verspinnen, da es beinahe ein Gesetz zu sein scheint, daß gerade der hervorragende Maler, Bildhauer und Architekt, überzeugt von der Gültigkeit seiner Methode, sich gegen die nachrückende Generation absperrt, so wird eine Vereinigung, in der die Älteren mindestens die Hälfte der Mitglieder, häufiger jedoch die Majorität ausmachen, niemals mit dem Pulsschlag des Kunstlebens und der Kunstsehnsucht ringsum die rechte Fühlung bewahren können. Will man diesem Übelstand, soweit möglich, steuern, so muß man mindestens von Zeit zu Zeit einen „Pearsschub" vorwärtsweisender jüngerer Kräfte vornehmen. Man darf darauf begierig sein, ob sich die Berliner Akademie zu einem solchen Schritt entschließt, der für sie Lebensnotwendigkeit und gerade jetzt besonders am Platze wäre.



Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Ferdinand Graf Harrach: Herzogin von Trachenberg.

*

Große Verluste hat in den letzten Monaten die Berliner und mit ihr die deutsche Architektenschaft erlitten. Rasch nacheinander wurden drei der besten Baukünstler vom plötzlichen Tode dahingerafft, alle drei mitten aus fruchtbringender und zukunftsreicher Arbeit. Der erste war William Müller, der sich in dem wilden Hasten des modernen Berlin durch die vornehme Ruhe und Gelassenheit seiner Bauten auszeichnete, ein jugendlicher Meister namentlich des Villen- und Schloßbaues, der weit im Lande auf

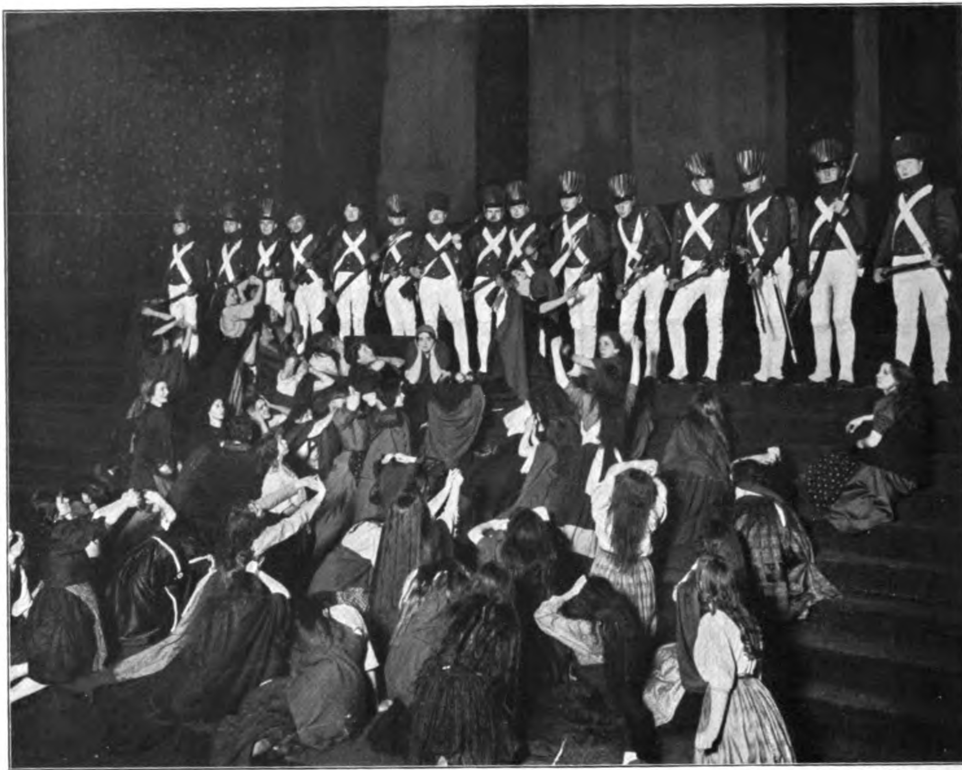
ländlichen Herrensitzen neue Gebäude errichtete und ältere mit vorbildlichem Geschmack umgestaltete. Zwei Werke William Müllers werden vor allem für ihn zeugen: der stimmungsvolle Saal für die Kammerspiele des Deutschen Theaters und die ernste Feierlichkeit der städtischen Urnenhalle, die er als ein festliches Revier der Toten bildete.

Ihm folgte Reinhold Kiehl, der erste Architekt nnd „Städtebauer" des Großberliner Zweckverbandes, der sich an den Problemen zerrieb, die es hier zu lösen gibt, und die sich doch nach der ganzen Verfassung des eigentümlichen Verbandgebildes nicht lösen lassen. Tragischer hat sich selten die allgemeine Verzweiflung, die das Stadtschicksal Berlins in seiner Rettungslosigkeit auslöst, in einem persönlichen Schicksal gespiegelt. Kiehl hatte vorher in einer der großen Nachbargemeinden Berlins, in Rixdorf oder, wie es sich jetzt stolzer nennt, in Neukölln, als Stadtbaurat gewirkt und hier Außerordentliches geleistet. Mit unermüdlicher Frische hatte er eine erstaunliche Reihe trefflicher, modern empfundener neuer Bauten erstehen lassen, die neben Ludwig Hoffmanns Berliner Arbeiten zu den schönsten Beispielen neuerer Kommunalbautätigkeit in Deutschland zählen; hatte er überdies seinen guten Einfluß auch auf das private Unternehmertum auszudehnen verstanden, dem er in einem Stadterweiterungsamt und einer öffentlichen Auskunftsstelle einen festen Halt gab. Er war voller Ideen und Anregungen, und keine Schwierigkeit konnte ihn entmutigen. Da trat er in den Zweckverband, und in wenigen Monaten war aus dem fröhlichen Manne der Arbeit, der mit wahrer Leidenschaft seine Aufgaben anpackte, ein Melancholiker geworden, dessen Gereiztheit sich so steigerte, daß er schließlich nur im Tode Erlösung fand. Er fiel als ein Opfer der Zerfahrenheit und Nervosität, der Kleinlichkeit und des Mangels an großem Sinn, die unsre Gegenwart so unrühmlich kennzeichnen.


Phot. E. Schröder, Berlin-Grunewald.
Georg Kolbe: Erwachen.

Der dritte war Otto March. Nach jenen beiden jungen Leuten ein älterer Herr, ein Siebziger fast, mit dem noch große Zukunftshoffnungen ins Grab sanken. Einer der besten Künstler Berlins, eine der vornehmsten, edelsten Persönlichkeiten, die im deutschen Kunstleben auf hervorragendem Posten gestanden, das anerkannte Haupt der freien norddeutschen Architektenschaft ging mit ihm dahin. Was das Wirken dieses Mannes vor allem auszeichnete, war sein hoher Sinn für die umfassenden Aufgaben der Baukunst in unsern Tagen. Er war es, der zuerst die Bedeutung der städtebaulichen Probleme für die deutsche Hauptstadt erkannt hat; dem der Wettbewerb „Groß-Berlin" und die Städtebau-Ausstellung von 1910 ihre Entstehung verdanken, dessen anregende Kraft sich unermüdlich für eine weitausschauende, vorausblickende Behandlung unsrer Entwicklungsfragen fruchtbar erwies. Was er, in seiner ruhigen Art überzeugend und fortreißend, im Dienste Berlins getan hat, wird für die Lebenden und die Nachfolgenden vorbildlich sein.





Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Szenenbild aus der Breslauer Aufführung des Jahrhundertfestspiels von Gerhart Hauptmann: Die Klage der Mütter.

Gerhart Hauptmanns Jahrhundertfestspiel für Breslau

Von Friedrich Düsel

Wenn der Tumult öffentlich ausgefochtener Meinungsfehden einen Maßstab für die künstlerische Bedeutung eines Dichterwerkes abgäbe, so wäre seit Menschengedenken kein gewichtigeres an die Öffentlichkeit getreten als das „Festspiel in deutschen Reimen", das Gerhart Hauptmann seinem Heimatlande Schlesien, insbesondere der Stadt Breslau für die Jahrhundertfeier von 1813 geschrieben hat. Seit Wochen tobt um dieses Stück in den Tageszeitungen, in Telegrammen, Zuschriften, Erklärungen und Kundgebungen, neuerdings auch in Versammlungen ein Streit von solcher Heftigkeit, wie er bei uns wohl schon um Rüstungs- und Steuervorlagen, kaum je aber um Kunstdinge geführt worden ist. Doch wie? Handelt es sich hier wirklich noch um eine reine Angelegenheit der Kunst und Literatur? Ist nicht mit dem Augenblick, da der Breslauer Magistrat den Beschluß faßte, die Aufführungen dieses Festspiels vor der Zeit einzustellen, das „Spiel" auf das politische Schachbrett hinübergeschoben worden, auf dem statt des berufenen leidenschaftslosen Kunstkritikers die Wut der stets feindlich gerüsteten Parteien das Feld beherrscht?

Und nun unterscheiden wir: seit dem erst ist dieser Streit bis zur Siedehitze gediehen, seit dem erst sind alle Bande frommer Scheu und friedlicher Gesinnung zerrissen, die sonst in Literaturangelegenheiten den Zungen und Fäusten immerhin einen Zügel anzulegen pflegen, seit dem erst glaubt man die großen erhabenen Schlagworte erwischt zu haben, um die es sich lohnt, die letzten Register des politischen Pathos zu ziehen. Denn jetzt handelt es sich nicht mehr um ein Ja oder Nein zu dem Werke, nicht mehr um dies Werk selbst, auch nicht mehr um den Dichter Gerhart Hauptmann — jetzt handelt es sich um „Freiheit" und „Unterdrückung", um „bürgerliche Selbstbestimmung" und „höfische Bevormundung", oder wie das Für und Wider der entflammten Parteileidenschaften sich sonst zu nennen beliebt. Ja, aus der ästhetischen Angelegenheit ist über Nacht eine parteipolitische geworden, und in dem Staub, der dabei Tag für Tag aufgewirbelt wird, droht der letzte Rest von Ästhetik und literarischer Kritik zu ersticken. Kaum daß heute noch jemand nach dem Stücke selbst fragt. Selbst in großen, von literarischen Vereinen veranstalteten Protestversammlungen, für die gleich

drei oder mehr Redner auf dem Programm stehen, geht man mit einer eiligen Gebärde verlegener Gleichgültigkeit darüber hinweg, um nur möglichst schnell zu dem groben Geschütz der „entscheidenden Prinzipien" zu gelangen.

Demgegenüber erwächst den unparteiischen, ruhiger gearteten Zeitschriften die doppelte Verpflichtung, erst einmal wieder den Kern der Sache ins Licht zu rücken, d. h. das Werk selbst vor uns erstehen zu lassen und es an dem Anlaß und dem Zweck zu messen, denen es seine Entstehung verdankt. Nur so kann es uns gelingen, den Leser aus dem Qualm der parteiischen Entstellungen zunächst in die freie Luft einer eignen Meinung zurückzuführen, dann aber auch die tieferen zeitpsychologischen und kulturgeschichtlichen Gründe zu untersuchen, aus denen sich dieses gesamte Ereignis erklärt und aus dem es seine symptomatische Bedeutung gewinnt.

Ein leuchtender, sonnenstrahlender Frühlingstag geht zur Rüste. Noch einmal durchwandelt man die festliche von Meister Poelzigs Hand erbaute Pergola, die sich mit ihrem jungen Weingerank und ihrem üppigen Rhododendronflor in dem blinkenden Wasser des Teiches spiegelt. Allmählich merkt man, wie sich unter die Besucher der Ausstellung die ersten festlichen Kleider mischen, die sich das Breslauer Komitee für die Vorstellung des Abends ausgebeten hat. Heute soll ja diese ganze feierlich-stolze Veranstaltung ihre Krönung empfangen — empfangen von einem Werke der Poesie, zu dem Schlesiens Hauptstadt Deutschlands berühmtesten Dichter aufgerufen hat. Und während sich im Park allmählich die Lichter entzünden, erst einzeln und zerstreut, dann in ganzen funkelnden Perlenketten, denen aus dem Wasser geschwisterliche Antwort winkt, sieht man die Theaterbesucher in wachsendem Strom durch den schönen rhythmisch gewölbten Bogen des Haupteingangs fluten — ein Anblick, der etwas Erwartungsvolles, Spannendes und Erhebendes hat, etwas, das uns dem Alltag mit einem Schlage entrückt. Der stimmungsgewaltige Eindruck wird noch erhöht, als man bald darauf die mächtige aus Eisen und Beton aufgeführte Festhalle betritt, der man es auch ohne Nachzählen der Sitze glaubt, daß sie, bis auf den letzten Platz gefüllt, 18000 Menschen beherbergen kann. Jetzt ist von ihrem Amphitheater ein nicht geringer Teil von den dreifach gestuften und weit ausladenden Bühnenaufbauten in Anspruch genommen, die Prof. Max Reinhardt, der Regisseur der großen Massen und der großen Räume, für die Darstellung des Festspiels braucht. Ach ja, richtig: draußen in den Gängen schon, die sich rund um den inneren Kern des Hauses ziehen, sahen wir das männliche und weibliche Aufgebot der Chöre sich stauen, und Berge von Fruchtkörben, handwerklichen und landwirtschaftlichen Geräten, frisch aus der Theaterwerkstatt hervorgegangen, bereiteten uns auf die Entfaltung all der Pracht und all des Prunkes vor, womit der Berliner Hexenmeister nun auch in Rübezahls Reich vordringen will. Doch wohlan! wir haben nichts dagegen. Wo Massen gepackt und erhoben sein wollen, da sei es erlaubt, auch mit Massen zu wirken und vor Auge und Ohr nachhallen, nachleuchten zu lassen, was zuvor zum Herzen und Gemüt, so Gott will, auch zum Gewissen und Willen der Menge sprach. Denn das Gedächtnis einer großen Zeit gilt es zu erwecken, die sich losriß vom Kleinlichen und Ängstlichen, die die bange Sorge um das bißchen Nahrung und Notdurft des Tages in dem Feuer der Begeisterung für höhere Dinge verbrannte, die wohl ihre Propheten und Führer hatte, aber ihr Stärkstes und Letztes aus breiter wurzeltiefer Volkskraft schöpfte, und die zum Siege geführt wurde durch die Mächte einer idealen Gesinnung, eines entschlossenen Willens, Mächte, die das Bürgertum, das Volk mehr noch ergriffen als die Hochgestellten...

Noch hängt man, schon pochenden Herzens, diesen Jahrhundertgedanken nach, fühlt sie höher schwellen, feuriger lodern denn anderswo in dieser kühn emporstrebenden Riesenhalle — da ertönen die ersten Fanfarenklänge, die Reinhardt liebt, wenn er auf Großes vorbereiten will. Jetzt, wissen wir, einen Augenblick Stille, die alles ringsum, und wären's auch noch einmal so viel Tausende, zum atemlosen Schweigen zwingt — dann wird der Vorhang sich teilen, und das Weihefestspiel wird beginnen.

Und schon hören wir auf der ersten Bühne, die sich hinter der Orchestra öffnet, sprechen. Vor den schwarzen, mit goldenen Sternen bestickten Vorhang ist eine exotisch-ehrwürdige Gestalt getreten, eine Art Zaubermeister, mit der hohen Mütze des Magiers angetan und mit einem langwallenden Talar, die beide gleichfalls mit Himmelszeichen bedeckt sind. Den „Direktor" nennt ihn das Textbuch; wir denken an Hauptmanns Wan, den mystischen Weisen in seinem Glashüttenmärchen von Pippa, aber auch Goethes Vorspiel und Prolog zum Faust fallen uns ein, wo erst der Direktor sich mit dem Theaterdichter und der Lustigen Person über Art und Zweck des bevorstehenden Spiels unterhält, bevor Gott selber auftritt, um durch seine erhabene Teilnahme dem Kommenden eine unvergleichliche Würde und Gewichtigkeit zu geben. Doch bald verstummen diese Reminiszenzen. Die Knittelverse bei Hauptmann sind zu salopp, der Dialog zwischen dem „alten Sternengreis", dem Direktor des „Welttheaters Europa", und seinem Gehilfen, dem Philistiades, ist zu skurril, der ganze Ton zu ironisch und spielerisch, als daß man an Goethes Meisterwerk und den Herrgott seines Vorspiels denken möchte. In breiter Umständ-

lichkeit entfalten nun die beiden ihren Marionettenkram vor dem Publikum, wobei ein Kinderball die Erde, ein paar Püppchen die Menschen vorstellen, die „Herren der Erde“, die den beiden doch nur wie jämmerliche kleine Insekten erscheinen, wenn sie sich auch noch so rabiat benehmen:

Ihr werdet euren Augen nicht trauen,
wie sie einander erschießen, erstechen und über die Köpfe hauen —
sich würgen, morden und massakrieren!
Es ist manchmal, um die Geduld zu verlieren.
Tatsächlich beruht das heutige Stück
Auf Blutbädern und Schlachtenmusik,
grausigen Simmelsammelsurien.
Diese Puppen hier sind die nötigen Furien ...

Noch immer hoffen wir, daß dies alles mit seiner nachlässigen, ironischen und gesuchten Überlegenheitsmiene nur Attrappe, Schale oder Rahmen darstellt, daß die Hülse dem Winde preisgegeben und dann um so voller und gesunder das Korn zum Vorschein kommen werde, sobald sich das Spiel nur seinem eigentlichen Thema zuwendet, dem „Geist der Freiheitskriege“, dem es gewidmet ist. Aber der fatale Einfall des Puppenspiels, bei dem die Menschlein, insbesondere auch die Helden von 1813, gleich hölzernen Marionetten an den Fäden der Drahtzieher zappeln, wankt und weicht nicht, immer wieder drängt er sich vor, immer wieder zerreißt er das lockere Gespinst der historischen Vorgänge. Schon dadurch allein fühlt sich das Flämmchen der Begeisterung, das sozusagen auf Vorschuß glomm, in seinem Keime erstickt, zumal da die langatmige Erläuterung, die der Direktor von der „kolossalen Puppe“ Napoleon zum besten gibt, den Mund voller nimmt, als man sich bei dieser Gelegenheit und an diesem Orte wünschen möchte.

Aber damit nicht genug. Es wird für diesen Napoleon auch dramatisch ein Piedestal gebaut, als sei er und kein andrer der Held und Genius dieses preußisch-deutschen Jahrhundertfestspiels. Die ganze wüste Revolutionsszene von der Place de la Concorde mit ihrer johlenden Pöbelwut, die auch vor dem Herrgott-Direktor keinen Respekt zeigt, mit dem Jakobinersturm, den frechen Brutalitäten der Septemberschlächter, mit dem Henker Samson und der emsig arbeitenden Guillotine im Hintergrunde — diese ganze Szene, nicht ohne dramatische Akzente und von einer Farbenglut, wie sie dem Dichter bisher kaum gegeben war, sie ist doch am Ende nur dazu da, den jungen Bonaparte, der bald darauf als kreiselspielender Knabe auftritt und die rasende Menge allzu leicht und billig mit ein paar unverfrorenen Keckheiten zur Räson bringt, desto glänzender zu beleuchten. Auch was die unvermittelt auftretende, in feierlichen antiken Trimetern viel Dunkles, Trübes und mystisch Verworrenes daherredende Pythia zu künden weiß, bereitet am Ende nur ihm den Weg, den die wankelmütige Menge als „Vollstrecker der Revolution“ feiert und gleich darauf als L'empereur ausruft. Wenn dann Philistiades, der Gehilfe des Welttheater-Direktors, wieder das Wort nimmt — geflissentlich, schon um der zum Verständnis notwendigen Erläuterungen und Verbindungen wegen, wird die dramatische Szenenfolge immer wieder durch solche exegetische Einschiebsel unterbrochen — und zum Publikum gewendet spricht:

„Ihr seid verdutzt! Dies macht euch stutzig,
Der ganze Vorfall ist wirklich putzig“,

so sind wir leider schon in der Verfassung, ihm in einem andern, minder harmlosen Sinne recht zu geben, als er meint.

Zur Farce aber wird das Stück vollends, als ein Karnevalszug in die Orchestra dringt, durch den die verstaubte Institution des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation in einem riesigen Fastnachtspopanz, einer als Kaiser lächerlich aufgeputzten Strohpuppe, verhöhnt und verulkt werden soll. Man erkennt auch hier das Vorbild aus dem zweiten Faust, der Hauptmanns Kopf augenblicklich in arge Verwirrung gestürzt zu haben scheint, aber verlieren sich schon bei Goethe die Symbole und Allegorien zuweilen ins Nebelhafte und Unverständliche, so ist der Dichter der „Versunkenen Glocke“ und der „Pippa“ erst recht nicht der sichere und klärende Denker, der uns auf so gefährliche Pfade führen könnte, ohne ins Banale und ungewollt Humoristische auszugleiten. Und auch hier wieder wird ein deutscher König und Held wie Friedrich der Große nur bemüht, aus den Wolken herniederzusteigen, um sich alsbald, nach ein paar noch dazu in französelndem Kauderwelsch vorgetragenen Schelt- und Mahnreden, vor dem leuchtenden Gestirn Napoleons und seiner Trabanten zu verflüchtigen. Wie die Gestalten dieses Festspiels fast alle sich selbst vorstellen müssen, da sie keine Gelegenheit finden, im dramatischen Widerstreit der Kräfte sich aneinander zu wetzen und auszuwirken, so sagt auch Napoleon mit eignem Munde sein Nationale auf: er sei der Mann, die Wolkenkuckucksträume der deutschen Idealisten und Reichsphantasten, wie sie in dem Chor der Vögel erscheinen, in Wirklichkeit umzusetzen:

Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
eine Art Grenzpfahl-Niederreißer,
nicht wie jene dort etwa nur Guanoscheißer!
Aber jedenfalls auch ein Flügelspreiter,
ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
und vor allen Dingen ein Taktiker.

Mag er sich auch nicht dazu verstehen, wie ihm Talleyrand vorschlägt, sich selbst kurzerhand an die Stelle des strohernen Potentatengespenstes zu setzen, so will er doch, nachdem er durch seine Grenadiere den Popanz hat zerschlagen und den Schauplatz hat reinigen lassen, die Fetzen der geheiligten Insignien sammeln lassen: wer weiß,

wozu es gut ist, wenn er auch fürs erste ein realeres Stück Arbeit mit der Niederzwingung der hochmütigen englischen Seeratten zu tun gedenkt. Das alles trägt er monologisch selber vor, nachdem ihm Talleyrand die notwendigen Stichworte hingeworfen hat.

Ein neues Bild! Mittlerweile hat ein distinguiertes deutsches Straßenpublikum die Orchestra eingenommen — es bereitet das technisch keine Schwierigkeiten, da sie wie der Zirkus mehrere Zugänge von außen her hat —, und der Philosoph Hegel tritt auf, um vor den andächtig lauschenden Spaziergängern Napoleon als fleischgewordene Staatsidee, nein auch als den „Weltgeist" zu feiern, in dem sich zugleich die Weltseele verkörpert und die Vernunft manifestiert habe. Noch immer hätte Hauptmann, auch hier noch, die Möglichkeit, alles, was über die Französische Revolution und den Völkerbezwinger gesagt worden ist, als Untermalung zu gebrauchen, um auf ihrem Grunde nun endlich das Gemälde vaterländischer Kraft und Herrlichkeit erstehen zu lassen. Aber wer tritt dem Weltweisen entgegen? Turnvater Jahn mit seiner urwüchsigen Teutschheit, aber auch seiner groben Ungeschlachtheit! Kein Wunder, daß er diesen geputzten Damen und geschniegelten Herren nicht imponiert, daß eher der Weltbürger, in dessen „Opinion" man wohl ein Konterfei des alternden Goethe erkennen darf, und ein „Crypto-Nichtgentleman", ein vorweggenommener Vertreter der bigotten Demagogenriecherei, den Beifall des Publikums haben. Auch der Reichsfreiherr von Stein, mit seinem heiligen Eifer gegen die deutsche Stammeszwietracht und seiner Verherrlichung des Vaterlandsgedankens, Gneisenau, Scharnhorst, Heinrich von Kleist und Fichte, „der Doktor hochgelehrt vom philosophischen Lehrstuhle unsrer neugegründeten preußischen Hochschule," ein „Stern erster Größe der deutschen Geistesgeschichte", mit Ausnahme Steins allesamt ungeschickt, steif und ohne tiefere Erfassung ihres Wesens eingeführt, sie richten gegen die Lauheit der deutschen Welt- und Spießbürger wenig aus. Selbst der verschlagene John Bull mit seinen feisten Geldsäcken, dem Hauptmann wieder eine merkwürdig beredte Ausführlichkeit gönnt, muß vor der dumpf-behaglichen Neutralitätssucht der Deutschen unverrichteter Dinge abziehen. Da stürmt aber auch schon unter fernher dröhnendem Kanonendonner die Kriegsfurie mit zwei lodernden Fackeln durch die Menge, um ihr wehklagend das Unglück von Jena und Auerstädt zu verkünden und Schlimmeres noch zu prophezeien. Doch die Menge, in ihrer trägen philiströsen Ruhseligkeit, bleibt auch jetzt noch gleichgültig und fühllos:

Je n'y comprends rien. Rien du tout...
Ich stehe wie vorm Scheunentor die Kuh.

Einzig die deutschen Studenten fangen Feuer und scharen sich mit ihren blanken Schlägern um Blüchers martialischen Schnauzbart, der von Akten und Büchern nichts wissen will, der nur auf des Kaisers Napoleon Höllensturz sinnt:

Es macht mich krank, es macht mich gesund
und schweißbegierig wie ein Hetzhund.
Ich kann nicht liegen, ich kann nicht stehen,
Ohne mein Wild vor Augen zu sehen.
Ich bin kein Heiliger, kein Prophete,
Und doch liege ich Nacht für Nacht im Gebete
und bitte den Höchsten, Deutschland zu wecken
und seine Rache durch mich zu vollstrecken.

Aber auch diese blitzenden Worte, in die es dem Dichter gelungen ist, etwas von dem innersten Wesen des tapfern Haudegens zu pressen, prallen einstweilen noch fruchtlos an den von Napoleons Macht und Größe gebannten Gemütern ab: die Flintenschüsse von Wesel, die elf Schillsche Offiziere in den Sand strecken, fegen wie Fichtes Rednerpult so auch Blüchers Attackensignal hinweg. Napoleon mit seinen Marschällen darf von neuem auftreten und all dieser deutschen Jämmerlichkeit von der Höhe seiner Welteroberungspläne herab mit einem verwegenen Anachronismus seine Verachtung ins Gesicht schleudern:

Eher wird ein Franzos' zum Herero,
als ein deutscher Hammel zu einem Torero!

Und wiederum fliegt die Kriegsfurie fackelschwingend durch die Orchestra auf die Bühne, um jetzt den Krieg mit Rußland zu verkünden und Wehe zu rufen auch über den Zaren und



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Aus dem Breslauer Jahrhundertfestspiel von Gerhart Hauptmann: Werner Krauß als Philosoph Fichte.

sein Reich. Denn was sollte ihm widerstehen, der die Welt wie einen Kreisel treibt, der Gottesgeißel, dem Blitzeschleuderer, dem Ägiserschütterer, dem Wolkenversammler, dem Reichezersplitterer! ... Jetzt endlich, tröstet sich der Zuschauer und der Leser in langmütiger Geduld, obwohl schon über dreiviertel des Festspiels verbraucht, jetzt endlich wird die Katastrophe und damit der Aufschwung der Begeisterung kommen, zu der doch dies alles schließlich emporflammen muß. Aber als scheute er sich, an Napoleons Größe zu rühren, begnügt sich Hauptmann an dieser Stelle mit einem bengalisch erleuchteten Bilde, um die verhängnisvolle Wendung der Geschichte zu illustrieren: auf der oberen Bühne erblickt man den Kaiser als Zeus auf dem Thron, zu seinen Füßen den Adler, den Blitz in der Hand. Ein furchtbarer Donnerschlag rollt nach. Dann erblaßt das Bild bei zunehmender Dunkelheit unter Schlittengeläut und allmählich eintretendem blutigem(!) Schneeflockenfall, während Stimmen aus der Orchestra den entsetzlichen Jammer des russischen Rückzugs beklagen. Bei dieser fatal theatralischen Szene vermochten auch die sonst so vieles zudeckenden Regiekünste Reinhardts nicht dem Lächeln zu wehren, das sich uns trotz der bitterernsten Situation auf die Lippen stahl.

Wieder verwandelt sich die Szene. Klagende deutsche Mütter rufen nach ihren Söhnen; sie begehren Auskunft und Rechenschaft von den preußischen Soldaten, die mit vorgehaltenem Gewehr den Zugang zu dem grünen Tische der Kommandantur sperren. Es ist erschütternd gerade in seiner wunden Einfachheit und volksliedartigen Bildlichkeit, was Hauptmann diesen schwergetroffenen Frauen in den Mund legt, und wenn irgendwo, so erkennen wir hier den verehrungswürdigen Dichter des wehen Mitleids mit der gequälten und getretenen Kreatur wieder:

Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn?
Er zog mit dem Kaiser Napoleon.
Ich empfahl ihn Gott, gab ihm Kuß und Segen —
Was soll nun der Blutregen?...
Soldatenpflicht hin, Soldatenpflicht her:
gebt mir meinen Sohn! Wo ist er?
Ich sah im Traum einen Strom, und der war rot,
Darin schwamm mein Kind, und das war tot...
Ist vernichtet die große Armee,
So rufen wir Mütter Ach und Weh!
So rufen wir Mütter zehnfach Fluch!
Gott, nimm's in dein Schuldbuch,
Daß Metzgergesellen die, die wir gebaren,
hinwürgen zu Haufen, hinschlachten zu Scharen!
Daß die Lieblinge unsrer Wiegen
Als stinkendes Aas auf den Feldern liegen —

solche Verse, die sich ihren Saft aus dem alten erdwüchsigen Realismus der Hauptmannschen Poesie holen, verfehlen auch hier ihre Wirkung nicht: wie ein Schlag aufs Herz ging es durch die Zuhörermenge. Vielleicht wäre es dem Dichter selbst jetzt noch beschieden gewesen, in jene Volkstümlichkeit einzubiegen, auf die Stoff und Gelegenheit dieses Festspiels ein natürliches Anrecht haben! Statt dessen begnügt er sich mit den rein rhetorischen oder mystisch verschwommenen Reden der Studenten, von denen einer Theodor Körner ähnlich sieht, aber durchaus nicht seine Sprache führt, und setzt eine Transfiguration ins Werk, die zu dem Geiste der Zeit, die gefeiert werden soll, ganz und gar nicht paßt. Während nämlich die Studenten die eine der Mütter aus den Händen der Schergen befreien und sie zur Bühne emporführen, wächst diese Gestalt aus der Dürftigkeit zur Heldengröße, ein Schwall rotblonder Haare rollt über ihre Schultern zur Erde herab, und wenn sie an den Altar tritt, den antike Priesterinnen und einzelne Jünglingsgruppen, von Stein, Scharnhorst, Fichte und Jahn geführt, feierlich umgeben, so erscheint sie zu übermenschlicher Erhabenheit gewandelt: aus der schlichten deutschen Mutter, deren Kummer uns ans Herz griff, ist eine Pallas Athene, nein eine Athene-Deutschland geworden, die uns bis ins Innerste der Seele erkältet. Daß gerade Stein es ist, unter dessen Führung sich diese mystische Verwandlung ins Antik-Hellenische vollzieht, macht den Vorgang nicht schmackhafter, wie auch seine geschraubten und gewundenen Erklärungen für die Notwendigkeit solcher Metapsychose sich das Verständnis keines einzigen unverbildeten Kopfes und Herzens erobern werden. Die pompöse Figur der Germania, wie sie sich für unsre nationalen Dutzenddenkmäler herausgebildet hat,



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Aus dem Breslauer Jahrhundertfestspiel von Gerhart Hauptmann: Feldhammer als junger Kleist, Diegelmann als Turnvater Jahn und Josef Klein als Freiherr von Stein.

ist gewiß keine hinreißende Erscheinung; aber lieber noch sie als diese Zwittergestalt mit den Eulenaugen und dem Blondhaar, mit dem Goldhut und der Ägis, der es zur vornehmsten Pflicht gemacht wird, „zu stärken die deutschen Heraklese, Achilleuse und Odysseuse!"

Wahrlich, schwer wird einem nach diesem befremdenden Bilde das Geständnis, daß damit eigentlich das Festspiel zu Ende ist. Philistiades, der nie Verlegene, entschuldigt es mit dem Kunstprinzip der „Abbreviatur":

Das Leben ergeht sich in Weitschweifigkeiten,
Kunst muß ein Ende finden beizeiten.

In einem vaterländischen Jahrhundertfestspiel zu Ehren der Freiheitskriege hier, gerade hier ein Ende, wo die Ruhmessonne deutscher Taten eben erst aus den Wolken bricht? Wenn es noch des Beweises bedürfte, daß Napoleon der Held und Mittelpunkt dieses Puppenspiels, so ist er mit der Laune, just an diesem Punkte abzubrechen, geliefert; die Heldenpuppe des Großen Korsen brauchte gar nicht erst als Wahrzeichen auf das Titelblatt der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer) gesetzt zu werden.

Doch wir wollen in Ruhe vollends zu Ende berichten. Philistiades hält dem sinkenden Napoleon die Totenklage. Anders kann man die wehmütigen Verse kaum nennen, die er dem Verbannten, seinem großen Herzen und unwiderstehlichen Willen auf die Verbannungsfahrt nachruft. Jedenfalls unterscheiden sie sich durch eine wohltuende Klarheit von den düster geschwollenen, mit denen er Athene-Deutschland und ihren schweigenden, alle Irrungen lösenden Glanz begrüßt. Ja, im Schweigen und Verstummen liege alle Weisheit — „man möchte sagen, Taten verdummen". So lockt denn auch Athene-Deutschland unter leiser Sphärenmusik durchsichtiger Klänge empor zu dem Portal des gotischen Domes, der auf der höchsten Bühne allmählich sichtbar wird, und während aus der Orchestra ein schön gegliederter Zug von Handwerkern, Landleuten, Bergleuten, Schiffern und Fischern, schönen Frauen aller Stände, Adligen und Bürgersleuten, Künstlern, Dichtern, Forschern, Philosophen, Musikern und Erfindern, auch ein paar Herrschern, die sich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben, festlich geschmückt die Stufen emporwallt, preist sie, die Priesterin und Göttin zugleich ist, in zum Teil schönen und erhebenden Versen über alles Menschenwerk die Tat des Friedens, in der allein sie ihres Daseins Sinn erkennt. Und sie preist weiter die allgemeine Menschenverbrüderung, die erste und natürlichste Frucht des allgemeinen Friedens, für die es weder durch die Meere und Ströme noch durch die Verschiedenheit der Sprache und des Glaubens eine Trennung gibt:

Was trennt ist Irrtum, Irrtum, den allein der Haß
entfesselt, ist Unwissenheit, ist nackte Not
des Hungers! Nicht was Göttliches im Menschen wohnt.



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Aus dem Breslauer Jahrhundertfestspiel von Gerhart Hauptmann: Lia Rosen als junger Napoleon.

Denn dieses Göttliche ist Eros, die schöpferische Kraft, die erst den Sinnen und den Gedanken alle Schönheit erschließt, die fleischgewordene Liebe, die sich auswirkt im Geist und aus dem Geiste wiederum in Kunst, in Maß und Ordnung, Tat und Tätigkeit. So führt sie den Zug der Feiernden unter Orgelklang und Glockenläuten in des „deutschen Domes Liebesnacht" zu jenem Wunder, das das heiligste von allen.

Auch Hauptmann, von Natur durchaus nicht zum Pathos geneigt, wird die Versuchung gespürt haben, mit dieser Szene zu schließen, deren Theaterwirkung, wie man sich unschwer vorstellen kann, unter Reinhardts Regie zu einer hinreißenden Kraft und Schönheit aufblühte. Aber wo bliebe das Puppenspiel und die skeptisch überlegene Ironie, in die er nun einmal verliebt ist! So muß denn noch ein Finis-Schnörkel folgen. Der Direktor muß noch einmal auftreten, und als Blücher säbelklirrend die Treppe heraufstampft, wird ihm deutlich zu Gemüte geführt, daß auch er, der Marschall Vorwärts, nur eine Marionette war.

Du bist ein Püppchen meines Personals,
Der Schatten eines toten Generals.

Es nützt ihm nichts, daß er seinen Säbel zieht und gegen das „Friedensbimmelbammeln" protestiert:

Wir jehn nich nach Jehdsemane!
Trompete! Vorwärts! Blast zum Sammeln!
Ick bin for Infantrie und Kavallrie —



Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Aus dem Breslauer Jahrhundertfestspiel von Gerhart Hauptmann: Ludwig Hartau als Napoleon.

er muß wie die andern Puppen in die Kiste und darf froh sein, daß ihm der Direktor noch einen so ehrenvollen, wenn auch schlecht gereimten Abschied erteilt:

Du wackrer Graukopf, lieg an deinem Ort.
Was leben bleiben soll, das sei dein Wort.
Ich schenk' es Deutschland, brenn' es in sein Herz —
nicht deine Kriegslust, aber — dein: Vorwärts!

So habe ich das Hauptmannsche Stück mit aller erdenklichen Objektivität vor den Lesern aufgebaut, bin ihm nur da kritisch ins Wort gefallen, wo auch bei der Aufführung sofort und unabweisbar der Widerspruch, um nicht zu sagen die Verstimmung oder Empörung sich regte. Und nun frage ich: müssen es wirklich parteiisch voreingenommene, geistig beschränkte oder nationalchauvinistische Gemüter sein, die sich gegen dieses Festspiel auflehnen? Vergegenwärtigen wir uns doch die Sachlage: die Stadt Breslau veranstaltet eine Jahrhundertausstellung zur Erinnerung an den Anteil, den Schlesien an der Erhebung von 1813 genommen hat, und bestellt bei dem berühmtesten der zeitgenössischen Dichter, der zugleich ein Sohn der schlesischen Erde ist, zur Krönung dieser in ihrem Kern und Endzweck volkstümlichen Veranstaltung ein Weihefestspiel, das in der gewaltigen, 5000 Zuschauer fassenden Halle unter der Regie des bewährtesten Massen-Inszenierers Max Reinhardt einen Monat hindurch aufgeführt werden soll. Irgendwelche Bedingungen zu stellen, wagt oder erwägt man gar nicht, wohl in der gutgläubigen Zuversicht, daß ein Dichter von diesem Ruf vor dieser Aufgabe nicht versagen werde. Und Hauptmann nimmt an, auch seinerseits wohl in der selbstgewissen Zuversicht, daß ein so bedingungsloser Antrag aus der vollen Freiheit künstlerischer Subjektivität zur Befriedigung aller erfüllt werden könne.

Schon hier sind deutlich die Elemente der „Schuld" — wenn man dies Wort bei künstlerischen Dingen gebrauchen darf — auf beiden Seiten erkennbar. Ein vaterländisches Festspiel, für Tausende und Abertausende zur Erhebung bestimmt, kann nun und nimmer ein freies Gebilde künstlerischer Souveränität sein. Es darf seinen Zweck und sein Ziel nicht vergessen, muß, anders als ein beliebiges dramatisches Werk, das man der freien Wahl der Bühnen und der Zuschauer überläßt, sein gegebenes und vorbestimmtes Publikum im Auge behalten. Das hat Breslau und hat Hauptmann vergessen. Den Breslauer Stadtvätern darf man es vielleicht verzeihen, obwohl auch sie die Vorsicht hätten beobachten sollen, einen literarisch geschulten Berater nach den Aussichten zu fragen, die sie bei Hauptmann haben durften. Der hätte ihnen dann vielleicht gesagt, daß es in seinem bisherigen Schaffen wohl eine große Anzahl feiner, zarter und menschlich ergreifender dramatischer Werke gibt, daß aber nicht eins darunter, das die Hoffnung auf eine die großen Massen mit vaterländischer Begeisterung erfüllende Dichtung rechtfertigt. Auch Hauptmann durfte sich einen Augenblick über sich selber täuschen, täuschen und verlocken lassen durch den ehrenvollen Antrag, der vielleicht, ideal betrachtet, den Nobelpreis noch überflügelte. Dann aber mußte ihm die Erkenntnis kommen: für das, was da gewünscht und innerlich gefordert wird, bist du unmöglich der rechte Mann. Du hast weder Übung noch Beruf dazu. Gerade jetzt, in deiner augenblicklichen Entwicklungs- und Stimmungsperiode am wenigsten, wo dein Skeptizismus auf der Höhe steht und ein unter Griechenlands Sonne erwachter Zug zum Hellenismus dich — ähnlich wie einst Goethe — dem Heimisch-Deutschen leise entfremdet hat. Sicher haben diese Bedenken flüchtig oder andauernder an Hauptmanns Gewissen geklopft. Weshalb sie schließlich doch besiegt wurden? ... Ich mache mich nicht gemein mit den Plumpen, Arglistigen oder Böswilligen, die da meinen, materielle Gründe hätten den Ausschlag gegeben. Man kommt auch mit einem

idealen Grund aus, wenn man weiß, welche mächtige Verführung für den Künstler in dem Gedanken verborgen liegt, mit dem Zauberstab seiner Kunst ein Werk zu schaffen, das sich aus eigenster Machtvollkommenheit durchsetzt und aller Gesetze und Gewohnheiten spotten darf. Glauben wir also daran: diese Selbstherrlichkeit des Künstlertums verführte ihn, machte ihn blind gegen die Art und Schranken seiner Begabung und ließ ihn Zweck und Bedingungen seiner Aufgabe vergessen.

Aber wie? Mußte er denn wenigstens bei den Vorbereitungen, bei der Arbeit nicht aufwachen? Mußte er, je körperhafter das Werk vor ihm erwuchs, nicht erschrecken vor der Skepsis, der Halbheit, der Ironie, den Schnörkeln und Possen, den versteckten und betonten Anspielungen, vor all dem, was gelinde ausgedrückt „Kaviar fürs Volk" sein mußte, wenn es nicht sogar — bei diesem Anlaß, bei dieser Erinnerungsfeier, die so viel Tränen, aber auch so viel Jubel im Antlitz trägt! — die schlichten Gemüter verwirren und verletzen würde. Wenn irgendwo, so konnte hier nur aus einer vollen, rückhaltlosen Hingabe an den Stoff und seinen sittlichen Gehalt das Heil kommen. Nur aus den Wurzeln eines echten, unverkümmerten, unentstellten und urkräftigen Gefühls, aus einem tiefen Einssein mit seinem Volk und dessen Empfinden konnte das Werk erwachsen, das der festlichen Gelegenheit, dem Ort und dem Publikum Genüge tat. Alle künstlerischen und technischen Unzulänglichkeiten dessen, was Hauptmann geschaffen hat, ergeben sich eigentlich aus dem Mangel an dem rechten Bewußtsein für dies innerlich Geforderte und Notwendige. Namentlich die Wahl des Puppenspiels als Einkleidung des Ganzen, wodurch auch die kühnsten und stolzesten Geister jener willensstarken Zeit zu Figurinen einer dunklen Macht herabgewürdigt werden, mußte sich hier von selbst verbieten. Aber auch die „deutschen Reime", die nicht selten aller Phonetik spotten und Schnitzel kräuseln, wo sie aus dem innersten Leben der Sprache heraus wie von selbst erblühen müßten, die Spielereien mit dem Satzbau und der Wortbildung, die verworrenen kraftlosen Allegorien und gequälten Symbolisierungen, die gelehrten Zitate und Anspielungen, der doktrinäre Geschichtsvortrag, der sich in abstrakten Rezitationen ergeht, statt unmittelbar und lebendig zu gestalten, diese ganze lockere, oft völlig zusammenhanglose Technik der Guckkastenbilderfolge, die stetig ihren Stil wechselt und jäh aus dem Überschwenglichen ins Burleske und Possenhafte verfällt, ohne je zu einer festen, klaren und einfachen Linie voll Energie und Aufschwung zu gedeihen — das alles konnte nimmermehr zu dem geraden Empfinden des Volkes sprechen.

Und dies bleibt das Bemerkenswerteste, zugleich auch das Schmerzlichste an dem Breslauer Erlebnis von 1913: wir haben erschreckend tief hinabgesehen in den Abgrund, der sich zwischen unsrer Kunst und unserm Volksempfinden aufgetan hat. Lange schon hat sich diese egozentrische Kunst allzu weit in die selbstgefällige Freude an den „Nüancen" und „Varietäten", dem artistischen Spiel und ästhetizistischen Sonderlingstum verloren; nun findet sie nicht mehr zurück zu dem, was doch ihr Mutterboden bleiben muß, woraus allein sie Kraft und immer neue Jugend zu schöpfen vermöchte, zu dem Zusammenhalt mit dem Gesamtleben des Volkes. Diese verhängnisvolle Emanzipation der Kunst, in Breslau hat sie ihr Jena und Auerstädt erlebt. Ganz natürlich. Anderswo, von unsern Theatern zumal, halten sich die Kreise fern, die von dem bloß Artistischen nichts wissen wollen; sie schweigen oder protestieren stumm, indem sie mit den Banausen und Unmündigen lieber ins Kino gehen. Jetzt, in Breslau, trieb sie ein sachliches Interesse in die Festspielhalle, und da waren sie ehrlich empört, auch hier dem Geiste zu begegnen, mit dem sie keine Gemeinschaft haben und haben wollen. So kam es zu dem „Skandal"; das offene Verbot hat die lange schon schwärende Wunde nur offenkundiger, die chronische Krankheit zu einer akuten gemacht.

Der Schlag traf den, der am höchsten ragt. Aber wir wollen uns nicht überheben. Wir wollen diesen Schmerz empfinden, als hätte er uns alle, unser ganzes Volk getroffen. Dann wird der Schmerz nicht umsonst gewesen sein, dann wird aus der gefurchten Scholle das Saatkorn aufgehen, das uns jene köstlichste Ernte bringt, die einem Volke beschieden sein kann: klingende Harmonie zwischen dem dunklen gottgegebenen Triebe seines Tiefsten und Eigensten und dem künstlerischen Gestaltungsdrange seiner Dichter. Hier, bei dieser Aufgabe des Breslauer Jahrhundertfestspiels, hätte er am wenigsten Anlaß gehabt, sich auf das hochmütige l'art pour l'art zu versteifen. Dem blöden, öden Hurrapatriotismus hätte er auch nicht eine Fingerspitze zu reichen brauchen. Es gibt Großes, Erhabenes und Heroisches, Inniges, Herzbewegendes und Rührendes genug in diesem Stoff, woran ein Dichterherz erglühen und eine Dichterhand sich bewähren kann. Knechtseligkeit oder Liebedienerei vor den Mächtigen dieser Erde, opportunistische Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit, die hätte nur jemand, sei es, wer es wolle, bei dieser Gelegenheit von dem erkorenen Festspieldichter verlangen sollen: die gesamte ernsthafte Kritik hätte ihm nach Gebühr heimgeleuchtet. Aber darum handelt es sich hier gar nicht. Das ist nur eine Finte gewisser Parteikreise, die das Wasser trüben zu müssen glauben, um erfolgreicher für ihre Sonderinteressen

fischen zu können. Sie mögen uns glauben: unsre Trauer um den „Fall Hauptmann" ist mindestens so ehrlich wie die ihrige. Wir trauern um den Dichter, den wir seiner früheren Schöpfungen wegen deshalb nicht zu lieben aufhören werden, und wir trauern um eine verscherzte Gelegenheit, die uns selbst und dem Auslande hätte zeigen können, daß wir noch eine starke nationale Dichtkunst haben, die mit ihrem Volke zu weinen und zu jubeln weiß...

Noch ein Wort über die Aufführung. Nicht um ihrer selbst willen. Einzelkritik mag schweigen, wo so ernste Prinzipienfragen auf uns eindringen. Aber in dem verwirrenden Hin und Her der Pressefehden hat es geschehen können, daß auch Reinhardts Inszenierung mitschuldig gemacht worden ist an dem Breslauer Mißerfolg. Er habe, hieß es, zu viel des Guten getan, seine Künste hätten das Gedankliche an dem Festspiel vollends überschrien; durch dieses Blendwerk der Sinne allein sei auch der „gewaltige" Beifall zu erklären, der bei der ersten Aufführung die Halle durchtobt habe; mehr Bescheidenheit hätte hier zum mindesten von vornherein mehr Klarheit geschaffen. Dagegen ist zunächst zu sagen, daß auch bei der ersten, gewiß freundlich gestimmten Aufführung der Beifall sich in recht bescheidenen Grenzen hielt. Die Breslauer scheinen mit Enthusiasmus nicht verwöhnt zu sein, sonst hätten sie die zögernde Kühle gespürt, die sich erst wieder erwärmte, als man glaubte, dem Dichter die schuldige Höflichkeit erwiesen zu haben und sich der Regie zuwenden zu dürfen. Da freilich setzte der Beifall mit verjüngter Kraft ein. Und das verdiente sie. Ihre Obliegenheit konnte es nicht sein, aufzudecken; sie mußte alles tun, um die Schwächen zu verhüllen, die Lücken zu verkleistern und sich mit Leidenschaft und Energie den wenigen Momenten hinzugeben, die nach all den matten und ermüdenden Szenen einen Aufschwung für die Wirkung versprachen. Das hat sie mit Geschmack und Redlichkeit getan. Was wäre aus diesem Abend geworden ohne die wilde düster lodernde Glut der Revolutionsszene und die strahlende Festtagsheiterkeit der Wallfahrt zum Dom, mit ihrer farbenfrohen, doch rhythmisch wundervoll gebändigten Massenentfaltung! Nein, auch im Kleinen und Äußerlichen wollen wir nichts verdrehen und vertuschen. Es war eine Niederlage der deutschen Dramatik, nicht der deutschen Theaterkunst, die der 31. Mai 1913 uns brachte — wir würden uns, leugneten oder verhüllten wir das, eines ähnlichen Verbrechens schuldig machen, wie es die ruchlosen Optimisten von 1806 auf sich luden, als sie in verblendeter Erinnerung an die Zeiten Friedrichs des Großen ihre gegenwärtige Ohnmacht nicht sehen wollten.

Sommerstille

Die Luft, die goldne Halme wiegt,
Ist voller Glockenton;
Im Felde, wo der Mittag liegt,
Verblüht ein Häubchen Mohn.

Durch Linden lacht vom Bauernhaus
Hervor das rote Dach;
Zur Esse steigt der Rauch heraus
Und weht mir leise nach.

Das ist der Heimat treuer Klang,
Der durch die Stille geht —
Siehst du, wie drüben an dem Hang
Der Wandrer sinnend steht?

Fritz Alfred Zimmer

Erntezeit

Warten mußt du, immer warten!
Doch dein Feld ist wohl bestellt.
Wie ein überreicher Garten
Goldet dir die reife Welt!

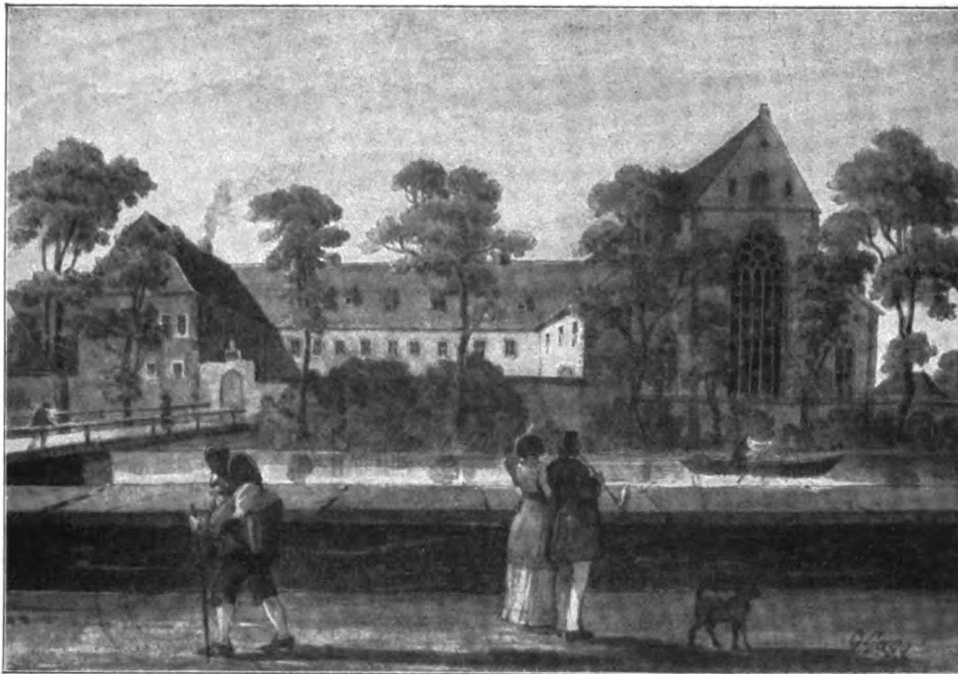
Eine Ähre, dir beschieden,
Bräunt sich schon zu deinem Brot.
Deines Erntefestes Frieden
Dämmert schon im Morgenrot.

Warten mußt du, Armer, warten!
Du wirst Herr und Schnitter sein,
Und in deinen kleinen Garten
Bringst du goldne Beute ein!

Wird dein Korn die Speicher sprengen,
Schwer von köstlichem Gewicht?
Wird sein Glanz den Blick dir sengen?
Warte still und frage nicht!

Freu' dich, wenn aus deiner Blüte
Sich als schönste Frucht nur drängt
Eine wundervolle Güte,
Die dein Leben mild umfängt.

Max Prels



Das Geburtshaus des Grafen Zeppelin auf der „Insel“ in Konstanz.
Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1838 von Fr. Pecht, gezeichnet von G. Gagg.

Zeppelin

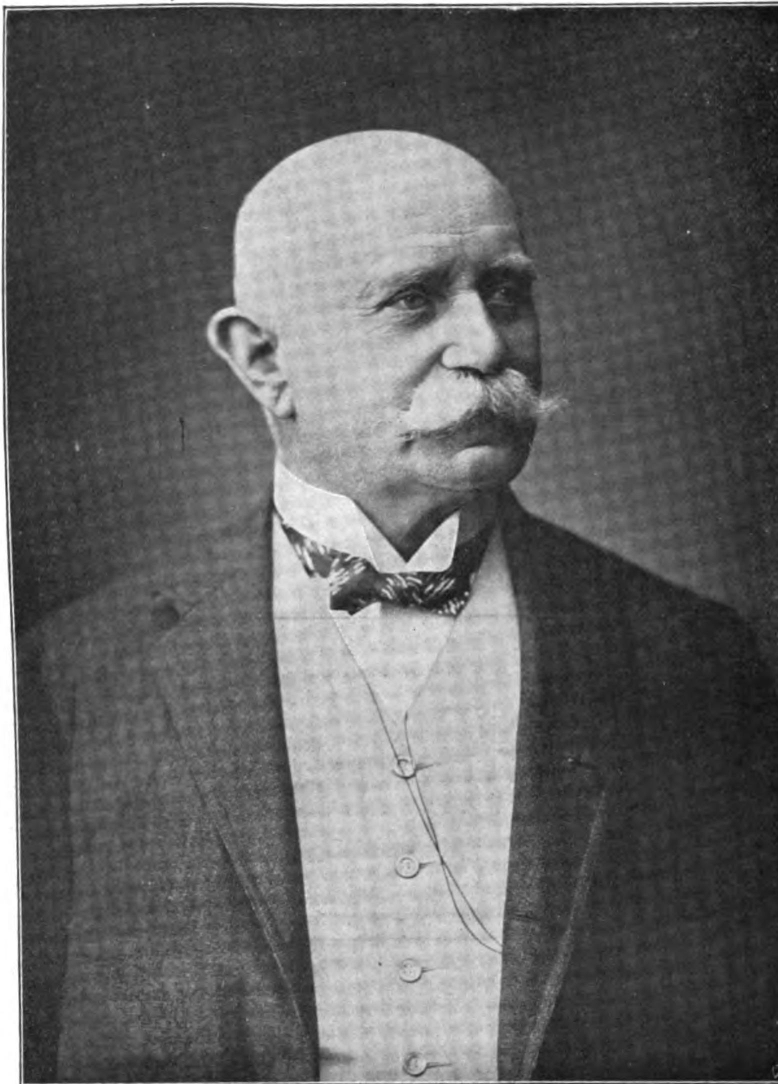
Zum fünfundsiebzigsten Geburtstage des Grafen

Von Max von Duvernoy, Kgl. Württemb. Oberst a. D.

Am 8. Juli dieses Jahres vollendete Graf Ferdinand von Zeppelin sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr. Seine unsterblichen Verdienste um die Luftschiffahrt sind von mir in dieser Zeitschrift im Aprilheft 1908 und im Juniheft 1909 gewürdigt worden. Seitdem ist er der volkstümlichste Mann unter den lebenden Deutschen geworden. Sein erstmaliges Erscheinen in der Reichshauptstadt im August 1909 mit seinem Luftschiff rief einen dort selten erlebten Jubelsturm hervor. Und gar die Fahrt am 13. Oktober 1912 mit 21 Personen an Bord von Manzell über Hamburg nach dem Flugplatz Johannisthal, wobei das Luftschiff ohne Zwischenlandung in dreißigstündiger ununterbrochener Fahrt eine Strecke von 1700 km zurücklegte, war eine Leistung, die sämtliche andern Systeme weit hinter sich ließ, denn die zurückgelegte Entfernung entsprach einer Reise von Hamburg über den Kanal nach Dover, Portsmouth und über London nach Hamburg zurück. Dabei war der Benzinvorrat bei der Ankunft in Johannisthal noch längst nicht erschöpft; das Luftschiff wäre also wohl imstande gewesen, noch bedeutend länger in der Luft zu kreuzen. Die jüngste Fahrt der „Sachsen“ von Baden-Oos nach Wien innerhalb von sieben Stunden mit einer Durchschnitts-



Graf Ferdinand von Zeppelin, Jugendbildnis.
Mit Genehmigung des Verlages von G. Knapp in Brackenheim i. W.



streng sachlich gehaltenen Aufsätze glauben wir vor jedem Verdacht einer Personalverherrlichung geschützt zu sein. So komme ich denn der Aufforderung der Redaktion gerne nach, einen kurzen Lebensabriß des Grafen zu geben.

Die Familie Zeppelin stammt aus Mecklenburg-Schwerin; dort taucht der Name auf dem herrschaftlichen Gute des gleichbenannten Dorfes 1246 zum erstenmal auf. Ende des achtzehnten Jahrhunderts kamen zwei Brüder nach Württemberg, wo der damalige Herzog, spätere König Friedrich sie in den Grafenstand erhob. Der jüngere, Ferdinand Ludwig, ist der Großvater unsers Grafen. Sein Sohn, Graf Friedrich, ist 1807 geboren und vermählte sich 1834 zu Konstanz mit Amalie Macaire d'Hogguer, die einer Refugié-Familie entstammte. Ihr Großvater Jacques Louis Macaire de l'Or hatte 1785 vom Kaiser Josef II. die Dominikanerinsel bei Konstanz (das heutige weitbekannte Inselhotel) überlassen erhalten und dort eine Kattunfabrik errichtet. Hier wurde Graf Ferdinand am 8. Juli 1838 geboren und verlebte mit seinen Geschwistern Eugenie und Eberhard eine überaus glückliche Kindheit.

geschwindigkeit von 80 km in der Stunde war ein neuer Beweis unübertroffener Leistungsfähigkeit des Zeppelinschen Systems. Auch in der alten Donaustadt herrschte unbegrenzter Jubel bei der Ankunft des „Eroberers der Lüfte".

Dies alles rechtfertigt es wohl zur Genüge, sich auch mit der Person des Grafen am öffentlichen Orte ausführlicher zu beschäftigen. Gerade durch die vorausgegangenen rein und



Franz Multerer: Ein Geigenspieler.



Das Schloßgut Girsberg bei Emmishofen.

Später bezogen seine Eltern das zur schweizerischen Gemeinde Emmishofen gehörende Schloßgut Girsberg, das der Großvater vom König Friedrich käuflich erworben hatte und dem jungen Paare jetzt schenkte. Dort erhielt der Graf gemeinschaftlich mit den Geschwistern Unterricht, erst durch den Lehrer Sauter in Emmishofen, vom August 1850 an durch den württembergischen Kandidaten der Theologie Robert Moser.

Eine Erzählung dieses Lehrers mag hier eingeflochten sein, weil sie ein Beweis für die frühzeitig entwickelte Geistesgegenwart und Besonnenheit des Grafen Ferdinand ist. Mit dreizehn Jahren brach er auf dem nicht genügend zugefrorenen Eise des kleinen Teiches im Girsberger Park ein. Er hatte das Eis diesmal ohne Erlaubnis des Vaters betreten, der dessen Festigkeit sonst zuvor zu prüfen pflegte. Es gelang ihm nicht, sich unter dem Eise vorzuarbeiten. Er besann sich aber, daß am Eingang des kleinen Zuflusses das Wasser offen sein werde, schwamm unter dem Eise der Stelle zu, wo das kleine Bächlein mündete, und kam so glücklich ans Land. Aus Furcht vor Strafe wagte er sich nicht nach Hause, sondern ging in ein benachbartes Haus, wo man ihn zu Bett brachte und seine Kleider trocknete. Die Eltern waren natürlich glücklich, als sie vernahmen, daß der inzwischen vermißte und gesuchte Knabe noch am Leben sei. Hundert andre wären in diesem Fall ertrunken.

Im Oktober 1853 trat Graf Ferdinand in die oberste Klasse der Realschule zu Stuttgart über und besuchte alsdann noch ein Jahr die dortige polytechnische Schule, um am 21. Oktober 1855 in die ehemalige württembergische Kriegsschule Ludwigsburg als Kadett einzutreten. Diese Anstalt verließ er im September 1858 als Leutnant des 8. Infanterieregiments (heute Infanterieregiment Großherzog Friedrich von Baden Nr. 126), um kurz darauf zum Besuche der Universität Tübingen beurlaubt zu werden. Bei der Mobilmachung Württembergs gegen Frankreich 1859 wurde er zum Ingenieurkorps einberufen und bereits im August desselben Jahres als Oberleutnant zum Generalquartiermeisterstabe versetzt. Als solcher nahm er 1863 Urlaub zur Teilnahme am nordamerikanischen Sezessionskrieg, um den Wert des Milizheeres zu studieren, dessen Gedanken zu jener Zeit ein geistreicher Militärschriftsteller und ehemaliger preußischer Offizier, Hauptmann Rüstow, eifrig verfocht.

Nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten hatte der Graf eine Audienz beim Präsidenten Lincoln, der ihm einen Generalpaß zu freier Bewegung innerhalb der nordstaatlichen Heere ausstellen ließ. Bei der Potomac-Armee war er Gast des Generals Hooker. Er wohnte der Belagerung von Charlestone bei und teilte hier das Zelt Glimores. Während des Virginischen Feldzuges nahm ihn General Karl Schurz auf. Er machte hier das Gefecht bei Ashby-Gap mit, in dem Pleasanton gegen Stuart befehligte. Dabei begleitete er einen Reiterangriff außerhalb der Flanke, wagte sich zu weit vor und ward von einem Trupp südstaatlicher Reiter unter fortgesetztem Schießen verfolgt. Nur die Schnelligkeit seines Pferdes bewahrte ihn vor der Gefangennahme. Auch am Gefecht bei Frederiksburg war er beteiligt.

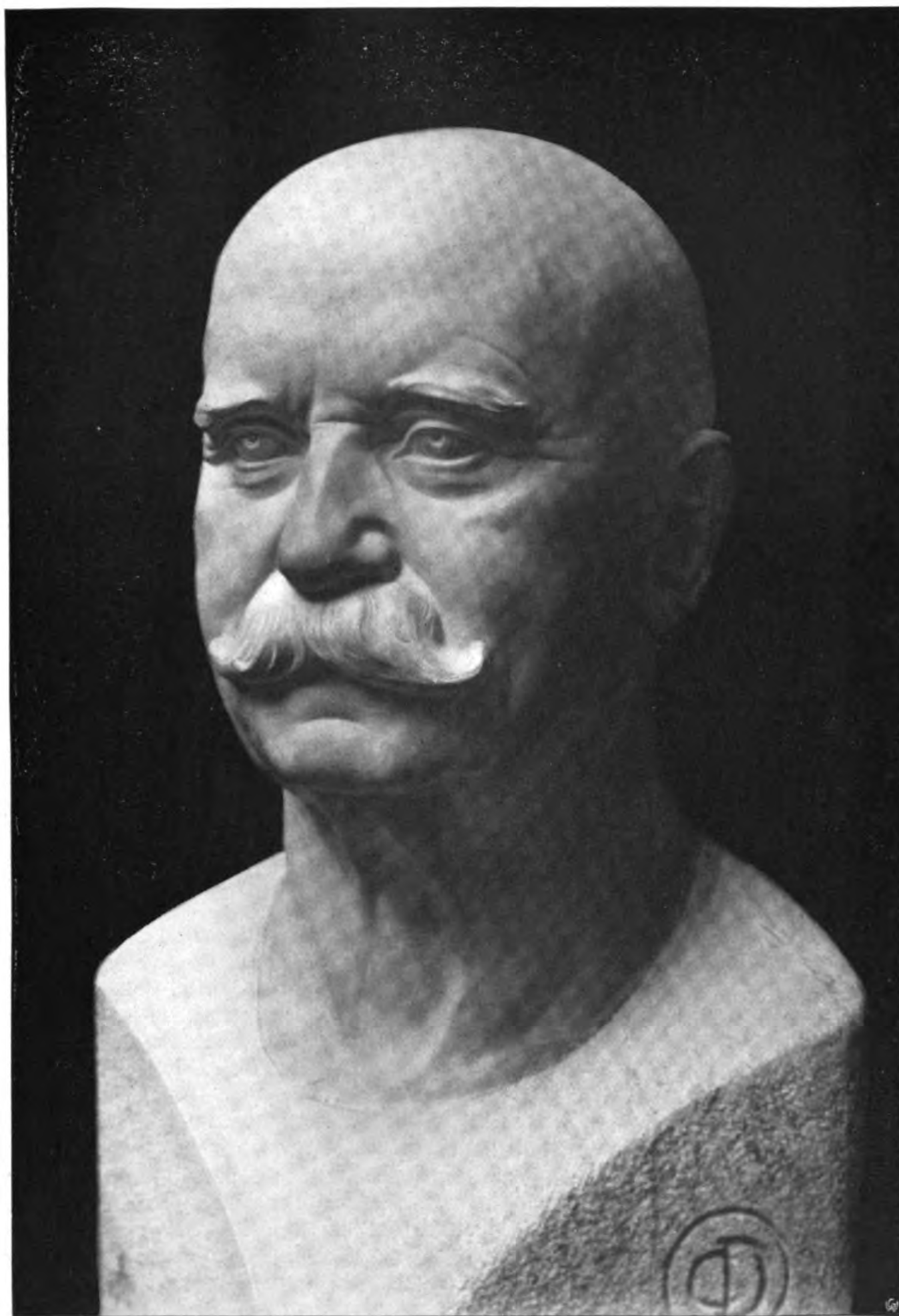
Bei seinem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten unternahm er mit zwei Russen und zwei Indianern einen Zug zur Erforschung der Mississippiquellen. Als die mitgeführten Vorräte aufgezehrt waren, litten die Reisenden in der damals noch gänzlich wilden Gegend längere Zeit ernstlich Hunger. Die einzige Nahrung bestand schließlich aus Wasserratten, die sie anfangs kochten, zuletzt aber, als hierzu das Wasser mangelte, roh verzehrten. Um den quälenden Durst zu stillen, sammelten sie während eines Gewitters das Regenwasser in einem Mantel.

Während seines Aufenthalts bei der Mississippi-Armee hatte Zeppelin seinen ersten Aufstieg mit einem Fesselballon unternommen. Als er dann im Jahre 1870/71 vor Paris lag, konnte er die Vorteile beobachten, die die eingeschlossene Festung aus der Verbindung mit der Provinz durch die Luftballons zog. Seitdem ließ ihn der Gedanke, ein lenkbares Luftschiff zu erbauen, nicht mehr los.

Am Kriege 1866 nahm er als Hauptmann und Flügeladjutant des Königs im württembergischen Hauptquartier teil und machte die Gefechte bei Aschaffenburg, Tauberbischofsheim und Würzburg mit. Er wurde vielfach zu Erkundungsritten verwendet. Unter anderm führte er eine größere Patrouille das Kinzigtal aufwärts über Schlüchtern gegen Fulda und zurück über Brückenau, wobei er den Vormarsch der Preußen durch die Rhön auf Kissingen beobachtete. Vor dem Gefecht bei Aschaffenburg hatte er eine wichtige Beobachtung beim Feinde gemacht, aber der stark angeschwollene Main trennte ihn von der württembergischen Division. Als geübter Schwimmer stürzte er sich kurz entschlossen in voller Ausrüstung in den reißenden Fluß. Schon begannen ihm die Sinne zu schwinden, da erreichte er eine Biegung des Flusses, wo ihn die Strömung ans Land trieb. Er vermochte seine Meldung noch rechtzeitig zu überbringen. Diese wackere Tat belohnte sein König durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Militärverdienstordens.

Während des Deutsch-Französischen Krieges war Zeppelin Hauptmann und Generalstabsoffizier der württembergischen Reiterbrigade. Bekannt und berühmt geworden ist namentlich sein Erkundungsritt vom 24. Juli 1870 in die Gegend von Wörth, der freilich schon jetzt anfängt, von Legenden umsponnen zu werden. Darum folge ich in nachstehender Schilderung den mir seinerzeit vom Grafen selbst gütigst überlassenen Aufzeichnungen.

Die zeitiger mobil gewordene Kavalleriebrigade war bis zum Eintreffen der Felddivision der badischen Division unterstellt. Bei einer Besprechung der Lage durch den Generalstabschef der Division mit den Generalstabsoffizieren in Karlsruhe am 23. Juli abends erbot sich Zeppelin, durch Erkundungspatrouille festzustellen, was südlich der Lauter vorging, besonders in welcher Stärke Mac Mahon sich zum Einbruch in die Pfalz vorbereite. Er erhielt vier badische Offiziere, den Premierleutnant von Wechmar und die Leutnants von Viliez, von Winsloe und von Geyling, mit sieben Dragonern zugeteilt. Am 24. früh wurde die Grenze bei Lauterburg, das als Festung galt, aber nur von einer schwachen Abteilung Douaniers und Gendarmen besetzt war, überschritten, das Städtchen unter Hurrageschrei durchritten, die Telegraphenleitung zerstört und um 5 Uhr nachmittags Trimbach erreicht. Während des Umsattelns und Tränkens der Pferde daselbst schnitt der Graf eine Proklamation Napoleons von einer Mauer und sah sich plötzlich von zwei vom entgegengesetzten Dorfeingang kommenden Reitern, einem Lancier und einem Gendarmen, angegriffen. Sein Pferd ward durch einen Lanzenstich verwundet, der Graf hieb den Lancier über den Kopf und übergab ihn den nachfolgenden Dragonern, denen er jedoch entwischte. Des Gendarmen hatte er



Graf Ferdinand von Zeppelin.
Büste in Stein von Professor Karl Donndorf in Stuttgart.
Aus der Großen Kunstausstellung in Stuttgart, Sommer 1913.

sich versichert, indem er sein Pferd am Zügel faßte; man nahm ihm Papiere ab, die wertvolle Aufschlüsse gaben. Nun wandte sich die Patrouille gegen Hagenau, wo ebenfalls die Telegraphen zerstört wurden. Dann entsandte Zeppelin den Leutnant von Geyling mit zwei Dragonern und der Meldung der bisherigen Erlebnisse nach Karlsruhe. Dieser verbarg sich geschickt im Bienwalde vor einer feindlichen Eskadron, sprengte dann unter dem Schutze der Dunkelheit mitten durch deren Vedettenlinie unter dem Rufe: „Bon jour, Messieurs!" und erreichte trotz dem nachgesandten heftigen Karabinerfeuer ohne Verlust den heimatlichen Boden.

Die Patrouille übernachtete in einem Gehölz jenseit der Straße Sulz-Weißenburg und erreichte kurz nach Tagesanbruch Wörth. Die Kunde von ihrem Eindringen hatte sich lauffeuerartig verbreitet. Feindliche Schwadronen waren ausgesandt, und die Einwohner nahmen drohende Haltung an. Aus den eingegangenen Nachrichten war mit Sicherheit zu schließen, daß ein Aufmarsch gegen die Lauter nicht stattfinde und daß die bei MacMahon vermutete dritte Division, wenn sie überhaupt bei ihm war, nur bei Hagenau stehen konnte. Um dorthin Einsicht zu erhalten, mußte die Straße Hagenau-Bitsch überschritten, die Pferde aber der großen Hitze wegen zuvor getränkt werden. Zu diesem Zweck erkannte der Graf den tiefgelegenen Scheuerlenhof als besonders geeignet. Das 2,5 km entfernte Gundershofen wußte man von feindlicher Kavallerie besetzt. Es konnte daher höchstens eine Stunde verstreichen, ehe dort die Anwesenheit der Patrouille bekannt wurde, also mußten die Pferde gleichzeitig getränkt und gefüttert werden. Während der Graf im Wirtshause mit den Offizieren besprach, daß im Fall eines Angriffs jeder einzeln mit seiner Ordonnanz die Grenze zu erreichen suchen sollte, erscholl das Herausrufen des ausgestellten Postens, der zwei Chasseurs à cheval vorübergaloppieren sah. Es war die Spitze einer Eskadron des 12. Chasseurregiments aus Reichshofen. Der zuerst herausgetretene Leutnant Viliez schoß vom Hoftor aus mit dem Revolver nach den anscheinend fliehenden Reitern, als plötzlich von der andern Seite der Rest der Eskadron herangaloppierte. Nun entspann sich auf dem kleinen Hofe ein kurzes lebhaftes Feuergefecht, wobei der Führer des Avantgardenzuges fiel, Leutnant von Winsloe aber tödlich verwundet ward und die Leutnants Viliez und Wechmar umringt und gefangen wurden. Die Pferde befanden sich noch in der Scheune und waren nicht mehr zu erreichen. Graf Zeppelin hatte bisher über die verriegelte untere Hälfte der Wirtshaustür auf den Feind gefeuert, er rief Viliez noch zu: „Retten Sie sich, es ist nichts mehr zu machen!", dann gelangte er durch den rückwärtigen Ausgang ins Freie, entriß dort einer Magd das am Zügel gehaltene Pferd eines Chasseurs und galoppierte den Hang hinauf. Während die ihn verfolgenden Chasseure ein Gehölz umritten, sprengte er hindurch und gewann einen derartigen Vorsprung, daß die Franzosen die Verfolgung aufgaben. Nach Durchquerung eines zweiten Waldstückes stieß er auf eine andre Schwadron, die das Schießen herbeigelockt hatte. Diese umstellte den Wald, aber Zeppelin schlich sich, nachdem er sich fünf Stunden versteckt gehalten hatte, durch, fand jedoch auf der Straße Reichshofen-Wörth eine zweite Vedettenlinie, die ihn abfangen sollte. Er sprengte zwischen zwei Vedetten hindurch, die sofort seine Verfolgung aufnahmen und erst gegen 11 Uhr nachts, als ein heftiges Gewitter losbrach, davon abstanden. Über Windstein-Obersteinbach erreichte der Graf glücklich die Pfalz und traf um 5 Uhr früh auf bayrische Vorposten. Seinen Bericht nach Karlsruhe stattete er telegraphisch ab.

Winsloe erlag im Laufe des Nachmittags seinen Verwundungen. Er war der erste im Feldzug gefallene Offizier, Wechmar und Viliez mit vier Dragonern wurden am 6. August bei der Einnahme von Niederbronn befreit, ein Gefreiter nach dem Falle von Metz ...

Vergegenwärtigt man sich diese Tat völlig, so drängt sich einem das Wort unsers größten Kriegsphilosophen Clausewitz auf die Lippen: „Die Kühnheit ist die edle Schwungkraft, mit der die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, sie ist im Kriege als ein eignes, wirksames Prinzip zu betrachten. Sie ist vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz verleiht."

Nach dem Kriege wurde Graf Zeppelin zum Schleswig-Holsteinischen Ulanenregiment

Nr. 15 nach Straßburg als Eskadronschef kommandiert, war dann als Major und Oberstleutnant in Ulm und Stuttgart und wurde dort schon 1882 zum Kommandeur des Ulanenregiments König Karl Nr. 19 befördert. 1885 zum Militärbevollmächtigten in Berlin ernannt, trat er zwei Jahre später in den diplomatischen Dienst über als Gesandter Württembergs am preußischen Hofe. 1890 kehrte er in die militärische Laufbahn zurück, indem ihm das Kommando der 30. Kavalleriebrigade in Saarburg übertragen wurde. Bereits im November desselben Jahres erbat er den Abschied, der ihm als Generalleutnant gewährt wurde, um sich von jetzt an dem Lieblingsgedanken, der ihn seit dem Jahre 1870 beschäftigt hatte, zu widmen: der Erbauung des lenkbaren Luftschiffes.

Seit 1869 ist Zeppelin mit Freiin Isabella von Wolff aus dem Hause Alt-Schwanenburg in Livland, die er auf der Hochzeit seines Bruders kennen gelernt hatte, vermählt. Die überaus glückliche Ehe blieb zehn Jahre lang kinderlos. Erst dann ward dem gräflichen Paare eine Tochter Hella geschenkt, die mit dem Oberleutnant im Ulanenregiment König Karl Nr. 19 von Brandenstein verheiratet ist. Der König von Württemberg erhob diesen am Tage seiner Vermählung in den Grafenstand, als Graf von Brandenstein-Zeppelin, damit der gräfliche Stamm Zeppelin nicht aussterbe. Er ist zurzeit zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe kommandiert.

Als 1894 die vom Kriegsministerium eingesetzte Kommission, troß dem sachverständigen Urteil des Direktors Groß in Essen, erklärte, sie könne den Bau eines Zeppelinschen Luftschiffes nicht empfehlen, da ein solches im günstigsten Falle eine Fahrgeschwindigkeit von 5 bis 6 Sekundenmetern erreichen könne, und der Kriegsminister infolgedessen die Bewilligung von Mitteln abwies, als im Januar 1906 das mit Hilfe der ersten Aktiengesellschaft erbaute Fahrzeug in der Gegend von Leutkirch, wo es eine Notlandung hatte vornehmen müssen, während der Nacht durch eine Gewitterbö derart beschädigt worden war, daß der Graf am andern Morgen sofort den Abbruch anordnete und damit am Grabe seiner Hoffnungen stand, als alle Welt ihn für einen Phantasten erklärte, der einem unerreichbaren Trugbild nachjage: da waren es diese beiden Frauen, die den Glauben an die Möglichkeit einer Verwirklichung seiner Idee nicht verloren, die fast allein noch treu zu ihm hielten, trotz allen absprechenden Urteilen.

Aber ohne die Stärke des eignen Charakters wäre Graf Zeppelin doch nie und nimmer ans Ziel gelangt. Die Kühnheit, die er vor dem Feinde bewiesen hatte, verwandelte sich nun in jene unerschrockene Beharrlichkeit, die allen widrigen Geschicken trotzt und damit zuletzt ihr Ziel erreicht. So dürfen wir ihn denn heute bewundern in seiner fast beispiellosen Spannkraft und Elastizität. Vornehm und selbstlos tritt er dem geringsten Arbeiter seiner Werkstätten ebenso wie dem niedrigsten Untergebenen auf Schloß Girsberg mit derselben Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Güte entgegen wie seinen Standesgenossen. Dafür hängen auch seine Leute sämtlich mit einer wahrhaft rührenden Liebe an ihm. Tiefe Religiosität ist ihm anerzogen, und er lebt in der festen Überzeugung, daß Gott das Geschick eines jeden lenkt.

Pfarrer Moser, der bereits erwähnte Erzieher, schreibt am Schlusse seines Buches „Auch ein schwäbisches Pfarrerleben" (Verlag von G. Knapp, Brackenheim 1908): „Die Bande der Freundschaft, die damals geknüpft worden sind, haben gehalten bis auf den heutigen Tag. Ich war nachher kaum irgendwo auf einer Stelle, wo mich die jungen Grafen nicht besucht haben; und jedes Jahr hätte zu reden und zu zeugen von der Anhänglichkeit, mit der sie mir zugetan geblieben sind. Sie stehen nun nicht mehr bloß nach den Vorzügen der Geburt, sondern auch nach dem Range ihrer beruflichen Stellung hoch über mir; aber das hat sie nicht abgehalten, mir und den Meinigen stets mit unveränderlicher Liebe das Leben zu verschönern."

Weit über unser deutsches Vaterland hinaus ist der Ruhm des Grafen gedrungen. Wir wünschen dem jugendlichen Greise, daß eine gütige Vorsehung sein Leben noch bis an die äußersten Grenzen erhalten möge in derselben Rüstigkeit und Frische, deren er sich heute trotz seinen fünfundsiebzig Jahren erfreut.

Literarische Rundschau

Peter Rosegger, der Siebzigjährige — Richard Wagner — Zwei Frauenromane

Peter Rosegger, der Siebzigjährige

Am letzten Tage dieses Monats Juli werden, hoff' ich, alle Bauern und Bäuerinnen, alle Buben und Madeln in der grünen Steiermark, zuvörderst die „Stoansteirischen", einen grünen Buschen extra an die Brust stecken, denn da feiert ihr treuer Heimatpoet, ihr unerschöpflicher Erzähler und unermüdlicher Waldschulmeister, seinen siebzigsten Geburtstag. Ein klein wenig gedämpfter mag es mit dem Feiern schon in Graz zugehen, wo der Bauernsohn und einstige Schneidergeselle sich seit Jahren angesiedelt hat, ohne doch seiner ländlichen Heimat und seines bäuerlichen Herkommens je zu vergessen. Die Stadt als Bote und Träger der modernen Kultur kann nun mal nicht ohne gewisse Vorbehalte in diese Festgesellschaft treten: allzusehr und allzu hartnäckig hat sich Rosegger ihren andersgearteten Aufgaben und Rechten verschlossen oder, wie noch zuletzt in dem Roman „Die beiden Hänse", sogar eine geharnischte Parteilichkeit gegen sie herausgekehrt.

An Liebe, Anerkennung und Begeisterung wird es ihm deshalb auch hier nicht fehlen. Das Evangelium von der Rückkehr zur Natur der Scholle, der Schlichtheit und Geradheit des Lebens hat noch immer reichliche und überreichliche Anhänger gerade unter denen, denen der Zwang der Wirklichkeit, die Unerbittlichkeit der Entwicklung eine Erfüllung ihrer rückgewandten Träume von Tag zu Tag mehr versagt. Und es wäre auch trotz alledem schade drum, wenn dem Jubilar an diesem Krönungstage eines gottgesegneten Lebens und Schaffens etwas von den Ehren vorenthalten würde, die er sich redlicher als manch andrer durch unantastbare Verdienste erworben hat. Sich einer Popularität zu widersetzen, wie Rosegger sie in stetig steigendem Maße nun schon ein halbes Jahrhundert lang genießt, ist ein ebenso vergebliches wie törichtes Unterfangen.

Fragt ihr die Literaturgeschichten, so werdet ihr finden, daß sie unisono diesen P. K. Rosegger zuerst und vor allem als **Erzähler** feiern. Und mit Recht! Denn seit Svoboda, der Redakteur der „Grazer Tagespost", sein Entdecker und erster Mäzen, die „schlichte, ergreifende Art des Erzählens", die überall „Hand und Fuß" habe, als sein Eigenstes erkannt hat, ist diese Gabe ungeheuer im Kurse gestiegen. Einfach deshalb, weil sie so viel seltener geworden ist und weil wir immer mehr unfruchtbare Enttäuschungen an denen erleben, die sie verachten und durch Finessen der Psychologie oder Differenziertheit des Artistischen ersetzen zu können meinten. Sie werden alle noch wieder zu ungeahnten Ehren kommen, die diese natürliche Kunst der behaglich verweilenden, doch auch munter fortschreitenden, stets sachgetreuen, wirklichkeitsfrohen und warmherzigen Erzählung verstehen, denen gegeben ist, ihr eignes ursprüngliches Interesse an einer guten Geschichte unmittelbar in die Seele ihrer Hörer zu verpflanzen. Rosegger, von je ein Glückskind, mag er, wie jeder ehrliche Künstler, auch im Inneren oft hart mit sich gerungen und sich an den Widersprüchen zwischen Wollen und Können manche Wunde geholt haben, er darf den Lohn und Segen dieser Himmelsgabe schon bei Lebzeiten genießen.

Man soll ihn, der seine vierzig und mehr Bände geschrieben und mit jedem neuen seine Gemeinde erweitert hat, nicht der Oberflächlichkeit zeihen. Er ist kein bloßer Fabulierer etwa wie gewisse überfruchtbare französische Romanschriftsteller, die alles nur von außen nehmen; bei ihm fließt's aus der Quelle des **Erlebens**, und darin liegt das Geheimnis seiner Kunst wie seiner Wirkung. Nur das selbst Erworbene, das eigen Eroberte hat die Kraft, auch andre zu erobern. Gott gab ihm einen engen Blick, aber ein desto weiteres Herz. Darin grünt und blüht und lacht und duftet es von gar vielen Kräutern, Blumen und Früchten, und wenn andre, sei's aus Scham, aus Schwerfälligkeit oder Vornehmheit, manches von ihrem innersten Besitz zurückhalten, streut er seinen Reichtum rückhaltlos aus. Wir brauchen uns seine Art zu arbeiten und niederzuschreiben keineswegs leicht und flüchtig vorzustellen — er selbst hat uns glaubhaft geschildert, wie er sich um die letzte Form zumal seiner großen Romane bitter müht —, aber es ist ihm nun mal beschieden, sich alles, was er sieht, beobachtet, erfährt, alsbald zu einem inneren Erlebnis zu machen, das dann unwiderstehlich zur künstlerischen Gestaltung oder doch zum schriftstellerischen Bekenntnis drängt. Mag unter dem Korn manche Spreu sein, im Grunde hat er doch meistens den Blick nicht bloß für das Interessante und Packende, nein, auch für das Tüchtige, Gesunde, Dauerhafte und Wertvolle.

Ich weiß, seine österreichischen Landsleute empfinden manches an ihm als zurechtgemacht, vielleicht sogar unwahr. Sie stört das Didaktische, das Lehrsame und Erzieherische, das sie so schwer auch zu dem tieferen und eigenkräftigeren Anzengruber kommen ließ. Und wirklich, man stutzt einen Augenblick, wenn man hört, daß sich hier Erzählungskunst und Didaktik so friedlich vertrügen, so gut Schritt miteinander hielten — ein munterer Wandrer und ein hinkender Bote pflegen doch sonst nicht wie treue Kameraden Seite an Seite zu marschieren. Aber

man hat Beispiele auch außer diesem! Bei Auerbach vertrug sich sogar gute Erzählung und Philosophie; bei Hansjakob, der mit Rosegger freilich nicht viel mehr als die „Kulturfeindschaft“ teilt, muß sogar hartköpfig verbohrter Eigensinn mit Causerie einen Pakt schließen. Vielleicht ist es das, was uns andre, entfernter stehende immer wieder mit der Roseggerschen Didaktik versöhnt: sie ist so durchaus sachlich, sie schimpft und poltert nicht, sie bläht und überhebt sich nicht hochmütig, sie spreizt sich nicht in Schnörkeleien, durch die die Eitelkeit hindurchlugt. In der Bezeichnung „Waldschulmeister“, die er schon in jungen Jahren auf sich selbst geprägt hat, liegt ausgedrückt, was ihn vor dem Pedantischen, Zelotischen und Selbstgerechten bei dieser sonst so gefährlichen Verbindung schützt: die frische Natur hat dem toten Doktrinarismus gewehrt, der grüne Baum des Lebens hat das trockene Katheder überwölbt. Dabei wollen wir nicht verkennen, daß in seinen letzten Tendenzromanen, in dem „Erdsegen“, dem „Weltgift“, auch schon im „Ewigen Licht“, vollends aber in dem Jesusroman „JNRJ“, der naive Erzähler in Gefahr ist, von dem Lehrer und Prediger geknebelt, ja manchmal sogar ins Platte hinabgedrückt zu werden.



Peter K. Rosegger.

Doch halten wir uns an das Wertvolle und Entscheidende: das heimatkräftige Volkstum hat selten so reich gesegnet wie bei Rosegger. Er hat die glückselige, gnadenreiche Harmonie von Ursprung und Ziel, Wurzel und Frucht:

> Denn deine größte Kraft
> Und deine Meisterschaft
> Sproßt aus der heimischen
> Erde allein!

Ein Kind des Volkes, hielt er zum Volk und kannte nichts Höheres darüber, was ihn aus dem Mutterboden seiner Kraft hinweglockte. Sein Herzschlag ging im gleichen Takt mit den Armen, den Stillen, den Einfachen; er ward zu einem Hort und Fels der Natürlichen und Geraden; selbst über die Entgleisten hielt er seine Hand, wenn nur ihr Herz echt geblieben. Sein einziges Drama ist ein zwar künstlerisch mißlungenes, aber von herzhaftem sozialem Mitleid erfülltes Werk, das es darum trotz seiner rückständigen Technik leicht hatte, den Beifall der „Modernen“ zu erringen. Und auch hier wieder die glückliche Vereinigung zwischen Stoff und Betrachtungsweise zu reiner freier Natürlichkeit: „Von meiner ersten Dorfgeschichte an“, heißt es in einem seiner Bekenntnisse, „herrschte derselbe Grundgedanke: ich stelle das Natürliche höher als das Gemachte, das Ländliche höher als das Städtische, das Einfache höher als den Prunk, die Taten höher als das Wissen, das Herz höher als den Geist.“

Ja, was wenige Männer der Feder von sich sagen können: auch an realen Taten hat er es nicht fehlen lassen. Seine Lehre vom Brüdertum aller Menschen hat ihn nicht verhindert, seine tätige Hilfe doch zunächst seinen engeren Heimat- und Stammesgenossen zuzuwenden. „Die Liebe zum eignen Volke muß vorangehen,“ hieß es in seinem „Heimgarten“, der Zeitschrift, die er über ein Menschenalter lang fast allein genährt hat, „das Volk, das mir am nächsten ist, habe ich auch am meisten lieb.“ In diesem Geiste erließ er seinen weithin hallenden Aufruf für deutsche Schulen in den bedrohten deutschen Sprachgebieten Böhmens und steuerte dafür selbst mit 2000 Kronen den ersten „Baustein“ bei. Heute haben die Sammlungen bereits die dritte Million überschritten. In seinem Heidelberger Ehrendoktordiplom heißt es mit Recht: „Ein Mann, der immer auf dem Posten war, wenn es galt, deutsche Sprache, Sitte und Erziehung auf der Grenzwacht tapfer zu verteidigen.“

Doch wir wollen nicht ins Persönliche geraten; nur die Grundzüge seines Wesens wollten wir zu Peter Roseggers Ehrentage hervorheben. Er hat viel geschrieben, und viel ist über ihn geschrieben worden. Es gibt schon jetzt nicht weniger als drei oder vier größere Biographien: die der Geschwister Möbius (Leipzig, Staackmann) ist die persönlichste, die von Kappstein (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) die sachlichste, wenn man nicht das Buch von Seillière (Staackmann) über Roseggers Verhältnis zur steirischen Volkssprache noch aufschlußreicher findet. Zu seinem sechzigsten Geburtstag erschien ein eignes starkes Heft des „Heimgartens“ mit Festgrüßen, von

denen sich viele zu selbständigen Aufsätzen über ihn auswuchsen, und jetzt eben hat sein Verleger Staackmann eine kleine Volksschrift (von Richard Plattensteiner) ins Land geschickt, die in ihrer schlichten, allgemeinverständlichen Art vielleicht das Angemessenste ist, was noch zu einer weiteren Popularisierung geschehen konnte. Auch Dr. Ernst Decsey, ein steirischer Landsmann Roseggers, hat kürzlich bei Velhagen & Klasing ein Volksbuch herausgegeben, das seinem äußeren und inneren Wesen aus genauester Kenntnis gerecht wird und manches Neue bringt.

Von dem Dichter selbst haben wir als letzte Gabe „Heimgärtners Tagebuch" (Staackmann), eine Sammlung von Sprüchen und Betrachtungen, in denen er sich auf seine alten Tage mit der Welt auseinandersetzt, zuweilen grollend, strafend und mahnend, meist aber mit jenem tapferen, weise bewahrenden Optimismus, der aus dem Worte spricht: „Ich habe die hellsten Lichtpunkte dorthin fallen lassen, wo ich glaubte, daß das Schöne und Gute steht, damit entschwindende Güter wieder ins Auge und Herz der Menschen dringen möchten." Und dann beginnen jetzt, im Jahre seines siebzigsten Geburtstages, bei Staackmann Roseggers Gesammelte Werke zu erscheinen, neu bearbeitet, zunächst in zehn, dann noch in weiteren dreißig Bänden, eingeleitet durch eine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung. Die beiden ersten Bände (geb. je M. 2.50), die „Schriften des Waldschulmeisters" mit Recht voran, ein Band Novellen gleich hinterher, liegen bereits vor. Ein bißchen viel, was da geplant ist; mit so reichem Gepäck wird der Poet schwerlich auf die Nachwelt kommen, obgleich vielleicht heute mehr denn je Marie von Ebner-Eschenbachs Geburtstagsgruß von 1903 gilt, eine ihrer sinnigen Parabeln, die die buntgeputzte „Dame Mode" auf ihrem Siegesfluge durch die Welt auch in Roseggers Dichterheim kommen ließ: „Weißt du nicht, wer ich bin?" — „Deinem Aufzug nach kann ich es mir denken," gab er ihr zur Antwort, und sie brach aus: „Dann nimm Notiz von mir! Huldige mir! So mancher, der nicht weniger ist als du, hat es getan. Reize mich nicht durch Mißachtung. Ich kann furchtbar sein. Ich kann lebendig begraben!" Ihre Drohung berührte ihn, wie der Flügelschlag eines Schmetterlings die Felswand berührt. Er lächelte. — „Du durftest lächeln, Lehrer! Kämpfer! Poet!"

Er darf es noch heut'. F. D.

Richard Wagner

Unter den Verdiensten, die sich das Wagner-Jubiläum vom Mai 1913 um die Wagner-Literatur erworben hat, ist nicht das geringste die erfreuliche Tatsache, daß einige ältere Werke über ihn, die zu Unrecht von neueren, flinkeren, aber oft auch oberflächlicheren Büchern verdrängt worden waren, neu wieder aufgetaucht sind. Zumal die zweite, vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage von Henri Lichtenbergers „Richard Wagner" soll mit Dank und Freude begrüßt werden (Dresden, Reißner; geb. M. 8.50). Nun diese von Friedr. von Oppeln-Bronikowski besorgte deutsche Übersetzung auf Grund der neuen Veröffentlichungen über Wagner und der vielfach umwertenden Forschungen berichtigt und ergänzt ist, darf das von der Pariser Akademie preisgekrönte Werk wieder mit Ehren in der ersten Reihe der Wagner-Biographien marschieren. Klare Einfachheit und schöne Form bringt das Buch gleichsam als Erbteil aus der Nation seines Verfassers mit; seine Gelehrsamkeit und Gründlichkeit leidet darunter aber nicht. So ist hier eine Darstellung geglückt, die all den ernsten und tiefen Problemen, die in dem Thema Wagner schlummern, gerecht wird, ohne darüber auch nur einmal den Takt des Weltmannes, den Geschmack des Künstlers und das Temperament des anregenden Schriftstellers leiden zu lassen.

Eine neue Lebensbeschreibung Wagners und zugleich eine Einführung in seine Werke hat Dr. Richard Batka, der Wiener Musikschriftsteller, in der Sammlung „Berühmte Musiker" geliefert, die jetzt bei Schottlaender (Schlesische Verlagsanstalt, Berlin W 35) erscheint. Sie hat ihren Wert namentlich in den aus sicherem Gegenwartsgefühl heraus geschriebenen Einführungen in die einzelnen Werke; erklärende Notenbeispiele helfen dabei, während das Leben durch zahlreiche Bildnisse und sonstige charakteristische Bilder illustriert ist. Für populäre Zwecke, namentlich für die Vorbereitung zum Genuß der Wagnerschen Opern, ist das Buch zu empfehlen.

Mehr vom allgemein ästhetischen und literarhistorischen Standpunkt leistet ähnliche praktische Dienste Prof. Hermann v. d. Pfordtens Werk „Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners", nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt (Berlin, Trowitzsch & Sohn; geb. 6 M.). Es ist für Musikalische und Unmusikalische bestimmt, und das Erscheinen schon der fünften Auflage beweist, daß es seinen Zwecken gut zu dienen weiß, nämlich von der Sage über die Textgestaltung zum Musikdrama zu leiten. Ernst der Sachlichkeit verbindet sich hier mit einer schönen, warmen Sprache.

Daß die Pariser Akademie sich bei ihrer Pflege des Wagner-Studiums einer erfreulichen Vorurteilslosigkeit befleißigt, beweist die Tatsache, daß kürzlich auch eine Wagner-Schrift deutschen Ursprungs von ihr preisgekrönt worden ist (mit dem Prix Montijon): Oskar Walzels kleine und

doch so inhaltreiche, tiefdringende und feinsinnige Studie „Wagner in seiner Zeit und nach seiner Zeit. Eine Jahrhundertbetrachtung“ (München, Georg Müller & Eugen Rentsch). Hier wird von einem Historiker und Ästhetiker, der aber zugleich eine Persönlichkeit von eignem Wuchs und Wert ist, die wechselnde Stellung der Generationen zu Wagner untersucht, werden seine endlichen Schwächen und seine bleibenden unantastbaren Gaben nicht schulmeisterlich zensiert, sondern vorurteilslos, überall aufhellend, überall fördernd auseinander abgeleitet und erklärt. Ein kleiner erlesener, feingeschliffener Edelstein im Kronenschmuck der deutschen Wagner-Literatur.

Im Konzert der Jubiläumsfeiern für Richard Wagner hätte der Brummbaß gefehlt, wenn sich nicht jemand eingestellt hätte, die Rolle des Pudels in Fausts Studierzimmer zu spielen. Es ist Emil Ludwig, der vor einem Jahre den Versuch gewagt hat, die Erscheinung Bismarcks einer rein psychologisch-analytischen Untersuchung zu unterwerfen. Sein Wagnerbuch (Berlin, Felix Lehmann) nennt sich mit einem gezierten Untertitel „Wagner oder die Entzauberten“, was soviel heißen will, als hoffe es, mit seinen Kühnheiten von vielen den Bann der „suggestiven“ Bewunderung zu lösen, aus dem der Verfasser sich selbst jüngst erst befreit hat. Daß die Kritik, künstlerische wie menschliche, bei Wagner reichlich ihr Futter findet, wissen wir alle; wenn sie sich aber so überfrißt wie hier, ist eher anzunehmen, daß sie, nicht der Gerupfte verschnaufen muß. Einem Ästheten steht es besonders schlecht an, den Menschen durch den Künstler und den Künstler durch den Menschen fällen zu wollen. Wer einen Wagner niederwerfen will, dürfte nicht auf so hochbeinigen Stelzen gehen; Wucht ist nur durch Wucht, Sturm nur durch Sturm zu besiegen. Ein Verdienst dieses Buches könnte man allenfalls nur in der „Vollständigkeit der Vorwürfe“ sehen, die es gegen Wagner erhebt.

Aus den vielen positiven Schriften, die zur Jahrhundertfeier Wagners erschienen sind, greifen wir eine heraus, weil sie gerade durch ihren starken ethischen Gehalt am ehesten berufen erscheint, dem Buche Ludwigs ein Paroli zu bieten: Kurt Singers Essays „zur Erkenntnis seiner Kunst und seiner Werke“ (Berlin, Morawe & Scheffelt). Sie dringen, so fein und elegant sie geschrieben sind, in die Kernpunkte der Wagnerischen Kunstpsychologie ein und erwerben sich ein besonderes Verdienst durch die Aufhellung der literarischen und ästhetischen Beziehungen, die Wagners Erscheinung mit verwandten Geistern seiner Zeit verbinden und weiterwirken bis in die unmittelbare, lebendige Gegenwart.

Wer Wagners Persönlichkeit unmittelbar genießen will, muß natürlich zuerst und vor allem auf seine Memoiren verwiesen werden, die in zwei stattlichen Bänden bei Bruckmann vorliegen. Die beste Ergänzung dazu ist Chamberlains in demselben Verlage erschienenes Werk; was ihm an Kritik abgeht, ersetzt es durch Feuer und hinreißenden Schwung der Darstellung. Bei Bruckmann findet man auch eine feine, verständnisvolle Analyse der Wagnerschen Frauengestalten von Frida Schade (geb. M. 4.50) und eine Anthologie von Wagnerschen Aussprüchen über Musik und Musiker, die Frau Henry Thode, geb. Freiin von Bülow, eine von Kindheit an mit der Gedankenwelt ihres Stiefvaters innig vertraute „Baireuthianerin“, zusammengestellt hat (geb. M. 3.50).

Aus dem Baireuther Familienarchiv nährt sich die reichhaltige Sammlung photographischer Bildnisse Richard Wagners, die A. Vanselow in einem handlichen Bande bei Bruckmann hat erscheinen lassen. Auf den 34 Tafeln befinden sich eine Anzahl Unika, die zum erstenmal hervortreten. Wertvoller aber ist es noch, daß sich eine chronologisch geordnete Folge der photographischen Porträte von 1860 bis 1882 ergibt, an denen man die erstaunliche Ausdrucksfähigkeit des Antlitzes bewundern kann.

Über all den biographischen Werken, all den Kommentaren und Erläuterungen darf man nun aber des Meisters eigne Schriften nicht vergessen! Bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erscheint gerade jetzt eine wohlfeile, doch gediegene Lieferungsausgabe der Sämtlichen Schriften und Dichtungen (24 Lieferungen zu je 50 Pf.). Sie entspricht trotz ihrem bescheidenen Format nach Inhalt und Anordnung der „großen Ausgabe“, wenn sie auch auf einen kritischen Kommentar verzichtet.

Eins der interessantesten Kapitel aus Wagners Leben behandelt Sebastian Röckl in seinem Buche über Ludwig II. und Richard Wagner (München, Beck). Die zweite Auflage des ersten Teils (1864 bis 1865) ergreift die Gelegenheit, den Inhalt dieser quellenmäßigen Darstellung wesentlich zu berichtigen und zu ergänzen. Viel bisher unbekanntes Material tritt da zum ersten Male an die Öffentlichkeit. Da hier die Zeit des unmittelbaren Verkehrs zwischen dem König und Richard Wagner vollständig dargestellt ist, so bildet dieser Band schon ein abgeschlossenes Ganzes für sich, wenn auch ein zweiter Teil, der noch in diesem Jahre zu erwarten ist, mit der Darstellung der weiteren Beziehungen beider Freunde bis zum Jahre 1883 gewiß noch viel Interessantes und — Überraschendes hinzuzufügen haben wird.

Endlich sei noch an die Memoiren Robert von Hornsteins erinnert (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte; geh. 5 M.), da der Verfasser (der Vater von Lenbachs zweiter Frau und nach Wilbrandts Zeugnis „ein interessant wunderlich humorvoller Kopf, in dem sich allerlei Kobolde tummelten, aber auch zarte musikalische Genien ihre lieblich tönenden Flügel

schwangen") in nahen Beziehungen zu Wagner gestanden hat. Diese Mischung von Grazie und Humor verleugnet sich auch hier nicht: eine Fülle von unterhaltenden Anekdoten aus der Kunst- und Theaterwelt wird in dem liebenswürdigen Plauderton eines gebildeten Weltmannes vorgetragen.

Zwei Frauenromane

Die große Pantomime, Roman von **Auguste Hauschner**. Berlin, Fleischel & Ko.

Die Pantomime, das Nervenkind des zwanzigsten Jahrhunderts, ist römische Kunstart. Nicht Volkskunst, sondern der Verzug der höheren Klassen. Nero liebte und übte sie. Auch damals schon stellte sie nur erotische Vorgänge dar. Unsre Zeit, die nur Konzentriertes, Vereinfachtes und doch Aufpeitschendes will, ist wieder reif für diese Spielgattung. Auguste Hauschner bringt in ihrem neuen Sittenroman einen Ausschnitt jener heutigen Gesellschaftsklasse, die mittut bei der „großen Pantomime", sei es als Mitspieler, sei es als Zuschauer. Und sie faßt den Titel überdies konkret; denn die Heldin des Romans, eine Tänzerin, erlebt ihre größten Triumphe in eben dem so betitelten Tanzpoem.

Schon Auguste Hauschners letzte Romane „Zwischen den Zeiten" und „Die Familie Lowositz" zeigten sie berufen zur Schilderung gesellschaftlicher Bewegung, gelte sie sozialen, politischen, ethischen oder ästhetischen Zielen. Vielleicht, weil sie die Masse nicht zerpflückt, sondern sie sich widerspiegeln läßt im Einzelschicksal. Vielleicht auch, weil sie niemals sich begnügt mit dem Anblick der Erscheinungen. Auguste Hauschners Romane, selbst wenn sie unterhaltend sind, selbst wenn sie aktuell scheinen, sind alle von der tiefen fruchtbaren Skepsis des Philosophen durchtränkt. Tief hinein bohrt sie sich in das Wesentliche, und unter dem Schaum und Gekräusel ihres Erzählten liegen Abgründe. Dabei nimmt sie nie selber das Wort. Man fühlt, sie wacht streng über die eigne Objektivität. Im vorliegenden Roman werden die verschiedensten Kunst- und Lebensanschauungen in überzeugenden Reden und Gesprächen niedergelegt, ohne daß sie je verrät, was ihre eigne Anschauung ist. Sie erzählt nicht nach der heute wieder modisch gewordenen Art der alten Italiener und Franzosen, sie reiht Szene an Szene; oft sprunghaft, nur an Vorgänge anknüpfend, die sie selber interessieren, ihre leitende Idee klarer hervortreten lassen. Ein gedankenerfüllter Stil, streng in der Klangart, gibt manchmal eine Disharmonie da, wo er direkte Rede, die charakterisierend gestaltet ist, einfaßt.

Ein Einzelschicksal steht auch diesmal im Mittelpunkt des Romans, begleitet von Monden und Planeten. „Eine Passionierte" nennt die Verfasserin ihre Heldin, die Tänzerin Brigitte van Delen, „die, selbst ein Opfer ihres Götzen, ihm die Leiden andrer zu Füßen legt". Mit dieser Genie-Besessenen erleben wir ihr künstlerisches Aufwärtsstreben, ihre rücksichtslose Jagd nach dem Glück, dann ein kurzes Zurückgleiten ins Bürgerliche und zuletzt ihr Aufwärtssinken in den Rausch des Virtuosentums. So lange Wegstrecken auch Brigitte ohne uns macht — wir wissen alles von ihr. Die Verfasserin hat ein Hilfsmittel gefunden, uns ihre Personen gleichsam aufzuklappen, wie das jene Elfenbeinschnitzereien tun, die etwa eine fromme Nonne darstellen, dann, auseinandergebogen, dieselbe Person nackt, in wollüstiger Stellung zeigen. So bringt uns die Hauschner ihre Menschen erst impressionistisch, dazwischen aber mit einem „sie dachte, sie fühlte" deren eigne Wahrnehmungen, Hoffnungen und Befürchtungen. Ihr Element ist die Klarheit, das Verstehen. Durchsichtig stehen sie alle vor uns, die sie schuf. Auch Brigitte. Vielleicht erweckt sie unsre Anteilnahme erst recht stark, wenn sie selber zu leiden beginnt; nicht am Ehrgeiz mehr, wie anfangs, sondern in dem Kampf um ihre schwindende Macht auf die Herzen des Publikums. Wenn sie, körperlich abgemüdet, aufgestachelt vom beginnenden Mißerfolg, sich selber wieder hineinrast, über die Routine hinüber zu eigner Erregung, zu wirklich eignem Wiederschaffen, dann sind wir miterobert. Wenn sie dann aber aufjauchzt: „So mit seiner Kunst zu erobern und zu siegen, ist das nicht das höchste Erdenglück?", wissen wir: es wird ihr der Ekel wiederkommen vor sich selbst, die nicht mehr Kunst treibt, sondern Erfolg. Und die Sehnsucht wird ihr wiederkommen: „Was ist das für ein Wahnsinn, der mich treibt? Dort (bei Mutter, Mann und Kind) ist Wärme und Reinheit und Wahrhaftigkeit, dort ist das einzige, das echte Glück, und ich laufe in die Einsamkeit und in die Lüge." Das ist die Tragik der großen Pantomime. In ihr stecken auch die andern alle; auch der Böhme Kralik, eine prachtvoll gezeichnete Zigeunernatur, mit aller Sehnsucht einer solchen nach Bürgerlichkeit und Ruhe: „Es gibt noch brave Weiber, aber wir Männer haben nur die Luders lieb!"

Da ist vor allem der geniale Regisseur Taube, Regisseur auch der großen Lebenspantomime, die er durch Feuer und Kälte gleichmäßig beherrscht; ein Routinier auf dem Podium, Bacchant der Kunst, hinter der Szene Faun und Rechner. Da ist der bürgerliche Freund, der Philologe Dr. Georg Sadler, eine von der Verfasserin etwas stiefmütterlich ausgestattete Normalnatur mit idealen Instinkten und gütigen Anschauungen. Eine um und um lebendige Figur ist Brigittens Vater, der Bildhauer, der seinen Zenit überschritten hat und nun mit leerer Pose jonglieren geht. Ein Zurückgebliebener, mit abgelegten Idealen wirt-

schaftend, mit dem ganzen Stolz des früher Erfolgreichen. Gesehen so unbarmherzig und verstehend, wie eben nur eine Frau solche Männer zu sehen vermag. Und dann, die sympathischste Figur des Buches: Lisa van Delen, Brigittens Mutter, des Bildhauers geschiedene Frau, deren Liebe zu dem Manne, der eine andre heiratet, noch unvernarbt blieb. In der nächtlichen Szene am Teetisch, nach der Hochzeit einer gemeinsamen Tochter, tropft es wie geheimes Bluten aus ihren Worten und Gedanken. In verhaltenen Tönen klingt da eine wehe Weibesklage aus Generationen herüber. So stark ist diese Szene und so herzensheiß, daß sie, ökonomisch gesprochen, fast zu groß ist als Auftakt zum Nachfolgenden. Und da ist noch Brigittens Schwester, ein Wesen, ganz gesättigt von frauenhaftem Glück. Ihre Ehe und ihre Mutterschaft sind die Quellen ihres Daseins. Eng umgrenzt und in ihrer Abhängigkeit voll Liebeswürde gibt sie das Gegenbild zu der ruhelos umherflatternden, unbefriedigten, gefeierten Schwester.

Man wird dieses Buch mehrere Male lesen müssen, um es gut zu genießen. Es gibt sich nicht rasch. Dazu ist es zu ernst. Auf den ersten Blick scheint es fast amüsant mit seinen bunten Szenen im Varieté, im Künstlercafé, hinter den Kulissen, im Theaterbureau. Aber, so lebendig das alles ist, so durchtränkt das Buch scheint mit dem breitverständlichsten aller Stoffe, der Erotik, es ist dennoch ein tiefernstes Buch. Man behält einen bitteren Geschmack davon auf der Zunge, und scharfe Augen bekommt man für die große Pantomime unsrer Kunst, in der es Erfolgreiche und Besiegte gibt, aber unter denen, die mittun, keinen einzigen rein Beglückten. Der Schmerz hierüber ist es, der Auguste Hauschners Buche, das so viel Leichtigkeit und Fröhlichkeit erzählt, den schönen dunklen Celloklang mitgibt.

Anselma Heine.

*

Emilie Reinbeck, Roman von Hertha Koenig. Berlin, S. Fischer.

Die Zeit zwischen den Befreiungskriegen und dem Vormärz — also etwa dreißig Jahre, von 1814 bis 1844 — umfaßt dieses Lebensbild, das uns die Schicksale einer feinfühlenden, künstlerisch hochbegabten Frau vorführt, die durch die Freundschaft zu Nikolaus Lenau einen literarischen Heiligenschein trägt, der noch besonders durch den tragischen Umstand, daß der Dichter in ihrem Hause vom Wahnsinn befallen und für das Leben in der Welt unfähig wurde, gehoben erscheint. Als dieser Moment eintrat, war Lenau bereits durch seine verhängnisvolle, hoffnungslose Leidenschaft für die verheiratete Sophie Löwenthal in Wien in seinem Empfinden zerrüttet und hatte sich mit einer jungen Frankfurterin verlobt, in der Hoffnung, dadurch sich loszureißen. Zu Emilie Reinbeck fühlte er sich freundschaftlich hingezogen; hier fand seine gepeinigte Seele zeitweilig Ruhe und Trost; in ihrem Hause verkehrte er auch außerdem mit mehreren Dichtern der schwäbischen Schule und fand einen Kreis wohlwollender Freunde. Emiliens Talent für die Malerei begegnete seinem poetischen Schaffen, und vielleicht hätte sie seiner Seele eine Retterin sein können, wäre sie nicht durch ihre Ehe mit dem viel älteren Hofrat Reinbeck gebunden gewesen.

Es war eine überaus reizvolle Aufgabe für die Verfasserin des vorliegenden Romans, dem Leben Emiliens nachzugehen, einem Leben voll Entsagung und Aufopferung, rührend in der stillen Sorge und Hingebung für das Wohl des geliebten Freundes. Echt weiblich und dabei anmutig in seiner Natürlichkeit steht ihr Bild vor dem Hintergrunde jener trefflich charakterisierten Zeit des sogenannten Biedermeierstils. Durch die Beziehungen zu Justinus Kerner, Gustav Schwab, Alexander von Württemberg und andern sind die poetischen Verhältnisse gestreift. Wir treten dem eng umgrenzten, still umfriedeten Zeitleben nahe, als das empfindsam keusche Seelenleben neben ergreifendem Weltschmerz zu starkem Sehnen reifte und überall, in Kunst, Poesie und Gesellschaft sich Umwälzungen vorbereiteten, die kurze Zeit darauf die ganze Welt erzittern ließen. Den Jugendgeliebten August Mayer, einen sehr begabten jungen Mann, verlor Emilie beim Rückzug der napoleonischen Heere aus Rußland — damit war ihr Liebesleben zerstört und umgewandelt. Auf Wunsch ihrer Angehörigen schloß sie später die Ehe mit dem braven Biedermann Hofrat Reinbeck und suchte in geistiger und künstlerischer Beschäftigung Ersatz für die Leere ihres Daseins. Dann trat Lenau in ihr Leben, und im Verkehr und der Sorge um ihn entfaltete sich eine edle Herzensneigung, die schließlich durch sein tragisches Schicksal ihr Ende fand.

Es ist Hertha Koenig gelungen, die Wandlungen dieser durch und durch liebenswürdigen, in Schmerz und Selbstzucht gereiften Frauennatur ergreifend darzulegen und sie uns zugleich im Kampfe mit der dämonischen Macht, die ihres Freundes Seele zerstört, zu zeigen. Ungemein lebendig treten die Zeitverhältnisse auf den verschiedenen Gebieten vor des Lesers inneres Auge. Das Ganze ist ein Roman, dessen Stoff, wirklichen Zuständen und Vorgängen entnommen, von der Phantasie der Verfasserin dichterisch beherrscht und klar ausgeführt erscheint. A. Gl.



Albert Schröder: Niederländische Schreibstube.

Von Kunst und Künstlern

Albert Schröder — Julius Exter: „Obsternte" — Hans Bremer: „Festtag auf dem Lande" — Alfred Lüdke: „Sommerlied" — Kurt Jaeckel: „Goethes Gartenhaus" — Karl Leipold: „Rolandsmühle" — Otto Gampert: „Alte Burg im Jagsttal" — Franz Multerer: „Geigenspieler" — Robert Engelhorn: „Meine Tochter" — Der neue Märchenbrunnen im Berliner Friedrichshain

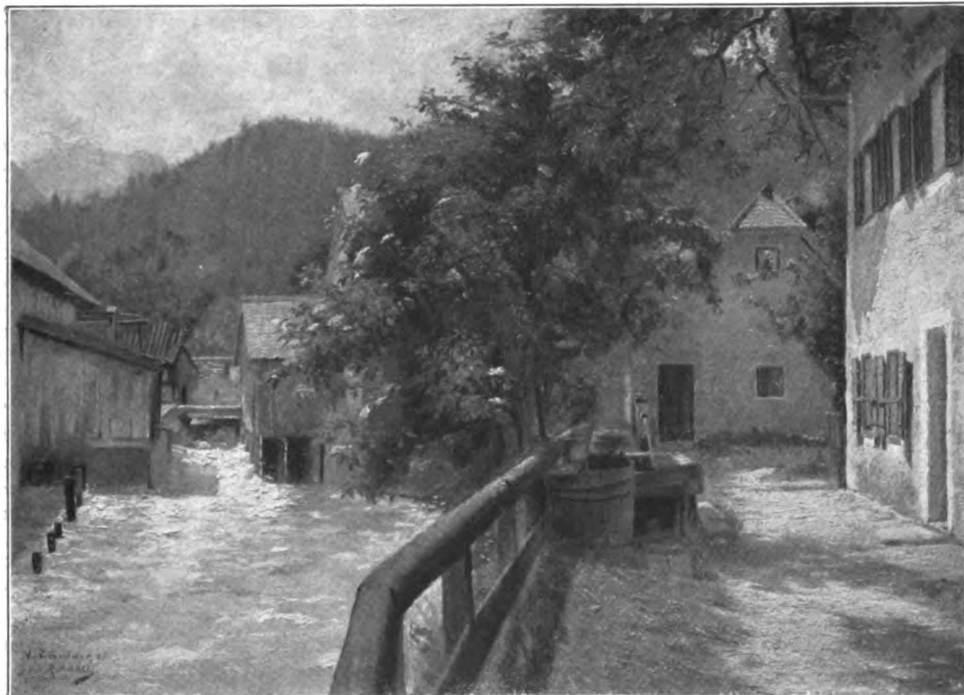
Man darf ja heute wieder vom „Genre" sprechen und Bilder dieses lange verrufenen Kunstzweiges auch in einer Zeitschrift zeigen, die ihre Einschaltbilder als Kunstblätter, nicht als Illustrationen oder bloße Unterhaltungsbilder bewertet sehen möchte. Doch eins gehört für so ein Genrebild dazu, soll es solcher Ehrenrettung teilhaftig werden: es darf sich der einen großen Errungenschaft oder Wiedererrungenschaft der modernen Malerei nicht entziehen, es muß sich nicht bloß als gute Gegenstands-, sondern auch als gute Licht- oder Luftmalerei ausweisen. Bei Albert Schröders Bildern, von denen wir in diesem Heft gleich eine ganze Anzahl zeigen, ist das der Fall, und deshalb darf er auf das Glück hoffen, hinfort und in seiner weiteren Entwicklung auch bei der zünftigen Kunstkritik die Anerkennung zu finden, die dem seit 1883 in München ansässigen Maler beim Kunsthandel und Kunstpublikum nie gefehlt hat.

Albert Schröder gehört zu den verhältnismäßig Seltenen und Glücklichen, die — Kinder des soliden, wohlangesehenen Bürger- oder Beamtenstandes — nicht gar so lange mit den dort nun mal eingewurzelten Vorurteilen gegen den Künstlerberuf zu kämpfen brauchten, bis sie des Vaters Einwilligung dazu erlangen. Herr Schröder sen., Rechtsanwalt und Notar in Dresden, sagte immerhin schon kurz vor dem Abiturientenexamen ja zu dem Plane seines Sohnes, Maler zu werden, hatte er doch schon seit Jahren beobachten können, wie es den Gymnasiasten zu ähnlich begabten Mitschülern zog und wie die großen Meister der Dresdner Galerie ihn anregten und begeisterten. Freilich auf der Dresdner Akademie, die Schröder zunächst bezog, sah es zu Anfang der siebziger Jahre trostlos aus; was sich irgendwie fühlte, machte sich bald wieder aus dem Staube. So sagte ihr auch Schröder schon Ade, als er noch im Antikensaal saß, und ging nach Weimar zu dem Belgier Charles Verlat. Leider verließ aber dieser seine Künstler und tüchtige Lehrer bald darauf die Kunstschule, und sein Schüler mußte nach Dresden zurück, um erst sein Militärjahr abzudienen, dann sich mit Zeichnen von Modebildern und ähnlichem Zeitungsbedarf, hin und wieder auch wohl einem Porträtauftrag aus Bekanntenkreisen auf eigne Faust durchzuschlagen. Denn inzwischen war sein Vater gestorben, ohne nennenswertes Vermögen zu hinterlassen. So ward aus dem Akademiker und Kunst-

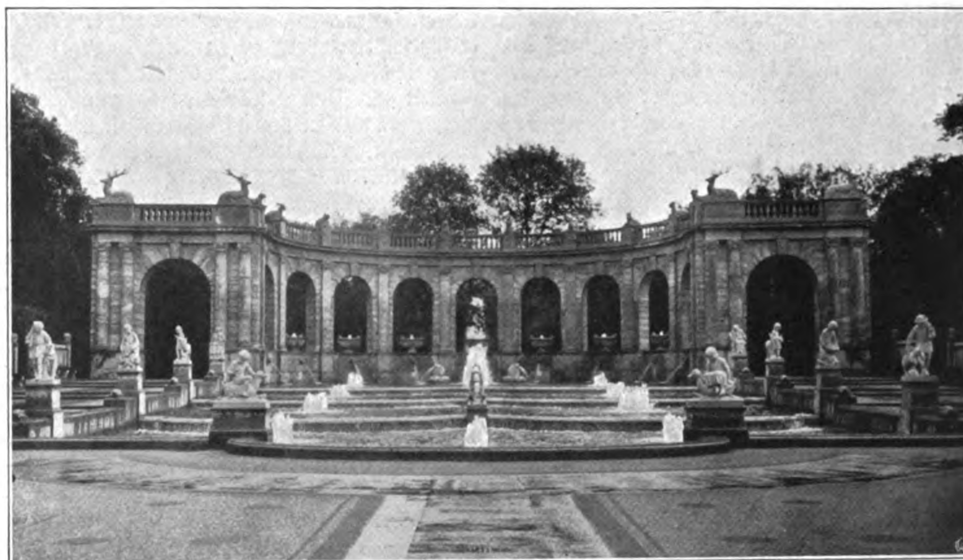
schüler ein Autodidakt, und nicht das Schlechteste von dem, was er später leistete, verdankt er jenen harten Jahren. Da wurde 1875 Pauwels, wieder ein Belgier, an die Dresdner Akademie berufen, und bald sah man, wie überall neue Frische in den verstaubten Betrieb kam, zumal als durch ihn auch noch Leon Pohle hingezogen wurde. Diese beiden waren es, die die neue Blüte der Anstalt vorbereiteten. Auch Schröder fühlte nun doch wieder den Trieb zur schulgerechten Weiterbildung in sich erwachen. Er meldete sich alsbald als Schüler bei Pauwels und wurde mit dem Ungarn Deutsch, der aus München kam, als sein erster Komponierschüler aufgenommen. Sechs Jahre hat er noch unter dem Meister studiert: die Welt und seine Kunst erschienen ihm unter dessen Augen ganz neu zu erblühen, stark und nachhaltig ist der Einfluß gewesen, den Pauwels auf ihn ausgeübt hat.

Aus dem Schüler aber wurde allmählich ein Mitarbeiter. Unter anderm zog Pauwels ihn zu der Ausführung der Monumentalbilder heran, die er im Auftrage des belgischen Staates in Ypern auszuführen hatte, und ward so die Veranlassung, daß Schröder dort wie auf der sich anschließenden Studienreise durch Belgien und Holland die ersten entscheidenden Anregungen zu der Schaffensart empfing, die er heute noch hauptsächlich pflegt. Die altniederländischen Kleinmaler taten es ihm an. Aber während ihn anfangs die pikante Stoffmalerei der Terborch, Metsu, Mieris und Slingeland reizte, befreite er sich später, als die modernere Richtung siegte, mehr und mehr davon und hielt sich an die feineren Vorbilder Pieter de Hoochs und Jan Vermeers, die den neuen Bestrebungen mit ihren malerischen Problemen vieles schon vorweggenommen hatten.

So ist in Schröders neueren Bildern traditionell eigentlich nur noch der Gegenstand und das Kostümliche, während das Malerische im engeren Sinne, also vor allem die Beleuchtungsprobleme, auf eigner, moderner Anschauung fußen, wie diese denn auch wohl immer den eigentlichen Sporn zum Werke geben. Daraus erklärt es sich, daß seine jetzigen Bilder auch von Künstlern und Kritikern streng modernen Geschmacks, die von „Kostümbildern" sonst nichts wissen wollen, beachtet und geschätzt werden; der Kunsthandel, vornehme Kunstfreunde und Sammler waren schon längst Freunde seiner Kunst, auch einige Museen (Magdeburg, Duisburg u. a.) hatten bereits Werke von ihm erworben. Neben dem „Genre" hat Schröder früh auch das Bildnis gepflegt, und seit ihm 1905 die Münchner Internationale Ausstellung die zweite Goldene Medaille auf ein Porträt seiner Frau zuerteilt hat, fühlt er sich darin nur noch ermuntert. Doch auch Landschafts- und Stillebenmalerei treibt er zeitweise, schon um sich für sein eigentliches Gebiet immer wieder zu erfrischen und einer gefährlichen Einseitigkeit vorzubeugen.



Albert Schröder: **Am Wehr.**



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin.

Der Märchenbrunnen am Friedrichshain in Berlin.

Julius Exter ist ein Sohn der Rheinpfalz (geb. 1863 in Ludwigshafen). Nach einem kurzen Studium an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg kam er an die Münchner Akademie zu Streichhuber und Alex. von Wagner, malte schon als Zwanzigjähriger die damals viel beachteten Bilder „Dritter Klasse“ und „Krokettspiel“ und einige Jahre später, nach einem Aufenthalt in Italien, „Welle“ und „Adam und Eva“. Noch bekannter wurde er durch sein Mitte der neunziger Jahre gemaltes Bild „Charfreitag“, das denn auch bald darauf die Pinakothek erwarb, und durch eine Kreuzigung, mit der er zur Tempera überging. Das technische Experimentieren stak diesem Künstler überhaupt im Blute: wie er sich mitten unter seinen malerischen Erfolgen schon früher der Plastik zugewendet hatte, so verfolgte er in Übersee und Chiemsee, wo sich der junge Ehemann 1898 für zehn Jahre niederließ und eine große Anzahl religiöser, bäuerlicher und figürlicher Bilder malte, mit emsigem Fleiß und mit Hilfe historischer Studien weiter die Vervollkommnung der Temperatechnik und erfand schließlich ein Malverfahren, das darauf beruht, Harz mit Wasser zu verbinden, wodurch eine stärkere Lichtbrechung erzielt und der Farbe Tiefenlicht gegeben wird. 1900 erhielt Exter für sein Bild „Das Glück der Ehe“ die Große goldene Medaille und wurde zum Ehrenmitglied der Bayrischen Akademie ernannt, eine Anerkennung, der einige Jahre später der Professortitel folgte. — Die von uns wiedergegebene „Obsternte“, 1908 entstanden, als der Maler schon wieder nach München zurückgekehrt war, zeigt die ganze kernige Frische und gesunde Fülle der Exterschen Malerei. Man sieht ihr die Vertrautheit mit der Natur an, die sich der Künstler während seines langen Aufenthalts in Übersee erworben hat, und die er auch jetzt in seiner dort den Sommer zubringenden Malschule als kostbarstes Gut des Künstlers pflegt.

Mit Hans Bremers „Festtag auf dem Lande“, den wir farbig wiedergeben, weil seine Schönheit im wesentlichen auf der Heiterkeit der Farbe beruht, rufen wir den Lesern einen jungen Berliner Maler in die Erinnerung, von dem wir schon mehrmals Kunstblätter gebracht haben, jüngst, im Aprilheft, das hessische Kirchenbild „Nach dem Gottesdienst“. Diesmal ist es eine norddeutsche Landschaft, die Bremer, der Kallmorgen-Schüler, gewählt hat, und wenn wir nach der Luftstimmung urteilen dürfen, eine, die nicht allzuweit von der See entfernt ist. Wir möchten an die Unterelbe denken, an irgendein kleines, weltfremdes Dorf da oben, das sich seine Ursprünglichkeit und Bescheidenheit bewahrt hat und das sich nun, ganz für sich und in sich selber selig, nach all den vielen schweren Werkeltagen des arbeitsreichen Sommers geputzt und geschmückt hat, ohne es vielleicht zu ahnen, daß irgendwo hinter einer verschwiegenen Hecke so ein Maler sitzt, emsig bei der Arbeit, diese naive Farbenfröhlichkeit, zu der der Himmel seinen sichtlichen Segen gibt, auf der Leinwand festzuhalten.

Zu ganz andern Zielen als dies idyllische Bild strebt Alfred Lüdkes „Sommerlied“. Was dort wie Schalmei und Flöte klingt, ertönt hier wie Orgelton voll feierlicher Größe. Auf dem Wege zu einer neuen beseelten Stilkunst der Landschaft, den Lüdke mit einer charaktervollen

Stetigkeit und Selbstzucht innehält, bedeutet dieses neuere Gemälde einen bemerkenswerten Fortschritt. Als wir im Aprilheft 1911 den illustrierten Aufsatz (von Uhde-Bernays) über Lüdke veröffentlichten, einen der ersten, die über ihn erschienen, konnte man noch fragen: Wer ist Alfred Lüdke? Heute, namentlich nach seiner großen Weimarer und neuerdings nach seiner Bonner Kollektivausstellung, wissen alle Kunstfreunde, die sich nach einer Vertiefung, einem neuen geistigen Idealismus, einer großzügigen Monumentalität und Vereinfachung unsrer Malerei sehnen, was er dieser Sehnsucht schon gegeben hat und noch weiter zu geben verspricht.

Das Aquarell „Goethes Gartenhaus" mögen sich die Leser als ein Gedenkblatt zum 28. August, Goethes Geburtstag, gefallen lassen. Führt es uns doch an die Stätte, zu der „Wohnung des Friedens", wo der Dichter in schöpferischer Einsamkeit die glücklichsten Stunden seines Lebens genossen hat, wo er sechsundfünfzig Jahre aus und ein gegangen ist, wo er so manche warme Sommernacht auf dem Altan im Freien geschlafen hat, nur in seinen blauen Mantel gehüllt, während Blitz, Donner und Regen um ihn tobten oder der Sternenhimmel, bei jedem Aufwachen eine neue Augenlust, über ihm strahlte oder die erste Morgenhelle sich mit dem Mondschein zu einem seltsamen fahlen Lichte mischte. 1828 schrieb er unter eine Zeichnung des inzwischen renovierten Häuschens die Verse:



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin.

Vom Märchenbrunnen am Friedrichshain in Berlin: „Rotkäppchen mit dem Wolf" von Ignatius Taschner.

Übermütig sieht's nicht aus,
Dieses stille Gartenhaus;
Allen, die darin verkehrt,
Ward ein guter Mut beschert.

Der Maler des Bildes, Kurt Jaeckel, 1883 in Goethes Vaterstadt geboren, empfing seine künstlerische Ausbildung im dortigen Städelschen Institut; durch kürzeren und längeren Aufenthalt in Italien, Belgien, Holland und England erwarb er sich, im wesentlichen autodidaktisch, seine Selbständigkeit. Jetzt lebt und schafft er, eine zum ernsten Sinnen geneigte Natur, in zurückgezogener Thüringer Waldstille, und es paßt gut zu seiner Art, daß er neben einer Reihe natursymbolischer Bilder nicht zuletzt durch den Buchschmuck zu Lienhards Werken, inbesondere den „Wegen nach Weimar", bekannt geworden ist.

Zwei Mattkunstdrucke sind landschaftlicher Natur, beide von balladenhafter Stimmung umwittert. Gespensterhaft fast steht Karl Leipolds Rolandsmühle da, ein altes düsteres Gemäuer, das doch der Zeit noch viel Trotz und Kraft entgegenzusetzen scheint. Inzwischen ist die (bei Magdeburg gelegene) Mühle ein Raub der Flammen geworden; um so wertvoller, daß Leipolds schönes Blatt uns ihr Bild erhalten hat. Bescheidener, in die Baumgruppen gleichsam wie in ein warmes Nest geschmiegt, wirkt Otto Gamperts „Alte Burg im Jagsttal". Wie die schwäbische Landschaft überhaupt, macht auch sie keinen Anspruch auf Erhabenheit und Größe.



Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin.

Vom Märchenbrunnen am Friedrichshain in Berlin „Der gestiefelte Kater" von Ignatius Taschner.

Aber gerade dadurch wird sie zu einer echten Vertreterin dieser mit so vielen historischen Erinnerungen durchwirkten Gegend, die den Reisenden immer wieder an die liebe Nachromantik der schwäbischen Sänger erinnert. Gampert, heute ein Siebzigjähriger, stammt aus der Schweiz und war praktischer Arzt, bevor er sich der Kunst widmete. Bei den Schweizern Frölicher und Stäbli ausgebildet, wendete er sich hauptsächlich der Stimmungslandschaft zu, wofür er die Motive mit Vorliebe in Münchens Umgebung, am Bodensee und in Württemberg fand.

Franz Multerers Interieurbilder sind den Lesern schon aus mehr als einer Probe bekannt; namentlich die beiden Prachtsäle aus Nymphenburg (Oktoberheft 1911) werden noch in gutem Gedächtnis sein. Der „Geigenspieler" erinnert in seinem blausilbernen Ton ein wenig an den Silbersaal aus der Amalienburg, dessen Wiedergabe damals viel Entzücken hervorgerufen hat. In der Tat stammt das zugrunde liegende Raummotiv aus derselben Gegend, Zeit und Stilperiode, aus dem reinen Rokoko des einen Kabinetts, das im erzbischöflichen Palais zu München noch heute in seiner alten Pracht und Herrlichkeit erhalten geblieben ist. Multerer hat in dieses Interieur eine beherrschende Figur gesetzt und streng darauf geachtet, daß sie sich in Kostüm und Haltung ihrer Umgebung genau anpaßt. Aber auch die Lichtbehandlung und die pastose Maltechnik müssen diesem Stil gehorchen; das eigentümliche Blinken und Flimmern, das den Rokokoornamenten eigen, ahmen sie getreulich nach.

Mit Robert Engelhorns Bildnis „Meine Tochter" machen wir die Bekanntschaft eines Malers, auf den die Blicke der Öffentlichkeit erst in jüngster Zeit gelenkt wurden, als es ihm gelang, in Baden-Baden unter Mithilfe von Staat, Stadt und zahlreichen Kunstfreunden die Gründung einer lediglich deutschen Kunstausstellung zu erreichen, in der der Hauptgrundsatz ist, alle zugelassenen Künstler ohne besondere Berücksichtigung der einzelnen Gruppen gleichmäßig zur Geltung kommen zu lassen. Vielleicht brauchte es wirklich eines schöpferischen Künstlers, um diesem gesunden Prinzip zum Siege zu verhelfen. Der es durchsetzte, steht heute auf der Höhe seines Lebens und Schaffens. Im Jahre 1856 als Sohn des Kommerzienrats F. Engelhorn, des späteren Begründers der Badischen Anilin- und Sodafabriken, in Mannheim geboren und in einer kinderreichen Familie aufgewachsen, erbte er vom Vater, der als Juwelier seine Laufbahn begonnen hatte und aus dieser Zeit schöne, kunstvollendete Arbeiten hinterließ, wohl den Sinn für künstlerische Betätigung. Doch in der ausgesprochenen Kaufmannsstadt und in einem Kreise, dessen Interessen praktischen Zielen zugewendet waren, erhielt seine Neigung für die Kunst zunächst wenig Förderung. Nachdem er in Mannheim das Realgymnasium besucht hatte, ging er 1877 nach Karlsruhe auf die Kunstakademie zu Professor Hildebrand und folgte diesem nach Ablauf von zwei Jahren nach Berlin, um nach abermals vier Jahren einen einjährigen Aufenthalt in Paris zu nehmen. 1886 machte er sich in München ansässig, wo er durch häufigen Studienaufenthalt in den Bergen und durch vertrauten Verkehr mit der prächtigen oberbayrischen Bevölkerung bald zu Schilderungen aus dem bäuerlichen Leben angeregt wurde. In die Zeit allgemeinen Gärens, der Entstehung der Sezession und der Bildung verschiedener Gruppen innerhalb der Münchner Künstlerschaft fiel der Tod seiner ersten Frau, die ihm nach dreijähriger glücklicher Ehe entrissen wurde. Dieses große Leid, zusammen mit den durch die Parteiungen unter den Künstlern einreißenden unerquicklichen Verhältnissen, wirkte lange drückend und lähmend auf Engelhorns Arbeitskraft. Er sehnte sich von München fort und glaubte der Kunst ganz entsagen zu müssen. Erst nach dreijährigem Aufenthalt in Überlingen am Bodensee und dank dem Geschick, das ihm in einer neuen Ehe ein beglückendes Familienleben schenkte, fand er wieder die Ruhe der Seele, um sich von neuem mit erstarkter Kraft der Kunst zuzuwenden. Die schöne Umgebung des Bodensees regte ihn zu ersten landschaftlichen Versuchen an, aus denen ihm später die Liebe für die Landschaft seiner engeren Heimat, des Schwarzwaldes, erwachsen ist.

Wir fügen diesen Notizen über „Kunst und Künstler" drei Ansichten des nun endlich enthüllten Märchenbrunnens ein, den der Berliner Friedrichshain, ein Volkspark im Osten der Stadt, dem Architekten Ludwig Hoffmann verdankt. An öffentlichen Denkmälern fehlt es unsrer Reichshauptstadt gewiß nicht, aber nur wenige hat sie bisher, die sich diesem neuesten an gelungener Gesamtarchitektur und guter Einzelplastik vergleichen können. Sein Schmuck und Ehrenkleid aber ist seine Volkstümlichkeit. Namentlich die zehn Gruppen des Beckenrandes, in denen Ignatius Taschner mit viel Schelmerei und Grazie die bekanntesten deutschen Märchengestalten dargestellt hat, versprechen bald ein Entzücken der Berliner Kinderwelt zu werden. F. D.

Verantwortliche und leitende Redaktion: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Wilhelm-Hauff-Straße 5.
Redaktionsvertretung und verantw. Redaktion für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

An unsre Leser!

Mit größerer Spannung als sonst wohl werden unsre Leser, wenn sie mit diesem Heft das letzte des alten Jahrgangs aus den Händen legen, dem nächsten, das an der Schwelle eines neuen Jahrgangs steht, entgegensehen, und der Wunsch wird vielleicht in ihnen rege werden, etwas von dem zu erfahren, was die nächsten Monatshefte und mit ihnen der neue 58. Jahrgang bringen werden. – Da sind zunächst

die beiden großen Romane des kommenden Jahrgangs:

Der versunkene Stern. Von Heinrich Lilienfein.
Die Freier der Susanne von Duff. Von El-Correï.

In **El-Correïs Roman „Die Freier der Susanne von Duff"** stehen sich zwei Männer gegenüber, die ungeachtet ihrer völligen Wesensverschiedenheit Freunde sind, der eine, ein Deutscher, ein Mensch der modernen Gegenwart – wurzellocker, und dennoch voll drängender Kraft und gesunder Selbstsucht, der andre ein Florentiner, ein Renaissancemensch des Geistes – abgeklärt und nahe der Verklärung. Zwischen beide Männer tritt ein deutsches Mädchen von ursprünglicher Frische, schlicht, echt, ja alltäglich. Begehrt von dem Kraftmenschen, wird sie, der Lebensnot gehorchend, die Gattin des Florentiners. Allein die erdhaft geartete, wahrhafte Natur des jungen Weibes wehrt sich gegen die ihr fremde Umgebung, wehrt sich gegen die Leidenschaft und die Gedankenwelt des Mannes, dessen hochkultiviertes Menschentum ihr unverständlich bleibt und das endlich auch den Konflikt mit jenem Heroismus löst, der echt florentinischen Geistes ist.

Heinrich Lilienfeins neuer Roman „Der versunkene Stern" stellt in den Mittelpunkt seiner Handlung eine junge Frau, die in der Ehe mit dem Mann, dem ihre erste schwärmerische Mädchenliebe galt, vergebens ihr Glück erhofft. Was sie sucht, glaubt sie schließlich in einem neuen Freundeskreis zu finden, der abseits vom Alltag, in vollem Gegensatz zu ihrer bisherigen engen Umwelt nur Kunst und Schönheit, ein absolutes, erdfernes Ästhetentum pflegt. Leidenschaftlich erfaßt sie das Neue; sie bricht mit dem Vergangenen, wirft sich begeistert in den Reigen der Schönheit, um endlich zu entdecken, daß hinter dem lockenden Spiel ästhetischer Kultur sich kühler Egoismus und feige Flucht vor der Wirklichkeit verbergen. Die zweite größte Enttäuschung ihres Lebens droht sie völlig aus der Bahn zu werfen, bis schließlich die Hand eines wirklichen Freundes ihr aus der Wirrnis ihres Lebens hilft. Sie erkennt die Unrast ihres innersten Wesens und findet in schmerzensreicher Entsagung den Weg zu reifem, in sich selbst geklärtem Menschentum.

Den beiden Romanen schließen sich

Novellen und Erzählungen

bekannter Schriftsteller an, so **„Maddalena Gondi"** von Franz Karl Ginzkey, **„Die Hand Gottes"** von Adele Gerhard, **„Die steinernen Augen"** von Georg von der Gabelentz, **„Peterl. Eine Erzählung aus den Bergen"** von Helene Raff, **„Ein Wort"** von Hildegard von Hippel, **„Mon repos"** von Ossip Schubin u. v. a.

Als größere illustrierte Aufsätze

können wir zunächst folgende anführen, die meist alle reich und mannigfaltig, ja zum Teil farbig illustriert sind:

Friedrich Kallmorgen. Von Felix Lorenz.
John Quincy Adams. Von Arthur Roeßler.
Der Kavalier. Eine Gesellschaftsstudie von Eduard Glock.
Kiderlen-Wächter, der Diplomat als Mensch. Von George Cleinow.
Das Reiterdenkmal. Von Dr. Valentin Scherer.
Jenny von Bary-Doussin. Von Dr. Richard Sexau.
Aus dem dritten Rom. Von Eugen Guglia.
Braunfels. Von Gustav Diercks.
Benno Elkan. Von Dr. Arnold Fortlage.
Neue Frauenberufe. Von Jarno Jessen.
Generalfeldmarschall Graf v. Haeseler. Von Generalmajor z. D. v. Voß.

Diese Illustrationsaufsätze werden ergänzt durch folgende

Essays, Abhandlungen, Plaudereien, Denkwürdigkeiten:

Blücher. Vom Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz.
Erinnerungen eines Lützowers von 1813. Zum ersten Male veröffentlicht.
Gustav Frenssen. Von Dr. Hanns Martin Elster.
Die Elektrisierung der Eisenbahnen. Von Arthur Fürst.
Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte. Von Prof. Dr. Bergmann.
Der deutsche Kaufmann im Auslande. Von Adolf Teutenberg.
Kleptomanie. Eine medizinisch-kriminalistische Studie von Dr. L. Scholz.
Der Beruf des Arztes. Von Dr. Albert Moll.
Vom philosophischen Zeitgeiste. Von Dr. Otto Gramzow.
Die Seele im Haushalt. Eine wirtschaftliche Studie von Dr. Alex. Elster.
Stilles Land. Ein Herbstbild von August Trinius.
Frankreichs philosophische Lyriker. Von Sigmar Mehring.

In der Hoffnung, mit diesen Stichproben die Leser überzeugt zu haben, daß ihrer auch im neuen Jahrgang eine Fülle mannigfachster Anregungen, literarischer wie künstlerischer Genüsse wartet, bitten wir um Weiterbezug von Westermanns Monatsheften und um deren Empfehlung im Bekannten- und Freundeskreise.

Redaktion und Verlag
von Westermanns Monatsheften
Braunschweig und Berlin.

Westermanns Monatshefte





Juni 1913

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

57. Jahrg. Preis: 1½ Mark Heft 10


KELLNER!
EIN GLÄSCHEN
BÉNÉDICTINE
SOFORT
MEIN HERR!
SEM

Westermanns Monatshefte





Juli 1913

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

57. Jahrg. Preis: 1½ Mark Heft 11

Westermanns Monatshefte





August 1913

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Rene SIMAY 10

CHAMPAGNE STRUB

Blankenhorn & Co.
St. Ludwig

steht heute als inländische Qualitätsmarke mit an führender Stelle, da das Publikum je länger desto mehr zur Einsicht kommt, daß ein im Inlande mit Weinen der Champagne erstelltes Produkt mit den großen französischen Marken in jeder Hinsicht konkurrieren kann.


KELLNER!
EIN GLÄSCHEN
BÉNÉDICTINE
SOFORT
MEIN HERR!
SEM

366
692
440
451
-5